



Illustrierte
Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1896.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.
Franz Eipperheide.

Katzler 1896

H. KA. SEBEHO

V
203
3

Inhalts-Verzeichniß.

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

Romane, Novellen und Skizzen.

- Der Sohn aus der Fremde. Humoristische Novelle von Albert Koderich. 1, 9, 17, 25, 33.
Die Alten. Eine Neujahrs-Geschichte von Alfred Gaspary. 3.
Sylvester-Spuk. Von E. Gruchow. 6.
Der Girtel. Von Gustav Johannes Krauß. 11.
Sigrid. Skizze aus Norwegen von H. Fries-Schwenzen. 19.
Die Affaire von St. Vincent. Von Wanda Bartels. 28.
Sibbigegei. Eine Geschichte aus der Carnevals-Zeit von Alwin Römer. 30, 35.
Von der Garde zur Linie. Skizze aus dem Soldatenleben von E. von Schimmelpfennig von der Dfse. 36.
Invasion. Novelle von Goswina von Berlepsch. 41.
Fanal el Kebir. Ein Abenteuer im Mittelmeer von Theodor Simons. 43.
Der Radmeister von Bordenberg. Von Arthur Achleitner 49, 57, 65, 73.
Fräulein Tipp. Skizze von Theodor Duimachen. 51.
Archie's Opfer. Aus dem Englischen überfetzt von Albrecht Bisfeld. 59.
Teodofia Gorkhynowa, die Veterin von Moskau. Skizze aus dem modernen Rußland von E. Eschricht. 67, 75, 83.
Geld! Novelle von Paul Schellhas. 81, 89.
Der Todte. Skizze von L. Bärkner. 86.
Susis Ehe. Skizze von Egon von Feldern. 92.
Die Tochter der Herodias. Novelle von Lisa Baltica. 97, 105, 114, 121.
Um ein Wort. Novelle von Lenka von Egidy. 99, 108.
Excellior. Von Wilkins Micawber. 102.
Das Rehtel-Los. Aus dem Spanischen der Doña Emilia Pardo Bazán übertragen von Elsa Kroll. 111.
Das Schloß. Erzählung von Eva Tren. 116, 127.
Tod und Leben. Von M. Rehme. 118.
Der gute Bruder. Novelle von A. von der Elbe. 123.
Die Pantoffelblume. Ein Märchen von Clara Bogdanowa. 126.
Das Besinnen. Von Charlotte Niese. 129, 137.
Ein Kreuzgang. Von Christian Elster. Aus dem Norwegischen überfetzt von Frida Schanz. 131, 139.
Hinter den Coullissen. Plauderei von Robert Nisch. I 134, II 191.
Wie ich bicyclet lernte. Von H. Nerthus. 135.
Genella. Novelle von A. Noél. 145, 153, 161, 169.
Admet dalla Kim. Eine Skizze aus Kurland. Von Gräfin B. von Brandenburg. 148, 156.
Ein seltsames Glück. Aus dem Spanischen der Emilia Pardo Bazán übertragen von Elsa Kroll. 150.
Die Handschuhe der Kaiserin. Von E. von Schimmelpfennig. 158.
Die Rechnung ohne den Wirth. Von Hermine Billinger. 166, 172.
Zu verkaufen. Novelle von Alexander Baron von Roberts. 177, 186.
Ein Herbstbild. Skizze von M. Schmidt-Carlrow. 180.
Ohne Wunsch. Eine Weihnachtsgeschichte von Marie von Olfers. 185.
Aus dem Hamburger Dom. Plauderei von Ilse Frapan. 190.

Gedichte.

- Neujahr. Von Johannes Wilda. 1.
Schneefall. Von Gioseub Carduci. Aus dem Italienischen übertragen von W. von Schuehen. 14.
Insel der Seligen. Von Dorothee Goebeler. 27.
Sankt Jürgen. Von Gustav Falke. 39.
Evangelium Lucä 5. Von Gustav Johannes Krauß. 51.
Pflingtabend. Von Frida Schanz. 78.
Der Philosoph. Von Johannes Wilda. 88.
Der hoastliche Bua. Von Julie Denk. 112.
Junge Liebe. Von Maria Solina. 120.
Erinnerung. Von Carl Busse. 136.
Nachtgedanke. Von Johannes Wilda. 151.
Du aber kamst nicht! Von Dorothee Goebeler. 183.
Weihnachtswunder. Von Frida Schanz. 191.

Biographisches.

- Erzherzogin Kätissin Maria Annunziata von Oesterreich. Von Natalie Brud-Auffenberg. 8.

- Helene Lange. Beiblatt zu Heft 1.
Johann Heinrich Pestalozzi und die Frauen. Von Director Dr. Freyenberg. 14.
Friedrich Haase. Von Eugen Zabel. 23.
Zwei Lieblinge der Mufen. Jean Gérardy und Bronislaw Hubermann. Von Ernst Wolff. 39.
Drei deutsche Bühnen-Schriftstellerinnen. Adelheid Weber, Elsa Bernstein und Olga Wohlbrück. Von G. von Piereß und Wilkau. Beiblatt zu Heft 5.
Aus dem Herzensleben einer deutschen Dichterin. Studie von Moriz Brasch. 46.
Großherzogin Elisabeth von Oldenburg. 48.
Erzherzog Franz Salvator und seine Kinder. Von Natalie Brud-Auffenberg. 55.
Karl Reinthaler. 56.
Ludwig Gabilson. 56.
Karl Leberecht Immermann. Ein Gedenkblatt von Elsa Kroll. 63.
Ambroise Thomas. 64.
Josef Stöckbauer. 72.
Mrs. Humphrey Ward. 88.
Gräfin Morosini. 95.
Clara Schumann. Von Richard Schott. 102.
Eine deutsche Dichterin. (Holde Kurz.) Von Th. Vener. 119.
Hans Christian Andersen. Von Julie Halle. 124.
Harriet Beecher-Stowe. 128.
E. Junder. Beiblatt zu Heft 18.
Amanda Lindner. Von Eugen Zabel. 151.
Kronprinz Victor Emanuel von Italien und seine Braut, Prinzessin Helene von Montenegro. 152.
Graf August von Platen. Von Dr. Felix Poppenberg. 158.
Franceschina Prevosti. Von A. Hünzer. Beiblatt zu Heft 20.
Alexander Baron von Roberts. Von Paul von Szczepeński. 163.
Lisi Dreßler. Von Paula Margarethe Reber. 183.

Natur, Kunst, Altes und Neues.

- Orchideen. Von Professor Dr. Goebel. 7.
Der Schuh. Von August von Heyden. 15, 32, 40, 47, 55.
Ein Selbstbildniß Rembrandt's. Von Franz Hermann Reihner. 22.
Neuere englische Bücher. Von Elsa Kroll. 23.
Ein Tag aus dem Leben einer modernen Pariserin. Plauderei von A. Brunnemann. 31.
Ueber Schöpfung. Plauderei von H. von Otto-Kredwiz. 38.
Literarische Streifzüge. Von Dr. Felix Poppenberg. (I—V im Jahrgang 1895) VI. 39, VII. 95, VIII. 175.
Pariser Plauderei. Von Käthe Schirmacher. (I. im Jahrgang 1895.) II. 46, III. 78.
Das Märchenpiel „Die blonde Kathrein“. Von Ludwig Hartmann. 47.
Som Berliner Künstlerinnen-Fest. Beiblatt zu Heft 6.
Königliche Strahlen. Von Dankmar Schulz-Hende. 54.
Das Reuberin-Haus in Laubegast. Beiblatt zu Heft 7.
Zur Eröffnung der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Von Walther Schall. 62.
Aus dem Leben der altägyptischen Kinder. Von Theodor Garten. I. 63, II. 87.
Zum 200jährigen Jubiläum der Königl. Akademie der Künste zu Berlin. Von Richard Schott. 70.
L'art nouveau. Von J. Meier-Graefe. 71.
Der Kaiser Wilhelm-Orden. Beiblatt zu Heft 9.
Ein Tiroler Freiheitspiel. Von Dr. Felix Poppenberg. 79.
Photographie in natürlichen Farben. Von Dr. Cl. du Bois-Reymond. 79.
Wiener Villen-Colonien und Sommerfrischen. Von Leo Gerhard. 87, 110.
Aus der Wiener Gesellschaft. Von Natalie Brud-Auffenberg. Beiblatt zu Heft 11.
Londoner Briefe. Von Henriette Jastrow. (I—II im Jahrgang 1895) III. 94, IV. 167.
Hermann Obrist. Von Julius Leßing. 96.
Liebhaber-Photographie. Von Franz Gebrian. 103.
Von der Casseler Versammlung des Bundes deutscher Frauenvereine. Von Dr. A. G. 103.
Fächer. Von August von Heyden. 104.

- Aus der Berliner Gesellschaft. Beiblatt zu Heft 13.
Wirthschaftliche Frauen-Hochschulen. Von Gertrud Hermes. 110.
Die Damen im heutigen China. Von A. Bernard. 111.
Aus der Berliner Gesellschaft. Beiblatt zu Heft 14.
Ein italienisches Seebad und seine Umgebung. Von Catharina von Doering. 119.
Kunst und Mode. Von J. Meier-Graefe. 126.
Baugemälde zu einem Speisesaal. Von H. Schelling.
Aus der Wiener Gesellschaft. Beiblatt zu Heft 16.
Frauen-Reliquien auf der Millenniums-Ausstellung. Von M. v. Fäyl-Hentaller. 135.
Französische Ansichten über deutsche Frauen. Plauderei von A. Brunnemann. 142.
Ein untergegangener Welt-Handelsplatz. Von Johannes Wilda. 143.
Die „böse“ Stiefmutter. Eine psychologische Studie von Dorothee Goebeler. 144.
Eine Betrachtung zu dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch des deutschen Reiches. Von Dr. J. Leuthold. 144.
Aus der Gesellschaft. Beiblatt zu Heft 18.
Röbel der Königin Marie Antoinette. Von Julius Leßing. 151.
Der St. Bernhardshund. Von E. von Otto-Kredwiz. I. 156, II. 164.
Aus der Hauptstadt Liguriens. Von A. Caspary. 159.
Von feinsten Spizengarnen und echten Spizen. Von Carl Stiehler. 167.
Die internationale Ausstellung für Amateur-Photographie in Berlin. Von Paul von Szczepeński. 174.
Die Bibliothèque Nationale in Paris. Von K. Schirmacher. 175.
Eine Vermählung im österreichischen Kaiserhause. Von Natalie Brud-Auffenberg. 176.
Som Internationalen Frauen-Congress in Berlin. Beiblatt zu Heft 22.
Die Vermählung des Erbgroßherzogs von Oldenburg. Von Otto Preuß. 182.
Der Handschuh. Eine Plauderei von Heinrich Theen. 182.
Fünzig Jahre eines deutschen Dichters. (Julius Grosse). Von Paul von Szczepeński. 191.

Kunstgewerbliches.

- Tablet mit norwegischem durchsichtigen Email. Beiblatt zu Heft 3.
Stehspiegel mit Intarsia-Malerei. Beiblatt zu Heft 4.
Beischemel mit Brandmalerei. Beiblatt zu Heft 8.
Thee- und Kaffee-Service. Beiblatt zu Heft 10.
Fächer mit Malerei. Beiblatt zu Heft 15.
Mappe mit Aufnahm-Arbeit. Beiblatt zu Heft 17.
Panneau oder Diensthirm mit Malerei und Sticker. Beiblatt zu Heft 19.
Ziergläser. Beiblatt zu Heft 23.
Standuhr mit Kerbschnitt. Beiblatt zu Heft 24.

Verschiedenes.

- In den Lofoten. 8.
Neujahrsabend. 8.
In den Dünen. 16.
Die Erwartung. 16.
Manipuris beim Polo-Spiel. 16.
Morgen in Norwegen. 24.
Kinder Flora's. 32.
Märztage am Gardasee. 40.
Holländisches Fischerdorf. 48.
An der Spitalpforte. 48.
Zigeunerin. 56.
Frühlingsfest. 64.
Bei den Pflege-Eltern. 71.
Morgenandacht. 72.
Frühling. 80.
Der Rai ist gekommen! 80.
In der Sänfte. 95.
Römische Parklandschaft. 95.
Felsenküste bei bewegter See. 104.
Bernerin. 112.
Im Lesewinkel. 120.

19. 16. 58.

Abchied. 120.
 Komm herunter, Feigling! 120.
 Rückkehr von den Prinzen-Inseln. 128.
 Willkommen! 136.
 Enten-Jdyll. 163.
 Verfolgt. 136.
 Die Apfelschälerin. 144.
 October-Abend in der Schwalm. 152.
 Abschied von den Bergen. 152.
 Im Hamburger Hafen. 160.
 Bespernde Rumäninnen. 168.
 Der Ausgang zum Salomonischen Tempel. 168.
 Bauern-Deputation. 176.
 Der Waldsee. 184.
 Jaguar-Jagd. 184.
 Wer kauft? 192.
 Ankündigung des neuen Jahrganges. 192.

Redactions-Post.

Seite 16, 24, 32, 40, 56, 64, 80, 96, 104, 112, 120, 136, 152, 168, 176, 184.

Aus der Frauenwelt.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24.

Die Mode.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24.
 Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung. Beiblatt zu Heft 2, 12, 12.

Handarbeiten.

Beiblatt zu Heft 1 II., 2, 3, 4, 5, 6, 7, 9, 10, 11, 13, 15, 16, 17, 19, 20, 21, 22.
 Künstler-Malerei. Von C. Altmann. Beiblatt zu Heft 7.
 Chromo-Photographie. Beiblatt zu Heft 8.
 Glasgegenstände mit Vorzeichnung zum Bemalen. Beiblatt zu Heft 12.
 Glasäbung. Von C. Altmann. Beiblatt zu Heft 21.
 Photographisches Abziehpapier. Beiblatt II zu Heft 22.
 Weihnachts-Arbeiten. Beiblatt II zu Heft 23, 24.

Literarisches.

Beiblatt zu Heft 1 II., 4, 7 II., 12, 14, 18.

Illustrationen.

Portraits.

Erzherzogin-Hebistin Maria Annunziata von Oesterreich. 8.
 Helene Lange. Beiblatt zu Heft 1.
 Friedrich Haase. Mit Autogramm. 17.
 Rembrandt. Selbstbildniß. 20.
 Jean Gérardy. 33.
 Bronislaw Hubermann. 33.
 Adelheid Weber. Beiblatt zu Heft 5.
 Elsa Bernstein. Beiblatt zu Heft 5.
 Olga Wohlbrück. Beiblatt zu Heft 5.
 Großherzogin Elisabeth von Oldenburg. 41.
 Erzherzog Franz Salvator und seine Kinder. 49.
 Ludwig Gabilon. 49.
 Karl Reinthaler. 49.
 Ambroise Thomas. 60.
 Karl Immermann. Mit Autogramm. 64.
 Josef Stodbauer. 72.
 Gräfin von Waldersee. Beiblatt zu Heft 9.
 Freifrau von Stumm-Halberg. Beiblatt zu Heft 9.
 Frau Wenzel-Heckmann. Beiblatt zu Heft 9.
 Mrs. Humphrey Ward. 88.
 Gräfin Morisini. 92.
 Clara Schumann. 97.
 Gräfin Vidy von Gehler. Beiblatt zu Heft 14.
 Comtesse José von Königsmark. Beiblatt zu Heft 14.
 Holde Kurz. Mit Autogramm. 113.
 Harriet Beecher-Stowe. 124.
 Comtesse Wanda Baden. Beiblatt zu Heft 16.
 Comtesse Niente Numerkirch. Beiblatt zu Heft 16.
 Prinzessin Essie Fürstenberg. Beiblatt zu Heft 16.
 C. Zunder. Beiblatt zu Heft 18.
 Prinzessin Helene von Montenegro. 145.
 Kronprinz Victor Emanuel von Italien. 145.
 Amanda Lindner. Mit Autogramm. 148.
 Graf August von Platen. 160.
 Franceschina Prevosti. Beiblatt zu Heft 20.
 Alexander Baron von Roberts f. 161.
 Philipp, Herzog von Orleans und seine Gemahlin Maria Dorothea, Erzherzogin von Oesterreich. 176.
 Ottilie Baroness von Bisfram. Beiblatt zu Heft 22.
 Frau Dr. med. J. Krajewska. Beiblatt zu Heft 22.
 Erbgroßherzogin Elisabeth von Oldenburg. 177.
 Erbgroßherzog Friedrich August von Oldenburg. 177.
 Ali Drehler. Mit Autogramm. 184.

Religiöses.

Evangelium Lucä 5. Von Gustav von Cederström. 52.
 Weihnachtswunder. Von J. Rinner. 189.

Geschichtliches.

Die Affaire von Cabo St. Vincent. Von Hans von Bartels. 29.

Aus der Gegenwart.

Schoßhunde. 37 (10).
 Vom Berliner Künstlerinnen-Fest. Beiblatt zu Heft 6 (5).
 Röntgen'sche Strahlen. 53 (5).
 Das Neuberin-Haus in Laubegast. Von A. Reinhardt. Beiblatt zu Heft 7.
 Zur Eröffnung der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Von A. Blund. 57 (2), 60 (3).
 L'art nouveau. 69 (3), 72.
 Aus der Wiener Gesellschaft. Beiblatt zu Heft 11 (2).
 Hermann Obrist. 96 (2).
 Drei Fächer. Von Johanna Ewald. 101.
 Aus der Berliner Gesellschaft. Beiblatt zu Heft 13.
 Möbel der Königin Marie Antoinette. 152 (2).
 Preisgekrönte Bernhardiner Hunde. 156 (4), 165 (9).
 Die internationale Ausstellung für Amateur-Photographie in Berlin. 169 (2), 172 (2).

Land und Leute.

In den Lofoten. Von A. Normann. 4.
 In den Dünen. Von S. Petersen-Angeln. 9.
 Manipuri's beim Polo-Spiel. Von Hugo Ungewitter. 13.
 Morgen in Norwegen. Von L. Stramstad. 21.
 Märztag am Garba-See. Von Hermann Hartwich. 36.
 Holländisches Fischerdorf. Von Hans Herrmann. 44.
 Wiener Villen-Colonien und Sommerfrischen. Von D. Günther-Naumburg. 84 (3), 85 (3), 108 (4), 109 (3), 112.
 Römische Parlandschaft. Von Max Roeder. 93.
 Felsenküste bei bewegter See. Von August Reinhardt. 100.
 Bernerin. Von Emma von Müller. 105.
 Rückkehr von den Prinzen-Inseln. Von Th. von der Beeck. 125.
 Bisby. Von D. Günther-Naumburg. 138 (2), 140 (4).
 October-Abend in der Schwalm. Von H. K. von Bollmann. 145.
 Im Hamburger Hafen. Von Gustav Wendling und Carl Beder. 158.
 Bespernde Rumäninnen. Von Dora Hip. 161.
 Ausgang zum Salomonischen Tempel. Von G. Bauernfeld. 164.
 Bauern-Deputation. Franz von Defregger. 173.
 Jaguar-Jagd. Von Hugo Ungewitter. 181.
 Der Scharmarkt in Hamburg. Von Valentin Rütts. 188.

Genre-Bilder.

Neujahrsabend. Von A. von Wierusz-Kowalski. 5.
 Erwartung. Von G. Barison. 12.
 Kinder Flora's. Von G. Puig Roda. 25.
 An der Spitalpforte. Von Karl Ridelt. 45.
 Zigennerin. Von Josefina Ebborg-Merz. 56.
 Frühlingslied. Von Th. Grust. 61.
 Bei den Pflege-Eltern. Von A. Weckerzick. 65.
 Morgenandacht. Von Jules Le Febvre. 68.
 Frühling. Von Dora Hip. 73.
 Pfingstabend. Von P. Hey. 76, 77.
 Der Mai ist gekommen! Von Karl Ridelt. 80.
 Ein Philosoph. Von J. Kaufmann. 81.
 In der Sänfte. Von Hugo Ungewitter. 89.
 Im Lesewinkel. Von Beate Jeep-Bonus. 113.
 Abschied. Von Franz von Defregger. 116.
 Komm herunter, Feigling! Von Charles Duchêne. 117.
 Wandgemälde zu einem Speisesaal. Von Paul Meyerheim. 121.
 Willkommen! 129.
 Enten-Jdyll. Von G. Lins. 132.
 Verfolgt. Von A. von Courten. 133.
 Die Apfelschälerin. Von C. Feiertag. 141.
 Abschied von den Bergen. Von Fritz Freund. 149.
 Ein Lebendretter. Von M. Lebling. 153.
 Der Waldsee. Von Peter Paul Müller. 180.
 Wer kauft? Von J. Rogt. 185.

Verschiedenes.

Neujahr. Bignette von Karl Ridelt. 1.
 Orchideen. Bignette von Clara Krebs. 7.
 Der Schuh. Von August von Seyden. I (12), II (11), III (5), IV (10), V (10).
 Bignette zu: Die Affaire von Cabo St. Vincent. Von Hans von Bartels. 28.

Kunstgewerbliches.

Tablet mit norwegischem durchsichtigen Email. Beiblatt zu Heft 3.
 Stiehspiegel mit Intarsia-Malerei. Von Mathilde Bloch. Beiblatt zu Heft 4.
 Beischmel mit Brandmalerei. Von Karl Ridelt. Beiblatt zu Heft 8.
 Thee- und Kaffee-Service. Von Marie von Olfers. Beiblatt zu Heft 10.
 Fächer mit Malerei. Von Oscar Woite. Beiblatt zu Heft 15.
 Rappe mit Aufnääh-Arbeit. Beiblatt zu Heft 17.

Panneau oder Dfenschirm mit Malerei und Stickerei. Von Sabine Reide. Beiblatt zu Heft 19.
 Ziergläser. Von Professor Karl Koepping. Beiblatt zu Heft 23.
 Standuhr mit Kerbschnitt. Beiblatt zu Heft 24.

Die Mode.

Beiblatt zu Heft 1 (9), 2 (14), 3 (8), 4 (6), 5 (6), 6, 7 (9), 8 (10), 9 (6), 10 (6), 11 (4), 12 (8), 13 (8), 14 (7), 15 (7), 16 (7), 17 (5), 18 (9), 19 (7), 20 (9), 21 (12), 22 (10), 23 (9), 24 (10).
 Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung. Beiblatt zu Heft 2, 12 (2), 21.

Handarbeiten.

Beiblatt zu Heft I II (2), 2 (3), 4, 6 (2), 7, 9, 10 (4), 11 (4), 13, 15, 16, 17, 19 (2), 20 (3), 21, 22 II (2).
 Glasgegenstände mit Vorzeichnung zum Bemalen. Beiblatt zu Heft 12.
 Weihnachts-Arbeiten. Beiblatt zu Heft 23 II (17), 24 II (15).

Unterhaltungs-Beilage.

In Canada: 1, 2, 5, 6, 9, 10, 13, 14.
 Rutterchen bangt sich!: 13, 18.
 Im Schatten: 17, 21, 22.
 Eheliches Güterrecht: 22.
 Baronin Hifi: 25, 26, 29, 30, 33, 34, 37, 38, 41, 42, 45, 46, 49, 50, 53, 54, 57, 58, 61, 62, 65.
 Quitten-Gelée: 69.
 Bitte waschen: 69, 70.
 Einiges über die Blumenprache: 70.
 's Woast: 70.
 Edith: 73, 74, 77, 78.
 Vergieb uns unsre Schuld: 81, 82, 85, 86.
 Eine gute Mutter: 86.
 Durch den Wald: 86.
 Meine Marianne: 89, 90, 93, 94.

Illustrationen.

Corso-Toilette: 26.
 Empfangs-Toilette: 82.
 Gesellschafts-Toilette: 74.
 Morgenkleid: 90.
 Promenaden-Toiletten: 34, 42.
 Strand-Toilette: 50.

Aus dem Leserkreise.

Geistige Interessen.

Bismarck, Frauenkalender für 1896	11.
Gedenkbuch, Meiner Enkelin zum 18. Geburtstag ins	51.
Hülfsarbeit, Sociale	83.
Kinder-Verein, Noch einmal der	27.
Mutter, Die, unter ihren Kindern	11.

Fragen und Antworten.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Kunstgeschichte, Grundriß der		11.
Kinder-Verein		27.
Universitäts-Studien		43.
Wohlfahrts-Bestrebungen fürs Volk		43.

Gesundheits- und Körperpflege.

Corset	19, 71.
Diätetik und Kochbuch für Magen- und Darmfranke	43.
Frauengeundheit und Frauenleiden	27.
Gesundheits-Corset für Mädchen	15.
Gitterbettchen zum Verlängern	11.
Haar, Das, und seine Pflege	79, 83.
Körperpflege	47.
Narben, Rothe unebene, zu entfernen	7.
Nerven, Gesunde	59.
Reform-Baumwoll-Unterkleidung	19.
Reform-Corset	71.
Strumpfhalter, Hygienische, für Damen und Kinder	59.
Unterrichtskurse, Unentgeltliche, der häuslichen Krankenpflege	11.

Fragen und Antworten.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Amandine		11.
Augenbrauen und Wimpern, Ausfallen der Birkenbalsam		59.
Blutandrang zum Kopfe		55.
Brillantine		71.
Citronen-Cur	43.	71.
Corsets, Zur Geschichte des		47.
Gillag-Pomade		19.
Eisenmittel		47.
Ergotin-Seife		71.
Entfärben dunkler werdender Haare		59.
Enthaarungsmittel		71.
Fettleibigkeit		43.
Fingernägel, Pflege der		43.
Fingernägel, Quetschung der		83.

Frauenleiden 11.
 Frostbeulen 11.
 Geschwülste in der Gesichtshaut 19.
 Gesichtshaaren, Beseitigung von 59.
 Gesichtsröthe 47.
 Gurkensoß 55.
 Haarausfall, Starter 39, 47, 59.
 Haar-Färbemittel 19, 39, 71.
 Haare, Mit Höllestein-Lösung zu färbende 39.
 Haarmitteln, Unvernünftiger Gebrauch von 59.
 Hände, Feuchte 50.
 Haut, Braun gebrannte 71.
 Haut, Grobporige und rissige 59.
 Hautleiden, Schwefelblüthe und Gurkensoß gegen 55.
 Hühneraugen 47.
 Influenz-Maschine 43.
 Kopflechte 39.
 Kopfschmerz und Haarausfall 43.
 Magenkrante 11, 39.
 Rollin-Seife 55.
 Narben, Entfernung von 7.
 Nasenröthe 39.
 Nasenspitze, Erkältung der 15.
 Natur-Heilanstalt 55.
 Nerven-Heilanstalt 7.
 Nervosität 55.
 Nierensteine 39.
 Obol 47.
 Ohrenheilkunde, Professoren der 15.
 Ozonifirung der Luft 43.
 Refeda-Kräusel-Pomade 55.
 Schlangbleiben 11.
 Schwefelblüthe 55.
 Spezialisten 11.
 Speiseregeln für Magenkrante 11.
 Sommersprossen-Mittel 43.
 Stirnlöchchen, Schlafwerden gebrannter 71.
 Teint, Fetter, gelblicher 71.
 Universalmittel gegen unreinen Teint 55.
 Unterrichts-Curse der häuslichen Kranken-
 pflege 11.
 Weidenparfüm und Zahnwasser 59.
 Wörriehofen 71.
 Zähne, Bürsten der 39.

Unsere Kinder.

Kinderernährung 43.
 Kinderwagen zum Zusammenlegen 43.
 Waschländer 47.
 Wiegen- und Wogendecke 43.

Kindererziehung.

Elternrechte 59.
 Ueberfluß bringt Ueberdruß 7.
 Versprechen und Halten 59.

Beschäftigung der Jugend.

Blumenfreunde, Kinder als 19.
 Schaukelpferd auf Schienen 11.
 Wippe 36.

Erwerbthätigkeit der Frau.

Ausstellung von Nähmaschinen-Arbeiten 63.
 Erwerb durch Handarbeit 44.
 Erwerbssuchende, Ein Wort an 67.
 Frauenerwerb auf dem Gebiete der häus-
 lichen Kunst 87.
 Gartenbau-Schule für Frauen 63.
 Häuslichen Kunst, Auf dem Gebiete der 87.
 Kapitals-Anlage, Vorzügliche, durch Er-
 lernen der Schneiderei 55.
 Krankenpflege und ärztliche Gehülffinnen 23.
 Krankenpflegerin, Ausbildung der 15.
 Mahnruf, Ein, an die im Bekleidungs-
 Gewerbe thätige Frauenwelt 67.
 Nähmaschinen-Stiderei 31, 35.
 Society of decorative Art in New-York 51.
 Waschanstalt 11.
 Wie man helfen könnte 79.

Fragen und Antworten.

Fragen- Seite.	Antworten- Seite.
Aufenthalt in Frankreich	44.
Augusta-Bazar	35.
Ausbefferin	75.
Conditorin	35.
Durchbrucharbeit und Filet, Einsätze in	31.
Fachschulen zur Förderung der Erwerbs- fähigkeit der Frau	55.
Frauen-Erwerbs-Berein	35.
Handarbeiten, Aufträge für feine	7, 35.
Handarbeits-Unterricht	7.
Haushaltungs-Schule	15.
Kindergärtnerin und Kinderpflegerin, Aus- bildung als	15.
Koch-Curse	31.
Ladenmädchen	7.

Malunterricht 79.
 Posamentir-Geschäft 35.
 Puzkränze-Geschäft 51.
 Renten- und Unterstützungs-Berein für
 Frauen und Mädchen XXII, 87. 35.
 Schneider-Curse 31.
 Schneiderei 31.
 Schneiderin 75.
 Sprach- und Musikunterricht 44.
 Stellen-Gesuche in französischen Zeitungen 55.
 Verkaufsstelle für weibliche Hand- und
 Kunstarbeiten in Oesterreich 31.
 Verlagsanstalt „Frauenwerb“ 7, 35.
 Vermittelungs-Bureau 7.
 Zeitschriften, Französische 35.

Geselligkeit.

Blumen- und Dessert-Arrangements für
 die Festtafel 3.
 Bombe und Granate aus Ebcoclade 7.
 Cotillon-Ueberraskungen 7.
 Damen-Kaffee mit Bierklee-Gebäd 19.
 Fünf-Uhr-Thee 15.
 Kaffee- und Thee-Service 15.
 Marmeladen-Behälter 15.
 Menu- und Tischkarten 3.
 Sandluchen, Würbe 19.
 Tischruden 75.
 Visiten-, Tanz- und Einladungskarten 7.

Familienfeste.

Weihnachtsbescherung 91.

Häusliche Kunst.

Ampel mit Malerei 83.
 Arbeitsbeutel aus Leder mit Brandmalerei 67.
 Behälter für Briefpapier 23.
 Blumenbehälter mit Klopfarbeit 75.
 Blumenbrett mit Klein-Eisenarbeit 7.
 Bilderrahmen aus Klein-Eisenarbeit 91.
 Bilderrahmen oder Tischkarten aus Glas 79.
 Brandmalerei 51.
 Brenn-Apparat, Erjag für den 7.
 Butterkisten, Verwendung von 63.
 Bugenscheiben 11.
 Einbanddecke 35.
 Kronleuchter aus Blech und Draht 71.
 Laterne mit Klein-Eisenarbeit für Treppen,
 Corridore u. 23.
 Liebig's Fleisch-Extract-Töpfe, Verwendung
 leerer 67.
 Löff-Flaschen 11.
 Nodaden 91.
 Pferdetruppe mit Stallgeräthen 87.
 Puppen-Bettstelle aus einer Cigarrentische
 Rahmen mit kleinem Küchengeräth 32.
 Rococo-Bandbrettchen 60.
 Spankörbchen mit Holzbrand 87.
 Speicher aus Cigarren-Kisten 91.
 Streichholz-Behälter 11, 12, 91.
 Tischplatte, Kerbschnitt und Brand-
 malerei 71.
 Vase und Urne mit buntem Echerben-
 schmuck 63.
 Wandbrett 15, 20, 32 36.
 Wandschmuck 79.
 Wasch-Garnitur mit Malerei 60.
 Zierleisten 60.

Fragen und Antworten.

Fragen- Seite.	Antworten- Seite.
Brandmalerei auf Sammet	36.
Brandmalerei, Vorlagen für	60.
Bugenscheiben-Imitation	12.
Cajetten zur Aufbewahrung von Visiten- karten	16.
Haus-Apothek	87.
Hausdächterlein, Fleißiges	87.
Kerbschnitt-Arbeiten, Verwerthung von	23.
Delgemälde, Restauriren werthvoller	32.
Photographien, Bemalen der	23.
Wald-Mosaik	23.

Musikalisches.

Fragen und Antworten.

Fragen- Seite.	Antworten- Seite.
Klavatur-Zither	XXII, 79. 7.
Klavierschule für den Selbstunterricht	XXII, 79. 7.
Klavier, Stummes	XXII, 79. 7.

fürs Haus.

Auschwigen neuer Nuhbaum-Möbel 23.
 Beleuchtungs-Gegenstände 79.
 Berliner Gewerbe-Ausstellung, Wanderung
 durch die 67.
 Bettfedern, Reinigen der 44.
 Bett- und Wandschirm 63.
 Blauen der Wäsche 44.

Bratvorrichtung für Wascherd-Platten 51.
 Bunteres Allerlei 60.
 Casserole für den Wascherd 67.
 Corona-Bringer 20.
 Cylinder, Zerspringen der 63.
 Dampf-Apparat 32.
 Doppelschüssel für Gemüse u. 8.
 Drahtglocke mit Untersatz 55.
 Eierbecher, Verschiedene 28.
 Etagen-Dampfstopf 8.
 Fächers aus Schwanzfedern, Reinigung eines 63.
 Fenster, Spiegel, Marmor waschen 75.
 Fettsieden aus Lederfachen, Entfernen von 44.
 Flede auf Möbel-Politur 63.
 Fleckenreinigungs-Mittel „Aphanizon“ 44.
 Fleischklopper 55.
 Garnitur für Toiletten-Räume 24.
 Garnrollen als Fensterklöße 32.
 Gas-Kochapparate 12.
 Gassfen, Leicht transportable 8.
 Geräte für die Küche 24.
 Geräte für Wäsche 44.
 Gummisachen 44.
 Gurkenschale 80.
 Gußeisen-Ritt 39.
 Henkel-Anfasser in Fischform 16.
 Herdpuger 24.
 Kaffee-Maschine „All right“ 87.
 Kaffee-Maschine 16.
 Kännchen mit selbstschließendem Deckel 64.
 Kinderspielzeug, Reinigen von 39.
 Kitt 63.
 Kochunterjag 24.
 Kochtopf mit Rühr- und Mischvorrichtung 44.
 Lampenschirme 83.
 Lampen, Silberne 80.
 Lessive Phénix 55.
 Maschine zum Selbstbuttern 64.
 Möbel aufzupoliren 23.
 Rohnblume als Cylinder-Hütchen 83.
 Mokka-Service 12.
 Moor-Eisenflecke 63.
 Natur-Wollwäscherei 8, 52.
 Neuerungen, Praktische, für die Küche 12.
 Obstkorb mit Krystall-Einsatz 52.
 Ofen mit Nidelbeschlag 44.
 Delgemälde, Reinigen von 8.
 Pasteten-Form und Ragoût-in-Döschen 72.
 Petroleum-Lampen 63.
 Photographien, Unjanber gewordene, zu
 reinigen 8.
 Pommes Frites Casserole 80.
 Porzellan-Garnitur für die Küche 67.
 Post im Hause 75.
 Reform-Eisschrank 63.
 Salpeter 63.
 Sardinen-Büchse nebst Bested 12.
 Schildpatt-Gegenstände, Blind und fledig
 gewordene 8.
 Schneeschläger 75.
 Schnellbrater 75.
 Schürze mit Spangenschluß 87.
 Seidenband und Spitzen, Waschen von
 schwarzen 75.
 Seidenstrümpfen, Waschen von 39.
 Spargelschüssel mit Wärmeverrichtung 39.
 Spiritus-Gas-Kocher, „Jesus“ 55.
 Spid- und Dreßirnadeln 63.
 Straußfedern zu färben 52.
 Tablets, Torten und Hutschachteln aus
 Holz 51.
 Tellerbank 55.
 Theeglas mit Nidel-Deckel 23.
 Topfreiniger aus polirtem Stahl 67.
 Triumph-Waschsoß 51.
 Universal-Reibekule „Eise“ 39.
 Verbrennung 63.
 Versandlisten 39.
 Vorrathsschrank 55.
 Waschleinen, Das Ringeln neuer 63.
 Windleuchter 52.
 Wohnungswechsel, Winke zum 71.
 Wollstoffe, Reinigung weißer 72.

Fragen und Antworten.

Fragen- Seite.	Antworten- Seite.
Alabaster	56.
Atlasstalle, Rothfärben einer weißen	67.
Beinkleider, Wildlederne	60.
Brodapseln	67.
Carre'sche Eismaschine	60.
Chemie, Hauswirthschaftliche	8.
Etagen-Dampfstopf	52.
Flede, Braune	75.
Flecken, Beseitigung von	60, 44.
Fenster-Puz-Gesellschaft, Berliner	84.
Gardinen-Spanner	84.
Gasherbe	84.
Geisenheimer Herd-Dörren	56.
Gurkenschale	80.
Haushaltungs-Ausgaben, Eintheilung der	16.
Herbig'sche Lederfarben	44.

Herstellung von Parfüms	84.
Kernseife, Recept für	87.
Kitt für Marmor, Gussseisen u.	20. 39, 52.
Leder, Auffrischung von	8. 44, 60.
Marmor reinigen und poliren	67.
Marmorplatten, Flecke aus weißen	56.
Maschine zum Selbstbuttern	64.
Messingbeschläge, Stumpf bronzirte	56.
Militär-Handschuhe, Waschen der	64.
Obstschalen	44, 52.
Oelbdruckbilder	75.
Oelgemälden, Reinigung von	32, 87.
Ohringe und Ringe reinigen	56.
Parfüms	87.
Petroleum-Kocher	XXII, 80. 8.
Porzellan-Figuren	52.
Poudre texienne	52.
Puzpulver für Silber und Alsenide	56.
Rosillende	60.
Schaukel-Badewanne	20.
Seidenstoffe, Schwarze	75.
Strümpfe, Färben baumwollener	84.
Tafel-Service, Englisches	20. 44.
Tarot-Karten, Reinigen von unsauberen	60.
Teppichkloppen	XXII, 75. 8.
Toiletten-Seife	20.
Wäsche mit Salmiak und Terpentin, Be- handlung der	56.
Wollstoffe, Selbstfärben dunkler	60.
Zinngießer	52.

Küche.

Apfelbrot	60.
Apfel-Compot, Warmes	87.
Artischofen	64.
Baisers	56.
Borsdorfer Äpfel (gefüllte)	68.
Cafes	16.
Cardy	87.
Carioffi à la Goudia	64.
Champignons à la bordelaise	52.
Chocoladen-Sauce	76.
Cotelettes auf Mailänder Art	76.
Crème frangipane mit Erdbeeren	47.
Curry-Pulver	39.
Deutsch-Kaiser-Crème	80.
Eier, Warme, à la Parma	16.
Englischer Xmas Pound Cake	91.
Entsalzungs-Apparat „Victoria“	72.
Fleischsalat mit Majonnaise	68.
Fondue	80.
Gansleber-Auflauf	84.
Gründonnerstag-Suppe	28.
Haser-Crème	80.
Hasenbraten und Sellerie-Salat	84.
Herings-Pfännchen	76.
Hühner-Pastete auf englische Art	52.
Hummer-Auflauf	80.
Knäppel-Kuchen und Schweizer Federli	3, 16. 84.
Kochen, Winke für das	84.
Macaroni mit Hecht	16.
Macronen, Grüne	80.
Marmelade	64.
Mehlspeise von Bisquit mit Äpfeln	76.
Milchsuppe, Saurer	56.
Mondamin	16.
Rostrich	87.
Obst	56.
Osterefest-Speise	28.
Ostertafel, Gerichte für die	28.
Pasteten von Krebs-Magout	39.
Pflaumen-Marmelade	75.
Pilze	52, 56.
Pudding, Kalter	76.
Pumpnickel, Weißfällischer	60.
Punsch-Recepte	3.
Rahm-Dülden	84.
Rebhühner, Gespiechte	72.
Rehleber auf italienische Art	64.
Reiskuchen mit Chocoladen-Sauce	76.
Rosen-Confect	56.
Rührei mit Spargelköpfen	39.
Sandwich-Recepte	3.
Sauce, Spanische	87.
Sauce, Vinaigrette	47.
Schinken in Bier	80.
Schleswiger „Braune Kuchen“	91.
Spargelsalat	39.
Stachelbeer-Soufflé	47.
Tauben mit Norkeln	39.
Theegebäck	16.
Tomaten aufzubewahren	68.
Tomaten in Blechbüchsen	68.
Vogelnester	68.
Waffeln, Rheinische	76.
Weihnachtsstriezel mit Mohnfüllung	16.
Weintrauben-Crème	68.
Weißbrot zu Sandwiches	39.
Wirtschaftsbuch	84.
Zudernüsse	91.
Zwetschen in Eisig	75.

Fragen und Antworten.		Fragen- Seite.	Antworten- Seite.
Kale zu räuchern			76.
Albert-Cafes			72.
Baisers			56.
Brunnentreissen-Saft, Spitzwegerich-Saft			60.
Coniferen-Spirit			64.
Etagen-Dampstopf	52.	39.	39.
Fünzig Pfennig-Küche von Robert			39.
Fruchtsäfte, Gährung der			64.
Gebäck, Gelingen von			16.
Grünkorn			72.
Hannoversche Kartoffelpuffer und Hessische Kartatouillen	84.		60.
Heidelbeere			72.
Donigmeth			72.
Jugwerpläpchen			68.
Kartoffelköße, Thüringer			60.
Käsebereitung			39.
Kochbuch			39.
Liebig's Fleisch-Extract			16.
Mondamin			72.
Pflaumen, Gehälte süße			64.
Reis mit Tomaten			76.
Salzstangen			68.
Semmelköße			72.
Sradzu, Gerollte			56.
Thee-Extract	16.		60.
Widersheimer Conservirungs-Flüssigkeit			60.

Zimmereinrichtung.

Einrichtung für Gartenzimmer, Veranden u.	40.
Fensterstuh mit Tritt und Balustrade	76.
Fensterbühnen aus japanischen Bildern	60.
Fensterbühnen	39.
Halter für Wandteller	39.
Kissen für Naarnadeln	68.
Klappisch, Englischer	39.
Lampen-Cylinder als Blumen-Lafe	28.
Stühle mit bestidtem Rohrgeflecht	12.
Stuhlissen zum Anknöpfen	39.
Toiletten-Tisch mit Häfelarbeit	68.
Vorhänge befestigen	76.
Zimmereinrichtung im englischen Stil	47.

Fragen und Antworten.

Fragen- Seite.	Antworten- Seite.
Beizen	60.
Bild der Königin Louise	28.
Rococo-Möbel	28.
Schutzbezüge für Möbel	60.

Stubenvögel und Hausthiere.

Fragen und Antworten.	Fragen- Seite.	Antworten- Seite.
Amazone		32.
Aquarium	32.	80.
Canarien-Vogel		32.
Grasmücke		32.
Hühnerzucht	20, 80.	
Mehlwürmer		32.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Azaleen, Cultur der	36.
Begießen der Topfpflanzen	8.
Bepflanzung der städtischen Balcons und Loggien	40.
Blätterbürste	72.
Chrysanthemum	64.
Erdbeeren im Doppelfenster	64.
Feinde der Rosen und ihre Vertilgung	36.
Fenstereschmud	52.
Goldband-Lilie, Japanische	20.
Gilien, Eßbare	32.
Pflanzenkübel, Ornamentirter	8.
Topfpflanzen im Winter, Aufbewahrung der Weihnachtsstern, „Die schönste Poinsettie“	80.
Zierpflanzen	4, 20, 24.

Fragen und Antworten.

Fragen- Seite.	Antworten- Seite.
Alpenveilchen	52, 64.
Ameisen auf Obstbäumen	52.
Asparagus Sprengerii	48.
Aufbewahren von Blumen	48.
Azaleen	52.
Blumenstöcke	64.
Cacteen	8.
Champignon-Zucht	64.
Cobäa	47.
Erdbeeren, Indische	48.
Ferrarien	32.
Gelbwerden der Gummibaum-Blätter	32.
Gorian	80.
Gummibaum	24.
Hirsegras, Buntes	47.
Husspäne	52.
Hyazinthen	64.
Judenkraut	48.

Passionsblumen	48.
Petunien	47.
Reben-Beredlungs-Bänder	32.
Stiefmütterchen	47.
Tulpen	48.
Ballota	16.
Wassermelonen-Sämlinge, Ueberwintern der	16.
Zimmerlinde	16, 64.

Plauderecke für Backfischchen.

Blumenampel	80.
Häfelkörbchen	64.

Fragen und Antworten.

Fragen- Seite.	Antworten- Seite.
Lachtaube	80.

Allgemeines.

Abfallkörbchen aus einer Cacao-Büchse	28.
Ausstattung	68.
Ausstellung für Amateur-Photographie	52.
Bauer'scher Kamm-Brems-Apparat	20.
Bezug für den Reise-Handkorb	48.
Büste, Selbstgefertigte, zum Schneidern	84.
Cape mit gemalten Blumen	72.
Conservirung von Eiern	36.
Dede mit marokkanischen Borten	24.
Decorations-Fächer aus Papagaien-Federn	24.
Doppelgänger-Photographien	68.
Einteilung der Wirtschaft	44.
Früchte serviren	64.
Glasplatte zum Toiletten-Tisch	24.
Gürtel, Farbige	32.
Hängesitz mit Rücklehne	52.
Hauskleid „Tea-gown“	12.
Jade mit geknüpften Aermeln	72.
Japanischen Bildern, Verwendung von	40.
Landschaft mit Wald-Mosaik	84.
Lezeichen mit Brandmalerei	8.
Monogramm-Presse	16.
Photographie-Ständer	16.
Reise, Allerlei für die	48.
Scheinwerfer „Helios“	20.
Schreib-Necessaire	48.
Schutzdecke für die Nähmaschine	28.
Schutz des Toiletten-Tisches	24.
Siegelkasten	16.
Spezial-Müpe	32, 40.
Spigen	12.
Stellennachweis für ländliche Arbeitskräfte	48.
Stoffe, Reinigung zarter	36.
Strohhut, Florentiner, mit Federn	44.
Tintenwischer mit Brandmalerei	8.
Tischtücher, Altdeutsche	40.
Treppensteigen	72.
Veilchen aus Stoff	32.
Verstärken der Fersen und Spigen in feineren Strümpfen	36.
Wandtasche aus Birkenrinde	84.
Wäshen von Seiden-Stickereien auf Lein- wand	24.
Wasserzerstäuber	40.

Fragen und Antworten.

Fragen- Seite.	Antworten- Seite.
Bettdecken aus Seidenlappen	64.
Bleibrotten	68.
Blumenspenden	28.
Briefmarken	36.
Briefmarken, Firmen für gebrauchte	68.
Briefmarken-Sprache	64, 87.
Chantilly-Spigen	24.
Cigarrenbänder umzutauschen	48.
Eau de Cologne	36.
Gummistrumpf	20.
Karpfeneisen	48.
Krankenheim	20.
Leinenproben	48.
Münzsammlung	48.
Myrsefcha, russische Durchbrucharbeit	16.
Reform-Corset	87.
Schreiblustige	12.
Spezial-Müpe	87.
von Stein, Lorenz	68.
Universal-Metall-Puzpomade	20.
Wirtschafts-Einteilung	44.
Wohnungs-Miethspreise	48.
Wolle zum Spinnen	64.
Wollspinnerei	40.

Zu Neujahr.

Blumenspenden	4.
Kalender und Glückwunsch-Karten	4.
Punsch-Dame als Sylvester-Schertz	4.

Zum Osterfeste.

Bilderrahmen als Osterei	27.
Blumenständer als Ostergabe	27.
Färben der Ostereier in Rußland	27.

Ostergaben und -Scherze	27.
Ostereier als Sparbüchse	27.
Stednadel-Schale aus einem halben Ei	27.

Für den Weihnachtstisch.

Bauernstube, Tiroler, für Puppen	88.
Christbaum-Schmuck	92.
Kleine Geschenke	92.
Puppe, Bäuerin aus Bern	88.
Weihnachtskarten	96.
Weihnachtliches	95.

Sport.

Racket-Ständer und Tennis-Uhr	44.
Radsfahren, das	59.
Sport-Bluse	60.

Fragen und Antworten.

Bremer Reis-Tourier	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
		60.

Handarbeit.

Decke mit Durchbrucharbeit	56.
Kopf-Schawl aus Seiden-Rosalf	64.
Nähförbchen	64.
Stiefel-Tasche	56.
Stuhl- und Rückenissen	80.
Strümpfe, Durchbrochene, in Häfelarbeit	48.
Tischtuch aus Leinwand	76.
Uebertragen von Zeichnungen	56.
Weihnachts-Arbeiten für Kinderhände	96.

Fragen und Antworten.

Kaffee-Tischdecken	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Leinenproben, Verwendung von	48.	
Nähfaden-Spiger		56.
Unterkleidern, Anfertigen von		75.

Illustrationen.

Gesundheits- und Körperpflege.

Gitterbetten zum Verlängern: 11.
Gesundheits-Corset für Mädchen: 15.
Reform-Baumwoll-Unterkleidung: 19.
Reform-Corset, geöffnet und geschlossen: 71.
Strumpfhalter: 59.

Unsere Kinder.

Kinder als Blumenfreunde: 19.
Kinderwagen zum Zusammenlegen: 43.
Wiegen- oder Wagentende: 43.

Beschäftigung der Jugend.

Schaukelpferd auf Schienen: 11.
Wippe mit verstellbaren Sigen: 36.

Erwerbshätigkeit der Frau.

Nähmaschinen-Sticker: 31, 35.

Geselligkeit.

Blumen-Decoration für die Festtafel: 3.
Bombe und Granate aus Chocolate: 7.
Cotillon-Ueberraschungen: 7.
Desert-Arrangements für die Festtafel: 3.
Gebäck in Vierlee-Form: 19.
Kaffee- und Thee-Service aus Alt Silber: 15.
Marmeladen-Behälter: 15.
Menu- und Tischkarten: 3.

Häusliche Kunst.

Ampel mit Malerei: 83.
Arbeitsbeutel mit Brandmalerei: 67.
Behälter für Streichhölzer: 12, 91.
Behälter mit gemalten Blumen für Briefpapier: 23.
Bilderrahmen aus Klein-Eisenarbeit: 91.
Blumenbehälter mit Klopfarbeit: 75.

Blumenbrett mit Klein-Eisenarbeit: 7.
Bilderrahmen aus Glas: 79.
Bobaden: 91.
Kronleuchter aus Blech und Draht: 71.
Rückenrahmen: 60.
Laterne mit Klein-Eisenarbeit: 23.
Vitor-Flaschen: 11.
Pferdekrippe als Spielzeug: 87.
Rococo-Wandbrett: 87.
Spannschachtel und Illuminations-Ballons mit Brandmalerei: 51.
Spannförbchen aus Holzbrand: 91.
Speicher aus Cigarrentisten-Holz: 91.
Tischplatte mit Kerbschnitt und Brandmalerei: 71.
Wandbrett: 16, 20, 32, 36.

Für's Haus.

Bettschirm: 63.
Bratbaube: 51.
Bratvorrichtung für Gasherd-Platten: 51.
Casserole für den Gasherd: 67.
Corona-Bringer: 20.
Dampf-Apparat: 32.
Doppelschüssel für Gemüse u.: 8.
Drahtglocke mit Unterfap: 56.
Eierbecher: 28.
Etagen-Dampfstopf: 8.
Fleischtopfer: 56.
Garnitur für Toiletten-Räume: 24.
Geschirrwascher: 12.
Gurkenshale: 80.
Henkel-Anfasser in Fischform: 16.
Kaffee-Maschine: 16.
Kaffee-Maschine „All right“: 87.
Kännchen mit selbstschließendem Deckel: 64.
Kochtopf mit Rühr- und Mischvorrichtung: 44.
Lampenschirme: 83.
Lampe, Verstellbare: 79.
Mohnblume als Cylinder-Hütchen: 83.
Mokka-Service: 12.
Obstkorb mit Kristall-Einsap: 52.
Pastetenform und Ragout-fin-Döschen: 72.
Pastetenhalter: 12.
Pommes Frites-Casserole: 80.
Porzellan-Garnitur für die Küche: 67.
Reform-Eisdrank: 63.
Sardinen-Büchse nebst Besteck: 12.
Schnellbrater, geschlossen: 75.
Schürze mit Spangenschluß: 87.
Spargelschüssel mit Wärmeverrichtung: 39.
Spindnadel „Ideal“: 12.
Tellerbant: 55.
Theebecher aus gemaltem Porzellan: 23.
Theeglas mit Nidel-Deckel und Griff: 23.
Tischplatte: 71.
Verandstufen mit beweglicher Adresse: 39.
Vorrathsschrank: 55.
Windleuchter, Verstellbarer: 52.
Universal-Reibekufe „Eise“: 39.

Zimmereinrichtung.

Einrichtung für Gartenzimmer, Veranden u.: 40.
Fensterfig mit Tritt und Balustrade: 76.
Rissen für Haarnadeln: 68.
Lampen-Cylinder als Blumen-Vase: 28.
Stuhlfissen zum Anknüpfen: 39.
Toiletten-Tisch: 68.
Vorhang aus Japanischen Bildern: 60.
Zimmereinrichtung im englischen Stil: 47.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Doppelbürste für Blattpflanzen: 72.
Goldband-Lilie, Japanische: 20.
Pflanzkübel, Ornamentirter: 8.
Weihnachtsstern, Die schönste Poinsettie: 4.

Plauderecke für Backfischchen.

Häfelkörbchen: 64.

Allgemeines.

Abfallkörbchen aus einer Cacao-Büchse: 28.
Bezug für den Reise-Handkorb: 48.

Cape mit gemalten Blumen: 72.
Decke aus marokkanischen Vorten: 24.
Ehbesied für die Reise: 48.
Fächer aus Papageien-Federn: 24.
Hängefig mit Rückenlehne: 51.
Hauskleid „Tea-gown“: 12.
Landschaft mit Wald-Rosalf: 84.
Lehrzeichen mit Brandmalerei: 8.
Monogram-Presse: 16.
Näh-Stui zum Zusammenrollen: 48.
Schreib-Reffessaire für die Reise: 48.
Siegellasten: 16.
Speffart-Müge: 32.
Tintenwischer: 8.
Teilchen aus Stoff: 32.
Wandtasche aus Birkenrinde: 84.

Zu Neujahr.

Blumen-Ampeln: 4.
Blumen-Vase: 4.
Glückwunsch-Karten: 4.
Kalender aus Postkarten mit Ansichten: 4.
Punsch-Dame als Sylvester-Scherz: 4.

Zum Osterfeste.

Bilderrahmen als Osterei: 27.
Hafen als Sänfenträger: 27.
Osterei: 27.

Für den Weihnachtstisch.

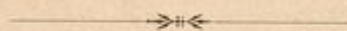
Arbeits- oder Schlüffelkörbchen: 92.
Bauernstube, Tiroler, für Puppen: 88.
Blumenampel: 92.
Bürstentafel: 96.
Bordüre zum Deckchen: 96.
Christbaum-Schmuck: 95.
Domino-Kästchen: 92.
Kiefer als Nadelbehälter: 92.
Kübel und Eimer zur Bauernstube: 88.
Menu-Kärtchen mit künstlichem Tichtenzweig: 96.
Puppe; Bäuerin aus Bern: 88.
Rückenansicht der Bauernstube: 88.
Sachets: 92.
Säckchen: 92.
Schüssel und Teller zur Bauernstube: 88.
Spielküche: 95.
Streichholz-Behälter: 92.
Tabakbeutel: 96.
Theelöffel-Körbchen: 96.
Tönnchen und Butterfap zur Bauernstube: 88.
Wagschale und Rahgläser für die Spielküche: 95.
Wand zur Blumenampel: 92.

Sport.

Racket-Ständer und Tennis-Uhr: 44.
Radsfahr-Kostüme: 59.
Sport-Bluse mit Taschen: 59.

Handarbeit.

Decke mit Durchbruch nebst Details: 56.
Flachtisch: 56.
Hohltaht: 56.
Rissen für Haarnadeln: 68.
Nähförbchen: 56.
Smyrna-Stich: 56.
Strümpfe, Gehäkelte: 48.
Stuhl- und Rückenissen: 80.
Tasche für Stiefel: 56.
Photographie-Ständer: 16.
Scheinwerfer „Helios“: 20.
Schreib-Reffessaire: 48.
Siegellasten: 16.
Speffart-Müge: 32.
Tintenwischer mit Brandmalerei: 8.
Teilchen aus Stoff: 32.
Wandtasche aus Birkenrinde: 84.





ine bedeutende Frau, so wurde die am 12. September verewigte Freifrau Frieda von Lipperheide von allen genannt, die sie selbst, ihre rastlose Arbeit, den grossen Wirkungskreis, den sie sich geschaffen, die hohen Ziele, denen sie lebte, kannten. Die ihr näher Stehenden wussten noch mehr von ihr zu rühmen als ihre Thatkraft und Arbeitsfreude, ihren anregenden und schöpferischen Geist, die Vielseitigkeit ihrer Interessen und ihre Empfänglichkeit für künstlerische Eindrücke; — sie standen unter dem Banne ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Herzengüte und der von ihr geübten unvergleichlichen Gastfreundschaft, die einem innersten Bedürfniss entsprang, nach des Tages Arbeit frohe Menschen um sich zu sehen.

Die Heimgegangene war am 25. April 1840 als Tochter des Amtsvogtes Gestefeld in Lüchow in Hannover geboren. Auf das sorgfältigste erzogen, verliess Frieda Gestefeld im Jahre 1860 das Elternhaus, von dem Wunsch getrieben, eine selbständige Stellung zu erringen. Bald war sie in der Redaction des »Bazar« eine geschätzte Kraft. Aber sich voll zu bethätigen, war ihr erst beschieden, nachdem sie sich am 18. Mai 1865 mit dem Verlagsbuchhändler Franz Lipperheide vermählt hatte. Ende 1864 hatte dieser den ersten Plan zur Herausgabe der »Modenwelt« gefasst; im Herbst des folgenden Jahres schritt er, unterstützt von seiner Gattin Frieda, welche anfänglich die Redaction ganz allein leitete, zur Ausführung des schwierigen Unternehmens. Die gemeinsame Arbeit wurde von einem geradezu beispiellosen Erfolg gekrönt. Trotzdem in die ersten Jahre des Bestehens der »Modenwelt« die Kriege

gegen Oesterreich und gegen Frankreich fielen, die naturgemäss einen ungünstigen Einfluss auf die Verbreitung des jungen Blattes ausüben mussten, schloss der fünfte Jahrgang des Unternehmens mit einem Abonnenten-Stand von mehr als hunderttausend. Die Begründung von fremdsprachigen Ausgaben des Blattes begann schon mit der allerersten Nummer, bis sich deren Zahl auf zwölf erhob, die in die ganze civilisirte Welt hinausgehen. Beim fünfundzwanzigjährigen Bestehen der »Modenwelt« schuf das Ehepaar Lipperheide für die Angestellten des Hauses eine Pensions-, Wittwen- und Waisenkasse mit einem Grundkapital von 200,000 Mark.

Durch mehr als zweiunddreissig Jahre leitete die Verewigte ihr Blatt; ob sie auch fern von Berlin, sie legte an jede Nummer wenigstens die letzte Hand. Die Nummer vom 15. October, in welche noch die Anzeige ihres Todes aufgenommen werden konnte, wurde von ihr noch mit aller Sorgfalt redigirt, trotzdem sie bereits an das Krankenlager gefesselt war.

Diese ungeheure Arbeitsleistung indessen bildete immerhin nur einen Theil der Thätigkeit der Verewigten. In Gemeinschaft mit ihrem Gatten begann die Verewigte auch, eine Sammlung von Kunststickereien und Spitzen anzulegen. Längere Aufenthalte in Italien in den Jahren 1877, 1878, 1879 und später boten Gelegenheit zur Erwerbung eines reichen Schatzes solcher Kunstgegenstände. Derselbe wurde nach und nach vervollständigt und bildet auch heute noch mit seinem Bestande von über zehntausend Nummern eine der werthvollsten Sammlungen dieser Art, obschon inzwischen die Kunstgewerbe-Museen der weiblichen Handarbeit denselben Platz eingeräumt haben, wie anderen Erzeugnissen der Kleinkunst. Aber auch darin waren beide Gatten eines Sinnes, dass solche Schätze eines mit Kunstverständnis geübten Sammeleifers nicht ein todter Privatbesitz bleiben dürften, sondern der Oeffentlichkeit reiche Früchte bringen

müssten. Wie Franz Freiherr von Lipperheide, — die Lipperheide gehörten zum westfälischen Uradel, und dem Gatten der Heimgegangenen wurde 1892 vom König von Preussen die Freiherrnwürde verliehen, — seine Sammlung von Kostümbildern und Kostümwerken jedem öffnete, der ihrer zu Studienzwecken bedurfte, so verwerthete Frieda Freifrau von Lipperheide das reiche Material ihrer Sammlung zu einer Reihe von Muster- und Lehrbüchern für weibliche Handarbeiten der verschiedensten Techniken, zumal aber für die Spalten der »Modenwelt«.

Das sah die Heimgegangene als eine besondere Aufgabe an: denjenigen Frauen praktisch zu nützen, die genöthigt sind, sich wirthschaftlich selbständig zu machen. Soweit die moderne Frauenbewegung sich darauf beschränkt, die Frau für den Kampf ums Brod fähig, sie zum Ergreifen eines Berufes, einer Berufsarbeit, sei es Kopf- oder Handarbeit, stark zu machen, hatte sie an der Baronin Lipperheide eine eifrige, selbstlose, thatkräftige Freundin.

Der Mittelpunkt eines grossen Kreises, in dem viele hervorragende Elemente der Berliner Gesellschaft vertreten waren, lebte Baronin Lipperheide meist in Berlin, wo das grosse Haus in der Potsdamer Strasse mit dem sich anschliessenden parkartigen Garten angenehmen Aufenthalt bot. Ihrer Freude an der Natur, die ihr, wie jedem für die Werke der Kunst wirklich empfänglichen Gemüth, unentbehrlich war, genügte sie, wenn sie auf dem, von dem Gatten in der schönsten Gegend Tirols geschaffenen Besitz, Neuschloss Matzen, Erholung suchte. Da durchstreifte sie, eine rüstige Bergsteigerin, gern in weiten Fusswanderungen das Land, sich an den herrlichen Fernsichten erfreuend und theilnehmend an den Interessen des Landes und seiner Bewohner.

Das Werk, das Frieda Lipperheide mitbegründet und mitgeschaffen, überlebt die Heimgegangene und erhält ihren Namen lebendig. Für ihre Freunde aber bedarf es keiner solchen Erinnerung; in deren Herzen hat sich die Verewigte ein unvergängliches, dankbares Gedenken gesichert.

Paul von Szczeпаński.



Frieda Lipperheide's Stellung zur Kunst.

Es giebt in der Geschichte der Kunst und der Wissenschaft vornehme Gestalten, die nicht im eigentlichen Sinne geschaffen haben, die uns kaum ein Werk ihrer Hand hinterlassen haben, und ohne welche dennoch wichtige Perioden des Geisteslebens kaum denkbar sind, fürstliche Gestalten, in welchen sich die Entwicklung gewisser Kunstrichtungen so lebendig verkörperte, dass ihr Name zum Stichwort der ganzen Richtung wurde.

Die moderne Zeit, welche nicht für einzelne Spitzen der menschlichen Gesellschaft, sondern für die breiten Massen arbeitet, ist wenig dazu angethan, solchen dominirenden Geistern ein freies Wirken zu gewähren, und es bedarf schon ganz ungewöhnlicher Vorbedingungen, um dem Einzelnen ein wirkliches Eingreifen in das mächtige Getriebe des Millionen-Verkehrs zu ermöglichen.

Eine solche Kraft grandioser Art war unsere tiefbeklagnete Freundin, die Freifrau Frieda von Lipperheide, unablässig wirkend inmitten eines schier unübersehbaren Netzes, das seine Fäden ausstreckt über alle Länder des Erdballs und zurückgreift in alle Schätze der Vergangenheit, stets bewusst der letzten grossen Ziele, stets fähig, die Blicke ihrer Mitarbeiter zu erweitern und wiederum die ziellos schweifenden auf einen bestimmten Punkt praktischer Wirksamkeit zu bannen. Was sie an künstlerischen Anregungen empfing, gab sie tausendfach weiter, und was sie gab, war stets ein fruchtbarer Kern, der wiederum tausendfache Früchte trug. Wenn wir von Tausenden sprechen und Hunderttausenden, so sind dies nicht leere Floskeln. Wer eine Zeitschrift leitet, die in jedem Jahre in zehn Millionen Blättern in die Welt geht, der hat einen so unerhörten Einfluss auf die Geister, dass alles dagegen verblasst, was frühere Jahrhunderte uns von der Tragweite weltlicher Machtmittel zu berichten wissen.



Frieda Freifrau von Lipperheide.

Nach einem Oelbilde von Karl Rickelt in München aus dem Jahre 1896.



Frieda Lipperheide

Nach einer Photographie von E. Encke in Berlin aus dem Jahre 1885.

Ich habe das grosse Glück genossen, dieser seltenen Frau durch mehr als zwanzig Jahre nahe zu stehen, ihr das übermüthlich zu dürfen, was sie mit richtigstem Verständniss forderte, und von ihr zu empfangen, was sie freigebig an Anregungen hinausstreute. Wenn ich hier an der Stätte ihres Wirkens das Wort ergreife, so thue ich es nicht als der einzige oder bevorzugteste ihrer Mitarbeiter, sondern als einer der ältesten unter ihnen. Als ich am Ende der sechziger Jahre in den Berliner literarischen Kreisen mit dem Ehepaar Lipperheide bekannt wurde, nahm die von ihnen herausgegebene Modenwelt bereits eine angesehene Stellung ein. Franz Lipperheide hatte ihr nicht nur den breiten Boden praktischer Arbeit in Haus und Werkstatt geschaffen, sondern hatte bereits für das Unterhaltungsblatt Schriftsteller und Künstler ersten Ranges gewonnen. Für den eigentlichen Modenthail einer Zeitung erhob man damals noch kaum den Anspruch auf künstlerische Bedeutung; hatte doch die neuere kunstgewerbliche Bewegung eben erst eingesetzt. In jenen Tagen galt die Kunst lediglich berufen, monumentale Idealwerke zu schaffen. Dass die Kunst berufen sei, ein jedes Gebilde menschlicher Hand zu veredeln, das war ein Gedanke, der in jenen Jahren eben erst keimte und selbst damals noch kaum anwendbar erschien für ein Gebiet, das man halb mit Geringschätzung die Mode nannte.

Innerhalb dieses Gebietes war und ist die eigentliche Kleidermode dem künstlerischen Einflusse des Einzelnen nur in sehr geringem Grade unterworfen. Anders dagegen steht es auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeiten. Die Aelteren unter uns wissen, welche Verwahrlosung in unserem Jahrhundert eingerissen war, wie wir kurz vor 1870 erst begannen, uns unter den Schätzen der Vorzeit umzusehen, um Auge und Hand an den alten Vorbildern zu stärken. Wir begründeten Sammlungen an unseren Museen, Zeichen- und Stick-Klassen, an denen, wenn es hoch kam, einige zwanzig Mädchen für besseren Geschmack erzogen werden konnten.

In diesem Augenblicke trat für Berlin, ganz im Sinne ihres Gatten, Frieda Lipperheide in die Bewegung ein. Sie erkannte mit sicherem Blick, dass eine Umbildung des Geschmackes sich gerade auf dem Gebiet der weiblichen Arbeit vollziehen würde, und was wir, die eigentlichen Kunsthistoriker, an nöthigem Material zu sammeln verstanden, das unternahm sie, lebendig zu machen. Stets hatte sie das unweigerlich richtige Urtheil über das wirklich Erreichbare. Sie muthete ihren Leserinnen nicht zu, auf einmal die alte stillose Art zu verlassen, sondern gab zunächst einige Proben, welche sich durch einen äusseren Umstand empfahlen. Von meinen Zeichnungen brachte sie zuerst einen Teppich, der für die Kronprinzessin ausgeführt worden war, sodann einzelne Muster von Kreuzstichen, und dann kamen als grosser Schlag, in Form eines Extra-Blattes, die Muster altdeutscher Leinenstickerei, die ich aus alten Stickbüchern, nach Bildern etc. gesammelt hatte. Aber die Auswahl und die Anordnung war wesentlich ihr Werk, wie sie auch die zur Wiedergabe überaus wirksamen Kreuz-Typen erfand, die das Nacharbeiten erheblich erleichtern. Und dann trat sie wiederum ein und machte aus dem Extra-Blatt das Buch, welches in erfreulichster Weise berufen war, durch Frauenhand den stilisirten Kunstformen den Weg in das deutsche Haus zu bahnen. In diesem Buche ist auch nicht ein Strich, der nicht in gewissenhaftester gemeinsamer Arbeit festgestellt worden wäre, und wenn die Zeichnung und selbst die fertigen Platten ein dutzend Mal umgeworfen werden mussten.

Mit derselben Kraft wurde das einmal gefasste Ziel weiter verfolgt. Schritt für Schritt wurde jedes Gebiet weiblicher Handarbeit für den künstlerischen Geschmack erobert. Der deutschen Leinenstickerei folgte die italienische; dann kam die Bunt- und Plattstich-Stickerei heran in ihren verschiedenen Arten, die Aufnah-Arbeit, Goldstickerei, Filet-Guipure, Durchbruch-, die Knüpf- und Teppich-Arbeit etc., durch alle Techniken der praktischen Handarbeiten wie der decorativen Kunststickerei hindurch. Diese Musterbücher bilden jetzt

den eisernen Bestand unserer Bibliotheken und des Hausbesitzes deutscher Frauen. An diesen Sammlungen ist nichts zufällig; alle sind sie langer Hand in sorgfältiger Arbeit vorbereitet. Frau Frieda Lipperheide ward die hochgeschätzte Collegin aller kunstgewerblichen Fachleute; sie war vertraut mit den Sammlungen jedes Museums, mit den ängstlich gehüteten Schätzen der Privatsammler und der Sarcisten. Und sie wurde selbst Sammlerin. Alles Edelste und Beste war nur gerade gut genug, in ihre Bestände einverleibt zu werden. Aber Frau Frieda Lipperheide war nicht, wie wir Museumsleute, nur antiquarisch thätig. Das Geheimniss ihrer beispiellosen Erfolge liegt in einer beispiellosen Verbindung künstlerischer, antiquarischer und praktischer Eigenschaften. Wenn sie irgend eine Gruppe älterer Handarbeiten als vorbildlich erkannt hatte, so sorgte sie zunächst dafür, aus dieser Gruppe das Erlesenste zu sammeln und für ihre Zwecke zu sichten. Dann aber machte sie die Probe, ob diese Vorbilder auch praktisch verwendbar seien, und liess zunächst eine Reihe moderner Arbeiten nach den alten Mustern ausführen; und dann erst brachte sie das Material vor ihren Leserkreis. Die Einleitungen der Publicationen, in denen die verschiedenen Techniken beschrieben und dargestellt werden, sind geradezu meisterhaft. Die Verewigte war stets bereit, ihre Hülfskräfte zu nennen, aber die eigentlich geistige Arbeit war die ihre.

Wenn irgendwo in einer Lehranstalt, einer Klosterschule, einem einsamen Atelier ein Versuch auftauchte, neue Formen und Techniken zu schaffen, oder alte neu zu beleben, sofort war Frieda Lipperheide zur Hand, ermutigend, belehrend und fördernd. Niemals liess sie sich an Zeichnungen oder Prospecten genügen, — die fertige Arbeit musste vorliegen; dann aber bekam sie durch die Modenwelt eine Verbreitung und Anerkennung, wie niemals ein Kulturproduct durch irgend eine Veranstaltung hat erhalten können.

Dieses Wirken blieb nicht bei der Nadelarbeit stehen. Schritt für Schritt wurde alles herangezogen, was wir als Liebhaberkünste bezeichnen. Die Sammlung „Häusliche Kunst“ zählt nicht weniger als zweiundvierzig Abschnitte. Hier ist nicht so streng wie in den älteren Mustersammlungen nur Altbewährtes veröffentlicht; es ist dem Tagesgeschmack mehr nachgegeben. Aber der Weg ist gewiesen, auf dem der Kunstsinne in das Bürgerhaus einzieht, und nicht nur in das Bürgerhaus der grossen Residenzen, nein weit hinaus in die Provinzen, in das einsame Forsthaus der entlegenen Wälder. Eine wahre Pionier-Arbeit im Dienste künstlerischer Bildung, und zwar eine Arbeit, wie sie niemand von uns Fachgelehrten hätte leisten können! Jeder von uns würde sich auf einen bestimmten Kreis alleingültiger Formen beschränkt und spielende Ausartungen abgelehnt haben. Frieda Lipperheide war Kennerin alter Kunst so gut, wie irgendeiner von uns, aber sie war auch Kennerin des weiblichen Herzens und Köpfchens. Sie wusste genau, wie viel von schwerer Kost man ihm auf einmal zumuthen durfte, wie man kleinen Seitensprüngen der Mode durch die Finger sehen musste, um die Gefolgschaft nicht zu verlieren. Sie that wohl selbst einmal einen Schritt bei Seite, um Ruhe zu gewinnen, aber niemals einen Schritt zurück, sondern führte sich und ihre Gemeinde zielbewusst vorwärts. Und vergessen wir nie, dass diese Gemeinde nach Hunderttausenden zählt.

Sehr viel schwieriger, als auf dem Gebiete der Handarbeiten, war die verwandte Arbeit auf dem Gebiete der Kleidermode. Hier ist es nahezu unmöglich, etwas Besonderes zu schaffen; dem internationalen Zuge muss alles folgen, und ob London oder Paris den Ton angiebt, das ist viel weniger eine Frage des Trachtenwesens, als eine Frage des allgemeinen Schweregewichts. Die Leiterin einer Modenzeitschrift wird hierbei viel weniger von ihrem persönlichen Geschmack als von einer Art Instinct für das Massgebende der Stunde geleitet. Ihre Aufgabe bleibt es, aus den wunderlichen Zickzack-Bewegungen den leitenden Strom herauszufühlen, die Ausartungen zu bescheiden und das internationale Thema für den Gebrauch ihres Landes abzustimmen.

Immerhin kann sie die Formen im künstlerischen Sinne beeinflussen, und wer die Blätter der Berliner „Modenwelt“ etwa mit fremdländischen, reich ausgestatteten Zeitungen vergleicht, wird sehr wohl empfinden, welcher Geist künstlerischer Mässigung hier waltet. Von der Verbindung, welche Franz Lipperheide mit der Künstlerwelt unterhielt, hat auch Frau Frieda reichlichen Nutzen gezogen. Die Modefiguren können von gewissen Uebertreibungen nicht völlig frei bleiben, wenn man das charakteristisch Neue sinnfällig machen will, aber der künstlerische Sinn von Frau Frieda Lipperheide hat es erreicht, dass auch diese Modefiguren ein lebensfähiges Ansehen erhielten, und dass sich die prononcirte Eleganz mit freundlicher Anmuth vereinigte.

Frau Frieda Lipperheide hatte mit Männern einen geistigen Verkehr wie ein Mann; niemand von uns kunsthistorischen Fachleuten sah sie anders an, als einen grundgescheidten Collegen, und zugleich war sie die wärmste Freundin der feinsinnigen Künstlerinnen; ihr Wort, ihr Rath galt so viel wie ein Werk. An den Arbeiten ihres Gatten über Kostümkunde und verwandte Gebiete, die in der strengsten fachwissenschaftlichen Form geführt werden, nahm sie mit warmem Verständniss Theil, und so trat sie in den Mittelpunkt aller Kreise, die sich mit der ornamentalen Kunst beschäftigten, geradezu leitend auf dem engeren Gebiete der weiblichen Arbeiten, aber auch durch das Mitarbeiten mit ihrem Manne weithin einflussreich auf anderen künstlerischen Gebieten.

Dass Frau Frieda nicht selbst künstlerisch schuf, war für diese Art der Thätigkeit eher ein Vortheil; sie behielt die volle Freiheit des Blickes und der Bewegung, sie war wie ein Spiegel, der alle zerstreuten Lichter sammelt und sie als geschlossenen Strahl zündend entsendet. So war sie in der modernen kunstgewerblichen Bewegung eine Kraft ersten Ranges, über deren Bedeutung sich niemand im Unklaren sein konnte, der jemals das Glück hatte, ihr nahe zu treten. Und bei dieser erstaunlichen Intelligenz, dieser gewaltigen Arbeitskraft hörte sie niemals auf, Frau zu sein im besten Sinne; und wenn wir alle uns bemühen, dem Andenken der Genossin unserer Arbeit gerecht zu werden, unser letztes Wort gehört doch der Frau, der aufrichtigen, treuen, unvergesslichen Freundin.

Julius Lessing.



Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 1.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin und Wien, 1. Januar 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Neujahr.

Ein Pfiff, — die Räder drehen sich,
Du schwindest fort ins Weite;
Ich bleib' zurück und gräme mich,
Da ich dich nicht begleite.
Du eilst hinaus ins neue Jahr, fort in ein neues Leben,
Doch hast du mir dein festes Wort auf Wiederkehr gegeben!

Die Eisenschlange saust dahin,
Klein wird sie, immer kleiner;
Jetzt merk ich's, daß ich einsam bin, —
Wie lang' noch denkst du meiner?
Noch sendet in erhob'ner Hand das Tüchlein letzte Grüße,
Dann eine Curve, — leere Luft —. Leb' wohl, leb' wohl,
du Süße!

Ins neue Jahr zum neuen Thun!
Ich will ja doppelt schaffen,
Um aus Fortuna's Füllhorn nun,
Das Glück mir zu erraffen.
Dann bau' ich flugs ein Nestchen uns, ein Nest so weich
und lüde,
Wie's trauer niemals ward beschert dem reichsten Königs-
kinde.

Mein Königskind, ich glaub' es nicht,
Daß je du mein vergähest,
Selbst wenn in einer Krone Licht
Auf einem Thron du sähest!
Ein Pfiff, — ein Ruck, — im
nächsten Jahr, und hier von
dieser Stelle
Ziehst ein du über meines Reichs
dem Glück geweihte Schwelle!
Johannes Wilda.

Nachdruck verboten.

Der Sohn aus der Fremde.

Humoristische Novelle von
Albert Roderich in Hamburg.

Auf der Rhede von Cux-
haven lag der große Packet-
dampfer, der, von New-York
kommend, eben auf der Elbe
eingetroffen war. Ein leichter
Dampfer brachte die Passagiere an Land, die von Cux-
haven mit der Eisenbahn nach Hamburg befördert werden
sollten. Am Landungsplatz des kleinen Dampfschiffes
harrte eine Anzahl von Leuten, welche neugierig die ans
Land tretenden Reisenden anstarrten. Hinter dem
Spalier, das diese Neugierigen bildeten, stand eine Frau
von ungefähr sechzig Jahren, die mit weit vorgestrecktem
Kopfe die einzelnen Passagiere musterte, wenn sie auf
der schmalen Brücke das Schiff verließen. Die Frau
war nicht ärmlich, aber doch etwas mehr als einfach
und jedenfalls höchst unmodern gekleidet.

Jetzt kam plötzlich Leben in die Frau, die fast un-
beweglich geschienen hatte. „Wilhelm! Mein Wilhelm!“
rief sie laut, und der Mann, der eben ans Land ge-
treten war, brach durch das Spalier und hielt im
nächsten Augenblicke die alte Frau in seinen Armen.

„Mutter! Mein Mutting!“ rief er mit thränen-
erstickter Stimme, und die Alte schluchzte laut.

„Wo ist der Vater?“ fragte jetzt ängstlich Wilhelm.
„Da drüben im Wagen. Der Wagen kann ja hier
nicht rankommen. Wir haben uns Köpfe seinen Wagen
genommen.“

„Und warum ist Vater auf dem Wagen geblieben?“



KARL RICKELT
MÜNCHEN

er wieder?“
„Was er wieder hat?“ meinte mit merklichem Vor-
wurfe die Alte. „Das weißt Du nicht? Ich habe Dir's
doch geschrieben! Die Gicht hat er wieder, die alte,
schändliche Gicht. Und das hast Du ganz vergessen,
Wilhelm!“

„Ach nein, ich erinnere mich wohl. Du hast ja
mehrmals davon geschrieben. Aber ich hab's nicht für
so schlimm gehalten.“

„Ist aber sehr schlimm, mein Wilhelm, — ach ja,
sehr schlimm! Vater hat sich ja deswegen auch vor
drei Jahren pensioniren lassen müssen. Und das hat
ihn auch sehr mitgenommen, denn Vater ist sonst noch
wohltauf und mag gern was thun. Ja, Gott sei Dank,
er ist sonst wohltauf, aber bloß, wenn die alte, schänd-
liche Gicht kommt!“

Während dieses Gespräches waren die Beiden in die
Nähe des Wagens gelangt, den die alte Frau vorhin
bezeichnet hatte, und jetzt eilte Wilhelm mit schnellen
Schritten voran. Eine lange, hagere Gestalt erhob sich
im Wagen, Wilhelm sprang auf den Tritt, und dann
hielten Vater und Sohn einander innig umschlungen.

Plötzlich sank der Alte mit einem unterdrückten

Schmerzschrei wieder auf seinen
Sitz zurück.

„Um Gottes —, was ist Dir,
Vater?“

„Ach, die Gicht, die alte Gicht!“
Jetzt erst sah Wilhelm, daß das
linke Bein seines Vaters mit dicken
Tüchern und Binden umhüllt war.

Und nun war auch Wilhelms
Mutter herangelommen und in den
Wagen gestiegen. Sie setzte sich an
ihres Mannes Seite und umfaßte
seine Schulter; Wilhelm nahm den
Eltern gegenüber Platz, und das
Gefährt rollte dem Heimatdort zu.

Nach dreiundzwanzigjähriger
Trennung saßen Eltern und Sohn
einander zum ersten Male wieder
gegenüber. Vater und Sohn saßen
einander mit strahlenden Blicken in
die Augen, die Mutter aber schien
nur Sinn für den leidenden Gatten
zu haben.

„Ach, dies alte holperige Pflaster
hier am Hafen,“ sagte sie. „Nee,
wie der alte Wagen schüttelt! Hast
Schmerzen, mein Christoph?“

Christoph Hilde war bis vor
drei Jahren Schulmeister in Alten-
hausen gewesen. Da ward's aber
so schlimm mit der Gicht, daß sie
ihn oft Wochen lang zu Hause ge-
fangen hielt, und endlich hatte man
ihn pensioniren müssen. Nun wäre
es dem Hilde'schen Ehepaar wohl
recht kümmerlich gegangen, wenn der
Sohn in Amerika nicht immer so
regelmäßig Geld geschickt hätte. Und
er hatte viel Geld geschickt.

Zwei Mal war der Herr Cantor
schon in einem Kurorte gewesen, um
sich von der Gicht zu befreien. Ge-
nügt hatte es freilich nichts, und
das that dem Alten hauptsächlich
deswegen so leid, weil er nun seinem Sohne nicht
schreiben konnte: „Mein Wilhelm, Du hast mich wieder
gesund gemacht.“

Im Hause des Cantors gab es eigentlich nur zwei
Dinge, von denen und über die mit richtigem Interesse
gesprochen ward: Der Sohn in Amerika und die Gicht.

Und nun war der Sohn wieder da!
Freilich, die Eltern hätten ihn nicht wiedererkannt,
wenn er ihnen nicht seine Bilder geschickt hätte.

Als Jüngling war er hinausgegangen, das Glück
zu suchen, und jetzt kehrte er als reicher Mann wieder
ins Elternhaus. Er war ein stattlicher Mann und von
hoher, kräftiger Gestalt. Das männliche, offene und
freundliche Gesicht war dunkel gebräunt, das dunkel-
blonde Haar an der Schläfe leicht ergraut, und auch
in dem dichten Barte zeigten sich vereinzelte Silberstreifen.

Ganz anders war Wilhelm, wie damals, als er fort-
gegangen war, und wie er doch eigentlich immer den
Eltern vor der Seele gestanden hatte. Und dann seine
Kleidung!

Damals hatte er eine ganz kurze, blaue Jacke ge-
tragen, die ihm aber um Brust und Rücken viel zu weit
gewesen war, weil Schultheiß Ellerbrok, von dem er sie
geschenkt bekommen hatte, sehr breite Schultern besaß.
Dagegen war aber das Beinkleid, mit dem Wilhelm
vor dreiundzwanzig Jahren die Reise angetreten hatte,
viel zu eng, denn es war ursprünglich für Schneider
Trolle's dreizehnjährigen Jungen bestimmt gewesen und
von Schneider Trolle dem Schulmeister als Gegen-
leistung für Extra-Unterricht im Rechnen überlassen

worden. Und wie war Wilhelm jetzt gekleidet! Wie nobel, wie modern! Und die dicke, goldene Uhrkette und der Ring am Finger mit dem großen, blühenden Diamanten! Beim Anblick dieses Glanzes überkam den alten Dorfschulmeister eine Art von ängstlicher Scheu, und er senkte seinen Blick zu Boden.

Spät nachmittags erreichte die Familie Hilde die ersten Häuser des Dorfes.

Mit lebhaftem Interesse betrachtete Wilhelm jedes einzelne dieser Häuser. Sie sahen alle noch ebenso aus, wie vor dreiundzwanzig Jahren, aber die Bewohner, deren er ansichtig wurde, kannte er nicht. Fast vor jedem Hause, das sie passirten, standen Leute, die ihn neugierig anstarrten und seinen Eltern freundlich zunickten. Es war auch kein Mensch in Altenhausen und Umgegend, der nicht wußte, daß heute der reiche Sohn von Cantor Hilde aus Amerika käme.

Jetzt hielt der Wagen vor einem kleinen, niedrigen Hause mitten im Dorfe. Das Haus gehörte der Gemeinde, und Cantor Hilde bewohnte es umsonst. Man hatte ihm ein ganz Geringes dafür von seiner Pension abgezogen.

Der Kutscher und Frau Anna Hilde hoben Christoph aus dem Wagen und geleiteten ihn sorgsam durch den winzigen Vorgarten ins Haus. Wilhelm folgte ihnen. Er schrak wie unwillkürlich zusammen, als er in die engen, niedrigen Räume trat.

„Dies ist unser Wohnzimmer,“ sagte Frau Anna und führte Gatten und Sohn in eine Stube, in der neben den alten, wurmfressigen Mobilien noch höchstens für sechs stehende und drei sitzende Personen Platz war.

Aber Wilhelm mußte doch lächeln, als er eintrat. Wohin er blickte, — an jeder Wand, auf der Kommode, auf dem alten, wackeligen Tisch, — überall hing oder stand ein Bild von ihm. Hier war er in jedem Alter vertreten.

„Ja,“ sagte Frau Hilde, die die Verwunderung ihres Sohnes bemerkte, „das sind all' die Photographien, die Du uns immer geschickt hast. Magst das so leiden?“

„Ach ja, Mutter.“

„Süßst Du, Vater, dann habe ich doch recht gehabt. Weißt noch, Willi, wie ich Dir 'mal schrieb, Du möchtest so gut sein und uns immer gleich zwei Bilder davon schicken, wenn Du Dich photographiren liebst?“

„Ja, das habe ich ja auch gethan.“

„Das war deswegen, weil Vater immer Deine Bilder in der Schlafstube in sein' Secretair schließen wollte, und ich wollte sie hier in der Wohnstube haben. Dann hat man da doch was von und ist auch angenehm und nett wegen der andern Leute. Süß, deswegen hab' ich Dir geschrieben, Du möchtest uns immer zwei schicken. Du hat der Vater seine Bilder in sein' Secretair und kann sie jeden Abend noch 'mal ansehen, ehe er einschläft, und ich hab' meine Bilder hier in der Wohnstube. Ja, mein Willi, so ist das.“

Während dieser Rede hatte Frau Hilde ihren Mann sorgsam unterstützt, sodaß er sich auf den alten Armstuhl niederlassen konnte.

„So,“ sagte sie dann, „nu will ich erst 'mal 'n bißchen für 'n Abendbrod sorgen. Bist wohl hungrig, Willi, nicht? Mußt aber heute so vorlieb nehmen, ich kann's nicht helfen. Ich hatte schon vorgestern zwei Pfund Kalbfleisch bei Schlachter Köhler bestellt. Aber nu ist sie ja gekommen, — nu hab' ich's wieder abbestellt.“

„Wer ist gekommen?“ fragte Wilhelm.

Frau Hilde sah ihren Sohn erstaunt an. Wahrhaftig, es gab einen Menschen auf der Welt, und dazu war's der eigene Sohn, der noch immer nicht wußte, was gekommen war, wenn Frau Hilde sagte: „sie ist gekommen!“

„Die Gicht ist gekommen,“ sagte Frau Anna mit etwas scharfer Betonung, „und damit Du auch Bescheid weißt, Wilhelm, Vater darf kein Fett essen und gar kein' Spirituosen. Hast gehört?“

Die Mutter war hinausgegangen, und Vater und Sohn blieben allein.

„Du hast wohl viel Schmerzen, Vater?“

„Augenblicklich ja, aber es giebt sich wieder.“

„Bist Du ganz allein mit Mutter? Hat sie gar keine Hülfe?“

„Was soll sie für Hülfe haben?“

„Ich dachte, ein Dienstmädchen.“

„Ein Dienstmädchen! Das haben wir gar nicht nöthig. Und dann, hier in der kleinen Wohnung —“

„Könntet Ihr Euch nicht eine größere Wohnung nehmen, Vater?“

„Hm, Du meinst, weil Du uns so viel Geld geschickt hast?“

„Ach nein, Vater!“ rief Wilhelm in vorwurfsvollem Tone.

„So hab ich's nicht gemeint, Junge. Hm, man versteht sich nicht gleich so recht wieder, wenn man so

lange auseinander gewesen ist. Na, Du bleibst ja jetzt bei uns, nicht?“

„Ich denke ja, — eine Zeit lang.“

„Eine Zeit lang — natürlich! Meinst, ich verlange, daß Du hier bei Deinem alten, gichtbrüchigen Vater verbrochen sollst?! Wolltest uns nur 'mal seh'n, nicht? Und dann wieder 'rüber nach Amerika, nicht?“

„Das weiß ich noch nicht. Ich habe mich so ziemlich frei gemacht, da drüben. Ich dachte, Mutter und Du würdet eine hübsche Reise mit mir durch Deutschland machen.“

„Ha ha! Junge, sieh mein Bein an!“

Frau Anna trat wieder ins Zimmer.

„Du regst Dich doch nicht auf, mein Christoph? Ich hör' Dich immer so laut reden. Du regst Vater doch nicht auf, Willi? Dann wird sie gleich schlimmer. Ist sie schlimm heut' Abend, mein Christoph?“

„Ja, Mutter, heut' hat sie mich ordentlich fest.“

„Ach Du mein Himmel! Dann wollen wir schnell 'n bißchen Abendbrod essen, und dann reiß' ich Dir das Bein tüchtig mit Kampfer-Spiritus ein, und dann gehst Du zu Bett!“

„Ja, Mutter,“ sagte Christoph im Schlafzimmer zu seiner Frau, „nun ist unser Wilhelm ja hier. Ich hab's mir aber doch ganz, ganz anders vorgestellt, und wenn es nicht so mit den Photographien stimmte, dann würde ich sagen, — Gott verzeih mir die Sünde, — das ist unser Willi gar nicht. Ach, das war so ein guter, lieber Junge, und so zutraulich, und so ist er mir immer im Gedächtniß gewesen und im Herzen auch, — und nun — dieser seine Herr mit Gold und Diamanten, — und so fremdartig und kalt — —“

„Reg' Dich nicht auf, mein Christoph! Ich will's ihm wohl 'mal ordentlich sagen.“

„Nein, Mutter, das laß noch! Das nützt nichts. Wenn unser Junge nicht von selber wiederkommen will — — na, heut' Abend kann ich mich ja auch noch mit seinem Bild behelfen. Schließ' mal den Secretair auf, sei so gut, Mutter!“

Es war erst eben nach neun Uhr, als Wilhelm in die elende Dachkammer kroch, die ihm als Schlafgemach dienen sollte. Er mußte sich bücken, um hinein zu gelangen, und konnte nicht gerade stehen, als er drinnen war. Eine Bettstelle, ein Stuhl und eine ganz seltsame Art von Waschtisch, alles von rohem Holze, bildeten die ganze Einrichtung seines Schlafzimmers, und die Beleuchtung bestand aus einer dünnen Talgkerze in einem zerbrochenen Porzellan-Leuchter. Unwillkürlich trat Wilhelm seine elegante Wohnung in New-York und die prächtigen Räume des großen Salon-Dampfers vor Augen, den er eben verlassen hatte. Er zog seine Uhr. Kaum neun. Ja, die Nächte in Altenhausen sind etwas sehr lang. Der Amerikaner setzte sich auf den wackeligen Holzstuhl und starrte lange mißmuthig zu Boden. Sein freundliches Gesicht verfinsterte sich immer mehr, und mit einem tiefen Seufzer murmelte er vor sich hin: „Ich bin ein Fremder in meinem Vaterhause!“

Am nächsten Tage, — es war ein Sonntag, — ward das Gepäc Wilhelm's gebracht. Es waren drei sehr große Koffer, und Mutter Anna machte ein recht ängstliches Gesicht.

„Wo soll ich bloß mit den großen Dingen hin?“ fragte sie.

„Es giebt ja hier ein Gasthaus,“ erwiderte Wilhelm, „ich hab's gestern vom Wagen aus gesehen. Soll ich lieber ins Gasthaus ziehen?“

„Warum? Willst Du lieber im Gasthaus wohnen?“ fragte eifrig der Vater.

„Nein, Vater, das nicht. Aber ich meine nur, ich mache Euch ein bißchen zu viel Unruhe und Umstände.“

„Nein. Wir können ja auch die Koffer auseinander stellen.“ Die Arbeitsleute, die sie gebracht, stellten nun auf der kleinen Diele die drei Koffer aufeinander und gingen wieder fort, nachdem Wilhelm ihnen ein Trinkgeld gegeben hatte, das ihnen ein geradezu enthusiastisches „Danke“ entlockte.

„Ich habe Euch auch was mitgebracht,“ sagte nun Wilhelm und schloß den obersten der Koffer auf.

Neugierig und gespannt sahen die Eltern ihm zu.

„Dies ist für Dich, Vater,“ fuhr Wilhelm fort und überreichte dem Alten ein großes, mit rother Seide gefüttertes Etui, in dem eine prächtige goldene Uhr mit schwerer, langer, goldener Kette lag.

„Das — das — soll ich —?“ stammelte Christoph Hilde.

„Na, Wilhelm, ich — ich — danke Dir auch.“

„Dir, Mutter, habe ich Zeug mitgebracht zu einem Sonntagskleide.“ Und Wilhelm öffnete ein großes, sorgsam gebundenes Packet und übergab seiner Mutter ein bedeutendes Quantum von schwerem glänzenden, schwarzen Seidenzeug.

„Ach, Du mein —!“ rief Frau Anna förmlich erschreckt und schlug die Hände zusammen.

„Und hier ist noch was für Euch beide zusammen,“ sagte nun der Amerikaner und zog mit einiger Anstrengung einen großen Kasten von Ebenholz aus dem Koffer. In dem Kasten befanden sich ein Duzend silberner Schlüssel, ein Duzend silberner Theelöffel, alles stark vergoldet, und ein Duzend silberner Gabeln.

Christoph Hilde und seine Frau starrten einander wortlos an und schüttelten dann gleichzeitig die Köpfe.

Dann reichte Frau Hilde ihrem Sohne zaghaft und zögernd die Hand. „Danke auch, Wilhelm, — und — aber wir haben ja schon drei Löffel!“

Jetzt aber kam Besuch. Die Kirche war aus, und auf dem Wege nach Hause wollten Christoph's Nachbarn und Freunde den Amerikaner doch 'mal begrüßen.

Die kleine Stube war bald gepropft voll, denn es waren zu gleicher Zeit sechs Personen auf Besuch da. Alle starrten in höchster Verwunderung die kostbaren Geschenke an.

„Ja, Frau Canter,“ sagte Schlossermeister Wille, „nu sein Sie aber auch 'n bißchen vorsichtig und vernünftig, und lassen sich 'n Sicherheitschloß an der Hausthür machen.“

„'n Sicherheitschloß?! Warum das denn?“

„Ja, wenn sich das 'rumpricht, was Sie for kostbare Sachen in'n Haus haben, — schlechte Menschen liegen immer auf der Lauer, — da könnt' manch einer 'mal Lust kriegen, bei Ihnen einzubrechen.“

„Ach Du mein Gott! Hast gehört, mein Christoph?“

„Na, sein Sie man ruhig, Frau Canter,“ fuhr Schlossermeister Wille fort, „ich hab' da zufällig grad 'n wunderschönes Sicherheitschloß liegen, — das hat schon 'mal in Hamburg an'n feuerfesten Geldschrank gesessen, — das mach' ich Ihnen an der Thür, — das mach' ich Ihnen for drei Mark an der Thür, — denn kommt Ihnen da kein Einbrecher 'rein. Aee, Frau Canter, denn kommt Ihnen da kein Einbrecher 'rein.“

„Ach ja, Meister Wille, denn sein Sie so gut und machen uns das Sicherheitschloß an. Nicht, mein Christoph?“

Christoph nickte zustimmend mit dem Kopfe.

In diesem Augenblicke drängte sich noch ein Mann ins Zimmer, der, vermöge seiner seltenen Magerkeit, zum Durchdrängen wie prädestinirt erschien. Es war der Schneidermeister Trolle, der ehemalige Schulkamerad Wilhelm's, dessen dieser sich noch sehr gut erinnerte. Mit außerordentlicher Gelenkigkeit schob er sich zu dem Amerikaner durch, streckte ihm die Hand hin und sagte: „How do you do, Schentlemän? Also ä bissel here?“

„Ah, mein alter Freund Trolle!“ rief Wilhelm freundlich.

„Oh no, speek english, Schentlemän. I speek also english. My bruther has been Koptein op'n english steamer. All de people in de Döörp says that I can not speek english. It will jem wiesen, dat if english spraken kann! Go on, sir, speek english! You come op from America, not?“

Zum ersten Male, seit er zu Hause war, kam seine alte Heiterkeit über Wilhelm. Er lachte und beschloß, seinem alten Schulfreund den Gefallen zu thun und in dessen Weise englisch mit ihm zu reden.

„Yes, sir,“ begann er, „I come op from America. How do you do? You are always blifft here in the Döörp?“

„Yes, Schentlemän, I have always blifft here in the Döörp. I am — ä — ä — Sneider.“

„Oh — ä Sneider! very well!“

„Yes, and when you will have made a rock or a cloth of beines, — I will make it you.“

„Yes, my dear Mr. Trolle, — I will come in your house and you can take me the — the — Maasz.“

„Very well, Schentlemän,“ entgegnete Schneider Trolle und sah sich triumphirend im Kreise um.

„Na, Minners,“ rief er mit stolz erhobnem Haupte, „kann ich English, oder kann ich kein English?! Ich versteh' ihn, und er versteh' mich! He versteh' mi, un ik verstah em! Meister Wille, verstah ik Engelsch, oder verstah ik keen Engelsch?“

Schlosser Wille gab durch mehrmaliges Nicken mit dem Kopfe zu erkennen, daß seiner Meinung nach Schneider Trolle English verstünde.

Während dessen hatte die Küsterfrau Geerts immer von neuem wieder das schwarze Seidenzeug bewundert.

„Frau Canter,“ sagte sie jetzt, „ich hab' all viel Seidenzeug in mein Leben geseh'n, denn mein Mann sein Halbbruder hat ja so'n Geschäft in Cuxhaven, aber so'n Seidenzeug hab' ich noch nicht geseh'n. Da können Sie 'n Kleid von kriegen, wie'n richtige Königin, Frau Canter. Wo woll'n Sie denn das Kleid machen lassen, Frau Canter?“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Alten.

Eine Neujahrs-Geschichte von Alfred Gaspary in Berlin.

Madam Fey kam vom Superintendenten zurück. Sie mußte oft rufen, denn ihre Füße waren schwer und müde. Lange war sie nicht mehr so weit gegangen, aber ihr Herz, das Mutterherz, hatte ihr keine Ruhe gegeben. „Na, wie sieht's, wie geht's, Alt Madam Fey?“ rief ihr der Universitäts-Bedient, der gerade mit den Acten zum Rector ging. „Wie soll's denn gehen, wenn man seine Achtundsechzig hinter sich hat!“ gab sie, freundlich nickend, mit ihrer milden Stimme zurück. „Na, wenn wir uns vorher nicht mehr sehen sollten, so wünscht ich jetzt schon ein gesundes, frohes Neujahr!“ „Ein Gott-vergelt's, Herr Strebel!“

Dortchen Koll stand schon lange vor der niedrigen Hausthür. Als sie die kleine alte Frau endlich an der Ecke der Kugelgasse stehen sah, ging sie hinunter, um ihr den heißen, verschneiten Weg hinauf zu helfen. Die Alte athmete so kurz und war so erschöpft, daß Dortchen nichts fragte, wie sehr sie's auch danach verlangte. Als sie aber auf halbem Wege ruhte, drückte Madam Fey ihren Arm und hauchte mit mattem, glücklichem Lächeln: „Gottlob, Dortchen, 's ist gut, 's ist alles gut! Nun, laß ihn nur kommen, den Jungen, sein Bett ist gemacht; er wird Custos an der Dom-Bibliothek!“ Im Augenblick verlor das Gesicht des alten Mädchens die ängstliche Spannung, sie fandte einen Seufzer der Erleichterung und einen dankbaren Blick zum Himmel empor. Dann umfaßte sie liebevoll die Alte und geleitete sie hinauf.

Als Madam Fey im warmen Stübchen im Kofersessel saß, wollte sie erzählen, aber der Aftem war ihr ausgegangen, und es dunkelte vor ihren Augen. „Siehst Mutter, hast Dich zu sehr angestrengt, willst die Arznei nehmen?“ Doch die Greisin schüttelte das Haupt und schloß die Lider. Als sie sich anscheinend erholt hatte, konnte Dortchen nicht länger schweigen: „Also wirklich Custos an der Dom-Bibliothek! Nein, Mutter Fey, wach ein Glück! — Aber wie hast's nur angestellt? — Hat der Superintendent denn gleich zugestimmt? — Was hast du ihm geredet?“ — „Mein Gott, was hab' ich denn geredet! — Ich sag' ihm: Herr Superintendent, wir sind nun beid' alt; wir haben als Kinder zusammen gespielt; da könnt' das eine dem andern wohl noch ein Gutes thun.“ — Da hat er mich mild angesehen und meine beiden Hände gehalten und gesagt: „Wie geht's Ihrem Sohn, Madam Fey?“ — Das hat er mich noch nie gefragt, und da wußt' ich, daß ich weiterreden könnt'. „Er kommt heim“, sag' ich. — „Gott segne seinen Eingang“, sagt er. Da hab' ich nun gesagt, daß ich ihn wegen meiner hohen Jahre bei mir behalten möcht', und da hat er so eigen vor sich hingeseh'n und geschwiegen. Und als ich ihm gesagt hab', daß der Doctor Wendt meinte, der Helmut könnte wohl die unbefestete Stelle vom Dom-Custos kriegen, da hat er meine beiden Hände festgehalten und 's mir versprochen.“ Dortchen stand tief athmend vor ihr, die Hände über der blauen Küchenschürze zusammengelagert. Ein Frühlingschein, das Glück verklärte ihr verblühtes Antlitz. „Nun kann ich mich erst recht auf sein Kommen freuen“, sagte sie. „Wenn nur keiner ein Wort sagt, das ihn kränkt.“ Und sie sprach weiter vom lang Getrennten, den sie heute erwarteten. Alt Madam Fey trank den dünnen Milchkafee, den ihr Dortchen brachte, und nahm das grobe, graue Strickzeug zur Hand. Dortchen schaffte in der kleinen Küche, um ein würdiges Abendbrot herzurichten. Sie mußte auch noch einmal Kaffee aufbrühen, denn es kamen Frau Wenderoth und die Kaufmann Meyer, welche schon die Kunde von der Heimkehr des Candidaten Fey vernommen hatten. Sie horchte ängstlich hinter der angelehnten Küchenthür, ob die Frauen die alte Mutter durch ein plumpes Wort verletzten, denn das geschah öfters, wenn sie sich auch nichts Böses dabei dachten. Aber dem alten Dortchen that ihr Gepolter doch weh. „Will er denn nun doch noch Examen machen und ordinarer Pfarrer werden?“ fragte Frau Wenderoth. „Mein Gott!“ dachte Dortchen, „er, wo er so lange fort war und viel zu alt geworden ist!“ „So, so,“ hörte sie dann wieder sprechen, „also an der Dom-Bibliothek als Custos! Das ist eine hübsche, ruhige Stelle und bringt ihm sicher seine zwölftausend Mark. Aber wird denn an den alten Geschichten kein Anstoß genommen? Sie wissen, Alt Madam Fey, damals, achtundvierzig; — er war doch auch dabei!“ „Gott sei's geklagt, er war sogar einer von den Schlimmsten!“ sagte die Alte und nickte oft mit dem Kopfe. „Ja,“ fügte die Kaufmann Meyer hinzu, „ja, er, der junge Freiherr von Wittenstein und der Paul Jod.“ „Aber, wenn Sie ihn sehen“, sagte die Alte mit zitternder Stimme, „dann lassen Sie ihn nichts merken, da sprechen Sie nicht davon, sonst bleibt er mir nicht hier!“ „I wo!“ rief Frau Wenderoth, „das ist ja alles begraben und vergessen!“ — Begraben war das alles für Dorothea Koll auch, aber nicht vergessen, denn gewaltig und tief erschütternd stiegen die Erinnerungen empor in ihrer Brust, die so lange treu geharrt und still gehofft und endlich demüthig verzichtet hatte. Die Gedanken strömten so heftig auf das stille, alte Mädchen ein, daß sie sich der Heimkehr des Jugendfreundes nicht recht freuen konnte. Die bange Sorge, wie ihm die Leute begegnen, wie er sich in alles finden werde, lastete auf ihr. — Und wie mochte er ausschauen? Die Mutter hatte ihn in der ganzen Zeit zweimal gesehen. Sie war zu ihm gereist, als er von der Festung Schweidnitz nach zweijähriger Haft freigegeben wurde und nach Amerika ging; und dann zum letzten Mal, einige Jahre später, als er von drüben enttäuscht heimkehrte, um die Hauslehrerstelle dort unten in österreichisch-Schlesien auf dem Gute seines früheren Freundes, des Freiherrn von Wittenstein anzunehmen.

Die Nachbarinnen entfernten sich. Die Kaufmann Meyer schickte bald eine Dose Kaffee und ein Pfund Zucker, die Frau Wenderoth ein großes Stück Butterkuchen, um das Ihrige zu den Empfangs-Feierlichkeiten beizutragen. Es kam noch anderer Besuch aus der Nachbarschaft, denn die Kunde von der endlichen Heimkehr des Candidaten Fey hatte sich im ganzen Städtchen verbreitet. Alle wünschten Alt Madam Fey Glück und brachten ihr kleine Gaben. Schneider Kern schleppete einen großen Pack Tannenweige herbei, Metzchen Frohbed brachte rothe, gelbe und blaue Papierrosen. Sie half auch dem alten Fräulein Dortchen die Quirlende wunden. Väter Funf schlug sie an der Hausthür an, und als der Universitäts-Bedient noch ein rothes Papierschild mit „Herzlich Willkommen“ gestiftet,

umlagerte die ganze Straßenszene das Häuschen der Madam Fey. Helmut Fey wollte nicht von der Bahn abgeholt sein. Er hatte nicht einmal die Stunde seiner Ankunft geschrieben; aber am Sylvester-Abend bestimmt dabei zu sein, hatte er versprochen. Die Besuche hatten aufgehört, es war wieder still im Häuschen. Draußen war's dunkel und schneite tüchtig. Von Zeit zu Zeit stieg Dortchen die abschüssige Kugelgasse hinunter, um die Wettergasse hinabzusehen. Die alte Mutter strichte an dem groben grauen Strumpf für den Sohn, aber Dortchen mußte ihr oft die Maschen aufnehmen. Wenn das alte Mädchen dann vor ihr stand und das Strickzeug ordnete, blickte sie zu Madam Fey über die dünne, säbblerne Brille empor und sagte irgend etwas, das auf den Sohn Bezug hatte. „Ob's auch oben in der Kammer nicht zu kalt sein wird zum Schlafen? Ich soll' ihm am End' doch mein großes Federzudek geben, das thut schön warm nach der langen Reise.“ Oder: „Da ist noch die alte Ulmer Pfeife vom sel'gen Vater, vielleicht will er sie rauchen.“ — „Ach, Dortchen, wie ist mir doch so eng und bange! Ich sag's Dir, ich kann kaum die Nadeln halten! Wenn er nur erst hier wär!“ — Dortchen war wieder gegangen, um auszufröhen. Wie sie dort unten an der Ecke, gerade unter der Laterne, stand, da sah sie durch die Dunkelheit eine Gestalt heraufsteigen, und sie bekam starkes Herzklopfen, denn das konnte er wohl sein. Aber er kam langsam durch die tanzenden Schneeflocken daher, langsam und müde, nicht so wie jemand, der sich freut, nach langer Zeit endlich heimzugeseligen. Als er sich näherte, gewahrte sie, daß er einen großen Mantel trug und in der Hand eine Reisetasche hatte. Er kam in den Lichtkreis der Laterne, blickte sie nur flüchtig an und wollte vorüber, doch da rief sie: „Herr Fey, sind's Sie's denn, Herr Fey?“ Er blieb stehen und wuschte mit der freien Hand an den feuchten Brillengläsern. „Guten Abend, liebe Frau! Sie müssen halt entschuldigen, — ja, ich bin's, Helmut Fey. Ich denke doch, daß ich hier hinauf recht gebe zum Haus meiner Mutter.“ Dortchen nickte stumm und wies mit der Hand zum Häuschen hinauf. „Es ist so dunkel, und ich war so lange fort von hier, daß ich mich kaum mehr aussehn“, fuhr er fort, an ihrer Seite weitersteigend. „Aber wie kennen Sie mich noch, Frau — ja, seh'n Sie, da weiß ich doch wirklich Ihren Namen nicht mehr!“ — „Wie sollte ich Sie nicht mehr wieder kennen, Herr Helmut,“ sagte sie leise, „wissen Sie sich nicht mehr auf Dachdecker Koll's Tochter zu erinnern, die wuide, mit den braunen Zöpfen?“ — „Gott im Himmel!“ rief er und stellte seine Reisetasche in den Schnee nieder. „Dortchen, Fräulein Dortchen, ja, Sie sind's! Wie kommt's nur, daß ich Sie nicht gleich an der Stimml' erkannt habe? — Wie freu' ich mich, daß Sie der erste Bekannte sind, auf den ich hier treffe! — Wenn nur die Brille nicht so beschlagen wär, ich kann Sie gar nicht sehn!“ „Kommen Sie nur hinauf zur Mutter ins Stübchen,“ sagte Dortchen, die Tasche ergreifend, „nein, lassen Sie mir die Tasche für die paar Schritt!“ „Ach, die Mutter, ja meine Mutter!“ seufzte er. „Ist sie denn wohl?“ „Nun, sie ist alt, und das macht sich doch fühlen; seit letzten Herbst hat sie's ein bißchen auf der Brust. Aber jetzt wird sie nochmals jung werden.“ Sie ging ihm mit der Tasche zur Seite und sah ihn fortwährend an, aber es war so dunkel, daß sie sein Gesicht nicht unterscheiden konnte. Nun stiegen sie nur noch die acht Stufen empor und traten in den kleinen Flur mit dem rothen Backsteinboden. „Mutter,“ rief sie, „Mutter erschrick nicht, er ist da, — er, der Helmut!“ Und während sie die Hausthür schloß, trat der Sohn zur Mutter in das alte Stübchen. Madam Fey richtete sich gerade im Lehnstuhl empor, aber entgegengekommen konnte sie ihm nicht, ihre Füße waren bleischwer. Er blieb, Hut und Brille in der Hand, mitten im Zimmer stehen, wie gelähmt. Das eine Wort „Mutter“ stammelnd, streckte er die Arme nach der Greisin aus. Als sich der Bann von ihm gelöst, fiel er lautlos vor ihr auf die Kniee und drückte sein Antlitz in ihren Schoß. Sie stieß mit den schwachen Händen die dünnen, grauen Haare auf seinem Haupte glatt und murmelte unverständliche Worte.

Dortchen schloß, ohne zu wissen, was sie that, die Thür hinter dem Eingetretenen und starrte auf die abgeschabte Reisetasche, die vor ihr auf den rothen Backstein stand. Das Bißchen des überföhenden Theekessels schredte sie aus diesem dumpfen Zustande, sie eilte in die Küche und nahm dies und das in die Hand. Dabei bemühte sie sich, ihre Gedanken zu ordnen. Plötzlich hörte sie nebenan Helmut auf den Flur treten. Sie eilte ohne die Lampe hinaus und stand ihm wieder im Dunteln gegenüber. „Und Fräulein Dortchen, wie ist's denn Ihnen all' die vielen Jahre ergangen?“ sagte er herzlich, ihre beiden Hände ergreifend. Da sie nichts antwortete, fuhr er fort: „Ich hab's gar nicht geahnt, daß Sie so treu zur Mutter gehalten haben. Der liebe Gott soll's mir vergeben, daß ich mich um die alte Frau nicht gekümmert hab'! Dank Ihnen, Dortchen, daß Sie ihr eine Tochter gewesen; dank Ihnen auch, daß Sie mir den Brief geschrieben haben; wer weiß, ob ich sie sonst noch auf Erden wiedergesehen hätte! — Ja, Sie schau'n mich an, und ich schau' Sie an: dreißig Jahre und mehr, die ändern den Menschen!“ „Sie wollen gewiß hinauf und die Reise ein bißchen abwaschen,“ brachte sie endlich mühsam hervor, „werd' Ihnen 'nau leuchten in Ihre alte Studenten-Kammer.“ Sie entzog ihm ihre Hände und holte die Lampe. Er nahm die Lampe und hob sie empor, sodas er ihr Gesicht sehen konnte. „Ja, Fräulein Dortchen, Sie sind's noch! Die Jahre haben Ihnen freilich auch mitgespielt. Dachdecker's Wildfang mit den braunen Zöpfen sind Sie nicht mehr, aber das Dortchen sind Sie geblieben.“ Seine Stimme, von Natur schwach und weich, zitterte heftig, und brüwete wandte er sich zur schmalen Stiege. Beim Hinaufsteigen leuchtete er vor sich, und der Lichtschein fiel hell auf sein Haupt. Da sah Dortchen zuerst sein Antlitz und fühlte, wie der Boden unter ihr wankte. Sie war ja auch eine hohe Fünzigjährige, eine alte Frau, indessen sie war noch nie krank gewesen, noch nie hatten ihr die Kniee den Dienst verweigert; aber nun wankte sie und, um nicht zu fallen, stemmte sie die Handflächen und die Stirn gegen die Wand. Sie hatte auf Helmut nicht etwa gehofft als auf ihre alte Liebe, sie hatte nicht erwartet, daß er nun um sie freien werde. O, nein! das war ja längst begraben. Sie hatte sich denken können, daß er auch ein alter Mann geworden war, aber so, — so hatte sie ihn nicht zu sehen erwartet! Sie schluchzte so laut, daß die knarrende Stiege sie kaum übertönte; sie stopfte die blaue Küchenschürze zwischen die Zähne. Dies kleine, schwächliche Männchen mit dem kleinen, trodnem Gesicht, mit den spärlichen, grauen Haarsträhnen und der schmalen Brust, das war der Helmut Fey, ihr Helmut!

Und während sie bitterlich weinte, mußte sie ihn in ihrem Innern wiedersehen, wie er am geöffneten Fenster des Georgenthurmes bei der Universität gestanden und den Bürgern und Bauern unten sein begeistertes „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ zugerufen hatte. Damals war sie ein thörichtes, verlebtes Kind gewesen, und Jahre waren vergangen, bis sie aufgehört, in ihm einen Helden zu sehen. Wie hatte er dort oben gestanden mit den zwei Freunden! Er, der Schönste und Stärkste, die Bürschennäpfe auf dem wilden, braunen Lockenhaar, das weiße Hemd über der jungen Brust weit geöffnet. Und wie sie ihn dann zwei Tage später fortbrachten, die Hände auf dem Rücken gebunden, zwei Soldaten und der Gendarm, wie hatte sie ihn bewundert, wie hatten ihn die andern scheu angestarrt! Und als er über den Marktplatz durch das Gewühl geführt wurde zum Gefängniß, da wollten sie keinen Raum geben und nicht weichen; und da hob er stolz das Haupt und rief: „Der Freiheit eine Gasse!“ — O ja! Später hatte sie's wohl begriffen, daß er gefehlt, schwer gefehlt hatte; die schönsten Jahre ihres Lebens hatte sie um ihn getrauert, aber nimmer konnte sie ahnen, daß es ihn so vernichtet hätte! So müd', so arm, so mitleiderregend hatte sie ihn sich nicht denken können! Doch je tiefer sie sich ergreifen fühlte, je inniger wünschte sie, sich zu beherrschen, damit er nicht verlegt würde. — Als er dann wieder herunterkam und sie sich zum Mahle setzten, da hatte das brave, alte Mädchen ihre Selbstbeherrschung wieder gefunden.

Sie äßen alle drei nicht viel. Auch die Unterhaltung rann spärlich, wie ein Nähnlein, das verstanden will. Einem jeden von den dreien erschien das Alltagsleben, welches er die vielen Jahre geführt, so selbstverständlich, daß er kein Verlangen hatte, davon zu erzählen. Helmut fragte nach diesem und jenem Bekannten; er bekam meist die Antwort, daß der gestorben sei. Das schien ihn aber wenig zu berühren, denn er sprach alsbald gleichmüthig weiter. Er hatte viele Jahre stumpf und wunschlos mit der Geduld eines Thieres im Hause seines ehemaligen Freundes gebüet. Mit leiser, eintöniger Stimme, aus der weder Leid noch Freude klang, sprach er von der Schar der Kinder, denen er nach und nach Lesen und Schreiben beigebracht, die herangewachsen waren, sich vermählt hatten, und deren Kinder er wieder unterrichtet und gehütet habe. Mit jedem Jahre war sein Amt schwerer geworden, denn er gerieth in Gegensatz zu ausländischen Gouvernanten und jüngeren, pädagogisch geschulten Lehrern. Von Jahr zu Jahr ward seine Aufgabe undankbarer und begrenzter, sodas er zuletzt, wie ein alter, zur Arbeit untauglicher Diener, mit den Jünglingen zu spielen hatte. — Während er sprach, räumte Dortchen still den Tisch ab; trug sie etwas hinaus, so ließ sie die Küchenthür offen stehen, damit ihr kein Wort seiner Erzählung entginge. Als sie ihm wieder gegenüber saß, sah sie ihn durchdringend an, als wolle sie prüfen, ob er auch die Wahrheit rede; je weiter er sprach, desto stärker brannte in ihren Augen ein düsterer Groll gegen das Schicksal. „Ich glaub', ich hab' nicht die Geduld gehabt!“ sagte sie, der Alten das Strickzeug ordnend. „Geduld, Fräulein Dortchen!“ entgegnete er mit mattem Lächeln, „der Mensch ist halt wie ein Maßstein: man ist im Getriebe und dreht sich und mahlt.“ „Und man mahlt nicht einmal für sich, sondern nur für andere, bis man müd' und stumpf ist,“ sagte Dortchen leise. „Ja, ja,“ bestätigte Alt Madam Fey nickend, „und dann wird man bei Seit' geworfen und ist zu nichts mehr nützlich, so wie ich! Stehst, hast jedes Neujahr Deine sechs Paar Strümpfe bekommen, aber heuer kann ich den letzten kaum fertig bringen, so zitt'rig find mir die Hände!“ „Läß' gut sein, Mutter,“ erwiderte Dortchen, „Du hast in Deinem Leben genug geschafft; sollst jetzt überhaupt ein bißchen die Augen zumachen und niden! Du strengst Dich zu sehr an und wirst mir wieder schwindlig.“ Die Alte wollte vom Ruhen nichts wissen, aber sie nahmen ihr Strickzeug und Brille fort; Dortchen stellte ein großes Buch vor die Lampe, sodas der Lehnstuhl am Ofen im Schatten war. Die Greisin schlummerte bald ein.

Jetzt wagte Dortchen auch leise Helmut zu fragen, ob er die Stelle als Custos annehme. Zuvor, da ihm die Mutter freudig ihr Werk erzählte, hatte er ihr dankbar lächelnd die Hand gedrückt, aber nun schüttelte er sehr ernst das Haupt. „Nein, Fräulein Dortchen, das wäre doch nichts für mich. Sehen Sie, ich hab' manchmal daran gedacht, herzukommen, aber es immer unterlassen, weil ich gefürchtet hab', daß ich hier bleiben sollte. Das kann ich nicht! — Sie werden ja wohl manches vergessen haben, denn Sie waren noch sehr jung, — aber ich weiß noch alles, und das scheidet mich von hier, jetzt und immerdar.“ „Helmut,“ erwiderte sie, ihn fest anblickend, „ich hab' nichts vergessen und hab' oft dran gedacht!“ — „Die Ideale, die ich damals im Busen getragen, die hat ein großer Theil unserer Jugend ebenfalls gehabt. Man hat's den jungen Stürmern und Drängern vergeben; ja, ihr Traum, die deutsche Einheit, ist sogar verwirklicht worden. Bei mir lag die Sache aber schlimmer! Ich war der Sohn der Küsterswitwe und sollte auf Kosten der Stadt Pfarrer werden, und anstatt gehorsam und fromm zu sein, ward ich ein Freigeist und hätte am liebsten damals schon mein junges Studentenblut für Deutschlands Einheit hingegeben; das nannten sie ruchlos! Von der Kanzel herab sind wir drei arme Narren als Gottesleugner und Landesverräther gebrandmarkt worden. Da ist die Mutter ohnmächtig aus der Kirche nach Haus geschleppt, und auf mich haben sie mit Fingern gewiesen und vor mir ausgeipien. — Ich hab's gebüet, nun aber bin ich alt und —“

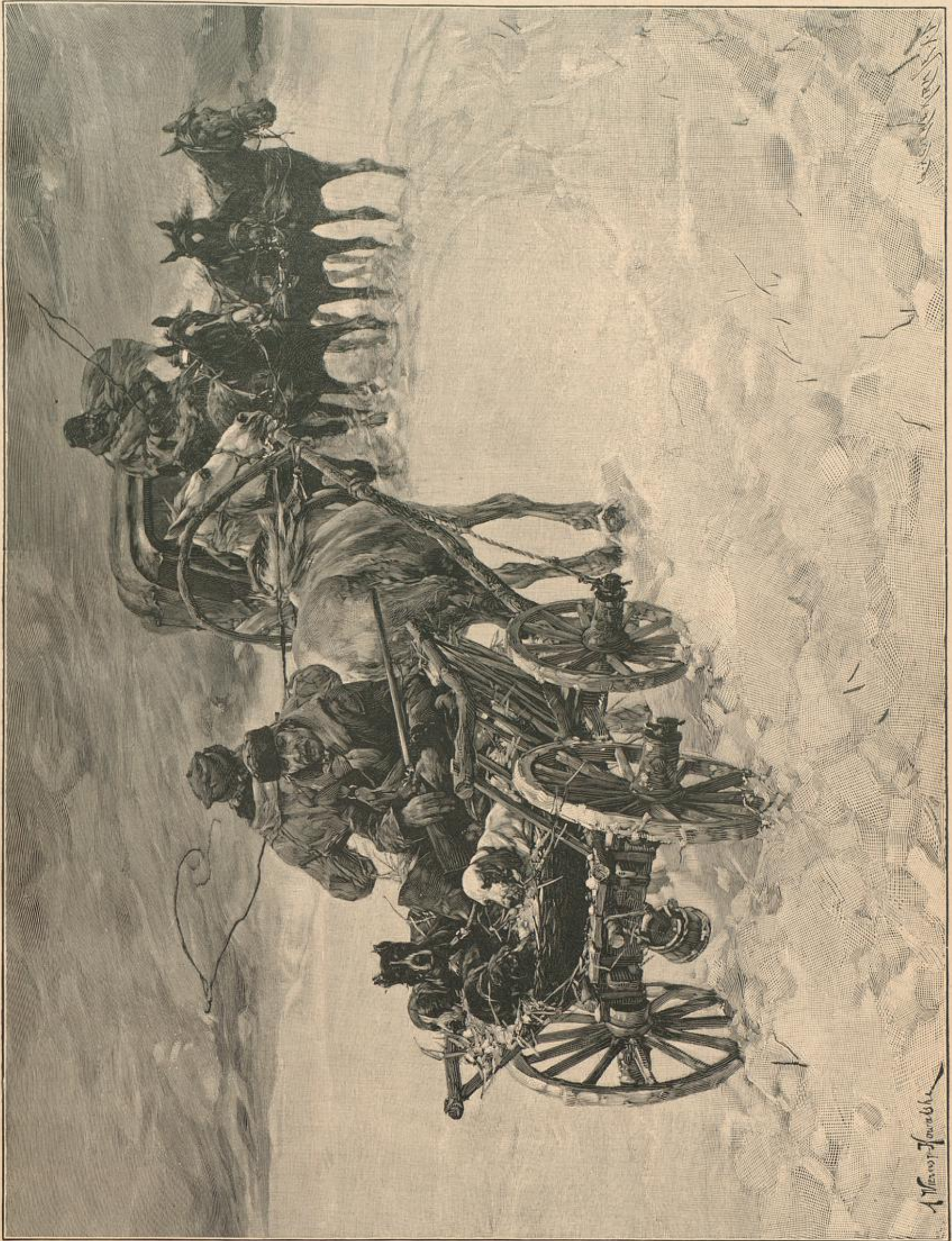
Er brach kurz ab, denn vom Ofen her drang leises Stöhnen. Schnell war Dortchen bei der Greisin: „Mutter, was hast du?“ „Ist der Helmut noch da?“ flüsterte sie, ohne die Augen zu öffnen. „Ja, er ist da,“ antwortete Dortchen und warf dem erschrockenen Helmut einen Blick zu, der ihn schweigen hieß. „Lust, nur Lust!“ flüsterte die Lebende mit geschlossenen Lidern. „Wart', ich geb' Dir von der letzten Arznei, die so gut nach Wein schmeckt!“ Und Dorothea holte vom Kleiderschrank eine Flasche, füllte daraus einen bunt bemalten Eierbecher und ließ sie trinken. Die Athemnoth verringerte sich, aber die Angst, daß sich der Sohn entfernen könnte, blieb. Er mußte sich dicht zu ihr setzen, und sie hielt seine Hand fest. „Hab' ich's bloß geträumt, oder hast wirklich fortgewollt?“ fragte sie. Helmut wußte nicht, was er entgegnen sollte; da trat ihn Dortchen's Blick, der war so ernst und gebietend, daß er schwieg. „Sorg' Dich nicht, Mutter,“ sagte sie, „er bleibt schon! Er hat erst nicht gewollt, weil er meinte, die Leute hier achteten ihn nicht, aber da ist er irr', Mutter, nicht wahr? — Sie haben sich alle gefreut, daß er endlich heim kommt; die ganze Freundschaft war hier und hat Präsenfte gebracht.“ Die Alte nickte und wandte die Augen nach der Commode, auf der die



In den Eofoten.

Nach dem Sitze von H. Stormann in Berlin. — Siehe Seite 8.
Photographie von Ad. Braun & Co., Gatz und Bornsch.

A. Braun



A. Meyer-Jacob

Neujahrsabend.
Nach dem Bilde von K. von Biering-Kornfeldt in München. — Siehe Seite 8.
Photographie-Berlag von Franz Gausmann, K. u. K., München.

Gaben aufgebaut lagen, wie eine Weihnachts-Beiseherung. Helmut mußte ebenfalls hinstellen. Er strich mit der Hand, die ihm die Mutter freiließ, sein dünnes Haar glatt und rückte auf dem Stuhl hin und her. „Das sind doch Neujahrsgeschenke für die Mutter, dabei hat doch keiner an mich gedacht,“ sprach er mit unsicherer Stimme. „Sieh nur, Mutter, wie er wieder ist!“ rief Dortchen launig; „nun meint er gar, die Kiste Cigarren und das Paket Tabak vom Kaufmann Meyer sind auch für Dich gebracht! — 's ist ja wahr, daß die Mutter zum Fest 'mal dies und das von den Leuten gebracht bekommen hat, aber in keinem Jahr hat's so viel gegeben. Da ist nun nichts gegen zu reden! — Er kann sich ja auch morgen, wenn die Neujahrssonne scheint, die Tannen-Quirlande und das schöne Schild vom Herrn Strebel ansehen. So was thun die Leut' nur, wenn sie sich auf einen freuen; nicht wahr, Mutter?“ Während sie sprach, streichelte sie der Greisin die Wangen, blickte aber den Sohn mit ernsten Augen an. Er rückte wieder unruhig auf dem Stuhle und senkte das Haupt, als erblickte er eine Strafpredigt.

Die Mutter schien beruhigt, allein nach einem Weilschen stellte sich wieder Athemnoth ein; sie erhielt wiederum ihre Medizin und ruhte dann mit geschlossenen Augen in ihrem Stuhl. „Sie seh'n wohl, Herr Fey,“ flüsterte Dortchen, „die Mutter ist nicht mehr die Stärkste, und da wollen Sie sie wieder verlassen?“ Er antwortete nicht darauf, sondern fragte nach dem allgemeinen Zustand der Kranken. „Wenn's mit ihr diesen Winter nicht schlechter geworden wär', und ich mir nicht häß' sagen müßten, daß sie's so gar lange nicht mehr machen wird, dann häß' ich Ihnen ja nicht den Brief geschrieben.“ „Dortchen, ich dank' Ihnen aus tiefstem Herzen für alles! Ich will auch bleiben um der Mutter willen, und wenn mich die Leut' mit Steinen würfen und mit Fingern auf mich wiesen; aber ein Amt kann ich hier nicht annehmen, das Brod würde zu bitter schmecken! Ich werd' so hier bleiben. Ich hab' mir ein paar Gulden geparkt, die werden so lang' reichen, als die Mutter lebt, und dann —“ er stockte, die Stimme verlagte ihm. Dorothea sah ihn tieftraurig an.

„Helmut,“ ließ sich die Mutter vernehmen, „komm, nimm die Bibel her und lies mir etwas!“ Dortchen war schnell aufgestanden und wollte sprechen, doch Helmut hatte schon die Bibel auf dem Brett erblüht und nahm sie herunter. „Gern, Mutter! Was soll ich Dir lesen?“ „Ich kann's ja gut thun, Herr Fey,“ sagte Dortchen und streckte die Hand aus. Er aber hielt das alte, schwarze Buch gegen seine Brust und lächelte ganz eigen: „Als kleiner Junge hab' ich oft der Mutter aus der Heiligen Schrift vorgelesen, aber später ward ich ein Freigeist und mocht' es nicht mehr. Ich ahnte nicht, daß mir dies Buch der Bücher noch etwas anderes hergeben könne, als das, was ich einst im frommen Kinderglauben ihm entnommen. Dazu muß' ich's erst in meiner Art lesen und verstehen lernen. Ich hab's wohl gemerkt, wie Sie mich anschauten, ehe Sie's Tischgebete sprachen, hab' auch geseh'n, daß Sie die Bibel vom Tisch gethan haben. Sie dachten gewiß, die Bibel könnt' mir, oder ich der Bibel ein Dorn sein; aber ich hab' längst meinen Frieden mit Gott und den Menschen gemacht; ich geb' dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Und wenn die Mutter hören mag, so will ich gern lesen.“

„Ich wünscht' mir ja immer,“ flüsterte Alt Madam Fey mit gefalteten Händen, „daß Du mir einmal als Pfarrer auf meinem letzten Lager die Tröstung geben möchtest; du bist nun bloß Candidat geblieben, aber Deine Worte werden mir doch gut thun. Dies mein Kind!“ Helmut schlug das Evangelium Mathäi auf und las: „Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ — und so fort. Die Mutter hörte andächtig zu, Dortchen aber erschraf, denn sie fürchtete, der Groll gegen die, welche einst so streng mit ihm ins Gericht gegangen waren, heiße ihn, diesen Text wählen. Aber, als er zum Verse kam: „Und die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt,“ da klang seine Stimme so weich, so milde und sprach so innig zum Herzen, daß die alte Mutter laut weinte, und Dortchen aus Fenster ging, um ihre Thränen zu verbergen.

„Morgen mußst zum Superintendenten geh'n und Dich wegen der Stelle bedanken,“ sagte Madam Fey, nachdem sie ihre Thränen getrocknet. „Mutter, sei nicht böß, aber ich werd' das Amt nicht übernehmen!“ — Ganz erschrocken blickte ihn die Greisin an: „Aber hast mir doch versprochen, bei mir zu bleiben, da mußst Du doch zu leben haben?“ — „Ich hab' noch ein paar Gulden, die werden für Dich und mich noch reichen.“ — „Für Dich und mich?“ wiederholte Madam Fey, „und wo bleibt's Dortchen? — Hast denn 's Dortchen vergessen?“ „Mutter, was red'st nur!“ unterbrach sie das alte Mädchen, ihre Hand drückend. Helmut Fey aber hatte diese Mahnung seltsam berührt. Sein sonst gebeugter Oberkörper richtete sich straff empor, und halb erschrocken, halb erwartungsvoll schaute er beide Frauen an. Langsam stieg ein helles Roth in sein gealtertes Antlitz. „Mutter, wo Du und ich sind, da wird auch hoffentlich Fräulein Dortchen sein, und wenn das Wenige, was wir haben, nicht ausreichen sollt', so werd' ich schon noch was schaffen.“ „Aber,“ beharrte die Greisin, „kannst doch aufs Ungewisse ohne sich'res Brod nicht heirathen!“ — „Mutter, was red'st nur!“ rief Dortchen und legte ihr die Hand auf die Lippen. Helmut wiederholte das eine Wort „heirathen!“ und starrte vor sich hin, dann erhob er seine Augen zu Dortchens Gesicht, und ein schwerer Seufzer schwellte seine Brust. „Willst denn das Dortchen nicht mehr, wo's doch all' die Jahre auf Dich gewartet hat?“ fuhr Madam Fey fort in bestürmtem Tone. „Mutter, nun schweig!“ fuhr Dorothea empor, „machst mich mit Deinem Gerede noch schamroth auf meine alten Tage! Herr Fey, sie meint's ja gut —“

„Ja, Fräulein Dortchen —“ stotterte Helmut. — „Sagen Sie nichts mehr davon,“ unterbrach sie ihn, „es ist ein Glück, daß uns hier keiner hört, sonst würden die Leut' noch ihren Spott mit uns haben. — Stehst Mutter, nun wird Dir wieder übel, hast Dich zu sehr erregt!“ Sie bemühte sich um die Alte, die sich mit geschlossenen Augen zurücklehnte. Helmut Fey stand rathlos mitten im Zimmer, dann schlich er hinaus. Ihm war so bekommen, daß er die Hausthür öffnete und auf die Schwelle trat. Der Schnee fiel langsam in großen Floden, und jede einzelne, die auf sein heißes Gesicht fiel, stach wie eine Nadel. Er seufzte laut auf, ohne es selbst zu hören und griff mit seinen bebenden Händen sich an den Kopf; in einer solchen Aufregung hatte er sich viele Jahre nicht mehr befunden. Immer hörte er im Ohr die Worte der Mutter: „Willst denn das Dortchen nicht mehr, wo 's doch

all' die Jahre auf Dich gewartet hat?“ — Jahre seines Lebens, schwere Kämpfe hatte es gekostet, bis er seiner Jugendliebe, dem Willfang mit den fliegenden Bspnen, entsagt gehabt. Sein Herz, sein Ich hatte er tödten müssen, um diese süßeste Hoffnung begraben zu können, und nun sagte ihm seine Mutter: „Sie hat all' die Jahre auf Dich gewartet!“ Er stöhnte laut vor innerer Qual. Alle erstikten Wünsche, alle getödteten Hoffnungen seines verlorenen Lebens wirbelten um sein heißes Haupt, wie der Flodensturm der Neujahrnacht. Jahrelang hatte er das bitterste Gefühl nicht mehr empfunden: „es hätte anders sein können“; doch jetzt packte es ihn im Innersten.

„Die Mutter schläft,“ sagte eine weiche Stimme hinter ihm im Hausflur, „aber Sie sind ja ganz beschneit, Sie werden sich erkälten!“ „Dortchen,“ entgegnete er, sich mit plötzlichem Entschluß zu ihr wendend, „ich möcht' wohl ein paar Worte zu Ihnen sprechen.“ „Ich auch zu Ihnen, Herr Helmut,“ erwiderte sie, „aber wollen Sie nicht in die Küche kommen, da ist's warm?“ „Wenn's Ihnen gleich wär', möcht' ich Sie schon lieber hier sprechen. Sehn Sie, die Mutter hat mir drauf geholfen!“

„Ja, mir auch!“ sagte das alte Mädchen. Sie trat an ihn heran und klopfte den Schnee von seinem Rockärmel. „Ich hab' erst durch die Worte der Mutter eingesehen, daß Sie mich leicht mißverstehen könnten, Herr Helmut, und das möcht' ich nicht.“ „Ich hoff', ich mißversteh' Sie auch nicht, Fräulein Dortchen.“ „Ja, aber die Mutter hat gesprochen, wir sollten uns beide heirathen. Sie meint's gut, wenn ich ihr auch im Augenblick fast gram wurde!“ „Dortchen, wir möchten uns doch damals?“ „Ich hab' auch lang an Sie gedacht, ja immer, kann ich sagen! Doch wenn man in unjern Jahren ist, — aber ich wollt' nur Eins sagen: ich hab' Sie vorhin gebeten, Sie sollten hier bleiben und das Amt annehmen; ich hab' da für die Mutter gesprochen, bei Gott! nicht um meinethalb! — Ich bin so alt, nicht weit von sechzig, und ich möcht' nicht, daß Sie dächten, ich sei so thöricht gewesen —“ „Denn die Leut' würden drüber spotten!“ sagte Helmut bitter. — Sie schwiegen ein Weilschen und schauten in das Schneegeföhber. „Ich wollt' das Amt von der Stadt nicht annehmen,“ fuhr er fort, weil ich meinte, man stieh sich an meiner Person, und Sie denken wohl ebenso; Sie möchten auch nimmer die Frau vom alten Candidaten Fey sein, weil die Leut' drüber lachen könnten?“ — „Helmut!“ sprach sie leise und vorwurfsvoll. „Dortchen, ich will nicht in Sie dringen, Sie dürfen ruhig denken, ich sei ein Narr; aber ich hab' in meinem Tiefinnersten heut Abend so bitter weinen müssen, weil alles so gekommen ist, daß ich mich an den kleinen Strohhalm von Glück geklammert hab'. Es hat mich sehr geschmerzt; ja, Sie haben mit Ihren erzwungenen, braunen Augen es mir heut' den ganzen Abend vorgeworfen, daß ich als ein so Armseliger heimgekehrt bin; aber ich hab' daraus auch wieder Muth geschöpft und will die Stelle übernehmen und verwalten, so lang' und so gut ich kann; und wenn mich einer garstig ansieht, so werd' ich denken: 's ist besser, ich bemü' mich hier redlich, als daß ich dort unten auf den Gütern wie ein alter Gaul im Stall stehe und das Gnadenku von der Kaufe ziehe.“ Die kleine, trockene Gestalt reckte sich empor, die Augen funkelten; er ballte die Hände im Zorn über alles Erduldbete. Dortchen rannen die Thränen aus den Augen; sie sah ihn wieder in der Erinnerung als ihren Helden mit braunem Lockenhaar am Fenster des Georgenturms stehen, und sie erkannte ihn wieder. Dicht vor ihn tretend, legte sie ihre Hände auf seine Schultern und sagte innig: „Ich hab' Dich je und je lieb gehabt, aber nie lieber als jetzt, denn Du bist doch mein Helmut geblieben! — Ich glaub', wegen des Spotts der Leute können wir's schon wagen. Wir sind zwar beide alt, aber warum sollen wir das Körnlein Glück, das uns noch so spät reift, nicht freudig aufnehmen?! Was wollen uns die Leute? Sie können schließlich doch bloß sagen: der Candidat Fey ist endlich beimgelommen und hat seine alte Liebe gefreit, und das ist doch keine Schande.“ Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter und sie küßten sich sanft und innig. So standen sie ein Weilschen; er drückte sie an sich und sagte, sie seien zwei stumpfe Wahlsteine, aber ihr Körnlein Glück wollten sie noch mahlen.

Da huben plötzlich die Glocken an zu klingen. „Das Fest wird eingeläutet,“ flüsterte sie und richtete sich empor. Immer lauter tönten die Glocken von St. Marien, und die von der Neuen Kirche fielen ein. Dazwischen hörte man leiser die Glockenstimmen von den Dörfern ringsum durch die Winternacht herübergrühen. „Laß uns zur Mutter geh'n!“ sagte er und führte sie an der Hand ins Strüchchen. — Dort war's still. Die Greisin lag in ihrem Lehnstuhl und hatte die Hände über das Strickzeug gefaltet. Sie öffnete langsam die Lider, als sie zu ihr trat. „Mutter,“ sagte er, „Du hast doch recht gehabt, ich nehm' die Custos-Stelle und heirathe Dortchen!“ Die Alte blickte sie an, ein seliges Lächeln verklärte ihre Züge, aber sie antwortete nicht. Der alte Candidat und das alte Mädchen sanken in die Kniee neben der Greisin, und deren weisse, immer schwerer werdende Hände ruhten auf ihren grauen Scheiteln. — Alt Madam Fey segnete stehend die alte Liebe. —

Der Wind warf draußen die Flurthür auf, jedoch die Floden hineinschiebten. Aber mit den tanzenden Floden schwebten auch die Klänge der Kirchenglocken herein, die das neue Jahr verkündeten.

Kochdruck verboten

Sylvester-Spuk.

Erinnerung einer gewissen Schriftstellerin.

Von E. Gruchow in D. . . .

Es war am vorigen Sylvester-Abend. Ich saß, die Feder in der Hand, mit glühenden Wangen, in tiefes Nachdenken versunken an meinem Schreibtisch. Heute schien endlich einmal die Gelegenheit günstig, um das Werk, auf das ich so große Hoffnungen setzte, der Vollendung etwas näher zu bringen! Ich war eben bei der Schilderung der reizenden Irene, meiner geliebtesten Phantasie-Gestalt, angelangt; sie wollte mir nicht recht gelingen. So strich ich das Geschriebene wieder aus und begann von neuem. Jetzt war sie fertig bis auf den Kopf, dessen nähere Beschreibung als Glanzpunkt bis zuletzt gelassen wurde. Also: Nicht besonders regelmäßige, aber anmuthige Züge, wunderbar große Augen —, eben setzte ich die Feder wieder an, um auch das Papier zu bringen, da rief meine Mutter:

„Else, hast Du die Butterbrode für die Brüder geschmiert?“ „Nein!“ antwortete ich kurz und ziemlich ärgerlich! — Also: Nicht regelmäßige, aber anmuthige Züge, wunderbar —, Ach, welcher Unsinn!

„So thue es schnell!“ sagte meine Mutter wieder. Ich sprang auf, ergoß einen Theil der Tinte aus meiner vollen Feder auf die leere Stelle, wo die nicht regelmäßigen, aber anmuthigen Züge stehen sollten, ergriff mein Lämpchen und stürzte in das Ezzimmer, um der Mutter Auftrag zu erledigen. Kaum war ich damit fertig, so drängte schon ein anderer, und dann wieder ein anderer, und so ging es weiter, bis die Kinder endlich zu Bette gebracht und damit Ruhe eingetreten war. Dann setzte ich mich wieder an den Schreibtisch.

„Machst Du Dich nicht fertig, Else?“ fragte meine Mutter, „Du weißt, wir sind für heut' Abend zu Beders gebeten!“ „Bitte, laß mich lieber hier, Mutter“ bat ich, ohne mich umzuwenden.

„Willst Du den Sylvester-Abend ganz allein verleben?“ fragte meine Mutter ernst.

„Nichts wäre mir lieber!“ gab ich nervös zurück. — Nicht lange darauf verließ meine Mutter die Wohnung ohne mich. Die Brüder schliefen oben; ich war so allein, wie ich es nur irgend wünschen konnte.

Ich schraubte mein Lämpchen höher, rückte mich zurecht, ergriff von neuem die Feder, — aber ach, trotz der willkommenen Stille wollte der Fluß der Gedanken nicht wieder kommen! Ich quälte mich, bis ich glühend heiß wurde, und mir die Thränen in die Augen traten: Es wollte nicht gehen! Endlich übermannte mich der Zorn. „Ich gebe es auf!“ rief ich so laut, daß es in dem leeren Zimmer wiederhallte, und warf einen wilden Blick auf die mich umgebenden herumgekreuzten Manuscripte. Da lagen sie alle, mit den verschiedensten vielversprechenden Titeln versehen, aber kein einziges war vollendet. Warum? — Aus dem einzigen Grunde, weil meinem Genius immer wieder Fesseln angelegt wurden, weil meine Mutter sollte wohl nie in den Besitz einer berühmten Tochter gelangen, — nie, nie!

Sollte ich mit dem alten Jahr allen diesen, mir nur allzu theuren, hoffnungslosen Bestrebungen ein Ende machen und mich ganz, wenn auch mit beständig blutendem Herzen, der Wirklichkeit und ihren nüchternen, alltäglichen Beschäftigungen zuwenden?

In erregter Hast ergriff ich die sämtlichen unglücklichen Fragmente, rih den Djen auf (mit dem Gefühl namenloser Erleichterung bemerkte ich, daß kein Feuer darin brannte), und warf die Papiere hinein. Dann regelte ich die Dienthür zu und nachdem ich einige Male mit der stolzen Empfindung gelächelten Nachgedröhres stürmischen Schrittes im Zimmer auf und ab gelaufen war, warf ich mich auf mein kleines Sopha und genoß meine Zorn- und Trostgefühle mit der größten Genugthuung.

Wie lange ich so mit geschlossenen Augen lag, weiß ich nicht. Doch erinnere ich mich, daß ich plötzlich das Gefühl hatte, es sei etwas Lebendes im Zimmer. Ich blickte auf. Himmel! Was war das? — Eine Gestalt stand vor meinem Sopha, hochgewachsen, in einfachem weißen Gewande, eine Kose im Gürtel. — War das nicht die reizende Irene? Sie deutete mit beiden Händen auf — den Kopf? Nein, das nicht, sondern auf die Stelle, wo der Kopf hätte sitzen müssen, denn, o Entsetzen, sie hatte keinen!

Ich fühlte, wie mir das Blut gerann; Irene aber trat näher an mich heran und machte die herzerschütterndsten, bittersten Bewegungen, immer auf die Leere über ihrem Hals deutend, jedoch ich nicht umhin konnte, ihren Wunsch nach Vollendung ihrer Gestalt sehr gut zu verstehen und völlig berechtigt zu finden. Meine Zunge war aber noch schreckgelähmt; ich machte eine abwehrende Geberde und wandte meine Augen von dem jammervollen Bilde nach der andern Seite.

Alle guten Geister! Ein neues Schreckniß! Da stand er, der herrliche Graf, das Urbild aller Männlichkeit! Rechts von ihm die schöne, geistreiche Ungarin, links die kleine, häßliche Gouvernante mit dem großen Herzen. — Daß die auch gerade zusammenkommen mußten!

Zuerst nämlich hatte ich dem schönen Grafen die Ausländerin angetraut; in einer andern Novelle dagegen ließ ich ihn sich Hals über Kopf in die arme, unscheinbare Kleine verlieben; schon stand er vor dem Antrag, — da brach ich ab und ließ ihn in der Klemme sitzen, ohne zu bedenken, wie graufam das war! Der Aermste! Er war während dieses inneren Zwiespaltes so abgemagert, daß ich durch ihn hindurchblicken konnte und deutlich bemerkte, wie sein Herz durch einen blutigen Strich in zwei Hälften getheilt war, die nur noch lose zusammenhängen.

Es war ein furchtbarer Anblick! Die Ungarin hielt seine Hand krampfhaft gefaßt und bligte ihn mit den feurigen, schwarzen Augen an, als könne und wolle sie ihn nicht lassen; die Gouvernante stand still neben ihm, ohne sich zu bewegen, aber die tiefe Melancholie ihres bleichen Gesichtes schnitt mir in die Seele.

Zwischen Mitleid und Grauen überlegte ich eben, was zu thun sei, als die nach dem Corridor führende Thür sich öffnete und der mir wohlbekannte, arme, alte Herr, in einem Sessel sitzend, von seinen Dienern hereingebracht wurde. Weh' mir, ich hatte ihn als Sterbenden, im Etich gelassen! Da sah er nun, ganz zusammengefunken; er konnte nicht mehr sprechen, allein die brechenden Augen waren vorwurfsvoll auf mich gerichtet, und das Stöhnen größter Qualen kam von seinen Lippen. So hatte er nun durch meine Schuld schon drei Tage zugebracht!

Die kopflose Irene trat erberbtig vor dem Sterbenden zurück; doch da drängte sich das spitze kleine Fräulein Brill vor, und zeigte mit entrüsteten Mienen ihren Strickstrumpf, der noch immer bei der Hacke war.

„Ach ja, ach ja, er soll gewiß noch fertig werden!“ seufzte ich ängstlich, — denn vor der Brill hatte ich wirklich Furcht, — und drückte den Kopf in das Sophakissen.

Ein dumpfer Anall scheuchte mich wieder auf. Ich beugte mich über den Rand meines Lagers, um auf den Fußboden zu sehen, von wo der Ton zu kommen schien.

Kein, das war das Furchtbarste! Da lag der Prinz, der edelherzige, leichtsinnige Jüngling, der, von solchen Freunden verführt, sich dem Trunk ergeben hatte, in sinnlosem Rausch auf dem Erdboden. Kaum erkannte ich ihn noch an seiner eleganten Kleidung wieder.

Was hatte ich angerichtet! O Entsetzen!

Jetzt zog der schöne, unglückliche Graf seine Uhr hervor. Das Mondlicht beleuchtete sie hell; alle Anwesenden blickten auf die Zeiger, erblaßten noch mehr, soweit dies möglich war, und drängten dann noch hastiger auf mich ein, bald die Hände ringend, bald mit den jammervollsten Geberden nach dem Ofenloch weisend, sodas meine Haare vor Grauen weiß geworden wären, hätte nicht in diesem Augenblick ein Geräusch im Corridor, mein Ohr getroffen. Fast zugleich wurde die Thür geöffnet, ein Lichtschein fiel auf mich, — meine Mutter trat ein. — Der Spuk war verschwunden! Gott sei Dank! — Ich sprang auf und wandte der Eintretenden entgegen.

„Du noch hier?“ sagte diese verwundert, „und im Dunkeln? Du hast wohl geschlafen?“

„Ich weiß nicht, — nein! — Ich wollte Dich wohl erwarten, — meine Lampe muß ausgegangen sein!“ stammelte ich verwirrt; und kaum den Neujahrs-Glückwunsch erwidern, mich dicht an meine Mutter drängend, folgte ich dieser nach oben in das Schlafzimmer.

Dort warf ich einen Blick auf die Wanduhr. Sie zeigte einige Minuten nach Eins.

Schweigend, schon um meinen kleinen Bruder nicht zu stören, entkleideten wir uns, und nach einem stummen Gutenacht-Kuß umfing uns Dunkel und tiefe, nur durch regelmäßige Athemzüge unterbrochene Stille.

Auch ich lag regungslos da und starrte mit weitgeöffneten Augen in die Finsterniß. Noch immer fühlte ich mein Haar feucht von kaltem Schweiß.

Wie war das furchtbar gewesen! Ich schauderte noch in der Erinnerung und fühlte mich überkommen von Mitleid und von einer solchen Schuld belastet, daß ich kaum zu athmen wagte.

So lag ich lange, bis sich endlich der Schlaf auf mich herab zu senken geruhete.

Der Morgen graute kaum, im Hause war noch alles still als ich mich erhob. Ich kleidete mich geräuschlos und ohne jemand zu wecken an und schlich mich, mit furchtsam klopfenden Herzen und scheu umher blickend, in mein Wohnzimmerchen hinunter. Knechtlich öffnete ich den Ofen. Da lagen alle meine Manuscripte, wie ich erwartet hatte, noch unberührt! Ich zog sie mit stiller Entschlossenheit wieder heraus und ging dann sachgemäßer zu Werke.

Aus der Küche wurde trockenes Holz geholt, von diesem und den Papieren ein kunstreicher Scherhaufen errichtet und dann entzündet. Hell lohte die Flamme auf und schien mit gieriger Befriedigung um sich zu fressen, die Blätter krümmend, bräunend, vernichtend. Erstaunlich küßlich Herzens sah ich sie zu Asche werden.

Alsdann ging ich zum Schreibtisch und öffnete ein wohlverschlossenes Fach. Es war der Schrein, in welchem, mit einer üppigen Verhüllung besten weißen Papiers, zierlich abgeschrieben, jene Geistes-Producte lagen, die mir durch das mangelnde Verständniß der verschiedensten Redactionen mit mehr oder weniger verstimmenden Bemerkungen zurückgeschickt worden waren.

Auch sie wurden erbarmungslos ergriffen und dem Verderben geweiht. Als letztes folgte ein Heft Gedichte in himmelblauem Umschlag.

Ich hatte es gerade in den Ofen gesteckt, da erklangen Schritte auf der Treppe. Rasch eilte ich hinaus. Sonst pflegte das frühe Klingeln der Aufwärtlerin meine Mutter alltäglich aus dem Schlummer zu reizen, da ich selbst in der Regel, infolge meiner geistigen Anstrengungen zu verschlafen gewesen war, um das Feinere zu besorgen.

Etwas Beschämendes lag denn auch in dem erstaunten Blick der Frau, die still an ihre gewohnte Arbeit ging.

Allmählich ward's auch oben lebendig. Mit üblichem Gepolter stürzten die Brüder die Treppe hinab, mich mit schallendem „Prost Neujahr!“ begrüßend, und zuletzt erschien auch mein liebes Mütterchen mit rosig gebläuten Wangen und einem ganz verlegenen Lächeln über ihre unerhörte Verpöpfung. Ich eilte ihr entgegen und flüsterte ihr, sie zärtlich umschlingend, meine Wünsche und Versprechungen zu. Dann nahm sie annehmlich überrascht an dem sorgsam gebedeten Tisch Platz, auf dem alles Nöthige bereit stand; es war ein frühliches Familien-Frühstück, das wir an jenem Neujahrsmorgen miteinander einnahmen.

Eine Viertelstunde nachher fand ich Mutter vor meinem Ofen knieend.

„Wer hat denn hier so unvernünftig viel Papier hinein gesteckt?“ fragte sie mißbilligend. „Der Luftzug ist ganz verpörrt, — so!“ — Sie stieß die Zange kräftig in die glimmende Masse hinein, daß sie noch einmal hell emporflammete.

Ah, da lag es noch fast gänzlich unbeschädigt, das einst so theure, himmelblaue Heft!

„Mädchen-Perlensteine“, las meine Mutter. Dann sah sie halb gerührt, halb ergötzt zu mir auf, die roth bis unter die Haarwurzeln neben ihr stand.

„Das scheint mir ja ein recht energisches Autodafé gewesen zu sein!“ sagte sie, „es ist wohl ein gut Theil Herzblut in die Asche geflossen?“

„Aber dafür sind auch viel gute Entschlüsse gefaßt worden!“

Meine Mutter lächelte.

„Wenn sie nur vorhalten!“ meinte sie neckend.

Sie haben aber vorgehalten. Statt unvollendeter Roman- gestalten, habe ich gelernt, — so sagt man mir, — vollendete Braten und Kuchen zu schaffen. Die Strickrumpfe überlasse ich nicht mehr dem Eifer von Fräulein Brill; die Lieder, die ich bei meiner Arbeit singe, sind keine selbstgedichteten, und wenn ich meiner Phantasie noch hin und wieder die Flügel schießen lasse, so geschieht es auf Verlangen der Brüder, die dankbarere Gemüther sind, als die Herren Redacteurs.

Meine Mutter scheint den Verlust der Hoffnung auf eine einstmals berühmte Tochter recht leicht zu nehmen, ja er scheint sie sogar ordentlich verjüngt zu haben!

Glücklich und befriedigt verleihe ich dieses Jahr den Sylvester-Abend im gemüthlichen Kreise der Meinigen. Aber auch wenn ich ihn allein zubringen müßte, ich würde es ohne Furcht thun, denn nächstlich spukenden Besuche habe ich nicht mehr zu erwarten.



Nachdruck verboten.

Orchideen.

Von Professor Dr. Goebel in München.

Auf Waldwiesen und im lichten Buschwald, seltener auf feuchten Standorten, lebt bei uns eine Anzahl Vertreter einer Pflanzengruppe, welche zu den merkwürdigsten gehört, die wir kennen. Sie heißen: Orchideen. — Unsere einheimischen Orchideen aber, so schön und eigenartig sie dem Auge des Naturfreundes erscheinen, das

nicht durch die in den Gärten vielfach gezogenen Mißbildungen*) abgestumpft ist, so wenig sind sie doch einem größeren Kreise bekannt. Ganz anders ihre Schweestern aus den Tropen. Diese sind jetzt die Modedivinitäten der Gewächshäuser geworden, für die jährlich Hunderttausende von Mark ausgegeben werden, und die schon manches Menschenleben gekostet haben. Als ich vor zehn Jahren mich auf einer Forschungsreise in Ceylon aufhielt, fragte mich fast jeder, dem ich mich als Botaniker zu erkennen gab: „Natürlich sind Sie hierhergekommen, um die Kaffeekrankheit zu studiren? Wenn Sie ein Mittel dagegen finden, sind Sie ein reicher Mann.“ Als mich aber ein gütiges Geschick fünf Jahre darauf nach Südamerika führte, schien den dortigen „Gebildeten“ das selbstverständliche Ziel jedes Botanikers, „hor do mayo“-Orchideen zu sammeln und in Europa für theures Geld zu verkaufen. Nun, meine Tropen-Wanderungen haben recht viel weniger praktischen Aufgaben gegolten; aber mit Vergnügen denke ich doch an die Bekanntschaft, die ich mit den Orchideen an ihrem natürlichen Standort gemacht habe. Freilich, wer glauben wollte, ein ähnliches Bild jemals zu sehen, wie es uns ein wohlkultivirtes Orchideen-Gewächshaus mit seinen Hunderten von fremdartig geformten, meist lebhaft gefärbten oder reinweißen Blüten bietet, der würde schwer enttäuscht sein! Der Tropenwald ist verhältnismäßig blüthenarm, gar nicht zu vergleichen mit dem bunten Blüthenteppich einer deutschen Wiese im Juni. Dazu kommt, daß die meisten Orchideen einen recht eigenartigen Standort haben. Die Mehrzahl der tropischen Orchideen wächst nämlich nicht, wie unsere einheimischen Arten, auf dem Boden, sondern auf Bäumen. Das ist eine bei Tropenpflanzen verschiedener Familien weit verbreitete Eigenthümlichkeit. Der Grund des Urwalds ist meist so düster beleuchtet, daß er nur wenigen Schattenpflanzen Licht genug darbietet. Die Mehrzahl der Pflanzen aber ist auf stärkeres Licht angewiesen, und das finden sie, wenn sie auf den Baumkronen sich ansiedeln. Sie leben dort nicht als Schmaropfer, wie man dies immer noch fälschlich angegeben findet, sondern als sogenannte „Epiphyten“, d. h. der Baum, auf dem sie wachsen, giebt ihnen nichts von seinen Nahrungs-säften ab wie er das einem Schmaropfer, z. B. unserer Mistel, gegenüber, thun muß. Er bietet vielmehr der Orchidee nur einen günstigen Wuchsort, vor allem reichliches Licht. In den Bergwäldern Javas traf ich nicht selten solche Massen von „Epiphyten“, daß starke Baum-Äste unter ihrem Gewichte zusammenbrachen!

Nun erhebt sich aber sofort die Frage: Wie kann denn eine Pflanze auf einem Baum-Äste leben, ohne zu verdorren? Woher erhält sie das Wasser, das sonst die Wurzeln ihr aus dem Boden zuführen? Und wie kommt sie, der die Fähigkeit freier Ortsbewegung abgeht, in die höchsten Baumkronen hinauf? Da bieten uns gerade die Orchideen einige sehr merkwürdige und lehrreiche Beispiele der Anpassung dar, die allein ihnen ermöglicht, auf einem so eigenartigen Standorte zu leben.

Gehen wir in ein Orchideen-Glashaus, so sehen wir die Wurzeln der auf Baum-Ästen, in Holzröhren u. s. w. kultivirten Orchideen, vielfach frei in der Luft, in ganzen Büscheln herunterhängen; andere sind der Ast-Oberfläche dicht angehängt. Da fällt uns auf, daß diese Wurzeln eine ganz andere Farbe haben, als die gewöhnlichen Erdwurzeln anderer Pflanzen. Sie sind im trockenen Zustand oft blendend weiß; tauchen wir sie aber in Wasser, so verschwindet die weiße Färbung und die Wurzel erscheint grün. Der Grund dieser Erscheinung ist derselbe, wie bei einem weißen Stück Fliesspapier, das in Wasser getaucht wird. Weiß ist es im trockenen Zustand durch die Luft, die zwischen seinen Fasern festgehalten und bei Befeuchtung mit Wasser verdrängt wird. So ist auch die Orchideen-Luftwurzel überzogen von einem porösen Gewebe, das Wasser aufsaugt, wie ein Schwamm, und dieses dann den grünen, inneren Theilen

zukommen läßt. In der Berg-Region der Tropen aber ist der Wald morgens durch Nebel und Thau tiefend naß; diese Feuchtigkeit hält das Schwammgewebe der Orchideen-Wurzeln feucht und ermöglicht so die Aufnahme der zur Ernährung notwendigen Wassermengen. Das an den Bäumen herunterrieselnde Wasser enthält nun stets Nährstoffe gelöst, und so erklärt sich das Räthsel, wie eine Pflanze scheinbar ohne Boden wachsen kann. Manche Orchideen sammeln sich auch selbst Boden an, indem ihre nach allen Seiten hin abstehenden Luftwurzeln nestartige Massen bilden, in die durch Wind, Regengüsse u. s. w. todtte Blätter, Ast-Stückchen und dergleichen hineingetragen werden, die allmählich große Massen von Humus bilden, der nun von den Wurzeln ausge-nützt wird. Diese Wurzelnester

sind bei manchen Arten ganz regelmäßig von Ameisen bewohnt. Auf meinen Stromfahrten in Britisch Guyana fielen mir oft die kopfgroßen Wurzelmassen einer Corjanthes-Art auf, die sich auf den Baum-Ästen angesiedelt hatte. Der Versuch, diese Pflanzen zu sammeln, ist aber stets ein theurer Einkauf; denn tanzende von bissigen Ameisen stürzen aus den Wurzelnestern hervor. Wir mußten die Pflanzen lange im Wasser liegen lassen, um die Ameisen alle zu tödten. Es ist wahrscheinlich, daß diese solchen Orchideen, mit denen sie regelmäßig zusammen vorkommen, als Schutz-Armee gegen thierische Feinde dienen, — wenigstens ist dies Verhältniß für andere von Ameisen bewohnte Tropenpflanzen nachgewiesen.

Die merkwürdigen, soeben kurz geschilderten Einrichtungen der Wasseraufnahme erklären nun aber noch nicht, wie diese Pflanzen bestehen können in der trockenen, regenarmen Zeit des Jahres. Dazu befähigt sie die Auffeicherung des Wassers. Sie bilden nämlich Gewebe aus, die einen wasserreichen, schleimigen Saft enthalten, der nur außerordentlich schwer verdunstet, und auf dessen Kosten die Pflanze leben kann, auch wenn die Wurzeln zeitweilig kein Wasser aufnehmen. Dadurch wird es uns verständlich, was es zu bedeuten hat, daß bei vielen Orchideen Stammtheile knollig anschwellen, oder daß die Blätter dickfleischig (bei einer Art sogar gurkenförmig) werden. Die fleischigen Theile sind der Hauptsache nach Wasserspeicher; ähnlich dem Magen des Kamels, das, freilich nur für kürzere Zeit, im Stande ist, diesen als Wasserspeicher zu benutzen.

Ich muß es mir versagen, näher auf die hier nur in der Hauptsache angedeuteten Lebensbedingungen der Orchideen einzugehen. Nur einen Fall möchte ich noch als Beispiel dafür mittheilen, wie reich die Hilfsmittel sind, welche die Natur bei diesen Pflanzen anwendet.

Aus Borneo erhielt ich eine Orchidee, die auf einem dünnen, stöckförmigen Aste wuchs. Ihre Wurzeln sind gar nicht sehr entwickelt und zunächst kaum sichtbar. Die Pflanze führt den Namen *Coelogyne peltata* und hat schon mehrmals in unseren Gewächshäusern geblüht. Ausgezeichnet ist sie durch den Besitz flacher, einem Schildkröten-Panzer gleichender Knollen, die mit ihrer concaven Seite dem Baum-Aste anliegen, sodas sie auszieht, als ob der Ast mit einer Reihe grüner Schildkröten bedeckt wäre. Dadurch sind die Wurzeln vortrefflich geschützt und die Schildkröten-Panzer dienen zugleich noch als Wasserspeicher und als kleine Nischen, in denen sich Blatt-Fragmente u. s. w. ansammeln und so den Wurzeln auf der glatten Zweig-Oberfläche auch Nahrung bieten. Das Räthsel, wie die Orchidee auf die Bäume hinaufkommen, aber löst uns die Betrachtung der Samen. In jeder Samenanlage sind Tausende außerordentlich kleiner, staubartiger Samen enthalten, die der geringste Luftzug leicht fortzuführen kann. Wenn von 10 000 auch 999 zu Grunde gehen, also nur einer in günstige Keimungs-Bedingungen kommt, so entsteht doch jedesmal eine Pflanze.

Aber nicht die eigenartigen Lebensverhältnisse sind es, die den Orchideen so viele Freunde erworben haben, sondern ihre Blüten. In keiner anderen Pflanzenfamilie findet sich ein größerer Reichthum merkwürdiger Blütenformen. Freilich sind die Orchideen auch eine der zahlreichsten Familien; man schätzt die Zahl ihrer Arten auf etwa 10 000. Form, Größe und Färbung der Blüten sind von endloser Mannigfaltigkeit. Welche sonderbare Formen vorkommen, zeigt schon der Name mancher Arten, namentlich solcher, bei denen die Blüten eine überreichende Aehnlichkeit mit Thiergestalten haben, eine Aehnlichkeit, die oft zur Namengebung verwendet worden ist. Dahin gehören von einheimischen Orchideen die Fliegen- und die Bienen-Ophrys (*O. muscifera* und *apifera*), die Schmetterlings-Orchidee (*Oncidium Papilio*), die einer riesigen Motte ähnliche *Phalaenopsis* und die *Masdevallia chimera*, die in der That einen fast gespenstischen Eindruck macht. Die Blüten erscheinen bald einzeln, bald in, — bei einigen Arten meterlangen, — Gutz-länden angeordnet, und außer der Schönheit der Gestalt und dem Schmuck der Farben besitzen manche auch noch einen würdigen Vanille-Geruch, was uns nicht Wunder nehmen kann, denn die Vanille ist ja nichts anderes, als die Frucht einer ursprünglich in Central-America einheimischen Orchidee. Natürlich geben unsere Gewächshäuser auch hier wieder nur eine Auswahl des Schönsten und Merkwürdigsten. Die Hunderte von unscheinbaren Orchideen bleiben dem Botaniker überlassen.

Daß so merkwürdige Blütenformen bald den Wunsch erwecken, sie lebend bewundern zu können, bedarf kaum der Begründung. Namentlich waren es die Engländer, denen wir die Einführung zahlreicher tropischer Orchideen verdanken. Unter den Männern, welche die oft gefährlichen Reisen zur Gewinnung dieser Blumenwunder ausführten, sind nicht wenige Deutsche, und eine ganze Anzahl dieser hat dabei ihr Leben eingebüßt. Daß der Beruf eines Orchideen-Sammlers auch seine Romantik hat, dafür nur wenige Beispiele: Hoch oben in der Küsten-Cordillere von Venezuela liegt die kleine deutsche Colonie Lovar, die ich vor einigen Jahren besuchte. Nach ihr ist eine hübsche weißblühende Orchidee, die *Masdevallia tovarensis* benannt. Diese ist jetzt für wenig Geld leicht zu haben; früher war sie sehr kostbar, jedes Blatt der Pflanze wurde mit einer

*) Dahin gehören z. B. alle „gefüllten“ Blüten, in denen ein feiner beobachtendes Auge meist nur eine geschmacklose Verunstaltung der Blumenformen sehen wird. Ausnahmen giebt es, wozu z. B. die Kolen gehören.



Guinea (21 Mark) bezahlt. Die berühmte englische, von einem Deutschen begründete Orchideen-Firma Sander fandte deshalb den Orchideen-Sammler Arnold nach der Pflanze aus. Ein Mitreisender schloß sich ihm an, angeblich ein Handlungsreisender, der auch nach Venezuela fuhr, von Orchideen jedoch keine Ahnung zu haben schien; indes zeigte er ein reges Interesse für diese, sodaß er im Laufe der Reise alle Projekte und Ziele Arnold's erfuhr. In Caracas stellte sich heraus, daß dieser harmlose Kaufmann in Wirklichkeit selbst auf die Orchideen-Jagd ausging und durch verwerfliche List dem anderen zuvorzukommen gesucht hatte. Arnold schwieg, ließ seinen Rivalen, der ihn ausgehört hatte, ruhig abreisen, überholte ihn aber in einem Dorfe, wo jener ruhig bei Tische saß. Arnold verriegelte die Thür, legte einen Revolver auf den Tisch, und forderte den vertrauensbrüchigen Mann zu einem regelrechten Kampfe auf. Einer müsse bleiben! Das wirkte. Der Feigling kroch unter den Tisch, gab klein bei und verschwand. Arnold aber sendete an seinen Auftraggeber mehr als 40000 Exemplare der Masdevallia, die nun zu einer billigen Pflanze wurde. Arnold ist, wenn ich mich recht erinnere, später als Opfer seines Berufes am Orinoco gestorben.

Von einer anderen Orchidee, dem *Dendrobium phalaenopsis* Schroodorianum waren vor einigen Jahren nur einige wenige kostbare Exemplare vorhanden (Preis 700 Mark). Sander schickte einen Sammler nach Neu-Guinea, der auch so glücklich war, eine große Anzahl von Pflanzen zu finden. Aber das Schiff verbrannte mit samt den Pflanzen. Der Sammler wurde darauf telegraphisch nach Neu-Guinea zurückbeordert. Er fand auch an einer neuen Stelle neue und noch schönere Pflanzen; allein diese wuchsen an einem Begräbnisplatze der Eingeborenen zwischen Schädeln und Skeletten. Es bedurfte aller Ueberredungskunst und der anziehendsten Geschenke, ehe die Papuas dem Sammler gestatteten, sich diesem Platz auch nur zu nähern; schließlich konnten sie jedoch seinem zum Weident angebotenen Messingdraht nicht widerstehen. Nur eine Bedingung hatte er noch zu erfüllen: eines ihrer Lieblings-Idole mußte mit eingepackt werden. Dann führten sie einen Kriegszug um die Kisten auf und halfen sie selbst wegbringen. Eine der Orchideen wurde in London mit dem Menschenschädel verkauft, auf dem sie sich angeheftet hatte!

Aber nicht immer sind die Eingeborenen so gleichgültig gegen die Reize der Orchideen. Von *Laelia anceps* giebt es eine weißblühende Abart, die von den Orchideen-Enthusiasten mit den Ausdrücken glühendster Bewunderung geschildert wird. Daß sie wirklich schön sein muß, geht schon daraus hervor, daß selbst die Witschlinge in Mexico, deren Seele, wie ein englischer Schriftsteller behauptet, sonst nur für Pferdefleisch, Hahnenkämpfe und Liebes-Abenteuer Raum hat, sie verehren. Die Indianer haben seit alter Zeit alle Exemplare, deren sie habhaft werden konnten, gesammelt; nie fand man eine Pflanze im Urwald, und jetzt ist es kaum mehr möglich, sie von ihren Eigentümern zu erhalten.

Ähnlich ist es mit einer anderen, rein weiß blühenden, herrlichen Orchidee, der *Cattleya Skinneri* alba. Sie ist in Costa Rica zu Hause und wird dort auf die Erddächer der Kirchen gepflanzt. Die ersten Sammler, die nach ihr ausgesandt waren, hatten guten Erfolg. Sie kauften diese, fast als geweiht anzusehenden Pflanzen von den Priestern, bestachen die Gemeindeglieder, um die Orchideen zu stellen, oder stahlen sie wohl gelegentlich auch selbst. Jetzt ist es damit aus; wenn ein Sammler kommt, werden vor die Kirchen, die ihren Schmutz noch haben, Wachen gestellt.

Ueberhaupt ist die Zeit des abenteuerlichen Orchideen-Sammelns vorüber, wenn es auch noch einige Erdenwinkel giebt, in welche die Orchideen-Jäger bisher nicht eingedrungen sind. Der Botaniker und Naturfreund kann nur froh darüber sein, denn die Sammler haben an nicht wenigen Orten die schön blühenden Orchideen geradezu ausgerottet und so die Flora verwüftet. Ähnliches geschieht ja in kleinerem Maßstabe auch in unserem Heimatlande, wo die Wärmer in manchen Gegenden den sonderbaren, in Deutschland fremdartig anmuthenden „Frauenschuß“ (*Cypripodilum Calceolus*) ausgerottet haben. Das Schwergewicht der Orchideen-Gärtnerie liegt jetzt nicht mehr im Sammeln der Pflanzen in ihrem Heimatlande, sondern in der rationellen Zucht in den Gewächshäusern, wo durch Kreuzung viele neue Formen erzielt worden sind. Diese gärtnerischen Erfolge haben den Vorzug gehabt, daß die Orchideen-Liebhaber nicht mehr ein Privilegium weniger Reicher ist. Für ein Billiges kann man manche der schönsten Arten erwerben, und wenn man sich auf die Kultur der in der kühlen Bergregion der Tropen wachsenden Formen beschränkt, so sind auch nur ganz einfache Einrichtungen erforderlich. Wenn diese nicht zur Verfügung stehen, der möge wenigstens die Gelegenheit nicht veräumen, sich in einem unserer botanischen oder sonstigen Gärten an den Orchideen zu erfreuen!

*) Anmerkung. Hier sei von deutschen Anstalten namentlich die Ladner'sche Orchideen-Plaketei in Steglitz bei Berlin erwähnt.

Kochdruck verboten.

Erzherzogin-Hebtfiffin Maria Annunziata von Oesterreich.

Von Natalie Brud-Auffenberg in Wien.



ie uralte Königsstadt Prag war im October des vergangenen Jahres der Schauplatz einer Reihe glänzender Hoffestlichkeiten, welche der Installation einer österreichischen Erzherzogin als Hebtiffin des Prager adligen Damenstiftes am Gradschin galten: Erzherzogin Maria Annunziata, die jugendliche Tochter des Erzherzogs Carl Ludwig und der Erzherzogin Maria Theresie, hatte diese hohe Würde vor einem Jahr über-

nommen mit diesen Kron-Insignien und legten ihr den schwarzsammetenen Hermelin-Mantel um die Schultern. — Erzherzogin Maria Annunziata, geboren am 31. Juli 1876 zu Reichenau in Nieder-Oesterreich, zählte mithin achtzehn Jahre, als sie ihr Amt antrat. Wenn das feierliche Ornat auf unserem Bilde sie vielleicht minder mädchenhaft erscheinen läßt, als sie thatsächlich ist, und der mächtige Schleppe mantel ihre zarte, hohe und elastische Gestalt einigermaßen verhüllt, so drückt sich dafür der zum Ernst hinneigende Sinn, der für die hohe Dame charakteristisch ist, sehr wohl aus. Ihre Lieblings-Studien sind Geschichte und Sprachen; ihre künstlerische Lieblings-Beschäftigung besteht im Zeichnen und Malen, das sie mit großem Talente übt, als ein Erbtheil ihrer erlauchten Mutter, Erzherzogin Maria Theresie, die als Blumenmalerin den Rang einer Künstlerin einnimmt, und deren Werke auf vielen Ausstellungen, — zuletzt in Chicago, — die allgemeine Bewunderung auf sich lenkten.

Die junge Erzherzogin ist von außergewöhnlicher Herzengüte; besonders haben die Bewohner der Gegend von Reichenau, wo die erzherzogliche Familie auf Schloß Wartholz einen großen Theil des Jahres verbringt, Gelegenheit, die schlichte und herzliche Art der erzherzoglichen Familie, die mit der Bevölkerung in unmittelbarer Weise verkehrt, kennen zu lernen. Bärtliche Liebe verbindet die Erzherzogin mit ihrer um zwei Jahre jüngeren Schwester Erzherzogin Elisabeth; diese begleitete sie auch während der Ausübung ihres Amtes nach Prag und nahm an einigen Festlichkeiten insoweit theil, als es vor ihrer Einführung in die Welt möglich war. Die reizenden Erscheinungen der beiden Schwestern gewannen hierbei aller Herzen.

Kochdruck verboten.

In den Lofoten.

Zu dem Bilde von A. Normann in Berlin. — Siehe Seite 4.

Von der Großartigkeit und Schönheit der norwegischen Küste, besonders nachdem infolge der Nordlandsfahrten des deutschen Kaisers die Lofoten ein beliebtes Reiseziel geworden sind, haben viele Maler sich zu stimmungsvollen Bildern begeistern lassen. Der große Contrast zwischen den schneebedeckten Felsfelsen und der farbenprächtigen üppigen Vegetation, welche die geschützten Ufergelände in den Buchten bedeckt, hat Künstler der verschiedensten Nationen veranlaßt, Studienreisen nach diesen Fjorden zu unternehmen. Wenigen aber ist es in so hohem Maße gelungen, die Reize der norwegischen Landschaft in ihrer Eigenart zu erfassen und in charakteristischer Weise wieder zu geben, als dem geborenen Norweger A. Normann, der es sich zur schönen Lebensaufgabe gemacht hat, seine Heimat in immer vollkommeneren Schöpfungen zu verherrlichen. Eigenartig, an Gegensätzen reich, aber immer wuchtig, wie die Motive, ist auch die Malweise dieses Künstlers, der, selbst wenn er irrt und von der Großartigkeit seines Vorwurfs sich vielleicht zu einer zu breiten Behandlung hinreißen ließ, immer seiner künstlerischen Empfindung treu geblieben ist. Diese Empfindung aber hat bei Normann ein außerordentlich selbständiges Gepräge, und das vor allem verleiht seinen Gemälden jene Frische, die wir an der herrlichen „Sommernacht“ in der Berliner National-Galerie, an dem „Hafen von Bodö“, dem „Nordfjord“, dem „Sognefjord“, die jetzt in den Galerien zu Düsseldorf, Budapest und Stockholm sich befinden, an dem und vorliegenden Lofotenbilde und

an so vielen anderen Arbeiten des außerordentlich productiven Meisters bewundern. Normann ist am 1. Mai 1848 zu Bodö geboren; 1869 bezog er die Kunst-Akademie zu Düsseldorf und verlegte 1888 seinen Wohnsitz nach Berlin, zu dessen hervorragendsten Künstlern er seitdem gehört.

Neujahrsabend.

Zu dem Bilde von A. von Bierusz-Kowalski in München. Siehe Seite 5.

Alfred Bierusz-Kowalski tritt nicht zum ersten Male vor die Leser der „Illustrierten Frauen-Zeitung“, und wie immer, so wird ihm auch dieses Mal der Beifall der Beschauer nicht fehlen. Kowalski, der in Warschau geboren wurde, kennt die eigenthümlichen Naturreize seines Vaterlandes, namentlich ist er vortrefflich in Wiedergabe winterlicher Stimmungen. So hat er denn auch in dem vorliegenden Bilde den trüben Dämmer der zur Schneebildung geeigneten Abendluft meisterhaft wiedergegeben. Wir haben eine unter der Schneedecke fast unsichtbar gewordene Landstraße in der Nähe eines Städtchens vor uns. Das herrschaftliche Fuhrwerk ist reich aus dem Däuser hervorgetrabt, sodaß der Kutscher des Jagdwagens, der die Biegung etwas kurz genommen hat, sein Pferd hart pariren muß, um jenes vorbei zu lassen. Die Pferde schaukeln; zwischen den mühsam stampernden Weinen säubt der lose Schnee auf. Das Gewehr im Arme, ruht der Besitzer des Jagdwagens im Stroh; neben ihm lauern seine Hunde, die dies gewiß behaglicher finden, als nach ermüdender Jagd noch stundenlang im tiefen Schnee zu trotten. Ihr Herr scheint auch zu wissen, wie man so brave Gehälfen, die erfolgreich ihre Pflicht thaten, zu behandeln und zu schonen hat. Menschen und Thiere spähen jetzt schon die Nähe der Heimstätte, wo jeder seinen Lohn für die heutige Anstrengung empfängt, und der selbstverdiente Festbraten wird später erst recht schmecken. M. K.



Erzherzogin-Hebtfiffin Maria Annunziata von Oesterreich. Nach einer Photographie von S. Eder, Fot-Photograph, Prag.

nommen und wurde nunmehr mit den ehrwürdig alterthümlichen Insignien: Ring, Krone und Bischofsstab, bekleidet. — Das Prager Stift ist von der großen Kaiserin Maria Theresia 1755 gegründet worden, mit der Bestimmung, daß dessen Hebtiffin eine österreichische Erzherzogin sein müsse; in deren Reihe ist die Erzherzogin Maria Annunziata nunmehr die zehnte. Ihre unmittelbaren Vorgängerinnen waren ihre Schwester Erzherzogin Margarethe Sofie, jetzige Herzogin von Württemberg, und, während der Mädchenzeit, die Königin-Regentin Maria Christine von Spanien.

Das Stift hat dreißig Plätze für Damen; zur Aufnahme ist die sogenannte Maltzeyer-Probe erforderlich, durch welche jedwede Aehn nachgewiesen werden. Es ist ein weltliches Stift, das unmittelbar unter dem kaiserlichen Schutze steht und einen Theil des Gradschiner Königsschloßes bildet. Sämtliche Stiftsdamen haben zu allen Hofesten Zutritt.

Die interessante Fürstenthrone und der Stab stammen aus dem ehemaligen Kloster zu St. Georg am Gradschin, dessen Hebtiffinnen mit fürstlicher Würde bekleidet waren; eine lateinische Inschrift im Kopfring der Krone besagt, daß diese von der Hebtiffin Ludmilla von Blizin 1553 verfertigt worden sei. Die Schärpe des Bischofsstabes, welche die Figur des heiligen Georg mit dem Drachen enthält, stammt von der 1265 geborenen Tochter des Königs Premysl, Ottokars II.; sie trägt die Inschrift: Im Jahre 1303 hat diesen Stab verfertigen lassen Wenzeslaus II., König von Böhmen, und hat ihn zum Geschenk gemacht seiner Schwester, der Frauen Kunigundis, Hebtiffin des Klosters St. Georg, auf dem Prager Schlosse, im ersten Jahr ihrer Weibe.

Die Stiftsdamen Fürstin Ernestine Auersperg und Gräfin Thun bekleideten bei der Krönungs-Feierlichkeit die Erzherzogin-





Helene Lange.

Nach einer Photographie von E. Brasch, Hof-Photograph, Berlin.

Der Name Helene Lange weckt einen sympathischen Wiederhall in Geist und Herzen vieler Tausende von Frauen, von gebildeten Menschen überhaupt, die mit Aufmerksamkeit die Strömungen im geistigen Leben ihrer Zeit begleiten. Selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft folgt man Helene Lange's Borgehen mit Interesse: Sie wünschte Jrl. Lange zu hören, betonte Kaiserin Friedrich, als sie im Herbst ihr Erscheinen beim Frankfurter Frauentage zusagte. Ueber den Ocean ist dieser Name längst gedrungen; die größte Bedeutung aber hat dieser Name für die deutschen Lehrerinnen: Mehr denn 10000 im In- und Auslande haben sich seiner Trägerin als ihrer Führerin angeschlossen.

Es war im Jahre 1887, als zum ersten Male Helene Lange in weiten Kreisen der pädagogischen, man kann wohl sagen, der gebildeten Welt genannt wurde. Zu der Petition von Berliner Frauen, welche beim preussischen Ministerium für vermehrte Anstellung von Lehrerinnen eintrat, hatte sie die Begleitschrift verfaßt. Mit genialer Klarheit und Schärfe schilderte sie die Schäden, die aus dem überwiegen männlichen Einfluß in der höheren Mädchenschule entstehen, wies nach, daß besonders die ethischen Fächer in den Oberklassen durch Lehrerinnen vertreten sein müßten, wenn die Eigenart der Mädchen die gehörige Verlässlichkeit erfahren sollte, und forderte zum Schluß eine wissenschaftliche Bildung für die Lehrerin auf der Oberstufe.

Wie ein Hutten'sches „Ich hab's gewagt“, so schlug die Schrift in die beteiligten Kreise ein. Hell beleuchtete sie die Lage der Dinge, die Geister waren gewedt und prallten in lebhaftem Jhr und Wider auf einander. Freudigste Zustimmung wurde der Verfasserin von allen ge- zollt, denen sie aus der Seele gesprochen, als sie den Satz aufstellte:

„In der Erziehung der Frau gehört die erste Stelle der Frau.“ An- griffe selbst unwürdiger Art kamen aus dem anderen Lager, von denen, welche die Frau nur unterrichten wollen, „damit sie den Mann in der Ehe nicht langweile“. Eins aber war auch den Gegnern klar, daß eine Persönlichkeit, die so zielbewußt, mit so viel Sachkenntnis und logischer Schärfe für ihre Ideen eintrat, ein Factor sei, mit dem gerechnet werden müsse. Die Folge sollte lehren, wessen Meinung dem Geiste der Zeit am meisten entspreche und demgemäß siegen werde.

Einen indirecten Erfolg hatte die Begleitschrift sofort zu verzeichnen, wenn die Petition auch officiell abgewiesen wurde; die wissenschaftlichen Kurse für Lehrerinnen am Victoria-Vyrcum zu Berlin erhielten eine staatliche Subvention.

Helene Lange arbeitete unentwegt weiter an der Erreichung ihres Zieles. Sie gründete die Real-Kurse für Frauen, die eine vertiefte Bildung besonders durch Mathematik und Latein vermitteln und für die Schweizer Universitäten vorbereiten sollten. Seit October 1893 sind diese Real-Kurse in Gymnasial-Kurse umgewandelt und bereiten ihre Schülerinnen zum preussischen Abiturienten-Examen vor.

Wie durch die That, so wirkte Helene Lange durch Wort und Schrift für die Verbreitung ihrer Ideen und trat so in enge Verbindung mit den Frauen, die, einer älteren Generation angehörend, den Kampf um die „Neuen Bahnen“ schon früher begonnen hatten; sie wurde die ebendbürtige Mitarbeiterin von Louise Otto und Auguste Schmidt und gehört jetzt dem Vorstand des Allgem. Deutschen Frauenvereins als dritte Vorsitzende an. Ihr Wirken galt seitdem der Frauenfrage im all- gemeinen und der Lehrerinnenfrage im besonderen. Die Schrift „Frauen- bildung“, sowie die Vorträge „Die ethische Bedeutung der Frauen- frage“, „Noth“, „Die Frauenbewegung im Bewußtsein unserer Zeit“, die alle für die Frauen-Emanzipation im edelsten Sinne eintreten, (sämtlich im Druck erschienen) geben Zeugniß von ihrer Thätigkeit nach der einen Richtung. Mit Vorliebe aber arbeitete sie fort und fort für ihre Berufsgenossinnen. Um ein geschlossenes Borgehen der Lehrerinnen für ihre Standes-Interessen zu ermöglichen, gründete Helene Lange in Gemeinschaft mit Auguste Schmidt und Marie Loeper-Houffelle im Jahre 1891 den Allgem. Deutschen Lehrerinnen-Verein, zu dessen Vorsitzenden sie erwählt wurde, und dem heute mehr als 10000 deutsche Lehrerinnen angehören. Auf den Pfingstversammlungen des Allgem. Deutschen Lehrerinnen-Vereins, die Helene Lange mit einer Umsicht und Ruhe leitete, um die sie „mancher Kammerpräsident beneiden könnte“, wie sich ein Zuhörer ausdrückte, bildet wieder und wieder einen Grund- ton der Verhandlungen die Forderung: Erhöhter Einfluß der Lehrerin in der Mädchenschule, wissenschaftliche Bildung der Lehrerin für die Oberstufe, die in mehreren, an die preussische Regierung gerichteten Petitionen ihren Ausdruck fand. Der Ministerial-Erlaß vom 31./5. 94, zu dessen Vorbereitung Helene Lange hinzugezogen wurde, kam den ausgesprochenen Wünschen entgegen. Es gilt nun, die darin enthaltenen Theorien in die Praxis umzusetzen, — wieder ein Arbeitsfeld für die edle Vorkämpferin der Lehrerinnen, auf deren Antrag bereits um Er- richtung von staatlichen Anstalten zur Ausbildung von Oberlehrerinnen petitionirt worden ist.

Eine der letzten Thaten dieser seltenen schöpferischen Kraft ist die Monatschrift „Die Frau“ (Berl. W. Möser, Hofbuchhandl., Berlin), welche alles bringt, was auf das geistige und praktische Frauenleben der Zeit Bezug hat und nach Art der Westermann'schen Monatshefte wissenschaftliche Abhandlungen und belletristische Arbeiten enthält.

Nicht ein Bild ihres Lebens, sondern das ihrer Arbeit versucht diese Skizze zu geben, — für Helene Lange ist das Leben Arbeit, ununter- brochenes Wirken für ihre Ideen. Und diese Frau von scharfem, logisch geschultem Geiste, von umfassendem Wissen ist zugleich die Vertreterin edelster Weiblichkeit in Erscheinung und Wesen. Wahrlich, eine deutsche Frau, auf die deutsche Frauen stolz sein können!

Möchte es ihr beschieden sein, die Ernte zu sehen von der Saat, die sie ausgestreut hat.

Lina Langerhann.



Berlin. — Mrs. Scott-Siddons, die bekannte Vertreterin der englischen Bühnen-Glaxieität, weilt seit kurzem in unseren Mauern. Erst jüngst ist der Name „Siddons“ in England wieder viel genannt worden, als Sir Henry Irving sich an die Spitze einer Bewegung stellte, um der unvergessenen Sara Siddons ein Denkmal zu stiften. Von dieser, ihrer Urgroßmutter, hat Mrs. Scott-Siddons nicht nur das Darstellertalent, sondern auch Anmuth und Schönheit geerbt. Sie war das Urbild des Reiferkühles Joshua Reynolds, die „tragische Muse“, das heute das Prunkstück der Gainsborough-Galerie bildet; die Aehnlichkeit zwischen Urenkelin und Ahnfrau ist frappant. Die Triumphe, welche die Enkeltochter dieser großen Tragödin gefeiert hat, führten sie in einem reichbewegten Leben durch alle Erdtheile. Zum ersten Male kommt sie nun nach Berlin und wurde sofort eingeladen, im Neuen Palais zu Potsdam, vor dem Kaiserpaare, Proben ihrer Kunst abzulegen.

— Im königlichen Kunstgewerbe-Museum war kürzlich ein über- aus kunstvoll gesticktes Neugebäude, die Stiftung von Gräfin Sophie Jagger aus dem Hause Kirchberg-Weißenhorn, für eine hiesige katho- lische Kirche ausgestellt. Die Stifterin hat die Arbeit in der unfernen Lehrerinnen längst rühmlichst bekannten Kunsthandarbeit-Schule der Frau von Wedel, Halle'sche Straße 4, ausgeführt.

Salzburg. — Frau Dr. Rosa Kerschbaumer, die erste zur Ausübung der ärztlichen, beziehungsweise ocalistischen Praxis in Oester- reich berechnete Dame, verläßt uns demnächst, um in Petersburg an der durch Kaiser Nikolaus II. neu begründeten medicinischen Frauen- Akademie eine Lehrkanzel zu übernehmen. — Frau Dr. Kerschbaumer hat seit dem Jahre 1888 die große Privatklinik für Augenkrankheiten in Salzburg geleitet und viele Tausende von Kranken behandelt.

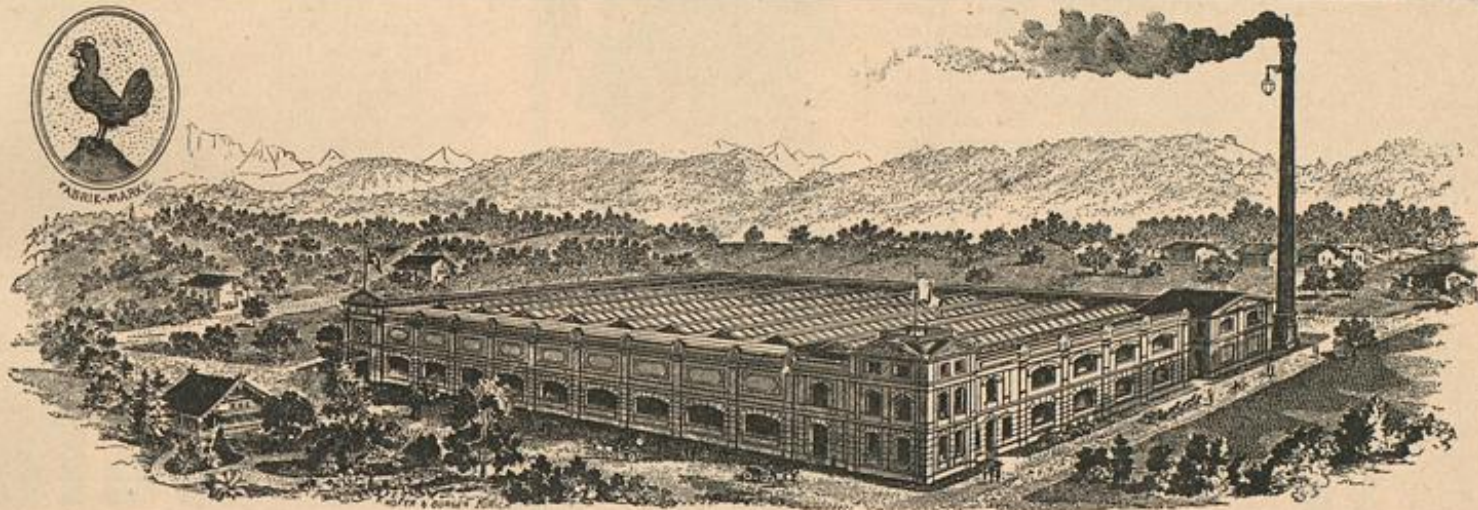
Paris. — Die Herzogin von Pomar, die seit vielen Jahren ein in Paris unter der internationalen Gesellschaft sehr bekanntes Haus machte, ist in diesen Tagen gestorben. Sie war ein armes Mädchen aus Schottland, als der Spanier Graf Pomar sie zur Gräfin machte. Nachdem sie Herzogin und Witwe, dann Lady Cathnes und wieder Witwe geworden war, ergab sie sich dem Cultus der Königin Maria Stuart und dem Spiritismus. Sie hatte eine Zeitschrift „Die Aurora“ gegründet und gab große Gesellschaften, historische Feste und andere Zusammenkünfte, bei denen ein stellenweise buntgemischtes Publicum unterhalten und für ein neues, aus Christenthum und Buddhismus gemischtes Evangelium empfänglich gemacht werden sollte.

London. — Die Königin von England hat in früheren Jahren auch componirt. Reist waren es Lieder, zu denen sie selber oder der Prinz-Gemahl den Text geschrieben hatte. Einige dieser Lieder sollen nun demnächst erscheinen, und zwar auf Wunsch der Prinzessin Beatrice, welche dieselben entdeckt hat.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Pelz überall, wohin das Auge blickt: im Ballsaal, wie im Theater-Raum, nicht zu sprechen von seiner eigentlichen Bestim- mung als wärmende Strahlenfalle! Und immer und überall bewährt das mehr oder weniger edle Rauchwerk seine schmelzende Klebsamkeit und seine unendlich vornehme Wirkung. — kein Wunder, daß seine Be- liebtheit wieder einmal, wie so oft im Lauf der Kostümgeschichte



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hofliefer.) Zürich

empfiehlt:

Henneberg-Seide

Nur acht, wenn direkt ab meinen Fabriken bezogen —

schwarz, weiß und farbig von 60 Pf. bis Mt. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, farriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)	
Seiden-Damaste v. Mt. 1.35—18.65	Seiden-Grenadines v. Mt. 1.35—11.65
Seiden-Balkleider per Robe „ „ 13.80—68.50	Seiden-Bengalines „ „ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards „ 95 Pfg. — 5.85	Seiden-Surahs „ „ 1.35— 6.30
Seiden-Rasfen-Atlas „ 60 „ — 3.15	Seiden-Faille française „ „ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux „ 75 „ — 9.65	Seiden-Crêpe de Chine „ „ 2.35—10.90
Seiden-Balkstoffe „ 60 „ — 18.65	Seiden-Foulards japan. „ „ 1.45— 5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Brieporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

ins Ungemessene gestiegen ist und mit dem kostbaren Material eine oft Staunen erregende Verschwendung getrieben wird. Selten tritt eine Pelzart für sich allein auf; meist verbindet sie sich mit einer anderen, in Art und Farbe ganz verschiedenen, oder Spitzen, Krepp, Band und bald leichtere, bald festere Gewebe müssen dem Pelzwerk als Folie dienen. Langhaarige Rauchwaren stehen oben an, unter ihnen, wie ihm gebührt, der herrliche Zobel, daneben der oft nicht minder kostbare Blausch. Nerz, Zitis, Edelmarder, Skunk, Wisam, in erster Reihe aber die Tibet-Biege, alle müssen ihre schönen Winterpelze hergeben, um den Bedarf nur einigermaßen zu decken! Unter den weich- und kurzhaarigen Pelzen sind vor allem beliebt: Chindilla, Seal, Biber und der königliche Hermelin, aber immer im Verein mit langhaarigen Arten. Zu-

Revers mit angeschnittenem Kragen ausgestattet erscheint; den Revers sind kleine Spitzen-Rosetten angeheftet; die weiten Sammetärmel zeigen hohe Pelzfulpen. Den Schluß macht ein sehr beliebtes Modell aus

Weste, ein breites Sammet-Bandeau legt; die großen Hiertüfde dürfen ebenso wenig fehlen, wie die charakteristischen Aufschläge an den großen Manschetten, die einen pikant modernen Zug in das historische Gewand bringen. Den Auszug der hochinteressanten Toilette vervollständigen lange, über die Hände fallende Spitzen-Volants. Ein Strauß duntiger La France-Rosen schmiegt sich seitwärts in die Falten des Spitzen-Fichu. — Die zweite Toilette, — Schoktalle aus gemusterter Ghiné-Seide, mit Sammet-Manschetten und -Schoh, den Guipure-Auf-lagen umranden, und einfarbiger Rod, — giebt den Stil strenger und reiner wieder, mit allen charakteristischen Einzelheiten: kein Halsaus-schnitt, dagegen fällt das dichtgefaltete Spitzen-Jabot über eine grün-seidene Weste mit schrägem Knopfschluß und Schnebe; überfallende Spitzen-Manschetten und die Uhr an der kurzen Breloque-Kette. R. Br.

Woston. — Das hervorragende Merkmal der neuesten Mode dieser Saison ist orientalisches Luxus: die Vorliebe für reiche, satte Farben, schillernde Halb- und Ganz-Edelsteine, Gold- und Silberstickereien, kurz, der Triumph alles Feiteren, Geschmückten und das völlige Entfremden vom genre anglais, allem Enstren, Strengen, Männlichen.

Sogar auf die fast ausschließlich schwarz gehaltenen Straßenkostüme erstreckt sich diese Neigung für auffallende Pracht, obwohl dieselbe hier nur in dem Besatz aus kostbarer, Juwelen-durchwirkter Spitze oder blühender Perlenstickerei zum Ausdruck gelangen kann. Das Material für Capes ist Pelz oder Sammet, die beliebteste Form die Doppelpelerine, deren untere kaum über die Taillelinie reicht. Die langen Wagenmäntel werden aus Brocat, dem Liebling der Mode, gefertigt, mit Pelz gefüttert und reich mit Federn oder Sammet besetzt. Ein wunder schöner halblanger Abendmantel besteht ganz und gar aus Straußfedern, die unsichtbar auf leicht wairtem Seidenfutter befestigt sind. Neuere Tuchjaden haben glatte Stehkragen, sind kurz, vorn lose und schließen auf der Seite links mit einem einzigen großen Knopf. Auf dem Gebiete der Hüte herrschen Sammet und die Straußfeder; „Schwarz“ ist auch hier die Lösung. Die großen „picture hats“ rahmen ein feines Gesicht reizend ein, während kleine Sammet-Baretts, auf einer Seite mit wundervollen Tuffs aus Sammetblumen in die Höhe genommen und vorn mit Stahlklägeln oder Zählhörnern und Federn getönt, „just the thing“ für pikante Gesichter sind. Dabei bleiben der „sailor“ und der „walking hat“ nach wie vor allbeliebt und unübertroffen für unceremonielle Spaziergänge oder Ausfahrten. P. J.



Cape mit Sammetjücken. Cape aus Tuch mit Bandtschuppen. Cape mit Pelz.

Tuch, das in gleichmäßigen Zwischenräumen mit querlaufenden Pelzrollen besetzt ist, dazu eine volle Sammetrüsche. G. B. — Schon neulich bei Erwähnung eines praktischen Kleider-schärzers bemerkten wir, daß sich bei den weiten Zäntenfalten-Röcken alle Raffungversuche als unzulänglich erweisen; immerhin giebt es in dem Toiletten-Bestand jeder Dame ältere enge Kleiderböde, die sie bei schlechtem Wetter unter dem Regenmantel aufträgt; um solche zu gewünschter Länge aufzuschürzen, bewährt sich eine Doppel-Sicherheitsnadel an bronzenen Agraffe in Schlangenform ganz gut. Diese wird zuerst mit der oberen Nadel an dem Kleide befestigt, leitetes dann soweit wie nötig emporgewonnen und mit der unteren Nadel gehalten. Reistens genügt es, das Kleid an jeder Seite mit einer solchen Agraffen-Nadel zu schürzen. C. E.

Wien. — Nun haben wir doch die große Saison-Neuheit! In aller Stille hat sie sich vorbereitet und tritt in den verschiedenen Centren der Mode mit einem Schläge siegreich auf! Die aufmerksamen Leserinnen dieser Blätter sind nicht ganz überrascht: — an anderer Stelle konnten wir schon in unserem Bericht vom 15/12. 95 von der Casaque Louis XV. erzählen, und als Vorkäufer derselben durften in der gleichen Nummer die Toilette, Fig. 2 des farbigen Mode-Panorama und Abbildung 78 ge-lie-n. Heute wird die neue Erscheinung unter „Neue Moden“ bereits in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt, und das Wort erhält durch die hier gegebenen Skizzen nur eine vorläufige Illu-stration. In der Dimer-Toilette tritt das Genre als eine Verschmelzung des Marie Antoinette-Stiles mit dem eigentlichen Habit Louis XV. auf. Ueber einen Rod aus beige-farbenem Tuch fällt in weiten Läden der Schoh der Casaque oder Schokjade aus chinirtem Sammet, von dessen blau-grauen Grunde sich große Streublumen-Bouquets in feinen bunten Farben abheben. Breite Revers, halb verdeckt von einem lose geschlungenen Marie Antoinette-Fichu aus Krepp und Spitze, lassen ein Stück des Lapptees aus Tuch frei, über den sich, als Ersatz der silberrechten



Casaque Louis XV. mit Fichu.

zeugt vor allem das Boudoir, das trotz der Größe des Raumes durch fein berechnete Vertheilung der Möbel, durch Ueber-lauf an Licht und Pflanzen den Ein-druck vollendeter Harmonie und größter Behaglich-keit hervorruft. Auf den hellen, mächtig hohen Holz-Panee-len der Wände sind große und kleine

Die jugendschöne Kaiserin von Rußland ist bekanntlich nicht nur Dilettantin in den schönen Künsten; man rühmt ihre hervorragenden Fähigkeiten auf dem Gebiete der Malerei und des Kunstgewerbes, die sich bei der Einrichtung ihrer Wohnräume im Schloße von Jaroskoje Seel besonders betätigt haben. Die Möbel sind zum großen Theil von der Kaiserin entworfen; von hohem künstlerischen Geschm



Cape aus zweierle Pelz.

teressant ist zu beobachten, in welcher verschiedener Weise die Schwänze all dieser Thiere zur Garnitur herangezogen werden; auch die Verwendung der Köpfe mag als vorübergehende Mode-lausne noch angesehen, während es als eine hoffentlich überwindene Ver-irrung zu betrachten ist, daß selbst die Klauen als Schmuck zarter Frauen erscheinen. Wie mannigfaltig die Formen der modernen Pelzhüllen sind, hat der Stiff unserer Künstlerin trefflich veranschaulicht. Jugendlich flott ist das zierliche, in weiter Serpentine geschnittene Cape aus Seal, mit breiten Revers aus Hermelin, dem auch das kleine Mäffchen entspricht. Die

Pelz-Cape mit Spitzen.



Kleiderschürzer.

horigen Mäffchen. Ein ganz reizendes Eislauf-Kostüm hat ein blusenartiges Jäckchen aus Sammet, das mit breiten Pelztheilen und



Schoktalle Louis XV. mit Weste.



Seitenansicht zur Casaque Louis XV.

(Fortsetzung siehe im zweiten Beiblatt.)



H. FISCHER, K.A.

Schweizer Seide.

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . . .	ca.	80
Seiden-Webstühle (Handstühle)	ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische)	ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr	ca.	30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in schwarz, weiss und farbig von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen frankierte Retour-Adressen bei.

Die gewählten Stoffe senden wir porto- und steuerfrei in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Zweites Beiblatt zur Illustrierten Frauen-Zeitung.

1. Januar 1896. — XXIII. Jahrgang, Heft 1.

Photographien und Bilder aufgestellt; eine Wandvertiefung nimmt den Divan auf, um den hohe Blattpflanzen-Gruppen eine Kri Paravent bilden; niedrige, bequeme Sessel aus hellem Holz mit reichem Schnitzwerk nach altrussischen Mustern und mattblaue Atlasbezüge laden zum Plaudern und Träumen ein; ein kostbarer Zügel, sowie die am Fenster aufgestellte Staffelei geben Zeugnis von den vielseitigen künstlerischen Neigungen der hohen Bewohnerin, deren Liebe und Verständnis für Kunst sie an den Jarenhof begleitet haben. Oft singt sie, sagt man, ihrem Gatten hier die alten deutschen Weisen und die schwermüthig-schönen Volkslieder ihrer neuen Heimat.



Reindruck auch im einzelnen verboten.

Farbige Vorlagen zu häuslichen Kunstarbeiten. Nr. 1. Menu- und Tischkarten. Aquarell-Malerei. — Mit der farbigen Tafel, die dem heutigen Feste beiliegt, beginnt eine neue Serie von Vorlagen zu häuslichen Kunstarbeiten und zwar nicht, wie bisher für Handarbeiten, in deren Dienst Nadel und Faden stehen, sondern zunächst für solche, die Pinsel, Stift und Farbe schaffen. Die Tafel bietet vier Menu- und vier Tischkarten, alle verkleinert, aber nur in so geringem Maße, daß sie auch in der vorliegenden Größe direct verwendbar sind. Gleichzeitig enthält der technische Theil der vorliegenden Nr. unter Abb. 56-57 zwei weitere Menu-Karten, deren eine die naturgroße Vorzeichnung begleitet. Die nebenstehend veranschaulichte Karte aus weißem Carton hat 14 zu 21 cm Größe und läßt für das Menu einen Raum von 5 1/2 zu 14 cm frei. Für die von der Künstlerhand

Marie von Broden in natürlichen Farben wiedergegebenen Alpenveilchen ist eine lebende Blume zweifellos die beste Vorlage. Um die Karte aufstellen zu können, ist, wie ersichtlich, auf der Rückseite eine kleine Stütze aus Carton befestigt. Nahe liegt der Gedanke, die reizvollen Vorlagen auch als Gratulations-Karten sich nutzbar zu machen. Exemplare der Vorlage Nr. 1 sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 40 Pf. durch jede Buchhandlung oder durch die Expedition dieses Blattes zu erhalten; directen Bestellungen an die letztere sind 5 Pf. für Porto beizufügen. E. F.



Menu-Karte mit Aquarell-Malerei. Rückansicht zur Menu-Karte.



Musterblätter für Tischschmückerei. Entworfen von Fr. Ledsteiner. München. Verlag von Mey & Widmann. Preis 2,50 M.

Das kleine Werk, das soeben die Presse verlassen hat, bietet, neben leicht fahlicher Anleitung der Ausgründungs-Arbeit, auf 32 Seiten eine Fülle von Vorlagen, von den einfachsten Sorten und einzelnen Motiven für beliebige Verwendung bis zu größeren Flächen-Ornamenten. Da bei sämtlichen Mustern der vertieft Grund stets farbig gedruckt ist, treten die Formen klar und übersichtlich heraus, so daß ein Uebertragen mühelos von statten geht. E. F.

Moderne Entwürfe für Brandmalerei. Von F. Greiter. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann. Preis 3 M.

In schlichter Mappe vereinigt sind zehn große Tafeln mannigfaltiger Muster, an denen der „Brandkünstler“ seine helle Freude haben wird. Kupfer-Mappen und Rahmen verschiedensten Formates dürften die Vorlagen für Rissen, Pompadour, Frühstücksbretter, Untersetzer, Biermerker u. s. w. von Interesse sein, besonders aber ein Cigarren-Präsentir-Kasten und die Umrahmung für ein Brautkränz-Kästchen. Die Muster sind flott entworfen und bereiten dem Stifte keine außerordentlichen Schwierigkeiten. E. F.

Bezugsquellen: Pelzumbänge: Wigleben & Raab, W. Markgrafstr. 64; Max Geier, Leipzig, Brühl 34. — Kleiderführer: G. Beermann, W. Friedrichstr. 193. — Toiletten Louis XV: G. Seebold, Wien 1, Rindbühnerg. 1. — Gemalte Menu- und Tischkarten: Heulein R. von Broden, W. Schopenh. 12.

BROCKHAUS'

Konversations-Lexikon
JUBILAUMS-AUSGABE. — 16 Bände.

126 000 Artikel, 9500 Abbildungen, Chromos und Karten. * Jeder Band gebunden 10 M. Regal in Eiche 30 M., in Nussbaum 36 M.

vollständig.
Weihnachten 1895

Farbige Seidenstoffe

sowie schwarze und weiße jeder Art zu wirklichen Fabrikspreisen unter Garantie für Aechtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungs-schreiben. Muster fco. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie. Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Seidenstoffe jeder Art, Samme, Bläse u. Velvets
Liefere direkt an Private in jedem Maße.
Man schreibe um Muster unter genauer Angabe des Gewünschten an die
Seidenwaaren-Fabrik von Elton & Keussen, Crefeld.

Pflege *deines Antlitz!*

Original-Zeugnis.
Herrn Direktor Heinrich Simons,
Institut für Gesichtspflege,
Berlin W. 9, Potsdamer Str. 20.
Mit Ihren Massage-Apparaten bin ich sehr zufrieden, selbst meine Nase ist schon besser geworden. Ich werde Ihnen immer dankbar sein und Sie meinen Bekannten auf's Warmste empfehlen.
Frau A. v. D., Nürnberg.

Man lese Simons Lehrbuch: „Das Gesicht und seine Pflege.“
I. Theil: Jedes Frauengesicht jugendlicher u. schöner zu gestalten.
II. Theil: Jedes Männergesicht interessanter u. schöner zu gestalten.
à M. 1,20 franko in geschlossenen Kouvert, Nachnahme M. 1,50.
Heinr. Simons, Fabrik kosmetischer Artikel.
Berlin W., Potsdamer Str. 20.
Prospekte gratis.

Kayserzinn

Kanne No. 4009



Höhe 40 cm, Preis Mk. 52.50,
Zeichnungen über künstlerisch ausgeführte Gebrauchs- und Ziergefäße aus

„Kayserzinn“

wie Kannen, Krüge, Becher, Bowlen, Jardinières, Vasen, Weinkühler etc.
versendet auf Wunsch gratis und franco

E. Kayser,

Königl. Hoflieferant,
Berlin W., * Köln a. Rh.
Leipzigerstr. 124 Vierwinden.

Frankfurt a. M.,

Rosemarkt 10.
Telegramm-Adresse: „Kayserzinn.“
NB. Kayserzinn wird mit feinem weissen Sand und Sodawasser geputzt.

Krinochrom

von J. Barthol. Inh.: B. Orlich,
Berlin, Königsberger Strasse 21a.
•• Bestes Haarfärbemittel ••
in Schwarz, Braun, Cendré, Cart. M. 4.50.
Lager in Berlin: Gustav Lohse, Jägerstrasse 46; F. Schwarzlose, Leipzigerstr. 56.

HBRUPBACHER & SOHN
— ZÜRICH —
Verlangen Sie gefl. Muster.
Prospecte v. Heureka-Artikeln

Zu reizenden Festgeschenken

ganz hervorragend geeignet sind die

Griechischen Weine.



J. F. MENZER in Neckargemünd

versendet

Probekisten griechischer Weine mit je 12 grossen Flaschen:

Marke F.	2 Sorten, herb und süß	12 Mk. — Pfg.
Marke H.	4 Sorten, herb, Claret und süß	12 „ — „
Marke G.	3 Sorten, herb und süß	12 „ — „
Marke J.	9 Sorten, herb, Claret und süß	16 „ 50 „
Marke A.	2 Sorten, Claret und süß	18 „ — „
Marke B.	2 Sorten, Claret und süß	18 „ 60 „
Marke D.	12 Sorten, herb, Claret und süß	19 „ — „
Marke C.	4 Sorten, Claret und süß	20 „ 40 „

Deutsche u. französische Weine in reicher Auswahl.
Bei Bestellungen genügt einfache Angabe der Marke.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc. Fl. 75 Pf., u. 1.50, 6 Fl. M. 4.— u. 8.—, 12 Fl. M. 7.50 u. 15.—.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdau-lichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Blutschwäche) etc. verordnet werden.

Malz-Extrakt mit Kalk Dieses Präparat wird mit grossem Erfolge gegen Rhachitis (sogenannter englisch. Krankheit) gegeben, und unterstützt wessentl. d. Knochenbild. bei Kindern. Preis für beide Präparate: Fl. M. 1.—, 6 Fl. M. 5.25 und 12 Fl. M. 10.—.

Schering's Grüne Apotheke Berlin N Chausseestr. 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Droguenhändlungen.

Conrad Felsing,
Königlicher Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt grösstes Lager in
Uhren, Broncen und Musikwerken
zu billigen, an jedem einzelnen Stück
zu Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franko.

Eiderdaun
Flanell,
wärmster und leichtester Stoff für Unter-
röde, Morgenkleider, Reistages,
Kinderkleider u. s. w.
Großartige Farbenwahl, vorzüg-
lich waschbar. Flanellwaarenhaus
W. Metzler, Dresden.
Groben bereitwilligst.

Lederschnitt, Metallätzen, Korb-schnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vorles- martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im von **Johanna Helfer,** Berlin, W. Dillowstr. 21.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. 5. Fr. Clara Kolb, Berlin W., Rühlowstr. 84a.

Kunststickererei leberkt werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickererei** Unterricht erteilt bei Fräulein E. v. Müggisch Kurfürststraße 45. II.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt und Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt
frl. H. Storbeck, Berlin SW, Wilhelmstraße 139, IV.

Zur Anfertigung einfacher und eleganter Toiletten in bester und geschmackvoller Ausführung bei mäßigen Preisen empfiehlt sich
Berlin, Schönebergerstr. 300. Louise Rösch.

Garantirt ohne Chlor!

Nur echt mit

Untersucht und approbirt von ersten deutschen Chemikern.



Billigstes u. bestes Waschmittel!

dieser Schutzmarke

Untersucht und approbirt von ersten deutschen Chemikern.

Lessive Phénix

mit 40 Medaillen und anderen Auszeichnungen prämiirt

zum Waschen von Wäsche

wirkt nicht wie Seife und Seifenpulver durch Verseifung des Schmutzes, wodurch meistentheils nur eine äußerliche aber keine innerliche Reinigung des Leinens herbeigeführt wird, sondern — durch das einzig rationelle System — einer Auflösung allen Schmutzes und reinigt das Leinen daher hygienisch bis ins innerste Gewebe. Die Anwendung und Wirkung der **Lessive Phénix** ist eine das Leinen derartig schonende, dass man die Haltbarkeit seiner Wäsche — stets ausschliesslich mit **Lessive Phénix** gewaschen — auf die doppelte Dauer wie bisher veranschlagen kann. **Lessive Phénix** ist in den meisten grösseren Droguen- und Colonialwaaren-Geschäften des Reiches zu haben und wende man sich wegen Engros-Bezügen an die Fabrik:

Fabrikation für Lessive Phénix Patent J. Picot-Paris
L. Minlos, Köln-Ehrenfeld.

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstr. 82.
Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr** und **E. Hausmann**, für Landschaft **W. Hamacher**, für Blumen **P. Barthel**, für Illustriren **H. Looschen**, für Modelliren **O. Blasch**, für Kupferstechen **Prof. G. Eilers**, für Perspektive **W. Horwarth**. — Für Anfänger Vorbereitungs-klassen. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

MUSIK-WERKE
PATENT EHRLICH
„**Monopol**“ Resonatorspieldose best. Systems. Vollkommenste Musik. Grösst. Noten-Repert. Unverwundlich. Notenblatt „Semper invictus“, mit verlöthet. Spitzen. D. R.-P. Nr. 79765.
„**Ariston**“ Weltbekanntes Musikinstrument. Notenrepertoir 6000 Nummern. Verkauft bis Juni 1894 an Instrumenten 300 000 Stück.
MECHAN. PIANINO. Specialität:
„**AUTOMATEN**“.
„Bauern-Musik“ „Gnom“.
Neuheit: Flötespielender Hirtenknabe (Kunstwerk).
„**ORCHESTRIONS**“ mit und ohne beweglichen Figuren.
Zu beziehen durch alle besseren Musikwaaren-Handlungen, Exporteure u. Grossisten.



Alle dankbaren **Musikinstrumente und Musik-Werke** Symphonien, Polyphons, Monopol, Ariston etc. etc. liefert zu Orig.-Fabrik Preisen die **Instrumentenfabrik Wilhelm Dietrich, Leipzig,** Grimmaische Str. 1. Illustrierte Preislisten gratis und frei.

Verlag von **Franz Lipperheide** in Berlin.
Lehrbücher der Modenwelt. Zweite Auflage.
Band I. Die Anfertigung der Damen-Garderobe. Mit 419 Abbildungen. M. 10.—
„ II. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe. Mit 380 Abbildungen. M. 7.00.
„ III. Die Anfertigung der Leib- u. Hauswäsche. Mit 493 Abbildungen. M. 7.00.

Lessive Phénix
wird in allen und jedem Falle immer nur in Wasser aufgelöst verwandt.
Lessive Phénix
in ganz schwacher Auflösung ist das vorzüglichste Fleckwasser.
Lessive Phénix
verwende man zum Waschen von Fussböden, Thüren, Tischen etc.
Lessive Phénix
zum Waschen aller Gold-, Silber-, Nickel- wie sonstigen Metallsachen.
Lessive Phénix
zum Waschen aller Küchengeräthe, Messer, Gabel, Glas- u. Porzellansachen.
Lessive Phénix
wird bei den ersten richtigen Versuchen Jedermann von seinen vorzüglichen Eigenschaften überzeugen.

Musik-Instrumente
aller Art: Spec. Alte Geigen **Dölling & Winter** Markneukirchen.

Für Rahmen- und Monogrammschneiderei
in und außer dem Hause empfiehlt sich **Fräul. W. von Keller, Berlin, W.** Flottwellstraße 17, III.

Mechanische Musikwerke
mit auswechselbaren Notenblättern. Tausende von Musikstücken zu spielen. Selbstspielend und zum Drehen. Aristons, Monopol u. Resonator-Spieldosen etc. etc.
Patent.

Zu beziehen durch:
Wenzel & Hellinger, Hainsberg i. S.
Vollständig illustr. Kataloge u. Noten-Verzeichn. gratis u. franco. Versand geg. Nachn., vorher. Einsendung d. Betr. od. Ia Refz. — Reparatur. z. Selbstkostenpr.

M. M. Schmidt, Leipzig, Dreieckstr. 14.
Symphonien Simphonie
alle Arten Musikinstrumente zu Drehen und selbstspielend mit auswechselbaren Notenblättern. Grosses illustriertes Preisbuch gratis.

Kinderwagenbazar
Max Brinner, Berlin SW, Jerusalemstr. 42. Verlangte Qualität. Großartige Auswahl. Bestes Material. Bill. Preise. Viele Neuerungen. Illustriert. Musterbuch gratis und franco.
Modernste Besätze.
Perlgarnituren, Perlehenge, Perlebesätze, Perleflügel, Flitterflügel, Flittergarnituren, Flitterbesätze, Garnituren m. Federn od. Pels, Federbesätze, Polbesätze, Spitzen, Bänder, Knöpfe im anerkannten Geschmack der Firma. Auswahlendungen bei genauer Angabe.
Siegbert Levy, Berlin C., Jerusalemstr. 23.

Für Modistinnen.
Einzelverkauf zu Engros-Preisen. Specialgeschäft für Artikel zur Zubereitung. **Besätze, Spitzen, Einsätze.**
Zaunfütter, weißeliebig, 20er Wtr. 42 Pf.
Zaunfütter, weißeliebig, 20er Wtr. 58 Pf.
Wage Ia, Wtr. 16 Pf. Jacquet „ 24 Pf.
Klavon - Stofffütter schwarz „ 40 Pf.
Barentz abgehakt 4 Meter für 45 Pf.
Nehhaarpage 120 cm breit Wtr. 50 Pf.
Schweißblätter, Zicat mit echt Gummi Th. 2.50.
Sammet prima echt Wtr. 2.25 Wtr.
Patent Wtr. 1.25 Wtr.
S. Mecklenburg, Berlin O. 27. 83. Blumenstr., vis-a-vis d. Wallertheaterstr. Preislisten gratis und franco.

Beste und billigste Bezugsquelle für **Musikinstrumente**
Violinen, Bratschen, Celli, Contrabässe, Flöten, Piccolos, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Jagdhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Symphonien, Polyphons, Orphonien, Musikautomaten, Aristons, Piano-Melodion, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Drehpianos, Harmoniums, Saiten, Stimmgabeln, Metronome, Taktstücke, Notenpulte, Noten.
Jul. Heinr. Zimmermann, Musikexport, Leipzig. Neue illustrierte Preisliste gratis!



Spitzen jeglicher Art
in sauberster Ausführung und in den verschiedensten Mustern, in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in **Prettan,** Post Steinhäus, Tirol.
Bei Bedarf wolle man sich wenden an Pfarrer **Franz Kleinfischer,** oder an **Thelia Koller,** Spizenghändlerin, ebenda.

Häusliche Kunst.
Herausgegeben von **Frieda Lipperheide.**
Mit 585 Illustrationen.
Vollständig in elf Lieferungen zu je 50 Pf., oder in elegantem Leinenband mit farbigem Titel-Auswurf 7,00 Mark.
Das Werk enthält zahlreiche Techniken, welche bei Anwendung der einfachsten Mittel gedanten, unserm Heim ein behagliches Aussehen zu verleihen und deren praktische und vielseitige Anwendung, bequeme Ausführung und künstlerische Wirkung von sachkundigen Händen erprobt sind. Die zahlreichen Abbildungen erläutern das Ganze auf das Unfassendste.
Das Werk ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Anzeigen jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrierten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einseitige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Büreaus, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamerstraße 38, und zu Wien I., Operngasse 3, statt. Allenfallsiger Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31, Rue du Faubourg Montmartre. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Die decorative Kunststickererei
I. Aufnäh-Arbeit
II. Leinenstickererei
III. Goldstickererei
Frieda Lipperheide
Berlin 1894, Franz Lipperheide



Verlag von **Franz Lipperheide** in Berlin.
Die **decorative Kunststickererei.**
Von **Frieda Lipperheide.**
Lieferung 5.
I. Aufnäh-Arbeit. II. Leinenstickererei. III. Goldstickererei.
IV und 20 Seiten Text mit 75 Abbildungen, ferner 5 farbige und 1 schwarze Tafel, sowie 1 doppelseitig bedruckte Beilage. Groß-folio. In Wappe. Preis Mf. 15.—
Das Erscheinen der dritten Lieferung dieses Prachtwerkes, die neben weiteren Vorlagen für die Aufnäh-Arbeit auch solche für zwei neue Zweige der Kunststickererei, die Leinen- und die Goldstickererei, bringt, sowie vollständige, reich illustrierte Lehrgänge, wird gewiß von vielen kunstfertigen und kunstfertigen Damen willkommen geheißen. Ist doch neuerdings das Interesse für die kostbaren Stickerereien längst vergangener Zeiten mehr und mehr erwacht, während die Originale selbst zum Zwecke der Nachbildung nur ganz wenigen erreichbar sind!
In Anbetracht der Reichhaltigkeit der Lieferung und der kunstvollen Ausführung der Tafeln erscheint der Preis von Mf. 15.— sehr mäßig.
Binnen kurzem wird auch die Schluß-Lieferung 4 erscheinen.



Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 2.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

— Berlin und Wien, 15. Januar 1896. —

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Sohn aus der Fremde.

Humoristische Novelle von Albert Roderich in Hamburg.

(1. Fortsetzung.)

„A, bei Frau Bösch, wo denn anders?“ erwiderte Frau Cantor Hilde der Küstersfrau Geerts.

„Bei Frau Bösch! Da will ich auch nichts von sagen. Aber wenn die das man ordentlich machen kann! Die schneidert ja man bloß hier fors Dorf und weiß den Deibel, was modern is. Aber die Frau von mein Mann sein Halbbruder in Cuxhaven, das ist eine feine Schneiderin; die kriegt alle Monat so'n Modenschournal aus Hamburg.“

„Ach nee, Frau Geerts,“ entgegnete die Frau Cantor, „aufs Moderne bin ich gar nich so nietsch, un die Bösch hat nu seit die langen Jahre für mich geschneidert, warum soll ich ihr das nu nich gönnen?“

„Na ja, Frau Cantor, denn gönnen Sie ihr das man; ich meinte man bloß so, ich verdien' da nichts bei.“

— — — Sechs Tage waren vergangen, da trat die bisher ihrem Sohne gegenüber so schweigsame Frau Hilde morgens früh gesprächig und freundlich ins Wohnzimmer.

„So, mein Willi, nu is sie in'n Abmarsch. Vater hat heut Nacht beinah vier Stunden geschlafen, und die

Schmerzen sind, Gott sei Dank und gelobt, man noch so'n bißchen. Vater hat gesagt, er will heut wieder ausgehn und Arbeit suchen. Das is auch 'n gutes Zeichen.“

„Vater will Arbeit suchen?!“

„Ja, mein Willi. Wenn Vater sich man eben rühren kann, dann quält er sich damit, daß er nix mehr thun und leisten kann. Dann geht er im Dorf 'rum un hört überall zu, ob sie nix für ihn zu thun haben. Rechnungen ausschreiben oder Briefe un so was. Und die Kinder, die in die Rectorsschule in Cuxhaven gehen, den hilft er auch gern 'mal bei'n Schularbeiten. Aber nehmen thut Vater da nichts für, o bewahre, er will sich bloß noch'n bißchen nützlich machen, sagt Vater.“

Jetzt trat auch der Cantor mit einem freundlichen Morgengruße ins Zimmer.

„Es geht Dir besser, Vater?“

„Ja, mein Junge, ich denke, sie läßt mich nun so'n paar Wochen in Ruh. Das thut sie nämlich immer, wenn sie erst so recht ungnädig gewesen ist. Ich will heut 'mal wieder durchs Dorf marschiren. Kannst mitgehn, wenn Du Lust hast.“

Bald darauf traten Vater und Sohn aus dem Hause, der Alte auf eine Art von Krückstock gestützt.

Der Cantor betrachtete seinen Sohn scharf von der Seite.

„Om, Wilhelm, — was ich sagen wollte, — hast Du eigentlich gar keinen Anzug für Alltag?“

„Für Alltag?! Nein. Ich habe verschiedene Anzüge, mit denen wechsele ich immer.“

„Om — so. Hier haben wir alle einen Anzug für Alltag und einen für Sonntag. Wenn Du aber nur bloß Sonntags-Anzüge hast, na, dann läßt sich das ja nicht ändern.“

Wilhelm verstand erst deutlich, was sein Vater gemeint hatte, nachdem sie verschiedentlich eingelehrt waren.

Die Leute waren alle gegen den alten Cantor voll herzlicher Freundlichkeit, aber seinen Sohn behandelten sie mit neugierigem Staunen oder scheuer Zurückhaltung; einige betrachteten den eleganten Mann mit einer Art von neidischer Verächtlichkeit. Wilhelm hatte zuerst versucht, einen cordial freundschaftlichen Ton anzulegen. Das machte aber die Dorfbewohner erst recht mißtrauisch.

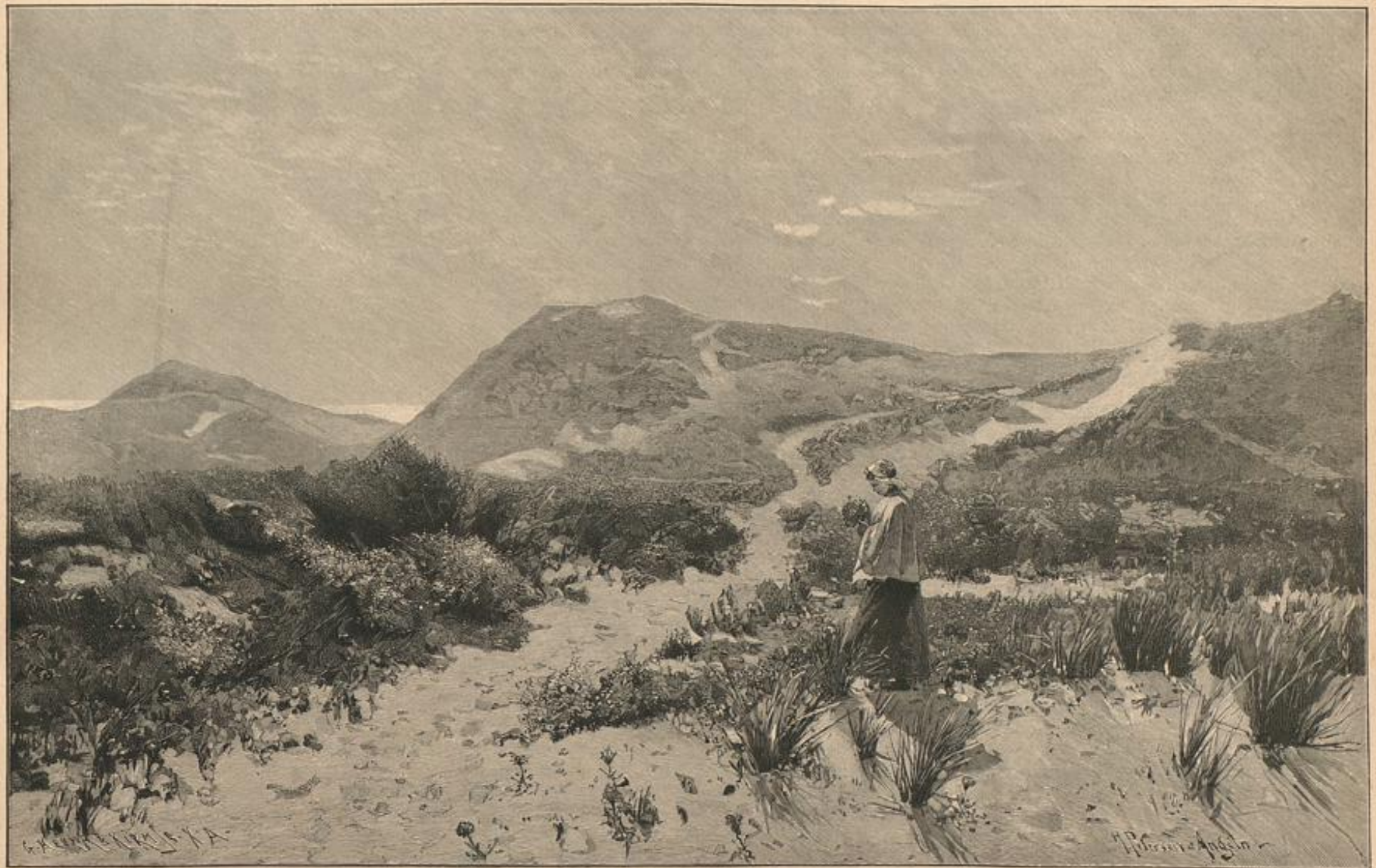
„He meent wohl, he mut so dohn,“ dachte Schlachter Köhrs und erwiderte mürrisch die freundliche Anrede Wilhelms.

„He will bloß sien sienen Rod wiesen, — ich lach an sie'n sienen Rod,“ dachte Frau Vädermeister Langjohann und redete immer über den nobeln Amerikaner und seinen feinen Rod hinweg zu dem alten Schulmeister.

Da wurde auch Wilhelm mürrisch und zurückhaltend.

„Dat is nix för uns, de harr man leber in Amerika blieben schult,“ dachte der Radmacher Kien und besah Wilhelm von oben bis unten.

„Worop de sief woll so veel inbilden deicht, op sien



In den Dünen.

Nach dem Bilde von H. Petersen-Angeln in Berlin. — Siehe Seite 16.

groten Diamantenring oder op sien helle Bür?“ dachte Krämmer Witte und erwiderte Wilhelms kühlen Abschiedsgruß nicht.

Als sie jetzt wieder ins Freie traten, gingen Vater und Sohn eine Weile schweigend neben einander.

Da sahen sie bei einer Biegung des Weges einen alten Mann, gestützt auf den Arm einer Dame, auf sich zukommen.

„Der Herr Pastor!“ sagte respectvoll Christoph Hilde und griff schnell nach seinem Hute.

„Herr Pastor Köper!“ rief Wilhelm, „den muß ich einmal begrüßen.“

Die Weiden waren näher gekommen. Das edle, menschenfreundliche Gesicht und das von langem weißen Haar umgebene ehrwürdige Haupt des Greises war zur Erde gebeugt, und der Herr Pastor bemerkte die beiden Männer erst, als sie dicht vor ihm standen.

„Entschuldigen, Herr Pastor, mein Sohn aus Amerika.“

Wilhelm sah in ein verhärmtes Antlitz, das wie unwillkürlich wieder den Erdboden suchte.

„Ach, Ihr Sohn aus Amerika, — freut mich, freut mich sehr!“

Wilhelm hatte sich jetzt auch vor der Begleiterin des Pastors verneigt. Kaum merklich mit dem Kopfe nickend, erwiderte die Dame den Gruß. Sie war in der Mitte der Zwanziger, schlank, von schönen Formen, aber auf dem hübschen, sympathischen Gesicht lag ein finsterner, fast mürrischer Ernst.

„Erinnern Sie Sich meiner noch, Herr Pastor?“ begann Wilhelm, „vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren haben Sie mich eingeseget.“

„Ach ja, ich weiß es wohl; ist eine große Freude für Sie, nicht wahr, Herr Cantor, daß Ihr Sohn wieder hier ist?“

„Ach ja, Herr Pastor!“

Die unfreundliche junge Dame machte eine Bewegung, und der Herr Pastor wandte sich zum Weitergehen.

„Erlauben Sie, Herr Pastor, daß ich Sie auch einmal besuche?“ fragte jetzt Wilhelm.

„Gewiß, gewiß, — wird mir angenehm sein,“ meinte der Pastor, aber an der zögernden Art, mit der er das sagte, war wohl zu merken, daß es ihm nicht besonders angenehm sein würde.

Das Fräulein nickte mit finsterner Miene, wieder kaum merklich, eine Art von Abschiedsgruß und schritt mit ihrem Vater weiter.

„Wer ist das Mädchen?“ fragte Wilhelm.

„Das ist die einzige Tochter vom Herrn Pastor, Fräulein Marie,“ entgegnete der Schulmeister, „die kannst Du wohl nicht gut wiedererkennen, — nein, — die war damals, als Du fortgingst, drei Jahre alt.“

„Aber was haben die Menschen?! Der alte Pastor sieht ja so fürchtbar leidend aus, und das Mädchen, — die ist wohl menschenschen?“

„Hm, — ja, — das ist eine sonderbare Geschichte, — eine traurige Geschichte. — Der gute, liebe, alte Herr Pastor! — Es ist uns allen nahe gegangen.“

„Was ist es denn, Vater?“

„Ja, — also, — das heißt, genau weiß keiner, was da eigentlich passiert ist. Fräulein Marie war damals Gouvernante in einem Kaufmannshaus in Hamburg, und eines Tages hieß es, sie wär verlobt. Herr und Frau Pastor haben sich auch gratuliren lassen und waren vergnügt und glücklich darüber. Loots Meyn in Cuxhaven, der ja manchmal in Hamburg ist, hat an Kaufmann Rose erzählt, der Bräutigam von Fräulein Marie wär ein reicher junger Mann aus seiner Familie, und wir haben es dem Mädchen alle von Herzen gegönnt, denn sie war ein freundliches, gutes Kind, und jeder hat sie gern gehabt. Da reiste der Herr Pastor eines Tages, plötzlich nach Hamburg und kam nach drei Tagen wieder mit seiner Tochter zurück, und da sahen die beiden so aus, wie sie jetzt aussehen. Und gleich darauf ward die Frau Pastorin schwer krank und starb nach acht Wochen. Sie ist vor Gram und Kummer gestorben, das ist gewiß.“

„Und was war da geschehen?“

„Ja, das hat keiner so recht herausbringen können. Mühe genug haben sie sich hier im Dorfe gegeben, — das kannst Du glauben. Loots Meyn hat erzählt, der Bräutigam wär plötzlich gestorben. Das ist auch wahr. Aber es muß wohl sonst noch was gewesen sein, sonst hätten die beiden es wohl in den drei Jahren überwunden.“

„Vielleicht —?“

Der Alte errieth sofort die bedenkliche Miene des Sohnes. „Haben die Leute zuerst auch alle gemeint,“ rief er heftig. „Ich hab' aber gleich gesagt: „Ihr seid Lastermäuler, ich kenne das liebe Mädchen besser. In dem Pastorenhaus steckt ein großes Unglück, aber keine Schande,“ hab' ich gesagt, und drei Jahre lang ohne Unterbrechen soll sie mich meinethwegen quälen, wenn ich nicht recht gehabt habe!“

„Was soll Dich quälen, Vater?“

„Die Sicht, Junge, wenn Du das noch nicht weißt.“

„Oh, Schentlemän, come in,“ rief in diesem Augenblicke Schneider Trolle aus seinem Hause, bei dem die Weiden gerade angelangt waren. „Will you eaten a little supper with me? My wife has a very fine — fine — fine Koken of the Pann. Come in, Schentlemän.“

Wilhelm war aber gerade wenig zum Scherzen geneigt. Er behielt sich deshalb auf hochdeutsch das Vergnügen für ein anderes Mal vor und schritt mit seinem Vater weiter.

Sie hatten jetzt bald die letzten Häuser des Dorfes erreicht und kamen zu den beiden großen Lindenbäumen. Hier hatten Vater und Sohn einander vor drei und zwanzig Jahren Lebewohl gesagt. Hier hatte der Vater seinem Sohne die Hand aufs Haupt gelegt und, leise aufschluchzend, ein stilles Segensgebet über ihn gesprochen. Wie unwillkürlich standen beide jetzt zu gleicher Zeit unter den Linden still. Jeder dachte, ob der andere wohl noch jenes Augenblickes gedächte, aber den anderen daran zu erinnern, wagte keiner.

„Den Aker da drüben,“ begann endlich ein wenig verlegen Christoph Hilde, „den Aker da drüben hab' ich mit Bäcker Langjohann zusammen gepachtet. Es ist'n Gemeinde-Aker, und wir haben ihn nun schon zwölf Jahre zusammen. Viel über ist da ja nicht bei, aber man hat denn doch auch so'n bißchen Interesse mit an Regen und Sonnenschein.“

Wilhelm antwortete nicht. Er hatte augenscheinlich gar nicht zugehört.

„Ja, Wilhelm,“ fuhr der Schulmeister fort, „Du hast da woll kein Interesse für. Und sagen wollt' ich es Dir schon lange 'mal. Du bist nu'n Woche bei uns, — und wenn ich auch krank war, ich hab's doch ganz gut gemerkt, — Du hast keinen Sinn mehr und kein Verständnis und kein Interesse für uns hier. Wenn die Zeitungen aus Amerika ankamen, die sie Dir nachschicken, dann warst Du begierig drüber her und wardst auch wohl mal'n bißchen geprüchiger, — aber was Deine Eltern thun und lassen, darum machst Du Dir man wenig Sorgen.“

„Vater, Du irrst. Aber wenn wir einmal davon sprechen, so will ich Dir sagen: ich hab's mir auch anders gedacht. Ja, ich habe mir den Empfang im Vaterhause ganz, ganz anders vorgestellt! Viel liebevoller und herzlicher! Ich weiß, Du bist leidend, Du warst die ganze Zeit über in Schmerzen, — das habe ich mir hundert Mal gesagt, aber meine Enttäuschung ist dadurch nicht geringer geworden. Noch habe ich kein liebes Wort von Dir gehört, — nein, Du behandelst mich förmlich vorwürfsvoll, als ob Du mir etwas zu vergeben hättest.“

„Das habe ich auch! Komm, set' Dich da auf die Bank. Das lange Stehen kann ich nicht aushalten.“

„Was hast Du mir zu vergeben, Vater?“

„Das will ich Dir sagen, Wilhelm. Ehe Du wiedergekommen bist, hab' ich einen lieben, lieben Sohn im Gedächtniß gehabt. Es war ein offenerherziger, zutraulicher Burische, und ich war auch so lange ein Kind, wie er bei mir war. Wir waren uns gegenseitig alles. Den Abend vor seiner Abreise noch hat er auf meinem Schoß gesessen, den Kopf an meiner Brust, die Arme um meinen Nacken. So hat er die halbe Nacht geschlafen, und so hab' ich ihn im Andenken behalten. Nun bist Du gekommen, Wilhelm, — so — so — verändert, — so ganz anders, — und wenn Du uns nun wieder verlässest, dann werden wir uns wohl in diesem Leben nicht mehr wiedersehen, und die paar Jahre, die ich hier noch herumzukriechen habe, — da hätte ich doch lieber meinen guten Jungen von früher behalten, und wenn's auch bloß so in Gedanken gewesen wär.“

„Siehst Du, Vater, — ich hätte lieber fortbleiben sollen! Ach, wenn Du mich noch ein wenig lieb hättest, — würdest Du mir das so sagen können?! Ich habe Euch ja nie vergessen, wahrhaftig, Vater, ich habe Euch nie vergessen! Aber bedenke doch auch, ich komme aus dem gewaltigen, freien Leben Amerikas, — wie kann ich mich so schnell in diesem Dorfe zurechtfinden?“

„Daran hab' ich gedacht, Wilhelm. Du solltest mich nicht für so unvernünftig halten, daß ich das vergessen könnte. Aber, Du bist von einer ganz anderen Art geworden, Wilhelm. Ich kann Dir das nicht so mit'n paar Sätzen sagen. Aber die Art von Deinen Eltern hast Du vergessen!“

„Nein, Vater, das habe ich nicht!“

„Das hast Du doch! Sonst hättest Du uns auch nicht so'n Kasten voll Silbertram und 'n goldene Uhr mitgebracht.“

„Was hätte ich denn mitbringen sollen?“

„Weiß ich nicht! Aber die Frage ist doch wohl auch ein Beweis dafür, daß ich nicht so ganz unrecht habe, Wilhelm. Sieh 'mal, mein Junge, ich hab' mich mein Leben lang immer bestrebt, gerecht zu sein gegen meine Mitmenschen, und gegen meinen einzigen Sohn möcht' ich's doch gewiß erst recht sein. Und darum will ich Dir auch sagen, weshalb ich eigentlich hauptsächlich einen Groll gegen Dich habe, Wilhelm. Damals, als Du fortgingst, hast Du das noch nicht verstehen können, vielleicht kannst Du es jetzt verstehen, vielleicht auch nicht. Sieh 'mal, mein Vater hat mich sehr lieb gehabt, und ich sollte was Bedeutendes werden. Ich war sein Ideal, wie er immer sagte. Ich wollte ein großer, berühmter Gelehrter werden, das war mein Ideal. Mein Vater darbt, damit ich was lernen könnte. Eben wie ich auf die Universität sollte, starb mein Vater. Da war's aus. Ich mußte doch leben und ward Dorfschulmeister. Na, mein Ideal, das verkümmerte so bei Kleinem, und bald war's todt. Aber mit Dir, mein Sohn, ward es wieder lebendig. Freilich, zum Gelehrten hattest Du absolut keine Anlage, aber, es giebt ja eine ganze Masse von Idealen, sagte ich mir, und als Du eines Tages zu mir sagtest: „Vater, ich will in die Welt und mein Glück versuchen“, da gab ich Dir meinen Segen und ließ Dich ziehen. Hier im Dorfe hättest Du Dein Glück doch nicht finden können, glaubte ich. Und nun, Wilhelm, mein Sohn, was für ein Glück hast Du gefunden?“

Wilhelm lehnte den Kopf in die Hand und starrte zu Boden.

„Mein armer Junge,“ fuhr der Schulmeister fort, „Du hast gar kein Glück gefunden, ich weiß es. Ich habe genug gesehen in dieser Woche. Du hast keine Ruhe in Dir und bist unzufrieden mit anderen und mit Dir selber. Du hast erasst und Reichthum gesammelt, aber Du hast nichts für Dein Herz gefunden, — und das ist mein Kummer, und deshalb grolle ich Dir.“

„Hast Du denn das Recht, Vater, mir deshalb zu grollen?“ fuhr Wilhelm auf, „weißt Du nicht aus meinen Briefen, wie es mir ergangen ist? Weißt Du nicht, wie ich habe darben, arbeiten und kämpfen müssen, bis ich geworden bin, was ich jetzt bin?“

„Ja, mein Junge, — das ist es ja gerade, was uns aus einander bringt. Du meinst, Du bist was Großes geworden, und ich sage Dir, Du bist nichts Rechtes geworden. Beantworte mir 'mal eine Frage. Ist da drüben in Deiner zweiten Heimat eine einzige Menschenseele, von der Du weißt, daß sie sich so recht herzlich nach Dir sehnt? Nun, mein Sohn, — ja oder nein?“

„Nein, Vater,“ sagte Wilhelm dumpf.

„Ja, siehst Du, wofür hast Du nun Dein langes Leben lang gedarbt, gearbeitet und gekämpft? Sag' um Gottes willen nicht, daß Du für Deine alten Eltern gekämpft hast, nein, das thu' mir nicht an, — oder gut, — schön, — ja, — sag', Du hast auch für Deine alten Eltern mit gekämpft, — aber, Wilhelm, wie lange werden wir's noch genießen können? Wenn eins von uns Beiden davon geht, ich oder Mutter, dann kommt der andere schnell nach. Das weiß ich. Und was dann, Wilhelm?! Siehst Du, der Gedanke macht mir so viel Gram und Kummer, und deswegen grolle ich Dir; ja, ja, deswegen kann ich mich nicht freuen, daß Du wieder bei mir bist. Ach, wenn Du immer bei mir geblieben wärst, Du wärst glücklicher geworden, als Du jetzt bist!“

„Nein, das wäre ich nicht! Auch Ringen und Erwerben ist Glück. Hier wäre ich zu Grunde gegangen.“

„Zu Grunde gegangen?! Hier? Ist ja möglich. Aber ein verfehlteres Leben als jetzt, hättest Du auch nicht gehabt.“

„Wenn mein Leben verfehlt ist, so ist es mein Unglück, aber nicht meine Schuld. Und deswegen machst Du mir Vorwürfe?! O, das ist nicht mehr Deine Liebe von ehemals, — ach, Vater, Du bist auch ein anderer geworden!“

„Ich?! Nein, Wilhelm, mein Sohn, aber Du — Du findest das vielleicht, weil — weil — wir nicht mehr so zu einander stehen, wie — wie damals.“

„Ach — Vater!“

„Junge, was ist Dir denn?! Du — Du willst doch wohl nicht an zu weinen fangen?“

„Ach, ich bin ja wirklich ein unglücklicher Mensch! O, wie habe ich mich geseht nach einem Herzen, nach Deinem Herzen, und jetzt —!“

„Junge, mein Willi, sei doch nicht —! Ich hab' ja auch Schuld, — ich hab' ja die meiste Schuld, — ich bin ja so'n alter Griesgram geworden, — Willi, mein lieber, guter — still, da kommt jemand!“

In der That, es kam jemand. Von der Chauffée, die durchs Dorf führte, bog ein Mann in den Seitenweg ein, an dessen Ende die beiden Lindenbäume standen.

„Entschuldigen Sie, meine Herren,“ rief der Mann mit lauter Stimme, als er in die Nähe unserer Freunde kam, „können Sie mir wohl sagen, wo Herr Pastor Köper hier wohnt?“

Vater und Sohn erhoben sich und schritten auf den Mann zu. „Können Sie nur mit,“ meinte Christoph Hilde, „wir wollen nach Hause und müssen da vorbei.“

„Werde so frei sein,“ sagte der Fremde und lüftete seinen Hut. Der Mann trug eine Perücke; das war bei dieser Gelegenheit ganz deutlich zu sehen. Nun können ja über die Zweckmäßigkeit einer Perücke unter verschiedenen Haarlösungen ganz weit auseinandergehende Meinungen vorhanden sein. Sicher aber würde so leicht kein zweiter Haarköpfiger sich eine Perücke auswählen von der Beschaffenheit und Farbe, wie sie derjenigen des fremden Mannes eigen waren. Was ihre Beschaffenheit anbelangt, so war sie derart, daß jeder, der sie sah, sofort wußte: das ist kein natürliches Menschenhaar! Und ihre Farbe war ein Gemisch von Braun, Gold und Rötlichkeit, und von auffällender Unschönheit. Diese Perücke machte das Aeußere des fremden Herrn noch um ein Bedeutendes unsympathischer. Im übrigen war er nachlässig und unsauber gekleidet, und sein ältliches Gesicht war mit tiefen Runzeln und Falten durchzogen. Er blinzelte in kurzen Pausen mit dem linken Auge; das konnte Nervosität oder krankhafte Angewohnheit sein, und in diesem Falle wäre es inhuman, dem Manne einen Vorwurf daraus machen zu wollen. Wenn der Mann aber etwa in der bestimmten Absicht mit dem Auge blinzelte, um jemandem, mit dem er gerade im Gespräch war, ein freundschaftlich zutrauliches Zeichen zu geben, so ward diese Absicht, — und sie schien in der That vorhanden zu sein, — so ward diese Absicht durch den übrigen Theil des unliebenswürdigen Gesichtes zu schanden gemacht.

Der Fremde schritt also an der Seite Wilhelms dem Dorfe zu. Er hatte neugierig den eleganten Anzug Wilhelms gemustert und sagte: „Der Herr ist wohl nicht hier aus dem Dorfe?“

„Nein,“ erwiderte Wilhelm kurz.

„Das kann man wohl sehen. Wo ist der Herr denn her, wenn man fragen darf?“

„Aus Amerika.“

„Aus Amerika! Ah! Da ist noch Geld zu verdienen, was? Hier bei uns ist nichts mehr zu verdienen. Gar nichts. Alles verdorben. Man schindet sich ab und hat nichts davon. Das größte Risiko und der allerkleinste Verdienst. Entschuldigen Sie, kennen Sie den Pastor Köper?“

Wilhelm ward aufmerksam.

„O ja, ich kenne den Herrn Pastor.“

„So'n Mann hat's gut, nicht? Hat sein festes Einkommen und braucht doch eigentlich gar nichts hier auf'm Dorf. Hat seine schönen Sporteln, — Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnisse, — nicht? Was braucht wohl so'n Mann jährlich?“

„Das weiß ich wirklich nicht.“

„Was braucht wohl so'n Mann jährlich?“ wandte sich der Fremde nun vertrauensvoll an den alten Schulmeister.

„Weiß ich nicht, — das geht wohl auch keinen was an,“ jagte dieser kurz und nicht sehr höflich.

„Na, na, kann man nicht wissen, — könnte doch möglich sein,“ sagte der Fremde, und sein Gesicht verfinsterte sich drohend. Dann aber wandte er sich wieder dem jüngeren Manne zu und blinzelte ihn freundschaftlich an.

„Der Herr hat wohl 'n Geschäft in Amerika, nicht?“

Wilhelm war neugierig geworden. „Ja, allerdings,“ erwiderte er.

„Wo denn da?“

„In Cincinnati.“

„Ja, da hab' ich ja einen Verwandten wohnen. Merkwürdig, nicht? Was ist das für'n Geschäft, wenn ich fragen darf?“

„Export. Was haben Sie denn für ein Geschäft?“

Der Fremde zog aus seinem etwas abgeschabten Rock eine sehr abgegriffene Brieftasche hervor und überreichte dem Amerikaner mit vertrauensweckendem Augenblinzeln eine Karte, auf der zu lesen stand: Ernst Friedrich Holle, Agent. Hamburg, Müllerstraße Nr. 112.

„Merkwürdig, wie sich das manchmal trifft!“ rief Herr Holle, „ich hab' schon ein Mal eine Geschäftsverbindung auf solche Weise bekommen, und da haben beide Theile heute noch Vergnügen daran.“

„Wofür sind Sie denn Agent?“ fragte Wilhelm.

„Für alles. Ich vermittele, was Sie wollen, hauptsächlich Geld. Wenn Sie Geld anzulegen haben, oder wenn Sie vielleicht Credit brauchen, — ich stehe mit den ersten Hamburger Firmen in Verbindung.“

„Hier wohnt der Herr Pastor,“ fiel jetzt der Schulmeister ein.

„Aha, danke sehr! Und wo wohnt der Herr, wenn ich fragen darf? Ich reise erst heute Abend wieder

nach Hamburg, und da könnten wir die Sache vielleicht ordentlich besprechen.“

Christoph Hilde zog seinen Sohn am Arme zu sich. Ihm ward unheimlich bei dem Menschen.

„Wir wollen heute vielleicht noch einen kleinen Ausflug machen,“ sagte Wilhelm zu dem Agenten. „Sie würden mich wohl kaum zu Hause treffen. Ich habe ja auch Ihre Adresse und kann Sie auffuchen, wenn ich Ihre Dienste in Anspruch nehmen will.“

„Merkwürdig,“ sagte der Schulmeister zu seinem Sohne, nachdem der Agent sie verlassen hatte, „merkwürdig, was dieser Mensch wohl mit unserem Herrn Pastor zu schaffen hat!“

„Darüber mache ich mir auch gerade meine Gedanken, Vater.“

Beim Mittagessen ging es heute im Hause des Schulmeisters sehr einsilbig zu. Vater und Sohn waren augenscheinlich mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Gleich nach dem Essen kam Frau Bösch, die Schneiderin, der Frau Hilde die Bearbeitung des von ihrem Sohne mitgebrachten Seidenzeuges anvertraut hatte. Heute sollte schon die erste Anprobe stattfinden, denn das Kleid mußte bis zur Kindtaufe bei Vodelmann, die in ungefähr vierzehn Tagen vor sich gehen sollte, fertig sein. Frau Hilde begab sich also mit der Schneiderin und dem großen Bündel, das diese mitgebracht hatte, ins Schlafzimmer.

Vater und Sohn blieben wieder allein und saßen eine Weile einander schweigend gegenüber. Endlich begann der Alte mit etwas unsicherer Stimme: „Wilhelm, Du hast neulich gesagt, Du wolltest ein bißchen herumreisen. In Deutschland, Frankreich, England und so. Das solltest Du man thun, Wilhelm. Du hast bis jetzt noch wenig Vergnügen gehabt in Deinem Leben.“

„Allein, Vater? Es ist mir ja gerade so schrecklich, immer allein zu sein.“

„Hm — ja — was ich sagen wollte, — willst Du denn später wieder nach Amerika?“

„Das weiß ich noch nicht. Ich hab' Dir ja schon erzählt. Das hängt noch von verschiedenen Umständen ab. Vielleicht gründen wir ja eine Filiale in Hamburg, und ich übernehme die Leitung. Warum fragst Du, Vater?“

„Hm, — wir können ja weiter darüber sprechen, wenn Du von Deiner Reise zurückkommst. Ich meine nur, wenn Du in Hamburg bleibst, — dann — dann könnten Mutter und ich ja zu Dir ziehen, damit Du nicht so allein bist.“

Des Alten Stimme zitterte.

„Vater, lieber — — Du wolltest —!“ Wilhelm suchte gewaltsam seine Nüchternheit zu verbergen.

„Ja, — das heißt, nach Amerika, — das wär' doch'n bißchen sehr weit. Und dann, — Mutter ihre Eltern sind hier auf'm Kirchhof begraben, und wir haben uns dicht nebenan ein Grab gekauft. Sag' Mutter noch gar nichts von der Sache, — nein, Wilhelm, sie regt sich sonst so darüber auf.“

„Vater, glaubst Du denn wirklich, ich würde dies Opfer von Euch annehmen?! Für Euch wäre es viel schlimmer in der großen Stadt, als für mich auf dem Dorfe.“

„Was, — willst Du denn hier bleiben?!“

„Nein, Vater, auch das ist unmöglich. Auch das wär' für keinen von uns gut.“

„Nein, das wär's wohl nicht.“ Der Alte senkte tief auf. „Und dann, Wilhelm, was ich da vorhin so gesagt habe, mach' Dir weiter keine Gedanken darüber. Versprich mir, daß Du Dir weiter keine Gedanken darüber machen willst.“

„Nein, Vater, wir wollen nicht mehr daran denken.“

„Ist recht. Gib mir die Hand darauf, mein Junge. So! Wann willst Du denn nun reisen?“

„Morgen.“

„Morgen? Morgen schon?!“

„Oder übermorgen.“

„Nieder übermorgen, nicht? Aber übermorgen ist Montag, — lieber Dienstag, was?“

„Ja, lieber Dienstag, Vater.“

In diesem Augenblicke trat Frau Anna Hilde, gefolgt von der Schneiderin Frau Bösch, wieder ins Zimmer, und Vater und Sohn rissen vor Verwunderung die Augen auf. Frau Hilde hatte nämlich ihr neues seidenes Kleid an, und ihr Aussehen war wohl geeignet, Verwunderung zu erregen. Während der obere Theil des Kleides, Taille und Ärmel so eng waren, daß es aussah, als wenn sie am Körper festgekittet seien, war der Rock von colossalem Umfang, und während Taille und Ärmel sich im Zustande gänzlicher Schlichtheit befanden, war der Rock in seinen ganzen ungeheuren Dimensionen mit einer Masse von kleinen und großen Puffen und Bauschen besetzt, besetzt und behangen. Die gute Frau Hilde war dadurch gewissermaßen in zwei Hälften getheilt, die absolut nicht zu einander paßten.

(Fortsetzung folgt.)

Kachdruck verboten.

Der Girgel.

Eine Geschichte aus dem Müritzthal
von Gustav Johannes Krauß in St. Marcen.



„Gag' einmal, Girgel, wie heißt Du denn?“
„No — Si . . . Girgel hoah' i halt.“
Der Girgel, wie die Steirer statt Georg sagen, gab diese Antwort immer ganz arglos und treuherzig; er dachte gar nicht daran, die Frage könne eine Scherzfrage sein und der Frager sich lustig machen über ihn, obwohl er sehr oft so gefragt wurde. Die Leute spaßten gern mit ihm, weil er so komisch aussah.

Er hatte einen großen Kopf, aber ein Kinder Gesicht, zu welchem der spärliche, strohblonde Bart, der darauf wuchs, seltsam schlecht paßte, ein gehöriges Kröpflein links unterm Kinn und einen schwächlichen, verkrüppelten Rumpf, an dem nur eines mächtig entwickelt war, und dieses eine war leider ein Höcker. An diesem arbeitsigen Körperchen saßen lange Arme mit derben Händen und hagere, sehnige Beine von bemerkenswerther Länge. Der arme Girgel sah aus, als müsse er in seine Hiedmahen erst hineinschlüpfen, wie manchmal ein Bauernjunge in des Vaters Joppe und Samstleberne, die man ihm gleichwohl jetzt schon anzieht.

Verstand und Gemüth des Girgel waren nicht mit seinen Gliedern gewachsen, sondern mit dem Rumpf zurückgeblieben. Als Bürche in den Zwanzigern hatte der Girgel die geringe Auffassungsgabe eines sechsjährigen Buben und die kindlichen Eigenschaften eines solchen. Rauchen mochte er nicht, dafür ah er den gemeinen weißen Kodzucker für sein Leben gern; widerfuhr ihm Ubles, so fluderte er jähzornig auf und schmiedete in diesem ersten Feuer allerlei curiose Radepläne, die sammt dem Anlaß in einer halben Stunde wieder vergessen waren. Dagegen merkte er sich empfangene Guttthat und war dem Guttthäter lange danach anhänglich, wie ein fluger Hund.

Wegen dieser bei einem Grotin, einem „Teppen“, seltenen Eigenschaft war man dem Girgel überall gut, wo man ihn kannte, und fast das ganze Müritzthal kannte ihn. Die Leute gebrauchten ihn als Botengänger zwischen den zahllosen kleinen Ortshäusern, die in dem schönen, breiten Thale verstreut liegen, oder als Padträger für Fremde, die vom Bahnhof ins Birshaus wollten; oder sie sandten ihn wohl auch mit dem Seiner-Deputat an Brod und Rauchfleisch hinauf in die Berge, auf die Alm. Der Girgel zog sich immer ganz gut aus der Affaire. Er war trotz seines krüppeligen Leibes stark und, soweit seine geringe Hirnthätigkeit reichte, auch verlässlich. Was er nicht verstand, übernahm er nicht; machte er aber nach zwei, dreimaligem Anhören eines Auftrages geistliche Augen und stotterte „Si . . . Girgel sch . . . ich' ausdrücken, w . . . wohl!“, so konnte man ihm vertrauen. Er richtete es aus.

Bei so vielfältiger Thätigkeit ging es dem Girgel von jeher weit weniger schlecht, als es seinen zahlreichen Leidensgenossen in den Alpen zu gehen pflegt, bis er einmal gar sein Glück machte und Hausdiener auf dem „Schloß“ wurde.

Das „Schloß“ hieß ein herrenmäßiges Anwesen und gehörte dem pensionirten Hofrath von Kaitenegg. Auf halber Berghöhe liegend, war es von schönem Tannenwald im Halbkreise umzogen und hatte vorn, wo der steile Wiesenhang zum Bett der klar-grünen, eisfertig dahinschießenden Müritz abfiel, den prächtigsten Ausblick auf das breite Thal mit seinen Wiesen und Feldern, die weiß aus dem Grün winkenden Orte mit himmelan weisenden Kirchtürmen und auf den jenseits bergan kletternden Wald.

In diesem Herrensitz war eines Tages der helle Jammer eingelehrt; dem Fräulein Sidi, der Tochter des Hausherrn, war sein „Hansi“ aus dem Käfig geflogen, das schöne goldgelbe Canarienvogelchen mit dem dunkelgelben Schopf, und kein Mensch wußte, wie und wohin. Das Fräulein war noch sehr jung, erst vierzehn vorüber, und so recht eine herzige wilde Hummel, ohne Maß und Ziel in Lust und Leid. Weil sie so wild war, konnte sie sich gar nicht fassen in ihrem Jammer um den Durchgänger, und da sie so herzig war, trauerte das ganze Haus mit ihr, obwohl es nur um den dummen gelben Vogel ging.

Das wilde Fräulein hatte den hübschen Divan, der in seinem Zimmer stand, schon ganz naß und fleckig geweint, war dazwischen schon hundertmal durch den Garten gelaufen, an jedem Baum hinaufschauend: „Hansi, Hansi, mein Zudervogel, wo bist du denn? So komm doch, komm, sonst weine ich mich tod um dich!“, Der Hansi war aber nicht zu finden. Da hörte das Mädchen, als es zum hundert und ersten Male den Garten mit verweinten Augen durchspähte, sich vom Bretterzaun her, der den Garten abschloß, mit dünnen, quakenden, kindischen Lauten anrufen: „F . . . Fral'n! Fral'n!“

Dem vergrämten Halbblinde klang die häßliche Stimme wie Eisenruf.

„Girg'l!“ schrie sie jubelnd auf, „Girg'l, hast'n?“

Statt der Antwort erschien der Girgel in seiner ganzen männlichen Schönheit oben auf dem Zaun. Im nächsten Augenblick war er schon in den Garten gesprungen und stielte auf das Fräulein zu. Die Affenarme lang vor sich hingestreckt, formte er aus seinen aneinander gelegten Händen ein Nest und oben über den Nestrand guckte ein gelbes Köpfchen, das einen dunkleren Schopf wie eine Krone trug: Der Hansi!

Fräulein Sidi schrie auf und rannte dem Girgel entgegen, daß ihr liches Kleid flatterte und die diden Pöpfe flogen, fiel ihm um den Hals und drückte ihm einen thronenreuchenden, stürmischen, kindischen Kuß auf das barthorfige Maul. Dann rannte sie, den ängstlich piepsenden Vogel in der Hand, dem Hause zu.

„Papa! Mama! Der Hansi ist wieder da! Der Girgel hat ihn gebracht!“

Sie jauchzte, als wäre sie selber ein Vögeln.

Als sich der gutmüthige Herr Hofrath in selbige Person in den Garten hinabemühte, dem Retter Hansi's ein blinkendes Guldenstück in die Hand zu drücken, fand er den Girgel noch dümmmer und stotternder als gewöhnlich. Der Junge stand, wie vom Donner gerührt, auf dem Fleck fest, wo ihm das Fräulein um den Hals gefallen war, — davon ahnte der Herr Hofrath freilich nichts, — blinzelte mit den Augen, als ob ihm etwas hineingeflogen wäre und fuhr sich immer wieder mit dem Finger über die Lippen, worauf er den Finger prüfend betrachtete.

Das große Geldstück drehte er, wie im Traume, hin und

ber und steckte es dann so achlos in die Tasche, als wär's ein Bierkreuzer-Stück. Endlich stotterte er sein „G . . g . . gelt's G . . Gott!“ und schob sich langsam und kopfhängend zum Thore hinaus.

Seitdem erschien der Wirgel häufig auf dem Herrenhofe. Das war für jeden begreiflich, denn er bekam auf besonderen Befehl des Hofraths gut und reichlich zu essen, so oft er da war. Die Mahlzeit vergalt er dann mit allerlei kleiner Arbeit.

eifertig die Leiter hinunter und sprang dem gefürchteten Räuber hinten auf den Rücken, um ihm mit beiden Händen tüchtig auf den Schädel zu pauken, wie ein zorniger Affe. Der Seppel fluchte gotteslästerlich bei diesem unverhofften Angriff und ließ den Sult' los; der fuhr nach rückwärts aus dem Sack und sprang dem Feinde an die Brust, wobei er bellte, was nur aus dem Halse ging.

Stod, aber an dem Spalter, an welchem der wilde Wein hinaufkletterte, konnte ein geschickter Bursch auch hinaufgelangen, und war er oben, so war's gewonnen. Das Fenster war unvergittert, der Schreibtisch leicht zu erbrehen, und es schlief niemand in der Nähe.

Das nächtliche Abenteuer hatte dreierlei Folgen: Der Seppel kam ins Strafhaus, der Hofrath schaffte sich eine eiserne Kasse an, und der Wirgel machte sein Glück. Der dankbare Herr stellte ihn als Hausdiener an.

Als solcher bekam er außer seiner guten Verpflegung ein funkelneues Steirergewand und einen Monatslohn von zehn Gulden, die in der Sparkasse der Stadt Brud für ihn angelegt wurden. Das hieß Karriere gemacht für den Wirgel.

Er wurde aber gar nicht stolz. Zwar freute er sich wie ein Schneekönig, wenn die Leute den feinen Loben an seiner Zippe befühlten und die Silberknöpfe lobten, die er auf der grünen Weste hatte, und er hörte gern davon reden, daß er, der Wirgel, den „gar so viel starken“ Winger-Seppel „niedergedrückt“ habe; er nahm sich aber daraufhin nichts heraus. Er war nach wie vor bescheiden, fast demüthig gegen „große Leute“, wie er normale Menschen nannte, ein guter Kamerad mit Kindern und Thieren.

Im „Schloß“ machte er sich so nützlich, als er konnte. Er spaltete Holz und trug Wasser für die Küche, half in Garten und Stall und war zu jeder Arbeit willig. Nur zwei Eigenheiten hatte er. Begann der Canarien-Prinz Hansi zu singen, dessen Bauer nun wieder in des Fräuleins Fenster hing, so ließ der Wirgel stehen und liegen, was immer er unter den Händen hatte, und hörte andächtig zu. Sah er gar das Fräulein selber, so gaffte er es mit einem Gesichte an, als wäre ihm die heilige Muttergottes erschienen. In solchem Zuhören oder Anstarren konnte er viertelstundenlang unbeweglich stehen, wie ein Klop, den ein Bildhauer in einer übermüthigen Stunde zu einer vertrackten Gnomenfigur umgeschminkt hat.

In solchen Viertelstunden durfte man ihn nicht stören, sonst machte er ein verdrießliches Gesicht und war dumm über die Wachen. Die simpelste Sache mußte man ihm dann zehnmal vorfragen, ehe er widerwillig knurrte: „G . . G . . Wirgel sch . . sch . . sch . . a . . ausrichten.“ Für den persönlichen Dienst des Fräuleins hatte er sich dagegen ein besonderes Begriffsvermögen zugelegt, so eine Art Sonntags-Verstand, klarer und schärfer als jener, den er im Werkeltags-Dienst der gemeinen Menschheit aufwandte.

Im übrigen stand er mit allem Lebendigen im „Schloß“ auf dem besten Fuße, bis nach ungefähr zwei Jahren ein Gesicht dort auftauchte, das dem Wirgel nicht zu passen schien; das Gesicht war jung und lustig und gutmüthig, dazu bildhübsch mit seinem flaumig sprossenden Jungbart, und gehörte dem jungen Herrn von Lassen, der von dem in der Nähe gelegenen väterlichen Gute oft und öfter auf Besuch herüberkam. Herrschaft und Dienerschaft und gar der Sult' hatten den frischen jungen Herrn gern, nur der Wirgel nicht. Der ging ihm mit feindseliger Scheu aus dem Wege, und konnte er das nicht, so war er unglaublich schwerfällig an Hirn und Zunge. Es war schlechterdings nichts anzufangen mit ihm.

Die böse Zeit des Wirgel, in der Herr Otto allwöchentlich zwei-, drei-, auch viermal ankam, auf alle möglichen Arten des Ankommens: zu Fuß oder zu Pferde, im Wagen oder auf dem Zweirad, diese Zeit ging auch zu Ende. Herr von Lassen kam auf einmal nicht mehr, und der Wirgel erfuhr aus dem Dienstoffengespräch in der Küche, jener sei nach Wien gefahren, um dort sein Freiwilligen-Jahr abzudienen.

Als der Wirgel das hörte, grinste er und wurde in seiner Freude noch garstiger als sonst. Für ihn war „Wien“ etwas ungeheuer Entferntes, ein Fabelland, in dem der Pfeffer wächst, und einer, der dort war, war eben nicht mehr da. Der eine aber war ja der einzige Mensch, den der Wirgel haßte, und zwar mit dem instinctmäßigen, grundlosen und dafür um so erbitterteren Haß, mit welchem der Hund die Kasse haßt.



Erwartung.

Nach dem Bilde von G. Varison in Triest. — Siehe Seite 16.

Einmal schlief er sogar im „Schloß“ auf einem Heuboden, und mit diesem Schlafe machte er sein Glück.

Er schlief nämlich mit offenen Sinnen, wie ein Hase. In jener Nacht fuhr er plötzlich empor. Ihm war, als habe er den Sult', den schönen gelben Leonberger Hofhund, mit dem er innige Freundschaft geschlossen hatte, leise und kläglich winseln hören. Der Wirgel flog zur Luke und spähte in den finsternen Hof hinaus.

Da er, auch wie ein Hase, im Dunkeln fast so gut sah wie am hellen Tage, sah er richtig einen Mann, den übel verschrienen Winger-Seppel, der emsig daran war, dem Sult' einen großen Sack überzuschieben.

Da überkam den Wirgel ein mächtiger Zorn. Er rutschte

Der Wirgel und der Sult' mit einander waren selbst für den Gefürchteten zu viel; sie kriegten ihn nieder und hielten ihn fest, bis die aufgelaarmten Hausleute mit Lichtern heraneilten, an der Spitze der Hofrath selber, der mit der Linken den Schlafrock zusammenhielt in der kalten Nacht, während er in der Rechten den Revolver hatte.

„Dr' Seppel hat 'n Sult' stehl'n woll'n!“ schrie Wirgel den Leuten entgegen. In seiner Aufregung stotterte er gar nicht.

Der Hofrath und später die Gerichtsherrn waren anderer Meinung, und der Seppel gab ihnen recht, als er endlich sein Geständniß ablegte. Auf die große Geldsumme war's abgesehen gewesen, die der Herr von Raitenegg damals im Hause hatte. Das Arbeitszimmer des Hofraths lag zwar im ersten



Manipuris beim Polo-Spiel.
Nach dem Bilde von Hugo Langewitter in Düsselbort. — Siehe Seite 16.

Am Morgen nach jener Friedensnachricht sah der Girgel in aller Gottesfröhe hoch oben im Birnbaum und pflückte das schöne reife Obst. Unten sah der Sultan und sah seinem so hoch emporgelommenen Spielkameraden aufmerksam und bedenklich zu, ohne sich zu rühren.

Plötzlich tauchte das Paar seine Rollen. Der Girgel sah regungslos und gaste, dafür war der Sultan regsam; er sprang herum, wedelte und bläste vor Freude: Fräulein Sidonie war in den Garten getreten und kam rasch auf den Baum zugeschwunden, in welchem der Girgel saß.

Sidonie hieß sie jetzt und nicht mehr Sidi. Sie trug auch lange keine kurzen Röschchen mehr und wurde täglich schöner und sinniger, jungfrauenhafter.

Als sie so durch den Garten daherschritt, war sie sehr roth im Gesicht und hatte das übertrieben feste Auftreten der Leute, denen heimlich ein wenig bange ist. Namentlich der Värm, den der Hund machte, schien ihr an die Nerven zu gehen; sie fuhr den Sultan ziemlich unsanft an.

„Still, kusch dich! Nicht rühren!“ Der geschickte Sult' machte ein erstauntes Gesicht, als wolle er sagen: „Na, aber so was ist mir doch noch nicht vorgekommen!“ Er streckte sich aber doch gehorlich zu den Füßen seiner jungen Herrin ins Gras und sah wedelnd zu ihr hinauf.

Diese beachtete ihn gar nicht, sondern rief den Girgel vom Baume herab. Der kam eilig den Stamm heruntergerutscht und stellte sich mit angestrengt aufmerkendem Gesicht vor das Fräulein.

Sie wurde noch röther, bis unter's Haar hinauf, und sagte hastig: „Girgel, der Vater will, Du sollst von heute an die Post holen!“

Der Girgel machte seine geschickten Augen und stotterte freudig: „Bo... Post — Br... Briefe holen — w... wohl, Si... Girgel ich' ausdrücken, w... wohl!“

„Bravo, Girgel, bist ein geschickter Bursch! Aber jetzt paß auf: Es werden kleine, grüne Briefe dabei sein, weißt Du, solche —.“

Sie brachte ein zierliches kleines Couvert aus blaugrünem Papier hervor und hielt es dem Girgel vor die Nase; der sah sich das Ding lange von allen Seiten an, dann nickte er und sagte nachdrücklich: „Gr... greane!“

„Brav, Girgel, grüne! Also, wenn solche grüne Briefe dabei sind, die bringst Du ganz heimlich mir, verstehst Du? Und wenn ich Dir einen mitgebe, so trägst Du ihn auch ganz heimlich fort und wirfst ihn in den Kästen, ganz heimlich, verstehst Du?“

Das war zu schwer und mußte zweimal wiederholt werden, ehe der Girgel, dem der Schweiß auf die Stirn trat vor geistiger Anstrengung, intelligent auszuweichen begann und den großen Mund aufthat: „Gr... greane Briefe — bringa und forttrag'n und neamnd nix sag'n, n... neamnd n... nix!“

„Brav, Girgel, brav!“ sagte das Fräulein, indem sie ihm erkenntlich mit der feinen Hand die Schulter tätschelte. „Bist ja ein gar geschickter Bursch, Du!“ Damit wollte sie gehen; der Girgel aber hielt sie respectvoll am äußersten Zipfel des zurückfallenden Ärmels fest.

„W... neamnd nix sag'n!“ flüsterte er geheimnißvoll und sah auf den horchenden Sultan. „'n Sult' aa net?“

„Gott behüte! Dem Sultan auch nicht, der möchte es wittern sagen!“

Damit ging Fräulein Sidonie fort, und der Girgel stieg gedankenschwer zurück auf den Birnbaum. Während er eifrig pflückte, recapitulirte er seine Aufgabe unermüdlich, um sie seinem dicke Schädel einzubläuen.

„Gr... greane Briefe...“, eine Birne in den Schurz; „... bringa...“, die zweite Birne; „... forttrag'n...“, die dritte; „n... neamnd nix sag'n...“, die vierte; „n... S... Sult' aa net...“, die fünfte Birne.

Der Sultan sah unten und sah seinen oben hochenden Kameraden noch bedenklicher an, als früher. Der rief ja in abgemessenen Zwischenräumen seinen, des Sultan Namen. Was wollte er? Den Sultan zu sich hinaufrufen? Daraus konnte nichts werden, denn ein Leonberger Hofhund, der einiges Standesbewußtsein hat, klettert nicht auf Birnbäume.

Als der Sultan seinen Namen zum vierten und fünften Male hörte, wurde ihm das Ding zu bunt; er machte lechzt und trotzte knurrend und das Fell über dem Rückgrat aufborstend von dannen.

Für den Girgel kam jetzt eine schöne Zeit. Fast täglich konnte er seiner Herrin dienstbar sein, indem er ein kleines, grünes Brieflein sorgsam verhehlte. Einmal hatte er's auf dem Wege zum Postamt in der Tasche, das andere Mal auf dem Rückweg. Da er nicht lesen konnte, wußte er nicht, an wen die Briefe gingen, die er vom Hause fortschmuggelte, und so fiel kein Vermuthstropfen in seine heimliche Wonne, außer jenen, die er selbst verschuldete.

Der Girgel hielt es nämlich für seine Pflicht, das „Fral'n“, so oft er es zu Gesicht bekam, durch sein Miensenspiel davon zu benachrichtigen, daß er sich seiner Aufgabe bewußt sei. Er blitzelte mit den Augen und rief sie auf, er zog den Mund einmal ganz spitz zusammen, das andere Mal bis zu den Ohren auseinander, kurz, er schnitt so auffällige Grimassen, daß Papa Hofrath einmal ganz entrüstet sagte: „Ich möchte doch wissen, was unser Leib-Cretin“, — das verstand der Girgel ja nicht, — „für ein sonderbares Wesen hat seit einiger Zeit. Weißt Du etwas davon, Sidi?“

Das Fräulein legte damals einen ganz erstaunlichen Grad von Schlechtigkeit an den Tag, indem sie mit der unschuldigsten Miene behauptete, diesbezüglich keine Ahnung zu haben, und gar die Meinung aussprach, man solle den Girgel zum Doctor schicken.

Mit dem auf eine solche Dummheit nächstfolgenden Briefe erhielt der Girgel immer einen Kussel ausgefolgt, unter dem er sich wand, wie Sultan unter dem erziehlchen Niemen. Eine Zeit lang war dann Ruhe.

Als der Girgel vier Jahreszeiten hindurch seine Briefe getragen hatte, hörte er in der Küche öfter das Wort „Verlobung“. Er kümmerte sich nicht weiter darum. Erstens verstand er's nicht, und dann hatten Kutscher, Köchin und Kammerjungfer die Köpfe immer so vertraulich eng zusammengesteckt, wenn dieses unbekanntes Wort erklang, daß es von ihm unbekanntem gewesen wäre, sich mit seiner Frage in den illustren Kreis zu drängen. So ließ er es gut sein.

Die Birnen im Garten wurden wieder reif, da nahm ihn Fräulein Sidonie einmal her.

„Du, Girgel, paß auf: Morgen kommt Otto —“ sie stockte,

erröthete und verbesserte sich, „kommt Herr von Lassen, und eine Menge anderer Leute. Wir verloben uns. Da mußt Du recht artig sein, nicht so scheu, wie voriges Jahr. Wäst Du?“ Girgel machte ein verständnißloses Gesicht; die Geschichte mußte wiederholt werden.

Er strengte seinen Kopf auf das äußerste an, das sah man an seinem Gesicht; aber er verstand noch immer nicht recht.

„W... wohl“, stotterte er besangen. „Si... Si... Girgel ich'... ich' br... brav sei... V... Ver... Verlobung...?“

„Nun ja“, pläzte Fräulein Sidonie heraus, über das ganze Gesicht blutroth, „wir werden heirathen, später!“

In dem kindischen Gesichte arbeitete es mächtig. Dann trat ein Zug ungeheurer Entsetzen in dasselbe. Der Girgel starrte das Fräulein an, als wäre ihm der Teufel erschienen.

„Hei... heirathen?“ stieß er hervor, „w... w... wie d'r... W... Martin d... d' Viejel?“

Fräulein Sidonie nickte ärgerlich. Martin war der vorige Kutscher gewesen und die Viejel die frühere Kuhmagd.

Der Girgel ließ den Kopf sinken und ging mit unsicheren Schritten davon, während das Mädchen ihm mit großen, angstvollen Augen nachsah.

Am anderen Tage war das festlich geschmückte „W'chloß“ voll vornehmer Leute. Herr Otto von Lassen war da und sah riesig fest und schneidig aus in der neuen Offiziers-Uniform und dem jaubler ansehnlich entwickelten Barte; der alte Oberst von Lassen war da mit seinem fidelen rothen Gesicht, zu dem der buschige gelbweiße Schnurrbart so gut stand, und die Frau Oberst, Otto's Mama, eine schlankte Matrone mit fast mädchenhaft jungen Formen und einem lieben, feinen Altfräulein, und sonst noch allerlei Gäste. Alle waren sie feiertäglich schön angezogen und hatten fröhlich-feierliche Gesichter. Verlobungsfeier...

Das Kaitenegg'sche Gefinde hatte alle Hände voll Arbeit und jedes Stinwinkeln voll aufgeregter Gedanken. Was sollte denn zu kochen, zu pupen, zu rüsten geben, wenn nicht so eine hohe Familienfeier, und was denn Stoff zu endloser Plauderei?

Nur der Girgel that nichts und redete nichts. Er sah dumpf vor sich hinbrütend in der Gesindestube und horchte auf das Gespräch zweier der fremden Kutscher, die sich um ihn nicht viel kümmerten.

Der eine, ein wetterbrauner Grankopf, war ein gewiegter Politiker und erzählte dem anderen, einem jungen, etwas beschränkten Burschen, der mit offenem Munde und erschrockenen Augen zuhörte, von den bösen „Anarkisten“ in Frankreich.

„So, gar in Parlamah hat aaner a Bomb'n springa lass'n. A massa Peut' sein todt und bleisirt blich'n!“

„Jessas na, Jessas na!“ kopfschüttelte der Beschränkte. „Wo hat er's denn oft berg'numma, die Bomb'n?“

„Selm g'macht hat er si's, der Sakra! A Sardinienbüschel, wagt, was die Kooan Fische son in Del drinnen, — a Schießpulver hat'r eini than und Kugelwerf und mit aner Lunt'n hat'r's anbrunna. Da sein die Kugel umanandg'flog'n, wie dös Büschl' z'sprung'a is!“

„Jessas na, Jessas na! A so a schiacher Kerl!“

So unterredeten sich der Alte und der Junge und hatten keinen Gedanken an den Girgel, der in seiner Ede lauschte, mit zitternden Händen an den Knöpfen seiner Weste nestelnd, und alle Zeichen angelegentlichster Aufmerksamens in den aufgeregten Zügen. Die Augen quollen ihm ster aus den Höhlen, und um den breiten, häßlichen Mund hatte er einen bösen Zug...

Als es dann dunkel ward und aus allen Fenstern des Herrenhauses der Kaitenegg'sche festliche Lichtschein strahlte und fröhliches Stimmengewirr klang, sah der Girgel im finstern Hof auf der Hundebühne und sprach eifrig mit seinem Freunde Sultan, der ihm aufmerksam zuhörte und zuschaute. Es war ein Vortrag mit Demonstrationen; die Demonstrations-Objecte wurden durch eine leere Sardinienbüchse von der Festtafel, ohne Dedel, eine Hand voll Schießpulver aus etlichen Jagd-Patronen, und ein großes Quantum rothiger Eisenkugeln gebildet.

Der Girgel that, fortwährend leise redend, die Kugel in die Schachtel, schüttete das Schießpulver darauf, und steckte dann in die Mischung das Ende einer gelben Zündschnur, wie sie beim Feuer schlagen mit Stahl und Stein gebraucht wird, um den Funken aufzufangen; das andere Schnur-Ende baumelte über den Rand der Höllenmaschine.

Girgel hielt die solchermassen adjustirte Blechschachtel dem Sultan vor die Nase und erklärte ihm den Zweck der Dinge.

„S... sirt, Sult'l, w... wann i jetzt d... d' gelbe Schnur ansteant, i... so m... macht d... d' Büschl'n: Bumm! und d' Kug'l hau'n uns alle z... zwa z... z'samm! A... aber G... Girgel net ansteant'n, n... na, n... na, jetzt'n n... net!“

Der Girgel lachte heiser und unheimlich in sich hinein, als er die „Bombe“ so betrachtete, und der Sultan that die lange weiche Zunge aus dem Maule und fuhr damit über den Rand des Geschosses. Es hing noch ein Tröpfchen Sardinienöl dort, das leckte er weg.

Das Stimmengewirr zog sich aus dem Hause auf den Hof hinaus, nach den abfahrtsbereiten Equipagen, die hier in Reih und Glied standen. Noch ein letztes Adieu hin und her, dann fuhren die Wagen einer nach dem andern raselnd davon, und etwas später wurden auch die Fenster dunkel. Das Brauthaus lag im tiefen Schlafe.

Nur in dem Fremdenzimmer neben dem Arbeits-Cabinet des Hofraths war noch Licht. Der junge Bräutigam hatte es für diese Nacht bezogen, weil er morgen mit seinem Schwiegervater den ersten Frühzug nach Graz benutzen wollte. Der Zug ging um fünf, und als Herr Otto auf sein Zimmer kam, war's ein Uhr morgens; trotzdem konnte er nicht schlafen. In seinem jungen, heißen Kopfe glühte noch der Verlobungsfuß, und ließ tausend seltsam-köstliche Glückesgedanken wie tropische Wunderblumen aus seinem Herzen schießen.

Er ging aufgeregt hin und her und trat endlich ans offene Fenster. Er schlug den schneeweißen, duftig leichten Spigenvorhang zurück, der davor hing, und streckte den heißen Kopf hinaus in die köstliche, kühle, sternblendende Nacht.

„Ah...!“

Der junge Mann griff nach dem Spalier, an dem sich der wilde Wein zu ihm heraufkranke; es war fest, so fest, daß er wohl daran hätte heruntergleiten können, um sich durch einen Spaziergang in der kühlen Nacht zu erfrischen, ohne mit seinen Stiefeln über den Corridor zu narren und über die Treppe. Schon wollte er sich aus dem Fenster schwingen, da sah er den Girgel mit dem Hunde über den Hof gehen, und so ließ er es

sein. Er schämte sich, vor dem Cretin einen solchen Studentenstreich auszuführen, er, ein Bräutigam!

Er trat vom Fenster weg, ließ den Vorhang wieder darüber fallen, blies die Kerze aus und warf sich in den Kleidern auf das Bett, um die paar Stunden bis zum Morgenzuge von seinem Bräutchen zu träumen.

Er träumte aber von anderem. Er war wieder in Wien, in der Reiter-Kaserne, und mußte mit den anderen Soldaten ausrücken, weil der Stephansthurm brannte. Der heiße Rauch stieg ihm ins Gesicht und nahm ihm den Athem, als er so in dem um die brennende Kirche gezogenen Gorden stand; das grelle rothe Licht schmerzte ihn in den Augen; aber er konnte sich nicht rühren, — es war „Stillgestanden!“ commandirt. Dazu schlug in der Ferne die große Trommel der Regiments-Capelle: „Bum, bum, bum, bum...“ immer näher, näher und endlich ganz nahe. Er fuhr in die Höhe... „Auf, auf!“ schrie es vor seiner Thür, an die derbe Häufte trommelten.

„Es brennt! es brennt!“

Herr Gott, es brannte wirklich! Das Zimmer war voll Feuer und Rauch, — nicht zum Athmen!

Der junge Mann sprang auf, riß den Thürriegel zurück und taumelte hinaus auf den Corridor. Da erst kam er zur Besinnung und arbeitete sofort an der Vergung der gefährdeten Einrichtung mit. Das ganze Haus stand in Flammen.

Von allen Seiten rasselten die freiwilligen Feuerwehren herbei; die Feuerglocken heulten, Commando-Rufe und Pferdengewieher tönte durch die stille Nacht, auf allen Gehöften bellten die Hunde. Vor dem Värm liefen die erschreckten Hasen aus dem Kraut, und das scheue Hochwild trat sichernd in den schlipenden Tannenforst zurück; das ganze Thal befand sich in Aufruhr, und selbst die ewigen Sterne erblahten in der glühenden Brandröthe, die von dem im Feuer vergehenden Hause an den dunklen Himmel strahlte.

Das Haus brannte ab. Als man den glimmenden Schutt wegräumte, fand man die geschwärzte Leiche des Girgel in des Fräuleins Zimmer, den Vogelflägel in den Händen. Der Hanfi war fort, die Thür des Käfigs offen. Der „Tepp“ hatte offenbar den vergessenen Vogel retten wollen und dabei sein Leben verloren. Als er sich den Rückweg abgeschnitten sah, hatte er vernuthlich den Hanfi aus dem Bauer genommen und zum Fenster hinausfliegen lassen, — die gute, treue Seele!

Es war auch so; der Hanfi stellte sich im Laufe des Tages wieder ein, und Fräulein Sidonie weinte ihm die gelben Federn nah mit den Thränen, die seinem todtten Ketter galten.

Auf dem Fenster des Fremdenzimmers, in dem nur Herr Otto geschlafen hatte, fand man eine offene Sardinienbüchse voll eiserer Kugeln. Sie war vom Feuer arg mitgenommen. Wie sie an jenen Platz gekommen, wußte niemand.

Das war auch gut. Wer brauchte es zu wissen, daß der Girgel mit dieser Büchse am Weinspalter emporgeschleudert war, um den Mann in die Luft zu sprengen, der ihm seine Heilige aus dem Himmel wegbeirathen wollte, und statt dessen das Haus seines Wohlthäters angezündet hatte? Der Hofrath hätte dem todtten Girgel, wenn er das gewußt hätte, kein so ehrenvolles Begräbniß ausrichten lassen, und der Girgel verdiente dieses Begräbniß trotz alledem...

Nachdruck verboten.

Schneefall.

Von Giose Carducci. Aus dem Italienischen übertragen von W. von Schöcher.

Langsam flockt der Schnee vom aschgrau'n Himmel: es dringet Aus der Stadt kein Ruf, nimmer von Leben ein Laut; Nicht einer Höckerin Schrei, noch rollendes Lärmen von Karren; Nicht der Jugend und nicht fröhlicher Liebe Gesang. Heiser vom Markthurm her durch die Luft wehklagen die Stunden,

Senfzer aus einer Welt, fern dem lebendigen Tag. Schweifende Vögel picken ans trübe Fenster: die Geister Sind es der Freunde, die dort schauen und rufen nach mir. Bald, ihr Cheuren, ach! bald — sei still, unbändiges Herz du! —

Komm' ich ins Schweigen hinab, find' ich im Schatten die Ruh'!

Nachdruck verboten.

Johann Heinrich Pestalozzi und die Frauen.

Ein Gedenkblatt zur Feier des 150jährigen Geburtstages, am 12. Januar 1896.

Von Director Dr. Gotthold Kreyenberg in Jertlohn.

In bekanntes Wort aus Goethe's „Phigene“ belobt denjenigen, der seiner Väter gern gedenkt und froh von ihren Thaten, ihrer Größe den Hörer unterhält. Dies gilt wohl in gleicher Weise von Männern und Frauen; von den lehteren vor allem dann, wenn die zu preisende Persönlichkeit auch in das Gebiet der Frauen als mächtiger Fels, als Markstein, der mit goldiger, weithin leuchtender Schrift neue Wege weist, für alle Zeiten hineinragt. Daß Pestalozzi, dessen nicht nur die Pädagogen, sondern in weitestem Umfange alle Gebildeten am 12. Januar d. J. gedachten, eine Persönlichkeit von höchster Bedeutung auch gerade für weibliches Wirken und Streben war und ist, soll im folgenden erwiesen werden. Alle Versuche und Maßnahmen, der Menschheit wirklich und dauernd zu helfen, müssen von der Reform der Erziehung ihren Ausgangspunkt nehmen und wieder dahin auslaufen. Für die Familie und das Haus ist eine gesunde und feste Grundlage erforderlich, sonst schwankt und wankt Gemeinde, Staat, Gesellschaft. Im Mittelpunkt der Familie steht aber die Mutter, die Frau. Sie ist also der geborene Reformator der Erziehung, sei es in der Nation, sei es in der ganzen Menschheit. Keiner hat dies schärfer und klarer erkannt, als Pestalozzi.

Die Wissenschaft nennt ihn einen Epoche-machenden Methodiker und Didaktiker; die Humanität ehrt ihn als unermüd-

lichen Vorkämpfer und Förderer, der trotz aller Mißgeschick und Enttäuschungen edel, hilfreich und gut blieb. Jedoch noch viel zu wenig, wenn überhaupt schon, wurde hervorgehoben und in das rechte Licht gestellt, daß gerade er den natürlichsten und darum sichersten Weg eingeschlagen wollte, um, wie man heutzutage wohl sagen würde, die „soziale Frage“ zu lösen. Dieser Weg war kein anderer, als der einer idealen Gestaltung der Familie und weiter des Gemein- und Staatswesens durch die Kraft und Einsicht der Frauen.

Auf diesen Weg wurde er aber durch seinen Lebensgang selbst geführt, der ihn tiefe Einblicke in die Frauennatur thun, der ihn viele und mannigfache Erfahrungen auch auf dem Felde der weiblichen Thätigkeit sammelte. Vorab war er ein Kind der Frauen, ein „Weiber- und Mutterkind“, obgleich er durchaus keine weibliche, eher eine weibliche, gefühlvolle Natur besaß.

Geboren am 12. Januar 1746 in Zürich, an des „Schimmernden Sees Traubengestaden“, verlor der Knabe bereits mit sechs Jahren seinen Vater, einen Wund- und Augenarzt. Dieser wollte seiner etwas weltunerfahrenen Gattin, von der ihr Sohn Heinrich auch wohl den unpraktischen Sinn erbt, allein die Erziehung der Kinder nicht anvertrauen. Sterbend nahm er daher der treuen und tüchtigen Magd Babeli das Versprechen ab, seine Frau und Kinder nicht zu verlassen. Die brave Magd gab und hielt das Versprechen. So wurde Heinrich von zwei Frauen erzogen, und besonders Babeli führte ein strenges Regiment; sie ließ die Kinder kaum auf die Straße, damit sie ihre Anzüge nicht beschädigten. Auf diese Weise fand Heinrich aber auch keine Gelegenheit, sich an anderen Knaben abzuschleifen. Er wurde ein Stubenhocker, der „Heiri Wunderli von Thorkliken“, wie ihn die Kameraden nannten.

Im Sommer pflegte er auf längere Wochen seinen Großvater zu besuchen, der Landpfarrer in einem Fabrikdorf nahe bei Zürich war. Hier trat ihm das Elend der Fabrik-Kinder zuerst entgegen. In Zürich genoss er den Unterricht eines Bodmer und Breitingers. Die Veltüre von Rousseau's Emile entflammte ihn vollends, auch einmal Großes für die Menschheit zu leisten. Dazu schien ihm, nach dem Beispiel seines Großvaters, der geistliche Beruf nicht ungeeignet. Angehlich wegen eines mißglückten Versuches beim Predigen kam er hieron zurück und trug sich einige Zeit mit der Idee, einst als Rechtsgelehrter seinem Lande zu nützen. Indes fühlte er, daß ihm dazu die rechte Weltklugheit fehlte. Nach einer längeren Krankheit und auf den Rath eines Freundes widmete er sich der Landwirtschaft. Die damals für die Schweiz in Aufnahme kommende Krappkultur, zog ihn an, weil er meinte, durch deren großartigen Betrieb viele Hände beschäftigen zu können. Noch aber hatte er kaum eine genügende Einsicht in das Verfahren gewonnen, als er schon mit dem ihm eigenen, schnell entfalteten Eifer 1768 im Kanton Aargau unweit der Stätte der alten Habsburg hundert Morgen Heidefeld erwarb und ein Haus im italienischen Geschmack erbauen ließ, das er Neuhof nannte. Das Geld streckte ein Züricher Handelshaus vor, zumal da er sich mit einer Züricher Kaufmannstochter aus wohlhabender Familie, Anna Schultheß, verlobt hatte, die er ein Jahr darauf heimführte.

Sie ist die dritte Frau, welche Einfluß auf sein Leben erhielt. Ihre Briefe als Braut, von dem gewiegten Kenner der Pestalozzi-Literatur, Oberpfarrer Seyffarth in Klettgau, als eine werthvolle Vermehrung des biographischen Materials über Pestalozzi in einem Schriftchen neuerdings gekennzeichnet (Liegnitz 1895), offenbaren ein reiches, aber zu weiches Gemüth. Den Schluß eines Briefes ihres Verlobten an sie geben

schönen Traum folgte ein nüchternes Erwachen. Auch dieses Unternehmen scheiterte, zumeist an der Ungeheuerlichkeit des Leiters, sodaß die Schule nach fünf Jahren aufgelöst werden mußte. „Er wollte“, so gestand er selbst, „bei den Kindern gleich das feinste Gespinnst erzwingen, bevor sie im Groben auch nur einige Siderheit erlangt hatten“. So verdarben sie ihm die feinen Damastfäden; Material, Zeit und Mühe gingen verloren. Dazu kam die Beschränktheit und Undankbarkeit der Eltern. Jedoch trotz dieses neuen Mißerfolges entdeckte Pestalozzi nunmehr seinen eigentlichen Lebensberuf, den des „Schulmeisters“.

Zwar verstrichen noch fast zwei Jahrzehnte, bis er in Stanz, darauf in Burgdorf, Münchenbuchsee und vor allem in Yverdon (Yverdon), wo Jünger aus aller Herren Ländern zu seinen Füßen saßen, die allbekannte Werk- und Liebesthätigkeit ausüben konnte. Aber gerade diese Prüfungszeit, die Jahre äußerer Noth läuterten und vertieften sein Gemüth. Und ein neuer Stern ging ihm auf; er wurde Schriftsteller. Das Weben des Geistes verstand er besser, als das mit den Damastfäden.

Zwei Schriften sind es, die gleich zuerst (1780 und 1781) entstanden und doch für sein ganzes Leben und Wirken die bedeutendsten waren: „Die Abendstunde eines Einsiedlers“ und „Lienhardt und Gertrud“. Beide sind sehr verschieden nach Inhalt und Form und gehören doch zusammen, denn sie enthalten das Erziehungs-Programm des Welt-Pädagogen. Nur hat er dasjenige der „Abendstunde“ auszuführen gestrebt; es betrifft die Reform des Unterrichts durch Naturgemäßheit und Anschaulichkeit. Der eigentliche Kern von „Lienhardt und Gertrud“ ruht, von mancher Schale umhüllt, noch im Schoße der Zukunft.

Dennoch fand die „Abendstunde“, deren vollen Werth die Pädagogik längst erkannt hat, ihrer apboristischen Darstellung und namentlich ihrer, den besseren Ständen der damaligen Zeit kaum zuzugenden Tendenz halber, anfangs wenig Anklang; dagegen eroberte sich „Lienhardt und Gertrud“ die Herzen des Volkes im Sturm. Es ist aber auch ein Volks- und Hausbuch im besten Sinne. Da der Deutsche alles classificiren und rubriciren muß, hat man es den „Dorfgeschichten“ zugezählt. Wie wenig ist damit seine Bedeutung erschöpft! Es ist, kurz gesagt, das Laien-Evangelium der Frauen und predigt, oft vielleicht noch mit der Stimme eines Predigers in der Wüste, wie die Menschheit durch ein thatkräftiges und einsichtsvolles Frauenwirken auf eine höhere Stufe nicht allein der Kultur, sondern tieferer Entwicklung gehoben werden kann. Gertrud, die Perle von Vonnal, die ihren Mann, den Maurer Lienhardt, aus unwürdigen Fesseln befreit, die durch ihre echte Weiblichkeit und ihr wahres praktisches Christenthum ihre Familie, ihr Haus rettet, emporhebt und zur Rettung und Hebung der Gemeinde, ja des Volkes die richtigen Wege weist, ist ein Ideal. Es sollte aber ein Typus sein; das ist die große Idee Pestalozzi's, die größte, die er je ausgesprochen hat. Sein schlichtes Wort lautet: „Ich will die Bildung des Volkes in die Hand der Mütter legen“. Bildung ist für ihn ein weiter Begriff, gleichbedeutend mit Vervollkommnung.

Wer aber war das Urbild der „Gertrud“? War es seine Gattin? Nein; sondern eine vierte Frau aus seinem Leben, die er hoch achtete, obschon sie nur ein Dienstmädchen seines Hauses in Neuhof war, Elisabeth Käp aus Kappel, die spätere Gattin eines seiner bewährtesten Mitarbeiter, des Hermann Krüsi.

Pestalozzi hat dann die Gedanken aus „Lienhardt und Gertrud“ weiter ausgesponnen und gleichsam das Poetische in das Erziehlche übersezt, so in „Christoph und Else“, in „Wie

So hoch er also seine Gattin auch ehrte, immerhin nimmt es Wunder, daß sie die „Gertrud“ in seinen Augen nicht war. Eine Zeit lang glaubte er, eine solche in der Person einer Jungfer Kästhofer gefunden zu haben, die sich begeistert ihm anschloß, um in seinem Sinne ein Töchter-Institut zu leiten, und die ihm, wie er sagte, der Himmel gegeben hatte. Sie verheirathete sich 1813 mit seinem Gehülften Niederer, einem früheren Geistlichen; leider veruneinigte sich dieser später mit Pestalozzi, und dessen Lebensabend wurde dadurch und durch manche andere Wirnisse in seiner Erziehungsanstalt wesentlich getrübt.

Dennoch fiel warmer Sonnenschein gerade in jener Zeit auf den Greis, durch den glücklichen Fortgang seines Werkes im Auslande. Eine der wirksamsten Förderinnen war die edle Königin Luise von Preußen. In ihrem Exil zu Königsberg bildete gerade „Lienhardt und Gertrud“ ihre liebste Lectüre. Sie schreibt darüber: „Ich lese jetzt Lienhardt und Gertrud, ein Buch fürs Volk von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdörfchen. Wäre ich mein eigener Herr, so sezt ich mich in meinen Wagen und rolle zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen dank ich ihm!“

Sie hat ihm aber auch mit der That gedankt. Nicht nur, und das sind Pestalozzi's eigene Worte, ist ihrem Anklopfen zu verdanken, daß seinem Werke in Preußen das Thor der Zukunft durch den König aufgethan wurde, sondern sie hat, so lange sie lebte, die weitere Einführung und Ausbildung des Pestalozzi'schen Systems in ihrem Vaterlande besonders eifrig betrieben. Sie war ja auch eine echte „Gertrud“, die von der Familie aus auf ihr Volk wirkte. Leider war ihre Bahn kurz bemessen. Sie schied bereits sieben Jahre vor Pestalozzi aus dem Leben, der am 17. Februar 1827 zu Frugg in Kanton Aargau starb und auf dem Kirchhof seines ersten Wirkungskreises dicht neben der Schule seine letzte Ruhestätte fand. Die Inschrift seines Grabdenkmals nennt ihn auch „Prediger des Volkes in Lienhardt und Gertrud“. Nach dieser Richtung wird sein unsterblicher Geist besonders von der Frauenwelt fort und fort zu verehren sein, damit bei ihr jene schlichte Heldin immer treue Nachfolge finde. Nicht auf dem Thron allein, in jedem Hause, in jeder Hütte vermag eine „Gertrud“ segensreich zu wirken.

*) „Luise, Königin von Preußen, ihre ethische und pädagogische Bedeutung“ von Kreyenberg. Berlin 1894, Seite 36 ff.

Nachdruck verboten.

Der Schuh.

Von August von Heyden in Berlin.

I.

Mit 12 Abbildungen.

„Mein verehrtes Fräulein!

Also auch Sie drückt ein Schuh, und dazu noch ein ganz und gar eingebildeter. Denn wenn Sie die Tusnelda spielen, möchte ich den kennen lernen, der auf die Nichtigkeit Ihres Schuhwerks achten könnte, vorausgesetzt, daß Sie nicht etwa so hohe Stelzen unter Ihre Haden schieben, wie seiner Zeit Fräulein B., die dadurch auch nicht imponanter wurde. Aber verzeihen Sie mir, wenn ich die von Ihnen über Tusnelda's Fußwert gemachten Studien zwar bewundere, aber den gewonnenen Resultaten nicht beistimme.

Jenen Riemensschuh, wohl die *cropida* (1), welchen die Tusnelda getauscht, herrliche Statue der Loggia dei Lanzi trägt (2) und sich schon in älterer, sehr eigenthümlicher Form auf dem Giganten-Fries von Bergamo (3) findet und sonst der *caliga*, dem römischen Soldatenschuh, entspricht, können Sie nicht brauchen. Jene Figur stellt wohl kaum eine Germanin dar, sondern eine Gallierin. Wenn wir auch annehmen wollen, daß die Frauenschuhe beider Nationen wenig unterschieden gewesen seien, so braucht die kleinste Tusnelda dennoch eine andere Fußbekleidung. Die Gattin des Cheruskerrfürsten ist zwar eine sehr ehrbare Frau, steht aber im kleinlichen Drama ebenso, wie es in Wahrheit gewesen sein wird, als sehr vornehme deutsche Dame jener Zeit unter römischem Mode-Einflusse, der gerade so mächtig und unverfälscht war, wie jetzt der französische, dem doch heute, wie schon seit Jahrhunderten, die Damen völlig unterthan sind.

Tusnelda wird daher in ihrem öffentlichen Auftreten kaum je den, mit der Sandale bekleideten, bloßen Fuß sich gestattet haben, den ebenso wenig die freie Römerin, noch auch die freie Griechin außer dem Hause zeigte, und der noch dazu die charakteristische Fußbekleidung in der römischen Komödie war. Sie legte gewiß die *calceoli* (4) an, jene mit Bindung auf der Spanne, aus einem einzigen Stücke weissen, weichen Leders gefertigten einbälligen Schuhe, welche selbst auch von Purpurstoff und mit Goldstücken geziert waren. Die Goldstücker waren in jener Zeit in Rom viel beschäftigte Handwerker. Solche zierliche Schuhe der neuesten römischen Mode wird jedenfalls Ventidius der Gattin des Cheruskerrfürsten im Auftrage des Kaisers mitgebracht haben.

Auf der Jagd aber bediente sie sich wohl des *cothurnus* eines prächtig verzierten Halbstiefels, welchen schon der Pergamener Fries in reichster Ausschmückung zeigt, der auch in etwas abweichender Form, namentlich mit sehr dicker Sohle, die Fußbekleidung der Tragödie ausmacht. Ob Tusnelda auch, wenn sie am Morgen von ihrem mit Bärenfellen und Leoparden bedeckten Lager sich erhob, ihren weissen Fuß in den zierlichen Schlapp-Pantoffel, das *sandalum* (5), schob, oder lieber den bequemeren *soccus* (6), einen weiten Schuh ohne Bindung, anlegte, wie es fast jede Römerin der höheren Stände that, das zu untersuchen, werden Sie, mein verehrtes Fräulein, mir gewiß erlassen, die Sie ohnehin, statt einer kurzen, sicheren Antwort, durch eine lange Auseinandersetzung ungeduldig gemacht sind.

Mit bestem Gruße
Ihr
ergebener

Der Brief konnte nicht lange in den Händen der schönen Adressatin sein, als bereits eine Antwort bei mir eintraf.

*Wie angenehm sind diese Tage Frühling sind an
Frühling in Hofen Deutschland in Frühling an
St. Doris ad die Madam in Hofen Frühling
ganzt
A. Pestalozzi*

wir an dieser Stelle in Pestalozzi's Handschrift facsimile wieder. Er lautet:

„Wie angenehm sind diese Tage. Heut ist wieder ganz Frühling und Götter denkt im Frühling an seine Doris. Adien, meine Theuere! Ich bin ewig

ganzt Dein
A. Pestalozzi.“

Die Schreibart „Pestalozzi“ gebrauchte er damals nicht; er unterschrieb sich auch: Pestaluz, Pestaluz, Pestalouz. Anna hätte vielleicht, namentlich in den ersten Jahren ihrer Ehe, selbständiger eingreifen und die lichtspendende, aber hin und her irende Kometen-Natur ihres Gatten in ruhigere Bahnen lenken sollen, um so mehr, da sie sieben Jahre älter als dieser war. Ihre Zurückhaltung erklärt sich aber aus ihrer ergebungsvollen Liebe zu ihm. Da sie seine Begeisterung für alles Große theilte, war sie mit seiner Denk- und Handlungsweise stets einverstanden. Als die Krappkultur mißglückte, opferte sie ihm und seinen weiteren Plänen unbedenklich ihr ansehnliches Vermögen. Das Züricher Haus hatte sein Kapital längst zurückgezogen, Pestalozzi wollte aber auf jeden Fall den Haupttheil seiner Unternehmung, den philanthropischen, zur Ausführung bringen. Deshalb gründete er in seinem Neuhof eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder. Die Anstalt wurde 1775 eröffnet. Im Sommer sollten die Pflanzlinge mit Land- und Gartenbau, im Winter mit Weben und Spinnen beschäftigt werden; bald scharten sich ungezählt um ihn, und er beschrieb die Wonne, „Jünglinge und Mädchen, die elend waren, wachsen und blühen zu sehen, ihre Hände zum Fleiß zu bilden und ihre Herzen zum Schöpfer zu erheben“. Aber auf den kurzen

Gertrud ihre Kinder lehrte“, in dem von anderer Hand bearbeiteten „Buche der Mütter“ etc. Die Höhe des Originals hat keines von ihnen erreicht. Die Folge aber war, daß in späterer Zeit auch zahlreiche Frauen zu ihm pilgerten. Wenn ihnen dann der unschöne Mann mit dem saloppen Anzug und den niedergetretenen Schuhen schweizerisch derb gegenübertrat, waren sie meist enttäuscht und verlegt. Ein Damenheld war Pestalozzi freilich nicht, er verkehrte am liebsten mit den schlichtesten Frauen. In Stanz bei seinem Liebeswerke unter den Wägen war seine weibliche Hülf nur eine alte Haushälterin.

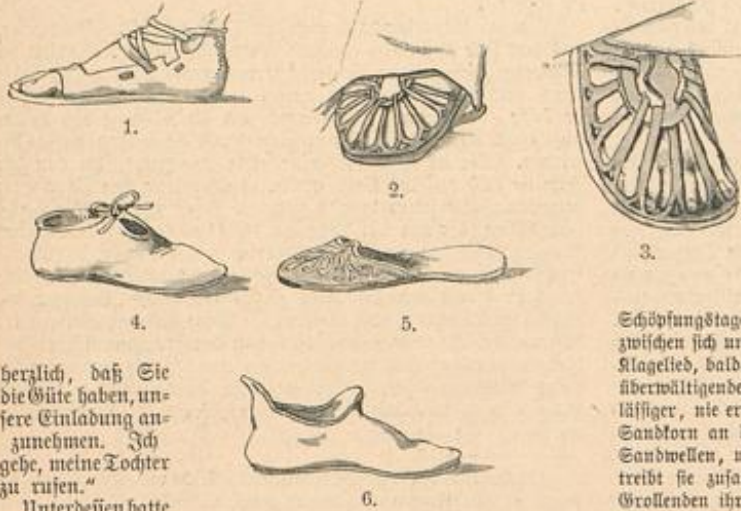
Und doch hat es keinen größeren und reineren Verehrer des Frauengeschlechtes gegeben, als Pestalozzi, keinen besseren Ehegatten, als ihn. 1814 starb seine Gattin in Yverdon, die dort, wie schon in Neuhof und Burgdorf, die treue Gehülfin bei seiner Erziehungsarbeit war. Dieser Verlust erschütterte ihn mächtig. Am Sarge hielt er eine Rede, die um so ergreifender wirkte, als sie mehr ein Zwiegespräch mit der Todten schien. Er führte die Bilder ihres gemeinsamen vielgeprüften Lebens vom ersten Augenblicke, da sie sich gesehen und erkannt, durch alle Zeiten der Drangsale und Kämpfe hindurch bis zur letzten schmerzvollen Stunde vor. Und als er zu jenen Tagen kam, von denen er sprach: „Wir waren von allen gestochen und verspottet, Krankheit und Armuth beugten uns nieder, und wir aßen unser trockenes Brod mit Thränen“, da fragte er die stille Todte: „Was gab Dir und mir in jenen schweren Tagen Kraft, auszuhalten und unser Vertrauen nicht wegzuworfen?“ Und er ergriff eine neben ihm liegende Bibel, drückte sie der Todten auf die Brust und rief: „Aus dieser Quelle schöpfst Du und ich Muth und Stärke und Frieden!“

„Tausend Dank, geehrter Herr; nichts von Ungeduld, im Gegentheil, l'appetit vient en mangant. Die Schuhfrage fängt an, mich über meine praktischen Zwecke als Schauspielerin hinaus zu interessieren: Können Sie mir nicht mehr davon schreiben? nein, es wäre lächerlich, Ihnen solches zuzumuthen, aber erzählen bei einer Tasse Thee, oder, wenn es Ihnen lieber ist, bei einem Glase Mojel oder Fichorr, was sich alles sehr wohl mit einem prasselnden Kaminfeuer verträgt. — Ich spiele morgen nicht. Wollen Sie bei mir den Abend zubringen? Meine Mama wird sich herzlich freuen, an Ihren Belehrungen theilnehmen zu dürfen. Bitte acht Uhr, damit wir Zeit haben.“

Besten Gruß
ergebenst
Leonie.“

Eine so liebenswürdige Einladung war nicht abzuweisen. Zur gewünschten Stunde anderen Tages wurde ich von der Mutter meiner jungen Freundin, einer alten, noch immer schönen Ungarin, deren Mann seiner Zeit als Offizier in der Berggewinna in einem Gefechte mit Räubern gefallen war, empfangen.

„Meine Tochter, die augenblicklich erscheinen wird, freut sich



herzlich, daß Sie die Güte haben, unsere Einladung anzunehmen. Ich gehe, meine Tochter zu rufen.“

Unterdessen hatte ich Zeit, den überaus behaglichen Salon auf mich wirken zu lassen, der vom rosa Lichte zweier Ständerlampen und einem feinen, mir fremden Parfüm erfüllt war. Ich entdeckte bald die Quelle dieses Duftes in einer großen Anzahl geschmackvoll an den Wänden vertheilter Vorbeerkränze, Trophäen der Triumphe der hochbegabten Künstlerin, die eben rasch aus einem Nebenzimmer hereintrat.

„Verzeihung, verehrter Freund, wenn ich Sie in einem Zwischenstück von Kostüm und Neglige empfangen. Die heutige lange Probe hat mich faul gemacht. Es ist mein Schlafrock, den ich als ‚Magda‘ in Wien getragen habe. Und wenn mich das Publicum der Residenz so gesehen, werden Sie dasselbe Kleid, nun zum Hausgebrauche begradigt, gewiß nicht zurückweisen.“

„Sie hätten mir keine größere Freude machen können; der weiße Kaschmir mit seinem rothgoldenen Auspuße kleidet Sie so entzückend, daß —“

„Hi!“ unterbrach rasch die Mama, „es ist gütig genug von Ihnen, Leonie's Formlosigkeit zu verzeihen; sagen Sie ihr nicht noch Schmeicheleien dafür.“

„Aber Mama, ein Paar Schmeicheleien kannst Du mir wohl gönnen, sie sind immer ein schmackhafter Lederbissen. Doch, sei's drum! Mama ist ja immer unbarmherzig gegen mich, setzen wir uns also. Ich hoffe, Sie haben einige Wappen mitgebracht zur Illustrirung dessen, was Sie uns erzählen werden.“

Mein Fräulein, ich bin wie der Lehrer Voto: omnia mea mecum porto; nur hüte ich mich nicht, wie dieser. Ich habe meinen Kopf und mein Taschenblei und hoffe, vorkommenden Falles ein Stückchen Papier zu finden, falls der Inhalt dieses Brief-Gewerts, das einige Holzschnitte und Zeichnungen enthält, sich nicht hinreichend erweisen sollte, um meine Weisheit, die ich vor Ihnen auszukramen gedenke, zu erläutern.“

Der Platz vor dem Kamin war so einladend zum Plaudern; die Lampen beleuchteten die Platte eines Florentiner Mosaikstisches, auf welchen Leonie ein Rädchen rosa Briefpapier legte, nachdem sie lachend eine Anzahl von Photographien in den Kostümen ihrer verschiedenen Rollen auf den Teppich geworfen hatte. Auf einem anderen Tischchen brodelte der Samowar, vor dem Mama bereits häselnd in einem Fauteuil saß.

„Nun also! Zuerst muß ich Ihnen doch gestehen, daß mich Einiges in Ihrem Briefe in Erstaunen versetzt hat. Sie unterfragen mich gewissermaßen auch als Griechin die Sandale. Ich begreife, daß eine Dame aus der höchsten Blüthe griechischer Kultur, daß Sappho den Fuß in zierliche Schuhe barg; aber der Medea, der Antigone und der Iphigenia werden Sie die Sandale doch wohl gestatten?“

„Der Antigone und Iphigenia vielleicht noch eher, als der Medea. Denn diese ist Kleinasiatin, und der Schuh, für den Griechen und Römer eine so große Menge Bezeichnungen haben, daß die Erklärung jeder einzelnen fast nicht möglich scheint, ist asiatisch. Die Hetiter, die Meder (11), die Perser, die Hebräer trugen Schuhe, ebenso wie die Kleinasiaten Griechen. Nur bei den Ägyptern und Babyloniern finden wir den bloßen Fuß, der durch eine mit Hadenleder versehene Sandale, die gewissermaßen zum Schuh überleitet, geschützt ist. In Ägypten bekleidet den Fuß eine sehr einfache Sandale, häufig aus Bast geflochten (7), bei den höchsten Personen aber reich ornamentirt (8). Aber ich warne vorkommenden Falles, Kleopatra sich auf solchen Sandalen zu denken, denn die schöne, verschwenderische Königin ist griechischen Stammes und kleidete sich griechisch, schon, weil griechisches Wesen für sie das höhere war. In der frühesten Zeit aber schlicht der größte Luxus in Gewand und Schmud selbst bei fürstlichen Frauen nicht den völlig unbesetzten Fuß aus. Ganz fehlt aber auch in der Zeit der Hochblüthe Griechenlands für die vornehme Frau und für die Modedame von etwas

zweifelhaftem Rufe, die Hetäre, die Sandale nicht. Sie wurde jedoch nur im Hause getragen, wo der Mann fast ausnahmslos barfuß ging. Bei Verlassen des Hauses legte man den Schuh an. Schon auf dem, dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert gehörenden Relief von Chrysaipa bei Sparta trägt der Mann eine einfache Sandale, die Frau aber einen Schuh (9), der die charakteristische, auch im alten Etrurien gebräuchliche Form (12) der heutigen orientalischen Fußbekleidung hat, die vorn in die Höhe gehobene Spitze (10); also ist der Schuh bei den Frauen schon in sehr früher Zeit und sogar in Sparta gebräuchlich. Jedenfalls haben sich die Griechen selbst, wie ein Vasenbild um 120 bis 100 vor Christo zeigt, die Medea mit reich gestülpten Schuhen gedacht. Ich verlange aber für Antigone und Iphigenia aus rein stilistischen Gründen den Schuh, wenn ich es auch für möglich halte, daß in der frühen Zeit, in welchen die Ereignisse der Dramen sich wirklich abgespielt haben mögen, vielleicht selbst Königstöchter Sandalen über bloßem Fuße getragen haben. Da Sie Antigone und Iphigenia nur im Kostüme griechischer Hochblüthe darzustellen werden, weil die Kenntniß der Tracht des Weibes so früher Zeit höchst mangelhaft ist und nach dem wenigen Bekannten sehr bescheiden und daher störend erscheinen würde, da sogar die ganze Dichtung in diesem Kostüme der Hochblüthe gedacht ist, so können Sie ein Detail der Tracht, wie die Sandale, nicht wählen, weil dieses dem Stil der ganzen Ausstattung widersprechen würde.“ (Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

In den Dünen.

Zu dem Bilde von S. Petersen-Angeln in Berlin. — Siehe Seite 9.

Meer und Land, im Anfang innig verbunden, wurden zu Feinden, als des Schöpfers Nachspruch sie trennte. Seit jenem dritten Schöpfungstage ist die See bemüht, eine Scheidewand aufzurichten zwischen sich und der ehemaligen Geliebten. Unaufhörlich rauscht ihr Klageklage, bald einträglich murrend, bald sturmvermählt anschwellend zu überwältigendem, sunnerwirrendem Kriegsgefang. Und in unablässiger, nie erlahmender Arbeitslust rollen die Wogen Sandkorn auf Sandkorn an den Strand. Dort häufen sich die Körnchen zu kleinen Sandwellen, und der Wind, ein treuer Bundesgenosse der Wogen, treibt sie zusammen, Hügel und Wälle bildend, hinter denen die Wollenden ihren Unmuth austoben können. So ist die Düne entstanden, dieses Gebiet des Todes, das als über, untrüchtbarer Wall die Grenze bildet zwischen den beiden feindlichen Elementen. Aber gerade die Eintönigkeit und Hoffnungslosigkeit verleihen der Düne jenen unerklärlichen, auf unserem Bilde so meisterhaft zum Ausdruck gebrachten Hauber, den wir Stimmung nennen, und unter dessen Eindruck zweifellos auch die jugendliche Strandbewohnerin steht, die der Maler gewiß nicht ohne Absicht als Stoffage gewählt hat. Der Strauß von Strandblumen, über den das zarte Gesicht sinnend sich neigt, läßt einen Zweifel über seine Bestimmung kaum



1. Crepida. 2. Schuh der Tusnelnda. 3. Schuh vom Friece von Bergamon. 4. Calceus. 5. Sandalium. 6. Soccus. 7. Ägyptische Sandale. 8. Ägyptische Frauen-Sandale. 9. Frauenschuh von Chrysaipa. 10. Väterinnen-Schuh aus der Gegend von Brussa (modern). 11. Medischer Schuh. 12. Etrurischer Frauenschuh.

Der Schuh.

Zeichnungen von August von Heyden in Berlin. — Siehe Seite 15.

aufkommen. Vielleicht aber wollte der Künstler nebenbei auch noch andeuten, daß das hoffnungsfrohe junge Menschenherz selbst dem unfruchtbarsten Dünenande noch Schätze der Liebe zu entlocken weis. A. Sch.

Nachdruck verboten.

Die Erwartung.

Zu dem Bilde von J. Barison in Triest. — Siehe Seite 12.

Nicht die feierhafte Erwartung, die hilflose Schwelger der Ungewißheit und des schmerzlichen Zweifels, führt uns Barison in seinem Bilde vor, sondern die frohe, berechnete Erwartung, die weder zittert, noch bangt, und mit ruhiger Zuversicht dem Augenblick des Glücks entgegensteht. Ein wenig Ungeduld liegt neben der Vorfreude in dem reizenden Antlitze der vornehmen und jugendfrischen Gestalt, und trotz der eleganten Diner-Toilette ist sie bis an die äußerste Grenze des Parkes geeilt, um nach dem Geliebten auszufrühen. Daß sie nicht lange zu harren braucht, ist wohl gewiß, und ebenso, daß sie bei der Begegnung

keinen Beobachter zu scheuen hat. Kein Schatten von Schuld liegt auf ihren reinen, fast kindlichen Zügen; ihr Geheimniß braucht das Tageslicht nicht zu scheuen. Von Sonnenglanz überstrahlt, von Rosen umrankt steht sie, eine holde Menschenblüthe, in der schönen und duftigen Landschaft, und plastisch hebt sich ihre farbenprächtige Gestalt von dem matter gehaltenen Hintergrund ab. — Die Technik des Bildes erhebt sich weit über das Mittelmaß. Sie genügt vollaus den vielseitigen Ansprüchen, die der Gegenstand an sie stellt, und behandelt mit gleicher Meisterschaft die menschliche Gestalt, wie die Stoffe, die Blumen und den landschaftlichen Theil. Besonders gelungen erscheint die Perspective; wir meinen die Hand greifen zu können, die anmuthig und geschickt den Fächer hält.

G. v. Et.

Nachdruck verboten.

Manipuris beim „Polo-Spiel“.

Zu dem Bilde von Hugo Ungewitter in Düsseldorf. Siehe Seite 13.

Das „Polo-Spiel“ ist in Indien sehr verbreitet, bei den Bewohnern Manipuris National-Spiel. Der Radja spielt es eben so leidenschaftlich, wie der niedere Eingeborene, sofern dieser die Punkte, die zum Betrieb notwendig sind, zur Verfügung hat. Der Hauptreiz beim „Polo“ besteht darin, daß es sowohl an Reiter wie Pferde einen außergewöhnlichen Anspruch an Geschicklichkeit und Ausdauer stellt.

Das Spiel wird in zwei Gruppen gegeneinander gespielt, und zwar auf einem Plage, der etwa 300 m lang und 60 m breit ist; es können bis zu zehn Spieler daran theilnehmen.

An beiden Enden des Plages wird ein sogenanntes „Goal“ (sprich Gol) errichtet; dieses besteht aus zwei ungefähr 2 m langen Holzstäben, die etwa 2 1/2 m von einander in dem Boden befestigt werden. Die Spieler tragen 1—1 1/4 m lange, an einem Ende mit einem Querstab versehene Stöcke, mit deren Hilfe sie einen kleinen, aus Holz und Leder hergestellten Ball durch das „Goal“ der anderen Gruppe zu treiben suchen. Diejenige Gruppe, der dies am meisten glückt, ist Siegerin.

Das „Polo“ hat sich aus seit Jahren in England eingebürgert und eben so leidenschaftliche Liebhaber gefunden, wie im fernem Indien. Hauptächlich wird es hier von den Cavallerie-Offizieren gespielt, und zwar von Offizieren verschiedener Regimenter gegeneinander, um den Besitz eines schwer zu erringenden Preises. S. U.



Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Kehere Vorzüge (152). — In Beantwortung der in einer früheren Nummer angeregten Frage, ob das männliche oder weibliche Geschlecht sich in der gegenseitigen Neigung härter durch äußere Vorzüge bestimmen lasse, geht meine entschiedene Ansicht dahin, daß das weibliche Geschlecht härter vom Keuheren beirrhäft ist. Als schlagendes Beweis hierfür gilt mir die Thatsache, daß zahlreiche Mädchen Männer heirathen, lediglich bestochen vom äußeren Glanz, mag der Charakter auch in vielen Fällen zu wünschen übrig lassen. Einen anderen Beweis habe ich zur Zeit täglich vor Augen. Eine Cousine von mir soll sich mit einem Mann in guter Stellung, von lauterem Charakter, feiner Bildung und angenehmem gesellschaftlichen Benehmen vermählen, doch leider ist er klein und unansehnlich von Gestalt, und — sie nimmt ihn nicht! — Es giebt unter den Männern freilich auch solche, die nur nach dem Keuheren urtheilen, doch Gottlos befinden sie sich meiner Erfahrung nach in der Minorität. Jeder ernster denkende Mann, und deren giebt es doch in unserem Zeitalter der Arbeit so viele, will ein Mädchen erst näher kennen lernen, ehe er sich entschließt, es zu seiner Gattin zu machen. — Ich glaube nun, daß die Mehrzahl der in dieser Frage Entscheidenden parteilich urtheilen und daß jedes Geschlecht gegen das andere Front machen wird. Um so unparteilicher wird es klingen, daß ich als Dame vorstehende Meinung vertritt. Ich darf dies, weil ich selbst nicht nach äußerem Schein urtheile und wähle, und die Braut eines Mannes bin, der wohl wenig äußere Vorzüge, dafür aber um so herrlichere geistige Eigenschaften besitzt, und dessen Wohl mich stolz und glücklich macht, wenn auch viele über seine minder bestechende Persönlichkeit abspöckend urtheilen dürften.

Ihre treue Hieserrichische Abonnentin C. W.

Anonymus, Hannover. — Ihre Ansichten über Mädchen-Erziehung sind sehr richtig. Aber mit der Feststellung der Thatsachen allein ist keine Abhilfe zu bringen; da müssen praktische Wege gezeigt werden. C. W. P. 13a, Berlin. — Um das Ohr gegen unangenehme Geräusche zu schützen, bedient man sich des Antiphons. Sie erhalten diesen Apparat zum Preise von 3—5 Mark in chirurgischen Geschäften.

Abonnentin, Adnsdorf. — Die Ihnen bekannte Adresse von A. W. genügt vollständig.

Dr. v. K., Wien. — Sie schreiben, die Wiener gute Gesellschaft lasse ihre jungen Mädchen niemals allein auf der Straße gehen. In Berlin ist man in dieser Beziehung nicht so zurückhaltend; es kommt eben auf Zeit und Ort an.

Internat. — Fräulein Dr. mod. Klumpe heißt jetzt Madame Desjérine; sie ist die Gattin des Dr. Desjérine, 168 Sand St. Germain.

L. K., Hamburg. — Der Verband der Thierschützvereine des Deutschen Reiches hat den 14. Jahrgang seines niedlichen Kalenders ausgegeben.

Marie L. — Wir können Ihnen lediglich den Rath erteilen, sich einen Zoll-Katalog zu kaufen.

Photograph. — Die gewünschte Adresse lautet: Elliott & Fry, 55 Water Street, London W.

V. P. . . . St. Petersburg. — Der in dem Briefe über Damenradfahren von Dr. Martin Slogfried in Rippoldsaun erwähnte Leitfaden — siehe Heft 14 des vorjährigen Jahrganges der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ — desselben Verfassers ist unter dem Titel: „Wie ist Radfahren gesund?“ bei J. F. Bergmann in Wiesbaden erschienen. Sie finden darin Ruffschuß über das, was der Anfänger wissen muß.

Melie, Inaim. — Teatotalers oder Teatotalers sind Mitglieder ursprünglich irischer Mäßigkeitsvereine, die allen berausenden Getränken entsagt haben und sich nur auf den Genuß von Thee oder sonstiger alkoholfreier Flüssigkeiten beschränken.



Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung. Nach Modellen und Mode-Zeitungen.



Das Streben, „moderner zu sein als die Mode“, geißelt unser obenstehendes Bildchen in nachdrücklicher Weise. Tiefe, aller gräßlichen Bewegung entbehrende Falten bergen die ungeheure Weite des an seinem unteren Rande durch eingeschobene Aluminium-Reifen abgehend erhaltenen Rockes und wiederholen sich in nur etwas kleinerem Umfange an dem federbesetzten Cape. Ein Stuart-Kragen allergrößten Maßes nebst angeschnittener Puffe umschürt hochaufstrebend den Hals, sobald der Kopf mit dem in Wellen- und Lockenpuffen geordneten Haar fast ganz darin verschwindet und nur die überreiche Garnitur des großen Sammethautes: Puffen und Schleifen, Federn und Chrysanthemem, sowie ein himmelsstürmender Reiterhutm auf das Vorhandensein eines Kopfes als „Stützpunkt“ und Träger für all diese Herrlichkeiten schließen lassen.

E. Sch.



Abis der Frauenwelt

Berlin. — Im „Salon Guckitt“ ist seit kurzem eine Ausstellung von Werken „berühmter“ Künstlerinnen eröffnet. Der Titel ist nicht

so ernst zu nehmen, denn neben Arbeiten von zielbewusstem Streben und erstem Können finden sich auch andere, in mehr oder weniger gelungener Nachahmung bewährter Meister. Unter den Bildnismalerinnen stehen Theresie Schwarze, Olga von Bozuansta und Wilma Pallaghi mit ihren vorzüglichen Leistungen obenan, denen sich im Genrefach Clara Walther, Bertha Baltenburg, S. Marius, S. Koffobughi, Linda Kögel würdig anreihen. Reichhaltig ist die Landschaft vertreten, und man begegnet hier trefflichen Arbeiten. Besonders glücklich in der Wahl der Motive und Stimmung sind die italienischen Landschaften von Louise Vegas und von Bedeutung die flott und breit gemalten Werke von Marie Billers van Boffe. Auch Elisabeth von Eiden, S. Reddag van Houten und Jenny Schweminski haben Beachtenswertes ausgestellt. Stillleben und Blumenstücke sind in überwiegender Anzahl vorhanden. Eins der besten ist jenes Zwiebelbild von der den Besucher unseres Blattes auch bestaunten Elise Hedinger, auf dem sie in geschmackvoller Harmonie auch Kupfergeräthe zur Schau bringt. Ihr zunächst ist Maria Louise de la Riva Munoz zu nennen, die als Meisterin in der Wiedergabe von Weintrauben bezeichnet werden kann. Margarethe Koosenboom-Bogel's Rosen weichen in Composition und Auffassung nicht von ihren bisherigen Bildern ab, während Juliette Wytömann bei ihren Blumenfreilicht-Motive wählt und ihnen landschaftlichen Hintergrund giebt. Die beiden Schwestern Helene und Molly Gramer und Constanze v. Drenning fanden anziehende Arbeiten dieser Gattung.

Göttingen. — Im gegenwärtigen Winterhalbjahre zählt die tiefsichtige Unvergleichlichkeit nicht weniger als 31 weibliche Studenten. Die meisten von diesen sind bei der philosophischen Facultät eingeschrieben; zum überhaupt ersten Male studirt jetzt eine Dame in Göttingen Medicin.

Wien. — Eine ganz neue Idee verwerthet der „Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen in Oesterreich“ jetzt im Dienste der Wohlthätigkeit, indem er eine Lotterie veranstaltet, deren Gewinne ausschließlich in Büchern bestehen. Der erste Treffer ist ein vollständig gefüllter Bücherschrank; weiter sind werthvolle Sammel-, sowie Einzelwerke (mit eigenhändiger Widmung der Autoren) derartig grappirt, daß es dem glücklichen Gewinner freisteht, bei den 95 größeren Treffern, die sich den fünf Hauptgewinnen anschließen, selbst zu wählen zwischen dem im Prospekte angegebenen Büchern belletristischen, historischen oder naturwissenschaftlichen Inhaltes. Die Ziehung findet am 22. April statt, und das Reinerträgniß ist bestimmt zur Gründung von Freiplätzen in dem unter dem Protectorat Ihrer k. k. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie Valerie stehenden Heim für Lehrerinnen und Erzieherinnen. Zum Preise von 20 Kr. sind die Loose vom Vereins-Local, 1. Bezirk, Wipplingerstraße 8, aus zu beziehen.

Budapest. — Baronin Vertha von Suttner hat nunmehr auch hier eine Friedens-Viga ins Leben gerufen. An der Spitze des neuen Vereins stehen Mitglieder der ersten Gesellschaftsreihe Ungarns.

London. — Als „Souffleuse“ wirkte vor kurzem die Königin von England bei einer Aufführung, in der die berühmte Tragödin Miss Ellen Terry die Portia im „Kaufmann von Venedig“ spielte. Miss Terry pflegt nämlich, ehe Portia im Gewande des Advocaten ihre berühmte Rede hält, eine längere Pause zu machen, als müßte sie ihre Gedanken erst sammeln. Diese Pause dünkte der Königin offenbar zu lange, denn sie flüsterte der Schauspielerin den ersten Vers zu: „The quality of mercy is not strained“. Dies Souffliren brachte die Künstlerin jetzt wirklich aus der Fassung, und in ihrem Blick mochte etwas Hülfsloses liegen, denn die Königin nickte ihr ermunternd zu und soufflirte nun ganz laut: „The quality of mercy“ u. s. w.

Rom. — Nach einem Lehr-Curse von nur zwölf Stunden, welchen die Königin von Italien bei einem einfachen Mechaniker im Parke von Monza nahm, ist die hohe Frau seit kurzem eine fertige Bicycleistin, die ohne weitere Führung und Unterstützung selbständig ihre Spazierfahrten unternimmt. So kurz die Lernzeit der Königin war, sie ist doch nicht vorübergegangen, ohne auch Ihrer Majestät das zu bringen, was vorderhand in den meisten Ländern der Schreden der Radfahrer ist: eine „Eisprung“ durch die, der Radlerei bekanntlich allerorten noch

nicht sonderlich holden Hüter des Geiehes: Im Parke von Monza fuhr jüngst eine Bicycleistin, gefolgt von einem Manne in einfacher Kleidung, auf Wegen, auf denen das Radeln verboten ist. Mit einem energischen Ruf veranlaßte ein Carabinier die Fahrenden innezuhalten, um sie anzuschreiben und zur Anzeige bringen zu können. „Ihr Name?“ fragt er zuerst den Mann. „Eugliero Mattei, Mechaniker“ gab dieser auf einen Wink der Dame zur Antwort. „Und der Ihre?“ wandte sich der Wächter der Sicherheit an die Radfahrerin. „Margherita von Savoyen!“ Dem wackeren Carabinier fiel vor Schreck das Notizbuch aus der Hand, die Königin aber nickte ihm gnädig zu: „Sie haben nur Ihre Pflicht gethan. Auf Wiedersehen!“ Zwei Stunden später wurde der Carabinier vor seinen Vorgesetzten gerufen. „Sie haben im Parke die Königin gestellt.“ „Ja... ich...“ „Sie haben die Königin nicht erkannt?“ „Nein... ich...“ „Gut, damit das nicht wieder vorkommt, schickt Ihnen die Königin hier ihr Bild und dieses Zehnfrankstück.“

Paris. — Das in der Nähe des Trocadero gelegene Museums-Gebäude, welches die Herzogin von Galliera der Stadt Paris vermacht hat, ist nun eingeweiht worden. Die Geberin hatte zuerst die Absicht, der den Werth von sieben Millionen repräsentirenden Schenkung noch ihre reichen Kunst-Sammlungen hinzuzufügen, hinterließ die letzteren jedoch dann ihrer Vaterstadt Genua. Die Gemeindevertretung von Paris gedenkt in dem in ihre Hände übergegangenen Palast eine Kunstgewerbe-Ausstellung unterzubringen.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Als ergänzende Rückansichten des farbigen Modenbildes Nr. 1158 in heutiger Nummer dient nebenstehende kleine Skizze. Das lose herabhängende Jacket aus sandfarbenem Tuch mit hellgrün und



Anzug mit Jacket. Fünf Uhr-Theekleid. Rückansichten zu dem farbigen Bilde Nr. 1158.

rosa hangirendem Seidenfutter zeigt auf dem Rückentheile zwei unten breit ausfallende Tüllfalten. Zurbelisterei von gleichfarbiger Seide mit Goldumrandung bildet die reiche Ausschmückung des Modells, dessen

Seidene Ballstoffe

60 Pfg.

bis Mk. 18.65 p. Meter — ab meinen eigenen Fabriken, —

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 60 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)	
Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ 13.80—68.50
Seiden-Houlards	„ 95 Pfg.— 5.85
Seiden-Maschen-Atlas	„ 60 — 3.15
Seiden-Perlezeug	„ 75 — 9.65
Seiden-Ballstoffe	„ 60 — 18.65
Seiden-Grenadines	v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bengalines	„ 1.95— 9.80
Seiden-Surahs	„ 1.35— 6.30
Seiden-Faille française	„ 2.45— 9.85
Seiden-Crêpe de Chine	„ 2.35—10.90
Seiden-Houlards japan.	„ 1.45— 5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Lederschnitt, Metallschnitz, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobolin-Varnis- martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im Berlin, W. Johanna Helfer, Bülowenstr. 21.

Das Atelier der Kunststickerie des Frauenerwerbsvereins zu Dresden. Ferdinandstr. 13, II. empfiehlt eigene Mustereutwürfe zu Stickerien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Kerbschnitzerei Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Koth, Berlin W., Köpenickerstr. 84a.

M.M. Schmidt, Dresdenstr. 14. alle Arten Musikinstrumente zu Drehen und selbstspielend mit auswechselbaren Notenblättern. Grosses illustriertes Preisbuch gratis.

Für Kunstfreunde. Unser neuer, vollständiger, reich illustrirter Katalog für 1896 über Tausende von Photographuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt. Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Musik-Instrumente aller Art: Spec. Alte Geigen. Dölling & Winter Markneukirchen.

Nützliches Präsent: Delfter Mal- u. Brandvorlagen. Seiden neu erschienen: 2 Hefte groß Format à 6 Mk. G. A. Noll in Halle a. S. Mal-, Brand- u. Kerbschn.-Art. 3 Hefte Preisl.

Wie man nicht nur schmackh., sond. auch gesundheitsgemäss kocht, lehrt: **Wiel's Diätet. Koch-Buch** für Gesunde und Kranke Mk. 4.80, geb. Mk. 5.50 (Fr. Wagner'sche Univ.-Buchh. Freiburg i. B.) soeben neu bearb. in 7. Aufl. ersch., v. d. erst. ärztl. Autoritäten wie Billroth, Kussmaul etc. wärmstens empfohlen! Passendstes Festgeschenk.

Für die Karneval-Saison empfehlen wir unsere reiche Auswahl eleg. colorirter **Paris-Maskenbilder.**

Masken-Tableaux von je 6—9 Figuren (Herren- u. Damenfiguren) à 1 Mk. **Masken-Gruppenbilder,** 3 Figuren (Damenfiguren) à 60 Pf. **Einzelne Figuren** (Damenfiguren) à 80 Pf. **Kindermasken-Tableaux** von 6—7 Figuren à 1 Mk. **Kindermasken-Gruppenbilder** von 6—7 Figuren à 60 Pf. **Collection Nisau,** Reisende Sammlg. 1. Dieren-, Damen- u. Kinderfiguren, hochlegant colorirt mit Rückensicht à Mk. 1.20. **Ausführl. Katalog** ca. 570 Rrn. gratis u. franco. **Hoffmann & Ohnstein, Leipzig.**

TK MK MK MK MK **MAX KRAUSE, BERLIN SW.** **MK - Papier - Ausstattungen** bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorstellig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Mark.**

Platina-Brennapparate (keine Alkalische), **Kasten für Kerbschnitt und Ausgründen.** Holzwaaren, Bambus-Schalen, Lederpapp-Gegenstände und Prima-Lederwaaren. Aufgezeichnete Holzgegenstände für Brandmalerei und Kerbschnitt. **Neu! Kasten für Bronze-Glasmalerei. Neu!** Material, Gegenstände und Vorlagen dazu. **Werner & Schumann, Berlin C. 19.** Spindlershof 7, Eingang Seydel-Strasse 27. **Illustr. Preislisten gratis. Reparaturen von Brennflüssen billig.**

Amerikanische Harmoniums der berühmten **Carpenter Organ Company** zu N. York, 120, 140, 250, 275, 325, 350, 400, 500, 550, 650, 800. Wundervoller Ton. Höchste Auszeichnung in Chicago. General-Vertrieb f. d. Europ. Continent: **Jul. Heinr. Zimmermann, Musik-Institut, Leipzig.** Illustrierte Preisliste grat. u. franco.

hochstehenden heißen Kragen eine volle Schleife aus grünem Atlasbande vervollständigt. — Das Zänf-Uhr-Heelkleid aus elfenbeinfarbenem, dickstoffigem Mohair-Krepp zielt ein doppelter, weit über die Schultern fallender Spitzkragen. Eine vom Halsanschnitt ausgehende Watteau-Falte endet in weiter, nicht übermäßig langer Schleppe. Sehr reizvoll erweist sich an dem Gewande die Verbindung der gelblichen Spitzen mit zart blauem Krepp.

M. G.
— Spitzen aller Art und Zitter-Stidereien befreiten in diesem Winter



hauptsächlich den Auszug der festlichen Gewandung und nicht nur dieser allein. Gerade dem einfachen Kleide verleiht sie, wenn mit eini-

ger Auswähl und Geschick verwendet, das besonders reizvolle, Zierliche, was man „Stil“ zu nennen pflegt, das dem guten Geschmack seiner Trägerin entspringt und ganz gut mit der Sparbarkeit bei Beschaffung von Toiletten Hand in Hand gehen kann. Bald sind schmale oder breite Spitzen aller Art glatt wie

faltig, in Klüsch oder Tüllfalten aufgelegt; dazwischen tauchen hier und da aus ihrem Gewirr schmale Bandschleifen auf, oder ein Spitzentuff schmiegt sich als Nackenschleife dem fest anliegenden farbigen Stehkragen-Bande an. — Meist ist nur die Vorderseite der Taille garnirt, vor allem aber erhebt sich die kräftige Klüppelspitze, in Form von Kragen für hohe wie ausgeschnittene Taillen besonderer Vorliebe der Damenwelt. In zierlicher, bogen- oder zackengeschmückter Rundung, zuweilen glatt, oft faltenreich über den noch immer vollen Buschärmel fallend, legt sich der Krage um den Hals-Ausschnitt, wie die Halbfigur veranschaulicht, oder er fällt hinten rund, vorn in breiten Revers, mit den Spitzen bis an den Gürtel reichend, über die geschlossene Taille. Eine neue, äußerst reizvolle Ausstattung bilden Devants aus Zitter-Stiderei, die, meist nur bis an die Schultermähte reichend, an glatter oder gezackter Verthe ein oder mehrere Bandeaux statt der beliebten breiten Falten an Hüften und Taillen zeigen, wenn sie nicht direct auf den Falten befestigt werden. Unsere Abbildung giebt stahlblaue Zitter-Stiderei auf schwarzem Tüllgrunde wieder; wenn auch die reiche Farbenauswahl die Verwendung zu den verschiedensten Toiletten gestattet, so bleibt doch Schwarz auch hier ein Lieblingsstoff der diesjährigen Mode.

E. Sch.
Wien. — Einen Abendmantel, dazu bestimmt, nicht in den Vorkämern abgelegt zu werden, sondern als leichte Hülle gleich bei der Hand zu sein, sahen wir bei Eleonora Duse, deren origineller und bahnbrechender Geschmack für derartige Confections-Stücke als besonders maßgebend gilt. Der Mantel aus weißem Sammet mit bro-

schirten weißen Atlasstreifen ist derartig gerundet, daß die Streifen vorn der Länge nach, rückwärts gänzlich quer laufen. Eigenartig und neu sind die weiten, leicht zurückgeschlagenen Kermel, die mit vielfachen Reihen plüschiger Ruffeln-Bolants ausgefüllt erscheinen. Das weiße Duchesse-Atlasfutter des Mantels wird an diesem Kermel ebenso sichtbar wie an den breit ausfallenden, von kostbaren Spitzen überlegten Revers. Zwei große Rosetten aus Spitzen und Atlas fassen die Stoffweite des Rückentheils am Halse in reichen Falten zusammen. — Die Atlas-Robe, welche Frau Duse darunter trug, war gleichfalls in Weiß gehalten und mit duftigen Spitzenbahnen überlegt.

Ein überaus pikantes und capricieuses Moden-Genre vertritt Frau Odilon. — Als Gräfin Sangiorgi in dem Lustspiele „Antrea“ von Bracco trug die Künstlerin ein äußerst originelles Visam-Perlkleid, zu dem, entgegen der bisherigen Gepflogenheit, das Perlwert ungefärbt und ungeküpft in seinem natürlichen Rothbraun verwendet wurde. Das Cape, mit apfelgrünem Atlas gefüttert, zeigt Hermelin an der Innenseite des Sturzes. Apfelgrünes Futter schimmert auch durch die eingesteppten Spitzen-Medaillons der weißen Atlasstaille. Ruff und Hut sind gänzlich aus Seiden; den letzteren zielt ein Goldreiter und eine einzelne weiße Gardenie, die neueste Hut-Modellblume. Die pompöse Gesellschafts-Toilette zeigte jene hochmoderne Zusammenstellung mit abgedehnter Taille, hier ganz aus buttergelben Bräffeler Tüllspitzen. Die Kermel werden durch eine sehr reiche, aber dem Arm getheilte Spigen-Drabirung ersetzt, die zwei Brillant-Kraggen auf den Schultern zusammenhalten. Eine breite Brillant-Spange legt sich über die Spigen des vorderen Ausschnittes. Auch das sehr reiche, die Toilette ergänzende Zichu besteht aus gelben Spitzen, die an blaues Atlasband gefestigt sind; Schlupfen aus Band bilden den unteren Abschluß, vier große Band-Rosetten garniren das Zichu am Halse. — Der Rock aus hellblauem, mit Ruffetten überfreutem Duchesse-Atlas zeigt den unteren Rand in ausgeschnittenen Bogen reich mit Goldbroff besetzt; als Abschluß ein breiter Streifen Schwarzfuch. Goldbänder laufen an den Nähten empor, an der Vorderbahn in apostrophe Schleißen geordnet und über das Gürtelband aus blauem Atlas emporgehend. An jeden der aufsteigenden



Visam-Perlkleid. Frau Odilon in „Antrea“.



Kragen aus Klüppelspitze in russischem Genre.

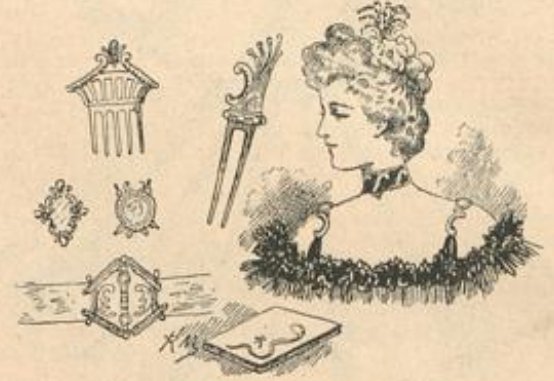


Abendmantel aus weißem Sammet (Eleonora Duse). Gesellschafts-Toilette. Frau Odilon in „Antrea“.



Bogen schließen sich große, frasse schattirte Mohnblumen, im Stile der Kensington-Stidereien in glasklär ausgeführt. R. Br.

Paris. — Zur modernen Toilette der grande dame gehören, abgesehen von allen anderen stofflichen Requisiten, jene tausend kleinen Schmuckstücke, wie Nadeln, Kraggen, Broschen und allerlei Haarschmuck, die einer festlichen Kleidung erst das unbeschreibliche Etwas geben, das auf den ersten Blick befielt und in seiner sorgfältigen Auswahl, in richtiger Vertheilung und genügender, doch nicht überladener Fülle den Eindruck höchster Eleganz hervorruft. Unsere Abbildungen zeigen einen Kamn aus Schildpatt, dessen Schild aus Goldstäbchen mit Smaragd-besetzter Umrandung ein Wollig aus kostbaren Steinen trägt. Gleichfalls aus hellem Schildpatt besteht eine Schmucknadel für's Haar; die goldenen Finten zeigen Rubinen und Perlen in schöner Anordnung. Sehr zierlich und kostbar sind zwei Broschen, deren Ränder mit à jour geschnittenen Brillanten verschiedene Milienz aus Email umgeben. Auch der Gürtelschnalle hat man, seit die Bluse als elegantes Kleidungsstück zu gelten angefangen, mehr Beachtung zugewendet. Die beigegebene Abbildung zeigt ein kleines Reiterstück der Goldschmiedekunst, mit Diamanten und Türkisen besetzt. — Auf der Visitenkarten-Tasche aus weißem Chagrin-Leder ringelt sich, unter einer Diamant-besetzten Krone ein Schlinglein mit Rubin-Augen, — alles in Relief. Noch drei ebenso schöne als hochmoderne Gegenstände bleiben zu erwähnen: der Haarschmuck aus Brillanten in Form von Bergkristalleinicht an beweglichen grünen Email-Blättern, die Brillant-besetzten Schnallen in S-Form, die, auf Sammet gezogen, den Hals umschließen und die Kapsel-



Moderne Schmuckstücke.

Bänder aus Sammetband mit Brillant-Schnallen, deren zwei, gleichfalls in S-Form, die Verbindung zwischen Nacken und Vordertheil der Taille vermitteln, wie das beigegebene Halbfigurchen zeigt. W. d. G.

Das Einzelstücker eröffnete in dieser Saison den Reigen der öffentlichen Festlichkeiten. Nicht nur „ganz Berlin“ war versammelt, sondern von weither waren die Vertreter der Kunst und Wissenschaft gekommen, um dem Meister zu huldigen, jeder in seiner Weise, die Damen durch Glanz und Farbenpracht der Gewänder. Die reifere Frau schlen die schwarzen Damast- und Pompadour-Gewebe mit reicher Blumen-Garnitur und fest ausgearbeiteter spitzer Schneiden-Taille vorzuziehen, während die Jugend sich in Duft und Hauch hält: Chiffon-Krepp, gestickte Gaze, Illusions-Tüll bedecken meist ganz das aus leichter Seide hergestellte Untergewand. Auch die Zitter-Robe feierte große Triumphe. Vielfach vertreten war die volle Halsrische aus Blumen, Tüll, oder Chiffon-Krepp, die hauptsächlich dem überhöhlanten Halse zum Vortheil gereicht. Die freie Schulter, fast jahrelang verpönt, war wieder ganz allgemein geworden; die Kermel erschienen kurz und weit und hingen als Ballon oder Schmetterling tief von der Kapsel herab. Fast für jedes Gesicht lieblich erwiesen sich die locken, das Ohr meist zur Hälfte bedeckenden, in große Wellenlinien gebrannten Haare, die, tief im Nacken in einen Knoten geschlungen, nur durch goldene Seitenkammchen oder zierliche Nadeln und Pfeile geschmückt waren. Der sonst so überreiche Blumenschmuck erstrahlte sich selten bis auf das Haar.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

— Zu den zierlichen Gegenständen, die auf dem Schreibtisch der eleganten Frau ihren Platz finden, gehört auch ein Lichtschirmchen, dessen Zinnenfalten zur Aufnahme von Photographien eingerichtet werden können, entweder durch quer gespannte Bänder oder über einander



H. FISCHER, X.A.

Schweizer Seide.

- Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . . . ca. 80
- Seiden-Webstühle (Handstühle) ca. 24,000
- Seiden-Webstühle (mechanische) ca. 8,000
- Seidenstoff-Produktion per Jahr ca. 30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in schwarz, weiss und farbig von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen frankierte Retour-Adressen bei.

Die gewählten Stoffe senden wir porto- und steuerfrei in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

gelegte Stoffstreifen. An unserer, im Nöcoco-Geschmack verzierten Vorlage ist das einfache Pappgestell von 33 und 25 cm Höhe zu 18 und 16 cm Breite mit naturfarbener Kofseide bekleidet, welche den Untergrund bietet für die mit allerlei Gold-, Silber-, Kupfer- und irisierenden Pailetten hergestellte leichte Stickerel. Feinste Nähseide befestigt die Sternchen, die länglichen Plättchen und die bunten Fittler; feines Goldschmückchen giebt die verbindenden Stiele und die Contouren der lustig flatternden Schleife. Ein naturgroßes Stück der amüsanten Arbeit



Lichtstrum mit Fittler-Stickerel.



Fittler-Stickerel zum Lichtstrum.

— In der Nummer vom 1. April haben wir unsere Leserinnen mit Schumacher's Rosafait-Technik bekannt gemacht. Inzwischen hat die

interessante Arbeit zunehmenden Beifall gefunden, so daß sich manches reizvolle Erzeugniß der mühevollen Kunst als willkommene Gabe den Weihnachtstisch schmücken durfte. Seit

kurzem hat nun die Firma Schumacher & Co. in Oherode a. S. einige Aenderungen im Verfahren eingeführt, welche, da sie zugleich Vereinfachungen und Verbesserungen sind, Beachtung verdienen und dazu beitragen werden, der aufregenden Beschäftigung neue Freundinnen zuzuführen. Nachdem das Material in bekannter Weise zubereitet und eingelegt ist, befreit man die ganze Fläche mit dem



Deckelplatte. Rosafait-Arbeit.

Rohöl und einem Bauisch Watte kräftig abgerieben. Wiederholt man dies Ueberziehen und Abreiben, so erhält die Oberfläche noch größeren Glanz. Die Anwendung von Rohöl ist nicht nur einfacher als die Behandlung mit Polir-Lack und Polir-Creme, sondern macht die Rosafait widerstandsfähiger gegen Wasser, Luft und Licht.

Bezugsquellen: Jaded mit Stickerel: H. Rosenthal, Confections-Bazar, W. Jägerstr. 29/31. — Färb- und Zwickel: A. Lüder, W. Friedrichstr. 66. — Toga: E. Seuchtmann, SW. Leipzigerstr. 83. — Spitzenfragen: F. Seuchtmann, W. Jägerstr. 36. — Fittler-Stickerel: D. Hermann, W. Friedrichstr. 193a. — Abendmantel, Gesellschafts-Toilette, Blum-Festkleid: G. Drecol, Wien I, Kohlmarkt 11. — Lichtstrum: Ernst Schmidt, W. Friedrichstr. 78. — Unterricht in Rosafait-Arbeit erteilt Frau Schröder, Berlin, Wilmersdorfer, 43, Fraulein Bertha Tegner, Leipzig, Hofstr. 35.

GUSTAV CORDS

Leipziger Strasse 36, BERLIN W. 8, Ecke Charlottenstr.

Special-Offerte für schwarz Seiden-Damast unter Garantie der vorzüglichsten Tragbarkeit.

Die neuen Sortimente für die Saison 1896 sind eingetroffen.

== Sämmtliche neue Muster im Alleinverkauf der Firma. ==

Ganzseid. Damast Breite 48 cm	Mtr. Mk. 2.—, 2.20, 2.50.
Ganzseid. Damast Breite 50/52 cm	Mtr. Mk. 2.80, 3.20, 3.70, 4.—.
Ganzseid. Damast Breite 54/56 cm	Mtr. Mk. 5.—, 5.50, 6.50.
Ganzseid. Tafelt. fac. Breite 50/52 cm	Mtr. 2.70 Mk., 2.90 Mk.
Ganzseid. Gros de Londres fac. Breite 51/54 cm	Mtr. 4.— Mk., 4.20 Mk.
Ganzseid. Faille u. Faille française. Breite 50/58 cm	Mtr. 2.50 Mk. bis 5.— Mk.
Ganzseid. Armure Egyptienne. Breite 50/55 cm	Mtr. 3.— Mk. bis 6.50 Mk.
Ganzseid. Satin Merveilleux. Breite 48/58 cm	Mtr. 1.40 Mk. bis 6.80 Mk.

In allen Abtheilungen Eingang von Neuheiten für das Frühjahr 1896.

Nach Auswärts Proben u. Aufträge von 10 Mk. an franco.

Damen erzielen hohen Nebenverdienst durch Verkauf echt chinesischen Thees. Importhaus **H. Salfeld, Hamburg.**

im Stände alldentsche geputzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 14-26.

Gustav Fritzsche, Leipzig.
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekt u. Preisverz. franco u. grat.

M. M. Catz * Crefeld

Seiden- und Sammet-Manufactur

Gegründet 1846

empfiehlt ihre vorzüglich bewährten

Seiden-Stoffe

für Strassen-, Gesellschafts- und Ball-Toiletten. Brautkleider. Muster franco.

K. k. priv.

Heinisch' Schönheits-Creme Nr. 1.

Ein Pflanzenpräparat, von Professoren Billroth, Kaposy, Hebra zur Entfernung aller unreinen Hautschuppen, Öffnung der Poren, Anregung der Hautfunction empfohlen, erhielt den I. Preis in Chicago. Diese Creme gibt dem Teint Zartheit und rosige Jugendfrische.

Preis: Creme Nr. I Dose fl. 5.—, Milcherème Nr. II Dose fl. 2.—, Pflanzenpoudre Nr. III Dose fl. 2.— (in weiss, rosa und gelblich). In Cartons Nr. I, II u. III fl. 9.—.

Zu beziehen:

M. Heinisch, Parfumerie seit 1750

Praterstrasse 30, Wien.

General-Depôt: **Franz Schwarzlose, Berlin,**
56, Leipziger Strasse, Colonnaden.

Baby Baby Baby

Entzückende Baby-Geschenke in jeder Preislage:

Mäntel, Jacken, Kleider, Hüte etc.

Auswahlendungen bereitwilligst.

Kinder-Porzellan, Kinderwagen, Bettkörbe etc.

Baby-Bazar, M. Wolff,

Berlin W., Werderscher Markt 9.

Baby Baby Baby

Condor J. W. Cleff Hölzer

Gärrfrei überall antzündlich. Schachtel à 10 Pf. in jedem Laden.

Geruchfrei

Für Modistinnen.

Einzelverkauf zu Grogos-Berlin. Spezialgeschäft für Artikel zur Schneiderel. Besätze, Spitzen, Einsätze.

Zaillenfutter, zweifach, Röber Nr. 42 Pf.
Zaillenfutter, zweifach, Satin „ 55 „
Wase Ia, Nr. 16 Pf. Jaconet „ 24 „
Kipaco-Stoffe für Schwarz 40 „
Watenstoff abgekocht 4 Meter für 45 „
Hohlpapage 120 cm breit Nr. 50 „
Schneidblätter, Tricot mit echt Gummi Dp. 2.50.

Sammet prima d. H. Nr. 2.25 Pf.
Patent Nr. 1.25 Pf.

S. Mecklenburg, Berlin O. 27.
83. Blumenstr. vis-a-vis d. Wall theaterstr.
Preislisten grat u. franco.

Heizbarer Badestuhl

verbessert Construction, in welchem man sich mit 5 Pf. Kohle, jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preisliste kostenfrei.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Allen Damen

empfehlen wir unsere bestens bewährte unsichtbare Stirntouffe

von naturkraus-welligem Haar, sehr kleidsam zur Schonung der eigenen, sowie zum Decken u. Verstärken bei dünnem Scheitelhaar. Preis M. 6 u. 8 m. langem, welligem Haar M. 10 u. 12. Neu! Zöpfe, teilbar zum Selbstfrisieren, für jede Figur verwendbar, von M. 10-30.

Coffeurs,
Nagel & Barth, Berlin,
Charlottenstrasse 58, am Schauspielhaus.

Modernste Besätze.

Perlgarnituren, Perlehenge, Perlbesätze, Perltulle, Flittertulle, Flittergarnituren, Flitterbesätze, Garnituren m. Federn od. Pelz, Federbesätze, Pelzbesätze, Spitzen, Bänder, Knöpfe im anerkannten Geschmack der Firma. Auswahlendungen bei genauer Angabe.

Siegbert Levy, Berlin C., Jerusalemstr. 33.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

feinere Teppiche, Brauttragepläne, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mart. Gratiscatalog gratis.

Sophastoff-Reste!

einfach u. bunt spottbillig. Proben franco.

Teppich-Fabrik **Emil Lefevre, BERLIN S.,**
Oranienstr. 158.

Für die Wintermonate!

Grabkränze, Kreuze, Palmenwedel, Bouquets sowie alle Arten künstlichen Blumen-Grabschmuck aus Celluloid, Metall u. venet. Perlenblumen, von den grössten und reichsten Ausführungen empfohlen.

P. Leuchtmann & Co.,
Berlin S. W., Leipziger Str. 83.
Auswärtigen Bestellern senden behufs Wahl Lichtdruck-Abbildungen.

Strickgarne.

kauft man am besten u. billigsten von dem Strickgarn-Special-Geschäft **Gust. Becker jr., Witten**

Auswahl in 34 verschiedenen Wollenen, 10 halb- (Merinos) u. 15 baumwoll. Qualitäten.

Man verlange gültigst. Muster und Preis-Liste.

Alle Arten Stickereien auf Costumes

fertigt **Clara Wolter, BERLIN S. W.**
an der Jerusalem Kirchs 2.

Einziges Etablissement, welches in Paris mit goldener Medaille ausgezeichnet wurde.

Pariser Mieder (Corsets)

Madame M. Weiss, (aus Paris)

Wien, I., Neuer Markt 8. Preise der Mieder v. 10 fl. aufwärts. Bei Bestellung d. Korrespondenz erbit man das Mass in Centimet. v.:

1. Ganzer Umfang von Brust u. Rücken, unt. d. Armen genommen.
2. Umfang d. Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge v. unt. d. Arme bisz. Taille. Das Mass ist am Körper über das Kleid z. nehmen ohne abzurechnen. Postversandt nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

Wenn Sie schön erscheinen wollen, dürfen Sie nicht

zu schlank

sein. (Geg. 20 Pf. Karte sendet Prospekt ab, seit Jahren bewährte u. garantiert unschädlich. Behandlung für Damen, welche eine gute Figur u. schöne Formen zu erhalten wünschen, das chemische Laboratorium von **L. Pietsch, Blasewitz-Dresden.**

Wuppermann's Doppelseitiges Corset „Frauenlob“

D. G. R. M. 32815. D. G. R. M. 32615.

Es ist das einzige Corset, welches die Forderungen der Ärzte und der eleganten Damen gleichzeitig erfüllt.

Beschreibung in Heft 18, Seite 212. — Nur weiß und naturfarbig. Rt. 8.50 gegen Nachnahme. Prospekt gratis u. franco bei **Reinhard Wuppermann, Charlottenburg, Riemstraße, 107, I.**; auch zu haben in Berlin bei **Gustav Steidel, Leipzigerstr. 67.**

Kunststickereien

jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der Kunststickerei Unterricht erteilt bei **Fraulein G. v. Mügglich, Kurfürstentrasse 45, II.**

● Zur Anfertigung ● einfacher und eleganter Colletten in bester und schmackhafter Ausführung bei mäßigen Preisen empfiehlt sich **Berlin, Schönbergerstr. 304. Louise Ransch.**

Die schönsten Frauen

Hemden sind aus Tulle d'Alsace gefertigt. Proben sofort franco!

Carl Philippson,
Mülhausen i. E. 22.

Pache's Wirtschaftl. Hausfrau sollte in keiner Familie fehlen. Durch Jede Buchhandl. oder direct geg. Kassa. v. M. L. — in Briefen, vom Verleger **Feod. Reinhold in Leipzig.**

Eiderdaun Flanell

wärmer und leichter Stoff für Unterwäsche, Regenmäntel u. s. w.

Großartige Farbauswahl, vorzügl. waschbar. Flanellwaarenhaus **W. Metzler, Dresden.**
Proben bereitwilligst.

Parfüms und Blumenseifen.

Specialartikel von **Schlumpert & Co., Leipzig.**

Neuheit: **Extra- Veilchen.**

Zu haben bei den meisten Frisuren und Parfümeriehändlern.

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches Conrad Fehr und E. Hausmann, für Landschaft W. Hamacher, für Blumen P. Barthel, für Illustriren H. Looschen, für Modelliren O. Rlesch, für Kupferstechen Prof. G. Eilers, für Perspektive W. Herwarth. — Für Anfänger Vorbereitungsclassen. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Die Gartenlaube

Der neue Jahrgang 1896 beginnt soeben. Abonnements-Preis vierteljährlich nur 1 Mark 75 Pfennig. Romane und Erzählungen, welche demnächst erscheinen:
E. Werner: „Sata Morgana“.
Rudolf Lindau: „Der Alageschrei“.
Marie Bernhardt: „Freddy“.
W. Heimburg: „Großige Herzen“.
Hans Arnold: „Deckel auf Reisen“.
Ernst Eckstein: „Vielliebchen“.

Belehrende und unterhaltende Beiträge erster Schriftsteller. Künstlerische Illustrationen. — Ein- und mehrfarbige Kunstbeilagen. Man abonniert auf die „Gartenlaube“ in Wochennummern bei allen Buchhandlungen und Postämtern für 1 Mark 75 Pf. vierteljährlich. Durch die Buchhandlungen auch in Heften (jährlich 14) à 50 Pf. oder in Halbheften (jährlich 28) à 25 Pf. zu beziehen. Probe-Nummern sendet auf Verlangen gratis u. franco. Die Verlagsbuchhandlung: Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Verlag von Albert Langen

Paris, Leipzig, München
Soeben erschien:
Laura Marholm
Karla Bühring
Ein Frauendrama
Preis 2 Mark
Laura Marholm
Zwei Frauenerlebnisse
Novellen
2. Auflage
Preis 3 M. 50 Pf. Geb. 5 M.
Laura Marholm
Das Buch der Frauen
Sechs zeitpsycholog. Porträts
5. Auflage
Preis 3 Mark. Geb. 4 M. 50 Pf.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Kanarienvögel
größtes Postversand-Geschäft nach allen Orten Europas. Tausende edle Sänger auf Lager. Preis-Catalog frei. W. Günneke, St. Andreasberg i/Harz.

MUSIK-WERKE

PATENT EHRLICH
„Monopol“ Resonatorspiellose best. Systems. Vollkommenste Musik. Größt. Noten-Repert. Unverwundlich. Notenblatt „Semper invictus“, mit verblüht. Spitzen. D. R.-P. Nr. 79765.
„Ariston“ Weltbekanntes Musikinstrument. Notenrepertoir 6000 Nummern. Verkauft bis Juni 1894 an Instrumenten 300 000 Stück.
MECHAN. PIANINO.
Specialität:
„AUTOMATEN“.
„Bauern-Musik“. „Gnom“.
Neuheit: Flötespielender Hirtenknabe (Kunstwerk).
„ORCHESTRIONS“ mit und ohne beweglichen Figuren.
Zu beziehen durch alle besseren Musikwaren-Handlungen, Exporteure u. Grossisten



Alle denkbaren **Musikinstrumente** und **Musik-Werke** Symphonons, Polyphons, Monopol, Ariston etc. etc. liefert zu Orig.-Fabrik-Preisen die **Instrumentenfabrik Wilhelm Dietrich, Leipzig, Grimmaische Str. 1.** Illustrierte Preislisten gratis und frei.

Piolet

PARIS
29, Boul. des Italiens. zu haben in allen Parfümerie- u. Coiffeurgeschäften

ROYAL THRIDAGE SEIFE
VELOUTINE SEIFE

Flüge der Haut u. Schönheit des Teints:

Gefichtshaare und Haarenbart entfernt auf elektrisch. Wege. (Näh. briefl.) Dr. E. Classen, Hamburg.
Gilfey's chem. Schnellputzpulver wesentlich vorzuziehen, weil bei gleicher Wirkung höchst geringe Menge auf wenig Material. (Näh. briefl.) Dr. E. Classen, Hamburg.

BROCKHAUS' Konversations-Lexikon

JUBILÄUMS-AUSGABE. — 16 Bände.
126 000 Artikel, 9500 Abbildungen, Chromos und Karten. * Jeder Band gebunden 10 M. Regal in Eiche 30 M., in Nussbaum 36 M.
vollständig.
Weihnachten 1895

Familien-Zeitschrift
ersten Ranges, für Knaben und Mädchen gleich geeignet. Unübertroffen. Warm empfohlen. Verlag der Jugend-Gartenlaube, Nürnberg.

Bestelle: Jugend-Gartenlaube!

Vierteljährl. nur 1 M.
Mit vielen Farbendruck-Bildern. Unterhaltend, bildend, belehrend. Billigste Jugend-Lectüre. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Staples' Patent Draht-Polster



ist das beste Polster für Möbel aller Art, wie Matratzen, Sofas, Sessel, Stühle u. s. w. Weisgetränt u. anerkannt als das best. erfindende Polster von medicinischen Autoritäten, Fachleuten und Privaten.

Möbel mit Staples' Patent Draht-Polster sind die billigsten, weil sie die dauerhaftesten sind, sie sind die gefundesten, weil sie die reinlichsten sind. Kein Staub, kein Einlegen oder Einfühen der Polster. Nicht zu verwechseln mit andern sogenannten Patentmatratzen oder Patentmöbeln. Staples' Patent Draht-Polster hat keine Drahtgewebe, welche hart sind, keine Gurte, welche schlaf werden oder ausreißen, sondern gehärtete Stahlbrügel auf gewellten Stahlbrügel aufgebracht; Springfedern sind emallirt, können daher nicht rosten. Staples' Patent Draht-Polster ist unter diesen Namen auf der ganzen Welt bekannt, eingeführt u. im Gebrauch; in Deutschland bereits in den bedeutendsten Möbel-fabriken, Tapetier-, Decorations- und Ausstattungs-geschäften zu haben. Ausführl. Prospekt, Bezugsquellen- und Referenzenliste sendet gratis und franco jedem Interessenten.

A. Knippenberg, Ohrdruf i/Thür.
Patentinhaber und alleiniger Fabrikant.

Aus wollenen Lappen die schönsten **Kleiderstoffe.**
Höchste und hohe Reverenzen. Aelteste Fabrik.



Aus Wolllappen die besten Kleiderstoffe und Strickwaren.

Aus Wolllappen Teppiche und Vorlagen, schöne Dessins.

Seidenstoffe

jeder Art, Sammet, Blüthe u. Seletts
Liefere direkt an Privats in jedem Waacke.
Man schreibe um Muster unter genauer Angabe des Gewünschten an die **Seidenwaren-Fabrik von Elton & Keussen, Crefeld.**

Prüfet Alles — Behaltet das Beste!!!



„VICTORIA“ Nähmaschinen

Gegr. 1863 | aus der Fabrik | Gegr. 1863

H. Mundlos & Co., Magdeburg-N.

Warenzeich. 8668

Zu haben in fast allen Städten bei den **Alleinvertretern.**

Wenn an irgend einem Platze nicht vertreten, giebt die Fabrik die nächste Bezugsquelle an.

sind aus bestem Material,
— aufs Sorgfältigste justirt,
— mit patent. Verbesserungen,
— im höchsten Grade vollkommen,
— dauerhaft und leistungsfähig,
arbeiten schnell, geräuschlos, leicht, sicher und liefern einen wundervollen Stich.

Man achte auf die **Fabrik-Marke.**

D. R.-No. 70693 D. R.-G.-M., Engl. Pat. Amerik. Pat. Franz. Pat. Pat. „ 72170 No. 6600 No. 3235 No. 511539 No. 227966

Leben, hinter ist die Kunst!
classische & moderne **Antike**
Plastische Bildwerke
aus **Marmorguss**



Man verlange gratis & franco illustr. Katalog der Kunst-Anstalt **Schumacher & Co., Osterode a. H.**

Man verlange



Cobillon & Carneval
Gelbke & Benedichs
Dresden

Preisbuch

Halb. Roll. v. ca 25 qm franco, d. ganz Deutschl.

Linoleum „Henel“.

Kinfarbig ca. 2 mm stark, qm	1.60 M.
Gemustert „ 2 „ „ „	1.80 „
Einfarbig „ 3 „ „ „	2.30 „
Einfarbig „ 3 1/2 „ „ „	2.55 „
Gemustert „ 4 „ „ „	3.30 „

Granit, ca. 4 mm in durchgeh.
Must., tritt sich nie ab, qm 4.25
Extrabreites englisches **Linoleum**
366 cm (4 engl. Yards) breit
Einfarbig ca. 4 mm stark, qm 3.70 M.
Gemustert „ 4 „ „ „ 4.60 „
Läufer u. Teppiche in allen Größen.

Jul. Henel vorm. C. Fuchs,
Lieferant mehrerer Höfe.
BRESLAU, Am Rathhaus No. 24.27.

Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Lohse's Lilienmilch-Seife

von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauch rosige weisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis in's Alter zart und geschmeidig.

Nur ächt
mit der vollen Firma des Erfinders
GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, **BERLIN.**
In allen guten Parfümerien, Drogerien sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

Insekten-Pulver,

echt persisches, 1895er Ernte, soeben eingetroffen, von unübertroffener Wirkung, à Pfd. 4 Mk. und in Schachteln à 0.25, 0.50, 1.—, 1.50 2.— Mk. u. in Blechbüchsen à 2.—, 3.—, 4.50 und 6.—. Insektenpulver-Tinctur à Flasche 25 Pf., 50 Pf. und 1 Mk. Insektenpulver-Balsalge à Stück 0.50, 0.75 und 1 Mk.
J. C. F. Schwartz, Berlin W., Leipziger Str. 112, Ecke der Mauerstrasse.

Verlag: Franz Vögelheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Q. Wilda, für den technischen Theil: W. Grotzke; — für Oesterreich-Ungarn: W. Vogemann, Wien. — Druck: Geyse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 3.

Jährlich 24 Hefte. Bei Voranschlagung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin und Völien, 1. Februar 1896.

Große Ausgabe. Bei Voranschlagung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Sohn aus der Fremde.

Humoristische Novelle von Albert Roderich in Hamburg.

(2. Fortsetzung.)

„Ein Himmel, Anna, wie siehst Du aus!“ rief der Schulmeister.

„Ja, nicht wahr, mein Christoph?“ fragte die Frau Cantor, „und dann ist die Taille so eng, daß ich mich da gar nicht in rühren kann. Da ist auch schon eine Naht geplatzt, wie ich's anziehen wollte. Ree, Frau Bösch, da bin ich gar nicht so recht mit zufrieden.“

„Jä, Frau Cantor, Sie haben aber doch zu mir gesagt, ich soll das Kleid ja und ja simpel und slicht machen und nicht so neumod'isch!“

„Neumod'isch ist das Kleid auch wirklich nicht,“ bemerkte Wilhelm lächelnd.

„Seh'n Sie woll'!“ rief Frau Bösch.

„Ist das denn simpel und slicht?“ fragte Frau Hilde, „so'n Rock von der Weite, und was da alles drauf und dran sitzt!“

„Jä, da war ja so viel Seidenzeug! Wo soll ich denn mit all' das Zeug hin?“

„Wenn da 'was über war, denn hätten Sie mir da ja noch'n Schärp' aus machen können.“

„Da haben Sie mir ja nir von gesagt, Frau Cantor.“

„Und wenn da so viel Zeug war, Frau Bösch, warum haben Sie mir denn die Taille und die Aermel so eng gemacht?“

„Jä, Frau Cantor, wie ich den Rock fertig hatte, da war da man noch knapp Zeug.“

„Aber das Kleid kann nicht so bleiben,“ sagte Wilhelm.

„Sie haben mir doch sonst meine Kleider immer so nett gemacht!“ sagte Frau Hilde.

„Jä, Frau Cantor, dann haben Sie mir auch nicht gesagt, wie ich's machen soll. Ich kann das nu ja auch noch ändern, wenn Sie mir's sagen.“

„Sie müssen da von dem Rock die Kramstückerien runternehmen und die Taille damit weiter machen, Frau Bösch.“

„Na ja, Frau Cantor, wenn Sie das sagen, dann thu' ich das auch.“

Als die beiden Damen sich wieder entfernt hatten, legte sich der Schulmeister zu seinem Nachmittagschlafchen nieder, und Wilhelm schlenderte durchs Dorf. Auf dem einzigen Wege, der durch dieses führte, gelangte er nach wenigen Minuten vor die Pforte der Pastorwohnung. Das Pastorenhaus und sein Vorder- und Hintergarten waren von einer dichten Hecke umgeben, die es von den Nachbarhäusern und Gärten trennte und abschloß. Aber auch das Leben der Bewohner des Pastorenhauses war abgeschlossen und getrennt von dem Leben der anderen Dorfbewohner. Früher, vor dem großen, unbekanntem Schicksalsschlag, der den alten Mann getroffen, war das anders gewesen. Da hatte der Seelsorger innigen Antheil genommen an den Leiden und Freuden seiner Gemeinde. Ganz besonders an den Leiden hatte er theil genommen, und es gab nicht ein einziges Haus in seinem Dorfe und dessen Umgebung, in dem der Ehrwürdige nicht schon Trost und Hilfe gesendet hatte. Aber auch die Freudenfeste seiner Pfarrkinder waren von ihm fröhlich mitgefieiert worden. Dabei

hatte er es immer mit feinstem Takte so einzurichten gewußt, daß bei den lautesten Freudenfesten die Würde seines Amtes niemals verletzt ward. Immer genau im richtigen Momente ging er; immer, wenn seine Anwesenheit den lauten Ausbruch der Freude zurückhalten schien, — oder wenn der, vielleicht etwas zu laute Ausbruch der

durchschritt schnell den Vorgarten und trat ins Haus. Ein Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, mit einem Besen in der Hand, erschien und fragte schüchtern nach seinem Begehre. „Ich möchte Herrn Pastor sprechen,“ sagte Wilhelm.

„Is krank.“

„Und das Fräulein?“

„Jä, — will ihr Bescheid sagen.“

Auf der Schwelle des Wohnzimmers erschien aber schon Fräulein Marie, und ihre finsternen Mienen wurden beim Anblick des Fremden noch ein wenig finsterner.

„Mein Vater ist nicht wohl.“

„Ich höre leider soeben. Es ist doch nicht schlimm? Ich hätte den Herrn Pastor so gern einmal gesprochen!“

„Vielleicht bemühen Sie Sich ein ander' Mal.“

Unfreundlich waren diese Worte gesprochen, aber Wilhelm trat doch ins Zimmer. Vorwurfsvoll, mit streng zusammengezogenen Brauen sagte Marie: „Ich ersuche Sie, mein Herr —; Vater schlummert drinnen im Zimmer nebenan.“

„Ich will leise sein, ganz leise, liebes Fräulein. Ich komme wirklich nicht nur aus Neugier. Ich habe hier so viel Gutes und Liebes von Ihrem Vater gehört, — und es geht ihm so schlecht, nicht wahr?“

Es klang wahres, echtes Mitleid aus dem Tone Wilhelms. Das schöne Gesicht des Mädchens verlor für einen Augenblick den starren, finsternen Ausdruck. Da sie an ihren Schmerz erinnert ward, überwältigte dieser jedes andere Gefühl, und um die gewaltig hervorquellenden Thränen zurückzupressen, schloß das Mädchen die Augen.

Wilhelm sah die schöne Gestalt fast zusammenbrechen in dem vergeblichen Bemühen, den Kampf mit einem schweren Leid zu verbergen. Da suchte es in seinem Herzen. Ein unendliches Mitleid, ein gewaltiger Drang zum Helfen und ein wonniges Freudengefühl durchströmten ihn.

„Kann ich nicht irgend etwas für Sie thun?“ fragte er mit vor Erregung zitternder Stimme und erfaßte wie unwillkürlich die Hand des Mädchens.

Marie zog hastig, fast zornig, ihre Hand zurück.

„Herr Hilde, wie können Sie — —?“

„Ach, mein liebes Fräulein, ich möchte Ihrem Vater so von Herzen gern helfen, und nach allem, was ich gesehen und bemerkt habe, glaube ich, daß ich ihm auch helfen könnte. Sie haben ihn doch gewiß lieb; ist es da nun recht von Ihnen, daß Sie so schroff und abweisend gegen einen Mann sind, der seinen Kummer lindern will?“

Das Mädchen schaute ihn ängstlich fragend an.

„Was — was — haben Sie gesehen

und bemerkt?“

„Als ich heute Morgen mit meinem Vater spaziren ging, fragte uns ein Mann nach dem Pastorenhause. Es war ein Geld-Negotiant aus Hamburg.“

Das Mädchen war todtenbleich geworden; ihre Blicke suchten den Boden.

„Ich habe einen ziemlich scharfen Blick für Geschäfte, mein Fräulein, und wenn vielleicht dieser Mann Schuld trägt an dem Kummer Ihres Vaters —.“

Marie war auf einen Stuhl gesunken; sie schlug die Hände vors Gesicht. Wilhelm trat zu ihr und wollte sanft ihre Finger lösen. Da tönte plötzlich ein



Friedrich Haase

Friedrich Haase in der Titelrolle von Gupkow's „Königsleutnant“.

Nach einer Photographie von G. Braß, Hof-Photograph, Berlin.

Siehe Seite 23.

Freude die Ehrfurcht vor seinem Stande zu erschüttern drohte. In Trauerhäusern aber war er immer der erste und letzte gewesen. Die Bewohner Altenhausens hingen deshalb mit Ehrfurcht und Liebe an ihrem Pfarrer, und als das große Unglück über ihn gekommen, suchten sie ihn in ihrer Weise zu trösten. Aber das ging nicht. Der Alte zog sich immer mehr zurück, und wenn auch seine Gemeinde ihm die Ehrfurcht bewahrte, die Liebe zu ihrem Pfarrer verwandelte sich mit der Zeit in Scheu.

Wilhelm blieb einen Augenblick sinnend an der Pforte des Pfarrhauses stehen, öffnete sie dann rasch,

leiser Schrei und ein dumpfer Schlag aus dem Nebenzimmer. Marie stürzte hinein, Wilhelm folgte ihr. Der alte Pastor war von dem Sopha, auf dem er geschlummert hatte, heruntergefallen und lag dumpf röchelnd am Boden. Mit einem durchdringenden Schrei warf sich Marie über den Vater. Wilhelm aber zog sie sanft zurück und hob mit Aufwand aller seiner Kräfte den ohnmächtigen alten Mann wieder auf das Sopha.

„Wasser! Bringen Sie Wasser!“ rief er dem jungen Mädchen zu, das auf Mariens Schrei herbeigeeilt war. Der Alte kam bald wieder zu sich; er blickte starr und verwundert auf Wilhelm.

„Ich bin Wilhelm Hilde, Herr Pastor, der Sohn von Cantor Christoph Hilde.“

„Ach so — so — ja. Danke Ihnen!“

„Wie fühlen Sie sich, Herr Pastor? Haben Sie Schmerzen?“

„Nein. Nur matt, — sehr matt.“

Des Alten Kopf sank auf die Seite, und die Augen schlossen sich wieder.

„Wo wohnt der nächste Arzt?“ fragte Wilhelm.

„Ach, ich weiß schon, Dr. Möller in Cuxhaven! Mein Vater hat neulich von ihm gesprochen. In einer Stunde ist er hier. Beunruhigen Sie sich nicht, liebes Fräulein. Es ist nichts, gar nichts! Ein kleiner Ohnmachtsanfall, wie das Alter ihn mit sich bringt. Ein alter Freund von mir in Amerika hat seit zehn Jahren solche Anfälle und ist im übrigen munter und fidel. Nur zur Beruhigung hole ich den Arzt.“

Marie reichte ihm die Hand. Wilhelm zögerte, sie anzunehmen. Es widerstrebt ihm, sich belohnt zu machen für den geringen Beistand, den er durch Zufall den lieben Menschen leisten konnte. Marie verstand ihn. Sie bot ihm die Hand abermals, und Wilhelm hielt sie beglückt einen Augenblick in der seinigen fest.

Wilhelm begab sich nun zum Gastwirth Niemann, von dem er wußte, daß er im Besitze einer zweispännigen Chaise sei. Vermittels dieser Chaise und einer Extrazahlung an den Kutscher gelang es Wilhelm, den Dr. Möller in einer knappen Stunde von Cuxhaven nach Altenhausen zu bringen.

Der Arzt blieb eine halbe Stunde im Pastorenhaufe, und als er wieder auf die Dorfstraße trat, gesellte sich Wilhelm zu ihm, um sich nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen.

„Es geht jetzt etwas besser,“ sagte der Arzt.

„Was fehlt dem alten Herrn denn eigentlich?“ fragte Wilhelm.

„Das will ich Ihnen erklären,“ entgegnete Dr. Möller. „Aus unserer Unterhaltung während der Fahrt im Wagen habe ich entnommen, daß Sie lebhafteste Theilnahme für den Herrn Pastor hegen. Deshalb will ich Ihnen mittheilen, was ihm fehlt. Zunächst hat der alte Herr irgend einen schweren Kummer. Sodann habe ich aus ganz untrüglichen Anzeichen entnommen, daß im Pastorenhaufe — Nahrungsmangel herrscht. Der alte Mann ist ganz entkräftet, und das war mit die Ursache des Ohnmachtsanfalles.“

„Aber das ist ja entsetzlich! Was ist da zu thun?“

„Der Mann muß vor allen Dingen wieder zu Kräften gebracht werden. Am besten würden ihm guter Wein und kräftige Fleischbrühe dienen. Feste Speisen könnten ihm schaden, weil er so erregt ist. Die Tochter hat mir gesagt, daß der alte Herr heute Morgen eine schlimme Nachricht erhalten hat.“

Wilhelm sann einen Augenblick nach.

„Herr Doctor, unsere Unterhaltung im Wagen hat mich in Ihnen einen menschenfreundlichen Mann erkennen lassen. Ich habe deshalb eine Bitte an Sie. Können und wollen Sie dem alten, würdigen Herrn ein Duzend Flaschen Wein ins Haus senden, ohne daß er gewahr wird, daß sie von mir kommen?“

„Gern! Ich denke, sechs Flaschen alten Portwein und sechs Flaschen süßen Malaga. Es kann dem Mädchen auch nicht schaden, wenn sie 'mal mittrinkt.“

„Und Sie nehmen es mir nicht übel, — ich verreise schon in den nächsten Tagen.“

Wilhelm zog seine Börse.

„Durchaus nicht! Im Gegentheil! Ich habe fünf Kinderchen und meine Mittel erlauben mir so etwas nicht. Dreißig Mark, das wird gerade reichen. Ich werde es besorgen, Herr Hilde, Adieu!“

„Adieu, Herr Doctor! Ich danke Ihnen herzlich!“

Auf dem Wege nach Hause kehrte Wilhelm bei Schlachter Köhrs ein, kaufte das beste der vorhandenen Stücke Rindfleisch, ließ es sich einpacken und nahm es selbst mit nach Hause, trotzdem Schlachter Köhrs ihm mehrfach versicherte, daß er es sehr gern hinschicken würde.

„Dat har ik uk nich dacht,“ sagte Schlachter Köhrs zu der gerade in seinem Laden anwesenden Frau Krämer Witte, „so'n fienen Herrn und löppt bi hellerlichten Dag mit veer Pund Ochsenfleisch über de Straat!“

„Ach,“ entgegnete Frau Krämer Witte, „dat is man bloß so'n Art von Verächtlichkeit, — för uns Prachers op'n Döörp schenirt he sich nich. In Amerika löppt he noch nich'n mal bi stiftendüstere Nacht mit veer Pund Ochsenfleisch über de Straat.“

„Hier Mudding,“ sagte Wilhelm, als er nach Hause kam, „hier ist ein gutes Stück Ochsenfleisch. Nun sei so gut, koch' eine ordentliche Suppe davon und schick' sie dem Herrn Pastor hinüber.“

„Wat is dit?“

„Ja, der Herr Pastor ist krank, und der Doctor hat's verordnet.“

„Und das Fleisch hast Du selbst gekauft und mitgeschleppt?“ fragte erstaunt der Schulmeister.

„Ja, — warum denn nicht?“

„Ach, Wilhelm, das geht ja durchs Papier! Du hast ja einen großen Flecken auf Dein' Rock!“ rief Frau Hilde.

„Das macht nichts, Mutter. Wenn die Suppe nur gut wird!“

„Was fehlt denn dem Herrn Pastor?“

„Das weiß ich nicht. Er soll kräftig essen, hat der Arzt gesagt.“

„Ja,“ sagte Frau Hilde, „es is woll man 'n bißchen knapp bei'n Pastoren. Arbeitsfrau Schnelle ihre Tilde is da ja als so'n Art von Kleinmädchen. Die hat da allerlei von erzählt, und Schlachter Köhrs hat gesagt, der Herr Pastor nahm' schon lange kein Fleisch mehr bei ihm. Neulich, Sonntags, hätt' er ihm 'mal 'n Braten hingeschickt, — da wollt er nichts für haben, — der Pastor hat ihn aber nicht angenommen.“

„Na, Mutter, die Suppe wird er schon nehmen. Wenn Du sie nun selbst hinüberbrächtest, wie? Und nicht eher wieder fortgingest, bis der alte Herr, was davon gegessen hat?“

Die Blicke des Schulmeisters hatten während dessen mit sichtlichem Wohlbehagen auf Wilhelm geruht.

„Ach, Wilhelm,“ wendete Frau Hilde zaghaft ein, „das mag ich nicht thun. Ich komm' ja sonst auch gar nicht bei'n Herrn Pastoren.“

„Willst mir'n Gefallen thun, Frau?“ fragte nun der alte Schulmeister.

„Ach ja, mein Christoph!“

„Denn bring' die Suppe 'rüber!“

„Na ja, denn will ich die Suppe 'rüberbringen.“

Vater und Sohn nickten einander freundlich zu.

„Ist nett von Dir, Willi,“ sagte der Alte.

Am nächsten Morgen ging Wilhelm ins Pastorenhaus, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen.

Es ging ihm besser. Er saß still auf dem Sopha und blickte vor sich nieder. Als Wilhelm eintrat, dankte ihm der Pastor für seine gestrigen Bemühungen um ihn. Wilhelm und Marie nahmen an dem Sophatisch Platz, und durch eine Frage des alten Herrn veranlaßt, begann Wilhelm von seinen Erlebnissen in Amerika zu erzählen. Er erzählte Ernstes und Heiteres durcheinander, und aus allem, was er erzählte, leuchtete ein gutes Herz und ein klarer Verstand hervor. Vater und Tochter hörten ihm aufmerksam zu, und auf Mariens bleichen Wangen zeigte sich eine leichte Röthe.

Als Wilhelm inne hielt, seufzte der Pastor tief auf und ließ das Haupt wieder sinken.

„Ach, es ist doch angenehm, wenn man 'mal auf andere Gedanken kommt,“ sagte er. „Früher, als ich noch meine Bibliothek hatte —“ Er stockte plötzlich.

„Und warum haben Sie Ihre Bibliothek nicht mehr, wenn ich fragen darf?“

„Ach, — ich — ich habe sie verkauft, — es wurde mir gerade ein so guter Preis dafür geboten,“ antwortete der Alte in sichtlicher Verlegenheit.

Wilhelm sah, wie das schöne Antlitz Mariens von dunkler Röthe überzogen ward, und in diesem Augenblicke sah er einen festen Entschluß.

Jetzt klopfte es an die Thür; das kleine Küchenmädchen trat ein, gefolgt von einem jungen Menschen, der einen großen Korb trug, aus dem ein Duzend Flaschenhälse hervorrugten.

„Hier wird Wein gebracht, Herr Pastor!“

„Wein?! Ich — ich — kann —. Ich habe keinen Wein bestellt!“

Der Bursche überreichte dem Alten ein geschlossenes Couvert.

Der Pastor öffnete es und las: „Zur Genesung! Von einem alten Freunde.“

„Nein — nein!“ rief abwehrend der Alte, „ich — ich — will kein Geschenk! Das hab' ich nicht nötig, — das hab' ich gar nicht nötig! — Er starrte einen Augenblick ängstlich vor sich hin und murmelte dann: „Wär's möglich?! Sollte jemand wissen —?“

Während dessen aber hatte Wilhelm die Flaschen aus dem Korbe genommen und sie auf den Tisch gestellt.

„Herr Pastor, wenn ich offen gestehen darf, — mir ist bei dem vielen Erzählen der Hals ganz trocken geworden, und ich möchte wohl um einen Schluck Wein bitten. Junger Mensch,“ fragte er den Träger, „wenn Sie ein halbwegs ordentlicher Weinbursche sind, so haben Sie einen Pfropfenzieher bei sich.“

Der junge Mensch hatte einen Pfropfenzieher bei sich, und Fräulein Marie holte drei Gläser aus dem Schranke. Wilhelm hatte den Burschen mittlerweile zur Thüre hinausgeschoben, und schenkte jetzt die Gläser voll.

„Prosit, Herr Pastor, auf gute Gesundheit und viel Glück!“

„Auf viel Glück?! Ach, du lieber Gott!“ seufzte der alte Herr und nippte von dem Weine.

Gleich darauf trat das Küchenmädchen ein, um den Tisch zum Mittagessen zu decken. Marie ward unruhig; sie hieß dem Mädchen, noch etwas warten. Wilhelm begriff; das Mittagessen mochte für einen ungerufenen Zuschauer etwas zu frugal ausfallen. Er wendete sich zum Gehen. Der alte Herr erfaßte seine Hand. „Kommen Sie bald, recht bald wieder, lieber Herr Hilde!“

Fräulein Marie geleitete ihren Gast an die Hausthür. „Den Wein haben Sie geschickt!“ Ihre Stimme zitterte.

„Ja, den Wein habe ich geschickt. Aber sagen Sie es, bitte, Ihrem Vater nicht!“

„Und wie sollen wir Ihnen danken?“

„O, ich habe schon meinen Dank! Wie ich da vorhin meine amerikanischen Schnurren erzählte, da habe ich zum ersten Mal ein Lächeln auf Ihrem lieben, süßen Gesicht gesehen!“

„Ich bitte Sie, — sprechen Sie nicht so zu mir!“

„Ach, ich möchte noch ganz anders zu Ihnen sprechen! Ich möchte —“

„Um Gotteswillen — nein!“

„Marie! Mädchen! Warum nicht?“

„Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen!“

„Marie!“ rief in diesem Augenblick die Stimme des Pfarrers.

„Mein Vater ruft mich!“

„Nur ein Wort, — ein einziges Wort! Marie, haben Sie Vertrauen zu mir?“

„Ja!“ sagte das Mädchen leise und eilte zu ihrem Vater. —

So heiter und herzensfroh, wie jetzt, da er das Pfarrhaus verließ, hatte Wilhelm sich noch niemals in seinem Leben gefühlt. Wenn man ihn in diesem Augenblick in ein amerikanisches Paradies mit allem Comfort der Neuzeit hätte führen wollen, so würde er sicher gesagt haben: „Nein, ich danke! Hier in dem kleinen Dorfe ist es viel schöner; ich bleibe hier!“

Wilhelm war eben wieder auf dem Heimwege, als er den Schneidermeister Trolle daherkommen sah.

„Oh, very fine, that I drop you!“, rief ihm Herr Trolle schon von weitem entgegen, „I wull just go to your house.“

„All right, Mr. Trolle, what is the matter?“

Das verstand aber Herr Trolle nicht; das Englisch war ihm nicht plattdeutsch genug. „What do you meen?“ fragte er.

„Oh, — so, — so! — I meen, — what wull you söken in my house?“

„Oh, I unterstand very well, — what I will söken in your house. Yes! I have a pray on you. Please, tell me, what is the name on americanisch for ‚Regeln‘?“

„To play at ninepins.“

„Oh, thank you very much! Now I will tell you: We have here in the döör a Club of „To play at ninepins“ and this evening we have a — a — Come together — and I would pray you to come also a little in our Club.“

Diese Einladung kam dem Amerikaner in seiner frohen Laune gerade recht, und er nahm sie zur lebhaftesten Genugthuung des Schneidermeisters im besten Altenhausen'schen Englisch an.

Mit sichtlichem Vergnügen hörte Papa Schulmeister von dem Vorhaben seines Sohnes; er erklärte sofort, daß er auch mit zum Regeln gehen würde. Frau Hilde erreichte mit ihren Gegenvorstellungen nur soviel, daß Christoph mit Rücksicht auf „sie“ versprach, nicht activ mit zu regeln und keine Spirituosen zu sich zu nehmen.

Die einzige Regeltbahn in Altenhausen befand sich im Garten des Gastwirths Niemann. Die Bürger von Altenhausen begrüßten den Amerikaner zuerst sehr kühl und zurückhaltend in ihrem Regel-Club. Nur Schneidermeister Trolle war wieder sehr freundlich, und Schneidermeister Trolle war die erste Person im Regel-Club. Nächst seiner Fertigkeit im Englischsprechen war das sein Hauptstolz. Und mit Recht! Denn als Herr Trolle vor ungefähr zehn Jahren zuerst mit regelte, da sagte Schlosser Wille zu ihm: „Trolle, Du regelst wie

so'n Snieder!" Das ärgerte aber den Herrn Schneidermeister sehr, und er legelte und legelte, öffentlich und heimlich, und übte so lange, bis er der beste Regler des ganzen Altenhausen'schen Clubs war. Und jedesmal nach einem schlechten oder mittelmäßigen Wurfe des Schlossermeisters Wille sagte Schneidermeister Trolle: „So, Wille, nu will id di mal wiefen, wie'n Snieder legeln deist," und dann warf er „alle Reune“.

Gleich bei seiner Ankunft in der Regelbahn erklärte Wilhelm dem Gastwirth Niemann, daß er heute alles bezahlen wolle, was vom Regel-Club verzehrt würde. Wilhelm hatte dem Gastwirth diese Mittheilung discret und unter vier Augen gemacht; es soll und kann aber dem Gastwirth als Menschen nicht übel gedeutet, ja, als einem Gastwirth muß es ihm sogar hoch angerechnet werden, daß er jeden einzelnen der Mitgegler sofort heimlich von der Absicht des reichen Amerikaners in Kenntniß setzte.

Die Bürger von Altenhausen wußten im allgemeinen einen reichlichen Schluck wohl zu würdigen; heute aber hatten alle ohne Ausnahme einen außergewöhnlich bedeutenden Durst. Sie hatten sämmtlich, wie das jeder einzelne mehrmals betonte, „heute so stark gefalzen zu Mittag gespeist“. Gastwirth Niemann schleppte bedeutende Quantitäten Bier herbei, und selbst Schneider Trolle, der sonst aus Sparsamkeits-Müchichten nie mehr als zwei Glas Bier trank, war mit einem unstillbaren Durste behaftet. „O, dit old Swiensteesch!" rief er einmal übers andere; „this old meet of Swines, is was too strong solten. Mister Hilde, prost! you shall life high!“

Bald war die Regelgesellschaft in lustigster Stimmung. Wilhelm Hilde war ganz besonders vergnügt. Und da man ihm wohl anmerkte, daß seine Fröhlichkeit von Herzen kam, war ihm schnell die Gunst der Altenhausener Bürger zugewendet. Es dauerte nicht lange, da hatte Schneider Trolle den Amerikaner mehrmals umarmt; Rademacher Kien hatte erklärt, daß jemand doch ein netter Mensch sein könne, wenn er auch noch so fein und nobel „ins Zeug" wäre, und Schmied Stolle hatte Wilhelm schon dreimal auf die Schulter geklopft, daß ihm alle Knochen weh thaten.

Wilhelms Vater konnte seines gichtischen Beines wegen nicht mit legeln; er wollte sich aber durchaus nützlich machen, weshalb man ihn das Protocoll führen ließ. Mit wahrer Herzensfreude bemerkte er, wie die Stimmung seiner Mitbürger und Freunde sich zu Gunsten seines Sohnes gewandt hatte, und als man diesen eben wieder umringte und zum so und so vielten Male hoch leben ließ, da schlich sich der alte Schulmeister sachte hinzu, umfaßte die Schulter seines Sohnes und schmiegte sich sanft an ihn.

Während dessen probirte Schneidermeister Trolle einmal den Rothwein, den Wilhelm für seinen Vater, der ja keine Spirituosen trinken durfte, hatte kommen lassen. Der Rothwein schmeckte dem Schneidermeister vortrefflich. Er wartete noch einen Augenblick, schnitt dann plötzlich ein schreckliches Gesicht und schrie: „O, o, wat hev id för'n Livvien, — what have I for a peim in the Leib! Bier kann ich nicht mehr trinken. Niemann, gev mi mal 'n Buddel von den Rothwien!“

„Jä," sagte Schlosser Wille, „dat is woehr, mi is uk nich so recht in'n Wag; Niemann, bring mi ud man'n Buddel Wien mit!“

„Jä," sagte Schneidermeister Trolle, „he mut mi dat glik nahmaken!“

„Jä, wat Du kannst, kann id noch lang, mien Jung! Wenn Du Wien drinkst, drink id ud Wien.“

„So—o?! — Wenn id Liepvien hev?!"

„Un id hev't in'n Wag, — versteiht Du mi, Trolle? Un wenn Du noch een Boort seggst, denn bestell id min'n Buddel Schampanjer!“

„Jä," bemerkte währenddessen Schlosser Wille zum Schulmeister, „jā, Herr Cantor, Sie können stolz sein auf Ihren Sohn. Er hat doch noch die richtige Anhänglichkeit an seine Heimat.“

Der Alte antwortete nicht, aber aus dem Blicke, den er auf seinen Sohn warf, war deutlich zu lesen, wie stolz er auf diesen war.

„Jā wull, id har mien'n Söhn ud na Amerika schickt," grunzte es jetzt aus einer Ecke. Bäckermeister Langjohann nämlich hatte nach jedem Seidel, das er getrunken, also just circa ein Duzend Mal gesagt: „Jā wull, id har mien'n Söhn ud na Amerika schickt!" Jetzt saß er in einer Ecke, ließ den Kopf herunterhängen und lallte vor sich hin.

„Swieg doch endlich dajon still," tabelte Schlachter Köhrs, „dat heft Du mi all dusend Mal seggt!“

„Dat geiht Di nix an, Köhrs, swieg Du man still! Du heft Schuld, dat id mien'n Söhn nich na Amerika schickt heft!“

„Wat?! Jā heft Schuld —?!"

„Jā, Du heft mi damals ajradt.“

„Jā heft Di blos seggt, Dien Jung kann nix!“

„O, wat de Schoolmeister sien Jung kann, dat kann mien Jung noch tein Mal.“

In diesem Augenblicke sprang Schneidermeister Trolle hinzu.

„Swieg still, Minsch," raunte er eifrig dem Bäckermeister zu, „swieg still, anners betalt he nich!“

Bald darauf, es war gegen zehn Uhr, machte der Cantor seinen Sohn darauf aufmerksam, daß Rutting zu Hause gewiß mit Ungeduld auf sie warte, und Wilhelm war gleich bereit, mit dem Vater nach Hause zu gehen. Da rief Schneidermeister Trolle schnell und laut dem Gastwirth zu: „Niemann, ich will bezahlen! Was bin ich schuldig?“

Gastwirth Niemann erklärte mit Nachdruck, daß Herr Hilde alles bezahlt habe und daß niemand etwas schuldig sei. Ein den Verhältnissen nach ganz gut gespielter freudiges Erstaunen überfiel den Regel-Club.

Nur Bäckermeister Langjohann lallte aus der Ecke: „Nāh, dat doh id nich!“

Eine Salbe zorniger Blicke traf ihn.

„Nāh, dat doh id nich! — freeholen laten doh id mi nich; denn will id mi — re — re — wangschiren! Niemann, kamen Se 'mal her! — Hier sünd dreißig Penn, id gev noch'n ganze Kunde Snaps ut!“

Es war ja Anfang Herbst, und als der Schulmeister mit seinem Sohn auf die Straße trat, war die Luft nebelig und rauh.

„Halt still, Vater!" sagte Wilhelm, „Du wirst Dich sonst wieder erkälten.“ Dabei schlug er sorgsam des Alten Nacktrogen in die Höhe und knöpfte ihn zu.

„Danke Dir, mein Junge! Jā, es ist hier bei uns dunkel des Abends, nicht?“

„Das macht nichts! Hat mich nur ein! Ich will Dich schon führen.“

Der Alte legte seinen Arm in den seines Sohnes, stützte sich fest auf und ging eine Weile, in glücklichen Gedanken versunken, schweigend neben ihm her.

„Wilhelm," begann der Alte endlich zaghaft, „ich hab' da neulich zu Dir gesagt, ich wollt' lieber, Du wärst nicht zum Besuch zu uns gekommen, deswegen muß ich Dir Abbitte thun.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Sigrid.

Skizze aus Norwegen von H. Fries-Schwenzen in Berlin.

Ein Freund Jensen und ich wanderten zu Fuß durch das schöne Gardanger. Wir kamen vom Norden, hatten die Nacht in der Hantelidjäter zugebracht und waren früh am Morgen weiter gegangen. Als wir noch am Vormittage in der Stjds-Station¹⁾ Botten ankamen, hatten wir einen so langen March hinter uns, daß wir uns entschlossen, von hier aus 1 $\frac{1}{2}$ Stjds nach der nächsten Station „Nyländ" zu nehmen. Ich hatte schon längst den Stjds bestellt, und wir sahen in Botten bei einem äußerst bescheidenen Frühstück, als der Bauer Ola Botten langsam und gemessen hereintrat. Er legte die Mütze vom Kopfe und sagte, während er an der Thür stehen blieb, an mich gewandt: „Jā habe keinen Jungen für Dich.“

Wir sahen ihn beide erstaunt an. Er war ein Original, in seiner Erscheinung der reine Urmensch, kräftig mit unverhältnismäßig großen, behaarten Händen, stark hervortretenden Wadenknochen und bärtig im ganzen Gesicht bis auf eine kleine Partie um die Augen herum. Er bildete eine gute Illustration zu der in unserem Reisehandbuch angeführten Notiz über Botten, in der dieses als eine jener wenigen konservativen Stätten und Stationen genannt wird, die dem zudringlichen, civilisirenden Einfluß des Reiselebens mißtrauisch Fenster und Thüren verschließen.

Weder Jensen noch ich verstanden den Sinn seiner sonderbaren Anrede.

„Du kannst aber ein Mädel bekommen.“

Jetzt brachen wir beide in ein herzliches Lachen aus.

„Sie kann wohl zwischen Euch sitzen?" fügte der Bauer hinzu.

Nun ging mir ein Licht auf. Er wollte uns mittheilen, daß er keinen Stjds-Jungen zu seiner Verfügung habe, und daß er uns statt dessen ein Mädchen anvertrauen wolle, das obendrein noch zwischen uns, das heißt, auf beider Schoß sitzen mußte.

„Ei, mein Verehrtester," erwiderte ich, „das kann ich so nicht beantworten! Dazu müßte ich sowohl die Karre wie das Mädchen gesehen haben. Wird denn jetzt bald vorgepannt?"

Ola Botten kratzte sich hinter's Ohr.

„Ja, siehst Du, etwas warten wirst Du wohl müssen?"

Natürlich! Wie wäre es auch anders möglich? Ich kenne Dich und Deinesgleichen, dachte ich, Ihr seid von einer Langsamkeit, die sprichwörtlich zu werden verdient.

„Meine festen²⁾ Pferde sind alle aus, — die Karrole auch.“

¹⁾ Stjds ist die in Norwegen gebräuchliche Beförderung mit Pferd und Wagen; letzterer wird Karjol genannt. 1 $\frac{1}{2}$ Stjds ist ein Wagen mit Pferd für zwei Personen. Auf jedem Stjds fährt ein „Stjds-Junge" mit, der das gebrauchte Gefährt wieder nach Hause bringt. — Sprich: Schäß, auch Stjds.

²⁾ Auf jeder Stjds-Station ist eine gefestlich bestimmte Anzahl „fester" Pferde und eine kleine Anzahl von Reserve-Pferden. Auf ein solches Reserve-Pferd muß man oft Stunden warten.

„So, das fehlte auch noch!"

„Eben ist noch ein Herr gekommen, der auch Stjds verlangt," tröstete der Bauer.

„Wir sind aber zuerst gekommen!"

„Ja, — ja, dann muß der eben noch länger warten," meinte Ola Botten, holte seinen Kautabal hervor und fing an, ihn mit dem Messer in dünne Scheiben zu schneiden.

„Ihr wollt am Ende noch vor Mittag nach Nyländ fahren?"

„Ja, selbstverständlich!" fuhr ich ihn ärgerlich an, „hast Du das noch nicht verstanden?"

Der Bauer schabte seinen Kautabal ruhig weiter, rieb ihn dann mit der Hand fein, und während er langsam die Pfeife stopfte, sagte er: „Zawohl, Du hast Eile, ich verstehe! Na, dann werde ich sehen, ob ich einen Gaul für Dich finden kann. Die Reserve-Pferde gehen oben am Berge und grasen.“

Mit unvergleichlicher Ruhe zündete er noch seine Pfeife an und verschwand „allmählich" durch die Thür, die er hinter sich offen ließ. Auf den kleinen weißgeheuerteten und mit Sand bestreuten Borplatz schien warm die Sonne; es kam ein wohlthuender Sommerhauch durch die offene Thür in das kühle, verschlossene Zimmer mit dem eigenthümlichen Truben-Geruch, und das junge Grün der Birke, wo die Drossel in einem fort schwappte und stötte, düstete zu uns in das Zimmer herein.

Jensen schob den dunkelbraunen und wie Leder so zähen Schinken beiseite, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und sagte: „Der Mann gefällt mir! Er paßt in diese steinerne, mächtige Natur hinein, denn er ist selbst ein urwüchsiges Natur-Phänomen, wie die mächtigen Ruter³⁾, an denen wir heute Morgen vorbeigingen. Es fiel mir auf, wie schlecht die macadamisirte Chaussee, die soeben fertig geworden ist, in diese Umgebung hineinpaßt. Diese riesenhafte Ruter, die kahl und ernst, wie vor tausend Jahren, dastehen und wie spöttisch hinabsehen auf das menschliche Gekribbel unten im Thal! An einer Stelle ging der Weg hart am Fuß eines Rut vorbei. Der imposante Anblick dieses Colosses unmittelbar dicht über mir und die damit verbundenen eigenartigen Vorstellungen ließen meiner Phantasie die Flügel schießen.“

„Erzählen Sie!" bat ich, „es wird interessant sein, zu hören, welchen Flug Ihre Dichterseele bei dieser Gelegenheit genommen hat. Wahrscheinlich wieder ein Stüd Natur-Symbolik, — nicht wahr?"

Jensen nickte bejahend und fuhr fort: „Jā stellte mir vor, wie der ‚alte Herr' sich geärgert hat, als die Tradition, ihn anzubeten, verfiel und man anfing, Löcher in ihn zu bohren, um eben diese Chaussee zu bauen.“

Und als er sich zwanzig Jahre hindurch gewundert hatte und nicht im geringsten klüger geworden war, schickte er einen Courier hinunter, in der Form eines Felsblockes, der nachsehen sollte, was das Gekribbel und Kragen da unten zu bedeuten habe.

Sie sahen ihn doch rechts vom Wege liegen? Er war so groß wie ein zweifüßiges Haus. Der Felsblock blieb aber da liegen, wo er war.

Wenige Jahre später kam eines schönen Tages ein Adler durch die Luft gefegelt. Mit einigen Flügelschlägen stieg er an der senkrechten Felswand hinauf, um eine Stelle zu finden, an welcher er sich ein Nest bauen konnte. Der Berg, der sich ein paar tausend Jahre hindurch gelangweilt hatte, ließ vor Freude einen Felsblock herabfallen, um es seinem neuen Genossen bequem zu machen. Das war diesem auch gerade recht, und er flog in die dadurch entstandene Höhlung hinein, wo er anfang, sein Nest zu bauen. Der Adler wohnt dort noch heute. Ich sah ihn den Rut umkreisen, und Seine Hoheit wird von ihm bereits erfahren haben, welche Bewandniß es mit dem Schießen, Hämmern und Kragen hat. Er wird wissen, daß die Pygmäen für die Civilisation einen Weg in sein Reich hinein gebaut haben, und — er wird es nicht dulden. Eines schönen Tages wird der Adler die diplomatische Vermittelung zwischen den vielen Hoheiten des Hantelidjeld übernehmen, und wenn sie erst alle einig sind, wird es für sie eine Kleinigkeit sein, auf der ganzen Linie die Arbeit durch einige Bergtrüffel zu zerstören.“

Jensen hatte sich warm geredet; jezt schwieg er einige Augenblicke, es war aber seinem Gesichte anzusehen, daß er den Gedanken weiter spann. Plötzlich sagte er mit Empfindung:

„Ach, es ist ein Jammer um dieses herrliche, bis vor kurzer Zeit noch gänzlich unberobene Land, wie es von der Civilisation verflacht wird, wie die Nacht des Goldes diesen stolzen, in seiner Art vornehmen Bauern verführt und verdirbt! Die National-Trachten verschwinden, die so gerühmte nordische Gastfreundschaft macht der Habgier Platz, die Unschuld und Harmlosigkeit weichen dem blaffen Gespenste der kalten Berechnung! Darum freue ich mich, wenn ich solche Menschen wie Ola treffe, in denen die nationale Eigenart und das Persönlichkeits-Gefühl so stark ausgesprochen sind, daß man deutlich sieht: Dieser da läßt sich nicht beeinflussen! Er ist, was er war; er bleibt ein Sohn der Berge. Es mögen noch so viele Touristen bei ihm eintreffen, sie bekommen doch den schwarzen, feinharten Schinken vorgelegt, und wenn sie damit nicht zufrieden sind, dann können sie weiter gehen!“

Jetzt sahen wir durch das Fenster, wie Ola Botten mit einer Stute ankam, die er an der Mähne hinter sich herzog. Ein langbeiniges Füllen folgte und machte wiederholte Versuche, noch Nahrung von der Mutter zu erhalten. Ein kräftig gewachsenes, frisches Mädchen von etwa achtzehn Jahren wartete auf dem Hofe. Sie hatte ein so originelles, lustiges Gesicht, daß Jensen und ich fast zugleich die Bemerkung machten: „Wenn wir die da mithaben sollen, kann es eine lustige Fahrt geben!“

Jetzt brach sie in ein schallendes Gelächter aus. Ihre weichen Zähne leuchteten, und ein jeder Schelm verbarb sich in den fast ganz zusammengekniffenen grünblauen Augen. Was war die Ursache dieser Heiterkeit? Ah, die Stute war stehen geblieben, und der Bauer konnte sie trotz aller Zurufe nicht von der Stelle bekommen!

Wir ergriffen unsere Reisemühen und gingen auf den Hofplatz hinaus.

So etwas von Langsamkeit, wie die Bewegungen dieses Gauls, hatte ich noch nie gesehen. Dagegen verschwand selbst die olympische Ruhe des Bauers.

Endlich war der stolze Aufzug bis in die Mitte des Hofplatzes gelangt; ein altes, von Schmutz starrendes Geschirr wurde dem Pferde aufgelegt, und das kräftige Mädchen holte eine breite Bauernkarre herbei.

„Sollen wir dieses wilde Roß haben?" fragte Jensen mit komischem Ernst.

„Ja, das sollst Du," erwiderte das Mädchen, und der Schall

³⁾ Rut = zuckerhutförmiger Berg.



Rembrandt.

Nach dem im Besitze Ihrer Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar befindlichen Selbstbildniß Rembrandt's.

Siehe Seite 22.

blühte ihr wieder aus den Augen. „Die Stute kann rennen, sage ich Dir!“

„Um, danach sieht sie mir gerade aus!“ gab Jenßen trocken zur Antwort.

Darauf holten wir unsere Sachen und machten Miene, auf die Karre zu steigen.

„Du mußt ‚Bladen‘ halten, Sigrid, während die Herren einsteigen,“ bemerkte Ola Votten mit einem kaum merkbaren Zucken um die Mundwinkel.

„Prrr!“ rief Sigrid und faßte ‚Bladen‘ am Zügel, als habe sie mit einem muthigen Vollblutpferde zu thun, während die brave Stute so still stand, als sei sie angemauert.

„Prrr! Willst Du still stehen!“ rief sie noch einmal.

„Die Kleine hat Humor,“ meinte mein Freund und ergriff die Zügel.

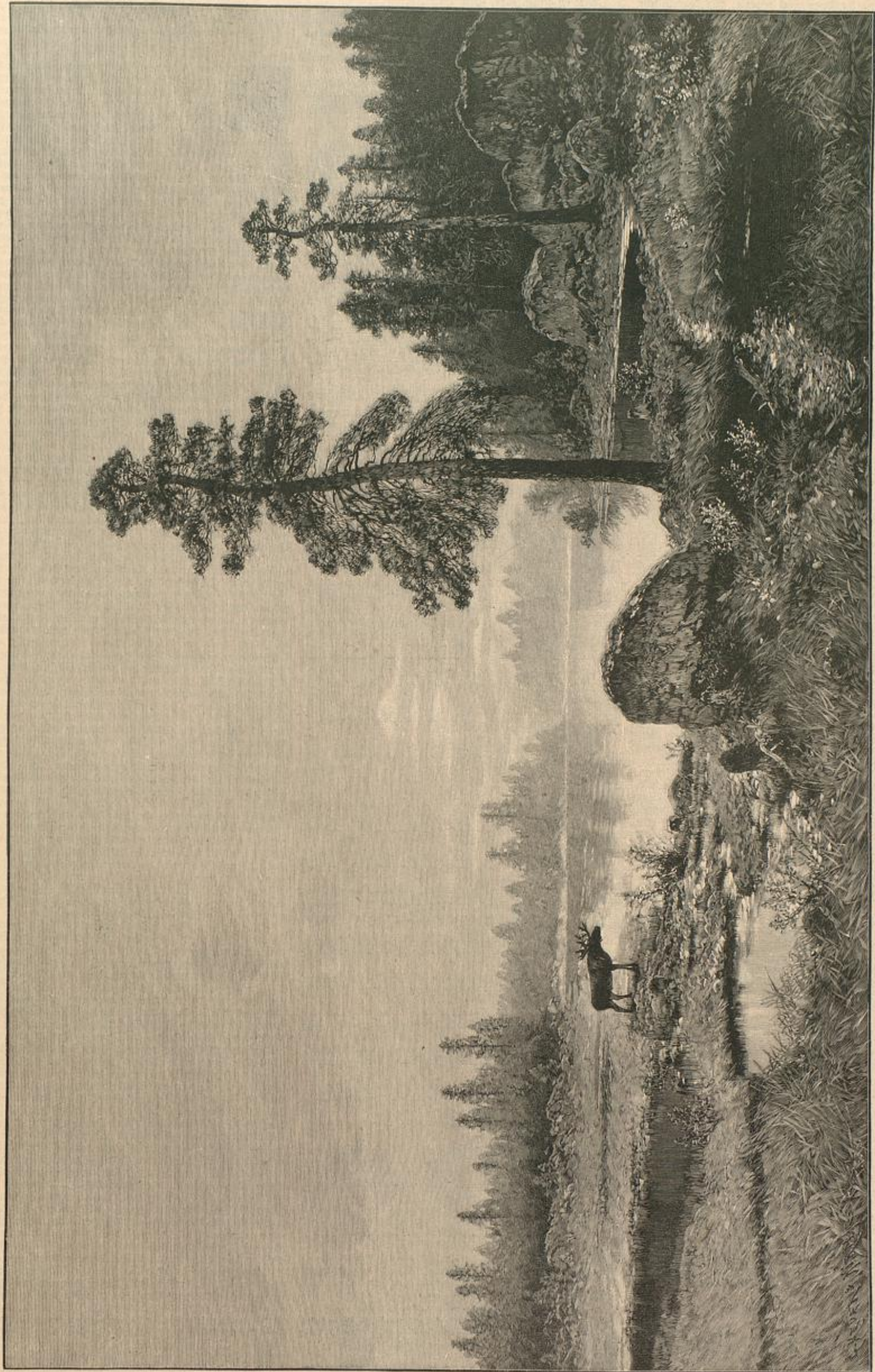
„Du mußt das Füllen in die Scheune bringen, Sigrid, sonst wird der Gaul am Ende mit den beiden Herren durchgehen,“ bemerkte der Bauer; dabei verbarg er seine Heiterkeit, indem er die zur Erde gefallene Peitsche aufhob. Sigrid führte seinen Befehl aus und nahm dann zwischen uns Platz.

Als Lenker des stolzen Gefährtes fing nun mein Freund an, mit der Zunge zu schnalzen. Er bediente sich seines ganzen Vorrathes beredter Zurufe; aber vergebens war sein „Hepp“ und „Hüh.“ „Bladen“ rührte sich nicht von der Stelle, drehte nur den Kopf zur Seite und wieherte laut. Eine dünne Pferde-Stimme antwortete aus der Scheune.

Jetzt faßte der Bauer das Pferd am Zügel und leitete es den steinigten, schmalen Weg nach der Chaussée hinunter.

„Wenn sie erst auf der Landstraße ist, wird sie schon laufen,“ tröstete er.

Wir saßen da und wußten nicht, ob wir uns ärgern, oder ob wir lachen sollten. Die Aussicht, in den ersten drei Stunden nach Nhländ zu kommen, schien uns sehr gering. Schließlich gab Jenßen der Stute einige ordentliche Hiebe. Sie drehte den Kopf um und wieherte. Ganz schwach und kläglich ertönte die Antwort vom Hofe zu uns herab. Noch ein kräftiger Peitschenhieb fiel auf die Flanke der besorgten Mutter und zeigte ihr, daß die Sache jetzt ernst gemeint sei. Nun setzte sie sich in einen merkwürdigen Trab. Sie hatte es augenscheinlich darauf



Morgen in Norwegen.
Nach dem Bilde von G. Stramstad in Christiania.
Siehe Seite 24.

Nachdruck verboten.

Ein Selbstbildniß Rembrandt's.

Von Franz Hermann Meißner in Berlin.

Siehe das Portrait Seite 20.



Albrecht Dürer und Rembrandt van Ryn, die beiden großen Meister des nordischen Malerei-Aufschwungs im Reformations-Zeitalter, haben zwei interessante Züge gemeinsam, so fern sonst beide Künstler in der Art ihres Schaffens von einander stehen: die bei beiden vorhandene Lust und Leidenschaft am Sammeln von Kostbarkeiten, Curiositäten, welche den steten Unmuth von Meister Dürer's strenger Hausfrau hervorrief und Rembrandt schließlich vollständig ruiniert hat, sodas sein Lebensabend ein überaus trauriger war; dann aber ein gutes Stück naiver Künstler-Eitelkeit, die sich nicht genug in der Darstellung der eigenen Person zu thun wußte. Dürer's prachtvollen Vorkopf, die allmähliche Durchgeistigung eines ursprünglich derben Gesichts zu einer hervorragenden Manneschönheit können wir, dank dieser Eitelkeit, durch alle Lebensalter verfolgen, wie sonst bei keinem anderen außer bei Rembrandt. Wenn aber auch Rembrandt's Leben, das lange in vielen Theilen dunkel für die Nachwelt war und noch heute, namentlich in seinen älteren Jahren unerforscht genug blieb, noch weniger offen läge, als dies der Fall ist, so wäre ein ausgezeichnetes Ersatz dafür in seinen zahlreichen Selbstbildnissen vorhanden. Bei keinem hat die Eitelkeit so ausgezeichnete Kunstwerke von der eigenen Person erzeugt, und bei keinem sonst vermag ein Menschenkenner dieses Mannes bewegtes Schicksal, sein reiches Innenleben aus einer Galerie von Selbstbildnissen herauszulesen, von denen heute weit mehr als ein Duzend bereits bekannt ist, die ihn in allen Lebensaltern behandeln und die natürliche Grundlage für eine merkwürdiger Weise immer noch nicht geschriebene, gute und umfassende Rembrandt-Monographie bilden. Rembrandt hat sich mit unerhöplicher Lust mittels der Farbe und der Radirnadel immer wieder dargestellt. Vergleicht man die Verschiedenheit der Auffassungen, die mitunter eine kaum erkennbare Bildniß-Ähnlichkeit erzielen, so scheint es, als sei sein ebenso interessantes als ursprünglich unschönes Gesicht für ihn ein schweres Problem gewesen, das ihn immer wieder reizte, weil er das Modell täglich zur Verfügung hatte. Richtet man sein Augenmerk indessen nicht ausschließlich auf die Auffassung, sondern auch auf das Bewerk, da fühlt man leicht heraus, wie eitel dieser große Künstler war, — man darf sagen: zum Glück! Ein neues Wams, ein eben erhaltenes federgeziertes Barett, ein Blick in den Spiegel, nachdem der Friseur mit besonders glücklicher Hand Bart und Haupthaar behandelt, ein Aergernis der seine Augen sunfeln läßt und seine Stirn in tiefe Falten legt, vielleicht auch die ausgelassene Laune am Geburtstage seiner heißgeliebten ersten Frau, der nicht schönen, aber lieb-reizenden und seelenvollen Saskia van Ulenburgh, wie sie uns auf dem Dresdner Doppelbildniß gezeigt wird, der Vollbart, den er sich für kurze Zeit einmal wachsen ließ, oder ein Halsstud bei einer Erkältung, — kurz jede Veränderung seiner Erscheinung, so zufällig sie war, drückt ihm den Pinsel zu einem gluthvollen Gemälde, oder die Nadel zu einem seiner eminent geistreichen Aufrisse auf die Kupferplatte in die Hand. Wir wissen, wie er jung aussah, als er, viel zu schnell vielleicht in Hinsicht auf sein herbes späteres Schicksal, die Staffeln des Ruhmes erklimmte; in allen Nuancen lebt vor uns, in seinem reisenden Auge, der bedrückende Schimmer des so tiefen wie sicheren Liebesglücks. Und als mit Saskia's frühem Tode ein düsterer Schatten über sein einst sonniges Wesen sich breitet, da wird in seinem Gesicht ein nüchtern, strenger, beinahe cynischer Zug mehr und mehr sichtbar. In dem Münchener Bildniß von 1658, auf dem der fünfzigjährige schon ein alter Mann ist, hat dieser Zug mit einer Beimischung von vergrämter Einsamkeit und herausfordernder, weltfeindlicher Verschlossenheit, etwas Krampfhaftes; auf dem letzten, vom Ende der 1660er Jahre, kurz vor seinem Tode, vermag selbst sein geistvolles Auge nicht ein Mitleiden zu scheuchen mit diesem armen, alten, von fürstlicher Lebensführung in Noth und gehegte Heimatlosigkeit, — freilich durch eigene Schuld, — gestürzten Manne, dessen Genius ungeachtet aller dieser Bitterkeit immer strahlender geworden war.

Der schönen Zeit von Rembrandt's Glück gehört das im Besitze F. K. H. der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar befindliche Selbstbildniß an, das wir als ein verhältnißmäßig wenig gekanntes hier bringen. Dem Stil wie den Gesichtszügen nach stammt es etwa aus der Mitte der 1630er Jahre oder wenig später; es zeigt die Keife und die Nervendruck eines in seiner Anschauungswelt gefestigten, erfolglicheren, glücklichen Künstlers, dessen, wie gesagt, nicht schönes Gesicht vom Feuer hoher Kunst in seinen besten Jahren zu fast idealer Männlichkeit umgebildet war. Wie gedankereich und ernsthaft prüfend ist dieses große Auge unter den hochgewölbten Brauen, wie charaktervoll diese starke Nase mit den ausgebuchteten Flügeln! Wie versteht dieser feingehungene Mund, über dem sich kokett der Schnurrbart sträubt, zu schweigen von dem, was das Auge sieht! Das fast verdeckte Ohr mit der elementaren Sinnlichkeit der großen Lappchen, das breitgenüßte, tiefbraune Haar unter dem Barett, das Fettpolster am Kinn und Hals, — wie kündet dies alles, auch ohne das reiche Gewand der breitbrüstigen Gestalt und die seine Zufälligkeit des Umkleidagregens eine Persönlichkeit an, die ein Fürst in ihrer Lebensphäre ist! Und dieser Umriß dann in der sorgfältigen Durchführung des frühen Rembrandt und von Rembrandt's geheimnißvoller Palette mit ihren tausend gedämpften Tönen zu einem schier über-sinnlichen Leben erweckt! Immer räthselvoller, je mehr man hineinsieht, lösen sich ganz aus der Ferne die leisen Stimmen einer wundervoll reinen Aeolis-Harfe im dämmerigen Park; man weiß nicht und fragt auch nicht, wo sie hängt, man verliert sich vollkommen in süßen Dämmerungen!

In Rembrandt's Cabinet des Berliner Museums, das auch zwei gute kleine Selbstbildnisse besitzt, hängen zwei Portraits fast nebeneinander: die lichtvolle, glückliche Saskia, 1643 erst nach ihrem Tode vollendet; dann aber, von 1662-64, wahr-scheinlich auch kurz nach dem Tode geschaffene, ein derbes, üppiges, leidenschaftsvolles Weib: Hendrikje Stoffels, die 1649 als junge Magd in das Haus des einjamen Wittwers kam, und die ungefähr zwanzig Jahre nach Saskia starb und Rembrandt ein Töchterchen hinterließ. Es schwebt ein Dunkel über diesem Lebensstheil des Künstlers; bekannt ist nur, daß Hendrikje,

abgegeben, uns zu täuschen; denn während sie sich scheinbar anstrenge und die Beine rasch bewegte, kam sie doch sehr langsam vorwärts. Eine Zeit lang stehen wir sie so laufen und lachten nur darüber, aber schließlich meinte Janssen, daß die Familien-Angelegenheiten der Stute uns nichts angingen, und daß wir keine Veranlassung zu dieser allzu großen Rücksichtnahme hätten. Seinem Ausspruch verlieh er Nachdruck durch zwei wuchtige Peitschenhiebe, sodas der störrische Gaul vor Wuth hinten ausschlug.

„Du darfst das Pferd nicht so schlagen!“ sagte Sigrid mit einer Bestimmtheit, die geradezu niedererschütternd wirkte. Wir sahen uns gegenseitig an und schwiegen.

Als ich mich von meiner Bestürzung etwas erholt hatte, fragte ich: „So? Wer denn das?“

„Das sage ich! Es ist doch kein Wunder, daß sie sich nicht gern von ihrem Füllen trennt.“

„Sigrid, Du hast ganz recht,“ erwiderte Janssen, „vom Standpunkte der Stute betrachtet, ist es entschieden ein Unrecht, Mutter und Kind durch Peitschenhiebe von einander zu trennen. Doch wer ist denn hier der Schuldige? Wir müssen den Schids bezahlen, wollen aber dafür auch vorwärts kommen.“

„Es geht ja vorwärts!“ meinte Sigrid.

„Ei, es fehlte auch nur, daß es noch rückwärts gehen sollte! Warum habt Ihr uns diese schlechte Mähre gegeben?“

„Sie ist gar nicht schlecht. Ihr sollt nur sehen, wenn ich sie nachher nach Hause fahre, wird sie fliegen!“

Gegen diese Logik konnte man nichts einwenden. Jetzt war auch der Trab zu Ende. Die Stute drehte den Kopf und wieherte laut. Ein Peitschenhieb war die Antwort. Das Thier schlug nach hinten aus, — noch ein Hieb.

„Halt!“ schrie Sigrid mit funkelnden Augen, „wenn Du es noch einmal wagst, das arme Thier so zu schlagen, dann nehme ich Dir die Zügel fort.“

Ich sah sie überascht an, und Janssen, ein großer, kräftiger Mensch, brach in ein schallendes Lachen aus.

„Das möchte ich doch einmal sehen, meine kleine Sigrid!“ scherzte er gutmüthig.

„Das kannst Du früh genug erleben!“ lautete die Antwort, „schlägst Du die Stute noch einmal auf diese Weise, dann nehme ich Dir die Zügel einfach weg!“

Wir betrachteten das dreifache Mädchen etwas genauer. Woher hatte sie diesen überlegenen Ton? Dichtete sie uns für dumme Jungen? Die Sache war ja zum Todlachen.

„Hepp!“ und „hüh!“ — Wieder fiel ein Peitschenhieb. Im Nu hatte Sigrid geschickt die Zügel ergriffen; es entstand zwischen den beiden ein Kampf, und zwar mit dem erstaunlichen Resultate, daß sie, das achtzehnjährige Mädchen, den Sieg davon trug. Janssen sah ganz begoffen da. — Wie es nun auch vor sich gegangen sein mochte, — es war ihr durch Geschicklichkeit und erstaunliche Kraft gelungen, ihm die Zügel wegzunehmen.

„Poh Blij, welch ein Rädel!“ war das einzige, was er noch in dieser Sache bemerkte. Er war doch zu sehr Cavalier, um ihr den einmal gewonnenen Sieg wieder streitig machen zu wollen.

Unsere Heldin bejah offenbar Muskeln so hart wie Stahl. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns ergeben in unser Schicksal zu fügen und die Zügel der siegreichen Walküre zu überlassen, die sich auf unseren Knien wie ein Triumphator durch ihre, im warmen Sonnenschein strahlende Heimatgegend dahin tragen ließ.

Wir sahen auch bald ein, daß uns damit nur gedient sei, denn kaum hatte Sigrid die Zügel ergriffen und der Stute einige aufmunternde Worte zugerufen, so begriff das kluge Thier, daß es nicht uns, sondern seiner Herrin zu gehorchen habe, und setzte sich in einen ganz achtungswürdigen Trab.

Die Gebirgslandschaft hatte allmählich ihren Charakter geändert. Anstatt der Zwergbirke, welche die einzige Vegetation des hohen Hanelidfelds ausmachte, hatte man hier einen üppigen Birkenwald, und, was dem nach Nyländ zu stark abfallenden Thale den höchsten Reiz verlieh, viele Wasserfälle. Der eine „Fos“ löste den anderen ab, ja, man konnte sagen, daß der nicht unbedeutende Fluß, der auf der rechten Seite dem steil abfallenden Wege folgt, einen einzigen Wasserfall von einem Kilometer Länge bildete.

Hier war die Grenze zwischen Gardanger und Thelemarken. Letzteres ist nicht so reich an überraschenden Abwechslungen wie Gardanger, dafür geben aber die feierliche Ruhe der großen Wälder, die ruhigen, vornehmen Linien der fernen blauen Berge und ein gewisses Etwas in der Luft, — ich weiß nicht, was es ist, — dem Fremden die Vorstellung, daß hier immer Feiertag sei.

Janssen hatte sich vergebens bemüht, Sigrid's Gunst zu er-zingen. Sie gab auf alle seine lebenswürdigen Lobreden über die Schönheit der Natur, über die Kraft des Volkes, zumal der Frauen, fast nur einseitige Antworten.

Dann zeigte sie plötzlich auf einen links vom Wege belegenen Hof und sagte: „Da liegt Edland.“

„Was ist denn daran so merkwürdig?“ fragte ich.

„Da wohnt Mollargutten.“⁴⁾

„Wer ist Mollargutten?“ fragte mein Freund Janssen.

Ich, als Norweger, hätte ihm die erwünschte Auskunft geben können, zog es aber vor, das Gespräch der beiden nicht zu führen. Sigrid betrachtete ihn von oben herab. War es möglich, daß jemand ihren National-Liebling, den originellen Componisten Mollargutten, nicht kannte?

Dann sagte sie in ihrer singenden, vocalreichen Mundart: „Er konnte die Geige spielen, er machte selbst die Melodien; schon als kleiner Junge spielte er. Seine Geige hatte er selbst angefertigt aus einem Brett und drei alten Saiten. Fast jeder Springar und Halling⁵⁾ hier zu Lande ist von ihm.“

„Giebt's hier denn noch jemand, der einen ordentlichen Halling tanzen kann?“ fragte ich.

Wir schienen auf Sigrid's Lieblings-Thema gekommen zu sein, denn mit einer Jungenfertigkeit, die ich ihr nicht zugetraut hätte, erwiderte sie: „Es geht bergab damit, wie mit so manchen Dingen hier im Lande. Das ist alles nichts gegen früher. Du solltest meine Großmutter von den Hochzeiten in alten Tagen erzählen hören! Uebrigens giebt es noch einige, die den Halling tanzen können; auf Nyländ ist einer.“

„Das ist wohl Dein Bräutigam, Sigrid?“

Darüber mußte Sigrid lachen; ja, sie lachte so herzlich, daß wir einstimmen mußten.

„Mein Bräutigam kann nicht tanzen, er weniger als alle anderen!“

„Warum das?“

„Weil ich keinen habe, siehst Du!“

„Noch einmal klang ihr helles Lachen durch das Thal. „Poh Blij, Rädel, Du hast noch keinen Bräutigam?“ rief Janssen lustig. „Was denkst Du denn? Wir sind noch beide zu haben, welchen von uns willst Du nun?“

„Keinen von beiden!“

„Warum denn nicht?“

„Ihr seid mir beide zu alt.“

„Zu alt? Keiner von uns hat die Dreißig überschritten.“

„Ihr seid mir dennoch zu alt; wenn ich mir einen Schap nehme, soll er jung sein wie ich selbst.“

Wir sahen uns an.

„Schau, schau, was für Bedingungen die Kleine macht! — Ja, mein lieber Janssen, aus dem Kindermunde sollst Du die Wahrheit erfahren! Hier herrschen noch die idealen ursprünglichen Zustände, wo sich gern Gleich zu Gleich gesellt.“

Eine Viertelstunde später kamen wir in Nyländ an. Wir stiegen ab, und Sigrid lenkte das Gefährt einen, steilen schlechten Seitenweg nach links hinauf. Auf dem Hofplatz kam ihr ein kräftiger Burche, der noch nicht die Zwanzig erreicht zu haben schien, entgegen. Er spannte das Pferd aus und zog es in den Stall. Indessen gingen wir in die Gaststube und bestellten unser Mittagessen.

Nachdem wir uns die frisch gefangenen Forellen und die Mutter⁶⁾ hatten gut schmecken lassen und vergnügt eine Cigarre rauchten, trat Sigrid, mit dem Burchen herein.

„Hier ist jemand, der einen Halling tanzen kann, wenn er nur will,“ sagte sie und schob den unterlegten Jungs vor sich her. Dieser hatte ein rundes, mit Sommerprossen überzätes Gesicht, in dem ein Paar hellblaue, kluge Augen leuchteten. Der Mund war breit und wurde es noch mehr, als er, wie jetzt, verlegen lachte.

„O, mit meinem Halling ist es nicht weit her,“ entgegnete er bescheiden, und wollte sich in eine Ecke drücken.

Wir luden ihn ein, mit uns am Tische Platz zu nehmen. Ich holte aus meinem Rucksack eine Flasche Cognac hervor, ließ Gläser bringen und schenkte ein.

Mit einiger Mühe gelang es uns, Sigrid und den jungen Mann, den sie Egil nannte, zum Niederlassen zu bewegen.

„Du kannst Dich doch ebenso gut sehen lassen, wie Einar Flaas“, meinte Sigrid.

„Ja der! Das will nicht viel sagen,“ jagte er verächtlich. Dann spuckte er in die Stube hinein und zündete die dargebotene Cigarre an, nachdem er sie sorgfältig mit der Zunge befeuchtet hatte, — wahrscheinlich, damit sie länger vorhalten sollte.

Nach einigen Gläsern Cognac war die Verlegenheit des Jünglings so weit gewichen, daß er sich bereit erklärte, einen Halling zu tanzen.

Indessen hatte sich ein ganz zahlreiches Publicum versammelt, Herrschaft und Dienerschaft durcheinander. Alle wollten zusehen; das Gerücht, daß Egil Nyländ eine Probe seiner Kunst abgeben würde, hatte sich schnell über den ganzen Hof verbreitet.

Der Bauer Hans Nyländ und seine Frau Karen hatten ebenfalls unsere Einladung angenommen und sich an unseren Tisch gesetzt. An der Küchentür stand die dicke Köchin Veret, kupfer-roth im Gesicht und mit einem großen Holzlöffel in der Hand. Zwei Schnitterinnen in leichter Bekleidung hatten auch die Gelegenheit wahrgenommen, da sie gerade zum Beipern gekommen waren, und ein zerlumpter Schids-Junge, sowie ein alter Jagdhund standen bescheiden an der Ausgangstür.

Der Tanz fing an.

Egil sprang mit einem Satz in die Mitte des Zimmers und begann zu tanzen; er schlug sich bald auf die Kniee, bald unter die Fußsohlen, schlenderte nachlässig in einem kleinen Kreis herum, ließ sich in eine sitzende Stellung fallen, tanzte Halling vorwärts und seitwärts, sprang wie ein Gummiball wieder in die Höhe, schlenderte wieder herum, als dächte er an gar nichts, und da — flog er in der Luft wie ein Rad herum und dröhnend schlug der Stiefelabsatz gegen die niedrige Zimmerdecke.

Ein begeistertes Beifall belohnte seine Leistung. Er strich mit dem Hemdsärmel das blonde Haar aus der Stirn und ging lächelnd zu Sigrid hin.

Janssen, der noch nie einen Halling gesehen hatte, überschüttete den Tänzer mit Lob und Danksgungen. Die Zuschauer zogen sich einer nach dem anderen zurück, und wir nahmen wieder um unseren Tisch Platz.

Janssen wollte dem jungen Mann ein Geldstück zusteden, aber zu unserem Erstaunen lehnte er es ab, irgend welche Belohnung anzunehmen.

Der kleine, zerlumpte Schids-Junge trat wieder ins Zimmer. „Deine Stute ist ganz wild geworden“, rief er Sigrid zu, „sie will nach Hause.“

Die Angeredete erhob sich rasch.

„Ach ja, sie will natürlich zu ihrem Füllen zurück! Ich muß gleich fahren!“

„Ich fahre mit Dir,“ sagte Egil. „Ich habe etwas mit Ola Botten zu besprechen,“ fügte er hinzu, als er sah, daß Sigrid roth wurde.

„Die kleine Sigrid ist wohl Deine Braut?“ fragte ich.

Er gab keine Antwort, aber sein Mund zog sich vom einen Ohr zum anderen zu einem vergnügten Grinsen.

Janssen und ich machten uns zum Abmarsch bereit und schmolten unsere Rucksäcke an.

„Nun habt Ihr doch einen Halling zu sehen bekommen,“ meinte Sigrid stolz, als wir ihr die Hand zum Abschied reichten, „und nun werdet Ihr auch sehen, daß ich recht hatte, als ich sagte, daß meine Stute tanzen kann. Rast nur auf, wenn wir unten auf der Landstraße angekommen sind!“

Mit diesen Worten bestieg sie die Karre. Egil schwang sich geschickt auf den Sitz neben ihr, und die Stute zog eifrig an. Wir gingen hinter der Karre den steilen Weg bis zur Landstraße hinab.

Als das Gefährt in diese eingelenkt hatte, geschah das Unglaubliche: der früher so faule Gaul, der uns durch allerlei Verstellungskünste hatte glauben machen, daß es steifbeinig und alt sei, holte aus wie ein wahres Rennpferd.

Einem Sturmwind gleich jagten sie, in eine Staubwolke gehüllt, dahin, und sowohl Janssen als ich glaubten trotzdem sehen zu können, wie Egil das Mädchen mit beiden Armen umschlang und es küßte.

⁴⁾ Mollargutten = Mollargutten.

⁵⁾ Springar und Halling sind norwegische National-Tänze.

⁶⁾ Mutter wird eine Beerenkraut genannt, die nur im hohen Norden wächst.

als der Panterotti über das glänzende Haus hereinbrach, um eine Stabilisierung der Einkommens-Verhältnisse durch einen auf ihren Namen betriebenen Kunsthandel wacker kämpfte. Um diese beiden Frauen dreht sich Rembrandt's Leben; sie bezeichnen auch die zwei Richtungen seiner Kunst. Von der Geburt des Müllerssohnes, 1606 oder 1607, seiner Lehre bei Lastman und Swanenburgh, seinen ersten Bildern, von 1627 ab datirt, dann von seiner Niederlassung in Amsterdam 1631 — wach ein schneller glänzender Aufstieg! Es folgt 1634 die Heirath mit Saskia, — unter seinen großen Werken 1632 die „Anatomie“, 1641 die „Nachtwache“. 1642 stirbt Saskia. Es ist dies die Zeit genialer Realistik: sorgfältig modellirte Ausführung, wunderbare Naturbeobachtung, feines, andächtiges Naturgefühl. Die zweite Periode, der Hendrikje Stoffels eine Muse wilder und kühner Leidenschaftlichkeit geworden ist, dauert vom Beginn der vierziger Jahre bis zu Rembrandt's Tod. Unter mehreren Meisterwerken des religiösen Stoffkreises ragt hier als die bekannteste profane Schöpfung die berühmte „Luchmader-Gilde“ von 1661 hervor. Jetzt ist sein Farbenauftrag breit und pastos geworden, sein wunderbarer Goldton hat sich entwickelt, mit genialer Sicherheit setzt er fast ohne Zeichnung Farbe an Farbe; und die Natur ist ihm nicht mehr unmittelbares Vorbild, vielmehr schafft seine stropfende und doch so vornehm beschränkte Palette eine mystische Welt des künstlichen Halbunkels, in der eine seltsame, überfinnliche Lebendigkeit, ein Naunen, Flüstern, ein Klängen, Harfen und Herzjittern vernehmlich ist. Gemeinhin versteht man unter dieser Periode die Rembrandteske überhaupt, was nicht ganz richtig ist.

Rembrandt's Kunst ist demokratisch, wie sein Volk in seinen Lebenstagen es war. Wie erst Menzel wieder in unserem Jahrhundert, hat er nur aus der zeitlichen Umgebung heraus eine Kunst geschaffen, für welche die Antike niemals existirte. Er war der Erste, der die Poesie der Wirklichkeit vollends entdeckt hat, der sich aber nicht mit ihr begnügte, sondern immer die Stimmung zu erhalten suchte, die sie im Beschauer erregte. Um realistisch zu sein auch in Heiligen-Darstellungen, hat er als der erste historische Darsteller religiöser Stoffe seine Typen aus dem Amsterdamer Ghetto geholt, weil die ersten Christen Juden waren, und diese, als der conservativste Volksstamm, damals in Erscheinung und Gebräuchen noch vieles aus der Zeit ihrer Vertreibung aus Palästina erhalten hatten. Und als Realist und Stimmungsmensch hat Rembrandt auch eine neue Bildnisauffassung geschaffen. Er sucht nicht die vornehme Pose der romanischen Kunst und nicht die haarsträubende Charakter-Analyse der deutschen; wie die Person im ganzen erscheint vor einem feinsinnigen Beurtheiler, wie sie wirkt auf ihn als Umriß, als sprechende Farbe, wie aus ihrem Auge ein abgeschlossenes, tiefes, undefinirbares, mehr zu ahnendes als zu begreifendes Wesen quillt, das mehr auf unsere Empfindung als auf unseren Verstand wirkt, — das hat Rembrandt in allen Bildnissen gesucht, und das hat er als neue, sieghafte Schönheit begründet. Seine Kunst ist der Gegensatz zur Antike. Und dies der Grund, daß seine Kunst, bei Lebzeiten hochgeschätzt, nach seinem Tode außerhalb seines Vaterlandes fast vergessen war, so lange die Antike als Vorbild herrschte. Erst mit dem Realismus unseres Jahrhunderts bekam sie wieder steigende Geltung; ihr ward ein begeisterter Cult, nachdem die moderne Malerei, aus ihr die tiefsten Anregungen erhaltend, mehr und mehr Anerkennung fand.

Mit der Malerei aber ist Rembrandt's Bedeutung nicht erschöpft. Er ist der erste große Radirer seit Erfindung dieser Technik; er gestaltete deren Stil völlig um, indem er seine kühne Pinselführung auf die lediglich zeichnende Radirnadel übertrug und damit neue, durch ihre Lebenswahrheit wie ihre innere Kraft frappirende Wirkungen erzeugte. Auf eine solche Höhe aber hob er in seinen zahlreichen und vielbegehrten Blättern diese Radir-Kunst, daß mehr als zwei Jahrhunderte sich fruchtlos mühten, sie zu erreichen, und schließlich resignirt, dies ganze Kunstfeld nur dürftig beackert, bis erst in der Gegenwart durch Max Klinger, aus gänzlich neuen Gesichtspunkten heraus, die graphische Kunst wieder auf eine monumentale Höhe gebracht ward.

Nachdruck verboten.

Neuere englische Bücher.

Vesprochen von Elsa Kroll in Friedenau.

Unter den neuen Werken der englischen Roman-Literatur, die ein starkes und berechtigtes Aufsehen erregt haben, steht obenan „Esther Waters“ von George Moore (The English Library, Heinemann & Balestier, 2 Bände). Es ist die Geschichte einer armen Dienstmagd, die auf rauher Lebensbahn strauchelt, sich jedoch aus eigener Kraft aufrichtet und langsam, aber stetig auf der socialen Stufenleiter wieder emporsteigt. Fast bis zum Zerreißen müssen sich dabei ihre Muskeln und Nerven spannen. Sie kämpft den Kampf nicht für sich; es ist „der Kampf einer Mutter um das Leben ihres Kindes gegen alle die Streitkräfte, welche die Civilisation wider die Niedrigen und die Legitimen ins Feld führt.“ Esther Waters als Mutter hat etwas von der Art der Edwin, die ihre Jungen vertheidigt; da, wo sie in ihrer Ammenstellung der reichen Dame und der schrecklichen Ziehmutter gegenübertritt, wächst das ungelehrte Kind des Volkes, die gesellschaftlich Gedrückte vor unseren Augen fast zu erbarener Größe. Doch nicht nur in solchen Momenten, wo die Instincte der heiligen Mutter-Schaft sie gleichsam über sich selbst erheben, ist Esther Waters bewunderungswürdig; sie ist es auch in dem einfachen Delenmuth, mit dem sie die Consequenzen ihres Thuns hinnimmt, in der schlichten Geradheit ihres Wesens; sie ist durchaus und trotz allem eine königliche Seele.

Und diese harte, kernige Gestalt, im Grunde so urgesund, so ganz und gar aus einem Gusse, steht in einer Umgebung, die sich mit dem Schlagwort „fin de siècle“ bezeichnen läßt, auf einem unsicheren Boden, dessen Schwankungen ihr Dasein mehr als einmal aus seinen Angeln heben. Es ist der Renn-Sport und die verheerenden Wirkungen des Wetzens, die hier mit großer, stellenweise etwas ermüdender Anschaulichkeit gezeichnet sind, diese Wirkungen in einer Ausstrahlung, die den Unangekehrten überraschen muß. Im Herrenhause wie in den Häuten der Dorfbewohner, im Salon wie an der Dienertafel wird mit Hoffen und mit Sorgen auf den Renntag gewartet, und die Landleute trösten sich leicht über die nasse Bitterung, weil sie den Rennpferden zuträglich ist, denn: was ist die mißbevolle

und bescheidene Getreide-Ernte verglichen mit jener anderen Ernte, bei welcher der Zufall dem glücklichen Gewinner „das liebe Gold“ in den Schoß schüttet? In der zweiten Hälfte des Buches lernen wir noch ein anderes Centrum dieser ungefunten Aufregungen kennen, ein Wirthshaus in London, wo das Wettspiel heimlich über den Schenktisch gereicht wird; wo sich Neulinge in dem gefährlich lodenden Wagniß mit zerrütteten Existenzen zusammenfinden; wo von den kleinen Leuten der Nachbarschaft mehr als einer die Art an das Gebelien seines Hauses legt; wo der Dämon des Spieles halberwachsene Knaben verleitet, sich an fremdem Eigenthume zu vergreifen. Auch Esther Waters' Schicksal wird von diesem Auf und Nieder bestimmt, nachdem sie den Gastwirth und Bootmafer, den Vater ihres Kindes, geheiratet hat. Es ist tief erschütternd, wie die raschen Pferdehufe, die seine Gesundheit, seinen Wohlstand und seine Ruhe bereits zertritten haben, endlich noch über Tod und Leben des sterbenden Mannes, der nur durch eine Reise nach Aegypten zu retten wäre, entscheiden, — und grausam entscheiden. Sollte das Buch in diesen Dingen eine Tendenz verfolgen, so ist die Aufgabe wenigstens künstlerisch gelöst worden.

Esther findet schließlich ihre Zuflucht an derselben Stätte, wo das Drama ihres Lebens seinen Ausgang genommen hat, bei ihrer alten Herrin; und die beiden einsamen Frauen, deren jede mit den Interessen der Welt nur noch durch einen Sohn verknüpft ist, führen fortan ein stilles Dasein mit einander, durch gemeinsame Erinnerungen verbunden und die sociale Schranke kaum mehr empfindend. Die Analogie der Umstände zwischen Esthers Lebens-Ausfahrt und Esthers Heimkehr in den Dasein ist mit großer Kunst auch äußerlich, dargestellt. Wir sehen sie beide Male auf der Station, mit ihrem Bündel, wie sie dem dahinströmenden Zuge nachblickt, damals so warm für den Frühling, jetzt für den Herbst so leicht gekleidet. Und doch ist etwas Neues an dieser armen, alltäglichen Gestalt, ein heimlicher Glanz schwebt um sie her. Das ist das ideale Element, das mit dem Borrücken der Erzählung alles andere mehr und mehr absorbiert und sich in dem Bilde, mit dem der Verfasser uns entläßt, — Esther den Besuch ihres selbständig gewordenen Sohnes empfangend, — gleichsam noch einmal concentrirt; das ist die uralte, ewige Würde, die allen Zusammenbruch siegreich überdauert: die Mutterliebe in ihrem Heroismus und ihrer entführenden Macht.

Es herrscht eine zugleich strenge und milde Weltanschauung in „Esther Waters“; jeder Fehl wird bis zum äußersten heimgefußt, aber nichts ist unwiederbringlich. Das Buch ist hochmodern in seinen Tendenzen, in den Problemen, die es angreift, in seiner realistischen Darstellungsweise und in dem liebevollen Verständnis, mit dem es das niedere Volk in seiner Fähigkeit und seinem fatalistischen Gleichmuth beobachtet. Was für ein Bild ist Esthers „Zubauer“, mit dem brutalen Vater, der halb sanft, halb stumpfsinnig dudenden Mutter, den jungen, von der Noth des Lebens früh geährten Schwestern!

Die Schilderung kennt kein prüdes Ausweichen, aber sie wird überall von tiefem Ernst getragen. „Esther Waters“ athmet eine gesunde, herbe Kraft, eine Kraft vorzüglich des Ausscharens und des Widerstandes, wie sie den Sphären, aus denen die Erzählung ihre beste Nahrung zieht, dem Frauenleben und dem Leben der unteren Volksklassen, so wohl entspricht. Diese elastische Art, welche den Druck der Welt nicht frißvol von sich abschüttelt, sondern ihn empfindet und sich ihm beugt, aber nicht von ihm zermalmt wird und, wenn er nachläßt, sich stetig und tapfer wieder emporrichtet, scheint mir ein Merkmal nicht bloß der Esther Waters und des Buches, das ihren Namen trägt, sondern der englischen Roman-Literatur überhaupt und eine der sichersten Bürgschaften für ihr Dauern und Gedeihen.

Von zarterem Stoffe ist Beatrice Harraden's lieblich schwermüthiges Jodul, — wenn ich mir bei seinem ernsten ethischen Feingehalt den Namen „Jodul“ gestatten darf — „Ships that pass in the Night“ (Tauschnitz), unter dem Titel „Schiffe, die nachts sich begegnen“ in deutscher Uebersetzung bei Engelhorn erschienen.

Der ungewöhnliche Titel ist in Anlehnung an ein Longfellow'sches Gedicht gewählt worden. So wie sich Schiffe nachts auf dem Meere mit flüchtigem Gruße begegnen, so begegnen sich hier zwei junge Menschenleben, die für einander geschaffen sind, und die sich doch nicht angehören dürfen; sie grüßen einander mit einem Licht- und Glücks-Signal, das ihre dunkle Lebensfahrt auf einen Augenblick erhellt, die Fahrt, der kein anderes Licht als dieses leuchten kann, und die doch wieder in das Dunkel hinein muß; doch nicht, ohne daß ihr der flüchtige Schein den Weg gezeigt hat, den sie fortan für alle Zeit unbeirrt verfolgen wird. Der kurze Einfluß, den sie auf einander üben, läutert die beiden Seelen, säufigt und festigt sie zugleich; es ist ihnen die tiefste und schwer zu fassende Lehre aufgegangen, daß es einen anderen Maßstab für den Werth eines Menschenlebens giebt, als die Summe des Schaffens und Wirkens, die ihm vergönnt ist; eine Lehre, die Milton in einem herrlichen Sonett ausgesprochen hat, worin er sich über die eigene Blindheit tröstet:

„Verlangt Gott Tagewert, wenn der Tag nicht scheint?“
Und er kommt zu dem Schluß: der große König hat viele Knechte, und nicht die allein thun seinen Willen, die da in athemloser Eile über Meer und Land seine Botschaften tragen,

„auch jene dienen, die nur wartend sehn.“
Obgleich Beatrice Harraden's Erzählung in einem Curort für Lungenkranke spielt, haftet ihr doch durchaus nichts Pathologisches an. Etwas erschreckend wirkt nach dieser Richtung hin der Titel eines neuen Buches von Conan Doyle, „Round the Red Lamp, being Facts and Fancies of Medical Life.“ (Tauschnitz.) Aber es ist ein blinder Alarm. Die kleinen Geschichten peinigen unsere Nerven nicht mit Krankheits-Analysen und bilden eine sehr anziehende Lectüre. Es sind Erlebnisse aus der ärztlichen Praxis, zum Theil kleine Tragödien, von denen einige auf sehr ernsten Problemen beruhen, einige auch mit dem Reiz des Schauerlich-Geheimnißvollen umkleidet sind, zum anderen Theil sinnige Humoresken mit oft sehr feiner Pointe. Wir Frauen wollen es dem Verfasser nicht übel nehmen, wenn der Scherz auch einmal auf unsere Kosten geht, wenn ein grimmgiger Physiologie-Professor seiner Schwester auseinandersetzt, daß in der menschlichen Kultur-Entwicklung zwei Stadien zu unterscheiden seien: im ersten hätten die Menschen den Gebrauch der Sprache erlangt, im zweiten die Kunst gelernt, diese ihre neu erworbene Fähigkeit im Raume zu halten; die Frauen aber hätten das zweite Stadium noch nicht erreicht! Conan Doyle macht übrigens alle seine Sünden in einer

anderen hübschen Skizze wieder gut, wo er im allmodernsten Sinne eine sehr tüchtige junge Aertzin schildert. — Sonst zeichnet er mit besonderer Liebe und mit einem Verständnis alte und altmodische Leute. Der Invalide von 1815, der greise Ehemann in der lieblichen Erzählung „Swoothoarts“ der durch eine viertägige Trennung von seiner lieben Frau ganz darnieder gedrückt wird, und der alte Doctor, über den die jungen Aertze sich erhaben dünken, bis sie endlich seine, für die Kranken so wohlthätige Art, den beruhigenden Zauber, der von ihm ausgeht, an sich selber empfinden, — das sind alles Gestalten, die man ins Herz schließt. Unmittelbar aus dem Leben geschöpft, von wohlthätiger Art, den beruhigenden Zauber, der von ihm ausgeht, an sich selber empfinden, — das sind alles Gestalten, die man ins Herz schließt. Unmittelbar aus dem Leben geschöpft, von ernster Moralität und von freundlicher Theilnahme für das Leiden und Ringen der Menschheit durchweht, werden Conan Doyle's kleine Geschichten gewiß jedem Leser wirkliche Befriedigung gewähren.

Jerome K. Jerome, der Verfasser des reizend amüsanten Buches „Three Men in a Boat“ The English Library, (Heinemann & Balestier), läßt sich in dem kleinen Bändchen „John Ingerfeld and other Stories“ (London, Mc. Clure & Co.), auf ungewohnten Pfaden antreffen, auf denen wir ihm aber nicht minder gern folgen. Sonst macht er uns von Herzen lachen, diesmal weiß er uns zu rühren; doch wie er seinem Scherz gern ein kleines Gewicht von ernster Lebensbetrachtung anhängt, damit er nicht allzu leicht in alle Lüfte flattere und verfliege, so hat er hier umgekehrt der Traurigkeit gleichsam Flügel angeheftet. „John Ingerfeld“ ist ein kleines Cabinet-Stück im Rococo-Stil, dem sich auch die Illustrationen sehr zierlich anpassen. Jerome zeigt sich als ein Meister der Composition; so ist es ein feiner Kunstgriff, wenn er, um uns seinen Helden nahe zu bringen, zuerst dessen hartes und hochgemuthes Ahnengesicht schildert, und ganz wundervoll ist der nur andeutende und gerade darum aufs tiefste ergreifende Schluß. — Die anderen Erzählungen in dem Bändchen reichen an „John Ingerfeld“ nicht heran, und auch dem Umfange nach ist diese die größte der kleinen.

Es sei mir gestattet, noch ein Buch zu erwähnen, das freilich schon 1893 veröffentlicht wurde, aber bei uns noch wenig bekannt zu sein scheint: „Barrabas“ von Marie Corelli. (Tauschnitz, 2 Bde.) Marie Corelli stammt aus einer jener italienischen Emigranten-Familien, die in den politischen Stürmen der zwanziger Jahre auf englischem Boden eine neue Heimat suchten, und von deren Kindern mehr als eines der englischen Literatur angehört, ein Phänomen, das an die Acclimatirung unseres Chamisso erinnert. Gleicher Herkunft war der berühmte englische Maler und Dichter Dante Gabriel Rossetti, der Mitbegründer der sogenannten präraffaelitischen Schule, dessen gleichfalls als englische Dichterin bekannte Schwester vor kurzem erst gestorben ist. Also auch von dieser Seite her festigt sich „das goldene Band“, das nach einem sinnigen Ausspruch einst Elizabeth Barrett-Browning mit ihren Gedichten zwischen England und Italien knüpfte. Der südlische Geist verleugnet sich indessen in den Werken dieser Eingewanderten nicht; in „Barrabas“ ist er ebenfalls zu spüren. Marie Corelli hat sich in diesem Buche eine wahrhaft gigantische Aufgabe gestellt, die Aufgabe, von der unser Dichter sagt:

„Rein sei das Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottverföhner besingen
Und die furchtbare Bahn, mit verzehendem Straußeln, durchlaufen.“

In einem Nebentitel nennt sie die Dichtung ebenso passend als bescheiden „A Dream of the World's Tragedy“. Sie giebt den erhabenen Stoff in ehrfurchtsvoller Zurückhaltung, gleichsam nur aus zweiter Hand, in seinem Rückschlag auf einen ferneren stehenden Theilnehmer, auf den Verbrecher, den sich das todbende Volk an Christi Statt von Pilatus erbittet, und der nun der erschütterte Zeuge vom Leiden, Sterben und der Auferstehung des Herrn wird. Das Buch hätte stärker zusammengepackt werden sollen; im Fortgang der Erzählung nimmt das mystische Element etwas zu sehr überhand, und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß Marie Corelli selbst bei fast unbeschreiblichen Dingen eine wunderbare Anschaulichkeit entfaltet, so ergreift sie uns doch am meisten, wenn sie auf der Erde bleibt. Ihre beste Gestalt ist vielleicht die der Maria Magdalena. Von Judas' That und seinen Motiven hat sie eine eigenartige und tief sinnige Auffassung, die sie zwar nicht neu geschaffen hat, aber wohl zu vertreten weiß. Es ist daher zu bedauern, daß sie die Gestalt des Judas hinter der des Barrabas gar zu sehr verschwinden läßt. Alles in allem ist es ein ergreifendes Buch, von dem stellenweise ein wirklicher Schauer der Andacht ausgeht; von welchem Standpunkt aus man es auch betrachten möge, man wird ihm eine Art Erhabenheit zugestehen müssen, und wenn diese noch nicht genügend scheint, der denke an den Spruch: „In großen Dingen ist's genug, gewollt zu haben!“ Zu bewundern ist auch die Sprache, die zwischen den Klippen alterthümlicher Maniertheit und verlegender Modernität in goldener Mitte dahinstreift.

Zu guter Letzt möchte ich noch von meinem Thema insofern abweichen, als ich zwei wissenschaftliche Werke erwähnen will, deren Sprache nicht die englische ist. Doch führen sie tief in englisches Kultur- und Geistesleben hinein. Das eine ist die neuerdings erschienene deutsche Uebersetzung von Greene's altherühmter, herrlicher Geschichte des englischen Volkes (überreicht von Kirchner, veröffentlicht bei Siegfried Cronbach, Berlin, 2 Bde.), die in ihrer neuen Gestalt wohl auch bei uns ein Hausbuch werden könnte; das andere die gleichfalls neue, vorzügliche „Histoire littéraire au Peuple Anglais“ von Jufferand. Librairie de Firmin-Didot, Paris, 3 Bde.

Nachdruck verboten.

Friedrich Haase.

Zu dessen fünfzigjährigem Bühnen-Jubiläum.
Von Eugen Zabel in Berlin.

Mit einem Portrait Friedrich Haase's. Siehe S. 17.

in halbes Jahrhundert Bühnenlaufbahn! Aus wie vielen Hoffnungen, Enttäuschungen und Erfolgen setzt sie sich zusammen, aus wie vielen Anstrengungen, auf der Leiter des Ruhmes eine Sprosse nach der anderen zu erklimmen, um schließlich eine solche Höhe zu erreichen, daß man von allen Freunden des schönen Scheins, den wir Kunst nennen, und nicht nur im eigenen Vaterlande, gesehen und erkannt

wird! Der Zuschauer sieht nur die fertige Leistung. Er hört nur den Beifall, der sie begleitet. Für ihn sind die Erfolge eines großen Schauspielers einem Märchen- und Wunderlande zu vergleichen, dessen Geheimnisse man sich staunend erzählt. Aber der Gegenstand so allgemeiner Guldigung ist ein erster Mann, der schwer arbeitet, der trotz aller Anerkennung immer noch glaubt, etwas besser machen zu können, der sich in allen Fächern versucht und erst nach vielen Mühen den Punkt findet, auf dem er sich als Persönlichkeit zu behaupten vermag. Eine Eigenart muß der Künstler haben, wenn er will, daß wir ihm einen Platz in der Geschichte seiner Kunst anweisen sollen. Auf einen solchen hat auch Friedrich Haase, der jetzt im königlichen Schauspielhaus in Berlin von der Bühne Abschied genommen hat, vollgültigen Anspruch. Er hat das, was die Franzosen «cachet» nennen, eine Marke, die für ihn und seine Leistungen charakteristisch ist. Sein Name bedeutet einen scharf umrissenen Kreis im Rahmen der modernen Schauspielkunst, durch deren Entwicklung sich seine Thätigkeit wie ein feingespinnener Silberfaden hindurchzieht. Er hat die Technik seiner Kunst durch rastlosen Fleiß und genaue Beobachtung bis zur Vollkommenheit verfeinert und seinen Leistungen das Gepräge jener Sauberkeit aufgedrückt, der auch nicht ein Stäubchen des Unfertigen anhaftet. Sein Gebiet ist das Feine, Elegante und Bornehme in der Stimmung eines liebenswürdigen Humors, der uns die Sorgen des Tages freundlich hinwegweht. Haase ist der vollendetste Genre-Maler der deutschen Bühne, und die Verje, mit denen sich Alfred de Musset charakterisirt: «Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre» passen auch auf ihn.

Günstige Umstände vereinigten sich bei der Erziehung des Knaben zu seinem Beruf. Er ist am 1. November, nach dem Conversations-Lexicon im Jahre 1827, im Berliner königlichen Schloß geboren, wo sein Vater der erste Kammerdiener des Kronprinzen und nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. war. Dieser übernahm die Patenschaft bei dem Sohn seines Lieblingsdieners und bewies für sein Fortkommen lebhaftes Interesse. Frey zeigte sich gut veranlagt; er sollte nach dem Willen seines Vaters einen gründlichen Unterricht erhalten, um dann in die Laufbahn der Hofbeamten eingeführt zu werden. Er kam auf das Gymnasium nach Potsdam und machte die Schule durch. Aber schon in den letzten Gymnasial-Jahren spulten seltsame Träume von Künstlerthum und Theaterspiel in seinem Kopfe. Der Vater sah mit Betrübniß, welche Umwandlung mit seinem Sohn vorgegangen war, und vertraute sich und seine Sorgen seinem Herrn an, der mittlerweile als König von Preußen auf den Thron gelangt war. Friedrich Wilhelm IV. war nicht der Ansicht, daß man den Willen des von dem Zauber der Kunst erfassten jungen Haase ohne weiteres unterdrücken müsse. Er wollte vielmehr Klarheit darüber haben, ob in ihm ein wirkliches Talent vorhanden sei, das Aufmunterung und Pflege verdiene.

Haase begab sich zu Ludwig Tieck, der damals einflußreichsten Autorität an der königlichen Bühne. Tieck ließ sich von ihm einige Gedichte vorsprechen, schüttelte anfänglich bedenklieh den Kopf, bei genauerer Prüfung aber wurde er aufmerksam und erklärte sich schließlich bereit, den jungen Mann zu unterrichten. Zwei Jahre dauerte diese Lehrzeit. Dann begab sich Haase, mit einem Handbrief seines königlichen Paten in der Tasche, nach Weimar, wo er am 14. Januar 1846 als „Armer Poet“ und „Hofmeister in tausend Nengsten“ zum ersten Mal die Bretter betrat. Das Debut war verhängnißvoll und hätte eine geringere Willenskraft, als sie dem gefunden Berliner Kinde beiseiten war, sicherlich gebrochen. Die Bescheidenheit schnürte dem jungen Schauspieler die Kehle zu und nahm ihm jede Freiheit der Bewegung. Sie hinderte ihn, die nicht gewöhnlichen Gaben, die er von der Natur erhalten hatte, in das rechte Licht zu stellen. Daß er als Liebhaber nicht genügen würde, mußte ihm während seines einjährigen Engagements in Weimar klar werden. Die Gefühlsfalte hatte bei ihm einen matten Klang und das „leicht von der Zunge weg“, das Shakespear von dem Schauspieler verlangt, war ebenfalls seine Sache nicht. Wenn er in Erregung kam, nahm sein Vortrag etwas Stockendes und fast Stotterndes an. Erst durch unachtsamte Selbstbeobachtung konnte es ihm gelingen, seinem Vortrag Fluß und Geschmeidigkeit zu geben. Allmählich wurde aus dem hoffnungslosen Liebhaber ein geistvoller und interessanter Charakterspieler.

Als solcher betrat er, drei Jahre nach seinem ersten Debut, 1849, die Bühne des Berliner Schauspielhauses, auf der er sich jetzt von seiner Kunst verabschiedet hat. Er gab an vier Abenden den Amtsrath Poll in dem Lustspiel „Das Blatt hat sich gewendet“, den Wurm in „Cabale und Liebe“, den Claudius im „Galanten Abbé“ und den Adam in „Doctor Bespe“. Haase gefiel seinen Landsleuten, aber ein närrischer Zufall brachte ihn um die Gunst des damaligen Berliner General-Intendanten von Küstner. In dem Venezianischen Lustspiel hatte er als Adam bei der Leje-Scene mit Theudelinde seinen Stuhl zu weit in das Proscenium gerückt. Der Akt schließt, der Vorhang fällt, und Haase bleibt vor diesem sitzen. Das übermüthige Lachen des Publicums verwirrt ihn vollends. Er ergreift seinen Stuhl und läuft mit ihm die Prosceniums-Lampen entlang hinter den Vorhang. Der General-Intendant stürzt aus seiner Loge und fährt den unglücklichen Künstler in einem Dialekt, der aus der Heimat des „Blindenschatz“ stammt, mit folgenden Worten wüthend an: „Hören Sie, Herr Haase! Das sein Virtuosen-Stückchen! Die lassen Sie hübsch bleiben! Die kann ich auf meiner Bühne nicht gebrauchen!“

Zum ersten Mal tönte ihm bei dieser Gelegenheit das Wort „Virtuos“ entgegen, das er später so oft, zuweilen im guten, nicht selten aber auch im tadelnden Sinne zu hören bekommen sollte. Daß er seine Figuren auf das sorgfältigste ausfeilte und seine Darstellung mit einer Fülle glücklich erfundener Nuancen verjah, war jedenfalls ein Vorzug vor dem Schablonenthum in der Schauspielkunst. Es läßt sich aber freilich auch nicht leugnen, daß bei einer solchen künstlich verstärkten, man möchte sagen, elektrischen Beleuchtung einer einzelnen Figur die andern mehr im Dunkeln bleiben, als es im Interesse der Gesamtwirkung eines Stückes zu wünschen ist.

Mit Berlin war es also nichts, schon deshalb nicht, weil sich das Charakter-Fach im Schauspielhaus durch drei Kräfte ersten Ranges besetzt fand: durch den düsteren, grüblerischen Desfior, den Humor-sprühenden Döring und den geschmeidigen Hoppé.

Haase schnürte also seinen Koffer und folgte einem Antrag des Directors Hoffmann nach Prag. Fünfundsechzig Gulden Gage, dafür aber erstes Fach. So etwas mochte der junge Künstler nicht von der Hand weisen. Drei Jahre hielt er es in der Moldaustadt aus. Der Weg zur Natürlichkeit und Charakter-Wahrheit war gefunden. Es galt nun, rüstig vorwärts zu schreiten, der Meisterhaftigkeit entgegen. Seine nächsten Stationen waren Karlsruhe, wo der Geschichtsdirektor der deutschen Schauspielkunst, Eduard Devrient, mit edler, wenn auch oft pedantischer Strenge die Leitung führte, und München, wo der geistvolle Dingelstedt die Ueberlegenheit seiner Persönlichkeit, wie seine literarische Bildung in den Dienst der Kunst stellte. Hier konnte Haase zum ersten Mal die Schwingen zu einem großen Flügel ausbreiten. Dingelstedt hatte im Jahre 1854 den führen, aber glänzend gelungenen Versuch gemacht, dem einheimischen und fremden Publicum, das zum Besuch der großen allgemeinen Industrie-Ausstellung nach München kam, ein Bild von dem augenblicklichen Stande der deutschen Schauspielkunst zu geben. Zu diesem Zwecke lud er die ersten Kräfte der vornehmsten deutschen Bühnen zu einem Gesamt-Gastspiel ein. Künstler wie Emil Devrient, Hendrichs, Anshütz, Laroche, Döring und Liedtke, Schauspielerinnen wie Frau Kettich, Hainzinger, Dahn-Hausmann, Marie Seebach vereinigten sich zu den sogenannten Mustervorstellungen. Zu diesen wurde auch der jugendliche Haase hinzugezogen. Er spielte damals den Marinelli in „Emilia Galotti“ und den Kalb in „Cabale und Liebe“, eine seiner bekanntesten und originellsten Rollen.

Der Ruhm, den sich Männer wie Emil Devrient und Dawson durch ihr weit verzweigtes Gastspiel-System errungen hatten, legte Haase die Frage nahe, ob er nicht vielleicht auch berufen sei, den Spuren dieser Künstler zu folgen, zumal sich sein Rollenfach ganz anders gestaltete. Dingelstedt ging von München fort und mit ihm Haase, und zwar nach Frankfurt a. M., wo er eine Anzahl neuer Rollen zu den bereits vorhandenen schuf und sich dadurch für die Gastspiele fertig machte, die ihn nach allen Himmelsgegenden führen sollten. Eine solche Thätigkeit setzt nicht nur eine eigenartige Begabung und interessante Persönlichkeit, sondern auch eine ungewöhnliche Energie und Spannkraft, Erfahrung, feine Umgangsformen und Geschäftsklugheit voraus.

Alle diese Eigenschaften vereinigten sich in Haase's Persönlichkeit, die sich alsbald in großen und kleinen Städten allgemeiner Beliebtheit erfreute. Er ging dann über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, nach Oesterreich, Holland und Petersburg, wo er eine Glanzzeit des deutschen Theaters an der Newa-Residenz begründen half. Er gastirte zweimal in Amerika, zuerst 1869 in Newyork, dann im Winter 1881/82 an sämtlichen größeren nordamerikanischen Theatern bis San Francisco. In Berlin hat er auf fast allen Bühnen längere oder kürzere Gastspiele gegeben. Während er in der Provinz auch mit seinen ernsten Charakter-Rollen Anklang fand, hat er sich in Berlin vorzugsweise auf das heitere Genre beschränkt und in ihm seine größten Triumphe gefeiert. Wir brauchen nur an seinen alten Klingenberg, seinen Königsleutnant, seinen Kochferrier in der „Partie Piquet“, seinen Marquis Seigliere, seinen Dorfrichter Adam, seinen Hofmarschall Kalb zu erinnern, die jedermann kannte, und denen man doch immer wieder mit Vergnügen begegnete. Doch haben auch seine ernsten Charakter-Rollen, wie Marinelli, Shylock, Narcis, feine und originelle Züge, während ihnen allerdings der große leidenschaftliche Zug, der dem tragischen Temperament entspringt, fehlt. Es ist eine feine, geistreich tüpfelnde Manier, mit der sich die Tiefe der Dichtung nicht erschöpfen läßt. Selbst Richard III. wird in Haase's Darstellung eine Genre-Figur. Besser und tiefer ist sein Cromwell in Raupach's „Royalisten“ angelegt, dessen wundervolle Maske man nur mit Bedauern in der Garderobe wieder zerstört sieht.

Haase war zwei Mal selbständiger Bühnenleiter; zuerst in Coburg-Gotha, von October 1869 bis Mai 1870, und dann, vom October 1870 bis August 1876, in Leipzig, dessen Stadttheater sich unter ihm einer allgemein anerkannten Blüthezeit erfreute. Bei der Begründung des Societäts-Verhältnisses, das unter Adolph l'Arronge Künstler wie Barnay, Friedmann, Förster und Frau Niemann zum „Deutschen Theater“ in Berlin zusammenführte, wurde auf Haase ebenfalls als erste Kraft gerednet. Aber schon nach wenigen Monaten entstanden zwischen ihm und den anderen Societären Zwistigkeiten, die alsbald seinen Austritt zur Folge hatten. Zwei Jahre lang durfte er in seiner Vaterstadt Berlin nicht spielen. Seitdem hat er aber sowohl im Schauspielhaus, wie im Lessing- und Berliner Theater sich als eine Zugkraft ersten Ranges erwiesen, auch wenn die Stücke, in denen er auftrat, längst bekannt waren oder sich der Zustimmung von Seiten des Publicums und der Kritik nur in geringem Maße zu erfreuen hatten. An Auszeichnungen aller Art in Form von Titeln und Ordens-Verleihungen hat es ihm bei seinen, durch die Kunst vermittelten Beziehungen zu regierenden Häuptern ebenfalls nicht gefehlt.

Haase's Ehrgeiz war von früh an darauf gerichtet, sich finanziell unabhängig zu machen und gegen Krankheitsfälle und Erwerbsunfähigkeit gerüstet zu sein. Als er durch seinen Fleiß sich das erste Summen erworben hatte, legte er es fest, um es nicht anzugreifen, und sparte unaufhörlich hinzu, so daß er jetzt als reicher Mann seinen Lebensabend heraufdämmern sehen kann. Seine Thätigkeit als gastirender Künstler war streng geregelt. Sie begann nicht vor Mitte October und hörte auf, wenn die ersten grünen Blätter an den Bäumen sichtbar wurden. Den Sommer verlebte er größtentheils zuerst in einem der böhmischen Bäder, dann in einem stillen Winkel in Thüringen, dem Riesengebirge oder Tirol, wo er ungestört für die Winter-Campagne sich vorbereiten konnte. Das Studium einer neuen Rolle nahm bei ihm stets längere Zeit in Anspruch, da er verhältnismäßig schwer lernte, das Gelernte allerdings auch nicht leicht wieder vergaß. Die Wahl der Maske, das Anschlagen des Grundtons, die Ausarbeitung des Einzelnen ward von ihm mit der peinlichsten Sorgfalt betrieben. War er mit der neuen Rolle fertig, so führte er sie zuerst in einer kleinen Stadt, wohin er auf seinen Gastreisen sonst nicht kam, dem Publicum vor, um sich von der Wirkung seiner Darstellung zu überzeugen und nachträglich Verbesserungen und Aenderungen vorzunehmen. Er war der geduldigste und geübigste Probenhalter, den man sich denken kann. Er zeigte sich unermüdet, eine Scene drei- und viermal zu spielen, bis sie endlich, wie man in der Theatersprache zu sagen pflegt, „knappte“.

Am besten lernt man Haase inmitten seiner Häuslichkeit kennen, die ein wirkliches Museum von Lebenswürdigkeiten darstellt und von einem kaum zu übertreffenden Sinn für Schönheit und Ordnung geleitet wird. Haase wohnt in Berlin in der Drakestraße, in der Nähe des Zoologischen Gartens. Vor seinem Fenster schlagen im Frühling die Bäume des Thiergartens aus und singen die Nachtigallen. Sein Garderobezimmer ist so eingerichtet, daß er auch im Dunkeln die zu jeder Rolle gehörigen Gegenstände, Perrücke, Kleider, Stiefel, Handschuhe und Requisiten finden konnte. Sein Arbeitszimmer enthält eine Fülle werthvoller schauspielerischer Erinnerungen von den Tagen Iflands' und Ludwig Devrient's an bis auf die neueste Zeit. Eine sorgfältig gewählte Bibliothek weist die wichtigsten Werke über die Geschichte des Dramas und Theaters auf. Einen wirklichen Schatz besitzt Haase auch in seiner ungemein reichen Sammlung von Kostüm- und Künstlerbildern aller Zeiten, die in Mappen sorgfältig aufbewahrt werden, und die er selbst seinen Freunden zu erklären liebt. Er ist durchaus Gentleman, ein Mann von Welt, der auf gute Formen bei sich und anderen hält. Seine Gattin Elise war unter ihrem Mädchennamen Schönhoff ein Liebling des Wiener und Petersburger Publicums und zeigte sich noch in späteren Jahren als treffliche Vertreterin des Faches der vornehmen Mütter und Salon-Damen.

Das von Haase geschaffene Fach des Salon-Humors, besonders bei der Verkörperung eleganter Lebemänner, wird vielleicht mit ihm aussterben. Seine Kunst hat keine neue Epoche unserer literarischen Entwicklung begleitet, aber sie steht im engsten Zusammenhang mit der realistischen Bewegung, die sich in den letzten Jahren immer mehr Boden erobert hat. Haase war als Anfänger modern und ist es bei seinem fünfzigjährigen Bühnen-Jubiläum geblieben. Wer ihn auf der Bühne erblickt, wie er die tollsten Schürren treibt und sich wie ein Saufewind jüngster Sorte benimmt, der wird es kaum glauben, daß er bald sein siebzigstes Lebensjahr erreicht hat. Wenn er jetzt im Vollbesitz der Kraft den Freunden seiner Kunst Lebewohl sagt, so wird er die Bedeutung des Schiller'schen Satzes, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze schieft, zwar nicht umstoßen, aber doch die Ueberzeugung mitnehmen können, daß er die Mitwelt um so mehr erfreut und Spuren hinterlassen hat, die sich in der Geschichte seiner Kunst zu allen Zeiten werden nachweisen lassen.

Nachdruck verboten

Morgen in Norwegen.

Zu dem Bilde von L. Stramstad in Christiania. — Siehe Seite 21.

Das innere Nord-Scandinavien birgt eine Fülle herrlicher Landschaften. Zwar von gigantisch gehaltenen Felsformationen ist dort keine Rede, auch fehlen die anmuthigen Landschaften der südlichen Provinzen, aber trotzdem hat die Natur etwas Fesselndes, Fesselnd durch die Urtüchtigkeit, ja theilweise durch eine Grobhartigkeit, die in ihrer rücksichtslosen Startheit und Lede fast Beklemmend wirkt. Es ist nun nicht eines dieser merkwürdigen, vegetationsarmen Fjelds, das Stramstad uns in seinem Bilde zeigt, sondern ein Landschaft, in dem zwischen den granitnen Felsstrümmern meilenweit noch die Fichte und Föhre sich erstrecken, in deren Mooren der Eich haust und das Kienstücker reichere Nahrung findet als farges Moos. — Es ist die Stimmung des schledenen Sommers, die im Morgenglanz über dem bräunlichen spiegelbaren See liegt, ein herrlicher kurzer Tag, vor langer, langer Winternacht, die dann auch hier alles verdröben und vereisen läßt. Wenn einer, so darf gewiß der Sohn Scandinaviens selber berufen sein, den schwermüthigen und doch so fräftigen Reizen nordischer Landschaften Ausdruck zu verleihen, und so bewährt sich auch Stramstad als ein würdiger Interpret dieser Vorgänge. Dennoch sei hier auch eines deutschen Landsmannes gedacht, der neben allen eingeborenen Scandinaviern die nordische „Urtüchtigkeit“ besonders glänzend im Thierbilde zum Ausdruck gebracht hat; wir meinen Richard Preise, dessen Pinsel mit Vorliebe in solcher Umgebung weilt, wie Stramstad sie hier poetisch gemildert vorführt.



Fragen.

Künstler und Poeten. — Trifft Künstler und Poeten, die nicht fähig sind, durch ihr Talent ihre Familie und sich zu erhalten, mit Recht ein Vorwurf, wenn sie trotzdem nicht zu einem anderen Berufe übergehen wollen? Zwei Freundinnen in der Großstadt.

Antworten.

W. Rummelsburg. — Wir halten in humanistischen Dingen Brodhaus für vorzuziehen, sind dagegen bei technischen und naturwissenschaftlichen Zwecken Meyer mehr zugeneigt. Im übrigen können wir Ihnen nur Besorg der neuesten Ausgaben durch irgend eine Buchhandlung anrathen. Alte Conversations-Lexica können in der Regel mit in Zahlung gegeben werden.

Bonnes amies. — Wir sind ohne nähere Anhaltspunkte nicht in der Lage, Ihnen Mittel und Wege für Ihren graphologischen Briefkasten angeben zu können. Sie müssen sich eben mit Anfragen an Blätter wenden, die dergleichen zu bringen pflegen.

Anna aus Graz. — Ja, leider ist es „halt a bissel dumm“. Schadet aber nichts, in unserem Papierford steht es niemand!

A. V., Magdeburg. — Jedenfalls gehen Sie am besten dorthin, wo Sie Verwandte oder irgend einen festen Anhalt haben. Eine Auswanderung unter anderen Bedingungen wird in der Regel sehr mißliche Folgen nach sich ziehen.

Marquise in N. — Der berühmte Damenschneider Leroy besaß für die Gesellschaft des ersten Kaiserreichs eine ebensolche Bedeutung, wie Worth für die des zweiten.

F. S., St. Johann. — Unter Creolen versteht man im besonderen in den Tropen geborene Europäer, nicht Negerischen farbiger Abstammung.



Tablet mit norwegischem durchsichtigem Email. Glasgefäße mit Silber-Tauchfirung.

In Norwegen ist seit alterthümlicher Zeit eine Goldschmiede-Technik zu Hause, die Silber-Füllgran herstellt zu allerlei Gebrauchs- und Schmuckgegenständen. In Verbindung damit wurde früher opakes Email angewandt.

Durch die Copenhagener Ausstellung 1888 lernten die Norweger russische Juwelier-Arbeiten in Email à jour (translucides Email) kennen, und zugleich lernten sie einsehen, daß dessen Einführung für ihre heimische Industrie von der größten Bedeutung sein würde. — Seitdem haben die Norweger unablässig an der Entwicklung dieser Technik gearbeitet und es in den letzten Jahren zu einer großen Vollkommenheit gebracht; auch stellen sie ihre Sachen zu Preisen her, die in Anbetracht der mühsamen Arbeit mäßig sind und jedem Freunde interessanter Haus-Industrie die Anschaffung einzelner Stücke gestatten.

Jederhalter, Pfeifschäfte, Thee- und Kaffeelöffel, Zuckergangen, Kuchenschuppen, Theesiebe, Confect-Gabeln, Broschen, Dosen, Servietten-Ringe, — kurz, vielerlei zierliche Dinge werden so in Feinsilber hergestellt, emailirt und dann vergolbet. Mit großem Glück hat man die spezifisch norwegischen Ornamente, wie sie sich so reizvoll in der norwegischen Holz-Technik erhalten haben, auf diese Schmelzarbeiten übertragen und mit naturalistischen Motiven verbunden.

Der Reiz des durchsichtigen Schmelzes, dessen Leuchtkraft an die Wirkung alter Glasmalereien erinnert, läßt sich leider durch die Luftströmung in keiner Weise wiedergeben.

Das Hohenzollern-Kaufhaus, D. Hirschwald, Berlin W., Leipziger-Str. 117/118, hat das Verdienst, diese Sachen in Deutschland eingeführt zu haben, und unterhält davon eine große Auswahl, wovon das heute dargestellte Tablet ein Beispiel giebt. — Die beiden Glasgefäße mit Silber-Tauchfirung sind schließliche Erzeugnisse und nicht so kostbar. Tablet: Länge 25 cm, Breite 18 cm. Preis 290 Mk. 5.

Aus der Stauerwelt

Berlin. — Während die deutschen Universitäten über Zulassung oder Nichtzulassung von Hörern weiblichen Geschlechtes zu ihren Vorlesungen noch sehr auseinandergehende Ansichten bekunden, hat das preussische Justiz-Ministerium bereits die staatliche Anstellung einer Juristin genehmigt. Frau Dr. jur. Emilie Kempin, Privat-Dozentin für englisches und amerikanisches Recht an der Universität Zürich, ist in Berlin vor dem Amtsgericht I als Sachkundige für Ueber-

tragung der englischen Rechtsprache ins Deutsche und umgekehrt für sämtliche Gerichte der Mark Brandenburg vereidigt worden. Frau Dr. Kempin, die früher als Dozentin der Rechte an der Universität der Stadt New-York und mehrere Jahre auch als Advocatin dort thätig war, hat sich in Berlin niedergelassen und unter den Kindern 40 ein englisch-amerikanisches Rechts-Bureau für Auskunft über Fragen des englischen Rechts, Instruction bei Prozessen in den Vereinigten Staaten und Nachsch-Regulirungen eröffnet.

— Einen „Aufruf zur Gründung einer Bibliothek für die Frauenfrage“ erläßt der Verein „Frauenwohl“. Die Satzungen des Unternehmens sollen auch Fernwohnenden die Möglichkeit sichern, die Bibliothek nach Bedarf zu benutzen. An alle deutschen Frauen und Männer, die sich für die Frauenfrage interessieren, richtet der Verein die Bitte, ihn durch Zusendungen zu unterstützen, damit der gefasste Plan ins Leben treten könne. Geldsendungen nimmt entgegen die Kassirerin der Bibliotheks-Commission, Fr. Bertow, Mathenowstr. 94; Sendungen von Büchern sind zu richten an die Schriftführerin, Fr. Walter, Ritterstr. 13.

Bad Nauheim. — Nach dem dritten Jahresbericht der in diesen Blättern schon mehrfach mit wärmstem Lob erwähnten Kinderheilstätte „Emma-Heim“, hier, war die Anstalt vom 1. April bis 1. November 1895 von 50 Kindern besucht. Volle Pension zahlten 35 Kinder, und den Zuschuß aus eigenen Mitteln die Gründer der Anstalt, Sanitätsrath Dr. Müller und Frau, außerdem erhielten 10 Kinder von unbemittelten Krägern Freibetten. 3 der kleinen Kranken wurden, da ihnen der Aufenthalt hier nichts nützen konnte, nach Eoden i. L., Norderney und Heringsdorf geschickt, wo sie auf Kosten der Anstalt ärztliche Behandlung und körperliche Pflege fanden. „Emma-Heim“ soll in erster Linie dem Wohlle tranker Kinder besserer Stände, zahlender und nichtzahlender, dienen, denen die Heilstätte den Aufenthalt in Bad Nauheim und den Gebrauch seiner Bäder ohne die Begleitung Erwachsener ermöglicht. Es werden weder Geld- noch sonstige Beihilfen für die Armen der Anstalt entgegengenommen. Dirigirender Anstaltsarzt ist Sanitätsrath Dr. Müller.

Münster i. W. — Der Provinzial-Verband der vaterländischen Frauenvereine Westfalens hielt unter dem Vorsitz Ihrer Excellenz der Frau Oberpräsidentin Stadt eine Delegirten-Versammlung ab, wie sie alle zwei Jahre stattzufinden pflegt. Aus dem Geschäftsbericht des Schriftführers ergab sich, daß die überaus günstige Entwicklung, deren sich die vaterländischen Frauen-Vereine hier in der Provinz seit nun schon mehreren Jahren zu erfreuen gehabt haben, anhält: im letzten Berichtsjahre ist die Zahl der Vereinsmitglieder von 10771 auf 11259 gestiegen, und auch für das laufende Jahr ist eine sehr erhebliche Zunahme zu erwarten, da zwei neue Vereine zu Siegen und Bielefeld errichtet sind, deren erster schon jetzt nahezu 1000 Mitglieder zählt. Unter den 10 preussischen Provinzial-Verbänden nimmt Westfalen nunmehr der Mitgliederzahl nach die dritte, was Capital-Vermögen angeht, jedoch immer noch die letzte Stelle ein.

Wien. — Gerade ein halbes Jahrhundert ist es jetzt her, seit Amalie Haizinger zuerst in Wien auftrat. Zu Anfang des Jahres 1846 debütierte die große, noch unversehrte Künstlerin am Hofburg-Theater als Justizrätin in „Die Frau im Hause“. Formell gehörte sie dann dem Ensemble dieser Bühne bis zu ihrem am 11. August 1884 erfolgenden Tode an; in Wirklichkeit spielte sie als

Katharina im „Eigensinn“ am 2. December 1872 ihre letzte Rolle an „Der Burg“. Nur einmal betrat sie später noch die Bühne: das war, als sie an ihrem 77. Geburtstag, am 6. Mai 1877, durch ihren Vortrag des „Liedes von der Mode“ dort einen unvergleichlichen Kunst- und Beifalls-erfolg errang.

London. — Eine der ersten Erwerberinnen des medicinischen Doctor-Titels, Mich. Jarkzewska, hat gegenwärtig in London ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Die Dame begann vor mehr als 40 Jahren in Boston ihre Praxis, in der sie neben der inneren Befriedigung auch ansehnliche materielle Erfolge in ihrem Verufe erzielte. Man erzählt sich, ihre Durchschnittseinnahme habe jährlich 3000 Pfund Sterling betragen, und da ihre Lebenshaltung eine unendlich bescheidene sei, könne man sie jetzt wohl als sehr vermögend ansehen. Nunmehr hat die „Frau Doctor“ sich von der Praxis zurückgezogen.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die überaus prächtige Ball-Toilette aus damasirter weißer Seide für Latentrod und Banischärmel, nebst weißer Liberty-Gaze für die luftige Bekleidung der tief ausgeschnittenen Taille, zeigt als einzigen Schmuck eine Verzierung von ebenso origineller wie reiz-



Moderner Frackanzug. Ball-Toilette mit Füllhorn.

voller Wirkung. Die linke Seitenbahn des Rockes trägt ein großes Füllhorn in Goldstickerei, aus dem ein darunter befestigter loser Strauß voll erblühter La France-Rosen in fast natürlicher Schönheit fällt. Bei jeder Bewegung zittern in den Blüthentelchen kleine blühende Thau-

Seiden-Damaste

Mk. 1.35

bis Mk. 18.65 p. Meter — ab meinen eigenen Fabriken —

jowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 60 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Dual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)	v. Mk. 1.35—18.65	Seiden-Grenadines	v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Damaste		Seiden-Bengalines	„ „ 1.95—9.80
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Surats	„ „ 1.35—6.30
Seiden-Foulards	„ „ 95 Pfge.—5.85	Seiden-Falle française	„ „ 2.45—8.85
Seiden-Rastten-Atlas	„ „ 60 — 3.15	Seiden-Crêpe de Chine	„ „ 2.35—10.90
Seiden-Perveilleug	„ „ 75 — 9.65	Seiden-Foulards japan.	„ „ 1.45—5.85
Seiden-Ballstoffe	„ „ 60 — 18.65		

p. Meter. Seiden-Armüres, Monopols, Crisalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

GUSTAV CORDS

Leipziger Strasse 36, BERLIN W. 8, Ecke Charlottenstr.

Hervorragende Frühjahrs-Neuheiten.

Neue englische Fantasie Gewebe	Mtr. 3.— Mk. bis 8.— Mk.
Gediegene engl. Kammgarn-Qualitäten	Mtr. 3.50 Mk. bis 13.50 Mk.
Neue melirte Chevots	Mtr. 1.50 Mk. bis 3.— Mk.
Ganzwollene einfarbige Crêpons	Mtr. 1.40 Mk. bis 3.20 Mk.
Glänzende deutsche und englische Mohairs	Mtr. 1.50 Mk. bis 4.— Mk.
Lüsterreiche Mohairs façonné und chiné	Mtr. 2.50 Mk. bis 5.— Mk.
Glänzende Mozambiques. (Barège) Leichte halbklare Gewebe in glatt, gestroift und im Chiné-Geschmack.	Mtr. 1.50 Mk. bis 4.60 Mk.

In allen Abtheilungen Eingang der neuesten Erzeugnisse des In- und Auslandes.

Nach Auswärts Proben u. Aufträge von 10 Mk. an franco.

Neuheiten in Ballstoffen

sowie schwarze, weiße u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreis, unter Garantie f. Aechtheit u. Solidität von 50 Pf. bis M. 15 p. M. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungs-schreiben. Muster foo. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Co., Fabrik-Union, Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Lederschnitt

Metallstzcn, Korb-schnitt, Holzbrand etc.

Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im Berlin, W. von Johanna Helfer, Bäloustrasse 21.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzmaar., Preisl. gr. v. Fr. Clara Kots, Berlin W., Bülowstr. 84 a.

Gesellschafterin

welche in Sprachen und Musik thätig, sonst auch universell gebildet und häuslich ist, um die Stelle einer Tochter des Hauses versehen zu können, wird gesucht. Angaben über Herkunft, Ansprüche und Empfehlung sind erforderlich. Vorstellung und Wohnort nach Uebereinstimmen. Auskunft wird entgegen-gemommen u. erteilt von Fr. E. Kaufmann durch die Expedition dieser Zeitung.

TK MK MK MK MK

MAX KRAUSE, BERLIN SW.

Papier - Ausstattungen bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vor-schick überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die MK-Mark.

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches Conrad Fehr und E. Hausmann, für Landschaft W. Hamaoher, für Blumen P. Barthel, für Illustriren H. Looschen, für Modelliren O. Blossch, für Kupferstech Prof. G. Eilers, für Perspektive W. Herwarth. — Für Anfänger Vorbereitungs-klassen. — Aufnahme jeder-zeit. — Prospekte gratis.

PARFÜMERIE LOHSE

Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frischgepflückten Veilchen gleich:

Parfüm — Seife — Puder — Toilettewasser — Brillantine — Riechkissen.

Gustav Lohse, BERLIN W., 45/46 Jägerstrasse 45/46

Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

tropfen aus kostbaren Steinen; auch über die Schulter legen sich thau- blühende, künstliche Rosen. Der Vornehmheit dieser Erscheinung entspricht die tadellose Equipierung ihres Cavaliers. „Frack, Claque und Raaf“ sind die unentbehrlichen Requisiten für jedes männliche Mitglied der Gesellschaft. Was nützt das Streben einzelner gegen das „unschöne, unleidliche, widerstrenige“ Kleidungsstück, Frack genannt? Selbst die sonst alles beherrschende Mode kann ihm nichts anhaben, und die kritischsten Schönen müssen zugeben, daß von allen Versuchen, ein anderes

Wir im Dienste der Mode schon öfter an kostbaren Kleidern bewundern, doch selten eine Zusammensetzung von so raffinierter Schönheit, wie sie die flüchtig festgehaltene Toilette zeigt. Wie in einem Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ schimmerten auf dem schweren, perlmutterglänzenden satin Ophelia des tief ausgeschnittenen Kleides Krabbes, vorn tablierartig breit, an jeder der tiefen Litzenfalten des Rockes hochstrebend, in Gold und schön gestimmten Farbtönen gemalt, die sich am Rande der breiten Epaulettes wie auf dem mit Gold-Passementerie eingefassten Lap der spitzen Schneebentaille wiederholten. Schmale Jabelstreifen, auf der Schulter mit Goldschnalle verbunden, bildeten die hochmodernen Achselbänder; den Kleideraum bedeckte gleichfalls ein Pelzstreifen. Ein kostbarer gemalter Fächer, mit Perlmutter- und Goldgestell, nebst langen weißen Glacé-Handschuhen, vervollständigten das schöne Kostüm. Das in luftigen Wellen arrangierte Haar schmückte ein goldenes Diadem mit auf Spiralen gefassten Brillanten, sowie Seitenlampe und Pfeil.

Wien. — Die stilvolle Toilette aus leuchtend blauem satin duchesse erhält eine modern capriciöse Note durch das Arrangement



Besuch-Toilette. Rückansicht zum farbigen Modenbilde Nr. 1159.

da tauchte eine gefärbte Weste auf, ja sogar farbige Westen-Stückereien hat man dem farbigen Frack zugesellen wollen, — am vornehmsten bleibt jedoch immer Schwarz für Frack, Weinleib und Weste mit eingeknüpftem Bique-Strich. Neuerdings steht das Oberhemd aus glatttem und gemustertem Bique mit zwei discreten Perlen auf der Tagesordnung; nach wie vor aber vervollständigt die weiße Watif-Gravate nebst dem chamois oder zart taubengrauen Handschuh mit feinen Nadeln die tadellose Gesellschafts-Toilette eines Herrn.

— In der auf dem colorierten Bilde, Nr. 1159, dargestellten Besuch-Toilette aus dunkelblauem Sammet mit gereihten Einfaszhellen aus etwas hellerem Tuch geben wir obenstehend die Rückansicht, um das dem Ueberkleide angehängte dreitheilige Rückenstück noch besonders zur Geltung kommen zu lassen. Dieses fällt über die tiefen Achselfalten des Rockes; die mit modisfarblichem Tuch gefütterte Seitenbahn liegt glatt über dem eingereichten Vordertheil des Tuchrockes, von dem auf unserer Skizze nur ein schmaler Streifen sichtbar wird. Das vorn jackenartig gestaltete Ueberkleid zeigt an der breiten Revers, an den Kermel-Anschlüssen wie an der Oberseite des breit ausfallenden Umlegekragens Auflagen aus buttergelbem Tuch. Ein sehr eigenartiges Arrangement aus diademartig angebrachten Rosen bietet der dunkelblaue Sammethut mit plüschtem Atlasband und Straußfedern-Garnitur.

Die Textil-Kunst hat heutzutage eine Vollenbung erreicht, die alle früheren Glanz-Perioden ihrer Entwicklung in den Schatten stellt. Damassirte und broschirte Gewebe entfalten eine märchenhafte Pracht, — dem Reiz des Gewebes gefolgt sich der Zauber der Farben. Mit das Bedeutigste, was die Saison auf diesem Gebiete hervorgebracht, war ein Stoff, der auf schwerem blaugrauen Atlasgrunde scheinbar mit der Hand eingestrichene Quirlen von gelb abwechselnden Chrysanthemem mit rosa Blüten und zartgrünen Blättern zeigte, unwillkürlich an das Wort eines griechischen Dichters erinnernd: Wahrlich beiecht, nicht gewebt! — In höchster Wirkung gelangte dieser Stoff an einer Ball-Toilette mit salzreichem Glockenrock, an dessen neun einzelnen, nach beiden Seiten abgehängten Bahnen die Quirlen in der Mitte aufstiegen. Den unteren Rand des Gewandes begrenzte eine doppelte Rüsche aus gelbem Chiffon-Krepp; damit harmonisierte die Garnitur der tief ausgeschnittenen Taille, deren Verthe sowohl, wie Vorder- und Rückentheile nebst Fuß-Kermeln aus den Blumenstreifen hergestellt waren. Ein Schneebengürtel aus glatttem grauen Atlas bedeckte den Ansaß von Rock und Taille.

— Eine der entzückendsten Toiletten auf dem diesjährigen Wenzelsfest, jugendlich, grazios und von wahrhaft bestechendem Reiz bewahrheitete die Behauptung, daß die größten Gegenläufe einander oft am besten ergänzen, in glänzender Weise. Pelzbesatz auf luftiger Ball-Toilette kennt man bereits, auch die Malerei durften

wir im Dienste der Mode schon öfter an kostbaren Kleidern bewundern, doch selten eine Zusammensetzung von so raffinierter Schönheit, wie sie die flüchtig festgehaltene Toilette zeigt. Wie in einem Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ schimmerten auf dem schweren, perlmutterglänzenden satin Ophelia des tief ausgeschnittenen Kleides Krabbes, vorn tablierartig breit, an jeder der tiefen Litzenfalten des Rockes hochstrebend, in Gold und schön gestimmten Farbtönen gemalt, die sich am Rande der breiten Epaulettes wie auf dem mit Gold-Passementerie eingefassten Lap der spitzen Schneebentaille wiederholten. Schmale Jabelstreifen, auf der Schulter mit Goldschnalle verbunden, bildeten die hochmodernen Achselbänder; den Kleideraum bedeckte gleichfalls ein Pelzstreifen. Ein kostbarer gemalter Fächer, mit Perlmutter- und Goldgestell, nebst langen weißen Glacé-Handschuhen, vervollständigten das schöne Kostüm. Das in luftigen Wellen arrangierte Haar schmückte ein goldenes Diadem mit auf Spiralen gefassten Brillanten, sowie Seitenlampe und Pfeil.

Wien. — Die stilvolle Toilette aus leuchtend blauem satin duchesse erhält eine modern capriciöse Note durch das Arrangement



Ball-Toilette aus broschirtem Stoff.



Ball-Toilette mit Malerei.



Ball-Toilette mit hochgehenden Kermeln.

der Haushärmel, die am hohen Rückentheil der Taille, wie an dem, den Hals vorn handartig umschließenden Stieltragen befestigt sind und sich in strahlenförmig auslaufenden, weichen Falten über die Schulter legen. Perlensetzte Spitzen-Figuren begleiten die einzelnen Falten und schmücken auch die glatte Taille wie den eng die Hüften umschließenden Glockenrock. Wirksam markiert den edigen Ausschnitt der mit breitem Atlasband gekürzten Taille ein dunkler nünancierter Sammetstreifen. Den Stieltragen garniren leicht in die Höhe strebende Schlupfen aus Atlasband; mattsrosa Pflaumen, zu einem länglichen Strauß gewunden, erhöhen den Reiz der Toilette, der reicher Schmuck, — große Ohrringe, statt der bisher üblichen Boutons, Halskettchen mit Pendants und Armband, sowie eine lange Fächerkette, — ein besonderes Cachet geben.

Paris. — Noch schwingt Prinz Carneval sein Scepter, und heitere Feste, prächtige

Aufzüge mit glänzenden Toiletten und allerlei frohländiger Scherz-Kostümierung unterbrechen in bunter Reihe die allwinterliche Ball-Saison. Da wechseln geschmackvolle Phantasie-Masken mit strenger



Kopfmaste „Schmetterling“.

oder effectvolle „Netouche“ in Verbindung mit reicher Ball-Toilette gelten hierfür als unumgänglich; bei kostümierten Bällen genügt es jedoch, durch einen scherzhaften Kopfschmuck, wie deren einen unsere Abbildung zeigt, dem Fasching seinen Tribut zu zahlen. Allerliebste wirkt der zierliche Schmetterling aus schwarzen glatten Federn, der mittelfröhlich-lucide Agraße auf einem kleinen gold- und silber-gefassten Fingerring befestigt ist.

— Ein hübsches Phantasie-Kostüm für die männliche Jugend zeigt aber otterfarbenerm Tricot ein Dams aus broschirtem schwarzen Sammet, dessen spitze Epaulettes weit über die Sammetärmel in Otterfarbe fallen. Um die Taille legt sich ein breiter Kürsch aus rothgelbem Leder nebst Degengürtel. Dazu Riemenstiefel und Stulphandschuhe, sowie ein schwarzes goldgesticktes Sammetbarrett.



Mittelalterliches Kostüm.

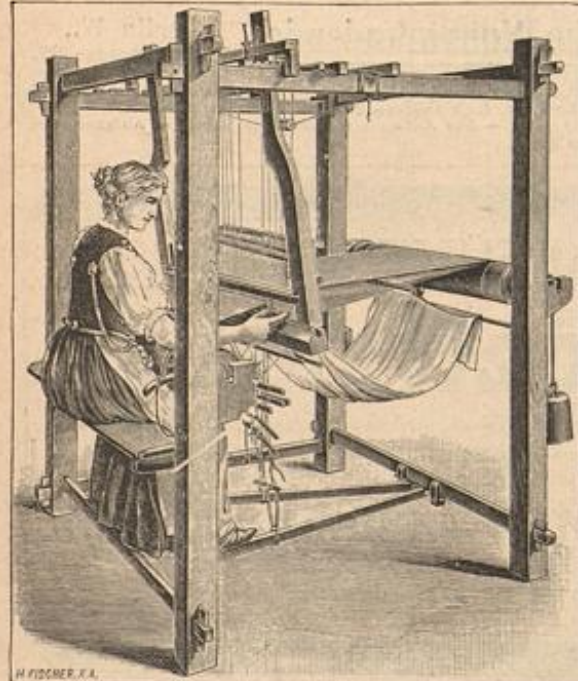
Schönen Luxus entfaltet gegenwärtig in Paris — die Toilette der Hunde. Der Confection für die vierbeinigen Lieblinge: als da sind Staub-, Regen- und Wintermäntel, hat sich nunmehr auch Hundewäsche hinzugesellt: Hemden aus Watif für den gefunden, aus Seide für den kränklichen Hov oder Minor. Aus Kautschuk hergestellte Schuhe dienen dazu, die Pfoten der „treuesten Freunde der Menschen“ vor der Verletzung mit dem Straßenpflaster zu schützen.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Extra-Blätter der „Illustrierten Frauen-Zeitung“. Nr. 80. Mittelalterliche Bilderstickeren. Von Clementine Preisraun von Münchhausen. — Die historisch rühmlichst bekannten Miniatur-Malereien des Manesse-Codex und des Hortus deliciarum dienen als Vorlagen für die mit dem heutigen Extra-Blatt gebrachten Bilderstickeren; dagegen ist die Ausstattung des Parade-Handbuchs, Abbildung 3, die getreue Copie einer alten Leinwandstickeren. Die Uebersetzung der Malerei in Nadelarbeit ist vortreflich gelungen, und die Ausführung derselben der jeweiligen gemalten Vorlage angepaßt. Da, wo es sich um die Wiedergabe von Federzeichnungen handelt, sind nur die Contouren der einzelnen Figuren nebst etwaigen Schattenlinien im Stielstich mit goldbrauner Seide gefickt. Bunt bemalten Miniaturen entsprechen auch die bunt gehaltenen Stickeren-Vorlagen, auf denen die betreffenden Partien, — nachdem die brannen Contouren im Stielstich vollendet, — mit matten blauen Farben im gothischen Gobelin-Stich gefickt wurden.

Bezugsquellen: Hut: Rückansicht zum farbigen Modenbilde Nr. 1159: B. Leuchtmann, SW, Leipzigerstr. 83. — Schirm: J. A. Geese, SW, Leipzigerstr. 87. — Ball-Toilette aus broschirtem Stoff: Jean Vanbauer, W, Leipzigerstr. 19. — Norwegische durchsichtige Email-Arbeiten. Tablet: Kaufhaus Hohenzollern, D. Hirschwald, W, Leipzigerstr. 117/118.



H. FISCHER F.A.

Schweizer Seide.

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . . .	ca.	80
Seiden-Webstühle (Handstühle)	ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische)	ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr	ca.	30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in schwarz, weiss und farbig von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen frankierte Retour-Adressen bei.

Die gewählten Stoffe senden wir porto- und steuerfrei in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 4.

Jährlich 24 Heste. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

— Berlin und Wien, 15. Februar 1896. —

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Sohn aus der Fremde.

Humoristische Novelle von Albert Roderich in Hamburg.

(3. Fortsetzung.)

Vater, um Gotteswillen! Du mir Abbitte thun?" rief Wilhelm Hilde. „Ich habe ja ganz allein die Schuld gehabt!"

„Nein, Willi, ich muß deshalb Abbitte thun, denn ich hab' mich damit versündigt. Der liebe Gott schickt mir so ein großes Glück, und ich — — —! Mein Willi, Du hast mich doch noch lieb, nicht?"

„Ja, mein guter Vater!"

„Dann thu's mir zulieb, — eh' Du wieder auf Reisen gehst, — sag, daß Du mir das vergeben hast!"

„Vater, laß uns morgen wieder unter die beiden Lindenbäume gehen, — weißt Du, wie damals, als ich fortging."

„Ach, mein Willi, ja mein guter Junge, jetzt verstehen wir uns wieder!"

„Und dann, Vater, die Vergnügungsreisen habe ich aufgegeben, ich bleibe einstweilen hier. Ich bleibe gern hier. Nur nach Hamburg muß ich morgen in Geschäften auf ein oder zwei Tage." —

Der Alte zog seinen Arm für einen Augenblick aus dem Arm seines Sohnes, umschlang Wilhelms Nacken

und bat schluchzend: „Willi, es ist dunkel, hier sieht's keiner, gib mir einen Kuß!"

Als sie nach Hause gekommen waren, und der alte Hilde mit seiner Frau allein war, sagte er: „Mutter, dies war seit langer, langer Zeit mein glücklichster Abend. Unser Willi ist doch ein lieber, guter Mensch. Wer so fröhlich sein kann um so Geringes, der hat ein gutes Herz. Und uns und seiner Heimat ist er auch treu geblieben, Mutter." —

Frau Anna war glücklich, weil ihr Gatte glücklich war.

„Ja, Vater," sagte sie weich und zärtlich, „denn möcht' ich dem Willi woll' mal ordentlich was zu gute thun. Weißt Du noch, er hat früher immer so gern Pfannenkloße geessen, denn will ich ihm morgenden Tag's 'mal Pfannenkloße machen!" —

Am folgenden Nachmittage trat Wilhelm in das Contor des Agenten Ernst Friedrich Halle in Hamburg. Der Mann erkannte seinen Wegweiser vom Dorfe sofort wieder, witterte ein gutes Geschäft und empfing den Amerikaner mit süßlicher Zuorkommenheit.

Wilhelm ging geraden Wegs auf sein Ziel los.

„Wie viel ist Ihnen Pastor Köper in Altenhausen schuldig?" fragte er.

Der Agent stutzte. „Warum? Warum wollen Sie das wissen?"

„Ich habe die Absicht, die Schuld des Herrn Pastors zu begleichen." —

Der Geldmann sah dem Fremden schnell und scharf

ins Gesicht und blinzelte ihm lebhaft zu. Dann begann er in einem Buche zu suchen.

„Der Mann schuldet mir fünftausend und einige hundert Mark," sagte er endlich.

„Sie haben vermuthlich Wechsel dafür?"

„Ja, — allerdings!"

„Und darf ich fragen, woher die Schuld stammt?"

Der Agent klappte schnell sein Buch zu, blinzelte den Amerikaner freundschaftlich an und meinte dann ein wenig giftig: „Mein Herr, Sie sind selbst Kaufmann; was würden Sie einem Fremden antworten, der Ihnen eine solche Frage vorlegt?"

„Das käme ganz auf die Umstände an. Wenn ich zum Beispiel Ursache hätte, einen sehr unangenehmen Paragraphen des Strafgesetzbuches zu fürchten —"

„Was, — was, — was ist das?! Herr, wie können Sie —?!"

„Behalten Sie ruhig Platz, Herr Halle! Ich bin überzeugt, daß wir uns in Güte einigen werden. Hören Sie mich, bitte, ruhig an. Es liegt mir sehr viel daran, zu wissen, wie es möglich war, daß ein Mann vom Charakter des Pastor Köper in Ihre Hände kommen konnte." —

„In meine Hände! Herr, ich muß Sie dringend bitten —"

„Also geben Sie acht! Wenn Sie mir jetzt genau und wahrheitsgetreu erzählen, wie der Pastor Ihr Schuldner ward, so verpflichte ich mich zu zweierlei: Erstens bezahle ich Ihnen jetzt sofort die ganze Schuld



Kinder flora's.

Nach dem Bilde von G. Pinghoda in Rom. — Siehe Seite 32.

gegen Auslieferung der Wechsel, und zwar ohne Abzug von Zinsen für die später erst fälligen Wechsel, und zweitens gebe ich Ihnen mein Wort darauf, daß in diesem Falle kein Gericht in irgend einer Weise mit der Sache zu thun bekommen wird."

"Kein Gericht! Was heißt das? Ich hab' kein Gericht zu fürchten!"

"Ich auch nicht, Herr Halle."

Der Agent lief darauf einige Male in dem kleinen Zimmer auf und ab und sagte dann mit dem menschenfreundlichsten Augenblinzeln: „Uebrigens, Herr Hilde, ich hab' durchaus gar keine Veranlassung, die Sache zu verschweigen. Also, Sie zahlen die Wechsel ohne Abzug und —"

„Gewiß! Ganz wie ich erklärte. Nur noch eins, Herr Halle. Ich werde ganz ohne Zweifel in die Lage kommen, die Genauigkeit Ihrer Erzählung zu prüfen; sollten sich dann irgend welche Abweichungen herausstellen, so würde ich jedenfalls gezwungen sein, zu untersuchen, ob nicht doch etwa der Paragraph des Strafgesetzbuches, der von der Ausbentung des Leichtsinns und der Nothlage —"

„Sie lassen mich doch gar nicht zum Erzählen kommen," unterbrach hier der Agent. „Sie werden sehen, daß ich nicht das mindeste zu verheimlichen oder zu verändern habe. Also die Sache ist so: Die Tochter von Pastor Köper ist hier in Hamburg in einem Kaufmannshause als Erzieherin engagirt gewesen und hatte sich mit einem jungen Manne namens Wiechers verlobt. Das wollen Sie doch auch wissen, nicht wahr, Herr Hilde?"

Eine dunkle Röthe überzog das Gesicht Wilhelms.

„Herr, wie können Sie —!"

„Aha, es ist richtig! Na, so schwer war's nicht zu rathen. Ich habe das Mädchen gesehen. Es ist ein schönes Mädchen, und wenn ein reicher Amerikaner die Schulden des Vaters bezahlt —! Mir ist es übrigens so am liebsten."

„Herr, werden Sie jetzt endlich —!"

„Gewiß, und jetzt werde ich Ihnen ganz sicher die Wahrheit sagen. Also der Bräutigam des Mädchens war ein hübscher, lebenswürdiger Mensch, aber er war auch ein leichtsinniger Mensch. Er ist in Schulden gekommen und hat sich von einem meiner Concurrenten Geld gegen Wechsel geliehen. Wie nun mein Concurrent die Wechsel durchaus nicht hat prolongiren wollen, ist der junge Mensch zu mir gekommen. Ich hab' mich genau nach allem erkundigt und hab' ihm folgendes gesagt: Sie haben so und so viel Schulden und keinen Menschen, der noch einen Pfennig für Sie zahlt oder garantirt. Sie haben alle ihre Quellen schon ordentlich ausgepumpt, und wenn sie nächstens den Offenbarungseid leisten müssen, sind sie ruiniert und ein verlorenener Mann. Ist es nicht so? Es war so. Gut, sage ich, ich werde Sie retten, wenn's irgend geht. Entdecken Sie sich Ihrer Braut. Das Mädchen muß ihren Vater veranlassen, daß er für Sie eintritt. — Der Vater meiner Braut ist ein armer Dorfpfarrer, sagte der junge Mensch. Ich wußte aber schon, daß der Dorfpfarrer ein kleines Vermögen besaß. Nun, kurzer Sache, — wie der kleine Schwerenöthler das angestellt hat, weiß ich nicht, — das Mädchen hat ihrem Vater einen jammervollen Brief geschrieben, und am nächsten Tag war er hier mit seinem kleinen Vermögen in der Tasche. Hier im Hotel, wo er wohnte, sind wir zusammengekommen. Das kleine Vermögen langte aber nicht. Da hab' ich mich erboten, den Rest zu zahlen, wenn der Pastor Garantie leisten wollte. Und die Braut hat solange geweint und gejammert, und ihr künftiger Gatte hat soviel geredet und versprochen, daß alles schon in spätestens drei, vier Wochen geordnet sein sollte, — na, da hat der Vater die Garantie geleistet und unterschrieben."

„Aha! Der lebenswürdige junge Mann hat natürlich seine Versprechungen nicht gehalten, und der Herr Pastor hat die garantirte Zahlung nicht leisten können."

„So ähnlich ist es," entgegnete mit lebhaftem Augenblinzeln der Agent, „ich hab' aber Mitleid mit dem Manne gehabt. Er war so fürchterlich ängstlich. Ich wollte ihm Zeit lassen und hab' mir zwölf Wechsel geben lassen, immer vierteljährlich zahlbar. Die ersten hat er auch eingelöst, aber nun schon lange keinen mehr."

„So! Und deshalb haben Sie ihn neulich besucht?"

„Ja, zum erstenmal. Das ewige Brieffschreiben paßte mir nicht mehr, und ich wollte 'mal Geld sehen. Ich habe aber nichts bekommen können. Ich hab' ihm gesagt, wenn ich in acht Tagen nicht wenigstens das Geld für einen Wechsel bekäme, würde ich ihn auspfänden lassen. Das habe ich aber nur so gesagt; gethan hätte ich's doch nicht."

„Wirklich! — Was ist denn aber aus dem lebenswürdigen jungen Menschen geworden?"

„Hm, — ja, — das ist noch so eine besondere Geschichte. Aber für Sie ist es nicht schlimm. Der Portier des Hotels, in dem der Pastor gewohnt hat, hat mir's erzählt. Also eine halbe Stunde später, als ich fortgegangen war, kam ein Mann von der Polizei ins Hotel und ließ sich ins Zimmer des Pastors führen. Der Bräutigam des Fräuleins war noch da. „Sie sind verhaftet!" sagte der Polizist und legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter. Da zog dieser, der wohl noch irgend was auf dem Korbholz haben mußte, blitzschnell einen Revolver aus der Tasche, schob sich drei Kugeln in den Kopf und fiel tod zu den Füßen seiner Braut nieder."

Wilhelm starrte eine Weile sprachlos zu Boden.

„Also lassen Sie uns unser Geschäft beendigen," sagte er endlich, sich gewaltsam emporreißend. „Geben Sie mir jetzt die Wechsel, ich gebe Ihnen für den Betrag einen Check auf meine Bank."

Der Tausch ward rasch bewerkstelligt.

„So, und jetzt werde ich Ihnen einen Brief an Pastor Köper dictiren."

„Warum?"

„Sie werden keine Unannehmlichkeiten davon haben. Bitte, schreiben Sie nur!"

Und der Agent schrieb nach dem Dictum Wilhelms:

„Sr. Ehrwürden, Herrn Pastor Köper
in Altenhausen!"

Hierbei übersende ich Ihnen die von Ihnen acceptirten Wechsel im Gesamtbetrage von Mark 5350, welche von jemand, dem Sie einmal einen großen Dienst geleistet haben, eingelöst worden sind. Indem ich erkläre, daß ich jetzt keine Ansprüche irgend welcher Art mehr an Sie habe, zeichne hochachtungsvoll

Ernst Friedrich Halle "

„So, ich danke Ihnen," sagte Wilhelm, „ich werde den Brief mit den Einlagen selbst zur Post besorgen. Adieu, Herr Halle!"

Wilhelm wäre darauf am liebsten gleich nach Altenhausen zurückgekehrt, nur eine gewisse Art von Scheu hielt ihn zurück. Zwei Tage hielt er's noch aus, allein alle Zerstreuungen der großen Stadt vermochten seine Sehnsucht nicht zu lindern, und er eilte wieder ins Dorf zurück.

Die Begrüßung zwischen Vater und Sohn war herzlich. Der alte Schulmeister rief: „Ja, Willi, wie wir uns nach dreißig Jahren wiedergesehen haben, und wie wir uns jetzt nach drei Tagen wiedersehen, das ist ein Unterschied, nicht, mein Junge?"

„Ist Dir doch recht so, Vater, was?"

„D ja, mein lieber Junge!"

„Ich hab' Dir diesmal auch 'was Besseres mitgebracht, Vater. Ich habe einen Arzt in Hamburg kennen gelernt, der hat mir ein Mittel gesagt, das die Gichtschmerzen ganz bedeutend lindert. Ich hab' es gleich für Dich machen lassen."

„Nutting, was sagst Du dazu?! Das ist nett von Dir, das freut mich, mein Willi, daß Du daran gedacht hast, und ich wollt', daß sie bald 'mal wieder käme, dann können wir das Mittel probiren."

„Ach, Vater, laß sie man lieber wegbleiben!" protestirte Frau Anna.

„Nee, Mutter, laß sie man kommen! Das Mittel von Wilhelm, das hilft; da bin ich ganz sicher. Hast Dich gut amüsirt in Hamburg, mein Junge?"

„D ja, da kann man sich schon amüsiren! Aber Vater, Du magst es mir glauben oder nicht, ich hab' doch Heimweh nach Altenhausen gehabt."

Der Alte sah seinem Sohne einen Augenblick prüfend ins Gesicht; dann ergriff er seine Hand. „Junge, wenn mein Vater solchen Sohn gehabt hätte, wär' er zufrieden gewesen!"

Sodann erzählte der Alte, daß Hofbesitzer Bedelmann da gewesen sei und Wilhelm zur Tauffeier am nächsten Sonntag eingeladen habe. Der Cantor hatte die Einladung für Wilhelm angenommen, und dieser war damit einverstanden.

Als Wilhelm dann die Rede auf den Pastor brachte, bemerkte der Schulmeister: „Ja, das wollt' ich gerade sagen. Der Pastor ist mit einem Male 'n ganz anderer Mensch geworden. So heiter und beinahe ganz wie früher. Es ist gar nicht zu begreifen, aber wir freuen uns alle darüber."

Frau Anna erzählte nun frei nach dem kleinen Küchenmädchen bei Pastors, wie da vorgestern ein Brief angekommen sei, und wie der Herr Pastor, nachdem er ihn gelesen, vor Freuden ganz kindisch geworden sei. Zuletzt sei er seiner Tochter um den Hals gefallen und habe weinend gerufen: „Gelobt sei Gott im Himmel!"

Als Wilhelm sich bald darauf nach dem Pfarrhause begab, fand er den alten Pastor ganz wie er es erwartet hatte; das Benehmen Marie's aber war ihm unerklärlich. Sie gab sich noch viel besangener als sonst, wortfarg und zurückhaltend, und betheiligte sich fast gar nicht an der Unterhaltung. Wenn Wilhelm sich an sie wandte, antwortete sie ihm schen und ausweichend, und wie es sich mehrmals zeigte, vermied sie es ängstlich, mit ihm allein zu sein.

Wilhelm verließ das Pfarrhaus verstimmt und unzufrieden. Was hatte das Mädchen nur? Er zweifelte keinen Augenblick, daß Marie den Ketter in der Noth kannte; sie hätte Vertrauen zu ihm, hatte sie gesagt, — warum zürnte sie ihm jetzt? Fürchtete sie, daß er sich seinen Lohn holen wolle? Das war's wohl! Sie hatte den jungen, lebenswürdigen Mann geliebt, — wie lange war es her? Und jetzt wollte er, der alte, verwitterte Abenteuerer um sie freien? Aber einen freundlichen Blick, einen Händedruck, ein Dankeswort wäre die Rettung doch wohl werth gewesen; oder zürnte das Mädchen, daß er so prompt gekommen war, ihren Dank in Empfang zu nehmen? Er mußte Gewißheit haben!

Zwei Meilen von Altenhausen liegt ein kleines Gehölz und in seiner Mitte ein hübsches Wirthshaus, zu dem die Bewohner der Umgegend gern kleine Vergnügungs-Touren machen. Der alte Cantor hatte schon mehrere Male davon gesprochen, und jetzt schlug Wilhelm vor, die Ausfahrt morgen zu machen. Vielleicht gingen Pastors auch mit, wenn der Vater sie einläde. Der alte Pastor hatte die Einladung auch freudig und gern angenommen; Marie freilich hatte erst verschiedene Ausflüchte vorgebracht.

Auf dieser Wagenfahrt nach dem stillen, kleinen Gehölz hoffte nun Wilhelm, sich mit dem Mädchen aussprechen zu können. Aber er hatte sich darin geirrt. Marie wußte es immer so einzurichten, daß sie nie mit Wilhelm allein blieb. Auf dem Stuhlwagen hatte sie sich zu Frau Anna gesetzt, und während des mehrstündigen Aufenthaltes im Gehölz ging sie entweder am Arm ihres Vaters, oder sie unterhielt sich mit dem Cantor und dessen Frau. Frau Hilde hatte endlich bemerkt, daß ihr Sohn mit dem jungen Mädchen allein sein wollte, und sie gab sich Mühe, diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen. Von dem Augenblick an aber, wo sie den Versuch dazu machte, wich Marie nicht mehr von der Seite ihres Vaters.

Auf dieser Ausfahrt hatten sich nur die beiden alten Herren gut unterhalten, und gleich nach der Rückkehr begab sich Wilhelm mißgestimmt in seine Dachkammer.

Als die beiden Alten allein in ihrem Schlafzimmer waren, sagte Frau Anna: „Soll ich Dir 'mal was sagen, mein Christoph? Unser Willi ist in die Pastorentochter verliebt, aber sie will nichts von ihm wissen!"

Der alte Schulmeister zuckte zusammen und starrte sprachlos auf sein Weib.

„Ja, mein Christoph, das ist ganz gewiß; das hab' ich ganz genau beobachtet, und nu weiß ich auch, warum er die letzte Zeit immer so lustig und ganz anders wie zuerst gewesen ist. Na, das Mädchen ist ja wirklich zum Verlieben, aber ich hätt's doch nicht von Willi gedacht. Sieh', er war erst immer so steif und rückhaltig, und man dacht' gar nicht dran, daß man ja doch die Mutter ist. Nu thut er mir aber so schrecklich leid! Er ist immer 'n guter Junge gewesen, und das Mädchen sollt' doch den lieben Herrgott im Himmel danken!"

Der Alte hatte nichts erwidert. Nur seine Verwunderung und sein Erstaunen über die Mittheilung seiner Gattin hatte er in einzelnen zusammenhanglosen Ausrufen geäußert.

Als aber Mutter Anna zufällig einmal mitten in der Nacht aufwachte, da sah sie ihren Mann aufrecht im Bette sitzen.

„Herrgott meines Lebens, Christoph, was ist Dir?!"

„Nichts, Mutter, gar nichts! Ich dacht' nur so: ich hab' immer gemeint, unser Willi wär' so heiter und munter und so zutraulich geworden, weil ich 'mal mit ihm —"

„Ach, mein Christoph," unterbrach Mutter Anna, „leg' Dich doch hin und schlaf! Hier in der kalten Stube sitzt Du in 'n Bett! Du holst sie Dir ja mit Gewalt wieder her!"

Der alte Cantor legte sich gehorjam nieder, und seine getreue Anna deckte ihn sorgsam zu. Er hat sich auch nicht wieder in die Höhe gesetzt, aber geschlafen hat er in der Nacht doch nicht. Er hat noch einen langen, schweren Kampf gekämpft.

Am andern Morgen, als Mutter Anna ausgegangen war, um noch einiges für die Küche zu besorgen, saßen Vater und Sohn allein in dem kleinen Wohnzimmer.

Das Herz des Alten war voll Betrübniß, und den Jüngeren beherrschte eine Art von schmerzvollem Troß. Er starrte mit düsteren Mienen vor sich hin.

„Sag' mal, Wilhelm,“ begann nach längerem Schweigen der Alte, „Du bist mit einem Male wieder so trübe und unfreundlich, bist Du denn so ein launenhafter Mensch, oder ist Dir was Unangenehmes passiert? Hast wohl Unannehmlichkeiten im Geschäft, wie?“

„Ja, Vater, ich — ich habe — Unannehmlichkeiten.“

„Na, wenn's nur im Geschäft ist, das ist ja nicht so schlimm! Wer viel Geld verdient, kann auch 'mal was verlieren. Ich verstehe aber nichts davon. Wenn's aber was Schlimmeres ist als Geschäft, könntest Du denn Deinem Vater nichts davon sagen?“

„Es ist schlimmer, Vater, und ich weiß nur ein Mittel, das mir helfen könnte: Arbeit! Arbeiten macht vergessen. Ich will wieder nach Amerika und arbeiten!“

„So, — so! So schlimm ist das? Und der alte Vater könnte Dir nicht 'mal einen Rath geben, wie?“

Fast stehentlich blickte der Alte zu seinem Sohn auf. „Vater, Du hast einmal zu mir gesagt, ich wär' ein unglücklicher Mensch, weil ich kein Herz gefunden habe. Jetzt weiß ich erst, wie unglücklich ich bin, denn jetzt weiß ich ein Herz, das mich glücklich machen könnte, aber —“

„Die Pastorentochter!“ rief tief aufathmend der Alte.

„Ja, ich habe es schlecht verbergen können!“

„Ja, ja, mein Sohn, Du hast wohl gedacht, daß ich es weiß, und hast mir trotzdem bis jetzt nichts gesagt.“

„Vater, das Mädchen verschmäht mich!“

„Auch das habe ich bemerkt. Aber warum verschmäht sie Dich?“

„Sie hat es mir nicht gesagt, doch kann ich es mir denken. Sie muß eben ihren Verlobten unaussprechlich geliebt haben, denn sie hat ihm ungeheure Opfer gebracht. Und den jungen, schönen, liebenswürdigen Geliebten soll ich vergessen machen! Und noch ein anderes! Vater, was ich Dir jetzt sage, das soll durch keinen von uns beiden jemals ein anderer Mensch erfahren, versprich mir das, Vater!“

„Das verspreche ich Dir, mein Sohn.“

„Marie's Verlobter war ein Elender und hat sich vor den Augen seiner Braut erschossen.“

„Am Gotteswillen!“

„Wäre es nun zu verwundern, wenn das so fürchterlich getauschte Mädchen von Mißtrauen und Abscheu erfüllt wäre gegen alles, was Mann heißt? Und nun komme ich, der ältliche, fremde Mann, und mit Entsetzen sieht sie, daß ich sie zum Weibe begehren werde, weil sie mir ein paar freundliche Worte gesagt hat. Sie wendet sich von mir, um mir nicht erklären zu müssen, daß sie mich verschmäht.“

„Und das macht Dich so elend, mein Sohn?“

„Ja, denn ich liebe das Mädchen unsagbar!“

„O mein Sohn, mein Sohn! Ich hätte allezeit meinen letzten Blutstropfen für Dich hingegeben, und nun reißt Dich ein Mädchen von mir, das Du seit einer Woche kennst!“

„Ich kann es nicht ändern, Vater.“

„Das weiß ich. Und wäre ich denn so unglücklich, wenn ich wüßte, daß Du glücklich werden könntest? In Deinem Sohne würde mein altes Ideal wieder jung werden. Aber so —?! Selbst wenn sie Dich erhörte, wie kann sie Dich glücklich machen, wenn sie Dich nicht liebt?!

„O, wenn sie mich erhörte! Bedenke doch, Vater, sie ist ein armes Mädchen, und sie weiß, daß ich ein reicher Mann bin. Tausend andere in ihrer Lage würden gern das Los annehmen, das ich ihr biete, auch wenn sie mich nicht liebten. Sie weiß mich ab; sie ist besser als tausend andere!“

Wilhelm hatte mit zitternder Stimme gesprochen und wie verzweifelt die Hände gerungen.

„Du hast recht,“ murmelte der Alte, „sie ist besser als tausend andere!“ Plötzlich richtete er sich hoch auf.

„Wilhelm, Du kannst das Mädchen nicht vergessen, wenn Du hier bleibst, nicht?“

„Nein, Vater.“

„Aber Du sagtest, die Arbeit, — die Entfernung, — Amerika — Mein Sohn, mein Wilhelm, geh' morgen nach Amerika zurück!“

Mit thränenenerstickter Stimme hatte der Alte das gesagt, und es schien, als müsse er niedersinken. Wilhelm aber sprang hinzu und hielt den Vater mit starkem Arm.

„Vater,“ rief er, im tiefsten Herzen gerührt, „nur Feiglinge fliehen. Komme, was da will, ich bleibe bei Dir!“

Die Hände der beiden ruhten noch fest in einander, als Mutter Anna eintrat.

„Kimmers, wißt Ihr 'was Neues?“ sagte sie. „Eben

hat's mir Krämer Witte erzählt. Pastor Röper hat zugejagt, er will Sonntag zur Taufe bei Bedelmann zu Tisch dableiben. Das ist das erste Mal wieder; und denn kommt natürlich Fräulein Marie auch mit!“

„Denn will ich Dir 'was sagen, Mutting,“ rief ordentlich übermüthig der alte Cantor, „wenn denn das Mäd'el nicht reden will, denn möcht' ich doch wahrhaftig 'mal versuchen, ob man nicht mit dem Mäd'el reden kann!“

Der Bedelmann'sche Hof war einer der größten der ganzen Gegend, und sein Eigentümer, der junge Heinrich Bedelmann, einer der reichsten Gutsbesitzer des Districtes. Deshalb war auch die Taufe seines erstgeborenen Sohnes ein Ereigniß für die ganze Nachbarschaft, die sich, sobald es sich ums Feste-feiern handelte, recht weit in die Umgegend erstreckte.

Aus Altenhausen waren geladen, — das Dorf lag eine gute halbe Stunde von dem Bedelmann'schen Hofe entfernt, — also der Herr Pastor nebst Tochter, dann der pensionirte Schulmeister Christoph Hilde nebst Frau und Sohn Wilhelm, der jetzt im Amte sich befindende Schulmeister Rolke, Kaufmann Kose und Schneider Trolle. Der Letztere hatte diese Bevorzugung nur dem Umstande zu verdanken, daß er mit einer Seitenverwandten des Bedelmann'schen Hauses seinerseits wieder seitenerwandt war.

Wilhelm hatte sich den Wagen des Gastwirths Niemann zu drei Uhr nachmittags bestellt. Der Herr Pastor ward vom Hofbesitzer Bedelmann selbst in dessen Staatskutsche geholt. Präcise drei Uhr ging die Fahrt los. Der alte Cantor hatte vorsichtig die Fensterladen vorgelegt, und zum ersten Mal trat das Sicherheitschloß in Thätigkeit, das Schlosser Wilke zum Schutze der amerikanischen Gold- und Silberschätze angebracht hatte. Es war ja seit der Zeit zum ersten Mal, daß das Haus ganz allein blieb. Zum ersten Mal auch trug der Schulmeister die goldene amerikanische Uhr mit der großen Kette und Frau Anna ihr neues Kleid. Es war gestern erst fertig geworden, aber schöner geworden war es nicht. Frau Bäsch hatte verschiedene Keile in die Taille gesetzt und die Nähte dann mit Puffen und Rüschen besetzt, die sie von dem Rode wieder abgeremmt hatte. Frau Anna konnte sich nun allerdings in der Taille bewegen, aber sie fühlte sich nicht glücklich in dem Kleid, und der alte Cantor hatte gesagt: „Ja, Mutting, wenn Du das Stück Dings anhast, denn sieht man ja, daß das ein Kleid ist, — sonst aber könnte man das nicht gleich so wissen.“

So gegen vier Uhr nachmittags waren ungefähr hundert Gäste auf dem Bedelmann'schen Hofe versammelt. Man konnte sie in zwei fast gleiche Theile theilen: in ländliche und städtische Gäste. Die Hausfrau, Frau Erna Bedelmann, war die Tochter eines reichen Korn-Speculanten in Cuxhafen, und deshalb war eine Anzahl angesehenere befreundeter Familien dieses Städtchens zur Taufe geladen. Diesen machte die noch jugendliche Dame des Hauses die Honneurs, während ihr Mann sich, seinen Neigungen entsprechend, mehr mit seinen ländlichen Gästen beschäftigte.

Der reiche Amerikaner war gleich bei seinem Erscheinen Gegenstand verhohlener und auch unverhohlener Aufmerksamkeit geworden. Die Hausfrau hatte ihn sofort ihrer Schwester vorgestellt und diese dringend angewiesen, sich ihres „lieben Gastes aus der Ferne“ gut anzunehmen, da sie selber doch wohl nicht die genügende Zeit dazu hätte, so leid es ihr auch sei. Und Fräulein Emma, eine junge Dame von etwas herausfordernder Hübschheit, nahm sich des „lieben Gastes“ so gut an, daß er garnicht wieder von ihr loskommen konnte.

Pastor Röper hatte die heilige Handlung beendet; bald darauf begab sich die Gesellschaft zu Tische. Die große Dreifachscheune war reich decorirt und mit Fahnen und Guirlanden ausgeschmückt, und in ihrer Mitte stand eine lange, geschmackvoll gedeckte Tafel.

Wilhelm hatte sich vorgenommen, er wolle sich ein Herz fassen und Marie zu Tische führen. Aber er hatte noch kaum einen Schritt in die Speisehalle gesetzt, so war auch schon Herr Hofbesitzer Bedelmann neben ihm, stieß ihm vertraulich mit dem Ellenbogen in die Seite und sagte freundlich nickend: „Sie wollten wohl gern meine Schwägerin Emma bei Tische haben, nicht? Na, das woll'n wir schon machen!“

Dagegen führte Herr Cantor Rolke, der erwähnte amtirende Schulmeister von Altenhausen, Fräulein Marie zu Tische. Herr Cantor Rolke war 37 Jahre alt, seit einem Jahr verwittwet und auch außerhalb der Schule immer Schulmeister. Er lehrte, unterrichtete und corrigirte immer und unausgesetzt, ohne Ansehen der Person, des Ortes und der Gelegenheit.

Links vom Cantor Rolke saßen Schneider Trolle und Frau, und an Fräulein Marie's rechter Seite hatte sich das Ehepaar Kose aus Altenhausen niedergelassen. Christoph Hilde und seine Anna waren zwischen die

Städter gerathen, die alle starr auf Frau Anna's neues Kleid blickten.

Da ging der alte Cantor zu Kaufmann Kose und jagte: „Kose, wollen Sie mir einen großen Gefallen thun? Ich sitz' da so nahe an der Thür. Es ist bloß wegen der alten Sicht. Es zieht da so. Lassen Sie uns die Plätze tauschen. Sein Sie so gut!“

„Ja, Herr Cantor, eigentlich möcht' ich lieber hier sitzen bleiben!“

„O, Kose, thun Sie's man! Ich schreib' Ihnen Neujahr auch alle Rechnungen aus, und denn kommen Sie ja auch dichter bei'n Pastoren zu sitzen, da kommen immer die besten Braten zuerst hin.“

Und Kaufmann Kose und Frau tauschten die Plätze mit dem Cantors-Ehepaar, und der alte Schlauberger kam an die Seite von Fräulein Marie.

Die Tischdame Wilhelms, Fräulein Emma, machte diesem fortgesetzt lebhaft die Cour. Sie war eine Zeit lang in Hannover in Pension gewesen, und ihre Schwester sagte oft von ihr: „das Mädchen macht famos Conversation“, und ihr Schwager sagte oft von ihr: „de Deern kann sein smaden.“

Heute beklagte sie im blendendsten Höherentöchter-Auffahstil zunächst die Seelenleiden einer besser veranlagten Jungfrau, die an die „kleinstädtische Scholle“ gebunden ist, und ging dann zu der sehnsüchtigen Bewunderung über, mit der sie immer zu einem großen freien Gemeinwesen aufgeblickt habe, wobei sie etwas gewaltsam das Wort „Sternenbanner“ in Anwendung brachte.

„Wissen Sie, lieber Herr Hilde,“ meinte Fräulein Emma unter anderem, „wissen Sie, wodurch Sie mir ganz colossal imponiren?“

Herr Hilde wußte es nicht.

„Das will ich Ihnen sagen! Ich habe schon dreimal Leute gesprochen, die in Amerika waren. Die sagen immer bei jedem dritten Wort yes oder no. Sie sagen niemals yes oder no. Das finde ich entzückend! Sie sind ein origineller Mensch! Sie werden es nicht übel nehmen, wenn ich eine Bitte wage, Herr Hilde?“

Herr Hilde nahm es nicht übel.

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

Insel der Seligen.

Insel der Seligen! — Ragend in schroffem Bau
Entsteigt dein Fels des Meeres Wogenschnee;
Südlischen Himmels ewiges Dunkelblau
Breitet sich lachend über Land und See.
In Myrtenhainen singen Nachtigallen,
Schimmernd schlingt sich der Purpurrosen Gluth
Um die Säulen leuchtender Tempelhallen;
Der Brunnquell rauscht. Auf stiller Seen Fluth
Wiegt sich der Schwan. Im Grase wunderbar
In tausend Farben Märchenblumen blühen,
Und über allem: Feuerstrahlen-Garben,
Zitternd und flimmernd, Glanz, der nimmer ruht.
Das ist der Glanz der Erdensonne nicht,
Ist nicht der matte Schein von unsern Sternen, —
Das dringt herab aus nie erforschten Fernen,
Ist Licht vom Urquell, Licht vom ew'gen Licht!

Kein Schiffer von der Erde Schiffern fand
Noch je den rechten Weg an dies Gestade,
Kein Sterblicher betrat noch diesen Strand,
Nur sel'ge Geister kennen seine Pfade. —
Selige Geister! . . . Frieden ist ihr Los,
Wunschloser Frieden; alle Stürme schweigen,
Der Baum wirft ihnen Früchte in den Schoß,
Die Quelle bietet Kühlung, duftend neigen
Die bunten Blumen sich zu ihrem Fuß . . .
Vorüber Erdenwünsche, Erdenträume!
Frieden! Frieden! rauschen die Myrtenbäume,
Und: Frieden! tönt der Nachtigallen Gruß . . .

Insel der Seligen! — Ein Schemen sah
Ich deinen Strand den Wogen einst enttauchen;
So ferne warst du mir, — und doch so nah!
Schon fühlst' ich deinen Frieden mich umhauchen,
Athmete schon des Lichtes Strahlenfülle . . .
Und still ward es in mir, — sabbathstille . . .
Verlösch't des Herzens ewige Hoffnungsgluth,
Sehnsucht und Wunsch zerstoßen in den Winden . . .

Insel der Seligen, dich begrub die Fluth!
Werde noch einmal ich dich wiederfinden?

Dorothee Goebeler.

Wachdruck verboten.

Die Affaire von Cabo St. Vincent (Anno 1680).

Von Wanda Bartels in München.

Siehe das Bild auf Seite 29 von Hans v. Bartels in München.



Cabo St. Vincent, — ein Vorgebürge an der hispanischen Küste; dieser Ort hat gar viele sehr große Schreden, ja, es sollen dieselben von solcher erschrecklichen Größe sein, daß deren eine bey 300 Pfund wieget. Ist nebenbei ein gar feiner Seehafen mit einem wohlgebauten Schlosse."

Also schrieb Herr Hieronymus von Gramschütz in seinem Entwurf zu einem „allgemeinen historischen Lexicon“, daß er in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren seines Lebens ans Licht zu geben gedachte. Danach aber hielt er inne, und seine Augen, die groß und blau und blühend waren, richteten sich mit nachdenklichem Ausdruck in das Licht, das auf einem silbernen, reich gearbeiteten doppelarmigen Leuchter vor ihm brannte.

Eine Falte auf seiner Stirn, in die das kurzgeschorene, leicht ergraute Haupthaar in Form einer Schnecke hineingewachsen war, zeugte von Unzufriedenheit. Doch konnte diese nicht wohl von äußeren Dingen herrühren, denn es herrschte nicht nur jene vollkommene Ruhe, die Herr Hieronymus von Gramschütz zu seiner „Zwiesprache mit den Mufen“ verlangte, sondern das Gemach selbst verrieth, soweit das weiche Licht der Kerzen reichte, eine behagliche Pracht, die gar wenig an den geistlichen Beruf des Hausherrn gemahnte. Und von der Goldleder-Tapete bis zur Bücherei zeigte sich alles an den Wänden und Regalen, an Möbeln und Geräthschaften in solcher Harmonie und Bequemlichkeit zum Gebrauche, daß der Ausdruck des Mißbehagens in seinem Antlitz eine andere Ursache haben mußte.

War auch so! Mit einer ungeduldrigen Bewegung schob er das beschriebene Blatt zur Seite und nahm ein neues, darauf er mit rascher Bewegung der wohlgepflegten Hand, ab und an leise stöhnend (denn die Fülle seines Leibes klang nicht gut zusammen mit der Bewegung seines Gemüthes), das Folgende niederschrieb:

„Was ist die historia? Und wozu dienet sie mir? — Wieht mir der Unmuth dieser Stunde nicht ein, zu denken, sie seie erfunden und inventirt, um den lebendigen Baum des Lebens in Wurzeln, Blätter und dürre Blüthen aus dem Herbario eines Gelehrten zu verwandeln? Dörrt sie nicht die Ereignisse aus, bis sie ihre eigenen Skelette werden? — Darum sagen sie, dieses eben sei ihre Größe und Gewalt, daß sie alles Persönliche auslösche und die Ereignisse für sich reden lasse? Mir scheint es nicht also.“

Soll ich schreiben in dem Wörterbuche: Cabo St. Vincent: es war allhier eine geringe affaire zwischen dem Geschwader des Kurfürsten, meines Herrn, und den Spanischen? — Dieses wäre genuglam für jene, so es lesen wollen, nach der alten Mode der Wörterbücher. Ich aber will dieses ändern. Ich habe gemeint, von einem jeglichen Worte, welches in diesen Blättern verzeichnet werden soll, so viel zu sagen, als ich weiß; nicht im Umriß, sondern mit Grund und Ursache von Untergang und Aufgang, und soll also keiner denken, daß ich solches aus persönlicher Eitelkeit erfunden, weil ich bei dieser und mancher andern affaire gegenwärtig war und es mir also flattiret, von mir selbst zu reden, sondern es flammet dieser mein Entschluß aus einem guten Willen zur Wahrheit. Dafür soll man's nehmen.

Ich aber mit der affaire von Cabo St. Vincent beginne, will ich Grund und Ursache davor angeben, wie sich's zugetragen.

Es hat zu der Zeit mein allergnädigster Herr, Kurfürst Fridericus Gustelmus, von der Krone Hispanien noch 1 800 000 Reichsthaler Subsidien Gelder zu fordern gehabt, nach seinem guten Recht gebrieft und gesiegelt. Hat aber Hispanien trotz aller ambassaden nicht Miene gemacht, solches zu zahlen, weder in Geld, noch auch, wie solches unser gnädigster Herr in seiner großen Weisheit vorzuschlagen geruhet, mit der Insel Trinitados in Amerika. Denn es hat Maria Anna, so für Carolum secundum, ihren Sohn, regieret, zwar ein groß Verze befehlen, darin nach Reichthum, dem Jesuiten, und Venezuclam, dem Kämmerer, noch Raum war für andere, allein

die Staatskunst hat wohl derlei Eigenschaften ermangelt, welche jene Fürstin zum Studium lodten. Hat sie nicht geliebet. Und hat darum dieses Land, ob zwei Köpfe gleich den Kronreiß trugen, doch des Oberhauptes entrathen müssen.

Etwan um diese Zeit haben die Niederländer (uns weit voraus an praktischem Verstand), als einen gar simplen Ausweg erfunden, an der Zahlung statt, die hispanischen Lande in summa als Freigut zu erklären und ihre Schuld davon zu contribuiren, wann und wo es ihnen beliebte. Haben darum einen Anschlag gethan und verkünden lassen ein Placat vor die Freiweibers, um in Spanien zu rauben, daß sie auf solche Weis zu dem Thron kämen. Ist auch, um desto mehr Leute zu diesem zu veranlassen, die Abgabe von den Brisen, welche die hochmögenden Herren Staaten und Se. Excellenz, der Prinz von Oranien, mit dreißig vom Hundert zu nehmen pflegten, auf achtzehn vom Hundert herabgemindert, also daß ein ehrlicher Mann konnte zu anständigem Fortum kommen, indessen er für des Staates Wohl sorgte.

Solch abredirtes Verfahren hat meinem allergnädigsten Herrn wohl eingeleuchtet, und da er insonderheit kein Freund der cunctatorum gewesen, so hat er, da abermals eine ambassado erfolglos verlaufen, die sechs Kriegsschiffe und zwei Brander flugs aus der Ostsee nach Spanien beordert. Hat auch solches nach der Courtoisie Mariae Annae vermelden lassen, daß er nun zu dem Seinen sich selber behelfen wolle. Das hat sie nicht getränkt.

Da aber unser gnädigster Herr noch solche hat brauchen können, die mit der Flotte als Hazaardeurs mitgingen, so hat sich unter anderen der Friedrich Otto von der Gröben dazu gemeldet und der Jonas von Luingenberg; und da mir das Waffenwerk verleidet war, bin ich, Hieronymus von Gramschütz, als Priester und Tyrtaus mit dieser Kriegsflotte gegangen.

Wir drei haben weder zusammengehalten, ob wir gleich verwunderlich zusammenpaßten. Will sagen, warum. Ist auch keine Schande und Schaden für die Nachwelt, davon zu lesen.

Otto Friedrich von der Gröben war der Beste von uns, das muß ich sagen. War erst 23 Jahre alt und hatte schon (o Triumph der göttlichen Mufen!) das divine Poem vom edlen Vergone und der tugendhaften Arete ans Licht gegeben. War ein Trümmern und Dichter und doch allzeit aimable, wie es einem Kammerherrn vom Kurbrandenburgischen Hofe anstehet. So ich die Welt nicht kannte, würde ich es als ein blams vor die Nachwelt erachten, hier zu erwähnen, was billig alle Welt wissen sollte, daß er danach von unserm allergnädigsten Herrn destiniert ward, die erste kurbrandenburgische Kolonie in Afrika zu gründen. Da mir aber nach allerlei Erfahrung die Wandelbarkeit aller menschlichen Empfindungen bekannt geworden, soll's stehen bleiben. — Der Jonas von Luingenberg war ein Unzufriedener, der allzeit mit seinem Rittmeister streiten mußte. Ist darum zur See gegangen und hat auch allda seine Ruh gefunden.

Ich aber, Hieronymus von Gramschütz, bin solcher Art zu der Flotte gekommen, daß sich das Blut meines alten Geschlechtes nicht ganz hat beugen wollen unter den geistlichen Verur, sondern die Lust nach den Waffen hat mich aufgejagt und fortgerissen. Ob ich gleich vor mir selber geschworen, meine Hände davon zu halten, so stand mir doch frei, meine Ohren mit ihrem Klirren zu erlaben und mit meinen Worten die vaillances der Kämpfenden zu des Vaterlandes Ehre neu zu enkammiren.

Bei Gott, meine Hände haben gezittert, nach dem Schwert zu greifen, und der Unmuth war groß in mir über die à la modischen Gesetze, die einem Edelmann wegen eines auf der Jagd zu Tode getroffenen Bäuerleins solch hehres Spiel verleiden. Hab's doch überwunden, wenn auch schwer.

Den Oberbefehl über die Flotte hat unser allergnädigster Herr dem Admiral Alders übergeben und that wohl daran; denn ob derselbe gleich von seiner illustren naissance war, und es uns im Anfange gar verwunderlich dünkte, daß ein Mann von so geringer Herkunft sollte über uns zu gebieten haben, so war seine Klugheit doch gar leicht erfundlich und erweckte so estimo als confidencio in uns. Ja, wir empfanden es am Ende als unwürdig, vor diesem Manne auf unsre alten Namen zu pochen und dieselben herauszustreichen, wie eine neue Krämerware, davon man den Werth ihm mit Gewalt wollte zur conaissance bringen. Also hat er durch seine innerliche Dignität uns jugendliche Heißsporne in wadere, echt adeliche Kämpen gewandelt.

Es ist im Anfange unseres Zuges Fortuna uns so günstig gewesen, daß wir bei Ostende einen spanischen Kaufsahrer und nicht weit von Amerika zwei desgleichen zu lapern vermochten, davon wir allerlei Kostbarkeiten erbeuteten, als da waren: 25 Kisten Seidenwaren und Goldbraut; 5 Ballen Baumwolle; Ebenholz; 38 000 Stück Porzellan; Bezoarsteine; 11 Töpfe eingestottener Ingber; Kanehl; Drogenblut; 2 Käftchen mit Moischus, 2 item mit Diamanten; 13 000 Sack Bantam'schen Pfeffer; 6 Kisten mit Lakwaren; Gummi gutti und andere Preciosen. Ueber solche Beute ist uns der Kamm gewaltig geschwollen, und wir haben gemeint, uns auf die Lauer zu legen und diejenigen hispanischen Schiffe abzufangen, so die Abgaben der Colonien von Amerika nach Spanien zu bringen pflegen, und welche man die Silberflotte benennet. Es wäre der Fang eines solchen Schiffes eine gar vortreffliche Sache gewesen und hätte meinem Herrn, dem Kurfürsten, zu seinen Subsidien Geldern, dem Lande Hispanien aber von seinen Schulden geholfen. Hat darum der Admiral Alders Ordre gegeben, daß sich unsre ganze Flotte in der Nähe des Cabo St. Vincent auf die Lauer legen sollte. Und ist so geschehen.

Eine kleine Frist zuvor haben wir einen kleinen Kaufsahrer von Danzig in Convoy gehabt, hat geheizen: „der Pfau von Amsterdam“, und denselben glücklich nach Cadex geleitet.

Da wir nun bei Cabo St. Vincent auf der Lauer lagen, ist auf einmal ein schnellsegelnd Schiff eilends auf uns gefahren,

welches eben dieser „Pfau von Amsterdam“ war; und der Kaufmann, Hans Doppler mit Namen, ist an Bord des Admiral-Schiffes gekommen und hat also berichtet: nämlich wie er vernommen, daß eine spanische Flotte von etwa siebenzig Schiffen an der Küste aufgestellt sei, welche mit Kreuzen und Laternen alle feindlichen Anschläge auf die Silberflotte solle behindern. Sei aber ein graulich heisses Fieber und Leibstochen unter derer Bemannung, so Ruderclaven als Soldaten, ausgebrochen, also daß nunmehr, da die Arrivierung der Silberflotte sich um reichlich einen Monat verspätet, mehr als zwei Drittheile derer beflagten Flotte kriegsuntüchtig geworden sei.

Da dieser Hans Doppler noch mit dem Admiral geredet, hat man die Segel derer Silberschiffe allbereits austauschen sehen, sodah mit Hast die Ordre erlassen ist: ein jedes unsrer Schiffe solle Stellung nehmen zum Angriff, nicht weit von einander, sondern in halbem Bogen die Ankommenden erwartend.

Da sind die Hispanier mit solcher Furiosität auf uns los, als wollten sie lebendig uns verschlingen, haben mit südländischer Hitzigkeit ihre Kanonen abgeschossen, ehe daß sie uns zu treffen vermochten, und sind ihre Kugeln unschädlich im Wasser versunken. Alders aber hat geboten, nicht zu schießen, bis daß die Hispanier dicht unter uns waren. Da ist das Hauptschiff der Hispanier an uns gewendet und hat eine wahre Hagelböe von mindestens 250 Rüstentugels auf uns entladen, dtewelche unser Focksegel einem Stebe gleich machten; wir aber haben immer noch geschwiegen. Und hat dies Schweigen einen grausam tödtlichen und mysteriösen Eindruck verursacht. Danach haben wir langsam gewendet, bis daß unsere Breitseite zum Feinde lag, und haben Feuer gegeben aus drei Stücken, zwei halben Kartauten und einem Dreiling, doppelt scharf geladen, daß es dem Hispanier durch und durch gegangen ist und hat so Masse als Segel, so Mannschaft als Offiziere weggerissen, daß eine gar entsephliche musica lothalis begonnen hat und den Lebenden so Muth als Besinnung entschwand. Ein grausam Schicksen ist danach gefolgt, Rauch und Schreien und Splintern und Krachen; und ob es gleich um die Mittagzeit und Windstille war, hat das Meer aufgebraust und sind die Wellen angeschwollen, als ob Poseidon selber eine Freude habe am Kampfe, wie Homerus uns meldet, der ewig junge.

Wie aber haben wir die courago admiriren müssen von unserm Admiral! Den ganzen Tag hat er auf Deck oder oben im „Zinkenest“ ausgehalten und Matrosen und Constapels beständig zur victoires animirt mit solcher Freudigkeit, als ging es zur gavotta. Die aber haben gefochten wie Löwen; allein, was das wunderlichste war, so ist es auf unserem Schiffe so stille gewesen, daß es höchst admirabel erschien. Hat man nicht einmal die aufschreien hören, welche fielen, und sind dann diese selbst rasch bei Seite und unter Deck geschafft, um die Kämpfenden nicht zu verlaufen. Sind da endlich so weit gelangt, daß wir die Enterhaken haben einschlagen können und ist eine grausame Nord-Komödie gespielt, herüber und hinüber. Die Gefangenen, so man gemacht hat, haben ohne Gnade und Quartie geben, die Courante über Bord müssen tanzen und hélas! unter diesen selbigen Tänzern hat sich Jonas von Luingenberg befunden. O, der schrecklichen Pein!

Das Wasser aber, darinnen viele ihre ewigliche Ruh gefunden (ob dieselbe gleich nicht nach ihren Wünschen schien, nach dem Ringen um das Leben zu urtheilen, welches sie vollführten), ist zu hoher Wuth gekommen. Hat sich Welle auf Welle zwischen die Kämpfenden gestürzt und hat am Ende unser Admiralschiff von dem Hispanier gelöst und losgerissen, trotz der Enterhaken. Und ob die übrigen von unsrer Flotte ebenfalls victorieux gefochten, ist der Sieg dennoch von uns gewichen; denn mit einem Male haben wir Segel um Segel austauschen sehen, also daß die reine Linie des Horizontes völlig ausgelöscht war. Da haben wir gewußt, daß dieses die Flotte war, welche das Silberschiff zu entsephen kame. Haben unsre Segel gerichtet und geist, zu entwischen. Ist da manch Wort zum Himmel geflogen, unähnlich einem Gebete; und konnte selbst ich solches nicht mit Tadel bedenken, wie mein Amt es verlangt, denn mein Herz war verdroffen, daß die Zahl unserer Schiffe so klein und die der Feinde so ungemessen war, daß alle vaillances der Welt solcher Uebermacht weichen müßte. Unter den Augen unserer Verfolger und schier unter ihren Kanonen haben wir dann in dem portugiesischen Hafen Lagos eine Zuflucht gefunden. Man nannte es früher Jacobriga, und hat der König Sebastian ein Schloß dorthelbst aufgeführt, welches vor important passirte. Dorthelbst sind wir geblieben bis zur Heimkehr.“

Fast ohne abzusehen hatte Hieronymus von Gramschütz dieses geschrieben. Stunden mochten darüber vergangen sein, denn seine Blide hasteten mit leichtem Staunen auf der niedergebrannten Kerze, daran das abfließende Wachs wunderliche Tropfgebilde geformt hatte. Dann überflog er die Anzahl der Blätter, die vor ihm lagen, und lächelte, nahm dann den Kiel wieder zur Hand und schrieb unter das Vorige:

„Soll ich dieses zerstören, weil mein Verstand mir sagt, daß es nichts zu dem Zwecke taugt, dazu es bestimmt war? Denn nur, wenn ich ein Thor wäre, würde ich meinen, es sei dieser Abschnitt in all seiner Länge nach usable vor mein Lexicon. Aber warum vernichten? Dir, Friedrich Otto, will ich es senden in memoriam der Zeiten, da wir zusammen jung waren, und daß Du erkennst, wie die Jahre, ob sie gleich lichte Fäden in mein Haupthaar zogen, doch nicht vermochten, meinen Charakter zu wandeln.“

Nimm's hin und lies es!
Geschrieben zu Brandenburg in der Nacht anno 1710
Hieronymus von Gramschütz.“





Die Affaire von Cabo St. Vincent. Anno 1680.
Nach dem im Besitz Sr. Majestät des Deutschen Kaisers befindlichen Bilde von Hans von Bartels in München. — Siehe Seite 28.

Kochdruck verboten.

Hiddigeigei.

Eine Geschichte aus der Carnevals-Zeit von Alwin Römer in Magdeburg.

„Gott sei Dank, daß Sie kommen, Doctor! So eine Wirtshaus! Nichts ist in Ordnung! Der ganze Saal mußte erst aufgeräumt werden, die Tapezierer sind auch noch nicht fertig, und geheizt wird in diesem Augenblick! Lieber will ich mich viertheilen lassen, ehe ich mich wieder dazu hergebe, feste zu arrangieren, am allerwenigsten ein Kostümfest! Diese norddeutsche Schwerfälligkeit hat einmal nichts dazu! Dem paßt dies nicht, jenem das nicht! Es ist, um aus der Haut zu fahren, wahrhaftig! Hat sich der Provisor nicht steif und fest eingebildet, er müsse den Trompeter spielen, weil er auf einem vorfindstulischen Dings von Nachtwächterhorn den 'Guten Kameraden' blasen kann? Und aus Wuth darüber, daß ein anderer den Jung-Werner vorstellt und nicht er, hat er uns jetzt in der letzten Minute den Hiddigeigei zurückgeschickt. Es thut ihm natürlich furchtbar leid, aber er sei 'derartig erkaltet' und so weiter! Hier, lesen Sie den Wisch selbst!“

Der prächtige, alte Herr, der sich dermaßen ereiferte, wischte sich nach seiner Rede den Schweiß von der im Laufe der Jahre respectabel gewachsenen Stirn und blidte sodann dem Doctor Weinland mit einem so kummervollen Ausdruck ins Gesicht, daß dieser sich die allererdenklichste Mühe gab, seinen von den Irthümern der Bosheit durchzuckerten Mienen den Anspruchslosigkeitsvollster Besorgnis zu verleihen. Hatte er doch ein Auge auf die schöne Emmy, des alten Herrn Stiefnichte, geworfen!

„Ist die Möglichkeit!“ jagte er dann, sich entrüstend. „Dieser Provisor! ... Aber die Apotheker haben alle so einen kleinen Stich, wissen Sie, ... von den vielen Giften, mit denen sie umgehen müssen!“

„Sicher, bester Doctor! Aber deshalb haben wir keinen Hiddigeigei!“

„Vielleicht macht ihn Sparfeld?“

„Profit Mahlzeit! Der hat sich in den Wirth zum goldenen Knopf verliebt und läßt sich nicht davon abbringen, obgleich der ganz gut fortbleiben könnte!“

„Schade!“ bedauerte Weinland. „Wie ist's denn mit dem Sohn des Justizraths?“

„Der spielt doch den Kutscher Anton!“ jammerte der Stadtrath, nervös werdend.

„Ach ja! Und der Steuer-Inspector?“

„Den alten Pfarrherrn!“

„Hm, ... denn freilich!“

„Ja, aber einen Hiddigeigei müssen wir haben! Und wenn kein anderer will, müssen Sie 'ran, Doctor!“

Weinland bekam einen heftigen Schreck. Wenn die schöne Emmy ihn in der lächerlichen Katermaske sah, würde sie ihn noch schnippischer behandeln, als bisher. Und er hatte sich gerade für heute eine Attaque vorgenommen.

„Ich?“ fragte er besonnen. „Und der Fudribus?“

„Ach was! Den streichen wir dann eben!“

„Unmöglich! Der gehört so sicher dazu, wie der Kater. ... So gern ich Ihnen etwas zu liebe thue, Herr Stadtrath, aber hier muß ich protestiren! Außerdem würde ich mich todtschweigen in dem engen Kostüm.“

„Ja, dann weiß ich eben keinen Rath!“ meinte der Stadtrath achselzuckend und zog die Stirn in schreckliche Falten.

„Holt, ich habe eine Idee!“ schrie plötzlich der Doctor. „Wir nehmen den Hausknecht von unserem Gymnasium!“

„Um des Himmels willen! Das geht doch nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Einen Hausknecht?“

„Aber es weiß doch keiner vom anderen, wer hinter der Maske steckt, außer uns Vorstandsmitgliedern! Und wir werden's nicht verrathen!“

„Wenn auch!“

„Sobald der Festzug vorbei ist, können wir ihn ja wieder laufen lassen!“

„Hm, ... das ginge am Ende wirklich, Doctor!“

„Famos geht's, sage ich Ihnen! Der Mann wird uns Spaß machen. Wir müssen bloß seinen Mund halten!“

„Na, selbstverständlich!“ erklärte der Stadtrath. „Gehen Sie nur und bringen Sie die Geschichte in Ordnung. Wir fällt ein Stein vom Herzen, wenn wir wieder einen Hiddigeigei haben!“

Der Doctor verschwand, innerlich lachend. Die Aufregung des Stadtraths über eine derartige Sache war ihm offenbar tomisch und bereitete ihm ein höchst verabscheuungswürdiges Privatvergnügen. Dafür rächte jedoch das Schicksal den geplagten Fest-Arrangeur. Der Doctor traf weder Hausknecht, noch Castellan im Gymnasium an. Er trabte auf die unheimlichen Böden, die von den Hausfrauen der Nachbarn zum Trocknen der Wäsche benutzt wurden und durch leise wehende Bettläden, Hemden und Handtücher stets Anlaß gaben, Gespenstergeschichten in die Welt zu setzen. Er tastete sich in den Keller hinunter, wo er den Hausknecht bei den Kohlen vermutete.

„Nichts vernahm er als das hohle Echo längs den Wänden.“

Das war fatal im höchsten Grade. Noch eine halbe Stunde fehlte bis zum Anfang des Festes, und wenn er bis dahin keinen Kater aufgetrieben hatte, bekam der Stadtrath unfehlbar einen Wuthanfall.

Da hallten Männer Schritte den großen, spärlich erleuchteten Corridor des Gymnasial-Gebäudes herauf.

„Sind Sie's, Friedrich?“ fragte hoffnungsreich der Doctor, und da nicht gleich eine Antwort kam, rief er ungeduldig: „Aber so antworten Sie doch, Mensch, ob Sie's sind!“

Darauf erklang ein wenig spöttisch eine fremde Stimme: „Natürlich bin ich's! Homo sum, humani nihil a me alienum puto! Aber ob Ihnen damit gerade gebient sein wird —“

„Herrgott, der kann ja lateinisch!“ dachte Doctor Weinland. „So gebildet ist doch unser Hausknecht nicht!“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte er daher, „ich habe Sie für jemand anders gehalten. Es ist hier so dunkel! Aber sagen Sie 'mal —“ Und dabei zog er den Fremden in die Nähe der flackernden Gasflammen. „Na nu! — Du bist's, Lindemann! Ja, wo kommst Du denn her?“

„Allerdings! Ich pilgere jetzt schon das dritte Mal durch dieses unheimliche Gebäude, ohne ein menschliches Wesen zu finden! Aber entschuldigen Sie gütigst, ich erkenne Sie nicht!“

„Ein netter Freund, das muß man sagen! Kennst Du Weinland nicht mehr, dem Du bald einmal die Nase abgeschlagen hast damals in Trotha? Was?“

„Wahrhaftig, Weinland! Na, aber so 'was! Das macht der Bollbart, den Du Dir zugelegt hast. Ja, alter Junge, bist Du denn etwa auch hier angestellt?“

„Seit anderthalb Jahren! ... Und Du?“

„Ich bin auf Verordnung der Regierung hergekommen. Ich soll Professor Wurzen's Stunden hier übernehmen!“

„Nicht möglich! Davon wissen ja wir noch kein Sterbenswort!“

„Mir hat es vorhin Euer Director mitgetheilt. Ich wußte auch nichts weiter, als daß ich mich hier schleunigst einzufinden hätte! Na, lange genug gewartet hatte ich ja schon! Wie ich mich gefreut habe, kannst Du Dir daher wohl vorstellen!“

„Natürlich, alter Sohn! Gratulire von Herzen! ... Du warst bis dahin an einer Privatschule, nicht?“

„Ganz richtig. Für sogenannte 'höhere Töchter! Da habe ich 'was erlebt, kann ich Dir sagen! Diese Mädels ...!“

„Glaub' ich Dir gern! Aber erzähle mir das lieber ein andermal. Ich habe es nämlich furchtbar eilig. Was wolltest Du eigentlich hier?“

„Mir 'mal die Klassen zeigen lassen. Und dann sollte mir der Castellan gleich die Adressen der Herren geben u. Je eher man diese scheußliche Visiten-Ghose hinter sich hat, je besser ist es ja!“

„Selbstverständlich! ... Uebrigens, wenn Du die Herren lieber erst in Gesellschaft kennen lernen willst: wir haben heute gerade eine brillante Gelegenheit, Dich einzuführen. Alles, was so dazu gehört, weißt Du: Bürgermeister, Militär, Gericht, Aerzte und so weiter. Kannst gleich mitkommen!“

„In dem Kostüm?“ fragte Lindemann mit leisem Zweifel und sah an seinem grauen Jaded-Anzug herab.

„Ich gebe Dir ein anderes!“

„Nein, nein! Dein Frack ist mir viel zu weit!“

„Wer redet denn von meinem Frack! Du bekommst etwas ganz anderes! Wir haben nämlich ein Kostümfest zur Eröffnung des Carneval.“

„Um Gotteswillen! Was meinst Du, wie mir noch der Kopf brummt vom Abschiedsfeiern gestern! Ich in ein Kostümfest mit der Katerstimmung?“

„Gerade die macht Dich besonders geeignet, Freundchen!“

„Willst Du mich höhnen?“

„Ganz und gar nicht! Wir führen nämlich einen Festzug auf, in dem die Figuren aus Sagemel's 'Trompeter' vertreten sein sollen, und da ist die interessanteste Rolle noch zufälliger Weise zu besetzen ...“

„Entschuldige, aber ich kann nicht blasen!“

„Blasen? Ja, wer verlangt denn das? Hiddigeigei braucht doch nicht zu blasen?“

„Ach, den Kater soll ich spielen?“

„Ja, bei Deiner Stimmung! Denke doch! Paßt das nicht famos?“

„Und den hältst Du für die interessanteste Rolle?“

„Unbedingt!“

„Ich danke! Etwas anders hatte ich mir mein erstes Auftreten in der hiesigen Gesellschaft denn doch vorgestellt!“

„Sei doch nicht so verdreht! In keinem Kostüm kannst Du besser beobachten, als gerade in diesem. Kein anderes giebt Dir so viel Gelegenheit, Deinen fröhlichen Humor leuchten zu lassen! Außerdem erweist Du dem Arrangeur der ganzen Geschichte, dem Stadtrath Pistorius, einen großen Gefallen. Der Mann hat Einfluß, sage ich Dir!“

„Pistorius? ... Hm, ... an den bin ich ja empfohlen!“

„Na also! Jetzt ziere Dich nicht länger und komm!“

Noch eine Minute schwankte der junge Doctor. Er fühlte sich wirklich nicht aufgelegt zu solchem Mummenschanz. Der Gedanke, was wohl die Zöglinge des Töchter-Instituts sagen würden, wenn sie ihren geistreichen Präceptor als Kater herumlaufen sähen, ließ ihn einen Augenblick lang sogar ärgerlich aufstacheln. Dann aber fiel ihm ein, was er all' die Jahre her für ein schrecklich solider Mensch gewesen sei, für sein Alter eigentlich beängstigend solide, und daß seine Beigerung, mitzutun, halb und halb schon ein Ausfluß verknöcherten Philistertums sei.

„Meinetwegen denn!“ stimmte er, sich aufräufend, bei, worauf Weinland nur ein zufriedenes Anmurren als Dank von sich gab, den endlich erwischten Kater unter den Arm saßte und ihn mit Eilbotenschritten in das Local der 'Freundschaft' expedirte, wo die Festlichkeit stattfinden sollte.

Natürlich gab es ein vergnügtes Gekicher, als Lindemann eine Viertelstunde später den Festsaal betrat. Sein Kostüm verlieh ihm allerdings viel mehr Aehnlichkeit mit einem Tanzbären als mit einem Kater. Indessen glied die Gesichtsmaske, sowie der imposante Kapenschwanz das vollständig wieder aus.

„Hiddigeigei!“ flüsternten die jungen Damen und tauschten unter einander ihre Meinung darüber aus, wer das wohl sein könnte, während der Stadtrath dem gleich danach erscheinenden Fudribus, der sich wie ein modernes Malergigler herausstarrte hatte, einen Blick der Dankbarkeit zuwarf.

Doctor Lindemann tappte etwas besangen im Saal herum. Er konnte sich nicht so recht in seine Rolle hineinfinden. Aber da er doch nun einmal eine humoristische Figur vorstellen sollte, so nahm er sich vor, der Sache nach Kräften gerecht zu werden. Um ihn herum wogten die bunten Gestalten der Schiefel'schen Liebesmär, Ritter in den Kostümen des 17. Jahrhunderts, Wallenstein'sche Reiter, Kirchenfürsten, Mönche, Hauensteiner Bauern mit ihren turmhohe Schönen, Stüttsdamen, Edelräulein und Mägde.

Ein paar junge Damen trugen Kleider mit weißer Pelzgarneirung und allerliebste Kapenlärwchen.

„Holla!“ rief Hiddigeigei, sich ihnen in den Weg stellend „da treffe ich ja Verwandtschaft!“

„Wir sind die Nebenbaber!“ lachte die eine der fröhlichen Dinger. „Wie geht es Euch, ehrwürdiger Hiddigeigei?“

„So lange es noch so hübsche Käpchen auf der Welt giebt, — immer gut!“

„Um Gotteswillen, Anna, komm!“ flüsternte die andere darauf. „Der Kater wird galant!“

„Ihr vorwichtiges Volk!“ knurrte der Doctor. „Ich möchte Euch gleich meine Krallen fühlen lassen!“

„Phui, schämt Euch, garstiges Thier!“ schaltete die erste und

schlug ihm mit der Linken auf sein schwarzes Fell, während die andere begütigend meinte: „Laß ihn doch! Wenn er uns heute krast, muß er uns morgen eine Salbe dafür zurecht machen, der Herr — Apotheken-Kater!“

„Ach, das ist wohl der Provisor?“ fragte jetzt ein schlantes Edelräulein im Vorbeigehen.

„Natürlich ist er's!“

„So so,“ bemerkte dazu ein Wallensteiner, „Euch haben sie schnell genug erkannt, alter Gistmischer!“

„Guten Abend, Herr Provisor!“ neckte ihn gleich danach ein niedliches Fräulein. „Was kostet denn ein Pfund Mattengift?“

„Nimm Dich in Acht, kleine Maus, daß ich Dich nicht fresse!“ drohte Hiddigeigei.

„O ja, das war schon so ein Katerfrühstück für Dich, alter Bösewicht! Aber ich glaube, der Schiffsmartin da drüben würde Dir schön den Pelz waschen, wenn Du ihm in sein Gehege läßt!“ bemerkte ein Caplan, der sich der Gruppe angegeschlossen hatte.

Jetzt erschien auch der Wirth „zum güldnen Knopf“ auf der Bildfläche. „Herrsch, Hiddigeigei!“ rief er vergnügt. „Na, wie geht's denn, braves Katerherge?“

„Laßt mich fort, ich muß weiter!“ jammerte der Doctor, sich ängstlich stellend.

„Ja, ich glaube gar, Du fürchtest Dich, tapftrer Mattenfänger?“ meinte der Knopfwirth. „Sei doch nicht so ein Hase!“

„Eben darum möchte ich Dich meiden!“ erklärte Hiddigeigei, „denn noch alle meines Geschlechtes, die den Gastwirthten nicht aus dem Wege gegangen sind, haben sich alsbald in Hasen verwandeln müssen!“

„Bravo, Hiddigeigei!“ jubelten die Käpchen, „der Knopfwirth hat sein Theil! Aber jetzt komm und führe uns in die Welt ein! So ein alter Kagenonkel hat uns wirklich noth gethan!“

Und nun saßen sie ihn unter die Arme und pilgerten mit ihm fröhlich im Saale herum.

„Paul,“ flüsternte plötzlich die eine seiner Begleiterinnen, „weißt Du nicht, wer da drüben der stattliche Ordensritter ist?“

„Nein, liebe Anna!“ flüsternte er zurück. Er hatte den Namen vorhin aufgefangen und nahm ihn jetzt kühn in Gebrauch.

„Du weißt aber auch gar nichts!“ schmolte das lustige Kind. „Uebrigens hält' ich an Deiner Stelle den dummen Kater nicht angenommen. Du siehst nämlich scheußlich aus. Was wird bloß Mathilde dazu sagen, wenn sie merkt, daß Du's bist! Pah! auf, die wird nachher gar nicht die Polonaise mit Dir tanzen wollen!“

„So tanz' ich sie mit Dir, Anna!“

„Ich danke, mein lieber Vetter! Aber ich bin schon von Herrn Lieutenant Radewald engagirt. Wenn ich nur wüßte, in was für einem Kostüm er steht!“

„Hm! ... Soll ich 'mal blasen lassen und dann von der Tribüne herab anfragen?“

„Anthier!“ Sie kniff ihren vermeintlichen Cousin aus der Apotheke in den Arm. „Was Du heute für lustige Einfälle hast!“

„Hiddigeigei!“ ließ sich in diesem Augenblick eine männliche Stimme vernehmen, „Sie da, alter Kater, kommen Sie 'mal mit!“

Lindemann sah sich um. Es war der Rector der Universität Heidelberg in vollem Ornat, der die Aufforderung an ihn ergehen ließ.

„Auf Wiedersehen, meine hübschen Nebenbaber!“ Und der Doctor folgte der Aufforderung des gelehrten Würdenträgers, den der Herr Stadtrath Pistorius in eigener Person darstellte.

„Na, Sie haben Sich in Ihre Rolle ja ganz nett hinein gefunden, mein Lieber!“ bemerkte der Rector Magnificus wohlwollend. „Herr Doctor Weinland hat Sie instruirte? Ja?“

„Hm, ... ja, ... so weit ...“

„Na, zu reden haben Sie ja nichts. Nur, daß Sie nachher im Festzuge Sich ein bißchen gravitätisch, — das heißt also: stolz, würdevoll, wunder, wer wir sind — geben, damit die anderen ihren Spaß daran haben. Wenn der Festzug vorbei ist, und Sie nach Hause gehen wollen, so melden Sie Sich noch 'mal bei mir. So ganz für umsonst sollen Sie hier nicht geschwitzt haben. Verstanden?“

„Berehrter Herr, ich weiß, nicht ... aber ...“

„Ich bin der Stadtrath Pistorius, mein Lieber. Also nach dem Festzug! Jetzt habe ich keine Minute Zeit mehr!“

Und damit war er auch schon dem ganz verdupt gewordenen Doctor entschwunden.

„Ist der verrückt oder bin ich's?“ dachte Lindemann. „Diese Instruction! ... Melden! ... Nicht für umsonst! ... Auf jeden Fall ein kleiner Papsi, der sich für ungeheuer wichtig hält und mich aus Dankbarkeit mit einer Einladung zu einem Löffel Sonntagssuppe unterstützen will. Na, das soll mir die Laune nicht verderken! Ich werde ihm aus dem Wege gehen und ...“

„Et, sieh doch den Kater Hiddigeigei! In welsch' tiefe Gedanken ist der wieder versunken!“ drang es da silberhell an sein Ohr. Eine frische Mädchenstimme, die ihn bis ins Herz hinein traf, und die er ganz sicher schon einmal gehört haben mußte! Er blickte sich um und stand vor dem Trompeter von Säckingen und seinem schönen Freiherrnkinde.

„Er wird wieder einmal nachgrübeln, weshalb die Menschen sich küssen!“ rief der alte Freiherr, der gleichfalls herzutrat, seine theure, stolze Gattin, Keamor Montfort du Plessis, am Arme.

„Fällt mir nicht im Traume ein!“ erwiderte scherzhaft abweisend Lindemann. „Küßt Euch, warum Ihr wollt, Ihr närrisches Menschenvolk!“

„Mit diesem tief sinnigen Problem hat er die Menschen ja auch nur zum Narren gehalten!“ erklärte die schlante Margarethe, wegen deren lieblichem Stimmenklang Hiddigeigei plötzlich Herz klopfen bekommen hatte. War das nicht die schöne Emmy Bergen aus Stettin, die ihn im Institut immer so verehrungsvoll angeschaut hatte?! Aber wie sollte die in dieses Nest gerathen sein, das von Stettin gut sechzig Meilen entfernt war? Sicher täuschte da nur eine zufällige Aehnlichkeit des Tonfalls seine merkwürdig erregten Sinne. Seltam freilich blieb die Sache doch! Es schüttelte ihn ordentlich, wie er sie nun weiter sprechen hörte.

„Aufgebläht hat er sich mit seinen Ruß-Reflexionen, damit man ihn für wer weiß wie erhaben über Menschenthum und

reiben halten sollte; blasiert wollte er damit erscheinen, bis er sich nachher verschnappt und uns in seinen Liedern verathen hat, daß er ein Auge zudrückt, wenn sich die Nebenbuhlerinnen küssen!"

"Mein Compliment, holde Jungfrau!" schmeichelte darauf ein wenig näselnd der Darsteller Jung-Werners, ein sehr Carrière-lustiger Affessor, der durchaus nicht Neigung hatte, den großen Knochen des römischen Rechtes von sich zu werfen, wie das sein Schepffel'sches Urbild dereinst gethan. "Sie scheinen ja den Trompeter ziemlich genau zu kennen!"

"Wundert Sie das, noch dazu, da ich die Darstellung einer Haupt-Figur dieser Dichtung zu verkörpern übernommen habe?" "Hätten Sie das herzige Buch auch mal wieder ansehen dürfen, das Ihre Liebes- und Lebensfahrten so zum Kopfschmerz hübsch schildert, mein lieber Herr Kirchhof!" warf Hiddigeigei ein.

Der Affessor sah ihn unter seiner Maske hervor funtelnd an. "Kirchhof ist gut!" entgegnete er dann, etwas gezwungen lustig. "Wie kommen Sie denn darauf, daß ich Kirchhof heiße?" "Ein ziemlich ungenirtes Heiterkeitsausbruch folgte diesen Worten, der dem armen Affessor so lange unverständlich und kindisch erschien, bis die prächtige Erscheinung der Leonor das Gelächter unterbrach und ausrief: "Jetzt weiß dieser Ruster-trompeter nicht einmal seinen Namen! Haben Sie denn gar keine blasse Ahnung mehr von der Stelle?"

Der hier sitzt, heißt Werner Kirchhof. In der Pfalz ist meine Heimat, In der Pfalz zu Heidelberg!"

"Ach ja, richtig, Kirchhof!" stotterte der Affessor, ärgerlich über seinen "Reinfall" und krampfhaft bestrebt, über die fatale Situation hinweg zu kommen, in die ihn der Kater gebracht hatte. "So heißt ja übrigens auch der neue Pächter vom Schützenhause, — der das dumme Gesicht hat, — wissen Sie! Wahrscheinlich Verwandtschaft! Alles möglich, nicht wahr, Freund Hiddigeigei?"

"Warum nicht, Herr Trompeter?" entgegnete der boshaft. "Vielleicht sind Sie mit ihm verwandter, als mit dem einstmaligen echten Kirchhof, der..."

"Erlauben Sie 'mal, Herr..."

"Ja, darauf wenigstens können Sie sich verlassen," docirte Lindemann, der Schepffel'sche Trompeter, der ja doch Ihr Vorbild sein soll, ist beileibe nicht mit so einer Bratpfanne voll Straußenfedern auf dem Kopf durch den Schwarzwald und nach Säckingen geritten, sondern hat einen ledernen Spitzhut mit einer flotten Reiterfeder drauf gehabt. Und Lackstiefel und Glace-Handschuhe hat er nun schon gar nicht getragen! Ich hab' ihn ja oft genug geseh'n damals, als er noch Schloßtrompeter bei uns war!"

"Sehr gut, Hiddigeigei! Halt' ihm eine tüchtige Stand-pause, dem schlechten Kerl, der hier die Hauptrolle spielt und sich so wenig informiert hat!" rief der alte Freiherr lachend und klopfte dem Doctor auf die Gegend seines Kaptenostüms, wo er eine Schulter zu vermuten berechtigt war. Und seine beiden hübschen Schloßdamen kicherten mit. Dadurch wurde des Affessors Laune jedoch nicht im geringsten besser.

"Theilen Sie Ihre Willen aus, an wen Sie wollen, Herr Provvisor! Aber lassen Sie mich damit unbelästigt!" bemerkte er schneidend zu Lindemann.

In diesem kritischen Augenblick tauchte Fludribus, der kühne Fresken-Maler, auf.

"Friede sei mit Euch!" — rief er, gedämpften Tones und hob, wie beschwörend, die Arme, was jedoch die etwas engen Ärmel seiner Sammetjoppe mit einem oppositionellen Krachen begleiteten, sodas er sie bestürzt wieder fallen ließ. "Was ist denn hier los?" fragte er, sich die Ellenbogen besehend. "Haut die selbstbewußte epische Charakter-Kappe hier gar etwa den Trompeter an?"

"Gar nicht!" verteidigte Frau Leonor. "Der Herr Trompeter jaucht, weil er keinen Spaß verstehen kann!"

"O bitte, gnädige Frau, das schon, aber..."

"Kein Aber, Herr Spielmann, sonst weint Ihnen wahrhaftig unsre schöne Margarethe auch nicht eine einzige Thräne nach, wenn Sie demnächst ins Welschland ziehn!" drohte Frau Leonor, und der alte Freiherr fügte mit einem Blick auf Fludribus schalkhaft hinzu: "Die Sache ist um so gefährlicher, als sich unser holdes Kind gar nicht lange nach einem Erfolg umzusehn braucht."

"Ich würde der glücklichste der Sterblichen sein!" rief Fludribus pathetisch und legte vorsichtig die Rechte auf seine Brust.

"Dadurch würde ja der ganze Trompeter auf den Kopf gestellt!" warf die liebliche Freiherrentochter ein. "Wär's da nicht besser, Herr Trompeter, Sie engagirten sich den wackern Maler als Reisemarschall, da er doch in Welschland Bescheid weiß?"

"In der That, waren Sie schon einmal in Italien, Herr Doctor?" fragte der Affessor, wieder aus der Rolle fallend, was ihm ein erneutes Kichern seitens der Damen eintrug.

"Na, das müßte man mir doch eigentlich ansehen!" ent-rüstete sich Fludribus, "ist denn da noch ein Zweifel, woher ich kam der Fahrt, noch wie mein Nam' und Art?"

Was?"

"Nicht im geringsten!" bestätigte trocken Hiddigeigei. "Du bist der Maler Kletz aus den Fliegenden Blättern!"

Keiner war vernünftiger, als der Affessor, der bis dahin die Kosten dieses Scharmüßels allein hatte tragen müssen, während Fludribus nervös an seinem Barrett herumzapfte. Eine solche Verspottung hatte ihm gerade gefehlt, um sich bei der Dame seines Herzens, der schönen Margarethe, ins rechte Licht zu setzen! Er schoß wüthende Blicke auf seinen Freund Lindemann und machte sich innerlich die heftigsten Vorwürfe, diesen Menschen überhaupt mitgenommen zu haben. Daß eigentlich Lindemann ihm einen Gefallen gethan hatte, hatte er in seinem Unmuth ganz vergessen.

"Impertinenter Kater!" meinte der alte Freiherr, ohne sich indessen das Lachen recht verheizen zu können. "Mir meinen Hofmalers Fludribus so zu tranken!"

"O, ich werde mich schon revanchiren!" erklärte Fludribus. "Jetzt aber, meine Herrschaften, bitte ich, sich zur Ordnung des Festzuges in den kleinen Saal zu begeben. Der dritte Trom-petenstoß wird gleich erschallen!... Gestatten Sie, holdes Freiherrenkind, daß ich Sie dorthin geleite?"

"Golla! Ist das nicht mein Recht, Herr Fludribus?" mischte sich der Affessor ein.

"Um... allerdings wohl, wenn Sie darauf Gewicht legen,

Herr Trompeter! Aber das gestatten Sie doch wenigstens, daß ich noch ein ganz kleines — Fludribuffel auf die reizende Hand Ihres entzückenden Schloßfräuleins drücke?... Fludribuffel! ist gut gesagt, nicht, holde Margarethe?"

"Für einen Landsmann aus dem Reiche der Pinzel alles Mögliche!" lobte ihn ironisch Hiddigeigei, was natürlich dem armen Fludribus wieder die Pointe verdarb.

"Eiender Magenbalg!" knirschte er, "ich will Dir's schon eintränken!"

Darauf ordnete sich im kleinen Saale der Festzug. Stadtrath Pfistorius war eitel Leben und Bewegung. Bald instruirte er die Klosterleute, bald schob er die Fischer und Bauern zurecht; dann rief er wieder nach Rothmann, dem Stabstrompeter, der sich für seine Aufgabe noch einmal am Buffet zu stärken schien, und schließlich suchte er den Rector der Universität Heidelberg, bis ihn Papst Innocentius der Letzte darauf aufmerksam machte, daß er das allem Anschein nach selber sei.

"Fludribus, hierher, neben den Stadtschulmeister und den Schiffermartin! Aber bitte, recht schnell," rief der zerstreute Pfistorius, und setzte dann im Flüstertone zu Weinland hinzu: "Ihr Hiddigeigei ist übrigens ganz passabel. Er wird aber doch nachher verschwinden?"

Doctor Weinland wollte eben die Wahrheit ans Licht fördern und dem Stadtrath erklären, daß er den Hausknecht vom Gymnasium nicht habe treffen können und dafür seinen alten Studien-Genossen und jüngsten Kollegen überredet habe, als ihm seine gekränkte Eigenliebe die Bosheit eingab, den Stadtrath vorläufig in dem Glauben an den "Hausknecht" zu lassen. Vielleicht ergab sich daraus ein ganz hübsches Intermezzo, und der ahnungslose Lindemann wurde für seine niederträchtigen Bemerkungen entsprechend bestraft. Aufklären konnte er den "Irthum" ja zu jeder Zeit. So begnügte er sich, dem Stadtrath zu erwidern: "Nicht wahr, ein ganz netter Kerl? Ja, alles, was am Gymnasium ist, kann sich sehen lassen!"

Gleich darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Unter den Klängen eines alten Reitermarsches schritten die bunten Gestalten in den Saal, und aus den bewundernden "Ah's und O's" der Zuschauer konnte der Stadtrath mit Stolz ermesen, wie herrlich er seine Aufgabe gelöst hatte. Er war daher in der allerbesten Laune, als Weinland, nach ein paar beglückwünschenden Phrasen, der Bitte um eine kleine Unterredung Ausdruck gab.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Tag aus dem Leben einer modernen Pariserin.

Flauderei von A. Brunnemann in Paris.

Die moderne Pariserin ist Impressionistin! Wissen Sie, was das bedeutet, tagtäglich alle Eindrücke einer complicirten Civilisation in de siebels in sich aufzunehmen? Auch zu verarbeiten? O nein! Nur von Eindruck zu Eindruck leben und nach ihm wechseln, vielfarbig schillernd, wie ein Chamäleon; am Morgen „gamin“ und am Abend „Göttin“.

Sie wird einhergewirbelt, wie ein Federball, vom Strudel der Tagesereignisse, die sich von zehn Uhr morgens bis drei Uhr nachts auf der Oberfläche der Metenstadt kaleidoskopisch wechselnd abspielen. Sie muß sich in krampfhafter Bewegung halten, um im wogenden Meer einer Gesellschaft, die gar schnell vergeht, nicht unterzugehen. Ihr Kampf ums „Mode sein“ ist auch eine Art Kampf ums Dasein und wahrlich ein anstrengender, Nervens und Sinne aufreibender Kampf! Von der Welt-dame, die jährlich 50,000 Franken für ihre Toiletten auszugeben im stande ist, wird alles verlangt, was nur irgendwie im Bereich der Gefelligkeit liegt. Sie muß überall anzutreffen sein, wo sich die vornehmen Nichtsthuer zu angenehmem Zeitvertreib einstellen, sodas sie doppelt und dreifach leben müßte, um nur einmal ihre Tagespflichten voll und ganz zu erfüllen. Wie wird sie überhaupt einigermaßen mit diesen fertig?

Um zehn Uhr steht sie auf und begehrt die vernünftigste Handlung ihres Lebens, indem sie ihr heißes Zagenwerk mit einer kalten Douche beginnt. Dann legt sie das elegante Reitkleid an und macht mit einem guten Bekannten „un petit tour au bois.“ — natürlich in der Allée des Poteaux, denn dort muß sich jede Frau der großen Welt zeigen, und wäre es nur für wenige Minuten. Es ist bereits die höchste Zeit. Schon halten die Piqueure der Baronin Alphonse von Rothschild deren Reitpferd bereit, und die Königin aus der Welt der haute finance kommt soeben angefahren, sechs Pferde und etwa zehn Mann in Bewegung setzend, um einen kleinen Morgenritt zu unternehmen. Auch sind viele Unermeidliche da, vor allem der alternde Herzog v. S., die tonangebende Persönlichkeit in den Sport-Kreisen. Er erhascht manch ermuthigenden Blick der zierlichen Amazonen, denn ein Wort von ihm genügt, eine junge Debutantin in der großen Welt zur gefeierten Schönheit zu erheben. Hat er aber nur ein bedauerliches Achselzucken für eine Dame, die sein Wohlgefallen nicht zu erringen wußte, so muß sich die Arme bald damit begnügen, die fünfte oder sechste, oder gar keine Rolle zu spielen, — ein entseßlicher Gedanke!

Unsere Freundin hat heute fabelhaftes Glück: Der Herzog nicht ihr lächelnd zu. Kein Wunder! Frau v. D. darf sich auch zu den hübschesten, klügsten und lebenswürdigsten jungen Frauen von Paris zählen, — und der Herzog ist Kenner!

Nachdem man alle Bekannten begrüßt und ein wenig medirt hat, muß das erfrischende Vergnügen aufgegeben werden. Es giebt zwingendere Nothwendigkeiten, denen sich auch der begleitende Cavalier willig fügt, denn er begreift, was es bedeutet: der Schneider wartet. In gestrecktem Galopp geht es heim.

Der Schneider wartet! Kein Geringerer als Herr Rakin, der jetzt mehr gilt als jemals Borth, Jellin und Kobern. Diese zählen vornehmlich Theater-Prinzessinnen zu ihrer Kundschast, die zwar die Mode „creiren“, mit denen aber die Damen von Welt nicht gern im Schneider-Atelier zusammentreffen. Rakin besetzt sich nur mit letzteren, — er ist äußerst vornehm und theuer. Welch eine Gnade, daß er in Verdon bei Frau v. D. erscheint! Die Hofe kann ihr nicht schnell genug das prachtvolle Kostüm Louis XV. überwerfen. Herr Rakin, legt wie ein erfahrener Arzt, der eine Diagnose stellen will, die Stirn in Falten. Die Taille sitzt nicht: die Seide wirft ein ganz winziges Fältchen im Rücken, das kaum mit der Lupe erkennbar ist, — doch

Madame hält das Kleid für total verpuscht und ist außer sich. Sie giebt ihren Verdruß nicht gerade in zartester Weise kund und betrachtet sich als das unglücklichste Geschöpf der Welt. Herr Rakin nimmt das mit unerhöhter Ruhe entgegen, — verspricht, ein neues Corset herzustellen, und entfernt sich discret. Selbstverständlich fertigt er nichts Neues, sondern erhöht nur die Rechnung um ein Beträchtliches.

Madames Gemüth besänftigt sich; es giebt neue Pflichten zu erfüllen: die Theaterprobe bei Mlle. Labiche. Seit diese einfrige Größe vom Théâtre Gymnase die Declamations-Curie bei der vornehmen Welt in die Mode gebracht hat, darf keine hübsche junge Frau versäumen, ihre Toiletten und ihr Talent bei den verschiedensten Schau- und Lustspiel-Aufführungen zu entfallen. Man wagt sich sogar an hochclassische Stücke und amüßirt sich prachtvoll in den Proben. Für übermorgen ist „Britannicus“ geplant.

Ideal schön sieht der junge B. als „Nero“ aus, und eine jaustere, hingebendere Partnerin als Frau v. D. kann man sich kaum denken. Diese Frau vermag alles, was sie will! —

Die Tiraden sind zu Ende. Madame eilt heim, — sie hat sich wahrlich ihr déjeuner verdient! Auch der Gatte, der noch nicht Gelegenheit hatte, ein Stündchen mit seiner Frau zu verbringen, wartet gewiß mit ungeduldiger Sehnsucht! Das macht allerdings Frau v. D. die geringste Sorge. „Tu comprends, mon ami, — ich habe keine Zeit, mich Dir zu widmen; erst muß ich essen!“ — Mit diesen Worten schneidet sie seinen Versuch zu plaudern ab und verrenkt sich in ihr déjeuner, das, seit sich die Pariserin dem anstrengenden Sport widmet, sehr substantiell geworden ist: Müßrei mit Trüffel, Wildpret, Brod, Käse, Obst, dazu Rheinwein oder Chateau Yquem und später eine Tasse Thee. — Der Herr Gemahl, bereits gefättigt, zieht sich zu einer Siesta zurück. Sie durchfliegt die Zeitungen, um von den Tagesereignissen Kenntniß zu nehmen. Der letzte Ball bei der Duchesse de N. war „select“; der five o'clock bei Mrs. Leigh „erdm“; — man plant einen „bal rose“ bei der Baronin Y.; Sarah Bernhardt war großartig als „Magda“, aber das Stück absurd.

Wiederum ist es die höchste Zeit, sich anzukleiden, um den Nachmittags-Verspflichtungen nachzukommen. Die Siesta ist längst abgekauft für die junge, elegante Frau, die Bicycle fährt und ins Palais de glace geht. Aber zum Bicycle-Fahren in der Manège, — mit Knickerbockers, Jigaro, heller Batist-Bluse und chapeau canotier, — ist sie wirklich zu müde. Auch wird sie heut' keine besonders amüsante Gesellschaft da treffen. Was ist heute für ein Tag? Freitag, der „jour chic“ des Palais de glace! Schnell das dunkelgrüne Blüschkleid angelegt und nach dem Eispaß gefahren, dem neuesten Paradies der Welt und Halbwelt!

Da die großen Seen des Bois de Boulogne nur ganz selten zufrieren und der sehr hohe Beitrag zum cerclo des patineurs gewöhnlich umsonst gezahlt wird, hatte eine unternehmende Actien-Gesellschaft eine glückliche Idee: Sie kauften ein bis zum Ueberdruß gezeichnetes Panorama an den Champs elysees, stattete es fürstlich aus und legte eine ringförmige künstliche Eisbahn an. Zierliche Jünglinge in russischem hübschen Kostüm fliegen als vollendete Schlittschuhläufer auf stahlbeschwingten Schuhen daher und unterweisen Damen und Herren in ihrer Kunst, — sie versehen sich auch vorzüglich auf den „flirt“. Fünf Franken Eintritt, fünf Franken für den „professeur“ (wie diese Herrlein stolz bezeichnet werden), und noch hier und da ein paar Trinkgelder, — das Vergnügen ist nicht sehr kostspielig, und man kann bis Ende Mai dem unterhalten-den Sport huldigen. Das Palais de glace ist freitags von zwei bis fünf Uhr le comble de l'élégance, und kaum wird in einem Ballsaal so viel Grazie entfaltet, wie dort. In allen möglichen anmuthigen Stellungen wiegen und biegen sich die Eisläuferinnen nach den Klängen der Musik, — sogar flotte Walzer werden mit wahrer Tollkühnheit getanzt. Deckenhohe Spiegel geben die feenhaft vorübergleitenden Gestalten wieder. In der Wahl der Kostüme ist alles nur Erdenkliche gestattet, und wie sorgfältig ist das „dessus“ ausgeklügelt! Der dunkle Oberstoff ist mit heller Seide gefüttert, und mehrere gleichfarbige, reich mit Spitzen besetzte Röcke, gestatten die feinsten Schwentungen auszuführen, ohne das Auge zu verlegen.

Da es als höchst unpassend gilt, allein im Palais de glace zu erscheinen, wird Frau v. D. von einer bejahrteren Freundin chaperonnirt. Trotz alledem aber läßt sie sich den Hof ein wenig machen und amüßirt sich, bis sie der Wagen um vier Uhr zu den unermeidlichen Visiten abholt. Eine lange Reihe solcher lästiger Verpflichtungen! Sie überlegt an der Hand des Notizbuchs, wieviel von diesen dringenden Besuchen sie noch erledigen kann, bevor sie bei ihrer Intima zum „five o'clock“ erscheint, um sich ein wenig zu erholen; denn jetzt gilt es, auch gegen Lust und Neigung alle gefelligen Talente zu entfalten und so-gar wirkliche Kenntnisse zu zeigen. Obwohl Sport und Medi-fance den Löwenantheil der Besprache beanspruchen, so sei doch zu Ehren der Gesellschaft gesagt, daß auch Kunst- und Literatur-Schöpfungen einer Besprechung unterzogen werden. Es werden mit prideinder Leichtigkeit bon-mots hingeworfen, die bisweilen den Nagel auf den Kopf treffen, mit einem Schlage eine Ver-rühtheit aufrichten oder einen mit viel Gehirnschweiß mühsam erworbenen Ruf wie ein Kartenspieler zusammenbrechen lassen. Das versteht Frau v. D. meisterhaft. Dazu muß sie aber doch zum mindesten mit allen Kunstschöpfungen der Jüng-sten und Allerjüngsten einigermaßen vertraut sein, und das ist wahrlich keine Kleinigkeit!

Eine Stunde verfliegt. Todtmüde wirft Frau v. D. sich bei ihrer Freundin in einen Sessel und erfrischt sich durch ein holländisches Schäldchen voll Thee und ein winziges Sandwich. Doch nach fünf Minuten ist auch diese ersehnte Erholung zu Ende. Jemand ein berühmter Maler erscheint, dem der Hof gemacht werden muß. Mit Blitzschnelle geht sie alle Bilder der letzten Aus-stellung im Cerclo Volney durch und kann nun im Laufe der Unterhaltung der gefeierten Größe die Versicherung geben, daß sein Portrait der kleinen Jeanne K. alle anderen aussticht. Der Künstler findet Frau v. D. bezaubernd und giebt deutlich genug den Wunsch zu verstehen, daß er sie für den nächsten „Salon“ malen möchte. Welch ein Triumph! Jetzt ist sie wirklich „lancée“. Kindlich freut sie sich schon auf das „Vernissage“ (die Eröffnung des „Salon“). Was sie nicht alles erreicht hat, seit sie verheirathet ist! Und ihrer Weltkugheit verdankt sie alles!

Die angenehmsten Betrachtungen verkürzen ihr die Fahrt nach Hause, wo es aus den Händen der Joze in die des Fri-seurs geht. Ball-Toilette und voller Diamantschmud werden angelegt, um den Gatten, der bereits ungeduldig harrend im

Salon auf und absteigt, zu einem diner de cérémonie zu begleiten. Sechs Gänge! Es ist zum Verzweifeln! Was soll sie nur der alten, steifen ausländischen Exzellenz vorführen? Doch auch diese macht Ansprüche auf die Liebeshörigkeit der Pariserin, die ja weltbekannt ist, und so muß sie sich einmal für die Ehre ihrer Nation und für die Beförderung ihres Gatten opfern. Heut Abend fällt es ihr schwer. Sie ist abgegannt, und die alte Exzellenz interessiert sich wirklich für gar nichts, — nicht einmal für Yvette Gullbert! Welch ein Barbar!

Herr und Frau v. D. verabschieden sich sofort nach dem Anor de cérémonie, um nach Hause, — nein, nach der Oper zu fahren. Zum letzten Akt des Vohengrin kommen sie noch immer zurecht, und am Freitag, dem elegantesten Opernabend der Woche müssen sie sich doch in ihrer Loge zeigen! Mehrere junge Freunde beieilen sich, sie dort zu begrüßen, und jetzt ist alle Abspannung verschwunden. Die junge Frau plaudert und amüsiert sich nach Herzenslust, um sich für die ausgestandene Langeweile zu entschädigen. Die jungen Herren sind entzückt und wollen sich noch nicht gar so bald von ihr trennen. Man spricht vom Souperen bei * — „Um Himmels willen!“ stöhnt der todmüde Gatte entsetzt, und sie schmolzt ein wenig.

Elisa bricht mit dem Aufe: „Mein Gatte!“ zusammen, und Herr v. D. fragt sich, ob seine Frau wohl ebenso verzweifelt sein würde, wenn ihn eine höhere Macht abriefe, oder ob sie leichter Trost fände? Es waren ja viele bereit, ihr diesen Trost zu bringen! Und deshalb gerade will er mit ihr lustig sein und sie zu * begleiten, denn sie ist im Grunde eine liebe, rechtschaffene kleine Frau, nur etwas vergnügungsfüchtig.

Um halb drei Uhr schließt der verschlafene concierge die breiten Thorflügel des Hotels in der avenue du Trocadéro. Herr und Frau v. D. dürfen sich endlich die wohlverdiente Ruhe gönnen. Früher schwirrte der jungen Frau das bunte Treiben des Tages noch lange durch den Kopf. Jetzt ist sie an alles gewöhnt und schläft fest und traumlos, wie ein Kind. So härt sie sich wenigstens für den kommenden Tag, der einen ähnlichen Verlauf nehmen wird, — nur daß das Schlittschuhfahren mit dem Velociped-Sport vertauscht wird und an Stelle des Diners ein Kostümball tritt. Wird sie aber aushalten das liebe lange Jahr hindurch? In einiger Zeit ist sie vielleicht hochgradig nervös. Sie muß dann das zerrüttete Nerven-System künstlich beleben, und ihre Leiden bringen dabei alle Welt zur Verzweiflung. Wen trifft dabei die größte Schuld? Sie selbst, — oder den modernen, überreizten Zeitgeist, das fin de siècle, dessen Kind sie ist?

Nachdruck verboten.

Der Schuh.

Von August von Heyden in Berlin.

II.

Mit 11 Abbildungen.

„Sie sind unerbittlich, lieber Freund,“ fuhr meine Freundin fort, „doch kann ich Ihnen nicht unrecht geben. Sie wissen, der Stil ist mir mehr werth, als die absolute Nichtigkeit der Tracht, aber werden Sie mir auch für die biblischen Frauen, für Judith, für die schöne Sulamit in Senje's reizendem Drama „Die Sandale“ verbieten?“

Der Bräutigam des hohen Liebes ruft seiner Geliebten zu: „Wie schön ist Dein Gang in den Schuhen.“ Der Prophet Jesajas aber flucht den hochmüthigen Töchtern Juda's um ihrer Eitelkeit willen und erwähnt neben den Ohrringen, Nasenringen und dem übrigen Tand ihre köstlichen Schuhe; der Prophet Ezechiel spricht sogar von sämischen Schuhen, die wir uns roth oder gelb, mit Nittern und Gold gestickt, selbst mit Schellen behängt und von Ambra duftend, zu denken haben. Diese Schuhe hatten wahrscheinlich stark aufwärts gerichtete Spitzen, wie die Felsen-Statuen von Boghaz-ko sie zeigen. (13.)

In dem besondern Falle aber, und mit den Absichten, mit denen Judith zu Holofernes ging, ist das Anlegen einer Sandale für diese doch vielleicht zulässig, um den verliebten General durch den Anblick ihrer schönen Füße noch mehr zu bezaubern.“

„Das würde ich ihr wohl zutrauen. Aber lassen wir nun die Schuhe des grauen Alterthums! Was für Schuhe soll ich z. B. als Hamalida in Wildenbruch's Karolingern anlegen? Welche Schuhe trug eine Dame am Hofe Karls des Großen?“

Mein Fräulein, Sie machen einen Sprung, der eine große, einflügelige und modemachende Kultur unberücksichtigt läßt, und die eine Bräute bildet von der Antike zum Mittelalter. Erst im 13. Jahrhundert trennt sich die Tracht des Mittelalters von der des klassischen Alterthums, als ein kleiner, anmaßender Zwerg austritt: „Wir machen ein neues Kostüm, das Kleid der modernen Welt!“

„Sie erregen meine größte Neugierde, wer kann dieser muthige Zwerg sein?“

„Nathen Sie!“

„Da ist schwer rathen. Ein Kaiser ist's wohl kaum. Die Habsburger und Luxemburger der Zeit waren stattliche Herren,“ warf die Mutter ein.

„Gewiß, von denen ist's keiner; es ist überhaupt kein Mensch.“

„Nun, und?“

Der Knopf ist's, der kleine anmaßende Knopf, der bisher so wenig bekannt war, daß die klassischen Sprachen nicht einmal ein wirkliches Wort für ihn haben! Wir schneiden die Tunica auf und machen einen engen Hock daraus, in den der Körper nach Belieben eingezwängt werden kann! rief der Knopf. Doch das ist ein unerlaubter Seitenprung; ein andermal mehr davon. Zwischen der Antike und der mittelalterlich abendländischen Kultur steht Byzanz mit seiner heißen, von Gold und Perlen strotzenden Tracht, die ihren Luxus auch auf die Fußbekleidung der Weiber ausdehnte. Es giebt nichts Zierlicheres, als das Schuhwerk byzantinischer Damen; zum Glücke zeigt uns das berühmte Mosaikbild von S. Vitale in Ravenna in der Darstellung des Hofes Kaiser Justinians und seiner Gemahlin, der ebenso eleganten wie galanten Kaiserin Theodora, was in der Mitte des 6. Jahrhunderts in Byzanz Mode war. Da steht die Kaiserin selbst auf einem spitzen Niederschuh (14) von vergoldetem Leder oder Goldstoff, so zierlich geformt und reich bestickt, daß er heute noch ebenso den Fuß der elegantesten Aristokratin auf einem Hofballe bekleiden könnte. Ihre Hofdamen lassen gleichgeformte Schuhe, wahrscheinlich von feinem

Leder, in türkischer Purpur- oder in hellrother Farbe, unter ihren reichen Gewändern hervorschauen. — Wir besitzen sogar Originalschuhe, welche genau dem Schnitte entsprechen, den jenes Bild zeigt, wenn sie auch nicht aus Konstantinopel selbst herrühren, sondern aus den ägyptischen Gräbern von Akim stammen und die in unseren Museen aufbewahrt werden. (15, 16.) Hier sind sie vom feinsten, zum Theile vergoldeten Leder, mit Mustern bedeckt, welche durch Einschnitte und andersfarbige Unterlage gebildet, sich nicht nur über das Oberleder, sondern auch, namentlich bei den ganz modern geformten Schlapp-

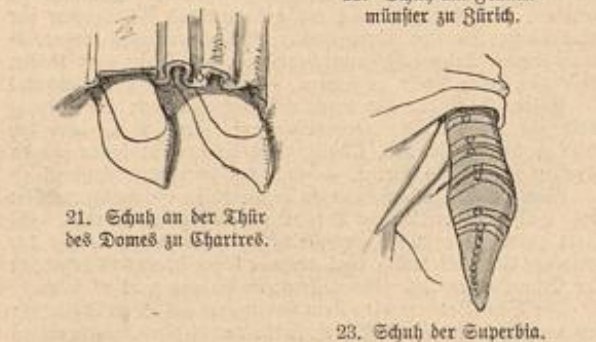


Pantöffelchen auf die Innenseite der Sohle verbreiten. Sie sind sogar einbällig und haben, wenn sie nicht eben nur Pantoffeln ohne Ferrenschiene sind, ein hoch aufsteigendes Hadenleder. Dieses läuft meist in zwei, mit Leinen verwebene Zungen aus, welche zur Befestigung des Schuhs gebildet haben. Vornehme trugen unter den Schuhen eine kurze Sohle, in welcher, wie noch jetzt bei Chinesen und Japanern, die große Zehe abgetheilt ist. (17.)

Solche byzantinische Schuhe brachte wohl auch Prinzessin Theofanu, die vielleicht mehr kluge als lebenswürdige Gemahlin Kaiser Ottos II., aus ihrer Heimat mit. Und da nun byzantinisch zu sein, so sehr Mode wurde, da die ungelakten deutschen Zungen der Umgebung des jungen Kaiserpaars sogar griechisch radebreiten, so wird auch der byzantinische Schuh, wenn immerhin auf deutschen Leisten gefertigt, wohl ebenso den deutschen Fuß geziert haben. Ja



wir finden schon früher dieselbe Schuhform im Abendlande. In der Bibel Karls des Kahlen sind die Damen mit spitzen Schuhen von Goldstoff abgebildet (18), gleichviel, ob es vergoldetes Leder oder Gewebe darstellt. Diese Art der Schuhe hält sich lange, denn auch im 11. Jahrhundert trägt die Kaiserin Kunigunde (19) ganz ähnliche goldene Fußbekleidung, die nur etwas weniger spitz ausläuft und sich sehr natürlich der Bildung des Fußes anschmiegt. Ebenso weisen die berühmten Bildsäulen königlicher Frauen an den Thüren der Dome von Corbeil und Chartres denselben Schuh auf, der bis in das 14. Jahrhundert seine Form kaum merklich ändert. (20, 21.) Nur der obere Abschluß ist bald höher, bald tiefer, bald glatt, bald in Lachsen getheilt, welche durch ein, in ihre Leisten geschobenes Riemenchen den Schuh halten, wie ein solcher der Frauenmünster in Zürich (22) zeigt. Die zierlichste, mit Goldborten und Knöpfen besetzte, sehr zugespitzte Fußbekleidung zeigt das allegorische Bild der Superbia,



Der Schuh. II.

Zeichnungen von August von Heyden in Berlin.

in dem beim Bombardement von Straßburg 1870 leider verbrannten berühmten Codex, dem hortus deliciarum, — wohl also die Darstellung des Hochmodernsten jener Zeit. (23.)

Selbstverständlich gehörte zu dem ausgeschnittenen Schuh auch der Strumpf. Bei Oeffnung des Grabes der Kaiserin Konstanze in Palermo, der Gemahlin des Hohenstaufen Friedrich II., fand man an der Leiche seidene Strümpfe von schwerem Purpurstoffe, die aber aus zwei Theilen so zusammengesetzt waren, daß die Nähte, um beim Gehen nicht unbequem zu werden, an der Seite des Fußes lagen. Aber obwohl die Strumpfwirkerei erst 1589 erfunden wurde, so besitzt doch schon die Kirche von Dolemon einen rundgewirkten Strumpf aus dem sechsten Jahrhundert, bei welchem der Fuß an dem cylindrischen Wadenthelle angenäht ist. Die Strümpfe wurden durch ein Band unter dem Knie befestigt, obwohl sie darüber hinaufreichten.“

„Natürlich, sonst hätte der Hohenband-Orden, der doch ein Damen-Strumpfband als Ordenszeichen hat, nicht gegründet werden können!“ warf Leonie dazwischen.

„Diese Ordenssage, nach der die schöne Gräfin Salisburys ihr verlorenes Strumpfband von dem galanten Könige Eduard zurückerhielt, ist wohl erfunden, beweist aber, ebenso wie die Sage des Bandes von Acon, nur den Gebrauch der Strumpfbänder.“

„Nun, ich habe übrigens ein Paar so alter Strümpfe als Bestandtheile des Kaiser-Ornates in Wien gesehen. So weit ich mich erinnere, sind sie von violetter Seide und reich gestickt.“

„Gewiß, mein Fräulein, aber diese Purpurstrümpfe (der alte Purpur ist ja violett) sind Männerstrümpfe, wahrscheinlich von saracenischer Arbeit. Die Stiderei beginnt erst, wo der Schuh aufhört, den Fuß zu decken, also über dem Knöchel. Wir dürfen annehmen, daß auch die Strümpfe der Damen hin und wieder, namentlich wo ein Ausschnitt am Schuh diesen sehen ließ, bestickt waren. Wahrscheinlich wurden meist Strümpfe von Leinwand getragen, über welche erst der seidene Strumpf von der eleganten Welt angelegt wurde. Nicht immer deckte der Strumpf den ganzen Unterschenkel; bürgerliche Kreise scheinen sich höchstens einer Art Socke, welche bis zum Knöchel reichte, bedient zu haben. Uebrigens ist in der Literatur des Mittelalters, welche doch sonst nicht eben prude ist und keinen wichtigen Gegenstand weiblicher Toilette unerwähnt läßt, so wenig von Strümpfen die Rede, daß diese kaum Gegenstand hervorragenden Luxus, vielleicht nicht einmal allgemeinen Gebrauchs gewesen sein können, zumal sie fast immer unter dem langen faltigen Gewande sich verbargen.“

Nachdruck verboten.

Kinder Flora's.

Zu dem Bilde von G. Ping Koda in Rom. — Siehe Seite 25.

Kinder Flora's und Kinder des Südens, — zwischen duftigen Blumen, deren Fülle und Farbenpracht wir ahnend bewundern, junge Menschenblüthen aus dem schönen Italien! Der Künstler hat seine Motive in der Nähe Roms gesucht und gut gewählt. Während und zugleich lieblich erscheinen uns die beiden kleinen Mädchen. Ihre sanften, unschuldsvollen Mienen verrathen frommen Eifer und heiligen Ernst; es läßt sich unschwer errathen, daß sie den Schatten der Palmen und breitblättrigen Palmen aufsuchten, um sich und die zarten Kinder Flora's vor den Bluthstrahlen der italienischen Sonne zu schützen. Das Werk, das sie begonnen haben und das ihnen offenbar am Herzen liegt, bedarf der Zeit. Sorgsam präßen sie jede Blüthenbolde, jeden Zweig, — gilt es doch, das Bild der Madonna zu schmücken zum morgenden Festtag; die herrlichsten Lilien, die zartesten Narzissen, die prächtigsten Rosen müssen der Gottesmutter geweiht werden! Darüber können Stunden vergehen, und während die geschickten Finger anmüthig Blüthe an Blüthe reihen, beschäftigen die zagen Gedanken der Kinder sich mit der wichtigen Frage: Wird der Herr Curat mit unserem Kranze zufrieden sein?

Das alles spricht aus dem Bilde, in dem eine poetische Auffassung sich mit einer glänzenden Technik vereint. Ein Hauch von Frieden und Reinheit weht uns daraus entgegen, nicht berauschend, aber erfrischend wie zarter Blumenduft. G. v. St.

Redaktions-Post

Antworten.

Studentin, Basel. — In der Ostschweiz, vornehmlich im Canton Zürich, heißt es kurzweg: „Der Ehemann ist von Rechts wegen der ehe liche Herr und sein Frau.“ Das französische Recht, das innerhalb Deutschland, in Baden, der Rheinprovinz, Rheinhessen, der Pfalz und den Reichsländern gilt, verlangt im „Code Civil“, wie das preussische und bayerische, zu allen Handlungen der verehelichten Frau die Zustimmung des Ehemannes; ebenso das sächsische, bairische, niederländische, spanische und westschweizerische Recht. Diese Bestimmung kommt in ihrer Wirkung der Bevormundung der ostschweizerischen Ehefrauen gleich. Das bayerische Landrecht kennt sogar ein „mäßiges Mächtigkeitsrecht“. Die italienische Ehefrau ist schon durch die Gütertrennung, die ihr den Genuß und die Verwaltung ihres eigenen Vermögens einräumt, günstig gestellt. England und die Vereinigten Staaten sind noch weiter gegangen; dort ist die verehelichte Frau im Punkte der Handlungsfähigkeit der unverehelichten und verwitweten Frau vollständig gleichgestellt.

Frl. C. v. S., Gotha. — Schon im vorigen Jahrhundert ist eine junge Dame in Göttingen zum Doctor der Philosophie promovirt worden. Es war dies Dorothee v. Schläger, die älteste Tochter des berühmten Staatsrechts-Lehrers an der dortigen Universität August Ludwig v. Schläger, die am 17. September 1787 im Alter von sechsundsechzig Jahren die Doctorwürde erhielt, nachdem sie vor Professoren eine eingehende Prüfung ihrer Kenntnisse rühmlich bestanden hatte. Freilich fand ihre Promotion nicht öffentlich statt, vielmehr geschah sie im Hause des Decans der philosophischen Facultät, Professor Michaelis. Die junge Dame war von ihrem Vater schon von Kindheit an zu einer gelehrten Bildung bestimmt; sie verstand acht Sprachen und hatte außer den Sprachen auch Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften studirt. Im Jahre 1792 vermählte sie sich mit dem Senator Rodde in Lübeck.



Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Zur Feier des 25-jährigen Bestehens des Deutschen Reiches begründete S. M. der Kaiser bekanntlich den „Wilhelm-Orden“, der besondere Verdienste um das sociale Wohl fördern soll und an Männer, wie auch an Frauen verliehen werden kann. Die Inhaberinnen desselben sind bis jetzt: S. M. die Kaiserin und Königin, S. M. die Kaiserin und Königin Friedrich, S. K. H. die Großherzogin von Baden, S. K. H. die Großherzogin von Sachsen, die Frau General-Oberst Gräfin von Waldsee zu Altona, Frau Geh. Kommerzienrath Freifrau von Stumm-Halberg auf Halberg, Frau Geh. Kommerzienrath Hoffmann zu Potsdam und Frau Bau- rath Wenzel-Hedemann zu Berlin. Die letztgenannte Dame stiftete vor einiger Zeit der Akademie der Wissen- schaften zu Berlin ein Kapital von 1 1/2 Millionen Mark.

Neben dreizehn männlichen Künstlern als einzige Frau ist die bekannte Bildhauerin Elisabeth Ney in den Wettbewerb um den von S. M. dem Kaiser ausgefetzten Preis zur Förderung des Studiums der klassischen Kunst eingetreten. Es handelt sich bei der schon vielbesprochenen Konkurrenz um die Ergänzung des Torso einer tanzenden Mänade, welcher Kopf und Arme fehlen. Elisabeth Ney gab der Gestalt eine nach rückwärts geschwungene Weinranke in die Hände. Die hochbegabte Künstlerin hat zwar jahrelang in Texas in Amerika gelebt und sich von dort aus ihren Namen in der Kunst erworben, der heute in der Neuen, wie in der Alten Welt geschätzt wird, ist aber von Geburt eine Deutsche. Sie stammt aus Münster in Westfalen.

Nach seinem jüngst versandten 21. Berichte gewährt der Verein „Frauenheim“ (auf den an dieser Stelle bereits mehrfach anerkennend hingewiesen wurde. D. Red.) gegenwärtig sechsundzwanzig achtbaren alleinstehenden Frauen in seinen beiden Häusern zu Groß-Lichterfelde zu billigen Preisen Wohnungen mit allen Einrichtungen zur Behaglichkeit seiner Mieterinnen. Die Einnahmen des Vereines, dessen Vorsitz Kommerzienrath Fritz Kühnemann, Berlin N, Gartenstr. 21, führt, betragen im Vorjahre 5735 Mk. gegen 5119 Mk. Ausgaben.

Wien. — Ihre I. und I. Hoheit die Frau Kronprinzessin-Witwe Stefanie, die im vergangenen Jahre Palästina besuchte, hat dem Franziskaner-Kloster in Jerusalem ein Messgewand gespendet, das aus dem Brautkleide der hohen Frau, deren Ehe ein so tragisches Ende fand, gefertigt wurde.

In den schönen Bräuchen des I. und I. Offiziersstücher-Instituts zu Hernalz zählte es seit langer Zeit, daß ehemalige Zöglinge, die, aus dem Institute getreten, als Lehrerinnen an Anstalten gewirkt hatten, bei ihrer Invalidität eine Pension erhielten. Ausgenommen davon waren jedoch die zahlreichen Fräulein, welche als Erzieherinnen in Familien oder als Privatlehrerinnen ihren Unterhalt gesucht und gefunden hatten. Gerade diesen kam es aber oft besonders schwer an, nach einer harten Dienstzeit der „Hernalser Pension“ entbehren zu müssen. So bedeutet es denn einen besonders erfreulichen Akt der Humanität, daß jene Pension nunmehr auch auf die bisher zurückgesetzte Klasse ehemaliger Hernalser Zöglinge ausgedehnt worden ist, sodaß alle Offiziersstücher, die ihre Lehrerinnen-Ausbildung in Hernalz erhielten, jetzt die gleiche Fürsorge des Mutterhauses für ihre alten und kranken Tage genießen werden.

London. — Der Herzog von Bedford, Schwiegervater des früheren britischen Botschafters in Berlin, Sir Edward Males, hat

Mrs. Humphry Ward, der berühmten Verfasserin von „Robert Elsmere“, „Marcella“ und anderen trefflichen Romanen, ein großes Grundstück zum Bau eines Heims für Schriftstellerinnen zur Verfügung gestellt.

Paris. — Beliebt im hohen Maße ist hier in diesem Winter das „diner de têtes“. Bei einer solchen Veranstaltung erscheint man in üblicher eleganter Gesellschafts-Toilette und hat nur seinen Kopf sorgfältig massirt. Damen wählen z. B. den Kopf einer Julia, einer Ophelia, einen Kopf aus der Rococo-Zeit oder einen solchen von anno 1806. Die Herren bevorzugen die Nachahmung historischer Persönlichkeiten; sie legen sich einen Kopf à la Napoleon I., Louis XIV., Musket oder Byron zu. Manchmal krönt den Modestoff allerdings auch der Kopf einer wildblühenden Roßhaut, eines friedlichen Bäuerleins, eines Savoyarden. Es ist nicht zu leugnen, daß diese theilweise Maskirung auf die Fröhlichkeit beim „diner de têtes“ fördernd einzuwirken pflegt.



Rachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Kaum nähert die Herrschaft des Winters sich ihrem Ende, so beginnt auch die Tagesmode sich wieder jener leichten, gra-

ziösen Form des Promenaden-Kleides zuzuwenden, die, von jeher hochbeliebt und besonders für schlanke Gestalten kleidbar, das Ebenmaß des Körpers zu vollendeter Geltung bringt. Weber Cape noch Jade beschließen die reizvolle Zusammenstellung von modisfarbenem feinen Wollstoff mit gestreiften Garnitur-Teilen aus zweifarbigen grünen Sammet. Knapp und fest umschließt die Figur die vorn und hinten schubbenartig verlaufende Taille mit weiten Neulenärmeln und einem rund geschmittenen Siebtragen. Der Rock zeigt die weite, gefaltete Glodenform. Ein modisfarbener, breitrandiger Brusthut, ganz mit seinem Gefälte aus grün- und modisfarbigem Taffet garnirt



Promenaden-Kleid.

und an der Seite mit farbigen Rosen hoch genommen, wehrt der bereits allzu begehrlichen Frühlingssonne, während der ebenfalls aus Taffet gefaltete bestehende Ruff mehr als ein letzter Tribut an den scheidenden Winter, als capricöse Bervollständigung der häßlichen Frühlingst-Toilette, denn zur Abwehr gegen grimme Kälte gedacht ist.



Stehspiegel mit Intarsia-Malerei. Von Mathilde Bied in Nordhausen.

Auf der Weihnachtsmesse des Vereins der Künstlerinnen fand ein Spiegel ungeheuren Beifall, dessen saubere Arbeit zunächst nicht den Gedanken aufkommen ließ, daß die Verzierung nicht echte Eisenbein-Einlage sei, sondern durch Malerei imitierte Intarsia. Von 78 cm Höhe zu 54, resp. 56 cm Breite des ganzen Spiegels entfallen 48 cm Länge und 32 cm Breite auf das Glas, sodaß die braune Holzfläche des Rahmens mit ihren prächtigen Schweißungen verhältnismäßig geringen Raum für die feine Malerei bietet. Diese ist mit weißer Oelfarbe, die hin und wieder einen leichten Hauch von Rosa, Mattblau oder Violett zeigt, ausgeführt und zwar innerhalb der mit dem Platina-Stifte tief gebrannten Contouren. An die Stelle des Stiches kann auch der Gaißfuß treten, um die Umrisse herauszuheben. Die feinen Schraffurungen in den Figuren, die Aehren der Blätter und Blüthen sind mit spitzem Pinsel und etwas Weinschwarz einzufügen. Ein Ueberzug aus hellem Spirituslack schützt die Malerei. Correctes Innehalten der Contouren ist Bedingung für die Wirkung der Arbeit, ebenso wie die Contouren selbst glatt und von gleicher Breite sein müssen, da sie die winzigen Züge der Intarsia-Arbeit markieren. Der Spiegel ist von dem Vorstand des Vereins der Künstlerinnen für die zur Zeit stattfindende Gemälde-Ausstellung des Vereins zur Verlosung angekauft. E. F.

Wien. — Ihre I. und I. Hoheit die Frau Kronprinzessin-Witwe Stefanie, die im vergangenen Jahre Palästina besuchte, hat dem Franziskaner-Kloster in Jerusalem ein Messgewand gespendet, das aus dem Brautkleide der hohen Frau, deren Ehe ein so tragisches Ende fand, gefertigt wurde.

In den schönen Bräuchen des I. und I. Offiziersstücher-Instituts zu Hernalz zählte es seit langer Zeit, daß ehemalige Zöglinge, die, aus dem Institute getreten, als Lehrerinnen an Anstalten gewirkt hatten, bei ihrer Invalidität eine Pension erhielten. Ausgenommen davon waren jedoch die zahlreichen Fräulein, welche als Erzieherinnen in Familien oder als Privatlehrerinnen ihren Unterhalt gesucht und gefunden hatten. Gerade diesen kam es aber oft besonders schwer an, nach einer harten Dienstzeit der „Hernalser Pension“ entbehren zu müssen. So bedeutet es denn einen besonders erfreulichen Akt der Humanität, daß jene Pension nunmehr auch auf die bisher zurückgesetzte Klasse ehemaliger Hernalser Zöglinge ausgedehnt worden ist, sodaß alle Offiziersstücher, die ihre Lehrerinnen-Ausbildung in Hernalz erhielten, jetzt die gleiche Fürsorge des Mutterhauses für ihre alten und kranken Tage genießen werden.

London. — Der Herzog von Bedford, Schwiegervater des früheren britischen Botschafters in Berlin, Sir Edward Males, hat

Fouillard-Seide

95 Pf.

bis Mk. 5.85 p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

jowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 60 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)	
Seiden-Damaste v. Mk. 1.35—18.65	Seiden-Grenadines v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe „ 13.90—68.50	Seiden-Bengalines „ 1.95—9.80
Seiden-Fouillards „ 95 Pfg.— 5.85	Seiden-Zurabs „ 1.35— 6.30
Seiden-Rasch-Atlas „ 60 „ — 3.15	Seiden-Faille française „ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux „ 75 „ — 9.65	Seiden-Crêpe de Chine „ 2.35—10.90
Seiden-Baststoffe „ 60 „ —18.65	Seiden-Fouillards japan. „ 1.45— 5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken- und Fadenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppelttes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

GUSTAV CORDS
Leipziger Strasse 36, BERLIN W. 8, Ecke Charlottenstr.
Hervorragende Frühjahrs-Neuheiten.

Neue englische Fantasie Gewebe	Mtr. 3.— Mk. bis 8.— Mk.
Gediegene engl. Kammgarn-Qualitäten	Mtr. 3.50 Mk. bis 13.50 Mk.
Neue melierte Cheviots	Mtr. 1.50 Mk. bis 3.— Mk.
Ganzwollene einfarbige Crêpons	Mtr. 1.40 Mk. bis 3.20 Mk.
Glänzende deutsche und englische Mohairs	Mtr. 1.50 Mk. bis 4.— Mk.
Lüsterreiche Mohairs façonné und chiné	Mtr. 2.50 Mk. bis 5.— Mk.
Glanzreiche Mozambique. (Barège) Leichte halbklare Gewebe in glatt, gestreift und im Chiné-Geschmack.	Mtr. 1.50 Mk. bis 4.60 Mk.

In allen Abtheilungen Eingang der neuesten Erzeugnisse des In- und Auslandes.
Nach Auswärts Proben u. Aufträge von 10 Mk. an franco.

Aus wollelen Lappen die schönsten Kleiderstoffe.
Höchste und hohe Reverenzen.
Austhorie Fabrik.

Aus Wolllappen die besten Kleiderstoffe und Strickwaren.
Aus Wolllappen Teppiche und Vorlagen, schöne Dessins.

Seidenstoffe jeder Art, Sammt, Blüsch u. Seidens.
Liefere direkt an Privats in jedem Waage.
Man schreibe um Muster unter genauer Angabe des Gewünschten an die Seidenwaren-Fabrik von Elton & Kousson, Crefeld.

Wichtig für Hausfrauen!
Bernhard Curt Pechstein, Wollwaren-Fabrik
in Mühlhausen i. Th.
fertigt aus Wolle, alten gestrickten, gewebten und anderen reinwollenen Sachen und Abfällen haltbare und gediegene Stoffe für Damen, Herren und Kinder, sowie Portliere und Schlafdecken.
Auf Wunsch werden Muster an Jedermann franco gesandt.

NESTLÉ's Kindermehl

enthält beste Schweizermilk.
Altbewährteste Nahrung für kleine Kinder.



Cape aus Brocatelle. Rückansicht des farbigen Bildes Nr. 1161.

fallen geordneten Pelierine, über die sich der Hobei-verbrämte, innen mit glattem lila rosée Seidenkrepp gefütterte Capuchon legt. Den unteren Rand des Cape säumt gleichfalls ein Hobelsfreifen; eine Nackenschleife mit Jet-Agraffe vervollständigt die volle Halsdrücke aus gefaltetem Tüll und Spitzen.

Wien. — Kürzlich veranstaltete das Haus Ch. Drecol eine großartige Ausstellung seiner Original-Toiletten, zu der die elegante Frauenwelt sich drängte. Unser Städt wurde eine decolletirte Taille Louis XV. festhalten, aus glanzvoller, mit Grünspan-grünen Atlasfreifen beschmierter Seide. Schwarzes Sammetband, vorn mit Schlupfen, weißen Tüll-Rosetten und Email-Audypfen besetzt, steigt zum Hals empor, rückwärts mit Ro-

— Die eigenartige Form des auf dem farbigen Modenbilde Nr. 1161 dargestellten Cape wird die einzelne Wiedergabe der Rückansicht besonders willkommen machen. Bedeutet die helle Farbe (lila rosée) des golddurchwirkten Brocatelle-Stoffes schon eine Huldigung für den nahenden Frühling, so erinnern doch Capuchon, Pelzbesatz und Seiden-Battirung an die noch nicht ganz überwundene Winterzeit. Das vorn schräg übereinander schließende Cape besteht aus einer über den Ellbogen länger geschrittenen und rückwärts in zwei Zoll-



Ball-Toilette aus seegrüner Liberty-Seide.



Ballfrisur à la Lamballe.



Ball-Toilette mit Blumenschmud.

setten schließend; schwarze Sammetband = Spangen, Schlupfen und Hiertüpfel verzieren Kermel und Schößtaile, die sich über weichem Grosgrain mit Tüllbäuschen öffnen; den jahtigen Schößen sind Spitzen- und Schlupfen-Arrangements unterge- setzt. Zwei Reihen Rosetten aus Sammetband und weichem Tüll begrenzen das Vorderblatt des weißen Grosgrain-Rodes.

R. Br.

Paris. — Große Freiheit herrscht in der Anordnung des Haars. Bald ist es in Wellen gebrannt und am Hinterkopf locker in einen noch immer fest gedrehten spitzen Knoten zusammengefaßt, aus dessen Mitte sich

Gesellschafts-Toilette mit Taille Louis XV.

zuweilen kleine zierliche Böckchen ringeln, bald, — und dies gilt der modernen Pariserin augenblicklich als höchster Chic bei festlichen Gelegenheiten, — fällt das vorn wellig gebrannte, sehr lose „à la Lamballe“ frisirte Haar in langen Locken über den Rücken, nur mit einem

Bande, Pfeil o er einer kostbaren Schnalle, einem Kleeblatt oder Hufeisen gehalten. Die dargestellte Ballfrisur zeigt als besondere Zierde noch einen Federtuff mit Reiterflug.

— Aus der Hand eines ersten hiesigen Schneiderkünstlers hervorgegangen, besteht die dargestellte Ball-Toilette aus seegrüner Liberty-Seide. Die blusenartige Taille zeigt vorn und hinten angeschnittene Revers, die, mit mehreren Reihen Bernstein-Perlen besetzt, sich über die Schultern legen und einen perlenschnittenen Kappteil einrahmen; die Kermelpuffe setzt unterhalb der Schulter an. Große Sträuße blattloser Nelken, — der beliebtesten Blume für Ball-Toilette, — ergeben die Schulter-Garnitur der Taille, die, abweichend von der Tagesmode, keine Achselbänder aufweist. Gefaltetes grünes Band bildet den Gürtel mit hochstehender Schleife. Handschuhe mit Rüschen-Abschluß.

— Durchaus neu und von wunderbarer Wirkung als Ausgestaltung des Rodes ist eine originelle, farbenreiche Zusammenstellung von Plattstich-Stickerei in Seide und Ebenholz für die Blätter und körperhaft diesen sich einfügenden künstlichen Blumen, die mit unsichtbaren Stichen von links besetzt werden. Auch begegnet man für jugendliche Ballgewänder immer noch viel der Blusentaille, die, — und dies ist das Charakteristische, — in Farbe und Ausgestaltung völlig selbständige Wege geht und sich wenig oder kaum erkennbar der Rod-Garnitur anpaßt. So zeigt die dargestellte Ball-Toilette einen Rod aus mattblauem, auf gleichfarbigem Taffet garniertem Krepp, von dem sich in oben beschriebener Weise Reifchen und Berggipfelnicht-Sträußchen, auf gesticktem dunklen Blattwerk ruhend, abheben. Einfarbig blaue Krepprüsche säumt den unteren Rand, während die blusenartige, vieredig ausgeschnittene Taille aus weichem Krepp nur in dem Plastron vorn gleiche Blumenstickerei, im übrigen aber feinerer

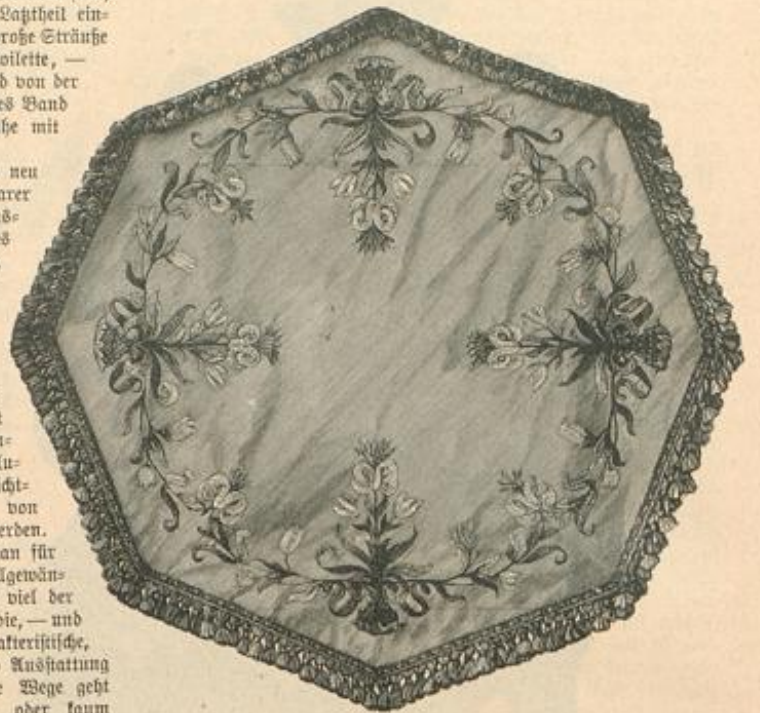
Nebereinstimmung mit dem Rod zeigt. Die Kermel bestehen aus zwei weißen Krepp-Volants, zwischen denen weiße Rosen besetzt sind; gleiche Blumen-Festons legen sich über die Schultern an Stelle der Achselträger. Ein kleiner Schöß aus dreifach gelegtem weichem Krepp ist der Taille angehängt, um die sich ein grüner Sammetgürtel mit vorn lang herabhängenden Bandschleifen schlingt.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Der moderne englische Stickerei-Stil, die Blumen gerade aufstrebend darzustellen, gelangt auch an der achteckigen Decke zur Geltung. Graugrüne, atlasartige Armure-Seide dient als Grund für die in bunten Farben mit Filofelle-Seide gearbeitete Plattstich-Stickerei, die sich tranzförmig, mit leichter Betonung der Eden, auf der Fläche ausbreitet.

Blumen, Blättern und Knospen sind rosa schattirt und mit verschiedenen getheiltem Faden gestickt. Goldgelb an bräunlichen Stielen markieren sich die Staubfäden-Büschel, während die Blätter in Rosagrün und Braun wechseln, und zwar schattiren die Farben vom dunkelsten Braun bis zum hellsten, fast grünweißen Ton; goldbraun mit hellgrünen Kleeblättern erscheinen die Wurzelknollen. Als äußerer Abschluß der



Achteckige Decke mit Blumenstickerei.

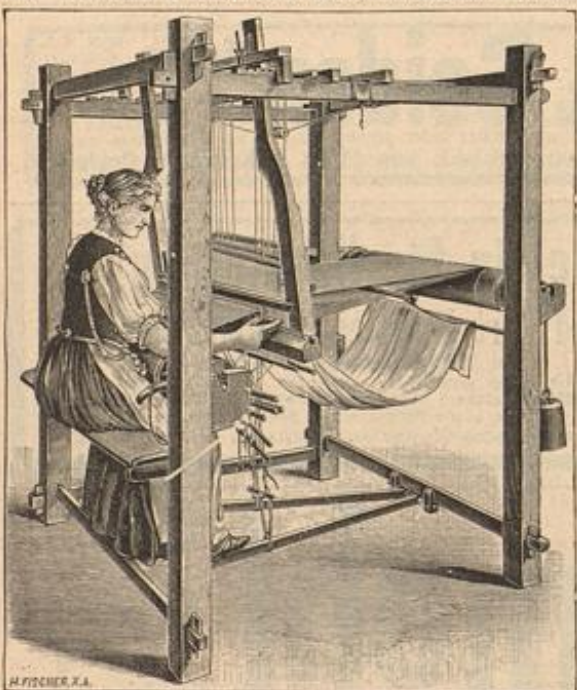
Decke, die 87 cm Durchmesser hat und von Ecke zu Ecke je 35 cm misst, wirkt eine 6 cm breite buntschwarze Büschelkränze sehr hübsch, deren 1/2 cm breiter Guimpen-Kopf der Decke aufliegt. Als Futter gleichfarbiger Cloth.



Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben. — Seine Ziele und Aufgaben. — Zwanglos erscheinende Hefte, herausgegeben von G. u. H. v. Dahms. Heft 8. Berlin. Verlag von Richard Taubert. Preis 60 Pf.

Die Frauen in der Kunst. Von Dr. Georg Sof. — So lautet der Titel des achten der zwanglos erscheinenden Hefte, in denen schon viel des Interessanten und Beachtenswerten geboten wurde. Mit kurzen Worten streift der Verfasser die alten Vorkämpfer, die von den Gegnern der Frauenarbeit auf dem Gebiete der „Kunst“ ins Feld geführt werden; er zieht Vergleiche zwischen der Lehrzeit des jungen Mannes und dem Studium des jungen Mädchens, einem Studium, dem überall die Fesseln angelegt sind, und das oft viel zu spät begonnen wird; er zeigt, wie die ganze Bewegung der Frauen in der Kunst sich noch in den ersten Anfängen befindet, demnach keine Erfolge gezeitigt haben kann, wie sie die Künstler seit Jahrhunderten aufzuweisen haben. Einem Haupt-Studium, das für Portrait- und Historien-Malerei von größter Bedeutung ist, dem Aktzeichnen, widmet der Verfasser eine interessante Besprechung, um dann auf die Studien-Jahre der Künstlerin mit all ihren Erfordernissen an Genie, Geduld und Geld einzugehen und das Fazit zu ziehen: das Handwerk der Kunst für den Broterwerb läßt sich in einigen Jahren fleißiger Arbeit erlernen, das rechte Kunstwerk ist das Resultat eruster Lebensarbeit, denn in der Kunst hört das Studium nie auf. Will und soll die Frau also den Existenzkampf aufnehmen, so muß sie auch die ernsten gewissenhaften Studien absolviren, wie der Mann, — dann aber wird der Erfolg auch nicht ausbleiben, wie es bereits die Erfolge einer Anzahl von Künstlerinnen beweisen.

Bezugsquellen: Gesellschafts-Toilette mit Taille Louis XV.: Ch. Drecol, Wien I, Kohlmarkt 11. — Decke mit Plattstich-Stickerei: Stickerei-Meister des Vette-Vereins, SW, Admigräberstr. 90. — Stechplene mit Intarsia-Malerei (auch Unterricht im Malen): Fräulein R. Bloch-Rordhausen, SW, Wartenburgstr. 20.



H. FISCHER, X.A.

Schweizer Seide.

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . . .	ca.	80
Seiden-Webstühle (Handstühle)	ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische)	ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr	ca.	30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in schwarz, weiss und farbig von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen frankierte Retour-Adressen bei.

Die gewählten Stoffe senden wir porto- und steuerfrei in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 5.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin und Wien, 1. März 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{4}$ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Sohn aus der Fremde.

Humoristische Novelle von Albert Roderich in Hamburg.
(Schluß.)

„Ich danke Ihnen!“ sagte Fräulein Emma huldvoll. „Nämlich Ihre liebe Frau Mama trägt da heute ein Kleid, — ich weiß, Sie haben es aus Amerika mitgebracht, — freilich hat das moquante Fräulein Elners gesagt, man könnte nicht leben, ob Frau Hilde drin versinken oder damit in die Luft fliegen wolle, — aber ich finde das Kleid für eine ältere Dame reizend, und ich möchte meiner Mama ebenso eins machen. Ich kann nämlich auch Kleider machen, — o ja! — für so praktisch hätten Sie mich wohl garnicht gehalten, wie? Aber nun meine Bitte: Darf ich einmal zu Ihnen kommen, morgen oder übermorgen, und mir das Muster nach dem Kleide schneiden?“

Wilhelm mußte natürlich die Bitte „mit Vergnügen“ gewähren, obgleich er garnicht ordentlich zugehört hatte. Er sah immer sehnsüchtig zu Fräulein Marie hinüber, die ihrerseits wieder sehr wenig auf die belehrenden Auseinandersetzungen des ewigen Schulmeisters hörte.

Während dessen hatte Schneider Trolle wieder verschiedentlich englische Anreden zu seinem amerikanischen Freunde hinübergerufen, und dieser hatte ihm auch mehrfach geantwortet.

„My dear Mister Hilde, how smeeck it you?“

„Thank you, Mr. Trolle, it smeecks me very well.“

Trolle fuhr befriedigt fort: „I am very glad to see you, my dear boy, — are you also very glad to see me, William?“

„Yes, I am also very glad!“

„O,“ schrieb Herr Trolle da, „you are the best from all my friends!“

„Erlauben Sie,“ bedeutete nun Cantor Rolle dem Schneidermeister, „dies ist kein richtiges Englisch. Nach einem Superlativ sind die Präpositionen von und unter durch of zu übersetzen. Sie hätten sagen müssen: you are the best of all my friends!“

„Das ist mir egal, Herr Cantor,“ entgegnete piquirt der Schneidermeister, „um den Superlativ kümmer' ich mich nich for'n abgerissenen Zwirnsfaden! Wilhelm Hilde is 'n guter, alter Freund von mir, und wir sprechen immer englisch zusammen, und wenn der mir das so abnimmt, denn wird das auch wohl richtig sein. Jawohl, Herr Cantor!“

Cantor Rolle lächelte überlegen.

„Dies Ihr Argument hat keine Beweiskraft,“ beharrte er. „Außerdem habe ich Grund zu der Annahme, daß das Englisch Ihres Freundes nicht von der besten Art ist. So sagte er vorhin auf Ihre Anfrage mit Bezug auf das vorliegende Essen: it smeecks me very well! — es giebt aber im Englischen gar kein Zeitwort to smeeck!“

„Herr Cantor, nu bitt' ich

mir aber 'was aus! — Wenn ich auch vielleicht 'mal 'n kleinen Bummer mach' in's Englische, — aber mein Freund is dreiuinzwanzig Jahre in Amerika gewesen!“

„Das will nichts sagen, Herr Trolle, da will ich Ihnen 'mal 'was erzählen! — Ist Ihr Freund vielleicht ein self made man?“

„Früher ist er's nich gewesen,“ antwortete Trolle, „ob er's nu is, das kann ich nich 'mal so genau sagen.“

Während nun Cantor Rolle dem Schneidermeister eine eingehende Belehrung über amerikanische self made men zukommen ließ, unternahm der alte Christoph Hilde seinen Angriff gegen Fräulein Marie.

Sie glauben garnicht,“ bemerkte er, „wie wir uns alle freuen, daß Ihr lieber Vater, unser guter Herr Pastor, mit einem Mal wieder so gesund und frisch geworden ist. Und gerad' so lebenslustig wie früher! Seh'n Sie 'mal, Fräulein, wie er da vergnügt sitzt und sich mit Frau Bedelmann's Mutter unterhält! Ja, so kann ein Mensch mit einem Schlag glücklich werden und ein anderer mit einem Schlag unglücklich! Ach, du lieber Gott, ja!“

Hier seufzte der Alte tief auf, und Fräulein Marie blickte ihn fragend an.

„Ja, Fräulein Röper, so unglücklich sind wir mit einem Schlag geworden, — durch unsern Sohn Wilhelm!“

„Wie?“

„Jawohl, Fräulein Marie! Wir haben ja nur den einen, und Sie können Sich denken, wie glücklich wir sind, daß er wieder bei uns ist. Und er war auch

glücklich, daß er wieder in der Heimat und bei seinen Alten ist. Seit ein paar Tagen ist das nun mit einem Mal ganz anders. Wilhelm ist wie umgewandelt, traurig und tief niedergeschlagen; er will so schnell wie möglich wieder nach Amerika zurück. Meine Frau hat nun endlich den Grund dafür herausbekommen. Wilhelm ist in ein Mädchen verliebt, und das Mädchen will nichts von ihm wissen! Wenn ein wildfremder Mensch vor die Thür des Mädchens käme und seine Noth klagen wollte, dann würde das Mädchen ihn mitleidig anhören. Ja, das würde das Mädchen thun, das weiß ich, denn es ist ein gutes Mädchen; aber meinen armen Sohn will sie nicht einmal anhören! Und mein Wilhelm in seiner Schüchternheit und Bescheidenheit grämt sich nun so im stillen ganz schrecklich und quält sich mit den unglücklichsten Gedanken.“

Fräulein Marie hatte das Haupt tief gebeugt, und ihr Gesicht war mit dunkler Röthe bedeckt.

„Und was das schlimmste ist,“ fuhr der alte Mann fort, „ich glaube, Fräulein Marie, das Mädchen verachtet meinen Sohn!“

„Ach, nein, nein!“ rief, beinahe aufschluchzend, das Mädchen unwillkürlich.

„Nicht?! Warum behandelt sie ihn denn so schlecht?! Warum geht sie ihm denn aus dem Wege, als wenn er ein Verbrechen begangen hätte?“

„O Gott! ich — ich — will Ihren Sohn sprechen!“ Der Alte erhob sein Glas und hielt es seinem Sohn entgegen, der gerade zu ihnen herüberblickte.



Jean Gérardy.

Nach einer Photographie von Elliott und Fry, London.



Bronislaw Hubermann.

Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin.

Siehe den Artikel: Zwei Lieblinge der Musen. — Siehe Seite 39.

„Prost, Wilhelm,“ rief er, wie aufjubelnd, „Du sollst leben!“

Und auch Wilhelm ergriff sein Glas, und wie er hinüberwinkte, sah er, wie Marie ihn mit leisem Neigen des Hauptes grüßte, und wie ein freundlicher Strahl aus ihren Augen zu ihm herüberflog.

Ein Gefühl namenlosen Glückes überkam ihn, und als seine Tischnachbarin jetzt auch mit ihrem Glase gegen sein noch immer erhobenes Glas stieß und überaus freundlich sagte: „Ihr Wohlsein, Herr Hilde!“ — da entgegnete er so recht herzlich: „Ich danke Ihnen, liebes Fräulein!“

Da sah ihn Fräulein Emma schmachend in die Augen und stotterte mit fleidsamer Verlegenheit: „Ach Herr Hilde, Sie — Sie — sind so — so — nein, wirklich, — ich habe ordentlich Angst, morgen zu Ihnen zu kommen! Aber nein!“ — eine tief verborgene Leidenschaft schien plötzlich alle Scrupel und Vorurtheile zu besiegen, „nein, ich komme doch zu Ihnen!“

Gleich darauf stand Fräulein Emma auf und trat hinter den Stuhl Mutter Anna's. Sie unterhielt sich eine Weile sehr freundschaftlich mit der alten Frau und sagte dann recht laut: „Ach ja, liebe Frau Cantor, morgen komme ich zu Ihnen. Ihr Kleid ist zu reizend! So eins muß meine Mutter auch haben. Ihr Sohn hat mir gesagt, ich könnte ja bei Ihnen im Hause das Muster nehmen.“

„Ach, Fräulein,“ antwortete Frau Anna Hilde recht unfreundlich, „ich bin 'ne alte Frau, un' so'n Fopperei!“

„Aber um Gotteswillen das ist keine Fopperei! Ich bitte Sie, liebe, gute Frau Cantor, ich finde das Kleid entzückend!“

„Na, denn geh'n Sie man nach der Schneiderin Bösch in Altenhausen, un lassen sich auch so'n Kleid machen.“

„Was?! Hat denn Ihr Sohn das Kleid nicht mit aus Amerika gebracht?“

„Das Kleid nicht, nee, — bloß das Zeug dazu! —“

Die verschiedenen Einzelheiten des Mittagessens und die späteren Phasen der Feier auf dem Beckelmann'schen Hofe können hier nicht eingehend beschrieben werden. Es mag nur gesagt sein, daß so viel an Eß- und Trink-Material vorhanden war, daß damit ein Duzend Tausen gewöhnlicher erstgeborener Söhne ganz zufriedenstellen hätten feiern können. Was die Bewältigung dieses riesen-Materials anbelangt, so muß wahrheitsgemäß festgestellt werden, daß die ländlichen wie die städtischen Gäste sich mit gleicher Lust und Liebe zur Sache und gleich großem Erfolge darum bemühten. Als einziger Unterschied wäre vielleicht zu bemerken, daß die Landleute das ihrige dabei mehr mit Ruhe und bescheidener Größe vollbrachten, während die Städter ihre Aufgabe etwas geräuschvoller lösten und ein wenig mehr Selbstbewußtsein zur Schau trugen. Aber in keiner Weise kann das eine so bedeutende Leistung beeinträchtigen oder verkleinern.

Gegen elf Uhr abends fanden sich alle Leute aus Altenhausen, die an dem Fest theilnahmen, im Wohnzimmer des Hofbesizers Beckelmann zusammen. Nach dem jedem von ihnen im geheimen gemachten Vorschlage des alten Cantors wollten sie jetzt gemeinsam nach Hause wandern, ohne durch ihre Verabschiedung die Wirthe und die übrigen Festgenossen in deren Vergnügen zu stören oder gar ebenfalls zum Ausbruch zu veranlassen.

„Das trifft sich gut, Herr Pastor,“ sagte Kaufmann Rose, „draußen steht Nachtwächter Klas Kluth, der kann uns nach Haus bringen, denn brauchen wir auch weiter keine Laterne.“

Und richtig, als die Altenhausener ins Freie traten, stand da ihr Nachtwächter Klas Kluth mit Horn, Spieß und Laterne! Er hatte seine allnächtliche, gewöhnliche Bahn auf ein Weilchen verlassen und dem Gesinde Beckelmann's ein wenig beim Feiern geholfen. Vielleicht auch mehr als ein wenig, denn die kleinen Augen schwammen recht trübe in dem rothen Gesichte, und die gedrungene Gestalt stützte sich gegen ihre Gewohnheit auf den großen Nachtwächterspieß.

„Na, Klas,“ sagte Kaufmann Rose, „wullen Se mit uns gahn?“

„Jo, Herr, dat is'n Ehr för mi!“

„Na, dann gahn Se man vöran mit de Lucht!“

Und Klas Kluth ging mit der Laterne voran, und die Leute von Altenhausen folgten ihm paarweise.

Der alte Hilde hatte zu seinem Schulnachfolger gesagt, als dieser gerade der Pastorentochter seinen Arm geben wollte: „Fassen Sie lieber den alten Herrn Pastor unter, Herr College! Wilhelm Du kannst ja Fräulein Marie Deinen Arm geben!“

Das hatte dieser denn auch gethan, und nun schritten die beiden hinter den anderen Paaren her. Der Nachtwächter voran mit der Laterne, dann Cantor Hilde und

Frau, Pastor Köper und Cantor Rolle, Kaufmann Rose und Frau, Schneidermeister Trolle mit seiner Gattin und ein gutes Stück weiter zurück Wilhelm mit Marie.

Es war ein ziemlich dunkler, nebliger Herbstabend, und nur selten drang das mürrische Gesicht des Mondes durch die Lücken der eilig dahinfliehenden Wolken.

Wilhelm und Marie schritten eine Weile schweigend neben einander. Es lag ihnen beiden schwer auf dem Herzen, denn sie wußten, daß sie vor einer Entscheidung standen.

„Fräulein Marie,“ sagte Wilhelm endlich, „nach einem solchen Augenblicke habe ich mich lange gesehnt. Jetzt müssen Sie mir Rede stehen! Warum stiehen Sie mich, Fräulein Marie?“

„Weil ich so gedemüthigt bin vor Ihnen.“

„Sie — vor mir — gedemüthigt?“

„Ja! Sie haben meinen Vater befreit. Ich weiß es. Mein Vater glaubt, es sei wirklich durch einen alten Freund geschehen, dem er einmal einen Dienst geleistet hat. Von Ihnen würde er es nimmer angenommen haben; er würde tief gedemüthigt sein, wie ich es bin, und doch kann ich ihm die Wahrheit nicht sagen, denn ich habe die Schuld getragen an dem Unglück seines Alters. Hören Sie mich an: Sie wissen ohne Zweifel, daß — ich verlobt war?“

„Ich weiß es.“

„Mein Verlobter war in Noth. Ich wollte ihn retten um jeden Preis. Ich bestürmte, ich beschwor meinen guten Vater, bis er alles hergab, was er besaß und noch mehr! Der leichtgläubige, vertrauensfelige Mann! Er gerieth in die Hände eines Wucherers und war dazu so schlecht bewandert in Geldangelegenheiten. Das wissen Sie auch. Wir haben gehungert und gedurbt und uns gequält und gequält, und die Sorge und die Angst vor Entdeckung und Schande haben meinen lieben Vater krank und elend gemacht. Und ich, die ich all' das auf sein weißes Haupt gebracht habe, ich sollte jetzt sagen: Du darfst die Rettung nicht annehmen? Das darf und kann ich nicht, und deshalb bin ich gedemüthigt vor Ihnen!“

„Ach, liebes Fräulein, es ist sehr traurig für mich, daß Sie sich durch das, was ich gethan habe, gedemüthigt fühlen konnten!“

„Nicht dadurch allein! Mir liegt noch etwas anderes, Schlimmeres auf der Seele. Ich muß Ihnen auch das jetzt sagen: Mein Bräutigam —“

„Ich weiß es!“ unterbrach Wilhelm das Mädchen rasch.

„Wie, Sie wissen auch das?“

„Ja, ich weiß das Schreckliche. Ich bitte Sie, kein Wort mehr davon! Nur eine einzige Frage, haben Sie ihn vergessen?“

„Vergessen?! O, wie kann ich vergessen! Ich bin zu schrecklich getäuscht und betrogen worden!“

„Vielleicht trägt jener Wucherer die meiste Schuld daran.“

„Sie sind ein guter Mensch!“

„Und nun, Marie, — ich liebe Sie! Ich bin kein Jüngling mehr, ich liebe Sie nicht mit schwärmerischer Leidenschaft; ich liebe Sie nur treu und wahr. Marie, können Sie mir auch so gut sein, um mein Weib zu werden?“

„Ich weiß seit Tagen, daß Sie diese Frage an mich richten würden, und auch deshalb bin ich Ihnen aus dem Wege gegangen. Ich kann meinen Vater nicht verlassen und Ihnen übers Meer folgen. Ich habe so viel Leid auf ihn gebracht, — für mich, für meine unselige Liebe hat der gute, edle Mann jahrelang die Angst eines Verbrechers erduldet, — und jetzt sollte ich ihn allein lassen?! Rimmermehr! Ich bin glücklich, daß ein Mann, wie Sie, mich lieb gewonnen hat, und ich danke Ihnen, Wilhelm! Und jetzt kann ich auch ohne Scham und Demüthigung das Opfer annehmen, mit dem Sie meinen Vater und mich retteten; ich danke Ihnen auch dafür aus tiefstem Herzen!“

Die letzten Worte Marie's waren von leisem Weinen fast erstickt, und Wilhelm preßte in überströmender Zärtlichkeit den Arm des Mädchens an sich.

Da plötzlich vernahmen sie vor sich laute Stimmen. Sie sahen im Halbdunkel ihre vorausgegangenen Gefährten still stehen und hörten sie laut und erregt durcheinander sprechen. Sie eilten hinzu. Die Bürger von Altenhausen standen vor einem Wassergraben und starrten die steile Böschung hinunter. Man sah da unten im Wasser eine dunkle Masse, von der ein leises Stöhnen ausging.

„Da liegt 'n Mensch im Graben!“ rief der alte Cantor.

„Die Laterne her!“ schrie Schneidermeister Trolle.

„Wo ist Klas Kluth?“

„Der ist voran, da vorn geht er!“ rief Kaufmann Rose und stürzte vorwärts, um den Nachtwächter zu holen.

„Die Pike! Schnell den Nachtwächter seine Pike her!“ rief Cantor Rolle ihm nach.

Doch inzwischen ließ Wilhelm sich rasch die steile Böschung hinuntergleiten und stand im nächsten Augenblicke fast bis unter den Armen im Wasser.

„Goddam,“ rief Schneidermeister Trolle, „you are a fixen Keer!“

„Dieser Wassergraben ist hier sehr irrationell angebracht,“ bemerkte Schulmeister Rolle.

Wilhelm aber packte die hilflos gebückt im Wasser stehende, stöhnende dunkle Masse und richtete sie kräftig auf.

„Dat is 'n grote Ehr för mi,“ wimmerte Klas Kluth, der Nachtwächter, denn er war selbst der Verunglückte, und hängte sich fest an Wilhelms Arm. Seine Pike hielt er krampfhaft mit der Linken fest, und mit deren Hilfe brachte Wilhelm sich und den geretteten Nachtwächter aufs Trockene.

„Sieh, sieh, Klas Kluth,“ sagte Pastor Köper, „es ist doch gut, daß Sie uns mitgenommen haben!“

Nun war die Rettung des Nachtwächters weniger gefährlich, als sie ausgesehen hatte. Christoph Hilde war aber doch in großer Angst um seinen Sohn gewesen, und Mutter Anna hatte laut jammernd seinen Arm umschlungen gehalten, während Fräulein Marie untrüglige Zeichen zärtlicher Besorgniß für das Leben des muthigen Retters von sich gegeben hatte.

„Schnell nach Hause!“ rief sie jetzt, „Sie sind gänzlich durchnäßt!“

Der alte Cantor nahm seinen Sohn unter den Arm und flüsterte ihm zu: „Junge, gib dem Nachtwächter morgen 'n ordentliches Stück Trinkgeld. Der hat's herausgebracht. Das Mädchel hat Dich von Herzen lieb!“

In einer kleinen Viertelstunde war das Dorf erreicht. Kaufmann Rose, Cantor Rolle und der Schneidermeister hatten vor ihren Wohnungen Abschied genommen, und Christoph Hilde war eine kurze Strecke vor seinem Hause vorausgegangen, um die Thür zu öffnen. Aber siehe da, die Thür widerstand! Schlosser Wille's Sicherheitschloß war zu sicher gewesen. Alle nacheinander versuchten es, allein es ging nicht, nur der Schlüssel freischte im Schlosse. Die Idee, Schlosser Wille aus dem Bett zu holen, gab man schnell wieder auf. Ehe der das Schloß geöffnet haben würde, mußte sich Wilhelm in seinen nassen Kleidern bis auf den Tod erkälten haben.

„Die ist sehr einfach,“ erklärte Pastor Köper, Sie kommen alle mit zu uns. Wir haben Platz genug für eine halbe Nacht, und Herr Wilhelm zieht morgen früh einsteilen einen Anzug von mir an!“

Und so geschah es! Und die drei Männer und die beiden Frauen haben in der halben Nacht viel mit einander besprochen. Am nächsten Morgen aber gingen Marie und Wilhelm eine lange Zeit im Vordergarten immer auf und ab, dann traten sie Hand in Hand zu den drei Alten ins Zimmer. Und Wilhelm sagte: „Meine liebe Braut und ich haben folgendes beschlossen: Ich reise mit dem nächsten Dampfer nach Amerika. Zwei oder drei Monate habe ich drüben zu thun, bis ich alles Nöthige geordnet habe. Dann komme ich zurück und übernehme die Leitung unseres neuen Hamburger Hauses. Papa Pastor zieht zu uns, und jeden Sonntag verbringen wir in Altenhausen!“

Vater und Sohn standen unter den beiden Lindenzweigen am Ausgange des Dorfes. Morgen früh wollte Wilhelm reisen, und der Vater hatte ihn hierher geführt.

„Sie wollten ihren Vater nicht verlassen, obgleich sie Dich so lieb hat,“ sagte der alte Schulmeister, „Du bekommst ein gutes und getreues Weib, Du wirst glücklich sein. Und nun will ich Dir Adieu sagen, mein Wilhelm!“

„Warum jetzt? Ihr bringt mich doch morgen ans Schiff!“

„Nein, Wilhelm, wir bringen Dich morgen nicht ans Schiff.“

„Warum nicht? Ist sie wieder da? Du hast wohl wieder Schmerzen?“

„Nein, mein Junge —“

„Doch! Und es muß schlimm sein, daß Du mich nicht hinbringen willst. Dann habe ich die ganze Reise keine Ruhe.“

Der Alte lächelte so recht glücklich. „Na, mein Junge, wenn Du sonst keine Ruhe hast, will ich's Dir lieber sagen: Marie bringt Dich ans Schiff; und Ihr beide habt Euch gewiß noch viel zu erzählen, was einen Dritten nichts angeht. Darum sag' ich Dir jetzt Adieu!“

„Nein, Vater, das leide ich nicht. Du gehst mit!“

„Necht so, mein Junge, quäle mich nur ordentlich, daß ich mitgehen soll, das thut mir wohl. Aber ich gehe doch nicht mit. Und nun, — nimm Deinen Hut ab, Wilhelm!“ Und der Alte legte die Hand auf das Haupt seines Sohnes, dem die Thränen in die Augen stürzten, und sagte leise, mit zitternder Stimme: „Gott segne Dich, mein lieber Sohn!“

Nachdruck verboten.

Hiddigeigei.

Eine Geschichte aus der Carnevals-Zeit von Alwin Römer in Magdeburg.

(Schluß.)

„Was wünschen Sie denn, mein lieber Herr Doctor?“ fragte der Stadtrath wohlwollend. Weinland nahm ihn am Arme mit in eines der Nebenzimmer, zog die Maske vom Gesicht und flüsterte erröthend: „O, ... hm, ... ja, ... das heißt, ... es handelt sich nämlich um Ihr Fräulein Tochter, Herr Stadtrath!“

„Ei ei, so so?“
„Würden Sie denn meiner Bewerbung um die Hand Fräulein Emmys kein Hinderniß entgegen setzen?“
„Aber, Herr Doctor! Ganz und gar nicht! Nur ... Sie wissen doch, ein Stiefvater und noch dazu einer von so kurzer Hand wie ich, — wir sind doch jetzt erst ein Jahr verheiratet! — Um! ... Viel Einfluß auf das Kind habe ich nicht! Und offen gesagt, was dergleichen Pläne anlangt, möchte ich meiner Frau nicht gern etwas dazwischen reden! Wenn es mein liebliches Kind wäre, das wissen Sie ja, Doctorchen! ... Aber reden Sie doch 'mal mit meiner Frau. Vielleicht sind Sie ... Allerdings protegirt sie ja den Assessor ... Indessen ... na, Sie werden ja sehen! Wenn Sie Emmys sicher sind —“

„O, ich habe bis jetzt noch nicht gewagt —“
„Um, ... dem Muthigen gehört die Welt, Doctor. Also, en avant!“

Zur selben Zeit unterhielt sich Emmy, die schöne Margarethe, mit Leonor Montfort du Plessys, d. h. mit ihrer Freundin Eva, der Gattin des Rittmeisters von Oberberg, über anscheinend gleich geheimnißvolle Dinge.

„Der Provisor ist es auf keinen Fall!“ wisperte das Freiherrkind. „Schon die Stimme ist ganz anders. Und ich weiß nicht, wie ich auf die Idee komme, aber so klangvoll spricht kaum ein anderer, als ...“

„Run, als ...?“ fragte neugierig Leonor.
„Als, ... als, ... nun Du kennst ihn ja auch, Eva, — den Doctor Lindemann aus unserm Institut!“ schloß Margarethe etwas besangen.

„Emmy!“ ich glaube gar, Du liebst das Scheusal!“
„Aber psui, Eva, sei doch nicht so entsehtlich laut! Weßhalb soll denn der Doctor ein Scheusal sein?“

„Weißt Du nicht mehr, wie er mir damals sagte: „Sie haben eben Ihre Arbeit nicht machen wollen, Fräulein Engel!“ als ich den dummen Ferienbrief verloren hatte?“

„Das konntest Du ihm doch auch nicht übel nehmen!“
„So? Ei sieh doch, wie tapfer Du ihn verteidigst, den schlechtesten Menschen! ... Aber recht kannst Du haben, daß er's ist, wenn ich auch vorläufig noch keine Ahnung habe, wie er hierherkommt, und wer ihn in das abscheuliche Katerkostüm gesteckt hat! — Geh, bitte, so lange in das grüne Zimmer! Wenn er's ist, bringe ich ihn Dir! Aber verrathe Dich nicht! Wir wollen ihn ein wenig zappeln lassen!“

„Glaubst Du wirklich, daß ich mich nicht getäuscht habe?“
„Wer weiß! Wo möglich steckt aber doch nur ein ganz gewöhnlicher Europäer dahinter, dem ein Zufall nur eine Sprache, so klangvoll, so metallisch, wie die des Herrn Doctor mit auf den Lebensweg gegeben hat! Natürlich ist Dir dann das ganze Fest verdorben, nicht? Ich sehe durch Deine Maske hindurch schon Deine Unterlippe hängen! ... Na, vielleicht ist er's doch. Also geh, daß ich Dich auch nachher finde!“

Und noch ein drittes Gespräch bedeutungsvollen Inhalts fand im gleichen Augenblicke statt. In ritterlicher Attitüde stand der Trompeter von Säcklingen vor der Fürst-Kebttiffin des Hochstiftes und barte eines gnädigen Wortes auf seine Ansprache. Er fühlte sich hochbeglückt, als ihm nicht, wie einst seinem Vorbilde, der Text ob seines kühnen Unterfangens gelesen wurde, sondern als die alte Dame mild und vertraulich sagte: „Gern, gern, Herr Assessor! Nur zwingen werde ich das Kind niemals. Sie soll ganz nach ihrer Neigung heirathen. Aber daran zweifle ich ja keine Secunde, so willkommen, wie Sie, wird ihr kein anderer sein! Wenn nicht —. Ich wüßte freilich gar nicht —“

„Der Herr Doctor Weinland vielleicht?“ fragte vorsichtig der Assessor.

„Wo denken Sie hin, Herr Assessor! Für den würde sie zuletzt schwärmen. Aber gehen Sie und sprechen Sie mit dem Kinde! Meine Wünsche begleiten Sie!“

Dankbar küßte der Assessor die Hand der Frau Stadtrath Bistorius und begab sich dann, nach seiner Partnerin im Maskenspiel ausdauernd, in das Gewühl des Saales hinein. Hiddigeigei stand währenddessen am Buffet und stillte seinen Hunger mit ein paar heißen Würstchen.

„Gelt, Kater, das schmeckt?“ fragte ihn der Freiherr und brachte ihm einen frisch gefüllten Krug Bier zu dem Nachtmahl. Doctor Lindemann hatte die Maske vom Gesicht genommen, um vernünftig essen zu können; er sah sich verwundert nach dem Spender des schäumenden Stoffes um.

„Seinen Hausbedarf an Eltern Schafft ein jeder selbst sich heute!“

variirte er und machte dabei eine verbindliche Geste der Ablehnung.

„Ja, was seh' ich denn,“ rief der Freiherr. „Sie sind ja gar nicht der Provisor aus der Mohren-Apothek! Entschuldigend Sie, bitte, ich hätte mir selbstverständlich nicht erlaubt ...“

„Nichts da von Entschuldigungen!“ unterbrach ihn in diesem Momente Frau Leonor heiter. „Dieser Herr war meine erste Schwärmerin, Herr Gemahl, und wird deshalb nicht verschmähen, auf mein Wohl mit Dir anzustoßen!“

„Gnädige Frau, ich weiß wirklich nicht ...“, meinte der Doctor erröthend.

„Aber ich, mein lieber Herr Hiddigeigei. Sie sind doch Doctor Lindemann aus H ...?“

„Allerdings, aber —“

„Was? Sie sind's wirklich? O, das ist ja famos!“ rief der Freiherr vergnügt. „Na, nun aber angestossen, verehrter Herr! Und dann zieh'n wir uns in einen Schmolzwinkel zurück und —“

„Zunächst sind Sie etwas überflüssig, mein Herr Gemahl!“ mehrte Frau Leonor seiner Begeisterung. „Ich habe mit dem Herrn Doctor noch ein Hühndchen zu pflücken ... Sie geh'n doch mit mir, guter Hiddigeigei, ja?“

Lindemann schob schnell seine Maske wieder vor das Antlitz, weil er die Befürchtung hegte, den räthselhaften Bekannten, die er da vor sich hatte, nicht gerade sein geistreiches Mienenpiel zu zeigen.

Frau Leonor legte alsbald ihren Arm in seine Katerpjote und dirigirte ihn wortlos durch den großen Saal in das grüne Zimmer, einen lauschigen, mit allerlei Blattpflanzen decorirten Nebenraum. Dort stand gerade der Trompeter von Säcklingen vor Margarethe und sprach mit dem Aufgebot eines solchen Feuers, daß niemand den erheblichen „Rondschein“ unter seiner jugendlichen blonden Lockenperücke errathen haben würde.

„Ein blinder Zufall ist es gewesen, der uns als Paar am heutigen Feste zusammengeführt hat, aber ein geeigneter Zufall, verehrtes Fräulein! Ich möchte ihn festhalten, möchte ihm zurufen —“

„Verweile doch, Du bist so schön!“ rief Hiddigeigei, als der Assessor eine Kunstpause machte, denn seine geheimnißvolle Führerin hatte ihm zugeflüstert: „Den müssen wir hier 'rausgraulen, lieber Herr Doctor!“

Wie von einer Wespe gestochen, fuhr der schöne Gestirte herum.

„Geh'n Sie zum Teufel mit Ihren dummen Trompeter-Cittaten, Sie alter Giftmischer!“ schrie er.

„Bitte um Verzeihung, aber diesmal war es ‚Haust‘!“ sagte Hiddigeigei gelassen.

„Meinewegen auch ‚Haust‘! Was geht das mich an! Ich ersuche Sie ...“

„Nein, ich ersuche Sie,“ forderte ihn liebenswürdig Leonor auf, „mich jetzt zu der vorhin erbetenen Polka zu führen!“

„Ah, ... richtig! ... Bitte um Verzeihung, meine Gnädigste!“ Und der arme Assessor führte die Intrigantin blutenden Herzens in den Tanzsaal.

Hiddigeigei und Margarethe blieben allein in dem Raume zurück.

„Sind Sie sehr böse, gnädiges Fräulein,“ fragte der Doctor, ein wenig zaghaft, „daß ich Ihnen Ihren Trompeter so weg — weg ...“

„Gebissen habe wollen Sie sagen, nicht? Beruhigen Sie Sich darüber. Es war mir ganz angenehm!“

„Wahrhaftig?“ fragte er und ließ sich auf einen Stuhl, ihr gegenüber, nieder, fest entschlossen, dahinter zu kommen, ob seine Ahnung ihn nicht betrüge.

„Gewiß!“ sagte sie, von den gleichen Gefühlen bejeelt, und sah ihn durch die Maske hindurch ungewiß an. Er rückte ihr ein wenig näher und suchte nach einem neuen Gesprächsanfang. Und mit einemmal stand Herr Judribus an dem Tisch, verbogte sich sehr tief vor der Dame.

„Fräulein Bergen, darf ich bitten?“
„Hurra!“ schrie es im Innern Lindemann's. „Sie ist es!“
Fräulein Bergen aber erklärte ein wenig stotternd: „Wenn Sie es mir nicht übel nehmen, Herr Doctor, ... aber ich möchte augenblicklich, ... ich fühle mich ein bißchen matt ...“

„Ganz wie Sie befehlen, Fräulein Bergen!“
Weinland zog sich zurück mit einem erneuten, fürchterlichen Groll im Herzen auf diesen Schlingel von Lindemann, der selbst im Kostüm eines Katers Eroberungen machte, während er in der Sammetpjote und dem kühnen Barett einen Korbbandel anlegen konnte.

„Fräulein Emmy!“ flüsterte Lindemann, als Judribus wieder hinaus war, erregt. „Sind Sie es denn wirklich?“
„Freut Sie das denn so, Herr Doctor?“ fragte sie und nahm die Halbmaske vom Gesicht.

„Von Herzen!“ sagte er ehrlich und folgte ihrem Beispiel.
„Und Sie haben mich auch erkannt?“

„Gleich, wie ich Sie sprechen hörte, heute Abend!“
„Wie merkwürdig! ... Aber sagen Sie nur, wie kommen Sie hierher? Ich vermutete Sie in Stettin!“

„Mama hat sich voriges Jahr mit meinem Stiefvater, dem Stadtrath Bistorius hier, verheiratet!“

„Ah, darum habe ich von Fräulein Reichmann die Empfehlung an ihn!“
„Jedenfalls! Aber sagen Sie mir nun auch, wie Sie hier hereinjagten?“

Und als er ihr das erzählt hatte, lachte sie so glücklich und sah ihm dabei so merkwürdig in die Augen, daß er, warm werdend flüsterte: „Wissen Sie auch, Fräulein Emmy, daß Sie mir im Institut manche schwere Stunde bereitet haben, wenn ...“

„Wenn ...?“ fragte sie leise.
„Wenn Sie mich so anjagen?“ ergänzte er und griff nach ihrer Hand. Und sie ließ es geschehen, daß er einen Kuß darauf drückte, und noch einen.

Draußen verlangen die lezten Polka-Takte. Der Assessor geleitete seine Dame wieder herein. Sein Blick erhaschte gerade noch den Moment, wo Hiddigeigei sich über die Hand Emmy Bergens beugte.

Wuthschäumend ging er hinaus. Am Buffet stürzte er hastig ein paar Glas Wein hinunter und trommelte dabei auf dem Hinkelstisch des Bier-Buffets herum.

„So verdrießlich, Herr Assessor?“ fragte ihn der Steuerinspector, der, in der Tracht des Schwarzwälder Pfarrherrn, joeben einen Ganzen geleert hatte.

„Ach, dieser Provisor ist ein wahres Efel heute Abend!“ murrte der Assessor. „Fortwährend kreuzt er anderen Leuten den Weg und verdirbt ihnen das Vergnügen!“
„Der Provisor? Aber der ist ja gar nicht hier!“
„Nicht hier? Ja, wer spielt denn dann aber den Hiddigeigei?“
„Jugend ein schnell beschaffter Lidenbüßer, soviel ich erfahren habe. Der Stadtrath will nicht mit der Sprache heraus, wahr-scheinlich, weil es ihm selber genierlich ist!“
„Was? Na, da hört doch wirklich alles auf!“
„Ja, meine Nichte hat der unbekante Mensch auch nicht gerade passend behandelt. Sie ist als Käpchen hier und hat natürlich auch geglaubt, es sei der Provisor. Er hat Sie ganz ungenirt beim Vornamen genannt, gedugt und so weiter. Schließlich haben wir ja Maskenfreiheit, und die Sache ist weiter nicht gefährlich; aber wenn er nicht zu uns gehört —“
„Wo ist denn der Stadtrath?“
„Dort drüben beim Bürgermeister steht er!“
„Wichtig! Na, da will ich doch 'mal gleich anfragen!“
großte der Assessor und packte den Augenblick ab, wo die beiden Stadtväter sich trennten.

„Auf ein Wort, Herr Stadtrath!“
„Bitte, Herr Assessor!“
„Wer ist eigentlich dieser Hiddigeigei?“
„Um, ... weßhalb denn, bester Assessor?“ fragte Bistorius geängstigt.

„Das ist ein ganz unangenehmer Patron! Belästigt die Damen auf dreiste Art, belagert jetzt zum Beispiel Ihr Fräulein Tochter!“

„Wie? Sie scherzen, Herr Assessor! Der Mensch ist doch längst fort, denke ich?“
„O, Gott bewahre! Drüben im grünen Zimmer sitzt er und —“

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir das sagen! Die Geschichte wollen wir gleich in Ordnung bringen!“ sagte der Stadtrath entschlossen und schritt durch den Saal nach dem grünen Zimmer hinüber.

Dort sah der vermeintliche Uebelthäter inmitten einer kleinen fröhlichen Gesellschaft und ließ sich vom Säcklinger Freiherrn just darüber aufklären, wie auch seine Gemahlin, die schalkhafte Frau Leonor, dereinst als junges Mädchen verehrungsvoll zu seinen Füßen gesessen habe.

Lachend erneuerten sie ihre alte Bekanntschaft.
„Hätten Sie nicht damals einen gewissen Ferienbrief ausgegeben —,“ sagte der Freiherr.

„Und mich nachher für eine Lügnerin gehalten, weil er mir verloren gegangen war —,“ schaltete Frau Leonor drollig drohend ein.

„So hätte das Ewchen vielleicht Sie geheiratet, Herr Doctor!“ ergänzte der Freiherr lachend den Satz.

„Aber, Egon, wie darfst Du so etwas sagen!“ entrüstete sie sich, und wandte sich dann ein wenig boshaft an Emmy mit der Frage: „Wäre das nicht ganz entsehtlich gewesen?“

„Du bist abscheulich!“ flüsterte Emmy und wurde roth wie eine Purpurrose. Ein Glück, daß ihr Vater auf der Schwelle erschien und diesem kleinen Begegnung ein Ende machte. Wie ein Erbhör kam er ihr vor. Freilich nur zu Anfang. In den nächsten Minuten wurde sie um so befürzter über ihn.

„Grimmig faltete die Stirn, Grimmig schüttelte die Locken Der Rector Magnusus.“

Hinter ihm, wie sein getreuer Bedell, wandelte der Herr Assessor.

„Gestatten Sie, meine Herrschaften,“ unterbrach der alte Herr die fröhliche Unterhaltung, in die, zu seinem Entsetzen, der unerschämteste aller Hausknechte verwickelt war, „ich möchte ein paar Worte mit dem Herrn da, mit dem Kater Hiddigeigei reden!“

„Bitte!“ sagte Lindemann artig und stand auf.
„Welch ein intelligentes Gesicht für einen Hausknecht!“ dachte der Stadtrath unwillkürlich, als er Hiddigeigei ohne Larve sah.

„Sie sind doch der ... der ... Herr, den Doctor Weinland vom Gymnasium geholt hat?“ fragte er vorsichtshalber leise.

„Ganz recht!“ erklärte Lindemann verbindlich.
Da aber wallte der Born in des Stadtraths Busen auf und er flüsterte grimmig: „Warum sind Sie denn noch immer hier? Was? In fünf Minuten ist Demaskirung, Sie ...“

„Aber Herr Stadtrath!“ sagte der Doctor erstaunt.
„Ach was, ich habe es Ihnen doch deutlich genug gemacht, wann Sie verschwinden sollen! Sie sind ein unverdächtigter Kerl!“

„Herr Stadtrath, ich muß bitten —“
„Bitten Sie draußen!“ rief halblaut der Stadtrath. „Alle Redensarten sind überflüssig. Hier haben Sie einen Thaler und nun drücken Sie Sich!“

„Vorwärts, vorwärts!“ drängte auch der Assessor, erfreut über die Verbannung des spottfüchtigen Katerthiers. Lindemann sah sich ganz verwirrt um. Was hatten diese Menschen gegen ihn? Und noch einmal stellte er sich die Frage, die ihm schon bei seiner ersten Begegnung mit Herrn Bistorius durch den Schädel geschwirrt war: Ist er verrückt oder bin ich's?

„Was ist denn geschehen?“ fragte jetzt Herr von Oberberg, der auf Veranlassung der Damen zu der Gruppe herangetreten war.

„Ach,“ rief der Stadtrath ärgerlich, „das kommt davon, wenn man sich zu Dumtheiten breitschlagen läßt! Diese Suppe hat mir der Weinland eingebrocht. Wir hatten nämlich keinen Hiddigeigei, weil der Provisor im lezten Augenblick abjagte und sich durchaus kein anderer für diese Rolle finden wollte, und da kam Weinland denn zuletzt auf die Idee, — hier sank des Stadtraths Stimme zu einem Flüstern hinab, — diesen Menschen hier ...“

„Herr Stadtrath!“ brauste Lindemann auf, doppelt empört, nachdem er dahinter gekommen, wie listig ihn sein College Weinland für die „interessanteste“ Rolle eingefangen hatte.

Aber der Stadtrath ließ sich an der Fortsetzung seiner Beichte nicht hindern.

„Diesen Menschen hier,“ fuhr er fort, „als Hiddigeigei zu engagiren. Natürlich sollte er nach dem Festzug sofort wieder abtanzen. Statt dessen aber muß er sich wohl begehrt haben und obet nun, wie mir der Herr Assessor versichert, die ganze Gesellschaft an!“

„Darin irrt sich der Herr Assessor allerdings sehr!“ erklärte Herr von Oberberg, verwundert über die alberne Verdächtigung. „Ich versehe auch gar nicht, aus welchem Grunde unser lebenswürdiger Doctor gleich nach dem Festzuge verschwinden sollte? Da muß doch irgend ein Irrthum vorliegen!“

„Allerdings,“ sagte ironisch der Stadtrath, „aber auf Ihrer Seite, Herr Rittmeister. Der Mann ist mit ebenso viel Berechtigung Doctor, wie ich etwa Kaiser von China!“

„Herr —!“ rief Lindemann.
„Hausknecht ist er! Am Gymnasium hier! Es thut mir leid, daß Sie ihm geglaubt haben. Aber der Scandal durfte doch nicht weiter gehen!“

Ein herzbefreiendes Gelächter folgte diesen Worten des Stadtraths. Lindemann, sowie sein neugewonnener Freund hatten es, wie auf Commando, gleichzeitig angestimmt.

„Das ist ja wundervoll!“ stieß endlich Oberberg hervor. „Stadtrath, Stadtrath, wer hat Ihnen denn das ausgegeben? Dieser Herr ist der Doctor Lindemann, jüngster Lehrer am hiesigen Gymnasium, und war ehemals am Reichmann'schen Institut in H ... Nicht wahr, meine Damen?“
Eva und Emmy nickten dem Stadtrath bedeutungsvoll zu, sodas dieser endlich merkte, was für einem tödlichen Irrthum

er da ins Netz gerathen war. Sein Gesicht wurde so lang, wie man es bei ihm noch nicht gesehen hatte, und auch der Assessor schaute nicht gerade drein, als ob er sich auf seine Menschenkenntnis etwas einbilden wolle.

In das Gewir von Gelächter und Entschuldigungen gerieth nun auch der Anstifter all des Unheils, Herr Doctor Weinland. Natürlich war er der prächtigste Blüthblätter für Pistorius und mußte eine lange Rede über sich und seine Bosheit hören. Diese Zeit benutzte Hiddigeigel ebenso weise, wie angenehm. Gesicht zog er sich aus dem Bordertreffen, kümmerte sich auch nicht um die finstere Miene des eifersüchtigen Assessors und widmete sich in eingehendster Weise der überaus fröhlich dreinschauenden Emmy. Wie es ihnen gelang, durch die verschiedenen Gruppen im grünen Zimmer hindurch zu schlüpfen, ohne festgehalten zu werden, ist ein Räthsel geblieben. Das aber stand

fest, „und nicht zu der dummen Jurisprudenz übergegangen. Dir kann ich sie ja schließlich gönnen! Alles weitere aber magst du mir ein ander Mal erzählen. Ich habe es nämlich augenblicklich furchtbar eilig. Mir fällt eben ein, daß ich die Tochter vom Amtmann Zahlberg den ganzen Abend scheußlich vernachlässigt habe. . . Keine Familie, sage ich Dir!“

Damit verschwand er.

Der Assessor aber stärkte sich erst mit einer Flasche Léoville, feinste Marke, und attachirte sich dann der Tochter seines Gerichts-Präsidenten mit ganzer Seele.

Erst im Morgengrauen suchte er sein Lager auf, äußerlich stramm, innen geknickt. Sein letztes Wort war eine Verwünschung Lindemann's.

„So ein infamer Kater!“ murmelte er, schon zwischen Wachen und Träumen. Dann nahm ihn Gott Morpheus in

ausprägte, den Blondkopf gegen die weichen Sammetpolster. Er mochte etwa in der Mitte der Zwanziger stehen; trotz des eleganten und von dem niedrigen Cylinder bis zum zierlichen Lackschuh modernen Civil-Anzuges lehrte ein Blick in das frische, gebräunte Gesicht mit dem weichen Streifen an der Stirn und den kühn von hinten und vorn zusammengebürsteten Haaren, — Helmträger oder Lancier-Loden in Militärtrüben genannt, — den Passagier als Offizier kennen, und es hätte nicht der Bestätigung durch Helmschachtel und Säbel bedurft, die im schwanken Rege mit jedem Schienensstoß fröhlich hin und her tanzten. Der junge Offizier warf hin und wieder einen Blick auf die Landschaft, die sich immer öder und einsförmiger gestaltete und in dem feinen Grau des Regenschleiers einen trostlosen Anblick gewährte. Ewald v. P. seufzte laut und fügte dem unartikulirten Ausdruck



Märztage am Garda-See.
Nach dem Bilde von Hermann Hartwich in New-York. — Siehe Seite 40.
Photographie-Berlag von Franz Hanfstaengl, K. G., München.

fest: als am Schlusse seiner Philippika der Herr Stadtrath Pistorius zerknirschend ausrief: „Wie soll ich denn das je wieder gut machen?“ antwortete Frau Eva von Oberberg fein lächelnd: „Ich glaube, mein lieber Herr Stadtrath, Sie machen sich ganz unnöthige Kopfschmerzen. Wie mir scheint, ist Ihre liebe Emmy fest entschlossen, sich für Sie zu opfern und den allerdings schändlichen von Ihnen gereizten Hiddigeigel für ewige Zeiten zu verschöhnen! Seh'n Sie nur, wie sie sich dort draußen, schon ein Herz und eine Seele, der Frau Fürst-Neblisfin präsentiren!“

Der Stadtrath verstummte und Weinland starrte erschrocken in den Saal hinaus. Wahrhaftig, dieser Lindemann war doch ein entseflicher Mensch! Sobald es nur geh'n wollte, nahm Weinland ihn auf die Seite und sagte: „Du, höre 'mal, Lindemann! Das mit dem Stadtrath darfst Du mir nicht übel nehmen. Ich hatte das total verbummelt. Und Du hast Dich doch auch sonst ganz gut amüßirt, nicht? . . . Aber auf eins möchte ich Dich aufmerksam machen. Der Tochter von Stadtrath Pistorius machst Du mir ein bißchen zu auffällig die Cour. Ich will mich nämlich mit ihr verloben —“

„Du?“

„Ja! Weshalb nicht?“

„Armer Kerl! Du kommst zu spät!“

„Hat etwa der Assessor —?“

„Nein! . . . Aber ich! Und ich muß Dir deshalb auch von Herzen Dank sagen, daß Du mich hier eingeführt hast, noch dazu in einem so interessanten Kostüm, in dem ich sogar den Trompeter ausgestochen habe! Freilich wer weiß, wie alles gekommen wäre, wenn wir uns nicht im Gymnasium getroffen hätten!“

Fludribus wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Hält' ich doch den Kater lieber selber übernommen!“ seufzte er innerlich. Dann mußte ihm Lindemann erzählen, wie das so schnell hätte kommen können. Aber er hörte offenbar nur mit halbem Ohr von den früheren Beziehungen der Verlobten berichten.

„Sie ist denn doch wenigstens in der Fakultät geblieben,“ unterbrach er plötzlich und resignirt Lindemann's Auseinander-

die Arme. Natürlich träumte er die wildesten Sachen: Emmy Bergen erschien ihm als holde Prinzessin, von einem sauchenden Kater bewacht. Er sollte sie erlösen aus den Krallen des schändlichen Thieres, aber dazu gehörte eine Stelle aus dem „Trompeter von Säckingen“, die auch im „Haus“ vorkommen sollte. Und er konnte sich nicht auf die Stelle besinnen. Da aber schmiedeten ihn die Erdmännlein fest und ließen auf sein schuldiges Haupt in gemessenen Zwischenräumen einen rothen Band nach dem andern herunterklatschen, lauter Exemplare des Scheffel'schen Liebesfanges, wohl über zweihundert Auflagen. Von den Schmerzen auf dem Schädel erwachte er. Die Mittagssonne sah bleich und frostig in sein Zimmer, das die verheißungsvollen Anfänge eines Trödelkraus darzustellen bemüht schien. Er strich sich über die Stirn und murmelte, wie beim Einschlummern: „So ein infamer Kater!“

Doch jetzt bezog sich das Wort nicht mehr auf Lindemann, den glücklichen Nebenbuhler. Diese Episode lag hinter ihm.

Der junge Doctor aber sah um dieselbe Stunde vergnügt auf dem Sopha bei Stadtraths und pflichtete sich die Früchte seiner gestrigen aufopfernden Thätigkeit von den Lippen der kleinen Emmy Bergen.

Nachdruck verboten.

Von der Garde zur Linie.

Skizze aus dem Soldatenleben. Von C. v. Schimmelpfennig v. d. Lje in Friedenau.

er Regen prasselte unaufhörlich zur Erde nieder, der Sturm sauste und brauste, als wollte er das Rechnen des Dampfes überhören, das den Schnellzug von der Hauptstadt nach dem fernen Osten des Reiches führte. In einem Coupé erster Klasse sah ein junger Mann und lehnte mit Mißbehagen, das sich deutlich auf dem vornehm geschnittenen Antlitz mit dem fest aufgestüpften Schnurrbart

seines Innern einige derbe Worte hinzu, was er um so ungestörter thun konnte, als er der einzige Passagier seines Wagenabtheils war. „Es ist wahrhaftig zum Todtschießen! Hole der T — mein Pech! Das kann ja nett werden! Die Gegend wird ja von Meile zu Meile vielversprechender! Besser, ich sehe sie gar nicht!“ Damit entnahm er der Brusttasche seines Paletots einige Zeitungblätter und vertiefte sich in die Lectüre der neuesten Tageszeitungen der Residenz. Doch diese Unterhaltung währte nicht lange, denn bald entsanten, begleitet von einem neuen tiefen Seufzer, die Blätter seinen Händen. „Warum lese ich denn eigentlich noch Berliner Zeitungen? Was haben sie mir zu bieten? Was können sie mir anderes sagen, als daß alle Genüsse des Daseins, in ihren Spalten angepriesen, für mich nicht mehr existiren? Mir ist der Gedanke noch unfassbar, daß ich nicht mehr in Berlin in Garnison stehe, daß ich nicht mehr der Elite der Armee angehöre! Und wohin versetzt? Wohin? Nach einem elenden Regt! Allerdings zu den Husaren! Es ist wahr, sie haben einen glänzenden Ruf, aber das ist auch der einzige Trost, und den werde ich wohl theuer erkaufen müssen. Wahrscheinlich Beschäftigungs-Theorie par excellence, mit der nöthigen Dosis Commis-Auffassung vermischt! Natürlich Mangel an Offizieren! Wer wird sich auch dorthin drängen. Ich, einziges Factotum der Escadron! Stellen wir 'mal die Diagnose! Vormittag: Drei Reitklassen, Offizier-Reitstunde. Sodann: Mittag herunterjagen, in hohen Stiefeln, mit der Uhr in der Hand. Nachmittag: Fußtrampeln, Carabiner-Exercieren, Instruction x. x.; dazu die ortsüblichen Vergnügen, wie Ronde, Verhandlungen über Dienstbesoldigungen, interessantes Zählen der dritten Attilas und vierten Reithöfen, Kriegsspiel, russischer Unterricht, — lieber Gott, das ist ja so wenig! Die Wohnung ist wahrscheinlich eine Hundebude, in die ich zu Berlin kaum meinen Terrier einsperren würde. Casino existirt vermuthlich auch nicht, das Essen im Hotel ist unterm Haken! Heilig! Wie oft that ich Dir unrecht, mein liebes Berlin, wenn mir die Wahl zwischen Oper, Füllis, Charley's



1. Frau Gräfin Marie Larisch-Wallersee in München mit ihren Affenpinschern Affi und Lolo.
Nach einer Photographie von E. Ganghofer, Eger, am Tegernsee.



2. Glatthaarige Zwergpinscher. Comtesse Marie von Trautheim und Minnie von Trautheim. Besitzer: Herr Otto Sippel, Bamberg.
Nach einer Photographie von Hof-Photograph W. Sternitzki, Bamberg.



3. Windspiel Melitta. Besitzer: Herr Reutiger, Frankfurt a. M.
Nach einer Photographie von Carl Abel, Bodenheim.



4. Affenpinscher Affi und Nedda. Im Besitze der Frau Gräfin Larisch-Wallersee.
Nach einer Photographie von E. Ganghofer, Eger.



5. Glatthaariger Zwergpinscher Tommy. Besitzer: Herr Otto Sippel, Bamberg.
Nach einer Photographie von Hof-Photograph W. Sternitzki, Bamberg.



6. Zwergpudel Miti. Im Besitze der Comtesse Valerie Larisch-Wallersee.
Nach einer Photographie des Ateliers B. Dittmar, München.



7. Windspiel Wingo I. Besitzer: Dr. Diez, Frankfurt a. M.
Nach einer Photographie von Carl Abel, Bodenheim.



8. Rauhaarige Zwergpinscher David, Nedda und Lolo. Im Besitze der Frau Gräfin Larisch-Wallersee.
Nach einer Photographie von E. Ganghofer, Eger.



9. Seidenhaariger englischer Toy-Terrier Prince. Im Besitze der Frau Brismée, Brüssel.
Nach einer Amateur-Photographie.



10. Weißer Zwergspitz Spigle. Besitzer: Herr Robert Schilbach, Greiz i. B.
Nach einer Photographie v. Hof-Photograph Heinrich Feig, Greiz.

Tante und Garnison-Casino zu schwer wurde! Könnte ich mit dem Schnellzug zurückfahren, der an mir vorbei der Hauptstadt entgegenbraust! — Ach! Das Traurigste wage ich kaum, mir selbst klar zu machen! Maria soll ich nicht wiedersehen!

Melancholisch stützte der verzehrte Lieutenant nach dieser Zeremonie das sorgenschwere Haupt auf die Hand, und gütig und tröstend nahm ihn der Schlummer in seine Arme und spiegelte im Traum die verlorenen Herrlichkeiten wieder: Eine weite, glänzende Halle umfängt ihn. Silbernes Licht ströhet aus der Höhe in tausend Strahlen und umweht mit seinem Schimmer eine reiche Fülle fröhlicher Menschen. Schöne Frauen in prachtvollen Gewändern mit langen Schleiern rauschen am Arm besterter hoher Offiziere oder sonstiger Würdenträger einher. Zierliche Mädchen schlingen den Reichen mit eleganten Cavalieren zu einer magischen Musik vom hohen Balkon. Das ist ihm alles so wohlbekannt, das ist ja der weiße Saal! Und an seinem Arm schwebt auch eine entzückende Mädchenblüthe; wenn sich die Augen des jungen Paars treffen, fliehet es wie stilles Glück über das Antlitz beider. Und in dem leichtsinnigen Cavallerie-Offizier klingt eine Saite des Herzens wieder, der zu lauschen er noch niemals Ruhe fand; ihm ist zu Ruche, als müßte er das eine Wort sprechen, — das eine Wort —!

Zu spät! Die holde Gestalt entfliehet, zerrinnt in Luft und Licht. Ewald fährt empor: „Was ist das?“ — „Muschelwip! Herr Lieutenant!“ entgegnete die raube Wirklichkeit in Gestalt des Schaffners; „Der Herr Lieutenant sind angekommen!“

Traurig entstieg Ewald seinem Coupé. Aber wie der Himmel sich aufgelockert hatte und im reinsten Blau strahlte, so entflohen auch der Stirn des Offiziers die Wolken, als er sich von einer Schar seiner neuen Kameraden umbringt sah, die ihm fröhlich die Hand schüttelten und ihn willkommen hießen. Und siehe da: Das sind ja gar nicht fremde Menschen! Das ist Claus B. und Axel L., die früher auch in Berlin gestanden haben. Da ist der Graf L. und der kleine A., mit denen er im Cadetten-Corps auf einer Stube gelegen. Hurrah, da ist Curt W., sein ehemaliger Bufenfreund! Den Freiherrn H. kennt er aus Hannover von der Reitschule, wo sie so mande Jagd geritten haben. Mit v. B. war Ewald auf der Central-Turnanstalt. Lauter Leute, deren Zugehörigkeit zum Regiment er wohl hätte wissen können, wenn sein Unmuth in Berlin nicht zu groß gewesen wäre, um sich darum zu kümmern.

„Sagt mal, wie kommt Ihr denn eigentlich alle hierher? Nein, Kinder! Ich traue meinen Augen nicht! Das ist ja zu nett!“ „Wir haben uns auch schon riesig auf Dich gefreut!“ ertönte ein halbes Duzend jugendlicher Stimmen, und im Triumph wurde der neue Kamerad zu dem vor dem Bahnhof harrenden Wagen geleitet. „Wo habt Ihr denn den eleganten Wagen her?“ „Das sind unsere Krümper-Wagen,“ beehrte ihn Curt W. „Steige ein! Ich bringe Dich nach Deiner Wohnung, wir haben eine allerliebste Bude für Dich gemietet; Du ziehst Dich schnell um, meldest Dich beim Commandeur, und dann wollen wir im Casino einen „Willakum“ trinken, solange die Witwe Cliquot es erlaubt!“ „Was? Casino haben wir auch hier?“ fragte angenehm enttäuscht Ewald. „Und dazu ein ganz reizendes!“ antwortete der Husar; ein eigenes Haus im Garten, elegant decorirt, Parkett, Stud, Speisejaal, Lesezimmer, Billard-Gemach, Veranda, Regalbahn und hinter dem Garten. — Du bist ja wohl Wasser-Sportsman und hast in Grünau bei keiner Regatta gefehlt? — hinten sieht der Schwannensee an unser Gebiet, da liegt eine kleine Segel-Yacht und harret Deiner kundigen Führung. Na, Dir wird's überhaupt hier sehr gefallen; wir haben großen Landverkehr, brillante Schuhschlag, Sport jeden Genres! Der Commandeur ist sehr liebenswürdig, lebt und läßt leben, sehr angenehmes Haus!“ — „Verheiratet?“ „Ja, eine erwachsene Tochter; zur Zeit ist noch eine Verwandte seiner Frau zum Besuch anwesend. Ich sage Dir, Ewald, prenoz garde! Du bist zwar als Neidenzler gefehlt, aber, weiß Gott! Eine entzückendere Erscheinung, als diese Cousine, habe ich noch nicht gesehen! Und das will viel sagen, Du weißt, welche seiner Kenner von Frauenschönheit ich bin! — Aber wir sind angekommen. Hier ist Dein Heim! Famos! Was? — Auf Wiedersehen! Dein Bursche kann Dir ja die paar Schritte zum Commandeur und nach dem Casino zeigen! Revoir!“

Ewald trat in sein neues Heim, wo das vorausgeordnete Mobiliar, von kundiger Hand eingerichtet, in nichts an die häßliche Unordnung eines Ungezogenes mahnte. „Männer“ und „Bite“ sprangen dem guten Herrn mit Freudenbegehren entgegen, und mit einem um vieles erleichterten Herzen warf sich der Lieutenant v. P. in die neue Attila, um seine Meldung dem Commandeur abzustatten. „Wahrhaftig, steht mir gar nicht schlecht, die Pelzmütze!“

Die paar Schritte zu der in der Nähe belegenen Villa des Obersten waren bald gemacht, und Ewald wollte soeben die Gitterthür des Vorgartens öffnen, als er, wie vom Donner gerührt, zusammenfuhr. Vor ihm stand ein junges Mädchen, nicht weniger überrascht, als der Lieutenant v. P. Wortlos verharrten beide, — wie Senta und der Holländer, — einige Sekunden, bis Ewald Worte fand, seiner freudigen Ueberraschung Ausdruck zu verleihen. „Ist es möglich, gnädigste Comtesse, Sie hier?“ „Ich bin zum Besuch bei meinem Onkel, Ihrem neuen Commandeur, Herrn v. B.“ „Welch gütiges Geschick! Ich erinnere mich, daß Sie, gnädige Gräfin, mir auf dem letzten Hofball sagten, Sie wollten im Frühjahr zu Verwandten auf das Land, Sie nannten aber keinen Namen; ich war ahnungslos, daß meiner neuen Garnison das Glück zu theil würde, meine Partnerin vom Menuett in Ihren Mauern zu bergen!“ Mit diesen Worten beugte sich Ewald auf die kleine dargebotene Hand nieder, und der Strahl von Glück in seinen Augen, sowie die seine Röthe auf den Wangen der Comtesse Maria hätten wohl selbst einen unbefangenen Zuschauer belehrt, daß die beiden jungen, schönen Menschenfinder einander nicht gleichgültig seien.

Ewald verabschiedete sich und meldete sich bei seinem neuen Commandeur, der jovial und heiter ihn mit den Worten empfing: „Freue mich, einen so gut empfohlenen Offizier in meinem Regiment zu sehen! Seien Sie mir willkommen! Ich höre, die Kameraden haben ein feistliches Dejeuner im Casino vorbereitet. Kommen Sie, lieber P., wir wollen Sie anfeiern!“

Trompeten-Tusch empfing den neuen Husaren im Casino, woselbst ein fröhliches Mahl das Offizier-Corps zur Begrüßung vereinte. Die Stimmung wuchs von Minute zu Minute, und als der Commandeur mit einigen herzlichen Worten Ewald willkommen hieß, da mischte sich in das Trompeten-Ges-

chmetter das Klingeln der Krystall-Kelche und der fröhliche Jubelruf jugendlicher Stimmen; da fühlte Ewald, daß er hier eine Heimat finden würde, schöner, als sein kühnster Traum es geahnt, da empfand er deutlich, wie fest und unerschütterlich das Band sei, welches vom Belt zum Bodensee, von den Kriessbergen zum Niederland sich dehnt, das Band der Kameradschaft!

Nachdruck verboten.

Ueber Schoßhunde.

Blauderei von H. von Otto-Kredwig in München. Mit 10 Abbildungen. — Siehe Seite 37.

El que no ha tenido un perro, no sabe lo que es querer y ser querido. D. Mariano José de Larra.

Wer nie einen Hund besessen hat, der weiß nicht, was es heißt: zu lieben und geliebt zu werden. Wenn wir diese Worte unserer kurzen Abhandlung vorausschicken, so geschah es nicht, um damit einen Lobes-Hymnus auf unsere treuen Freunde einzuleiten, noch ist es der Stoßfussler eines Menschenhassers. Wir möchten nur den Verdacht von uns weisen, daß für uns, als fanatische Anhänger der Rassenzucht, der Hund bloß ein Object wäre, dessen Werth für unser kritisches Auge ausschließlich die Rassenreinheit ausmacht. Uns ist im Gegentheil der Hund ein Freund in der Familie; an ihm lernt unser Kind Verständnis für fremdes Leid und fremde Freude, sowie Mitgefühl für das Thier; er ist ein Mittel zur Erziehung und zur Erkenntniß des Schlechten und Guten.

Ist es aber dazu nicht ganz gleichgültig, ob ein Hund rasse-recht sei oder nicht? Diese Frage ist schon mehr als hundertmal an uns gerichtet worden, und auch die geehrten Leserinnen werden so fragen. Gerade in diesen Blättern, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, Sinn und Verständnis für das Schöne zu verbreiten, ist die Antwort doppelt leicht. Wir stellen nur unsererseits die Gegenfrage: Ist es denn ganz gleichgültig, ob eine Toilette modern, schön und kleidbar ist, oder nicht? Sie lächeln. Nun, sehen Sie, ein kleines Köterchen undesirbarer Rasse verhält sich zu einem rasse-rechten, schönen Hund, wie ein gewöhnliches Kleid zur schönen Toilette, wie der Simili zum Brillanten. Auch der Simili leuchtet, und Laien halten ihn für echt; geschmacklose Leute schmücken sich mit ihm. Eine Lady trägt aber nur einen Schmutz, der echt ist; sie sollte auch nur Hunde besitzen, deren Werth auch vor Kennern besteht, statt bei ihnen ein mitleidiges Lächeln hervorzurufen.

Doch wir wollen uns nicht mit allgemeinen Auseinandersetzungen aufhalten. Wir theilen zur Uebersicht unserer Beschreibung die Schoßhundee nach der Behaarung ein und schilbern zunächst die kurzhaarigen Rassen, sodann die rauhaarigen, endlich die langhaarigen.

Zu der kurzhaarigen Rasse gehören das Windspiel, der Mops und der glatthaarige Zwergpinscher. Wie ein Windspiel auszu sehen soll, zeigen unsere Bildchen (3 und 7) ziemlich genau. Dasselbe ist sehr fein behaart, besitzt schmalen, langen Kopf, sehr feine Ruche, zierliche Läufe, tiefe Brust und aufgezogene Weichen, kleine feine Dehnen, die zurückgelegt werden. Die häufigsten Farben sind Isabell, graublau, gelb, rehfarben; weiße Abzeichen sind gestattet. Der am meisten vorkommende Fehler ist die Größe. Ein Windspiel soll möglichst klein und zierlich, höchstens acht Pfund schwer sein. Trotz seiner Zierlichkeit ist es ein flotter Läufer und gar nicht so weichlich, als man gewöhnlich annimmt. Selbstverständlich schützt man es gegen Kälte, sowie gegen zu große Hitze, und bedeckt es im Winter mit einer Decke, deren Farbe der Toilette der Herrin angepasst wird. Unser bedeutendster Züchter dieser Rasse ist Herr Thierarzt Dr. Arthur Diez in Frankfurt a. M., der immer über ein Duzend älterer Zuchtthiere besitzt und sich auf allen Ausstellungen des Continents, ja selbst in Paris, die höchsten Preise geholt hat.

Etwas kleiner als das Windspiel, aber nicht so zierlich in der Gesamtercheinung, ist der glatthaarige Zwergpinscher (2 und 5). Seine Grundfarbe ist schwarz, dazu hat er rothgelbe Abzeichen an den Füßen und an der Schnauze, zwei solche Tupfen auf den Baden und über den Augen. Die Ohren werden spitz geschnitten, von der Ruche wird dreiviertel coupirt. Sein Gewicht ist fünf bis höchstens sieben Pfund. Das Haar ist fein und glänzend; große Ologaugen und zu dicker Schädel sind häßlich. Von Charakter lebhaft, munter und wachsam, sind diese Hunde trotz ihrer Kleinheit ziemlich wetterfest. Selbst ein Regenwetter wird sie von der Begleitung der geliebten Herrin nicht abhalten. Die drei namhaftesten Züchter der Rasse sind Herr Otto Sippel in Bamberg, Herr H. Dürr in Frankfurtal und Herr H. Bögel in Aalen (Württemberg). Der erstgenannte Herr besitzt das kleinste Thierchen, das wir je sahen; diese Hündin, Comtesse Marie Trautheim, wiegt noch nicht ganz zwei und ein halbes Pfund und wurde in München mit einem Ehrenpreis prämiirt.

Häufige Fehler am Windspiel und Zwergpinscher sind geringelte Ruchten und rauhe Behaarung, während seines Haar und langer Kopf auf edle Züchtung deuten.

Wer kennt nicht den Mops? Eine Zeit lang war es Mode, alle möglichen und unmöglichen Dinge mit Mopsköpfen zu schmücken, auf Cigarrenspitzen, Schirm- und Stodgriffen, Federhaltern, Fächern, Broschen x. prangen sie uns entgegen. Im Gegensatz zu Windspiel und Pinscher repräsentirt der Mops Eleganz und Würde. Das Gewicht des Mopses soll nicht über zehn Pfund gehen; was man bei uns sieht, sind halbe Bull-doggen-Bastarde und dazu noch meist unvernünftig gemästet. Die Farbe ist steingrau mit schwarzer Gesichtsmaske. Seine Ruche soll geringelt sein. Die Hauptschönheit ist eine möglichst kurze Schnauze und ein faltiger Oberkopf, der dem Hunde fast etwas Finsternes verleihen würde, wenn nicht ein großes, kluges Auge so gutmüthig dazwischen sähe. Gute Exemplare dieser Rasse sind bei uns sehr selten und nur noch in England erhältlich, wo sich ein Special-Klub der Züchtung annimmt.

Der einzige Repräsentant der rauhaarigen Varietät ist der Affenpinscher, der Waffenzunge unter den Schoßhunden (1, 4 und 8). Mit unglaublicher Frechheit fährt der kleine Teufel gegen Fremde los, als ob er die halbe Welt auffressen wollte. Es mag komisch klingen, aber es ist Thatsache, daß er sogar zuschnappt, wenn sich jemand seiner Herrin nur nähert. Für seinen winzigen Körper ist er der mutigste aller Hunde. Das Schnäuzchen ist kurz und spitz, mit einem borstigen Schnauzbart

umgeben; die Augen, von starken Augenbrauen eingefasst, verleihen ihm den Ausdruck eines Affen. Ohren und Ruche werden coupirt. Die beliebteste Farbe ist grau und schwarz, ferner graugelb, rothgelb, schwarzgrau mit gelben Abzeichen. Das Haar soll am ganzen Körper rau und hart sein; ein seidiger Schopf auf dem Oberhädel ist festerhaft, ebenso sind dies weiße Abzeichen. — Eine hervorragende Collection dieser Rasse besitzt Frau Gräfin Larisch-Wallersee in München. Unser erstes Bild zeigt uns die zwei Zuchtthiere Affi und Lolo, beide mit zahlreichen ersten Preisen und Ehrenpreisen prämiirt. Außer genannten Rüden besitzt die Gräfin noch den Rüden David, der in München den ersten Preis erhielt, einen Sohn von Affi, und etwa fünf Hündinnen dieser Rasse, von welchen Redda in München mit dem ersten Preis ausgezeichnet, die beste ist.

Den Uebergang zu den seidenhaarigen Rassen bildet der Zwergspitz (10), eine Zwergform des großen schwarzen Spitz. Gegenwärtig ist der Zwergspitz in England, — dort Toy Pommeranian genannt, — der werthvollste unter den Toys. Besonders kleine Exemplare, von weniger als fünf Pfund Gewicht, werden mit Tausenden bezahlt. Von seinem großen Vetter hat er die Wachsamkeit geerbt, leider aber auch die Anlage, bei jedem Anlaß in ein gellendes Klaffen auszubrechen. Wir besaßen ein prächtiges Exemplar dieser Rasse, das wir nur weggaben, weil das kleine Thierchen die schlechte Angewohnheit zeigte, auf kleine Kinder wie toll loszufahren, was allzubüßig peinliche Auseinandersetzungen mit besorgten Müttern zur Folge hatte. Wir machten „Teufele“ der Herausgeberin des „Pet Dog Journal“ (Schoßhund-Zeitung), Miß E. Holdsworth in Leeds, zum Geschenk. Die Farbe des Zwergspitzes ist rein schwarz oder einfarbig silbergrau; weiße Abzeichen sind fehlerhaft. Das Haar soll schlacht, lang und schwer, nie seidig oder gewellt sein; die buschige Ruche wird über dem Rücken geringelt, die kleinen, spitzen Ohren stehen aufrecht. Eine reiche Nähne, welche von der über den Rücken getragenen Ruche fast berührt werden soll, gilt als besondere Schönheit. Der erste Züchter dieser Rasse ist Herr C. Wirth in Culau (Sachsen), der seine Zucht sogar mit einer silbernen Staats-Medaille des Preussischen Ministeriums ausgezeichnet wurde. Als Bezugsquelle sind noch ferner zu nennen: die Herren Barger und Eßig, beide in Leonberg, und Friedrich Siegel in Stuttgart.

Außer dem Zwergspitz existirt noch der Seiden-spitz, der aus Kreuzung mit dem Maltejer hervorgegangen zu sein scheint und sowohl im Charakter, als im Exterieur mit dem Zwergspitz nur wenig gemein hat. Er ist rein weiß, lang und schlacht behaart.

Von allen seidenhaarigen Rassen ist keine deutsche Ursprungs. Aus England stammen die Toy-Spaniels und der Yorkshire Terrier; aus Japan kommt der Chin, aus Italien der Maltejer oder Bologneser. Vom Toy-Spaniel, der eine Zwergform des Field-Spaniel ist, kennt man vier Varietäten, die sich fast nur durch die Farbe unterscheiden: der Ruby-Spaniel ist einfarbig rothgelb, der Blenheim weiß mit regelmäßig rothen Platten, der King Charles ist schwarz mit rothgelben Abzeichen, der Prince Charles besitzt zur Farbe des King Charles noch große weiße Abzeichen. Das Charakteristische aller vier Arten der Toy-Spaniels ist ein großer, runder Kopf mit langen Ohren und einer ganz kurzen Schnauze, eine seidige, leicht gewellte Behaarung, ein gedrungener, fast niedriger Bau. Die älteste Züchterin dieser Rasse ist Frau Johanna Ridau in Gohlis bei Leipzig; diese feierte im Juni vorigen Jahres zur Ausstellung in Erfurt ihr 25-jähriges Jubiläum als Ausstellerin. Ein nicht minder reichhaltiges Material dieser Rasse, mindestens zwanzig Zuchtthiere, besitzt Herr Hofopernsänger A. Holpp in Stuttgart; zu nennen wäre endlich noch als Züchterin Frau L. Kippert in Berlin.

Dem Toy-Spaniel ähnlich ist der japanische Chin, bei welchem schwarz und weiß die häufigste Farbe ist. Der Chin ist seidig, schlacht behaart, hat sehr kurzes Schnäuzchen, das fast zwischen den Augen zurückzutreten scheint, kleine, kurzbehaarte, hängende Ohren; die mit langen seidigen Haaren gezierte Ruche wird, wie die des Spitz, über den Rücken gelegt.

Das längste Haar unter den Seidenhunden zeigt der Yorkshire Terrier (9), dessen Haar auf dem Rücken gescheitelt ist und zu beiden Seiten den Boden berührt. Die Farbe ist dunkelblaugrau, mit gelben Extremitäten. In Deutschland sind diese wundervollen Hunde die allerdings einer ganz außerordentlichen Pflege bedürftigen, fast ganz unbekannt, während sie in England ziemlich häufig sind.

Der bei uns am meisten verbreitete Seidenhund ist der Maltejer, oft auch Bologneser und Hadaneseer genannt. Alles was weiß oder gar gelb ist, erhält fälschlich diesen Namen. Der echte Maltejer ist rein weiß ohne jedes gelbe Haar; Nase und Augen sind schwarz; das Haar ist völlig schlacht, oder höchstens ganz leicht gewellt. Gezüchtet wird diese Rasse von Frau Alauisch, Berlin N.

Zur Haltung von Schoßhunden ist zweierlei zu beachten: Man überfüttere keine Hunde nicht und halte auf regelmäßige Mahlzeiten. Früh gebe man ein klein wenig Milch, und je nach Größe des Hundes, eine viertel bis eine halbe Semmel. Mittags giebt man nur trodne Kost, bestehend in kleingeschnittene Fleisch mit Gemüse. Das Volumen der Hauptmahlzeit sei für einen Hund von fünf bis sechs Pfund Körpergewicht eine kleine Kaffetasse (Moccataffe), für einen Hund von neun bis zehn Pfund (welches hohe Gewicht nur ein Mops oder das Windspiel haben darf) der Inhalt einer größeren Kaffetasse. Was der Hund nicht sofort, ohne die Mahlzeit zu unterbrechen, gern aufnimmt, entferne man. Abends füttere man nicht mehr und vermeide alle Lederbissen in der Zwischenzeit. Suppen sind überhaupt an ausgewachsene Hunde nie zu verabreichen. Ueberfüttert man Schoßhunde, so stellen sich Herzleiden oder Fettereide ein. Man bedenke ferner, daß selbst bei mäßiger Fütterung der Hund zur Verdauung und zum Wohlbehinden Bewegung bedürftig. Zweitens ist der Haut- und Haarpflege eine regelmäßige Sorgfalt zuzuwenden. Langhaarige Hunde müssen täglich gekämmt werden, sonst ficht sich die Wolle zusammen, verhindert die Ausdünstung und giebt dem Hunde ein verlottertes Aussehen. Kurzhaarige Hunde sind täglich zu büfsten. Einmal wöchentlich bade man die Hunde mit milder Seife, lasse sie aber erst einige Stunden nach dem Bad, wenn sie völlig trocken sind, ins Freie. Im Winter und Herbst genügt ein Bad monatlich. Hundefreundinnen, die sich noch ausföhrlicher instruiren wollen, empfehlen wir das Büchlein „Wine für Anfänger“ (Verlag J. Schön, München, Preis 1,20 Mk.) zu fleißigem Studium. Dasselbe enthält in gedrängter Kürze alles, was über Aufzucht, Zucht, Erziehung und Dressur zu wissen nöthig ist.

Schließlich sei noch der Bezugsquellen kurz gedacht. Bei sogenannten Rassehund-Züchtereien sei man sehr vorsichtig. Das Züchten von Rassehunden ist ein Sport, der Opfer an Geld und Zeit kostet. Der Hundehändler will verdienen; er sucht so billig als möglich zu beschaffen, was verlangt wird, und verkauft dies so theuer als möglich. Dagegen giebt es viele Amateur-Züchter, die nur aus Liebe zur Sache züchten und gelegentlich aus den einzelnen Würfen junge Hunde abzugeben haben. Soweit in vorstehenden Zeilen Bezugsquellen nicht angeführt sind, ist der Verfasser dieses Artikels gern bereit, etwaige Anfragen zu beantworten.

Nachdruck verboten.

Sanft Jürgen.

Es hängt ein Bild mir an der Wand,
Davor ich immer Eröftung fand
Und frischen Muth. Sah nie mich satt
An diesem schlichten Meisterblatt.

Den Speer, die schwere Schulterlast,
Mit beiden Fäusten fest umfaßt,
Barhaupt, die Sonne sieht nicht sehr,
Erabt durch den Wald Sanft Jürgen her.

Das Kinn, als ob er Heiliges denkt,
Leicht auf die Eisenbrust gesenkt;
Und sicherlich denkt er nichts Schlecht's,
Sieht er nicht links und sieht nicht rechts.

Und um ihn rauscht der Wald, und bricht
Durch grün Gezweig ein goldnes Licht,
Betupft ihm Sattel, Wams und Scheck
Mit manchem gelben Sonnenfleck.

Sein Köhlein braucht nicht Fuch und Baum,
Sanft Jürgen reitet wie im Traum.
Er hört wohl eine Nachtigall
Und eines Bächleins schnellen Fall.

Sieht einmal eine Hirschenkuh,
Ein Häslein in der Morgenruh,
Ein Füchlein, das sich Mäuse fing,
Und einen bunten Schmetterling.

Das alles geht ihm durch den Sinn
Wie eine leise Harfe hin,
Zertönt zuletzt an dem Gebet,
Das wie ein Felsen in ihm steht:

Mit meinem Gott und meinem Speer,
Was fürcht' ich weiter? Welt komm her!
Und drohen Deine Drachen Krieg,
Da stoß' ich drein und psüch' den Sieg.

So reit' ich meinen Weg gradaus,
Der führt mich aus dem Wald hinaus,
Aus Noth und Tod und aus der Welt,
Bis sich mir Gott entgegenstellt:

Willkommen nach dem langen Ritt!
Das Licht, wofür Dein Eisen tritt,
Sollst Du auf seinem Leuchter stehn
Inmitten meiner Heiligen sehn.

Steig' ab, und bist Du sattelwund,
Ein Stündchen Ruh macht Dich gesund;
Sitz her zu uns, wir freu'n uns all,
Und bring' auch Deinen Gaul zu Stall.

Gustav Falke.

Nachdruck verboten.

Literarische Streifzüge.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

VI.

Wenn man die stolze Semmeringfahrt vollendet, über mächtige Thallüste, von kraftvoll hochgezogenen Viaducten überbrückt, durch schwarze Tunnel mit breiten Portal-Fenstern, dann kommt man sacht aus einem großen Natur-Drama in eine sanfte Idylle. Das reiche, grüne Märzthal geht uns auf und vorher mit lachender Sonne das heitere Krieglach. Im Fluge grüßen wir aus dem Fenster des eilenden Zuges einen stillen Dichtervinkel: aus einem beschaulichen Heimgarten lugt hervor das Haus Peter Rosegggers. Dichte Bäume umstellen es, hegend und schirmend, so herzensruhig und bescheidend, wie langathmendes Ausruhen vom Lebens-treiben und von der Großstadtjagd.

Hier läßt sich gut fabulieren. Und der Wald mit seinem klüsternden und rauschenden Blätter- und Zweigezauber ist auch nicht weit. Da streckt sich der Poet aus schwellende Moos und lauscht, was ihm zu Häupten der Waldbogel zwitschert. Und wer nicht, wie er, diese Sprache versteht, dem hat er es in seinem neuen Novellen-Bande auf gut feierlich wiedererzählt.¹⁾ Davon plaudert der „Waldbogel“ alles! Von den zwei Verliebten, die sich nicht leiden mögen, von dem armen Fackelbrenner mit den fünfzigtausend Gulden, von dem nährlichen

Bauernkrieg um das Würzlein des bildsauberen Almbirndls, von dem allweil lustigen Andreßl, der selbst im Tode noch nicht Ruhe gab, von dem tüchtigen Executions-Soldaten, der schließlich die schmucke Bäuerin freit. Dieser Band Rosegger hat eine Fülle frischer Töne. Das, was den feineren Geschmack zuweilen bei ihm verlegt, das forcirt Biederbe und Gewollt-Treuherrliche, das Posiren mit der Naivetät, die durch die deutlich ver-rathene Absicht unecht wirkt, fehlt zwar auch hier nicht ganz; es herrscht aber nur in wenigen Nummern dieser Sammlung und wird siegreich überlöst von einem herzfrisch hellen Naturklang, wie ein Jodelsünger von Bergeshöhe. Und viele werden dem Waldbogel lauschen, dem der Schnabel so hold gemachsen.

Die Werke, die das Zeichen ihrer Heimat an der Stirn tragen, die Herkunft von der Scholle, ihren eigenen Erdgeruch, werden immer des stärksten Eindrucks sicher sein. Land und Leute müssen nur charakteristisch, farbig getreu herausgemittelt, sich offenbaren. Dieses klimatisch Echte zeichnet vor allem den Roman „Der Böttnerbauer“²⁾ von Wilhelm von Polenz aus. Es ist kein Individualitäts-Roman. Der Verfasser arbeitet, wie Gerhard Hauptmann in den „Webern“, mit Typen. Es ist nicht der Roman einzelner Menschen, sondern der Roman eines ganzen Standes, des modernen Bauernstandes, in seiner Stellung zwischen Kapital und Adel. Von dieser sociologischen Bedeutung abgesehen, fesselt dieses Buch durch die Lebensfülle seiner Gestalten, durch die Charakterisierungs-Kunst, mit der diese feinsinnigen, zähen Bauern in ihrem natürlichen Rechtsbewusstsein auf die Beine gestellt sind.

Diesen beiden Werken mit ihren starken Heimatsfarben schließt sich ein drittes an „Rothe Erde“³⁾ von Julius Petri. Aus der Steiermark und der sächsischen Lausitz wandern wir mit ihm nach Westfalen. Es ist das dichterische Erbe eines Toten, Blätter aus dem Nachlaß eines Frühvollendeten. Julius Petri, der blondhaarige, blauäugige, fernhafte Westfale ist, siebenundzwanzig Jahre alt, in Berlin, einem tüchtigen Leiden erlegen. Er sah den Tod mit festem Blick ins Auge. Sein Lehrer, Erich Schmidt, hat ihm mit dieser Sammlung ein Ehrengedächtniß errichtet.

Petri war eine schroffe, edige und herbe Natur. Er ging nicht zu den anderen, er ließ sie zu sich kommen. In stolzer, fast starrer Selbstgenügsamkeit vertiefte er sich in sich selbst, ohne schmeigsam in das Seelenleben anderer Individualitäten sich fügen zu wollen. Das war seine Stärke und Schwäche, die dem Künstler in ihm leicht hätte gefährlich werden können. Was er uns noch geben würde, wenn er uns erhalten wäre, ist nicht unbedingt zu beantworten. Was wir von ihm haben, außer dieser Sammlung noch der Roman „Pater peccavi“, zeigt vor allem ein innig-starkes Bewußtsein mit dem heimatischen Boden, der rothen Erde. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft. Der heidebraune Boden, der geheimniß-trübe Zauber von Sumpf und Moor, über die feuchte Nebel Schleierreigen schwingen, den heiseren Schrei der Krähe über veräbnelte Zweige, — das hat er voll seiner Stimmung gebannt, und das Treiben der kleinen Stadt mit ihrer seelischen Enge bald humoristisch überlegen, bald derb gestaltet. Vor allem reizten ihn die religiösen Fragen, die Conflictte innerhalb der Bekenntnisse, die ihm in seiner Heimat heiß entgegenwehten. Auch ein Drama ist hier überliefert: „Bauernblut“, das weniger in die seelischen Tiefen der einzelnen Personen sich taucht, sondern mit breitem, wuchtigem al fresco-Pinsel malt und dadurch starke Wirkung erzwingt.

Diese Blätter zeugen lebendig von dem Todten, von dem, was er gewollt, was er erreicht, und von dem, was er uns, die wir ihn kannten, war.

Unsere ältere Schriftsteller-Generation ist in der letzten Zeit fast vollständig mit neuen Büchern auf den Platz getreten.

Paul Heyse erscheint, nachdem er in den verflohenen Jahren sich nur mit Novellenbänden gezeigt hatte, wieder mit einem Roman. „Ueber allen Gipfeln“⁴⁾ ist sein Titel. Der jüngste Novellenband bewies eine tiefere, strengere Kunst, vor allem in den beiden Stücken „Melwine“ und „Feddja“. Dieses letzte Buch schmeichelt dem Leser mit allen Vorzügen Heyse'scher Unterhaltungskunst: ein weicher Reiz, voll Grazie und weltmännischer Liebeshöflichkeit, liegt über der Schilderung der kleinen Residenz und ihres anachronistischen Hofhauses, eine leicht verstaubte Rococo-Gracie. Wie im Menuett ziehen die Paare an uns vorbei. Sie ziehen sich an und trennen sich wieder im tändelnden Spiel, ein Reigen voll Anmuth, Fächerwedeln und Schleppentrauschen. Eine ästhetische Freude ist es, diesen glänzenden, schön gewachsenen Männern und Frauen zuzusehen und ihrer, von dem Dichter, der selbst ein Cavalier ist, eingegebenen Causerie zu lauschen. Aber es bleibt eben ein Schauspiel, ach, ein Schauspiel nur! Es ist Heyse hier nicht gelungen, völlig die Illusion zu verwirklichen, die allein stark menschliche Anteilnahme weckt. Er führt in die enge Kleinstadt einen stolzen bewußten Mann, der draußen in der Welt selbstherrlich geworden ist. Es gilt, ihn mit einer Jugendgeliebten zu vereinen und in seiner eingebildeten Uebermenschlichkeit und seiner robusten Gewissens-Sicherheit wanken zu machen. Das wird nun vom Dichter mehr spielend als ernst seelendend gemacht. Er zeigt nicht, wie die innerliche Entwicklung seines Helden vor sich geht, sondern er begnügt sich mit rein äußeren Mitteln, ihn bald seinem Ziele nahe zu bringen, bald wieder fern zu rücken, bis er endlich, des graufamen Spieles müde, die beiden Geschöpfe seiner Laune zusammenschleudert und ihnen als stattdliches Brautgeleit noch vier andere Paare auf den Weg giebt. Eine gefällige Kunst!

Wie tritt uns da menschlich tieferegreifend Theodor Fontane's „Effi Briest“⁵⁾ entgegen. Des Meisters vielleicht vollstes, reifstes Werk, eine Geschichte, in ihren Unrissen denkbar einfach. Mit wenigen Worten kann man die Handlung fixiren: Effi Briest, die blutjunge Tochter des Herrn von Briest auf Hohen-Cremmen, wird von ihren Eltern mit dem Baron von Jannstetten, der bedeutend älter als sie und früherer Verber ihrer Mutter ist, verheirathet. In dieser Ehe wird Effi treulos. Ihr Gatte findet die Beweise dieser Untreue erst nach langen Jahren; er gehorcht den Befehlen der Ehre und erdichtet den Verführer. Die Ehe wird getrennt. Effi lebt

¹⁾ Berlin, J. Fontane & Co.²⁾ Berlin, Hermann Paetel.³⁾ Berlin, Wilhelm Berg.⁴⁾ Berlin, J. Fontane & Co.

einsam dahin, von ihren Eltern auch gemieden, bis sie endlich doch ein Plätzchen bei ihnen findet, um zu sterben.

Nicht diese äußeren Schicksale sind es, die das Werk einzig herzbewegend machen; es ist die Kunst, mit der hier ganz schlicht, und ohne daß die Absicht deutlich wirkt, uns Blicke in menschliche Seelen gesenkt werden.

Und ferner ist es die herzensweite, abgeklärte, herbstreife Lebens- und Menschenanschauung, voll milder Resignation, die aus dem Buche spricht. Für niemand wird Partei genommen, nicht für Effi, die Adultera, nicht für Jannstetten, den Arzt seiner Ehre. Es wird nur gezeigt, wie alles so kommen mußte. Die Geschichte der Ehe ist mit den feinsten Zügen gezeichnet, dieser so correcten Ehe, in der der Mann so aufmerksam und liebenswürdig gegen die junge Frau ist, und in der doch die Herzenswärme und der verliebte Reiz fehlten, nach denen das phantasiervolle, arme, junge Blut sich sehnt. Und voll thränenbanger Herzenstraurigkeit ist die einsame Buße der Schuldlos-Schuldigen geschildert, wie sie, von allen gemieden, sich nach ihrem Kinde sehnt. Als sie es aber endlich sehen darf, da steht eine Eiswand zwischen ihnen, das Kind findet der Mutter gegenüber keinen Gefühlston, und Effi merkt, daß sie nun ganz allein ist.

Und für alle weiß der Dichter bei dem Leser ein Versprechen zu erwirken, keine Zustimmung oder Verurtheilung, nur ein Verstehen, daß Menschen in dieser Lage so und nicht anders handeln konnten.

Aus der Frauen-Literatur liegen mir diesmal ausnahmslos bedeutsame, ernste Werke vor; die besten in der Zahl sind Helene Böhlau's „Rangir-Bahnhof“ und Lea Andreas-Salomé's „Muth“. Helene Böhlau's Buch⁶⁾ zeigt ganz die charakteristischen Seiten ihrer Begabung. Wiederum hat sie ein von ihr schon oft ausgenommenes Motiv gelodt: Contrast zwischen Künstlerkraft und Philistrosität. Einem genial veranlagten Mädchen werden die Schwingen ihrer Seele in der Ehe mit einem guten hausbadenen Manne gelähmt. Und als ein Mensch in ihr Leben tritt, eine gleich feurige Künstlerseele wie sie, da liegt sie sich auf dem Krankenbett und erwartet den Tod. Mit großer Kraft der Gefühlsbildung werden wir zu einem warm empfundenen Miterleben fortgerissen.

Die Novelle der Frau Andreas-Salomé⁷⁾ ist voll lyrischer Herzens-Poesie und einer keuschen Leidenschaft, deren Zauber man sich nicht entziehen kann. Wir lesen in dem Gemüth eines jungen Mädchens, das auf der Uebergangsschwelle zum Weibe steht und lernen sie in ihren ahnungsvollen Träumen verstehen.

Die dichtenden Frauen unserer Tage zeigen überhaupt zum großen Theil das künstlerisch höchst respectable Streben, Gefühls-Mysterien ihres eigenen Wesens zu entschleiern und aus ihrem Geheimsten zu offenbaren. Das beweisen auch das, wie ein Verzweiflungsschrei wirkende Buch von Gabriele Reuter „Aus guter Familie“⁸⁾, die Leidensgeschichte eines Mädchens, und die mit schärfster Selbstbeobachtung feilsch hochinteressanten „Aufzeichnungen einer Diakonissin“⁹⁾ von Adine Wernberg.

⁶⁾ Berlin, J. Fontane & Co.⁷⁾ Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf.⁸⁾ Berlin, S. Fischer.⁹⁾ Berlin, S. Fischer.

Nachdruck verboten.

Zwei Lieblinge der Musen.

Von Ernst Wolff in Köln.

Siehe Seite 33.

Erwin Müller sagt einmal irgendwo, daß alle großen Musiker in ihrer Jugend Wunderkinder gewesen sind. Vielleicht kann man dies Wort in gewissem Sinne auf alle großen Künstler ausdehnen, aber die Erscheinung auffallender Frühreife zeigt sich doch nirgends so häufig, wie in der Kunst der Töne. Und in der That ist es eigentlich nur natürlich und durchaus nicht wunderbar, daß Ohr und Hand des genial veranlagten Musikers schon in zarter Jugend die feine Structur ihres Organismus deutlich erkennen lassen. Wer berufen ist, ein echter, großer Virtuose zu werden, bedarf gewiß jahrelanger, mühevoller Studien, aber er muß auch in die complicirte Technik seiner Kunst hineinwachsen, und dieser Werde-Proceß kann eben nur bei dem noch unausgewachsenen Menschen beginnen, in dessen Seele schon die keimenden Kräfte des besondern Talentes sich regen, den wir Künstlerblut nennen. Das war und ist bei allen großen Tonkünstlern, schaffenden wie ausübenden, der Fall; der Unterschied ist nur, ob schon der werdende oder erst der ausgereifte Künstler sich den Augen der Welt zeigt. Mag man nun auch einem allzu frühzeitigen Hervortreten in die Oeffentlichkeit im allgemeinen skeptisch gegenüber stehen, so beweisen doch allein, von Mozart zu schweigen, die Namen Anton Rubinstein und Joseph Joachim, daß auch aus Wunderkindern Wunderleute werden können. Beide sind in frühesten Jugend auf das Podium getreten, und beide bedeuteten als Männer den Gipfelpunkt ihrer besondern Kunst.

Allen Anschein nach werden sich auch die beiden jugendlichen Virtuosen, denen diese Zeilen gelten, dereinst zu echten und ganzen Künstlern auswachsen.

Bei Jean Gérardy, dem erstaunlichen Beherrscher des Violoncell, kann man nicht mehr vom „Wunderkind“ sprechen; das Kind ist zum Jüngling geworden, und das Wunderbare seiner Leistungen ist womöglich noch gesteigert. Nicht immer findet große ursprüngliche Begabung von vornherein eine ihrer würdige planmäßige Ausbildung. Gérardy hatte das Glück, in einem Musikantenheim zur Welt zu kommen und an seinem eigenen Vater, der selbst Musiker und Professor am Lütticher Conservatorium ist, einen ersten trefflichen Lehrmeister zu finden. So hat der am 6. December 1878 zu Lüttich geborene Künstler schon in zarter Jugend den Grund zu jener ungewöhnlichen technischen Sicherheit gelegt, die neben seinem reinen, edlen Ton und der musikalisch natürlichen Vortragweise seine Darbietungen kennzeichnet. Zwölf Jahre alt, begann Gérardy seine Wanderungen, die ihn durch Europa und auch über den Ocean führten, und überall errang der junge Künstler, dessen elegante äußere Erscheinung trefflich mit der Sauberkeit und

¹⁾ Der Waldbogel. Leipzig, R. Staackmann.

Abgeklärtheit seiner Kunstleistungen harmonirt, rauschende Erfolge.

Als ich vor ein paar Jahren in Berlin bei einem befreundeten Sängerpaa zu Tisch gebeten war, kam mir beim Eintritt der Herr des Hauses mit den Worten entgegen: „Du wirst eine Ueberraschung haben!“ Im Zimmer sah ich zunächst nichts Ungewöhnliches, nur daß mit der blondblonden fünfjährigen Tochter des Hauses ein sieben- bis achtjähriger Knabe von zarter, fast ätherischer Erscheinung am Fußboden mit Puppen spielte. Bronislaw Hubermann, so hieß der mir unbekannt, aus Warschau stammende Kleine, gab ungezwungen sein schwächliches Maaßchen und schlug seine ernsten, von schwärmerischer Melancholie erfüllten Augen einen Moment zu uns auf, um gleich wieder zum Spiel mit seiner reizenden Partnerin zurückzukehren. Als wir aber am Flügel zu singen begannen, horchte der Knabe hoch auf, verließ seine Puppen und wich nun nicht mehr von unserer Seite, alles Gehörte mit gespannter Aufmerksamkeit und augenscheinlich lebhaftem Mitempfinden begleitend. Schließlich aufgefordert, etwas vorzuspielen, ergriff er seine Miniatur-Geige und trug Bruch's G-moll-Konzert vor, weniger überraschend durch ganz einwandfreie Technik als durch das tiefe musikalische Gefühl, mit dem sich diese Kinderseele in ein schwieriges Werk moderner Tonkunst zu versenken mußte. Die Anmuth seiner Erscheinung und seiner Bewegungen, die zarte Lieblichkeit seiner Stimme und der schwärmerische, jeder kindlichen Ausgelassenheit ferne Grundzug seines Wesens übten einen eignen Zauber aus. Bei seinem erstem, halböffentlichen Auftreten vor der geladenen Berliner Kritik hatte der Knabe — glücklicherweise! — nur getheilten Erfolg, jedoch er noch längere Zeit theils auf der Berliner Hochschule, theils bei Jenö Hubay in Pest ersten Studien obzuliegen, veranlaßt wurde. Heute aber hat sich der nun bald elfjährige Künstler durch zahlreiche Konzerte besonders in Deutschland und Oesterreich einen Platz neben den ersten Männern seines Faches errungen und besitzt in Bezug auf Ausdehnung und Schwierigkeit seines Repertoires nur wenig Rivalen.

Nachdruck verboten.

Der Schuh.

Von August von Heyden in Berlin.

III.

Mit 5 Abbildungen.

„Schon früh,“ so fuhr ich in meinem Vortrage fort, „müssen die Schuhe im Abendlande mit viel längeren Spigen getragen worden sein, denn die schreibselige Anna Comnena bewundert an den Kreuzfahrern die langen Schuhspindel. Um das Jahr 1370 aber wurden diese so lang, daß sie oft 20 cm unter dem Knie hervorragen. Gleichzeitig zeigen sie eine neue Eigenthümlichkeit. Die Sohle wird immer ausgehöhlter und freiger, in jederzeit einballigen Charakter des Schuhs bis zur Caricatur, wobei die Spitze eine kleine Wendung nach der Außenseite des Schuhs bekommt. Der berühmte Spielteppich des germanischen Museums belehrt uns, daß diese Schnabelschuhe eine Art kurzer Halbstiefel waren, vom Knöchel bis etwa zehn Centimeter über denselben einen weissen Stulp zeigten und, an der inneren Seite des Beines aufgeschlitzt, durch Schnürung dieser Öffnung die Befestigung der Fußbefestigung gestatteten (24c). Dieser weiße Aufschlag ist fast überall an den Schuhen beider Geschlechter üblich. Für die Damen ist schwarz oder namentlich roth Modelfarbe. Daher das Sprichwort „es gehört mehr zum Tanzen, als rothe Schuh.“ Man trug außerhalb des Hauses Schuhe von Leder; im Hause liebte man solche von Sammet oder Seidenstoffen, denn elegante Fußbekleidung war damals erstes Erforderniß höherer Lebensart, wie es dies noch heute ist (24b). Doch findet sich auch ein tiefer Ausschnitt auf dem Fußplate, über welchem der Schuh durch Lappen oder Bänder gehalten wird. Leider weiß ich nicht das Original eines Schuhbildes anzugeben, welches einen solchen mit weissem Fadenleder zeigt, unter welchem eine weiße, nur bis zum Knöchel reichende Sohle den Fuß schützt (24a). Dieser Schuh steht auf der sogenannten Trippel. Es war das ein Gestell, eine Art Doppelsohle von steifem Leder, bald aber auch von Holz auf kleinen Klöppeln, welches genau die Form der Schuhsohle hatte, und das durch Riemen, die mit feinsten Strepparbeit geziert waren, oder durch Bänder unter dem Fuße befestigt wurde (25). Diese Vorrichtung hinderte freilich das Herabklappen der ohnehin mit Berg ausgestopften Schuhspindel, aber sie muß den Gang der Damen unendlich unbeholfen gemacht haben. Wie man mit diesen spigen Holzklöppeln eine Treppe emporsteigen konnte, ist vollends unerfindlich. Da die Mode der Schnabelschuhe sich fast hundertfünfzig Jahre, die der Trippeln mehrere Jahrzehnte hielt, müssen diese Schwierigkeiten doch überwindbar gewesen sein. Die Holztriplen sind, wenn auch verwandt, doch nicht zu verwechseln mit den hohen Stetelschuhen, welche im 15. Jahrhundert, wahrscheinlich unter maurischem Einflusse, bei den Frauen in Spanien Mode wurden, und die von dort sich nach Italien verpflanzten, hier ungläubliche Dimensionen annehmend (26). Die Italienerinnen hatten bereits im 15. Jahrhundert Ueberstiefe getragen, welche genau die Form der Schlapp-Pantoffel hatten. Diese Pantoffel, denen sie die Spitze abschneiden, stellten sie auf die Schuhklöppe, die Zoccoli (26b, c, d). Es gab deren bis zu 40 cm Höhe. Da man im 16. Jahrhundert die langen, mit Schleißen versehenen Damasttröde auf die Erde aufstößen ließ, so blieben diese Stetelschuhe unsichtbar. Man kann sich aber leicht vorstellen, welche lächerliche Bild diese Damen mit ihren unproportionirten Köpfen und Armen, sich mühsam fortzuschleppend, auf zwei Cavaliere oder einen Stod gestützt, dargeboten haben mögen.

„Wie reizend! Es wäre ein verführerischer Gedanke für mich, die Porzia in dieser Verfassung darzustellen,“ rief lachend Leonie, „ebenso ächt, wie neu und pikant; das Neue und Pikante ist ja jetzt die Hauptsache in der Kunst.“ „Verzuchen Sie es, der Erfolg entscheidet! Es würde kaum schlimmer sein, als wenn man die Felder mit langen Schnabelschuhen auf den Brettern, die die Welt bedeuten, sich herumquälten sieht, um nicht über diese zu fallen, was ich übrigens wiederholt gesehen. Man sollte ohne zwingende Nothwendig-

keit nie die Schönheit der Gestalten und Bewegungen auf der Bühne beeinträchtigen.“

„Aber, lieber Herr, gehen Sie da nicht zu weit? Finden Sie die Allonge-Perücken und die gepuderten Frisuren schön, oder gefallen Ihnen die großen Keisfröde der Damen in den Dramen, welche im 17. Jahrhundert spielen?“

„Den Einwurf hatte ich erwartet, mein Fräulein; er macht mich daher nicht irre; ich sagte: ohne zwingende Nothwendigkeit.“



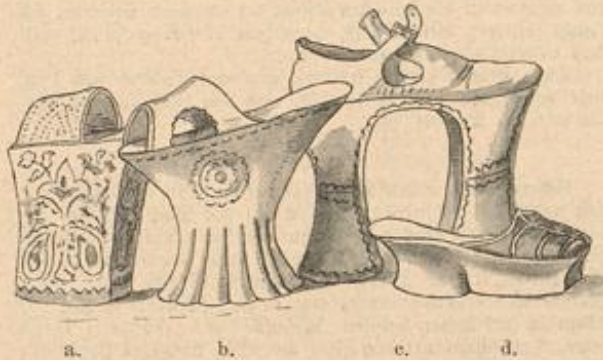
24. a. Schuh mit Trippel und kurzer Leinwandsohle. b. Schuh nach einem Bilde des Carpaccio am Kgl. Museum zu Berlin. c. Schuh am Spielteppich des Germanischen Museums zu Nürnberg.

In der Zeit der Perücke trug man diese nicht nur auf dem Kopfe, sondern sie kennzeichnet die ganze Cultur dieser Periode. Ueberall das gleiche Pathos, dieselbe gespreizte Unnatur, die gleich einer Perücke auf dem ganzen socialen Leben, auf Kunst und Literatur thront. Und wenn wir die Dramen Molière's nicht ohne die Perücken der Darsteller uns denken können, so geschieht es eben darum, weil wir die Zeit in deren ganzer Verschrobenheit auch äußerlich vor uns sehen müssen, wenn wir



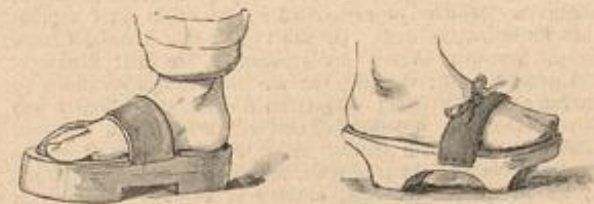
25. Schnabelschuh mit Trippel.

Molière's Satiren verstehen und die reine Menschlichkeit bewundern wollen, die er jenem gebauchten, unnatürlichen Wesen seiner Zeit gegenüberstellt. Dasselbe gilt vom Keisrod. Steteln und Schnabelschuhe sind aber fast ein Widerspruch in einem derben, wilden, oft recht rohen Jahrhundert und nur eine sonderbare Modeschwulst, ohne welche ein Bild der Zeit wohl gedacht werden kann. Das sah man auch damals schon ein und betrachtete diese Mode zwar als hochförmig, jedoch man selbst Gott Vater und seine Heiligen nicht ohne Schnabelschuhe denken wollte; aber man stellte sich zu dieser und mancher anderen Modethorheit,



26a. Maurisch-orientalischer Stetelschuh (Schloß Ambras). b, c, d. Zoccoli.

wie wir uns heute zum Gigertthum stellen; und es gab immer Leute, welche in ihrer Tracht nicht aus der Zeit heraustraten und demnach alle Uebertreibungen vermieden, was in der Zeit von Perücke und Keisrod unmöglich war. Deshalb suchte man in Frankreich schon im Jahre 1290 wenigstens die Länge der Schuhspitzen zu beschränken, indem man diese nach dem Range



27. Lombardischer Stetelschuh aus dem 16. Jahrhundert. 28. Moderner Stetelschuh von Lugano.

Der Schuh. III.

Zeichnungen von August von Heyden in Berlin.

der Trägerinnen bestimmte und z. B. Schnabel von zwei Fuß Länge nur den fürstlichen Damen gestattet. Karl IV. von Frankreich verbot um 1422 den Schuhmachern, Schnabelschuhe anzufertigen und zu verkaufen. Eduard IV. von England suchte durch ein Edict, die Länge der Spigen auf zwei Zoll herabzusetzen. Vollends wollten die Magistrate einzelner deutscher Städte, wo diese Mode freilich die unglücklichste Ausdehnung angenommen hatte, durch Polizei- und Kleiderordnungen ein Ende bereiten, was natürlich ganz vergeblich war. Die höheren Stände namentlich hielten daran fest, den Schnabelschuh als ein Vorrecht zu wahren. Eine Erinnerung daran ist der Vers des alten Volksliedes:

„Denn lange Kleider und spige Schuh, Die kommen keiner Dienstmagd zu.“

Daß man sich aber bewußt war, wie hinderlich der Schnabel jeder freien Bewegung sei, beweisen die vielen Beispiele der Beseitigung derselben, wo es auf solche ankam, so z. B. bei der Belagerung von Kassel und in der Schlacht bei Sempach, beides im Jahre 1386.

Erst um 1470 beginnt allmählich der spige Schuh mit den Trippeln zu verschwinden, wenn auch letztere freilich in jenen bereits erwähnten Stetelschuhen (27) eine Erinnerung zurücklassen. In der Volkstracht der Umgegend von Lugano (28), wo diese Holzschuhe zoccoli heißen, und im ganzen Orient, in China und Japan ist der Stetelschuh noch heute im Gebrauch. In Damascus tragen die Damen den hohen Stetelschuh, der hier mit Schildpatt und Perlenmutter ausgelegt ist, heute noch sehr häufig auf der Straße (26a).

Nachdruck verboten.

Märztage am Gardasee.

Zu dem Bilde von Hermann Hartwich in New-York. Siehe Seite 30.

Es ist zwar keine merkwürdige, aber doch eine beachtenswerthe Thatsache, daß an der Wasserkante größere Reinlichkeit herrscht, als im Binnenlande. Holland und England sind wegen ihrer Sauberkeit berühmt, und wer sich die Mühe nehmen will, unsere deutsche Küstenbevölkerung nach dieser Richtung hin zu beobachten, der wird bald finden, daß auch sie sich von den Bewohnern des Binnenlandes noch unterscheidet. Hinlänglich bekannt ist die Waschfreude der Seeleute, und von der minutiösen Sauberkeit an Bord unserer Kriegsschiffe vermag sich nur der einen Begriff zu machen, der das wiederholte tägliche Reinmachen (Deckwaschen) auf einem solchen selbst mit angesehen hat. — Das Wasser scheint aber auch im Binnenlande seine Kultur-Mission gründlich zu erfüllen. Und gleichzeitig bietet das Waschen, namentlich, wenn es unter Gottes freiem Himmel geschieht, oft einen höchst malerischen Vorwurf. Es ist daher keineswegs eine zufällige Erscheinung, daß die Frauen auf unserem Bilde so energisch mit Spülen, Waschen und Schauern beschäftigt sind. — Märztage am Gardasee! Es ist die Zeit, da in jenen gelegenen Gefilden die Natur im vollen bräunlichen Schmuck des Frühlings prangt. Dort es da Wunder nehmen, daß auch die Menschen nicht allzu sehr abheben wollen von dem sonnigen Glanz und der Lichtesfülle rings umher? Offenbar hat zumal die braune Schöne im Vordergrund des Bildes, die mit so anmuthiger Bewegung die dunklen Flechten aufsteckt, das Bedürfnis, ihre äußere Erscheinung noch besser mit dem Frühlingsglanz in Einklang zu bringen. Oder sollte sie doch etwa nebenbei auch an einen gewissen schmutzigen Fischer denken, der jeden Augenblick vom Sardinenfang heimkehren kann?



Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Neuere Vorzüge (152 bezw. 16). — Eine Ihrer überreichlichen Abonnentinnen stellt die Behauptung auf, daß das weibliche Geschlecht früher vom Keusereien und vielleicht auch vom Keusertlichen beunruhigt sei, als das männliche. Obgleich ich keine blinde Bekehrerin des eigenen Geschlechtes und weit davon entfernt bin, dessen Schwächen wegzuleugnen zu wollen, so kann ich diesen Vorwurf doch nur bedingungsweise gelten lassen. Falls die Thatsache wirklich besteht, muß man zu deren Begründung zunächst anführen, daß unsere ganze moderne Erziehung weiß dem Keusertlichen zugewendet ist; als Entschuldigend darf auch der Umstand dienen, daß ein Mädchen in verhältnißmäßig jungen Jahren vor die Wahl eines Lebensgefährten gestellt wird, da die meisten Männer ihr Glück, doch auf die Jüngsten setzen, und daß ferner ein Mädchen überhaupt gar nicht dazu kommt, den Mann anders als ganz oberflächlich kennen zu lernen. Die beiden, von der Verfasserin der Antwort in Heft 2 angeführten Beweise heben sich gegenseitig auf. Daß bei einer Heirath Sympathie, um das Wort „Liebe“ nicht in die Verhandlung zu ziehen, die Hauptrolle und die berechtigende Veranlassung sein sollte, scheint die Braut weniger betonen zu wollen, wenn sie ihrer Cousine einen Vorwurf daraus macht, daß diese den ihr von andern ausgesuchten Mann nicht heirathen will. Die Männer sind, trotzdem sie meistens mit sehr viel reiferen Lebensansichten zu der Wahl einer Gefährtin schreiben, auch nicht über das Keusere und Keusertliche erhaben; dies ist wohl durch die Thatsache bewiesen, daß häßliche, arme Mädchen, und wären sie auch mit allen Vorzügen des Herzens und Geistes ausgestattet, gar keine Ausichten haben, daß von den reichen zuerst die häßlichen heirathen, und daß in tüchtigen Familien ebenso den häßlicheren Mädchen der Vorzug gegeben wird. Nach Beispielen für diese Behauptungen braucht gewiß niemand lange in seiner Bekanntschaft zu suchen. D. S. in Baden.

Edelmarkhall - Veuventants - Gattin. Wien. — Unter den von E. Delattre bei den Ausgrabungen in Karthago gefundenen Gegenständen ist eine ganz unversehene, etwa 13 cm hohe Eisenbein-Statuette besonders bemerkenswerth. Diese, anscheinend der Handgriff eines Spiegels, stellt eine Frau dar, die das Haar nach ägyptischer Weise trägt und in ein langes Gewand gekleidet ist. Den Hals schmückt ein Halsband. Die Arme liegen dicht am Körper an, und die über der Brust zusammengelegten Hände unterstützen den Wulst. Von hier ab fällt das Gewand glatt bis zu den nicht sichtbaren Füßen hinab und weist drei breite carrierte Streifen auf, je einen hinten und an den beiden Seiten. Oberhalb dieser Streifen ist ein Gürtel um die Lenden geschlungen, dessen beide Enden kreuzweise übereinander gelegt sind und vorn herabhängen. Unten ist die Mode mit einer Franse verziert. Die Art, wie diese Frau oder Göttin gekleidet ist, giebt eines der seltenen Beispiele der Tracht der Karthager.

J. C. in S. — Wer eine so schauerhafte Handschrift schreibt, darf sich nicht wundern, wenn alle Redactionen ihm seine Manuscripte zurück-schickt. Abschreiben lassen! Klare Hand ist die Pflichtigkeit der Autoren!

Gräfin J. Preßburg. — Welche kommt aus einer ihrem rest-giösen Familie.

E. v. I. — Vielleicht später einmal; es liegt noch zu viel vor.



Drei Deutsche Bühnen-Schriftstellerinnen.

Unter der Fülle von Schriftstellerinnen, die heute den literarischen Parnass bevölkern, sind bis jetzt selten Talente aufgetreten, die auf der Bühne zu Wort gekommen wären, und unter diesen noch seltener solche, die in der Welt des schönen Scheines einen wirklichen Erfolg er-

reichten. Adelheid Weber, deren Vater der kgl. Rath Brück in Marienwerder war, bildete sich in ihrer Jugend zur Erzieherin aus und wirkte einige Zeit auch als solche. Seit Jahren ist sie durch ihre Novellen und Romane eine geschätzte Mitarbeiterin unserer ersten Zeitschriften; ein dreibändiger Roman von ihr, — „Eheglück“, — erschien 1890 im Buchhandel. 1893 siedelte sie mit Gatten und Kindern gleichfalls nach Berlin über.

schlägt mit einem phantastischen „Stilleben“ eine zunächst seltsam aber rasch neue Richtung ein. Prächtig in seiner zart leuchtenden Gluth ist der „Roths Gartenmohn“ von Hildegard Lehner. Maria von Broden erscheint mit zwei geschmackvollen Blumenstücken „Hyazinthen“ und „Jasminzweig“, Catharina Klein mit einigen ihrer berühmten Rosenbilder. Elfa Dehne berührt sehr angenehm durch die frische



Adelheid Weber.

Nach einer Photographie von E. Vogelhang, Berlin.

rungen hätten. Der diesjährige Theater-Winter hat hierin Wandel gebracht: drei Werke weiblicher Autoren haben in den großen Theatern Berlins während der letzten Monate nicht nur den Beifall des Publicums, sondern auch die schwerer wiegende Anerkennung der künftigen Kritik errungen.

In unserem königl. Schauspielhaus ist Frau Olga Wohlbrück's Lustspiel „Besonderer Umstände halber“ erfolgreich zur Aufführung gelangt und steht noch jetzt dort auf dem Repertoire. 1867 in Gaisfarn bei Wien geboren, erhielt Olga Wohlbrück in Rußland ihre Erziehung; sie absolvierte in Kiew das Gymnasium, wandte sich dann aber, ihren starken künstlerischen Neigungen folgend, der Bühne zu und feierte am Odeon-Theater in Paris Triumphe, bis sie 1887 dem Schriftsteller Maximilian Bern als Gattin in die deutsche Reichs-Hauptstadt folgte. Nachdem sie sich in der Literatur mit mehreren Buchausgaben, — der Skizzen-Sammlung „Aus drei Ländern“, dem Roman „Carrière“, den Novellen-Bänden „Glück“ und „Vater Chalm und Vater Benedictus“, — eingeführt und lebhaftes Interesse erregt hatte, kam im vergangenen Winter im Berliner Theater ihr Schauspiel „Das Recht auf Glück“ zur Darstellung, das jedoch mit seinen ersten Tönen nicht ganz die hegehafte Wirkung der prächtigsten dramatischen Plauderei dieses Winters erlangte. Im „Recht auf Glück“, wie bei verschiedenen anderen Gelegenheiten, ist die Dichterin übrigens dem Berliner Publicum auch als begabte Schauspielerin bekannt geworden.

Wagt Olga Wohlbrück's Stärke in leichtfließendem Dialog, geistreicher Pointur und verstandescharfer Beobachtung von Menschen und Thatsachen, so gewann Frau Elfa Bernstein unter ihrem Pseudonym Ernst Kosmer ihre Zuhörer vor allem durch den warmen Herzton ihrer Schöpfung, durch den unter Thränen lächelnden Humor und das tiefinnerliche Poeten-Empfinden, mit dem sie, ob in Keuferlichkeiten auch hier und da noch jugendlich unsicher tastend, die Gestalten ihrer vieraktigen Komödie „Tedenum“ (Deutsches Theater) belebte. So offenbarte sie sich als eine Dichternatur, die unwiderstehlich die Herzen gewinnt und für die Zukunft das Beste erwarten läßt. Eine Tochter des russischen Schriftstellers und kgl. bair. Musik-Directors Heinrich Borges (des Freundes und Sorkämpfers Richard Wagner's), lebt die Schriftstellerin seit 1890 als Gattin des zugleich als Novellist und Kritiker bekannten Rechtsanwaltes Dr. Max Bernstein in München. Ein halbes Kind noch, veröffentlichte sie in Zeitschriften schon ihre ersten Verse und erhielt sogar Honorar, für welches die junge Dichterin sich — Puppen kaufte. Ludwig Julda machte vor einigen Jahren das Berliner Publicum in der freien Bühne mit einem Stücke „Dämmerung“ von Ernst Kosmer bekannt, und schon damals erregte das fähig zur Geltung sich bringende Talent lebhaftes Interesse.

Mit starken dramatischen Accenten eroberte sich das Schauspiel „Pan Cezar“ von Adelheid Weber seinen Platz auf den Brettern und vor dem Publicum des Berliner Theaters. Aus frauenhaft reifer Anschauung heraus geschrieben, erscheint es mit seiner Leidenschaftlichkeit doch voll theatralischer Wirklichkeit und gleichzeitig voll feiner, scharfer Beobachtung aus dem Leben deutsch-polnischer Landbevölkerung. „Pan Cezar“ ist eine Dramatisirung des von Paul Heyse in seinen „Novellenschatz“ aufgenommenen „Cezar Grawinski“ derselben Ver-

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Von der regierenden Kaiserin in Person eröffnet wurde die gegenwärtig in den Räumen des königl. Akademie-Gebäudes tagende Ausstellung des „Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen“. Ehrfurchtsvoll geleitet vom Vorstand, durchschritt Ihre Majestät die Säle, mit lebhaftem Interesse auf die einzelnen Leistungen eingehend und bald hier, bald dort mit freundlichen Worten Beifall spendend.

Sehr gewissenhafte, tüchtige Arbeit und einiges Bedeutendes ist in der Ausstellung geboten. Dora Hüb ist mit zwei schon bekannten Werken,



Elfa Bernstein (Ernst Kosmer).

Nach einer Photographie des Hof-Ateliers Götz, München.

die man jedoch nicht oft genug sehen kann, vertreten, mit ihrem lieblichen Genre „Im Abendhain“ und dem Pastell „Gute Nacht“, — beides unvergleichlich garte und innige Schilderungen aus dem Verhältniß zwischen Mutter und Kind. Cornelia Paczka-Wagner beudet mit ihren „Studien zu einem Cyclus“ das Ereigniß der Ausstellung; die strenge und klassische Formgebung in diesen Zeichnungen und Radirungen hat ihr mit einem Schlage die höchste Anerkennung der gesammten kritischen Tagespresse Berlins eingebracht. Luise Vegas-Parmentier bringt in einem großen Landschaftsbild „Oliven und Schirring“, in dem von klarem Tageslicht erfüllten Gegenstück „Oliven und Nohn“, bei welchem das graugrüne Laub der Bäume im fein ausgeglichene Contrast zu den rothen Blüten darunter steht, und endlich eine interessante, die schwierige Aufgabe trefflich bewältigende Schöpfung „Sonnenlichter“. Gräfin Marie Kaldreuth schließt sich würdig mit mehreren Werken an, unter denen die Landschaft im abendlichen Zwielicht, das die Blüme am Wege tiefe, dicke Schatten auf den Wiesenrand davor werfen läßt, besonders eindrucksvoll erscheint. Von stimmungsvoller Eigenart zeugt unter den Darbietungen der trefflichen Landschaftlerin Elisabeth von Eiden besonders das Bild „Am Graben“, mit dem seltsam schwarzblauen Wasser und dem Herbsthauch rundum. Marie von Keudell erweist durch ihre „Heide-Einsamkeit“ mit der Fülle rothblühender Erica, Marie von der Osten ist mit drei charakteristischen Studien „Beduine“, „Fischer“ und „Besender Priester“ erschienen. Unter den Stilleben ist in erster Reihe Helen Joverfen's reizvolle Gegenüberstellung von goldenem Krug und blau-rothen Väonien zu nennen, sowie Clara Lohedan's „Gelbe Pflanzen“. Marie von Bunjen, die sich durch ihre feinen, stimmungsvollen Landschaftsbilder auch als Malerin einen Namen erworben,



Olga Wohlbrück.

Nach einer Photographie des Hof-Ateliers Koble, Wien.

Beobachtungs-Treue, die sich in ihren kleinen Thierstücken wieder spiegelt. Luise Menzel stellt in vier figürlichen Schilderungen in Grisaille und musivischer Manier Cabinets-Stücke ihrer bewährten Feinmalerei aus. Unter den Portrait-Werken treten zunächst die Schöpfungen von Elise Brenneke rühmlich hervor: eine Kinder-Studie und die fleißig und verständlich gemalten Kniestücke eines Herrn in Jägertracht und einer Dame. Letzteres bietet sich als interessantes Farben-Experiment, indem die gebrochenen matten Töne des Hintergrundes, des Leins und des Gewandes durch ein wie zufällig mit auf das Bild gerathenes rothes Tuch gehoben werden. Daneben zeichnen sich Betty Wolff und Clara von Wegener aus.

In der ausgestellten Plastik bieten zwei unserer jüngsten Künstlerinnen, Billi Fingelberg und Helene Luitmann, starke und angenehme Ueberraschungen, die erstere durch die über das Niveau ihrer bisherigen Genre-Arbeiten weit hinausgehende Gruppe einer „Heimkehr vom Felde“, in der vor allem die Gestalt der jungen Mutter und das neben ihr hergehende Kind von großer Lieblichkeit und ruhrender Lebendigkeit sind, Helene Luitmann mit ihrer nicht minder Wahrheit und Echtheit athmenden Portrait-Gruppe dreier Kinder, die in ihrer Feinheit auf ein sich dahindrehendes Talent von vielleicht noch größerer Ursprünglichkeit schließen läßt.

Das verständnisvolle Interesse der Kaiserin für die weiblichen Kunstbestrebungen fand wenige Tage nach der Eröffnung der Ausstellung weiteren liebenswürdigen Ausdruck durch den Besuch, den die hohe Frau der Schule der Künstlerinnen in der Potsdamerstraße 39 abstattete.

Büch. — Auch hier ist ein „Schutzverein“ für alleinlebende Angehörige des weiblichen Geschlechtes entstanden. An Frauen, die unbefragt und nicht Almosen-Empfängerinnen sind, wird zum Schutze und zur Förderung ihrer Interessen von Seiten einer durch Kaufleute, Juristen und Private gebildeten Central-Stelle in Geschäfts-, Rechts- und Privat-Angelegenheiten täglich unentgeltlicher Rath erteilt.

Rom. — Wie es heißt, schreibt Königin Margherita von Italien an einem neuen Romane, der in der Val d'Aosta spielt. Ein köstlicher Humor soll sich in einigen Capiteln ausprechen, in denen die Königin eine Gesellschaft reisender Engländer schildert.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Wien. — Das herrschende Princip des nun zu frühzeitigem Ende gelangten Carnevals war der kurze, weit gerundete Lanze aus Seidenstoff ohne jede Garnitur. Duftige Stoffe wurden nur zuweilen als zweiter Rod über der Seide verwendet, und zwar erschien derselbe dann zumeist in Serpentine-Form geschnitten und durchgehend in Stehfalten gebrannt. So trug Erzherzogin Kunuziata auf dem Ball bei Hofe über blauem Atlas weißen Malines-Tüll, den auf jeder Falten-

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Nähnadeln schwarzen Seidenstoff, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echtes, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verbleicht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spedig wird und bricht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter, wenn sehr mit Harzstoff erdichtet), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegenlag zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Verbleicht man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. — Die **Seiden-Fabriken** von **G. Henneberg** (R. u. S. Hofl.), **Zürich** versenden gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefern einzelne Rohen und ganze Stücke porto- und steuerfrei ins Gaus.

Vorbereitung für das Freiwilligen-Fährnisch, Geimener, und Abitarenten-Examen, tsch, hater, billig. Dresden 6. Moesta, Director.

Damen erzielt hohen Nebenverdienst d. Verkauf echt chines. Thees. Importhaus H. Salfeld, Hamburg.

Ich ertheile Unterricht im Öl-, Aquarell- und Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich Berlin W., Pflanzstr. 112. **Marie Peller.**



Glafey-Schnellputzpulver bestes Putzmittel für alle Metalle; wirkt schnell, gibt schmutzigen Glanz, ist billig. Höchste Auszeichnungen, 40erste goldene Medaille Lübeck 1895.

Kerbichnizerei Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W., Pflanzstr. 84a.

höhe eine Reihe Fittern schmückte. Zu den erwähnten glatten Seidenröcken waren die Taillen meist düstig, immer aber sehr reich garnirt; ein größerer oder kleinerer Blumentuss an der Taille fehlte fast nie, seltener sah man schöne einzelne Blumenweige als Rok-Garnitur. Als Ueberraschung erschienen, auf dem Beamtentball zuerst von einer

Größe gestickt war; Bouquets aus schwarzen Federn, mit mandarinengelbem Sammet und gelblichen Bräufelner Solants besetzt, hielten die Falten der Seitenbahnen zurück. Federstranz auf der linken Schulter. Der Kermel zeigte Schlupfenform und war mit Draht gestickt, sowie reich mit Fittern gestickt, die fast jede Knote mehr oder weniger überstiegen und nur durch die Stiderei mit Strah-Steinen Concurrenz oder noch strahlendere Begleitung erhalten. Halbband von Sammet mit aufgeschobenen Ringen aus Brillanten. — Ganz entgegen der Prophezeiung von einem Engwerden der Röcke zeigten die Braut-Röcke der großen Damen eine geradezu an die Grinollinen-Epoche gemahnende, fältige Kiejenweite, wie auch die Tanzkleider, namentlich in den Rückbahnen sehr weit geschritten waren und, während des Schwingens im Tange in grazioser Weise hochfliegend, der Figur Schwung und Biegsamkeit verliehen. Als hervorragende Modefarbe kann helles Grün genannt werden; Atlas und Atlas-Brocät, sowie heller Spiegel-sammet, in Rosa oder Hellblau besonders wirksam für große Repräsentations-Röcke junger Frauen, erschienen als das geschickteste Material.



Ball-Toilette mit abgehundenem Kermel.



Toilette mit Kachelbändern.



Scheitelfrisur. Taille mit Flügelärmeln.

blonden und einer brünetten Schönheit getragen, reizend kleidende, glatte Scheitelfrisuren der jungen Mädchen, die rasch Nachahmung auf den nächsten Bällen fanden. Unsere Darstellung zeigt die neue Haartracht im Verein mit einer Toilette aus Sèvres-blauem Atlas, mit Silberfittern gestickt, deren kleine Puffärmelchen, — auch ein charakteristisches Merkmal der diesjährigen Toiletten, — überlegt waren mit breiten Fitteln aus plüschtem blauen Tüll, an dem einzelne Thautropfen hingen. Eine dicke Kutsche gelber Himmelschiffel füllte den Rückschnitt, links vervollständigt durch einen Wellenstranz mit Strah-Thautropfen in den Fellen. In dieser reizenden Zusammenstellung war Comtesse Wabeni, die Tochter des Minister-Präsidenten, auf dem „Goballe“ erschienen. — Auf dem „Balle bei Hofe“ wurde von der Gräfin S. eine prächtige Toilette aus mattweitem, weichem Satin Impérial getragen; den Brustlag der Taille deckte eine überaus originelle Stiderei, die genau nach einem Familien-Schmuckstück mit Brillanten, Rubinen und Smaragden in Strah-Steinen so weidhaft ausgeführt war, daß man thatsächlich ein in Gold gefaßtes Schmuckstück zu sehen glaubte. Illusions-tüll füllte den tiefen Rückschnitt; ein Orchideen-Zweig in leuchtendem Rothlila zog sich über die linke Schulter, ein anderer stieg am Rok empor, begleitet von zwei Reihen Brillanten. — Als capricöse, viel bemerkte Neuheit trug die schöne Baronin Bourgoing auf dem Balle der Stadt Wien an seiner Brillanten-Kette ein Monocle, das sie mit unbeschreiblicher Grazie vor das rechte Auge führte, wohlverstanden, ohne es einzuklemmen! Ihre Toilette aus gelbem Satin-Duchesse öffnete sich über einem Unterleide aus weichem Atlas, auf dem ein Rococo-Schleifenmuster in Gold-, Silber-, Jet- und Elfenbeinfittern verschiedener

Paris. — Zwei Stoffe behaupteten in diesem Winter für Ball-Toiletten in erster Reihe das Feld: Seiden-Russeln und Krepp. Besticht der eine durch Schönheit des Gewebes und der Farbe, so hat der andere den Vorzug schmieglamen Faltenwurfes fast nach Art griechischer Gewänder für sich; — beide erhellten erst ihren vollen Reiz durch die hochmoderne Stiderei-Verzierung, wodurch freilich der früher überreiche Blumenschmuck etwas in den Hintergrund gedrängt wurde, dafür aber Perlen und kostbare Steine, sowie alle Arten Phantasie-Schmuck zu erhöhter Geltung kamen.

— Besonders jüngere Damen begünstigten augenblicklich auffallend die Röcke des mittelfeinsten schwarzen oder farbigen Sammetbandes zu zwei Puffen abgehundenen Puffärmels. Suchte man bisher die Puffe möglichst absehend zu gestalten, so strebt man jetzt möglichst nach Varianten, und die hier gegebene verleiht dem Kostüm etwas jugendlich Grazioses; fast pikant wird sie durch die hart ab-

Gesellschafts-Toilette für Halbtrauer.

Perlen, durch eine große Schmetterlings-schleife aus Seiden-Russeln zusammengehalten. — Jugend und Schönheit schmücken sich selbst, und doch, — was wären beide, wenn nicht die fein berechnende, immer klügelnde Mode auch ihr Eifer dazu beitrüge, um die beiden Gaben der Natur zu voller Geltung kommen zu lassen? Wahl der Farbe, der Form und der Ausstattung des Gewandes sind drei wichtige Factoren auch für die frischeste Schönheit. So bringt die Ball-Saison noch zuletzt ein „Effect-Stück“ in Gestalt einer Toilette aus roia Bengaline mit lichtgrüner Gaze-Garnitur in zwei Farben, deren eigenartige Anordnung als charakteristisches Wahrzeichen der ganzen diesjährigen und zugleich der nächsten Modedirichtung für Ballgewänder gelten darf. Tief die Kacheln freilassende Faltenärmel aus doppelt gelegtem Stoff werden nebst der vorn und hinten edig ausgeschnittenen Taille durch bertzenartig ansetzende Kachelbänder getragen, welche letztere mächtige Rosetten aus Gaze in der Mitte der Schulter zieren; auch ihren Ansat an der Taille bedecken an Vorder- und Rückseite kleinere Gaze-Rosetten. In Fortsetzung, zum Theil als Ergänzung der Gaze-Vertice, legt sich über die vordere Taillennitte eine oben breite, unten schmale Falte, von zwei Simili-Knopfen gehalten; der Rücken, dessen Rückschnitt ein rechts und links durch Rosetten besetztes gefaltetes Gaze-Bandeau umgibt, bleibt glatt. Auch der weite Lüten-Keilrod zeigt in Uebereinstimmung mit der Taille am unteren Rande der Hinter- und Seitenbahnen eine schmale Abchlupfräuche aus grüner Gaze, vorn, bis zur halben Mitte, die ungarnt bleibt, ebenfalls gefaltete Gaze-Bandearz, deren Anfang und Ende Gaze-Rosetten in verschiedener Größe markiren. Lange weiße Glacé-Handschuhe.

— Besondere jüngere Damen begünstigten augenblicklich auffallend die Röcke des mittelfeinsten schwarzen oder farbigen Sammetbandes zu zwei Puffen abgehundenen Puffärmels. Suchte man bisher die Puffe möglichst absehend zu gestalten, so strebt man jetzt möglichst nach Varianten, und die hier gegebene verleiht dem Kostüm etwas jugendlich Grazioses; fast pikant wird sie durch die hart ab-



Ball-Toilette mit Schmuckstiderei.

Ball-Toilette mit Feder-schmuck.

stehende Farbe des durch eine Schmale zusammengefaßten Bandes, mit der das Gürtel-Arrangement an der im übrigen ganz schlichten Toilette übereinstimmen muß.

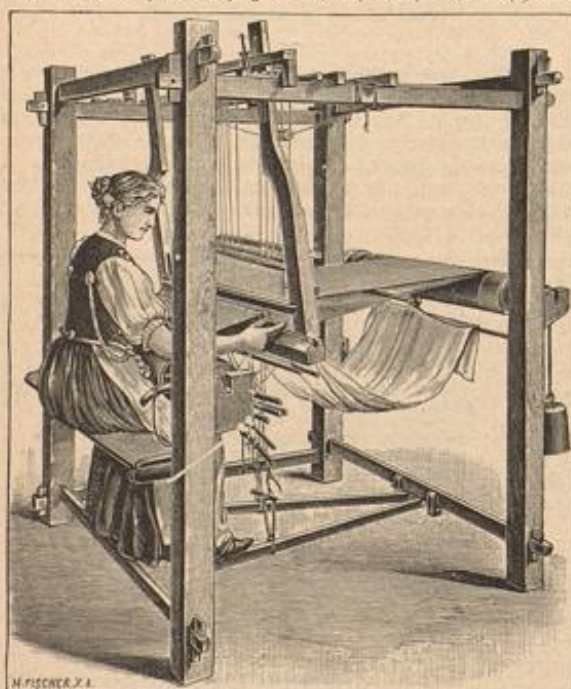
— Nur wenige Farben heben der Gesellschafts-Toilette für Halbtrauer zur Verfügung; immer sind es Schwarz, weiß oder grau, — später noch Fliederfarbe oder das eigenartige Rothlila, die Verwendung finden dürfen. Von großem Reiz ist an unserer Vorlage die Zusammenstellung des Ala-rosée Atlas mit Seiden-Russeln- und Jet-Beleg. An den mit mehreren Reihen Jet-Perlen besetzten Vordertheil der decolletirten Taille schmiegen sich von der Schulter abwärts



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Farbige Vorlagen zu häuslichen Kunstarbeiten. Nr. 2. Motive für Porzellan-Malerei. — Grazie der Formen, naive, aber künstlerische Auffassung des Sujets, flotte Pinselführung, die den Intentionen der Künstlerin bis in die minutiösen Details folgt, — das sind die längst bekannten Vorzüge der Malerei von Marie von Olfers, wie solche auch auf der beiliegenden Tafel voll zur Geltung gelangen. Hierliche Ranken, von Rococo-Schleifen gehalten, und reizvolle Putten, die fliegend, singend und sitzend sich ihres Daseins freuen, bilden die mannigfaltigen Motive der Vorlage voll Leben und Farbe. Der ganze Reiz, welcher die Schöpfungen unserer hoch geschätzten Mitarbeiterin charakterisirt, kommt hier zum Ausdruck. Die Anwendung der gebotenen Putten-Motive soll eine Anzahl verschiedener Gegenstände in der folgenden Nummer illustriren, da heute der Raum völlig von den Toiletten eingenommen ist.

Verzugsquellen: Toilette mit Flügelärmeln, Toilette mit Schmuckstiderei: G. und E. Späher, Wien, I. Rärniberring 12. — Toilette mit Federschmuck: B. Jungmann & Reffe, Wien, I. Albrechtstapf 3. — Porzellan-Malereien: Fräulein Marie von Olfers, W. Margarethenstr. 7.



Schweizer Seide.

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . . .	ca.	80
Seiden-Webstühle (Handstühle)	ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische)	ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr	ca.	30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in schwarz, weiss und farbig von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen frankierte Retour-Adressen bei.

Die gewählten Stoffe senden wir porto- und steuerfrei in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 6.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin und Wien, 15. März 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Invasion.

Novelle von Goswina von Berlepsch in Wien.

Das Kurhaus Wonnstein ist eines jener schweizerischen, — die verehrte Leserin gestatte, daß ich es beim helvetisch-volks-thümlichen Namen nenne, — „Frauen- und Freßbädel“, deren es in jedem Canton giebt. Besonders ist eines der Tschweiz von hervorragender Berühmtheit, — berühmt natürlich in den engeren Grenzen des Vaterlandes. Man lebt allda ganz paradiesisch, was leibliche Genüsse angeht, und auch des übrigen in sonnigster Zufriedenheit; obgleich, wie obige Bezeichnung andeutet, fast ganz ausschließlich Frauen, und von diesen ein Theil Leber-, Gallen-, Bleich- und anders Süchtige verschiedensten Alters es sind, die hier im Sommer ein paar Wochen Erholung und auch ein wenig Lustbarkeit suchen.

Viermal im Tage wird mit einmüthigem Appetit zu Tische gegangen. Das Essen ist hier Kur- und Lebenszweck, also schließt sich niemand von einer der Mahlzeiten aus, es sei denn ein Neuling, der seiner Aufgabe noch mit unangemessenen Kräften gegenüber steht, oder bereits, im guten Willen, es den anderen gleich zu thun, sich eine kleine Indigestion zugezogen hat, die sofort allseitig Theilnahme erweckt, und wofür der Trost gegeben wird, daß Luft und Wasser von Wonnstein dieses erfahrungsgemäß bald kuriren werden.

Wer hier die Mittagstafel mit ihren wieder gehäuteten Schüsseln sieht und dazu die munteren, roth und röthlich angehauchten Gesichter ringsumher, der hält die Klage über theure Zeiten und mißvergnügte Fin de siècle-Menschen für ein Märchen, oder er glaubt, umgekehrt, hier in einem Märchenlande zu sein.

Nachmittags, wenige Stunden nach der Hauptmahlzeit, klappern an den langen Tischreihen schon wieder lustig die Kaffeetassen, ordentliche, große, in denen etwas Platz hat. Zweimal wird eingesehnt und dazu in entsprechendem Maße Weißbrod mit Butter und Honig verzehret, um für die nächsten drei Stunden bis zum Abendbrod ausgiebig vorzusorgen.

Daß bei solcher Nutzung der Mensch und sein Humor gedeihen, kann man sich denken. Diese Weiblein sind denn auch so vergnügt, wie es ihre respectiven „Leiden“ (meist sehr gelinder Art) nur irgend zulassen, nämlich so, als ob ihnen auf der Welt gar nichts zu wünschen übrig bliebe, am wenigsten die sonst so begehrte Gesellschaft des stärkeren Geschlechtes. Kommt dann und wann einmal ein zärtlicher Gatte oder gar ein hoffnungsreicher Bräutigam, um nach dem Befinden der Herzliebsten zu sehen, so muß er zu seiner Bestürzung wahrnehmen, daß hier das „Ewig-Männliche“ durchaus nicht als jenes Salz des Lebens gilt, ohne das kein richtiges Glück zu denken ist. Ganz verschüchtert trabt er an der Seite der Seinigen, — sie erscheint hier als die Beschützerin, — in den Speiseaal und ist froh, wenn er nur geduldet wird. Also rein die verkehrte Welt!

So schlimm, wie der erste Eindruck vermuthen läßt, ist die Sache indessen nicht. Hat der Betreffende ein bißchen Muth und Wig, so kann er seine Lage ganz erträglich gestalten. Er muß es nur anzufangen wissen, mit ein paar frischen, festen Worten, z. B., daß die Tischnachbarinnen lachen; dann hat er schon halb gewonnen. Die Antwort erfolgt in der gleichen Tonart, denn daran fehlt es der Schweizerin unter ihresgleichen selten, und siehe, in kurzer Zeit kann das schönste Kreuzfeuer eröffnet sein, bei dem der eine gegen eine ganze Schar Amazonen sich vertheidigen muß, — doch nur scheinbar. Er hat sein Terrain erobert, er ist aufgenommen und befindet sich gar nicht übel dabei. Er darf sogar rauchen, wenn ihm die Lust ankommt!

Die Geseze der Natur triumphiren also doch. Sie sind nur ein wenig zurechtgerückt. Es ist eine sozusagen rothbackige Art, in der hier das eine Geschlecht sich zum anderen stellt. Das „unterdrückte“ kommt hier zu seinem Recht, das „übermüthige“ wird in dem einen



Großherzogin Elisabeth von Oldenburg †.
Nach einer Photographie von F. Volte, Großherzogl. Hof-Photograph,
Oldenburg.
Siehe Seite 48.

Exemplar gleichsam symbolisch auf den ihm gebührenden Standpunkt verwiesen, nämlich auf den: „Ihr habt zu werben, — wir haben zu gewähren!“ Und dieses, notabene, ohne den schändlichen Unterschied von schön oder häßlich, jung oder alt!

Ist es nicht eine wahre Insel der Seligen, dieses Wonnstein?

Dem allda gelandeten oder gestrandeten Manne mögen freilich mancherlei Gedanken kommen über das Weib in der Freiheit. Das spendet da seine Gnaden ja förmlich souverän, durchaus nicht, als ob es jenseits dieser Gestade das demüthige, halb sich fühlende, ergänzungs-schnüchtige Wesen wäre, als das es nun einmal naturgeschichtlich beglaubigt bekannt ist. Macht das hier das Bewußtsein der Menge? Oder die Befreiung aus alltäglichem Joch? Der gesegnete Appetit? Oder bewirken es sonst aufspringende Quellschen des Selbstbewußtseins, der Lebenslust?

Soll das am Ende gar ein Bild der Zukunft sein? Herrliche Aussichten!

Gemach, duldbender Odysseus! Es rückt Entschluß und damit Antwort auf Deine Frage an das Schicksal ein!

Im Wonnsteinener Speiseaal wurden einmal wieder die Tische abgeräumt.

Es war Mittag vorüber und erheblich warm, ein schöner, wolkenloser Augusttag, ideales Fenwetter. Rings auf den Bergwiesen lag das Grummet, das die ganze Luft mit seinen Wohlgerüchen erfüllte.

Im Hause war jetzt die stillste Stunde. Die meisten Kurgäste befanden sich hinter fest geschlossenen Jalousien in ihren Zimmern, süß schlummernd. Da lag nun so

ein recht gesättigter Verdauungsfrieden über der ganzen Ansiedlung. Im Speiseaal summteten die Fliegen; es roch noch nach Braten und allerlei guten Dingen, von denen jene, obwohl nichts mehr vorhanden, noch zu schwelgen schienen. Ein warmes Lüftchen blähte die weißen Vorhänge an den Fenstern auf und ließ sie sachte wieder sinken. Zwischen den Läden blinzelte die Sonne herein, da und dort ein blendender Streif, ein Flecken, der auf den Dielen, auf einem Strauß Alpenrosen lag, daß sie rubinroth in der schattigen Umgebung aufglühten.

Und draußen die Landschaft in sonnensimmeriger Mittagsruhe; das Gebirge von Lichtduft umschleiert, mit seinen zackigen Contouren wie ebern in die Himmelsbläue ragend. Das Dorf unten wie im Schlaf; kein Hund bellt, kein Hahn kräht, der Schlag der Thurmuhre sogar klanglos, — alles in brütendem Sonnenschein.

Unter den Bäumen um das Kurhaus sah man wenige vereinzelte Gestalten sitzen, seitab ein junges Mädchen mit einem Buch, das es heimlich verschlang; dann auf einer Bank am Hause ein hageres Fräulein, ganz vertieft in das Problem einer Handarbeit, und weiter draußen im Schatten der Allee eine einsame Kranke, die auf Kosten guter Menschen die Wohlthat des hiesigen Aufenthaltes genießen darf und deshalb jede Stunde desselben ausnützen will.

Keine von ihnen merkte, wie in dieser Stille die Zeit verging, bis von den Schläferinnen, schön gemacht, eine nach der anderen wieder zum Vorschein kam, wohl ausgeruht, mit hellen Augen, zu neuen Thaten bereit. Im Saale klapperten denn auch schon verheißungsvoll die Kaffeetassen. Es war jedoch noch eine Weile Zeit, bis das liebe Glücklein wieder rief.

Jede der Damen hatte eine kleine Arbeit mit; natürlich, denn das gehörte sich einmal, wenn auch bloß pro forma. Große und kleine Gruppen bildeten sich, wo unverweilt ein munteres Plaudern, Sticken, Häkeln und Hecheln begann, alles mit gegenseitigem Wohlwollen und in schönster Harmonie. Der schattige Wiesenplatz mit den vielen Frauengestalten sah jetzt wie ein Blumengarten aus, in dem die verschiedensten Blüten und Pflanzen, als streiche ein frischer Wind darüber, sich hurtig regten. Besonders dort drüben, ein wenig abseits, wo eine Anzahl junger Frauen und Mädchen einfach auf dem Erdboden im Heu campirte, ging es lebhaft zu. Sie warteten, wie regelmäßig um diese Zeit, auf den hinkenden Land-Briefträger, der hier oft während einer Reihe von Tagen die einzige männliche Erscheinung und ein sehr unvorworbener Held ist. Kommt er die Straße vom Dorf herauf, dann fliegt ihm die Jugend, für die der Postbote einen besonderen Reiz hat, stürmisch entgegen, und der Mann mit seinem braunen Leder-gesicht verschwindet für einige Augenblicke förmlich zwischen einem Gehege von hübschen, lachenden Geschöpfen.

Es dauerte nicht lange, so kam richtig etwas des Weges, diesmal jedoch nicht vom Dorf her und nicht der Briefträger, sondern von entgegengesetzter Richtung, direct über den steilen grünen Abhang des Berges herunter.

„Ah voici, l'hôtel!“ rief es frohlockend.
Sämmtliche Köpfe derer unten im Heu blickten empor.
„Lueged, — Militär!“

Hinter Tannen hervor war der erste gekommen; ihm folgte ein ganzer Trupp. Säbel klirrten, — es waren Offiziere, natürlich wäterländische.

„Et une belle société, par exemple!“ meldete der Erste zurück; — „des dames en bon nombre, comme il parait!“

Jedes Wort hallte so deutlich, daß man es unten verstehen konnte. Die Mädchen sahen einander an und sicherten.

„Pen — sion Won — nen — stein,“ buchsta-birte einer der Offiziere, durch sein Fernrohr guckend.

„Très bien! Nous allons nous restaurer à fond; pourvu que la bière soit fraîche!“

Die Truppe hielt an. Es wurde angefangen der belle société offenbar etwas Toilette gemacht, der Kragen zugeknöpft, die Stirn getrocknet, das Käppi zurecht gerückt.

Diese société, wenigstens das Häuflein zunächst am Wege, in seiner zwanglosen Lagerung zwischen den Heuhaufen, war über das plötzliche und höchst ungewohnte Schauspiel etwas verwirrt und uneins, ob man den Platz räumen solle oder nicht.

„Dummheiten!“ sagte ein resolutes Weibchen; „wir werden da g'schämig thun und davon laufen! Wir sind hier daheim und nicht diese!“

„Unterstützt!“ sprachen die anderen. Und so blieb die kleine Ansiedlung unerschrocken sitzen, nur daß man der Ehrbarkeit wegen sich etwas mehr mit der Arbeit oder dem Buche, was man gerade in Händen hatte, zu schaffen machte.

Die Frage, ob solche Einquartierung überhaupt angenommen werde, beschäftigte die Damen nun sehr.

Wonnenstein hatte nämlich keine Restauration. Es war ausschließlich Kurzwecken gewidmet und besaß demgemäß bestimmte Hausgesetze, z. B., daß allein stehende Herren keine Unterkunft fanden, bloß Angehörige, Väter, Gatten u., je älter, desto besser, als Begleiter oder Gäste ihrer respectiven Töchter und Ehehälften. Wonnenstein hatte deshalb allerlei Spitznamen, war jedoch gerade dieser seiner Specialität halber sehr beliebt. Wußte man doch, daß hier das jüngste Mädchen allein zur Kur hergesandt werden konnte und dabei wie in Abrahams Schoß aufgehoben war.

Nun spitzte man schon die Ohren auf die satomonische Entscheidung, die hier bevorstand. Denn Vaterlands-Verteidiger, — das konnte immerhin zu einer Ausnahme zwingen!

Ein Badfisch wollte gleich gehen, der Frau Verwalterin die Ankömmlinge melden.

„Warum nicht gar,“ hieß es; „das hätte doch keine Gattig!“ Sie werden sich schon selber melden.“

„Aber wenn sie dann nichts bekommen und recht Durst haben? Man muß sich ja schämen!“

„Vued' das Meiteli, wie es schon Erbarmen mit ihnen hat!“ spotteten sie.

„Es wär' aber auch eine Schand', an so einem heißen Tag ihnen nichts zu geben!“

Ja, dieser Ansicht waren sie alle einmütig.

Während solcher Verhandlungen kam es, wie der Feind, klirrend, saufend, schnurstracks den jäh abfallenden Berg herab. Man hätte glauben können, es handle sich um einen Ueberfall.

Und jetzt waren sie da, eine ganze Schar, sonnenverbrannt, erköpft, staubig, — aber doch schmutz anzusehen und äußerst höflich, die meisten offenbar französische Schweizer; wenigstens redeten alle deren Sprache. Sie dämpften sogleich die laut geführte Unterhaltung, grüßten im Vorübergehen und betrachteten mit sichtlichem Wohlgefallen die jugendliche Frauen-Versammlung da zuvorderst am Wege, in der sich einige sehr anmuthige Erscheinungen befanden.

Drüben in der Allee hörte nun ebenfalls mit einem Male das Summen der Unterhaltung auf. Auch dort gab es gespannte Aufmerksamkeit. Einige der Aelteren kamen neugierig näher, um zu erfahren, was dieser Einfall bedeute.

Indessen sah sich die Kriegerschar nach einer passenden Niederlassung um. Siehe da, alles von Damen occupirt! Nirgends ein Ruheplatz, nirgends ein Wirth, eine Bedienung zu sehen, die ihnen entgegen kam. Und dazu Durst, Durst zum Verschmachten!

„Sapristi! Un drôle d'hôtel!“

„Am End' chömmet mir da gar nüt über,“ sagte einer, dessen Enttäuschung jetzt in der Muttersprache sich Luft machte. „L'enseigne porte: Pension.“

„Pension de demoiselles peut-être, — haha!“

„Pour quel âge? Regardez donc!“

„Chut! Point de critique!“

„Ach was, — mir gönd einfach i's Dorf abe, — au village; ce n'est pas bien loin.“

„Eh bien, allons!“

„Aber 's Wirthshaus ist usbüding schlecht da une. L'auberge y est bigrement mauvaise. Pourquoi pas rester ici, parbleu?“

„Guter Frauzimmer!“

„Je ne vois pas un seul homme!“

„N'importe! Essayons-le! Oü est l'hôtelier, — hollah!“

So schwirrte und brummte es lebhaft, ungeduldig durcheinander.

Niemand von der Bedienung des Hauses, — es war natürlich auch bloß weibliche, — ließ sich blicken.

Die Frau Verwalterin sammt ihrem Stabe schien sich verschanzet zu haben.

Da trat eine der Frauen, welche die Bemerkungen gehört und verstanden hatte, freundlich an die Mars-Söhne heran, — es bildete sich sogleich ein Kreis um sie, — und machte ihnen mit dem Französisch, das sie aus Jugendlagen noch im Kopf hatte, begreiflich, daß dies hier eben kein gewöhnliches Gasthaus sei.

„Mais quoi donc?“

„Eine Kuranstalt.“

„Tant mieux! Nous allons aussi faire notre cure! Nous sommes fatigués, avons faim et soif!“

„Mir wänd lieber schwizerdütsch rede,“ nahm jetzt einer der Herren das Wort, indem er, zu einem Sturmangriff entschlossen, sich an die freundliche Matrone wendete. „Sie werdet doch öppis im Keller ha?“

„Das scho, — g'nueg!“

„Also, mehr wänd mir ja nüd! — Quelque chose à boulotter!“ überlegte er den anderen.

„Mais rien de plus!“ schallte es im Chorus.

„Ja ja, — oui —“ lautete die verlegene Zustimmung. „Aber —“

Eine Zweite trat nun herzu, ebenfalls sehr befangen vor all' diesen militärischen Männern, doch äußerst wohlwollend, mütterlich sie anlächelnd.

„Es soll halt öpper!“ mit der Frau Verwalterin rede,“ raunte sie in breitem Zürcher-Dialekt der ersten zu.

Eine Dritte, dies hörend, machte sich schon auf, die Unsichtbare zu suchen.

Aus den Küchenfenstern sah mit verstohlener Neugier ein halb Duzend lachender rothbadiger Gesichter den Verhandlungen zu.

Alles gerieth jetzt in Bewegung. Man schämte sich wirklich, die Ankömmlinge fortschicken zu lassen.

„Das sind solche von der Gebirgs-Artillerie; die haben es am strengsten bei den Uebungen,“ sagte jemand, der Sachkenntniß hatte.

„Rein, die darf man nicht so behandeln!“

Zu allem tönte nun auch noch die Kaffeeglocke, schreiend laut, wahrhaft unverschämt.

Einige schnöde Selbstlinge folgten sofort dem Rufe. Die Mehrzahl aber blieb erregt, ungeschlüssig auf dem Platze.

Man sah durch die offene Hausthür riesige Kaffee- und Milchtrüge nach dem Speiseaal tragen. Ein wahrer Hohn für die draußen Stehenden!

Da schlüpfen einige von denen, die unten im Heu gefressen und nun ebenfalls herbeigekommen waren, wie auf Verabredung ins Haus.

Nach wenigen Minuten waren sie wieder da: jede mit einer Flasche und Gläsern. Das Blut stieg ihnen zwar tüchtig in die Wangen, als sie jetzt, kurz gefaßt, unter die Kriegerschar traten und ihnen den Trunk kredenzten, aber ihre Augen glänzten wagemuthig dabei.

Eine von ihnen rief sogar den andern zu: „Nach's nach, wer will!“

Ein Halloh empfing die anmuthigen Wohlthäterinnen.

Und nun ward die Situation plötzlich anders. Es entstand ein fröhliches, heilloses Durcheinander, ein Rennen treppauf, treppab, von Alten und Jungen. Niemand wollte dahinten bleiben. Die einen kamen mit Wein, die anderen mit Brod, Schinken, Butter; dritte gar mit den Kaffeekannen. Auch die Mägde waren bei der Hand, um Tische und Bänke herbeizuschaffen. Kurz, es entwickelte sich, ehe noch die Oberbefehlshaberin von Wonnenstein, die Frau Verwalterin, erschienen war, ein förmliches kleines Feldlager.

Wie ein zündender Funke war es in die Schar der Frauen gefahren; sie wurden ganz kampflustig und keine wollte nachstehen, wo es dem Vaterland zu dienen galt, das hier gewissermaßen verlorpert und obendrein in ansehnlichster Gestalt vor ihnen stand.

Der Speiseaal mit seinen Kaffeetischen war verödet und beraubt. Alles was eßbar, wurde lachend hinausgeschleppt. In den Vorrathskammern aber setzte es einen regelrechten Kampf; hier brach helle Anarchie aus.

Die Frau Verwalterin war außer sich vor Verwirrung. Sie protestirte, sie deckte mit ihrem Leib die ledernen Vorräthe und rief: „Was denken Sie denn? Wir dürfen ja keine Passanten bewirthen! Ich werde ja gestraft!“

— O Himmelsgott, ist das eine Verfassung! So 'was hab' ich noch nicht erlebt!“

Es half nichts. Das Ereigniß nahm seinen Verlauf. Zuletzt constatirte die Frau nur noch, was aus Keller und Speisekammer alles hinaus gewandert war.

Die Weiblein hatten, schnell gefaßt, auf ihre Rechnung das Nöthige begehrt und die weitere Verantwortung auf sich genommen. Da konnte es keine Widerrede geben!

Indessen ließen die Helden es sich herrlich munden und machten daneben ihren Wirthinnen ohne Unterschied

der Persönlichkeit den Hof, daß es eine Art hatte. Mancher Ehrbaren verging unter dem Kreuzfeuer solch' ungewohnter Huldigung Hören und Sehen! Aber schön war's und lustig. Das sah man auf ihren erhitzten Wangen, aus ihren Augen leuchten. Die Waadtländer besonders machten Glück mit ihrem lebhaften Temperament in Gehaben und Sprache.

Unbemerk't verfügten sich schließlich einige von ihnen als Zahlmeister ins Haus. Sie kehrten mit heiter verwunderten Mienen zurück und raunten den Kameraden etwas zu. Diese stupten, lachten, berathschlagten: „Was thun? — Unterhandlungen anknüpfen? — Pah, das hätte keinen Wig!“

Man beschloß, noch einmal zur Wirthin zu gehen, kehrte jedoch abermals unverrichteter Sache zurück.

So waren sie in der That die Gäste von Wonnenstein gewesen!

„Nehmen wir's an, bei Gott!“ rief einer der Gelabten großmüthig, „wir wollen ihnen die Freude nicht stören!“

„Gut! Aber wie sich arrangiren? Rebandiren?“ Da trat plötzlich einer von ihnen vor.

„Mesdames!“ rief er laut.

Es wurde still. Man horchte auf.

Eine schöne, männliche Erscheinung war es, die mit kühnem Feldherrnblick die Versammlung übersog.

„Mesdames!“ sagte der Offizier in seinem schmeichelnden Französisch, „wir erfahren soeben, daß wir die Ehre hatten, von Ihnen als Gäste betrachtet zu werden. Solchen Edelmuth erwarteten wir wahrlich nicht! Wie hätten wir ihn auch erwarten dürfen? Aber wir sind entzückt davon, entzückt von Ihnen, von Ihrer Liebenswürdigkeit! Jetzt ist nur die Frage: Wie tilgen wir unsere Schuld? Wie danken wir Ihnen?“

Ein Lächeln ging durch die Frauenschar.

„Nüt z'danke!“ erwiderte eine Stimme.

Alles sah nach der Sprecherin. Es war eine stattliche Matrone, die dies eigentlich mehr für sich gesagt hatte und jetzt wie ein junges Mädchen über ihre eigenen Worte erröthete. Trotzdem setzte sie beherzt in ihrem Dialekt hinzu: „Wir haben auch Söhne und Männer bei den Waffenübungen und wollten nicht, daß sie Durst leiden, dieweil es uns gut geht. Gelled*) Ihr?“ wandte sie sich an die übrigen.

„Allweg nüd!“ tönte es aus dem Frauenkreise.

Gegenüber erscholl lautes Bravo.

„Eh bien!“ meinte der Redner lächelnd, „wir sehen, daß die Frauen, die einst unseren Vorfahren zu Siegen verhalfen, keineswegs ausgestorben sind, sondern noch immer im Fall der Noth uns beistehen, wenn auch nicht mit Waffen, aber mit Thaten ihrer edlen Herzen.“

„Bravo! Bravo!“

„Kameraden! Lassen wir sie hochleben, nos chères compatriotes. Das ist der einzige Dank, den wir Ihnen darbringen können. — Qu'elles vivent! Vivent! Vivent!“

Es war ein seltsames Tönen in Wonnenstein, dieses vielstimmige Hochrufen aus männlichen Kehlen. Die Leute auf den Bergwiesen, die jetzt mit Heugabeln und Rechen kamen, die duftende Ernte einzufeuern, schauten verwundert dorthin. „Das geht lustig zu, bigott, bei denen Weibervölkern,“ sagten sie; „da hat es, scheint's, Einquartierung gegeben!“

Als es gerade am lebhaftesten zuzuging mit Gläserklang, Händeschütteln und Dankfagungen, was nach dem allgemeinen nun im einzelnen fortgesetzt wurde, — keine der Holdseligen ging leer aus, — da kam gerade der gegenwärtig einzige Mann der Kurgesellschaft (es war ein junger Gatte, der bei seinem blutarmen Weibchen einige Tage zu Besuch war) just von einer Bergpartie heim. Er traute seinen Augen und Ohren nicht. Was bedeutete das? Es ging ja zu, wie auf einem Schützenfest. Und all' diese ehrbaren Frauen mitten im heitersten Gewühle, ganz zutraulich, als wäre das nichts Außergewöhnliches! Sie, über deren Selbstzufriedenheit und Sehnachtslosigkeit nach dem Salze männlicher Gesellschaft er schon die dunkelsten Gedanken gehabt!

Höchst betroffen ob des merkwürdigen Schauspiels, wollte er auf einem Umweg ins Haus gelangen, als sein bleichüchtiges Frauchen ihn schon erblickt hatte und strahlend vor ihm stand, mit so blühenden Wangen und Lippen, wie er's lange Zeit nicht an ihr gesehen. Er mußte sie immer anschauen und hatte nicht übel Lust, die Stirn zu runzeln, den zürnenden Herrn zu spielen. Sie beachtete es gar nicht, sondern erzählte in herrlichster Laune das Wie und Warum dieser improvisirten Festlichkeit, und da besiegte der Triumph seines Geschlechtes denn doch die Eifersucht des Ehegewalthabers. „Aha!“ sagte er in einem Tone, den

*) wäre nicht schicklich.

*) jemand.

*) nicht wahr?

er sich bisher in Wonnestein noch nicht erlaubt, „die Weltordnung wird noch nicht so bald auf den Kopf gestellt. Man braucht einander halt doch!“

„Natürlich, Mannli!“ rief sie lachend; „Ihr müßt ja verschmachten ohne uns!“

„Und Ihr?! Was beweist dieses Feldlager?“ fragte er. „Daß wir Euch nie im Stiche lassen!“ Dabei gab sie ihm einen Kuß, so verliebt, wie in den allerersten bräutlichen Zeiten, ganz direct auf den Mund. Er erschrak ob dieser öffentlichen Zärtlichkeit und sah verlegen hinüber nach seinen Geschlechtsgeossen.

Die zogen aber bereits den gewundenen Weg bergab und verschwanden bald um eine Biegung. Zugleich mit ihnen verschwanden sämtliche Frauen vom Platze. Wohin? Ein paar Junge flogen voraus; die Aelteren und Alten folgten richtig nach, auf die andere Seite des Kurhauses, von dessen Terrasse sie den Scheidenden aus Leibeskräften nachwinkten.

„Merci! — Grandmerci! — Au revoir!“ tönte es von unten.

Vierzig bis fünfzig wehende Taschentücher gaben in verschiedenem Tempo darauf Antwort.

An der Abendtafel von Wonnestein wurde heute erhöhter Appetit entwickelt. Kein Wunder! Der Nachmittagskaffee war ja ausgefallen, sozusagen als Liebesopfer fürs Vaterland. Jetzt erst spürte man den Hunger. Es wurde aber keineswegs bloß schände dem Magen geföhnt; die Unterhaltung spielte eine mindestens ebenso große Rolle. Man blieb nachher auch länger sitzen, als sonst, und feierte eine Art Nachfest, bei dem der nunmehr wieder einzige Er in der Gesellschaft auch nicht schlecht weg kam, obgleich er sich, plötzlich lähn geworden, einige recht anzüglich-witzelnde Reden über das „Kloster“ Wonnestein erlaubte. Man ließ ihn heute großmüthig gewähren. Nicht einmal auf das prachtvolle Glähen der Berge achtete man, das sonst stets ein dankbares Publicum hatte, — noch auf den Mond, der, in dieser Beziehung hier auch verwöhnt, am heutigen Abend ganz ungesehen hinter einem Felsen-Coloß hervor blinzelte, still höher stieg und endlich mit seinem vollen, lachenden Gesicht herüberschaute, als wollte auch er ein bißchen spottend sagen: „Gelt, ihr Frauen von Wonnestein, die Weltordnung steht noch nicht auf dem Kopfe!“

Recht ansehnlich summte die Unterhaltung aus den hell erleuchteten Fenstern hinaus in die Abendstille.

Auf einmal aber tönte etwas herein, — horch! — Musik!

Alles schwieg, lauschte und eilte an die Fenster, auf den großen Holz-Balcon.

Da stand in der mondbeschieneenen Wiese unten ein Häuflein Männer im Kreise versammelt, deren Glas-Instrumente goldig aufblitzten; vor jedem ein Vüblein, das Licht und Notenblatt emporhielt. Sie bliesen feierlich das alte Sempacherlied.

Was war das? — Etwa gar eine Serenade?

Etlliche Neugierige gingen ins Freie hinaus, um Gewißheit zu holen.

Doch bevor sie zurück kamen, wußte man es oben schon.

In den Speisesaal war nämlich ein altes verschumpstes Männchen getreten mit einem großen Tragkorb voll Alpenrosen, den es ohne Umstände abstellte, worauf es sich gemächlich die Stirn trocknete, bis die Musik schwieg. Dann rief es hell mit krähender Stimme in den Saal hinein: „Die Herre Offizier schickt dene Fraue da Alperose. Und d' Musik ist au von ihne b'stellt!“

Ja, wie ging das zu?

Das Männchen konnte nicht schnell genug Rede stehen. Es blickte die vielen Fragerinnen, die ihn auf einmal umdrängten, rathlos, fast wild an. „Wenn Ihr still sind, will i's säge,“ gab es zur Antwort.

Da schwiegen sie und horchten.

Die Alpenrosen hatte er von den Bergen heruntergebracht, zum Verkauf in der Stadt, und sie im Wirthshaus einstellen wollen, wo die Dorfmusik gerade zum Probiren für das Gemeinde-Schießen nächsten Sonntag beieinander war. Da seien die Offiziere gekommen, hätten grüßli wälsch durcheinander geredet und gelacht und zuletzt ihm und der Musik brav Geld gegeben, daß sie daher gehen, er mit seinen Alpenrosen und die Mannen zum Aufspießen. Und jetzt seien sie also da. „Nehmet nur; sie sind guet zaht!“ mederte er vergnügt und schüttelte den Korb mit den purpurrothen Blüthen, daß ein Strom würzigen Alpenduftes daraus emporstieg.

„Da seht, wie galant!“ rief triumphirend ein blutjunges Stimmchen. Es kam von jenem Bachfisch, der zuerst ein Herz für die verschmachtenden Söhne des Vaterlandes gehabt.

Flugs griffen so und so viele Hände in den Korb. Es gab ein Hasten und Raffen, als gelte es, Trophäen zu erobern. Sie steckten die Blumen ins Haar, an die Brust, machten Sträuße und schmückten den ganzen Saal damit.

Unten auf der mondbeschieneenen Wiese hob indessen schon wieder ein neues Stück an, diesmal weniger feierlich. Es war ein Tanz. Das hatte gerade noch gefehlt!

Wie auf Commando flogen zwei und zwei zusammen. Andere schoben Tische und Stühle an die Wand, und nun ging ein Tanzen los, daß die Dielen ächzten. In Jung und Alt, Leicht und Schwer, in die ganze ehrenwertste Versammlung fuhr es wie der Blitz, daß alles sich drehte und hopste auf mehr oder minder besüßelten Sohlen.

Der einzige Mann trieb wie ein Brad auf sturmbelegter See zwischen den fliegenden Gewändern, bald vom Gewühle verschlungen, bald empor tauchend, — fremd, seltsam, ein verzauberter Ritter unter Erbkönigs Töchtern. Er tanzte, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand, nicht aus Leidenschaft, sondern weil jede der Holden ihm die Ehre anthun wollte, ihn zu küren.

Es herrschte heute ein Edelmuth gegen alles, was Er hieß, daß sogar die Musikanten und das Alpenrosen-Männchen ihr Theil davon hatten. Sie konnten fleißig ihre Kehlen negen.

Als es zehn Uhr war, erschien die Frau Verwalterin, wie der verfürperte Paragraph des Hausgesetzes, der da sagt, es müsse um diese Zeit Ruhe sein. Aber ihre Stimme verhallte ohnmächtig im wogenden Reigen.

Geraume Zeit noch strahlten die erleuchteten Fenster in das stille Alpenthal hinaus, während über den Bergen drüben die Urheber, dieses in den Annalen von Wonnestein einzig dastehenden Tages nach mehrstündigem Marsch zu ihren Truppen gestoben, sich bereits aufs Lager gestreckt hatten, vielleicht träumend von den huldreichen Heben, die ihnen heute Labung gereicht.

Hier wie dort schauten im Mondschimmer die Hochwachen des geliebten Vaterlandes herab auf dessen lebensfrohe Kinder.

Nachdruck verboten.

Fanal el Kebir.

Ein Abenteuer im Mittelmeere von Theodor Simons in München.

Wir lagen mit unserem kleinen Küstendampfer „Verenice“ seit zwölf Stunden in der Bucht von Hammamet vor Anker, langweilten uns über die Maschinen, rauchten, schwapten, gähnten und warteten auf weitere Marsch-Ordre, die uns endlich gegen Abend in einer Admiralitäts-Depeche über Tunis zuging. Sie lautete:

„Ankunft des Nachtschiffes Salamander abwarten, dann nach Port Said weiter dampfen. Salamander heute in Abgangsbereitschaft bringt Näheres.“

Der „Salamander“, ein uraltes dritter-Klasse-Fahrzeug, konnte uns kaum vor fünf Tagen erreichen. Unser Commandant widmete diese Wartezeit dem Ausbessern der Maschine und des Kessels der „Verenice“, die beide etwas Nachsehen benötigten. Wir fanden uns müthig in eine Unthätigkeit verjert, die lähmend auf Körper und Geist wirkte, da sie uns ins Reich absoluter Trägheit senkte.

Der Kessel wurde ausgeblasen; er pffte anfangs mit Behemung sein unharmonisches Lied durch das geöffnete Sicherheits-Ventil, gleichsam als wolle er uns verhöhnen; nach und nach nahm die Dampfspannung ab, und das monotone Zischen hörte bald auf.

Die Nacht trat ein. Sie fand uns auf Deck auf dem Rücken liegend, in verschiedener Stimmung und Gedankenfolge. Es blickten nach einander die tausend Sterne auf; sie bildeten den mit funkelnden Juwelen reich besäeten Baldachin, die Himmelswölbung über unserer winzigen Erde.

„Wie dort oben der Orion funkelt,“ meinte, mit aufgehobenem Fuße nach Norden deutend, mein Nachbar zur Rechten, „und daneben die lieblichen Plejaden, deren Mutter Pleione Orion seit urdenklichen Zeiten nachstellte! Wenn man nur wüßte, was für eine Rolle die glitzernden Sterne im großen Universum zu spielen haben, und ob die Theorie der Seelenwanderung richtig ist! Ich möchte dann gern einige Jahre in diesen Regionen herumstreichen, um einmal wieder etwas Neues und Unbekanntes zu entdecken!“

„Ja, ja! Die Erde fängt nachgerade an, fürchterlich langweilig zu werden!“ brummte ein Dritter und drehte seinen Körper um einen Quadranten nach links. „Insbesondere wenn man auf Wolke und Salamander warten muß, wie wir!“ rief lachend ein Viertes, indem er seinen Cigaretten-Stummel in weitem Bogen über Deck ins Meer schleuderte.

Hinter mir schnarchte sich ein Glücklichler über einige Stunden der Langeweile hinweg; es wurde allmählich still an Bord. Zuletzt hörte man nichts mehr, als das unheimliche Geheul der Kahlen-Strandhunde vom Lande her und das geheimnißvolle Anflagen der Wellen an die Schiffswand; man ward sich seiner Einsamkeit auf dieser Wassereinde schnell bewußt.

Ich selbst konnte keine Ruhe finden, lugte über die Bordwand bald nach dem Strande, bald nach dem unermesslichen Meer hinaus und blickte träumend den feinen Wellenlämmen nach, die der Küste in weitem Bogen zuwellten, um dort ruhig zu zerfließen oder von nachkommenden erdrückt zu werden. Zur Rechten und zur Linken funkelten Schwärme leuchtender Infusorien, die auf schaukelnden Wellen in die Ferne getragen, immer wieder durch neue glühende Flächen ersetzt wurden.

Diese Myriaden mikroskopischer Meerlämpchen kamen, zergingen, hoben und senkten sich im Spiel der Wellen, verfloßen, tauchten wieder auf, Blid und Gedanken bethörend: Naderthierchen, Salpen und Pyrosomen, Schlangensterchen und winzige Medusen tanzten ihren nächtlichen Reigen; je tiefer die mondlose Nacht einfiel, desto prächtiger ward das Schauspiel, von dem ich mich nur schwer trennen konnte.

Die Schiffswache machte ihren rhythmischen Hin- und Hergang auf der Brücke oben. Ich gedachte, nun meine Koje aufzusuchen, um möglicher Weise zu schlafen, als ich, auf halber Treppe nochmals um mich blickend, einen dunkelhäutigen Kabylen-Kopf aus einer Matrosenlufe auftauchen sah, der vorichtig um sich schaute und dann ebenso schnell wieder verschwand. Nach einigen Minuten erschien der ganze Mann, mit Geräthen besichert, auf dem Deck, schlich zum linken Fallreep, legte seine Sachen vorsichtig und geräuschlos in ein Boot und stieg dann nochmals an Deck. Ich hatte den Vorgang genau beobachtet, ließ den jungen Mann jedoch gewähren, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Als er zum zweiten Mal dem Fallreep sich näherte, trat ich unvermuthet vor ihn hin: „Halt, Ali! Was beginnst Du? Was hast Du vor?“ redete ich ihn an. Zitternd stammelte der junge Kabylen, den unser Commandant vor Monaten als Dolmetscher engagirt hatte: „Pardon, Dottore! Ich fischen will mit Feuer und Harpunen, will große Fische fischen; mitkommen Musio; sein sehr amüßant!“

Wir schien die Idee des jungen Arabers eine so vortreffliche, um die trüg schleichenden Stunden zu kürzen, daß ich mich ohne Bedenken entschloß, diese mir noch unbekannt Art des Fischereisportes mitzumachen. Etwas Proviant und Wein holte ich schnell, nahm meinen Revolver mit Munition, sowie das Verbandzeug zu mir, und nach einigen Worten, die ich mit der Wache gewechselt, sprang ich ins Boot.

Der junge Kabylen hatte einen aus Eisendraht geflochtenen Korb vom Lande herübergebracht, den er mit Holzspänen, trockenem Schilf und Beschüßchen anfüllte und an einer rückwärts über das Boot hinausragenden Stange befestigte. Die Bindung erfolgte rasch; es erhellte sich der Meeresspiegel um uns. Wir fuhren in goldener Fluth, in der bethörte Fische und Molusken uns sicher folgten. Ich ruderte langsam in die Nacht hinein, während Ali mit kundiger Hand das Boot in eine kleine Nebenbucht steuerte, die vom Wellenspiel nur wenig beunruhigt wurde. Er hatte seinen Trident, eine dreizinkige Gabel an langem Holzstiel, auf den Anien liegen und neben sich die Netzschaukel zurechtgelegt. Mit diesen einfachen Utensilien gedachte er den Ungeheuern unter uns zu Leibe zu gehen und diese zu besiegen. Wir fuhren über Varesch-Gräser und Felspartien, in denen allerhand Gethier zu finden war. Ali nahm seine Gabel in die Faust, als er mir ein Zeichen gab, die Ruderschläge, die stets ein Heer von Goldtropfen entseffelten, einzustellen. Wir waren auf dem richtigen Fisch-Terrain angekommen; das Boot stoppte.

Meine Blicke verfolgten nun die Manipulationen des jungen Kabylen, der, weit über Bord lehrend, den Meeressboden beim Feuerstein mit Kennermeine durchsuchte. Sein erster mit Sicherheit geführter Stich brachte einen Meer-Mal zappelnd und blutend an Bord, der in seiner Agonie sich wie ein Wurm um den Stiel der Gabel schlang; — ein Kalmar mit zwei Saugrüsseln folgte bald nach. Ich musterte mit Neugierde diese mir unbekanntes Geschöpfe, als ein dritter Stich die Augen Ali's blihen und seine Lippen zittern machte. Die Stange seines Instruments bog sich unter der Schwere des harpunirten Meerbewohners.

Nach einigen Wendungen und unter Zuhilfenahme seines Kepes entzog er dem Wasser einen mächtigen Cephalopoden, einen Kopffühler mit riesigen, mit einer Unzahl von Saugnapfen dicht besetzten, sich ringelnden Fängen, die einen Anhaltspunkt suchten. Wir ward es bei Betrachtung dieses so merkwürdigen Thieres klar, daß in seiner Umarmung jedes lebende Wesen dem Tode verfallen mußte. Das mehrfach durchbohrte scheußliche Geschöpf wechselte im Schmerz die Farben; seine großen auf einer Art von Trichtern sitzenden Augäpfel blickten basillidenartig und recht unheimlich aus dem Kopf hervor. Der harte Papageien-Schnabel mußte diesen Cephalopoden als einen Schreden für die Meeressbewohner erscheinen lassen.

Mit einer wahren Wuth stieß Ali dem verhassten Thiere die Spitze seines Messers zwischen den Augen in die Sitze. Der Wunde entströmte ein Luftstrahl; die Saugpumpe war zertrört. Die acht Saugfänge erschienen sofort gelähmt und fielen erschlaßt nach abwärts. Trotzdem lebte das Thier noch. Ali hielt den Dreizack dem Feuerkorbe zu, bis es geendet hatte.

Wir wollten unser Fischen weiter betreiben. Ali hatte dem Feuerkorbe frische Nahrung zugelegt, als vom Molo her heftiges Hundgebell und ein durchdringender Schrei zu unseren Ohren drang, zugleich auch ein Geräusch, wie es ein ins Wasser fallender schwerer Körper verursacht. Ohne Zögern setzte ich meine beiden Ruder ein. Nach einigen Schlägen erreichten wir den Molo, wo wir beim Schein unserer Leuchte einen weißen Gegenstand auf der Wasseroberfläche schwimmen sahen, den Ali sofort mit Vorsicht harpunirte.

Wir zogen die Beute zum Boot hin und griffen mit beiden Händen nach dem Wesen, dessen Gestalt einen weiblichen Körper verrieth. Ich hatte mich nicht getäuscht. Von mir schnell erfaßt, lag der Körper bald im Boote. Ich beugte mich über die regungslose Halbtoide, fand, daß das Herz schwach pulsrte, und der Körper noch Lebenswärme zeigte. Meine Erfahrungen als Schiffsarzt ließen mich hoffen, daß unter rationeller Behandlung es mir wohl glücken würde, die dem Tode nahe wieder ins Leben zurückzuführen. In der That, nach einigen Minuten schon regte sich durch mein Frottiren, Luftpumpen und fortgesetztes Massiren der Brustmuskeln und Bestreichen des Rückens die Lebenskraft wieder! Nach weiterer Behandlung schlug das Mädchen seine Augen auf und blickte verwundert um sich. Die Kleine war ein bildschönes Geschöpf von etwa zwölf Jahren. Um sie besser beobachten zu können, strich ich ihr langes Haar aus dem Gesicht. Sie blickte mit ihren Gazellenaugen nach mir, als wolle sie ihrem Lebensretter danken. Niemand werde ich diesen Blick vergessen.

Ali stand lautlos neben mir, seinen Dreizack mit beiden Händen haltend. In seinen Nieren gab sich jedoch ein Unmuth darüber kund, daß seine so glänzend begonnene Fischerei auf diese Weise gestört worden sei. Nachdem die Kleine ihre Lebensgeister wiedererlangt, befaß ich dem Burischen, mit ihr an das Land zu steigen, um zu erfahren, ob hier ein Verbrechen oder ein einfacher Unglücksfall stattgefunden.

Ali steuerte das Boot dem steinigten Molo zu. Wir setzten

unsere Kleine ans Land. Zwischen ihr und Ali entspann sich nun eine Unterhaltung, welche ich, des Arabischen ganz unfundig, nicht verstand. Ali verdolmetschte, daß das Mädchen, die Tochter des Küstenväters, auf dem Wege zum kleinen Leuchtturm, den sie allabendlich entzünden mußte, von einem Rudel wilder Hunde verfolgt und angefallen, sich ins Meer gestürzt

hächende Holzterasse und entzündete das Feuer, das, auf der Liste des internationalen Schiffsahrts-Vertrags mit dem Namen Fanal el Kebir bezeichnet, jede Nacht zur Sicherheit der Seefahrer leuchten muß.

Ueber meinem Haupte blitzten und funkelten die unzähligen Sterne, sowie die herrliche Milchstraße in selten gesehener Pracht.

zugerichtet hatte. Blut entquoll der Wunde. Wir trugen die Kleine zum nahen Meere. Sie wehrte sich und schrie laut auf, weil sie wohl der Meinung sein mochte, daß wir sie dem Elemente, dem sie kaum entronnen war, zurückgeben wollten. Ali beruhigte sie hierüber, ebenso wie über meine ihr unbekanntes Ambulanz-Verbandbüchse, die ich unterdessen bloßgelegt hatte.

Die Wunde ward schnell und auf das sorgfältigste mit Meerwasser ausgewaschen und dann antiseptisch verbunden.

Es war keine gefährliche Verletzung, sondern eine bloße Fleischwunde; trotzdem konnte die Kleine weder aufstehen noch gehen. Sie hier ihrem Schicksal zu überlassen, schien mir grausam; es mußte also ein Entschluß gefaßt werden. Ali erbot sich, den Weg bis zur Hütte des Wächters allein fortzusetzen, um möglicher Weise Hilfe zu bringen; ich blieb unterdessen allein mit der Kleinen zurück und erwartete den Erfolg seiner Bemühungen, mit meinem frischgeladenen Revolver in der Rechten.

Ali kam endlich wieder, und mit ihm ein älterer Mann, der ohne viel Worte zu wechseln auf das Mädchen losging und es unsanft bei der Schulter fassend aus seinem Halbschlaf aufrüttelte. Mit echt orientalischer Gesticulation hielt er ihm eine Strafpredigt, die, nach seinen Mienen zu schließen, nicht allzuweil sein konnte. Als er zuletzt aus seinem Gürtel einen Strick hervorholte und sich anschickte, die Kleine zu züchtigen, stellte ich mich zwischen beide, hielt ihm meinen Revolver entgegen und verdeutlichte ihm, daß die junge Kabylin unter meinem Schutz stehe.

Ali beruhigte dann den Alten, indem er ihm die Lage begreiflich machte und ihn bat, zur Weiterbeförderung der Kleinen mit behülflich zu sein.

Ohne viele Umstände hob der Wächter das Mädchen vom Boden auf, warf sie wie einen Sack über seine rechte Schulter und schickte sich an, wegzugehen. Ein Wink von mir an Ali, und wir folgten dem Manne auf der Ferse. Der Weg zur Hütte war weder weit noch beschwerlich; wir erreichten sie bald. Der Alte warf seine Bürde eben so gleichgültig ab, wie er sie am Meeresstrand aufgenommen hatte, und verließ sofort seine Schilfhütte. Wir waren allein. Der Verband des Fußes hatte beim Transport gelitten und mußte erneuert werden. Hierbei fiel mir die Parteilichkeit der Gesieder der Verwundeten auf. Die Kleine konnte unmöglich dem Geschlechte eines rohen Küstenväters entsprossen sein. Ihr Gesicht hatte auch einen zu noblen Ausdruck und spiegelte geistige Entwicklung. Ich drang daher in Ali, sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen, um zu erfahren, auf welche Art sie zu dem Amt gelangt war, das der niedrigsten ihres Geschlechtes kaum genügt haben würde.

In der That hatte ich mich nicht getäuscht. Die Kabylin entstammte einer Bürgerfamilie, war die jüngste von vier Kindern und ihrem Vater entflohen, als er sie einem Reichen als Skavin verkaufen wollte. Ihre Schritte meereswärts nehmend, wäre sie fast verhungert, wenn nicht der alte Küstenväters sich ihrer angenommen hätte; dieser habe sie allerdings mehr mit Schlägen als mit Lebensmitteln tractirt. Ein solches elendes Leben führe sie nun schon seit Monaten, ohne andere Abwechslung, als den ewigen Kampf mit den wilden Küstehunden, die fast täglich ihr Dasein bedrohten. Ihr Körper zeigte auch in der That die Spuren von größeren und kleineren Wunden.

Sobald ihr Fuß es erlaube, werde sie die allnächstliche Abwesenheit ihres Brodgebers benutzen, um zu ihrem Bruder zu gelangen, der in der Stadt das Geschäft eines Teppichwärlers betreibt.

In dem Augenblick, als das unglückliche Kind seinen kurzen Lebenslauf erzählte, begannen draußen die Hunde abermals ihr unheimliches Geheul. Wir schauderten! Ich trat vor die Schilthür der Hütte und schoß meinen Revolver ab. Die Bestien entfernten sich kläffend, und wieder trat Ruhe ein. Die arme Kleine bei der Hand nehmend, versprach ich am nächsten Tage wiederzukehren, um ihren Fuß so schnell wie möglich zu heilen, hinterließ ihr meine Hammelkeule und meinen Rothwein, nebst Brod und Salz, was ich in meiner Aufregung unberührt gelassen hatte, und trat mit Ali den Rückweg an. Es glimmten in unserem Boote noch einige Kohlen, die mein Begleiter mittelst neuer Pechstrüchlein schnell aufstammen machte; der Fanal el Kebir leuchtete still und poetisch in die Nacht hinein. Gegen Mitternacht erreichten wir unseren kleinen Dampfer wieder. Ich warf mich ermüdet auf mein Lager; ein Fieberfieber erfaßte mich, der mir den Schlaf raubte. Kaum graute der neue Morgen, so weckte ich Ali, und fort ging es abermals zum Fanal el Kebir, der noch schwach leuchtete, und von da zur Schilthütte des Wächters,

der Bedienung unseres Schüßlings. Wir wurden auf das höchste beunruhigt, als wir in deren Nähe Papierfetzen liegen fanden, die offenbar die von mir zurückgelassenen Nahrungsmittel enthalten hatten.

Selbst der Verband, den ich der Kabylin zuletzt angelegt, lag zerrissen auf unserem Wege. Mich überließ es eiskalt; eine schauerliche Ahnung bemächtigte sich meiner, mein Blut stockte in den Adern. Das Thor der Hütte war unberührt. Als auf unser Rufen und Pochen hin sich nichts im Innern rührte, unterjuchte ich die Hütte selbst und fand rückwärts eine Oeffnung. Die wilden Hunde hatten die Nahrung gewittert und sich den Eingang erzwungen. Wir erbrachen die von Innen gut verrammelte Thür. O Entsetzen! Zu Boden gestreckt, lag die Kabylin todt und, bereits erkaltet, mit einer tiefen Wunde am Halse.

Ali und ich standen sprach- und lautlos vor dem entsetzlichen Schauspiel.

Der Leichnam wurde dann von uns auf das Brett gebunden, das der Kleinen zum Nachtlager gedient hatte, und nachdem wir die Unglücksstätte den Flammen preisgegeben, hinunter



Holländisches Fischerdorf.
Nach dem Bilde von Hans Herrmann in Berlin.
Siehe Seite 48.

habe, um den Bestien zu entgehen. Mit der Wassertiefe jedoch nicht vertraut und des Schwimmens unfundig, wäre sie sicher ertrunken, wenn ihr Gewand sich nicht aufgebläht und sie so lange über Wasser erhalten hätte, bis die Rettung kam. Sie getraute sich nun nicht, die Rückkehr anzutreten, ohne vorher den Fanal angezündet zu haben und den wilden Hunden, die am Strand immer noch weiter kläfften, mit irgend einer Waffe entgegenzutreten zu können.

Ich beruhigte die Kleine, indem ich ihr durch Ali verdeutlichte, daß das Anzünden des Leuchtturms für heute Abend meine Aufgabe sei und Ali mit seinem Dreizack sie nach Hause begleiten werde.

Das hübsche Kind küßte den Saum meines Rockes mit dankbarer Miene, ordnete schnell ihr reiches Haar, strich mit beiden Händen ihr feuchtes Gewand glatt und entfernte sich mit Ali, nachdem ich ihr noch einige Pfaster in die Hand gedrückt hatte.

So weit, als es die Dunkelheit gestattete, blickte ich ihr nach, wanderte dann, mit der Schiffslaterne meinen Weg suchend, dem nahen Leuchtturm an der Spitze des Molo zu, erstieg seine

Lange genoss ich den herrlichen Anblick, dann warf ich noch einen Blick ins feurige Meer hinaus und verließ meinen hohen Standpunkt.

Als ich meinen Rückweg unten antrat, vernahm ich landwärts abermals Hundegelläuf und Menschenstimmen in verworrenem Durcheinander. Mir ahnte nichts Gutes. Die beiden Kabylen-Kinder schienen mit den hungrigen Vierfüßlern in heftigem Kampf begriffen zu sein, denen sie waffenlos unterliegen mußten. Meinen Revolver hervorziehend, gab ich vor allem einen blinden Schuß ab, um meine Aufmerksamkeit zu bekunden, worauf ich in Hast dem mutmaßlichen Kampfplatz zu rannte. Ich fand leider meine Vermuthung bestätigt. Ein Kreis zähnefletschender Hunde umstand meine armen Schützlinge, die sich mit Gabel und Steinen zur Wehr gestellt hatten. In meiner Aufregung feuerte ich schnell hintereinander zwei Schüsse auf die wilden Bestien ab und hatte die Genugthuung, sie mit dieser Salve in die Flucht zu treiben; daß meine Kugeln ihr Ziel nicht verfehlt hatten, bewiesen die hinterlassenen Blutspuren. Die Kabylin war niedergesunken und rief sich den linken Knöchel, den einer der Hunde mit den Zähnen übel



An der Spitalsforte.

Nach dem Bilde von Karl Rickelt in München. — Siehe Seite 48.

zum Janal el Kebir getragen, wo das Mädchen seemannsmäßig dem Meer an derselben Stelle zurückgegeben ward, an der wir es am Abend vorher den Wellen lebend entzogen hatten. „Möge Allah Deiner Seele gnädig sein!“ murmelte mein Begleiter, als das mit Steinen beschwerte Brett ins Wasser hinabglitt.

Der Janal el Kebir blieb fortan eine riesige Todesfadel am nassen Grabe der Kabylin, die ihm so oft mit Lebensgefahr das Feuer zugebracht.

Noch dreimal sah ich abends den Janal el Kebir leuchten, und dreimal empfand ich einen bohrenden Schmerz in meinem Herzen, denn ich hatte die kleine Kabylin liebgewonnen gehabt. Dreimal auch schredte mich nachts aus meinen Träumen das entsetzliche Geheul der Küstenhunde, das ich nimmermehr vergessen werde.

Nachdruck verboten.

Aus dem Herzensleben einer deutschen Dichterin.

Studie von Moriz Brasch (f.).

Die große westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff ist, trotz aller Veröffentlichungen über sie, ihrem inneren Leben nach noch so wenig bekannt, daß wir jede Mittheilung, die uns einen Blick in das Herz dieser bedeutenden Frauennatur gestattet, willkommen heißen dürfen. Als einen solchen dankenswerthen Beitrag müssen wir die Briefe ansehen, die einst Fräulein von Droste an Levin Schüding, ihren jüngeren Freund, gerichtet hat. Der Sohn des bekannten Roman-Schriftstellers hat diese „Briefe“ aus dem Nachlasse seines Vaters herausgegeben, als ein interessantes literarisches Denkmal des Herzengebundes zweier edler Dichternaturen, das für das poetische Schaffen beider Freunde von höchster Bedeutung gewesen ist. Annette Elisabeth Freiin von Droste (geb. 12. Januar 1798) war um sechzehn Jahre älter als Schüding (geb. 6. September 1814), der ebenfalls einer alten Patrizier-Familie Westfalens entstammte. In seinen „Lebens-Erinnerungen“ hat Schüding uns ein frisches, anmuthiges Bild von seinem ersten Besuch entworfen, den er 1830 als sechzehnjähriger Gymnasiast der Freundin seiner Mutter machte. Doch trat er erst acht Jahre später, nachdem er in Göttingen, Bonn und Heidelberg seine Studien vollendet und in die Heimat zurückgekehrt war, als vierundzwanzigjähriger junger Doctor der Philosophie der vierzigjährigen Dichterin näher, die damals auf der Höhe ihres Dichterruhmes stand. Ein reger persönlicher Verkehr entspann sich zwischen beiden. Allwöchentlich am Dienstag wanderte er von Münster aus um die Mittagszeit nach dem etwa eine Stunde weit gelegenen kleinen Edelhofe Rischhaus, wo die Dichterin wohnte. Der Weg führte zuerst über Ackerkämpfe und Heideströden, dann durch ein Gehölz. Dort stand eine alte Bank, bis zu der ihm Annette gewöhnlich entgegenkam. Jede Woche, am Sonnabend, brachte die alte Botenfrau dem jungen Freund einen Brief und ein Paket mit durchgesehenen Büchern und nahm eine neue Sendung von Münster nach Rischhaus mit hinaus; und so wurde dieser jahrelang fortgesetzte persönliche Verkehr für beide eine reiche Quelle gegenseitiger poetischer und wissenschaftlicher Anregung und Förderung.

Wald vereinigten sie sich auch zu gemeinsamer Arbeit. So z. B. dichtete Annette für das im Jahre 1842 von Schüding herausgegebene, heute noch so anziehende Illustrations-Werk „Das malerische und romantische Westfalen“ die meisten der herrlichen Balladen; auch die Schilderung einer Anzahl ihr so vertrauter Landschafts- und Orts-Scenerien der westfälischen Heimat stammt aus ihrer Feder. In der damals Aufsehen erregenden Schrift Schüding's „Der Dom zu Köln und seine Vollendung“, worin er die deutsche Nation zur Fertigstellung dieses großartigsten deutschen Bauwerkes aufforderte, hatte Annette den Abschnitt über Meister Gerhard von Köln verfaßt, das Muster einer auf kleinem Raum zusammengedrängten Künstler-Biographie.

In dieses Freundschaftsverhältnis trat nun eine Trübung ein, als Annette erfuhr, daß Schüding zu einer gleichaltrigen jungen Frau, der Gemahlin eines älteren höheren Offiziers in Münster, in Beziehung getreten sei. Sie verkannte nicht die Gefahren, die dem jungen Freunde und — ihrer Freundschaft hieraus erwachsen mußten. Nur ihrer Klugen und milden Intervention war es zuzuschreiben, daß die ursprünglich leidenschaftlich aufflammende Empfindung der beiden jüngeren Menschen in eine gemäßigtere, aber um so innigere Freundschaftsbeziehung zu einander überging. Seitdem, — ein interessanter psychologischer Zug, — wird der Ton in den Briefen Annetens an den jungen Freund ein anderer, wir möchten sagen — mütterlicher. Allerdings soll Fräulein von Droste mit der früh verstorbenen Mutter Schüding's eine auffallende Ähnlichkeit besessen haben. Dieses mütterliche Verhältnis bestimmt auch den Ton ihres späteren Briefwechsels. Er nennt sie denn auch oft (z. B. in dem Briefe aus Augsburg vom 14. August 1845) „Mein liebes Mütterchen“ und in einem Briefe aus Darmstadt (vom Mai 1847) „Mein herziges, gutes, liebes Mütterchen“, während sie ihn (in dem Briefe aus Rischhaus vom 15. Februar 1843) anredet: „Mein lieber Junge“, „Mein liebes Kind“ und dergleichen.

Eine kurze Zeit innigster Seelengemeinschaft verlebten die beiden Freunde im Winter 1841—42 gemeinsam auf der Weersburg am Bodensee. Annetens Schwager, der Gemahl ihrer jüngeren Schwester Jenny, Freiherr von Lahberg, hatte den Dr. Schüding mit der Ordnung und Katalogisirung seiner umfangreichen Bibliothek betraut, die mehrere Säle in der Weersburg anfüllte. Ein großer Theil von Annetens lyrischen Dichtungen entstand in diesem Winter. Sie war in ihrem Schaffen naiv, eine Art von Naturalistin; Schüding dagegen war ästhetisch bewußter, literarisch vielseitiger und kritischer. Er mahnte die Freundin oft, an ihren Dichtungen mehr zu feilen; ja, er tadelte zuweilen den Mangel an Glätte und Klarheit des Ausdrucks, — aber meist ohne Erfolg. Schüding hat sich aber später eines Besseren überzeugt. In dem Lebensbilde, das er von der Freundin nach deren Tode erscheinen ließ (Leipzig 1862), bemerkt er: „Heute würde ich es nicht mehr thun, weil die Form viel mehr zum charakteristischen Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehörte, als ich damals einnahm. Auch drang

ich mit meinen Wünschen wenig durch. Sint ut sunt!“ sagte selbstbewußt die Dichterin.“

Dieses „Sint ut sunt“, bekenntlich ein Ausspruch jenes Jesuiten-Generals, der den Wunsch des Papstes Clemens XIV., den Orden zu reformiren, mit diesem Worte ablehnte, ist übrigens für die persönliche und dichterische Eigenart Annetens sehr bezeichnend. Stark in ihrem katholischen Glauben und fest gewurzelt in ihrem westfälischen Heimatsboden, hatte ihre ganze Welt- und Lebensansicht etwas in sich Abgeschlossenes. So mild und theilnahmenvoll sie als Mensch war, so wenig war sie in sittlichen und religiösen Fragen zu Concessionen geneigt. Dies kommt auch in ihrer dichterischen Form zuweilen zum Ausdruck. Hart, spröde, mehr symbolische Tiefe, als conventionelle Glätte und Leichtigkeit anstrebend, insbesondere in ihren, nach heimatlichen, aber auch altenglischen Sagen gedichteten Balladen, kann sie sich, trotz der Mahnung des Freundes, zu keiner Concession entschließen, die ihre Sprache klarer, ihren Vers wohlkautender gemacht hätte. Sie selbst hat, wie aus ihren Briefen ersichtlich, darüber oft nachgedacht, was Schönheit, was Poesie sei.

Im Frühling 1842 endete das Zusammenleben der beiden Freunde auf der alten romantischen Burg. Dr. Levin Schüding hatte die Erziehung zweier junger Prinzen, der Söhne des bayerischen Fürsten von Brede, übernommen. Der Ton seiner und Annetens Briefe aus den verschiedenen Orten, wohin ihn seine literarische und journalistische Thätigkeit verschlagen hatte, — er war mittlerweile Redacteur in Köln und dann unter Kolb's Leitung Redacteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ geworden, — zeigt jene Innigkeit und Wärme, die gerade die Entfernung der Freunde von einander zur Folge hatte. Aber die Erinnerung an die erste romantische Jugendneigung zur Freundin seiner Mutter übermann ihn noch oft wie ein beglückendes Traumbild. So sagt er in seinen späteren „Lebens-Erinnerungen“, daß er über die eigenen Empfindungen, die ihn damals durchwogten, sich nicht ganz klar gewesen sei, so oft er in das leuchtende, große Auge der besten Freundin, die er im Leben besessen, geblickt. Um diese Zeit entstand auch einer der frühesten Romane Levin Schüding's: „Eine dunkle That“. Es ist uns schwer herauszuerkennen, daß die angehende Figur des Stifisfräuleins ihr Urbild in Annette von Droste hat. Der Dichter selbst giebt uns einen Schlüssel für sein Verhältnis zur Freundin, wenn er das alternde Stifisfräulein, die Heldin seines Romans, zu ihrem jüngeren Freunde sprechen läßt: „Ich will wie eine Bekannte für Sie sorgen, ich will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich will jemand haben, für den ich sorgen kann, wie ein Weib; an dem ich eine geistige Stütze habe; denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten. Aber wenn ich auch gedankenarm wäre, wie meine Köchin, ich wäre doch dasselbe; ich will jemand haben, der mein ist, und dem ich alles aufopfern kann, was an Liebe und Wärme, an Drang, zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten, in mir ist und überfließt! . . . Aber wenn Sie deshalb glauben, ich wäre in Sie verliebt, ich wäre eine Thörin, ich würde mich Ihnen an den Hals werfen, dann sind Sie nicht nur ein eitler Ged., sondern auch ein Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältnis keinen Begriff hat!“

Haben wir uns etwa so das Verhältnis Annetens zu Schüding zu denken? Vieles in ihrem Leben wie in ihren Briefen weist darauf hin. Anderes jedoch läßt schließen, daß in den Gefühlen des westfälischen Edelfräuleins für den Jugendfreund auch das Ingreßien der Leidenschaft nicht fehlte. Doch wer will, wer kann das Herz einer Frau ganz ergründen? Schon daß sie es für nöthig hielt, ihre Beziehungen zu Schüding geheim zu halten, macht uns in Betreff ihrer wahren Empfindung für ihn zweifelhaft. Am Schlusse eines Briefes, den sie am 11. Mai 1843 von Rischhaus an ihn richtet, schreibt sie ihm: „Duzen Sie mich nicht in den Antworten, es nöthigt mir eine Vorsicht in den Briefen aus, die sonst mitunter ganz unnöthig wäre. Du oder Sie: ich weiß doch, daß ich Dir immer gleich nahe stehe, lieb' Kind.“ Zur Erklärung dieser Vorsicht muß man bedenken, daß Annetens Mutter, die alte Freifrau von Droste, eine ebenso stolze als energische Aristokratrin, eine Dame von gebietender Erscheinung war, die ihrer Umgebung eine gewisse Zurückhaltung aufzwang. Annette liebte und verehrte ihre Mutter von ganzer Seele; aber sie empfand wohl, welche eine innere Kluft zwischen ihr, der leidenschaftlichen Dichterin, und der stolzen, kühlen Mutter lag, und sie kam daher aus einer gewissen Befangenheit im Verkehr mit ihr niemals heraus. Auch dem ebenso gelehrten wie ritterlichen Freiherrn von Lahberg, ihrem Schwager, gegenüber, der, wie es schien die „Dichterin“ in ihr nicht allzu hoch schätzte, oder doch zu wenig Verständnis für ihre Poesie hatte, vermochte sie sich ebenso wenig frei gehen zu lassen. Aus dieser Scheu, die Ihrigen in die ganze Tiefe ihrer Empfindung für den Sohn ihrer Freundin blicken zu lassen, erklärt sich auch der Umstand, daß so wenige von Schüding's Briefen noch erhalten sind, die uns erst ein richtiges Licht über die wirkliche Natur dieser Herzensbeziehung würden gegeben haben.

Am 4. Juni 1843 theilt Schüding der Freundin von Darmstadt aus mit, daß er sich mit einer schönen und lebenswürdigen jungen Dame, der Tochter des Großherzoglich Hessischen Generals und Kammerherrn von Gall, verlobt hätte. „Meine Louise ist eine ganz außerordentliche Erscheinung,“ schreibt er, „sie ist etwas größer als ich, hart und doch sehr schlant, höchst lebhaft und zum Glänzen geboren. Sie zeichnet sehr hübsch, schreibt, wie Sie bereits gedruckt gelesen haben, und singt — ja außer Ihnen habe ich noch niemand so singen hören, ganz wundervoll! Und bei alledem ist sie so gut, so freundlich, so lieb, so ganz mein treues, süßes Lieb, daß ich es gar nicht begreife, — in einigen Dingen habe ich doch rasendes Glück, — wie ich in diesem jungen Herzen, das früher niemals geliebt, mit dem Rosenslab die Quelle eines Gefühls habe sprudeln machen können, das mich so unmaßen glücklich macht. Glauben Sie nicht, ich sei exaltirt; Sie wissen, das kann ich eigentlich gar nicht werden. Ich weiß mit dem kältesten kritischen Bewußtsein, daß niemand wie Louise zu mir paßt, — da diese Mischung von äußerem Glanze der Erscheinung und tiefem dichterischen Gefühl, vereint mit vernünftigem, ruhigem Wesen, immerdar mein Ideal sein wird.“

Im übrigen hat der verliebte Bräutigam in dem poetischen Talent seiner Braut sich nicht geirrt. Thatsächlich hat Louise Schüding eine Reihe von Novellen und Romanen später veröffentlicht, die zu dem Besten gehören, was die etwas romantisch

angehauchte Novellistik der vormärzlichen Zeit in Bezug auf Composition und psychologische Feinheit der Motivirung hervor gebracht hat. Nach kaum elfjähriger glücklicher Ehe starb Louise am 16. Mai 1855. Schüding gab noch aus ihrem Nachlaß eine Sammlung von Novellen („Frauenleben“, 2 Bde., Leipzig 1856) heraus, von denen später auch Paul Heyse und Heinrich Kurz einige in ihren „Deutschen Novellenschatz“ aufgenommen haben.

Doch wie nahm Annette jene Mittheilung des Freundes auf? Sie ist scheinbar freudig überrascht von seinem Glücke. Aber sie mußte keine Frau, und keine liebende Frau gewesen sein, wenn ihr die enthusiastische Schilderung, die Schüding von seiner Braut entwirft, nicht höchst unangenehm gewesen wäre. Daher zeigt sie in ihrer Antwort keine Theilnahme an der Perion des Fräuleins von Gall; aber sie hat Bedenken und äußert sie wiederholt, daß Schüding schon jetzt heirathen will. Sie führt ihm das Beispiel Ferdinand Freiligrath's vor Augen, der nun auch, obgleich seine Frau nicht ganz mittellos gewesen sei, mit schweren Sorgen zu kämpfen habe. Und zu alledem tritt noch ein ungewohnt gereizter Ton in ihren Briefen hervor; sie macht dem Freunde (er hat nun mittlerweile seine Redactions-Stellung in Augsburg an der „Allgemeinen“ angetreten) Vorwürfe, daß er ihr keine Mittheilungen mache in Betreff Cotta's, bei dem Schüding den Verlag ihrer Gedichte zu vermitteln übernommen hatte. Doch fand sich Annette später mit der vollendeten Thatsache der Heirath innerlich ab; der briefliche Verkehr mit dem Freunde in Augsburg ward wieder lebhafter und wärmer. Auch ihr Verhältnis zu der jungen, schönen Frau, über deren schriftstellerische Producte sie sich freilich sehr kühl und zurückhaltend äußert, wird allmählich ganz erträglich. Dem Freunde gegenüber wird der Inhalt und besonders der Ton ihrer Briefe ein — ich möchte sagen — objectiver. Sie kritirt seine Romane nicht mehr, wie früher, mit der liebevollen Nachsicht, sondern oft mit ungewöhnlicher Schärfe, und wirft ihm, bei allen Vorzügen in Composition und Scenen-Führung, vielfach Affectirtheit in der Sprache, auch Mangel an psychologischer Motivirung und dergleichen vor. Sie beklagt z. B. bei Schüding's Romanen die „neumodische Pierlichkeit“ der Form und den Verlust der alten „westfälischen Naturwüchsigkeit“. „Lassen Sie“, rüth sie ihm, „künftig Ihre Gedanken hören und sehen, — mit der unblasierten Gemüthlichkeit westfälischer Sinne, reden Sie mit den einfachen Lauten, handeln Sie in der einfachen Weise Ihres Heimatlandes, und die Uebergangung wird sich immer mehr in Ihnen beseitigen, daß nur das Einfache großartig, nur das ganz Ungelesene wahrhaft rührend und eindringlich ist.“

Solchen Lehren will sich Schüding fügen, d. h. in der Theorie; denn er weiß zwar, daß, wie sehr er auch die Freundin an gelehrter und literarischer Bildung übertrifft, sie doch die ursprünglichere poetische Kraft ist, und daß ihre ästhetischen Anschauungen aus einer tieferen dichterischen Natur fließen. Aber die literarische Massen-Production, der er sich später hingab, verhinderte ihn, dem Beispiele der Freundin zu folgen.

Am 24. Mai 1848 erfolgte der Tod Annetens, nach vollendetem fünfzigsten Lebensjahre. Schüding hat der Freundin in der Schrift „Annette von Droste“ ein literarisches Denkmal gesetzt, in der er auch den mächtigen Einfluß nicht verschweigt, den die große Dichterin auf seine eigene literarische Entwicklung geübt hat.

Annette ist auf der Weersburg, jenem romantischen Schlosse am Bodensee, wo sie einst so beglückte Wochen an der Seite des jungen Freundes verleben durfte, gestorben; fern von der westfälischen Heimat, deren Farben sie in ihren „Heidebildern“ in so tiefen Tönen und doch so leuchtenden Farben verflärt hat.

So war Annette von Droste, und so war ihr Verhältnis zum Freunde, tief, keusch, zart, und doch nicht ohne leidenschaftlich-mystischen Untergrund. Das schöne Sonett, das A. Herbst seinem der Dichterin gewidmeten „Denkmal ihres Lebens und Dichtens“ vorangeschickt hat, möge hier noch Platz finden:

„Ein Herz, so hart, das Schwerfesse zu zerwinden,
So warm, um leicht in Flammen aufzugehen,
So tief, um ahnend Tiefes zu verstehen,
So weich, um nur in Starrheit Halt zu finden.“

Ein Geist, geschaffen, Geister zu ergründen,
Stolz, um Gemeines groß zu übersehen,
Demüthig, wenn ein Lebenswerk geschehen
Und seine Spur verweht schien von den Winden.“

Einsam erwachen auf der Heimatsflur,
Einsam, trotz sanft erhasen Liebesflehen,
Im stillen sammeln ewigen Gewinns,
Klein an Gott dich klammernd und Natur, —
In Berken wurden dir all' deine Thränen:
So warst du Deutschlands größte Dichterin!“

Nachdruck verboten.

Pariser Plauderei.

Von Dr. Käthe Schirmacher in Paris.

II.

„La fête bat son plein,“ d. h. Paris amüsiert sich, wie sonst, wie seit Jahrhunderten. Daran haben die Zeiten und die Revolutionen nichts geändert. Man köpft Könige, haute Barricaden, aber man amüsierte sich dabei, und die blutigen Helden der französischen Revolution haben es ihrer nicht unwürdig erachtet, jedem Bürger den unentgeltlichen Theater-Besuch zu ermöglichen. — „Brod und Spiele!“ rief das Volk schon im alten Rom, „Brod und Spiele!“ ruft es im heutigen Paris, und diejenigen, die hier ihr „Brod“ von vornherein haben, die rufen bald nur noch „Spiele!“

Und die so rufen, nennen sich bescheidenlich: le tout Paris, le monde où l'on s'amuse, le beau monde, le grand monde, le monde des stars etc. Zu ihnen gehören die Reste des Faubourg Saint Germain, die sich mit der Lage der Dinge ausgeföhnt haben und finden, daß es sich auf republicanischem Parkett ebenso gut tanzt, wie auf kaiserlichem oder königlichem. Die Haupttruppen aber stellt die reiche Bourgeoisie, die um Saint Augustin herum auf den boulevards Hausmann und Malesherbes ihr Haupt-Quartier aufgeschlagen hat und von dort aus in eleganten Zweispännern, — der Hausherr zur Börse, — die Hausfrau zu Besuchen im Quartier de l'Europe oder de l'Arc de triomphe, — rollt.

Nach Anerkennung hier, in diesen reichen Bankiers- und Fabrikanten-Häusern, nach Zulass zu diesen prunkenden Festen, nach Aufträgen von diesen Geldsäcken, nach Portraits dieser Weltmänner, strebt daher alles, was sich in Paris von geistigen Arbeitern, Künstlern oder Literaten befindet. Und wenn es gelingt, d. h. wer Talent oder, was sicherer ist, dazu noch Charakterlosigkeit genug besitzt, um in langen, mühsamen Jahren, wie ein Hündlein bettelnd, an der Thür dieser Gemächer das Apportiren und le beau-Machen durchzuführen, wer eine weiße Ariadne-Fand findet, die ihm das glückverheißende Knäuel in die Finger legt, oder wer einer frisch-fromm-fröhlichen Versicherungsgesellschaft auf gegenseitige Beweisträucherung beiträgt, der wird sein Ziel erreichen, und die goldenen Pforten werden sich vor ihm öffnen.

Auf diese Art kommt in tout Paris denn ein Gemisch großer, alter Namen, großer, neuer Vermögen und eine Hand voll großer geistiger Begabung zusammen, die sich in der Halbwelt, — dem anerkannten Appendix der großen Welt, — noch durch große Schönheit und große Frechheit ergänzt. Und es ist dieses tout Paris, das man zu bestimmten Tagen an ganz bestimmten Orten immer wieder findet: Am Dienstag geben die Damen ihren Fuß und die Herren ihre weißen Beize in Théâtre français zum besten; am Freitag geht die gleiche Gesellschaft in die Oper. Abends „lockt“ die Scala mit ihrer unjagbaren Revue: „Paris fin de Sexe“. Im Casino de Paris werden dieselben — Feinheiten und Anspielungen vorgetragen, ein Gewimmel von Tricot, Spitzenröden und Atlaschleifen soll über die Leere wegtäuschen oder die geistreichen Gemeinheiten noch pikanter machen. Die Follies-Bergère wetteifern in ähnlichen Erheiterungen; im Pôle-Nord, im Palais de Glace läuft man Schlitte, nicht allein aus Liebe zur Kunst. Und nun erst Montmartre! Die Gasthäuser und Cafés der Place Blanche sind augenblicklich für die „große Welt“ Mode geworden. Abend für Abend rollen nach Schluß der Theater die Wagen dorthin. Im „Mat Mort“ in der „Abbaye de Thélème“ hören die Feste nicht auf. In der Weihnachtsnacht stößt der Champagner in Strömen, zu Neujahr in Seen, und alles, was Paris von seinen Profilen, begehrtlichen Händen und zahlungsfähigen Geldbeuteln befaßt, konnte man dort oben in Montmartre finden. So geht es hin in Lärmen, Tanz und Treiben: „Erlaubt ist, was gefällt“. Keinem Begehren widerstehen, keine Laune abschütteln, lachen, immer lachen, sich amüsieren: Viveurs, Viveuses! Das ist der Wahlspruch!

Wie schön das klingt; man könnte es fast glauben. Wie aber, wenn das alles ein Irrthum wäre? Wenn diese reiche Bourgeoisie, die so gern die Stelle des Adels in der Lebewelt übernommen und so fest den Cotillon bisher geführt hat, schon jetzt, nach kaum einem Jahrhundert, müde, todtmüde, abge-spannt und angeekelt wäre? Wenn auch sie in ihres Herzens Grunde schon über Langeweile klagte? Ueber den „fatal ennui“, den wir bei der Lebewelt des achtzehnten Jahrhunderts finden? Wenn ihr schon vor sich selber und ihrer inneren Leere graute? Wie, wenn Herder doch recht hätte mit seinem Wort: Arbeiten ist ein göttliches Geheiß?

Sehen wir einmal zu! Das Vaudeville giebt nämlich gerade ein Stück: Viveurs, — und der Verfasser Henri Lavedan, Ritter der Ehrenlegion, Herausgeber einer Zeitschrift, ist ein bekannter Beobachter und scharfsinniger Schilderer des Pariser Lebens, dem man aufs Wort glauben darf. Was hat der uns nun über die Lebemänner und Lebefrauen der dritten Republik, des dritten Standes zu sagen? Wenig Tröstliches. Der Vorhang hebt sich, und wir sind in dem Probir-Salon eines modernen Damenmoders, Cassell genannt; thätlich ist damit der berühmte Doucet gemeint. Die jungen Damen bei Cassell plaudern über sehr anzigliche Dinge, lassen die Kunden draußen im Vorzimmer warten, bis der Chef mit einem Donnerwetter dreinfährt und die eigentlichen Hauptpersonen auftreten. Es sind Madame Blandain, Madame Salomon und Fräulein Guénosa, die Tochter eines Mode-Doctors, der sie in Freiheit und nach eigenem Gutdünken aufwachsen läßt. Die Damen bringen ihre Herren mit, einen alten Lebemann, Madame Blandain's Vater, — Paul Salomon, der sich für einen Juden ansieht, ohne es zu sein, weil man ihn deshalb für gewitzter hält und mehr fürchtet. Ein anderer Bekannter wird noch erwartet; es ist der Künstler, der die Kostüme gezeichnet hat, welche die Damen jetzt anprobieren kommen. Und man paßt auf der Bühne an, ganz ruhig und selbstverständlich; das ist ja solch eine hübsche Gelegenheit, für sich und seine Schönheit, seinen Geschmack, seine Atlasgewänder Reclame zu machen! Endlich ist die Toilette fertig, und die Gesellschaft steigt in das obere Stockwerk; nur Madame Blandain bleibt mit Paul Salomon einen Augenblick zurück, und die große Künstlerin Réjane zaubert mit ihrem Rocco-Kostüm und ihrer Anmuth eine Scene vor uns herauf, etwas so Erlebetes, so wahr Gefühltes, daß man nur wünscht, sie hätte ihre Neigung nicht an diesen unsympathischen Paul Salomon verschwendet.

In bunter Folge stützen dann Bilder und Personen über die Bühne, denn eine wirkliche Handlung giebt es nicht. Hier wird mit wunderbarer Lebendigkeit das Treiben in einem Nacht-Restaurant dargestellt; die alten Nummler, die Theater-Besucher, die stumpfsinnigen Kellner, — nichts ist vergessen; dort sehen wir den Wartesaal des Mode-Doctors Guénosa, der selbst gesund und behaglich inmitten all dieser Morphem-füchtigen und Neurasthenischen lebt. Wir sehen, wie gemacht die Lustigkeit ist, wie wenig Genuß diese „Galeeren-Sclaven des Vergnügens“ von ihrem Vergnügen haben, wie überdrüssig sie ihrer „tollen Streiche“ sind; wie echt hingegen ihre Natur noch immer den Schmerz empfindet. Das ganze Stück dreht sich um den Bruch zwischen Madame Blandain und Paul Salomon und um die Heirath von Alice Guénosa mit einem jungen Manne, der das Glück hat, eben erst aus der Provinz zu kommen. Wie ein weißer Rabe wandelt er in dieser Lebewelt; er ist reich, daher hat man ihn mit offenen Armen in Empfang genommen, und er hat sogleich eine Menge „Freunde“ gefunden, von denen er selber sagt: „Ce sont tous des amis intimes, mais... je les connais très peu“. Er amüsiert sich acht Tage lang mit ihnen; amüsiert sich wirklich? Nein, er redet es sich ein, wie diese ganze künstliche Welt es sich einredet, und bald kommt er zu der Erkenntniß: all' diese Leute, — ja, mein Gott, die sind gut, um die dritte und vierte Seite einer Zeitung zu füllen, mit — Familien-Anzeigen und Scandal-Geschichten. Aber es giebt doch noch etwas anderes auf der Welt — il y a la France, il y a le pays, la politique et la question sociale...
Ja, mein guter Junge, il y a la France, il y a le pays,

et la politique et la question sociale; aber daran denkt jene Lebewelt nicht, in die Du da gerathen bist. Oder wenn sie daran denkt, so sieht sie in la France nur ein Stück Tuch, woraus sie sich einen Mantel schneiden, in le pays nur eine Kuh, die sie melken, in la politique nur ein trübes Wasser, worin sie fischen kann. Die sociale Frage aber, die speist sie mit einer Hand voll Gold ab, und wenn würde sie glauben, daß die sociale Frage ganz etwas anderes von ihr verlangt, — nämlich das Beispiel einer tüchtigen und guten Lebensführung?

Nein, davon will sie nichts wissen: Viveurs, Viveuses, — „erlaubt ist, was gefällt“. Und so leben sie dahin; die Männer zum Theil allerdings in harter Tagesarbeit, wofür sie sich aber Abends mehr als entschädigen und nicht daran denken, wie viel arme Teufel nur harte Arbeit und gar keine frohen Feste kennen; die Frauen, — noch trauriger, — in lauter Nüchternheit, ohne jede Arbeit, ein Spiel des Zufalls und der Launen; dem Manne das Mittel, zum Zweck, um reich zu werden, indem er, als ihr Schneider, sie mit kostbarem Land behängt, oder als Maler sie malt, als Poet sie besingt, damit sie ihm weiter helfen. In ihres Herzens Grunde sind diese Frauen aber unbefriedigt, und wenn die Vouvoirs in Westend von Paris sprechen könnten, wir würden tausendfach wiederholt den Schmerzensausbruch Madame Blandain's hören: „Nous des Viveurs? Oh, Dieu, est-ce là vivre? Non!“

Nein, Madame Blandain, ce n'est pas vivre, denn leben heißt kämpfen, leben heißt arbeiten, leben heißt Pflichten erfüllen. Davon wissen Sie nichts! Alles, was das Leben schön macht, das Streben nach einem Ziel, das Selbsterwerben und das Selbstergeben, das Selbsterfüllen eines Wunsches, das Entsagen, weil man jemanden lieb hat, und das Eintreten für eine Sache, die man für recht erkannt hat, das kennen Sie nicht, und Ihre Freundinnen kennen es nicht, und Ihre Bewunderer wissen auch sehr wenig davon, weil sie im Egoismus der persönlichen Interessen untergehen. — „Il y a la France, le pays“, — das ist Griechisch für Sie und Ihre Welt, — darum sind Sie, die Sie heute die Bühne nicht nur des Vaudeville, sondern auch der wirklichen Pariser Welt so lärmend und glänzend füllen, nicht im geringsten zu beneiden. Denn: Arbeiten ist ein göttliches Geheiß!

Nachdruck verboten.

Das Märchenspiel „Die blonde Kathrein“.

Von Ludwig Hartmann in Dresden.

Dor geraumer Zeit hat das Dresdener Hoftheater ein Drama oder Märchen obigen Titels aufgeführt, das einen tiefen Eindruck hinterließ. Aber der Eindruck war getheilt. Während die einen Thronen der Rührung in den Augen hatten und nicht genug den Zauber der poetischen Handlung rühmen konnten, fanden andere die Vorgänge empörend grausam und verlegend, und Richard Voss, der dies Stück verfaßt hat (nach einem Märchenwortbild von Andersen), war wieder einmal, wie so oft schon, der überschwenglich Bewunderte und der herb Getadelte zugleich. Namentlich junge Mütter könnten, so hieß es, „die blonde Kathrein“ vor Entsetzen nicht sehen. Damit ist zunächst Anlaß gegeben, daß sich eine Frauen-Zeitung mit dem Drama etwas eingehender beschäftigt. Denn in der That: das Stück wendet sich an die Frauen, an die Mütter. Es ist nichts anderes, als eine Apotheose der Mutterliebe. Die in dem Märchen-Drama behandelte Frage lautet etwa: „Wann sollen wir sterben?“ oder genauer gesagt: „Wann erscheint dem blöden menschlichen Auge der rechte Zeitpunkt, den der Herr sich vorbehält, ein Kind von dieser Erde abzurufen? Ist vor allem eine heilgeliebte junge Mutter im stande, zu erkennen, warum Gott ihr Kind zu sich nimmt?“

Die blonde Kathrein in Voss' Drama, das uns freilich durch seine poetische Verklärung nicht über den sittlich schwachen Ausgangspunkt hinwegtäuschen darf, ist eine solche junge, heilgeliebte Mutter. Der Vater ihres Kindes, Erich, das jetzt in seinem Bettchen fiebernd und röhelnd schläft, war Offizier. Aber er sah sein Kind, das vor der Zeit geboren wurde, nicht. Er fiel in der Schlacht, und Kathrein, aus allen ihren Hoffnungshimmeln gestürzt, verwitwet, ehe sie vermählt war, überträgt all' ihr starkes Gefühl nur auf das Kind, das sie verhätschelt, das ihr Algot ist. Sie wird einen braven Soldaten aus Erich machen, brav, wie sein Vater war, und in der steten Sorge um dies Kind, für das sie rastlos Tag und Nacht arbeitet, kostbare Stidereien fertigt, kümmert sie sich um Welt und Menschen nicht, merkt nicht, daß man sie trotz allem für hochmüthig hält und spöttisch über sie die Achseln zuckt. Erich ist ihr Leben, ihre Sonne, ihr Himmel.

Und nun ist Erich schwer erkrankt. Aber Kathrein verliert den Muth nicht. Er wird genesen. Gott kann nicht der Mutter letzten Trost wegnehmen.

In einer sauberen Dachwohnung liegt Erich. Draußen herrscht Schneesturm; es ist Weihnachts-Heiliger-Abend. Kathrein ist, nun doch bejorgt, zu einem Arzt gelaufen. Die tuschelnden Nachbarrinnen verrathen uns nichts Gutes; ihr Klatsch färbt diese Scene ganz realistisch. Auch die Wärterin am Bettchen, eine leichtlebige „Freundin“ Kathreins, macht bedenkliche Miene und freut sich, hernach noch zu einem Ball gehen zu können.

Da tritt Kathrein ein. Der Arzt wird kommen. Sie war noch auf dem Markt und kaufte dem kranken Kind einen kleinen Lichterbaum zur Befestigung, denn viel hat sie für den Liebling aufgespart, was er sich wünschte.

Der Arzt kommt. Das Kind schläft.
„Wohl ein gutes Zeichen, nicht wahr, Herr Doctor?“
„Seien Sie stark, Kathrein, Ihr armes Kind muß sterben.“
Fast ein Wahnsinn grenzt Kathreins Schmerz. Nein, sie wird das Kind nicht hergeben. Hörte sie doch von der Freundin, die Mutterliebe könne alles, selbst dem Tode noch ein Kind abringen.

Als sie allein mit ihrem Schmerze ist, öffnet sich die Thür; seltsam seine Musik ertönt, ein bildschöner Jüngling tritt ein, in lichtglänzendem Gewand, auf dem Haupt einen herrlichen Kranz rother Mohndolmen, am Kinn eine Weige, die er heiter, frinnig spielt. Es ist der junge Tod. Kathrein hält ihn für einen Engel und kennt sein Amt nicht. Als er sich ihr sanft zu erkennen giebt, erschrickt Kathrein, aber ihr Plan ist gesagt: sie wird dem jungen Tod ihr Kind abringen, ablisten. Der aber wehrt wehmüthig ab, er müsse Erich holen.

Es ist diese Scene mit das Ergreifendste, was seit lange die Dichter der Bühne hervorgebracht haben, und stempelt allein Voss zu einem Poeten. Erich schlägt die Augen auf. Die Lichtgestalt gefällt seinen erlaunten Sinnen. Er hört, der Jüngling wolle mit ihm Soldaten spielen, wobei er, Erich, immer commandiren solle; er möge doch wohl mitgehen?

Der Tod nimmt das Kind zart in den Arm, und Erich geht selig gern mit, und unter sphärischen Musikklängen entschwebt der junge Tod dem Zimmer, nachdem die weinende Kathrein noch eine seidene Decke um den Liebling geschlungen, damit er nicht friere auf dem weiten Wege ins Jenseits. Dann stürzt die jammernde junge Frau zu Boden, springt wieder auf und will dem Tode nach, ihm das Kind abringen.

Aber Kathreins blinde Mutterliebe hat geirrt. Gott allein weiß, wann wir sterben sollen. Wohl gelingt es ihr, das Kind zu finden. Auf der Heide vor dem Paradiese harret sie am Kreuzweg, wo der Tod vorbei muß, des großen Zuges. Der Reid, die Noth, der Gram und die Sorge stellen sich ihr entgegen und fordern Opfer von ihr. Aber die Mutterliebe bringt sie alle freudig. Die Sorge will in Schlaf gesungen sein; Kathrein, so wenig ihr ums Singen zu Muth ist, thut es; den Gram muß sie lächeln machen, der Noth aus der Welt helfen, dem Haß ihr Augenlicht preisgeben, — dann erbt, zitternd und zagend, darf sie den Zug des Todes erwarten, geblendet, elend ohne Mäßen. Und im Zuge kommen Fürsten, Gelehrte, Mönche, die Braut und endlich ihr Kind. Und der junge Tod, erschüttert von so viel Mutterliebe, giebt ihr Erich zurück, nicht ohne die Ermahnung: die Zeit werde kommen, da sie erkennen müsse, Gott habe es wohl gemeint mit ihr und dem Kinde. Mit dem Ausblick in den Garten des Paradieses, wo die Kinderseelen glücklich sich tummeln, schließt schönheitsvoll das Bild.

Und Kathrein träumt nun auf Erden, träumt weiter und weiter. Aus Erich ward ein Mann, ein tüchtiger Soldat. Und der Krieg ging zu Ende, und nun wird er wiederkehren. Und er kehrt wieder. Aber nicht mehr mit der alleinigen Liebe zur Mutter, nicht tiefdankbaren Herzens. Er liebt mit übertreibender Liebe (wie sie Voss an der Mutter kennzeichnet, und wie sie nun den Sohn erfährt) die kleine Gepielin Lene, die damals an seinem Krankenbettein geweiht. Die Liebe treibt ihn zur Eifersucht, zum Jähzorn, zum Verbrechen. Während Kathrein gottergeben sich mit einem Rest seiner Zärtlichkeit begnügt und aus Liebe jede Lieblosigkeit lächelnd hinnimmt, kommt Erich als Sergeant in Conscie aller Art, kann schließlich „seinen Schatz, sein eins und alles“, die Lene, nicht mehr missen, fürchtet, von ihr durch den Tod getrennt zu werden, und desertirt vor der Schlacht. Als die Folgen eintreten, sein Regiments-Kamerad und Mitbewerber um Lene ihn anzeigt, greift Erich zum Pistol und giebt sich selbst den Tod.

Mit dem Knall der Waffe zerbricht der gespenstische Traum Kathreins. Wir sind zurückversetzt an den Ort und in die Zeit des Todes des Knaben Erich, dessen schreckliche Schicksale als Mann die arme Mutter seelen als Vision gesehen. Nun begreift Kathrein: auch die Mutter kann irren, wie wir Menschen hienieden alle irren. Nur Gott weiß, was uns frommt. Wir sehen nur die Wirkungen. Ursache und Zweck ist uns verhehlet. Kathreins Liebe ist gekütert. Des Herren Wege betet sie schüchtern an, „was Gott thut, das ist wohlgethan“. In der letzten Verwandlung sind wir wieder am Paradiese angelangt. Der milde, schöne, junge Tod hält den kleinen Erich treu im Arme, und die heilige Katharina, die schon im ersten Akt aus ihrem Bilde an der Wand herausstieg und die Kathrein auf ihrem Leidenswege schänzend begleitete, führt den kleinen Erich selbst zur Dimecksfönigin, — ein ungemein reiches und rührendes Schlußbild.

Dieser Schluß, der erste Auftritt des blendend schönen, jungen Todes im ersten Akt, und die hochphantastischen Bilder, wo der Tod, das Kind im Arm, über die düstere Heide schwebt, und endlich die Shakespearisch angehauchte symbolische Scene, da die Mutterliebe die Prüfungen durch Reid, Noth, Haß und Sorge erduldet, sind Theilstücke von unvergleichlich tiefer Wirkung und haben im Dresdener Hoftheater alle Parteien wiederholt entzückt. Auch die begleitende, sehr wichtige Musik eines ganz jungen Dresdener Autors, Georg Pittrich, ragte durch Originalität, Zartheit und Melodien-Schönheit hervor. Aber uns beschäftigt an dieser Stelle kein Detail der Bühnenaufführung, sondern nur die Schöpfung des genialen Dichters in ihrem Verhältniß zum Publicum. Den Leserinnen wird begreiflich scheinen, daß sich die Bewunderung für das Märchen an die großen poetischen Fähigkeiten Voss' knüpft; der Widerspruch aber zumeist der Erscheinung des leibhaftigen Todes galt, der von der Bühne hinweg der Mutter ihr Kind nimmt — eine Scene, die, so wunderbar malerisch sie ist, erschreckt und noch überboten wird von dem graufigen Spiel der Allegorien des Glendes auf der Heide. Es wird immer subjectiv unterschiedlich sein, wie viel Ernst und Herbigkeit ein Zuschauer ertragen kann. Man muß dabei wohl eingedenk bleiben, wozu die Schrecknisse dienen sollen. Hier sind sie in den Dienst einer dichterischen und auch moralischen Idee gestellt; sie zeigen, zu welcher Kraft und Größe des Muthes wahre Mutterliebe sich aufzuschwingen vermag, und zeigen andererseits die Grenze, wo wir unsere leidenschaftliche Liebe der Fügung Gottes unterwerfen sollen.

Nachdruck verboten.

Der Schuh.

Von August von Heyden in Berlin.

IV.

Mit 10 Abbildungen.

Das der spitze Schnabel fällt, bekommt der Schuh einen runden Abschluß, der durchaus nichts Unnatürliches hat, den sogenannten Entenschnabel (29 a u. b). Um 1530, wo die übertriebenen Moden des 16. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht haben, ist der Frauenschuh ebenso wie der der Männer vorn breit, fast gerade abgeschnitten, gehakt, oder mit dem „Ruhmaul“ versehen (30). Das ganze Oberleder ist bis auf einen schmalen Streif über den Fehen verschwunden, an den Seiten fehlt es fast ganz; nur über dem Fersebein steigt es, besonders steif und fest an dieses anschließend, hinauf. Um den Schuh zu halten, ist häufig ein Schnallenriemchen über dem

Spann nöthig. Den Theil über den Zehen pflegt man, der Mode der Zeit gemäß, durch farbig unterfütterte Schlitze auszugieren, wodurch hier eine Art Wulst entsteht. Aber um 1550 hat wenigstens in Frankreich der Damenschuh eine sehr zierliche, dem Fuß sich anschmiegende Form mit spitzem Abschluß angenommen, ohne darum an reicher Ausschmückung zu verlieren (31). Die farbigen Schlitzen bedecken nun die ganze Fläche des fast bis zum Knöchel aufsteigenden Schubes. Da er jetzt vom Sammet oder Seide gefertigt wird, so gewinnt der Stetlschuh als Ueber Schuh beim Betreten der Straßen mit ihren, günstigsten Falles, sehr primitiven Pflasterungen eine Berechtigung (32), denn Herr Sauvage beglückte erst ungefähr fünfzig Jahre später die Welt mit der Miethsdrosche, dem Fiaker. —

„Was,“ rief Leonie's Mutter, mich erstaunt über die Gläser ihrer Brille abblinckend, „was ist das für ein Herr Sauvage, der den Fiaker erfunden haben soll? Ich habe geglaubt, die Bezeichnung dieses Lohnfuhrwerks stamme vom Heiligen Hieronymus, dem Patron der Fuhrleute.“

„Bestes ist zwar nicht richtig, denn dieser Heilige ist der Patron der Gärtner, aber der Name der Miethsdrosche hat allerdings die nächste Beziehung zu dem schottischen Königssohne, der, den Kronrechten entgehend, in Frankreich bei Breuil ein Entsieblerleben führte und für seine Kopfpflanzen die Furchen mit seinem Stode zog. Das Bild des heiligen Hieronymus war nämlich als Wirthshauschild über einer Weinstube in der Rue St. Antoine angebracht. Und bei diesem Hause war der erste Stand der Miethswagen des unternehmenden Herrn Sauvage, die von dem Bild auf dem Schilde des Gasthauses den Namen des Heiligen selbst erhielten. Die spätere Bezeichnung „Drosche“ gehört diesem Jahrhundert an und ist russisch. Uebrigens waren die Fiaker bald so beliebt, daß der Herzog von Romanez, zwar mit weniger Erfolg als Herr Sauvage, die Einführung des Omnibus versuchte. Nun aber zurück zu unserem Schuh. Der hohe Stetlschuh war, wie gesagt, eine Art Bedürfnis geworden, das ihn daher in Frankreich ebenso wie in England an den Füßen der Damen modisch machte. Brantome, der böse Schwäher, erzählt eine erbauliche Anekdote. Bei Betrachtung eines Wandteppichs, welcher das Bad der Diana darstellte, neigten sich die Damen am Hofe Karls IX. gegenseitig wegen der Erscheinung, welche sie mit ihren Stetlschuhen darbieten würden, wenn sie in den luftigen Kostümen jener Nymphen einmal vor ihren jeweiligen Altären zu erscheinen genöthigt wären. Diese Stetlschuhe (patins) (vergl. die Abbildung 26 in „Der Schuh“ III) waren am Ende des 16. Jahrhunderts so Mode, daß man namentlich in Italien selbst damit tanzte. Wenn ich auch die Behauptung eines Zeitgenossen, der den Stetzel anderthalb Ellen Höhe zuspricht, für übertrieben halte, so scheint eine Gaillarde mit solchen Klößen an den Füßen doch eine eines Circus-Clovn's würdige Leistung. Die Stetzel verschwinden in Italien erst völlig um 1697. Es scheint aber, daß Frankreich sich ihrer schon hundert Jahre früher entledigte und eine Form schuf, welche wesentlich den Bau des Schuhwerkes beeinflusste und noch beeinflusst, nämlich den erhöhten Absatz. Wenn diese neue Mode nicht gleichzeitig von Männern und Frauen etwa um 1590 angenommen worden wäre, würde ich glauben, daß die in allen Toiletten-Angelegenheiten so erfinderische und puffsüchtige Königin Margot, erste Gemahlin Heinrichs IV., die Geheimnisse einer derartig veränderten Fußbekleidung entdeckt hätte. Ohne auf Erhöhung der Figur ganz zu verzichten, beseitigt der Absatz die Lächerlichkeit augenscheinlich falscher Körperproportionen, beschränkt etwas weniger den Gang und gestattet dem zierlich beschuhten Fuße, sich verführerisch unter dem Rocksaume hervorzuheben. Solche Ueberlegungen waren der schönen, lustigen Königin, welche auf ihren Reisen den bewundernden Kleinmädchern und Bäuerinnen gewissermaßen Kostümvorstellungen gab, wohl nicht fremd, in einer Zeit, in der Brantome's berühmte Abhandlung: „Sur la mérite de la belle jambe et la vertus, qu'elle a“ das Entzücken der besten Gesellschaft von Frankreich erregte. Diese ersten Absätze waren ziemlich hoch mit kleiner Bodenfläche. Das Oberleder des Schuhs hatte an den Seiten tiefe Ausschnitte zwischen dem Nagel und den Theilen, welche, vom Hadenleder ausgehend, als Stege mit Bindung den Schuh am Fuße festhielten. Um aber dem Fuße, der eigentlich nur auf zwei kleinen Flächen stand, einen horizontalen Boden zu geben, befestigte man den Schuh am Absatz und an der Spitze auf einer mehr oder minder dicken Unter-
sohle von mehrschichtigem Leder oder sogar von Holz (33a u. b). Der Gang der Damen auf dieser doch schwerfälligen Fußbekleidung blieb namentlich durch die ungewohnte schräge Stellung des Fußes immerhin so schwan-

in eine Art von Drehung verwandelt. Man lernte sich nun bald mit den hohen Absätzen und der Schrägstellung des Fußes einrichten, und so entfernte man die sonderbare Unter-
sohle und bediente sich derselben nur als Ueber Schuh auf der Straße. Um dem Gange mehr Zierlichkeit zu geben, verfeinerte man die Entfernung zwischen der Aussparung des Absatzes und der der Zehen, indem man den Absatz bei starker Auswölbung des Hadenleders mehr unter die Mitte,



32. Stetlschuh als Ueber Schuh.



34. Deutscher (holländischer) und englischer Schuh um 1630.



33. Französischer Schuh um 1650. a. Schuh aus der Sammlung Heimer-Alteneck. b. Schuh aus dem National-Museum zu München.

fast sogar unter die Höhlung des Fußes verlegte. Die Schuhe sind wieder von ganz kunstvoller Arbeit, von feinem, hellem Leder, Seide, Sammet oder blauem, selbst schwarzem Tuche. Der Rand der Sohle und Absatz ist mit weichem Glanzleder überzogen und zierlich abgesteppt. Bänder oder farbige Lederstreifen, oft sogar Gold- oder Silberborten zieren das Oberzeug, farbige Einfassung die Ränder. Uebrigens bedingt das Fortfallen der Unter-
sohle eine Verstärkung der Schuhsohle, deren Ränder roth gefärbt mit dem seit 1680 ebenfalls rothen Absatz als Decorations-Motiv der Fußbekleidung sich geltend macht. In Deutschland folgte man der Ueberreibung des hohen, nach der Mitte der Sohle gerückten Absatzes nicht in so extravaganter Weise. Hier und in England, wie in Holland, ist um 1630 dafür überall die Länge des Schuhs weit über die Zehen hinausgerückt und gerade abgehakt, wodurch der Fuß eine schlanke, etwas an die Zeit der Schnabelschuhe erinnernde Form erhält (34). Der englische Schuh charakterisirt sich, hier und später, jederzeit durch eine höhere steife Kappe, sowie



35. Schuh um 1650.



36. Schuh um 1690.



37. Schuhe um 1700.



38. Ueber Schuh aus dem bayerischen National-Museum.

Der Schuh. IV.

Zeichnungen von August von Heyden in Berlin.

durch breiten Absatz. Der Schnabel selbst läßt nun nicht lange auf sich warten. Um 1650 finden wir ihn bereits an dem, an den Seiten tief ausgeschnittenen Schuh, dornenförmig sich an den runden Zehenabschluß ansetzt. Dabei wird der Absatz so spitz, daß er oft kaum mit einer Fläche von Linsengröße den Boden berührt. Noch bleibt die Neigung, den Schuh, der fast nur von hellfarbigen Stoffen, Leder oder Seide gefertigt war, durch farbige, unterlegte Schlitze zu schmücken (35). Allein diese Schuhform ist wieder so unsinnig, daß sie zur Unterstüßung des unsicheren Ganges der Damen den Spazier-
stod fordert, der mit kostbarem Knopf und Bandschleifen ein notwendiges, sehr luxuriös ausgebildetes Toiletten-Stück der eleganten Damen wurde. Um 1690 ist der Absatz zwar noch hoch, aber wieder breiter (36), der Schuh, meist von farbigem Damast oder gestickt (kaum je von Sammet oder Leder), mit hochaufliegendem Nagel und mit Bindung oder Schnalle vom Hadentheile ausgehend, versehen. Die Spitze wird fast dem orientalischen Schuh ähnlich nach oben gebogen (37). Man trägt im Freien Ueber Schuhe, in denen nur der vordere Theil des Fußes steht, während der Absatz genau in eine Aussparung der Sohle des Ueber Schuhs hinein paßt, aber sonst von ihm nicht gedeckt wird. Das merkwürdigste Paar besitzt das bayerische National-Museum, wo die Sohle des Ueber Schuhs durch einen etwa fünf Centimeter hohen, eisernen Rahmen gebildet wird (38). Wahrscheinlich ist diese Form, welche man „Patten“ nannte, in England entstanden worden, wo der ausschließliche und allen Ständen gemeinsame Gebrauch der Stoffschuhe einen Schutz des Fußes auf der Straße mehr bedurfte, als auf dem Continente. Namentlich derselben Zeit gehört ein Schuh an, der vielleicht nur den Zweck hat, dem unsicheren Gange Erleichterung zu schaffen, und daher wesentlich der Mode der Zeit Heinrichs IV. entspricht. Ich sah einen solchen bei meinem Freunde Heimer-Alteneck in München. Auch hier schiebt sich zwischen den hohen spitzen Haden und dem Aussparungspunkte der gewölbten Sohle ein mit rothem Sammet überzogener Klotz ein, welcher auf einem geraden Bretchen aufliegt (33a).



29. Schuhe mit Entenschnabel.

a. Von einem Bilde der Stiftskirche in Schmalkalden. b. Aus der Pinakothek in München.



30. a. b. c. Schuhe mit Kuhmaul.



31. Französischer Schuh um 1550.

lend, daß die damals gebräuchlichen tonnenförmigen Reifröcke, die vertugades, in eine schwin-
gende Bewegung kamen. Dieses wurde nun wiederum als zum guten Ton gehörend betrachtet und durch eine Bewegung der Hüften

Großherzogin Elisabeth von Oldenburg †. Siehe das Portrait auf Seite 41.

Die heutige Nummer der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ bringt ein Bild, welches Werke der Barmherzigkeit verherrlicht.

Kein passenderes hätte gewählt werden können, um die Gedanken hinüberzuleiten zu der hohen Frau, an deren Grabstätte viele, ach, so viele trauern, denen sie eine barmherzige Helferin in der Noth gewesen ist. Nichts verknüpft die Völker inniger mit den erlauchtesten Frauen auf den Thronen, als Werke der Barmherzigkeit, aus wahrhaft fürsüßlichem, opferfreudigen Sinn gesendet, nichts gewinnt die Herzen mehr, als Milde, Liebe, Menschlichkeit auf den einsamen Höhen, wo nur Glanz und Macht zu strahlen scheinen. Eine solche geliebte und jetzt tief betrauerte Fürstin war die am 2. Februar entschlummerte Frau Großherzogin Elisabeth Pauline Alexandrine von Oldenburg. Und warum mußte gerade sie, die Gute, ein qualvolles Ende haben, einer zu einem furchtbaren Leiden entarteten Krankheit zum Opfer fallen? Eine Frage, auf die wir keine Antwort finden; wir sehen nur, daß es so oft die besten Menschen sind, die am meisten auf Erden leiden müssen. Das innere Walten der Vorsehung, das „Warum“ entzieht sich eben unserem blinden Auge.

Die Verstorbene war am 26. März 1826 als dritte Tochter des mit der Prinzessin Amalie von Württemberg vermählten Herzogs Joseph von Hildburghausen, dem nachmaligen Herzog von Sachsen-Altenburg, geboren. In dem reizenden Altenburg wuchs sie auf; hier lernte sie den Erb-Großherzog Peter von Oldenburg kennen und verlobte sich 1851 mit ihm auf Norden. Nach einem halben Jahre ward in Altenburg die Hochzeit gefeiert; bald wurde das Glück der jungen Ehe auch durch die Geburt eines künftigen Thronerben vermehrt. Im Jahre 1853 gelangte das hohe Paar zur Regierung, und 1855 ward ihm wieder ein Sohn geboren. Die Jahre ihres reichen Lebens verfloßen der Großherzogin an der Seite ihres hohen Gemahls ohne große Stürme, aber, wie schon erwähnt, begleitet von einer Fülle stillen Segens. Die Wirkung der lebenswürdigen Persönlichkeit der edlen Frau erstreckte sich bis in die geringsten Kreise, und wenn ihr von unschuldig jubelnden Kinderlippen in der Oldenburger Kleinkinder-Schule das „Tante Großherzogin“ entgegenhallte, so lag der Glanz einer innigen, mütterlichen Genugthuung auf ihren freundlichen Zügen. Auch die geistigen und künstlerischen Interessen ihres Landes versuchte sie nach Kräften zu fördern, jedoch mancher Künstler sich gern in der anmuthigen nordischen Residenz fesseln ließ. Leider umgogen ihren Lebensabend schwere Schatten; namentlich war der Tod der Erbgroßherzogin Elisabeth im August vorigen Jahres ein bitterer Schmerz, und dann überdunkelten die Fittiche des Todes die edle Fürstin selbst. Still und erlöst ruht sie nun in der Gruft, aber ihr Andenken wird im Oldenburger Lande nicht erlöschen!

Nachdruck verboten.

Holländisches Fischerdorf.

Zu dem Bilde von Hans Herrmann in Berlin. — Siehe Seite 44.

Die Niederlande bieten nach wie vor den Genre- und Landschaftmalern eine unerlöschliche Fülle von Stoff; einerseits liegt das in den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, andererseits in den wunderbaren Luftstimmungen, deren gebrochene und verschleierte Lichter sich nun einmal im Binnenlande nicht finden. An der Unter-
Elbe haben wir ähnliche Erscheinungen, doch wird dieser reizvolle Strich, so nahe er dem deutschen Vater liegt, lange nicht so bevorzugt, wie Holland. Auch Hans Herrmann ist ein Holland-Liebhaber und, wie man sagen muß, ein Holland-Verständiger, wie nur einer. Seine niederländischen Sujets sind weithin bekannt, so z. B. werden sich unsere Leser noch gern an das im Jahre 1886 bei der Preis-Concurrenz der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ mit dem ersten Preise ausgezeichnete Bild „Fischmarkt in Amsterdam“, sowie des später gebrochene Bildes „Das Kesschen“ erinnern. Heute führt der Maler uns wieder eines jener reinlichen Fischer- und Schifferdörfer vor, deren ziegelgedeckte, kleine, blühblante Häuschen mit dem Siedel nach der mit Klütern gepflasterten Straße stehen. Davor die übliche Staffage: Frauen und Kinder, Fischer und Händler, der kleine Hafen mit den Kuffen, Tjalks und Smads, an deren Masten die braunen Netze trocknen. Alles ist, wie wir es schon hundert Mal gesehen; aber hundert Mal hat es uns gefesselt, und so überkommt uns auch jetzt wieder die Dafeins-freudige, behaglich-kleinbürgerliche Stimmung, in die das Charakteristische der nahen Salzfluth einen großen Zug bringt, welcher den Druck von Arbeitslosigkeit und Mähertheit benimmt.

Nachdruck verboten.

An der Spitalpforte.

Zu dem Bilde von Karl Nidelt in München. — Siehe Seite 45.

Karl Nidelt, einer der begabtesten Münchener Künstler, ist den Lesern der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ längst ein vertrauter Freund geworden. Wir erinnern nur an sein posthumolles Bild „Bei dem Fort-
hause“, das bei der oben erwähnten, von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ ausgeschriebenen Concurrenz ebenfalls einen Preis errang, an die „Gewissensfrage“, den „Wilderer“, an unser Weihnachtsbild vom Jahre 1894 „Christnacht“, an „Des Fischkings Ende“ (Bierrot) und schließlich an die anmuthige Neujahrs-Bigarette, mit der unser dies-jähriger Jahrgang die Reihe seiner Illustrationen eröffnete. Vermöge seiner Vielseitigkeit versteht es Nidelt, wie wenig andere unserer illustrirenden Maler, jeder einzelnen seiner Schöpfungen ein eigenartiges Gepräge zu verleihen. Auch in unserer heutigen Darstellung legt er wieder Zeugnis ab von seiner hohen Begabung. Licht und Schatten sind virtuos vertheilt, jede Gestalt wirkt in ihrer vorzüglichen Zeichnung und Auffassung echt, sodas Vorwurf und Ausführung sich künstlerisch vollkommen bedeu. Zum Motiv wählte der Künstler die „Liebe“, jene tiefe, werththätige Nächstenliebe, die nichts für sich auf Erden verlangt und doch mit der Mutterliebe an Wärme und Opferwilligkeit weitest. Wir sehen vor dem Hause, in dem die Barmherzigkeit wohnt, wo die Noth geindert, und die Last der Sorge von mähren, schwachen Schultern genommen wird. Die junge Mutter scheint nur zagend ihren tranken Liebbling der Fürzorge der barmherzigen Schwester übermitteln zu wollen. Aber wenn erst die Frühlingssonne wärmer hernieder scheint, wenn sich die dürren Ranken dort an des Hauses Mauer mit jungem Grün bededen, wird auch das weisse Pfänzlein wieder er-
starken.

Das eben ist ein Vorzug des Bildes, daß es keine abstoßende „Spital-Scene“ vorführt, sondern die Hoffnung mit einzeln läßt in die Spitalpforte, und deshalb wird es gerade Frauen fesseln, deren vornehmste Tugend es fromm verherrlicht.



Dom Berliner Künstlerinnen-Fest.

„Ich schreibe hier bei einem Licht, mehr gab es 1800 nicht, Doch wach ein neuer Spiritus beleuchtet Euren Genius!“



Nach einer Amateur-Photographie von Frau Alma Vesting, Berlin.

So hieß es auf einer der von Marie von Olfers mit lustigen Federzeichnungen geschmückten Grußkarten, die am 24. Januar d. J. in Nähe und Ferne hinausflatterten und frohe, übermüthige Kunde davon brachten, daß in der Philharmonie zu Berlin an 3000 Frauen und Mädchen auf dem „Jahrmart in Alt-Berlin um 1800“ auf mannigfache Weise sich vergnügten.

Das — leider! — nur alle zwei Jahre wiederkehrende Kostümfest des Vereins der Künstlerinnen

und Kunstfreundinnen ist zu einem Ereigniß der Saison geworden! Bekanntlich gebührt dem lustigen Völkchen der Münchener Künstlerinnen der Ruhm, diese originellen Veranstaltungen ins Leben gerufen zu haben, bei denen die Frauen sich amüsiren, — göttlich, harmlos amüsiren, — unter völligem Ausschluß des härteren Geschlechts, und erstaunlich und erfreulich zugleich war es, wie rasch und verständnißfüchtig die Colleginnen in der sonst so viel ernsthafteren Reichs-Hauptstadt diese Parole aufgegriffen haben.

Als man nun an besagtem 24. Januar den Festsaal beschritten, vermeinte man auf den ersten Blick zwar nicht, sich nur unter „Jungfern und Rabanes“ zu befinden, so zahlreich vertreten waren zierliche Herrlein und würdige Männer, — ein zweiter, etwas indiscreter Blick auf Haupt- und Barthaar verrieth aber bald den wahren Sachverhalt. Dem Charakter des Festes gemäß, war der Saal prächtig ausgeschmückt, — in seiner Mitte ragte ein altes Gemäuer auf, das als Gefängniß für Reuente diente, die sich den Anordnungen der Scharwache nicht fügen wollten. Ein „guter Groschen“ befreite schnell von der Haft. Die Saalecken nahmen Buden ein, in denen gewirfelt, geschminkt und ge-

zuckelt; wie aus einem Wilde geflogen erschien Fräulein Marie von Reubell, die bekannte Malerin und stellvertretende Vorsitzende des Vereines, deren charaktervolle Bäge, von der gepuderten Perücke umrahmt, unser Bildchen wiedergiebt. Dem Vorstand des Vereines waren unter anderen noch anwesend: Die erste Vorsitzende, Excellenz Delbrück, Excellenz Voitticher, Frau Gräfin Udo Stollberg, und das bunte Treiben schien den älteren Damen nicht minderes Vergnügen zu bereiten als der übermüthigen Jugend. Ein tiefbrünneter Stutzer, der zwei graziose Menuett-Tänzerinnen führte, spielte seine galante Rolle derart überzeugend, daß das Damen-Comité allen Ernstes seine Entfernung aus dem Saale forderte; zum Glück konnte der hellblonde Kopf unter der Perücke jedes Mißtrauen glänzend besiegen. Während sich so im Saale jeder auf seine Art erlusterte, führten auf einem geräumigen Podium Pantomime und Jongleure mit edlem Anstand und stiftiger Grazie einen Reigen auf; ihm folgte ein Menuett von vornehmen Demoskellen und jungen Elegants. Zigeuner, die an temperamentvoller Echtheit nichts zu wünschen übrig ließen, Tiroler und Beduinen campirten vor den Thoren Berlins. Hier, — in einem Vorraum, fand auch die Vorführung des großen Titamarresque-Theaters statt; ergötzliche Pantomimen schlossen sich einer humoristischen Satire an, die moderne Malerei an, wobei allerlei Anzüglichkeiten die Wissenden

brachte. Die figurenreichen Tableaux wurden hier von Prof. Max Koser gestellt. Den eindrucksvollsten Daten aus der vaterländischen Geschichte Preußens entnommen, bildeten sie die scenische Ergänzung zu einer patriotischen Dichtung „Hollernfrauen“ der bekannten Schrift-



Nach einer Amateur-Photographie von Frau Alma Vesting, Berlin.

stellerin Johanna Balz zu Arnberg in Westfalen, deren dramatische Festspiele jetzt bei ähnlichen Gelegenheiten vielfach zur Aufführung gebracht werden und nicht nur um ihrer edlen vaterländischen Gesinnung, sondern auch um ihrer sicheren Bühnenwirkung willen überall lebhaften Anklang finden.

München. — Eine Gruppe von Frauen Münchens, unter denen die bekannte Schriftstellerin Helene Böhlau als Schriftführerin zeichnet, veröffentlicht einen Protest gegen die Stellung der Frau in der künftigen Reichs-Civil-Gesetzgebung, für den bereits viele Tausende von Unterschriften aus allen Gauen Deutschlands gesammelt worden sind. Der Protest richtet sich dagegen, daß die künftige Civil-Gesetz-

gebung in Bezug auf die Frau auf einem anderen Standpunkte stehe wie die Straf-Gesetzgebung, nämlich auf dem Standpunkte einer Unterscheidung der Geschlechter, welche die Straf-Gesetzgebung nicht kennt. Insofern sich die Resolution auf das Vermögen und den Erwerb der Frau in der Ehe, sowie auf ihre Befähigung zur Vormundschaft und zur Theilnahme am Familienrathe bezieht, dürfte dieselbe jedenfalls ohne weiteres anzuerkennen sein.

Wien. — Mit schönem künstlerischen Erfolge ging ein neues Werk der Königin von Rumänien, das einaktige Trauerspiel „Ulrande“ über die Bühne des Raimund-Theaters. Das Drama, eine Kriegs- und Liebesgeschichte aus altgermanischer Vorzeit, zeigt in seiner Starkgeistigkeit und kraftvollen Poesie kaum einen Zug, der auf einen weiblichen Autor hindeuten würde. Um die Aufführung machte sich ein Landeskind der gekrönten Dichterin, Fräulein Barfescu, als Königs Tochter Ulrande, sehr verdient.

New-York.

— Eine der absonderlichsten Platten unter den nord-amerikanischen Frauen-Bereinen ist die New-Yorker Damen-Marine-Garde, die von ihren Begründerinnen im vorigen Jahre allen Ernstes deshalb ins Leben gerufen worden sein soll, um in einem Zukunftskriege eine neue Vertheidigungskraft der Vereinigten Staaten zu bilden. Die Uniform der Damen-Garde besteht



Nach einer Moment-Aufnahme am Festabend von J. Kricheldorf, Berlin.

in einem blau und weißen Matrosen-Anzug und einem Militär-Kappt. Das Unterscheidungs-Merkmal der Officiere sind mit Goldschultern verbrämte Röcke. Zweimal wöchentlich wird die Garde eingelebt. Capitain der Truppe ist Miß Margart Schotter, Stabsarzt Miß Carrie Smith, die Medicin studirt hat und sich mit über die Achsel gehängten chirurgischen Taschen auf den Exercier-Platz und zur Parade begiebt.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Es ist immer interessant zu beobachten, wie die Mode ein ihr gegebenes Motiv behandelt, wie sie z. B. einen wieder aufgenommenen historischen Stil variiert, bis auf unverkennbarer Grundlage des Alten doch ganz und gar Neues entstanden ist. Augenblicklich



Nach einer Moment-Aufnahme am Festabend von J. Kricheldorf, Berlin.

zu Ausbrüchen stürmischer Heiterkeit veranlaßten. Zu wichtigen Versen las ein griechrümiges Gnomon-Gefäßlein, — das eines unserer Gruppenbilder veranschaulicht, — der verderbten Welt von 1800 und zugleich, in prophetischem Zukunftsgesicht, ihren Nachkommen von 1896 die Reviten. Für musikalische Genüsse sorgten die Primadonnen Kloppeburg, Müller-Hartung, Rod u. a. m., jedoch Auge und Ohr das gebotene Gute kaum alles in sich aufzunehmen vermochten. — Obwohl der Zettel besagte:

Um 8 Uhr herbei,
Zehr ab um Zwei,

herrichte doch um die vierte Morgenstunde noch reges Leben, und wann die letzten der lustigen Gumbane den Heimweg fanden, sei nicht weiter nachgeforscht. Der glänzende Erfolg des Festes, — dessen Charakter lebenswürdigsten Humors und, bei aller Ungezungenheit, harmlosester Fröhlichkeit nicht genug hervorgehoben werden kann, — spricht sich auch in Zahlen aus: der Hilfskasse des Vereines flossen M. 8500 als Reingewinn zu!



Berlin. — Unter den Liebhaber-Vorstellungen dieser Saison, bei denen Angehörige der Gesellschaft zum Besten eines humanen Zweckes die Bühne betraten, fanden zwei Veranstaltungen ganz besonderen Anklang: die zum Besten des Deutschen Lehrerinnen-Heimes in Berlin und die des vaterländischen Frauen-Vereines. Frau Elly von Siemens die Vorsitzende des Berliner Zweiges des „Allg. deutschen Lehrerinnen-Vereines“ hat das Verdienst, die erstere Vorstellung ins Leben gerufen zu haben, die dann auf Befehl der Kaiserin wiederholt wurde. Von Prof. Gustav Oberlein künstlerisch geleitet, gewann diese Vorstellung, die neben musikalischen Genüssen prächtige „lebende Bilder“, zumeist nach Märchen darbot, durch die Mitwirkung einer großen Zahl von Kindern aus den vornehmsten Kreisen eine ganz besonders reizvolle Eigenart. Das deutsche Lehrerinnenheim, Schellingstr. 1, das den ausgebildeten, wie den noch studirenden Lehrerinnen für den Preis von 2 M. pro Tag Unterkunft und Kost gewährt, erhält sich zwar zum größten Theile selbst, braucht aber zur weiteren Ausgestaltung immerhin noch einen mäßigen Jahres-Zuschuß. — Beide kaiserliche Majestäten wohnten der Fest-Veranstaltung des „vaterländischen Frauen-Vereines“ bei, die gleichfalls lebende Bilder



Nach einer Moment-Aufnahme am Festabend von J. Kricheldorf, Berlin.

bedeutet wurde; hier befreite ein klassischer Barbier, — alias Jungfer Hildegard Lehnert, — von überflüssigem Haarwuchs, dort vollbrachte ein Doctor Kapontico die allerwunderbarsten Wunder-Curen, daneben producirten sich Gaukler mit Seiltänzen auf breitem Brett, und von einer übermüthigen Schar von Clowns wurden Pudel und Vär, — letzterer eine besonders gelungene Maske in echtem Zell, — vorgeführt. Dazwischen flutheten die ausnahmslos kostümirten Jahrmartgäste, ein wahrhaft sinnverwirrender Anblick in seiner Mischung von anmüthiger Schönheit und groteskem Humor. Der einheitliche Charakter der Kostümirung erschien fast allgemein festgehalten, und die ganze Wirkung wurde um so künstlerischer, als viel echte Kostümküde vorhanden waren; manch aus dem Dunkel der Traue ersandenes Hochzeitskleid der Großmutter oder Urgroßmutter klebete hier das liebliche Entlein zu wahrer Augenweide der Kennerin. Prächtige Schawls, curiose Hüte, wundervolle Schmuckstücke der Empire-Zeit vervollständigten das malerische Ganze, und man gestand sich überrascht, daß man das Empire-Kostüm niemals für so kleidam gehalten hätte; — den Pseudo-Herren kamen besonders der bunte langschößige Frack, die Escarpins und das Spitzen-Jahot zu statten. Kein Wunder, daß der Moment-Photograph ununterbrochen zu thun hatte, um einzelne Figuren und ganze Gruppen fest-

Seid. Bastrobe

Mk. 13.80

bis Mk. 68.50 p. Stoff 3. kompl. Robe — Tussors u. Shantungs

jowie schwarze, weiße und farbige Denneberg-Seide von 60 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)	
Seiden-Damaste v. Mk. 1.35—18.65	Seiden-Grenadines v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe „ „ 13.80—68.50	Seiden-Bengalines „ „ 1.95—9.80
Seiden-Houlards „ 95 Pfg.—5.85	Seiden-Surahs „ „ 1.35—6.30
Seiden-Rastlen-Atlas „ 80 „ —3.15	Seiden-Faille française „ „ 2.45—9.85
Seiden-Merveilleux „ 75 „ —9.65	Seiden-Crêpe de Chine „ „ 2.35—10.80
Seiden-Baststoffe „ 80 „ —18.65	Seiden-Houlards japan. „ „ 1.45—5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Maroillans, seidene Steppdecken- und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 7.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

← Berlin und Wien, 1. April 1896. →

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXIII. Jahrg.

doch die Steigung der im Jahre 1750 auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia hergestellten Commercial-Strasse Linz-Steier-Vorderberg-Leoben im Vorderberger-Thal selbst auf die kurze Strecke von 9 Kilometern 514 Meter! Die im Süden sich erweiternde Thalbreite wird vom Vorderberger-Bach, der am Fuße der Griesmauer entspringt und mehrfachen Zufluß erhält, durchflossen, einem Alpenbach, der schon in frühen Zeiten die härtesten Frondienste leisten mußte, indem er auf seinem kurzen Laufe von wenigen Meilen viele Schmelzwerke und Gebläse von Hochöfen, Eisenhammerwerken, Mühlen, Bretterfägen, Stampfen, Walken, Schmieden u. s. w. betrieb.

Eisen, wohin das Auge blickt! Ueberall finden wir die Zeugen dafür, daß wir uns im Herzen der ehernen Mark befinden! Rothbraunes Erz, dunkles Roheisen, geschwärzte Hammer, qualmende Hochöfen, Schlacken auf den Straßen, alles zusammengedrängt in eine ungeheure enge lange Gasse, hart daran stoßend die grünen Bergmatten zur einen, und die Steilwände eines furchtbaren Fels-Colosses, auf dessen Rändern man von der Straße aus Genssen äsen sehen kann, zur anderen Seite. Alte Bauten ragen auf im Marktsfeld, der etwas über dreitausend Einwohner zählt, behäbig, unregelmäßig, mit colossalen Quadern Raum heischend und ihn nehmend nach Patricier-Art: mag das Sträßlein selber sehen, wo es Raum für die Fuhrwerke findet! Eisene Ketten verbinden marmorne Blöcke, als Gitterschmuck vor Radmeister-Häusern, eine wichtige Zier für Gewerkschaftshäuser; Eisen zu Eisen überall, ein malerisches Chaos von Erkern und Giebeln, von massiv vergitterten Fenstern, in denen sich zu später Abendstunde der grelle Lichtschein des Hochofen-Feuers spiegelt. Und kommt der ahnungslose Wanderer zur Nachtzeit in den alten Ort, so mag ihm Dante's Inferno vorschweben, wenn plötzlich das geschmolzene Eisen, Funken sprühend, aus dem Ofen zischt und in blendend sprühenden Adern in die Formen läuft, die dunkle Nacht zauberisch erleuchtend! Und wie gespenstische Schatten huschen lautlos dunkle Gestalten hin und her, — die Hochofen-Arbeiter beim Abstich. Ein ergreifendes, unvergessliches Bild! Geheimnißvoll rauschen die Wasser der Schlucht durch die Gewerke, in regelmäßigen Zeitabstrichen erfolgen die Abstiche, gluthroth flammt es auf, die Felswände erstrahlen, wie in bengalischen Flammen, — und darüber stillstimmernder Sternenschein.

Zur Glanzzeit des Marktes, dem kaiserliche Huld zahlreiche Privilegien gab, waren in Vorderberg vierzehn Radwerke*) im Betriebe, deren Besitzer den Titel „Radmeister“ führten, und die hauptsächlich durch die Bemühungen des Erzherzogs Johann von Oesterreich zu einer Radmeister-Communität vereinigt waren. Altväterlich ist von jeher der Betrieb gewesen, patriarchalisch das Verhältniß der reichen Hochofen-Besitzer zu ihren Arbeitern und Beamten. —

Es war im jungen Jahre 1822, als sich im engen Thale Vorderbergs ein wichtiger Schneefall einstellte, der alle Unebenheiten ausgleichen zu wollen

*) Der Name Radwerk für ein Eisen-erzeugendes Etablissement entstand daher, weil diese Gewerke zum Betriebe großer Wasserräder bedürfen, und zwar für das Gebläse und die Pochwerke.



Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich und seine Kinder.

Nach einer Photographie von August Red, k. und k. Hof-Photograph, Linz-Wels. Siehe Seite 55.

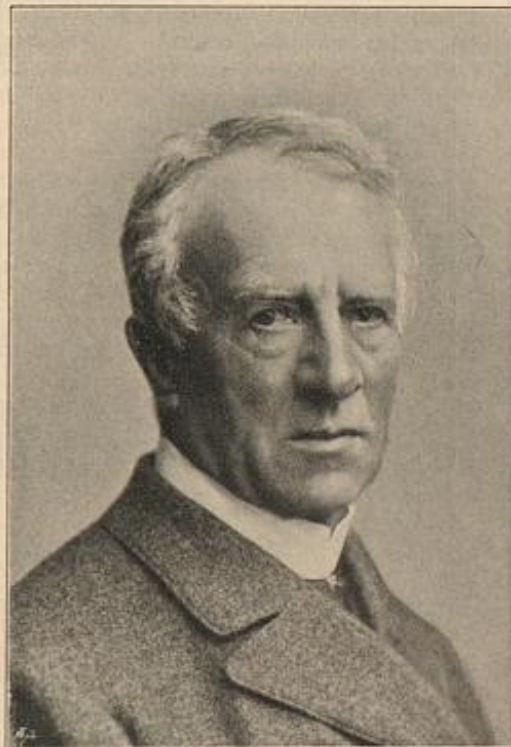
Nachdruck verboten.

Der Radmeister von Vorderberg.

Von Arthur Achleitner in München.

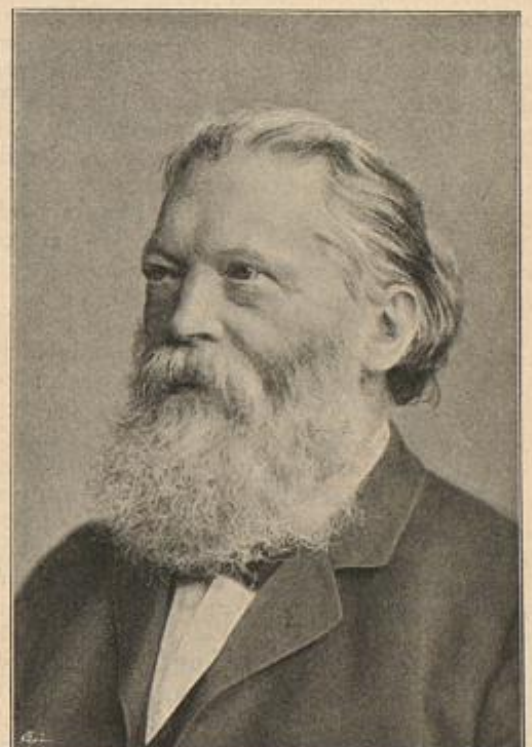
I.

In Thälchen, von hohen, zum Theil kahlen und wild zerklüfteten aber auch wieder bis zur Spitze sanftbegrüntem Bergen umschlossen, kaum zwei Stunden lang und an seiner breitesten Stelle noch keine fünfhundert Schritte breit, und dennoch von höchster Bedeutung für die Eisen-Industrie und die eherne Mark, wenigstens in früheren Jahren, das ist die Thal-Enge von Vorderberg, die sich von Norden nach Süden zieht. Sie wird östlich vom Kohlberg und von der Klamm, — zwischen ihnen die Straße durch den Röhgraben und die Einsattelung des Gieseleckes nach Tragöß, — westlich von den Steilwänden der Vorderberger-Mauer und nördlich vom Kolster und von der Griesmauer mit den Einsattelungen Präbichl, Hirscheck und Lobminged umschlossen. Wer das Vorderberger-Thal und seine herrlich grünen Matten durchwandert, weiß, wie buckelig diese kleine Welt ist, — beträgt



Ludwig Gabillon.

Nach einer Photographie von Rudolf Arziwanet, Hof-Photograph, Wien. — Siehe Seite 56.



Karl Reinthaler.

Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin. — Siehe Seite 56.

schien. Tag für Tag und die Nächte hindurch wehte dichtes Gefloß hernieder, das der heulende Wintersturm am Bache mauerhoch aufstürzte, sodaß bald eine ungeheure Schneebürde den rauschenden Bergbach überwölbte, dessen zornige Wellen Mähe hatten, sich durch dieses Hinderniß den Abfluß hinab zu den Gewerken zu erzwingen. Dicht verschneit ragten schweigend die Höhen auf, meterhoch vom winterlichen Gefloß bedeckt waren die Gänge, und vorsichtige Hände hatten an der Erzstraße die Schneezichen gesteckt, auf daß die Fuhrleute die Bahn, wenn auch mühsam, so doch sicher halten konnten und vor dem Versinken in das Schnee-Chaos bewahrt blieben. Mehrmals war der Schneeflug von einem Duzend Erzfuhrpferden zum Präbichl aufwärts gezogen worden, um die Straße dem Betriebe offen zu halten, aber immer wieder machten ungeheure Schneewehen die menschliche Arbeit in kurzer Zeit zu nichts; schier verzweifelt blickten die Erzförderer zum bleigrauen Himmel, als wollten sie ihn befragen, ob denn der Wintersturm ewig dauere. So schien es wirklich zu sein. Die stämmigen Gänge der Gewerke vermochten den Pflug nicht mehr vorwärts zu bringen, neues Vorspannen nützte nichts mehr, der Schneefall war zu wichtig geworden. Nun erfolgte das Massenaufgebot aller männlichen Arbeitskräfte; die Straße mußte ausgeschaufelt werden um jeden Preis; die Gewerke litten an Erzangel, die Dichten waren leer, der ganze Betrieb der Hochöfen schien gefährdet, die Eisen-Production mußte Schaden leiden. Hunderte von Menschen arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts, um die Erzstraße fahrbar zu machen; riesige Schneemauern thürmten sich zu beiden Seiten der Straße auf. Bald vermochten die Schaufler den Schnee nicht mehr hoch genug zu werfen, höher durften die Mauern nämlich des drohenden Einsturzes wegen nicht mehr werden. Man schaufelte Buchten aus, häufte neue Schneeberge auf einander, lärmend wurden die Gänge wieder vor den Pflug gespannt, und unter Hejruhen und Peitschengeknall begann die mühselige Arbeit des Schneepfluges aufs neue; bis endlich das harte Werk stückweise gelang. Aber auf wie lange? Wenn es so fort schneite, mußte jeder Verkehr aufhören, und dem Allmächtigen die Hilfe überlassen bleiben. Schwere Ochsen wurden die Straße bergan getrieben, um die mühsam hergestellte Bahn zu treten; nur unwillig ging das Hornvieh in den bösen Winter hinaus, brillend zog es bergan, stetig durch Rufe und Peitschenhiebe ermuntert, den Schnee niederzutreten. So ward es Abend im Gelände, Nebel verhüllten die Grabenschneiden, dünner ward das Gefloß, bald zitterten nur leichte Flinkchen durch die Luft. Die Ochsen kehrten von der Höhe zurück und liefen von selbst im Trabe den heimatlischen warmen Ställen zu; aus den Häusern Vorderbergs blinkten traulich die Lichter, noch leuchtete aus manchem Hochofen der grelle Schein beim Abstrich auf, die nächste Umgebung gluthroth bestrahlend, sodaß der schneeige Hang zauberhaft erglänzte, um dann wieder in schwarze Dämmerung zurückzusinken.

Jetzt ertönen laute Rufe auf den Höhen der Gewerke: die Förderer ziehen aus, trotz beginnender Nacht. Vor jede Erztruhe auf Schlittenkufen ist ein schwerer Gaul gespannt, hinter einander geht die Fahrt bergan durch die künstliche Schneeschlucht hinauf zum Berg, um Erz zu holen. Sorgsam schreiten die Förderknechte vor den Gängen und geben acht, daß die Pferde den Schritt nicht zu weit und nicht zu kurz nehmen, sondern genau in die Tritte im Geleise treten, um Verrenkungen zu verhüten. In der langen Förderlinie sind Fackelträger eingereiht, und geisterhaft windet sich der Zug die steile Höhe zum Präbichl hinan, langsam und vorsichtig; die Knechte leuchten, und die Pferde pusten vor Anstrengung; ab und zu dringt ein Wiehern durch die stille Winternacht. Endlich ist die Höhe erklimmt, die Erzlasten verschwinden allmählich auf verschiedenen Wegen zu den Halden, die von den Häuern mit Aufgebot aller Kräfte wenigstens zum Theile vom Schnee entblößt wurden. Bei Fackelschein werden die Kisten gefüllt, polternd wird das Graberz in die Truhen geworfen, daß der Erzstaub aufsteigt und sich auf den Schnee ergießt. Schwer beladen geht Schlitten auf Schlitten wieder ab, und kaum spüren die Gänge den abschüssig werdenden Boden, so stemmen sie sich von selbst in der Gabel der Vorderkufe, indes der Förderknecht hinten die Sperrkette einlegt und nach Möglichkeit zu bremsen versucht. Lärmend geht die gefährvolle Fahrt abwärts; oft rutschen die Gänge, auf dem Hintertheil sitzend, das Gefäll hinab und stemmen sich mit den Vorderläufen gegen das Absaufen. Bald wirft die budelige Straße die Truhe nach rechts, bald nach links, sodaß die Knechte unaufhörlich aufpassen müssen, um nicht erfasst und erdrückt zu werden. Der alten Übung entsprechend, führt je drei Schlittenruhen nur ein Knecht, und die erste Erzfuhr von der Halde weg hat zu-

fällig der Förderer Hansl vom Radwerk Nr. 2 zum Gewerk zu bringen. Vorsorglich hat Hansl, ein kräftiger Bursch trotz der aufreibenden Förderarbeit, sich vergewissert, daß die Sperrketten richtig liegen, und als die Thalfahrt beginnt, ist er zum ersten Gaul vorgezogen und leitet diesen auf das scharfe Gefäll, dabei immer wieder den Blick rückwärts sendend, ob auch die Hinterpferde richtig nachkommen. „Ein höllisch schlechtes Fahren in pechschwarzer Nacht!“ denkt der Hansl und sieht zurück, ob denn der Fackelmann nicht bald folgt. Ohne Licht wird es unmöglich sein, den Förderzug ungefährdet zu Thal zu bringen. Hansl hat doch jenem zugerufen, schleunigst nachzukommen, sobald der zweite Zug geladen hat, und jetzt ist der erste Schlitten bereits am Gefäll, und der Fackelmann ist noch nicht da! Soll Hansl halten und warten? Die Vorsicht gebietet dies, aber darf er die dampfenden Gänge in der kalten Winternacht stehen lassen? Doch der erste Gaul ist bereits im Gefäll, die Rufen rutschen im Geleise, es giebt kein Anhalten mehr. Vorwärts denn, auch ohne Licht, es wird auch in der Finsterniß gehen! „Hüh, Schimmel! Stab, stad, Schimmel! Brrr. — Laß dir Zeit! Sacra, nüt so gach, Schimmel! Wißt daja, ös andere!“ Knarrend wirft es die Erztruhen seitlings, der Knecht hält den Schimmel am Zaum zurück, und der Gaul bremst von selbst mit aller Kraft. Aber der Weg ist steil, und Hansl vermag nur mit den Füßen zu fühlen, ob er überhaupt auf dem richtigen Geleise sich befindet. Wenn's nur nicht nebenauss geht! Jetzt kommt eine Reibe (Curve), die rutschend, im vorsichtigen Bogen, genommen werden muß, nicht zu weit, sonst fliegt die Hinterkufe hinaus und reißt den Schlitten sammt dem Gaul in die Tiefe. „Langsam, Schimmel! Deha, brrr!“ ruft der Knecht und leitet das Pferd hinweg, bis eine kleine Ebene ein Verhalten gestattet. Die Hinterpferde stapfen wacker nach, wenigstens der zweite Gaul ist im Geleise geblieben. Hansl springt zurück, um auch ihnen Hilfe über die gefährliche Reibe zu geben. Tod und Teufel! Der dritte Gaul hat die Reibe zu weit genommen: Ein Krach, polternd rollt das Erz rückwärts aus der Truhe den Abhang hinab in den Schnee. Das Pferd macht verzweifelte Anstrengungen, sich auf der Straße zu halten, und wehrt sich aus Leibeskraft gegen den abwärts rutschenden Schlitten. Blitzschnell springt der Knecht an das verunglückte Fuhrwerk, zieht das Messer und schneidet just noch im letzten Augenblick den Riemen am Kummel durch. Mit einem Ruck reißt er den liegenden Gaul auf die Straße herauf, indes der fessellose Erzschlitten mit dumpfem Geräusch den Steilhang hinabstürzt und unten im Schnee begraben wird. „Gott sei's gedankt, weil nur 's Roß daret is!“ stößt Hansl heraus in seiner furchtbaren Angst und führt den Gaul vorwärts zur Ebenstelle, wo die anderen Pferde warten. Nun riskirt er die Weiterfahrt ohne Fackel nicht mehr; er bindet den des Schlittens beraubten Gaul an der zweiten Truhe an und eilt zurück, Licht zu fordern und zugleich die nachkommenden Erzzüge vor der gefährlichen Stelle zu warnen.

Wichtig kommt der nächste Zug, von einem Fackelträger begleitet, schon heran, und durch Hansl's Rufe aufmerksam gemacht, wird die Reibe mit großer Vorsicht genommen. Nun wird der Fackelträger zwischen beide Züge gestellt, und die Fahrt wird fortgesetzt, bis man endlich im Morgengrauen den engen Thalgrund erreicht. Wegen der Wichtigkeit der ersten Erzförderung unter so schwierigen Verkehrs-Verhältnissen hat der betagte Verweser die Nacht geopfert und ist selbst die Straße bergan gegangen mit der Laterne in der Hand, um sich zu überzeugen, daß die Förderarbeit ordentlich von statten gehe. Auch er flüstert ein „Gott sei Dank!“ vor sich hin, als er der ersten Fackel auf der Straße ansichtig wird, und gern wartet er nun innerhalb der Schneemauern, bis der vorderste Zug langsam herankommt. Durch Schwanken der Laterne giebt der pflichttreue Hochofen-Verweser das Zeichen seiner Anwesenheit; der Zug hält, und Hansl tritt vor, um zu fragen, was los sei.

„Wißt es Du, Hansl? Ist alles gut 'gangen?“
„Guat'n Morgen, Herr Verweser! Ja und na! Heil san ma oba, aber guetta mit zwoa Truhen; die oani is o'g'laust!“

„Do' nüt mit 'm Roß?“
„Na, sell nüt, den Gaul hon i glückli o'schneiden kinna!“

„Gott sei Dank! Ist brav von Dir, Hansl; kriegst zur Belohnung a extra Halbe Wein!“

„I Dank, Herr Verweser!“

„So, und nun vorwärts zum Abladen! Dann gleich füttern und wieder hinauffahren, Hansl; es muß heute zweimal gefördert werden!“

„Is reacht, Herr Verweser! Hüh, Schimmel!“
Mit dem Verweser an der Spitze geht es wieder

weiter und durch die enge Gasse des Marktes hin zu den Erzhalden des Gewerkes, wo rasch ausgeladen wird. Die Pferde bleiben angeführert und werden gefüttert, Hansl erhält seine extra Halbe Wein, die sonst nur bei der jeweiligen Raitung gegeben wird, und für seinen zweiten Gaul wird ihm eine andere Truhe verabreicht. Inzwischen sind sämtliche Züge mit Erz herabgekommen, und der Förderer der letzten Partie wird gefragt, ob noch ein Zug unterwegs sei. Erst nach Verneinung dieser Frage, die wegen der schwierigen Kreuzung innerhalb der engen Schneemauern von großem Belang ist, wird die Bergfahrt abermals angetreten, die bei Tageslicht indes nicht so schwierig ist, als die nächtliche Erzförderung.

Hansl ist mit seinem Zug wieder an der Erzhalde angekommen, deren Farbe feltam vom blendend weißen Schnee der Höhenzüge absteht. Doch hierfür hat Hansl kein Auge, ihn überrascht die Menschenansammlung am Stollenmund, für die ihm jede Erklärung fehlt. Er läßt die Pferde an der Halde stehen und läuft zum Stollenausgang hin, wo er durch aufmerksames Zuhören bald erfährt, daß die Menschen-Ansammlung in Folge des Strikes der Schichthäuer, wieder einzufahren, geschehen ist. Ob sie etwa mehr Schichtgeld wollen? O nein! Das wäre kein Grund zur Verweigerung der Einfahrt, aber die Vorderberger Häuer befürchten eine Versenkung des Stollen, wenn nicht gar ein Bergsturz daraus wird, und verschütten mag sich niemand lassen. Ist ja schon die Verzimmerung zur Seite gepreßt und weiter drinnen die Bolzung ganz verdrückt, die Senkung deutlich wahrnehmbar! Und da sind die Häuer der Meinung, es wäre genug an dem, was früher an Grubendruck und Bergbruch geschehen ist; der ganze Zechenbetrieb sei im hohen Grade gefährlich geworden, und wenn die Radmeister nichts dagegen thun wollen, dann sollen sie nur selber einfahren und Erz graben, die Schichthäuer thun nimmer mit! So ganz Unrecht kann selbst der Haupt-Grubenzimmerer den Knappen nicht geben; die Bergstürze sind immer drohender geworden, die Versenkungen ebenso notorisch, als der Druck auf die unteren Gruben es ist. Auch der Oberhüttmann bestätigt dies, wie er auch auf den stetigen Erzverlust durch die Unbenutzbarkeit des Erzes an den Pfeilern und Gewölben der offenen Zechen, sowie auf die völlige Verwitterung (Verwitterung der Erze zu Ocker) hingewiesen, aber keine besondere Beachtung gefunden hat. Der ganze Erzberg taugt nichts; in Bezug auf den Zechenbetrieb, schimpften die Häuer dann wieder. Oben drohe der Absturz und unten die Verschüttung. Das Leben der Knappen sei überall gefährdet, und die Innerberger Häuer wollten gleichfalls nicht mehr einfahren. „Wir mögen neamma!“ schreien erregt die Häuer, und immer ärger wurde der Tumult vor dem Stollen.

Mit offenem Munde hatte Hansl dem Meinungs-austausch zugehört, der ihn um so mehr interessirte, als auch er von alten Häuern längst wußte, daß der Abbau in hohem Grade gefährlich, und eine Aenderung des Zechenbetriebes dringend notwendig geworden sei. Im Handumdrehen ließ sich dies nicht herbei- und durchzuführen, und unten brauchte man Erz so notwendig wie das tägliche Brod. Obgleich sich auch der Oberhüttmann abmühte, die Leute zu beruhigen, mit dem Hinweis auf baldige Besserung des Grubetriebes und der dringendst benötigten Erzlieferung, die Häuer wollten nicht mehr einfahren, die Verheiratheten schon gar nicht, aus Rücksicht auf ihre Familien, die sie ernähren müssen. Dem Hansl kam ein Gedanke; rasch drängte er sich vor und rief mit lauter Stimme: „Manner, looßt mir a weng zua! Des sagts', es war z' g'fahrli einz'fahren, und die Verheiratheten wölln neamma Schicht machen! Guat! Mir (wir) brauchen aber Erz, und dös bissel da auf der Halde langt auf koan' Schein! Wird aber da Hochofen ausblasen, astu sitzen ma bald alle truden: ohne Floßen koa' Lohn! Bia woar's, — weil ma Erz hab'n müassen, — wenn die Ledigen einfahren thaten? Dö ham nüt viel z' verlieren und für neamma z' sorgen! Und die Verheiratheten sollen beim Radmoaster vorstelln werd'n z'wegen der Gefahr. Derweil fördern die Ledigen no so viel Erz, als ma nöthig hab'n. G'schicht nacha niz in die Zechen, astu hor'n aa die Ledigen auf, und die Gewerkeherr kinna selber Erz fahren und graben! Wer hat a Schneid?“

Auf diese Ansprache des Förderknechtes wurden zwar einige spöttische Rufe über die „Weisheit“ eines Förderknechtes laut, aber auf die meisten Häuer verfehlte sie ihre Wirkung nicht. Die Gewerke im Stich zu lassen, jetzt, wo sie so dringend des Erzes bedürfen, ist doch nicht gut angängig, und gut gehalten sind die Häuer immer worden. Thun nun die Verheiratheten nicht mit, so wird ihnen zweifellos das Schichtgeld verkürzt werden, und dessen Entgang werden in erster Linie ihre Familien spüren. Ohne Geld aber

gehen die Leute auch in Gottes freier Natur zu Grunde, da braucht es keiner Bergstürze und Stollenbrüche. Und so einigte sich die Knappenschaft zur Absendung einer Deputation an die Gewerke zur Darstellung der gesteigerten Gefahr und zum Vortrag der Bitte um baldigste Abhülfe oder um Aenderung des Bergwerks-Betriebes. Alle anderen aber führen ein zur großen Befriedigung des pflichttreuen Hansl, der sofort seine Truben füllte und mit seinem completen Erzzug wieder zu Thal fuhr.

Wieder erwartete am späten Nachmittag der Berwefer den Hansl, und diesmal lobte er den Förderer ganz besonders als einen wackeren Menschen. Hansl guckte überrascht dem Berwefer ins Gesicht und konnte sich das Lob nicht erklären. „I wüßt' nüt, Herr Berwefer, warum?“ Der Berwefer half ihm aber bald darauf, durch den Hinweis auf die Ansprache an die Häuer, die dann eingefahren seien, weshalb die Erzlieferung in der dringendsten Zeit gesichert worden wäre. Das sei brav gehandelt gewesen vom Hansl, und vom Radmeister werde die verdiente Belohnung nicht ausbleiben.

„Ah, ah, so was! Aber i bitt, Herr Berwefer; wenn ma (mir) der Radmoaster schon was guat's will, so soll er ma 's Heirathen volauben! Sell möcht' i derbitten als a Gnad vom Radmoaster!“ Dabei beugte sich Hansl demütig vor dem Berwefer, als der bedeutendsten Persönlichkeit auf dem Gewerk nach dem Besitzer selber.

„Au weh! Hansl! Da derbittest Du etwas zuviel! Ertiens haben wir kein Häusl frei, worauf Du mit einem Eheweib ziehen könntest, und dann kann Dir der Radmeister selber nichts mehr erlauben, weil wir bald einen anderen Herrn kriegen werden!“

„Wia? An andern Herrn? Wer soll denn bei uns Radmoaster werden?“

„Das kann ich Dir noch nicht sagen; unser Herr will verkaufen, und da wird ein neuer Radmeister wohl bald da sein: vielleicht ist Dir die Erlaubniß später zu erwirken. Es wird ja alles anders werden unter einem neuen Radmeister. Adjes, Hansl!“

Hansl zog seinen verwitterten Filzhut und geleitete seinen Erzzug völlig ins Gewerk.

II.

Der mit dichten Tannen und Fichten bewaldete Höhenzug, Kohlberg genannt, der das Vorderberger Thal im Osten flankirt, wird von einem engen, wilden Seitengraben, der Nöy, unterbrochen, durch den man in einsamer Bergwanderung über das Hiesefeld nach Trogöf gelangt. Schluchtartig mündet dieser Nöygraben aus, und sein Bach murmelt in wasserarmer Zeit unschuldig den Wellen des Fronsienstleistenden Vorderberg-Baches entgegen. So eng der Graben ist, haben sich an der Mündung doch kleine Leute angesiedelt, die in winzigen Parterre-Häuschen wohnen und auf die ewig feuchte Straße treten müssen, wenn sie des Sonnenlichtes in etwas theilhaftig werden wollen. Erst wenn die Sonne in Mittagshöhe steht, bei wolkenlosem Firmament, fallen ihre Strahlen auch in die Nöyerschluft auf kurze Zeit; bald aber sinkt Helios wieder hinter das Massiv der wichtigen Bergmauer, und die Nöy Häuser liegen abermals in dumpfem Schatten, trotz früher Tagesstunden. Wer in den kleinen Häuschen wohnt, kann unmöglich reich sein; Wohlhabenheit haust nicht in feuchter Dämmerung. Selbst zur Promenade wählt das Patrierthum sich eine andere Gegend, und den steil ansteigenden Nöygraben stapfen nur die Jäger hinan, und auf der holperigen, durchfurchten Straße fahren die Nöy Kleinbauern fahweise die Holzkohle für die Hochöfen heraus für sehr bescheidenen Lohn, den man im Marke dann in Victualien umsetzt, worauf die mühselige Bergfahrt wieder heimwärts angetreten wird.

In dieses Schattenviertel lenkte am Abend der Förderer Hansl seine Schritte und betrat eines der lezten Häuschen an der steilen Grabenstraße.

Der stämmige Bursch muß den Nacken beugen, um durch den Thürstod Eingang zu finden. „Rein für die Zwergel 'baut!“ brummt Hansl beim Eintritt, richtet sich im Flur des Häuschens auf und sucht mit seinen Luchsaugen die raucherfüllte Dunkelheit zu durchbohren. Er ist als Förderknecht gewiß nicht an Behaglichkeit und Wohlleben gewöhnt, der Dienst ist schwer, und zur regenreichen Herbstzeit wird einem oft Kleidung und Schuhzeug wochenlang über die kurze Nachtruhe nicht trocken; aber besser wohnt er doch mit anderen Förderern in eigenen, den Radwerken gehörigen Häusern. In diesen ist wenigstens für Luft und Licht gesorgt. Hier, in dem Grabenhäusl, möchte man vor Rauch ersticken, und in der Finsterniß sieht man die Hand vor dem Auge nicht.

„Höllsacra! Is' neamd nüt dahoam? Heh, Gittl (Trigitta)!“ ruft Hansl und tastet an der Wand weiter, um die Thüre zum Wohngemach zu finden. Der Ruf

ist gehört worden; aus der Küchentür leuchtet trüber Kerzenschein und eine Frauenstimme ruft: „Wer is's?“

(Fortsetzung folgt.)



Nachdruck verboten.

Evangelium Lucä 5.

In dem Bilde von Gustav von Cederström in Paris. Siehe Seite 52.

Aus der blauen Meeresweite steigt die Sonne morgenroth, Und die armen Fischer beten: „Ehre Dir, Gott Zebaoth! Sieh, wir haben uns gemühet ohne Raß die ganze Nacht An den Netzen, und des Morgens leer sie an das Land gebracht.

Straßt Du also uns're Sünden? Ach, die Strafe ist so schwer!.. Uns're armen Kinder stehen, Nahrung heischend, um uns her. Uns're Weiber jagen heimlich vor der reichen Nachbarn Spott. Weh!, Du schlägst mit Scorpionen, strenger, zornestarker Gott!

Einen Tag des Elends fähret uns herauf das Morgenroth, Doch wir murren nicht und beten: Ehre Dir, Gott Zebaoth!“

— Sieh, da tritt in ihre Mitte still ein fremder, schlachter Mann,

Blickt sie an, und sie erschauern in der Gottesangens Bann. Und er spricht zum Fischer Simon: „Laß in Deinem Schiff mich steh'n,

Trösten will ich Deine Brüder, daß sie froh von hinnen geh'n. Sursam corda, ihr Gebeugten! Fürchtet Gottes Horn nicht mehr!

Eernet bau'n auf Gottes Liebe, unerforschlich, groß und hehr. Denn es hat der Gott der Rache sich der Rache abgethan. Und der Menschheit gold'ner Frühling bricht mit diesem Frühling an;

Wie an rauhem Strauchgedörne bald die süße Rose glüht, Aus der finstern alten Lehre lichte neue Lehre blüht.

Und der alte Gott stieg selber von dem blizumflamnten Thron, Daß er, sie verkündend, wandle durch die Welt im Menschenohn.

Liebet Jhn und liebt einander, dann sind eure Sünden klein, Und der Gott im Menschenohn wird ein milder Richter sein.

Glaubt die Botschaft und empfanget nun ihr sichtbar Unterpfand:

Werft die Netze aus! Ich segne für den Fischzug eure Hand!“

Sie gehorchten, fromm vertrauend, und das Netz ward voll und schwer, Schwer, als hätt' es einen Juges ausgefischt das tiefe Meer...

Gustav Johannes Krauß.

Nachdruck verboten.

Fräulein Tipp.

Skizze von Theodor Duimchen in Dresden.

„a, wie war sie denn, Born?“ „Ganz reizend, lieber Flaß, lebenswürdig, sehr lebenswürdig.“

„Glauben Sie ihm doch das nicht, Flaß,“ rief Moller, der zweite Schreiber, „er will ja bloß renommiren. Ich wette, was Sie wollen, keinen Ton hat das steife Franzenzimmer mit ihm gesprochen!“

Hein und Tedje, die beiden Lehrlinge, nickten im Hintergrunde, und Herr Dachs, der Cassirer, nahm etwas auffällig eine Priese.

Da warf sich Herr Born, der Bureau-Chef der hochangesehenen Rechtsanwalts-Firma: Doctores Semmler, Meier und Platenius, in die Brust und sagte: „Es ist zwar ziemlich irrelevant, wie Sie über meine Wahrheitsliebe denken, ich möchte Sie aber doch fragen, welche Thatsachen Sie dazu veranlassen, dieselbe in Zweifel zu ziehen?“

Das Gesicht der beiden Lehrlinge verstummte, und der Herr Cassirer Dachs, der eben damit beschäftigt war, den Daumen abwechselnd unter die eine oder die andere Nasenöffnung zu drücken und den Schnupftabak etwas höher in sein Nies-Organ hinauf zu ziehen, schnippte den Tabak von den Fingern weg und nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Doch ein verführter Kerl, der Born! Läßt sich nie etwas gefallen, nicht das geringste!“

Und Moller meinte beschwichtigend: „Mein Gott, nehmen Sie es nur nicht übel, Born! Ein bißchen renommiren thut am Ende jeder.“

„Bitte, bitte!“ sagte Born abwehrend, „nur nicht von sich auf andere schließen! Uebrigens seh' ich auch gar nichts zum Renommiren. Daß sie sich mit Euch Schlingeln nicht einläßt, finde ich sehr begreiflich. Mit mir, als verheirathetem Mann, hat sie sich sehr lebenswürdig unterhalten, sehr lebenswürdig!“

„Na, werden Sie man nicht stolz,“ sagte Moller, fügte aber gleich neugierig hinzu: „Wissen Sie denn nun, wer sie ist?“ Auch Flaß, der erste Schreiber, trat näher heran, und sogar der alte Herr Dachs, der schon seinen etwas schabigen Leberzieher zugeknöpft und den Hut aufgesetzt hatte, ein Mann, der sonst mit dem Glodenschlage das Bureau verließ, knöpfte den Rock wieder auf, nahm den Hut ab und trat heran, um Herrn Born's Bericht mit anzuhören.

Die junge Dame, die so allgemeines Interesse erregte, war erst ganz vor kurzem in das Bureau der Rechtsanwalts-Firma eingetreten. Ehe sie kam, hatte sie sozusagen „alle Sympathien gegen sich“ gehabt; als der alte Cassirer kurz nach Weihnachten den anderen Herren erzählte, am ersten Januar würde eine Dame ankommen, die „die Herren“ für Stenographie und Schreibmaschinen-Arbeit engagirt hätten, war man von dieser neuen Collegenschaft durchaus nicht entzückt, denn er hatte hinzugefügt: „Zweihundert Mark monatlich bekommt sie, es ist unerhört, gleich zu Anfang! Ich war zwanzig Jahr hier, eh' ich soviel bekam. Sie soll ja ausgezeichnete Zeugnisse gehabt haben und hat es nicht billiger thun wollen.“

„Na, das Vergnügen wird nicht lange dauern,“ war das allgemeine Urtheil gewesen. Mit einem gewissen Hohladeln hatte das Personal die Vorbereitungen verfolgt, wie das Actenzimmer für die zu erwartende Collegin als besonderer Arbeitsraum eingerichtet, wie die Schreibmaschine, die sie vorausgeschickt hatte, für sie aufgestellt wurde, und so weiter.

Ohne daß ein eigentliches Complot zu schließen nöthig gewesen wäre, war es die stille, aber feste Absicht des gesammten Bureaus, der neu Ankommenden das Leben möglichst schwer zu machen; man würde sie „schon duden“.

Jeder machte sich unbewußt ein anderes Herrbild von ihr zurecht: der eine erwartete eine alte Schachtel mit Nihilisten-Haaren und spitzer Nase, der andere eine verbildete „höhere Tochter“ mit unbegründeten Ansprüchen, der dritte ein älteres junges Mädchen aus einer kleinen Beamten-Familie oder dergleichen, die so lange Brodverdienen spielen wollte, bis sich schließlich ein Bureau-Chef oder Cassirer gefunden hätte, der dumm genug wäre, sie zu heirathen.

Aber siehe da! Am Neujahrsmontag punkt neun Uhr morgens erschien eine Dame an der Barre des Bureaus und fragte nach den Herren Doctoren. Eine Dame, gekleidet in grauen Plaid-Stoff und in ein dunkelblaues Winterjacket, in einen ganz einfachen Anzug, aber einen von jener Einfachheit, die auszeichnet. Der Kenner sah von weitem die Güte der Stoffe und die Hand eines Schneiders von Geschmac. Die Bureau-Angestellten wußten zwar nicht, woran es lag, merkten aber, daß der Rock und das Jacket zwar ganz ähnlich, doch anders ausfielen, als die Röde und die Jackets in den großen Schaufenstern von Siegfried Josephsohn u. Co. am Rathhausmarkt.

Die schlanke Eleganz der Erscheinung, die ruhige, höfliche Sicherheit des feinen Gesichtes hatten den Herrn keinen Zweifel darüber gelassen, daß man vor einer neuen, sehr „feinen“, das heißt: reichen Clientin der Firma stünde.

Herr Born, der Bureau-Chef, hatte ihr deshalb auch nicht wie der gewöhnlichen Laufkundschaft das große Bureau als Vorzimmer zumuthen wollen, sondern sie eingeladen, im Privat-Contor des Herrn Doctor Semmler auf diesen zu warten; Herr Doctor würde sogleich erscheinen.

Als nun Doctor Platenius, der diesen Morgen zuerst erschien und welchem Born gemeldet hatte, daß eine Dame in Doctor Semmler's Zimmer bereits warte, kurze Zeit darauf wieder mit ihr herauskam und sie den Herren als die neue Collegin vorstellte, war man einfach „baff“.

Zuerst empfanden es die Herren allgemein als eine Unverschämtheit, so auszugehen, wenn man für Geld arbeite; die Stimmung fing aber doch bald an, umzuschlagen. Das Wesen der Dame war unwiderstehlich. Sie sprach zwar nur das dienlich unbedingt Nöthige, was sie aber äußerte, war von gewinnender Verbindlichkeit, und ihr Gruß beim Kommen und Gehen von erfrischender Höflichkeit, obgleich sie ganz unnahbar blieb.

Nun begann das Personal einen Sagenkreis um sie zu weben. Sie sollte aus einer Senator-Familie sein, sogar mit einem „der Herren“ verwandt, aus Bremen oder Lübeck; die Familie hätte durch schwere Unglücksfälle ihr Vermögen verloren, sie wäre Witwe, sie hätte einen anderen Namen angenommen, um nun für Geld arbeiten zu können, ohne die reichen Verwandten bloßzustellen. Woher hätte sie sonst die feinen Manieren? Diese Legende hatte aber Tedje, der jüngste Lehrling, zerstückt. Der Bengel hatte nämlich immer ein reges Interesse für den Inhalt der anwaltschaftlichen Papierkörbe und kam eines Tages triumphirend mit einigen Briefumschlägen an, die, mit Maschinenschrift an die Firma gerichtet, auf der Rückseite den Vermerk trugen: Abjenderin Martha Tipp; der Poststempel aber zeigte deutlich den Namen einer mitteldeutschen Universitäts-Stadt.

Mit dem hantsattischen Range war es also augenscheinlich nichts; vielleicht war sie aber von Abel oder so etwas, — etwas ganz Hervorragendes, ohne Zweifel.

Zu dem mehr äußerlichen Eindruck, den ihre Art, ihr Benehmen gemacht hatte, trat bald eine, zuerst fast widerwillige Hochachtung vor ihren Leistungen hinzu. In den ersten Tagen hatte man noch schlechte Witze gemacht, wenn man durch die Thür hörte, daß einer der Herren ihr eine halbe oder ganze Stunde dictirte, und wenn dann das Klappern der arbeitenden Maschine begann.

„Ich bin neugierig“, hatte Moller gesagt, „wie die Klapperschlange mit Doctor Platenius fertig wird; dem nervösen Kerl kann man's doch nie recht machen!“

Aber sie hatte es ihm recht gemacht, sie machte es allen recht. Sonst hatten die drei Herren im Schweiße ihres Angesichts mit den Parteien verhandelt und dann stundlang geessen, um Schriftsätze und Briefe zu entwerfen, in schauerhaftester Handschrift und in schauerhaftestem Deutsch, Schriftstücke, die dann in die Schreiberei und zurück, und abermals in die Schreiberei und zurück wanderten, zur Qual und zum Aerger aller Beteiligten. Jetzt gingen die Sachen nach bedeutender Conferenz mit der Partei, auf fünf, auf zehn Minuten, auf eine Viertelstunde zum Dictat, und wenn die Herren sie dann am Abend zur Unterschrift erhielten, freuten sie sich, wie tadellos richtig Fräulein Tipp alles gemacht hatte, und wunderten sich über sich selbst und über den klaren, durchsichtigen und vorzüglichen Stil, den sie so in aller Eile dictirt hätten, und den sie doch nie hatten schreiben können.

Das ganze Bureau fing an, ein angenehmes Leben zu führen, alle Welt fühlte sich entlastet. Man sprach zwar hier und da noch scherzhaft von der „Klapperschlange“, aber doch schon mit einer gewissen scheuen Achtung, da sie, abgesehen von allem anderen, an mechanischer Arbeit das drei- und vierfache leistete, wie irgend einer von ihnen. Aber immer noch blieb sie unnahbar. Mit keinem der Herren hatte sie bisher ein Wort gewechselt, das nicht direct zu einer gerade vorliegenden Sache gehört hätte.

Da ereignete es sich, daß eine Serie alter Acten, die zu



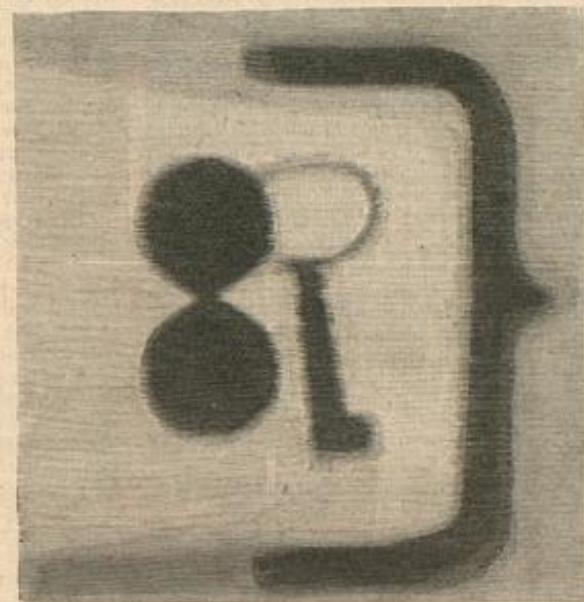
Evangelium Lucä 5.
Schilderung von G. Schwan von G. Eberhard in Paris.
Seite 51.



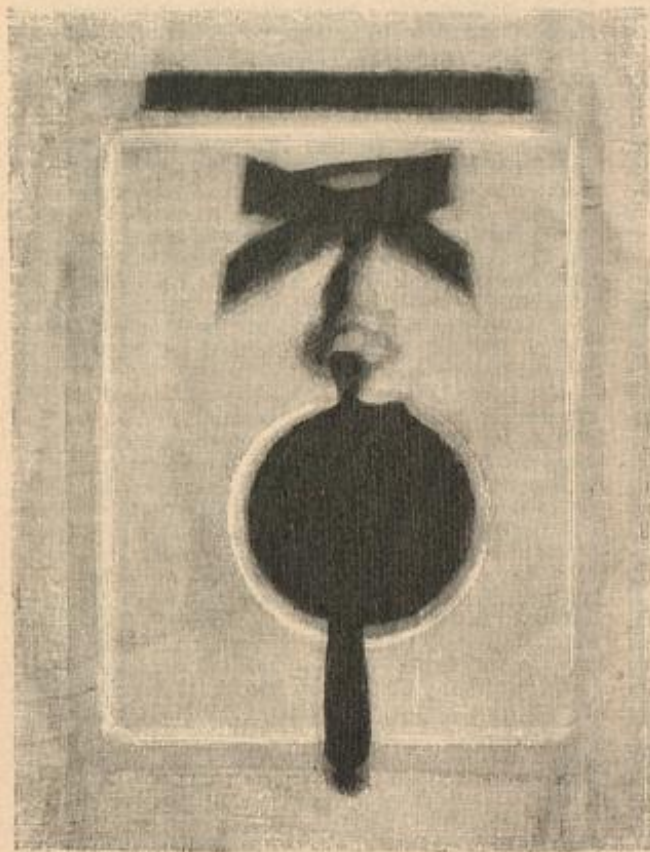
1. Hand mit Sprengstückchen im kleinen Finger. Aufnahme von Professor Dr. Giefeler, Bonn.



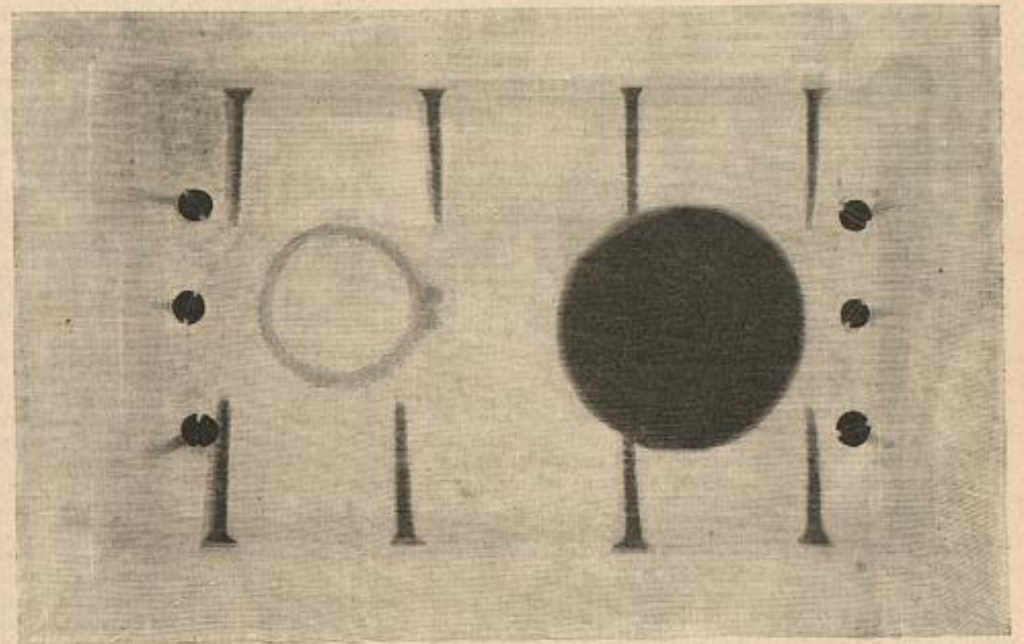
2. Maus und Bohnen. Aufnahme von Professor Dr. Giefeler, Bonn.



3. Schlüssel und Geld im Portemonnaie. Aufnahme von Professor Dr. Giefeler, Bonn.



4. Damen-Uhr im Etui. Aufnahme von P. Spies, Urania-Berlin.



5. Brillant-Ring und Ueber in einer Casette. Aufnahme von P. Spies, Urania-Berlin.
Röntgen'sche Strahlen.
Siehe Seite 54.

einem Proceß nöthig waren, den die Firma führen sollte, geordnet und auf bestimmte Fragen durchgesehen werden mußten. Weil die Arbeit wichtig war, so hatten die Herren den erfahrenen Born damit beauftragt. Die nur sehr selten gebrauchten Repositorien standen in dem Arbeitszimmer des Fräuleins, und daher hatte Born heute fast einen ganzen Tag mit ihr zusammen gearbeitet. Alle waren nun begierig, zu hören, was er mit ihr erlebt hätte.

Herr Born kam sich, wie es schien, sehr wichtig vor, indem er anfang zu berichten, daß die Collegin zwar etwas überrascht gewesen sei, als sie ihn in ihrem Arbeitszimmer vorgefunden hätte, aber dann, nachdem er ihr den Grund seiner Anwesenheit erklärt gehabt, wäre sie sehr nett und lebenswürdig geworden. „Sehr viel haben wir zuerst nicht gesprochen, wir hatten ja beide angestrengt zu thun; — übrigens arbeiten kann sie, es ist fabelhaft! Wenn dann aber einmal eine Pause kam, und ich die

Gelegenheit benutzte, ihr ein paar Worte zu sagen, sie nach etwas zu fragen, dann war sie durchaus nicht steif oder eingebildet, ganz und gar nicht, sondern offen und nett. Und als ich ihr erzählte, wir hätten sie alle für eine Senator-Tochter oder für ein adeliges Fräulein unter falschem Namen gehalten, da hat sie herzlich gelacht und mir erzählt, daß daran kein wahres Wort wäre. Sie ist aus ganz armer Familie; ihr Vater ist Schriftsteller gewesen, — die Schriftsteller haben ja alle nichts, —

und jetzt kann er nicht mehr arbeiten, und sie muß ihn erhalten. Auch einen Bruder hat sie noch, der studirt, glaub' ich, mit Hilfe von Freunden und Stipendien. Deshalb hätte sie auch auf zweihundert Mark monatlich bestanden. Sie hat sie schon früher verdient. Uebrigens ist sie ein ganz kluges Mädel. Wissen Sie, was sie sagte? Sie hätte es immer für thöricht gehalten, mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn zu sehen; es wäre ihr von Hause aus vorgekommen, als würde die Behandlung schon von selbst besser, wenn nur das Gehalt hoch genug wäre." Die Herren lachten, der zweite Schreiber, Moller, etwas schmerzlich, er bekam nur neunhundert Mark, und Doctor Platenius war wirklich manchmal sehr nervös.

"Ja, es scheint ein festes Frauenzimmer zu sein", sagte Born, "ich habe sie übrigens gebeten, uns zu besuchen; ich will sie meiner Frau vorstellen."

Die gönnerhafte Niene, mit der Herr Born das bemerkte, wurde noch gönnerhafter, aber auch etwas zurückhaltender, als die sämtlichen Herren ihn baten, sie doch auch einmal einzuladen, wenn Fräulein Tipp zu ihm käme, damit auch sie sie außergeschäftlich kennen lernten.

"Warum nicht?" meinte Herr Born, "das können wir ja machen, wenn sie nichts dagegen hat. Ich würde sie natürlich vorher fragen, und es wird wohl ganz nützlich sein, wenn Sie schon hier im Bureau den Umgangston etwas darauf einrichten."

Das geschah allseitig von diesem Tage an. Die Herren wurden außerordentlich höflich und zuvorkommend; die Lehrlinge flogen, wenn die Dame Papier, Bleisfedern oder sonst etwas brauchte. Es bildete sich eine gewisse Art Ritterlichkeit in dieser Acten-Atmosphäre aus; man fing an, die junge Collegin als eine Art Gesamtbefehl zu betrachten. Die Herren schwärmten für sie, und außerhalb des Bureaus renommierten sie mit ihr.

Die stete Gewohnheit dieser Höflichkeit hatte noch einen, zwar indirecten, aber sehr starken Nutzen: die Herren wurden unwillkürlich auch gegen einander höflicher. Das Niveau der Formen hob sich; es war wirklich, wie das gesammte Personal behauptete, ein ganz anderes Leben, seit Fräulein Tipp da war.

Man versuchte auch unter allerlei Vorwänden nach Schluß des Bureaus die Collegin auf der Straße ein Stück zu begleiten, um sich von den guten Freunden nachher nach der hübschen und vornehmen Dame befragen und sich um sie beneiden zu lassen. Nur dauerte solche Begleitung leider nie sehr lange. Die Herren wußten eigentlich gar nicht, wie es zugeht: die junge Dame blieb immer von freundlicher, lächelnder Liebenswürdigkeit, allein bevor man an die nächste Ecke der Straße gelangt war, hatte man sich immer wieder sehr höflich von ihr verabschiedet.

Uebrigens schienen die Herren Doctoren auch von ihr zu Hause zu erzählen, denn die Gattinnen der drei Chefs traten nach und nach auf dem Bureau in Erscheinung. Erst kam die eine, dann kam die andere, ihren Mann zu irgend etwas abzuholen und sich bei dieser Gelegenheit die neue Schreibmaschine und, ganz nebenbei, auch Fräulein Tipp anzusehen. Die Frauen der beiden älteren Associés waren ganz entzückt von dieser Gewesen; nur die des jüngsten hatte, wie der Cassirer Dachs ganz deutlich gehört haben wollte, zu ihrem Manne gesagt: "Nun, mein Gott, das scheint mir doch weiter kein Kunststück zu sein!"

"Kunststück," hatte der Doctor geantwortet, "das ist wohl nicht das richtige Wort; ich meine, diese Thätigkeit setzt viel Auffassungsgabe voraus und ist auch sehr anstrengend."

"Anstrengend?" hatte Frau Doctor erwidert, "daran gewöhnt sich so ein Mädchen doch! Mir scheint vor allen Dingen: sie ist viel zu hübsch."

Frau Doctor Platenius war eine geborene Killingshufen, von dem bekannten großen Japan-Gaule Gustav Adolph Killingshufen & Co. Ihr Bruder, Fritz Killingshufen, stand an der Spitze des Hauses, das die Firma in Yokohama besaß.

Kurz vor Weihnachten kam Fritz Killingshufen in Hamburg an, um einige Monate in Europa zu bleiben.

Eines Tages trat er vor der Börse in das Bureau seines Schwagers, mit dem er zusammen frühstücken wollte. Er fand ihn, mit Fräulein Tipp arbeitend. Seitdem kam Herr Fritz Killingshufen öfter, schließlich sehr oft, und es war auffallend dabei, wie er ungemein häufig gerade dann sich zeigte, wenn er Doctor Platenius nicht antraf.

Er schien sich auch für Schreibmaschinen zu interessieren; vermuthlich wollte er sie in Japan einführen, denn er versäumte keine Gelegenheit, sich über Bau und Handhabung der Maschine, über die Vortheile der Erfindung u. eingehend zu unterrichten.

Wenn er wieder einmal zu einer Zeit, wo er füglich hätte wissen können, daß er seinen Schwager nicht trafe, "angestarrt kam", wie sich der Bureau-Vorsteher Born sehr respectwidrig ausdrückte, flüchtig nach seinem Schwager fragte, und dann auf die stereotypische Antwort: "Herr Doctor ist nicht anwesend" mit einem lustigen: "Ich wollte Ihnen nur guten Tag sagen, Fräulein Tipp," in deren kleinem Zimmer verschwand, da fing sie an, die Köpfe zusammenzustecken, und die Gesichter schienen auszudrücken, daß man auf ganz außerordentliche Ereignisse gefaßt sein könnte.

Herr Fritz Killingshufen hatte sich früher schon für so ziemlich unwillkürlich gehalten; er hatte auch in Yokohama, sowohl in der europäischen Colonie, als den japanischen Musmés gegenüber, den erfolgreichen Umgang mit Damen nicht verlernt, aber dieser kleinen "Steno-Gräfin", wie er sie nannte, gegenüber konnte er nicht viel Staat mit seinen Fortschritten machen. Es war zu dumm, aber es war nicht darüber hinwegzukommen, er war geradezu blöde, wenn er vor ihr stand. Endlich, es waren beinahe acht Wochen, nachdem er sie zum ersten Mal gesehen hatte, nahm er sich eines Nachmittags ein Herz und fragte, ob er nicht einmal am dritten Orte etwas länger und ungestört das Vergnügen ihrer geistvollen Unterhaltung genießen könnte, die ihn immer so sehr entzückte.

Die junge Dame mit der entzückenden Unterhaltungsgabe sah auf; sie sagte gar nichts diesmal, allein in ihren Augen stand deutlich etwas, daß er sich, aller Selbstschätzung ungeachtet, kaum anders überlegen konnte, als mit: "Sie sind wohl nicht ganz munter!"

Und als sie immer noch nichts sagte, fing er an zu stottern: "Ja, da finde ich doch nichts bei, wenigstens wir Ueberseer..." Sie antwortete auch dann noch nicht, aber sie hatte ganz notwendig etwas mit Herrn Born zu besprechen, zu welchem sie hinausging. Die Thür zum Haupt-Bureau blieb dabei offen. Es mußte eine sehr schwierige Frage sein, die Unterhaltung nahm gar kein Ende; er konnte nicht so allein dastehen und warten, er mußte also gehen...

Am Abend darauf machte Frau Doctor Platenius ihrem Mann eine Scene: "Ich habe Dir gleich gesagt, daß sie zu hübsch wäre, daß es kein gutes Ende nehmen würde!"

Der Doctor lachte. "Nun, vorläufig sehe ich noch gar kein schlimmes Ende."

"Was, ist das noch nicht schlimm genug? Der Mensch wagt es, mich zu bitten, mich, seine Schwester, daß ich Deine Angestellte hier in's Haus einladen solle, damit er sie kennen lernen könne, — ist denn das nicht verrückt?"

"Natürlich ist es verrückt! Sag' ihm nur einfach, Du dachtest nicht daran; damit ist die Sache erledigt."

"Sie muß sofort entlassen werden!"

"Unsinn, Kind, fällt uns gar nicht ein! Daß Dein Bruder auf so alberne Gedanken kommt, dafür kann sie doch nicht? Sie ist nicht verliebt in ihn, darauf kannst Du Dich verlassen."

"Das wirst Du wohl wissen!"

"Das weiß ich allerdings! Ich will Dir auch erzählen, woher. Siehst Du, soweit ich das beurtheilen kann, ist Bruder Frigden all die Zeit nur um sie herumgeschlichen, aber gestern muß irgend ein Wort gefallen, irgend etwas geschehen sein."

Frau Doctor wurde aufmerksam. "Und...?"

"Nun, heute Morgen, ich hatte ihr eben dictirt, da sagte sie ganz ruhig: 'Apropos, Herr Doctor, ich habe eine Bitte an Sie. Würden Sie wohl die Güte haben, Ihren Herrn Schwager darauf aufmerksam zu machen, daß Sie zwischen vier und sechs nicht im Bureau sind?' Herr Killingshufen kommt gerade häufig um diese Zeit, wo er Sie doch nie trifft und...".

"Ist irgend etwas vorgefallen?"

"Durchaus nichts, Herr Doctor," antwortete sie. — Vermuthlich hat er aber den ersten leisen Versuch gemacht, zudringlich zu werden. Ich habe mich bemüht, sie auszufragen, aber sie war von einem so sicheren Tacte, es war absolut nichts zu machen; nur ein feines Lächeln über meine vergeblichen Bemühungen konnte ich bemerken. Als ich endlich meinte: 'Ja, mein Gott, wie soll ich denn das dem Ueberseer sagen?' gab sie mir zur Antwort: 'Sie können ihn doch wohl darauf aufmerksam machen, daß in Ihrem Bureau in Ihrer Abwesenheit, während Ihre Angestellten arbeiten sollen, selbst überseische Herren überflüssig sind. Aber, wie gesagt, Herr Doctor, ich habe nur im Interesse des Dienstes mit Ihnen darüber gesprochen und möchte mich nicht etwa beklagt haben.'

"Und darauf fällt Du hinein?"

"So ein geriebenes Mädchen! Damit will sie ihn ja nur heiß machen und um so sicherer fangen! Weggeschickt muß sie werden, und zwar gleich!"

Sie wurde aber nicht weggeschickt. Die drei Herren behandelten sie nur noch etwas höflicher.

Aber bei Papa Killingshufen hatte Frau Doctor Platenius wohl einige sehr starke Hebel angelegt: das Haus in Yokohama bedurfte auffällig rasch seines Leiters. Herr Fritz Killingshufen hatte vorher noch in Paris und London zu thun; er reiste schon einige Tage später ab.

Darüber waren Jahr und Tag vergangen. Fräulein Tipp war nun schon fast zweiundneinhalb Jahr bei den Doctoren Semmler, Meyer und Platenius. Sie schien fast noch beliebter, unentbehrlicher und hübscher geworden zu sein. Die Herren, namentlich aber Doctor Platenius, gingen mit ihr um, fast als wäre sie eine Tochter aus gleichberechtigter Familie.

Bei Fritz Killingshufen aber half die Verbannung nicht; er schrieb seiner Schwester lange Briefe, in denen er sie bitter anklagte, ihn damals verrathen zu haben, und seit er Martha, — er schrieb wirklich "Martha", — nicht mehr sähe, wüßte er erst, wie sehr er sie liebte. Und er schrieb an seinen Vater ebenfalls Briefe, lange Briefe, unaufhörlich betonend, er wolle Fräulein Tipp, die Schreiberin, heirathen; er hätte seinem Vater den Gefallen gethan und wäre damals abgereist, um sich alles in Ruhe zu überlegen; er hätte sich nun alles überlegt, er sähe gar keinen Grund, weshalb er nicht um sie anhalten sollte. Sie sei arm, aber durchaus wohlverzogen, klug und ganz tadellos, und was seine Familie wohl vernünftiger Weise dagegen haben könne, wenn sie ihm und er ihr gefiele? Der Familie könnte das ja gleichgültig sein, er würde ja mit ihr in Japan sitzen. Und wenn man ihm die Erlaubniß verweigere, endgültig verweigere, so würde er aus dem väterlichen Geschäft austreten, so würde er selber etwas anfangen in Japan und in Deutschland, und würde "Martha" doch heirathen!

Das machte mit der Zeit den Vater doch bejorgt und schwankend in seiner Haltung. Fritz Killingshufen war zweifellos kein hervorragender Kopf, seine Gedanken waren selten bedeutend, er würde niemals große Thaten vollbringen und kaum etwas Geniales für die Menschheit leisten, aber er war ein ganz tüchtiger Handelsherr; die Geschäfte gingen unter seiner Leitung ausgezeichnet, er verdiente für sich und das Stammhaus Unsummen. Also, was schließlich thun?

Eines schönen Tages war Fritz wieder da. An demselben Nachmittag noch begegnete er Fräulein Tipp ganz zufällig auf der Straße, dicht vor dem Bureau, und begrüßte sie strahlenden Angesichts.

Im Laufe des Tages hatten einige Sitzungen im Familienrath stattgefunden, wie man die Sache wohl am besten in correcte Form bringen konnte. Frau Doctor Platenius mußte klein beigeben. Man fand es am natürlichsten, daß sie, scheinbar ganz gelegentlich ihren Mann vom Bureau abholend, das junge Mädchen erst einmal zu sich zum Thee bäte, strict im engsten Familienkreise. Dort wollte dann Mama Killingshufen sie kennen lernen und dann zu kleineren Gesellschaften zu sich bitten. Das weitere würde sich finden...

Es war wenige Tage später. Am Nachmittag wollte Frau Doctor Platenius kommen. Am Vormittag beim Dictiren hielt der Doctor schon einen kleinen Scherz für angezeigt: "Nun, mein Schwager, Ihr alter Verehrer, ist wieder hier," sagte er.

"Jawohl," antwortete sie, "wir haben uns gestern schon auf der Straße begrüßt." Ein mildes Lächeln erschien auf ihrem feinen Gesichte. Es fiel dem Doctor auf. Wirklich merkwürdig mild, fast ein wenig mitleidig.

"Er schwärmt von Ihnen und behauptet, Sie wären noch hübscher geworden."

Fräulein Tipp antwortete nichts mehr. Es wollte dem Doctor aber bedünken, als sei sie fortan etwas unruhig während des Dictates.

Als sie fertig waren und sie ihre Papiere und Bleistifte zusammenpackte, zitterten die feinen Finger leise, dann erhob sie sich und sagte: "Kennen Sie Lothar Brunn, Herr Doctor?" "Den National-Defonomen?" "Ja gewiß," antwortete er, "ein ganz bedeutender Kopf, und noch ein junger Mann, höre ich. Er ist eben erst Professor in Berlin geworden."

"Ja. Sein letztes Buch 'Die Zukunft der Rente' hat ihm den Ruf eingebracht."

"Wie kommen Sie auf ihn," fragte der Doctor.

"Ich bin mit ihm verlobt," antwortete Fräulein Tipp. "Ich war es schon, eh' ich zu Ihnen kam. Er mußte warten, bis er eine genügend dotirte feste Stellung hatte, und ich mußte im Interesse meines Vaters die Zwischenzeit zum Verdienen benutzen. Wir wollen nun im Herbst heirathen. Nach unserem Vertrag hätte die Kündigung ja noch etwas Zeit gehabt, aber ich meinte, es sei vielleicht doch richtig, es Ihnen jetzt schon zu sagen. Sie können sich dann ruhiger nach einem Erfolge umsehen."

"Ich fürchte, Sie sind nicht zu ersehen!" sagte Doctor Platenius sichtlich niedergeschlagen.

Rachdruck verboten.

Röntgen'sche Strahlen.

Von Danmar Schulz-Hende in Berlin.

Siehe die Abbildungen Seite 53.

Manche der geneigten Leserinnen dieses Artikels wird in den vergangenen Wochen in Erinnerung an eine mehr oder minder fern liegende Schulzeit, zu irgend einem in der Haus-Bibliothek befindlichen Lehrbuche der Physik gegriffen haben, um endlich einmal genaue Auskunft über das Gebiet der Röntgen'schen Entdeckung zu erhalten. Gehörte es doch schon zum guten Ton, auf Grund der fast täglich in den politischen Zeitungen erscheinenden sensationellen Berichte über weitere Vervollkommnung der Röntgen'schen Versuche, sich im Gespräch mit einem Tischnachbar während eines guten Dinners, oder in trauter Theestunde mit Freundinnen, wohlinformirt über das "Allerneueste" auf diesem Gebiete zu zeigen.

Selten wohl hat eine streng wissenschaftliche Entdeckung auf einem Gebiete, das nur von wenigen betreten wird, ein solch' allgemeines Aufsehen erregt, wie die der X-Strahlen von Röntgen, und erstaunt sieht man vor der Thatfache, daß zur eigentlichen Verbreiterin dieser Entdeckung sich die Tagespresse gemacht hat, während in den physikalischen Fachzeitschriften nur wenig davon zu lesen war. Das muß einen Grund haben. Wir finden diesen sehr bald in dem Umfange, daß bis jetzt noch keine genügende Erklärung für die Natur der räthselhaften Erscheinungen gefunden worden ist, was wiederum allen, die sich in ihrer Noth vergebens um Auskunft an eines unserer altbewährten Lehrbücher der Physik wandten, zum Troste gereichen mag.

Wenn wir es nun dennoch übernehmen, den Leserinnen dieses Blattes einige Aufklärung über die Natur der interessanten Entdeckung zu geben, so kann unsere Aufgabe nur darin bestehen, das Gebiet, auf dem sich jene Erscheinungen abspielen, zu beschreiben und die bisher mit den Röntgen'schen Strahlen gewonnenen Resultate erläuternd aufzuzeichnen.

In der Schule lernen wir zwei Arten von Electricität unterscheiden, die sogenannte Glas- und die Harz-Electricität, oder auch positive und negative Electricität genannt. Wir lernen ferner, daß beide Electricitäten gewisse Verschiedenheiten zeigen, stets das Bestreben haben, sich zu vereinigen, sich gegenseitig auszugleichen, und daß dieser Ausgleich unter bestimmten Verhältnissen in Gestalt eines Funkens vor sich geht.

Zur Erzeugung solcher Funken dienen in der Physik besondere Apparate, die Funkengeber oder Inductoren (auch Ruhmkorff'sche Apparate) genannt, weil es mit diesen und einer galvanischen Batterie möglich ist, eine unbegrenzte Zahl kleinerer oder größerer Funken in steter Aufeinanderfolge hervorzurufen und außerdem die elektrischen Wirkungen bedeutend zu verstärken.

Klemmen wir in die Pole eines solchen Apparats zwei Drähte ein und nähern die beiden anderen Enden der Drähte einander, so sehen wir nach Anstoß des an dem Apparate angebrachten Strom-Unterbrechers unter knatterndem Geräusch Funken überspringen. Ist die Entfernung der Draht-Enden eine geringe, dann vermögen wir kaum die einzelnen Funken zu unterscheiden, wird sie größer, so sehen wir einen zickzackförmig gebogenen Lichtstreifen und haben hier dasselbe im Kleinen, was uns die Natur im Großen bietet, wenn unter Gewitterstürmen der vom Himmel herniederfahrende Blitzstrahl die hochragende Erde spaltet.

Der Funke ist nun auf nichts anderes, als auf eine gewaltsame Durchbrechung der Luft zurückzuführen, die der Vereinigung der Electricitäten ein Hinderniß entgegensetzt. Räumt man dieses Hinderniß zum Theil weg, indem man den Funken in Glasröhren überspringen läßt, in denen die Luft durch Auspumpen mit einer Luftpumpe verdünnt worden ist, in sogenannten Geißler'schen Röhren, so stellt sich die Entladung wesentlich anders dar. Wir sehen nicht mehr den Funken überspringen, sondern es findet gleichsam ein Ueberströmen der Electricität statt, das mit prächtigen Farbenercheinungen verbunden ist. Bei Gegenwart von verdünnter Luft leuchtet die Röhre violett, befindet sich verdünnter Wasserstoff darin, roth und bei Anwesenheit von verdünnter Kohlensäure erstrahlt sie in blaugrünem Lichte. Doch hiermit ist der Wechsel der Erscheinungen noch nicht erschöpft. Nimmt man ein kugelförmiges Glasgefäß, verdünnt in ihm die Luft noch etwas stärker, als in den Geißler'schen Röhren, so sieht man bei stattfindender Entladung das Innere nicht mehr im ganzen leuchten, sondern es entsteht ein schmales, den Weg der Electricität andeutendes Lichtband zwischen den beiden Polen. Bringt man an der Kugel verschiedene Pole an, durch Einschmelzen von Metalldraht, z. B. oben, unten und in der Mitte der Kugel, — verbindet dann einen Pol das Inductors mit einem beliebigen der Kugel, und den anderen Pol nach einander mit den anderen Polen der Kugel, so sieht man, wie der den Weg der Electricität bezeichnende Lichtstreifen einem jeden Wechsel folgt, einmal nach oben, dann nach unten oder horizontal gerichtet ist. Dieser Umstand ist im Gegensatz zu dem folgenden Versuch hervorzuheben. Nimmt man eine genau gleiche Kugel, wie die soeben beschriebene, treibt aber die in ihr enthaltene Luft bis zur äußersten Verdünnung und läßt die Entladung in ihr erfolgen, so ist das violette Licht vollständig verdünnt, von dem einen Pol, oder, wie er auch bei diesen Apparaten genannt wird, von der einen Elektrode geht ein schwach blaues Licht in gerader Richtung aus, und dort, wo es die

Glaswand trifft, beginnt diese in grünelbem Licht zu leuchten, zu fluoresciren. Unterucht man den Vorgang näher, so findet man, daß die Ausstrahlung immer nur von der negativen Elektrode oder, wie sie auch sonst genannt wird, Kathode ausgeht; wir sind also bei den „Kathoden-Strahlen“ angelangt, von denen Wochen hindurch in den Zeitungen so viel die Rede war. Diesen Kathoden-Strahlen werden verschiedene Eigenschaften zugeschrieben, wie: Ausbreitung nur gradlinig und in einer Richtung, senkrecht zur Kathoden-Fläche, ferner Ablenkbarkeit durch den Magneten, Fähigkeit, Fluorescenz zu erzeugen etc. Die letztere Eigenschaft haben wir vorher schon kennen gelernt und sind hier an der Quelle der Röntgen'schen X-Strahlen, denn Röntgen operirt mit Apparaten, wie die vorher beschriebenen und hat sich in dem Bericht der Würzburger medicinischen Gesellschaft dahin ausgesprochen, daß an der Stelle, wo die Kathoden-Strahlen die Glaswand treffen, wo die grünelbe Fluorescenz durch diese hervorgerufen wird, der Ausgangspunkt der X-Strahlen zu suchen sei.

Die Entdeckung der X-Strahlen hat Röntgen einem Zufalle zu verdanken. Er arbeitete mit Kathoden-Strahlen und hatte eines Tages seine lustlere gemachte Röhre mit einem Carton-Kasten bedeckt, sodah in dem Zimmer Dunkelheit herrschte, als er zufällig bemerkte, daß ein in die Nähe des Apparats gebracht und mit fluorescirender Masse beschriebener Schirm plötzlich aufleuchtete. Röntgen zog sofort den Schluß, daß das Agens, welches das Aufleuchten bewirkte, nur von seiner Entladungsröhre herkomme, und daß dieses die Fähigkeit haben müsse, auch für unser Auge undurchsichtige Körper zu durchdringen. An diese erste Beobachtung knüpften sich eine Reihe von Versuchen, die Röntgen sehr bald den Beweis lieferten, daß das unbekannte Etwas nicht allein Carton, sondern auch Holz, Aluminium, Messing, die Weichtheile des menschlichen Körpers zu durchdringen vermag, und daß die von der fluorescirenden Stelle der Röhre ausgehenden, dem Auge aber nicht sichtbaren X-Strahlen oder, wie sie wohl besser heißen, Röntgen'sche Strahlen, auch im Stande sind, auf photographische Platten zu wirken. Letztere Wahrnehmung führte zur Erzeugung von Bildern, wie die diesem Artikel beigegebene Abbildungen, die von Professor Dr. Gieseler in Bonn, sowie von P. Spiess, dem Dozenten an dem volkshumlichen wissenschaftlichen Berliner Institut „Urania“ hergestellt wurden. Die Dinge alle anzuführen, die sich in der Folge an den verschiedensten Orten der Einwirkung der X-Strahlen mit mehr oder weniger gutem Erfolge ausführen mußten, würde uns hier zu weit führen; wir beschränken uns darauf, auf unsere interessanten Abbildungen 1 bis 5 zu verweisen;*) wir laßen ja die entsprechenden Berichte täglich in den Zeitungen. Für uns erübrigt es sich nur, noch auf einen Umstand hinzuweisen, der wohl schon mancher aufmerksamen Leserin bei der Betrachtung Röntgen'scher Bilder aufgefallen sein mag. Alle solche Bilder erscheinen nämlich mehr oder weniger unklar, was wiederum darauf zurückzuführen ist, daß die Bilder, da die X-Strahlen bisher noch nicht als brennbar befunden wurden und eine solche Brennbarkeit Vorbedingung für den Gebrauch eines photographischen Objectives ist, mit Hilfe der herkömmlichen Apparate nicht hergestellt werden können, sondern nur Schattendrücke darstellen, bei denen die Unschärfe durch die Breite der Lichtquelle verursacht wird. Vorläufig müssen wir uns also mit diesem Fehler abfinden, doch ist genügende Aussicht vorhanden, daß schon in allernächster Zeit Verbesserungen in dieser Beziehung erzielt werden. In neuerer Zeit, nachdem die Bogen der ersten Erregung sich etwas gelegt haben, werden nun Stimmen laut, die der Röntgen'schen Entdeckung einen praktischen Werth absprechen wollen. Demgegenüber braucht man aber nur daran zu erinnern, daß das neue photographische Verfahren noch in den allerersten Anfängen seiner Entwicklung steht, und daß es wohl etwas gewagt ist, schon jetzt ein abschließendes Urtheil zu fällen; im Gegentheil, alle Anzeichen deuten darauf hin, daß diese Entdeckung nicht allein den auf sie gesetzten Hoffnungen entsprechen, sondern den Ausgangspunkt für die Lösung der interessantesten wissenschaftlichen Probleme bilden wird.

*) 1 ist eine von Professor Dr. Gieseler in Bonn photographirte Hand eines Bergarbeiters, in der ein Sprengstückchen nach einer Explosion zurückgeblieben war. Mit Hilfe der Röntgen'schen Strahlen wurde die genaue Lage des Fremdkörpers auf einer photographischen Trockenplatte bestimmt, und dieser darauf durch eine Operation von Professor Dr. Wigel in Bonn entfernt. Der dunkle Punkt im kleinen Finger ist das Sprengstückchen. Bezüglich 2, 3, 4 und 5 siehe die Bild-Unterschriften.

Nachdruck verboten.

Erzherzog Franz Salvator und seine Kinder.

Von Natalie Bruck-Auffenberg in Wien.

Siehe das Bild Seite 49.

Das anmuthsvolle Familienbild, das unsere heutige Nummer schmückt, ist das Geburtstagsgeschenk einer glücklichen Frau und Mutter, der jüngsten Tochter des Kaisers von Oesterreich, Erzherzogin Marie Valerie. Eine Liebesheirath im vollsten Sinne verbindet die Prinzessin seit dem 31. Juli 1890 mit Erzherzog Franz Salvator, dem Enkel des Großherzogs von Toskana, Sohn des 1892 verstorbenen Erzherzogs Carl Salvator und der Erzherzogin Maria Immaculata, Prinzessin von Neapel. Der Erzherzog, gegenwärtig als Major beim 8. Tiroler Kaiser-Jäger-Regiment in Linz, ist am 21. August 1866 auf seinem väterlichen Sommerhause, Schloß Altmünster bei Gmunden am Traunsee geboren, und in Wien erzogen worden. Er ist Wiener durch und durch, während seine Eltern, beide entthronten italienischen Fürstengeschlechtern entstammend, die italienische Heimat nie verleugnen konnten. Sein in Bologna und Florenz erzogener Vater war ein großer Verehrer der Künste und Wissenschaften; seine Mutter ist eine vorzügliche Landschafts- und Architektur-Malerin, wobei sie hauptsächlich italienische Motive liebt. Der junge Erzherzog erbt, wie sein Bruder Erzherzog Leopold Salvator, eine treffliche und strenge, auf die militärische Laufbahn hinielende Erziehung und trat schon mit fünfzehn Jahren als Lieutenant in den activen Dienst. Gleich seinem Bruder besuchte er dann später die Kriegsschule zu Wien, wo er sich stets als ein ganz

ausgezeichnet, zu einer führenden Stellung vollberechtigter Officier und als ein schneidiger Reiter bewies. Während dieser Studienzeit nun war es, als er sich zu Weihnachten 1888, unter dem Christbaume, mit der Erzherzogin Valerie verlobte. Erst als er zwei Jahre später seine strengen Studien vollendet und die Hauptmannswürde erreicht hatte, wurde zu Hohl die Vermählung des glücklichen Paares gefeiert. Dort hatten sich auch die Herzen des jugendlichen Paares gefunden, als Erzherzogin Valerie mit ihrer erlauchten Mutter zum Sommeraufenthalt daselbst weilte, und Erzherzog Franz Salvator vom benachbarten Schlosse seiner Eltern oftmals in die Nähe der hohen Frauen gelangte und an ihren Fuß-Touren im Salzkammergute theilnahm, wobei die von früher Kindheit an bestandene Spiellameradschaft zur Liebe emporwuchs. Erzherzogin Valerie ist eine Frau von den seltensten Eigenschaften des Herzens und Geistes; sie verbreitet den Zauber des Familienglückes um sich her und begehrt nur dies als das höchste von all' den Gütern des Lebens. Sie hat die Art ihrer hohen Mutter, der Kaiserin Elisabeth, sich in ländlicher Einsamkeit am wohlsten zu fühlen, und so genießt das glückliche Paar seit seiner Vermählung ein wahres Familien-Idyll im Schlosse Lichtenegg zu Wels. Erzherzogin Valerie ist eine glühende Verehrerin der Dichtkunst und selbst eine hochbegabte Poetin. Ihrer Mutter gleich liebt sie vor allem Heine und Scheffel. Letzterem hat sie ein würdiges Denkmal gesetzt in den schwungvollen Versen, die, in eine Steintafel gemeißelt, an der Falkensteinwand am Wolfgangsee prangen, an jener Stelle, die der Dichter in seinen „Berg-Psalmen“ verherrlicht hat. Das Gedicht lautet:

„Dank an Scheffel.“

Dank dir, du Edler, daß du es gesungen,
 Was unsrer Heimat Wald dir zugerufen,
 Was in der Wellen Murmeln dir erklungen
 Und du der frommen Sage abgelautet!
 Neunhundertjährige Erinnerungen
 Daß du zur Wirklichkeit uns umgetauscht;
 Im holden Sang, den uns dein Geist gegeben,
 Giebst du dem heil'gen Klausner neues Leben!

Und weil du so den Sagenhag gehoben,
 Der tief in unsrer Heimat Bergen ruht,
 Weil du der Dichtung Lorien-Schein gewoben
 Um unsres Wolfgangsee's grüne Fluth,
 Drum wollen Oesterreich's Edhne Dank geloben
 Auf ewig dir, du schwäbisch Dichterblut!
 O, mögen deinem Geist sich Jünger finden,
 Gleich dir der Heimat Sagenwelt zu länden!

Erzherzogin Valerie ist am 22. April 1868 zu Wien geboren und verlebte ihre Kindheit meist in Ungarn, stets in unmittelbarer Umgebung ihrer Mutter, der Vertrauten ihrer Studien und auch ihrer Poesien, die manchen Band füllen, von der Erzherzogin aber bis auf wenigste jeder Veröffentlichung streng entzogen werden. Eine Fülle warmer Herzenszüge weist das Jugendleben der Prinzessin auf; bekannt ist u. a. der Umstand, daß sie ein kleines Mädchen zu sich nahm, dessen Eltern beim Brande des Ring-Theaters umgekommen waren. — Nun hat sie drei eigene reizende Kinder, deren zwei älteste an der Seite ihres Vaters unser Bild darstellt: Erzherzogin Elisabeth, geboren am 27. Januar 1892 in der Hofburg zu Wien, Erzherzog Franz Carl Salvator, geboren 17. Februar 1893 zu Lichtenegg, und Erzherzog Hubert Salvator, geboren 30. April 1894 ebendasselbst. Gewiß schildert nichts anschaulicher das Glück dieser hohen Familie, als wie die Gruppe auf unserm Bild es zeigt.

Nachdruck verboten.

Der Schuh.

Von August von Heyden in Berlin.

V.

Mit 10 Abbildungen.

Sald in die eine, bald in die andere der geschichtlichen Moden zurückfallend, je nachdem die Laune der beiden berühmten pariser Schuster, welche man fast als Künstler ansah, Effstein, eines Deutschen, und Burbon, diese oder jene Form bevorzugte, bleibt der Schuh fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch. Der Absatz des in der überaus dünnen Sohle stark gewölbten Schuhs, hielt sich bis zur Zeit der Revolution, während er in der Tracht der Männer längst niedriger geworden, ja um 1760 in Frankreich fast völlig verschwunden war. Die Damen aber wenden der Form und Ausstattung des Schuhs und mit farbigen Zwickeln versehenen Strümpfen die größte Aufmerksamkeit zu, weil in gewissen Kostümen, namentlich der auf Chic und Zierlichkeit der Erscheinung mit den höchsten Kreisen weitestreichenden Mittellassen, die Röcke oft ziemlich kurz sind. Andererseits verbergen die über die mächtigen, aber vorn und hinten abgeplatteten Reifröcke gespannten Kleider den Fuß viel weniger, als solches ohne diese Mode geschehen wäre. Eine Folge dessen ist der große Werth, den man auf nicht nur geschmackvolle, sondern auch wirklich gute Ausführung der Schuhmacherarbeit legt. Diese wurde wirklich von keiner Zeit vorher und nachher, selbst bis auf den heutigen Tag nicht, erreicht. Eine Ausnahme machten, wenigstens bis vor wenigen Jahren, die sehr zahlreichen, vortrefflich arbeitenden Schuhmacher in Portugal, welche daher eines erheblichen Exports nach Spanien und den überseeischen Ländern für ihre zierlichen Arbeiten sich erfreuten. Von 1780 an verschwindet auch beim Frauenschuh allmählich der hohe Absatz, bis ihn die Revolution für einige Jahrzehnte völlig aus der Welt schafft. Auch die reiche Ausschmückung mit Bandrosen und Schleißen (40) muß ihr weichen, so unerträglich der royalistischen Gesellschaft diese Einfachheit erschien. Bekannt ist, daß, als Roland 1792 sich bei dem Könige meldete, um sein Minister-Portefeuille zu empfangen, und er in einfachen Schuhen ohne Schnallen erschien, der Hof, ob dieser unerhörten Vernachlässigung, die auch der arme König als eine schwere Beleidigung empfand, muthlos in die Worte ausbrach: tout est perdu!

Um 1790 erhält der abglatzte Damenschuh einen spitzen

Zehenabschluß und einen ebensolchen Ausschmitt bei meist weißer, oder doch heller Färbung, bleibt aber sonst ohne jeden Auspuß (43c). Nur die Merveilleyen und Sauvagen übertrieben die Länge der Ausschmückung des Schuhs und setzten an das Ende des Ausschmittes eine ganz kleine, kaum bemerkbare Schleife (43b). Erst um 1797 wagt die Ausschmückung sich schüchtern einzuschleichen, indem die Befestigung des Schuhs durch weit am Weine hinauflaufende, lebhaft gefärbte Kreuzbänder geschieht (43a). Da der Rod kurz getragen und noch dazu gern mit der einen Hand gehoben wird, ist es wieder Zeit, auf Schuh und Weim die Sorgfalt des Schmückens zu verwenden. Jetzt findet sich auch um 1798 eine Bandrose und leichte Stiderei auf der immer noch hellen Fußkleidung ein, die mit jenen gekreuzten Bindebändern mehrere Jahrzehnte bleibt. Jedoch fällt der Schmutz der Bindung noch fort (44b) und wird erst nach 1820 ganz allgemein, in welcher Zeit der Schuh einen geraden, ziemlich breiten Abschluß bekommt und mitunter kleine Ausschmitten auf dem Oberzug erhält, um den durchbrochenen Strumpf möglichst zu zeigen (44c). Die Bänder des Schuhs sind jederzeit von derselben Farbe wie der Schuh, während in der Revolutionszeit die Bänder lebhaft mit der Farbe des Schuhs contrastiren mußten. Im Jahre 1809 fand sich die erste, bis über den Knöchel hinaufreichende, hellfarbige Stieflette, welche oben mit gleichgefärbter Bandröhre eingefast ist (44a); alles noch ohne jeden Absatz. Erst 1829 erscheint derselbe wieder als ganz niedrige Auflage auf der Sohle (44d). Der Zierlichkeit der Fußbekleidung wird von der Zeit, wo um das Jahr 1830 der gebauchte Rod, zunächst noch ohne Crinoline, mehr als in den letzten Jahrzehnten vom Boden zurückweicht und den Fuß zeigt, immer größere Beachtung geschenkt. Der Schuh wird schmaler, allmählich wieder etwas spitzer, und der zierliche, vorn mit Knöpfen geschlossene, oder an der Innenseite zugeschnürte Stiefel (der Gummizug findet sich bei dem Frauenstiefel erst viel später) von grauem oder schwarzem Atlas mit Spitzen von Glanzleder wird überaus modisch (44e). Die Crinoline, die alte Vertugade, welche namentlich beim Sitzen den Fuß sehr frei zeigt, erhöht die Anforderungen an die Eleganz des Schuhwerkes. Der Absatz wird wieder höher, fast bis zu den unsinnigen und so gesundheitsfeindlichen Dimensionen des vorigen Jahrhunderts. Der niedrige Gesellschaftschuh erhält reichen Auspuß von Schleißen und Bandrosen. Das Stiefelchen steigt über die halbe Wade hinaus, und schließt oben, wie der Husarenstiefel, mit gebogener Linie ab. Es wird von hellfarbigem Atlas oder von feinstem, goldschimmernden Satin, selbst auf dem Valle getragen. Als man dem hochgestellten, sehr knappen Schuhe vor vierzig Jahren auch einen spitzen Abschluß gab, und die Damen eigentlich nur noch mit den Spitzen der erhen zwei Zehen den Boden berührten, konnte man sich wirklich mitunter nach dem himmlischen Reiche versezt glauben, wo ein Theil seiner Bewohnerinnen die ungläublichsten Quälereien durch den Schuh zu erliden haben. Nur die Chinesinnen müssen sich dieser Tortur unterwerfen, während die Mandchufrauen, welche um keinen Preis mit den Frauen der alten Urvölkerung verwechselt sein wollen, die chinesische Fußtracht verabscheuen. Der chinesische Frauenschuh ist so klein und kurz, daß die Zehen und das Ferseubein durch künstliche Bindung und Schnürung gegen einander gedrückt werden (45a), um eine Art Klumpfuß zu bilden. Die Procedur, die an den ganz kleinen Mädchen vorgenommen werden muß, ist so entsetzlich schmerzhaft, daß die Füßchen der unglücklichen Geschöpfe mitunter brandig werden. Der Schuh, der auf den, jeder Zeit noch durch Bandagen in seiner Verkrüppelung erhaltenen Fuß gezogen wird, ist reich verziert. (45b) Mühsam auf ihre Dienerinnen oder auf Stöße gestützt, schleppen sich die unglücklichen Weiber die kleinen Wege, welche sie nach dem Verlassen der Sänfte nicht vermeiden können. Man hat behauptet, die erste Veranlassung solcher Verkrüppelung sei Eiferucht der Männer gewesen, welche, um jede Gelegenheit zur Untreue abzuschneiden, die Beweglichkeit ihrer Weiber mit so unerhörter Grausamkeit zerstörten. Wann diese barbarische Mode zuerst aufgefunden ist, weiß man nicht. Marco Polo, der im 13. Jahrhundert in China war und über alles so genau berichtete, erwähnt ihrer nicht. Sie steht auch ganz isolirt in der Kulturgeschichte der Völker. Das Geheiß des Manu hat ganz andere Grundsätze, denn es rath dem jungen Jnder, bei der Wahl seines Weibes darauf zu sehen, daß ihr Gang zierlich sei; aber er fügt den, für unser Empfinden doch befremdlichen Vergleich hinzu: „wie der Gang eines jungen Elephanten.“

Sehr interessant ist die, namentlich im Abendlande hervortretende symbolische Bedeutung des Frauenschuhs zu Liebe und Ehe. Lucius, der Vater des Kaisers Vitellius, trug einen Schuh der berühmten Messalina, in die er sich verliebt, im Sinus seiner Toga. Die Polen tranken zum Lobe ihrer Schönen aus deren Schuhen. Die Pantoffel- und Schuh-Drahtel in der Schwelsternacht sind Ihnen bekannt; ihr Ursprung ist kaum zu ergründen. Aber Gregor von Tours, jener gelehrte merovingische Bischof des 6. Jahrhunderts, berichtet bereits, daß das erste Geschenk des Verlobten an seine Braut ein paar zierliche Schuhe sein mußten. Der Gebrauch lebt in einzelnen Gegenden noch heute, und alte Hochzeits-Ordnungen deutscher Städte, z. B. die Hamburger vom Jahr 1292, machen aus ihm eine gesetzliche Bestimmung. Der Mann räumt mit diesem Geschenke der Frau die Regierung des Hauses ein, die eine kluge Frau so übt, daß der Mann den Schlag mit dem Pantoffel gern mit einem Kuße süht. Aber wo die Braut ihrer Herrschaft im Hause nicht ganz sicher ist, da tritt sie dem Bräutigam bei dem Trau-Akt auf den Fuß, um daran zu erinnern, daß sie auch mit Energie zu erobern wissen werde, was sie als ihr Recht beanspruche, falls man ihr dieses zu weigern wagen sollte.“

Leonie lacht hell auf; dabei wurde unsere Aufmerksamkeit durch ein Geräusch abgelenkt, welches etwas von seitwärts am Kamin herkam. Wir blickten beide auf und sahen Mama etwas verlegen ihre auf den Boden gefallene Arbeit aufheben. Augencheinlich war die alte Dame in Folge meines monotonen Sprechens eingeschlafen und, durch das Lachen ihrer Tochter geweckt, erschreckt aufgeschrien. Ja begriff beides nur zu wohl. Meine Uhr lehrte mich, daß die elfte Stunde bereits vorüber war.

„Ja habe Ihre Rede nicht unterbrechen wollen, denn Sie haben eine wahre Katheder-Leistung vollbracht,“ sagte munter Leonie, „aber Sie haben mir im Flusse Ihres Vortrages alle Zeichnungen vorenthalten, welche jenes mysteriöse Brief-Couvert unter ihrer Hand enthalten mag.“

„Wie vergeßlich von mir! ich hätte bei der betreffenden Beschreibung des Schuhwerkes jedesmal die erklärende Zeichnung vorlegen müssen. Aber jetzt ist es zu spät zu einer illustrierten



Zigeunerin.

Nach dem Bilde von Josefina Söborg-Merz. + Nach einer Photographie von Gustav Schauer, Berlin. Siehe den nebenstehenden Artikel.

Recapitulation. Doch läßt sich diesem Mangel vielleicht abhelfen. Warum sollte ich meine Klauderei über den Damenschuh nicht aufschreiben und zum Nutzen für Sie und Ihre Kolleginnen einer illustrierten Zeitschrift anvertrauen, die Ihnen dann keine meiner Schuhzeichnungen vorenthalten wird. — Damit nahm ich meinen Hut und küßte beiden Damen zum Abschied die Hand.

Nachdruck verboten.

Karl Reinhäler.

Siehe das Bild Seite 49.

Den Vertreter einer seltener werdenden Richtung hat die deutsche Musikwelt verloren. Am 12. Februar starb in Bremen der am 13. October 1822 zu Erfurt geborene Dom-Organist Karl Reinhäler. Er war der Sohn eines Pfarrers. Seine erste musikalische Schulung, besonders im Orgelspiel, erhielt er bei dem Dom-Organmeister August Ritter in Magdeburg, dann bei Adolph Bernhard Marx in Berlin. Durch ein königliches Stipendium für seine Leistungen belohnt, machte der hoffnungsvolle junge Musiker eine mehrjährige Studienreise nach Italien und Paris, worauf er 1853—58 als Lehrer am Conservatorium in Köln wirkte und dann nach Bremen als Dom-Organist und als Leiter des Domchors, sowie der Sing-Akademie berufen wurde. Seine Hauptbedeutung als Componist liegt auf religiösem Gebiet; viele Psalmen, Motetten u. s. w. sind von ihm bekannt geworden. Mendelssohn's Einfluß auf ihn ist sehr stark gewesen; dieser offenbarte sich schon in Reinhäler's Oratorium „Jephtha und seine Tochter“, das ihm zuerst einen Namen machte. Als Opern-Componist gelang es ihm weniger. Seine „Edda“ ist wohl nur in Bremen bekannt; anmuthig wirkte dagegen sein „Mädchen von Heilbronn“, zu dem Heinrich Vauthaupt den Text dichtete, und das sich in Frankfurt a/M. auch einen Preis erwarb. Aber das echte dramatische Blut fehlt der Reinhäler'schen Musik doch. Einen großen Erfolg erzielte er hinwider mit einer Composition der von Rudolph Gottschall gedichteten „Wismar-Hymne“; diese gewann den ersten Preis der Stadt Dortmund, welche für die beste Composition einer solchen Hymne eine Concurrenz ausgeschrieben hatte. Sie ist wohl bei den meisten deutschen Männer-Gesangvereinen beliebt geworden. Reinhäler besaß den preussischen Musikdirector- und den Professoren-Titel; eine ganz besondere Auszeichnung aber war ihm 1876 dadurch zu theil geworden, daß die Akademie in Berlin ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. R. M.

Nachdruck verboten.

Ludwig Gabilon.

Siehe das Bild Seite 49.

Der „Kraftmensch“, der mächtige Tronje-Hagen des Wiener Burgtheaters ist dahingeshieden. Am 13. Februar fällt der stärkere Tod den Reden, der allen Wiener Theater-Besuchern so vertraut war, den jedes Wiener Kind kannte, wenn er mit seinem Hunde über die Gasse ging. — Gabilon, der urwüchsige Meßlaburger, — auch sein Name ist deutsch, trotz der französischen Transformation, — war am 16. Juli 1828 in Gäßrow geboren. Die Medicin, zu deren Studium er bestimmt ward, warf er bald aber Bord und widmete sich im Alter von sechzehn Jahren der Bühne. Klein fing er an, vom Choristen arbeitete er sich empor zu einem der ersten Charakter-Darsteller, und neben der Rettungs-Medaille, die ihm seine Menschenliebe und Tapferkeit erworben hatte, durfte er später die Eisene Krone tragen. Laube, der ihn 1853 ans Burgtheater berief, hatte seine Begabung als Charakter-Darsteller sofort erkannt. Freilich, das „Lyrische“ fehlte dem Kraftmenschen, weshalb

er anfangs manche Mißerfolge zu verzeichnen hatte; aber er verstand nicht nur als Hagen gewaltig den Speer zu werfen, sondern auch im modernen Lustspiel durch seinen feinen Sarkasmus Meisterfiguren darzustellen. Sein Alca, sein Cäsar, sein Caligula werden so leicht nicht vergessen werden, ebensowenig sein Don Lopez im „Richter von Zalamea“, sein herrlicher Kattwald in Grillparzer's „Weh' dem, der lügt.“ Fünfzig Jahre, nachdem Gabilon als Handwerksbursche in der Spaziergang-Szene des Goethe'schen „Faust“ zum ersten Male die Bühne betreten hatte, nahm er mit den Worten derselben Dichtung als „Erdgeist“ von der Bühne Abschied. Eine schlimme Krankheit nagte bereits an seinem Mark, der er nach schwerem Leiden endlich erliegen ist. Mit dem Burgtheater ist er immerdar aufs treueste verwachsen gewesen; man muß Wiener sein, um seinen Verlust völlig würdigen zu können. Wien trauert um ihn und gedenkt dabei auch der, vier Jahre dem Gatten im Tode vorangegangenen Frau Berline-Würzburg-Gabilon, die einst einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Entwicklung des Bühnen-Talents ihres Gatten ausgeübt hat.

Nachdruck verboten.

Zigeunerin.

Zu dem nebenstehenden Bilde von Josefina Söborg-Merz. +

In der Schöpferin dieses Bildes ist vor kurzem eine Malerin heimgegangen, deren bedeutende künstlerische Anlagen zu der Hoffnung berechtigten, daß sie uns noch mit manchem lächeligen Werke erfreuen würde. Allein diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt; am 13. Februar dieses Jahres schloß die Künstlerin, erst 34 Jahre alt, die Augen für immer.

Schon während ihrer Kindheit und ersten Jugend galt ihr die Malerei als höchstes Ideal, und fast noch ohne Unterricht genossen zu haben, fertigte sie in dem Dom ihres Geburtsortes Halberstadt von Wehrgewändern aus dem dortigen berühmten Domschatz Nachbildungen, die ihrer technischen Vollenbung wegen die Aufmerksamkeit namhafter Künstler auf sich lenkten, darunter auch die Adolph Menzels. Viele diese Arbeiten befinden sich jetzt im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Ihre erste Anleitung erhielt Frau Söborg-Merz in der Zeichenschule des Künstlerinnen-Vereins und in der Schule des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin; dann trat sie als Schülerin in die Ateliers der Professoren Gussow und Starbina ein; später studierte sie in München und Paris, und war während der Jahre 1894 und 1895 ein hochgeschätztes Mitglied des Zeichen-Ateliers der „Modenwelt“. Viele unserer Modenbilder aus jener Zeit rühren von ihrer kunstgeliebten Hand her. Von ihren, auf den großen Ausstellungen zu Berlin und München erschienenen Werken nennen wir hier „La coqueiro“, „Schelm“, „Hanta“ und die hier wiedergegebene „Zigeunerin“; ferner seien erwähnt Typen von Landsknechten und mittelalterlichen Jägern, Wandgemälde in einer Hamburger Villa, die reizende Vasell-Studie einer jungen Dame, im Kostüm von Anfang dieses Jahrhunderts, das die Kaiserin Friedrich künstlich erwarb. Der größte Vorzug der „Zigeunerin“, der außerordentliche Farbenreiz des Originals, ist ja leider aus der Reproduktion nicht ersichtlich, aber Zeichnung, Lichtvertheilung und Auffassung befunden genugsam, daß mit Josefina Söborg-Merz eine der bedeutendsten Erscheinungen der deutschen Künstlerinnen-Welt aus dem Leben geschieden ist. J. A.

Redactions-Post. Antworten.

Hofrätthin K., Voralberg. — Gegenwärtig sind es neunhundert



39. Englischer Schuh von blauem Atlas mit gelber Seide unterlegt. Mitte des 18. Jahrh. nach Watson Greig.



40. Englischer Schuh nach Watson Greig um 1670.



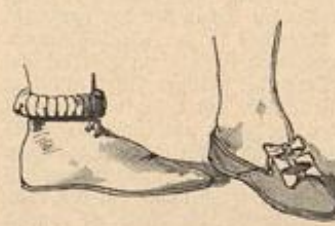
41. Damen-Pantofle um 1760.



42. Moderner heßischer Bauernschuh. Der Absatz entspricht dem des Pantoffels 41.



43. Französische Damenschuhe um 1790.



44. Schuhe aus dem 19. Jahrh. a. Stiefelette. b. Schuh von blauem Atlas um 1880. c. Schuh von weißem Leder (Augsburg). d. Schuh um 1830. e. Stiefelette um 1835.



45. a. Bernstädtter, unbefleiderter Fuß einer Chinesin. Nach dem Abgusse im Museum für Völkerkunde in Berlin. b. Chinesischer Damenschuh. Ebenbacher.



46. Dymä. Der in Istrien und Dalmatien übliche Flechtischuh.



47. Finnländische Frauenschuhe. a. Oberleder weiß, mit rothem Saffan geschmückt. b. Aus Birtenbast geflochten.



48. Moccasins der nordamerikanischen Indianerinnen, aus Leder und Tuch.

Der Schuh. V.

Zeichnungen von August von Seyden in Berlin. — Siehe Seite 55.



Das Neuberin-Haus in Laubegast.
Nach einer Zeichnung von H. Reinhardt in Loschwitz.

Das Neuberin-Haus in Laubegast.

„Dem verdienten Andenken
„einer Frau voll männlichen Geistes,
„der berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit,
„der Urheberin des guten Geschmades
„auf der deutschen Bühne:
„Caroline Friederike Neuberin,
„geb. Weihenborin aus Jwizkau,
„welche,
„nachdem sie Dreißig Jahre hindurch
„sich und Deutschland Ehre gemacht,
„endlich zum Lohn ihrer Arbeiten
„zehn ganze Jahre lang
„alle Beschwerlichkeiten des Alters und der Armut,
„nur von wenigen Freunden unterstützt,
„mit christlicher Großmuth
„gelassen getragen hatte,
„aus dem durch Bomben eingestürzten Dresden

„mit schon franken Leibe flüchtet,
„hier in Laubegast elend starb,
„und in Leuben armelig begraben ward,
„widmeten diesen Stein
„einige Kenner ihrer Verdienste
„und Liebhaber der Kunst
„in Dresden
„im Jahre 1776.“

Besser, als jede ausführliche Beschreibung es vermöchte, zeichnen diese einfachen Worte, — die Inschrift des neben dem Sterbehause der Künstlerin in Laubegast bei Dresden errichteten Denksteins, — das Leben und Sterben jener bedeutenden Frau, die zuerst den Handwurf von der deutschen Bühne verbannte, die es zuerst wagte, die deutsche Bühne dem ernsten Schauspiel zu eröffnen! Caroline Friederike Neuber, eine Tochter des sächsischen Voigtlandes, 1697 dort geboren, Gattin des Schauspielers gleichen Namens und Leiterin und Seele einer der besten Darsteller-Truppen der damaligen Zeit, entschloß sich unter dem Einflusse des ihr nahe befreundeten Dichters Gottsched zu der bahndrechen-

den That, in das bisher von der Gattung der Barocke beherrschte deutsche Theater die französische Tragödie, sowie die im französischen idealeren Geschmacke geschriebenen Stücke der jungen Dichter des eigenen Vaterlandes einzuführen; sie krönte ihre künstlerische Ueberzeugungstreue, indem sie 1737 in Leipzig auf offener Schaubühne den „Handwurf“ feierlich vom deutschen Theater verbannte, auf dem er bis dahin unumschränkt geherrscht hatte. Ihre so kundgegebene ideale Anschauung brachte der lähnen Kämpferin persönlich wenig Glück: obwohl ihre, für jene Zeit das denkbar Beste leistende Truppe den Titel „königlich polnische und kurfürstlich sächsische Hof-Komödianten“ erhielt, obwohl sie selbst eine talentvolle, wenn auch ein wenig allzu pathetische Tragödin war und überdies selbst Schauspieler schrieb und aufführte, die heute noch kulturgeschichtlich interessant sind, geriethen die materiellen Verhältnisse der Neuberin immer mehr in Verfall, bis sie ein Jahr nach dem Tode ihres Gatten, zu allem anderen schwer betroffen durch die Schrecknisse des siebenjährigen Krieges, im tiefsten Elend starb. Wie die Welt ihr keine Kränze flocht, so ist auch die Nachwelt ihr nicht ganz gerecht geworden. Ihr Sterbehause, in dem bisher die Andenken an sie aufbewahrt wurden, und zu dem Kunstsinne bis heute pilgerten, wird augenblicklich abgebrochen. Nur der Denkstein, den die eingangs angeführte Inschrift schmückt, bleibt stehen, und die Reliquien, welche uns an die um Deutschlands ideale Güter hochverdiente Frau erinnern, sollen durch das Eintreten eines Privatens, des Besitzers des Gasthofes „Stadt Amsterdam“ in Laubegast, vor dem Zerstreutwerden in alle Winde bewahrt bleiben. G. v. L.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Nach langem Leiden starb hier die Stiftsdame des Klosters zum heil. Grabe und Dame des Luise-Ordens I. Klasse Gräfin Hedwig von Rittberg, Oberin und Begründerin des Hilfsschwesterinnen-Heimes in der von der Heydtstraße. Am 30. December 1839 geboren, machte sie 1866 den Feldzug in Oesterreich als Krankenpflegerin mit. Zur Organisation des Augusta-Hospitals wurde sie 1869 nach Berlin berufen. Die Stelle einer Oberin desselben trat sie zwar an, legte sie aber schon im darauf folgenden Jahre wieder nieder und bereitete nun, überall die Krankenhäuser und deren Einrichtungen studierend, Deutschland und Amerika. Später siedelte sie ganz nach Berlin über und errichtete hier den Hilfsschwesterinnen-Verein, das erste Unternehmen dieser Art, das in Privathäuser Krankenpflegerinnen aus den gebildeten Ständen entsendete. Kurze Zeit vor dem Tode der Gräfin sind ihre „Erinnerungen aus drei Jahrzehnten mit Selbstbiographie“ im Buchhandel erschienen. (Verlag von Hugo Spamer, Berlin.) Der Ertrag des Wertes ist von der Verstorbenen für die Zwecke des von ihr geleiteten Hilfsschwesterinnen-Vereins bestimmt worden.

Rom. — Ada Negri, die italienische Volksdichterin, die den Leserkreisen dieser Blätter aus Bild und Wort bekannt ist, hat sich mit dem Fabricanten Garlanda vermählt.

London. — Die Tochter des Lordbischofs von Gloucester und Bristol, Miss Rosalind Elliott wird, nachdem sie in London konzertiert hat, eine Tournee durch Deutschland unternehmen. Miss Elliott ist durch ihre Chor- und Orchesterwerke in England berühmt.

Foulard-Seide

95 Pf.

bis Mk. 5.85 p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 60 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, farriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Seiden-Grenadines	v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ 13.80—68.50	Seiden-Bengalines	„ 1.95—9.80
Seiden-Foulards	„ 95 Pfg.—5.85	Seiden-Surahs	„ 1.35—6.30
Seiden-Massen-Atlas	„ 80 — 3.15	Seiden-Faille française	„ 2.45—9.85
Seiden-Perveilleug	„ 75 — 9.65	Seiden-Crêpe de Chine	„ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 80 — 18.65	Seiden-Foulards Japan	„ 1.45—5.85

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Technikum Mittweida.

— Königreich Sachsen. —
Höhere Fachschule für Maschinenbaukunde und Elektrotechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Gedächtnis.

Gedächtnis gestärkt durch wissenschaftlich begründete Lehre. Keine mnemotechnischen Phantasiebilder. Leichtes Erlernen von Sprachen u. Wissenschaften. Prospect mit zahlreichen Zeugnissen und Zeitungserrecensionen gratis von L. Pohlmann, Weinstr. 6, München A. 40.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 m — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Stahlquellenbad Schwarzbach

im Isergebirge, Preuß. Schlesien.
540 Meter Ab. R. Trink- und Badekuren. Höhenluft-Kurort.
Sehr mäßige Pensionpreise. Prospecte und Auskünfte frei. Bade-Verwaltung.

von Priester'sche Lehr- und Erziehungsanstalt für Mädchen

Stuttgart, Rotterstraße 12.
Pensionat f. In- u. Ausländerinnen, bietet bei freundschaftl. Deim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und Umgangssprachen.
Die Vorsteherinnen:
E. von Braun. V. Dagmaler.

Gesellschafterin, welche in Sprachen und Musik tüchtig, sonst auch universell gebildet und häuslich ist, um die Stelle einer Tochter des Hauses versehen zu können, wird gesucht. Angaben über Herkunft, Ansprüche und Empfehlung sind erforderlich. Vorstellung und Wohnort nach Uebereinkommen. Auskunft wird entgegen genommen. u. erteilt von Fr. E. Kaufmann durch die Expedition dieser Zeitung.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar. Preisl. ar. v. Fr. Clara Roth, Berlin W, Säpöwir. 84a.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis-martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im von Johanna Helfer, Säpöwir. 84.

In meinem Pensionate finden junge Mädchen zur weiteren Ausbildung in Wissenschaften und Handarbeiten, wie zur Erlernung des Haushaltes und gefälliger Formen, unter sorgfältigster Leitung febl. Aufsicht. Auch schulpflichtige Kinder erhalten gewissenhafte häusliche Pflege und Erziehung. Beste Referenzen. Prospekte durch Elisabeth Wedekind Altenburg S. A. Vorsteherin.

Empfehlenswerthe Hôtels.

Baden-Baden: Holland Hotel. I. Ranges. Großer Park. Verjoneu-Ausjag.
Baden-Baden: Englischer Hof. Eleg. Lage, größt. Comfort u. mäß. Preise. Electr. Beleucht.
Baden-Baden: Hotel Victoria. I. Ranges. Prachtv. gelict. u. eingericht. Näh. Breife.
Dresden: Hotel vier Jahreszeiten. Renommirtes Familien- und Touristen-Haus.
Ems: Hotel Darmstädter Hof. I. R. in prachtv. Lage am Eing. d. Kurgartens. Omnibus a. B.
Ems: Bad: Prinz Wales und Römischer Hof. I. Ranges. Bäder. Lift.
Kurhaus Bad Königsbrunn (Sächf. Schweiz). Prospekte gratis d. Dr. Fugler
Schwarzburg i. Thür.: „Weiher Otisch“ Hotel. Rich. u. Sil. Kunstschwimm. Forellenf.
Territet am Genfersee, Hotel Mont-Flauri: 600 m ü. d. Meer. Eines der reizendst. geleg. Hotel-Pension. am Genfersee, das ganze Jahr offen. Schöne schw. Anlag. Spaziergänge i. d. nah. Wald, mit prachtv. Aussicht a. d. See u. die Alpen. Mäßige Preise.
Toblach (Tirol): Hotel Toblach. 1224 Meter. Pension von 6 Mark an.

NORDSEEBÄDER WESTERLAND UND WENNINGSTEDT auf SYLT

Im Besitz der Gemeinde Westerland.
Direction: Oberstlieutenant a. D. von Schöler.
Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands.
Unvergleichlich schöner Strand.
Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen.
Prospecte mit Angabe der Reiserouten sowie der Fahrpreise versendet gratis die
SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die Bluse ist allzulange das Lieblingkind der Mode und das bevorzugte Kleidungsstück auch der eleganten Frau gewesen, als daß sie plötzlich ganz verschwinden sollte. Noch ist sie an der Tagesordnung für Haus- und einfachste Gesellschafts-Toilette, und vor allem dürfte die Jugend



Bluse mit Perlenkette. Vorder- und Rückansicht.

für die waschbaren, hellen Sommerkleider die Bluse der festen Taille vorziehen. Dienen jenen Band und Spitzen aller Art als Besatz, so wählt man für schwere Stoffe, wie Seide oder Sammet, gern eine Garnitur aus zahllosen kleinen Metallknöpfen, die der breiten Vorder- und den Schulterpartien angeheftet sind. Auch Plüsch-Passementerie gilt nach wie vor als hochmodern. Unsere Vorlage, eine Bluse aus braun und schwarz gestreiftem Silt, zeigt in der Vorderansicht als Ergänzung zu dem an beiden Seiten fächerartig in Falten zurücktretenden, gestreiften Vorderteil eine oben schmale, im Taillenschluß breite Mittelfalte aus einfarbig moosgrünem Silt, der auch als Unterlage für Schulterpasse und zackige Kermel-Garnitur aus Seiden-Passementerie mit grünem Perlen- und Steinbesatz gewählt wurde. Von der Perlenkette ausgehend, legen sich, wie die Rückansicht zeigt, Patten mit langen, darauf befestigten Perlenketten über den Vorderteil des weiten Kermels; auch über den Rücken, wie über die breite vordere Mittelfalte fallen ungleich lange Perlenketten, zum Teil bis in den Taillenschluß. Der mit schrägem gefalteten grünen Sammet besetzte Stehragen zeigt als Fortsetzung der Schulterpasse vorn einen schmalen, spitz hochstehenden Garnitur-Teil, der sich als Imitation eines Knotens zwischen den seitlich rechts und links am Stehragen befestigten Sammetklappen, — der „Nadelschleife“, wiederholt. Die Kermelstulpe fällt weit über die Hand; auch hier wurde der moderne Jackenbesatz, in Übereinstimmung mit der Hals-Garnitur, verwendet. Der halbbrund die Taille umschließende Sammetgürtel mit gleichem Passementerie-Besatz weist vorn zwei perlenbesetzte Patten auf, die sich rechts und links über die Vorderbahn des Rockes legen. S. E.

Die vielen hübschen Neuheiten in Kermel- und Kragen-Garnituren: durchbrochene Stickereien auf naturfarbenen grauen Batistleinen, Umlegekragen und -Manschetten aus weißer Stickerei mit gelben Spitzenrändchen u. s. w. haben nicht vermocht, die einfache

hbrigen Manschetten, die entweder eng anliegen, oder über den Halskragen und den am Handgelenk geschlossenen Kermel zurückzuschlagen. W.

— Großen Werth legt die elegante Frau auch auf alle jene Kleinigkeiten, die zwar als nebensächliche Vervollständigung der Toilette gelten, aber doch der Mode unterworfen sind. So zeigen die Schirmstöcke in diesem Frühling weniger jene capriciöse Ausgestaltung, wie wir sie in den letzten Jahren bemerkten, dafür macht sich eine desto vornehmere Gebiegenheit geltend. Mit Vorliebe wählt man Beschläge aus Zula oder Silber, weich und oxidirt, und besonders die letzte Variante ist hochbeliebt wegen ihrer Unauffälligkeit. Sehr schön ist eine Stodverzierung aus geschlagenem Silber, die getriebene Blumenranken auf dem Handgriff zeigt; als bequeme Handhabe erscheint ein von Silberfäden gehaltener Ring dem Stodke aufgeschoben. Neben diesen reich verzierten Schirmstöcken gilt immer noch die glatte naturfarbene Weichselholz-Krücke als elegant, — das feine Duft ausströmende Holz zeugt nach wie vor von dem guten Geschmack seiner Trägerin. Das Portemonnaie hat nicht mehr ausschließlich die schmale Form; man wird ihr bald ganz den Abschied geben, da sie sich als recht unpraktisch erweist. Großes Geld nehmen diese schmalen Börse kaum sicher auf; beim Öffnen muß man weit vorsichtiger als bei den breiteren Formen sein, und so ist man bereits auf dem Wege, das breite Portemonnaie wieder zu acceptiren. Die Industrie liefert, außer einfacheren in jeder Preislage, die hochbeliebten Geldtaschen aus Zuckerteller, denen häufig, wie unsere Abbildung zeigt, eine Silber-Verzierung in Rococo-Form anliegt. E. Sch.

Wien. — Die Mode beschäftigt sich neuerdings mit dem Problem, den engen Kermel annehmbar zu machen; zwei unserer heutigen Skizzen zeigen die Formen, die vorläufig noch die meisten Ansichten auf Verbreitung haben. An der Toilette für ältere Damen fehlt die Kermelbusse gänzlich; dagegen ist dem Hütchen eine große Puffen-Garnitur aus Seiden-Rüschen angeheftet, dessen brauner, ein wenig dunklerer Ton von der Nuance des Kleides, — fein damascirt brauner Taffetas, — absteht. In sehr zweckmäßiger



Toilette mit engen Ärmeln für ältere Damen.



Ältere-Kleid mit engen Ärmeln und „Watermörder“.

Weise sind die Hütchen-Enden als fester Garnitur-Teil dem Rocke angeheftet und können somit beim Sitzen nicht, wie das sonst leicht geschähe, auf dem Boden schleifen. Dunkelbraunes Sammetband

mit Brillant-Schnallen dient für die Schleifen in abgestufter Größe als Verschluß des Hütchens, wie für das Kragen-Arrangement. Der Kermel ist durchgehend der Quere nach auf feinem glatten Unterfutter eingereilt. — Ein gleicher enger Falten-Kermel, jedoch in Verbindung mit einer vollen, kurzen Achselbusse geschneitten, vervollständigt die glatte Schnebentaille des dunkeln Ältere-Kleides, an dem kleine, emaillirte und edelsteinbesetzte Knöpfe den einzigen Schmuck bilden. Desto origineller ist die Hals-Garnitur: aus hellblauer Seide hergestellte, mit starren Einlagen gestifte „Watermörder“, die durch eine gleichfarbige Cravate aus glattem oder plüschtem Seiden-Rüschen ergänzt werden; kleine Schmucknadeln heften die Falten mehrfach fest.

An einer alten Dame bewunderten wir einen Frühjahrs-Mantel aus schwerer schwarzer Seide. Reich mit Passementerie ausgestattet, nahm eine Schulterpasse die kraus eingereichten Manteltheile auf, die vorn bis zum Rocksaum, und, der Würde des Alters Ausdruck gebend, hinten in tiefen Falten als Schleppe ausfielen. Den Hals umgab eine volle Rüsche aus Gaze-Band, in die sich Atlas-Rosetten schmiegt.

Diese-Kermel, dem Kermelanschnitt in tiefen Toffalten eingeseigt, traten unten in ein mit Passementerie und Plüsch-Bolant garnirtes Wändchen. — Höchste, vornehme Einfachheit zeigte die flache Capote aus schwarzen Spitzen mit hochstehender Straußfeder und schmaler Federnborte um den vorderen Rand. Bindbänder aus schwarzem Sammetband, vorn seitwärts zu einer Schleife gebunden, umgaben das Kinn. — Das Promenaden-Kostüm in englisch glatter Paletot-Form



Promenaden-Kostüm mit Schnurbesatz. (Siehe die Rückansicht.)

Promenaden-Kostüm mit Schnurbesatz. (Siehe die Vorderansicht.)

wird durch Besätze aus geflochtenen und breit gewebten, vieredigen Schnüren verziert, die zu dem hochmodernen Silbergrau der Toilette in Schwarz wie in Weiß gleich wirkungsvoll sind. Der Hut aus sehr leichtem cremefarbigem Lodenfilz, den die Rückansicht zur Darstellung bringt, ist für das Frühjahr als Reithut acceptirt worden und erhält reichen, bisweilen weichen, meist aber dunkleren und sehr buntfarbigem Schmuck von Federn und Blumentausch, hier Rohn in mehreren Schattirungen blau und grün. Als Handschuh für die elegante Frühling-Promenade gilt ausschließlich weißes Glace- oder Wachsleder. N. Br.

Paris. — Wählt man auch im allgemeinen dunkle, wenig auffällige Farben für Cape und Jacket, so tritt für die Saison der Rennen eine auffällige Farbenfreudigkeit ein, und eine gelegentliche Extravaganz in der Toilette wird der vornehmen Frau hier gern gestattet. Unsere Vorlage, eine Sackjacke aus rothem Tuch, zeigt in der Rückansicht die Stoffweite unter einer glatten Paffe eingekauft und zu drei einfachen Toffalten geordnet; der Vordertheil bildet eine breite Doppelfalte, der schottische Seidenband, zu einem breiten Jabot-Teil eingezogen, als Garnitur angeheftet wurde. Gleiche Bandrüschen und -Bolants bilden den Abschluß an Hals und Ballon-Kermeln. Den breitrandigen Wapphut zieren Band-Garnitur und ein hochstehender Straußfeder-Tuff. B. de G.



Sackjacke mit Jabot. (Vorder- und Rückansicht.)

Die great attraction des Carnevals von Nizza war in diesem Jahre die Blumenflucht zu Velociped. Laute Bewunderung erregte dabei manche Radfahrerin auch durch die phantastische Ausschmückung ihres Gefährtes. So sah man ein goldenes Dreirad, aus dem eine silberne Mondschel emporstieg. In derselben sah eine Dame, welche die Zuschauer mit einem Regen von Blüten überschüttete. Eine andere Radfahrerin lenkte ein unter Blumen fast verschwindendes Dreirad, das scheinbar von zwei künstlichen Schwänen gezogen wurde.

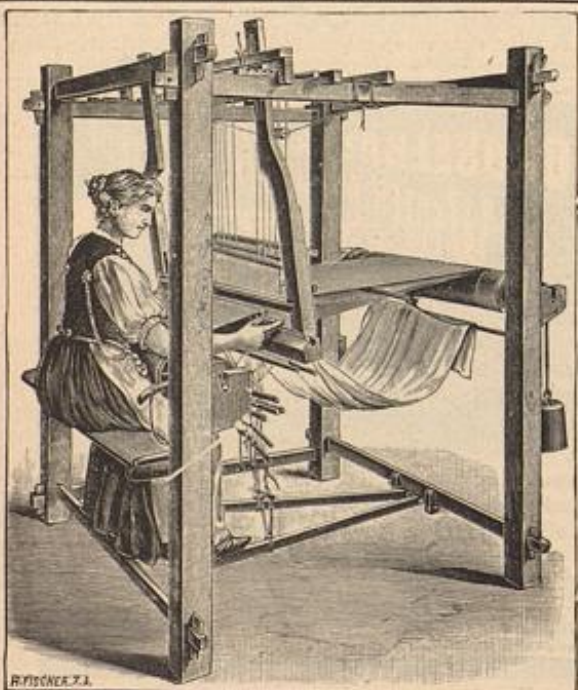


Schirmkrücke aus Zula-Silber.

Portemonnaie mit Rococo-Verzierung aus Silber.

Schirmgriff aus geschlagenem Silber.

Leinewäsche zu verdrängen. Als Vervollständigung der Promenaden-Toilette, vor allem für das „Schneidkleid“, wählt man neuerdings mit Vorliebe wieder den glatten weißen Leinentragen nebst dazu ge-



REYNOLDS & CO.

Schweizer Seide ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Seidenstoffe in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Foulards, Chinés und Rohseide von 95 Pfg. bis Mk. 6.85 per Meter.

Beste Bezugsquelle für Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und steuerfreier Versand von Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung Nr. 81. Wandteppich mit Plattstich-Stickerie. — Aus dem bekannten Kunststickerie-Atelier des Lette-Bereins zu Berlin hervorgegangen, bietet sich unsere Vorlage als großer Wandteppich mit reicher, prächtiger Ausschattung in Plattstich-Stickerie. Das Mittelfeld mit dem Plein-Muster umgibt eine breite Rand-Vordräre, durch schmale Zwischenräume in Gabelhälften unterbrochen. Mit starkfärbiger Cable-Silke ausgeführt, geht die Füllung der einzelnen Musterfiguren schnell von flatten. Die schönen Musterungen der Vordräre und des Plein lassen sich auch zur Ausschattung von kleineren Gegenständen einzeln verwenden; so eignet sich beispielsweise die Vordräre sehr gut für jede Art Draperie, oder kann auch als Randabschluss einer Tischdecke aus glattem Stoff angelegt werden, während das Plein-Muster als Stuhlbezug oder Kissen trefflich zur Geltung kommen würde.

— Einer liebenswürdigen Freundin unserer Zeitung in Amerika verdanken wir das originelle Toilette-Kissen, das für eine Braut bestimmt ist. In Herzform aus feinem weißen Batist gefertigt, wird das Kissen mit einer gleichfalls herzförmigen Spitzen-Auflage aus point-lace-Arbeit verziert, die ein Zweig gefiederter Stiefmütterchen zu halten scheint. Die Blumen sind lilä in vier Tönen mit dunkelgelbem Kelch, die Blätter in zwei Nuancen grün im Plattstich ausgeführt. Um den Rand des 12 cm breiten, 14 cm langen, ziemlich hoch gewölbten

Kissens legt sich eingereicht ein 6 cm breiter Seiden-Bolant, von gleich breiter Kältspitze verschleiert; schmales, durch ein Köcherbüchchen geleitetes



Toilette-Kissen in Herzform mit Stickerie und Spitzen-Auflagen.

Seidenband bedt den Ansat. 4 cm breites lilä Bändchen dient für die volle Schlaufen-Garnitur. E. J.

Krustier-Malerei.

Den mancherlei Techniken, welche die Wirkung der photographischen Darstellung durch den Reiz der Farbe erhöhen wollen, — dem Uebermalen mit Oel-, Aquarell- und Eiweiß-Farben und der Chromo-Photographie, — gefolgt sich neuerdings ein eigenartiges, durch Patente geschütztes Verfahren von Julius Vent in Dresden, die „Krustier-Malerei“. Ihr Wesen und ihre charakteristische Verschiedenheit von den bisher üblichen Methoden besteht darin, daß das vollständig durchsichtig gemachte Bild auf einer hornartigen, durchscheinenden Platte sich befindet und auf dieser mit besonders präparierten Oelfarben ausgemalt wird. Die colorirte Fläche bildet dann die Rückseite; die Vorderseite aber erhält durch die darüber liegende gelatine-artige, unzerbrechliche Platte und die durchscheinenden Farben etwas ungemein Zartes und Reizvolles, das an Malerei auf Elfenbein erinnert. Die Arbeit selbst ist überaus einfach. Contouren, Licht- und Schattenswirkungen sind durch das Bild gegeben; es handelt sich beim Auftragen der Farben nur darum, die Umrisse innezuhalten und den richtigen Local-Ton zu wählen, der bald heller, bald dunkler nuancirt erscheint, je nach den verschiedenen Abtönungen der durchscheinenden Photographie. Daher stellt auch die Krustier-Malerei keine Anforderungen an künstlerisches Können, wohl aber sind Geschmack und Farbensinn unerlässliche Bedingungen. Da sich indessen die Farben leicht durch Terpentin mit Pinsel oder Löffelchen fortnehmen lassen, können auch Ungeübte durch fortgesetzte Versuche schließlich einen hübschen Eindruck erzielen. Erleichtert wird die Farbenwahl durch eine colorirte Vorlage; zu den Copien der Dresdener Galerie kann man dieselben schon zum Preise von 30 Pf. beziehen.

(Fortsetzung siehe zweites Beiblatt.)

Augen und Zähne. Man kann behaupten, daß ein unbestimmbares, geheimnisvolles Band die beiden Hälften des menschlichen Angesichts so eng miteinander verbindet, daß erst die Schönheit der einen durch den Glanz der anderen ins rechte Licht gebracht wird. Daher mag wohl der Volksglaube stammen, daß mit dem Verlust der sogenannten Augenzähne auch eine Schwächung der Sehkraft bedingt sei, — ein Glaube, der zwar wissenschaftlich nicht bestätigt wird, der aber gewissermaßen demonstriert, daß das den Augen inwohnende Feuer durch ein lüdenhaftes Gebiß gedämpft zu werden scheint. Und kann denn das Lächeln einer schönen Dame reizend genannt werden, wenn nicht Augen und Zähne in hellster Reinheit und Gesundheit strahlen? Fast instinktiv bringt das Auge des Beschauers beide Organe in engen Zusammenhang und fühlt sich verlegt, wenn es auf eine Mangelhaftigkeit eines derselben stößt. Wie oft sind solche ideenbar unmerkliche Fehler der Grund zur Abneigung, ja mitunter sogar die Ursache eines ganz ungerechtfertigten Ekels gegen die damit behaftete Person geworden!

Sonderbarerweise wendet man allen Organen des menschlichen Körpers mehr Aufmerksamkeit und Pflege zu als den

Zähnen; hat das vielleicht darin seinen Grund, daß die Zähne durch die Lippen verdeckt werden können? Doch wahrscheinlich. Es giebt ja auch genug Menschen, bei denen nur das sauber ist, was zu sehen ist: das Gewand, die Hände, das Gesicht und der Teil des Halses, der über die Kleidung hinausragt. Alles übrige, was verdeckt ist, ist unrein. Man kann sich fast stets darauf verlassen: wer seine Zähne nicht pflegt, ist auch am ganzen Leibe unreinlich. Man wird auch sehr selten irren, wenn man Leute, die ihre Zähne dahin modern lassen, für schlaff, energielos und etwas beschränkt hält. Möchten sich doch solche Personen endlich zu der Einsicht aufraffen, daß die Pflege der Zähne weit wichtiger ist, als das Waschen der Hände. Zähne bekommt man nur einmal im Leben! Die Beschaffenheit der Zähne bestimmt unsere ganze Verdauung, also unser Wohlbefinden überhaupt, und somit zum nicht geringen Teil die Dauer unseres Lebens. Ja, wenn die Zahnpflege noch eine schwere Arbeitsleistung wäre, die an unser Gehirn oder an unsere Körperkräfte immense Anforderung stellte, dann ließe sich diese Neulichkeitschen noch erklären; so aber ist ja die Pflege des Mundes so furchtbar einfach und bequem. Man braucht sich nur an tägliche Mundspülungen (sogenannte Mund-

bäder) mittelst Odol zu gewöhnen. Schon des Wohlbehagens wegen, welches man sich durch das, diesen Odol-Spülungen sofort folgende erfrischende Gefühl verschafft, sollte man sich dazu entschließen. Diese Mundspülungen werden in der Weise vorgenommen, daß man zunächst einen Schluck Odol-Wasser 2-3 Minuten im Munde behält (damit sich das Odol-Antiseptikum überall gut einfangen kann), mit dem nächsten Schluck das Odol-Wasser durch die Zähne hin- und herzieht, kräftig spült und schließlich gurgelt. Diese ganze Prozedur nennt man odolisieren. Wer konsequent morgens, mittags und abends den Mund odolisiert, versichert seine Zähne gegen Hohlwerden absolut, und ein für alle Mal ist der Mund gegen saule Gerüche gesiebt. Wir raten deshalb eindringlich und mit gutem Gewissen allen, die ihre Zähne gesund und ihren Mund geruchfrei erhalten wollen, sich an eine fleißige Mundpflege mittelst Odol zu gewöhnen. Wie überaus wohlthätig diese Odolspülungen wirken, werden namentlich solche Personen verspüren, die mehrere hohle Zähne im Munde haben. Hier ist die Wirkung prompt und überraschend. Man gewöhne sich also an konsequente Odolspülungen. Mancher wird dann später unserer dankbar gedenken.

Advertisement for SEIDEL & NAUMANN, DRESDEN. NAUMANN'S NÄHMASCHINEN und FAHRRÄDER. Sind und bleiben die besten aller existirenden Fabrikate. Includes an image of a factory and a bicycle.



Preis: 1/2 Fl. in Deutschland M. 1.50, Oesterreich-Ungarn fl. 1.— 5. W., Russland Rub. 1.50, Schweiz Frs. 2.50, Belgien Frs. 2.25, Holland fl. 1.—, Nord-Amerika 75 cents in den Apotheken, Parfümerie- u. Droguengeschäft.

Um Jedermann auf billige und bequeme Weise Gelegenheit zu geben, sich von den wohlthätigen Wirkungen des Odols auf die Zähne und auf die Mundschleimhäute selbst zu überzeugen, hat sich das unterzeichnete Laboratorium entschlossen, an Jeden, der eine Mark oder 70 Kreuzer in Briefmarken einschickt, eine halbe Flasche (Originalspritzflacon) Odol direkt franko zur Probe zuzusenden. Dresdener Chemisches Laboratorium, Lingner Dresden.

Advertisement for Neuheiten in Seidenstoffen. Adolf Griedler & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich. Königl. Spanische Hoflieferanten.

Advertisement for Seidenstoffe. Seidenwaaren-Fabrik von Elton & Kousson, Grefold. Liefern direkt an Private in jedem Waage.

Advertisement for Modernste Costüme. Wilh. Oscar Beyreiss, Mühlhausen i. Thür., dessen überraschende Preiswürdigkeit. Vertreterinnen gesucht.

Advertisement for Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik. Transportable Rollschutzwände für Zimmer, Garten und Veranda. Streckfauteuil „Liebling“ bequeme Ruhestühle für Zimmer, Garten und Reise.

Advertisement for Eisen-Bettstellen für Kinder u. Erwachsene. R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr. Wien VI. Mariahilferstrasse 11.

Advertisement for Insekten-Pulver. J. C. F. Schwartze, Berlin W., Leipziger Str. 112, Ecke der Mauerstrasse.

Advertisement for MAX KRAUSE, BERLIN SW. MK - Papier - Ausstattung. bieten das gediegenste Schreibmaterial.

Die Kinder essen es gern.

In kaum 15 Minuten lässt sich ein liebliches Gericht durch einfaches Kochen der Milch mit Brown & Polson's Mondamin herstellen. Dies ergibt eine nahrhafte und leicht verdauliche Speise und reizt durch seinen eigenen Wohlgeschmack Kinder und Kranke zu weiterem Genuss. Zusatz von Vanille, Citrone, Fruchtsaftsauce etc. giebt auf dem Familientisch ein köstliches Dessert. Ausführliches enthalten die Recepte auf den Mondamin-Paketen, überall zu haben à 60, 30 und 15 Pfg. Für gute Qualität bürgt der 40 jährige Weltruf dieser berühmten, schottischen Firma, Haupt-Kontor, Brown & Polson, Berlin C. 2.

G. Wronker
Berlin 128
Charlotten-
Strasse 2.
Fabrik für
Bambus-Möbel
und
Rohrmöbel

Illustrirte Preisliste franco
gegen franco.

Conrad Felsing,
Königlicher Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt grösstes Lager in
Uhren, Bronzen und Musikwerken
zu billigen, an jedem einzelnen Stück
mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franco.

WIR KENNEN feine
bessere,
lustverweckendere u. lust-
erhaltendere, ja Lust und Heiß-
seligere Schokolade (Signal f. d. m. k. W.).
*) G. Tamm, Stabierstraße u. Meibohmstraße,
W. 4. 515/52, 4. 80, Braub. 5. 20, 811/100.000.
• Steingraber Verlag, Leipzig. •

Wenn Sie schön erscheinen wollen,
dürfen Sie nicht
zu schlank
sein. Geg. 20 Pf. Marke sendet Prospekt
ab. Seit Jahren bewährte u. garantiert
unschädliche Behandlung für Damen, welche
eine gute Figur u. schöne Formen zu
erhalten wünschen, das **chemische**
Laboratorium von L. Pietsch,
Blasewitz-Dresden.

Stollwerck's
Chocolade & Cacao
anerkannt vorzüglich!

**„Triumph“-
Wiegenbadschaukel.**
Die grösste Erfindung im Badewesen.
Mit 3 Eimern Wasser ein Wellenbad in
gestreckter Körperlage.
D. R. P. 86351.

Starker Wellenschlag.
Preisliste gratis.
Louis Krauss in Neuwelt
b. Schwarzenberg 1. Sa.

FERD. STEINLER
FRIEDRICHSDORF
Hochfeine Spezialität
FRIEDRICHSDORFER ZWIEBACK
FEINSTE KAFFEE- u. THEEGECK-ARTZLICH EMPFOHLEN
Versand ins In- und Ausland.
Proben gegen 20 Pfennige.
Niederlagen an Hauptplätzen.

Eine tadellose Büste
erzielt man durch den
Gebrauch der
„Pilules Orientales“,
ohne Nachtheil für die
Gesundheit, in 2 Monaten.
Man verlange dieselbe bei
Apotheker **Bolsson,**
100, rue Montmartre,
PARIS.
Preis M. 4.40 pr. Flacon,
franco.

Mme Fiedler)
Pariser Damenhüte
Berlin W.,
Taubenstrasse 35, an der Friedrichstrasse.

LIEBIG
COMPANY'S
FLEISCH-EXTRACT
Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug
in blauer Farbe trägt.

Das Fleisch-Bepton
der Compagnie Liebig
ist wegen seiner außerordentlich leichten Verdaulichkeit
und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches
Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blut-
arme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende.
Hergestellt nach Prof. Dr. Semmerich's Methode
unter steter Kontrolle der Herren
Prof. Dr. W. von Pettenkofer und Prof. Dr. Carl von Voit, München.
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

PRYM'S
Patent **Haken und Oesen**
Reform sind die besten Kleiderschliesser der Welt.
Keine Dame sollte versäumen, aus-
schliesslich PRYM'S Patent
Reform Haken u. Oesen verwenden zu lassen.
Jede Schneiderin welche sich
ihre Kundschaft
erhalten will, kann nur PRYM'S Pat.
Reform Haken und Oesen verwenden.
Der Sitz der Taille hängt
vom
Verschluss derselben ab. Nur
PRYM'S Patent Reform Haken
und Oesen bieten die Gewähr,
dass jede damit ausgestattete
Taille dauernd Façon behält.
Zu haben in allen bes-
seren Posamenten- und
Kurzwaaengeschäften.
Fabrik: **William Prym'sche Werke**
Stolberg (Rhld.), Weissenbach (Nieder-
Oesterr.) und St. Denis (Frankreich).

Franz Christoph's
Fußboden-Glanzlack
in gelbbraun mahagoni, nussbaum,
eichen und grauer Farbe.
Sofort trocknend
geruchlos
von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, die durch Plakate kenntlich,
in den meisten Städten Deutschlands, sonst
direkter Versandt in Postkolli à Mk. 9,50
franko ganz Deutschland. Farbmuster
und jede weitere Auskunft bereitwilligst
durch die Fabrik Franz Christoph,
Berlin N. W., Mittelstr. 11.

Gelegenheitskäufe
in schwarzen und farbigen
**Seiden-
Stoffen**
geignet für:
Costumes
Blousen
Jupons
Schürzen
Besätzen
2 Mark p. Meter u. höher
empfiehlt
Erstes Münchener Seiden-Waaren-
Versandhaus
G. Neustätter, zgl. Bayr.
Erdbeerstr.,
München, Rindlermarkt 23.
Muster franco geg. francirte
Rücksendung. — Sendungen über
20 Mk. franco durch ganz Deutsch-
land. Versandt per Nachnahme.

**Gondor-
Caffee** **J. W. Cleff** **Hölzer**
überall
entschiedlich
Schachtel à 10
Pf. in jedem
Laden.
Geruchfrei

Nur für Damen!
Trotz des enormen Preisaufschlages
offerire ich wieder mein vorzügliches
Lodenkleid „Juno“
Vollständiges Kleid
von 6 1/2 M. doppelbreit garantiert rein
wollenem Stoff
in 10 reizenden Farben
franko Nachnahme 7,80 Mk.
Muster gratis und franco.
Allein-Versand;
Alf. Walter, Worms a. Rh. 17.

Oscar Steinhäuser,
Löbau i. S.
Beste Bezugsquelle für
vernickelte
Haushaltungs-Gegenstände
in geschmackvoller,
solider Ausführung.
Illustrirte Preisliste
— frei —

Es giebt keine Braut mehr
welche bei ihrer Aussteuer die
verstellbaren **Wäschebänder** D. R. G. M.
4036.
entbehren möchte. Dieselben ersparen viel Zeit, bleiben dauernd glatt und sind
daher von den ersten und meisten Wäschegeschäften Deutschlands mit grossem Er-
folge eingeführt. Vorzügl. Weihnachtsgeschenk. Zu haben in feineren Wäschegeschäften.
Engros und Export durch **E. Lazarus, Institut für Patentneheiten.**
Berlin C., Helliggeist-Str. 40.

Anzeigen.

Anzeigen von Toiletten-Artikeln, Modewaaren,
Materialien zu Stickereien, Wäsche, Gegenständen
und dergl., von Nähmaschinen etc.;

Anzeigen von Pensionen und Erziehungs-An-
stalten, Musik-Instituten, Handarbeits-
Schulen und dergl.;

Anzeigen von Neuigkeiten auf dem Gebiete der
Literatur und Kunst, von Musikalien etc.,
von Erziehungsmitteln für die Jugend;

Anzeigen von Wirtschafts-Artikeln, Nahrungs-
mitteln, Conserven und Delikatessen, Maschinen
für Küche und Wirtschaft etc.;

Anzeigen jeglichen Inhalts, mit Ausnahme von
Heirathsge suchen, Geheimnissen u. dergl., finden
in der Illustrierten Frauen-Zeitung eine
weit über den Kreis der Abonnenten hinaus-
gehende Verbreitung. Dieselben gelangen entweder
im Blatte selbst zum Abdruck, oder auf dem Um-
schlage, also nicht blos auf einer Inseraten-Beilage,
so daß ihnen eine vorzügliche Wirkung gesichert
ist, umso mehr, als die Leser den gebildeten und
wohlhabenden Kreisen angehören. Der Preis
für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32
Buchstaben fassend) oder deren Raum beträgt
1 Mark (60 Kr.).

Anzeigen Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit
der dafür bestimmte Platz reicht, und findet in
allen Annoncen-Bureaus, sowie direct bei den
Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu
Berlin W., Potsdamerstrasse 58, und zu Wien I,
Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Aufnahme
für Frankreich und Belgien bei der Compagnie
générale de Publicité Etienne, John F. Jones
& Cie in Paris, 31, rue du Faubourg Montmartre.
Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit
der Post zugesandt so lange der Insertions-
Auftrag dauert.



Eine große Annehmlichkeit der Technik besteht darin, daß die lästigen und zeitraubenden Vorarbeiten, das Aufleben und Durchsichtigmachen, die bei anderweitiger Bemalung der Photographien nötig sind, vollständig fortfallen. Man bezieht die Malplatten fertig und kann sofort mit dem Ausmalen beginnen. Die Auswahl vorbereiteter Photographien nach klassischen oder modernen Bildern ist ungemein groß; die Malplatten sind in verschiedenen Größen vorhanden und kosten in Cabinet-Form M. 1,20, in Quart M. 2,— u. c. Wer besondere Wünsche hat, z. B. ein Portrait coloriren möchte, kann die betreffende Photographie nach Dresden einschicken, wo sie in wenigen Tagen zu einer Malplatte hergerichtet wird. Der Preis stellt sich dann für ein Bild in Cabinet-Größe nur auf 40 Pf. Wie die Malplatten, erhält man auch die erforderlichen Farben von Herrn Vent; zehn Tuben, die bei dem geringen Verbrauch an Farben lange vorhalten, kosten M. 3,50. Ein Carton mit allen Untersetzen, mehreren Mal- und Uebungsplatten ist für M. 12,—, bei reichem Inhalt für M. 18,70 zu beziehen.

Beim Malen legt man die Platte mit der glatten Fläche auf eine Unterlage von weichem Papier, hält das Bild aber oft gegen das Licht, um die Contouren genau zu treffen. Während man sonst beim Malen in der Regel mit der Anlage der Hauptpartien und -farben beginnt und die Einzelheiten später ausführt, muß man bei der Krustier-Malerei das umgekehrte Verfahren einschlagen. Man fertigt zuerst die kleinen Theile, wie Schmuckfäden, Blumen, kurz alles, was sich von dem durchgehenden Ton bestimmter Stellen andersfarbig abhebt; bei Gesichtern werden Augen, Haar, Lippen zunächst ausgeführt. Allen Farben, die stets mit feinen Pinseln aufgesetzt werden, ist reichlich Weiß beizumischen, denn sie wirken beim Durchscheinen, also auf der Vorderseite, immer dunkler als auf der gemalten Fläche. Für Theile, die sehr hart erscheinen sollen, verdünnt man die Farben mit Rohöl. Hat man alle kleineren farbigen Stellen ausgeführt, so läßt man die Arbeit bis zum

folgenden Tage trocknen und trägt dann die Hauptfarben auf; werden hierbei gelegentlich die vorher gemalten Einzelheiten übergangen, so beeinträchtigt dies nicht die Wirkung auf der Vorderseite, denn die Farben vermischen sich jetzt nicht mehr so leicht. Der Fleischtön erfordert einige Uebung; für jugendliche, zarte Gesichter mischt man Weiß mit etwas Zinnober, auch wohl mit Zusatz von Fleischoder und Gelb; für männliche Gesichter Weiß mit Fleischoder, und soll die Hautfarbe sehr gekräunt erscheinen, so setzt man noch etwas Umbra bei. Sobald der Fleischtön getrocknet ist, bringt man für das Wangenroth einen winzigen Theil Zinnober auf die Mitte der Wange, den man durch Tupfen mit dem Vorkenpinsel hart vertreibt. Von der richtigen Wirkung der Farben muß man sich heiss auf der Vorderseite überzeugen; ist der Ton nicht gut getroffen, so nimmt man mit Terpentin fort, was nicht gefällt, muß dann aber die betreffende Stelle wieder mit Rohöl überstreichen, damit das Bild nicht fleckig wird. Läßt man diese Kleinigkeiten nicht außer Acht, so ist man sicher, daß das Bild bauernd schön und tadellos, ohne jede Veränderung in der Farbe bleibt, namentlich wenn man es auf der gemalten Seite luftdicht abschließt. Dies geschieht dadurch, daß man nach Fertigstellung des Bildes und nach dem Trocknen ein Stück Seidenpapier auf die Farben drückt und darüber an den Rand der Platte ein Blatt dichtes Schreibpapier klebt. Als Befestigungsmittel dient Celldichte, ebenfalls eine Erfindung von J. Vent, mit welcher das Papier über und über bestrichen wird.

Die mancherlei Vorzüge der Technik: reizvolle Wirkung bei leichter Arbeit, Dauerhaftigkeit der Farben, Unzerbrechlichkeit der Platten, geringe Anforderungen an die Kasse, werden sicher der Krustier-Malerei viele Freunde gewinnen. Von der Wirkung der neuen Arbeit überzeugen man sich am besten durch ein Probebild, das zugleich die beste Unterweisung bietet.



Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei. Von Max Beddieser. Mit einer Farbentafel, Goldbildern und über 200 Illustrationen. Berlin. Verlag von Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). Vollständig in 8 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 75 Pf.

Von dem Handbuch des allen Blumenfreunden wohl bekannten Verfassers liegen die vier ersten Lieferungen vor und zeigen wieder von reicher gärtnerischer Erfahrung, die hier dem Laien zu gute kommt. Da es sich um eine Anleitung handelt, die wenig Kenntnisse voraussetzt, so wird von Grund aus, d. h. mit dem Ankaufen der Erde, der Erde, des Samens begonnen. Wir lernen die verschiedenen Arten der Erde kennen und erfahren, wo diese schädlich, wo jene nützlich sind; wir lernen, wie und warum man säen muß, wie Sämlinge zu verpflanzen, vorhandene Pflanzen durch Stecklinge zu vermehren und diese später zu behandeln sind. Standorte, Gießen, Düngen und Aufbinden der Pflanzen, ihre Feinde, sowie die Pflege kranker Pflanzen, alles unterliegt klarer, eingehender Besprechung, die zahlreiche Illustrationen unterstützen. An der Hand des lehrreichen Buches wird jeder Blumenfreund seinen Lieblings ein noch größeres Interesse entgegenbringen, das ihn diese durch ihr Wohlbedenken lohnen werden.

Bezugsquellen: Wüste mit Vertenpasse: A. Rosenthal, SW, Jägerstr. 29/31. — Schirmhüte und Vortemonnaie: G. Uermark, Juwelier, W. Leipzigerstr. 121/122. — Wandteppich: Kunsthandlung-Atelier des Letzte-Preisens, SW, Königgräberstr. 90. — Toilette-Kissen: Society of decorations Art. New York. Mrs. S. S. Williams.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existierenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewänschten erbeten. Deutschlands größtes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete **Michels & Cie., Königl. Niederl. Hofliefer., Berlin, Leipzigerstr. 43.**

DER GUTE TON

in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von **Franz Eshardt**, 13. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 48 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk. II. Teil. Unserer Frauen Leben. 3. verb. Aufl. 20 Bog. geb. 6 Mk. oder direkt portofrei v. Verl. **JULIUS KLINKHARDT** in Leipzig u. Berlin W. 9.

Hygienische Toilette-Seife nach Angaben und unter Controlle des Herrn Dr. **Hygienische Kinder-Seife** med. J. Eichhoff, Elberfeld, Spec.-Arzt f. Hautkr. allein hergestellt von **Ferd. Mühlens** No. 4711, Köln a. Rh. erhältlich in allen Apotheken und besseren Parfümeriehandlungen.



Spitzen jeglicher Art

in sauberster Ausführung und in den verschiedensten Mustern, in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in **Prettan**, Post Steinhäus, Tirol. Bei Bedarf wolle man sich wenden an **Pfarrer Franz Kleintzer**, oder an **Thessa Koster**, Spitzenhändlerin, ebenda.

Häusliche Kunst.

Herausgegeben von **Frieda Lipperheide.** Mit 585 Illustrationen. Vollständig in elf Lieferungen zu je 50 Pf., oder in elegantem Leinenband mit farbigem Titel-Aufdruck 7,00 Mark. Das Werk bringt ausführliche und leichtfaßliche Beschreibungen, wie unter Anwendung der einfachsten Mittel fleißige Frauenhände im Stande sind, die Decorirung der verschiedensten Gebrauchs- und Ausstattungs-Gegenstände im Hause selbständig vorzunehmen, bezw. diese Gegenstände herzustellen, und zwar auf die mannigfachste Art. Das Werk umfaßt nicht weniger als 44 Techniken, deren leichte und bequeme Ausführbarkeit wie auch künstlerische Wirkung practisch erprobt worden sind. Ungefähr fünfhundert Abbildungen erläutern den Text, während am Schluß Rathschläge, Recepte, Bezugsquellen u. c. jede sonst noch wünschenswerthe Auskunft zu geben. Das Werk ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

FRANZENSBAD.

Das erste Moorbad der Welt, besitzt die stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer und Lithionsäuerlinge, die kohlensäurereichsten Stahlbäder, Mineralwasserbäder, Kohlensäure-Gasbäder. Saison vom 1. Mai bis 30. September. Prospekte gratis. Jede Auskunft ertheilt das Bürgemeisteramt als Curverwaltung.

Für Hausfrauen.

Reinweißene Vorläufer, Tücher u. Käufer aus Seiden- und Wollestoffen mit und ohne Goldfäden verfertigt. **J. Peikert, Schmiedeborg 1 R.**

Krinochrom

von **J. Barthol**, Inh.: B. Orlich, Berlin, Königsberger Strasse 21a. **Bestes Haarfärbemittel** in Schwarz, Braun, Cendré. Cart. M. 4,50. Lager in Berlin: **Gustav Lohse, Jägerstr. 46, E. Karig, Nachf.: Lehmann, Friedenau.**

Enthaarung.

Mundellus'sches Decrinatorium für Damen zur schnell. schmerzlos. Entfern. unteinst. Gesicht- und Armhaare. Fl. 3 M. Apotheker **Mundellus, Güntersberge 1. Harz. fr. Berlin.**

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-,

Reib- u. Flachschmitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen auf Papier und direkt auf Holz gedruckt. Preisverantw. mit 1200 Käufern, auch über Vert. u. Material 30 Pf. Briefen. **Mey & Widmayer** in München.

Südfrüchtkorb,

enth.: 1 Pfd. Traubenrosinen, 1 Pfd. Smurina-Feigen, 1 Pfd. Datteln, 1 Pfd. Prachmandeln und Nüsse, 12 Apfelsinen u. 10 Orangen, alles Ia. Qual. solitr. und franco M. 3,50. versendet **Eugen Alexander**, Import von Südfrüchten, Hamburg.

Weizenschrotbrot

(lange haltbar) versendet franco 6 Stück 2 Mark **Gustav Colas, Pampfbäckerei, Strittin.**

Damen

oziel. hohen Nebenverdienst d. Verkauf echt chines. Thees. Importhaus **H. Salfeld, Hamburg.**

Glafey-Schnellputzpulver bestes Putzmittel für alle Metalle; wirkt schnell, gibt erlesenen Glanz, ist billig. Hochste Auszeichnungen, darunter goldene Medaille Lübeck 1893.

!Photographieständer!

wie in Frauenzeitung 1896 Heft 4 näher beschrieben, sind, unter Nennung unv. Firma als Bezugsquelle, durch jede Buchhandlung erhältlich. Wir versenden gegen Einzahlung von 1 Mt.: 6 Stück große, oder 9 kleine, od. 2 große und 6 kleine Ständer, vollst. **Torn'sche Buch- und Papierhandlung, Sibirisch-Niß, Würtemberg.**

Jacob Ravené Söhne

Berlin C, 2. Stralauer-Strasse 28/29 empfehlen: **Garten- und Balkon-möbel** in grosser Auswahl. No. 22. Sessel mit Armlehnen M. 6,00. No. 21. Lt. Abbildg. M. 4,00. **Rasenmähdmaschinen, Rasensprenger, Gartenwalzen, Feld- und Gartengeräthe, Stall-Einrichtungen, Complete Haus- u. Kücheneinrichtungen.** Preislisten frei.

Reizende Neuheiten in Kleider- und Schürzenstoffen für Frühjahr und Sommer 1896. Verlangen Sie bitte Proben! Franke & Co., Gnadensfrei, Schlesien. Weberei u. Versandhaus.

PARFÜMERIE LOHSE Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frischgepflückten Veilchengleich: **Parfüm — Seife — Puder — Toilettewasser — Brillantine — Riechkissen.** **Gustav Lohse, BERLIN W. 45/46 Jägerstrasse 45/46 Königlicher Hoflieferant.** Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Höchst wichtig für jede Hausfrau! Kostbarer Schatz für jede Braut!!!

Der sehnlichste Wunsch jeder sparsamen Hausfrau ist endlich erfüllt in der Herausgabe des Werkes **Die Behandlung der Wäsche nach den neuesten Erfahrungen** (mit 10 Abbildungen) von **Otto Radeek** früh. Dirigent der Königl. Musterbleiche zu Solingen. Wo man seine Wäscheeigenschaft etwas lieb hat, Werth auf eine blendende Weiße legt, Mühe, Verdruß und die Hälfte der Zeit am Wasstage ersparen und die kostbaren Schätze um viele Jahre länger tadellos erhalten will, dort muß jeder andere Wunsch schwinden, bevor nicht das nützlichste aller Bücher angeschafft ist. In der Wäsche steht für jede Familie ein großes Kapital, zu dessen Erhaltung bisher fast nichts gelehrt, denn selbst anerkannt tüchtigen Hausfrauen gehen oft hunderte von Mark durch die Wäsche unbewußt verloren; deshalb fort mit dem alten Waschverfahren! **Scharfe Waschpulver, Chlor** u. c. vermeiden. **Einfachste Methode ohne Apparate! Kalenbleiche unentbehrlich!** Stärken, Plätten, Rollen u. d. wichtige **Fleckenreinigung** sind auch behandelt. Zu beziehen in schönem dauerhaften Leinenband gegen vortheilige Einzahlung von nur **M. 1,70** durch **Otto Radeek** in **Wolsitz** v. **Freiburg** Schff.

Zahlreiche Anerkennungschriften, welche unter anderen von **Ihren Majestäten der deutschen Kaiserin, Königin von Sachsen u. v. Würtemberg, Ihrer Königl. Hoheit der Großherzogin von Baden, Ihrer Durchlauchten Fürstin v. Saksfeldt, Fürstin v. Pleß u. s. w.** eingingen, bezeugen oben Gesagtes in vollem Maße und sollen 2 hiervon zum Abdruck kommen.

Detmold, den 7. Februar 1896. **Euer Wohlgeborener!** Ich bin beauftragt, Ihnen den Dank Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe auszusprechen für das Büchlein, welches Sie höchstebenfalls überandt haben. Da alles, was mit der Führung und Inhabhaltung eines mütterlichen Haushaltes zusammenhängt, Ihre Königl. Hoheit lebhaft interessiert, so erblickt hochdieselbe den Beitrag, welchen Sie hierzu liefern, mit Freude, und werden die besten Wünsche Ihrer Königl. Hoheit die Verbreitung Ihres Werkes begleiten. **E. v. Blicher.**

Breslau, den 22. Februar 1896. meine vollste Anerkennung aus. Nicht nur das neue Waschverfahren macht Ihr Buch sehr werthvoll, sondern die in demselben enthaltenen praktischen Winke, welche zur Erhaltung der Wäsche außerordentlich beitragen, werden das Buch auch sehr schnell zum Hausfreund jeder Familie machen, denn ich kenne kein zweites Buch, aus welchem die Hausfrau so viele praktische und petuniäre Vortheile ziehen könnte. **Frau Dianous Müller, Bismarckstr. 14.**

Toilette-Gegenstände aus „Ebenholz“.

Einzel-Preise:

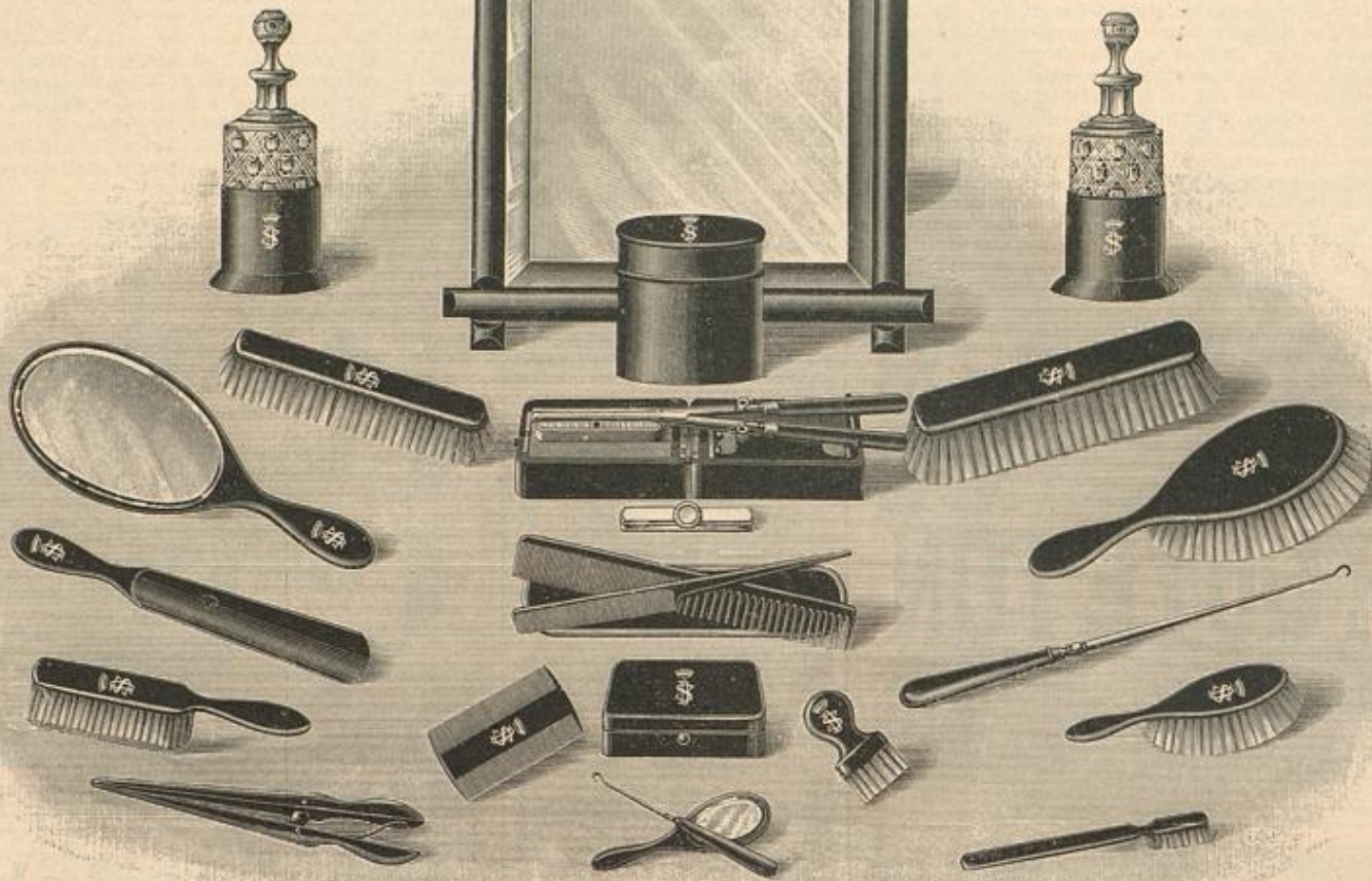
Stehspiegel, Ebenholz	M. 60.—
Handspiegel, „	M. 13.50.
Mundspiegel, „	M. 4.—
Crystalflacon, mit Ebenholz-Untersatz	M. 18.—
Puderdose, Ebenholz	M. 19.—
Kopfbürste, „	M. 11.50.
Kleiderbürste, „	M. 9.50.
Hutbürste, „	M. 4.—
Puderbürste, „	M. 3.—
Nagelbürste, „	M. 3.—
Zahnbürste, „	M. 1.25.
Schuhlöffel, „	M. 2.75.
Schuhknöpfer, „	M. 4.—

Einzel-Preise:

Handschuhdehner, Ebenholz	M. 2.75.
Handschuhknöpfer, „	M. 1.25.
Brennmaschine, „	M. 14.—
Brennscheere, mit Ebenholzgriff	M. 4.50.
Nadelkästchen, Ebenholz	M. 8.—
Kammreiniger, Ebenholz	M. 2.—
Frisirkamm, Büffelhorn	M. 2.—
Scheitelkamm, „	M. 1.25.
Staubkamm, „	M. 1.—

Vollständige Garnitur (24 Gegenstände) M. 200.—

NB. Monogramme (aufgelegt, versilbert), von je M. 3.50 bis M. 5.— je nach Grösse; mit Krone je M. 1.50 mehr.



Aufträge nach ausserhalb sorgfältigst ausgeführt.

Ausführlicher illustrirter Haupt-Katalog nach überall kostenfrei.

„Ebenholz“-Garnituren, kleinere und grössere von M. 75.— bis M. 250.—
 „Elfenbein“-Garnituren, desgl. von M. 200.— bis M. 600.—
 „Silber“-Garnituren, („Königin Anna-Styl“) von M. 600.— bis M. 1300.—
 „Silber“-Garnituren (Styl „Louis XV.“) von M. 700.— bis M. 1500.—
 „Schildpatt“-Garnituren, kleinere und grössere von M. 400.— bis M. 1500.—
 Neu! „Nickel“-Garnitur, (16 Gegenstände) M. 95.—

Genauere Abbildungen und Beschreibungen der verschiedenen Garnituren in „Nickel“, „Ebenholz“, „Elfenbein“, „Schildpatt“, „Silber“ kostenfrei.

GUSTAV LOHSE, **Hoflieferant** Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria, Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich, **Berlin W, Jäger-Str. 46.**
 — Parfümerien, Toilette-Seifen und Toilette-Artikel — **Filiale: Unter den Linden 16.**

Handarbeiten
 Brühl & Guttentag, Dresden,
 empfehlen als Specialität für den Sommer
 angefangene Gartenkissen, Gartendecken — Bänke — Stühle etc.,
 wie besonders Dessins in Gobelins, Nordischen Stickerelen, angef.
 Leinen à jour Arbeiten für Bett-Wäsche in grossartigster Auswahl.

Keltz & Meiners Berlin W. Leipziger-Str. 10.
 Grösstes Special-Geschäft für Mal- und Zeichenbedarf.
 Holz-Gegenstände für Malerei, Holzbrand und Kerbschnitt mit und ohne Verzackung
 zu mässigen Preisen.
 Stets die neuesten Malvorlagen, auch Ichnose.
 Unsere reichillustrirte Preisliste B, welche nach auswärts kostenlos versandt wird, giebt
 einen Ueberblick unserer grossartigen Collection aller

Gegenstände zum Bemalen etc.

Indische Seidenstoffe
 f. Kleider, Blousen, Kissen etc.
 Liberty's Velvets, Muslins u. Madrasstoffe
 für Zimmerdecorationen u. Gardinen,
 Echte japanische u. chines. Stoffe für Kleider und
 Draperien, in hochparten Mustern u. Farbenstellungen
 Proben bei näherer Angabe des Gewünschten portofrei.
Seidenwaarenhaus Albert Krohne, Dresden-A.
 (Einzig in seiner Art in Deutschland.)

HYGIENE DES KOPFES
 Schönheit der Haare
EAU DE QUININE
 VON **ED. PINAUD** PARIS 1889
 Unfehlbar gegen Schuppen und
 Ausfallen der Haare
 37, Boul' de Strashourg, PARIS
 Jede Achte Flasche ist mit
 nebenstehender Unterschrift
 versehen.
GRAND PRIX

Baby Baby Baby
Entzückende Baby-Geschenke
 in jeder Preislage:
 Mäntel, Jacken, Kleider, Hüte etc.
 Auswahlsondungen bereitwilligst.
 Kinder-Porzellan, Kinderwagen,
 Bettkörbe etc.
Baby-Bazar, M. Wolff,
 Berlin W., Werderscher Markt 9.
 Baby Baby Baby

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien.
 Aerztlich warm empfohlen, unschädlich, rein
 pflanzl., sicher und schmerzlos wirkende
Confiture laxative
 von angenehm erfrisch. Geschmack
 ohne jede nachtheilige Nebenwirkung.
 Allein echt.
 Appetitlich. — Wirksam.
 Seit Jahren in Kliniken
 und grösseren
 Heil-Anstalten gegen
Verstopfung.
 Congestion,
 Leberleiden,
 Hämorrhoiden,
 Migräne etc.
 fortlaufend in An-
 wendung.

Wichtig für Hausfrauen!
Bernhard Curt Pechstein, Wollwaaren-Fabrik
 in Mühlhausen i. Th.
 fertigt aus Wolle, alten gestrickten, gewebten und anderen reinwollenen
 Sachen und Abfällen haltbare und gediegene Stoffe für Damen, Herren und
 Kinder, sowie Portieren und Schlafdecken.
 Auf Wunsch werden Muster an Jedermann franco gesandt.

Schering's Malyertrakt
 ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Reconales-
 genten und bewährt sich vorzüglich als Bänderung bei Reizungen der Atmungs-
 organe, bei Katarrh, Reizhusten etc. Preis 75 Pf. u. 1.50 M.
Maly-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen,
 die Säure nicht angreifenden Eisenmitteln,
 welche bei **Blutarmut (Blutschwäche)** etc.
 verabreicht werden. Preis 1.— und 2.—
 wird mit grossem Erfolge gegen **Blutarmut**
 (eigentliche Krankheit) gegeben u. unter-
 stützt wesentlich die Knochenbildung bei
 Kindern. Preis 75 Pf. u. 1.—
Schering's Grüne Apotheke, Berlin A.,
 Chausseestraße 19.
 Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Drogerie-Handlungen.



Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 8. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

— Berlin und Wien, 15. April 1896. —

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M. XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Radmeister von Vordernberg.

Von Arthur Schleitner in München.

(I. Fortsetzung.)

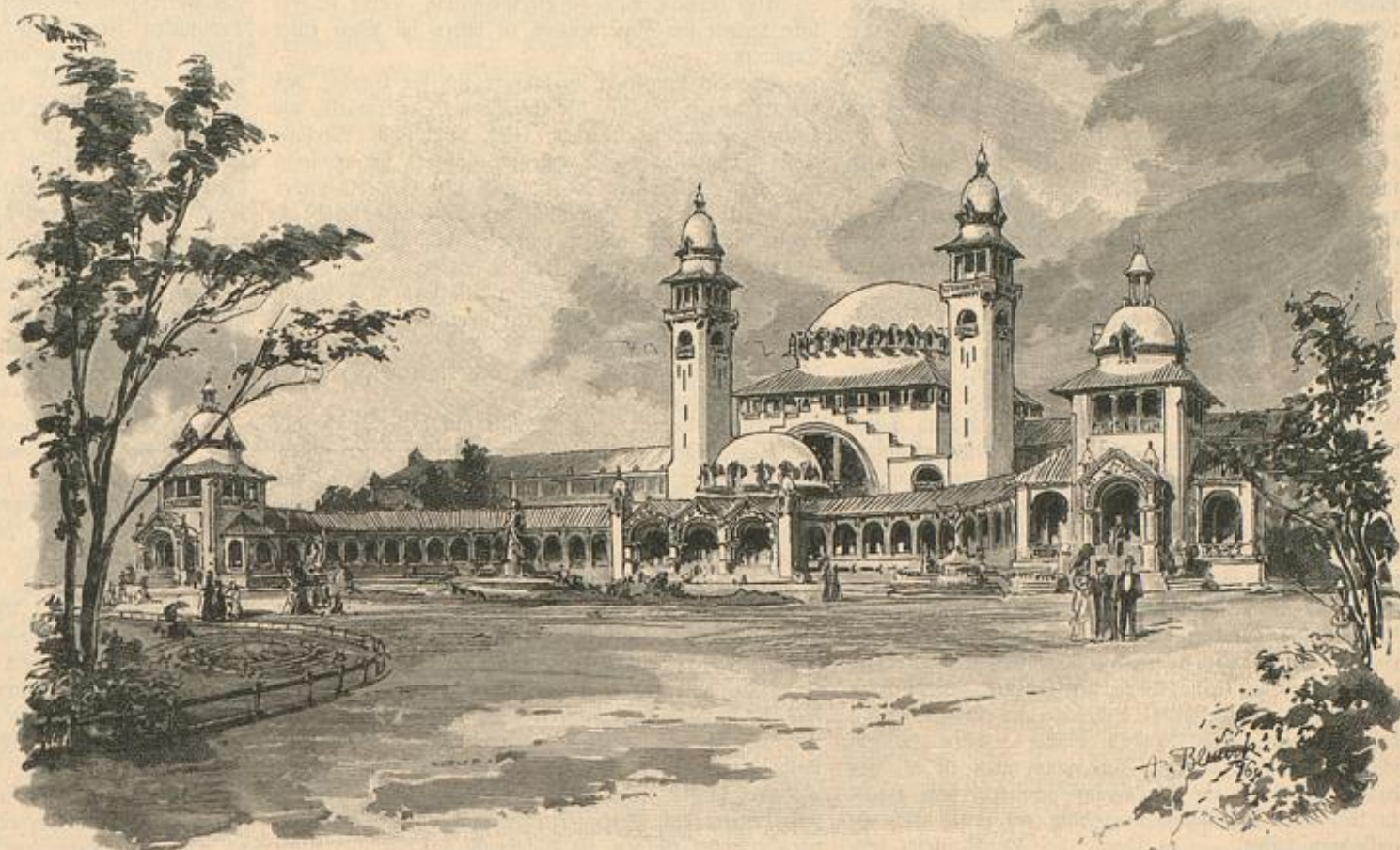
„Ze, die dumme Frag!“ meint Hansl lachend, und fängt halblaut:

„Grazerisch buh'in,
Brenarisch liab'n,
Obasterrisch hals'n
Dah d'Haar umastagn!“

„Hansl! Grüß Di Gott!“ Ein Mädel, nicht gerade schön, aber nett im Wuchs und sauber im blauen Kattunleide, mit schwarzblauen Flechten um den Kopf, eilt heraus.

„Geh, Gittl, kennst Di aus; i bin's schon, der Hansl! Den Vogel kennt man am G'sang und die Weiber an die Federn! Hahaha!“

„Machst schon wieder Dummheiten, Hansl? Allweil hast soviel Schnaden im Kopf! Wirft dengericht neamma g'scheidt? bei Dir werd's



1. Das Haupt-Ausstellungs-Gebäude.



2. Das Haupt-Restaurant.

Zur Eröffnung der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.
Zeichnungen von H. Blund in Berlin. — Siehe Seite 62.

aa beim Bierziger nôt schnadeln. *) Aber kimm nur glei einer in die Kuchel; öppas fällt schon no für Di' aa ab!“ Damit nimmt Gittl den Hansl bei der Hand und lotzt ihn in die verrußte, von einer Unschlittkerze spärlich erhellte Küche.

Hansl hockt sich schleunigst auf den Herdrand, um von der Wärme des offenen Herdes für seinen nassen Rücken zu profitiren, und stopft sein Pfeischen mit dem Extra-Tabak, den die Gewerke von der Haupt-Verlagsstätte zu Vimito-Preisen für ihr Personal beziehen. „Magst denn nôt z'erst mithalten beim Essen, Hansl?“

„I dank, wir ham scho' g'suattert, und Dein' Sterz bringtst alloo' aa abi!“

So löffelt denn Gittl allein an ihrem aufgeschmälzten Polenta und schwemmt den trockenen Sterz mit Milch hinunter.

Hansl lacht vergnügt: „Guat is er nôt h'unders, da Sterz, aber er stopft 'n Magen; man hat do' öppas drin, dös a Weil vorhalt!“

„Ja, mei' Hansl; a Häusl-

*) Wenn jemand das 40. Lebensjahr erreicht, sagt man im Gebirge, werde man „gescheidt“ (hell und gesetzt), falls man das Zeichen der beginnenden Weisheit wahrnimmt. Hört man diesen „Schnadler“ nicht, dann nützt auch die neue Zeit-Periode nichts.

woast (Waisenkind eines Häuslers) kann nôt speisen wie da Radmoaster, nobi und theuer!"

"Jessa ja; hiazt fallt's ma ein, z'wegen was i ja kemma bin!"

"So, hiazt erscht; i hon g'moant z'wegen 'm Halsen auf obastfeirisch?" spottet gutmüthig Gittl.

"Sei stad, Deandl, die G'schicht is' ernsthafti, 'leicht kann's a große Bedeutung für uns hab'n. Bia die Sach' bis dato liegt, is an a Heirath zwischen uns nôt z'denken; bei unserm Radwerk is a jed's Plagl in die Häuser b'jezt; mir kemman ninderscht nôt unter, und so lang nix frei is', dersen mir a nôt heirathen vom Radmoaster aus'. In a fremde Reuschen dersen ma a nôt z'wegen 'm Deanst; da Herr will seine Leut' beinander hab'n!"

"Ja so; sunst hättst ja do Du nach der Hochzeit in mei Häusl ziahn kinna."

"I dank, mir is' d'Hausstür z' niedrig! Aber laß mi' ausred'n! 'Leicht kumt es do sein, daß mir die Erlaubniß kriag'n, denn auf's Gewerkl kimmt a neucher Radmoaster!"

"Wos? Auf Dei'm Gewerkl? Ja, hat denn Dein Herr verkaaft?"

"No nôt, aber er will verkaafen! Näheres woast i a nôt."

Das ist eine große Neuigkeit, die gründlich durchgesprochen werden mußte. Die Liebenden bauten dabei ganz respectable Lustschlösser von zukünftigem Eheglück in einem der Gewerkschaftshäuser; sie sahen sich von Kindern umringt und, was wichtiger ist, von Ziegen und Schafen umgeben, die auf gewerkschaftlichen Gründen an den Abhängen der Bergwände weiden und zur Nuznießung den Werks-Angehörigen zugewiesen sind. Bei seinem Lohn kann der Hansl ganz gut heirathen; er bezieht 11 Gulden Wiener Währung Löhnung, $\frac{3}{4}$ Mezen Weizen, dito Korn, 8 Pfund Schmalz, 1 Pfund Speck, und an Nebengeldigkeiten 59 Kreuzer Faschingkrappen-Geld, 7 Kreuzer Osterreich-Mahlgeld, 7 Kreuzer zu Pfingsten, $7\frac{1}{2}$ Kreuzer zu Fronleichnam, 8 Kreuzer zu Allerheiligen, 7 Kreuzer als Weihnachtsgeld, 1 Gulden Leibkauf, 2 Gulden 15 Kreuzer Jahresbesserung, 1 Gulden für das Roheisen-Ausführen aus der Schmelzhütte. Hierzu kommt die Wein-Remuneration sammt der Bezahlung für Extra-Fuhren, sodas der Hansl als Erzführer einen Jahreslohn, alles in allem, von 315 Gulden 57 Kreuzer bezieht, was ein kleines Vermögen bedeutet. Wenn dann die Gittl ihr Grillenhäusl anbrächte und einige Groschen dafür bekäme, das Pärchen müßte ja den Himmel schon auf Erden haben! Zu dumm aber ist es, daß das ganze Glück am Platzmangel scheitert; dem Hansl zu lieb wird der Radmeister kaum ein neues Gebäude aufzuführen lassen, — da könnte der Hansl gleich verlangen, der Radmeister soll ihn im Herrenhause selbst unterbringen! Die ganze Hoffnung ruht halt auf dem neuen Radmeister. Wenn dieser oben am Erzberg zu bessern anfängt, wird er sicherlich auch unten umändern, bauen, und vielleicht baut er auch noch ein Häuschen für das Personal.

Die Gittl hat auch die besten Hoffnungen, und sie mahnt den Hansl, er solle sich nur so bald als möglich an den neuen Herrn heranpirschen mit dem Anliegen. Das wird aber sehr schwer durchführbar sein. Du lieber Himmel, ein Radmeister ist ein gar reicher, vornehmer Herr, der in seinem ganzen Leben keinen Förderer auf dem Erzberge begleitet! Und wenn er je hinaufkommt zu den Gruben und Stollen, so jagen vier Pferde den Präbichl hinan, und die Förderknechte sehen ihren Herrn und Gebieter nur von weitem. Wie soll man da mit dem Radmeister reden oder gar ausführlich discurriren? Und so lang Erz gegraben und Eisen daraus gemacht wird in der ehernen Mark, hat man es noch nicht erlebt, daß ein Förderknecht oder Blaaher (Blaahauser wird der Hochofen wegen des Gebläses genannt, und der Oberschmelzer trägt den vulgäre Namen Blaaher) oder ein Aufschütter in der Privatwohnung eines Radmeisters gewesen ist. Kaum kommt da hinein der Vice-Herrgott einer Gewerkschaft, der Berwieser, in Ewigkeit aber nicht ein Erzführer!

Die Gittl sieht das wohl auch ein, aber sie meint, der Zufall spiele oft eine große Rolle; dann wisse man ja noch gar nicht, wer und wie der neue Herr sein werde, und schließlich, wenn alle Stricke reißen, könnte die Gittl selber das Glück haben, mit dem Radmeister in ein Gespräch zu kommen. Sie gehört ja dienstlich keinem Gewerkl an; ihre Eltern, selig, standen in keinen Beziehungen dazu mehr, nachdem sich die Großeltern im Gewerkschaftsdienste so viel ersparten, um ein eigenes Häuschen am Rößgraben kaufen zu können. — Na, sonst bleibt es halt einstweilen bei der Hoffnung! Hansl muß nun wieder heim, um doch noch einige Stunden zu schlafen, denn bald nach Mitternacht soll er wieder hinauf und Erz holen mit seinen drei Pferden.

Noch innerhalb der Thüre holt sich Hansl zur Stärkung von der Gittl ein kräftiges Bussel, dann tritt er wieder in den Winterabend hinaus und stapft seiner Behausung zu.

III.

Der Anlauf zu einem Knappen-Strike hatte seine Wirkung auf die Gewerke nicht verfehlt; in einer ad hoc einberufenen Versammlung ward des Ausführlichen der unhaltbare Zustand der Erzförderung aus den vom Einsturz bedrohten Gruben besprochen, und sämtliche Radmeister einigten sich zu einem corporativen Vorgehen. Insbesondere wurde beantragt, sich an jene Persönlichkeiten zu wenden, die seit langer Zeit den Verhältnissen der ehernen Mark eine besondere Aufmerksamkeit widmete und in ganz hervorragender Weise bekundete, daß ihr das Wohl unseres engeren Heimatlandes am Herzen liege, und das war niemand anderes als der warme Freund des steierischen Landes, der vielgeliebte, allverehrte Erzherzog Johann!

Also beschloß auch die Versammlung, Seine Kaiserliche Hoheit um Intervention zu bitten im Wege einer Deputation.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde, daß der Erzherzog Johann, der Schutzensel Steiermarks, um Hilfe angegangen werden solle, und die Wirkung dieses Beschlusses der Radmeister äußerte sich mannigfaltig. Zunächst fuhren die Knappen aller Gewerke wieder an, besetzt von der Hoffnung, daß die Grubenwände so lange wohl noch halten würden, bis der Erzherzog Johann selber zur Hilfe kommen werde. Dann zeigte sich erhöhter Eifer, die Hochöfen mit Erz zu versehen, um jeden Stillstand zu verhüten; überall regte sich alles emsig und hoffnungsfreudig, es schien, als zöge eine bessere Zeit schon bei Nennung des Namens Erzherzog Johann' herauf.

Trugen Arbeiter und Beamte auf diese Kunde hin den Kopf höher, so ließ ihn einer um so tiefer sinken, und das war der Erzführer Hansl. Anfänglich, als ihm die Botschaft zu Ohren gekommen war, hegte auch er große Hoffnungen in Bezug auf Besserung der Grubenverhältnisse am Erzberg durch den guten Erzherzog Johann; aber als er nach seiner Art zu grübeln anfing, da wollte es ihm nicht in den Sinn, daß der schier vergötterte Fürst speciell für ihn und seine Hoffnungen von Vorteil sein werde oder wirken könne. Und das kam so: Der Hansl erinnerte sich plötzlich des Ausspruches seines Berwiesers, daß der Radmeister von Nr. 2 sein Gewerkl verkaufen wolle. Wie nun, wenn gar der zu Hilfe gerufene Erzherzog dieses Radwerk kauft? Da kann es doch gar keinem Zweifel unterliegen, daß Verbesserungen nach allen Seiten hin vorgenommen werden, im Blaahauser, auf den Rößstätten (Grammatel genannt), im Osen womöglich selbst und in den Erzgruben hauptsächlich. Aber wird der Erzherzog auch ein neues Häuschen für den heirathslustigen Hansl bauen? Sind die gewöhnlichen Radmeister schon nicht zu sprechen für einen gemeinen Erzförderer und Fuhrknecht, um so viel weniger erst ein erzherzoglicher Radmeister! Für diesen kann ja ein Förderer kaum so viel Werth haben wie ein Samsbock droben in den Wänden der Bergermaner! Und reden wird man mit einem Erzherzog erst recht nicht können. Da wird der Hansl Lust sein, und windig wird es mit seinen Wünschen und Hoffnungen aussehen, die er am besten begraben sollte! Und in dieser trübseligen Meinung bestärkt den Hansl auch seine Gittl, die gleichfalls glaubt, mit dem Erzherzog sei nichts anzufangen. Der Hansl soll nur den ungeheuren Unterschied zwischen einem Erzherzog und einem Fuhrknecht bedenken, dann vergehe ihm schon das Hoffen. Ueberhaupt kann es dann kurios werden auf dem Gewerkl Nr. 2: ein Erzherzog als Radmeister, den man mit „Kaiserliche Hoheit“ anreden muß! Da wird dann der Berwieser mindestens ein Graf sein müssen, und „Gawliere“ (Cavaliere) werden zwischen den Flossenhäusern und den Schlackenbügeln nur so herumwimmeln. „Wo's D' hinschauft, oaner vom Hof! Na Hansl, schlag Dir nur guetta solche Gedanken aus'm Kopf und jag nixen, 'leicht kumt D' der Erzherzog gar füsiliren lassen. Mit so große Herrn is nôt guat Kerfchen essen!" Diese Mahnung drückte den Hansl so nieder, daß er ganz „gedestet“ von dannen ging und daß ihn sogar der übliche Schmaß des Abschiedes nicht tröstete. Und wie Hansl so durch die verschneite Landschaft watete, um im Gewerkschaftsstalle nochmals nach seinen Pferden zu sehen, da kam ihm ein ganz lästlicher Gedanke, über den er selber erschrak. Es ist auch unerhört, daß ein braver Steirer wünscht, den Erzherzog Johann soll der Kuckuck holen, — als Radmeister von Vorderberg nämlich, und unter der Voraussetzung, daß der neue Radmeister den Hansl wirklich nicht heirathen läßt! Und wie in Befürchtung, daß sein sträflicher Wunsch dem vielgeliebten Fürsten irgendwie schaden

könnte, nimmt ihn Hansl in Gedanken wieder zurück; lieber ledig bleiben, als dem Erzherzog Johann etwas Schlechtes wünschen! Am besten wäre es freilich, wenn er nicht Radmeister würde. Du lieber Himmel, es ist ja ohnehin eine schöne Stellung, wenn man Erzherzog ist, die Guldenzettel leiterwagenweise ausgeben kann, ohne es zu spüren und als „Kaiserliche Hoheit“ angeredet wird.

„Na, i wünsch eahm nix Schlecht's!“ flüstert Hansl, „meinetwegen wird er a Radmeister in Vorderberg — er is ja do der Erzherzog Johann, und da giebt's nur oan auf der Welt.“ So gewann Hansl wieder seine gute alte Stimmung, und ruhig gab er sich am Abend dem kurzen Schlummer hin, um gegen Morgen grauen, frisch und munter, turnusgemäß seine Forderung anzutreten.

IV.

Die Hoffnungen der Radmeister sollten bald ihre hochehrwürdige Bestätigung erhalten. Der Gründer des segensreichen „Joanneums“ und der „Steierischen Landwirthschaftsgesellschaft“ nahm die Vorderberger Deputation freundlichst auf und bekundete sofort das größte Interesse an der Weiterentwicklung des Eisenwesens in Steiermark. „Was wäre Obersteiermark ohne Eisen-Industrie!“ rief Erzherzog Johann aus. Und als ihm der Sprecher für diese warme Theilnahme danken wollte, da wehrte der leutselige Fürst ab und verbreitete sich über die Verhältnisse Inner- und Vorderbergs so wohl informirt, daß die Gewerkschafts-Besitzer meinten, Kaiserliche Hoheit wüßten ja alles so gut, wie die Radmeister selber! „Na, das möchte ich doch nicht behaupten!“ bemerkte der Fürst lächelnd, „aber das weiß ich, daß Innerberg lange nicht so übel daran ist, wie Vorderberg. Wenn ich nicht irre, sind von der Bergpolizei-Behörde wiederholt Grubensperren verfügt worden, wie?“

„Jawohl, Kaiserliche Hoheit!“ erwiderte der Sprecher, „die Gefahr wurde sowohl für den Eigentümer als auch für die Nachbarn zu groß.“

„Und für die Knappen erst recht, meine ich!“ betonte der Erzherzog. „Hier muß ganz besonders eingegriffen werden. So weit ich die Verhältnisse zu beurtheilen in der Lage bin, werden bloße Rathschläge nicht hinreichend sein. Ich will aber helfen, nachdrücklich helfen; die Eisen-Industrie Vorderbergs muß wieder aufblühen, und hierfür will ich meine ganze Kraft einsetzen und meinen Einfluß gern aufwenden.“ Der Erzherzog machte eine Pause und schien eine kurze Zeit wie in Gedanken verloren, während die Deputation gespannt auf den Fürsten blickte.

„Ja, ich will Euch und meiner geliebten Steiermark helfen!“ fuhr der Erzherzog wieder fort, „und da werde ich mich wohl selber an die Spitze stellen müssen. Das dünkt mir das Beste zu sein; ich will Gutes und Uebles mit Euch theilen, unter Euch weilen in Freud und Leid. Das kann ich am besten, wenn ich selber — Radmeister werde!“

„O, Kaiserliche Hoheit, sind zu gnädig und gütig!“ glaubte der „Vierer“ (der Radmeister Nr. 4) einschalten zu sollen.

„Ja, ich will Radmeister von Vorderberg werden; als solcher mit arbeiten und stimmberichtig werden, mit Euch rathen und thaten. Da kann ich mich am besten überzeugen, wo Hilfe noththut! Wird aber ein Radwerk käuflich sein?“

„Gewiß, Kaiserliche Hoheit! Das Radwerk Nr. 2 ist verkäuflich; sein Besitzer will sich zurückziehen und hat seine Absicht auch schon öffentlich geäußert.“

„So? Um so besser! Ich werde also einen meiner Beamten nach Vorderberg entsenden, das Gewerkl prüfen und abschätzen lassen, und wenn der Preis einigermaßen acceptabel erscheint, werde ich mich ankaufen. Genügt den Herren diese Absicht?“

In gewinnendster Liebenswürdigkeit entließ der Erzherzog dann die Deputation und gab, wie dies seine Art war, sofort die entsprechenden Befehle, um seine Absicht in die That umzusetzen.

Wenige Wochen später, als mit Sturm und warmem Regen der Bergfrühling seinen Einzug im engen Thale Vorderbergs hielt, wurde auf der k. k. Notariats-Kanzlei der Ankauf verbrieft: Erzherzog Johann wurde am 1. April 1822 Radmeister von Vorderberg und Besitzer des Gewerkes Nr. 2.

War das ein Jubel der Bevölkerung des Eisenortes! Ein Erzherzog und noch dazu Johann, der populärste Fürst des Kaiserstaates, ist wirklicher Radmeister von Vorderberg! Nun muß sich alles wenden, und muß alles besser werden; jetzt kann es nicht mehr fehlen!

Bald darauf hielt der neue fürstliche Radmeister seinen Einzug im festlich besagten Vorderberg, jubelnd begrüßt von der enthusiastischen Bevölkerung, die alles aufbot, um die innige Verehrung und Dankbarkeit zu bekunden. Alle Gewerke hatten den Tag des Einzuges

des neuen Radmeisters frei gegeben; es sollte ein Festtag für Hoch und Nieder, für Herr und Knecht sein, und dieser Tendenz gemäß betheiligte sich auch die ganze Vorderberger Knappschafts- sammt der Bergmusik am überwältigend herzlichem Empfang, der dem Erzherzog Thränen der Rührung und Freude entlockte. Mit bebender Stimme flüsterte der Fürst seinem Begleiter zu: „Wer hätte das gedacht? Als Mitglied des Kaiserhauses bin ich kaum je so geehrt worden, wie jetzt als Radmeister von Vorderberg! Was doch für eine Kraft im Eisen steckt!“ Und freundlich grüßte der hohe Herr nach allen Seiten, drückte vom Wagen aus jedermann die Hand, der darnach griff und sie küssen wollte, bis endlich das Herrenhaus des Gewerkes erreicht war, das dem nunmehrigen Radmeister zur Wohnung dienen sollte.

„Hoch der neue Radmeister!“ jubelte die in der engen Straße Kopf an Kopf eingepackte Menge und ließ mit dem Hochrufen nicht nach, bis Erzherzog Johann ans Fenster trat und abermals grüßte. Erst ein Regenschauer, mit Graupeln vermischt, der wolkenbruchartig herniederprasselte, vermochte die überquellende Begeisterung zu dämpfen und trieb die Vorderberger von dannen.

Rührte sich schon in den nächsten Tagen der neue Radmeister, insofern als er die Gewerkschaftsgebäude inspicierte, so entwickelten auch die Knappen alsbald eine regsame Thätigkeit. Letztere wählten eine Deputation, um den fürstlichen Radmeister zu einer Besichtigung des Erzberges und Entgegennahme ihrer Huldigung einzuladen, und gleich am nächsten Sonntag nach dem Gottesdienst erschien die Knappschafts-Deputation im Hofe des Radwerkes Nr. 2 und wurde in leutseligster Weise vom Erzherzog empfangen. Als die Knappen dann, trotz der Entlassung, wie Erz stehen blieben, wurde der fürstliche Radmeister aufmerksam und fragte: „Was wollt Ihr noch von mir?“

„Mit Verlaub, Kaiserlicher Herr Radmeister!“ hub der Führer der Deputation an, „wir möchten Euch schon bitten, daß Euer Kaiserliche Hoheit und Radmeisterliche Herrlichkeit selber auf den Erzberg kommen möcht, und dann thäten die Knappen halt recht schön bitten, wenn Kaiserlicher Herr Radmeister ein Kreuz auf den Erzberg hinsten wollten! Es thät dann vielleicht weniger Unglück g'schehen. Mit Verlaub!“

„Ja, da seid Ihr mir und meinem eigenen Entschluß zuvorgekommen! Aber gleichwohl sollt Ihr diesen Trost bei Eurer gefährlichen Werke haben. Ihr bekommt das Kreuz sicher! Und nun, Glück auf!“

„Glück auf!“ tönte es kräftig aus den rauhen Kehlen der hocherfreuten Knappen, und unten im Hofe jauchzten sie helle Jodler hinaus.

Seinem gegebenen Wort getreu, ließ Erzherzog Johann im Eisengießwerk bei Maria-Zell ein colossales Christusbild aus steierischem Erz in Lebensgröße, zehn Centner schwer, gießen, das im Mai des nächsten Jahres an den Besteller abgeliefert und auf der Kuppe des Erzberges aufgestellt wurde.

Unter ungeheurer Betheiligung der Einwohnerschaft aller Nachbarkörner wurde in Gegenwart des Erzherzogs das Kreuz im Juni bei herrlichstem Wetter vom Dechant von Trofajach eingeweiht. Es war ein feierlicher Act, als der Priester mit dem Allerheiligsten die Gläubigen segnete und alles, der Erzherzog inbegriffen, in frommem Gebet auf den Knien lag. Die krachenden Böller wedten vielfältiges Echo in den Felschroppen, ihr donnernder Widerhall rollte weithin; die Knappenmusik spielte einen erhebenden Choral, der dann in die Volks-Hymne überging, zu Ehr und Dank des Kreuzstifters selbst.

Im Zeichen des Kreuzes begann der neue Radmeister sodann seine Thätigkeit zur Hebung der Vorderberger Eisen-Industrie. Er wohnte allen Versammlungen persönlich an, betheiligte sich an den Berathungen und drang darauf, daß sich die Gewerkschafts-Besitzer geschäftlich enger aneinander schlossen. „Fördert und pflegt den Gemeinfinn!“ mahnte der Erzherzog bei jeder Gelegenheit, und die Radmeister beherzigten diese Mahnung. Seinem Einfluß gelang es, daß die Radmeisterschaft in corpore die Religions-Fonds-Herrschaft Seckau bei Judenburg und später die Staatsherrschaft Göß bei Leoben kaufte, um durch deren bedeutenden Waldstand sowohl für die Zukunft den Kohlenbedarf zu sichern, als auch durch dieses Uebergewicht die Kohlenpreise bestimmen zu können.

Die größte Energie aber verwendete der fürstliche Radmeister auf die Besserung der Abbauverhältnisse am Erzberg. Er schlug der Radmeisterschaft eine neue bergmännische und geognostische Untersuchung vor und verlangte von der Regierung die Entsendung einer wissenschaftlichen Autorität. Dem Vorschlag des von der Regierung entsendeten Sachmannes, betreffend eine Vereinigung der Gewerke Vorderbergs zu einem gemein-

schaftlichen zweckmäßigen Tag- und Grubenbau am Erzberg, stimmte Erzherzog Johann sofort bei.

Die Mehrheit der Radmeister folgte willig den Anträgen ihres fürstlichen Collegen, und der diesbezügliche Antrag wanderte mit der Unterschrift des Erzherzogs alsbald nach Wien.

Was die Radmeister gehofft, trat ein: es wirkte in Wien die Unterschrift Johanns, und die Behörde beilegte sich, mitzutheilen, daß man die Gründung einer Union begreife und die Vereinigung genehmigen wolle. Schwierigkeiten indes boten sich wegen der Abtretung eines Theiles vom Innerberger Erzberg als ärarischen Eigenthumes, und diese Schwierigkeiten zu lösen, war fürder eine titanenhafte Aufgabe, die sich Erzherzog Johann selbst stellte, indem er für seine Gewerks-Collegen zum — Kaiser bitten ging.

V.

Widmete der fürstliche Radmeister seine Kraft hauptsächlich dem großen Werk der Einigung der Gewerkschaftsbesitzer, so vergewisserte er sich aber auch dessen, daß auf seinem eigenen Radwerk alles klappe und Verbesserungen eingeführt wurden, soweit sie nöthig erschienen und als gutes Beispiel wirken konnten. Hatte der Verweser des „Zweier“-Gewerkes innerlich befürchtet, der Dienst werde insofern erschwert werden, als ein directer Verkehr kaum mehr zwischen Herr und Verwalter stattfinden könne, so tauschte sich der alte Verweser zu seiner nicht geringen Befriedigung gründlich. Schon in der ersten Zeit zeigte es sich, daß mit dem hohen Herrn keineswegs der Hofgeist eingezogen war; auf dem Werk wehte nichts weniger als Hofluft. Der Radmeister nahm die Gewerks-Rapporte seines Verwalters persönlich mit größter Regelmäßigkeit entgegen, kümmerte sich um den Betrieb in allen Einzelheiten und ließ sich auf das eingehendste informiren.

Unter Führung seines Verwalters stieg der Erzherzog hinauf zur Gicht, auch Schurr genannt, der viereckigen Mündung zum Einschütten der mit Holzkohlen vermengten Erzmasse, aus welcher bläulichroth die Flammen züngeln. Nachdem der Erzherzog alles gründlich in Augenschein genommen, verließ er nachdenklich die Schmelzhütte und schritt über den Hof seines Gewerkes. Stumm folgte ihm der Verweser, der wohl noch manches auf dem Herzen hatte, indes ungefragt seinen hohen Herrn nicht damit behelligen wollte. An der Schwelle des Herrenhauses angelangt, drehte sich der fürstliche Radmeister plötzlich um, dankte dem Verweser herzlich für seine vorzügliche Information und Belehrung und fügte hinzu: „Und was an Verbesserungen, Neubauten u. nöthig ist, wollen Sie mir gefälligst schriftlich in einem Antrage mit Begründung unterbreiten. Was geschehen soll zum Nutzen der Vorderberger Industrie und des eigenen Gewerkes, das will ich gern fördern und durchführen. Das Radwerk Nr. 2 soll bahnbrechend vorgehen, das ist mein fester Wille. Also nochmals Dank! Adieu!“ Mit einem kräftigen Händedruck verabschiedete sich der Fürst von dem alten Beamten, dessen heißes Sehnen, — Verbesserung des Betriebes, — nun seiner Verwirklichung näher gebracht war.

VI.

Treu und willig hat der Hansl die lange Zeit hindurch seinen Dienst als Förderknecht vollführt; oft genug hat er seinen Herrn, den Erzherzog, gesehen, aber bloß von weitem. Ob ein Förderknecht mit dem Radmeister etwas zu reden hat, darnach wird nicht gefragt, — kommt ja auch nicht vor!

Und doch! Es kam die Zeit der Edelweißblüthe. Hochsommer ist's geworden in den steierischen Bergen; im üppigsten Grün prängen die Matten, so recht zur Illustration der Behauptung, daß die Steiermark das „grüne“ Land sei. Erzherzog Johann liebte, wie seine eherner Mark, auch das fröhliche Gejaube, und bald nach Erwerb des Radwerkes Nr. 2 zu Vorderberg war er im Besitze eines ausgedehnten Jagdgrundes, den die Gewerksherren bereitwillig dem Förderer der Vorderberger Eisen-Industrie abgetreten hatten, auf daß es dem hohen, waidgerechten Herren nicht an Jagdgelegenheit fehle in den stolzen Bergen rings um den Erzberg. Neben den Gewerkschafts-Geschäften ging Erzherzog Johann also zur Erholung von Geist und Körper fleißig auf die Jagd. Gern lauschte er in den weiten Revieren auf dem Kohlberg der Balzmusik des stolzen Tetraonen und holte aus dem Tann manchen königlichen Vogel herab, den seine Jagdgehülfen gut verhört und festgemacht hatten für den allverehrten Herrn. Ebenso streckte seine treffsichere Kugel den Hochgeweihten in den Beständen der einsamen Röh, den dann die Kohlbauern auf der budeligen Bergstraße herab nach Vorderberg brachten; mit einem gewissen Stolz, als ob sie sagen wollten, so königliche Hirsche könne nur der kaiserliche Gönner auf die Strecke bringen. Am liebsten

aber stieg Erzherzog Johann in die Steilwände der Bergermauer ein und hinüber in die Krumpen, wenn die Edelblume der Alpen großtörnig an den Felswänden nickte. Zur Edelweißblüth geht die Gamsjagd auf in der grünen Steiermark, das Kridelwild wird schußbar. In dieser frohen Zeit gab es kein Halten mehr; der hohe Herr mußte hinauf in der „kurzen Wids“, begleitet von seinen Gehülfen bald zu pirschen auf schwindelerregenden Pfaden auf brave Böcke, bald zu „riegeln“, wozu auf hohen Befehl aus seinem Personal Treiber aufgeboden wurden, soweit der Gewerkschaftsbetrieb ein Abkommen der Arbeiter gestattete.

Der Monat August hat vielversprechend begonnen; über dem engen Thal blaut ein herrlicher Himmel, das richtige Gamswetter hat sich eingestellt. Die Dienerschaft ist mit Lebensbedarf auf mehrere Tage auf die Jagdhütte hoch droben im Gamsgebirg voraus, die bescheidenen Gemächer wohnlich zu gestalten; eben hält der kaiserliche Jagdherr noch eine kurze Rücksprache mit dem Radwerksverweser wegen des Betriebes, der in der nächsten Zeit wegen neuerlichen Erz mangels eine Unterbrechung erleiden wird. Weil das nichts Außergewöhnliches ist und auf den Flossplätzen ohnehin genügend Kofeisen zum Versandt lagert, hat ein kurzer Stillstand des Ofens nicht allzuviel zu bedeuten.

Ob der Verweser ihm einen besonders verlässigen, braven Burschen mitgeben könnte? fragt der Erzherzog. Nach kurzem Besinnen bejaht der alte Gewerksbeamte diese Frage und erklärt sich bereit, dem gnädigen Herrn einen Burschen, treu wie Gold, nachzuschicken. Den Hansl gleich mitzugeben, werde unthunlich sein, weil erst zum entfernt liegenden Arbeiterhaus geschickt werden müßte, und sich der Hansl möglicherweise nicht zuhause befinden könne.

„Was ist der Bursche im Gewerke?“

„Kaiserliche Hoheit zu dienen, der verlässigste Erzförderer des ganzen Gewerkes, wenn nicht ganz Vorderbergs!“

„Oho! — Versteht der Bursch 'was vom Jagern?“

„Möglich, sogar wahrscheinlich; ist der Hansl doch das Kind waderer Jägerleute aus der Röh!“

„So so; nun, wir werden ja sehen! Also schicken Sie mir diesen Musterhansl baldigst nach; ich steige auf bekanntem Pfad gleich die „Mauer“ an. Adieu, lieber Verweser!“

„Waidmannsheil, gnädiger Herr!“

„Waidmannsdank!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Archie's Opfer.

Aus dem Englischen übersetzt von Albrecht Lisfeld in Berlin.

Es war der traurigste Sommer, den ich je erlebt habe. Er machte mich zum Zeugen einer Tragödie, die ich niemals vergessen werde.

Ich hatte einige Monate auf dem Continente zugebracht und war nun nach London zurückgekehrt. Lange wollte ich nicht in der Stadt bleiben; nur so lange, um einen Blick auf die Posteingänge zu werfen und einige Depeschen abzulenden, dann sollte es wieder fortgehen, hinaus in Gottes freie Natur! — Aber wohin? Das war die Frage!

Ah! Hier oben, auf dem Berge von Briesen, den meine Wirthin auf dem Schreibtisch aufgebaut hatte, lag ein Schreiben, das mich schnell zu einem Entschluß brachte. — Es war von Archie Nordy, dem frischesten und schönsten Burschen, den man sich denken kann.

„Eine abschlägige Antwort wird nicht angenommen,“ so schrieb er, „Du hast einfach zu kommen, mein lieber Freund! Es ist hier der schönste Fleck auf der Erde, und außerdem bin ich verlobt! — O, Du mußt das reizendste Geschöpf kennen lernen, das jemals geathmet hat! Ich erwarte Dich zu jeder Zeit innerhalb zehn Tagen; wenn Du Dich inzwischen nicht hier einfüllst, werde ich selbst kommen, um Dich zu holen!“

Als Freund von Archie's Vater und viele Jahre jünger als dieser, war ich mit dem jungen Manne oft zusammengelommen, und seit seines Vaters Tode waren wir treue Freunde gewesen. Archie verlobt? Unmöglich! — Und doch! Ich war sicher, es konnte keine Spielerei sein! Er war eine tief angelegte Natur und niemals ein Schmetterling gewesen.

Archie's Brief war, wie ich bemerkte, eine Woche alt, aber schon nach drei Tagen befand ich mich selbst in Wales, in dem sauberen Hafensstädtchen mit dem ganz unaussprechlichen Namen, woher Archie geschrieben hatte. Ich kletterte den Hügel hinan und fragte mich nach der „Rosen-Cottage“ durch. Endlich fand ich sie.

Wirklich! Ich mußte mich zusammennehmen, um nicht laut aufzujuchzen ob der unbeschreiblichen Schönheit der Natur. Die hohen, weißen Mauern des Hauses waren von oben bis unten mit Rosen bedeckt. Rosen kletterten über das hohe, spitze Dach, Rosen nickten von den Fenstern herab und streiften die Rockärmel, wenn man den engen Fußweg dahinschritt. Auf der hinteren Seite des Hauses war ein weiter Grasplatz und noch mehr Rosen, überall Rosen, Rosen ohne Zahl! Und in der Ferne, wie glänzender Saphir, schimmernd im Sonnenschein, lag das Meer.

Archie sprang von einer Hängematte herab und faßte meine beiden Hände. „Wie froh bin ich, Dich zu sehen!“ Seine Augen strahlten vor Freude! Ich erwiderte seine Begrüßung auf das herzlichste und dachte dann erst an das junge Mädchen, das schüchtern bei ihm stand.



3. Alt-Berlin.

dieses Geräusch niemals vergessen! Archie's Gesicht wurde aschfarben. Aber eingepreßt zwischen den Felsen hielt er noch immer das halb ohnmächtige Mädchen in die Höhe. Mit schwacher Stimme rief er mich zur Hilfe, und ich half, weinend wie ein Kind.

Zwei starke Männer mit Hebebäumen nahm ich mit, um meinen Freund zu befreien. Glücklicherweise war die Form des herabgestürzten Felsstückes kegelförmig, das spitze Ende nach oben; sonst wäre er unvermeidlich vollständig zerquetscht worden. So waren nur seine Schenkel vom Knie abwärts zerquetschert.

Niemals ward ein Leidender so gepflegt, wie Archie. Eleanor, deren Schmerz mitleiderregend war, verließ den Platz an seiner Seite niemals, wenn ich sie nicht dazu zwang. Ihre Tante war in gleicher Weise besorgt, während ich natürlich auch alles that, was in meinen Kräften stand.

Fast einen ganzen Monat lang sprach Archie kaum ein Wort; eines Abends aber flüsterte er mir zu: „Ich glaube, es ist alles aus mit mir, Tad!“

„Unsinn, mein Junge!“ sagte ich mit rauher Stimme, „Du kannst noch fünfzig Jahre leben.“

„Ich weiß,“ murmelte er, „aber als ein Krüppel!“
Ich konnte nicht sprechen und verließ das Zimmer! Hatte nicht der berühmte Wundarzt aus London mir bei seinem letzten kurzen Besuche gesagt, es sei nur die Wahl zwischen Amputation beider Beine — oder Tod. Die Entscheidung müsse binnen einer Woche getroffen werden.

Natürlich hatte ich die Familie Nordy von dem Unfall in Kenntniß gesetzt. An einem schönen Augustabend kam Lieutenant John Nordy, Archie's älterer Bruder, in der Rosen-Cottage an, um den Verunglückten zu sehen. Sein Schiff, die „Britannia“, lag im Hafen von Portsmouth, und sobald er von seines Bruders Verlegung hörte, war er zu ihm geeilt. Dieser starke, große Seemann, — er war mehr als sechs Fuß hoch und sah mit seinem herrlichen Ebenmaß und seinen weitergekrümmten Hüften wie ein altnordischer Riese aus, — kniete an seines jungen Bruders Lager und sprach zu ihm mit unterdrücktem Schluchzen in seiner tief klingenden Stimme.

Sie hatte sich von einem niedrigen Stuhl an der anderen Seite der Hängematte erhoben und hielt ein Buch in der Hand, aus dem sie augenscheinlich meinem bequemen jungen Freunde vorgelesen hatte. Ihre Schönheit machte mich sprachlos. Sie war sehr groß, fast zwei Zoll größer als Archie, mit einer jener tadellosen Figuren, die man, — wenigstens bei Mädchen, — nur in England und sonst nirgends findet. Sie hatte hellbraune Haare, auf welche die Sonne goldene Lichter warf, und ihre großen, ernsten, sinnenden Augen waren vom tiefsten Blau! Dazu trug sie ein einfaches weißes Kleid. Ich brauche wohl eigentlich nicht erst zu sagen, daß Archie's Braut mich im Sturm eroberte; in meinen Gedanken nannte ich ihn den glücklichsten Menschen auf Gottes Erdboden.

Am Abend, als wir noch miteinander eine Cigarre rauchten, während der Duft der Rosen durch die offenen Fenster hereinströmte, erzählte Archie mir seine Geschichte. Sie war romantisch genug. Drei Wochen vorher war er auf einer Bicycle-Tour unterwegs gewesen und hatte einen schweren Fall gethan, gerade als er an der Rosen-Cottage langsam vorbeifuhr, um die Schönheit der Rosen zu bewundern. — Eleanor hatte seine unwillkürliche Vorstellung und seine vergeblichen Versuche, aufzustehen, mit angesehen.

Auf ihre Anordnung hatte ein alter Gärtner ihn in das Haus gebracht, und der Arzt des Ortes hatte die Behandlung seines verrenkten Knies übernommen. Eleanor's Tante, eine sympathische, alte Dame mit weißem Haar und einer goldenen Brille, hatte im Laufe der nächsten drei Wochen ihr Herz fast ebenso an den schönen, jungen Patienten verloren, wie ihre Nichte! — Ja, ich beglückwünschte Archie von neuem! Ein Blick nur in diese ehrlichen Augen genügte, um mich den Charakter des Mädchens erkennen zu lassen.

Eleanor und ich wurden schnell gute Freunde. Vielleicht war es, weil ich mich selbst schon für zu alt und weltflüchtig genug hielt, um noch irgendwie Gefahr zu laufen, daß ich mich so froh und unbefangen an dieses Liebespaar anschloß. Wir drei unternahmen weite Streifzüge durch die Wiesengründe und hinunter an die See. Es that mir wohl, bei diesen Gelegenheiten Archie's fast kindisches Entzücken an seiner Braut und seinem Glück zu sehen. Alles in allem genommen, war er nichts anderes, als ein großes Kind, trotz seiner siebenundzwanzig Jahre. Er lachte den ganzen Tag und machte Eleanor den Hof, wie einem verwöhnten Kinde.

Und sie? Sie nahm dies mit einer gewissen Ruhe und Befriedigung auf. Sie empfing des jungen Mannes Küsse ohne Erregung, als ob es eben so sein müsse. Oft dachte ich bei mir: Was möchte ich dafür geben, sie einmal zittern oder erröthen zu sehen. Dabei schien sie in einer gewissen Hinsicht auf ihren jungen Liebhaber stolz zu sein; wenn sie so dajah im Sande, in ihrem weißen Kleide, — weiß war ihre Lieblingsfarbe, — so lieblich anzuschauen, mit diesem in die Ferne schweifenden Ausdruck in den blauen Augen, mit ihren schlanken Fingern ihres Verlobten blonden Kopf, der auf ihrem Schoße ruhte, streichelnd, konnte sie mich schüchtern, aber ganz befriedigt anlächeln.

Und dann kam das erste Kapitel in dem Trauerspiel! Wir drei hatten einen weiten Spaziergang am Strande unternommen, und Archie hatte seine Taschen mit den von seiner Braut gesammelten Muscheln vollgefüllt. Nun waren wir auf dem Rückwege, denn es hatte angefangen zu regnen, und einige Donnerschläge warnten uns vor dem wilden Sturm, der losbrechen wollte. Eile schien erforderlich zu sein; wir wählten deshalb einen kürzeren, steilen Weg durch die Klippen, als der Sturm plötzlich in seiner ganzen Heftigkeit ausbrach.

Ich glaube wirklich, daß ich niemals in meinem Leben, nicht einmal in den Tropen, solche Blitze sah und solchen Donner hörte. Ich schritt voran, und zwischen den furchtbaren Schlägen konnte ich vernehmen, wie Archie das schöne Mädchen ermahnte, das er halb trug, halb nach sich zog, denn sie hatte vor Schreck beinahe die Besinnung verloren.

Plötzlich erfolgte wieder ein gewaltiger Donnerschlag, der



4. Kairo.



5. Das Tiroler Haus.
Zur Eröffnung der Berliner Gewerbe-
Ausstellung 1896.

Zeichnungen von A. Blund in Berlin. — Siehe Seite 62.

wohl Todte auferwecken konnte. Als er vorüber war, stieß ich einen Warnungsschrei aus und sprang zur Seite. Ein großer, etwa vier Fuß hoher Felsblock hatte sich durch die Erschütterung losgelöst und rollte den Fußweg hinunter. Ich stand starr vor Schrecken, denn das Paar befand sich gerade an einer Stelle, wo es keine Hoffnung gab, ihm auszuweichen. Sie konnten weder nach rechts noch nach links, und unmittelbar vor ihnen ragte ein anderer Fels empor, unbeweglich fest. Wegen diesen mußte sie das hinunterstürzende Felsstück, wie es schien, zermalmen.

Alles geschah in einem Augenblick. Es war mir nicht möglich zu helfen. In dem Moment aber, als der Felsblock auf sie stürzte, sah ich, wie Archie plötzlich mit seinen Armen Eleanor an den Hüften umfaßte und emporriß! Höher und höher hob er sie empor, bis sie beinahe auf seinen Schultern stand. Dann hörte ich einen furchtbaren Krach! Ich werde



Ambroise Thomas.

Nach einer Photographie von S. Daireaux, Paris.
Siehe Seite 64.

Durch das Fenster sah ich die Begegnung zwischen dem Seemann und Eleanor und habe mich seitdem oft gewundert, warum ich damals nicht sofort die Gefahr erkannte. Beide standen einen Augenblick völlig regungslos da, beide hingerissen von der gegenseitigen Schönheit. Alsdann stellte sich John selbst vor, und beide schritten langsam hinweg, leise von dem Unglück

„Was soll ich thun, Eleanor?“ Seine Stimme zitterte.
 „O Archie,“ schluchzte sie, an dem Bett auf die Knie sinkend, „mir zuliebe entschließe Dich zu der Operation! Ich werde für Dich sorgen, solange ich lebe!“
 Zufällig fiel mein Blick auf den Kiesen John, — und ich sah sein braunes Gesicht bleich werden.

Als ich mich vorbeugte, um mich zu vergewissern, daß der Kranke schlummere, hörte ich Stimmen von der Veranda, gerade unter dem Fenster des Zimmers, das zu ebener Erde lag. Man konnte die tiefe Stimme nicht verkennen!

„Ich glaube nicht,“ sagte John, „daß es so grundschlecht von mir ist. Niemand kann dafür, wenn er Sie liebt, und Gott



Frühlingslied.

Nach dem Bilde von Th. Gruft in München.
 Photographie-Verlag von Dr. G. Albert, München.
 Siehe Seite 64.

redend, das den von ihnen so heißgeliebten, jungen Mann betroffen hatte.

Zweimal während dieser Woche sah ich Thränen über die blassen Wangen des Krüppels fließen, als er so still auf seinem schmalen, weißen Bette lag. Einmal sprach er zu mir von Eleanor: „Du mußt ihr sagen, alter Freund,“ flüsterte er, „daß ich sie bedingungslos freigebe.“

„Sie will nichts davon hören,“ erwiderte ich.
 Dann kam der Arzt aus London wieder. Er brachte zwei Assistenten mit. John, Eleanor und ich waren bei dem Gespräch mit dem Kranken zugegen.

„Lassen Sie uns offen sprechen,“ sagte Archie gefaßt. „Wenn ich mich dieser Operation nicht unterziehe, ist dann der Tod gewiß?“ Der berühmte Mann nickte bejahend.

„Wohlan,“ seufzte der Kranke, das schöne Haupt des knieenden Mädchens sanft streichelnd, „es soll geschehen! Wollen wir anfangen, Doctor?“

„Heute Abend nicht, mein lieber Freund,“ antwortete der Arzt. — „Sie müssen alle ihre Kräfte zusammennehmen. Morgen, frühzeitig —“

Er beendete den Satz nicht, und alle, außer mir, zogen sich zurück, Eleanor leise weinend. Ich hatte mich gesetzt und sah meinen jungen Freund in einen ruhelosen Schlummer sinken.

Dann muß ich selbst geschlafen haben, denn ich sah später plötzlich den Mond mild durch das offene Fenster scheinen; und mit den Strahlen, die auf das bleiche Gesicht auf dem Kissen fielen und es geisterhaft verklärten, strömte der Duft der Rosen herein.

weih, ich wollte den armen Jungen nicht verrathen! Und ebenso wenig wollte ich, daß Sie es thäten. Morgen will ich fort von hier, denn ich kann es nicht ertragen! Aber ehe ich gehe, müssen Sie mir sagen, — das dürfen Sie, glaube ich, — daß Sie mich lieben!“

Ich konnte die Antwort nicht hören; nur einen leisen, leidenschaftlichen Seufzer. Dieses so ruhige Wesen war zuletzt also doch zum Leben erwacht!

„Ich wußte es,“ fuhr die tiefe Stimme fort, „ich wußte es schon im ersten Augenblick, als Sie in meine Augen sahen. Und gerade weil ich weiß, daß Sie mich lieben, muß ich wünschen, daß Sie so seien, wie Sie sind: stark, treu und wahr. Ich liebe meinen Bruder, — und — ich bin ein ehrlicher Mann. Aber wenn ich gehe, werde ich mein Leben bei Ihnen lassen! Eleanor, Liebling, gute Nacht, — und leb' wohl!“

Tiefes Schweigen. Ich fühlte, gleich wie durch ein magnetisches Fluidum, einen Abschiedskuß, gerade als ob ich es mit meinen eigenen Augen gesehen hätte. Dann hörte ich das Rauschen von Gewändern und den Schall entleerter Schritte. — Nun blidte ich auf Archie, — und mein Herz stand still. Seine Augen waren geschlossen, aber Thränen rannen über die bleichen Wangen, und der feingeschnittene Mund zuckte schmerzhaft. Er hatte jedes Wort gehört, — ich konnte nicht daran zweifeln, und gab sich nun den Anschein, als ob er schlief; offenbar meinethwegen.

Ich stand auf und verließ das Zimmer, denn ich konnte das Bleiben nicht ertragen. Zwei- oder dreimal während der Nacht kam ich, um nach ihm zu sehen, und fand stets dasselbe: thränenfeuchte Wangen, verstellten Schlaf.

Als wir morgens sein Zimmer betraten, lächelte er freundlich und reichte dem Arzte seine Hand: „Doctor,“ sagte er hastig. „Ich habe mich anders besonnen. Meine Beine werde ich mir doch nicht abnehmen lassen. Ich will mein Glück versuchen. Ich habe doch das Recht dazu?“

„Gewiß, Mr. Nord,“ entgegnete der Arzt bedächtig, „allein ich warne Sie; es wird verhängnisvoll werden!“

Nichts konnte seinen Entschluß wandern machen. Sein Bruder John vereinigte seine Bitten mit denen Eleanor's, aber ohne Erfolg. — Als der Arzt und die Assistenten gegangen waren, seufzte er erleichtert auf und schlief ein, seine Hand in der Hand Eleanor's.

Zehn Tage darauf starb er plötzlich! Es war ein wunderbar schöner Sonnenuntergang; der ganze Himmel schwamm in Roth und Gold, — und noch immer der unvergängliche Rosenrost! — Archie richtete sich plötzlich von seinem Kissen auf, warf einen Abschiedsblick auf das Meer und sank dann langsam zurück. Eleanor war sofort an seiner Seite; aber er berührte ihre Wangen nur leicht mit seinen Lippen und nickte dann seinem Bruder zu: „Johnie, mein lieber, alter Johnie,“ flüsterte er, den Kopf seines großen Bruders an seine abgemagerte Brust herunterziehend, „küsse mich — und — Sorge für sie!“

Das war das Ende!

Beide, John und Eleanor, aber haben Archie's Opfer niemals erfahren.

Rachdruck verboten.

Zur Eröffnung der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

Von Valther Schall in Berlin.

Siehe die Illustrationen Seite 57 und 60.

Die deutsche Reichshauptstadt hat sich an der für unsere Zeit so charakteristischen Mode, Ausstellungen zu veranstalten, bisher nur in sehr bescheidenem Maße betheiligigt. Nicht allein, daß sie zu den wenigen Metropolen gehört, die noch keine Welt-Ausstellung in ihren Mauern beherbergt haben, sie hat sich auch die Veranstaltung von größeren Ausstellungen lokalen Charakters seit nahezu zwei Jahrzehnten verweigert. Diesem Umstand ist es wohl vor allem mit zu verdanken, daß für die am 1. Mai dem Publicum zugängliche „Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896“ die lange aufgesammelten Kräfte mit so außerordentlicher Frische sich entfalten, und daß den sonst so farbblütigen Spree-Alten für das geplante Unternehmen eine Begeisterung ergreift, die etwas Bedeutendes entstehen ließ.

Und in der That, wahrhaft bedeutend ist der Eindruck, den man von der Ausstellung empfängt. Die Lage des Ausstellungsterrains ist außerordentlich günstig. Die Ufer der in dieser Gegend sehr breiten Spree gewähren schon unter gewöhnlichen Umständen einen freundlichen Anblick, seitdem der Berliner Magistrat hier den Treptower Park hat anlegen lassen. Weite Rasenflächen, in anmuthigen Linien sich hinziehende Alleen und geschmackvoll angeordnete Gehbüschgruppen erfreuen das Auge, und drüben am andern Ufer bildet der Thurm der ehrwürdigen Kirche von Stralau den Mittelpunkt eines hübschen Landschaftsbildes von edel märklichem Charakter. Der Reiz der Scenerie ist um so größer, da die leitenden Architekten, die Herren Griseberg, Hoffader und Schmitz, und mit ihnen alle anderen an der Errichtung der Ausstellungsgebäude betheiligten Baumeister darauf bedacht gewesen sind, die landschaftliche Wirkung der Gesamtanlage so schön als möglich zu gestalten.

Aber nicht nur bei der Gesamtansicht, auch bei den einzelnen Gruppen und Baulichkeiten der Ausstellung haben die Architekten sich bestrebt, die früher üblichen nüchternen Industrie-Hallen durch architektonisch interessante Gebäude zu ersetzen, und im allgemeinen ist nach dieser Richtung hin ganz Hervorragendes geleistet worden. Um hiervon einen Begriff zu geben, erscheint es rathsam, zunächst dem Haupt-Ausstellungs-Gebäude (1) einen Besuch abzustatten. Man erreicht es, wenn man das, die Berlin-Treptower-Chauffée mit seinem mächtigen Thorbogen überspannende Haupt-Portal der Ausstellung passiert hat und, sich nach rechts wendend, einen von zwei Doppelreihen städtischer Linden und Ulmen eingefassten Haupt-Promenaden-Weg verfolgt, der, an verschiedenen Pavillons von zierlicher Bauart vorüber, in wenigen Minuten nach den nördlichen Ufern des „Neuen Sees“ führt. Dieser künstlich geschaffene, an 400 m lange und 100 m breite See, auf dessen Gewässer und an dessen mit Arkaden und bunten gärtnerischen Anlagen geschmückten Gestaden ein buntbewegtes, fröhliches Treiben sich entfaltet, liegt etwa in der Mitte des Ausstellungsgeländes und gehört zu dessen schönsten Punkten. Rechts und links wird der langgestreckte See von breiten Alleen begrenzt; an seinen Schmalseiten erhebt sich im Süden, die Seegegestade unmittelbar einschließend, das Haupt-Restaurant, im Norden, mehrere hundert Meter vom Ufer entfernt, das Haupt-Ausstellungs-Gebäude.

Das Haupt-Ausstellungs-Gebäude bedeckt, um im voraus einen Begriff von seiner gewaltigen Ausdehnung zu geben, eine Fläche von 56 000 Quadratmetern. Mit seinen Anbauten hat es an der Hauptfront eine Breite von ca. 220 m, seine Längenausdehnung beträgt ca. 400 m, seine Minimal-Breite ca. 115 m. Unter diesen Umständen wird man es begreiflich finden, daß man zur architektonischen Würdigung eines so außergewöhnlich umfangreichen Bauwerkes einen ziemlich entfernten Standpunkt wählen muß. Am besten begiebt man sich zu diesem Zwecke nach dem gegenüberliegenden See-Ufer auf die Terrasse des Haupt-Restaurants; aus einer Entfernung von etwa

600 m überblickt man von dort aus die ganze colossale Anlage, die einen wundervollen architektonischen Rahmen für das sich um den „Neuen See“ gruppierende Landschaftsbild abgiebt.

Herr Bruno Schmitz, der Erbauer des Haupt-Ausstellungs-Gebäudes hat die ungeheuer schwierige und in ihrer Art vollkommen neue Aufgabe, aus einem ganz aus Eisen konstruirten und nur mit Drahtgeweben und Putzmörtel bekleideten Hallengebäude binnen wenigen Monaten ein Architektur-Monument von wirklich künstlerischer Bedeutung zu schaffen, mit bewundernswürdigem Geschick gelöst. Allerdings beschränkte er sich darauf, die Haupt-Façade möglichst geschmackvoll zu gestalten, während er sich mit Rücksicht darauf, daß die Bäume und Gebüsch des Parks die hinteren Fronten und Seitenflächen doch fast ganz den Blicken entziehen, mit der einfachen Façaden-Bildung begnügte, die sich aus der zweckmäßigsten Gestaltung des Innenraumes ergab. Aber diese Haupt-Façade ist eine Schöpfung von ganz eigenartigem Gepräge. Man hat ihr zwar eine gewisse Anlehnung an die Architektur der spanischen Früh-Renaissance nachgesagt. Hiervon jedoch kann ernstlich schon deshalb kaum die Rede sein, weil es sich bei diesem colossalen Industrie-Palast um eine ganz andere Aufgabe handelt, als ein Meister der spanischen Früh-Renaissance sie jemals zu lösen hatte. Dennoch macht die Zierlichkeit der beiden 65 m hohen, quadratischen und kuppelförmig überdachten Thürme, die rechts und links neben der, den Haupt-Portal-Bau krönenden halbkugelförmigen Kuppel in die Luft emporragen, es begreiflich, daß man dabei an die spanischen Monumental-Bauten aus dem beginnenden 16. Jahrhundert, etwa an die neue Kathedrale zu Salamanca, erinnert werden konnte. Diese beiden Thürme, die ebenso wie die gewaltige Kuppel mit Aluminium gedeckt sind, wirken namentlich bei schönem Wetter, wenn das in der Sonne blühende Aluminium der Bedachung sich scharf von dem Blau des Himmels abhebt, außerordentlich gefällig und verleihen dem ganzen Riesenbau eine gewisse Leichtigkeit. Sie werden hierin noch wesentlich durch eine 200 m lange und 20 m breite halbkreisförmige Wandelhalle unterstützt, die dem als Kopfbau dienenden vorderen Querschiff vorgelagert ist und dessen Wassigkeit in reizvollster Weise mildert. Die niedrige Wandelhalle, die an beiden Enden in kleine Flachkuppel-Bauten, die wie graziose Pavillons wirken, ausläuft, ist mit rothen Hohlziegeln eingedeckt, deren lebhaftes Färbung dem Ganzen ein sehr freundliches Ansehen verleiht. Den von der halbkreisförmigen Wandelhalle eingeschlossenen Raum aber schmücken herrliche gärtnerische Anlagen mit mächtigen Springbrunnen und prächtigen Blumenbeeten.

Das Haupt-Restaurant (2), von dessen Terrasse aus man die merkwürdige Architektur des Haupt-Ausstellungs-Gebäudes auf sich hat einwirken lassen, ist ebenfalls ein stattlicher Monumental-Bau, der namentlich im Inneren eine prächtige und künstlerisch werthvolle Ausstattung erhalten hat. Ueber den Mittelbau des Haupt-Restaurants ragt hoch der gewaltige Aussichtsturm empor, der gleichzeitig als Wasserturm dient. Innerhalb des ganz aus Eisen konstruirten Thurmes sind umfangreiche Künzige eingerichtet, mit denen die Besucher nach der oben befindlichen Plattform befördert werden, von der aus man eine wundervolle Aussicht auf Berlin einerseits, und auf die von der Spree durchzogenen und feuerreichen Gelände seiner südöstlichen Umgegend andererseits genießt.

Bei den in diesem Theile des Ausstellungsgeländes liegenden Baulichkeiten, auf die einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen; es möge nur der mächtige Schiffsbau noch hervorgehoben werden, von dem aus man den großartigen Marine-Schauspielen zusehen kann, die auf einem See, der von Modellen deutscher Kriegsschiffe belebt ist, ausgeführt werden. — Den Raum zwischen dem „Neuen See“ und der Berlin-Treptower-Chauffée nimmt im übrigen zum größten Theil die dem Gartenbau gewidmete Gruppe ein. In den Wandelgängen, die hier zwischen duftigen Blumenbeeten und lauschigen Gehbüschgruppen geschaffen sind, findet der Besucher Erholung, wenn das viele Sehen und das Geräusch der Maschinen und des Menschen-gemuges seine Kräfte erschöpft hat.

Der „Neue See“ steht durch einen, unter dem Haupt-Restaurant hindurchführenden Canal mit einem Bach in Verbindung, der die Fluthen des „Karpenteiches“, eines von malerischen Ufern eingefassten städtischen Gewässers, in die Spree führt. Hart neben dem Ufer dieses Fließens ragt das gewaltige, massive Mauerwerk des Theaters „Alt-Berlin“ auf, eine Schöpfung des Baumeisters Bernhard Sehring. Dieses Gebäude, in dem Szenen aus der Berliner Vergangenheit aufgeführt werden, ist recht merkwürdig. Die Bauart läßt sich mit irgend welchen Stilregeln schwerlich in Einklang bringen, ist aber sehr wirkungsvoll. Noch origineller ist die innere Einrichtung. An die Stelle des sonst üblichen Vestibüls tritt eine an der Haupt-Front durch eine Säulenreihe begrenzte, offene Restaurations-Halle, an die sich zu beiden Seiten eine Conditorei, eine Weinstube, vier nach den oberen Rängen führende Treppen und die Garderoben anschließen. Der Zuschauerraum umfaßt 950 Plätze im I. Rang und 900 Plätze im Parkett, das durch acht Thüren mit offenen Hallen an den Längsseiten in Verbindung steht, sodas bei Feuersgefahr die Leerung des Theaters sehr schnell erfolgen kann. Bei dem Bau der Bühne, deren Profeniums-Deffnung 12,5 m in der Breite und 9,5 m in der Höhe mißt, ist vor allem darauf Bedacht genommen worden, daß es dem Regisseur für die großen Volks-Szenen in den historischen Schauspielen nicht an Raum gebreche. Nebenher sei bemerkt, daß im Kellergechoß Stallungen für 18 Pferde eingerichtet sind.

Gleich rechts neben dem Theater biegt der Weg ab, der die Gegenwart von der Vergangenheit trennt, — der Vergangenheit in Gestalt des wieder auferstandenen mittelalterlichen Berlin (3). Diese Anlage wurde unter sorgfältiger Berücksichtigung alter Stadtpläne und vorhandener Abbildungen ehemaliger Stadttheile durch Herrn Hoffader mit außerordentlich künstlerischem Geschmaack entworfen, und die Imitation der alterthümlichen Bauwerke ist den ausführenden Kräften in so überraschender Weise gelungen, daß man beim Durchwandern dieser ehrwürdig aussehenden Straßen wirklich in das mit Bertheidigungswall und Graben umgebene Berlin der Kurfürstentzeit sich versetzt glaubt. Die Fiction wird noch durch das Treiben einer Bewohnerschaft verstärkt, die das Leben im alten Berlin mit möglichster historischer Treue wieder spiegelt. — Eine auf Pfählen durch das Wasser des „Karpenteiches“ gebaute Straße bringt den Besucher zu dem „Spandauer Thor“, neben dem der stattliche Rundthurm aufragt, dessen Zinnen der den alten märkischen Städten so charakteristische Kegelaufgang schmückt,

und dem man es in seiner Trugigkeit gar nicht ansteht, daß er nur aus Holz konstruirt und mit bemaltem Stud bekleidet ist. Durch das „Georgenthor“ gelangt man dann weiter zu dem winkligen Marktplatz mit dem Rathhaus und der ehrwürdigen Gerichtslaube. Die beiden Hauptstraßen, die Spandauer- und die Königsstraße, umfassen mit ihren verschiedenen Seitengäßchen mehr als achtzig alterthümliche Gebäude, über die auch ein Kirchlein, die Heiligengeistkirche, emporragt und von denen manches einen, beabsichtigt, banfälligen Eindruck macht. Diese alten Häuschen sind bis in die feinsten Details mit historischer Treue durchgeführt; sie vereinigen sich oft zu den anmuthendsten Straßenbildern. Für die malerische Wirkung „Alt-Berlins“ ist auch der Umstand von besonderem Vortheil, daß ein Theil seiner alterthümlichen Gebäude, vor allem die des „Spandauer Thors“ mit dem Kegelturm, sich in den Gewässern des „Karpenteiches“ spiegeln, der dadurch ebenfalls in seiner landschaftlichen Wirkung in hohem Grade gewinnt.

Am westlichen Ufer des „Karpenteiches“, in dessen vielen Buchten man überall kleine Pavillons sieht, hat unter der Oberaufsicht der „Deutschen Colonial-Gesellschaft“ die „Deutsche Colonial-Ausstellung“ ihre Zelte aufgeschlagen, die mit ihren zahlreichen, aus Deutsch-Ost- und West-Afrika stammenden schwarzen und braunen Inassen ein möglichst anschauliches Bild aus den deutschen Schutzgebieten geben.

Einen ganz fremdartigen Zauber aber übt die Ausstellung „Kairo“ (4) auf den Besucher aus. Diese Gruppe, die mit ihrem Areal von 36 000 Quadratmetern eine mehr als fünfmal größere Bodenfläche bedeckt, als das „Kairo“ Chicagos, liegt, gefondert von der eigentlichen Gewerbe-Ausstellung, auf einem Gelände, das von dem Ausstellungsterrain durch die Berlin-Köpenicker-Chauffée getrennt ist. Im Vordergrund der mit bewundernswerther Echtheit und seinem künstlerischen Geschmaack erbauten orientalischen Stadt erhebt sich eine große Moschee, von deren zierlichen Minarets aus der Kuezzin wirklich die vom Strande des Nil an den der Spree ausgefiedelten Hunderte von Bewohnern der umliegenden Straßen zum Gebet ruft. In den verschiedenen Gassen, die durch ihre ornamentirte Façaden der Phantastie reichen Stoff bieten, erregen nicht weniger als neunzig Bazare mit ihren originellen Producten die Bewunderung der Besucher. Ein arabisches Theater führt orientalische Eigenart vor Augen; Cafés haben sich in den verschiedenen Stadttheilen aufgethan, und in den nicht nur auf äußeren Schein, sondern auf vollständige Bewohnbarkeit berechneten Häusern haben die fremden Gäste sich wirklich häuslich eingerichtet, um zu leben, wie sie es daheim gewohnt sind. Selbst die Pyramiden fehlen in diesem nach Berlin verpflanzten Stück Aegypten nicht; wenn sie auch von der Großartigkeit der altägyptischen Baudenkmäler nur einen verhältnismäßig bescheidenen Begriff geben können, so gewähren sie doch immerhin, ganz abgesehen von den schönen Ausichten, das gewünschte charakteristische Gepräge.

An dem stattlichen Ausstellungspalast für die beiden Ausstellungsgruppen „Unterirdisch“ und „Wohlfahrts-Einrichtungen“ vorüber, gelangt man, ein Stückchen am Ufer des „Karpenteiches“ entlang, nach dem Plage zwischen dem „Neuen See“ und dem Haupt-Ausstellungs-Gebäude zurück und von da auf dem zuerst eingeschlagenen Promenaden-Wege nach dem jenseits der Berlin-Treptower-Chauffée, unmittelbar an den Ufern der Spree gelegenen Theile des Ausstellungsgeländes. Auch hier haben die Berliner Architekten mit verschiedenen prachtvollen Monumental-Bauten hohe Ehre eingelegt. Der gewaltige Renaissance-Bau für die Gruppen „Chemie“, „Optik-Mechanik“ und „Photographie“, in dem auch ein stattlicher Hörsaal für populärwissenschaftliche Vorträge eingerichtet ward, der in zierlicher, farbenprächtiger Gothik erbaute Repräsentations-Palast der Stadt Berlin, die mit ihrer grünen Bedachung und ihrem graziosen Fachwerk erstaunlich wirkungsvollen Riesenhallen für „Hiderei“, „Sport“ und „Nahrungsmittel“ — das alles sind architektonische Leistungen, denen man die höchste Anerkennung schenken muß. Auch unter den vielen kleineren Pavillons, die hier an den Spree-Ufern von den verschiedenen Brauereien zu Erholungshätten für die Ausstellungs-Besucher eingerichtet wurden, findet sich noch manches allerliebste Meisterstückchen der Baukunst. Ganz besonderes Interesse aber wird in diesem Theile der Ausstellung das „Alpen-Panorama“ erwecken.

Herr Architekt Hochgürtel, der Erbauer der „Bergfahrt im Zillertal“, hat es mit bewundernswerthem Geschick verstanden, durch Malerei und Plastik schon an der Außenseite der umfangreichen Bauten eine prachtvolle Alpenlandschaft hervorzuzaubern, deren Schneegipfel hoch über das freundliche Tiroler Haus (5) emporragen, das die Hauptfront des Panoramen-Gebäudes schmückt. Dieses Tiroler Haus ist eine entzückende Schöpfung, die allen Freunden der Berge besondere Freude bereiten wird. In seinem Innern harren des Besuchers ganz außergewöhnliche Ueberraschungen: kann dieser doch wirklich eine „Bergfahrt im Zillertal“ unternehmen! Zu diesem Zweck ist eine Zahnrad-Bahn gebaut worden, die in drei Waggons jedesmal vierzig Personen, durch das plastisch dargestellte Zillertal langsam aufsteigend, in die höheren Regionen befördert. An den lieblichen Dörfern Jügen, Zell und Mauerhofen vorbei klimmt der Zug scheinbar empor, bis er unter einem Wasserfall in den Tunnel tritt, von dem der elektrische Aufzug die Besucher zur Firmwelt des Schwarzenstein-Grundes mit der „Berliner Hütte“ in schnellem Fluge hinaufbewegt. Da dieses Unternehmen unter der Protection der Section Berlin des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins steht, läßt seine Echtheit nichts zu wünschen übrig. Das Panoramabild selbst, das Herr Joseph Kummelspacher gemalt hat, verdient in seiner Art ein Meisterwerk genannt zu werden.

So fehlt es denn der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896, die übrigens mit einem Gesamt-Terrain von 1 200 000 Quadratmetern ungefähr dieselbe Ausdehnung hat, wie die letzte Pariser Welt-Ausstellung, an effectvollen Glanznummern ebenso wenig, wie an ersten, bedeutungsvollen Erscheinungen. Berlin hat, wie anänglich schon bemerkt wurde, lange mit der Veranstaltung einer größeren Ausstellung gezögert; aber was lange währte, ist dafür auch um so großartiger geworden.



Nachdruck verboten.

Karl Leberecht Zimmermann.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag
von Elsa Kroll in Friedenau.

Siehe das Portrait Seite 64.

Wie weit scheint in unserer rastlosen Zeit und angefüllt unserer jüngsten Revolution in Kunst und Literatur eine geistige Bewegung, wie die Romantik sie darstellte, schon hinter uns zu liegen! Und doch sind seit der Geburt Karl Leberecht Zimmermann's, eines Dichters, der ein Zeitgenosse der jüngeren Romantiker war und in seinem Schaffen lange Zeit auf gleichem Boden mit ihnen stand, wenn er auch seine wahre Entfaltung erst später auf eigenen Wegen finden sollte, noch nicht mehr als hundert Jahre verfloßen.

Zimmermann wurde am 24. April 1796 zu Magdeburg als ältester Sohn des Kriegs- und Domänen-Raths Zimmermann geboren. In einfachen, aber sicheren Verhältnissen, im glücklichsten Familienleben wuchs er auf; nur ward seine Kindheit von der Erniedrigung des Vaterlandes überschattet, als Magdeburg mit der Wehrzahl der preussischen Festungen schmachtvoll, fast ohne Schwertreich, in die Hände der Feinde fiel. Aber auch an der Vergeltung nahm der junge Zimmermann theil. Eben hatte er im Jahre 1813 sein Rechts-Studium in Halle begonnen, so erklärte Napoleon auf einem Durchzuge nächstlicher Weile die Universität für aufgehoben. Der strenge Vater wollte von seiner Verfügung, daß der Sohn ein ganzes Jahr lang nicht nach Hause kommen sollte, auch unter diesen Umständen nicht abweichen, — eine merkwürdige Illustration zu den pädagogischen Grundsätzen einer uns ganz fremd gewordenen Zeit! Nach einem seltsamen Studentenleben, das seine geistige Nahrung, statt aus dem Hörjaal, aus Leib-Bibliotheken gewann, meldete sich Zimmermann, — die Schlacht bei Leipzig war indessen geschlagen, — zu den Waffen; doch war es ihm infolge einer Krankheit erst während der hundert Tage vergönnt, am Kriege theil zu nehmen. Der Neunzehnjährige wurde als Offizier entlassen. Da sein Vater mittlerweile gestorben war, so beschloß er, sich möglichst bald auf eigene Füße zu stellen, und betrat mit Ernst die richterliche Laufbahn. Wir finden ihn früh in Amt und Brod, nach einander in Aschersleben, Magdeburg und Münster, mit Menschen und Verhältnissen nach seiner herben, ziemlich verschlossenen Art nicht leicht zufrieden, unter der einengenden Berufsarbeit zuweilen leidend, aber seinen Platz mit Hingebung und mit Glüd ausfüllend.

In Münster war es, wo ihn das Verhängniß seines Lebens erfaßte, der Sturm der Leidenschaft, der ihm bis in seine letzten Jahre hinein Ruhe und Frieden des Daseins raubte. Dort lernte er die Gattin des Freiuhren-Führers von Lügow, Elise von Lügow-Ablesfeldt, kennen, eine wunderbare Frau, die nur aus dem tiefsten Wesen der Romantik heraus begriffen werden kann. Die Quelle, der ich im Biographischen vorzugsweise gefolgt bin, — das schöne Buch „Karl Zimmermann“, aus Tagebüchern und Briefen zusammengestellt von seiner Wittve und herausgegeben von Gustav zu Putlitz, — stellt tief ergreifend und mit mildester Gerechtigkeit die Geschichte dieser unseligen Liebe dar. Wir fühlen die Ernüchterung, die nach dem begeisterten Kausch der Kriegsjahre in dem öden Garnisons-Leben zu Münster über die Gräfin Ablesfeldt kam, die ihren Gatten geistig überragte; wir verstehen, welche Erquickung ihre Freundschaft mit dem jungen Dichter beiden Theilen gewährte. Dann mischte sich die Leidenschaft ein. Elise wurde von Lügow geschieden, und Zimmermann's Leben blieb an das ihre gebunden, ohne daß sie in eine Ehe willigte. So, fast bis zum Ende seiner Tage in unklaren Verhältnissen festgehalten, trug noch der gereizte Mann schwer an dem Verhängniß, das sich der Sechszwanzigjährige gesdimiedet hatte.

Zur Zeit, als ihn jene Stürme noch mit ihrer ersten Macht erschütterten, rang sich aus diesem Labyrinth der Qual das düstere Drama Cardenio und Celinde los, über das sein feinsinniger Kritiker Börne die abnungsvollen Worte sprach: „Des Dichters Kraft fehlt noch die Anmuth; wohl nicht auf immer, denn sie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters ist ein Gastmahl, zu dem sich die Götter alle, wenn sie ihm gnädig sind, versammeln. Die Grazien aber kommen erst spät zum süßen Nachtsch.“

Cardenio und Celinde lenkte zuerst die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf den jungen Dichter, der freilich schon einmal, aber in ganz anderem Sinne, durch ein literarisches Product bekannt geworden war, und zwar noch in seiner Universitäts-Zeit. Es war dies seine Protest-Erklärung gegen einen Akt der Brutalität, den Mitglieder der Verbindung „Teutonia“ an einem armen Studenten begangen hatten. Die Sache gelangte damals bis an den König und führte zur Aufhebung der „Teutonia“. Zimmermann's Schrift aber wurde 1817 auf dem Wartburg-Feste mit verbrannt.

Zimmermann's zahlreiche Dramen haben sich nicht auf der Bühne behauptet; wer kennt noch seinen, gleichwohl sehr bedeutenden Kaiser Friedrich den Zweiten, wer aus seinem schaurigen Alexis etwas anderes, als das von Mendelssohn componirte wunderliche Todeslied des Bojaren:

„Leg' in den Sarg mir mein grünes Gewand,
Trübor, Trübor!“

Nur sein ergreifendes Trauerspiel von Dirol ist, wenn ich nicht irre, in den letzten Jahren auf der Weinger Bühne wieder zum Leben erweckt worden.

Desto mehr hat ihm das deutsche Theater in anderer Hinsicht zu verdanken. Zimmermann besaß eine hervorragende dramaturgische Begabung, die sich schon längst im kleinen geübt hatte, als es seiner Energie gelang, sich auch einmal einen großen Wirkungskreis zu schaffen. Es war in Düsseldorf, wohin er im Jahre 1826 als Landgerichtsrath versetzt worden war, und wo unter dem Einfluß der heiteren rheinländischen Art, im Verkehr mit liebenswürdigen Künstlern seine nordische Seele aufging. Aus bescheidenen Anfängen entstand hier eine Musterbühne, der Zimmermann in der Waise eines längeren Ur-laubs seine volle Kraft eine Zeit lang widmete. Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Hingebung strebte er darnach, seine Ideale zu verwirklichen; besonders verstand er es, ein harmonisches Zusammenpiel zu erreichen, wobei er freilich die Klippe nicht vermied, die begabte Individualität allzu sehr in Fesseln zu schlagen. Das Düsseldorfer Theater ging nach kurzem Be-

stehen an materieller Noth zu Grunde, allein es fiel, „wie ein Held mit Ehren“, und man darf annehmen, daß eine reiche Befruchtung von ihm ausgegangen ist, welche Hoffnung auch den tapferen Dichter in diesen Widrigkeiten tröstete. Erwähnt sei noch, daß die Shakespeare'sche Reform-Bühne, die Doppelbühne mit dem unveränderlichen Vordergrunde, aus dem Haupte Zimmermann's entsprungen ist.

Unser Dichter hat viel Freundschaft genossen; sein Freundeskreis weist berühmte Namen auf, wie: Heine, Mendelssohn, Michael Beer, Schadow; an dem unglücklichen Grabe bewies sich seine Herzengüte. Sein bester Freund war sein Bruder Ferdinand. „Wohl dem, dem die Natur den Freund im Bruder gab“. Auch die treue, sorgende Theilnahme edler Frauen, wie Amalie von Seydel's, war ihm vergönnt. — Daneben finden wir ihn in literarischen Feinden von sehr persönlicher Art verwickelt. Auf ein Epigramm Zimmermann's, das sich gegen die herrschende Vorliebe für östliche Dichtungsformen richtete, antwortete Platen mit dem „Romantischen Dedipus“, einer überaus heftigen Satire, in der Herr „Zimmermann“ die wenig heldenhafte Rolle eines Schulmeisters bei den Heidschnuden in der Lüneburger Heide spielen mußte, worauf er seinerseits wieder Platen als den im „Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Cavalier“ verspottete.

Endlich hatte Zimmermann vermocht, sein Leben aus einer ungeligen Verstrickung zu befreien, und die junge Gattin heimgeführt, die er mit der ganzen Innigkeit der Jugendjahre liebte. Was sie ihm war, zeigen die wundervollen an sie gerichteten Zueignungsverse:

„Gestorben war das Herz und lag im Grabe!
Dein Hauber weckt es wieder auf, der holde,
Es klopfet, fählet neuen Lebens Gabe,
Sein erster Laut ist: Tristan und Isolde!“

Und in diesem Augenblick, wo seine dichterische Kraft, von dem Drude uncongentialer Vorbilder endlich befreit und zugleich zur Ruhe gelangt, ihre volle Entfaltung noch versprach, raffte der Tod den Vierundvierzigjährigen hin, riß ihn heraus aus seinem Herbst, den eine Strophe aus seiner tiefinnigen Dichtung Merlins schildern könnte:

„Austraht Natur vom Sommerausch,
Und von des Juli falscher Schwüle;
Der Athem Gottes giebt zum Tausch
Für trübe Gluth die klare Kühle,
Und spricht das milde Trosteswort:
„Es reißt doch manches hier und dort.““

Zimmermann hatte dieser Herbst ein Werk gezeitigt, das des Dichters Namen für alle Zeiten in die Ehrentafel unserer Literatur-Geschichte einzeichnete: den Münchhausen mit seiner Episode, dem Oberhof. Von seinen früheren epischen Schöpfungen nennen wir nachträglich noch das reizend graziose, humorvolle „Helbengebüdt“ Tullifantchen und den trotz des altmodischen Fauchens und einiger phantastischer Absonderlichkeiten auch heutzutage noch sehr lesenswerthen Zeitroman: die Epigonen.

Ueber unseren Oberhof braucht man nicht viele Worte zu machen, ist er doch in aller Deutschen Hand und Herzen; und die knorrige Gestalt des Hofschulzen, den wir wohl für alle Zeit sehen werden, wie er das Kopf zusammenstößt, sieht uns ebenso nahe, wie das holde Paar Oswald und Lisbeth mit seiner morgensfrischen Liebe, seinen ergreifenden, aus schwerem Jrrthum geborenen Schmerzen und seiner frohen Wiedervereinigung. Kaum hat uns jemals, wenn man vielleicht von Neuter absteht, ein anderer Dichter eine besondere Provinz des Vaterlandes so nahe gebracht, wie hier Zimmermann die rothe Erde, auf der es ihm selber einst so wenig behagen wollte. Mit wie völliger Freiheit er sich in dieser herrlichen Dichtung bewegt, das habe ich immer besonders an einer Stelle mit einem Ergötzen, das an Nührung streifte, empfunden, — da, wo er die Geheimnisse seiner Dichter-Werkstatt harmlos ausplaudert und sich selbst zu dem Einfall beglückwünscht, daß er seinem Helden Schönheit verliehen hat, — weil er nun nicht erst noch weitläufige Motive zu erfinden braucht, um die Freundlichkeit des Hofschulzen gegen ihn zu begründen.

So sehr es zu billigen ist, daß man den Oberhof aus seinem Rahmen, dem Münchhausen, gelöst und damit ein Volksbuch geschaffen hat, sollte man doch diesen Rahmen nicht vergessen, der, als Satire zu der Idylle hinzutretend, das Spiegelbild der Welt, wie es sich in der Seele unseres Dichters zeichnete, erst vollständig giebt. Zwar wird der Genuß des Romans uns Modernen durch die Unverständlichkeit seiner satirischen Spitzen und Bezüge erschwert, — eine Ausgabe wie die Strodtmann'sche mit ihren sorgfältigen Commentaren ist daher besonders werthvoll, — aber köstlich ist und bleibt für alle Zeit das wunderliche Anekdoten: der alte Baron, das Fräulein von Schmidtschnur und der Schulmeister Agesel, wenn es z. B. im Garten lustwandelte, stumm oder redend, je nach der Lösung für den Tag, die der Hausherr mit Koble auf eine der wenigen noch unzerstört erhaltenen Götterbüsten geschrieben hat. Unvergessen bleiben auch der dummdreiste Bediente Karl Buttervogel, und die barocke Gestalt des Helden selbst, des tollen Glüdsritters mit den unerschöpflichen Hülsenquellen seiner phantastischen Laune, über den gleichwohl des Dichters Kunst dadurch, daß sie ihm einen Rest von tiefer Empfindung, von Reue über ein zerstörtes Leben ließ, einen Schimmer wehmüthiger Verklärung ausgegossen hat.

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben der altägyptischen Kinder.

Von Theodor Harten in Berlin.

I. Erste Kindheit.

In eigenartiger Anblick wurde mir vor etwa zehn Jahren auf dem sogenannten Mumienfelde zu theil, dessen schwärzliche, mit uralten Körperresten und zerfetzten Mumienbinden durchsetzte Staubmassen sich im weithinlichen Theben zwischen den Ruinen des berühmten Terrassen-Tempels und dem Gräberdorf Abd El-Durnah damals noch ausdehnten.

Dort sahen zwei Kinder eines Tempelwärters, dessen Familie, nach Landesitte, Antiquitäten feil bot, zwei allerliebste braune Putten, die sich in der brennenden Mittagssonne des thebanischen Januartages ihres überaus zwanglosen Daseins

freuten. Das kleinere Kind hatte sich in dem antiken Staube seiner Vorfahren aus fernem Vergangenheit ein behagliches Nest gemacht und hielt lachend zwischen den winzigen Nernchen einen grinsenden Todtenschädel, dessen ernstes „Memento mori!“ es nicht verstand; das andere kauerte vergnüglich auf einem Haufen stark riechender, bräunlich-gelber Linnenseifen und ließ an der sammetweichen, glänzenden Haut seines hübsch geformten Körpers unausgesetzt einen Ball hin und wieder gleiten, dessen lebhaft glastirte Farben im Sonnenlicht förmlich leuchteten. „Antika!“ rief mir der kleine Schelm, den Instincten seiner Klasse folgend, zu und hielt mir sein Spielzeug entgegen, das er aber wohlweislich nicht aus den Fingern ließ. Nun kam die Mutter herbei, mit anmüthiger Bewegung ihr Jüngstes auf der Achsel haltend, während sie auf dem Kopf einen Wasserkrug balancirte.

„Antika!“ war auch ihr erstes Wort, indem sie lächelnd auf einen starken Eisenbeinring wies, den sie, vorurtheilslos, dem Kinde in die Händchen gegeben hatte, damit es sich die durchbrechenden Zähne daran reiben könne.

Ich sah sinnend auf die kleinen Geschöpfe hin, deren kraftvolles junges Dasein der Vorzeit ehrwürdige Reste förmlich zu neuem Leben erweckte. Die Sachen waren erst kurz zuvor in Draß Abul Naggah, der ältesten Gräberstätte Thebens, gefunden worden, aber der Jahning und der Ball fanden dieselbe Würdigung, leisteten dieselben Dienste, wie zur Zeit der ersten Dynastie (ca 2300 v. Chr.), wo man sie einem kleinen Weltbürger als die vertrauten Genossen seiner kurzen Erdenwallfahrt mit ins Grab gegeben hatte! — So schwanden denn unter den braunen Kinderhänden mehr als vier Jahrtausende gleichsam in nichts zusammen und wurden zum Western fürs Heute!

Theben, „die hundertthorige Stadt der Götter und Könige“, Weltbeherrscherin einst durch Macht und märchenhafte Reichthümer, ist in den Staub gesunken, — keine vergoldeten Luxusbarben schmücken mehr den blinkenden Strom, an dessen beiden Ufern es sich ausdehnte, und von den hohen Pylonen seiner Riesentempel wehen nicht mehr, wie ehemals, farbige Standarten grüßend in die lichtfunkelnde, klare Luft hinaus. Bis zur Unkenntlichkeit fast ist es anders geworden auf dieser großen Erinnerungsstätte, aber eins ist auch hier, wie überall in der Welt, ganz dasselbe geblieben: Kinderart und Kinderpiel! — Während es der aus Wunderbare grenzenden, gewaltigen Verstandesleistung eines Champollion bedurfte, um der denkenden Menschheit nach fünfzehn Jahrhunderten des Vergessens den Geist des Alt-Aegyptertums von neuem zu erschließen und eine verjüngte Welt wieder ins Dasein zurückzurufen, macht das ahnungslose Kind mit einem einzigen Handgriff das Leben der Vorzeit zu seinem eigenen und gewahrt nicht den gähnenden Abgrund, der Jahrtausende verschlungen hat und sich trennend zwischen dem Einst und Jetzt öffnet.

Auch den alten Aegyptiern galten Kinder als ein Geschenk der Götter, und schon dem Neugeborenen verflüchteten die sieben Hathoren als Schicksals-, zugleich aber auch als Schutzgöttinnen, das seiner wartende Geschid. Pflicht der Eltern war es nun, zur Ehre der Himmlischen das ihnen anvertraute Gut nach besten Kräften zu hüten und zu fördern. Sehr ansprechend klingt uns da aus dem uralten Papyrus Briefe das Wort des königlichen Weisen Ptahhotep entgegen: „Wenn Du ein vernünftiger Mensch bist, so erziehe Deinen Sohn in Liebe zu Gott. Ist er gut, so gewähre ihm die beste Belohnung, ist er aber ein schlechter Mensch, so wende Dein Herz nicht von ihm, denn Du bist sein Vater, — ermahne ihn!“

Trotz der überreich gesegneten Ehen der Aegyptier war die Zahl der wirklich heranwachsenden Kinder in den unteren und mittleren Volksschichten keine sehr große, denn gerade diese Ueberfülle an Kindern hinderte ja die Mutter, dem einzelnen die ihm gebührende Sorgfalt zu widmen. So wuchsen denn, allerdings zum Besten der Klasse, nur die durchaus kräftigen und widerstandsfähigen Naturen, der mangelnden Pflege zum Trost, heran und entwickelten sich meistens zu kraftvoller Schönheit und tadellosem Buchs. Das anscheinend nicht seltene Vorkommen von mißgestalteten Zwergen, — in vornehmen Häusern und bei Hofe zum Luxus gehalten, — widerspricht dem Vorjeden nicht, da diese Unglücklichen entweder importirt oder aus normal veranlagten Kindern künstlich hergestell wurden, welche verbrecherische Handlungsweise Georg Ebers in seiner „Larda“ eingehend beschrieben hat.

Die Frau aus dem Volke trug ihren Säugling auf der Achsel oder in einem großen Tuche auf dem Rücken, um in jedem Falle die Arme zur Arbeit frei zu haben. Letztere lag allezeit schwer auf den Schultern der „Herrin des Hauses“, wie sich mit Stolz die Mutter nannte, auch wenn ihrer vielköpfigen Familie nur eine mit Palmenzweigen gedeckte Hütte aus lufttrockenen Nilschlamm-Ziegeln zur Wohnung diente.

Sobald es irgend anging, mußte das kleine Wesen, falls nicht schon ältere Geschwister da waren, sich sein Unterhalten selber suchen; auch mit allem Sonstigen sah es oft schlimm genug aus: die Haupt Sorge für ihr Geschöpf mußte eben die große Mutter Natur übernehmen!

Die eigentliche Kindheit währte nach ägyptischen Begriffen nur bis zum fünften Jahre. Bis dahin gingen die „weißen“ Kleinen gänzlich unbesleibet, nicht nur, weil es viele Mühe und Kosten erparte, sondern auch zur Abhärtung und freieren Entwicklung des Körpers.

In übermüthiger Lust, aller beengenden Aufsicht ledig, tummelten sich die Kinder der Armen während dieser lang gemessenen Zeit sorglosen Glückes im heißen Wüstenlande, am Ufer des Stromes, wo es viel zu sehen gab, oder längs der zahlreichen Verbindungs-Canäle umher und achteten es wenig, daß ihnen die Sonne mit sengender Gluth auf den glatt geschorenen Schädel herniederbrannte. Nicht vergebens auch lud die kühle Fluth das muthige kleine Volk zum Baden und Schwimmen ein, denn Amphibien gleich, wie noch heute ganz kleine nubische Kinder, verstanden sie sich darauf, das nasse Element zu meistern.

Aber noch andere Reize lockten die muntere Schar an den Rand der Canäle: nämlich zahllose Flüge von gefiederten Gästern jeglicher Art, die zum Theil wohl übers Meer gekommen waren, um die Schreden des nordischen Winters auf des Nillandes gesegneten Fluren zu vergessen. Nun trieben sie ihr fröhliches Wesen zum Entzücken der Kinderwelt zwischen den hohen, schlanken Papyrus-Stauden, die leise rauschend in anmüthigen Linien die langen Wasserläufe umsäumten, oder sie glitten bedächtigt über den blanken Spiegel dahin, hier an stämmigen, buntblühenden Binsen vorüber, dort eine Gruppe von Lotus-Blumen umkreisend, die in zarter Schönheit auf der stillen Fluth ruhten.

Der Lotus, Symbol des Segens und Aegyptens verkörperte Poesie, war der begehrte Liebling von Groß und Klein, von Bornehm und Gering, und sich mit seinen Knospen und Blüten zu schmücken, galt zumal den Kindern der Armuth, die für gewöhnlich nichts befaßen, als etwa ein wunderkräftiges Amulett zur Abwehr des Bösen, als der Jubelruf aller Schönen: Trug doch auch die Göttin Hathor, Beschützerin der Jugend, ein Diadem der herrlichen Blüten! Was Wunder, wenn die Kinder sich dies Kleinod des Nils bei Gelegenheit aus eigener Nachvollkommenheit zu verschaffen strebten, hier und da selbst mit Gefahr ihres jungen Lebens?

Nicht selten schon vor dem fünften Jahre wurde den armen Kleinen ein großer Theil der mannigfachen Haus-haltsorgen auf die zarten Schultern gebürdet; die Gesunden stärkte es, die Schwachen und Kränklichen richtete es zu Grunde. Da mußten sie das Brennmaterial bereiten helfen, die Gänse hüten, Gras und Kräuter für das Milchvieh zusammensuchen und der Mutter beim Wasserholen, Korn-mahlen und Brodbaden zur Hand gehen, damit der Vater alles in Ordnung fand, wenn er gleich nach Sonnenuntergang von der schweren Arbeit in den ausgedehnten Werkstätten der königlichen oder der aller Orten vorhandenen Tempel-Verwaltung heimkehrte.

Mit dem sechsten, spätestens achten Jahre wurden die Söhne dieser niederen Klassen, insofern sie nicht eine ganz hervorragende Intelligenz zeigten, zu einem Handwerker in die Lehre geschickt, wobei indessen nicht außer Acht gelassen werden darf, daß die Kinder Afrikas sich geistig wie körperlich viel schneller entwickeln, als diejenigen Mittel-Europas. In dem täglichen Einerlei der meist harten Arbeit in der Monate lang geradezu glühenden Atmosphäre Ober-Aegyptens, oder in der ewigen Nacht der gewaltigen unterirdischen Grabbauten wurde frühzeitig der angeborene Uebermuth des Knaben gedämpft, um nur selten noch, ange-sichts der stets drohenden Prügelstrafe, zum erheiternden Durchbruch zu kommen.

Viel günstiger gestaltete sich natürlich von ihren ersten Lebenstagen an das Loos der Kinder vornehmer oder auch nur wohlhabender Leute. Auch sie gingen freilich unbeliebt, aber die Härlichkeit der Eltern umgab sie mit einer Menge von Zierat, z. B. mit Halsbändern aus Perlen oder bunten Steinen, kostbaren Spangen, Kettchen und Stirnreifen, Amuletten und Ringen, sowie Sandalen aus feinstem Gelecht mit emporstehender Spitze und bunten Bändschleifen.

Zu Stirnreif prangte häufig duftender Blüthenschmuck; die schönste Zierde jedoch, weil Gott Horus selber sie einst getragen, bildete die vielgepriesene „Seitenlocke“, die in Form einer breit gestochenen Strähne auf die linke Schulter niederhing, und über die das Schermesser lange Jahre hindurch keine Gewalt hatte.

Sehr sorgsame Pflege und stete Beaufsichtigung wurde den Kindern der höheren Stände zu theil. Wir sehen sie in den Armen gewiegt oder auf den Knien gehalten und geliebt werden; dann wieder stellt man sie dar, wie sie sich vertraulich an die Eltern schmiegen; ein kleines Mädchen sieht man spielend unter dem Sessel der Mutter lauern.

Andere Bilder zeigen uns kleine Prinzessinnen auf dem Balkon des Palastes, und in einer Laube mit den königlichen Eltern traulich vereint, was um so interessanter ist, als es im allgemeinen nicht statthaft war, aus dem Privatleben der Könige Scenen wiederzugeben.

Ein thebaisches Wandgemälde führt uns in einen Garten ein, wo eine Dame zwei mit Weinlaub befranzte Kinder spazieren führt, denen eine Dienerin Spielsachen und ein Neben-messer nachträgt. Da ein großer Garten mit Früchten und Blumen, mit Springbrunnen und frischenden Teichen, Alleen und Rasengründen zu den Lebensbedürfnissen eines reichen Aegypters gehörte, so kann man sich vorstellen, wie glücklich dessen Kinder ihre ersten Lebensjahre in einem solchen Elysium verbrachten, zumal ihnen kaum ein einziger Tag im Jahre durch die Unbill des Wetters vorenthalten wurde. Für eine Beschreibung altägyptischen Familienlebens kann nämlich das nördliche Delta mit seinem oceanischen Klima und seinen wintertlichen Regengüssen nicht in Betracht kommen.

Die Benennung der Kinder entsprach häufig der Freude der Eltern über ihre Ankunft; theils aber auch wurde religiöse oder patriotische Gesinnung maßgebend dafür; ja es kam vor, daß lebhafte einen Menschen noch in späten Jahren veranlaßte, einem neuen Landesherren zu Ehren den Namen zu wechseln, um sich mit dem des Parao zu schmücken.

Aber auch Namen von Thieren, wie: Löwe, Weis, Jähneumon, Pferd, oder von Eigenschaften, z. B. Schön, Stark, Gesund, Froh, wurden gegeben und ließen die guten Wünsche erkennen, die man für den jungen Weltbürger begte. In freudiger Erwartung zukünftiger hoher Verwaltungämter für ihn, vertieften sich die hoffnungsvollen Eltern auch wohl gar zu Benennungen wie: Fürst, Oberst, Beschützer u. dgl. m.

Die ägyptischen Kinder waren sehr aufgeweckt und mit hellem Verstand begabt. Mit großer körperlicher und geistiger Gewandtheit verbanden sie die glückliche Fähigkeit, alles von der heitersten Seite zu erfassen; aber ein gewisser Hang zu vorzeitiger Selbstständigkeit, so scheint es, brachte sie schon früh in schlimme Conflicte mit der Gehorsam-fordernden Autorität der Eltern und Erzieher. Diese griffen dann kurz entschlossen zur Ruthe, die, aus Delbaumzweigen in solidester Weise angefertigt, die kleinen Rebellen wieder zu „weisen“ Kindern machte.

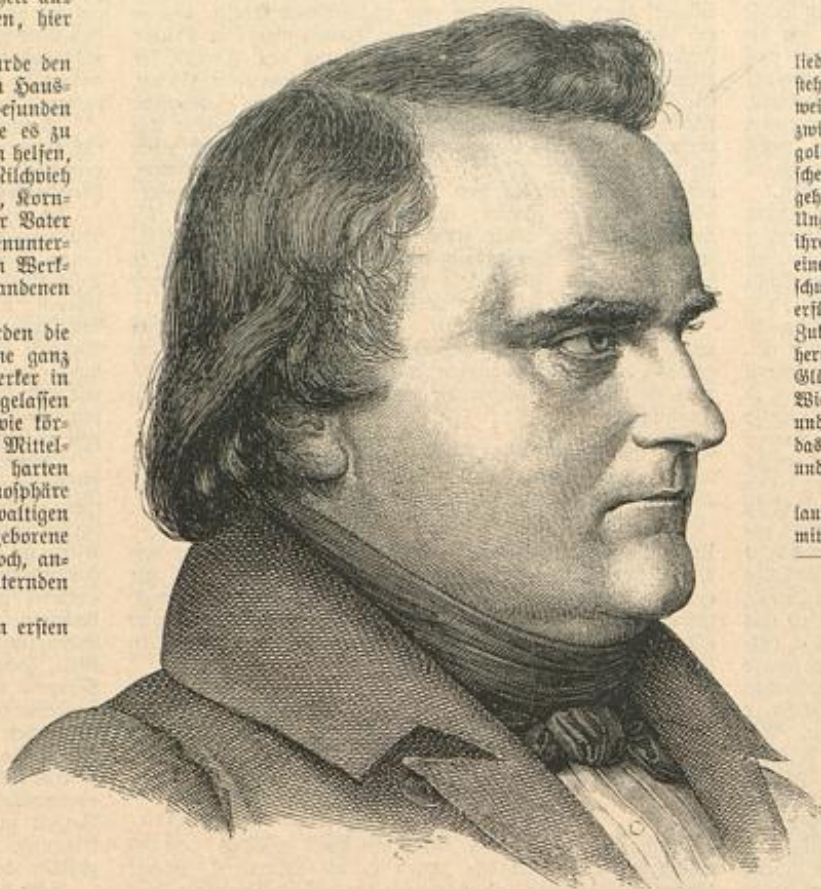
Erhaltenes Spielzeug und anschauliche Darstellungen zeigen uns, daß sich jene Kinder in ganz ähnlicher Weise wie die unseren heutzutage unter einander vergnügten. Kugeln und Puppen standen in hoher Gunst, ebenso kunstvoll geschnitzte und gemeißelte kleine Thiere, wie Mädchen mit leicht gewelltem Pelz und langem Schweif, am Halse mit Perlenketten verziert, bunt bemalte Vögel, Röhre, Krokodile mit beweglichem Raden u. s. w.

Das Bewegliche wurde natürlich stets vorgezogen, und Figuren, wie der originelle, einen Korn-mahlenden Sklaven vorstellende Humpelmann, den eine Schnur in Thätigkeit setzt, fanden sicherlich viel Beifall. Das höchste Entzücken verursachten jedoch die lebenden Gespielen aus der Thierwelt: zahme Gazellen, Affchen, Windspiele, Kagen, kleine und große Vögel, vor allem Kraniche,

deren Kluges, zugleich aber sehr herrliches Wesen den Aegyptern aller Zeiten viel Ergötzen bereitet hat.

Alljährlich, wenn die Hirten mit ihren wohlgepflegten Herden aus dem Sumpflande des Delta heimkehrten, brachten sie allerlei gezähmtes Gethier aus jenen wild- und vogelreichen Districten mit, — das war ein Fest für die Kinder!

Der kleine Entel des gewaltigen Chufu, des Erbauers der



Karl Immermann.

Nach einem Stich von C. H. Mez. Aus dem Antiquariat von J. Halle, München. — Siehe Seite 63.

großen Pyramide (um 2800 v. Chr.), nahm seinen gezähmten Wiederhops sogar zur Schule mit, zum „Bücherhaus“ in der uralten Königsstadt Memphis, über deren tief im Nilschlamm verjunkenen Resten seit lange schon Kornfelder wogen und schlanke Dattelpalmen ihre herrlichen Blätterkronen in stolzer Ruhe hin und wieder neigen, ganz unbekümmert um das, was einst dort gewesen ist!

Es ist natürlich, daß uns angesichts der Zeugen einer längst verschwundenen Zeit, besonders wenn wir Kinder-gräbern diese verdanken, ein Schatten der Wehmuth durch die Seele zieht; reden doch diese einfachen kleinen Sachen, die ein freundlicher Zufall aus dem weiten Ocean der Vergangenheit an das Gestade der Gegenwart rettete, mit ergreifender Beredsamkeit von Liebe und Trennungsschmerz. Die Thränen, die einst reichlich darauf fielen, aber längst in der Grabesnacht trodneten, scheinen von neuem zu flagen!

Da ist ein Püppchen, mit unten ausgezacktem Kleide an-gestrichen, dem man die unbehülteste Kinderhand ansieht. Und doch, wie stolz war die kleine Aegypterin gewiß auf dieses Erstlingswerk ihres erwachenden Kunstfleißes gewesen! So stolz, daß man es ihr in die „ewige Wohnung“ mitzugeben, als ihre kleinen Hände so ungeahnt früh Nadel und Garn, nebst allem Uebrigen, für immer zur Seite gelegt hatten.

Die Puppen wurden aus Elfenbein, Holz, starker Pappe, glasirtem Thon oder Kalkstein angefertigt und waren zum Theil mit beweglichen Gliedern und mit natürlichem oder künstlichem, aus aufgefädelten Erd- oder Thonkugeln hergestelltem Haar versehen. Es ist auffallend, wie realistisch mehrere dieser Puppen (deren schönste das British Museum besitzt) der Natur nachgebildet sind; anscheinend fiel also bei der Spielwaren-Anfertigung der Zwang des conventionellen Stils mehr oder weniger weg. Daß aber auch die Phantasie zu ihrem Rechte kam, zeigt eine Puppenscene, deren Körper in eine Blume ausläuft. Eine interessante Verschiedenheit bieten ebenfalls die Kugeln dar, die theils aus bunt bemaltem, glasirten Thon, oder aus Palmblatt-Geflecht, theils aus Schwamm, mit geknüpftem Garn darüber, oder auch aus mit Kreuzstichen verbundenen Lederstreifen angefertigt sind; diese letztere Art weist eine Kleie- oder Vinsfüllung auf.

Ball- und Reispiele, letztere mit Hakenstücken, waren bei Kindern und Großen gleich beliebt und wurden in sehr complicirter Weise gespielt, indem man nicht nur mehrere Kugeln zugleich handhabte und sie in symmetrischen Figuren sich bewegen ließ, sondern noch zwischen dem Werfen und Auffangen gymnastische Uebungen ausführte und mit den Händen flatschte. Der solche Jongleur-Stücken aus dem Grunde erlernen wollte, mußte früh damit anfangen.

Selbstverständlich vergnügten sich die Kinder mit einer Menge anderer Spiele, deren einige, wie „Blinderkug“, „Würfelspiel“ und „Gleich oder Ungleich“, auf den Bildern deutlich erkennbar sind. Auch in die Geheimnisse des von den Erwachsenen leidenschaftlich betriebenen Brettspiels, dessen 52 geschnitzte Figuren an unser Schachbrett erinnern, suchte sich hier und da ein junges Gemüth einzuführen, wie dies eine Darstellung von Narnes dem Großen zeigt, der, auf einem Sessel sitzend, mit

einer ihm gegenüber stehenden erwachsenen Tochter spielt, in- dessen sein Arm eine kleinere umfaßt, die aufmerksam zu- schaut, um das Spiel zu erlernen.

Nachdruck verboten.

Frühlingslied.

Zu dem Bilde von Th. G. Rust in München. Siehe das Bild Seite 61.

Junge Stimmen und fröhliche Harmonien! Ein Frühlingslied, gesungen von denen, die selbst noch im Frühling des Lebens stehen; ein Lied fröhlich und sehnsüchtig hinausfliegend in die weite Welt, in der alles sproßt und grünt und das Vogelge-zwitscher wie eine Jubel-Hymne der Natur ertönt! Warmer, goldner Sonnenschein lüftet in das breite Fenster; seine Bupen-scheiben, seine schweren Vorhänge wehren ihm den Eingang. Un-gehindert strahlt er ins Zimmer und in die jungen Herzen hinein. Ungehindert findet auch die Botschaft vom ewigen Frühling ihren Eingang. Noch liegt das Leben wie ein ungelöstes Räthsel, eine unerfüllte Aufgabe vor den jungen Mädchen, aber ihr un-schuldiger Sinn ist mit süßen Hoffnungen und holden Ahnungen erfüllt; das Räthsel auf ihren Lippen scheint zu sagen: „Die Zukunft bringt uns gewiß nur Gutes. Wenn der Denz schon so herrlich und wonnevoll ist, wie wird erst der Sommer sein!“ Die Glücklichen! Sie denken noch nicht an Herbst und Winter. Wie sollten sie auch? Sie sind jung und frisch, wie die Vögelchen und Himmelskugeln, die draußen im großen Garten blähen; nur das Alter weiß von unerfüllten Wünschen, bitteren Erfahrungen und schmerzlichen Enttäuschungen.

Aber das Frühlingslied erklingt allen. Alle sollen darauf lauschen, ihre Sorgen abthun und die Auferstehung der Natur mitfeiern, mit freudigem und dankbarem Herzen. G. v. S.

Ambroise Thomas.

Siehe das Portrait Seite 60.

Unter den neueren französischen Opern-Componisten ist neben Gounod und dem Schöpfer der „Carmen“ kaum einer auch in Deutschland so populär geworden, wie Charles Louis Ambroise Thomas, der vor kurzem, mehr als 84 Jahre alt, zu Paris gestorben ist. Und doch hat dieser Meister, wenn man von kleineren Ar-beiten, Liedern, Klavier- und Kammermusikstücken, die zuweilen in Konzerten zu Gehör gebracht wurden, und von der früher häufiger aufgeführten Oper „Ham-let“ absieht, eigentlich nur ein Werk geschaffen, das sich dauernd auf dem deutschen Opern-Spielplan zu halten vermocht hat: „Mignon“. Diese Schöpfung

aber ist in so hohem Maße durch Melodien-Reichthum, Kunsthut und effectvolle Instrumentation ausgezeichnet, daß es zu ihrem großen und nachhaltigen Erfolge des äußeren Vortheils der großen Beliebtheit der Mignon-Gesalt sicherlich gar nicht bedurft haben würde. Immerhin hat das Vergnügen, die Hauptpersonen des Goethe-schen Wilhelm Meister-Romans, Mignon, Philine, den Harzner, und Wilhelm Meister selbst auf der Bühne zu sehen, viel dazu beigetragen, daß die Oper, deren Librettist mit der Goethe'schen Dichtung gar nicht einmal besonders zart umgegangen ist, eine große Verbreitung ge-funden hat. Aber Wesen von so zäsender Wirkung und so außerge-wöhnlicher Dankbarkeit für die vortragende Sängerin wie das Lied Mignon's „Kennst du das Land“ und der große Philinen-Walzer hätten sicherlich unter allen Umständen Anklang gefunden, und sie sind es denn auch vor allem gewesen, die den Namen Ambroise Thomas allerorten auf die Konzert-Programms gebracht und so in den weitesten Kreisen bekannt gemacht haben. — Ambroise Thomas stammt aus Metz, wo er am 5. August 1811 als Sohn eines Klavierlehrers geboren wurde. Von seinem Vater gut vorgebildet, trat er 1828 in das Pariser Conser-vatorium ein. Von Zimmermann und Lesueur in Klavierspiel und Composition unterrichtet, machte er hier so schnell Fortschritte, daß er bereits ein Jahr darauf den ersten Preis für Klavierspiel erhielt. Sein zweites pariser Lehrjahr trug ihm dann sogar den großen Compositions-Preis zu einer Studienreise nach Italien ein. Hier lebte er ab-wechselnd in Rom, Neapel, Venedig und Florenz, besuchte einmal auch Wien und kehrte 1836 nach Paris zurück. Seine ersten Opern: „La double échelle“, „Angélique et Médor“, „Le comte de Carmag-nola“, „Le songe d'une nuit d'été“ u. s. w., liefen ziemlich kalt, und erst im Jahre 1849 erzielte er mit der fomischen Oper „Le Caid“ einen wirklich durchschlagenden Erfolg. Ueber die Grenzen Frankreichs hinaus ist freilich auch dieses Werk nicht gelangt, wie denn überhaupt von Thomas' Bühnen-Compositionen außer „Mignon“ nur noch „Hamlet“ die Kunde über alle Opernhäuser Europas und auch Americas gemacht hat. Seine letzte Schöpfung „Francesca da Rimini“ erzielte sogar in seiner eigenen Heimat nur einen Achtungserfolg. Aber der Triumph, den er mit „Hamlet“ und „Mignon“ errungen hatte, war hinreichend gewesen, um ihm dauernd eine erste Stelle im musikalischen Leben seines Vaterlandes zu sichern. Nach Ruber's Tode wurde er Director des Conservatoriums und in der Folge auch Mitglied der Akademie. Zum letzten Male vor seinem Hinscheiden hat der greise Meister in der weiteren Welt vor etwa zwei Jahren von sich reden gemacht, und zwar aus Anlaß einer außergewöhnlichen Ehrengabe, die ihm der damalige Präsident der französischen Republik, der unglückliche Pr. Carnot, durch Ueberreichung des Groß-Cordons der Ehrenlegion angedeihen ließ.

R. S.



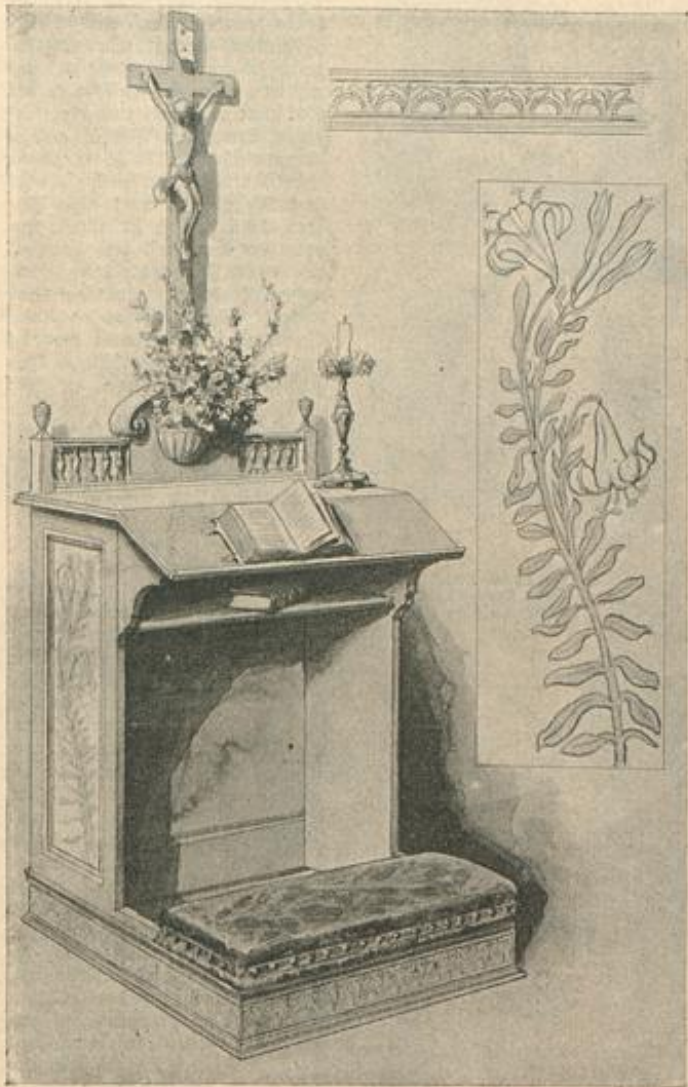
Fragen.

Sir Roger de Coverley. — Kann mir jemand etwas Näheres über Entstehung und Bedeutung des unter diesem Namen bekannten Tanzes sagen? M. G. Slavonien.

Antworten.

M. S. — Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.
D. G. Fr. — Leider nichts für uns.
Clara v. S. Kobenhagen. — Das Damen-Radfahren hat auch in Berlin nach Aufhebung des Jahresverbotes in den Straßen einen festen Aufschwung genommen. Der Berliner „Damen-Radfahr-Club“ giebt ein eigenes Organ die „Drahtina“ heraus.





Wäschemel mit Brandmalerei.

Nach einer Zeichnung von Karl Widelt in München.

Gediegene, schlichte Form und einfache, dem Gegenstand wohl angepaßte Ausstattung zeichnen den Wäschemel aus, der dem Zimmer einer Dame zu besonderer Zierde gereichen dürfte. Die Apsis, das Symbol der Reinheit, steigt auf den Seitenflächen empor und kann in verschiedenster Art ausgeführt werden. Je nachdem man den Wäschemel aus hellem oder dunklem Holz herstellen läßt, genügt das Brennen und Löten mit dem Platina-Stift oder das Ausmalen der Blumen mit Aquarell- oder Oelfarbe; ebenso würde nach dem Brennen der Contouren das Ausmalen des Grundes mit Gold zu empfehlen sein. Von nicht minder guter Wirkung sind helle Seitenflächen in dunkel geheizten Räumen. Die untere Randverzierung, die gleich der Apsis sich nochmals einzeln darstellt, kann bunt ausgemalt werden, erhält aber keinesfalls Goldgrund; bei einfach gebranntem Blumen-Ornament wird auch die Randborte nur gebrannt. Für die Bekleidung der Kniebank eignet sich am besten Tuch oder Plüsch in Dunkelblau, Violett oder Rothbraun, da diese Farben dem Ornament keinen Abbruch thun, — sehr schön ist auch Leder, mit Brand- oder Schnittarbeit. Nach Gefallen fügt man der Rückwand des Wäschemels, wie an dem Modell, ein in Holz geschnitztes Crucifix an, oder man läßt an dem braunen Holzkreuz einen Corpus Christi in Eisenblech befestigen; das unter dem Kreuz angebrachte Weihwasser-Bedien kann auch frische Blumen aufnehmen.

Ein Triumph für Johanna Ambrosius bedeutete der Frauen-Abend des diesjährigen Vortrags-Cyclus des Vereins „Berliner Presse“. Von dem Vorsitzenden Hermann Sudermann geleitet, betrat die ostpreussische Dichterin selbst die Redner-Tribüne, um in einer ebenso schlichten, wie wirkungsvollen Art verschiedene ihrer Poesien vorzutragen. So enthusiastischer Beifall lohnte ihr, daß die Schauspielerin Fr. Pospischill, als Vertreterin der novellistischen Muse Marie Janitschke's, ebenso wie Frau von Gygdy mit ihrem Essay „Die neue Frau in die Dichtung“ späterhin es nicht ganz leicht hatten, um auch ihrerseits noch zur Geltung zu gelangen.

Aus der Frauenwelt.

Die ersten sechs Schülerinnen aus den von Fräulein Helene Lange geleiteten Gymnasial-Cursen für Frauen haben ihr Abiturium gemacht! Unter Vorherrschaft des Schulraths Geh. Reg. Rath Pilger fand am königl. Luise-Gymnasium die Prüfung statt, die von den sämtlichen sechs Damen bestanden wurde, und bei der es sich zeigte, daß Können und Wissen der Abiturientinnen zum Theil noch über die gestellten Anforderungen hinausging. Unter den Prüflingen waren vier Berlinerinnen, Fr. Hupelmann, Klansner, M. und E. von der Leyen, die Diegterin Fr. Biegler und eine Ausländerin.

Ein internationaler Frauen-Congress, wie London ihn im vergangenen Jahre in seinen Mauern beherbergte, soll für die Dauer von sieben Tagen während der diesjährigen Gewerbe-Ausstellung in Berlin stattfinden. An der Spitze des auf die Verwirklichung dieses Planes hinarbeitenden Agitations-Comités steht Frau Lina Morgenstern, SW, Großbeerstr. 5, die Unterschriften von Damen, die sich an dem Congresse betheiligen wollen, entgegennimmt.

Dem Beispiele folgend, das Holland, England, Nord-Amerika, sowie einzelne Städte Deutschlands bereits gegeben haben, entstand auch in der Berliner Frauenwelt eine Bewegung, die darauf hinstrebt, den weiblichen Angestellten in den Verkaufsstellen von ihren Prinzipalen die Erlaubnis zu erwirken, sich während der Geschäftsstunden gelegentlich sitzend auszurufen. Fast alle Frauenvereine der Residenz haben sich dieser Bewegung angeschlossen, der umso mehr die weiteste Verbreitung zu wünschen ist, als das lange, oft 12- bis 15-stündige Stehen, das den Verkäuferinnen täglich zugeemthet wird, nach ärztlichem Ausspruch bedenkliche Nachteile für die Gesundheit zur Folge hat.

Ein vegetarischer Ausstellung, verbunden mit einem daselbst zu errichtenden und dem Publicum zugänglichen Kinderhort, soll im kommenden Sommer in Berlin stattfinden! Es sei hier daran erinnert, daß schon jetzt in der Nähe von Berlin, in Schlachtensee, ein vegetarischer Kinderhort für Mädchen besteht.

Heidelberg. — In der philosophischen Facultät der Universität Heidelberg bestand Fräulein Anna Gebser aus Berlin das Doctor-Examen magna cum laude. Ihre Dissertation behandelte den Einfluß der Königin Kunigunde auf die Politik Heinrichs II. Ferner legte auch eine Amerikanerin, Miss Alice Luce, hier ihr Examen als Doctor der Philologie ab, nachdem sie zuvor bereits am Wellesley College in Massachusetts promovirt hatte.

Darmstadt. — Die erste Kammer des Hessen-Darmstädtischen Landtages nahm einen Antrag an, in welchem der „Verein deutscher Frauenvereine“ um Anstellung weiblicher Inspectoren für die Fabrik-Arbeiterinnen ersucht hatte.

Wien. — Auf der diesjährigen Jahres-Ausstellung im Künstlerhaus erregten die plastischen Werke einer jungen Russin, Fräulein Theresie Feodorowna Ries, die Marmor-Statue einer „Gere“ und mehrere Büsten, in Folge des in ihnen sich offenbarenden starken Talents ganz besonderes Aufsehen. Die begabte Susanne Granitsch und Eugenie Kunst boten vortreffliche Portraits. Lina Blau, deren „Blumenspende“ und „Stiller Winkel in Wien“ vielen Beifall fanden, und das mit einer trefflichen Büste vertretene Fr. von Porzky genossen den Vorzug, dem österreichischen Kaiser bei seinem Rundgange vorgestellt zu werden.

An der k. k. Hochschule für Kunststudien soll demnächst eine Schule für die Restaurierung echter Gobelins errichtet werden. Die Anregung zu dieser Neuerung geht von Frau Leopoldine Guttman aus, die nach jahrelangen Studien und Versuchen endlich in einem besonders konstruirten Webstuhl das richtige Mittel zur Wiederherstellung schadhast gewordener Gobelins fand. Mit dem erwähnten Apparat wurde zunächst als Probe ein ein der völligen Zerstörung naher Gobelin aus dem k. k. österreichischen Museum von Frau Guttman in überraschender Vollkommenheit zu seiner alten Pracht erweckt. Bei der Schwierigkeit, die es bisher machte, verlässlich geschnittene Kräfte für die Ausbesserung und Erhaltung der echten Gobelins zu finden, darf die beabsichtigte Gründung der Schule mit Freude begrüßt werden.

Erzerum. — Als Ueberbringerin einer Geldsumme von 50000 englischen Pfunden sandte die nordamerikanische Gesellschaft des Rothen Kreuzes ihre Präsidentin, Miss Clara Barton, im Interesse der nothleidenden Armenier nach dem Orient.

Petersburg. — Bereits ausgearbeitet sind die Regeln für die Aufnahme in das hier in allerhöchster Zeit zur Heranbildung weiblicher Kräfte ins Leben tretende Medicinische Institut für Frauen. Die Zahl der bei der ersten Aufnahme zu immatriculirenden Studentinnen wurde auf 125 festgesetzt.

Seid. Bastrobe

Mk. 13.80

bis Mk. 68.50 p. Stoff z. kompl. Robe — Tuffors u. Shantungs

sowie schwarze, weiße und farbige Senneberg-Seide von 60 Pfg. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	Seiden-Grenadines	v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastleider p. Robe	„ 13.80—68.50	Seiden-Bengalines	„ 1.95—9.80
Seiden-Foulards	„ 95 Pfg. — 5.85	Seiden-Surahs	„ 1.35—6.30
Seiden-Maschen-Atlas	„ 60 — 3.15	Seiden-Faille française	„ 2.45—9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 — 9.65	Seiden-Crêpe de Chine	„ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60 — 18.65	Seiden-Foulards japan.	„ 1.45—5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken, und Fahrenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppelpost-Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Lederschnitt, Metallzitten, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis, martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im Berlin, W. von Johanna Helfer, Bülowstrasse 21.
Das Atelier der Kunstschule des Frauenerwerbsvereins zu Dresden. Ferdinandstr. 13, II. empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorseichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. v. Fr. Clara Roff, Berlin W., Bülowstr. 84a.
!Photographieständer!
wie in Frauenzeitung 1896 Heft 4 näher beschrieben, sind, unter Rennung unfr. Firma als Bezugsquelle, durch jede Buchhandlung erhältlich. Wir versenden gegen Einsendung von 1 Mk.: 6 Stück große, oder 9 kleine, od. 2 große und 6 kleine Ständer, postfrei. Torn'sche Buch- und Papierhandlung, Sibirach/Riß Württemb.

Strümpfe zum Anweben
von Wolle, Baumwolle, und Seide, jeder Farbe, auch gestricke, übernimmt die renommierte Strümpfwarenfabrik von **Kreyssig & Sohn,** Berlin, Leipziger Str. 105. Lager billiger und besser Strümpfe jeder Qualität.

Seidenstoffe jeder Art, Sammt, Blausch u. Seidens. liefern direkt an Privats in jedem Kraße.
Man schreibe um Muster unter genauer Angabe des Gewünschten an die **Seidenwaren-Fabrik von Eiten & Koussen, Großf.**

Hygienische Toilette-Seife } nach Angaben und unter Controle des Herrn Dr. Hygienische Kinder-Seife } mit J. Eichhoff, Elberfeld, Spec.-Arzt f. Hautkr. allein hergestellt von Ferd. Mühlens No. 4711, Köln a. Rh. erhältlich in allen Apotheken und besseren Parfümeriehandlungen.

LOHSE's weltberühmte Specialitäten für die Pflege der Haut:
EAU DE LYS DE LOHSE
weiss, rosa, gelb, seit über 60 Jahren unübertroffen als vorzüglichstes Hautwasser zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, sowie zur sicheren Entfernung von Sommersprossen, Sonnenbrand, Rötze, gelben Flecken und allen Unreinheiten des Teints.
LOHSE's Lilienmilch-Seife, die reinste und mildeste aller Toilette-seifen, erzeugt nach kurzem Gebrauche rosige, sammetweiche Haut.
Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma
GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46 BERLIN.
In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Dr. Lahmann's vegetabile Milch (Pflanzenmilch)
löst vollkommen die Aufgabe, die Thiermilch (Kuh- oder Ziegenmilch) zu einem wirklichen Ersatz für Muttermilch zu machen; denn Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch macht, der Thiermilch zugesetzt, dieselbe für den jüngsten Säugling leicht verdaulich, indem sie das Bilden fester Käseklumpen im Magen verhindert, und erhöht sodann durch ihren Gehalt an feinsten Zuckerstoffen und edelsten Pflanzenfetten den Nährwerth der Thiermilch derart, dass dieselbe der Muttermilch vollkommen gleichwerthig wird.
Preis per Büchse Mk. 1.30.
Man verlange Gratis-Broschüre von den alleinigen Fabrikanten
Hewel & Veithen in Köln a. Rhein.
Dr. Lahmann's vegetabile Milch (409)
ist käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen- und Colonialwaaren-Handlungen.

New-York. — Die jüngste amerikanische Kabfahrerin ist wohl die vier Jahre alte Tochter Mr. Cleveland's, des derzeitigen Präsidenten der Union. Auf einem eigens für sie gebauten Dreirade kann man sich alle Tage auf den das Weiße Haus in Washington umgebenden Kuppelwegen umhertreiben sehen.

Die Mode

Kochdruck auch im einzelnen verboten.



Florentiner Hut. Rückansicht des Titelbildes.

der Hutform anschmiegend. Ein großer Zweig rosa Rosen, der in seiner naturgetreuen Nachahmung wie eben frisch vom Strauch gepflückt wirkt, legt sich vorn über die Krempe; ein kleinerer schmiegt sich in die Bandschlupfen der hinteren Hut-Garnitur.

Berlin. — Die Ergänzung zu dem farbigen Titelbilde des heutigen Festes bietet nebenstehende Skizze mit der Rückansicht des weißen Florentiner Hutes, dessen schön geschwungene Form, wie jugendliche Ausstrahlung ein frisches, feines Gesichtchen bedingen. Besonders charakteristisch für die sommerliche Hutmode erscheint die auf- und abwärts gebogene hintere Krempe, die auf dem vollen Haar-Knoten ruht, während der vordere breite Rand tief in die Stirne rückt und sich schließend über die Augen breitet. In grazioser Anordnung legen sich Schlupfen aus weiß und rosa Chiné-Band auf und über die Krempe, theils, durch Draht gefügt, läßt in die Höhe strebend, theils sich

Einschränkung roge werden läßt, so schwer man sich andererseits mit einem plötzlichen Umschwung würde befreunden können. Nur die raffinierteste Anordnung, wie sie z. B. die Konzert-Toilette anzeigt (siehe auch Fig. 6 des farbigen Bildes Pl. 1173 im heutigen Feste), wird für den engen Kermel wirksam Propaganda machen. Der knapp den Arm umschließende untere Theil erscheint in drei spitze, tiefe Falten geordnet; darüber bauscht sich nur leicht die mächtig umfangreiche Busse, deren oberer Rand wenig eingereicht in das Armloch tritt. Doppelte Krepp-Plissee schließen den halblangen Kermel ab. Der Taille liegt wohl der Louis XVI.-Stil zu Grunde, der aber in seiner Verbindung mit der modernen Ausstrahlung von Spitzen, Band und Krepp als ganz neues, überaus pikantes Genre wirkt. In Uebereinstimmung mit dem Kermelabschluß besteht die volle Halskränze aus dichten Krepp-Plissee und-Rosetten nebst eingefügten hochstehenden Bandschleifen. Die Spitzenpasse legt sich vorn mit tiefer Jade über den Krepp-Einsatz, hinten in gleicher Form auf den glatten Rücken der Taille. Auch das Schößchen ist besonders interessant: es fällt hinten in abgestuften Fächerfallen übereinander.

— Die Hals-Garnitur nimmt jetzt eine so hervorragende Stellung in der Mode ein, daß besondere Beachtung der immer noch neu auftauchenden Erscheinungen geboten ist. Unsere Vorlage, die ergänzende Rückansicht einer auf Fig. 2 des heutigen farbigen Modenbildes Pl. 1173 dargestellten Hals-Garnitur in Stuart-Form, setzt sich aus elfenbeinfarbenem und gedämpftem lila Repébande zusammen; ersteres dient für Stehtragen und Nackenschleife. Letzteres ist in drahtgeheißte, zackig ausgeschlittene, doppelt gelegte Bandtheile geordnet, die, dem oberen Kranzrande angelegt und vorn zurückschreitend, rückwärts in Stuart-Form leicht absteigend, den Kopf in weitem Halbkreis fleißig umrahmen. Weiße Chiffon-Krepp-Nähsen umranden den Stehtragen, wie die einzelnen Bandtheile; rechts und links bilden große Krepp-Rosetten den Abschluß der hochstehenden Patten.

Abbazia. — Die Wiener Roberichtung wird stark beeinflusst durch den zu jener gewiffen, vornehm graziosen Einfachheit hinneigenden Geschmack der Frau Kronprinzessin-Witwe Stefanie, die unseren eleganten Frauen längst als Vorbild gilt. Hier, in ihrer händigen Winter-Residenz Abbazia, hat man so recht Gelegenheit, ihre anmuthige Art, sich zu tragen, zu studiren. Täglich von 11 bis 1 Uhr ist die Kronprinzessin mit ihrer Tochter inmitten der aristokratischen Gesellschaft von Abbazia auf den Laventennis-Plätzen zu finden, als ebenso virtuose wie leidenschaftliche Spielerin, und wir erhielten dadurch Gelegenheit, unseren Leserinnen ein eigenartiges und reizvolles Tennis-Kostüm der hohen Frau vorzuführen zu können. Dasselbe besteht aus einem Keitrod nebst promenaden-gemäßen Jaquet aus weißem Flegelhaar-Kammgarn und einer Spielbluse von glänzendem weißen, plissirten Taffetas. Matrosenblauer und hochrother Taffet ist in breitem Steifen um Brust, Rücken und Kermel gehend eingefügt, und zwar so, daß der breite, blaue Stoffstreifen oben von einem, unten von zwei rothen Streifen begrenzt wird; weicher Taffetgürtel und Tragen mit Rosetten-Schlupf. Ein klassisch einfacher Glockenhut aus lichtgelbem Stroh mit weißen Spitzen schützt gegen die Sonne, und der hochroth durchscheinende Taffetschirm wie ein tief am Nacken-Revers befestigter rother Kellenstrauß geben dem reizenden Ganzen sein besonderes Cachet. Zwischen Abbazia und den benachbarten, lebhaft besuchten Seebädern und klimatischen Kurorten Grottenbach und Vuffin piccolo, woselbst Erzherzog Carl Stefan einen reizend gelegenen Villensitz hat, herrscht regler Verkehr. An den Abenden ist durch die hier antwefenden Wiener Künstler und ein

gutes, händiges Theater-Ensemble für ein vornehmes Unterhaltungs-Centrum geformt, und wiederum ist es der fast allabendliche Besuch der Frau Kronprinzessin, der ein festes Band um die Gesellschaft schlingt. Hier fand sich Gelegenheit, eine überaus geschmackvolle Abend-Toilette der hohen Frau zu bewundern. Weißer „Noiré Ghismonda“, ein atlasglänzender, ungemittelt weitläufig und zart moirirter neuer Stoff, erschien für den Mod glatt und mit breiten, buntblumigen Pompadour-Streifen quergenommen für die Taille in glatter Schwebenform verarbeitet. Weißer Gaze-Muffeln für den duftigen Plastron-Theil und die Unterärmel war unter der Brust mit drei Schleißen-Spannen von Pompadour-Seide zusammengehalten, die mit viereckigen Brillant-Schnallen geschlossen erschienen. Besonders bemerkenswerth war die sehr lange Form der prächtigen Ohrgehänge der hohen Dame, die Doppel-Boutons von Brillanten und Smaragden darstellten. Auf ihren zahlreichen Fuß-Frontenaden inmitten des Kur-Publicums trägt Kronprinzessin Stefanie heiß süßreife Kleider von absoluter Schlichtheit.

Paris. — In der Anordnung des Haars schlägt die moderne Pariserin neuerdings ganz exklusive neue Bahnen ein. Les extrêmes se touchent:

Sie, die gewöhnt war, die zierliche Capote oder den großen Hut mit breiter Krempe auf möglichst hoch und breit gebauschtem, wellig gebranntem Haar zu dancancieren oder es, für den Ballsaal à la Lam-balle frisiert, in langen Locken über den Nacken fallen zu lassen, sie, der die „Scheitelfrisur“ der modernen Wienerin zu „hausbaden“ war, begnügt sich plötzlich damit, die ganze Haarfülle glatt hochgenommen auf dem Scheitel in ein winziges festes Nöckchen oder einen etwas lockeren Knoten zu drehen! — Kann, daß das Stirnhaar wellig erscheinen oder ein eigen-sinniges Löckchen sich aus dem Nackenhaar entwickeln darf! „Louis XV.“ nennt die Mode diese Frisur, wenn-gleich sie mit den Haartrachten jener Zeit kaum etwas gemeinsam hat. Freilich hat diese neue Frisur nicht ganz das Feld erobert; neben dem „Neuesten“ bleibt immer noch das im besonderen Fall „Kleid-



Abend-Toilette der Frau Kronprinzessin-Witwe Stefanie. Vorderansicht.



Tennis-Kostüm der Frau Kronprinzessin-Witwe Stefanie.



Tennis-Kostüm. Rückansicht.



Gesellschaftskleid. Vorderansicht zu Fig. 1 des farbigen Bildes Pl. 1172.



Konzert-Toilette. Rückansicht zu Fig. 6 des farbigen Bildes Pl. 1173.

— In dem reizvollen Gesellschaftskleide für junge Damen, das die Abonnenten der großen Ausgabe mit dem farbigen Modenbilde Pl. 1172 in der Rückansicht erhalten, darf die ergänzende Ansicht nicht fehlen. Die mit Seide wiederartig in Quersalten besetzte Taille vervollständigt ein viereckig ausgeschlittenes Chemiset, das auf weichem Krepp ein zierliches Rocco-Muster, mit feiner Goldschnur ausgeführt, zeigt. Den Rand des Ausschnittes und den kleinen Schlitze begrenzen feine Picot-Bändchen; Rosetten aus Krepp halten die Niedertheile am Kermelausschnitt. Die mächtig weiten doppelten Busfärmel legen auf der Schulter mit hochstehendem Köpchen an; der kleinen Busse steht ein gelbgestrichter Krepp-Volant vor.

— Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird die Parole des Tages bald heißen: Enge Kermel! Und es ist kein Wunder, daß die massenhafte Stoffverschwendung der letzten Kermelmode allgemach den Wunsch nach

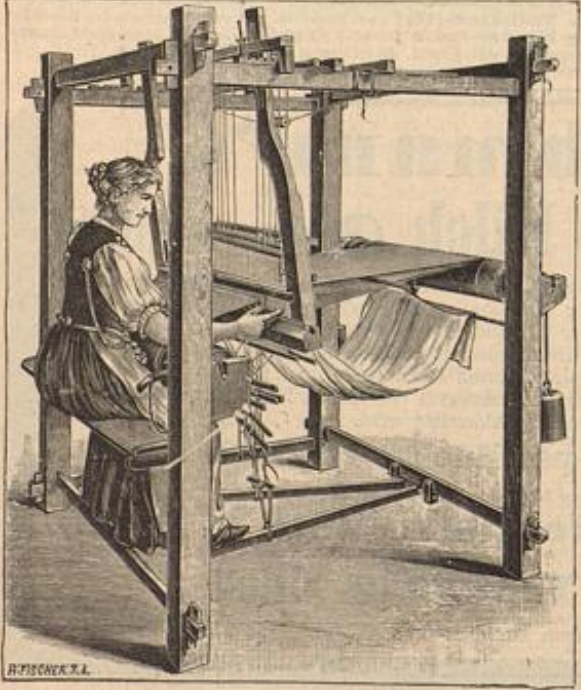


Hals-Garnitur in Stuart-Form. Rückansicht zu Fig. 3 des farbigen Bildes Pl. 1173.



Zwei Haarfrisuren „Louis XV.“

„samte“ bestehen, und hier, in großen wie in kleinen Dingen, die richtige Wahl zu treffen, ist das Recht und der Stolz der Frau von Welt.



H. FISCHER & Co.

Schweizer Seide ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Seidenstoffe in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Foulards, Chinés und Rohseide von 95 Pfg. bis Mk. 6.85 per Meter.

Beste Bezugsquelle für Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und steuerfreier Versand von Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Der runde Hut aus Kohhaar-Geflecht zeigt eine der charakteristischsten Formen für die kommende Saison. Der Kopf erscheint weit höher, als ihn die Wintermode liebte; die Ränder sind an den Seiten aufgeschlagen und mit eingetauchten Fäden umgeben, der augenblicklich fast jede andere Hut-Garnitur begleitet. Um den Huttopf legt sich staubblaues Sammetband, vorn durch eine Stahlschnalle geleitet. Ein auf der linken Seite befestigter voller Bergschneehaarnstrang nebst Reihertuff vervollständigt die Garnitur.



Runder Hut aus Kohhaar-Geflecht.

Rote Rosen in jeder Schattierung mit und ohne Blattwerk gelten jetzt als Modestücken für jedes Alter. Einzelne Hüte bestehen fast nur aus diesen Blumen, und nächst dem Fall verwendet man Band zur Garnitur. B. u. G.



Handarbeiten

Chromo-Photographie.

Oft halten Unkundige die in Chromo-Malerei ausgeführten Bilder wegen der eigentümlichen Weichheit und Zartheit der Farben für zierliche Gemälde auf Porzellan und sind sehr überrascht, wenn sie

Zahnschmerzen gehören zu den gräßlichsten irdischen Peinigungen, wären aber in den meisten Fällen sehr leicht zu verhüten, wenn die Zähne regelmäßig und richtig gereinigt würden. Daß Zahnschmerzen — wie man häufig hören kann — rheumatische Schmerzen seien, ist eine Meinung, in die sich viele lediglich aus Furcht vor dem Zahnarzt hineinreden. Diese Meinung ist natürlich in der Regel irrig; denn in den allermeisten Fällen rühren die Zahnschmerzen von einem hohlen Zahne her. Das Hohlwerden der Zähne wiederum hat seine Ursache in Fäulnis- und Gährungsprozessen im Munde, in Folge derer die zahnschmerzenden Schmarotzer sich bilden. Hieraus folgt klar, daß, will man seine Zähne vor Hohlwerden schützen, man Fäulnis- und Gährungsprozesse im Munde verhindern muß. Das erreicht man absolut sicher, wenn man sich an antiseptische (säurewidrige) Mundauspülungen (sogenannte Mundbäder) mittelst Ddol gewöhnt. Wir möchten aber nicht mißverstanden werden. Wir wollen nicht etwa ein Universalmittel gegen Zahnschmerzen angeben (Ddol ist ein Cosmecticum zur täglichen Reinhaltung und Pflege der Zähne und kein Zahnschmerzmittel); wir sagen nur, daß Zahnschmerzen in

erfahren, daß die bewunderten feinen Kunstwerke nur auf eigentümliche Weise übermalte Photographien und gar nicht schwer herzustellen sind. Unausgelegene Photographien werden nämlich auf die Innenseite convexer Gläser gelebt, durchsichtig gemacht und nun von hinten mit präparierten Oelfarben übermalt. Dies ist in wenigen Worten das Wesen der interessanten Arbeit, die namentlich in Dilettanten-Kreisen größere Verbreitung verdiente, als ihr bisher zu theil geworden ist. Vielleicht scheuen manche Damen die etwas umständlichen Vorbereitungen, andere haben Klagen gehört, daß die auf diese Weise hergestellten Bilder nicht dauerhaft seien und leicht Flecke erhielten. Allein wer eine Photographie nicht selbst präparieren mag, kann eine bereits malferige beziehen, und was die gerügten Uebelstände betrifft, so kommen diese bei richtiger Behandlung nach neuem Verfahren gänzlich in Fortfall. Namentlich hat sich die Firma P. Porocco in Venedig und Pafel um die Förderung der Chromo-Photographie, — auch Photo-Miniatur genannt, — große Verdienste erworben; als Special-Anhalt für diesen Malzweig liefert sie alles erforderliche Material an Photographien, Gläsern, Rahmen, Malmitteln in vorzüglicher Güte; besonders empfehlenswerth sind die Studienkasten mit allem Zubehör für dreizehn Mark, mit zwei Musterbildern für achtzehn Mark.

Zum Ansehen der Photographien auf die gebogenen Gläser werden am besten unausgelegene Bilder benutzt; sind sie bereits ausgelegt, so muß man sie vorsichtig vom Carton lösen. Dies geschieht, indem man sie mit der Bildfläche nach unten in ein Gefäß mit klarem, lauwarmem Wasser legt, bis sich die Photographie leicht abziehen läßt. Um den Glanz zu entfernen, wird hierauf die auf einer Glascheibe oder einer anderen glatten Fläche ausgebreitete Photographie mit Benzol oder gutem Spiritus leicht abgerieben, unter Anwendung von Florpapier oder einem weichen Lappchen. Hierauf schneidet man sie rings herum etwas kleiner als das convexe Glas, denn das Bild, das nun einige Minuten in Wasser gelegt wird, dehnt sich durch die Feuchtigkeit aus. Inzwischen hat man das gewölbtere der beiden Gläser gut in Spiritus zu reinigen und auf der inneren Seite gleichmäßig und ziemlich dicht mit präparirter Pasta zu bestreichen. Nun deut man die Bildfläche der

zwischen Fliedpapier abgetrockneten Photographie gleichfalls mit Pasta und befestigt sie durch leichtes Anrücken in dem convexen Glas. Keinerlei Unreinlichkeiten, Sand, Staub etc., dürfen hierbei zwischen Bild und Glas kommen, ebenso muß alle überflüssige Pasta sorgfältig entfernt werden. Zu dem Zweck legt man ein durch Einlegen in Wasser geschmeidig gemachtes Pergament-Papier auf das Bild und streicht, immer von der Mitte beginnend, mit dem Spachtel allmählich nach allen Seiten, unter Anwendung eines leichten Druckes. Von der Glasseite aus betrachtet, dürfen sich keinerlei glitzernde Punkte und Streifen als Reste der Pasta bemerklich machen; auf der Rückseite darf keine Erhöhung zu fühlen sein; das Herausdrücken aller Luftblasen und alles Klebe-Materials ist von großer Wichtigkeit. Je nach der Zimmer-Temperatur muß das schon und glatt aufgelegene Bild 1 1/2 bis 2 1/2 Stunden langsam trocknen.

Ist dies geschehen, so wird der zweite Theil der Arbeit, das Transparentmachen der ausgelegenen Photographie, die zunächst gleichmäßig und sorgfältig mit feinem feinen Glaspapier abzureiben ist, vorgenommen. Hierzu bedient man sich häufig der Anwendung von Transparent- und Präservativ-Mitteln. Das erste wird auf die Photographie gegossen, mit dem Finger vertrieben und aller Ueberfluß nach erreichter Wirkung sauber abgewischt; das zweite streicht man dann dünn und gleichmäßig mit dem Pinsel auf. Da die so behandelten Bilder indessen mit der Zeit an Ansehen verlieren, verdient die neuere Methode mit präparirtem Wachs den Vorzug; zwar ist sie etwas umständlicher, gewährt aber dafür sichere Bistigkeit für die Dauerhaftigkeit und bleibende Schönheit der Photographien. Eine kleine Schwierigkeit bei diesem Verfahren besteht darin, das Wachs ein bis zwei Stunden in ziemlich gleichmäßiger Temperatur flüssig zu erhalten, was am besten über heißem Wasser geschieht. Die Hitze darf nicht allzugroß sein, weil sonst die Gläser springen würden; ebenso muß das Eindringen von Wasser, welches Flecke veranlassen würde, sorgfältig vermieden werden. Sehr zweckmäßig erwiesen sich hierbei die sogenannten Wachsbadler mit Wasserbehälter, welche in vier Größen, für die gangbarsten Formate der Photographien passend, vorrätig sind. In das langsam zum

den allermeisten Fällen durch hohle Zähne hervorgerufen werden, und daß man das Hohlwerden der Zähne durch eine consequente Zahnpflege verhüten kann und vernünftiger Weise verhüten muß. Wichtig ist, daß die Zahnpflege consequent täglich und mit einer antiseptischen Flüssigkeit vorgenommen werde. Die übliche Reinigung mit Zahnpulver oder Zahnpasta ist zwecklos, da die gefährlichsten Fäulnisherde (Rückseiten der Backzähne, hohle Zähne) dabei unbehandelt bleiben. Als unbedingt sicher antiseptisch wirkend hat sich das Ddol herausgestellt. Ddol reinigt Mund und Zähne total von allen zahnschmerzenden Stoffen und Fäulnisprodukten. Die Ddol-Mundspülungen werden in der Weise vorgenommen, daß man zunächst einen Schluck Ddolwasser 2 bis 3 Minuten im Munde behält (damit sich das Ddol-Antiseptikum überall gut einsaugen kann), mit dem nächsten Schluck das Ddol-Wasser durch die Zähne hin- und



berzieht, kräftig spült und schließlich gurgelt. Diese ganze Prozedur nennt man odolisiren. Wer consequent Morgens, Mittags und Abends den Mund odolisirt, ist gegen Fäulnis- und Gährungsprozesse ein für alle Mal gesichert. Wir raten deshalb eindringlich und mit gutem Gewissen allen, die ihre Zähne intact erhalten wollen, sich an eine fleißige Mundpflege mittelst Ddol zu gewöhnen. Ddol kostet die ganze Flasche (Originalspritzflacon), die für mehrere Monate ausreicht in Deutschland Mk. 1.50, Oesterreich-Ungarn fl. 1.— 3. W., Rußland Abl. 1.50, Schweiz Frs. 2.50, Belgien Frs. 2.25, Holland fl. 1.—, Nord-Amerika 75 Cent in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien. Um jedoch Jedermann auf billige und bequeme Weise Gelegenheit zu geben, sich von den wohltätigen Wirkungen des Ddols auf die Zähne und auf die Mundschleimhäute selbst zu überzeugen, hat sich das Dresdener Chemische Laboratorium Lingner, Dresden, entschlossen, an Jeden, der 70 Kreuzer oder eine Mark in Briefmarken einschickt, eine halbe Flasche (Originalspritzflacon) Ddol direct franko zur Probe zuzusenden.

Empfehlenswerthe Hôtels.

- Baden-Baden: Holland Hotel, I. Rang. Großer Park. Personen-Aufzug.
Baden-Baden: Englischer Hof, Eleg. Lage, größt. Comfort u. maß. Preise. Electr. Beleucht.
Baden-Baden: Hotel Victoria, I. Rang. Pracht. geleg. u. eingericht. Räß. Preise.
Dresden: Hotel vier Jahreszeiten. Renommirtes Familien- und Touristen-Haus.
Ems: Hotel Darmstädter Hof, I. R. in pracht. Lage am Eing. d. Kurparks. Omnibus a. B.
Ems, Bad: Prinz Palais und Römerbad I. Rang. Bäder. Lift.
Kurhaus Bad Königsbrunn (Säch. Schweiz). Prospekte gratis d. Dr. Buhar.
Schwarzburg: L. Thürl.: „Weißer Hirsch“. Hotel, Kurh. u. Bill. Tischschwimm. Jodelreit.
Territet am Genfersee, Hôtel Mont-Fleuri: 600 m ü. d. Meer. Einer der reizendst. geleg. Hôtels-Pension. am Genfersee, das ganze Jahr offen. Schöne Schatt. Anlag. Spaziergänge i. d. nat. Wald, mit pracht. Aussicht a. d. See u. die Alpen. Wichtige Preise.
Toblach (Tirol): Hôtel Toblach. 1234 Meter. Pension von 6 Mark an.

Bad Elster Eisenbahnstation.

Saison I. Mai bis 30. September. Alkalisches-salinisches Stahlquellen, ein Glaubersalzsauerling (die Salzquelle). Trink- und Badekuren. Kohlensäurereiche Stahlbäder, Moor-, Dampfbäder, elektrische Bäder, Kohlensäure Bäder, System Fr. Keller, Molken, Kefir. Idyllische Lage, reichbewaldete, prächtige Gegend, reinste Höhenluft. Prospekte grat. u. franco. Königliche Badedirection.

FRANZENSBAD.

Das erste Moorbad der Welt, besitzt die stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwasser und Lithionsäuerlinge, die kohlensäurehaltigsten Stahlbäder, Mineralwasserbäder, Kohlensäure-Gasbäder. Saison vom 1. Mai bis 30. September. Prospekte gratis. Jede Auskunft ertheilt das Bürgermeisterramt als Curverwaltung.

Bad Homburg

im Taunus, 1/2 Stunde von Frankfurt a. M. Fünf Mineralquellen. Wirksame Trinkkur bei Catarrh, Atonie und Schwäche des Verdauungstractus, bei chronischer Stuhlverstopfung, Hämorrhoidal-, Frauen- und Leberleiden, harnsaurer Diathese, Gicht, Diabetes, Skrophulose und gewissen Herzleiden. Zwei Eisenquellen gegen Anämie und Folgen der Influenza. Luftkurort ersten Ranges. Gut eingerichtete Badehäuser mit natürlichen, kohlensäurereichen, eisenhaltigen Kochsalzbädern, Fichtennadel- und Moorbädern. Inhalatorium. Elegantes, auch im Winter geöffnetes Kurhaus mit großartigem Park. Vorzügliches Orchester, Theater, Bälle, Réunions, Lawn-Tennis, Golf- und andere Spiele. Internationale Spiel-Tourniere, Hôtels- und Privatwohnungen bei großem Comfort den modernen hygienischen Anforderungen entsprechend. Winterkur. Mineralwasser Versandt während des ganzen Jahres. Broschüren und Prospekte durch die Kur- und Badverwaltung.

Bad Langenschwalbach.

Kreisstadt, Eisenbahn von Wiesbaden oder via Zollhaus im Anschluss an die Berlin-Metzgerbahn, 318 Meter ü. M., stärkste reine Eisenquelle, Moorbäder. Angezeigt gegen Blutmuth und ihre Folgen, Frauenkrankheiten, Lähmungen, Reconvalescenz. — Prospekte durch die Bürgermeisterei. Als Hotels ersten Ranges sind zu verzeichnen: Alleeaal, Herzog von Nassau, Métropole, Taunus, Victoria.

Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt's An- gr. d. l. stalt Honorarnach Eisenach gratis Garten, 1878 No. 13, 1879 No. 5. Einzige Anst. Deutschl., l. herrl. Lage, die mehr. staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. Kaiser Wilhelm II.

Was ist Kefyr? Interessante Broschüre versendet umsonst Erste Kaukasische Kefyranstalt Breslau, Zwingstr. 2

Gesunde Nerven.

Aeratische Belehrungen für Nerven- kranke u. Nervenschwache von Dr. med. Otto Dorablüth. Preis geb. 2,50 M.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerb- u. Flachschmitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen auf Papier und direkt auf Holz gedruckt. Preisverantw. mit 1200 Bänfl. auch über Wert u. Material 30 Pf. Briefm. Mey & Widmayer in Hilsch.

Phierack's hygienische Fettseife No. 690 ist die beste Seife zur Pflege der Haut.

Teppiche!

festeste Teppiche, Prachtexemplare, 4, 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtatlas gratis. Sopha Stoff-Reste! einfarbig u. bunt spottbillig. Proben franco. Teppich-Emil Lafèvre, BERLIN S. Fabrik-Oranienstr. 158.

Blankenburg-Harz, Villa Daheim.

Pension für nervenleidende und erholungsbedürftige Damen. Sachkundige Leitung. Vorzügliche Verpflegung. Massage. Bäder. Else Siegling.

Ötz-Ötztal-Tirol.

Ötz (820 Meter über d. Meere) am Eingange des herrlichen Ötztales, geschützte Lage, staubfreie, windstille Gebirgsluft, mildes Klima, schöne Wälder, prächtige Ausblicke; in Nordtirol einzig in seiner Art als Frühlingstation, im Sommer vielbesuchter Höhenkurort; in der Nähe der Piburger See, ausgezeichnete Gelegenheit zum Baden, Schwimmen und Rudern (gewöhnliche Temperatur im Sommer 16—19° R.). Oberhalb Villa Lantschner, trefflich eingerichtet. Landhaus mit 10 Zimmern, des Dorfes 3 grossen Veranden, 2 Küchen und allen Bequemlichkeiten; besonders geeignet für grössere Familien; doch werden auf Wunsch auch einzelne Zimmer abgegeben. Anfragen sind zu richten an Prof. Dr. Lantschner, Innsbruck. — Das Dorf Ötz (Post- und Telegraphenstation, Postverbindung täglich 3mal) ist von der Station Ötztal (Arbergbahn) per Wagen in 1/4 Stunden zu erreichen.

Stahlquellenbad Schwarzbach

im Isergebirge, Preuss. Schlesien. 540 Meter ü. M. Trink- und Badekuren. Höhenluft-Kurort. Sehr mächtige Pensionpreise. Prospekte und Kostsätze frei. Bade-Verwaltung.

Ostsee-Bad Stolpmünde i. P.

Hafenplatz — nahe Laub- und Nadelwälder — schönster Strand — kräftigster Wellenschlag. Billige Wohnung. Ermässigte Saisonbillets v. Stat. d. Ostb. Besond. skrophulösen u. nervösen Kranken, sowie Reconval. empfohlen. Nähere Auskunft ertheilt die Badedirection.

Modernste Costüme

nach Maassstille liefert Modebazar Wilh. Oscar Beyreiss, Mühlhausen i. Thür., dessen überraschende Preiswürdigkeit präkies u. vorzügliche Leistungen weit u. breit anerkannt u. prelsgekrönt wurden. — Grossartige Stoff-Auswahl. — Grosse Muster umgehend. Vertreterinnen gesucht.

Indische Seidenstoffe

f. Kleider, Blousen, Kissen etc. Liberty's Velvets, Muslins u. Madrasstoffe für Zimmerdecorationen u. Gardinen. Echte japanische u. chines. Stoffe für Kleider und Draperien, in hochaparten Mustern u. Farbenstellungen. Proben bei näherer Angabe des Gewünschten portofrei. Seidenwaarenhaus Albert Krohne, Dresden-A. (Einzig in seiner Art in Deutschland.)



Höchste Arbeitsleistung! Schönster Stich! Grösste Dauer! Leichteste Handhabung!

Sind die Eigenschaften, denen die Original Singer Nähmaschinen ihre unvergleichlichen Erfolge verdanken.

Die Neue Familien Nähmaschine

Der Singer Co., die hochartige Vibrating Shuttle Maschine, hat sich wieder, wie alle bisherigen Erzeugnisse dieser Fabrik, als ein glänzender Erfolg erwiesen...

12 Millionen Original Singer Maschinen

für den Hausgebrauch, Weisknäuelerei wie aller Art industrielle Zwecke im Gebrauch, mehr als 400 erste Preise sind denselben verliehen worden...

Weltausstellung Chicago die höchste Auszeichnung: 54 ERSTE PREISE.

SINGER Co. Hamburg, A. G. (vorm. G. Neidlinger)

Sind in allen größeren Städten des In- und Auslandes.

AU BON MARCHÉ

Maison Aristide BOUCICAUT

PARIS

Nouveautés-Magazin, in allen seinen Artikeln die vollkommenste, reichste und eleganteste Auswahl vereinigt.

Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma AU BON MARCHE.

SOMMER-SAISON

Das Verzeichniss der Sommer-Neuheiten ist soeben erschienen und wird allen Personen auf Verlangen franco zugestellt.

Das Haus "AU BON MARCHÉ" versendet ebenfalls auf Verlangen und franco, mannigfaltige Muster aller Stoffsorten, sowie Mode-Albums der angefertigten Artikel.

Alle Bestellungen über 25 francs Werth (mit Ausnahme einiger im Katalog speziell angeführten Artikel) werden gegen Nachnahme mittelst 15% Zuschlag des Faktura-Betrages Porto- und Zollfrei befördert.

Sämmtliche Briefe sollen immer: AU BON MARCHÉ, MAISON ARISTIDE BOUCICAUT, Paris adressirt werden.

Krankenfahrstühle, Ruhestühle, Krankenmöbel aller Art.

leidende, (Wüchnerinnen etc. ärztlich empfohlene, weichgepolsterte, bis zur Sitzhöhe 15fach verstellb. Sprungfederkissen mit gutem Dreilenz...

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,

Berlin SW., Markgrafenstr. 20., Ecke Kochstr. Wien VI, Mariahilferstrasse 11.

Advertisement for 'Liebe's Sagradawein' with product image and text describing its medicinal benefits.

Es giebt keine Braut mehr

welche bei ihrer Aussteuer die verstellbaren Wäschebänder D. R. G. M. 4036. entbehren möchte...

Advertisement for 'KLEINERT'S ARMBLÄTTER' with a large graphic and text: 'EINE GARANTIE MIT JEDEM PAAR.' 'Bezahlung jeder toilette, welche durch diese Armbänder nicht vollständig geschützt wird.'

Advertisement for 'Franz Christoph's Fußboden-Glanzack' with a circular logo and text: 'in gelbbraun mahagoni, nussbaum, eichen und grauer Farbe. Sofort trocknend geruchlos.'

Advertisement for 'Aus wollenen Lappen die schönsten Kleiderstoffe' with an image of a woman and text: 'Höchste und hohe Reverenzen. Antike Fabrik.'

Advertisement for 'Damen-Mäntel - Specialhaus -' by Hain & Krüger, Jägerstr. 27, Berlin. Text: 'Grösstes Lager vom einfachsten Mittelgenre bis zum elegantesten Genre.'

Advertisement for 'Gelegenheitskäufe in schwarzen und farbigen Seiden-Stoffen' by G. Neustätter, München. Text: '2 Mark p. Meter u. höher empfiehlt Erstes Münchener Seiden-Waaren-Versandhaus.'

Advertisement for 'zu schlank' with text: 'Wenn Sie schön erscheinen wollen, dürfen Sie nicht sein. Reg. 20 Pf. Marke sendet Probestück ab, seit Jahren bewährte u. garantiert unfehl. Behandlung für Damen, welche eine gute Figur u. schöne Formen zu erhalten wünschen...'

Advertisement for 'Seidenstoffe' by Michels & Cie. Text: 'direct an Private - ohne Zwischenhandel - in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter.'

Advertisement for 'MUSIK-WERKE' featuring 'PATENT EHRLICH Monopol' and 'Ariston' pianos. Includes an image of a piano.

Advertisement for 'VICTORIA' Nähmaschinen by H. Mundlos & Co., Magdeburg-N. Text: 'Prüfet Alles - Behaltet das Beste!!!' 'Gegr. 1863 aus der Fabrik Gegr. 1863'

Advertisement for 'Schering's Pepsin-Essenz' with text: 'nach Vorschrift v. Geh.-Rat Prof. Dr. D. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung...'

Advertisement for 'Schlanke Figur' by Frau Marie Herder, Berlin. Text: 'wird erzielt durch mein neues, allen hygienischen Anforderungen entsprechendes Korsett mit angeschnittener Leiblinie von 10 - an.'

Advertisement for 'Mandelkleie mit Veilchengeruch' by A. Motsch & Co., Wien. Text: 'macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch.'

Advertisement for 'ED. PINAUD PARIS, 37, Bd de Strasbourg' featuring 'IXORA BREONI' and 'SAVON IXORA'.

Advertisement for 'Linoleum Henel' with a table of prices for different types of linoleum.

Advertisement for 'Musikinstrumente' by Jul. Heintz Zimmermann, Leipzig. Text: 'Beste und billigste Bezugsquelle für Musikinstrumente.'

Schmelzen geb. achte Wachs wird das Bild mit der Bildfläche nach unten vorsichtig hinein gelegt und erst herausgenommen, wenn es genügend transparent ist. Dann läßt man das Wachs ablaufen, reinigt sofort die gewölbte Glasseite mit Florpapier und nach dem Erstarren des Wachs auch die innere Bildseite mittelst eines rauhen Lappens, natürlich mit der nötigen Vorsicht, sonst kommen die unangenehmen, kleinen weißen Punkte zum Vorschein. Zeigen sich nur wenige, so bestreicht man sie mit Trenchöl, das nach einigen Stunden mit einem Tuche weg zu wischen ist; treten sie jedoch in größerer Menge auf, so ist das Bild nochmals in das Wachsbad zu legen.

Anfänger lassen oft Kleinigkeiten außer acht, die das Gelingen in Frage stellen; deshalb ist gerade dieser wichtige Theil der vorbereitenden Arbeiten ansäuflich zu behandeln. Sie sind übrigens nicht so schwierig, als es vielleicht klingen mag, und erfordern nur Aufmerksamkeit, Eigenheit und Geduld; mit den Handgriffen macht man sich schon nach wenigen Versuchen vollkommen vertraut. Wie früher bemerkt, kann man die Photographie gleich präparirt beziehen, was vielen als große Erleichterung und Annehmlichkeit erscheinen wird, da sie dann nur den interessantesten Theil der Arbeit, die Ausmalung, vorzunehmen brauchen. Die genannte chromo-photographische Anstalt berechnet für das Aufkleben und Durchsichtigmachen nur einen geringen Mehrbetrag, der sich bei Cabinet-Bildern auf 50 Pfennig, bei Folio-Bildern auf 1,50 Mark stellt. Außer den zahlreichen vorhandenen Vorlagen wird jede andere Photographie auf Wunsch malfertig hergestellt, und zwar immer mit Wachs präparirt.

Wie das bekannte Liebermanns der Photographien, macht auch die Chromo-Photographie, die zwar in der Technik abweicht, keine großen Anforderungen an Talent und Malfertigkeit. Doch ist es zu viel behauptet, daß gar kein Verständnis dazu gehöre und auch Kinder die Arbeit ausführen könnten. Soll das Bild eine gute Wirkung hervorbringen,

so muß seiner Farbensinn den Pinsel leiten; ebenso ist große Genauigkeit im Innehalten der Contouren erforderlich. Da sich Licht und Schatten aus der Photographie selbst ergeben, braucht man hierauf beim Ausmalen wenig Rücksicht zu nehmen; jede Farbe wirkt an den dunklen Stellen tiefer, an den hellen leichter. Die Besonderheit des Verfahrens besteht darin, daß man auf zwei Gläser malt; auf dem ersten, mit der durchsichtig gemachten Photographie, wendet man transparente Farben in sehr dünnem Auftrag an, auf dem zweiten malt man mit Deckfarben in starkem Auftrag. Wenn man ein Bild öfnet, kann man sich sofort von der Einfachheit und Leichtigkeit der Ausführung überzeugen. In den Studientafeln ist ein Sortiment von neun präparirten Deckfarben (Kremser Weiß, Goldgelb, gebrannter Goldboden, Karminrot, Karminzinnobler, Kaiserbraun, Pariser Miramarin, dunkelgrüner Zinnobler, Sammetischwarz) enthalten, welche für viele Fälle genügen. Ein zweiter Satz von zehn Farben ermöglicht eine noch feinere Ausführung und eine größere Mannigfaltigkeit in den Farben, die sich beliebig mischen lassen. Terpentin darf man nur zum Reinigen der Pinsel, nicht als Zusatz zur Farbe anwenden; will man diese verdünnen, so geschieht es mit Trenchöl, womit sich nöthigenfalls Farbe fortnehmen läßt. Beim Malen auf dem ersten Glas bringt man ganz wenig Farbe auf den Pinsel und verreibt sie, wenn sie ganz fein und durchsichtig wirken soll, mit dem Finger oder Florpapier; die Fleischfarbe giebt man hier nicht an, sondern erst auf dem zweiten Glas, ebenso wie den Hintergrund. Alles Uebrige thut man leicht; nur solche Theile, die recht brillant wirken sollen, Gewandung etc., vertragen einen kräftigeren Auftrag. Von der Wirkung kann man sich leicht überzeugen, wenn man das Bild von Zeit zu Zeit wendet.

Nach Ausmalung des ersten Glases wird das zweite Glas darauf gelegt und an den Rändern mit schmalen Streifen gummirten Papiers fest geklebt, doch so, daß eine Linie Zwischenraum bleibt und das zweite

Glas nicht auf den Farben aufliegt. Bei figürlichen Darstellungen giebt man nun zunächst den Fleischtönen an, der sich auf verschiedene Weise herstellen läßt, z. B. aus Weiß, Fleischrot und gelber Erde oder aus Weiß, Kaiserbraun und ganz wenig Sammetischwarz. Die Schatten unter den Augen werden etwas grünlicher gehalten, die Wangen durch einen Zusatz von Karminzinnobler getönt. Doch dürfen die Töne nie hart neben einander stehen, sondern müssen mit einem anderen Pinsel zart in einander gearbeitet werden. Da auf diesem zweiten Glase bedend gemalt wird, erhalten alle Farben einen Zusatz von Kremser Weiß. Genaueres Eingehen verbietet die Verschiedenheit der dargestellten Scenen, deren Ausmalung vom persönlichen Geschmack abhängt, falls man nicht die Möglichkeit hat, sich nach dem Original zu richten. Ungeübte finden übrigens in der jedem Kasten beigelegten Anleitung manchen praktischen Wink in Betreff der Farbenanwendung und Mischung. Wenn das Bild zur Zufriedenheit vollendet ist, so klebt man ein Stück Carton dahinter und kann es nun einrahmen lassen. Beim Aufstellen oder Aufhängen der Bilder muß man die Vorsicht gebrauchen, sie nicht directem Sonnenlicht oder der Einwirkung heißer Dämpfe aussetzen, sonst zeigen sich nach einiger Zeit häßliche weiße Flecke. Aber selbst dieser Schaden ist bei den mit Wachs präparirten Bildern wieder gut zu machen. Man muß nur die Gläser von einander lösen und das erste Glas mit der aufgetragenen Photographie nochmals in ein Wachsbad legen. Sind alle Flecke verschwunden, so läßt man das überflüssige Wachs ablaufen und klebt die beiden Gläser wieder zusammen. Bei sorgfältiger Ausführung und Beachtung der kleinen Vorsichtsmahregeln bleiben jedoch die Bilder mit ihrem eigenartigen Reiz ganz unverändert. D. K.

Verlagsquellen: Florentiner Hut: E. Hartleb, SW, Markgrafenstr. 32. — Gesellschafts-Kleid: F. Kosterly, W, Mohrenstr. 21. — Konzert-Tollette: Fr. K. Venus, N, Linienstr. 137. — Hals-Garnitur in Stuart-Form: Moriz Busse, SW, Leipzigerstr. 42.

Seidenstoff-Fabrik-Union Adolf Grieder & Cie in Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten

liefern auch direkt an Private meter- und robenweise zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei ins Haus garantiert rein-seidene, vegetabilisch gefärbte

Schwarze und farbige Seidenstoffe

in den letzten Neuheiten. In Folge des augenblicklich niedrigen Standes der Rohseidenpreise liefern wir reine, unbeschwerte Garantie-Seidenstoffe zu billigsten Preisen, das bis jetzt Gebotene weit übertreffend. Muster umgehend franko.

Möbelpölische
glatt und faconirt bunt gewebte Plüsch (Moguettes), abgepasste Kameelstaschen, Plüschdecken, Leinenplüsch, Wollreps, Granit und Satins, Selden-Plüsch, Kleider-Sammet (Velvet) versende zu Fabrikpreisen direct an Private. Muster franco geg. franco. **E. Weegmann, Bielefeld.** Umfärbungen in eigener Färberei.

Einziges Etablissement, welches in Paris mit goldener Medaille ausgezeichnet wurde.
Pariser Mieder (Corsets)
Madame M. Weiss, (aus Paris)
Wien, I., Neuer Markt 8.
Preise der Mieder v. 10 fl. aufwärts. Bei Bestellung d. Korrespondenz erbit man das Mass in Centimet. v.:
1. Ganser Umfang von Brust u. Rücken, unt. d. Armen genommen,
2. Umfang d. Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge v. unt. d. Arme bis z. Taille. Das Mass ist am Körper über das Kleid z. nehmen ohne abzurechnen. Postversandt nur gegen Nachnahme oder Vorausbezahlung.

Dieses preisgekrönte Corset No. 700 kostet per Stück ab Fabrik gegen Nachnahme A B C D E F G H J K
in jedem Stoff, Qualität, Farbe, Einlage. Preisliste über hygienische Corsets für Nährende, starke u. magere Figuren, Reise, Sport, Haus, an Jede Dame.
Corset-Manufactur Eisenweil, Stuttgart.

Unsichtbare Perrücken und Scheitel
Prost. Neuheiten f. Damen mit schwach Haar u. kahlen Stellen, unthät. Scheitel, Perrücken, Strickstöcken, stets leicht kleb. Gähle u. Theile größte Auswahl billigst. Muster. Preisl. fr. **F. Muntsch, Münchenstr. 4, Domfreiheit.**

Enthaarung.
Mundelius'sches Decrinatorium für Damen zur schnell. schmerzli. Entfernung Gesichts- und Armaare. Fl. 3 M. Apotheker **Mundellus, Güntersberge i. Harz, fr. Berlin.**

Jacob Ravené Söhne
Berlin C, 2. Stralauer-Strasse 28/29
empfehlen:
Garten- und Balkon-möbel
in grosser Auswahl.
No. 22. Sessel mit Armlehnen M. 6,00.
No. 21. Lt. Abtblg. M. 4,00.
Rasenmäschmaschinen, Rasensprenger, Gartenwalzen, Feld- und Gartengeräthe, Stall-Einrichtungen, Complete Haus- u. Kücheneinrichtungen. Preislisten frei.

◆ Cleffs ◆
Bernstein-Fussbodenlack
goldgelb, goldbraun, sammtbraun. Das Beste für Fussböden. Kilo M. 2.— bei Drogisten od. direct von **J. W. Cleff, Lackfabrik, Düsseldorf.**
Cleffs weisse Wandglasuren, das Beste
für Küchen u. Speisekammern Ko. M. 2.— für je 10 Quadratmeter.

Nur für Damen!
Trotz des enormen Preisaufschlages offerire ich wieder mein vorzügliches **Lodenkleid „Juno“** Vollständiges Kleid von 6½ M. doppeltbreit garantirt rein wollenem Stoff in 10 reizenden Farben franko Nachnahme 7,50 Mk. Muster gratis und franko. Allein-Versand; **Alf. Walter, Worms a. Rh. 17.**

„Victoria“, bester Stiefelzieher der Welt mit Gummeinlage in der Kappe. Kein Gleiten oder Beschädigen der Stiefelkappe mehr. Preis 2 Mark. per Post franko 2,50 Mark.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, Berlin SW, Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr. Wien VI, Mariahilferstr. 11.

„Triumph“-Wiegenbadschaukel eignet sich zu Bein-, Halb- u. Voll-Dampfschwitzbad. D. R. P. 86351.
Vorzügliches Dampf-Schwitzbad. Preisliste gratis.
Louis Krauss in Neuweil bei Schwarzenberg i. Sa.

Alle Arten **Stickereien auf Costumes**
Clara Wolter, Berlin, S.W. an der Jerusalem Kir. 22.

MAX. KRAUSE, BERLIN SW.
Papier-Ausstattungen
boten das gediegene Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Von 10 Pfennig überall in Papier-Geschäften. Muster gratis beim Einkauf, die 10 Pfennig.

Anzeigen.

- Anzeigen von Toiletten-Artikeln, Modenwaaren, Materialien zu Stiefeln, Wäsche-Gegenständen und dergl., von Nähmaschinen etc.;
- Anzeigen von Pensionen und Erziehungs-Anstalten, Musik-Instituten, Handarbeits-Schulen und dergl.;
- Anzeigen von Neuigkeiten auf dem Gebiete der Literatur und Kunst, von Musikalien etc., von Erziehungsmitteln für die Jugend;
- Anzeigen von Wirtschafts-Artikeln, Nahrungsmitteln, Confecten und Delicatessen, Maschinen für Küche und Wirtschaft etc.;
- Anzeigen jeglichen Inhalts, mit Ausnahme von Heirathsgejuden, Geheimnissen u. dergl., finden in der Illustrierten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Dieselben gelangen entweder im Blatte selbst zum Abdruck, oder auf dem Umschlage, also nicht blos auf einer Inseraten-Beilage, so daß ihnen eine vorzügliche Wirkung gesichert ist, umso mehr, als die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Der Preis für die einspaltige Comparselle-Zeile (eines 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum beträgt 1 Mark (60 Kr.).
- Anzeigen Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, und findet in allen Annoncen-Bureaus, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamerstr. 38, und zu Wien I, Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Aufnahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etienne, John F. Jones & Co in Paris, 314-Rue de Faubourg Montmartre.
- Anzeigen Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt so lange der Insertions-Antrag dauert.

Glasen-Nachtlichte, bewährt seit 1858, geruchlos, die besten Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zehn Lichte Aussehen, u. A. Ehrenpreis, 4 silberne u. 1 goldene Medaille (Lissabon 1855).

J. A. Heese

Königlicher Hoflieferant

Fernsprech-Anschluss: **Berlin SW., Leipzigerstr. 87.** Fernsprech-Anschluss: Amt I. No. 1100. Amt I. No. 1100.

Eingang von Neuheiten

in seidenen, wollenen u. baumwollenen Kleiderstoffen des In- und Auslandes

für Frühjahr und Sommer,

sowie in Kostümen, Paletots, Capes etc. etc.

Mein jetzt erschienenenes reich illustriertes Preisbuch versende auf Wunsch gratis und postfrei.

G. Wronker
Berlin 128
Charlotten-
Strasse 2.
Fabrik für
Bambus-Möbel
und
Rohrmöbel
Illustrirte Preisliste franco
gegen franco.



Heizbarer Badestuhl
verbessert Construction, in welchem man sich mit 5 Pfg. Kohl. I. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preisliste kostenfr.
Kosch & Teichmann.
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badeschwannen, Doucheapparate, Olosets.



Eine tadellose Büste
erstellt man durch den Gebrauch der
„Pilules Orientales“,
ohne Nachtheil für die Gesundheit, in 2 Monaten. Man verlange dieselbe bei Apotheker **Boisson**, 100, rue Montmartre, PARIS.
Preis M. 4.40 pr. Flacon, franco.



Weizenschrotbrot (lange haltbar)
verfertigt franco
6 Stück 2 Mark
Gustav Colas, Dampfbackerei, Viefstin.

Handarbeiten
Brühl & Guttentag, Dresden,
empfehlen als Specialität für den Sommer
angefangene Gartenkissen, Gartendecken - Bänke - Stühle etc.,
wie besondere Dessins in Gobelins, Nordischen Stickereien, angef.
Lelnen à jour Arbeiten für Bett-Wäsche in grossartigster Auswahl.

Spitzen jeglicher Art
in sauberster Ausführung und in den verschiedensten Mustern,
in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen
angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in **Prettan**, Post Stein-
haus, Tirol.
Bei Bedarf wolle man sich wenden an **Pfarrer Franz Klein-
tercher**, oder an **Thetia Koffer**, Spitzenhändlerin, ebenda.



G. E. Höfgen
Dresden-N., Königsbrückerstr. 56
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-
Fahrräder, Netzbettstellen u. s. w.
Kinderwagen
mit und ohne
Gummibekleidg., das
Vorzüglichste
für gesunde wie
kranke Kinder.
Preise v.
12-120 Mk.
Bettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren.
Ausserordentl. pract. und
elegante in verschiedenen
Größen. Sicherste Lager-
stätte, beson-
ders f. kleinere
Kinder. Preise
v. 12-60 Mk.
Illustrirtes
Preisbuch frei.
Engros.
Detail.
Export.



CACAO-VERO
entölt, leicht löslicher
+ Cacao +
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Con-
ditoreien, Colonial-, Delicatessen-
und Drogen-Geschäften.

**Wecker-Uhren u. Regula-
teure**, letztere schon von M. 5.50
ab, 63 cm hoch, mit nur
ganz vorzüglichen Werken und
sehr solid gearbeitet, empfiehlt als
Specialität unter Garantie von
2 Jahren zu den denkbar
billigsten Preisen:
Uhrenvers.-Cannstatt a. N.
Paul Zennegg, Geschäft,
Mühlstr. Preisliste gratis u. franco.



Kinderwagenbazar
Max Brinno, Berlin SW.
Jerusalenerstrasse 42
Berandgeschäft.
Größartigste Auswahl,
bestes Fabrikat, bill.
Preise. Viele Aner-
kennungen. Illustrirt.
Wunschbuch gratis
und franco.



Zur Anfertigung
einfacher und eleganter Colletten in besser
und geschmackvoller Ausführung bei mäßigen Prei-
sen empfiehlt sich
Berlin, Schönebergstr. 3011. Louise Ransch.

Kunststickereien jeder Art werden auf's
Beste ausgeführt und
angefangen. — Ebenso wird jungen Damen
in allen Theilen der **Kunststickerei**
der **Unterricht** ertheilt bei Fräulein
G. v. Mügglich Rurfürstendamm 45. II.

In meinem Pensionate finden junge
Mädchen zur weiteren Ausbildung in
Wissenschaften und Handarbeiten, wie zur
Erlernung des Haushaltens und gefälliger
Formen, unter sorgfältiger Leitung Fräul.
Aufnahme. Auch schulpflichtige Kinder
erhalten gewissenhafte häusliche Pflege und
Erziehung. Beste Referenzen. Prospekt
durch
Elisabet Webeckind
Altenburg G.H. Vorsteherin.

Kurse zur Erlernung der **Seid-
weber** und aller Arten
Handarbeiten, sowie zur Vorbereitung für
das **Handarbeits-Lehrerin-Examen**.
Frau **E. Sternaux**,
hochl. geprüf. Handarbeitslehrf. 686. Schulen.
Berlin W. 30, Schwerinstr. 19 III.

FERAXOLIN
FERAXOLIN
FERAXOLIN

Commissionen jeder Art, sowohl
von Colletten-Gegenständen wie
Handarbeiten nach den Abbildungen
der **Modenwelt u. Illustrierten Frauen-
Zeitung** übernimmt
Fr. H. Storbeck,
Berlin SW, Wilhelmstrasse 139 IV.

Natur-Wollwäscherei.
Weisse u. farbige Wollwäsche: wollene
Hemden, Unterkleider, Schlafdecken,
Shawles, Balltücher, wollene u. seidene
Strümpfe, weiss seidene Poulards etc.
werden auf natürlichem Wege (nicht
chemisch) gewaschen und wie neu wieder
hergestellt. Auf solche Art behandelte
Wäsche behält die ursprüngliche Wärme
und Elasticität.
Neue Strümpfe werden gewaschen und
purgirt, sie geben dadurch mehr Wärme.
Auf Wunsch wird die Wäsche abgeholt.
Geschwister Krause,
Schöneberg-Berlin W., Colonnenstr. 5, part.

Aussergewöhnlich billiges Angebot!
6 oder 7 Meter Crêpe Beige
in grauen u. braunen Melangen, ca.
93/95 cm breit, das Kleid M. 2.50 u. 3.00.
6 oder 7 Meter Loden
in grauen und mode Melangen, ca.
92 cm breit, das Kleid M. 3.90 u. 4.50.
6 oder 7 Meter reinw. Cheviot,
alle Kleiderfarben, das Kleid M. 4.50
und M. 5.25.
6 oder 7 Meter Crêpon-Caro,
zweifarbige, elegante Neuheit, das Kleid
M. 6.00 u. 7.00.
6 oder 7 Meter Crêpon uni,
reine Wolle, vorzügliche Qualität in marine-
braun, mode, das Kleid M. 9.00 und 10.50.
Enorme Auswahl in **Saison-Neuheiten**.
Aufträge von 15 M. an
und Proben franco. **J. W. Sälzer, Hannover.**

Häusliche Kunst.
Herausgegeben von
Frieda Lipperheide.
Mit 585 Illustrationen.
Vollständig in elf Lieferungen zu je 50 Pf., oder in elegantem
Leinenband mit farbigem Titel- und Druck 7,00 Mark.
Das Werk bringt ausführliche und leichtfaßliche Beschreibungen, wie
unter Anwendung der einfachsten Mittel fleißige Frauenhände im Stande
sind, die Decoration der verschiedensten Gebrauchs- und Ausstattungs-
Gegenstände im Hause selbständig vorzunehmen, bezw. diese Gegenstände
herzustellen, und zwar auf die mannigfachste Art.
Das Werk ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Blooker's
holländ. CACAO
unbedingt der feinste.



Verlag von **Franz Lipperheide** in Berlin.
Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
Die Smyrna-Arbeit.
Von **Frieda Lipperheide** und **Clara Marggraf**.
Mit 121 Illustrationen im Text und 12 in Farbendruck ausgeführten Musterzetteln.
Großes Quart-format. — In elegantem Einbande 11 Mark.
Die schnell beliebt gewordene Smyrna-Arbeit ermöglicht es unserer
Frauenwelt, die schönen Muster, die Farbenpracht und die reiche Plüsch-
fläche der orientalischen Teppiche ohne große Mühe und unbequemes
Werkzeug durch eigenen Fleiß für die behagliche Ausstattung des Hauses
nutzbar zu machen.

Verlag von **Franz Lipperheide** in Berlin.
Lehrbücher der Modenwelt. Zweite Auflage.
Band I. Die Anfertigung der Damen-Garderobe. Mit 419 Abbildungen. M. 10.—
" II. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe. Mit 380 Abbildungen. M. 7.60.
" III. Die Anfertigung der Leib- u. Hauswäsche. Mit 498 Abbildungen. M. 7.60.

LIEBIG
COMPANY'S
FLEISCH-EXTRACT
Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug
in blauer Farbe trägt.



Das
FLEISCH-PEPTON
der
COMPAGNIE LIEBIG
ist wegen seiner ausserordentlich leichten Verdaulichkeit
und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs-
und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke,
namentlich auch für Magenleidende.
Hergestellt nach Prof. Dr. **KEMMERICH'S** Methode
unter steter Kontrolle der Herren
Prof. Dr. M. von **Pettenkofer** und Prof. Dr. **Carl von Voit**, München.
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.



Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 9.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin und Wien, 1. Mai 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{4}$ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Radmeister von Vordernberg.

Von Arthur Schleitner in München.

(2. Fortsetzung.)

Bedächtig steigt der Radmeister-Erzherzog an; die „Mauer“ erhebt sich ungemein steil, schon am Gehänge, wo die saftigsten Wiesengründe liegen, die aber gern vermehrt werden, und wo der Fichtenwald beginnt, berühren des Steigers Kniee gewöhnlich den Leib; der Pfad zieht in gewaltiger Steigung schlangengleich um Felsblöcke, bis er ins furchtbare Gewand einmündet und sich in colossalen Steiltrunsen verliert. Noch hat der fürstliche Jagdherr den Schlag nicht ganz absolviert, da klettert schon der nachgeschickte Hansl eilig herauf und kürzt die Serpentin, indem er mit wuchtigen Sähen durch Gebüsch die Ecken abschneidet. Der Erzherzog hat das Geräusch des nachkommenden Knechtes vernommen und hält, etwas verschmähend, unter einer

Schirmsichte kurze Rast. „Werkwürdige Leute, meine Steirer! Die Kerle krazeln wie die Gemsen und müssen wahrhaftige Gamslungen haben! — Trotz der jähen Steigung „bläst“ der Bursch kaum vernehmbar; kaum daß das raschere Athemholen zu hören ist!“

Und da ist der Hansl schon; demüthig zieht er den verwitterten Hut vor dem hohen Herrn und meldet sich: „Da waar i hiazt, Herr — Herr Radmoaster — Hoheit!“

„Laß nur und jeh' Dein' Deckel wieder auf! Bist ja gach nach'kommen, Hansl!“

„Ja, gnä' Herr; der Berweiser hat's pressant g'macht, und na' hon i mi woltern g'schlaunt (beeilt). Bin i dengerst no reacht kemmen?“

„Grad recht! Weißt Du also den Weg über d' Schneid' zur Jagdhütte?“

„Freili, Gnaden Herr Erzherzog! Derf i eppa die Büchs' tragen und sunst no' was? Mir geht's auf a Trumm nôt z'am!“

„Nein, nein; ich mein' aber, gar so viel wirst nicht tragen können. Siehst nicht darnach aus!“ spötelte gutmüthig der hohe Herr.

„Waar nôt schlecht, der Budel halt' was aus, Herr; baldst ôs mögt, trag i Ent selber auffi, — kimmt ma auf so a Mannl nôt an, kaiserlicher Herr Radmoaster!“

Der Erzherzog lachte hellauf: „Ob Dir das ‚Mannl‘ nicht doch zu gewichtig wüerde? Du könntest Dich bôs' täuschen!“

„Ah beleib! Die Stadtleut' ham nôt viel G'wicht —!“

„So, meinst? Sind dann die Vordernberger schwerer zu tragen?“

„Freili, und erst unsere Roß! Probir's nur, kaiserliche Hoheit, und ziahg amol an abrutschenden Gaul im Winter von der Steilleiten auf d' Strassen auffer, wennst es konnst! Zell wirst nôt kinna! G'wiß aa nôt! — Da g'hören anderni Leut' her!“

„Das glaub' i gern; hast Du das schon öfter gemacht?“

„Freili, gnä' Herr! Wenn mir (wir) nôt waaren, hätt's Kreuzweh-Radwerk um a paar Gäl' weniger!“

„Was für ein Radwerk?“

„'s Kreuzweh-Radwerk!“

„Wem gehört denn dieses?“



Bei den Pflege-Eltern.

Nach dem Bilde von A. Weegerzick in Versta. — Siehe Seite 71.

Jetzt ward der Hansl verlegen; die Unwissenheit des Erzherzogs wirkte geradezu lähmend auf ihn. Der hohe Herr wiederholte seine Frage.

„Ja, woast Du dös nöt, Herr Erzherzog? Des habt's ja selm laast, dös Kreuzweh-Radwerk Nummera zwoa!“

„Mein Gewerk heißt Kreuzweh-Radwerk? — Das ist ja wunderbar! Aber warum heißt das Werk denn so?“

„Ganz g'nau woast i fell a nöt; die Leut' sagen, es kemmat (würde kommen) vom Gewerkszoachen, weil im Buchstaben W a Kreuz steht!“ Es hoast's halt 's Kreuzweh-Radwerk.“

„Dann bin ich also der Kreuzweh-Radmeister?“

„Freili, und mi hoast'n d'Leut' 'n Kreuzweh-Hansl!“

Der Erzherzog schüttelte sich vor Lachen, reichte dem treuerhizigen Burschen eine Cigarre und spottete dazu: „Gieb aber Acht, daß Du 's Kreuzweh nicht davon kriegst!“

„Ah beleib, Hoheit! Vom Rauchen kriegt ma's Kreuzweh nöt!“

Höchlich vergnügt trat hierauf der hohe Herr den Weitermarsch an, gefolgt vom Hansl, der nicht wenig zufrieden ist über den Erfolg der bisherigen Unterhaltung mit seinem Radmeister. Freilich auf das Wichtigste, nach seiner Ansicht, ist er noch nicht zu reden gekommen! So stapft er hinter dem hohen Herren aufwärts, gleichgültig gegen die jähe Steigung wie gegen brütende Hitze, unter welcher der Erzherzog auf die Dauer doch zu leiden beginnt, sodas der Radmeister dem Hansl den kostbaren Stutzen und das „Spectiv“ zum Tragen giebt, um sich einigermaßen eine Erleichterung zu verschaffen. Zeitweilig hält der hohe Herr eine Verschnaufpause. Ein höllisches Steigen heute! „Was meinst, Hansl, ist das Steigen in den Himmel 'nauf auch so schwer?“ fragte stillstehend der Erzherzog und zündete sich eine Cigarette an.

„Glaab's nöt, gnä' Herr! Mit guater Hoffnung und guate Kniee kimmt ma woltern weit in die Höh!“ erwidert Hansl und will eben seine Pfeife in Brand setzen.

„Da, Hansl, rauch' lieber von mir eine Cigarre! Dein Tabak beleidigt die Geruchsnerven doch etwas zu arg!“ Damit reichte der leutselige hohe Herr dem Förderknecht abermals einen Glimmstengel, den der Hansl dankend — in die Zoppentafel steckte.

„Brenn' sie doch an; ich erlaube es schon!“

„Bergelt's Gott, gnä' Herr! Aber fell paßt sich nöt; und zum Gelsenvertreiben waar dös Kraut do' wohl z'guat!“

„Auch gut! Dann rauch' zu Hans, aber mit Berstand, es ist ein kostbares Kraut.“

„Freili; fell kon i mir scho' denken! A Radmoaster ist, trinkt und raucht nix Schlecht's, — dös Cigarrel werd' g'wis eglische Kreuzer kosten!“

„Sag' einen Gulden, Kreuzweh-Hansl!“ bemerkte schmunzelnd der Erzherzog.

Erstrocken schaut der Hansl den Herrn an: „Werd' do nöt sein?“ Dann nimmt er die Cigarre wieder aus der Tasche, beschaut sie mit scheuer Ehrfurcht und widelt sie dann behutsam in sein gräßlich zugerichtetes altes Taschentuch.

„Jetzt wird's recht!“ ruft vergnügt der Erzherzog, „im Schneuztüchel ist sie am besten aufgehoben. Du bist doch ein pffiger und vorsichtiger Bursch, Hansl!“

Nicht wenig geschmeichelt, betrachtet der Knecht solches „Lob“ als Aufmunterung, weiter zu schwäzen, zumal sich der Erzherzog im Schatten einer Fichte auf einen Strunk setzte und anscheinend länger ausruhen wollte vom scharfen Aufstieg.

„Fürsichti, wißt's Herr Erzherzog, muas ma woltern sein beim Erzfahren; die Kof' san theuer, und an richtigen Förderer darf koan's umsteh'n, sunst gebet's koa' koan's G'schroa auf'm Gewerk und glei' hätt'it den schönsten Verdruß mit'm Radmoaster. Vom Zahl'n will koaner eppas wissen!“

„Meinst Du!“

„Ah wohl, is ja oaner wie da ander! Beim Häuslbau'n siacht ma's am besten!“

„Bei was?“

„Beim Bauen von inseri (unseren) Häusln, wißt's, Kaiserlicher Herr, wo mir Knecht hausen und aufeinander hoden, wie d'Faring.“

„So? Seid Ihr denn räumlich so beschränkt? Davon weiß ich ja gar nichts, und der Verweiser hat mir nichts davon gesagt!“

„Wissen thuat's der Verweiser schon, und er hat a g'sagt, es thaat unter'm neuchen Radmoaster besser werd'n z'weg 'm Bauen von neuche Arbeiterhäusln.“

*) Jedes Radwerk in Vorderberg hat sein eigenes Gewerzeichen und speciell das Gewerk Nr. 2 trägt das Zeichen + welches vulgär in Kreuz und Weh verwandelt ist. W,

„Das wird auch sicher noch geschehen; doch kann man solche Sachen nicht über's Knie brechen!“

„Dös brauch't's a nöt; aber mir pressirt's halt, Kaiserlicher Herr Erzherzog!“

„Dir? Wieso denn?“

„Ja; wenn i halt reden derzet von der Leber weg?“

„Zimmer zu! Ihr Steirer wißt ja, daß ich gern unter Euch weile, mit dem Volk lebe und fühle; da kann ich wohl auch Deine ‚Schmerzen‘ anhören. Red' nur zu, Kreuzweh-Hansl, sag', was Du auf'm Herzen hast! Also warum pressirt es Dir so mit der Erbauung eines neuen Arbeiterhäusl's?“

„Mit Verlaub, also, Kaiserlicher Herr Radmoaster! Wissen S., das Gewerk giebt uns Knappen und Knecht aa's Quartier, und wenn selles eng beinander is, ast'n piden ma schon eng z'amm, und wenn unferoaner mehra Platz brauchat z'weg'm Heirathen, so darf er nöt, z'weg'm Platz, und er muas mit'm Hochzeiten halt warten, bis a neuch's Häusl für die verheirath'en Arbeiter 'baut is! Mit Verlaub!“

„Ah, jetzt versteh' ich! Ich soll also rasch bauen, damit Du heirathen kannst!“

„Ganz richti darathen, Herr Erzherzog! Ich sog's ja, dös seid's aa g'scheidt's Mannbl, und die ganz' Steiermark is derjelbichten Meinung! Wenn's also gang (gehen würde), Kaiserlicher Herr Radmoaster, und wenn's 's Geldl langat (vorhanden wäre), ast'n seid's so guat und baut's bald! Wißt's gnä' Herr, ich wart' eh' scho lang guua!“

„Und das Warten ist halt eine harte Sach', was, Hansl?“

„No freili, Kaiserliche Hoheit! I han oft guua in 'n nüchternen Magen an Krenn*) g'geffen, aber g'nugt hat's nizen!“

„Na, vielleicht nützt Dir mein Wort mehr, als ein Stückchen Krenn!“

„Sell glaab i schier aa, und drum sag' i halt: Vergelt's Gott tausendmal, gnä' Herr, für's neuchi Häusl und für'n Heirath's-Consens! Vergelt's der Herrgott Enk selber, Kaiserliche Hoheit, an Weib und Kind!“**) Und überglücklich rutschte Hansl auf den Knien zum Erzherzog hin, um ihm in überquellender Dankbarkeit die Hand zu küssen.

Gerührt wehrte der hohe Herr die Dankesbezeugungen des schlichten Bergmenschen ab, und seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung; konnte sich der Erzherzog doch un schwer selber sagen, daß, so wie dieser arme Knecht, alle Steirer Gottes Segen auf seinen Herzensbund herabflehten. Und so versicherte denn der fürstliche Radmeister dem Kreuzweh-Hansl, daß ein neues Arbeiterhaus gebaut werden würde, auf daß der Hansl sein Lieb heirathen könne. Dann brach der hohe Jagdherr auf und schritt rüstig weiter über die Fochhöhe hinüber zum Jagdhaus, um dort einige Tage fröhlichem Gejaide zu obliegen. Reich beschenkt wurde Hansl entlassen und wieder heimgeschickt nach Vorderberg.

VII.

Wichtige Ereignisse im Gewerkschaftsleben traten im Jahre 1828 in den Vordergrund des Interesses, und der große Gedanke des Erzherzogs Johann, die Gewerke zu einer Union zu vereinen, drängte alle minder wichtigen Fragen, auch die nicht dringenden Verbesserungen im eigenen Gewerk etwas zurück. Zur wichtigsten Angelegenheit wurde die Aufstellung der Vertragspunkte, deren Discussion den mit Begeisterung aufgenommenen Unions-Gedanken gefährden zu wollen schien. Hauptächlich erhoben sich Bedenken einzelner Gewerke über die Folgen, die der Uebergang von einer freien Gebahrung des Eigenthums zu einer beschränkten Verfügungsberechtigung mit sich bringen mußte.

*) Krenn, ein slavisches Wort für Meerrettich, ist nach „Hehn, Kulturpflanzen“ aus dem lateinischen *Armoracia* (*Cochlearia*) entstell. Was man sich vor seinem Genuß bei nüchternem Magen wünscht, soll nach dem Volksglauben in Erfüllung gehen. Ein „Krennstück“ im Geldbeutel läßt die „Moneten“ angeblich nie ausgehen.

**) Die Berechtigung des Erzherzogs mit der holden Postmeisters-Tochter Anna Blochl von Russee erfolgte mit specieller schriftlicher Bewilligung des Kaisers Franz am 3. September 1823 auf dem Gute des Erzherzogs Brandhof im Ledmühlgraben des Alsenzthales; doch mußte die Trauung auf kaiserlichen Befehl geheim gehalten werden, bis Kaiser Franz 1826 das Geheimniß aufhob, und der poetisch verklärte Herzensbund jubelnde Begeisterung hervorrief. Die Chronik verweist indes alle romantischen Erzählungen über das Entstehen dieser Ehe, so namentlich die vorzüglich geschriebene Erzählung Schüding's, ins Gebiet der Erfindung. Nach Schimmer („Erzherzog Johann“, Mainz, 1849) dürfte den Anlaß zur „Postillons“-Episode der Umstand gegeben haben, daß eine Schwester der nachmaligen Frau von Brandhofen als Mädchen in jugendlichem Uebermuth einmal die Rolle eines fahrenden Postillons übernommen hatte. Erzherzog Johann lernte seine Gattin gelegentlich eines ländlichen Festes im Juli 1819 am Gestade des schönen Grundsees kennen.

Mit unermüdlicher Geduld und einem wahren Feuer-eifer suchte Erzherzog Johann die Gewerksherren zu überzeugen, daß die Befürchtungen übertrieben erschienen, daß sie hinsällig werden müßten, wenn die Vereinigung fest und unerschütterlich erfolge. Der fürstliche Radmeister wohnte jeder Berathung persönlich bei, besprach jede Anregung, beleuchtete jedes Bedenken nach allen Seiten und stipulirte die Vertragspunkte so klar und deutlich, daß endlich die Zweifel zu verschwinden begannen. Allein mehr als sein überzeugendes Wort und sein Eifer wirkte eine berggerichtliche Grubensperre, die nicht geringe Ueberraschung bei den Gewerksherren hervorrief, und den Erzherzog wirksamst in seinen edlen Bestrebungen unterstützte.

Diese Maßnahmen des Berggerichtes wirkten wie Keulenschläge auf die uneinige Radmeisterschaft, die in Furcht und Angst nun bereitwillig auf die Vorschläge des Erzherzogs zu hören begann. In einer Schlußversammlung mahnte der fürstliche Gewerksherr zur Eingiebt; ernst und feierlich flossen ihm die warnenden Worte über die Lippen, und siehe da, es stimmten dreizehn Radmeister für die Union!

Erzherzog Johann aber eilte, nachdem diese erste Etappe auf seinem Siegeszuge zur Hebung der Eisenwerks-Verhältnisse Steiermarks erreicht war, auf seine Besitzung „Brandhof“ und in die Arme der geliebten Gattin. Das einfache Bauerngut im Alsenzthale, nahe Maria-Zell, hatte der Erzherzog schon 1817 angekauft, in der Absicht, es gleich der alten romantischen Burg Thernberg zu einem Ruhestitz auszugestalten. Elf Jahre wurde an dem Brandhof gebaut, bis das Gebäude völlig den Wünschen des kunstfertigen Gebieters entsprach und eingeweiht werden konnte. Der reizende Wohnsitz, so recht die Stätte stillen Glückes, liegt etwa 3000 Fuß hoch über dem Meere, mit der Front nach Osten, ein ebenerdiger Bau mit zwei Flügeln, aus deren Mitte eine altdeutsche achteckige Kapelle vorspringt. Zwischen deren Strebepeilern plätschert melodisch ein Brunnen, Cedern umsäumen eine Ruhebank, und ein gothisches Thürmchen verkündet mit der Uhr und hellem Glockenschlag die Zeit. Zwei Thore führen in den geräumigen Hof, durch welchen die Wirtschaftsgebäude vom eigentlichen Wohnhause getrennt sind. Rückwärts, auf einer Erhöhung, blühen in einem Gärtchen, das in einer kleinen gothischen Kapelle die Bildsäule Rudolf's von Habsburg umschließt, die seltensten Alpenpflanzen Europas, ja einige sogar vom Himalaya, von der Hand des Erzherzogs selbst gepflanzt und mit Liebe gepflegt. Ringsum prangen üppige Wiesen, die sich allgemach in die höheren Alpentristen verlieren. Aus den Gemächern des Wohnhauses weht geläuterter Kunstsin, Achtung vor der Vorzeit, Ehrfurcht für das Heilige und Liebe zum Vaterland.

Hier in diesem Alpenhause fühlte sich der hohe Herr am wohlsten und so recht daheim.

Mit inniger Herzlichkeit wurde der Erzherzog von seiner Gattin auf dem Brandhofe begrüßt, und auf die ob so langer Abwesenheit des geliebten Gatten zum schelmischen Schmollen aufgeworfenen Lippen drückte der Fürst einen kräftigen Kuß.

„Ruht nicht zürnen, Aennchen! Vorderberger Eisen ist hart und will gehämmert sein; doch sind wir endlich so weit, daß dreizehn Unterschriften auf dem Papier stehen.“

„Also doch nicht alle?“

„Nein, mein Herz, der vierzehnte, eigentlich ist's der siebente Radmeister, will nicht mitthun.“

„Auch Dir zu liebe nicht?“

„Mein Schatz, ein bokbeiniger Radmeister wird nicht viel Liebe zu mir empfinden, wenn er sich geschädigt, wo nicht gar ruinirt glaubt! — A propos, weil wir gerade vom Radwerk reden, — Du bist ja auch Radmeisterin von Vorderberg —, Anna, was glaubst Du: welchen Namen trägt unser Gewerk?“

„Soviel ich weiß, Radwerk Nr. 2.“

„Ja, ja; aber der vulgär-Name auf Grund des Gewerkezeichens?“

„Weiß ich nicht, Hansl!“

„Denke Dir, Aennchen, Du bist die Kreuzweh-Radmeisterin!“

„Was? Wie heißt das?“

„Kreuzweh-Radwerk!“ Und rasch erklärte der Fürst, wie der harmlose Scherz entstanden sei. Plötzlich fällt ihm aber ein, wer ihm Kenntniß hiervon gegeben — jener Förderknecht, der Kreuzweh-Hansl, den er im Drange der Geschäfte wirklich vollständig vergessen hat. Auch die Meliorations-Vorschläge sind einer Realisation noch immer nicht zugeführt, das Arbeiterhaus nicht vergrößert, und jener Hansl kann noch immer nicht heirathen! Freilich, das große Werk ist dringender, wichtiger! „Hm! „Was bist so nachdenklich?“ fragt die Gattin, mit dem Erzherzog langsam ins Wohngemach schreitend.

„s ist eine eigene Sache, Anna! Da habe ich vor Wochen oder gar Monaten einem braven, biederen Erzförderer, der mich auf die Gamsjagd begleitete, den Neubau eines Arbeiterhauses, oder doch wenigstens eine Vergrößerung des bisherigen Hauses versprochen, damit der Bursch sein Herzlieb heirathen könne und den nöthigen Platz finde, und nun habe ich die ganze Geschichte vergessen, kann auch nicht augenblicklich bauen und weiß nicht, was ich machen soll! Länger zappeln lassen will ich den armen Kerl auch nicht, — weiß ja selber wie das Zappeln ist!“ sagt Prinz Johann mit einem liebevollen Blick auf die Gattin.

„Ja, Du mein lieber, lieber Hanns! — Wie wäre es, wenn Du den Burschen auf den Brandhof nehmen würdest?“

„Geht nicht, Anna! Diese Leute sind wie die Bergpflanzen: nimmst Du sie aus dem heimathlichen Boden, so blühen sie nimmer und verkümmern; die Lebensfreude stirbt ab, und der ganze Mensch taugt dann nichts. So einem Vorderberger ist doch nur in seinem engen Graben wohl!“

„Verdenk ich ihm auch nicht! Geht es denn uns mit dem Brandhof anders?“

„Du hast recht, Anna! Mich hat ja auch Gott auf eine besondere Weise nach der Steiermark geführt!“

„Ich werde Gott dafür danken bis zum letzten Athemzuge!“

Der Fürst hatte diese leise Bemerkung überhört; ihn quälte der Gedanke, ein Versprechen vergessen zu haben und nun nachträglich nicht zu wissen, wie es einzulösen sei. Und da war es die Gemahlin, die ihm rieth, dem Verweser zu schreiben, daß ihn dieser bei der demnächstigen Anwesenheit in Vorderberg an einen eventuellen Neubau eines Arbeiterhauses erinnern möge. Dies that der Fürst denn auch sofort, und erst als das Brieflein expedirt war, fand er die behagliche Stimmung wieder.

Frohe Tage verlebte der Erzherzog auf seinem mustergültigen Hofe, bis im August der Bau in allen Theilen vollendet, feierlich eingeweiht werden konnte, zu welchem Feste der gefeierte Sänger des „Tunias“, Ladislaus Pyrker, Patriarch Erzbischof von Erlau erschien und die Weihe vornahm in Gegenwart vieler angesehenen Gäste und zahlreichen Volkes, das aus allen Nachbarthälern zu der seltenen Feier herbeiströmte.

Johanns wahrhaft fürstliches und dabei rein menschliches Gemüth offenbarte sich in der Stiftungsurkunde, deren Eingangsworte lauten: „Im vierzigsten Jahre meines Lebens, nach gemachten reislichen Erfahrungen in einer vielfach bewegten Zeit, beschloß ich, Johann, Erzherzog von Oesterreich, in den schirmenden Alpen mir ein Haus der Ruhe, der thätigen, dem Frommen meines Kaiserlichen Herrn und Bruders und seiner unerschütterlichen Bergvölker gewidmeten Zurückgezogenheit, — sowie auch als Beleg, wie sehr jederzeit mein Gemüth ehrgeizigem Streben fremd war, — einfach und prunklos zu erbauen.“

Stille Tage folgten dem Einweihungsfeste auf dem Brandhofe. Der Herbst zog ins Bergland, schon färbte sich das Laub; hier leuchteten die Kronen purpurn, dort raschelten welke Blätter im leisen Wirbel zur Erde. Die Wiesengründe umsäumten violette Herbstzeitlose, und in der klaren reinen Luft zitterte das Eisengewebe der Mariensäden. Dann kamen die Nebel, die, den Bergcolossen das Haupt verhüllend, über den Thalgründen wogten, und die der scharfe Bergwind wieder zerriß und von dannen jagte. Wo sich Nebeltheile in den Fichten einhingen, mußten die Sonnenstrahlen arbeiten, den schleichenden Gefellen aus dem Geäst zu verdrängen, bis der herbstliche Himmel wieder blaute, mild und klar. Geschenkte Tage sind es nur, spätes Glück; bald brausen böse Stürme von Westen herein und jagen schweres Gewölk über die Klämme und Felschründen; im Geschröf heult der Wind, schwere Tropfen klatschen hernieder, und in den Regen mischen sich die ersten Flocken. Ueber Nacht haben die Zinnen und Zacken die weiße Winterhaube erhalten; schüchtern noch liegt der erste Schnee auf den Wiesen, wie zaghaft, als halte er selbst sein Dasein für verfrüht und besürchte, vernichtet zu werden.

Durch die Fenster des Arbeitszimmers fällt der Blick des Erzherzogs auf sein Alpengärtchen. Die der Blüthen beraubten Primeln, Jochraute und der Speiß beugen sich unter der Last der weißen Decke; noch ragen einzelne Stengel auf, bald aber wird das Schneegrab alles verschließen. So ist's ein Kämpfen der Elemente in der absterbenden Natur. Der zögernde Winter tritt immer energischer auf; je öfter er verjagt wird, desto ungestümer drängt er wieder herein ins Bergland. Schneidender Wind hilft der Kälte nach, und stetig wirbeln dicke Flocken herab; — es ist Winter geworden, weiß die grüne Steier-

mark, still das Gelände, und ein ernstes Schweigen ruht auf den dicht verschneiten Fluren.

Immer kälter wird es. An den Scheiben der Fenster im Fürstenhause krusten Eisblumen, lange Zapfen hängen vom First und den Dachrinnen; Reifbärte tragen die Bäume, und auf dem Geäst schimmern die glitzernden Gebilde des Frostes. Wie eine Herrscherin im königlichen Hermelin, ernst und erhaben, prangt im Schneefleide die Erde, und im wehmüthigen Sonnenschein, der nicht mehr wärmt, blüht der winterliche Demant schmuck.

Das richtige Weihnachtswetter hat sich eingestellt zum heiligen Abend; still scheidet die Sonne und sinkt im melancholischen Abschied hinter die Felsen hinab; geheimnißvolle Dämmerung umfaßt die schweigende Landschaft, und im Schatten der früh aufziehenden Nacht erstrahlen die Lichter des beglückenden Weihnachtsbaumes.

„Dank dir, liebes Christkind, und dem edlen Fürstenpaare!“ beten die Gebirgler in den einsamen Häusern im Thal und auf den Höhen, wohin Erzherzog Johann und seine Gemahlin das Weihnachtsglück getragen haben mit gutem Herzen und mildem Sinn. Hell erstrahlt auch der Weihnachtsbaum im Brandhof selbst, wo der erhabene Herr seine Gemahlin fürstlich beschenkt hat und glückfroh deren Gaben entgegennimmt. Das ist ein feltamer, zauberhafter Lichterschein weithin über die weißen Fluren in sternenheller Winternacht! Wie erstaunt, äugt das Wild am Waldesrande nach dem Fürstenhause.

Und geheimnißvoll zittern um Mitternacht Glockentöne herein ins stille Thal; eberne Zungen verkünden vom Gotteshause zu Maria-Zell die Geburt des Herrn. Lichter flackern über dem Schnee, Kienfadeln lodern auf, bei deren rothem Schein die Andächtigen hinaus wandern zur Christmette. Auch vom Thürmchen des Brandhofes ertönt die frohe Kunde, und gläubig-frommen Sinnes kniet das hohe Paar vor dem festlich erleuchteten Altar in der Kapelle im stillen Gebete.

VIII.

Frohliches Schellengeläute klingt die Poststraße einher; eilig drängen die Bauern ihr Fuhrwerk zur Seite, um Platz für das fürstliche Gefährte zu machen. Von wiedernden Pferden preischnell gezogen, fliegt der Schlitten des Erzherzogs die festgefrorene Straße dahin. Freudig grüßen die Leute den geliebten Fürsten, und Jubelrufe dringen in die frische Winterluft, als die Steirer in der sorgsam mit Pelzen verhüllten Gestalt neben dem freundlich dankenden Fürsten die vergötterte Gemahlin Johanns erkennen, die leutselig den Landsleuten zuwinkt. Im Fluge geht die fröhliche Schlittensfahrt weiter; diesmal fährt auch die Gemahlin mit zum Radwerk in Vorderberg. Der Bitte, ebenfalls im Gewerk an der Seite des geliebten Gatten weilen zu dürfen, mochte der Fürst kein hartes Nein entgegensetzen; ist die Gattin doch die Radmeisterin, die das „Kreuzweh-Gewerk“ auch kennen lernen möchte.

Und spät abends hält das Gefährte mit den schnaubenden Rossen vor dem Herrenhause zu Vorderberg. Diener mit Windlichtern stürzen heraus, der Herrschaft aus der Pelzummhüllung zu helfen, und eilig sucht das hohe Paar Schutz am wärmenden Ofen des traulichen Gemaches im behäbigen Hause. Nur von wenigen war der fürstliche Schlitten erkannt worden bei der nächtlichen Einfahrt in die lange, menschenleere Gasse von Vorderberg, aber eilig verbreitete sich die Kunde dennoch, daß der hohe Herr angekommen sei, und eine Dame im Schlitten neben ihm sah.

Ist das eine Freude über diesen Besuch! Hunderte umfliehen am Morgen das Herrenhaus, um des Anblickes der Gemahlin des Erzherzogs theilhaftig zu werden. Sie frieren tapfer, aber sie weichen nicht, die wackeren Vorderberger, und als sie immer wieder Hoch rufen, da erscheint die Frau Radmeisterin an einem Fenster und grüßt freundlich hinab, erröthend vor Freude über die so herzlich erwiesene Aufmerksamkeit.

Nur allmählich verlaufen sich die Leute; Kälte und Hunger treiben sie schließlich doch von dannen.

Der Markt trägt sein Alltagsgewand, wie immer. Schwer lastet die Schneedecke auf den Dächern; die Schote der Gewerke qualmen, regelmäßig erfolgen die Abstiche; alles ist an der gewohnten Arbeit. Nur die Gewerksherren zeigen sich lebhafter als sonst, wogte doch noch immer der Streit über die Gebietsabtretung seitens der Innerberger Hauptgewerkschaft. Auserweitigte Pflichten als Mitglied des Kaiserhauses hatten inzwischen den Erzherzog nach Wien gerufen, und die des Führers beraubte Gewerkschaft mußte sich auf schriftlichem Wege an den fürstlichen Gewerks-Collegen wenden. So sandte man denn die Bitte an Erzherzog Johann nach Wien, er möge neue Schritte thun; das bisher Gewährte genüge nicht, biete keine vollkommene Abhilfe, es müsse endgültige Klarheit geschaffen werden, und zu diesem Befufe wurde der Erzherzog gebeten, die Vertretung der Vorder-

berger Radmeisterschaft zu übernehmen und nach eigenem Ermessen die gänzliche Beendigung der Angelegenheit anzustreben und durchzuführen.

Wohl übergab Johann persönlich dem Kaiser die neue Bitte der Radmeisterschaft um eine größere Ausdehnung der von der K. K. Hauptgewerkschaft abzutretenden Bergtheile, doch konnte er eine beschleunigtere Erledigung, trotz seines Einflusses, nicht erzielen; nur mühsam schlepten sich die Erwägungen vorwärts, und Staub senkte sich auf die Acten, die eine eilige Sache für eine hochbedeutende Industrie des ganzen Landes in sich schlossen.

Erlebte Erzherzog Johann hierin eine bittere Enttäuschung, die ihm auch sonst in reichlichem Maße zu theil wurde, so sah auch seine Gemahlin die Hoffnung, durch die Ueberiedlung nach Vorderberg an der Seite des Gatten weilen zu können, zu Wasser werden. So ward es für sie ein einsames Leben im winterlichen Vorderberg, und die wenigen Spaziergänge im engen Gelände bereitete meist unwirliches Wetter.

Es war an einem späten Nachmittage, an welchem die letzten Sonnenstrahlen die Spitze der wuchtigen Bergmauer vergoldeten, indes Vorderberg bereits in leichter Dämmerung lag, und der Luftzug kühl herabstrich. Frau Anna schritt an den letzten Häusern des Ortes vorbei und schickte sich eben an, die kleine Bachbrücke zu betreten, als ein unerwarteter Anblick ihren Schritt hemmte. Sie wollte ihren Augen nicht trauen, kaum konnte sie es für möglich halten, was sich ihrem Blicke bot! Da steht wahrhaftig, trotz winterlicher Kälte, ein junges Mädchen im Bache! Eischollen stoßen sich an dessen nackten Füßen und sinken zischend unter, aber fleißig fischt das Mädchen mit einer Eisenstange etwas aus dem Wasser und häuft den Fang am Ufer aufeinander.

(Fortsetzung folgt.)

Rachdruck verboten.

Feodofia Gorbynowo, die Beterin von Moskau.

Skizze aus dem modernen Rußland von E. Eschricht in Lübeck.

Das neue, elegante Warschauer Coupé hielt im vollen Lauf mit kurzem Rad vor dem Portal des Palastes eines Großkaufmannes am Wohlthätigkeits-Platz still; ein Diener im langen Pelzsaftan half der Madame Demidoff und ihren beiden bildschönen Töchtern aus dem Wagen. Ein stattlicher Portier ließ sie ins Haus eintreten, die Thüre schloß sich hinter ihnen; sie verbeugten und befreuten sich vor ihrem Heiligen, der hinter einer brennenden Lampe in der schönen, durchwärmten Vorkhalle oben rechts dicht unter der Decke in einem kostbaren, edelsteinge schmückten Flachrahmen thronte.

Eine alte Dienerin nahm ihnen Mäntel und Hüte ab; eine junge Person in der Tracht der Ernanen kniete hin und löste ihnen die pelzverbrämten Ueberzieferchen von den Füßen.

Gesprochen wurde eigentlich gar nicht; dann und wann fiel ein Wort, wie: „Nicht so heftig, Katja! Die Kadel steht noch im Schleiher! Nikita, Du bist alt und wirst ungeschickt!“

„Um Verzeihung, Mütterchen, Du gnädigste Stepanila Karlowna! Ach ja! Ich bin recht alt!“

„Nun, laß, laß gut sein, wir werden's doch alle!“ sagte begütigend Madame. „Paulina wollte Dir nicht wehe thun, und ich verzeih' Dir's gern!“ Und sie strich der zitternden Alten mit ihrer weißen, vollen, stark beringten Hand über das Gesicht. Nikita knigte tief.

„Schredlich!“ sagte nun die jüngere Tochter Marfa Gregorowna, „schredlich dies neue Coupé! Jetzt kann man kaum mehr etwas sehen, hören gar nichts! Und diese tägliche Spazierfahrt ist doch unsere einzige Abwechslung! Ich glaube, meine Kopfschmerzen kommen von diesen Gefängnisfahrten her! Siehst Du? Wieder eine fremdländische Mode! Unsere gute alte Troika, ja, die ist das Wahre!“

Paulina Gregorowna sagte verweisend in einem fürchterlichen Englisch: „Don't make such a noise for nothing!“

Es war eine der wenigen Redensarten, die sich die ältere Schwester aus der englischen Stunde gerettet hatte, obwohl das alte Fräulein Craggy, das den Unterricht erteilte, seit vier Jahren dreimal in der Woche erschien.

Die Damen hatten das Eßzimmer betreten, das zugleich das allgemeine Wohnzimmer war; sie nahmen ihre Plätze hinter den verhängten Fenstern ein und mühten sich, durch die Spitzen-Stores die Passanten zu betrachten und zu erkennen.

„Abscheulich, unausstehlich! Fast alle fahren sie nur in diesen dummen Coupés! Niemand kann man darin erkennen! Ich will Papascha so lange bitten, daß er uns wieder, wenigstens einen Tag um den andern, in der Troika fahren läßt! Noch dazu mit diesen hohen Kermeln in den engen Käfigen, — und was nützt es? Keiner sieht sie!“

„Beides ist Mode!“ sagte mit großem Phlegma Paulina. „Muß man denn alle Moden mitmachen?“

„Unbedingt, mein Kind!“ erklärte die Mutter, „unser Reichthum verlangt dies geringe Opfer von uns! Uebrigens, ich kann Euch etwas sehr Schönes mittheilen! Ihr solltet es eigentlich noch nicht wissen, aber die Kleine ist so unzufrieden, da muß ich sie wohl trösten! So hört denn: Bald werden Aprifossows nichts mehr vor uns voraus haben mit ihrer eigenen Kirche; auch wir werden uns eine erbauen. Väterchen Gregor Petrowitsch hat schon die einleitenden Schritte gethan.“

Staunen und Bewunderung ließ die beiden schönen Mädchen einen Augenblick verstummen; die Mutter fügte hinzu: „Seht Ihr nun? Man muß wohl, wenn man reich ist, die Moden und die Sitten mitmachen!“



Morgenandacht.

Nach einer von R. W. Braun & Co., Paris, hergestellten Photographie des Bildes von Jules Le Febvre in Paris.
Siehe Seite 72.

„Natürlich,“ sagte Marfa, „wie das immer bei allen Nachahmungen ist: wir werden unsere Kirche schöner werden lassen und klemmen sie auch nicht so in die Straße ein; ach, ich wollte, Ihr erlaubtet mir, wie ein Maurer mitzuarbeiten! Es muß schön sein, so zur Ehre Gottes arbeiten zu dürfen!“

„Und vielleicht, meine Kinder, ich sage aber nur vielleicht, werden wir in unserer Kirche oben Galerien haben, nach Art der Chram Spassitelja, wo wir alsdann gern die eine für uns reservirt haben möchten! Und auch Sforotim und Wereschtschagin werden wir zu gewinnen versuchen für die Bilder am Ikonostas. Sie sind ja sehr moderne Maler, und man spricht überall von ihnen.“

„O herrlich, herrlich!“ rief Pawlina, „eine eigene Galerie! Prächtigt, zu allen Tageszeiten von oben herab sehen zu dürfen!“

„Ich will Dir sagen, Mütterchen, ich liebe besonders Wereschtschagin leidenschaftlich, aber weißt Du, unsere Kirche, die möcht' ich viel lieber noch ganz alt haben! So wie Wassily Wlaskenny, mit den unmodernen Heiligen, so gar nicht recht erkennbar hinter den goldenen Flachrahmen, weißt Du! So etwas, das man gar nicht genau sehen und wissen kann, so etwas, das man glauben muß, wie die schönen Legenden und Fabeln von Iwan Knylow. Ach, und was man so nur glauben muß, das lieb' ich am meisten! Könnte ich es Euch doch nur so recht sagen!“

„Du brauchst nicht, Bögeldchen, brauchst nicht, hattest immer so wunderliche Ideen! Es ist aber noch lange Zeit, sich viel Hübsches und Schönes für unsere Kirche ausdenken zu können!“

„Nur, Mütterchen, eins laß mich Dir noch sagen! Oben in

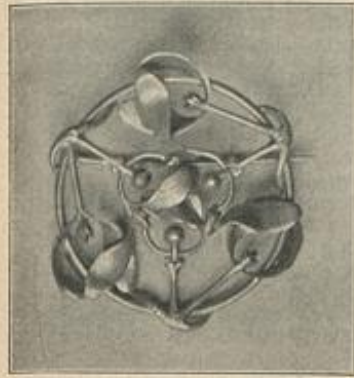
der einzigen Truhe, die wir damals in dies neue Haus mitgenommen haben, liegt das gute, alte Heiligenbild, das früher in dem alten kleinen Edhause stand, wie wir noch nicht so fürchtbar reich waren, weißt Du? Ach, Maria hatte ein so armes, blaßes, trauriges Gesicht und das Jesuskind so kleine, bleiche Füße, wie von Eisenbein, weißt Du, das sollten wir in unserer Galerie —“

„Aber Marfa! Du würdest Papascha sehr verstimmen, wenn Du auf solche Weise an das alte Haus und die Vergangenheit immer wieder rührtest! Laß ruhen, laß ruhen!“

Pawlina sprach nicht mit; sie hatte so lange genascht, bis sie nicht mehr konnte; nun hatte sie die Augen geschlossen und drehte die Daumen, gleich ihrer Mutter.

Es war eine Pause eingetreten, aber Marfa vermochte sich

noch nicht zu beruhigen, sie mußte sich das Herz freisprechen, und so hub sie wiederum an: „Warum müssen denn alle die Großkaufleute ein solches Kiefernhaus bewohnen? Fünfund-



zwanzig herrliche Zimmer mit französischen Möbeln, und keiner weiß, was mit ihnen anfangen! Das wissen immer nur die wirklich vornehmen Leute und der Adel, die geben mit ihresgleichen große Feste und gebrauchen alle ihre Zimmer und Säle. Wir sitzen gerade so wie

Madame Demidoff klagte ihr am nächsten Morgen, daß Marja ihr Sorgen mache; sie habe oft Kopfschmerzen und Langeweile, sie möchte wohl ihrewegen einen recht berühmten Arzt konsultieren.

Bianca sagte in überlegenem Ton: „Das hab' ich lange gemerkt! Cette jeune fille est toute deconcertée, toute languissante, toute triste! mais il ne faut pas consulter le médecin! — Fi donc, Madame, ce n'est chic! Will man sich ein Bein abschneiden lassen, geht man wohl nach wie vor zu Skiajowski, muß ein Auge entfernt werden, geht man zu Arjufow, muß ein Zahn heraus, ach! mit la grace sans comparaison hebt ihn Bernardo-Vermeer aus seinen Angeln, — das sind die plumpen Hülsen ordinärer Leiden! Hat man aber ces sentiments inexprimables, oder gar ein Leiden in der Haut, dies letzte Gewand des Menschen, das rein und klar sein sollte wie das weiße Kleid der Jungfrau, dann Madame, dann geht ganz Moskau zu Feodosia Gorbunowa, der Veterin, der Wunderfrau, und dort wird man geheilt!“

„Ich las allerdings von ihr, aber sie wohnt in einer entseflichen Gegend!“

Bianca lächelte mitleidig. „Eben darum, Madame! Es ist großartig, es ist ein neuer Sport, es ist wie ein Rennen mit Hindernissen, sich dorthin zu begeben! Die Kundschaft dieser Frau rollt auf Gummirädern aus den Palästen und vornehmen Hotels zu ihr hin. Sie werden dort, Madame, die Crème der Gesellschaft von Moskau treffen! C'est la mode, c'est toute mondain maintenant!“

Stepanila hatte sich auf die Couchette gelagert, die fertigen Hände salonsfähig und beringt, waren von Bianca in große dicke Lederhandschuhe gesteckt und hoch gebettet; diese Handschuhe waren Seitenstücke der Rander'schen, welche die Dämn so notwendig zur Nacht-Toilette gebraucht.

„Ich bitte um ruhige Haltung, Madame, in einer Stunde sind die Hände rosig, zart und elastisch! A vos ordres Madame, ich gehe nun zu den Fräuleins; übrigens: Feodosia empfängt zwischen sechs und acht Uhr abends!“

Madame Stepanila Karlowna blieb, in ihre unschuldigen, „nichts durchbohrende“ Gedanken versunken, bewegungslos zurück. So erwartete sie täglich den großen Moment, wo ihre Hände im nötigen Glanz sich sehen lassen konnten, und doch sah sie

niemand; die Töchter hatten mit sich zu thun, der Mann war im Geschäft.

Heute nun lag sie gar nicht so seelenruhig da. Die Fahrt zu Feodosia beschäftigte sie auf das intimste. Welches Kostüm sollte man anlegen? Die vornehme Welt war dort versammelt, es mußte ähnlich sein, wie bei den großen Konzerten; gut also, eine elegante Toilette, die, vom Abendpelz verhüllt, sie nicht geniren durfte. Sie wählte und bestimmte mit Feldherrnblid für sich und die Kinder. Es stand ihnen ja ein ganz besonderer Genuß bevor! Das neue Theater mit seinen ungeheuern Räumlichkeiten war immer noch nicht eröffnet; sie wußten abends nie, wohin?

Als man nachmittags von der Spazierfahrt zurückkam, befahl Madame dem Kutscher: „Um dreiviertel sechs wieder vorfahren!“

„Wohin, Mamajcha, was giebt es? Ich bitte Dich, Du wirst uns doch mitnehmen?“ fragte Paulowna.

Die Damen sahen wieder unter ihrem Fenster; sie tauschten untereinander die Schachteln mit Süßigkeiten vom alten Todfeind Aprifosow, von George aus Kiew, Chokoladen von Landrin aus Petersburg, Nacht Voucoumes von Boumboulakis aus Syra. Dabei blickten sie wie sonst durch die Stores auf die Straße.

„Und nun, Mamajcha, erzähle! Ist es wegen der Kirche, wegen unserer Kirche?“

Stephanila lächelte überlegen und ließ an den tadellosen Fingern das Feuer der Brillanten spielen.

„Ja, nitshewo, nje katal, um Euch zu überraschen! Nun hört! Marja, mein Schätzchen, sieht oft sehr bleich aus und leidet an Kopfschmerzen! Für eine Schönheit ist erblassender Teint ein Unglück. Dem muß man vorbeugen! Wir wollen heute mit ihr zu einer weisen Frau, zur Veterin von Moskau!“

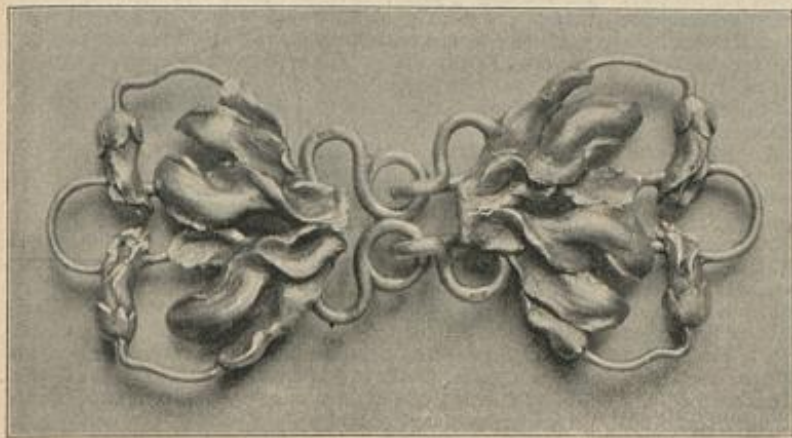
„Ach Gott, weiter nichts? Barmherzigkeit, Mütterchen! Das ist doch gewiß nicht chic?“

„Gewiß, mein Kind, Bianca hat es gesagt! Diese Frau, so laß ich heute Mittag, ist berühmt geworden, weil sie einen sehr bekannten Arzt, den Dr. Romonoff, geheilt hat, der an Ausfall im Gesicht litt, um den er die Kunst der berühmtesten Professoren vergeblich bemüht hatte. Er selbst empfiehlt diese Frau, und seit etwa drei Monaten hat sich ihr Ruf durch die oberste Schicht der Gesellschaft verbreitet, und in ihren Sprechstunden ist ein ungeheurer Andrang der vornehmsten und reichsten Leute. Es ist mondaine, zu ihr zu gehen, la mode mondaine, und so werden auch wir uns heute dorthin begeben!“

„Schade! Mütterchen, fehlt Dir denn gar nichts? Was thut's, daß ich ein wenig bleich bin und dann und wann Kopfschmerzen habe? Ich müßte nur arbeiten, weißt Du! Ich möchte wohl mal einen Besen nehmen dürfen und die Straße kehren!“

„Don't make such a — no, shocking!“ schrie Paulowna. Erst lachte die Mutter, dann meinte sie ernsthaft: „Du wirst nervös, Marja, und Deine Gedanken sind ja zügellos! Es ist also wohl geboten, daß wir etwas für Dich thun müssen; darum fahren wir zu Feodosia.“

(Fortsetzung folgt.)



Schmuckgegenstände von George Morren in Antwerpen, im Salon L'Art Nouveau in Paris.

früher nur in den Schlafzimmern und in dieser Eßtube! Denn wir haben nicht unseres gleichen und können keine Feste geben! Alle Verwandten und alten Freunde sind arm; am Ofterfest und an den Namenstagen, wenn alle Zimmer geöffnet und erleuchtet sind, stehen und sitzen sie umher, sich und uns zur Last, lächerliche Figuren in dieser Umgebung, die Herzen dabei von Neid geschwellt! Wenn Miß Craggy nicht mehr käme mit ihren oft so langweiligen englischen Romanen, oder morgens Bianca Tornowo, was sinnen wir an? Ach, so reich zu sein, wie wir, das ist schrecklich! Und ich habe jeden Tag Kopfschmerzen vom Nichtstun!“

Unruhig rüdte Frau Demidoff hin und her; sie begriff wohl ihre Tochter, aber sie wollte sie nicht verstehen. Sie hatte sich an kleine Gedanken gewöhnt, die ihr ihre Ruhe und Behaglichkeit sicherten. Was wohl diese und jene Bekanntschaften von früher zu ihrem Reichtum sagten? Welche neuen Livreen die Diener haben sollten? Ob sie auch vollkommen vornehm sich nun zu benehmen verstünden? Welche neuen Moden bei Madame Minangoy wohl die wahrhaft vornehmen wären? Welche Süßigkeiten die Jahreszeit mit sich brächte? Das beschäftigte sie ganz und gar, und der frohe Stolz, daß sie auch Mängel mit Geld zudecken könne und nach keinem Menschen zu fragen brauche, spielte immer die Beruhigungsrolle.

Jeden Vormittag um zehn Uhr erschien ihr Factotum für die Schule des Chic's und der mondainen Tadellosigkeit, die Friseurin Bianca Tornowo, und arbeitete zwei Stunden im Dienste dieser Damen, die noch immer nicht „auf eignen Füßen stehen konnten“ und sich auf Bianca's Erfahrungen stützen mußten. Bianca kämmte, bürstete und arrangierte nicht nur die Haare, sie hatte auch die einstschwierigen Arbeitshände Stepanila Karlowna's zu Feenhänden erzogen, die kurzen breiten Nägel gerundet und herausgemodelt: sie wählte und ordnete die Ringe, und — sie besorgte den Klatsch und die Neuigkeiten, denn sie war das Verschönerungs-Prinzip von einigen Duzend reicher Familien deren Hausgeheimnisse sie wie ein Spiel Karten durcheinander warf und verteilte.



Plafond von Besnard im Salon L'Art Nouveau in Paris. L'Art Nouveau. — Siehe Seite 71.

Nachdruck verboten.

Zum 200jährigen Jubiläum der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Richard Schott in Berlin.



Die Geschichte der Königl. Akademie der Künste zu Berlin, welche in den ersten Waiagen die Feier ihres 200jährigen Bestehens begeht, ist auf das engste mit derjenigen Preußens und seines Herrscherhauses verbunden, und mit außerordentlicher Schärfe spiegeln sich in den Perioden ihrer Entwicklung die Schicksale des Vaterlandes und die Charaktere der einzelnen Monarchen wieder. Wie die Akademie unter Friedrich I., ihrem funstsinntigen und prachtliebenden Begründer, ihre erste Blüthezeit erlebte, so sank sie in raschen Verfall, nachdem der müdterne und nur auf das Praktische gerichtete Sinn Friedrich Wilhelms I. die Geschichte Preußens zu lenken begonnen hatte. Und wie sie in den trüben Tagen nach Jena und Auerstädt mit dem Vaterlande am Boden lag, so erhob sie sich wieder zu herrlichem Aufschwung, nachdem die Helden der Befreiungskriege die Ehre und Macht Preußens wieder hergestellt und die lange Friedenszeit vorbereitet hatten, zu deren schönsten Segnungen der große Aufschwung gehört, den nun die Künste und Wissenschaften in Deutschland nehmen konnten. So erzählen uns denn die alten Kataloge der akademischen Kunst-Ausstellungen mit ihren Vorreden oft eindringlicher von der Vergangenheit, als alle gelehrten Geschichtswerke. Das ganze Weh der Zeit der Erniedrigung und Fremdherrschaft empfinden wir, wenn wir das Ausstellungs-Verzeichnis vom Jahre 1808 betrachten, dessen Text auf der einen Seite in deutscher, auf der anderen in französischer Sprache abgefaßt werden mußte, weil vom 24. October 1806 bis zum 1. December 1808 französische Behörden Berlin verwalteten und die Berliner darin weitest, den Franzosen sich dienbar zu erweisen und so schnell als möglich deren Sitten und Sprache anzunehmen. Freudig blühen unsere Augen, erleichtert athmen wir auf, wenn wir dann im Jahre 1815 das „Verzeichnis von Gemälden und Kunstwerken“ lesen, „welche durch die Tapferkeit der vaterländischen Truppen wieder erobert worden und auf Verfügung eines hohen Ministerii des Innern in den Sälen der Königl. Akademie der Künste zu gunsten der verwundeten Krieger des Vaterlandes vom 4. October an, täglich öffentlich ausgestellt sind.“

Wenn wir nun versuchen wollen, die Hauptmomente in der Entwicklungs-Geschichte der Königl. Akademie zu veranschaulichen, so sollen uns dabei ebenfalls die Ausstellungs-Kataloge behilflich sein; zunächst der vom Jahre 1814, dessen Verfasser sich der Mühe unterzogen hat, alle ihm damals zugänglichen, leider nicht immer ganz zuverlässigen Daten über die Entstehung und früheste Lebenszeit des Institutes zu sammeln und zu einem kurzem historischen Ueberblick zusammenzufassen; dann aber auch die späteren, die immer von zwei zu zwei Jahren Medalschaft ablegen von den inneren und äußeren Veränderungen der Akademie. — Daneben verdanken wir einen großen und vielleicht den interessantesten Theil des uns zu Gebote stehenden Materials dem liebenswürdigen Entgegenkommen des derzeitigen ersten ständigen Secretärs der Akademie, des Professors Hans Müller. Dieser gewährte uns in die aus Anlaß der Jubelfeier von ihm verfaßte illustrierte Akademie-Geschichte vor dem Erscheinen Einblick und so die Möglichkeit, die Irrthümer zu vermeiden welche in den bisher erschienenen Abhandlungen über die Gründungs-Geschichte der Akademie enthalten waren, indem wir für unsere Darstellung die von ihm mit großem Forscher-Eifer und Scharfsinn ausfindig gemachten aktenmäßigen Daten benutzen konnten.

Während als Stiftungsjahr der Akademie früher das Jahr 1699 angenommen wurde, in welchem das Reglement des Institutes endgültig festgesetzt und vom Kurfürsten Friedrich III. vollzogen worden ist, hat Professor Müller auf Grund der Inschriften dreier Medaillen und verschiedener Urkunden mit unzweifelhafter Sicherheit nachgewiesen, daß der Hauptaal der Akademie am 1. Juli 1696 fertig und benutzbar gewesen ist, und daß an diesem seinem Geburtsstage der Kurfürst mit dem Kurprinzen und dem gesammten Hofstaat feierlich erschien, um ihn seiner Bestimmung zu übergeben, die Akademie für eröffnet zu erklären und gleichzeitig die Einrichtung der übrigen Zimmer nach einem vorgelegten Plane zu befehlen. In der Sitzung des Gesamt-Senats vom 19. December 1894 ist denn auch einstimmig beschlossen worden, den Stiftungstag der Akademie auf den 1., bezw. 11. Juli 1696 festzusetzen. Die Verschiedenheit der beiden Zahlen 1 und 11 hat ihren Grund darin, daß Kurfürst Friedrich III. im Jahre 1699 den Gregorianischen Kalender einführt, wodurch alle Daten gegen früher um zehn Tage hinausgeschoben wurden.

Ueber die Vorgeschichte der Akademie macht der Katalog von 1814 einige interessante Mittheilungen. Er greift dabei auf den Großen Kurfürsten zurück, der bei seinem Jugend-Aufenthalte an dem kunstliebenden Oranischen Hofe mit den Werken der bildenden Künste und ihrem Werthe vertraut geworden war und schon früh, selbst mitten im Geräusche seiner siegreichen Waffen, Künstlern jeder Art, vorzüglich aber Malern, Bildhauern, Baumeistern und Kupferstechern, besonders aus der niederländischen Schule, Schutz und Pflege und eine, den Zeitumständen nach, bedeutende Unterstützung hatte angedeihen lassen. „Zu ihnen gesellten sich auch noch in der Folge aus dem zahlreichen Haufen der eingewanderten Franzosen, die Religions-Verdrückungen wegen ihr Vaterland zu verlassen gezwungen waren und von Friedrich Wilhelm mit offenen Armen aufgenommen wurden, nicht wenig gute Künstler der französischen Nation, sodas dadurch vorzüglich Berlin der Sammelplatz einer beträchtlichen Anzahl guter Meister in allen Gattungen der bildenden Künste geworden war.“ — Friedrich Wilhelms Sohn und Nachfolger, Friedrich III., war selbst in früher Jugend nach dem Willen seines großen Vaters „durch besonderen Unterricht in der Zeichen- und Malerkunst gebildet worden; er hegte daher in Hinsicht auf die Künste und ihre Beförderung nicht nur mit ihm gleiche Grundzüge, sondern seine größeren Kunst-Unternehmungen, die damit verknüpfte innere und äußere Verzierung der Gebäude, selbst seine prachtvollen Hofeste und überhaupt ein gewisses unverkennbares Bestreben, seinem Zeitgenossen Ludwig XIV. in der Beförderung und Anwendung der Künste des Friedens nachzuahmen, gaben den Künstlern noch häufiger Gelegenheit, von ihren Talenten in den Staaten des Kurfürsten und zunächst in dessen Residenz Gebrauch zu machen.“ Dadurch wurden natürlich noch zahlreichere

Künstler aus den Niederlanden, Italien, Frankreich und auch aus dem übrigen Deutschland veranlaßt, am Hofe des Kurfürsten Beschäftigung zu suchen, und so nahm das Kunstleben in Berlin bald einen solchen Aufschwung, daß sich bereits im Jahre 1690 eine Kunstgesellschaft zusammenfand, deren Hauptzweck der Unterricht und die Bildung junger Talente gewesen zu sein scheint.

Dieser Gesellschaft schloß sich auch Augustin Terwesten, ein aus den Niederlanden stammender Historien-Maler, an, der 1692 vom Kurfürsten mit ansehnlichem Gehalt als einer seiner Hofmaler nach Berlin berufen worden war. „Als dieser Mann“, erzählt der Chronist von 1814, „im Jahre 1694 Friedrich III. eines seiner Gemälde überreichte hatte, der Kurfürst darüber seinen Beifall bezeugte und wahrscheinlich sich mit ihm länger über Angelegenheiten der Kunst unterhielt, auch vielleicht die Rede auf jenes Privat-Kunst-Institut kam, so that Terwesten dem Kurfürsten den Vorschlag, nach dem Vorbilde der Kunst-Akademien in Paris und Rom eine ähnliche Akademie der Künste in Berlin zu errichten.“ Dem Kurfürsten gefiel dieser Vorschlag so sehr, daß Terwesten sogleich den Auftrag erhielt, unter Zuziehung Andreas Schlüters und einiger anderer namhaften Künstler den ersten Plan zu einem solchen Institut zu entwerfen. Gleichzeitig wurde der damalige Erste Minister des Staates, Eberhard von Danneberg, zum Protector der neuen Akademie ernannt, dem zunächst ein jährlicher Fond von 1000 Reichsthalern, eine damals nicht unbedeutende Summe, ausgezahlt, und zu deren Sitz das obere Stockwerk des Vordergebäudes des kurfürstlichen Marstalls in der Dorotheenstadt bestimmt wurde. Der Baumeister Hering erhielt den Auftrag, diesen Theil des Gebäudes, das an derselben Stelle stand, wo sich heute das Akademie-Gebäude befindet, dazu zweckmäßig einzurichten. Diese Einrichtung kam im Jahre 1697 zu stande und umfaßte sechs Zimmer.

Die Vorbereitungen für die Organisation der neuen Anstalt wurden nun mit großem Eifer betrieben. Am 25. Juli 1694 erhielt Schlüter bereits eine Anstellung als Lehrer für die zu gründende Akademie, und vom 4. Juli 1695 datirt die Anstellungs-Urkunde des Malers Joseph Werner, der, als auf diesem Gebiete wohlhabend und an den Akademien zu Rom und Paris besonderen Ansehens sich erfreuend, vom Kurfürsten berufen worden war, um in Gemeinschaft mit Danneberg die Einrichtung des Institutes nach den Vorbildern der beiden bereits bestehenden Akademien zu leiten. Werner hat denn auch das Statut ausgearbeitet, das 1699 endgültig vom Kurfürsten genehmigt worden ist. Es ist ein eigenartiges Schriftstück, dieses vorbereitende Statut Werner's, und es dürfte wohl interessant sein, einige Sätze daraus kennen zu lernen.

„Die neue Anstalt“, heißt es unter anderem, „soll werden eine recht wohlgeordnete Akademie oder Kunstschule, nicht aber eine gemeine Maler- oder Bildhauer-Akademie, wie deren allerorten bestehen, wo man allein nach einem lebenden Modell oder nach gipfeln Bildern zeichnet, sondern eine hohe Kunstschule oder Kunst-Universität, gleich den Akademien zu Rom und Paris, in denen ein wohlgeordnetes Reglement, sowohl der akademischen Ordnungsgesetze wegen, als wegen nützlicher Kunstlehre, zum Aufwachsen und zur Fortpflanzung eines richtigen und wohlständigen Kunstwesens angelegt und unterhalten wird. Es ist also hier nicht zu verstehen, daß diese Akademie ein Gymnasium oder eine Lehrschule für die jungen, ersten Anfänger des Zeichnens sei, daß man darin das Alphabet, Lesen, die Grammatik und Syntax lerne; vielmehr müssen Anfänger, die den festen Voratz haben, sich in der Kunst zu perfectioniren, vor ihrer Aufnahme in die Klassen und den Modellsaal der Akademie bei einem lauberen Zeichner oder guten Maler zu Hause den Anfang legen“, u. s. w. — Daß das Institut „keine Zusammenkunft der gemeinen Malerlehrlinge“ werden soll, sondern eine Anstalt, wo man „die Geheimnisse der Kunst studiren“ solle, betont Werner immer aufs neue, und deshalb verlangt er, daß die Academie allabendlich im Modellsaal zusammenkommen, gemeinsam nach lebenden Modellen zeichnen und an ihren Arbeiten gegenseitig Kritik üben sollten.

„Die Arbeiten werden allsonnabendlich oder alle vierzehn Tage in gemeinsamer Conferenz durchgesprochen“, heißt es in dem betreffenden, in der Fassung höchst originellen Paragraphen, „wobei jede etwaige Auslösung lediglich als collegiale Aeußerung“ gegeben werden soll, „mit Sanftmuth, christlicher und aufrichtiger Tugend und Kunstliebe“, — „zur Kunst-Fortsetzung“, — „in freundlicher und höflicher Aufzucht und Ermunterung“, wie denn „die ganze akademische Versammlung eine verbrüderete Gemeinschaft in allen ihrem Thun als wie die Glieder eines Leibes zur Fortsetzung und Vervollkommnung der Kunst und zu der genädigsten Herrschaft getreuwem Dienst einig und friedlich mit Herz und Mund zusammenhalten soll“. — Die Akademie soll aber nicht nur eine „Kunsterbauende, sondern auch eine vernünftige, leutselige, hofliche Churfürstliche hohe Tugend- und Kunstschule sein, darin sich jeglicher nicht nur als ein Künstler, sondern auch als ein vernünftiger Mensch, verständiger Mann und liebreicher Christ ausführen soll“. Daß „die Geseg- Artikel“ ferner bestimmen, die Professoren dürften sich „von ihrem Klugdunkel nicht übereilen lassen“, der Castellan habe „die bei Tage zeichnenden Discipel in den Classen und bei den Statuen zu beobachten, damit sie keine Ungebühr treiben“, und der Kurfürst gewähre bis zu dreißig Malern und Bildhauern der Akademie dieselben Freiheiten, die seine „Hofbedienten“ genießen, möge ebenfalls noch bemerkt werden, um zu zeigen, wie sorgfältig die Organisation vorbereitet und ausgearbeitet war.

Den Bemühungen entsprach auch der Erfolg; die Berliner Akademie, die in Europa die dritte und in Deutschland die erste war und einen Schlüter zu ihren Lehrkräften zählen konnte, hat in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens wirklich Tüchtig geleistet, und von dem Zutrauen, das Innländer wie auch Ausländer der neuen Anstalt entgegenbrachten, zeugt die Thatfache, daß die Zahl der Zöglinge im Jahre 1706 bereits so gestiegen war, daß man außer den drei ursprünglich angelegten Zeichenklassen noch eine vierte anlegen mußte, um alle Schüler unterzubringen. Aber diese erste Blüthe-Periode war leider nur von kurzer Dauer; denn als im Jahre 1713 König Friedrich I. starb, wurden unter seinem parnamen, der Kunst wenig geneigten Sohne und Nachfolger der schönen Wirksamkeit der jungen Anstalt bald drückende Fesseln angelegt. Friedrich Wilhelm I. ließ nicht nur gleich im folgenden Jahre die jährlichen Einkünfte der Akademie von mehr als 1000 Reichsthalern auf 300 herabsetzen, sondern er befahl auch noch, daß sie für die ihr eingeräumten Zimmer auf dem königlichen Marstall eine jährliche Miete von 50 Reichsthalern entrichten sollte, — eine Bestimmung, die allerdings am 7. Februar 1715

wieder aufgehoben wurde. Daß die Akademie unter diesen Umständen kaum im stande war, ihren Namen und ihre Existenz vom völligen Untergange zu retten, läßt sich denken.

Auch unter Friedrich II. blieben die traurigen Verhältnisse bestehen, namentlich seitdem der Franzose Blaise Nicolas le Sueur die Stelle eines Directors der Akademie bekleidete. Dieser Mann ließ die Anstalt vollständig verfallen und zu einer bloßen Zeichenschule herabsinken, sodas es begreiflich erscheint, daß Friedrich der Große so wenig Achtung vor ihr befandete und an le Sueur's Nachfolger, den Maler B. Koldbe, auf ein Besuch um Bewilligung eines gewissen Zuschusses im Jahre 1785 die Antwort ergehen lassen konnte: „Daß das soweit wohl ganz gut ist, aber höchst dieselben haben noch nicht einen gesehen, der nur passabel herausgekommen, aus ihrer Anstalt, das muß doch woran liegen und nicht der gehörige Fleiß angewendet werden.“ Ja, nicht einmal dem von Koldbe ausgesprochenen Eruchen um Gewährung der Mittel zur Anschaffung einer Lampe zum Zeichnen nach dem Modell wollte der König entsprechen und ließ deshalb antworten: „daß sie keine Lampe bey mahlen nöthig haben; denn wer da mahlen will, der mahle am Tage und nicht des abends“.

Erst das Jahr 1786 brachte die Wiedergeburt der Akademie. Der König hatte dem Staatsminister Freiherrn von Heiniz den Auftrag gegeben, „sich der Sache ein wenig mit anzunehmen“, und dieser einsichtsvolle, gelehrte, kunstliebende und patriotische Staatsmann benutzte den erhaltenen Auftrag mit so warmem Eifer für die Wiederherstellung der Akademie, daß man vom dem Tage seiner Uebernahme des akademischen Curatoriums an mit Recht die neue und glänzende Periode in deren Entwicklung rechnen muß. Es wurde ein neues Reglement für die „Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften“ ausgearbeitet, dessen Vollenbung Friedrich der Große allerdings nicht mehr erlebte, dessen Hauptbestimmung aber, nach der alljährlich eine öffentliche Ausstellung von Kunstwerken von der Akademie veranstaltet werden sollte, noch unter seiner Regierung, im Jahre 1786 verwirklicht wurde. Das neue Reglement wurde am 26. Januar 1790 von König Friedrich Wilhelm II. bestätigt, der sich selbst zum Protector der Akademie erklärte und die Anstalt so reichlich mit Mitteln ausstattete, daß sie ihrer Aufgabe, eine hohe Schule für die bildenden Künste zu sein und den vaterländischen Kunstfleiß zu erwecken, zu befördern und zu vereiteln, wirklich wieder gerecht werden konnte.

Auf die Einzelheiten der Wiederherstellungs-Urkunde näher einzugehen, würde uns zu weit führen; wir sind dessen auch wohl durch die Arbeit entbunden, die aus Anlaß des hundertjährigen Jubiläums der Berliner-Kunst-Ausstellungen im Jahre 1886 Georg Malkowstsch in der 11. Nummer des XIII. Jahrganges dieser Zeitschrift veröffentlicht hat. In diesem Artikel sind auch die hauptsächlichsten Daten aus der Geschichte der Berliner Akademie von 1786—1886 bereits erwähnt worden, sodas wir über diesen Zeitabschnitt uns kaum noch ausführlicher auszulassen brauchen. Die Entwicklung nahm nun ihren ruhigen Fortgang, der nur in den Jahren 1806—1808 vorübergehend durch die unglücklichen politischen Verhältnisse ein wenig gehemmt wurde. Im Jahre 1833 wurde der Akademie eine musikalische Abtheilung angefügt, nachdem bereits im Jahre 1806 der Componist Jelter als erster Musiker zum „Aessor“ der Akademie gewählt worden war.

Interessanter noch dürfte es für unsere Leserinnen sein, zu erfahren, daß auf Grund des neuen Statuts ebenfalls Damen zu Mitgliedern der Akademie gewählt werden konnten und daß diese hohe Auszeichnung nicht nur fürstlichen Dilettantinnen, wie der Königin der Niederlande, der Prinzessin von Oranien, Schwester des Königs Friedrich Wilhelm III., der Kurprinzessin von Hessen u. s. w., sondern thatsächlich auch mehreren Künstlerinnen zu theil geworden ist. Am bekanntesten geworden sind unter den Damen, die der Genossenschaft der Mitglieder der Akademie angehört haben: Madame Felicitas Robert, eine Tochter des Bildhauers Tassaert, Mitglied seit 1787; Madame Susanne Henry, eine Tochter des berühmten Chodowicka, seit 1789; Friederike Julie Lijewska, seit 1793; Louise Elisabeth Lebrun, geb. Bigée, seit 1801 und Louise Henry, geb. Claude, seit 1833. — Madame Felicitas Robert, geb. Tassaert, ist im Kataloge von 1804 mit 7 Pastellen vertreten, 3 Copien nach Rylart und Solemacher und 4 nach der Natur gemalten Portraits. Von Madame Henry, geb. Chodowicka, erwähnt dasselbe Verzeichnis 3 Gemälde, „die Ergänzungen verschiedener Stände vorstellend“ und die Copie eines Werkes von Gerard Dow. Die bedeutendste von diesen fünf Künstlerinnen war jedoch Louise Lebrun-Bigée, deren reizende Pastellköpfe noch heute ihren Werth behaupten. So hat erst kurz vor ihrer Abreise nach Italien Ihre Majestät die Kaiserin ein Pastell von Louise Lebrun-Bigée ankaufen und in ihrem Zimmer aufhängen lassen, das die Königin Louise darstellt und sich bisher, fast unbeachtet, in Fürstenwalde im Privat-Besitz befand. — Unter den Ausstellerinnen waren übrigens stets zahlreiche Damen, so im Jahre 1810 deren 15, in den Jahren 1812 und 1826 je 21 und im Jahre 1830 sogar 27, worunter 2 Bildhauerinnen: Angelika Jacius aus Weimar (2 Büsten in Gips: S. Maj. den regierenden Kaiser von Rußland und S. R. S. den Prinzen Wilhelm, späteren Kaiser Wilhelm I.) und Elisabeth Hussener aus Stettin, akademische Künstlerin, die unter anderem sogar eine größere eigene Composition „Raemi mit ihren Schwiegertöchtern Ruth und Arpa“ als Basrelief ausgestellt hatte.

Seit dem Inkrafttreten des 1882 abgeschlossenen, heute zu Recht bestehenden Statutes können Damen nur noch als Ehrenmitglieder in die Genossenschaft der Mitglieder der Akademie aufgenommen werden. Unter den gegenwärtigen fünf Ehrenmitgliedern ist eine Dame: Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich. Die vier Herren sind: die früheren Kultusminister Dr. Falk und Dr. Gohler, der frühere Erste ständige Secretär der Akademie, Geheimrath Dr. Köllner, und, seit seinem 80. Geburtstag, Fürst Bismard.

Zum Schluß möge über die heutige Organisation der Akademie noch einiges gesagt werden. Die Königl. Akademie der Künste zu Berlin, eine der Förderung der bildenden Künste gewidmete Staatsanstalt, an deren Spitze der Präsident der Akademie steht, umfaßt den Senat, die Genossenschaft der Mitglieder und eine Reihe von Unterrichts-Anstalten. Der Präsident wird jährlich am 1. October vom Senat aus der Zahl der der Akademie als ordentliche Mitglieder angehörigen Senatoren, unter Vorbehalt der kaiserlichen Bestätigung, gewählt. Wiederwahl ist zulässig. Er übt innerhalb des Ressorts der Akademie die Rechte des Vorstandes einer Provincial-Behörde aus. Sein

Stellvertreter wird ebenfalls aus der Zahl der Senatoren gewählt und vom Minister bestätigt. Dem Präsidenten stehen zwei ständige Secrétaires der Akademie zur Seite, die auf Antrag des Ministers vom Kaiser ernannt werden. Präsident ist für das laufende Amtsjahr der Architekt Geheimrath Professor Hermann Ende, sein Stellvertreter, der Musiker Professor Dr. Martin Blumner. Erster ständiger Secrétaire ist der Kunstgelehrte Professor Dr. Hans Müller. Die Stelle des zweiten Secrétaire wird zur Zeit von Professor Müller mitverwaltet. Als Ehrenpräsident functionirt der Maler Professor Carl Beder, Curator der Akademie ist der Cultusminister Dr. Bosse.

Der Senat der Akademie, der in zwei Sectionen zerfällt, in die für die bildenden Künste und in die für Musik, ist technische Kunstbehörde und künstlerischer Beirath des Ministers. Seine Mitglieder werden vom Minister berufen. Die ordentlichen Mitglieder der Akademie bilden eine Genossenschaft, die sich durch Wahl aus hervorragenden hiesigen und auswärtigen Künstlern ergänzt. Auch diese Genossenschaft scheidet sich in eine Section für die bildenden Künste und in eine Section für Musik. Die Hauptthätigkeit der Section für die bildenden Künste besteht gegenwärtig in der Mitwirkung an der Veranstaltung der alljährlichen großen Berliner Kunst-Ausstellungen, in deren Leitung die Section sich mit dem Verein Berliner Künstler theilt.

Die mit der Akademie der Künste verbundenen Unterrichtsanstalten sind: Die akademische Hochschule für die bildenden Künste (Director A. von Werner); die akademischen Meisterateliers, drei für Malerei, eins für Bildhauerei, zwei für Architektur und eins für Kupferstecherei; die akademische Hochschule für Musik (Director Professor Joachim); die akademischen Meisterschulen für musikalische Composition und das akademische Institut für Kirchenmusik.

Von der Bedeutung, zu der die Akademie innerhalb des Staatslebens sich im Laufe der zwei Jahrhunderte emporgerungen hat, wird die Thatsache einen Begriff geben, daß die Zuschüsse, die sie vom Staat erhält, sich jetzt auf nahezu eine halbe Million Mark belaufen. Damit kann dann allerdings mehr geleistet werden, als mit den 300 Thalern, die König Friedrich Wilhelm I. mit Mühe und Noth für das Institut bewilligte, das nun zu der glänzenden Feier seines 200jährigen Bestehens sich rüstet. Bei dieser Feier, die in Gegenwart des Kaiserpaars am 2. Mai in der Rotunde des Museums stattfinden soll, werden die Senatoren der Akademie zum ersten Male in der ihnen vom Kaiser verliehenen Amtstracht, der Tracht der venezianischen Senatoren der Renaissance, erscheinen. Möge dieser Erhöhung äußeren Glanzes der Fortschritt in der inneren Entwicklung entsprechen, möge die königliche Akademie der Künste zu Berlin auch im dritten Jahrhundert ihrer Thätigkeit, wie es im Katalog von 1814 heißt, in ihrem Bestreben fortfahren, „der Beförderung, Erhaltung und Blüthe der Künste in unserem Vaterlande nach ihren besten Kräften nützlich zu seyn“!

Nachdruck verboten.

L'Art Nouveau.

Von J. Meier-Graefe in Paris.

(Siehe die Abbildungen Seite 69 und 72.)

Ich wollte Ihnen von dem neuen Salon „L'Art Nouveau“ erzählen. Es lohnte sich nicht der Mühe, wenn es sich um eine neue Kunst-Ausstellung handelte; ungefähr jeden Monat wird eine gegründet oder geht eine bankrott. Der neue Salon aber ist in der That neu, und er entspricht so außerordentlich einem eminenten Bedürfnisse, daß seine Eröffnung ein gewisses Datum im modernen Kunstleben markirt, das seine Bedeutung behalten wird. Es ist der erste Salon, der der Kunst und dem Publicum zugleich dient, von einem Standpunkt aus, der nicht höher gefaßt werden kann.

Mr. Bing, der Begründer des Salon „L'Art Nouveau“, der Geschmack und seinen künstlerischen Sinn durch seine bekannte Wirksamkeit für japanische Kunst lange Jahre befestigt hat, erkannte es, wo anzusetzen sei, um der modernen Kunst die Fühlung mit dem Volk im besseren Sinne zu geben, als es bisher üblich gewesen ist; er begriff, daß die Kunst ins Haus gehöre, nicht in die großen Ausstellungen, und sein Salon mußte daher ein häusliches Milieu werden, nicht in erster Linie eine Aufstapelung von Bildern guter oder mäßiger Qualität, sondern vor allem eine Wohnung, die im weitesten Sinne des Wortes Wohnungsbedürfnissen entsprach. Diese Idee ist, wenn man von den sehr anerkennenswerten, aber natürlicher Weise unvollkommenen Versuche der Libre Esthétique in Brüssel absieht, neu; für die Ausführung war Bing auf den gegenwärtigen Stand der decorativen Kunst angewiesen, der sich in den meisten Kunstländern noch nicht oder nur wenig über den Nullpunkt erhoben hat. Bei der Kritik dieses ersten Salons hat man also nicht an Bing, sondern in erster Linie an die Künstler zu denken, auf die er angewiesen war, und wenn die Sache für manche Leute hinter den, wie gewöhnlich überspannten Erwartungen zurückgeblieben zu sein scheint, so sollte man sich nicht an die ersten Resultate halten, die den Stempel des tastenden Versuchs an sich tragen müssen, sondern sich über den Muth freuen, mit dem hier ein neuer Weg eingeschlagen wird, der über kurz oder lang zu vollkommen befriedigenden Resultaten führen muß, weil er ein richtiger ist. Bing hat zunächst mit weitem Umblick in seinem Hotel in der Rue de Provenne alles vereint, was das moderne Kunstgewerbe hervorgebracht hat. Für Deutsche ist vieles neu, was hier zu sehen ist. Es fehlt nichts, was die moderne Keramik, das neue Glasgewerbe, die moderne Bijouterie, die Weberei und Stiderei, endlich die Kunst der Künstler, die sich mit modernem Mobiliar befassen, hervorgebracht hat, höchstens könnte man von einem Mangel an Mannigfaltigkeit in den Geweben und Stidereien sprechen, der aber wohl aus dem Platzmangel erklärt werden darf. Sonst ist alles da, und zwar ist jeder Gegenstand von Künstlern, zum Theil mit großen Namen, gefertigt oder nach streng künstlerischen Principien hergestellt, die, mögen sie gefallen oder nicht, jedenfalls auf der Höhe stehen, die man zu erwarten hat. Wohl nicht viele Leute in Deutschland wissen, daß es in Frankreich, Belgien, Holland, Amerika, ja selbst in Deutschland Künstler giebt, die auf die Vornehmheit der großen Malerei und Sculptur Verzicht leistend, statt des geheiligten Pinsels oder Modellir-Holzes, die Utensilien des Handwerkers in die Hand nehmen und töpfern, hobeln, glasblasen u. s. m. in der künstlerischen Liebe, mit der sie vorher gemalt und gebildet haben. In Deutschland giebt es

deren nur wenige. In München ist es Otto Edmann, der mit seinen decorativen Illustrationen in Schwarz und Weiß dem deutschen Buchgewerbe sehr wesentliche Dienste leistet, wohl der einzige deutsche Künstler, der zu töpfern versteht, ohne in die Nachahmung der Franzosen zu fallen. In Berlin ist es seit ganz kurzer Zeit Professor Köpping, der große Radirer, der ausgezeichnete kunstgewerbliche Gegenstände fertigt, Gläser, die die Grazie der besten Venetianer besitzen, aber für uns unendlich viel mehr bedeuten, weil sie aus modernen, decorativen Anschauungen entspringen, aus jener innigen Liebe zu den geeigneten Formen der Natur, die die ganze decorative Bewegung auszeichnet. Beide Künstler sind in L'Art Nouveau vertreten, und beide behaupten ihren Platz mit großen Ehren, sie gehören durchaus hierher. Unter den wenigen Damen hat auch eine Deutsche Einlaß gefunden, Maria von Broden, die Schülerin der Malerin Dora Hög, die zu den Malern des neuen Salons gehört. Fräulein von Broden schickte einen sehr geschmackvoll gemalten Ofenschirm, der in Berlin bei Schulte ziemlich unbeachtet geblieben ist; sie hat sich in dieser Arbeit immer mehr von ihrer Meisterin frei gemacht, und es wäre zu wünschen, daß ihr Aufgaben zu Theil würden, die sie anregen, auf dem sehr glücklichen Wege weiter fortzugehen.

In der Keramik und dem Glasgewerbe sind alle älteren und neuen Künstler vertreten; es ist wohl hier die erste Gelegenheit, die einen vollkommenen Ueberblick über diese Kunst-Industrie gestattet, die in Amerika und Frankreich immer mehr an Bedeutung gewinnt. Sehr wenige deutsche Museen, unter diesen aber an der Spitze das Brindmann'sche Museum in Hamburg, dessen feinsinnigem Leiter das ganze moderne Deutschland stets verpflichtet bleibt, haben zu dieser Bewegung Fühlung genommen und zeigen ihren Besuchern, was außerhalb der deutschen Grenzen gemacht wird und dem Sinne nach in Deutschland nachgemacht werden sollte. In der Keramik hat man die alte wundervolle Porzelle Japans mit modernen Mitteln zu reconstituieren versucht, und Delaherche, Vigot, Dalpapat, Clément, Massier, dem Dänen Käbler und anderen ist es gelungen, Töpfe herzustellen, die den Vergleich mit den alten Mäusen vertragen. Wie die Japaner, legen sie das Gewicht auf die scheinbar zufällig entstandene Eigenart der Schmelzfarben, mit der sie ganz oder theilweise ihre Töpfe einfüllen. Massier, einer der ältesten französischen Töpfer, hat die Specialität der irisirenden Farben, in die er sehr geschickt hier und da zuweilen kaum sichtbare Pflanzen- und Thier-Motive placirt. Delaherche und die meisten anderen verzichten fast vollkommen auf den zeichnerischen Schmuck ihrer „Ore“ um desto discretere Wirkungen mit ihren gemischten Farben zu erzielen. — Vollkommen neue Bahnen geht die moderne Glas-Kunst; sie fand nicht die sicheren japanischen Muster vor, über die die Keramik verfügt, sondern mußte sich selbst ihre Ziele stecken, an der Hand der frühzeitig unterbrochenen Bewegung, die der Mangel modernen Stilgefühls und Geschmacks in die Wege geleitet hat, die man an deutschen Kirchenfenstern neuerer Zeit, in den Nachahmungen der Prunkgläser der Renaissance u. s. m. sieht. Hier ist es in erster Linie Amerika, das im Begriff steht, der Führer der ganzen modernen kunstgewerblichen Bewegung zu werden, das einen energischen Schritt vorwärts that. Schon im vorjährigen Salon des Marsfeldes waren durch die Bemühungen Bing's die Pariser in der Lage, die wunderbaren Glasfenster und Vasen Tiffany's und La Farge's zu bewundern; jetzt sind die besten Proben amerikanischer Glas-Kunst vortheilhaft in L'Art Nouveau placirt. Die Glasfenster dienen ihrem Zweck, den man noch erweitert hat, indem man sie als Transparente, die von hinten beleuchtet werden, verwendet. Sie sind nach Cartons von jungen französischen Künstlern, Ranson, Sérurier, Bonnard, Buillard, Ballotton, Grasset und dem genialen Toulouse-Lautrec, den Malern, die die französische Placat-Kunst so hoch gebracht haben, angefertigt, und zwar gehört hier der Ausführung natürlicher Weise das größere Verdienst. Auch Frankreich und Belgien sind an diesem wesentlichen Gebiete des modernen Gewerbes theilhaftig: Gallé in Nancy mit seinen wunderbaren Vasen, die die ganze Farbenpracht der französischen Coloristik besitzen, Georges Bissaro in Antwerpen, der auch sehr geschmackvolle Schmuckgegenstände ausgestellt hat, mit seinen Fenster-Fragmenten. — In verschiedenen Vitrinen sind die übrigen Zweige der engeren decorativen Kunst untergebracht, vor allem die außerordentlich geschmackvollen Bronzegefäße Ballgren's, — ebenfalls zum größten Theil schon im Champ de Mars ausgestellt gewesen, — dann die Zinn-Plaquettes und Gefäße Charpentier's, die Schmuckkasten von Georges Bissaro, das reizende Buch seines Bruders Lucien Bissaro The Queen of the Fishes, die beiden von L'Art Nouveau selbst herausgegebenen Bücher Los Vierges von Hippolyte Konai und Les Tombeaux von Pitcairn Knowles, beides Meister vornehmsten Geschmacks und ausgezeichnete Typographie, — und viele andere Dinge, die den Kenner entzünden. — Der großen Kunst, — Malerei und Sculptur, — ist nur ein relativ geringer Raum eingeräumt, und selbst diese letzten Compromisse mit der Ausstellungstradition hätte man gern vermied und lieber auf die Bilder verzichtet, die sich nicht in den wohllich hergerichteten Räumen placieren ließen. Man findet hier übrigens einen Theil der besten französischen, deutschen, englischen und niederländischen Maler. Unter den Deutschen: Menzel, Liebermann, Herrmann, unter den Franzosen: Aman Jean, Besnard, Cottet mit vielen durchaus nicht gleichwerthigen Sachen; eine fast rein symphonisch componirende Malerin Desbordes mit außerordentlich schönen Sachen, die die Tradition Turner's fortsetzen; köstliche humoristische Sachen von Ibels, Hermann Paul, dann die modernen Pointillisten Signa, van Rysselberghe, Luce und Martin. Von den älteren: Jörn mit wenig anmutenden Sachen, Verolle und Thaulow. Ein paar gute schottische Landschaftler, Brangwyn in erster Linie, der schon in Deutschland bekannt ist, — er hat auch das Keupere des Hotels mit einem originellen Fries geschmückt, — Ruhmann, ein Deutsch-Amerikaner, der ebenfalls in London lebt und bekannt zu werden verdient; ein paar gute Pastelle von Besnard. Unter den Zeichnern, die sich gleichzeitig auch meistens mit decorativen Entwürfen beschäftigen, verdienen neben Edmann, die sehr gelungenen Arbeiten von Henri Guérard, namentlich zwei reizvolle Aquarelle, in Holz gebrannt, genannt zu werden, dann die Lithographien von Hippolyte Konai, die Relief-Drucke von P. Roche, die sehr originellen Zeichnungen des Holländers Theo van Hoytema, ein paar Sachen des gegenwärtig besten Pariser Zeichners Toulouse-Lautrec u. s. m. Glänzend ist die Sculptur vertreten, sowohl in guten

Sachen älterer Künstler, u. a. Rodin, Meunier, Rousseau, Dampf, wie in sehr überraschenden neuen und neuesten: Mlle. Claudel, Minne, Frau Besnard, die auch in der letzten großen Berliner Ausstellung vertreten war. Klein-Sculpturen haben Bartlett und Cordier geliefert, ausgezeichnete kleine Thierbronzen, die die große Schule Barze's fortsetzen.

Aber der Reiz des neuen Hotels liegt nicht in dieser Sammlung von Kunstwerken, die man auch an anderen Orten genügend zu sehen bekommt, sondern in einem Halbbugend von Künstlerhand eingerichteten Räumen, in denen man, so wie sie sind, sofort wohnen könnte, ohne sich über Mangel an Comfort beklagen zu müssen. Es giebt einen Speisesaal, ein Rauchzimmer, ein Cabinet d'Amateur (bezeichnender Weise ist dieser Ausdruck nicht ins Deutsche übertragen), ein Schlafzimmer, einen Empfangs-Salon u. s. m. Unter diesen stammen die drei erstgenannten aus Brüssel, und zwar das Mobiliar von der Hand von de Belde's, des ersten, und, man kann sagen einzigen Künstlers, der sich auf dem Continente erfolgreich mit Möbeln beschäftigt, Tapeten und Kamine ebenfalls von van de Belde und von van Rysselberghe, von dem auch einige ausgezeichnete Bilder in diesen Räumen hängen und organisch dazu gehören, die Teppiche von van Lemmen. Diese Brüsseler arbeiten zusammen, ergänzen sich gegenseitig und geben genau in einer Richtung, die übrigens der gesammten kunstgewerblichen Bewegung, soweit sie den Beinamen „modern“ in gutem Sinne verdient, eigenthümlich ist: Einfachheit der Formen, Reduction jedes Gegenstandes auf seinen Gebrauchswert, also Ausschluß alles den Gebrauchswert führenden Schmucks, dafür Gebiegenheit des Materials, größte Sorgfalt im Detail und gewissenhafteste Beachtung der Farben-Contraste.

Man kann dieses Princip, dessen gesunde Kern klar vor Augen liegt, nicht ausführen, ohne auf Formen zu fallen, die schon ähnlich irgendwo oder zu irgend einer Zeit angewandt worden sind. Die Sucht, unter allen Umständen originell zu sein, würde mit dem vornehmsten Princip, das nach Wohllichkeit der decorirten Räume strebt, collidieren. Daher verrathen die Möbel von de Belde's eine gewisse Aehnlichkeit mit guten japanischen, englischen und deutschen Möbeln; aber man findet keine greifbare Reminiscenz an irgend einen der früheren Stile; ihr Stil ist der der vollkommenen Bequemlichkeit und Einfachheit. Ein außerordentlicher Zauber wird den Räumen durch die geschmackvollen Tapeten gegeben, deren prächtige Farben-Contraste mit den Möbeln, oder vollkommene Uebereinstimmung mit denselben, das Auge ausruhen lassen oder beleben, je nach der Bestimmung, der der Raum dient. So zeigt das Cabinet d'Amateur mit seinem sehr hellen Holz-Mobiliar eine ebenso helle Tapete, einfarbig mit discretem Muster, und zieht daher das Auge nicht von den Bildern ab, die in sehr beschränkter Zahl die Wände bedecken. Eine reiche Verwendung von Messing zu reizenden Haken für die Bilder u. s. m. — in diesen Details kann man namentlich van de Belde's Geschmack schätzen, — zu den Beleuchtungs-Apparaten, die das ausgezeichnete, auch in Deutschland bekannte Londoner Geschäft von Benjon liefert, giebt den Räumen eine köstliche Sauberkeit; sehr gelungene Kamine, mit Kacheln ausgelegt, die wieder von Künstlern (Zinch, Vigot u. a.) gefertigt sind, erhöhen die Behaglichkeit.

Bortrefflich ist das Wohnzimmer. Ueber dem Riesenkamin befindet sich ein großes buntes Transparent Tiffany's in der Wand, das von hinten beleuchtet wird. Der große Speisetisch ist mit Kacheln ausgelegt, und darauf steht ein entzückendes Service von Buillard. Zwei Bänke werden von zwei Schrank-Pendants, niedrigen Geschirrschränken, — o du liebes deutsches Verticow! — ausgefüllt, und an den übrigen ziehen sich ungeheure Bords, die an Messinghaken und auf ihren Brettern alle Art Porzellan in vorzüglicher Auswahl tragen: Krüge, Vasen, Gläser u. s. m.

Von vollkommen anderer Art ist eine Art Empfangs-Salon im Parterre, der Salon Besnard, ein Korbell, dessen Plafond von Besnard gemalt ist, und das, in die Wand eingelassen, elf Panneau enthält, die mit einer passenden Stofftapete abwechseln und ebenfalls dem Atelier desselben Künstlers entstammen. Dieser Salon ist im Gegensatz zu der einfach-praktischen Art der Belgier der glänzende Triumph der französischen Decorations-Malerei. Es ist wohl das beste Werk, das der berühmte französische Colorist jemals gemacht hat, es schützt ganz allein den Salon L'Art Nouveau vor der Vergessenheit. In diesem Salon beschränkt sich das Mobiliar auf ein Minimum; in der Wand sind Bänke eingelassen, deren gelber Bezug prachtvoll zu dem violetten Grundton der Malerei stimmt. Am Tage fällt aus drei Fenstern eine Fülle von Licht in den Raum, bei Abend ist er durch unsichtbare Lampen, die den Plafond umkränzen, erleuchtet.

Ich möchte hier nicht von den Fehlern sprechen, die man bei der ersten Einrichtung des Salons L'Art Nouveau begehrt hat, um in dem Leser, dem die Möglichkeit, zu vergleichen, genommen ist, kein Mißtrauen zurückzulassen gegen eine künstlerische That, die in hervorstechendster Weise die Unterstützung der wirklich kunstsinntigen aller Nationen verdient, und die zunächst auf ihre Absicht hin unterjocht werden will, nicht auf die Resultate, welche auf den ersten Angriff unmöglich schon ausgereift sein können. Bing hat mit dieser ersten Einrichtung, die inzwischen, wenigstens theilweise, durch eine andere ersetzt wurde, nur den Weg zeigen wollen, den er zu gehen entschlossen ist, nicht das Ziel, das keineswegs in seiner Hand, sondern in der der Kunst liegt. Die Kritik hat sich auf die Beurtheilung des Weges zu beschränken, und sie hat nach dem was Bing bereits vollbracht, die unbedingte Pflicht, die Opferwilligkeit eines Mannes zu unterstützen, der bei diesem, wie bei seinem früheren Unternehmen, im Begriffe steht, den Kaufmann über den Liebhaber zu vergessen, und der, wenn er beim Publicum die rechte Unterstützung, beim Künstler das rechte Verständniß findet, die Fähigkeit besitzt, der modernen Kunst unschätzbare Dienste zu erweisen.

Nachdruck verboten.

Bei den Pflege-Eltern.

Zu dem Bilde von A. Weckerzick in Berlin. — Siehe Seite 65.

Am die Mitte April etwa erübt der unerträgliche Ruf des aus dem Elben heimgekehrten Kuckucks durch das erste Frühlingsgrün der deutschen Wälder. So viele dieser arg verteperten und doch nützlichen Kuckucks man auch bei uns alljährlich nisten, noch niemals ist man genau hinter ihre „Nist-Geheimnisse“ gekommen. Man „vermuthet“ nur, daß der Kuckuck seine Eier in die Nische fremder Nester legt und sie dann



Rauchzimmer von Brüsseler Künstlern im Salon L'Art Nouveau in Paris zusammengefaßt. Möbel von van de Velde; Fries, Glasmosaik und Teppiche von Lemmen, Poterie von Finch, Delaherche und Bigot; Gläser von Tiffaun, L'Art Nouveau. — Siehe Seite 71.

begnügte er sich nicht damit, uns mit den Schöpfungen der einzelnen historischen Stilarten vertraut zu machen, sondern in den Werken der Vergangenheit suchte er gern die praktische Hinweis für die rationelle Gestaltung der Gegenstände des modernen Gebrauches zu finden. Er sah das Ziel der modernen kunstgewerblichen Bestrebungen keineswegs allein darin, daß in den Museen die großen Prachtsäle der verschiedenen Jahrhunderte gesammelt und nach diesen Vorbildern in den kunstgewerblichen Fachschulen gearbeitet werde. Die erprobte Technik der alten Meister mit freiem künstlerischen Sinn den Gegenständen des modernen Gebrauches anzupassen, das war es, worauf er überall in seinen Schriften, wie in seinen Vorträgen hinwies. Das moderne Kunstgewerbe nach seinem Sinne sollte die beste Kraft nicht darin erschöpfen, bedeutungsloses Schongerät anzufertigen, sondern wirkliche Gebrauchsgegenstände zu schaffen. Das Kunstgewerbe sollte nicht, wie dies Jahrzehnte hindurch bei uns geschehen, nur für die „gute Stube“ arbeiten, sondern für das Wohnzimmer, und den ganzen Haushalt in künstlerischer Weise zu veredeln suchen. „Erst der Zweck und dann der ornamentale Schmuck“, das war der Grundsatz, dem Stockbauer in der deutschen Werkstatte Anerkennung zu verschaffen suchte. Seine kunstgewerblichen Publicationen umfassen fast alle Zweige dieses ausgedehnten Gebietes, von der Antike bis auf die Gegenwart. Auch die kulturgeschichtlichen Betrachtungen, die er aus der Beurteilung der Gerätschaften der verschiedenen Zeiten ableitet, sind fesselnd geschrieben und vor allen Dingen stets auf zuverlässiges Material gestützt. Seine

mit dem Schnabel hineinpraktiziert. — Warum macht er es so? Und warum legt er immer nur ein Ei in jedes Nest? Warum immer nur in das kleineren Vögel? Warum brütet er nicht selbst? Alle diese Dinge sind noch ein Räthsel für uns; doch die Grausamkeit der Natur scheint sich hierin zu offenbaren. Der dem Ei entschlüpfte junge Kuckuck nimmt die Kräfte der Adoptiv-Eltern bald ganz für sich allein in Anspruch. Diese haben keine Augen dafür, daß ihre wirklichen Kinder hungern und erbarmungslos aus dem heimatischen Nest gedrängt werden. Sie werden grausam aus Liebe. Ihre ganze Sorge ist in thörichte Blindheit allein darauf gerichtet, dem untergeschobenen Riesenkinde den allezeit hungrigen Schnabel zu stopfen. Mutterliebe und Vaterholz machen blind. — Dem heranwachsenden Kuckuck aber muß man es zum Verdienst anrechnen, daß er ein Raupenjäger ist, wie kein anderer Vogel, und sogar die langhaarigen Nierenraupen ohne Schaden für seinen beneidenswerthen Magen verpeist.

Was den Kuckuck uns aber so vertraut macht, trotz seiner Mängel, das ist nicht die ausgleichende Nützlichkeit, sondern eben seine Bedeutung als Frühlingsevangelium, sein lauter Ruf, der uns allen, von der Kindheit bis ins Alter, in jedem Venz so fröhlich-sonnenfreudig ins Ohr tönt! Diese Frühlingstimmung ist es auch, die uns beim Betrachten des reizenden Bildes Weerzold's ergreift und uns gar schnell die moralischen Bedenken über das Leben und Treiben des egoistischen Kuckucks vergessen läßt.

A. Sch.

Morgenandacht.

Zu dem Bilde von Julius Le Febvre in Paris. — Siehe Seite 68.

Wie kommt es, daß die Maler, wie die Dichter, so gern die idealen Empfindungen des menschlichen Herzens in die Gestalten längst vergangener Jahrhunderte hineinlegen? Auch der ganz bestimmte realistische Zug unserer Zeit hat diese altangehaunte Lieblingsneigung der Kunst nicht zu erkülden vermocht. Der Dichter, dessen Herz es drängt, von reineren Empfindungen zu singen, als sie das gewöhnliche Alltagsleben zeigt, ebenso der Künstler, der ein nur im Traum vor seiner Seele schwebendes Frauen-Ideal in Marmor oder in Farben wiederzugeben versucht, sie alle versenken sich am liebsten mit ihrer Phantasie in vergangene Epochen. Ob die Menschen zu den Zeiten Dante's, der Minnesänger oder der griechischen Dichter von reineren und höheren Gedanken besetzt waren, als die Kinder unserer Zeit, — wer vermöchte das zu beweisen? Der schlichte, wahrheitsliebende Forscher auf dem Gebiete der Kulturgeschichte der Menschheit wird weit eher von dem Gegenheil berichten können und uns von Hüfen menschlicher Nothheit Kunde bringen, die heute, — gottlob! — aus dem Leben der Kulturvölker verschwunden sind. Aber gerade daß wir im allgemeinen von dem vertrauteren Leben der früheren Jahrhunderte nur eine so unbestimmte Kunde haben, das reizt unsere Einbildungskraft. Da kann der Dichter wie der Künstler, am freiesten schaffen. Die Phantasie wird dann nirgends behindert durch die mancherlei unliebenswürdigsten Hüge, welche die Geschichte von dieser oder jener gefeierten historischen Persönlichkeit aufbewahrt hat. Das allgemeine menschlich Bedeutende, Erhebende kommt dann um so reiner zum Ausdruck, und gerade von den Kunstwerken dieser Art gilt Goethe's Wort:

„Was sich nie und nirgend hat begeben,
Das allein veraltet nie.“

Auch der gefeierte Pariser Maler Jules Le Febvre, dem wir das schöne Bild „Morgenandacht“ verdanken, hat wohl keine bestimmte Frauengestalt aus der Geschichte oder der Dichtkunst im Sinne gehabt, als er die Hüge dieser anmuthigen Mädchengestalt auf die Leinwand warf. Die kunstreich gestickte Renaissance-Tracht mit den geschlitzten Puffärmeln möchte an das Gretchen der Faustdichtung erinnern. „Halb Kinderpiel, halb Gott im Herzen“, so blickt auch sie über das Gebetbuch hinweg mit träumerischen Blicken in die Welt hinaus.

Keineswegs immer hat Le Febvre so wie hier die reinen Hüge des weiblichen Herzens verherrlicht. In den gefeiertsten Bildern des Pariser Meisters gipfelt seine Kunst darin, den verführerischen Reiz unverhüllter Frauengestalten so verlockend als möglich darzustellen. In dieser Beziehung ist Le Febvre der echte Pariser. Selbst wenn er diesen unverhüllten Gestalten eine allegorische Bedeutung giebt, wie z. B. in seinem weltbekannten Bilde des Luxembourg-Museums zu Paris „Die Wahrheit“, so geht ihm doch über alles die echte Künstlerfreude an der Schönheit der menschlichen Gestalt.

Der Holzschnitt, der in unserem Blatte das Bild der „Morgenandacht“ wiedergiebt, ist übrigens ein Meisterwerk der Technik. Besonders gelungen ist dem Künstler die Behandlung des Haars. Der Holzschnitzer arbeitet hier in der rationellen Weise der neueren Holzschnelkunst, indem er mit dem Grabstichel weiche Linien und weiche Punkte aus dem Holz heraussticht; also umgekehrt wie die Holzschnitzer der Renaissance, welche die sich vielfach durchkreuzenden Strichlagen der Federzeichnung nachsam mit dem Messer nachzuschneiden versuchten. Die Engländer und Amerikaner haben diese neue Art des Holzschnittes zu ganz besonderer Blüthe gebracht, und die „Illustrierte Frauen-Zeitung“ darf sich rühmen, als deutsches Blatt bereits seit einer Reihe von Jahren viele der schönsten Beispiele dieser Technik verbreitet zu haben.

Schelling.

Josef Stockbauer f.

Siehe das nebenstehende Portrait.

Das deutsche Kunstgewerbe hat mit dem kürzlich verstorbenen Director des Nürnberger Gewerbe-Museums, Josef Stockbauer, einen der kenntnißreichsten und thätigsten Führer auf dem Gebiete der vielseitigen künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit verloren, und die „Illustrierte Frauen-Zeitung“ einen hochgeschätzten Mitarbeiter. In seiner ausgedehnten Wirksamkeit verband Stockbauer in glücklicher Weise die Thätigkeit des Kunstforschers mit der des anregenden Lehrers. In seinen zahlreichen kunstgewerblichen Schriften, die meist auch ein ganz vortreffliches Abbildungs-Material darbieten,



Josef Stockbauer.

Nach einer Photographie von Wilhelm Biede, Nürnberg. Siehe den nebenstehenden Text.

Hauptwerke sind: Der Metallschmuck in der Musterammlung des Bayerischen Gewerbe-Museums (1887); die Abbildung von Muster-Einbänden (1881); Altindische Metallgefäße (1880); Aus dem Nürnberger Gewerbeleben der letzten hundert Jahre (1892); ferner seine Geschichte der Möbel und der kunstgewerblichen Eisenarbeiten, die in Bruno Bucher's Sammelwerk „Die Geschichte der technischen Künste“ erschien. G. B.





Gräfin von Waldersee.

Nach einer Photographie von W. Höffert, Hof-Photograph, Berlin.

Der Kaiser Wilhelm-Orden.

Aus Anlaß der 25-jährigen Jubelfeier des Tages der Kaiserproclamation zu Versailles errichtete S. M. der deutsche Kaiser bekanntlich den Wilhelm-Orden, der für hervorragende Verdienste um das sociale Wohl im Sinne der Botschaft Kaiser Wilhelms I. vom 17. November 1881 sowohl an Männer wie an Frauen verliehen werden soll. Mit besonderer Freude und Genugthuung darf unsere Frauenwelt diese kaiserliche Entschliebung begrüßen, zeigt sie doch, wie sehr der Monarch die Thätigkeit schätzt, die gerade die Hand und das Herz der Frau auf dem socialen Gebiet entfalten können. Der Wilhelm-Orden gehört zu den höchsten Decorationen, welche die Krone überhaupt verleiht: nach Ausweis des „Handbuchs für das Deutsche Reich 1896“ rangirt er direct hinter dem Orden pour le mérite und noch vor dem Großkreuz des Roten Adler-Ordens!

Nächst einer kleinen Zahl fürstlicher Frauen, an deren Spitze S. M. die Kaiserin und Königin, sowie die Kaiserin-Witwe Friedrich stehen, haben, wie an anderer Stelle unseres Blattes schon gemeldet wurde, aus Privatfreien bisher die nachstehenden Damen den Wilhelm-Orden erhalten: Frau General-Oberst Gräfin von Waldersee, Freifrau von Stumm, Frau Baurath Wenzel-Hedmann, Frau Geh. Commerzienrath Hoffbauer.

Frau Gräfin von Waldersee ist von jener Zeit her, in der ihr Gatte Chef des Generalstabes der preussischen Armee war, in der deutschen

Reichshauptstadt wohlbekannt. Den christlich-werththätigen Vereinen und Unternehmungen in Berlin hat sie nicht nur durch materielle Zuwendungen, sondern vor allem auch durch aufopferungsvolle persönliche Arbeit beigegeben, und der rasche und segensvolle Aufschwung, den diese Bestrebungen genommen haben, ist zum Theil der thatkräftigen Unterstützung zu danken, die Gräfin Waldersee im Verein mit gleichgestimmten Männern und Frauen dem Werke angedeihen ließ. Eine geborene Miss Lee aus New York, war die Gräfin in ihrer ersten, durch den Tod geliebten Ehe Gemahlin des Fürsten von Roer aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augsburg.

Freifrau von Stumm-Halberg hat sich als Wittin des bekannten



Freifrau von Stumm-Halberg.

Nach einer Photographie von E. Vieber, Hof-Photograph, Berlin.

Groß-Industriellen und Politikers, Geh. Commerzienrathes Freiherrn von Stumm, ganz besonders auf dem Gebiete der Fürsorge für die Familien und hinterbliebenen Witwen und Waisen des Arbeiterstandes hervorgethan. Bekunden die Wohlfahrts-Einrichtungen für die Angehörigen der Stumm'schen Eisenwerke zu Neunkirchen an sich schon eine ungewöhnliche Hochherzigkeit ihres Stifters, des Chefs der Firma, so darf die warme menschliche Theilnahme, welche dort die Häuslichkeit, die Frau und die Kinder des Arbeiters erfahren, und deren Seele Freifrau von Stumm seit Jahrzehnten ist, vor allem als Vorbild zur Nachahmung auch im kleineren Maßstabe gelten. In Neunkirchen giebt es sowohl Kleinkinder-, als auch Haushalts- und Handarbeits-Schulen; der Jungfrauen-Verein schart die erwachsenen Mädchen um sich;



Frau Wenzel-Hedmann.

Nach einer Photographie von J. C. Scharwächter, Hof-Photograph, Berlin.

Ganz- und Halbwaifen, wie auch die Witwen verstorbener Stättenleute finden eine Zuflucht in friedlichem Asyl; drei Diakonissen besorgen händlich die Pflege der Erkrankten; 1400 Erwachsene und Kinder vereinigt die Christbeherung unter dem Lannbaum.

Eine geborene Berlinerin ist Frau verw. Baurath Wenzel. Ihr Vater, der verstorbene Geh. Commerzienrath C. J. Hedmann, war der Begründer eines großen Kupfer- und Messing-Werkes im Süd-Osten von Berlin. Infolge einer, im Sinne ihres verewigten Gatten gemachten Stiftung von 1 1/2 Millionen Mark an die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin ist Frau Wenzel im vergangenen Jahre viel genannt worden. Zeugnis für ihre großmüthige Gesehrendigkeit legen ferner zahlreiche Spenden für die neuerbauten evangelischen Kirchen der Reichshauptstadt ab, so die weishevolle Christus-Statue aus Marmor auf dem Altar in der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche, Kanzel und Schalldeckel der Luther-Kirche und das von Prof. Alex. Zander in Marmor ausgeführte Altarwerk Christus am Kreuz, mit betenden Engeln zur Seite, in der Emmaus-Kirche.

Frau Geh. Commerzienrath Hoffbauer, die vierte der Decorirten, lebt in Potsdam. Außerordentlich wohlthätig, hat sie neuerdings dort ein ausgedehntes Gelände, den sogenannten „Lorow“, angekauft, auf dem sie aus eigenen Mitteln ein Waisenhaus und eine Alters-Pflegestätte errichten läßt.

Entsprechend seiner hohen Bedeutung bietet sich der Wilhelm-Orden als ein Prunkstück von fast mittelalterlich schwerer Pracht, das in der aus unseren Illustrationen ersichtlichen Weise getragen wird. Die breite goldene Kette zeigt in weißen Emaille-Schriftzeichen rechts wie

Seid. Baftrobe

Mk. 13.80

bis Mk. 68.50 p. Stoff z. kompl. Robe — Tuffors u. Shantungs

sowie schwarze, weiße und farbige Senneberg-Seide von 60 Pfg. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)	
Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65
Seiden-Grenadines	v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastfleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50
Seiden-Bengalines	„ „ 1.95—9.80
Seiden-Foulards	„ 95 Pfg. — 5.85
Seiden-Surahs	„ „ 1.35—6.30
Seiden-Wafler-Atlas	„ 60 — 3.15
Seiden-Faille française	„ „ 2.45—9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 — 9.65
Seiden-Crêpe de Chine	„ „ 2.35—10.90
Seiden-Baststoffe	„ 60 — 18.65
Seiden-Foulards japan.	„ „ 1.45—5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Prinoesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken- und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaer., Breitlgr. v. Fr. Clara Roth, Berlin W., Lilienstr. 84a.

Lederschnitt, Metallzäun, Korb-schnitt, Holzbrand etc. Gobolin-Vornis- martin u. aller Phantasio-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwurf im von Johanna Helfer, Berlin, W., Bülowstr. 21.

von Priester'sche Lehr- und Erziehungsanstalt für Mädchen

Stuttgart, Roherstraße 12. Pensionat f. Jn- u. Ausländerinnen, bietet bei freudl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und Umgangsformen.

Die Vorleserinnen: E. von Braun, E. Hagmaier.

Weder-Uhren u. Regulatoren, lehtere schon von Mk. 5.50 ab, 63 cm hoch, mit nur ganz vorzüglichen Werken und sehr solid gearbeitet, empfiehlt als Specialität unter Garantie von 2 Jahren zu den denkbar billigsten Preisen: Paul Zennegg, Cannstatt a. N. Uhrm. Preisliste gratis u. franco.

Weizenschrotbrot (lange haltbar) bezendet franco 6 Stück 2 Mark Gustav Colas, Pampsbäcker, Stuttgart.

Glafey-Schnellputzpulver bester Putzmittel für alle Metalle; wirkt schnell, gibt schäönen Glanz, ist billige höchste Ansehung, Garanter goldene Medaille Lübeck 1895.

Poliphon 80 rund — zum Drehen. 80 Töne, ca. 3 Pfd. schwer. 18 Ctm. Durchmesser. Preis nur M. 6.00 mit einer Metallnotenscheibe. Wegen Vorheri. von M. 6.50 franco. mit Röhre. Nachh. R. 6.90. Rotenbergschmied, mehrerer 100 Stk., wird jeder Send. beigelegt. Extra-Metalnoten 45 Pf. p. Stk. Versandhaus „Merkur“, Kommandit-Gesellsch. (G. Schubert & Co.) Berlin W., Leipzigerstr. 115/116.

Neu! Verlag von W. Werther, Rostock. **Gesunde Nerven.** Aeratische Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. med. Otto Dornblüth. Preis geb. 2.50 M.

Strümpfe zum Anweben von Wolle, Baumwolle und Seide, jeder Farbe, auch gestricke, übernimmt die renommirte Strümpfwarenfabrik von **Kreyszig & Sohn,** Berlin, Leipziger Str. 105. Lager billigster und bester Strümpfe jeder Qualität.

EAU MELBA zum Frisieren und Wellen der Haare. Paris: 227 rue St. Denis. — M. 2 u. 3 in allen Friseur- u. Parfümerie-Geschäften.

Wichtig für Hausfrauen! Bernhard Curt Pechstein, Wollwaaren-Fabrik in Mühlhausen i. Th. fertigt aus Wolle, alten gestrickten, gewebten und anderen reinwollenen Sachen und Abfällen haltbare und gediegene Stoffe für Damen, Herren und Kinder, sowie Portieren und Schlafdecken. Auf Wunsch werden Muster an Jedermann franco gesandt.

„Schlafe patent“ nur auf Jaekel's Patent-Bett-Sofa. „Unicum“. Ein Griff — ein Bett mit Matratze. Grosser Raum für die Betten am Tage. Patent-Bett-Stuhl „Komet“, — bequemes Bett mit Matratze, Preis 30 Mark. — Man fordere illustr. Preisliste über Patent-Möbel. **R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,** Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr. Wien VI, Mariahilferstr. 11.

Parfüms und Blumenseifen. Specialartikel von Schlimpert & Co., Leipzig. Neuheit: **Extra- Veilchen.** Zu haben bei den meisten Friseuren und Parfümeriehändlern.

Das beste u. berühmteste Toilettpuder **VELOUTINE FAY** EXTRA POUDE DE RIZ mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

links in großen gothischen Buchstaben die Worte „Wilhelmus Rex“; auf der Rückseite der Medaille steht in kleiner Schrift die Wahnsage: „Wirke im Andenken an Kaiser Wilhelm den Großen!“ J. v. B.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Den Schwerpunkt der Hut-Garnitur nach rückwärts zu verlegen, erscheint ein ausgesprochenes Lieblings-Motiv der dies-jährigen Sommermode. An dem runden Hut mit ringförmig getadelter Krempe, die vorn tief in die Stirn tritt (siehe die Vorderansicht auf dem farbigen Modenbild, Pl. 1175, Fig. 5), sind die mächtigen, nach der Seite sich verkrümmenden Schläppen aus schwarzem Roiré-Bande der Reihe nach aufgesetzt und durch ein faltig um den Kopf gelegtes Band gehalten. Drei Schläppen aus orange-gelbem Reppbande ruhen rechtsseitig auf der Krempe, unter die sich ein Halbstrang gelber und schwarzer gekräupelter Stoffen schmiegt. Mit derselben Skizze wird zugleich die Rückansicht des eleganten Umhanges aus schwerem Pompadour-Taffet, Fig. 4 des erwähnten farbigen Bildes, gegeben. Die Hülle gestaltet sich im Rücken als Cape, das sich in tiefen Falten um die Schultern legt, während die Vordertheile in schawlartigen kurzen Enden herabfallen. Berlin-Passementieren und Gaze-Pliffés mit abgepakt gewebtem Saum, die den unteren Rand begleiten, bilden auch die Hals-Garnitur, für welche die Pliffés theils als Bolant, theils rüschenartig überaus fleißig arrangirt sind. Schleife aus Pompadour-Stoff mit je zwei breiten, eingereihten Schläppen in der hinteren Mitte. K. K.



Runder Hut und Umhang aus Pompadour-Taffet. Rückansicht zu Fig. 5 u. 4 des farbigen Bildes Pl. 1175.



Besuchs-Toilette mit Gajaque Louis XIII.

— Dem höchsten Luxus gehören Blumen aus schwarzem Schiffon-Krepp mit bunten Blumensträußen bemalt; Blumen-Malerei schmückt auch die Bekleidung des Schirmes, dessen Stoc dann ein Sträußchen lebender gleicher Blüten ziert. So begnügen wir in der heutigen Mode überall dem Streben nach stimmungsvollem Farbenreiz, und es bedarf der Vorsicht und des Studiums, um das der eigenen Individualität Gemäße in Form und Farbe herauszufinden. J. A.

Wien. — Die dargestellte, ungemein geschmackvolle Be-

suchs-Toilette dürfte als distinguirtes Frühjahrs-Modell Beachtung verdienen. Zu einem weichen Tuchrock weiter Form, mit schwarzem Sammetband-Arrangement ist die schwarze Sammet-Gajaque Louis XIII. mit absteigenden, steif gefütterten Schößen und weissen Knebers versehen, denen Reihen schmaler Sammetbündchen, mit Zersittern benäht, aufgesetzt sind. Den innen schwarzen, außen weissen Hut schmücken Federn und Rosen.

— Als „Neuestes“ dürften wir an einer Hochzeits-Toilette eine ebenso leicht wie reich arrangirte Taille bewundern, deren Charakteristisches in dem durchbrochenen Oberhofs über stark decolletirtem Futter bestand. Von äusserst vornehmer Wirkung war an der schwarzen Toilette mit durchsichtiger Spitzenpasse und angeschnittenem Sturart-Kragen aus drahtgesteifter Spitze die Hermelin-Einfassung für Kragen und Kniesträger. K. B.

Paris. — Hochmodern und apart, sowohl in Form als Garnitur, ist ein flacher Hut aus breitem Vasegesecht. Der Kopf fehlt hier ganz; nach dem Scheitelhaar aufragend, trägt der Hut vorn nur einen hochstehenden Strauß rother Rosen mit Laubwerk, während die weitere Garnitur aus Tüll und einer Hülle von schattirten rothen Rosen ohne Blätter auf und unter dem aufstrebenden Rande an der Rückseite des Hutes angebracht ist, um die durch fehlenden Haartnoten am Hinterkopfe entstandene Lücke auszufüllen. — Der schnell beliebt gewordenen neuen Haarfrisur Louis XV. angemessen, ist das reizende Capote-Süßchen aus Bergkriemhild und Kellen mit hochstehender grüner Schleife. Auf einem Rande aus Spiegel-sammet ruhend, legen sich die zierlichen Blütensträuße, untermischt mit Immergrün-Zweigen, franzartig um den Haartnoten, diesen fast bedeckend. — Ein runder Hut mit edigem Kopf ist aus mo-



Hochzeits-Toilette mit Spitzenpasse und Hermelin-Besatz.

defarbigen Vast; er zeigt rechts eine Garnitur aus sächer-plüschtem Tüll, links einen großen Strauß schattirter Rosen mit hochstehendem Tuff aus Vandgras; um den Kopf legt sich gefaltetes Band aus Chamäleon-Seide. B. de G.

— Bezüglich der Stoffe für elegante, wie anspruchslose Sommergewänder findet die Farbenfreudigkeit der dies-jährigen Mode ihren charakteristischen Ausdruck in den Chiné- und Ombre-Mustern, die von der Seide auch auf baumwollene Gewebe übergegangen sind. Bevorzugt erscheinen unter den seidernen Stoffen die Taffetas Chiné à la Pompadour, das weiche leichte Gespinnst der „Cademire Avari“ sowie „Joulard Mironnelle“, weißgrundig mit buntfarbiger Palmen- und leicht gesammter Musterung. In besonders billiger Preislage liegen gestreifte „Bongé-Albani“ und „Laffetas Regit“ vor, ein einfarbig façonirtes Gewebe, das sich be-

sonders als Unterlage für reiche Spitzen-Arrangements eignet; denn Spitzen, entzückende Imitationen antiker Muster bis zur düstigen, reinweißen Tüllspitze, sind die Lösung der Sommermode, und selbst der Rod zeigt an den Vordertheilen vielfach aufsteigendes Spitzen-Gefälle. Für diese düstigen Gewänder treten, trotz aller Prophezeiung des Gegentheils, die blusenförmigen Arrangements wieder in den Vordergrund, verbunden mit



Capote-Süßchen aus Bergkriemhild und Kellen. Runder Hut mit edigem Kopf. wolkig absteigenden Ballon-Kermeln. J. J.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

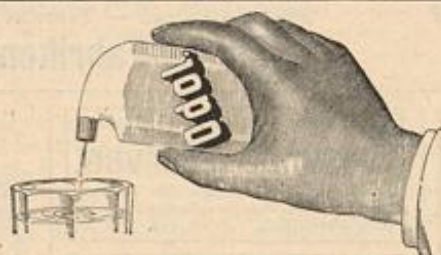
Farbige Vorlagen zu häuslichen Kunstwerken Nr. 3. — Rappendedel. Malerei mit Aquarell-Farben und Brennstift. — Unsere reizvolle farbige Vorlage, von Irene Braun in München entworfen, zeigt die zierlichen Himmelschäffler in Sträußen, wie als einzelne Blüten, und zwar nicht allein mit Blättern und Knospen, sondern völlig losgelöst oder wie Sternchen an einander gereiht. Während die Vorderseite des Buchdeckels ganz mit Blumen bedeckt ist, wiederholt sich auf der hier gleichzeitig dargestellten Rückseite nur der Langstreifen und ein einzelner flotter Blüthenzweig. Sämmtliche Contouren hat man mit dem Platina-Stift mehr oder weniger tief zu brennen. Zum Bemalen dient Aquarell-Farbe, die sich auf Brennpappe wie auf Holzgrund mit gleicher Wirkung anwenden läßt. E. J.



Rappendedel. Malerei mit Aquarell-Farben und Brennstift.

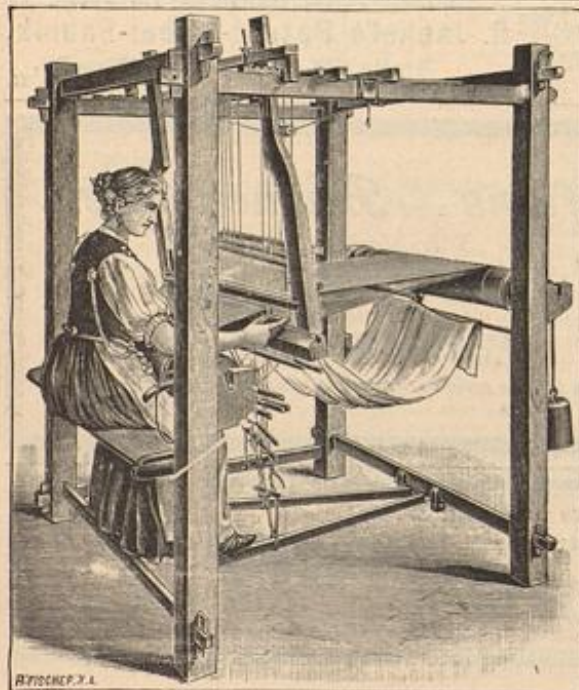
— Umhang aus Pompadour-Taffet: K. Falt, W. Jägerstr. 23.

F. M. Thompson, Zahnarzt in Antwerpen, schreibt in seinen Untersuchungen und Erfahrungen über die antiseptischen Eigenschaften des Odols: „Diese Resultate sind außerordentlich günstig. Odol ist ein Präparat, welches bis heute ohne Gleichen dasteht; seine Unschädlichkeit ist absolut, und seine antiseptische Wirksamkeit ist eine beträchtlich lang andauernde und verhindert durchaus sicher die Entwicklung der Mikroben, welche in die Mundhöhle eintreten.“



In Russland Rub. 1.50, Schweiz Frs. 2.50, Belgien Frs. 2.25, Holland fl. 1.—, Nord-Amerika 75 cents.

1/2 Fl. Odol Mk. 1.50, fl. 1.— ö. W. in Drogegeschäften und Apotheken. Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.



Schweizer Seide ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Seidenstoffe in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Foulards, Chinés und Rohseide von 95 Pfg. bis Mk. 6.85 per Meter.

Beste Bezugsquelle für Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und steuerfreier Versand von Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 10.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung
ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

— Berlin und Wien, 15. Mai 1896. —

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung
ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Radmeister von Vorderberg.

Von Arthur Schleitner in München.

(3. Fortsetzung und Schluß.)

Sestürzt über solchen Frevel an der Gesundheit tritt Frau Anna näher und ruft dem Mädchen zu, aus dem Wasser zu gehen, es könnte ja den Tod davon haben. Doch die Gerufene schüttelt den Kopf und fischt weiter.

„Um Gottes willen, Mädchen, was treibst Du?“

„Schladen fisch' ich!“ lautete die kurze Antwort.

„Eisenschladen?“

„Ja!“

„Komm heraus; ich befehle es!“ tönte es ernst und bestimmt von den Lippen der besorgten Frau.

Unwillkürlich gehorchte das Mädchen und stieg mit rothen Füßen aus der kalten Fluth.

Ob das Mäd'el bei Sinnen sei? fragte die Gemahlin des Erzherzogs zürnend.

„Gnä' Frau, seid's nôt böß, aber i muas ja Schladen fischen; haltet mi nôt auf, der Verdeant is eh kloa gnaa!“ Und wieder macht das Mädchen Anstalt, in den Bach zu steigen, um die frühere Beschäftigung fortzusetzen.

„Bleib da! Ich hab' mit Dir zu reden!“

„I bitt', gnä' Frau, vergönt mir die paar Kreuzer, — es wird eh glei Nacht!“

„Den Verdienst will ich Dir für heute gern ersehen. Warum fischest Du das Zeug aus dem Bach? Wie kommt die Schlade überhaupt ins Wasser?“

„Mit Verlaub, gnä' Frau; die Schladen wird hoasflüßig von oanige Deßen ins Wasser lassen, andere häufen's vor'm Blaahaus auf. Und wir arme Leut' derfen die Schladen außerfischen aus'm Bach, und's Gewerck kaaft uns aif'n die Schladen um oan' Kreuzer fürs Pfund wieder ab!“

„Warum das?“

„I woas a nôt mehra; die Leut' im Gewerck sag'n, es waar no eppas Eisen in der Schladen, und uns is der Frucklauf um die paar Kreuzer a Wohlthat.“

„Ach du lieber Himmel! Für wenige Kreuzer riskirt Ihr Euer Leben und steigt bei solcher Kälte in den Bach?“

„Is nôt so g'fährli; so lang d'Schladen hoas aus'm Blaahaus lauft, wird's Bachwasser aa eppas warm, — und kalt wird's erst spater.“

„Komm her! Hier hast Du etwas Geld! Wie heißt Du?“

„Mit Verlaub, gnä' Frau, i hoas Gittl, bin a Woast und logir' in an Häusl, wo's nei geht in die Nôß.“

„Ach ja, ich weiß; wo die kleinen Häuschen ewig im Schatten stehen, wie?“

„Ja, gnä' Frau!“

„Du hast also keine Eltern mehr?“

„Na, neammer nizen!“

„Auch sonst niemanden?“

Bögernd kam ein „Rein“ hervor.

„Wirst Du mir versprechen, im Winter nicht mehr nach Schladen zu fischen?“

„Schaugt's, gnä' Frau, muasst so was nôt von mir verlangen! Was i mit'm Spenferfriden und sunst bei



Frühling.

Nach dem Bilde von Dora Hüb in Verlin. — Siehe Seite 80.

der Handarbeit verbeian, roacht nôt zum Leben aus; Geld ham ma d'Eltern nôt z'rucklassen, gnetta sell kloans Häusl, und bald's halt dumper (dunkel) wird, und i neammer striden mog (kann), und es z'fruah zan Licht-ansteden is, ast'n geh' i halt Schlacken fischen, wie die andern Weiber und Deandln halt aa!"

„Wenn Du mir versprichst, das Schlackenfischen im Winter zu lassen, so kannst Du Dir alle Tage bei mir ein kleines Geldgeschenk holen. Aber Du mußt Wort halten, Gittl!"

„Ja, gnä' Frau; aber bei wem derf i denn nacher vorsprechen?"

„Komm nur ins Herrenhaus vom Gewerk Nr. 2."

„I dank! Aber nach wem derf i denn fragen?"

„Frag' nur nach der Radmeisterin!"

„Seid Es gar am End' die Frau Radmeisterin selber?"

„Ja, Gittl, die bin ich!"

„Seh, Maria und Joseph! Ist'n seid's ja gar die Frau vom Erzherzog Johann?"

„Ja, Gittl! Willst Du also Dein Versprechen halten?"

„Auf Ehr' und Seligkeit, gnä' Frau Prinzessin, ja, und dreimal ja! O heilig's Muatter Anna, die Frau vom Prinzen selber!" Und fassungslös starrte Gittl die Gemahlin des Erzherzogs wie eine Wunder-Erscheinung an, sodas die Radmeisterin die Gittl mahnen mußte, heimzugehen und warme Strümpfe über die erstarrten Füße zu ziehen. Nach vielen Büdingen schritt Gittl dann auch endlich heim, und im Gefühl, ein gutes Werk begonnen zu haben, begab sich auch Frau Anna nach Hause.

Einigermaßen neugierig, ob das Mädchen sich die versprochene Gabe auch abholen werde, wartete die „Radmeisterin" den Tag über auf Gittls Besuch; allein das Mädchen kam nicht bis zum späten Abend und auch nicht in den nächsten Tagen. Das fiel der gutherzigen Frau auf, und das Verschmähen der Gabe verletzte sie einigermaßen. Doch, konnte das Mädchen nicht krank geworden sein? Vielleicht liegt Gittl darnieder infolge des Schlackenfischens, ohne Pflege, einsam in ihrem Häuschen, wo sie sterben kann, ohne daß sich auch nur eine Seele um das kranke Mädchen kümmert. In heller Sorge machte sich dann am dritten Tage die „Radmeisterin" auf, Gittl zu besuchen. Nach einigem Herumfragen in den Häuschen am Eingang in den Röhgraben fand die edle Frau bald das winzige Häuschen, und in der kleinen Stube desselben die Gittl, in emsiger Stridarbeit begriffen. Erschrocken fährt das Mädchen auf, als es der hohen Besucherin ansichtig wird, und eine tiefe Rötze huscht über ihr Antlip.

„Grüß Gott, Gittl! Also nicht krank, wie ich fürchtete? Du bist wohl auf und fleißig bei der Arbeit! Warum bist Du nicht zu mir gekommen?"

„I, — i, mit Verlaab, gnä' Frau Prinzessin, i — hon — nôt, — i kann, — mit is 's nôt verlaabt worden!"

„Wie? Du hast mir doch gesagt, Du wärest elternlos, ohne Verwandte, — wer kann Dir denn dann verbieten, mich zu besuchen und die Dir versprochene kleine Gabe nebst etwas aus unjerer Küche zu holen?"

Verlegen schlägt Gittl die Augen nieder, sie weiß nicht, was sie sagen soll.

„Sprich, Gittl! Mir darfst Du die Wahrheit schon sagen; ich meine es gut mit Dir!"

„Sell glaab i aa, gnä' Frau! Aber —"

„Nichts aber! — Sag' mir die Wahrheit raus; wer hat Dir den Besuch im Radwerk verboten?"

„Der — der Hansl!"

„Wer ist das, der Hansl?"

„Seid's nôt böß, gnä' Frau! Der Hansl is der Kreuzweh-Hansl."

„Ah! Ein Burisch von unjerem Radwerk!"

„Ja, gnä' Frau, er is Erzförderer von Ent, und mir möchten gern, — mit Verlaab z'sagen, — heirathen!"

„Gut, und warum heirathet Ihr nicht?"

„'s Radwerk verlaabt 's nôt!"

„Wer?"

„'s Radwerk, der Berwejer nôt, und der Radmoaster a nôt!"

„Was? Mein Mann, der Erzherzog?"

„Ja und na. Die G'schicht is a so: im Arbeiterhäusl is foa Platz nôt für'n Hansl sein Weib, und so lang nôt baut werd oder sunsten was g'schieht, werd aus der Hochzeit halt nixen."

„D, jetzt geht mir ein Licht auf! Mein Mann hat, — wenn ich mich recht erinnere, dem Hansl, der ein braver Burisch sein soll, seine Unterstützung versprochen! — Ja ja, es ist schon so!"

„Ganz richtig, gnä' Frau! Versprochen hat der Kaiserliche Herr Radmoaster es schon, aber g'schehen is nixen, gar nixen, und die ganze Warterei is unafunst g'wesen!"

„Sei nicht böse darüber, Gittl! Meinem hohen Gatten liegen eben auch noch andere Dinge vor. Doch warum hat Dir der Hansl den Besuch bei mir verboten?"

„Der Hansl moant, wenn mir a arm waren, betteln braucheten mir dengericht nôt, und —"

„Da ist der Hansl halt zu stolz! Theilt er denn Dir von seinem Verdienst etwas mit?"

„Wohl, wohl! Eppas allweil, und gar z'viel hat er selm nôt."

„Schau, schau! Also stolz ist er doch, der Kreuzweh-Hansl und Du nicht minder! Was meinst Du, Gittl, soll ich mich um Eure Herzens-Angelegenheit kümmern!"

„Sell war schon recht von Ent, gnä' Frau! Aber wenn der Kaiserliche Radmoaster nixen ausricht', ast'n, moan i, werd —"

„Auch ich nichts ausrichten? Na, das wollen wir doch abwarten, Gittl! Ich will Dir etwas sagen: wenn Du willst, kannst Du bei mir in Aushülfe Arbeit finden gegen Bezahlung, und sobald der Erzherzog heimkommt, werde ich mit ihm über Eure Angelegenheit schon sprechen. Verlaß Dich darauf, Gittl! Und nun vertrau auf Gott und rechne auf mich; ich bin ja auch ein Steirer Kind, und die Steirer halten immer, was sie versprechen. Adje, Gittl!"

Ehe das Mädchen sich einigermaßen gefaßt hatte, war die hohe Frau schon zum Häuschen hinausgegangen.

IX.

Von dem Tage an, als der fürstliche Radmeister von Vorderberg das große Kreuz auf die Spitze des Erzberges hatte setzen lassen, hofften die Knappen, hauptsächlich der Vorderberger Gewerke, auf eine baldige Besserung der Grubenverhältnisse und fuhren, getreu den übernommenen Pflichten ein, wiewohl die Gefahr der Stollenarbeit unverändert fortbestand. Die unablässigen Bemühungen des Erzherzogs wurden auch der Knappenschaft hüben wie drüben am Erzberg bekannt, allein handgreifliche Erfolge wollten sich nicht einstellen. Immer wieder kamen Ingenieure zur Untersuchung der Verhältnisse im Abbau, eine Commission löste die andere ab; aber gebessert wurde nichts. Allmählich schwand daher das Vertrauen, wie die Hoffnung auf Besserung; doch wenn die Knappen zu murren begannen, daß sie trotz aller Versprechungen unter täglicher Lebensgefahr ansahen müßten, brachte sie der Hinweis auf den fürstlichen Gewerksherrn doch wieder zur Vernunft und zum Ausharren. Freilich dauerte die Geduldprobe etwas lange; Jahre waren schon ins Land gezogen, und noch immer war alles beim Alten geblieben.

So lange auch nicht neue Brüche stattfanden, und die Stollenbolzung, allerdings unter einer colossalen Holzvergeudung, immer ohne Unglück ausgewechselt werden konnte, kam es zu keinem Gruben-Strife, dank des guten, patriarchalischen Geistes der Leute. Einen weiteren Factor zur Hoffnungsbelebung, wie zur Ruhehaltung, bildete die reichliche Unterstützung der Radmeisterin vom Gewerk Nr. 2, die, einem Engel gleich, die Stätten der Armen aufsuchte, die Noth milderte mit offener Hand, Trost brachte und zum Ausharren ermahnte.

Im Herrenhause selbst hatte sich Gittl auf die freundliche Aufforderung hin eingefunden, sauber herausgeputzt, im einfachen Kattunröschchen. Unter dem leicht übergeschlagenen schwarzen Kopftuch lugte der Kopf hervor und etwas schüchtern blickten die hellen Augen. Verlegen stand das Mädchen im steingepflasterten Flur, nicht wissend, wohin es den Schritt lenken sollte im weiten Hause. Doch bald nahm sich ein weibliches Wesen aus der Küche des rathlosen Mädchens an und fragte nach dessen Begehre. „Ein Röhdeandl will zur gnädigen Frau Radmeisterin! So etwas ist noch nicht dagewesen! Ja, warum denn nicht gleich zum Erzherzog selber?" Solche Worte benahmen der Gittl gleich die Verlegenheit und Scheu; der trutzige Stolz regte sich augenblicklich, und schier schnippisch klang es von den zuckenden Lippen, daß sie es nicht nötig hätte, sich hart anreden zu lassen, zumal die gnä' Frau sie ins Herrenhaus bestellt habe.

Das „Kocherl" fattlete augenblicklich um, denn eine Bestellung ändert ja die Sache gründlich, und eiligt wurde die Kammerfrau in Kenntniß gesetzt, worauf schier im Handumdrehen die Gittl ins Gemach der Herrin gebracht wurde. Und so ward die Schlacken-fischerin in den persönlichen Dienst der Radmeisterin als Beihülfe der Kammerfrau gestellt, vorerst für die Zeit der Anwesenheit der Herrschaft im Gewerkhause. Gittl hätte freilich gern gewußt, wie lange dieses Provisorium dauern werde, aber das wußte ja die Radmeisterin selber nicht. So blieb Gittl denn tagesüber im Herrenhause und kehrte abends in ihr Röhhäuschen zurück, wo sehnsüchtig der Hansl oft schon wartete. Wie es doch merkwürdig zugeht in der Welt: statt daß er Platz bekommt in einem neuen Arbeiterhause für sich und sein junges Weib, ist Gittl ins Herrenhaus ge-

kommen; sie hat das Versprechen von der Radmeisterin, er die Zusage vom Erzherzog, und trotz alledem fehlt noch immer alles zur Trauung.

Hansl hat sich ein Herz genommen und gelegentlich, als er dem Berwejer in die Hände lief, mit diesem Beamten Rücksprache bezüglich seiner Hoffnungen und Wünsche gepflogen. Es hätte gar keinen Anstand, hat der Berwejer zum Hansl gesagt, im Gegentheil, der hohe Herr sei ganz einverstanden; aber bevor nicht die große Frage für Vorderberg gelöst sei, würde wohl auch nicht an Neubauten im Gewerkschafts-Rayon selbst zu denken sein. Und so hieß es immer wieder: Warten! Es müssen die Radmeister auf den Bescheid von oben warten, der Erzherzog selber muß sich in Geduld fassen, und daher wird wohl auch ein Sacramenter wie der Kreuzweh-Hansl es erwarten können, bis die Geschichte erledigt ist. Ja, der Berwejer wurde sogar malitiös und fragte den Hansl, ob es denn gar so pressire? Er werde noch lange genug im Ehejoch seufzen können!

„Was kannst dem obersten Beamten gegenüber machen? Nichts, und den Mund halten!" Und so schlich denn auch Hansl wieder in seinen Stall, inwendig so springig, daß er am liebsten Pech und Schwefel auf die ganze Gesellschaft herab gewünscht hätte.

Monate vergingen wieder; lange mußte der Erzherzog fern von seiner Gemahlin und dem Radwerke in Wien weilen, bis endlich eine freiere Zeit kam, und Johann nach Vorderberg eilen konnte. Inzwischen kämpften die Gewerke unter sich, einigten sich bis auf einen Opponenten auf dem Berg-Unions-Vertrag, der endlich unterschrieben und von der Oberbehörde genehmigt wurde.

Damit war das erste große der gesteckten Ziele erreicht! Jubel herrschte auf den Gewerken, Jung und Alt besprach das wichtige, frohe Ereigniß, hier unten im Thale, wie oben am Erzberg, wo die Knappen zum Kreuze wallfahrteten, Gott zu danken, daß das große Werk Johanns so weit gediehen wäre.

Um aber auf eigenem Grund des weiteren ein gutes Beispiel zu geben, ertheilte der Erzherzog den Befehl, sofort mit der Neu-Aufführung zu beginnen.

Nun gab es lachende Gesichter auf dem Gewerk des Fürsten! „'baut wird!" hieß die fröhliche Losung, die sich von Mund zu Mund fortpflanzte.

Naturgemäß machte Erzherzog Johann seiner lieben Gemahlin selbst und zuerst die Mittheilung vom Eintreffen der Vertragsbestätigung, wie von dem seinerseits gegebenen Befehl zum Baubeginne. Sie beglückwünschte den Gatten zu diesen Erfolgen, doch fügte sie hinzu, daß er beim Neubau ja nicht sein Versprechen veräumen dürfe.

„Welches Versprechen?" fragte erstaunt der Erzherzog. „Aber, liebes Männchen! Hast Du denn ganz und gar Deinen Kreuzweh-Hansl vergessen?"

„Ach, du lieber Himmel! Ja, den habe ich wirklich vergessen, und wenn ich mich jetzt recht erinnere, sogar schon zum zweiten Male! Es ist doch der brave Kerl, der Erzförderer, nicht?"

Die „Radmeisterin" nickte nur.

„Das will ich aber sofort gut machen! Ein Johann von Desterreich hält sein Wort! Der Kerl muß nun heirathen, meinethwegen doppelt und dreifach!"

„Aber Hanns!"

Noch in derselben Stunde wurde der Kreuzweh-Hansl ins Herrenhaus befohlen. Der Burisch aber war nicht aufzufinden, weder im Stalle, noch im Arbeiterhause. „Da seine Pferde fehlen, wird er wohl auf Erzförderung unterwegs sein." „Gut! Aber sobald er heimkehrt, muß Hansl sofort zur kaiserlichen Höhe, und wenn es zehn Uhr nachts werden sollte." Die Knechte versprachen, es dem Hansl bei der Rückkunft auszurichten.

Um ihrem Gemahl die Freude nicht zu verderben, hatte Frau Anna nichts an die Gittl verrathen. Allein das allgemeine Fragen nach ihrem Hansl mußte doch dem Mädchen auffallen, und ein froher Schreck fuhr ihr durch die jungen Glieder.

Aber Herrgott von Graz und Leoben! Wenn der Hansl jezt, wo's gilt, schon so unzuverlässig ist, und sich umhertreibt, was soll das erst in der Zukunft werden? „Na, Du freu' Dich!" flüsterte Gittl ingrimmig vor sich hin und lugte auf die Straße hinaus, ob er noch immer nicht daher komme. „Er ist doch sonst die Pünktlichkeit selber! Frühmorgens ist er mit seinen drei Pferden und den zwei Erztruhnen hinauf zum Erzberg, und längst müßte er da sein. Wenn es Winter wäre, könnte man an ein Unglück glauben, aber zur Sommerszeit, — was könnte denn jetzt passiren?! Und die paar Sam*) wird er doch wohl leicht und ohne Gefahr herabbringen!"

*) Dieses Wort kommt von Saum und bedeutet die Menge, die ein Saumthier zu tragen vermag (ca. 275 Pfund).

Längst sind die Faden der Bergmauer wieder grau geworden, auch die sommerliche Sonne muß hinter die Wände hinunter, und über dem schmalen Thalgraben liegt ein tiefvioletter Duft, in den die Hochöfen ihre qualmenden Rauchmengen senden. Von beiden Kirchen hat die Glocke den Abend eingeläutet; das himmelnd heimgekehrte Weidvieh ist schon lange in den kleinen Ställen der Arbeiterhäuser verjagt; die lange Gasse Vorderbergs ist menschenleer geworden. Jetzt ist auch die kurze Dämmerung vorüber, und schwarze Nacht verhüllt die steile Grabenenge. Gittl ist ängstlich geworden, der anfänglich freundliche Schreck ist ins Gegenteil umgeschlagen; sie sorgt sich nun um ihren Hansl und horcht an der Eingangstür des Herrenhauses hinaus auf die Bergstraße. Sie kann nicht heim und schlafen gehen, ehe Hansl nicht gekommen ist.

Horch! was ist das? Pferdegetrappel, schwere Schritte, Stimmen werden laut, aus deren Gewirr heraus zu hören ist: „Fahrt ihn zum Herrenhaus!“

„Allmächtiger Gott! Sie bringen den Hansl, — er wird gefahren, — also ist ihm was passiert!“ Wie Flugfeuer eilt Gittl dem Fuhrwerk entgegen und schreit in ihrer Herzensangst: „Was ist's mit'm Hansl?“

Die voraus schreitenden Männer geben Bescheid: Der Hansl wär' verunglückt, — droben wär' ihm ein Truhenrad über die Beine gegangen, und bis ein anderer Knecht nachkam, hat der Hansl am Hang hülflos liegen müssen.

„Hansl! Um Gott's willen! — Leb'st no?“ Und aufschluchzend wirft sich Gittl über den Erzwagen, in dem auf Stroh gebettet der Verunglückte, vor Schmerz stöhnend, liegt.

Die Knechte drängen zur Weiterfahrt; ob der Hansl ins Spital gebracht werde oder nicht, soll der Radmeister entscheiden. Darum vorwärts!

Vor dem Herrenhause angelangt, greift einer nach dem Seil der schweren Glocke, deren Schall im Nu alles alarmiert. Diener eilen mit Lichtern herbei, Fenster werden geöffnet, schon ist der Erzherzog an einem dieser und fragt mit markiger Stimme, was passiert sei. Und rasch wird Antwort gegeben: „Der Erzführer Hansl ist überführt worden, ein Rad ist ihm über die Haxen! Soll er ins Spital?“

„Nein! Bringt ihn herauf!“ befiehlt der Radmeister.

Von vielen Händen wird der Verunglückte aus der Truhe gehoben und ins Haus getragen. Auf Befehl des Erzherzogs schafft man ihn in ein Gastzimmer und bettet ihn sorgsam. Sofort wird auch nach dem Gewerkschaftsarzt geschickt. Persönlich überwacht der hohe Herr die ersten Hülfeleistungen; man macht dem Armen kalte Ueberschläge, giebt ihm zu trinken, indes sich die „Radmeisterin“ der einer Ohnmacht nahen Gittl annimmt.

Spät erst verläßt der Arzt das Haus, nachdem er noch dem Erzherzog über den Befund berichtete: „Eine böse Quetschung beider Beine mit theilweiser Knochen splitterung; doch ist ein Bruch des Knochens nicht zu constatiren.“

„Der arme Kerl!“ murmelt der hohe Herr und giebt Befehl, daß regelmäßige Nachtwache am Krankenbette des Hansl gehalten werde.

Und Frau Anna hat die jammernde Gittl gleichfalls im Herrenhause untergebracht, auf daß sie morgen gleich selbst die Pflege ihres Bräutigams übernehmen könne.

X.

Am rührigsten wurde jetzt am Kreuzweg-Gewerk gearbeitet, doch überließ der hohe Radmeister die Beaufsichtigung dieser Maßnahmen ganz seinem erprobten Verweiser; ihn selbst beschäftigten neue Gedanken, die auf den Abbau im Erzberg zielten. Sorgsam erwog der Erzherzog seine weitausschauenden Pläne, ließ Fachleute zu Besprechungen kommen und gab auf Grund dieser Conferenzen Befehl zur Vornahme von Niveau-Studien, zur Anfertigung von Grubenkarten, die ein klares Bild über das Innere des Erzberges verschafften und ließ durch Ingenieur-Offiziere Nivelirungs-Arbeiten vornehmen, die den großen Gedanken des Fürsten der Realisation näher bringen sollten, nämlich den des Baues einer Eisenbahn vom Erzberg bis nach Vorderberg zur billigeren und rascheren Erzförderung.

Es darf wohl begreiflich erscheinen, daß der Reformator des Eisenwesens die Kleinigkeiten des Alltagslebens hierüber manchmal vergaß und in zartester Weise von seiner holden Gemahlin gebeten werden mußte, sich selbst mehr zu schonen und der übrigen Mitwelt doch auch etwas Beachtung zu schenken. Willig beeilte er sich dann, durch besondere Liebenswürdigkeit solches Vergessen wieder gut zu machen.

So kam dem Radmeister nach seiner Rückkehr von Wien auch der in seinem Hause verpflegte Knecht wieder ins Gedächtniß, und sofort erkundigte er sich nach ihm.

„Ja, der Hansl! Der ist seit einiger Zeit wieder

auf den humpelnden Beinen; aber mit der Förderarbeit ist es aus, Hansl ist ein Krüppel geblieben!“

„Was machen wir nun mit dem armen Burschen, liebe Anna?“ fragte der hohe Herr.

„So weit ich informirt bin, wartet er noch immer auf den Heiraths-Bescheid!“

„Ach, du lieber Himmel, meine Vergeßlichkeit! Bei der kommt das Pärchen wohl eher in den Himmel, als in den Hasen der Ehe! Die Leutchen werden eine schöne Meinung von mir haben! Alles versprechen und nichts halten! Das sieht dem Erzherzog Johann gar nicht gleich, und doch ist es so! Willst nicht Du, Kennchen, diese Sache in die Hand nehmen?“

„Von Herzen gern, lieber Mann! Aber es wird doch wohl Deine Sache sein, zu bestimmen, welchen Erwerbsposten Du dem krüppelhaften Hansl zuweisen willst!“

„Ja so! Freilich, das geht den Radmeister an! Ich will mit dem Verweiser sprechen!“

„Bitte, Hanns, erledige diese etwas überlang währende Angelegenheit doch lieber sofort, es könnte Dir abermals etwas in die Quere kommen, und der arme Bursch würde wieder vergessen!“

„Ei, ei, wie mißtrauisch mein Weibchen geworden ist!“

„Habe ich Unrecht?“

„Nein, nein! Laß mir den Verweiser kommen!“

Rasch war der alte Beamte zur Stelle, und nun ward es ernst. Man rieth hin und her, bis dem Verweiser einfiel, daß man den Hansl, der etwas von der Gärtnerei verstand, zum Gewerkschaftsgärtner und Gemüse-Einkäufer machen und ihm im Anbau des Hauses eine kleine Wohnung anweisen könnte.

„Wann kann das sein?“ fragte der Erzherzog.

„Sofort, wenn Kaiserliche Hoheit es befehlen!“

„Gut, ordnen Sie das Weitere an; veranlassen Sie die Beschaffung seiner Papiere, der Ehe-Consens ist meinerseits erteilt. Der viel besprochene, oft vergessene Hansl kann heirathen, meinethwegen schon morgen, und für eine entsprechende Aussteuer des armen, braven Kerls komme ich auf. Besorgen Sie alles, lieber Verweiser, und verrechnen Sie die Kosten auf mein Conto!“

Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung entfernte sich der Beamte, und der Erzherzog fragte jetzt seine Gemahlin: „Bist Du nun zufrieden?“

„Nicht ganz, Hanns!“

„So, was fehlt denn noch in dieser Staatsangelegenheit?“

„Deine Erlaubniß, daß ich mich in gleicher Weise der Braut annehmen darf!“

„Die hast Du!“ rief der Fürst und schloß die Gattin in seine Arme.

Ein wichtiger Tag für Vorderberg war gekommen; das Berggericht sandte im Mai 1831 die Entschliebung des Kaisers über die erneute Bitte der Radmeisterschaft um vollständige Sicherung ihrer benötigten festen Erzbergsohle, und die allerhöchste Resolution bewilligte die Bitte. Damit sollte aber diese Angelegenheit endgültig erledigt sein, und neue Abtretungsbitten dürften nicht mehr eingebracht werden.

Das war wieder ein Sieg des fürstlichen Radmeisters! Die Dankbarkeit der Vorderberger kannte keine Grenzen mehr. Lächelnd nahm der hohe Herr die Dankesbezeugungen der Gewerksherren entgegen und schwächte die Huldigungen für seine Person ab durch die Mahnung: „Danket dem Kaiser!“

Eine Herzensfreude war dieser Tag, aber vor allem auch für Hansl und Gittl, die vom Priester endlich vereinigt wurden. Reich beschenkt der Fürst und seine Gemahlin das Brautpaar, und zum Freimahl für die Gewerksarbeiter erschien das hohe Paar persönlich, um den jungen Eheleuten Glück zu wünschen.

Herrschte da ein Jubel im Kreuzweg-Gewerk! Helle Zaucher ertönten, die Burschen jodelten nach frischer Steirerart, und bei Zitherklang ertönte das Preislied auf Erzherzog Johann, das also beginnt:

Der Erzherzog Johann
Diab' d' Steirisch'n Leut,
Drum is halt da Johann
Ihr oanzigi Freud!“

„Glücklich der, dem diese Steirerherzen so warm entgegen schlagen!“ jagte der Fürst, als er, nach dem Verlassen des Festes, sich dem feurigen Dank des Hansl's und seiner noch glückseligern Frau Gittl entziehend, mit der Gattin am Arme, dem Herrenhause zuschritt.

An jenem Abend fuhr keiner der Vorderberger Häuer an, dafür kamen sie mit ihren Grubenlichtern noch vor das Herrenhaus ihres Radmeisters, die Knappschäftsmusik voran, und was in Vorderberg Beine hatte und ein farbig Lämpchen aufstreifen konnte, stand in der engen Gasse, um sich an der Ovation für den Erzherzog zu beteiligen, die niemand angeordnet, niemand befohlen

hatte. Wohl noch niemals ist aus so dankbarem Herzen ein Fackelzug zu stande gekommen!

Mit Thränen der Nührung stand die „Radmeisterin“ auf dem Balkon, und auch dem Erzherzog zog wohl der Gedanke durch den Sinn, daß diese Leute jederzeit willig sterben würden, um ihrem Fürsten das Leben zu retten.

Bergfeuer flammten von den Höhen auf. Heimlich war das Holz hierzu hinaufgeschleppt worden. Das flammende Roth strahlte über die gigantischen Felsmauern, und auf dem Hang gegenüber dem Herrenhause erglänzte in unzähligen Lichtern ein J und A in zauberhafter Pracht: Johann und Anna!

Nachdruck verboten.

Feodosia Gorbynowo, die Veterin von Moskau.

Skizze aus dem modernen Rußland von E. Eschricht in Lübeck.

(Fortsetzung.)

Lin dreiviertel auf sechs Uhr hielt das Coupé auf der Straße, und mit Hülfe von zwei Dienersinnen, dem Portier und dem Lakaien wurden die drei Damen darin aufgenommen. Frau Demidoff nannte dem Diener mit leiser Stimme die Straße und das Haus, wohin die Fahrt zu machen wäre. Jedoch hielt man, wie immer, zuvor bei der Kapelle der Obersten Mutter Gottes an, um der Heiligen die Füße zu küssen. Die Damen betreten die Stufen des Vorraumes, als gerade das wunderthätige Bild zu einem Besuche geführt wurde; es lehnte in seinem schwarzen Parade-Wagen, von sechs schwarzen Rappen gezogen; ein feiner Schnee rieselte hernieder, und Kutscher und Bediente, die barhäuptig fahren mußten, hatten sich zum Schutze ihre, an den vier Ecken mit Knoten versehene Tschentücher auf die Köpfe gelegt. Das Berlenneq um ihr Haupt und die funkelnden Brillanten ihrer Krone, ihres Hals- und Ohrengeschmückes blühten noch einmal vom Bilde Maria's über die sich tief neigende Menge, dann schwand die ehrwürdige Erscheinung. Die Demidoffs schloffen sich nun der Strömung zur Rechten an und näherten sich so Schritt um Schritt der offenen Kapelle, gingen eine hinter der anderen den engen Gang hinter dem Altar herum, hinter welchem nur die Stellvertreterin der Jermolka in ihrer milden Ruhe thronete. Auch ihr wurden die Hände und Füße geküßt. Zur Linken traten sie heraus, nachdem sie reiche Spenden auf den Altar niedergelegt hatten. Dann wurden die bettelnden Nonnen bedacht, und ebenfalls die Bettler, die ihre gemieteten und bezahlten Plätze einnahmen; von ihnen sagt man, daß oftmals die Prachthäuser, in denen sie irgendwo ein kleines Stübchen bewohnen, ihr Eigenthum sind. Dort kleiden sie sich um und fahren in die Eremitage, wenn sie Kosmopoliten, zu Tjeftom, wenn sie strenge Slaven sind, um sich hier an Kohl- oder Sterletsuppe und einem echten Rastigen zu erlaben.

Der Schnee fiel nicht mehr; der hier oben immer aus irgend einer Dimmelsrichtung heranziehende Wind warf die leichte weiße Schicht spielend zwischen den Steinen hin und her; der Mond stand klar am Himmel, und ein feines, bräunlich getöntes Gewölke jagte dann und wann an seiner durchscheinenden Scheibe vorüber. Ueberall Lichtschein, Leben und Bewegung, Glanz und Größe. Oben die sanftleuchtenden Gestirne, aus der Kapelle ein Märchenschein von unzähligen, dicht zusammengebrängten Kerzen und dem Funkein der goldenen Flachrahmen, der blügenden Gefäße und Juwelen; ringsum Gas und elektrisches Licht, die Iswoschtschids und Troikas mit ihren Laternen wie Leuchtstäbe durcheinanderschwirrend.

„Gott sei Dank!“ jubelte Marja, „ich denke, morgen giebt es schon Schnee genug für die Schlitten!“

Der Wagen wendete nun über den Rothen Platz, vorbei am gigantischen Denkmal Puscharsky's und Minins. Es ist das erste eindrucksvolle Stück russischer Geschichte, das Eltern oder Wärterin dem jungen Kinde zeigen, wenn es in die Welt hinausgeführt wird. Dieses sieht den Mann aus dem Volke, der dem Fürsten das Schwert in die Hand drückt mit der Zusicherung und dem Bedrui: „Steh auf, steh auf! Befreie dein Vaterland von der polnischen Knechtschaft! Von der Wolga bis ans Meer, von der Moskwa bis Nischny Nowgorod, — sie folgen Dir alle! Steh auf! Steh auf!“

Langsam fuhr hier der Wagen vorüber; Marja liebte diesen Platz leidenschaftlich, und die Leute waren darauf instruit. Sie blickte schwärmerisch zu der lebensvollen Gruppe empor: „Ach Mütterchen, Mütterchen! — Eine große That möchte auch ich vollbringen dürfen, — eine befreiende, erlösende! Ach, — das Gute ist doch das Beste auf der Welt!“

Pawlina lachte ganz laut. Die Mutter, — die echte Mutter Marja's, — verstand ihr Kind; auch in ihr lebte eine Veranlagung und Tüchtigkeit, die nicht zum wenigsten dem Gatten bereinigt behülftlich gewesen war, ein „Großer“ zu werden. Sie befand sich nun auf dem falschen und nutzlosen Wege, auch „groß“ zu scheinen, — aber selbst auf diesem langweiligen Abwege leistete sie Tüchtiges und hatte ihre Erfolge.

Sie strich lieblosend über ihres Kindes Gesicht und sagte sanft: „Kleine Schwärmerin! — Wer weiß, was Gott auch Dir noch zugebacht hat!“

Sie fuhr nun durch die Nikolew's Pforte, sich innig vor dem Heiligen betreuend, auf den Kreml. Zu ihrer Linken strahlte heller Kerzenschein aus den langen Fensterreihen der Fassade des Senats-Gebäudes; zu ihrer Rechten tropte das ungeheure Arsenal mit seiner dunkeln Reihe von eroberten Geschützen vor der Front.

Aus dem Tschudow-Kloster neben dem Senat tönten die vollen Chöre der Mchgefangen, und ein helles und dumpfes Modenklingen ging von nah und fern, von der Stadt unter ihnen, von allen Kirchen ringsumher. Wie ein Wächter der Jahrhunderte hob sich zu ihrer Rechten der alte Iwan Belidch-Thurm mit Gerüsten umstellt, — alles für die bevorstehende Krönung; hinter und neben ihm, ihrer goldenen Colossal-Platten zur Renovirung entkleidet, ragten die mächtigen Drahtkörbe der Kuppeln des Uspensky Domes, vor dessen Kiozostas mit der Vermeille-Band die Salbung des Kaisers mit dem ge-

— es ist derselbe! Einmal hat er auch unseren Regenschirm heil gemacht, — wir hatten alle vier nur einen! Kind, sagte er, einer ist genug! Früher gab's gar keinen! Ich glaube, das ist der Nest von diesem verdammten Napoleon, der hat die Dinger erfunden und hierher gebracht! — Und siehst Du, auch diese Frau kenne ich, die große Blonde! — Sie durfte nie die dünne, ärmliche Studentemäsche plätten, weil sie wie ein Mährchen plättete, so mit Geräusch und Stürzen und Raschheit. So was verträgt keine Studentemäsche! sagte ärgerlich ihre ruhige Nebenarbeiterin. Ich holte unsere weißen Osterkleider ab, damals konnten wir sie schon waschen lassen, und ich sah so gern zu!

Hörbar seufzte Madame Demidoff und Paulina zürnte: „shocking!“

Mitunter fragte der Kutscher Vorübergehende oder die Schupleute. Hier mußte die Adresse sehr bekannt sein; alle beeilten sich und unterwiesen den Fragesteller.

Nun ging es um die Perivol in eine noch schmalere Straße; sie war von einer Wagenburg gesperrt. Mehrere Schupleute standen vertieft zur Wahrung der Ordnung; hier war das Reich Feodosia's.

Die Damen verließen das Coupé und gingen bis an das schmale einständige Haus, das seine Haustür an der Seite hatte und zwei Fenster zur Linken, wie alle diese kleinen Häuschen in den ärmeren und armen Straßen.

Der Eingang dunkel, die Schwelle auf und ab, eingerichtet zum Hinfallen an Ort und Stelle.

Marfa war förmlich froh und ausgelassen: „Gerade so, gerade so war es auch bei uns!“ sagte sie leise der Mutter ins Ohr.

„Jetzt aber jaweig davon, ich bitte Dich, Kind!“ Da umfaßte die Kleine ihre Mutter stürmisch, bog ihr Gesicht zurück und küßte sie leidenschaftlich.

Vom Hintergrund der schmalen Flur hob sich die Treppe nach der Front oben hinauf; von dort schiedte eine kleine schwärende Lampe einen Schimmer von Licht und eine Jupiter-Wolke schwärzlichen Geruchens zu den Emporklimmenden nieder. Oben empfing sie ein Mann in rother russischer Mittelbluse, gelbe Latschen unterm Arm. Er verbeugte sich feierlich und ungeschickt und sagte: „Es ist schon übervoll!“ Auf dem kleinen Vorplatz und in der geöffneten Tür standen Herren und Damen aneinander gedrängt; der Mann postierte sich sofort vor die zweite geschlossene Tür. Man schob unter Lachen und Plaudern, aber alles ganz leise, die drei vorwärts. Eine Frau tauchte aus der vornehmen Gesellschaft auf und führte die Damen, eine hinter der andern, in die Stube. Es war ein langer schmaler Raum, wie ein Schlauch; die Fenster gingen in den Hof. An der gegenüber liegenden Wand stand in der Mitte ein großes Bett, das fast die ganze Breite bis zu den Fenstern füllte. Auf dem Bett hockte ein Weib mit seinen acht Kindern, von zwölf Jahren bis zum Säugling, alle schmutzig, verwildert und ungelümmt; sie sahen wie in einem Leiterwagen. Der übrige Raum war ausgefüllt mit Menschen, die sich anlehnten, auch zum Theil zusammengedrängt auf ein paar Stühlen saßen. Auch hier eine summende Unterhaltung und eine genaue Betrachtung der abgesperrten Familie, mit der man zuweilen Worte wechselte; die Kinder lauten Bonbons, damit sie ruhig blieben.

In den Seiten des Bettes führten Türen in die zwei Vorderzimmer. Im ersten war das eigentliche Empfangsfeld Feodosia's. Eine Ecke war von einem Altar ausgefüllt, mit einem großen Heiligenbilde darauf, das bis an die Decke reichte. Von dieser leuchtete die ewige Lampe herab. Auf der Bettstelle, auf der Ofenbank, auf Tischen und Stühlen lehnten und saßen Menschen unter ringsum aufgehängten alten Kleidern und Pelzen. Es war, wie in einer Trödelbude. Ein starker Duft von Parfüm, daraus sich der sehr beliebte Moschus bedäunend heraus hob, kämpfte mit Stidluft und Hitze. In die Hütten der Armuth hätte wohl kaum einer von diesen vornehmen Gästen sonst jemals den Fuß gesetzt! Bianca hatte die Situation recht geschildert: es war ein neuer Sport, ein Rennen mit Hindernissen, pilant durch seine Außergewöhnlichkeit.

Die führende Frau klopfte nun an die Wand zum Nebenzimmer, dicht bei dem Altar; hier hörte man eine singende Frauenstimme. Die Frau klopfte noch einmal und rief dann: „Lilavetta, Du mußt Herrschaften einlassen!“

Die singende Stimme, die wohl ein Kind einlullte, das heftig schrie, antwortete, in der Melodie fortjährend:

„Laß kommen herein, nur wech nicht mein Kind!
Es schläft wohl bald ein, wenn stille sie sind.“

Man lachte amüßert über diese unerwartete Extra-Unterhaltung.

Mühsam arbeiteten die Demidoff's sich hinter der Frau zurück, am Bett der kinderreichen Frau vorbei bis an die zweite Tür, die nun von Innen erschlossen wurde von der weiter singenden Mutter. Die kleine Stube war sauber und freundlich. Ueber dem Bett, auf dem zwei kleine Kinder ortig saßen, hing an der Decke die Wiege, eine viereckige, nicht sehr hochbordige Kiste, in der der Säugling lag; die Mutter schaukelte ihn weiter, ohne ihren Gesang zu unterbrechen; das Kind schrie dann und wann auf. An Fenster hockte in ihrem Bauer eine Elster; ein Herr und eine Dame sahen dicht daneben. Die führende Frau schob den neuen Gästen Stühle hin und bemerkte: „Sie werden wohl eine Stunde warten müssen.“ worauf die Elster mehrmals fröhlich antwortete: „Nitschewo, nitschewo!“ Sonst sprach niemand, es war still hier und eine ziemlich reine Luft; dann und wann hob der Säugling das runde Glasöpfchen und guckte über den Kistenrand auf die fremde Gesellschaft.

Marfa musterte die Familiengruppe mit Entzücken. „Liebe Frau, lassen Sie mich das Kind einmal sehen und nehmen?“

Sofort erwiderte das Glasöpfchen mit einem Automaten-Ruf, knippte aber alsbald wieder zurück. Marfa stieg auf ein Fußbänkchen, um es betrachten zu können. Es war mit Wickelhändern von den Fesseln bis zum Kopf fest umschürt, und Marfa sagte: „Wie reizend! Wie eine Schmetterlingspuppe!“ Wie sie hinabstieg, fiel ihr Blick auf den Herrn am Fenster. Dieser war ein noch ganz junger Mensch, mit rund geschornen Haaren; das hübsche Gesicht hielt er tief geneigt: Marfa sah, daß er die Lippen im Gebet bewegte, sich auch dann und wann bekreuzte. Seine junge Begleiterin bemerkte zu ihr: „Ach ja, das Kind ist zu niedlich; es vertreibt uns die Zeit, denn man muß oft lange warten! Wir kommen aber noch vor Ihnen dran, wenn Sie nicht sehr leidend sind!“

„Nein, nein, ich bin wenig leidend!“ sagte Marfa mit einem Schelmengesicht, „ich glaube, nicht leidend, als zum Beispiel Sie!“

„Ja ich! Um mich ist es nicht!“ Und sie wies auf ihre Augen und dann mit einer sprechenden Geberde auf den jungen Menschen.

Marfa begriff plötzlich: der junge Mensch war blind.

In diesem Augenblick ließ man noch eine ältere Dame eintreten, die gar nicht erst angemeldet war. Ein Livree-Diener mit breiter Borte um den Hut hatte sie bis zur Thür geleitet, dann trat er ehrerbietig zurück. Augenblicklich erhob sich die junge Dame und sagte: „Ach bitte!“ indem sie ihren Holzstuhl vorrückte.

Mit leichtem Kopfschmerz nahm die Dame an und setzte sich. Marfa rückte seitwärts und winkte der Höflichen, die sich auch sogleich zu ihr auf den Stuhl setzte und ihr ins Ohr flüsterte: „Jene Dame ist die Großfürstin . . .“

Leise gab Marfa diese Nachricht weiter an die übrigen. Staunen und Ehrerbietung ergriff Frau Demidoff so heftig, daß sie wie betäubt dasah. Endlich sagte sie: „Erbarmung! Danken wir allen Heiligen, daß wir hierher gekommen sind, sie müssen uns ja selbst geführt haben!“

Die hohe Dame nahm ungenirt ihr Vorkorn und betrachtete die auffallend erregte Stepanila Carlowna, dann alle übrigen, und endlich auch die beiden buntbemalten Tassen, die auf der Kommode standen. Ein Glas mit Aufschriften nahm sie in die Hand, um zu lesen. Aber die Elster liest keine Ueberschriften und rief herrisch: „Nitschewo, nitschewo!“ worauf die Dame halb erschrocken das Glas wieder hinsetzte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Pfingstabend.

In dem Bilde von P. Hey in München.

Siehe Seite 76 und 77.

Vorabend-Klänge, Pfingstfestboten!
Durchs Vorstadtkirchlein, kühl und kahl,
Schallt laut, in langen, vollen Noten,
Des alten Cantors Pfingst-Choral.
Verstohlene Fliederdüfte wehen;
Auf zum Gewölb' schallt ernst und rein
Das alte mächt'ge Christenfehen:
„Komm, heiliger Geist, fehr' bei uns ein!“

Nah ist der Greis am letzten Ziele;
Die Hände, ach, wie weß, wie alt!
Doch brausend tönt aus seinem Spiele
Die ganze hohe Pfingstgewalt.
Er gleicht dem morschen Lindenstamme,
Den frischer Lenzes-Odem strafft,
Der Pfingstgeist lebt in ihm, die Flamme,
Die felsstarke Glaubenskraft.

Durchs Fenster glüht der Sonne Feuer,
Die Brut der Schwalben schwagt im Nest.
Nichts ist dem alten Mann so theuer,
Als solch ein Abend vor dem Fest.
Ist doch in ihm auch Sabbathelle,
Nach stille Feierabend-Lust,
Froh sieht er vor der dunkeln Schwelle,
Vorabend-Stimmung in der Luft.

Schon sieht er's strahlen durch die Chore,
Und freudig träumt er sich empor
Von seines Kirchleins liebem Chore
In einem höhern, sel'gen Chor.
Des stillen Raumes kahle Leere
Durchschallt es mächtig, ernst und rein,
Das alte Glaubenslied, das hehre:
„Komm, heiliger Geist, fehr' bei uns ein!“

frida Schanz.

Nachdruck verboten.

Pariser Plauderei.

Von Dr. Käthe Schirmacher in Paris.

III.

Der Internationale Frauen-Congreß.



Ich glaube, ich habe in diesen Abirrtagen die französische Revolution verstehen gelernt, und zwar durch persönliche Anschauung. Welch ein Publicum folgte dem Congreß! Die bewegte See ist nichts dagegen, so hat es hin- und hergeschäumt, gezischt, geraßt, getobt, um gleich darauf unter dem Einfluß eines Redners, oder einer Rednerin, die ihm gefielen, die es zu nehmen wußten, still, folgiam und dann wieder ganz begeistert zu sein. — Ich habe nie in meinem Leben etwas Ähnliches gesehen, wenigstens außerhalb Frankreichs nicht! Im übrigen riesen die stürmischen Sitzungen des Congreßes mir die ebenso stürmischen Versammlungen der hiesigen Gesellschaft für National-Oekonomie ins Gedächtniß. Diese pflegen in dem gleichen Saale wie die Congreß-Sitzungen stattzufinden, und etwa drei Wochen vor dem Congreß habe ich gesehen, wie das Podium der National-Oekonomen von protestirenden socialistischen Studenten gestürmt wurde, wie Papierfugeln und Papierpfeile durch die Luft flogen und man den Redner zwei volle Stunden lang systematisch unterbrach, durch Singen von Wasenhauern, seine und grobe Bemerkungen, Stampfen, Zischen und Schreien.

Derselben Mittel bediente sich im Princip ein Theil des Congreß-Publicums, das überwiegend aus Frauen, aber auch aus Männern bestand. — So nöthig ich es nun erachte, gerade

in der Frauenbewegung mit Männern zusammen zu arbeiten, offen gestanden: hier auf dem Pariser Frauen-Congreß haben sie uns geschadet; denn sie haben die Angriffsweisen des französischen Parlaments, die Demonstrationen der Straße und die Sitten des Studentenviertels in die Versammlungen des Frauen-Congreßes hinein gebracht, die damit nichts zu thun hatten, damit nichts zu thun haben dürfen. Das war der große Fehler des Congreßes. Die Gegenwart der Frauen hat die schlimmsten Ausschreitungen allerdings verhindert; die Anabenstreiche, wie ich sie oben von den Versammlungen der National-oekonomischen Gesellschaft geschildert habe, sind nicht vorgekommen, aber geschrien und unterbrochen hat man doch immer noch zu viel. Keiner der Zuhörer konnte sich entschließen, nur Hörer zu sein, es sigelte ihn so lange, bis er seinem Witz in Zwischenrufen Ausdruck gegeben hatte; und wenn man ihm sagte: „Lassen Sie doch das Präsidium für Ordnung sorgen, Sie sind ja nur hergekommen, um zu hören!“ so war er sehr verwundert. — Ein Wort genügt eben, um die ganze Versammlung in helle Begeisterung zu setzen, ein Tonfall, eine Lächerlichkeit, um sie wie vom Strid loszumachen. Gewinnt man diese Leute aber, so folgen sie mit einer Heftigkeit, wissen jedes Wort zu erfassen, jede Absicht mit zu fühlen, daß es eine Freude ist. — An Intelligenz fehlt es ihnen nicht, wohl aber, leider Gottes! an Zucht. Und ich habe während dieser acht Tage oft empfunden, welch ein moralisches Uebergewicht unsere preussische Disciplin über die vielleicht noch höher begabten, aber muthwilligen romanischen Rassen uns giebt.

Hier über die einzelnen Verhandlungen des Congreßes Bericht zu erstatten, ist nicht der Platz. — Der Hauptzug der Versammlungen lag darin: auf allen Gebieten der Frau den Platz neben dem Manne zu geben und sich ganz besonders mit dem Lose der „arbeitenden“ Frauen zu beschäftigen. In diesem Punkte haben einige Führerinnen der socialistischen Frauenbewegung nicht ohne praktische Einsicht gesprochen, besonders Madame Vincent und Madame Koppe, die in Gesetzen und Statistiken bewandert sind. Daneben haben wir dann viele socialistische Declamationen gehört, besonders von Madame Léonie Rouzade und Madame Paule Mund, die das Publicum auch nur mit „Citoyens, Citoyennes“ anredeten.

In dem aufgeregten Congreß Ordnung zu schaffen, diese schwere Aufgabe siel hauptsächlich Madame Pognon, der sehr eleganten und gewandten Vorsitzenden der Société pour le Droit des Femmes zu. Sie hat sich glänzend bewährt; bald fest, bald liebenswürdig, bald befehlend, bald bittend, ist es ihr gelungen, die unbändigen Elemente in gewissen Grenzen zu halten. Gegen das Einschreiten der Polizei war das Comité von Anfang an gewesen; als man am vorletzten Tage sah, daß die Leidenschaft den Siedepunkt erreicht hatte, beschloß man an der Saalthür durch Congreß-Mitglieder etwas die Spreu vom Weizen scheiden zu lassen, und am Sonntag Nachmittags ließ eine Reihe Polizisten nur die mit Karten versehenen Mitglieder herein; aber im Saal selbst hat sich kein Polizeikäppi zeigen dürfen, und Madame Pognon hat es durchgesetzt, durch weiblichen Einfluß die Menge zu bändigen. — Andere haben neben ihr mit Verstand und Schlagfertigkeit präfidirt, so Madame Potonille Pierre und Mademoiselle Bonneval. Das Ehren-Präsidium lag ein für allemal in den Händen von Madame Ferrère-Deraismes, der Schwester der verstorbenen Maria Deraismes, die die französische Frauenbewegung eigentlich erst geschaffen hat. — Wir fremden Delegirten wurden zur Vervollständigung des Bureaus natürlich auch hinzugezogen. Belgien war durch Dr. jur. Marie Popelin vertreten; Holland durch Mademoiselle De Boich Kemper und Mademoiselle Haighon, Friesland durch Maiktt Friberg, Schweden durch Madame Sachs, Italien durch Madame Mariani. Aber wir waren bei weitem nicht so vollzählig, wie 1893 in Chicago, wo wir die städtische Anzahl von über fünfzig fremden Vertreterinnen bildeten.

In dem Tumult des Saales habe ich oft an jene Chicagoer Tage gedacht und den Pariserern etwas von dem kalten Blut, der parlamentarischen Gewohnheit jenes amerikanischen Publicums gewünscht. Was übrigens die Zuhörer erregte und zu Demonstrationen trieb, war — nicht die Frauenfrage. In dem ganzen Congreß hat sich, seiner Richtung gemäß, nicht eine Stimme gegen das Princip der Gleichberechtigung der Frau auf rechtlichem, politischem und socialem Gebiete erhoben. Was die Leidenschaften hier erregte, das waren socialistische Principien, welche Demonstrationen seitens der bürgerlichen Partei hervorriefen; ferner die unvorsichtige Verührung der elsass-lothringischen Frage, die einen wüthenden patriotischen Ausbruch zur Folge hatte. Endlich erweckten auch religiöse Grundzüge auf der ganzen Linie Feuer. Die socialistische französische Frauenbewegung will sich nämlich völlig religionslos verhalten, und so kam es, daß, obgleich alle Parteien darüber einig waren, ein Ruhetag in der Woche müsse sein, gerade der Sonntag, weil er „einen religiösen Charakter“ trägt, großen Widerstand fand.

Bei so heissem Boden, — die Befprechung dieser sozialen, patriotischen und religiösen Fragen konnte der Congreß nicht umgehen, weil er sich mit den Lohnverhältnissen, den Friedensbestrebungen und der Erziehung zu beschäftigen hatte, — wäre es entschieden klüger und vorsichtiger gewesen, ihn nicht öffentlich zu machen. Auf diese Art wäre das ärmende Element, — zum großen Theil junge Leute, die über nichts nachgedacht haben, — ausgeschloffen worden, und die Diskussionen wären würdiger und vor allem werthvoller ausgefallen. Die Organisation ist durchaus mangelhaft gewesen, das muß betont werden. Der Congreß, der 1889 unter der Leitung von Marie Deraismes stattgefunden hat, ist doch ganz anders verlaufen. Es läßt sich also auch in Paris mit dem Publicum ein verständiges Wort reden, wenn man es richtig anfängt. Das haben die Leiterinnen des diesjährigen Congreßes nicht gethan, und sie haben dadurch die ganze gemäßigete, französische Frauenbewegung, die unter Führung von Mademoiselle Monod, Madame Schmahel, Madame Vogelot marschirt, verhindert, sich zu betheiligen. Die gemäßigete Richtung der französischen Frauenbewegung wird bei Gelegenheit der Weltausstellung von 1900 vor die Öffentlichkeit treten. Vielleicht gelingt es der radicalen Partei bis dahin, sich auch zu disciplinieren und ihre Anschauungen in mildere Form zu bringen. Wie ich aus sicherer Quelle weiß, sind die klaren Köpfe der radicalen französischen Bewegung selbst mit dem Erfolg des Congreßes durchaus nicht zufrieden. — Durch Erfahrung aber wird man klug; die Erfahrung der letzten Pariser Tage nun hat mir, wenn das noch nöthig war, die Allgewalt verständiger Organisation, richtiger Verwaltung, den Werth der Disciplin unvergeßlich klar gemacht.

Nachdruck verboten.

Ein Tiroler Freiheitspiel.

Von Dr. Felix Poppenberg Berlin.

Aus dem Berge Jhel schaut hinab ins Land Tirol, in eherner Gliederpracht, Andreas Hofer's treueste Gestalt. Aus dem Erz erobeter französischer Kanonen gegossen, steht das Standbild, das Heinrich Ratter's kraftstrotzende Künstlerhand erkant, auf der vom Freiheitskampfe blutgetränkten Erde. Es ist kein idealisiertes Bild, kein verkürztes Heroen-Monument, es ist schlicht und ehelich, voller Kern und Mark, voll Bauernstimmigkeit, voll eiserner Macht.

Und diese einfach gerade Gestalt, vom Hauche weltgeschichtlicher Tragik umweht, greift doppelt tief an Herz und Sinn. Wir blicken vom Berge Jhel hinüber zur Martinswand und hinunter auf Innsbruck, und wir gedenken des Trauerspiels in Tirol und seiner Helden.

Die Dichtung hat oft um diesen Stoff mit seiner Mischung aus Herzeseinfalt und Größe gewonnen. Was für den Schweizer Tell und seine Brüder geschah, das sollte dem Tiroler Hofer und den seinen nicht fehlen. So hat Verthold Kuerbach die Gestalt des Sandwirthes in seinem liebevollen Herzen warm nachgefühlt und aufgebaut. Otto Ludwig modellirte in der Werkstatt seine Entwürfe, durch die uns neuerdings wieder Erich Schmidt führte, einen Hofer-Torjo. Karl Zimmermann begleitete den Helden durch Kampf und Sieg und Niederlage bis zum Schmerzensweg nach Mantua.

Sie alle gehen darauf aus, Charakterstücke zu schaffen. Sie wollen nicht, wie Schiller, ein kämpfendes Alpenvolk zum Helden machen, sondern in den repräsentativen Figuren die Motive jenen. Das eigentliche Historische interessiert sie nicht so sehr, wie das Menschliche. Sie wollen seelenforschend die Vorgänge in den Herzen der Männer zeigen, welche in schwerer, Zeit aus stiller, ruhiger Beruf, zur Führerschaft erkoren, in sich selbst Größe finden lernen.

Vor allem hat Otto Ludwig, der Spürende, Sinnende, das zu seinem Thema genommen. Ihn reizte nur die Analyse des Hofer-Charakters. Vor seinem geistigen Auge stand der Sandwirth als eine gebiegene Persönlichkeit, voll Naivität und frommen, patriotischen Selbstgefühls, mild und freundlich, wie ein Mensch, der die ganze Welt lieb hat; er ist Herzensmensch, das Schlechte und Böse macht ihn unglücklich. Das Imposante Hofer's liegt in seiner grobhartigen, ruhigen Weise, in seinem Selbstbewußtsein, in der Tiefe seines Gefühls, mit der er nicht prunkt, die er aber auch nicht verhehlt, in seiner unendlichen Durchsichtigkeit und großen Naivität, vermöge deren er das Größere so unbefangenen und unberechneten spricht und thut, wie ein Kind, in seiner fürsichlichen Repräsentation und Persönlichkeit, die ihm, ohne daß er darum weiß, angeboren ist. Die Tragik kommt in diese Gestalt durch die Selbstüberschätzung, in die er trotz dem verfällt, und durch die eheliche Selbstkenntnis, daß er eine Aufgabe übernommen, die seinen Schultern zu schwer ist, er „der einzige Retter des Landes, zugleich sein einziger Verderber.“

Ganz andere Bahnen, als diese auf die Charakteristik ausgehenden Dichter, die mit den einzelnen hoch aus dem Chor des Volkes herausragenden Individuen arbeiten, verfolgt ein Poe, den in jüngster Zeit die dramatische Poesie zum Tiroler Freiheitskampfe commandirt hat, Karl Domanig. (Der Tiroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie mit einem Vor- und Nachspiel. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck.)

Domanig will in seiner Trilogie, von der bis jetzt ein Vorspiel, „Braut des Vaterlandes“, und zwei Stücke, „Speckbacher, der Mann von Riner“ und „Josef Straub, der Kronenwirth von Hall“, vorliegen, mehr das Gesamtbild des Kampfes, der Zeit geben, als individuelle Schicksale und feinsinnig ausgesonnene Gemüthsorgänge in den Seelen der handelnden Menschen. Diesen Problemen wird darum nicht aus dem Wege gegangen, — so werden Speckbacher z. B. und Hofer differenzierend individualisirt, — aber das Hauptgewicht liegt nicht auf den Gestalten, sondern auf dem ganzen Tiroler Volk und Land. Daher kann der jüngste Rhapsode der Tiroler Ruhmes- und Schmerzenszeit nicht in fein ausgepinserter Details- und Miniatur-Malerei arbeiten, sondern er muß breit al fresco malen. Es entsteht ein weites patriotisches Panorama, in dem sich Episode an Episode reiht.

Das Vorspiel entwickelt in einer dramatisch reich ausgestatteten Scene die Situation: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“ Die Mittel, mit denen dies geschieht, sind für einen künstlerisch verübten Geschmack nicht die feinsten. Will man dem Verfasser gerecht werden, so muß man sich eben mit dieser auf die große Amphitheater-Dimension berechneten Distanz verstehen. Es kann dabei nicht darauf ankommen, die Gestalten in der bunten Mannigfaltigkeit ihrer Züge aufzuführen, es muß das für den Moment Wesentliche mit starken Strichen hervorgehoben werden. Der ganzen vorher entwickelten Anlage gemäß, die nicht auf Einzelschilderung, sondern auf Gesamtunterfassung ausgeht, haben alle diese Gestalten für sich keine Charakteristik. Sie dienen dazu, Stimmungen und Meinungen der Zeit zu personifiziren, sie sind Mundstücke der Chronik. So rollen sich auch die beiden Abendwerke ab.

Das erste, „Speckbacher“, führt in die ärgste Krisis des Landes: Tirol ist von Oesterreich preisgegeben, von allen Seiten greifen feindliche Hände nach dem wehrlosen Stück Erde.

Allgemeine Nothlosigkeit herrscht, und selbst Speckbacher, der einzige, der noch unerschütterlich beharrt, wird durch die lähmende, zögernde, bedenken schwere Art der Genossen allmählich müde und hoffnungslos. Seine Thatkraft versinkt in Apathie. Doch der erlösende Funke flammt auf zu neuem Leben, als sich die zwei Ebenbürtigen begegnen, er und Andreas Hofer.

Rur nimmt er alles auf sich, er zwingt mit Bogenmuth die Freunde und das ganze Volk zum heiligen Krieg.

Der zweite Theil der Trilogie führt in eine andere Gegend. Wir wandern in dem Panorama aus dem Eisack- und Rusterthal in das Unter-Innthal und bewundern am Kronenwirth von Hall tirolischen Heldenmuth und tirolische Opferfreudigkeit. Er nimmt für seine Landsleute alle Folgen auf sein Haupt und stellt sich den Feinden. Doch Speckbacher steigt indessen, die Franzosen, über den Brenner zurückgedrängt, müssen fliehen. Zusammen mit Andreas Hofer und Speckbacher zieht aus dem Gefängniß der Kronenwirth von Hall in die Hof-

kirche zu Innsbruck ein zum brausenden Ledeum für den endlichen Sieg.

Wie sich in diesen Persönlichkeiten die Geschichte des ganzen Landes und der Zeit reflectirt zeigt, so soll im dritten Theil, der Andreas Hofer's Glück und Ende bringen wird, der Ausgang des Kampfes, und in einem Nachspiel seine unvergängliche Bedeutung dargestellt werden.

Die Bühnen haben sich diesen Werken bisher nicht verschlossen. Das Raimund-Theater in Wien, das Landes-Theater in Linz, natürlich das Stadt-Theater in Innsbruck haben es mit dem „Kronenwirth von Hall“ versucht.

Der modernen Kunstbühne scheint mir diese Art dramatischer Darstellung nicht gemäß, würde man sie an ihr messen, müßte man sie ungerecht beurtheilen.

Ich denke mir diese Freiheits-Trilogie als ein jährliches Landes-Festspiel, von Dilettanten unter freiem Himmel auf natürlichem Schauplatz agirt vor ihren Landsleuten, zum Gedächtniß großer Vergangenheits-Tage, zur Festigung und Stärkung tirolischer Landeskraft.

Nachdruck verboten.

Photographie in natürlichen Farben.

Von Dr. Cl. du Bois-Reymond in Berlin.

Als wir überhaupt die Photographie haben, verdanken wir vielleicht ursprünglich einem Traum der alten Alchymisten. Diese pflanzten, was ihnen an gründlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen fehlte, durch phantastische Speculation zu ersetzen. Neben dem Stein der Weisen, dem Verjüngungstrank und dem Perpetuum mobile erfanden sie ein Mittel, das die Bilder der Dunkelkammer festhalten sollte. So sprach man von einem äußerst zarten, lehrigen Stoff, mit dem man eine Fläche überziehen könnte, um die darauf fallenden optischen Bilder festzubinden und ein dauerndes Abbild der Wirklichkeit zu erhalten. Vielleicht kann man erst heute recht beurtheilen, wie abenteuerlich kühn, aber auch wie genial dieser Gedanke gewesen ist. Vom heutigen Standpunkte erscheint es als ein höchst wunderbarer Zufall, daß es wirklich derartige Stoffe giebt. Die Farben, die wir den Dingen zuschreiben, entstehen bekanntlich erst in unserem Auge; sie hängen mit von der Natur unseres Sinnes-Verzeuges ab. Verschiedene Menschen sehen sie unzweifelhaft verschieden. Die Auswahl der für die Photographie verwendbaren Körper ist aber auch heute noch recht beschränkt. Es leuchtet ein, wie unwahrscheinlich es war, gerade einen solchen aufzufinden, der die natürlichen Farben genau in der vom Menschenauge geforderten Weise wiedergäbe. Dennoch hatten die alten Goldmacher recht, diesen Glücksfall zu erhoffen und sogar danach zu suchen. Der Mannigfaltigkeit der Natur lassen sich keine Grenzen ziehen. Sie enthält solche Stoffe, und einer wurde, — mit unter den ersten, — wirklich aufgefunden. Etwa ein halbes Jahrhundert vor Erfindung der gewöhnlichen Photographie, im Jahre 1777, stellte Scheele, ein schwedischer Chemiker, das Chlor Silber künstlich her. In frischem Zustande weiß, färbt es sich am Tageslicht schön violett und zuletzt schwärzlich, in den Tönen, die man vom photographischen Papierbilde her kennt. Scheele bemerkte auch, daß die verschiedenen Farben ungleich stark wirkten, Violett z. B. am kräftigsten. Um den Anfang des Jahrhunderts beschäftigten sich die Physiker viel mit dieser Erscheinung. Ritter in Jena, Dolland und Herschel in England erprobten die Wirkungen der einzelnen Farben des Sonnenlichtes auf Chlor Silber. Für uns Berliner ist es besonders interessant, daß Seebeck, ein berühmter hiesiger Physiker, den wichtigsten Fund machte. Er ließ das in Farben zerlegte Sonnenlicht auf mit Chlor Silber präparirte Flächen fallen und zeigte, daß sie unter gewissen Umständen sich der Farbe ähnlich färbten, mit der sie bestrahlt worden waren. Wir würden heute sagen: er photographirte das Sonnen-Spectrum in natürlichen Farben. Die Beobachtung machte großes Aufsehen und wird von Goethe (1810) in seiner Farbenlehre erwähnt. Wenn auch die Farben noch zum Theil unrein ausfielen und überdies nur kurze Zeit im Dunkeln sich aufbewahren ließen, so mochte doch mancher ahnen, daß dadurch der alte Alchymisten-Traum seiner Verwirklichung um ein Stückchen näher gerückt war.

Gewöhnlich datirt man die Erfindung der Photographie erst vom 10. August 1839, wo Arago die Daguerreotypie in öffentlicher Sitzung der Pariser Akademie bekannt machte. In der That wurde damals mit einem Schlage das Daguerreotyp, die gemeinsame Erfindung von Niépce dem Älteren und Daguerre, dem gewerblichen Betrieb und damit der Kenntniß des großen Publicums zugänglich. Die Negativ-Aufnahme mittelst Collodium auf Glas, das Copiren auf Papier, das heutige Trockenverfahren auf Gelatine, kurz, fast alles, was wir heute Photographie nennen, entwickelte sich aus diesen Anfängen. So sehr haben wir uns gewöhnt, von der Photographie nur schwarze oder doch einfarbige Bilder zu verlangen, daß man heutzutage allgemein bei Laien der irrthümlichen Ansicht begegnet, die Photographie in natürlichen Farben sei unmöglich oder müsse noch erfunden werden. Wie wir sehen, reichen sogar die Anfänge der Farben-Photographie weiter zurück als die Arbeiten von Niépce und Daguerre und die wohl gleichzeitigen von Talbot in England. Nur die große Ausbreitung der schwarzen Photographie drängte die farbige mehr in den Hintergrund. Im stillen aber hat eine lange Reihe unermüdlicher Forscher immerfort an der ursprünglichen Aufgabe weiter gearbeitet. Die Wiedergabe der Farben ist aber ohne Frage das eigentliche Ideal der Photographie. Jeder, der das helle farbige Bild in einer Portrait-Camera oder in der als Spielzeug und Jahrmarkt-Schaustück allbekannten Dunkelkammer einmal bewunderte, wird das zugehen. Nur weil es zuerst glückte, ein brauchbares Licht und Schatten zeichnendes Verfahren auszuarbeiten, nahm man dieses gleichsam als Abschlagszahlung hin und blieb dabei stehen. Aber auch Niépce, der Vorgänger und Mitarbeiter Daguerre's, bemerkte bei seinem planmäßigen Durchproben der verschiedensten Stoffe auf photographische Brauchbarkeit mitunter zufällige Andeutungen von natürlichen Farben. In einem seiner Berichte erwähnt er ausdrücklich, daß einzelne Aufnahmen Spuren der örtlichen Farben des Bildes zeigten. Auch Daguerre hat diese Erscheinung eine Zeit lang verfolgt. Niépce war indessen durch die Erfindung der Lithographie angezogen worden und es schwebte ihm immer eine Art Negativ-Verfahren vor. Er suchte das Lichtbild in eine Druckplatte zu verwandeln und erfand wirklich die älteste Art der Heli-

gravure. So kam es, daß er die Farben-Erscheinungen weniger beachtete. Aber auch später, auf den Daguerreotyp-Platten, ja hin und wieder auf Glas-Negativen, sah man ebenfalls zarte Spuren einzelner örtlicher Farbentönungen auftreten. Man darf vermuten, daß eigentlich ein schwaches Farbenbild in vielen Natur-Aufnahmen verborgen ist, welches lediglich der dicke schwarze Silber-Niederschlag durchsetzt und verdunkelt, so daß es nur stellenweise bei gewissen Beleuchtungen hervorleuchtet. Solche Beobachtungen regten immer von neuem einzelne Forscher und Fachleute an, die ursprüngliche ungelöste Aufgabe weiter zu verfolgen. Nur wenige können hier genannt werden: Niépce der Jüngere, Poitevin, der durch ein sehr umständliches Verfahren Farbenbilder auf Papier gewann, Becquerel, der das Spectrum mit Fraunhofer'schen Linien in kräftiger Färbung photographirte, und in der Schweiz das von Kopp verbesserte Verfahren von Poitevin.

Zenker in Berlin (1868) stellte in einem Buche alle früheren Versuche der Farben-Photographie zusammen, arbeitete sie durch und gab zuerst eine theoretische Erklärung, die übrigens Niépce in seinem vorher erwähnten Bericht, freilich nur als Vermuthung, schon ausgesprochen hatte. Auf Zenker's Theorie weiter bauend, brachte in neuester Zeit (1891) Pippmann, ein französischer Physiker, das Chlor Silber-Verfahren um einen großen Schritt weiter. Es gelang ihm, zuerst Spectra, dann auch bunte Blumen, ausgestopfte Vögel und Ähnliches in lebhaften Farben zu photographiren. Die Bilder entstanden auf Glas in einem zarten Eiweiß- oder Gelatine-Häutchen, waren haltbar fixirt und vertrugen das stärkste Licht. Allerdings sind die Farben nur bei starkem weissen Licht recht deutlich, haben auch leicht einen unnatürlichen Metallglanz. Fortgesetzt und verbessert wurden die Versuche dann von Lumière in Genf, Valenta in Wien, Berek in Ungarn und manchen anderen. Vielleicht die besten directen Farbenbilder nach Pippmann erhielt aber vor zwei Jahren der als Amateur-Photograph rühmlichst bekannte Dr. Neuhauß, ein Berliner Arzt. Außer Spectrum-Aufnahmen glückten ihm etwa zwanzig Bilder, Blumen und Fruchtstücke, Natur- und Kunstgegenstände. Sie zeigen prachtvoll leuchtende Farben und nehmen sich, in einer von Neuhauß angegebenen Weise lebensgroß auf einen Papierschirm projectirt, besonders schön aus.

Dennoch ist für's erste dieses Verfahren praktisch noch nicht anwendbar. Die Farbenplatten sind äußerst unempfindlich, ihre Exposition beträgt, selbst in heller Sonne, einige Minuten. Das Schlimmste aber ist die launenhafte Unsicherheit des Erfolgs. Die Farben erscheinen ohne ersichtliche Veranlassung oft unrichtig, zuweilen überhaupt nicht. So blieb denn bisher die unmittelbare Farben-Photographie ein mühsamer Laboratoriums-Versuch, der neben zahllosen Mißerfolgen nur ab und zu ein befriedigendes Bild ergab.

Auf ganz anderen Wegen hat man in neuerer Zeit das Ziel zu erreichen versucht. Alle bisher genannten Arbeiten gingen darauf aus, unmittelbar durch das Licht Farben erzeugen zu lassen. Solche Farben muß man hinnehmen, wie das Licht sie hervorbringt, und es leuchtet ein, daß der Künstler auf das Gelingen des richtigen Eindrucks nur allzu geringen Einfluß übt. Es ist aber nicht schwer, Photographien in einem beliebig ausgewählten einfachen Farbenton zu copiren. Ferner weiß man, daß das menschliche Auge nur drei verschiedene Farbensensibilitäten besitzt. Die tausendfältigen Abstufungen der Farben in der Natur lassen sich nach der Farbenlehre von Young und Helmholtz als mannigfaltige Gemische von nur drei Grundfarben darstellen. Es scheint, daß der englische Physiker Maxwell (1861) zuerst durch diese Erwägungen auf den Gedanken geführt wurde, drei durch gefärbte Gläser aufgenommene einfarbige Lichtbilder zu mischen und so die natürliche Farbe wiederzugeben. Dies ist der Grundgedanke der sogenannten Dreifarben-Aufnahmen. Sie ahmen die Natur des Auges nach. Die drei farbigen Bilder, die das Auge gleichzeitig wahrnimmt, müssen allerdings einzeln, also nacheinander, photographirt werden. Um je eine Grundfarbe zu erzielen, wird ein passendes farbiges Glas dem Apparat vorgelegt. So erhält man drei Bilder, die wiederum einzeln in je einer Grundfarbe copirt werden, indem man der Copie die rechte Farbe künstlich verleiht. Waren die Farbtöne gut abgestimmt, so braucht man nur durch irgendwelche optischen Kunstgriffe alle drei Bilder vereinigt dem Auge darzubieten, um den richtigen Eindruck zu erhalten. Man bedient sich gewissermaßen dreier künstlicher Augen, deren jedes nur eine Farbe sieht, die aber zusammen das in drei Farben sehende Auge ersetzen. Die Photographie ist dabei der Maler, der die richtige Farbe an den richtigen Ort bringt. Dagegen besorgt der Künstler die Wahl der Grundfarben selbst und hat es völlig in der Hand, durch Proben und Abstimmen sich seinem Vorbilde anzupassen. Innerhalb gewisser Grenzen darf er ein Roth und Blau bestimmen; darnach ergibt sich nothwendig der dritte Ton als Gelb oder Grün. Es giebt viele optische Mittel, die drei Bilder für den Beschauer zu einem zu vereinigen, und hauptsächlich hiernach unterscheiden sich die zahlreichen in neuerer Zeit hervorgetretenen Dreifarben-Verfahren. Man kann z. B. mit drei Zauberlaternen alle drei auf denselben weissen Schirm projectiren. Man hat auch Schaulinien mit Spiegeln konstruirt, auch wohl das Stereoskop zu Hülfe genommen, um die drei Bilder in eins zu verschmelzen. Man kann sie in Lichtdruck-Platten umwandeln und vom Farbendrucker auf ein Blatt weissen Papiers übertragen lassen, wie es der bekannte Vogel-Kurz'sche Dreifarben-Verfahren mit Erfolg gethan hat. Der technische Umweg über die Farbendruckerplatten schiebt freilich die allgemeine Anwendung dieses Verfahrens aus.

Dr. Sella in Brandenburg gelang es, außerordentlich schöne Transparent-Bilder in natürlichen Farben herzustellen, indem er die drei Aufnahmen, roth, gelb und blau gefärbt, auf zarte Gelatine-Häute copirte und dann die drei dünnen Blättchen auf eine Glasplatte übereinander klebte. Wenn schon der Erfinder eine ganze Reihe schöner Bilder erzielt hat, scheint es noch fraglich, ob das Verfahren sich für die allgemeine Anwendung eignet. Das dreifache Aufnehmen beschränkt einseitig die Verwendbarkeit, und die richtige Färbung und Verbindung der Häutchen wird der Unerfahrene nicht so leicht erlernen. Aber unzweifelhaft sind einzelne Bilder Sella's das Vollkommenste, was bisher in farbiger Photographie geleistet wurde. Verfasser sah z. B. eine einfache Strahlenansicht in starker Vergrößerung projectirt. Das Bild war so täuschend, daß man durch den Projections-Schirm in die wirkliche Welt hineinzublicken vermeinte. Vortreffliche Bilder hat Dr. Sella auch von Schmetterlingen, Blumen u. s. w. hergestellt.

Von Dr. Joly in Dublin wurde im vorigen Jahr eine andere Art Dreifarben-Verfahren veröffentlicht. Zwar sind von diesen Bildern nur wenige Erfindungsproben des Erfinders bei uns gezeigt worden und es waren, — wie er selbst angiebt, — noch keineswegs die besten; doch verdienen sie unzweifelhaft Beachtung, weil diese Farbaufnahme unter allen bisher bekannten am einfachsten zu handhaben ist und voraussichtlich zuerst praktisch verwertbar zu werden verspricht. Alle drei Farbbilder werden zugleich auf eine Platte photographirt. Weder die Aufnahme noch die weitere Vervollendung des Bildes erfordert neue und schwierige Kunstgriffe. Das Verfahren ist von dem gewöhnlichen kaum abweichend. Joly zeichnete sich auf einer Linir-Maschine zuerst „Farbenshirme“. Das sind Glasplatten, die mit Gellatine überzogen und dann möglichst fein in den Grundfarben, also roth, gelb und blau, linirt sind. Strich an Strich bedecken die Linien oder Streifen die ganze Platte. Auf den Bildern, die hier vorliegen, von 8 cm Länge und Breite, hatte er 600 bis 700 Linien angebracht. Solchen Schirm, der, gegen das Licht gehalten, selbst weiß aussieht, legt er vor

werden, um Papierbilder zu liefern, wobei allerdings die volle Leuchtkraft des wirklichen Urbildes schon aus optischen Gründen nicht erreicht werden kann. Der alte Wunsch der Alchymisten aber ist durch den Scharfsinn und Fleiß vieler geduldiger Forscher und auf wunderbaren Umwegen endlich erfüllt, und wir sehen den Traum früherer Jahrhunderte heute als greifbare Wirklichkeit vor Augen.

Nachdruck verboten.

Frühling.

Zu dem Bilde von Dora Hiy in Berlin. — Siehe Seite 73.

Wahrlich, gleichwie der Körper des Frühlings erscheint das junge Mädchen auf unserem Bilde! Wie anmuthig sie mit den nackten Armen die Fliederblüthen hält, die sie soeben vom Strauche gedreht; wie sinnend das feine Gesichtchen die üppigen lila Dolben betrachtet! Im Original unseres Holzschnittes kommt zu dem Reize der Composition



KARLRICKELT 1894

Der Mai ist gekommen!

Nach dem Bilde von Karl Ricketl in München. — Siehe nebenstehenden Artikel.

die photographische Platte, in Berührung mit der Schicht, und nimmt so feinen Gegenstand auf. Das Roth-, Gelb- und Blaubild, die sonst auf drei Platten einzeln hergestellt werden, sind dann alle auf der einen Platte gewissermaßen strichweise vertreten. Er entwickelt nun das Bild und copirt auf Glas, nicht anders, wie man sonst ein Glasbild („Diapositiv“) anfertigen pflegt. Das Bild sieht auch ebenso aus, bis auf ein feines graues Abbild der Linien, das an Schraffur erinnert. Nun wird ein Farbenschirm darauf gelegt und Bildplatte und Farbenschirm werden so aufeinander befestigt, daß die Streifen genau wie bei der Aufnahme sich decken. Hält man diese Doppelplatte gegen das Licht, oder projectirt sie auf eine weiße Fläche, dann erscheint das Bild in allen Mischfarben des Vorbildes. Die Grundfarben liefert der Schirm, die richtige Abstufung das Bild, und die Mischung vollzieht sich im Auge des Beschauers; vorausgesetzt, daß er sich in der richtigen Entfernung befindet. Den Malern ist dieser Kunstgriff wohlbekannt. Sie setzen zuweilen auch zwei reine Töne in Punkten oder Pinselstrichen nebeneinander, um einen Mittelton lebhaft herauszubringen. Vollkommen wirkt ein solches Bild allerdings nur, wenn die Linien fein genug sind. Das war bei den hier gezeigten Versuchen nicht ganz der Fall. Die Strichelung blieb einem guten Auge in der Nähe allzu erkennbar und beeinträchtigte die Umrisse der Zeichnung. Der Erfinder hat daher schon seine Schirme (mit gegen 1000 Linien) angefertigt und arbeitet zur Zeit daran, doppelt so fein linirte Schirme im großen fabrikmäßig zu liefern. Bei dieser Feinheit und bei gleichmäßiger Arbeit müssen die Streifen für gewöhnliche Betrachtung ganz unsichtbar werden. Man erkannte aber schon an den Versuchsplatten, daß alle Mischfarben schön und naturgetreu wiedergegeben werden. Als Mal-Stützen könnten die Bilder unschätzbare Dienste leisten. Eines zeigt ein Universitäts-Gebäude in einem Garten mit blühendem Rothdorn; zwei Studenten stehen vorn auf dem Rasenplatz. Ferner veranschaulichen ein bemalter Teller und Krug, ein blankes Mikroskop mit blinkenden Messing-, Nickel- und Kupfertheilen, sowie eine Spectrum-Aufnahme die Vielseitigkeit des Verfahrens. Endlich hat der Erfinder sich auch am Bildniß eines jungen Mannes, der in einer Laube sitzt, versucht; dieses ist am besten gelungen.

Wir haben also, wenn wir den heutigen Stand der Bestrebungen überblicken, heute zwei Verfahren, das Sella'sche und das Joly'sche, die gleichsam an der Schwelle der praktischen Anwendbarkeit angelangt sind. Beide leisten schon jetzt Treffliches. Es wäre Thorheit, darüber zu streiten, welches den Vorzug verdient, da beide nebeneinander bestehen können. Wer die nöthigen Einrichtungen, hinreichende Geduld und Geschicklichkeit besitzt und die feinste Zeichnung verlangt, wird nach Dr. Sella arbeiten. Wer mit dem gewöhnlichen Apparat auf die einfachste Weise ein Farbbild aufnehmen will, wird Joly's Farbenschirm vorziehen. Beide Arten ergeben einseitigen Transparent-Bilder, können aber ohne Zweifel auch umgekehrt

und Stimmung des Bildes noch der Zauber seiner Farben. Das Gewand des jungen Mädchens ist von einem zarten Rosa und das Mattblau des Härtels bietet dazu einen pikanten, originellen Contrast. Die beiden duftigen Töne bilden, vereint mit den Fliederblüthen, auf dem frischen Grün des Laub-Hintergrundes einen fein abgestimmten Farben-Accord.

Wer ist der Schöpfer dieses poetischen Frühlingsbildes? Wir sind stolz darauf, zu sagen, daß es eine Frau ist: die bedeutende, eigenartige Malerin Dora Hiy.

Die Künstlerin ist Bayerin; sie wurde 1856 zu Altdorf bei Nürnberg geboren. Ihr Vater war Mathematik-Professor, der selbst viel mit Zeichnen und Malen sich beschäftigte und dem Talente seines Töchterchens verständnisvolle Pflege angedeihen ließ. Schon als vierzehnjähriges Mädchen sah sie Dora Hiy den Entschluß, sich ganz der Kunst zu widmen und zu ihrer Ausbildung nach München zu gehen. Die finanzielle Lage der Familie war nicht so günstig, daß die Eltern ihr eine nennenswerthe Unterstützung geben konnten; so mußte sie selbst erwerben, was sie zum Unterhalt und zum Studium in der fremden Stadt brauchte. Am Tage lebte Dora Hiy ihrer Malerei, die halben Nächte verbrachte sie damit, für den Erwerb zu arbeiten, indem sie auf Holz zeichnete und Kupfertafeln für wissenschaftliche Werke colorirte. Acht Jahre währte diese Zeit harten Ringens. Doch dieser Kampf ums Dasein lähmte sie, hatt sie zu lähmen; er entwickelte ihre Energie und gab ihr jenen künstlerischen, fest auf Ziel gerichteten Ernst, den wir so sehr an ihr bewundern.

Im Jahre 1878 wurde die Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva), — wie bekannt, von Geburt eine deutsche Prinzessin, — durch ein Bild der jungen Malerin auf diese aufmerksam. Die hohe Frau trat mit Dora Hiy in Briefwechsel und seitdem datirt ein Interesse, ja eine Freundschaft, die bis heute unverändert geblieben ist. Der erste Auftrag Carmen Sylva's waren Illustrationen zu ihrer Märchen-dichtung „Lebens Erdengang“. Darauf folgte eine Einladung, nach Bukarest zu kommen. In Rumänien hielt sich Dora Hiy fast neun Jahre auf; in den letzten Jahren dieser Zeit unterbrachen winterliche Studienreisen nach Paris ihr Leben an dem kunstsinigen Hofe. Ihr Hauptwerk aus der rumänischen Zeit befindet sich zu Sinaja, in der märchenhaften färsilichen Sommer-Residenz, die damals gerade gebaut wurde. Hier schmückte die junge Malerin den Musiksaal des Schlosses mit Bildern, welche Dichtungen der Königin verkörpern; zu der Sappho hat die Regentin selbst Modell gestanden. — 1886 siedelte Dora Hiy ganz nach Paris über und ludirte dort bei Courtois und Coustant von neuem. Den größten Einfluß auf ihre künstlerische Entwicklung übte jedoch ihr Freund Eugène Carrière auf sie aus. Die Licht- und Farben-Probleme, die neuen Aufgaben der Malerei, beschäftigten auch sie lebhaft; jetzt wurde sie die in modernem Geiste schaffende, feinsinnige Farbens-dichterin, die wir heute kennen und lieben. — 1889 errang die Künstlerin durch ihren Bilder-Cyclus zu Pierre Loti's Pêcheurs d'Islande eine Medaille, dann wurde sie für ein im Champ de Mars angefertigtes Portrait zum Mitglied der Société internationale des beaux arts ernannt. 1891 lehrte Dora Hiy, die trotz ihres langen Aufenthaltes im Auslande sich durchaus als Deutsche fühlte, nach Deutschland

zurück; sie begab sich erst nach Dresden und schlug dann ihren Wohnsitz in Berlin auf. Hier lebt sie ihr Lehr-Talent aus, sich so eine Unabhängigkeit schaffend, die ihr erlaubt, bei ihren Bildern sich nur von ihrem künstlerischen Gewissen beeinflussen zu lassen. G. v. B.

Nachdruck verboten.

Der Mai ist gekommen!

Zu dem Bilde von Karl Ricketl in München. Siehe nebenstehendes Bild.

Der Mai ist gekommen! Da dehnt sich nicht nur dem Wander-fähigen die Brust, daß er nun wieder hinausziehen darf in die weite, weite Welt, auch dem Dahelbleibenden gleit die Maijonne neue Lebenskraft in die Adern, den Großen und den Kleinen, ohne Ausnahme. Dem kleinen Volk bleibt freilich das Ausleben geklutterter Hoffnungen und der ästhetische Genuß am Wiedererwachen der Natur, das dem Erwachsenen geistige Schwingen verleiht, einseitigen ein unbekanntes Ding, aber unbewußt sprudelt auch ihm der Zauberquell des Frühlings. Fort, hinaus aus der lichtlosen, kalten Stube geht es den ganzen Tag in den lachenden Sonnenschein, in Hof und Garten, in Gras und Kraut! Unsere drei kleinen Steirer genießen diese Sonne zweifellos aus Herzensgrund, um so mehr, da sie in der Lage sind, ohne Ankränkelung durch medicinische Gedanken tagaus tagein ihre „Anektur“ gebrauchen zu dürfen. Welcher Vorzug, so frei von brüden bekümmelter Kultur, barfuß, leicht wie ein flinkes Thier des Waldes umherzuströmen, — glückliche, freie Kerlchen, diese drei! Und wenn sie augenblicklich auch einem tiefen Gedanken nachzuhängen scheinen, so hat dieser doch mit ernsten Reflexionen über das Unbefähigte alles Irdischen nichts zu thun, sondern vermuthlich sind sie nur befreit, ihrer Aufgabe als Modell gerecht zu werden, da Herr Ricketl sie ersuchte, „hübsch still zu halten“, damit er die allerliebste Gruppe mit seinem geschickten Stift aufs Papier bringen könne. Wie vortrefflich ihm dies gelungen ist, werden die kunstverständigen Leserinnen der „Illustrierten Frauen-Zeitung“ allerdings noch besser zu würdigen vermögen, als die harmlosen drei kleinen Originale selbst es gethan haben werden. W. J.



Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Künstler und Poeten (24). — Die Frage, ob ein Künstler oder ein Poet seinen Beruf wechseln dürfte, wenn es ihm nicht gelingt, mit dem damit verbundenen Erwerb sich oder seine Familie über Wasser zu halten, ist eine so interessante und tiefgreifende, daß sie voll auf eine öffentliche Erörterung verdient. Leider gestattet der an dieser Stelle karg bemessene Raum, nur andeutungsweise eine Meinung zu äußern. Der nächste Geschäftsmann würde sofort die Entscheidung treffen: „Der Mann muß selbstverständlich etwas anderes ergreifen!“ Der Künstler oder Poet würde ebenso rasch erwidern: „Es giebt nichts in der Welt, dem ich meine Kunst unterzuordnen hätte; sie ist Mission und kein Beruf im allgemeinen Sinne; ich kann ihr alles opfern, aber sie selbst nicht!“ — Es muß vorausgesetzt werden, daß es sich um einen wirklichen Künstler oder Poeten handelt, sonst hätte der Geschäftsmann ohne Einschränkung recht. Alle die Halbgebildeten, die sich in Selbsttäuschung für Genies halten und für andere Dinge, außer für ihre Liebhaberei, überhaupt nichts taugen, kann man belagern, sogar sie verheizen und bis zu einem gewissen Grade entschuldigen, aber nach Pflicht und Gewissen ihren Platz in der Welt auszufüllen, das haben sie nicht erhebt. Der größte Theil verunglückter Künstler- und Schriftsteller-Existenzen, wozu sich noch die gesellen, die mit Talent, doch ohne ernsten Kunstsinne lediglich dem Erlöse huldigen und ephemere Erscheinungen bleiben, fällt unter diese Kategorie. Wir wollen streng, die wirklichen, ehrlichen Künstler und Poeten, die es nicht verstanden, genug Brod mit ihrer Kunst, in der und für die sie leben, zu erwerben, von den anderen scheiden, und da muß man sagen: Das starke, ehrliche, strebsame Talent hat ein Recht darauf, lediglich seiner Kunst zu leben und die von ihm durch ihre Vervollkommnung Nutzen ziehende Menschheit, zunächst die Nation der Künstler, hat durchaus die Pflicht, die Verwirklichung dieses Rechtes zu ermöglichen. Und in der Unterthänigkeit des um die materielle Existenz kämpfenden starken, ehrlichen Talents bleibt noch unendlich viel zu thun übrig! Gessentlich bringt das künftige Jahrhundert Staatsmänner und Gesetzgeber hervor, die, vom Verständnis und dem Pflichtgefühl der Nation getragen, eine durchgreifende staatliche Organisation zu schaffen verstehen, um den berufenen Trägern der Ideale eines Volkes unter allen Umständen die Möglichkeit eines von Nahrungsorgen ungehemmten Schaffens zu sichern. E. G.

G. u. C., Rumänien. — Wir können nicht beurtheilen, für welche Stufe Sie Kunstwerk wählten. Im allgemeinen nennen wir Ihnen folgende Mythologien: Götter, Illustrierte M., 6 Kart; Kuris, Allgemeine M., 8 M.; Roscher, Lexikon der griechischen und römischen M., 1. Bd. M. 28; Petrus, Olymp, M. 4, 50, Preller, Griechische M., M. 12, Römische M. 12; Seemann, M. der Griechen und Römer, M. 3, 50; Stoll, Götter und Heroen des klassischen Alterthums, M. 5; Dahn, Walhall, M. 6, Illustriert M. 10; Meyer, Germanische M., M. 6; Wäger, Nordgermanische Götter und Helden, M. 8, 50.

Hauptmann v. A., Irkut. — Der englische Physiker Stevens hat in der „Physical Review“ bemerkenswerthe Studien über die Grenzen der Tonhöhe der menschlichen Stimme veröffentlicht. Für den tiefsten Ton der menschlichen Stimme, der bisher bekannt ist, gilt Stevens' Mittheilung zufolge das Contra-F mit 43 Schwingungen, das einem deutschen Bassisten, Fischer, im 18. Jahrhundert zugeschrieben wird. In der heutigen Oper findet man selten einen Bass, der tiefer singt, als C (64 Doppelschwingungen). Ein gewöhnlicher Sopran reicht bis C mit 1024 Schwingungen und die mittleren Grenzen der menschlichen Stimme werden 100 für den Bass und 1000 für den Sopran sein. Mozart besang im Jahre 1770, daß Lucrezia Kagari in Parma noch auf dem dreigestrichenen D trillern konnte und in Passagen sogar das viergestrichene C (2048 Schwingungen) erreichte. Vor kurzem so I ein amerikanischer Sopran, Miss Ellen P. Law, noch darüber hinaus bis zum E mit 2560 Schwingungen gesungen haben. Für ungewöhnliche Stimmen kann man daher den Umfang von 50 im Bass, und 2500 im Sopran annehmen. Ganz außerordentliche Höhen beobachtete Stevens im Schrei spielender Kinder, die nach wiederholten Heißigkeiten zwischen 2500 und 3000 Doppelschwingungen variiren konnten. Der äußerste Spielraum der menschlichen Stimme würde somit sechs Octaven betragen.



Aus der Frauenwelt

Berlin. — Eine aristokratische Liebhaber-Vorstellung füllte hier vor kurzem wieder die Räume des Neuen Theaters mit einer glänzenden Zuschauerenschaft. Hof und Gesellschaft waren versammelt, um in drei zur Aufführung gelangenden Einaktern, — „Mein Glücksherrn“ von Scribe, „Der weiße Othello“ von Moser und „Der gebildete Hausknecht“ von Kallisch, — die überraschende Schauspielerkunst junger Damen und Herren aus den vornehmsten Familien zu bewundern. Obgleich alle anderen Rollen nicht minder gut besetzt waren, ernteten den reichsten Beifall doch wohl Fräulein von Lawrenz als reizende junge Frau des eifersüchtigen Gatten, Comtesse Erica zu Dohna als ledes Dienstmädchen von verblüffender Echtheit, Fräulein Gabriele von Levetzow als drollig naives Landtind und Prinz Wilhelm zu Stolberg mit der überwältigenden Komik seines schäätternen „Apothekers Friedlich“. Das Comitè, dessen Seele Gräfin Alfred Dohna war, und dem außerdem Gräfin Eulenburg, Gräfin Hohenthal und Bergen, die Hofdame Z. M. der Kaiserin Gräfin Keller und noch einige andere Damen angehörten, dürfte den Kleinkinder-Bewahranstalten Berlins, zu deren Bestem die Vorstellung stattfand, mit den Erträgnissen der letzteren eine reiche Gabe zugeführt haben.

— Fräulein Emmy Hansen, die als Emil Roland durch ihr humorvoll charakteristisches Buch „Unsere lieben Lieutenants“ allgemein bekannt gewordene Novellen-Dichterin, hat sich mit dem vortragenden Rath im Finanz-Ministerium Herrn Dr. Felix Lewald, einem Neffen der unvergessenen Roman-Schriftstellerin Fanny Lewald, verlobt. Die Braut, auch unsere geschätzte Mitarbeiterin, ist die älteste Tochter Sr. Excellenz des Großherzoglich Oldenburgischen Ministers Hansen.

Nürnberg. — Zeichen hoher Anerkennung wurden Elisabeth Bauer, einer einfachen Arbeiterin, zu theil, die 50 Jahre lang in der Glasfabrik'schen Nachtlichte-Fabrik treue Dienste geleistet hat. Der Chef der Firma übergab ihr eine Urkunde nebst einem Ehrengeschenk von 200 Mk.; die Stadt Nürnberg schloß sich mit einer Ehrengabe von 100 Mk. an, und überdies wurde der Jubilantin vom Bürgermeister noch die bronzene Ehren-Medaillen des Michael-Ordens überreicht, die der Prinzregent ihr verlieh.

Wien. — In Anerkennung ihrer literarischen Verdienste hat Papst Leo XIII. der österreichischen Schriftstellerin, — unserer geschätzten Mitarbeiterin, — Baronin José Schneider von Arno die päpstliche silberne Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. Ganz besonders bezieht sich diese Auszeichnung auf die von der Baronin verfaßte Biographie ihres berühmten Großvaters, des 1846 verstorbenen Feldmarschall-Lieutenants Carl Freiherrn Schneider von Arno, dessen Heldenthaten für die Sache des Hauses Toskana in Arezzo und Perugia durch Ueberlieferung von Mund zu Mund noch in der Erinnerung des Volkes sind. Die Biographie, nach authentischen Familien-Papieren zusammengestellt, giebt ein lebendiges Bild dieses merkwürdigen Mannes, der als Einundzwanzigjähriger, Arezzo und Perugia von der französischen Invasion befreite und darauf von den Italienern zum General ernannt wurde. Später wieder in die österreichische Armee, der er ursprünglich angehört hatte, zurückgekehrt, errang er auch dort die höchsten Würden und



Thee- und Kaffee-Service, gemalt von Marie von Olfers.
Porzellan aus der Königl. Porzellan-Manufactur zu Berlin.

Mit dem Hefte vom 1/3. 96 brachten die demselben beiliegenden farbigen Vorlagen für häusliche Kunstarbeiten Nr. 2 eine Anzahl Motive für Porzellan-Malerei, sämtlich von Marie von Olfers entworfen und ausgeführt. Das originelle Talent der geschätzten Künstlerin zeigt sich hier in seiner ganzen lebenswürdigen Eigenart. Diese reizenden Putten, bald mit Schmetterlingen um die Wette fliegend, bald Blumen windend oder, hinter Wolken halb versteckt, dem Spiele der anderen zierlichen Geister zuschauend, sie sind in all ihren Bewegungen so anmuthig, daß man gar nicht genug von dem lustigen Böltchen haben

kann. Unsere heutigen Darbietungen, ein Thee- und ein Kaffee-Service im Rococo-Geschmack, zeigen denn auch Putten und Blumen in mannigfacher grazibler Anordnung. Besonders fein wirkt das ganze Service, dem auch die bereits dargestellten Dessert-Teller angehören (siehe die Nr. vom 15/3. 96), dadurch, daß die Malerei in nur einer Farbe gehalten ist. Die alten Formen des Porzellans, das der königlichen Porzellan-Manufactur zu Berlin entnommen wurde, zählen heut wieder zu den modernsten und sind, nebenbei bemerkt, zu mäßigen Preisen käuflich. Einzelpreis der Vorlagen: 40 Pf. E. Z.

Foulard-Seide

95 Pf.

bis Mk. 5.85 p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 60 Pfg. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, larrirt, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)
Seiden-Damaste v. Mk. 1.35—18.65 **Seiden-Grenadines** v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Waflkleider p. Robe " 13.80—68.50 **Seiden-Bengalines** " " 1.95—9.80
Seiden-Foulards " 95 Pfg.—5.85 **Seiden-Surahs** " " 1.35—6.30
Seiden-Blasen-Atlas " 60 " — 3.15 **Seiden-Faille française** " " 2.45—9.85
Seiden-Perveilleug " 75 " — 9.65 **Seiden-Crêpe de Chine** " " 2.35—10.90
Seiden-Waflstoffe " 60 " — 18.65 **Seiden-Foulards de Japan** " " 1.45—5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Crisalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

In der Königl. Porzellan-Manufactur in Meissen findet an den Werktagen vom 4. bis mit 20. Mai d. J. Vormittag 9—12, Nachmittag 2—4 Uhr eine **Auction** statt, bei welcher Porzellanwaaren zweiter Wahl aller Art, darunter vollständige Godecke, sowie beschädigte und zurückgesetzte Kunstgegenstände, öffentlich gegen Baarzahlung versteigert werden.

In meinem Pensionate finden junge Mädchen zur weiteren Ausbildung in Wissenschaften und Handarbeiten, wie zur Erlernung des Haushaltes und gefälliger Formen, unter sorgfältigster Leitung Fräul. Aufnahme. Auch schulpflichtige Kinder erhalten gewissenhafte häusliche Pflege und Erziehung. Beste Referenzen. Prospekte durch **Elisabet Wedekind** Altenburg S. A. Vorsteherin.

Atelier für Musterzeichnung von G. Niemann, Berlin W. Winterfeldstraße 23.

Anfertigung und Uebertragung von Entwürfen für Stickerei jeder Art, für Gold- und Silberstickerei, Angewandte und fertige Arbeiten in vorgenannten Techniken werden nach Abbildungen der Modenwelt und Illustrierten Frauen-Ztg. auf Bestellung geliefert. Unterricht im Musterzeichnen und Blumenmalen.

Zur Anfertigung einfacher und eleganter Colletten in besser und geschmackvoller Ausführung bei mäßigen Preisen empfiehlt sich **Berlin, Schönebergervor. 3021. Louise Rönch.**

Für Rahmen- und Monogramstickerei in und außer dem Hause empfiehlt sich **Fräul. M. von Keller, Berlin, W. Hottelstraße 17, III.**

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt **Fräul. H. Storbeck, Berlin SW, Wilhelmstraße 139 IV.**

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickerei** Unterricht erteilt bei Fräulein **E. v. Müdlich Ruxfürststraße 45, II.**

Strümpfe zum Anweben von Wolle, Baumwolle, und Seide, jeder Farbe, auch gestricke, übernimmt die renommierte Strümpfabrikfabrik von **Kroyssig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105.** Lager billigster und bester Strümpfe jeder Qualität.

Heizbarer Badestuhl verbesserter Construction, in welchem man sich mit 5 Pfg. Kohle i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen illustrierte Preisliste kostenfrei. **Kosch & Teichmann, Berlin S., Prinzenstrasse 43.** Fabrik heizbarer Badestühle, Bädewannen, Doucheapparate, Closets.

Glasen-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos; die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Jedes höchste Aussehen, u. A. 1 Ehren diploma, 4 silberne u. 1 goldene Medaille (Lübeck 1895).

Thierack's hygienische Fettseife No. 690 ist die beste Seife zur Pflege der Haut.

Dieses preisgekrönte Corset No. 700 kostet per Stück ab Fabrik gegen Nachnahme A B C D E F G H J K 3 4 5 6 7 8 9 10 12 15 Mk.
Corset-Manufactur Eisenweil, Stuttgart.

ED. PINAUD PARIS, 37, B^d de Strasbourg
 Ed. Pinaud's berühmte Parfums Violettes de Parme
IXORA BREONI BRISA DE LAS PAMPAS BOUQUET THEODORA
 Ed. Pinaud's **SAVON IXORA** Die Seife der eleganten Welt.
GRAND PRIX

Bernstein-Fussbodenlack goldgelb, goldbraun, sammtbraun. Das Beste für Fussböden. Kilo M. 2.— bei Drogeristen od. direct von **J. W. Cleff, Lackfabrik, Düsseldorf.**
Cleffs weisse Wandglasur, das Beste für Küchen u. Speisekammern Ko. M. 2.— für je 10 Quadratmeter.

NESTLÉ'S Kindermehl enthält beste Schweizermilch. Altbewährteste Nahrung für kleine Kinder.

wurde in den österreichischen Freiherrnstand erhoben mit der Erlaubnis, seinem Namen Schneider in Erinnerung seiner Jugendthaten in Toscana die Worte „von Arno“ hinzuzufügen. Außer der päpstlichen Auszeichnung besitzt Baronin Schneider von Arno, die in der Wiener Gesellschaft auch als talentvolle Vorträgerin sehr geschätzt ist, noch die großherzoglich Toscanische silberne und die herzoglich Sachsen-Meininger goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Paris. — Der Frauen-Congress, der hier vor kurzem stattfand, hat, wie es im republikanischen Frankreich auch kaum anders zu erwarten war, einen ziemlich stürmischen Verlauf genommen. Weibliche Delegirte waren von den Frauenvereinen aller Länder entsandt worden. Unter den Rednerinnen erwarb sich besonders Beifall Fräulein Dr. Käthe Schirmer durch ihren klaren und streng sachlichen Vortrag über „den Stand der Frauenbewegung in Deutschland“. Sympathisch in hohem Grade erschien auch die Präsidentin Mme. Pagnon, deren Amt nicht leichter dadurch wurde, daß man, — ob mit Recht, sei dahingestellt, — die Sitzungen öffentlich hielt und dem großen Publicum Einlaß, wie auch Redefreiheit gewährte. Unter den behandelten Thematika von unbestreitbar wichtigem Interesse für die Frauen sind die Vorträge und Discussionen über das „Civillrecht, mit besonderer Berücksichtigung der Ehecheidung“ und über „Arbeitsleistung und Arbeitslohn der Frau“ hervorzuheben.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die beiden schönen Toiletten des farbigen Modenbildes, Pl. 1176 (Große Ausgabe des heutigen Heftes), finden ihre ergänzenden Ansichten mit der nebensitzenden Skizze. Eine überaus graziose Taillen-Garnitur zeigt das Kleid aus modifarbenem Alpaca. Rücken- und Vordertheil der Taille deckt faltig geordneter Changeant-

moniren der breite Faltengürtel und die aufrechtstehende Schleife im Rückenschluß. Rüschen aus Chiffon-Krepp zum Abschluß an Hals und Ärmeln. Voller Kofenschmuck, Band und eine drahtgestellte, aufrechtstehende Spigen-schleife garniren den großen Florentiner Strohhut. Hochmodern ist auch der Sonnenschirm aus Changeant-Taffet mit Schleifenschmuck und Chiffon-Kreppfutter, das jedoch das bronzirte Geflecht frei läßt. Naturstief mit leicht gebogener, kleiner Kräfte. — Das kräftige Rosa der zweiten Toilette aus carrirtem Taffet wird an der Taille ganz verhältlich durch eine faltige Bekleidung aus schwarzer Tüllspitze, die auch als Epaulettet über die stoffreichen Schneckenärmel mit in der Mitte hochgerastem Bauisch fällt. Der Rücken der Taille zeigt keine weitere Garnitur, der Vordertheil dagegen tritt, als Nieder edig ausge schnitten und von schwarzen, ausge schlagenen Seidenstoff-Rüschen begrenzt, über einen Spigen-überlegten Einsatz aus carrirtem Taffet fast bis an die Schulter zurück. Breites schwarzes Noirs-Band, im Nacken zu einer großen Schleife geordnet, legt sich über den Einsatz und begleitet den losen Niedertheil bis zum Taillenschluß; gleiches Band bildet den Gürtel, den rechts und links eine volle Schleife ziert. Der weite Glockenrock ist ohne Besatz. Gut aus Paßgeflecht mit schwarzem Noirs-Band und rothen Rosen garnirt.

Der Anzug für den Fahr-Sport steht mehr oder weniger außerhalb der Mode; tadellos, bequemer Sitz ist die Hauptforderung, die man an ein derartiges Kostüm stellt, das ohne jeden auffälligen Bierat nach streng praktischem Schnitt und aus bestem Material gearbeitet sein sollte. Unser Modell aus modifarbenem Tuch (Rückansicht zu dem farbigen Modenbilde, Pl. 1176, im heutigen Heft, Große Ausgabe), ein mählig weiter Glockenrock nebst halbanschießender Jade oder dem kurzen Sack-Paletot, vereinigt alle jene Bedingungen und folgt doch in discreter Weise der herrschenden Moderrichtung mit Bezug auf Kermelform und Ausstattung; auch hier der Keulenärmel, die mit kleinen Perlmutterknöpfen dicht besetzte breite Mittelfalte und der edig geschnittene Tellertragen, den kräftig sich abhebender brauner Sammet besetzt. Dazu als Hut entweder das kleine modifarbene englische Amazonen-Hütchen mit braunem Reppbande um den Kopf, oder eine Matrosenform mit Band und Federn. Derbe, aber bequem sitzende dunkelgelbe Stulphandschuhe mit weißen Nähten wehren dem harten Druck der Bügel.

Wien. — Der viel genannte écrü Linon-Batist ist auch hier wieder das Material für die jugendlich zierliche Toilette. Auf etwas heller nancirtem Taffet erscheint das durchsichtige Gewebe an Bluse und Kermeln faltig geordnet, für den engen unteren Kermeltheil dagegen ganz in breite Plissé-Falten gelegt. Ober- und Unterstoff des Rockes sind nur in den Nähten miteinander verbunden,

der untere Rand bleibt lose und wird mit einem ganz schmalen Waze-Rüschen besetzt. Die Toilette vervollständigt ein Blusenjäckchen aus schwarzer Gaze mit Aufzügen von weichen Point lace-Spigen; Wedaillon-Bändchen und schmale Quirlenden durchbrechen den vorderen Blusenthail und laufen an beiden Seiten des sehr breit gefalteten Vorderblattes nach abwärts, je einer großen Schmetterlingschleife zu, die in ungleicher Höhe dem Rock aufgesetzt ist. Sehr charakteristisch für die Augenblicks-Mode sind Schleifen und Halskragen aus schwarzweiß gestreiftem Taffetband, mit schwarzem Atlasband gemischt. Eingefaltete Rüschen aus schwarzer Seiden-Gaze mit Point lace-Rändchen in Weiß fallen über die Hände und zeigen im Nacken auf.

Paris. — Neben den reich garnirten Toiletten behalten schlichte Formen ihren ganz besonderen Reiz. So ein Kostüm aus nilgrünem poil de chèvre. Die Taille zeigt vorn und hinten die bekannte breite Falte, vorn je von einem keilsförmigen Einsatz aus rothfarbener Spitze über

himmelblauer Seide begrenzt. Daran schließen sich die jäckchenartigen Vordertheile, die am Armloch ein schwarzer Sammetstreifen umgiebt, harmonisierend mit Schneidengürtel und Krage. Schwarzer Sammet fittert auch den Hut aus grünem Stroh. Als Garnitur wird eine große Schmetterlingschleife aus



Kostüm aus nilgrünem poil de chèvre.



Toque aus weißem und schwarzem Reispstroh.

Spigen von einer Straß-Schnalle gehalten, dazu ein Tuß aus Bergschmeinnicht zu beiden Seiten.

— Noch sei einer der modernsten wie elegantesten Hutformen gedacht, wie wir sie von Mme. Palma in „Disparu“, der letzten Neuheit des Gymnase-Theaters, sahen. Die kleine Toque aus weißem und schwarzem Reispstroh erschien mit einem Sammetrand umgeben; seitwärts stieg eine volle Schleife aus rothem Atlasband empor, eine Zusammenstellung, die aufs neue den Beweis erbrachte, daß geschmackvolle Einfachheit immer das Schönste bleibt.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

— Wer sich mit Kreischnitt-Arbeit beschäftigt, weiß, wie schwer es ist, einen tadellosen Kreis mit dem Bierbohrer zu ziehen, und wird das kleine dargestellte Instrument, einen Kreis-schneider, mit Freuden begrüßen. Die Kreise, die sich mit demselben herstellen lassen, sind von verschiedenster Größe; sie beginnen mit 17 mm Durchmesser und enden mit 26 cm als größte Ausdehnung, welche die Schiene gestattet. Diese, 15 cm lang und knapp 1 1/2 cm breit, ist aus Messing in 2 mm

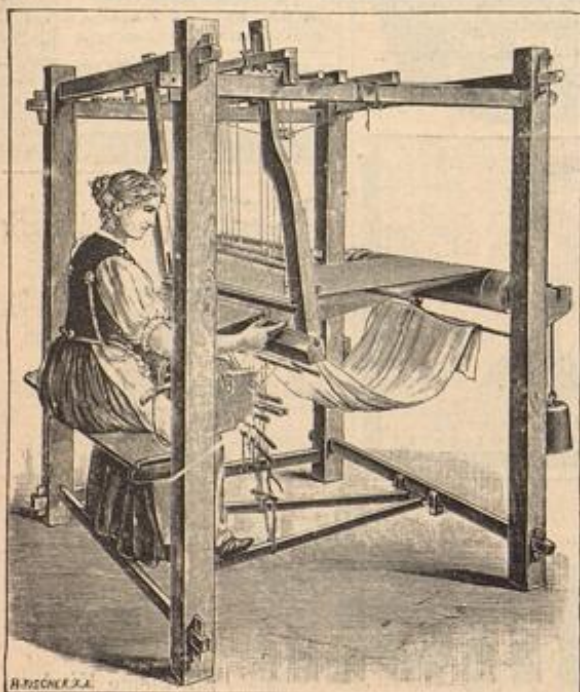


Kleid mit Spachtelsiderei.

Kleid mit Spigen-Garnitur.

Wegenansichten zum farbigen Modenbilde, Pl. 1176.

Taffet in Verbindung mit einer gleichen Passe und Epaulettet, die noch Aufzügen aus Batist-Spachtelsiderei bereichern; damit har-



H. FISCHER & Co.

Schweizer Seide ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Seidenstoffe in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Foulards, Chinés und Rohseide von 95 Pfg. bis Mk. 6.85 per Meter.

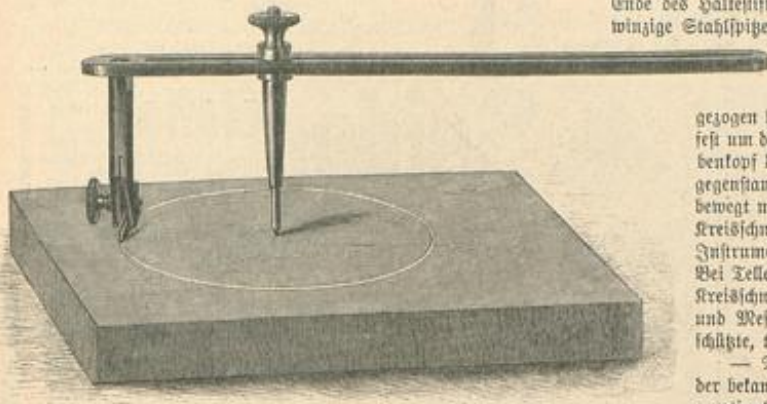
Beste Bezugsquelle für Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und steuerfreier Versand von Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Stärke gefertigt und mit einem 13 cm langen, 3 mm breiten Einschnitt versehen, in dem sich der spitze Haltestift bewegt. An einem Ende der Schiene befindet sich ein mittelschwerer Schraubengewinde, 3 1/2 cm langer, kantiger Messingarm; derselbe ist unten gespalten und zur Aufnahme eines kurzen Zierbohrers eingerichtet, den eine Schraube in dem



Kreiselschneider, für Kreischnitt-Arbeiten.

Spalt festhält. Diese Schraubvorrichtung ermöglicht es, das kleine Eisen erforderlichen Falles entfernen und schleifen zu können. Auch der Haltestift besteht zum größten Teil aus Messing, und zwar in einem

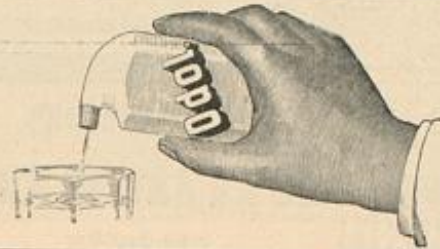
2 1/2 cm langen Keil mit Schraubengewinde, das durch den Einschnitt der Schiene nach oben und hier in einen Schraubentopf tritt; dieser wird gelockert, wenn es sich darum handelt, den Stift auf die für den Kreis erforderliche Entfernung von dem Zierbohrer zu stellen, und dann fest angezogen. In dem unteren Ende des Haltestiftes steckt eine stählerne Hülse, aus der eine winzige Stahlspitze hervortritt, die man in das zu schneidende Holz drückt. Aus unserer kleinen Darstellung ist die Stellung des Kreiselschneiders ersichtlich, ebenso der scharfe Kreis, den er auf dem Holz gezogen hat. Beim Schneiden legt sich die rechte Hand fest um die Schiene, mit dem Daumen auf dem Schraubentopf des Haltestiftes. Je nach der Größe des Holzgegenstandes, auf dem der Kreis gezogen werden soll, bewegt man diesen, während die rechte Hand nur den Kreiselschneider niederdrückt, oder man fährt das kleine Instrument, falls der Gegenstand festgeschraubt wird. Bei Tellern mit hochstehendem Rande bewährt sich der Kreiselschneider besonders. Aus bestem englischen Stahl und Messing hergestellt, kostet das durch Patent geschützte, tadellos arbeitende Instrument 4,50 M. C. F.

Das prächtig vervollkommnete Druckverfahren der bekannten „Liberty“-Seiden-, Sammet- und Decorations-Stoffe aller Art, deren Muster und Farbgebung künstlerischen Anforderungen vollständig entsprechen, hat sich nunmehr auch in den Dienst der Stickerei gestellt, um musterartige Zeichnungen auch ungeschulten Händen als Vorlagen zu bieten. Die mannigfaltigen Muster und Stoffarten sind auf diese Weise durch Contour-Druck zum Bestehen fertig vorbereitet.



Buntstickerei auf bedruckter Seide. Siehe den naturgroßen Theil.

Der Stickerei selbst bleibt durch mehr oder minder dichtes Ausfüllen, durch Umranden und Gliedern der Ornament-Formen mit Seide und Gold die Farbengebung des Musters überlassen, wobei Geschmack und (Fortsetzung siehe im zweiten Beiblatt.)



Um Jedermann auf billige und bequeme Weise Gelegenheit zu geben, sich von den wohlthätigen Wirkungen des Iodols auf die Zähne und auf die Mundschleimhäute selbst zu überzeugen, hat sich das unterzeichnete Laboratorium entschlossen, an Jeden, der eine Mark oder 70 Kreuzer in Briefmarken einschickt, eine halbe Flasche (Originalpreisflacon) Iodol direct franco zur Probe zuzusenden.

Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Die Lieblingslectüre aller Kurgäste und Reisenden ist bekanntlich das täglich 2mal als Morgen- und Abendblatt erscheinende, über ganz Deutschland und auch im Auslande verbreitete

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung

mit Effecten-Verlosungsliste nebst seinen 5 werthvollen Separat-Beilagen: Illust. Beiblatt „ULK“, belletr. Sonntagsblatt „Deutsche Leseballe“, feinst. Beiblatt „Der Zeitgeist“, Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft“ u. d. neuzugewonnenen „Technischen Rundschau“.

Diese reichhaltigste große deutsche Zeitung kann daher allen Hôteliere zum Abonnement während der Bade- und Reisesaison besonders empfohlen werden. Dieselbe kostet für den Monat Juni nur 1 M. 75 Pf.

Im täglichen Feuilleton des „B. T.“ erscheinen Romane und Novellen der ersten Autoren, so gegenwärtig der interessante Roman: **Karl von Heigel: „Der Maharadschah“.**

Schlanke Figur

wird erzielt durch mein neues, allen hygienischen Anforderungen entsprechendes Korsett mit angeschnittenen Leibbinde von M. 10.— an.

Frau Marie Herder, BERLIN, Link Strasse 30, I.

Spezialitäten für Bruchbandagen, Leibbinden und Gesundheitskorsetts. — Für alle Bruchschäden klinisch ausgebildet. Sprechzeit von 10—5 Uhr. Alle hygienischen Gebrauchsartikel für Damen sowie sämtl. Verbandstoffe am Lager.



Transportable Rollschutzwände für Zimmer, Garten und Veranda, Hôtels, Krankenhäuser und Sommerwohnungen, in allen Grössen, per Meter 7,50 Mark.

Streckfauteuil „Liebling“

bequemste Ruhestühle für Zimmer, Garten und Reise, ganz zusammenlegbar, von 4 Mark bis 20 Mark.



Preislisten über „Holzwaaren“ gratis und franco.

Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr.

Wien VI., Mariahilferstr. 11.

Modernste Costüme

nach Haasstatte liefert Modobazar **Wilh. Oscar Beyreiss, Mühlhausen i. Thür.,** dessen überraschende Preiswürdigkeit

präzise u. vorzügliche Leistungen weit u. breit anerkannt u. preisgekrönt wurden. — Grossartige Stoff-Auswahl. — Grosse Muster umgehend. **Vertreterinnen gesucht.**

„Triumph“-Wiegenbadschaukel. Die grösste Erfindung im Badewesen. Mit 3 Eimern Wasser ein Wellenbad in gestreckter Körperlage. D. R. P. 86351.



Starker Wellenschlag. Preisliste gratis. **Louis Krauss in Neuwelt b. Schwarzenberg i. Sa.**

G. Wronker Berlin 128 Charlotten-Strasse 2. Fabrik für

Bambus-Möbel und Rohrmöbel Illustrierte Preisliste franco gegen franco.

Halb. Roll. v. ca. 25 qm franco d. ganz Deutschl.

Linoleum „Henel“	Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1,60 M.
Gemustert	2 „ „ „ 1,80
Einfarbig	3 „ „ „ 2,30
Einfarbig	3 1/2 „ „ „ 2,55
Gemustert	4 „ „ „ 3,30
Granit, ca. 4 mm in durobgeb.	
Must., tritt sich nie ab, qm 4,25	
Extrabreites englisches Linoleum 366 cm (4 engl. Yards) breit	
Einfarbig ca. 4 mm stark, qm 3,70 M.	
Gemustert	4 „ „ „ 4,60
Läufer u. Teppiche in allen Grössen.	

Jul. Henel vorm. C. Fuchs, Lieferant mehrerer Höfe. BRESLAU, Am Rathhaus No. 24/27.

Weder-Uhren u. Regulatoren, leichtere schon von M. 5,50 ab, 63 cm hoch, mit nur ganz vorzüglichen Werken und sehr solid gearbeitet, empfiehlt als Spezialität unter Garantie von 2 Jahren zu den denkbar billigsten Preisen: **Paul Zennegg, Uhrmachers-Geschäft, Cannstatt a. N. Illust. Preisliste gratis u. franco.**

Mandelkleie mit Veilchengeruch macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch. Vollständiger Ersatz für Seife und Puder. Alleinige Erzeuger: **A. Motsch & Co. WIEN, I. LUGECK N° 3**

Generaldepot bei **J. Prochownik, Berlin S.W., Ritterstr. 48.**

Deutsche Militärdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Vermögensbestand: 70 Millionen Mark.

Abtheilung I: Militärdienst-Versicherung.
Zweck: Deckung der Kosten des Militärdienstes, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von Invaliden. Nur Knaben unter 12 Jahren finden in dieser Abtheilung Aufnahme.

Abtheilung II: Kapital- und Kriegs-Versicherung.
(Abgekürzte Lebensversicherung.)
Zweck: Versorgung von Hinterbliebenen u. Alters-Versorgung. Sicherung von Kapitalien zur Beschaffung v. Aussteuer u. für Studienzwecke. Personen beiderlei Geschlechts finden vom 10. Lebensjahre ab in dieser Abtheilung Aufnahme.

Die Auszahlungen an Versicherungssumme, Prämienrückgewähr etc. im Laufe des Jahres 1895 betragen 2.076.000.—, die Gesamtauszahlungen seit Bestehen der Anstalt M. 7.452.000.—. Von 1878 bis Ende 1895 wurden erledigt 279.336 Anträge über M. 329.340.000.— Versicherungskapital.

Nöthig und Nützlich!

und jeden Käufer befriedigend!

Voigt's chem.-techn.-hauswirthschaftl. u. cosmetische Specialitäten.

Voigt's Linoleum- und Möbelpasta, die Freude jeder Hausfrau, hält alle Möbel spiegelblank wie neu, Dose 50 und 100 Pfg.

Voigt's Malta-Lederfett, das anerkannt Beste und in den vornehm. Haushalten gebräuchl., stets weiches Schuhwerk, doppelte Haltbarkeit, Dosen 20, 40, 70 Pfg.

Voigt's Extremadura-Crystallöl, das Beste für Nähmaschinen, Sclotipes und alle häuslichen Zwecke, auch für Gemälde, 25 und 50 Pfg.

Voigt's Wundessence, das beste Hausmittel für rauhe, spröde, aufgeplatzene, entzündete, wundte Haut, 20 Pfg.

Voigt's Königsschwan-Haaröl u. Pomade, das Beste gegen Schuppen, Haarausfall etc., ärztl. empfohl. 1. Hamille, Institute etc., unübertreffl., 20, 50, 100 Pfg.

Voigt's Vaseline- und Mineralfettseife Königsschwan, einzig erfolgreich bei empfindlicher Haut, beste Hamillenseife, 25, 30, 50 Pfg.

Voigt's Mineral-Königsschwan-Kerzen, billiger wie Stearin, glänzend weiss, sehr gerucht — vorzüglich als Kronen-, Pianoforte-, Gassal-, Keller-, Wagen-Paracuerkerzen.

Voigt's cosmet. Specialitäten.

Haarpflegemittel: Honigwasser, Was-Rum, Eau de Quinin, Brillantine, Friscreme, Stangenpomade, Cosmetics.

Hautpflegemittel: Saisine, Rasiröl, Crème, Fuder.

Zahnpflegemittel: Zahnpulver, Zahnpasta, Ebonine, Antisept. Mundwasser.

Gesundheits- und Toilettewasser: Vinaigre de Toilette, Florida water, Aqua Kananga, Eau de Cologne.

Zimmerparfum: Odon-Zannendust, Kaiserzimmer-Parfum, Nichtflüss für die Wäsche, eleg. Beräucher.

Wohlriechende Wasser und Blumen-Extraits in hochfeinen ächten und Compositions-Gerüchen.

Ausführl. Preis- u. Th. Voigt, Vaseline- u. Parfumeriefabrik, Würzburg. gratis u. franco.

Handarbeiten

empfohlen als Specialität für den Sommer

Brühl & Guttentag, Dresden,

angefangene Gartenkissen, Gartendecken — Bänke — Stühle etc., wie besondere Dessins in Gobelins, Nordischen Stickereien, angef. Leinen à jour Arbeiten für Bett-Wäsche in grossartigster Auswahl.

Für alle Damen unentbehrlich und überall erhältlich ist **Vorwerk's** gesetzlich geschützte

Velours-Schutzborde.

Klein Durchstossen des Kleiderrandes mehr. Weit dauerhafter als alle in den Handel gebrachten Stosskordeln. Unverwundlich und eine Zierde des Kleides. — Bei Regen und Staub gleich bewährt. **Geringer Kostenpunkt:** Für ein Kleid etwa 60 Pfg. Man waise die unsoliden Nachahmungen, besonders in Lätzen- oder Flechtgewebe zurück, und verlange ausdrücklich die solide — bei normalem Gebrauch das Kleid überdauernde — Vorwerk'sche Borde. Dieselbe ist nicht nur an dem starken, festen Bandgewebe, sondern auch daran kenntlich, dass der Deckel und das Siegel, womit die Waare auf erstem Befestigt ist, den Namen „Vorwerk“ trägt. — Auch beim Einkauf der bekannten, für die Kleideranfertigung unentbehrlichen **Rundgewebten Rockgurte, Kragen- und Gürtelknägen** achte man auf den Namen des Erfinders **Vorwerk**, der auf der Verpackung angebracht ist.

CHOCOLAT MENIER

Die Grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF
50,000 Kilos
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

LIEBIG
COMPANY'S
FLEISCH-EXTRACT
Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug
in blauer Farbe trägt.

Das
FLEISCH-PEPTON
der
COMPAGNIE LIEBIG
ist wegen seiner ausserordentlich leichten Verdaulichkeit
und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs-
und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke,
namentlich auch für Magenleidende.
Hergestellt nach Prof. Dr. KEMMERICH'S Methode
unter steter Kontrolle der Herren
Prof. Dr. M. von Pettenkofer und Prof. Dr. Carl von Voit, München.
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Deutsche Chocoladen für den Hausbedarf,
von Bethge & Jordan
à Mk. 1.—, 1.50, 1.40, 1.50, 1.90 etc.
Bacahout 1a Qual. à Mk. 1.50.
Chocoladen von A. Kohler & Fils, Lausanne.
Russische Drops und Frucht-Caramellen à Pfund 2 Mark.
J. C. F. Schwartze, Berlin W, Leipzigerstr. 112, Ecke Mauerstr.

Aussergewöhnlich billiges Angebot!

6 oder 7 Meter Crêpe Beige in grauen u. braunen Melangen, ca. 93,95 cm breit, das Kleid M. 2.50 u. 3.00.	6 oder 7 Meter Coper Beige, reine Wolle in grauen u. modifirigen Melangen, ca. 95 cm breit, das Kleid M. 6.00 u. 7.00.
6 oder 7 Meter Loden in grauen und mode Melangen, ca. 92 cm breit, das Kleid M. 3.90 u. 4.50.	6 oder 7 Meter Hercules Cheviot, unzerreissbare reinwollene Qualität in marine, braun, bordeaux, grün, auch schwarz, das Kleid M. 7.20 u. 8.40.
6 oder 7 Meter reinw. Cheviot, alle Kleiderfarben, das Kleid M. 4.50 und M. 5.25.	6 Meter I ^a reinwoll. Loden, vorzügliche Qualität in grauen und mode Melangen, ca. 120 cm breit, das Kleid M. 9.00.
6 oder 7 Meter Crêpon-Caro, zweifärbig, elegante Neuheit, das Kleid M. 6.00 u. 7.00.	6 oder 7 Meter Crêpon uni, reine Wolle, vorzügliche Qualität in marine, braun, mode, das Kleid M. 9.00 und 10.50.

Enorme Auswahl in Saison-Neuheiten.
Aufträge von 15 M. an
und Proben franco. **J. W. Sältzer, Hannover.**

PRYM'S
Patent Reform **Haken und Oesen**
sind die besten Kleiderschliesser der Welt.
Keine Dame sollte versäumen, ausschliesslich PRYM'S Patent Reform Haken u. Oesen verwenden zu lassen.
Jede Schneiderin welche sich ihre Kundschaft erhalten will, kann nur PRYM'S Patent Reform Haken u. Oesen verwenden.
Der Sitz der Taille hängt vom Verschluss derselben ab. Nur PRYM'S Patent Reform Haken und Oesen bieten die Gewähr, dass jede damit ausgestattete Taille dauernd Façon behält.
Zu haben in allen besseren Posamenten- und Kurzwaarengeschäften.
Fabrik: William Prym'sche Werke Stolberg (Rhld.), Weissenbach (Nieder-Oesterr.) und St. Denis (Frankreich).

Indische Seidenstoffe
f. Kleider, Blousen, Kissen etc.
Liberty's Velvets, Muslins u. Madrasstoffe
für Zimmerdecorationen u. Gardinen,
Echte japanische u. chines. Stoffe für Kleider und Draperien,
in hochaparten Mustern u. Farbstellungen.
Proben bei näherer Angabe des Gewünschten portofrei.
Seidenwaarenhaus Albert Krohne, Dresden-A.
(Einzig in seiner Art in Deutschland.)

Griechische Weine
Mavrodaphne
fünfjähriger feiner Dessert, Medizinal-
Malvasier der deutschen Weinbau-
gesellschaft Achaia in Patras.
12 grosse Flaschen Mark 21.60
Kiste und Packung frei
ab Würzburg.
Friedr. Carl Off
Würzburg.

Weizenschrotbrot (lange haltbar)
verpackt franco
6 Stück 2 Mark
Gustav Colas, Dampfbackerei, Stefflin.

CACAO-VERO
entölt, leicht löslicher
Cacao
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Colonial-, Delikatessen-,
dittoreien, Colonial-, Delikatessen-
und Drogeriegeschäften.

Möbelpolster
glatt und
façonirt
bunt ge-
webte Plüsch
(Moguettes),
abgepasste
Kameelstaschen,
Plüschdecken,
Leinenplüsch,
Wollreps, Granit und Satins,
Seiden-Plüsch,
Kleider-Sammet (Velvet)
versende zu Fabrikpreisen direct an
Private. Muster franco geg. franco.
E. Weegmann, Bielefeld.
Umfärbungen in eigener Färberei.

Pflege deine Hände
mit Crème Harnisch und
polire deren Nägel mit
Harnisch's Nagel-Email-Crème.
Eine wohlgepflegte Hand
schmückt deren Besitzerin.
Bei Anwendung von Harnisch's Crème
bleiben die Hände weich u. weiss. Mittelst
Harnisch's Nagel-Email polirt man die
Finger-Nägel in einigen Minuten glän-
zend blank, ohne dass die Politur durch
Waschen verschwindet.
Crème Harnisch in Büchsen à M. 1.—,
M. 1.75 und M. 3.—.
Nagel-Email-Crème p. Stck. M. 1.—.
F. L. Harnisch,
Hofliefer. Ihr. Kgl. Hoh. d. Frau Prinzessina
Friedr. Leopold von Preussen.
Berlin W., Potsdamerstrasse 22.

Was ist Feraxolin?
Ein großartig wirksames Heilmittel,
wie es die Welt bisher noch nicht kannte.
Nicht nur Weins-, Saffee-, Oats- und Cel-
farben-, sondern selbst Fiede von Weingeist
verschwind. m. verbäufender Schwel-
ligkeit auch aus den heftigsten Stoffen.
Preis 35 u. 60 Pf. — In allen Galanterie-,
Parfümerie- und Drogeriehandlungen
und Apotheken käuflich. En gros-Lager:
Joh. Grollich in Brünn (Böhmen).

Einziges Etablissement, welches in Paris mit
goldener Medaille ausgezeichnet wurde.
Pariser Mieder (Corsets)
Madame M. Weiss, (aus Paris)
Wien, I., Sezer Markt.
Preise der Mieder v.
10 fl. aufwärts. Bei Be-
stellung d. Korrespon-
denz erbit man das
Mass in Centimet. v.:
1. Ganzer Umfang von
Brust u. Rücken, unt.
d. Armen genommen,
2. Umfang d. Taille, 3.
Umfang d. Hüften, 4.
Länge v. unt. d. Arme
bisz. Taille. Das Mass
ist am Körper über das
Kleid z. nehmen ohne
abzurechnen. Post-
versandt nur gegen
Nachnahme oder Vorausbezahlung.

Seidenstoffe jeder Art,
Sammt, Plüsch u.
Seidest.
Liefere direct an Private
in jedem Waare.
Man schreibe um Muster unter genauer Angabe des Gewünschten an die
Seidenwaaren-Fabrik von Elten & Koussen, Grefeld.

Parfüms und Blumenseifen.
Specialartikel von
Schlimpert & Co., Leipzig.
Neuheit:
Extra- Veilchen.
Zu haben bei den meisten Friseurs und Parfümeriehändlern.

Tiroler Damen-Loden
beste Qualitäten
in ca. 100 verschiedenen Farben
empfiehlt
Fritz Schulze
Königlich bayerischer Hoflieferant
München III.
Muster gratis
und franco.

Eisen-Bettstellen
für Kinder u. Erwachsene,
grosse Auswahl in eleganten Formen, ganz zusammenlegbar, in
deutschen und englischen Stahldrahtmattzen.
Polstermattzen jeder Art.
III. Preisliste über Bettstellen gratis und franco.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,
Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr.
Wien VI, Mariahilferstrasse 11.

Lohse's Liliennmilch-Seife
von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Ge-
brauche rosigweisse, sammetweiche Haut und erhält
dieselbe bis in's Alter zart und geschmeidig.
Nur ächt
mit der vollen Firma des Erfinders
GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, BERLIN.
In allen guten Parfümerien, Drogerien sowie bei allen Coiffeuren des
In- und Auslandes käuflich.

Amerikanische Harmoniums
der berühmten
Carpenter Organ Company
zu Nr. 120, 140, 250, 275, 325, 350, 400,
500, 550, 650, 800. Wundervoller Ton.
Höchste Auszeichnung in Chicago.
General-Vertrieb f. d. Europ. Continent:
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musik-Institut, Leipzig.
Illustrierte Preisliste grat. u. franco.

Wichtig für Hausfrauen!
Bernhard Curt Pechstein, Wollwaaren-Fabrik
in **Mühlhausen i. Th.**
fertigt aus Wolle, alten gestrickten, gewebten und anderen reinwollenen
Sachen und Abfällen haltbare und gediegene Stoffe für Damen, Herren und
Kinder, sowie Portieren und Schlafdecken.
Auf Wunsch werden Muster an Jedermann franco gesandt.





Blattfisch-Stiderei auf bedrucktem Seivet.

Schilderten Weise mit Stiderei gefüllt und ausgefärbt sind. Den Grundstoff der prächtigen, für ein quadratisches Kissen oder einen Wandbehang bestimmten Stiderei, die, noch in den Rahmen gespannt, dargestellt ist, bildet weißer Velvet. Rothbraune Contouren, die an einzelnen Musterpartien frei hervortreten, begrenzen das reichgegliederte, perlschimmernde Charakter tragende Ornament. Dichter, abgeschatteter Blattfisch, in vier goldgelben Farbtönen, füllt die mächtigen Blütenformen der Zeichnung; hellroter Tuffah-Seide dient dagegen zur Ausführung der fächerartigen Mittelgestalt. Kelche, Blätter und Blattstiele erscheinen wechselnd in Olivgrün oder Olivbraun und nur am Außenrande, wie der technische Ausdruck lautet, „angefärbt“. Außerdem gelangen noch Hartgrün und Blau nebst Goldfäden zur Markierung der Blattadern bei der überaus harmonisch wirkenden Arbeit zur Anwendung.

Eigenartigen Eindruck bringt die reiche, dicke Stiderei des zweiten Musters im Vereine mit dem zarten, weichen Grundstoff hervor. Ein naturgroßes Stidchen dieser mehr für kleinere Gegenstände, Decken, Toiletten-Kissen und dergleichen, geeigneten Arbeit zeigt die Ausführung des dicht gedrängten Rosetten-Musters, dem reichliche Anwendung von doppeltem, wie einfachem kommt der schillernde Glanz der prächtigen Tuffah-Seide zur Geltung.

Die Farben vertheilen sich folgendermaßen: Rosa in seiner Schattirung für die Blüten und Knospen, helles Theergrün für die Blätter, dem sich dunkleres Oliv für die Stiele gefügt, und mattes Blau für die fünftheiligen Zwischenblättern.



Buntstiderei auf bedruckter Seide, naturgroß.

Phantasie sich frei zu entfalten vermögen. Unsere Darstellungen bringen zwei verschiedene Musterdrucke zur Ansicht, welche beide in der ge-

Goldfäden schöne Wirkung verleiht. An dem übrigen Stid-Material kommt der schillernde Glanz der prächtigen Tuffah-Seide zur Geltung.

Empfehlenswerthe Hôtels.
Baden-Baden: Golland Hôtel. I. Ranges. Großer Park. Personen-Ausgang.
Baden-Baden: Emallfcher Hof. Eleg. Lage, größt. Comfort u. möß. Preise. Electr. Beleucht.
Baden-Baden: Hôtel Victoria. I. Ranges. Beacht. gelag. u. eingericht. Möß. Breite.
Dresden: Hôtel vier Jahreszeiten. Renommirtes Familien- u. Touristen-Haus.
Ems: Hôtel Darmstädter Hof. I. R. in pracht. Lage am Eing. d. Kurgartens. Omnibus a. B. Ems, Bad: Fritz Baies und Römerbad I. Ranges. Bäder. Ditt.
Kurhaus Bad Königsbrunn (Schw. Schweiz). Prospekte gratis d. Dr. Pagar.
Schwarzburg i. Thür.: „Weißer Hirsch“. Hôtel, Kurh. u. Bill. Fluss schwimm. Forellenf.
Territet am Genfersee, Hôtel Mont-Fleur: 600 m ü. d. Meer. Eines der reizendst. geleg. Hôtel-Benlon. am Genfersee, das ganze Jahr offen. Schöne schatt. Anlag. Spaziergänge i. d. nah. Wald, mit pracht. Aussicht a. d. See u. die Alpen. Mößige Preise.
Toblach (Tirol): Hôtel Toblach. 1224 Meter. Pension von 6 Mark an.

Blankenburg-Harz, Villa Daheim.
 Pension für nervenleidende und erholungsbedürftige Damen. Sachkundige Leitung. Vorzügliche Verpflegung. Massage. Bäder. **Eise Siegling.**

Friedrichroda
 Klimat. u. Terrainkurort, **besuchtteste** Sommerfrische i. Thür. Walde. Eisenbahnstation, 450 m hoch gelegen, zunächst Schloss Reinhardtsbrunn, mit Badeanstalten (Pichtennadel- und alle med. Bäder), Sanatorium, Naturheilanstalt, neu erbautem Kurhaus. Réunions, Theater, täglich Concerte. Elektrische Beleuchtung, Fernsprecheitung. Wasserleitung, durch Zuführung hochliegender Gebirgsquellen reich ergiebig. Tief-Canalisation. Saison von Anfang Mai bis Ende September, Frequenz 1895: 10063 Personen excl. Passanten. Aerzte: S.-R. Dr. Weidner, S.-R. Dr. Kothe, Dr. Böhm, Dr. Lots, Dr. Strohe, Dr. Kompe. Auskunft und Prospekte kostenfrei.
 Das Badecomité. Sanitätsrath Dr. Weidner.

Bad Homburg
 im Taunus, 1/2 Stunde von Frankfurt a. M.
 Fünf Mineralquellen. Wirksame Trinkkur bei Catarrh, Atonie und Schwäche des Verdauungstractus, bei chronischer Stuhlverstopfung, Hämorrhoidal-, Frauen- und Leberleiden, harnsaurer Diathese, Gicht, Diabetes, Skrophulose und gewissen Herzleiden. Zwei Eisenquellen gegen Anaemie und Folgen der Influenza. Luftkurort ersten Ranges. Gut eingerichtete Badhäuser mit natürlichen, kohlen-säurereichen, eisenhaltigen Kochsalzbädern, Pichtennadel- und Moorbädern. Inhalatorium. Elegantes, auch im Winter geöffnetes Kurhaus mit großartigem Park. Vorzügliches Orchester, Theater, Bälle, Réunions, Lawn-Tennis, Golf- und andere Spiele. Internationale Spiel-Touriere, Hôtels- und Privatwohnungen bei großem Comfort den modernsten hygienischen Anforderungen entsprechend. Winterkur. Mineralwasserresand während des ganzen Jahres.
 Broschüren und Prospekte durch die Kur- und Badeverwaltung.

Bad Langenschwalbach.
 Kreisstadt, Eisenbahn via Wiesbaden oder via Zollhaus im Anschluss an die Berlin-Metzgerbahn, 318 Meter ü. M., stärkste reine Eisenquelle, Moorbäder. Anzeigt gegen Blutarmuth und ihre Folgen, Frauenkrankheiten, Lähmungen, Reconvalescenz. — Prospekte durch die Bürgermeisterei.
 Als Hotels ersten Ranges sind zu verzeichnen: **Alleeaal, Herzog von Nassau, Métropole, Taunus, Victoria.**

Gegründet 1838. **Bad Ilmenau** Höhe 530 Meter.
 im Thüringer Walde.
 Klimatischer Kurort und Sommerfrische I. Ranges.
 Altronomirte Wasserheilanstalt für Nerven- u. Gichtkranke. Glänzende Kurerfolge. Prospekte durch den Magistrat, die Badedirection und das Badecomité.

Stahlquellenbad Schwarzbach
 im Isergebirge, Preuss. Schlesien.
 540 Meter ab. M. Trink- und Baderkuren. Höhenluft-Kurort. Sehr mößige Pensionpreise. Prospekte und Auskünfte frei. Bade-Verwaltung.

Fürstlich Lippisches Soolbad
Salzuflen.
 Saison von Anfang Mai bis Ende Septemb.
 Prospekte unentgeltlich.

Stottern
 heilt Prof. Rudolf Denhardt's An-grd. statt Honorarnach Eisenach Prosp. Heilung. gratis Garten 1878 No. 13, 1879 No. 5. Einzige Anst. Deutschl. i. herrl. Lage, diemehr-staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. Kaiser Wilhelm II.

Kerbschnitzerei
 Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preis. gr. 5. Fr. Clara Roth, Berlin W. Sägewstr. 84a

Lederschnitt, Metallkätzchen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Lobell-Vernis-martin u. aller Phantasia-Malerien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im Berlin, W. von Johanna Helfer, Bülowstrasse 21.

Das Atelier der Kunstschule des **Frauenwerbsvereins zu Dresden.** Ferdinandstr. 13, II. empfiehlt eigene Mustereutwürfe zu Stidereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Dame sind hochlohnend. Erwerb. Blumen-neubelt. Anweil. u. Anfertigung. Näheres durch P. C. Petersen, Hannover.

Atelier J. Haake, Berlin W., Potsdamer Str. 3, Modistin I. Ranges. Spec.: Braut- u. Gesellschaftskleider.

Strunwel-Liese!
 Ein litterarisches Ereignis!
 In 4 Monaten 40 000 Expl. gedruckt!
 Seltenheit zum Strunwel-Peter.
 Mit 43 feinen Farbendruckbildern. Preis 2 Mark.
 Zu haben in allen Buchhandlungen od. direkt für M. 2.20 einschließlich Porto vom Verlag G. Friszsche, Hamburg.

H. Sackhoff & Sohn, Berlin 146 SW., Zimmer-Clouets aller Systeme. Clouets schon von 9 Mk. an Patentiert, prämiert. Für Hamtl. u. Krankenstube. Preislisten gr. u. fert. Wiederholte Brief. für G. M. Wilhelm II.

Einzige alkalische Therme Deutschlands 40° C. Arsen- u. Lithion-Gehalt.
Neuenahr.
 Bade- und Trinkkuren, Inhalationen, Massagen, Thermalwasser-Versandt.
 Grossartige Heilerfolge bei Catarrhen des Kehlkopfes, (Influenza u. Folgen), des Magens, des Darmes, der Blase, bei Gallensteinen, Nieren- und Leberleiden, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus und Frauenleiden. Mild lösend, den Organismus stärkend. Broschüren gratis durch die Direction. Reiseroute: Köln—Bonn—Remagen od. Koblenz—Remagen—Neuenahr.

Ötz-Ötzthal-Tirol.
 Ötz (820 Meter über d. Meere) am Eingange des herrlichen Ötathales, geschützte Lage, staubfreie, windstille Gebirgsluft, mildes Klima, schöne Wälder, prächtige Ausfüge; in Nordtirol einzig in seiner Art als Frühlingstation, im Sommer vielbesuchter Höhenkurort; in der Nähe der Piburger See, ausgezeichnete Gelegenheit zum Baden, Schwimmen und Rudern (gewöhnliche Temperatur im Sommer 15—19° R.). Oberhalb **Villa Lantschner**, 3 grossen Veranden, 2 Küchen und allen Bequemlichkeiten; besonders geeignet für grössere Familien; doch werden auf Wunsch auch einzelne Zimmer abgegeben. Anfragen sind zu richten an Prof. Dr. Lantschner, Innsbruck. — Das Dorf Ötz (Post- und Telegraphenstation, Postverbindung täglich 3 mal) ist von der Station Ötthal (Arlbergbahn) per Wagen in 1/4 Stunden zu erreichen.

Ostsee-Bad Stolpmünde i. P.
 Hafenplatz — nahe Laub- und Nadelwälder — schönster Strand — kräftigster Wellenschlag. Billige Wohnung. **Ermässigte Saisonbillets v. Stat. d. Ostb.** Besond. skrophulösen u. nervösen Kranken, sowie Reconv. empfohlen. Nähere Auskunft ertheilt die Badedirection.

Bad Weilbach a. Taunus (Telegr.-St.)
 (Bahnstation Hirschheim 20 Min.)
 faste alkal. **Schwefelquelle**, vorzüglich bewährt gegen Catarrhe des Rachens, Kehlkopfs und der Luftröhre, gegen Asthma, Leber- und Hämorrhoidal-leiden, Hautkrankheiten und chron. Metallvergiftungen. — **Natron-Lithionquelle** von bestem Erfolg bei Magen-Catarrhen, Gicht und Rheumatismus, Blasen- und Nierenleiden. Beginn der Saison i. Mai. Badehaus mit vorzügl. Bade- und Inhalationsanstalten, Kaltwasserbehandlung, Massage u. Baderzt: Stabsarzt Dr. Stern, Wohnung im Kurhaus. Prospekte und Broschüren gratis und franco durch die Königl. Badeverwaltung.

C. F. W. Lademann Söhne, Berlin C., Wall-Str. 84/85.
Ausstattungs-Magazin f. Haus u. Küche.
 Reinnickel-Kochgeschirre. Park-, Garten- u. Balkonmöbel, Zelte, Kindersportwagen, Rollschutzwände, Terracotta Gartenfiguren, Rasenmäher und Sprenger, Rischränke, Closets, Bidets alsrno Bettstellen nebst Matratzen.
 Preislisten gratis u. franko.

Schönster Glanz auf Wäsche
 wird selbst der ungeübtesten Hand garantiert durch den höchst einfachen Gebrauch der weltberühmten **Amerikanischen Glanz-Stärke** von Fritz Schulz jun., Leipzig.
 Preis pro Paket 20 Pf. Nur acht, wenn jedes Paket nebenstehenden Gloub (Schutzmarke) trägt. Prüfet und urtheilet selbst! Heberall vorräthig.

MACK'S DOPPEL-STÄRKE

Ein Wäschetag ohne Unannehmlichkeiten beim Blätten ist das Ideal jeder Hausfrau. Dies wird erreicht bei Verwendung von Mack's Doppel-Stärke (überall vorrätig à 25 A per Carton von 1/4 Ko.), mit welcher die Wäsche (Kragen, Manschetten, Hemden etc.) so schön wie neu geplättet werden kann. Man achte beim Einkauf auf den Namen des alleinigen Fabrikanten Heinrich Mack in Ulm a. D.

H. Sackhoff & Sohn,
Berlin 146 SW., Zimmerstr. 79.
Reform-Eisschränke
Kisroglurung, Wandungen
mit Emaille-Surrog.
Billiger Ersatz f. Glas und Marmor.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!

feinster Teppiche, Brochtereppiche, 45 & 8, 10 bis 100 Watt. Preisverzeichn. gratis.
Sopha-stoff-Netze!
einfach u. dunt spottbillig. Groben franco.
Teppich-Fabrik **Emil Lafèvre, BERLIN S.,**
Oranienstr. 158.

Ich erteile Unterricht im Öl-, Aquarell- und Gouache-Malen, an welchem noch einige Damen teilnehmen können. Mein Atelier befindet sich Berlin W., Bülowstr. 112.
Marie Peller.

Natur-Wollwäscherei.
Weisse u. farbige Wollwäsche: wollene Hemden, Unterkleider, Schlafdecken, Shawls, Balltücher, wollene u. seidene Strümpfe, weiss seidene Foulards etc. werden auf natürlichem Wege (nicht chemisch) gewaschen und wie neu wieder hergestellt. Auf solche Art behandelte Wäsche behält die ursprüngliche Wärme und Elasticität.
Neue Strümpfe werden gewaschen und purgirt, sie geben dadurch mehr Wärme.
Auf Wunsch wird die Wäsche abgeholt.
Geschwister Krause,
Schöneberg-Berlin W., Colonnenstr. 5, part.

PATENT CAMBIER
Patentiert in Belgien, Deutschland, Frankreich, Oesterreich, Ungarn, England.
Fabrik-Marko

GEBogene MÖBEL mit PATENTFUSSKREUZ

Nur mit Patentfusskreuz versehene Möbel sind UNVERWÜSTLICH. Patentfusskreuze werden für alle unsere Sitzmöbel geliefert. Patentfusskreuze lassen sich an gebrauchte Stühle ohne grosse Kosten anbringen und erhöhen deren Haltbarkeit ausserordentlich! Unsere Fabrikate führen die meisten Möbelhandlungen.

A. TÜRPEJE DRESDNER FABRIK FÜR MÖBEL DRESDEN.
aus massiv gebogenem Holz.
(EXPORT-VERTEILER IN HAMBURG: GUSTAV STÄHR) K. ANSEL X. A. DRESD.

Musterblatt u. Preisliste unserer Patentmöbel senden auf Verlangen kostenfrei zu.

Spessartmütze
mit Druckknopf!

Gefällige garant. Form! Bestes Material (garant. reines Hasenhaar ohne Zusatz!) Grosse hygienische Vorzüge! (Seidenwäcker Glanz! Kein Kopfschmerz!) Für Reise, Sport, See, Gebirge, Radfahrt, Jagd, Reiten, Tennis unentbehrlich! Für Damen u. Herren naturgrau (bleicht. Hasenhaar); oliv, modfarb.; braun, blau, roth, schwarz & Mx. (Porto 20 Pf. Doppelbr.). Garnirte Damenmütze u. Seidenbdt. Stockspielbahn, Kronreiter 9, 10, 11 Mk. (Porto 10 Pf. Packet) nur durch die Spessartmützenagentur von Wichmann in Binnewitz b. Dresden (nicht d. L. u. Frankfurt) u. L. Fein-Hut-u. Putzgeschäft. - Muster u. Marke (Hasenkopf u. Spessartmütze) ges. geschützt. - Zahlr. Anerkennungs-schreib. v. Aristokraten, Sportwelt, Aerzten.
Friedrichsh. 27. Dec. 1895.
Ich danke Ihnen verbindlich für die mir freundl. übersandte „Spessartmütze“, welche ich gern in Gebrauch nehmen werde. (Eigenhändig.) **von Bismarck.**

MAX KRAUSE, BERLIN SW.
- Papier - Ausstattungen
bieten das gediegene Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorrätig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **M-K-Marko**.



Spitzen jeglicher Art

in sauberster Ausführung und in den verschiedensten Mustern, in kräftigerem oder feinerem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in Prettau, Post Steinhaus, Tirol.
Bei Bedarf wolle man sich wenden an Pfarrer **Franz Kleintcher**, oder an **Thella Koster**, Spitzenhändlerin, ebenda.

Wer sich für wenige Mark nach und nach eine schöne Bilder-Galerie anschaffen will, der bestelle die
Glanz-Lichtdruck-Photographien
von den berühmtesten Werken der Dresdener Gemälde-Galerie, der Berliner, Pariser, St. Petersburger und Madrider Museen, sowie auch Moderner Meister. Mehrere Tausend Städte-Ansichten und viele Fürsten-Portraits in unübertroffener Ausführung auf Lager. Ueber 200 Städte-Alben in Visit-Format mit 12 Ansichten M. 1.—, mit 20 Ans. M. 1.50. Cabinet-Format mit 12 Ans. M. 3.—, mit 20 Ans. M. 5.—. Quart-Format mit 12 Ans. M. 6.50, mit 20 Ans. M. 10.—. Preise einzelner Bilder in Visit 13 Pf., Cabinet 11/17 cm 25 Pf., Quart 17/24 cm 50 Pf., Folio 37/48 cm M. 1.50, Royal 48/64 cm M. 3.—. Schönstes, billigstes Gelegenheitsgeschenk. Aufbewahrungskästen dazu zum Brennen, Bemalen oder Schnitzen fertigt jeder Tischler. — Versand nur gegen Nachnahme durch den **Glanz-Lichtdruck-Photographie-Verlag, Berlin W 57.** — Verzeichnisse gratis und franco.

Jacob Ravené Söhne,
BERLIN C., Stralauer Str. 28/29,
empfehlen nach neuest. Constr.
Eisschränke
mit Glaswänden, aus m. oberem Butterbehälter
Eismaschinen,
selbstthätige u. mit Kurbelmechanismus,
Eisverkleinerungsmaschinen, Badewannen aller Art.
Garten- und Balkonmöbel — Zeltbänke — Zelte — Feld- u. Triumphstühle — Rasensprenger — Rasenmäher — Spritzen — Giesskannen u. dgl. in gross. Auswahl.
Illustr. Preislisten kostenfrei.

Anzeigen.

Anzeigen von Toiletten-Artikeln, Modenwaaren, Materialien zu Stickereien, Wäsche-Gegenständen und dergl., von Nähmaschinen etc.;

Anzeigen von Pensionen und Erziehungs-Anstalten, Musik-Instituten, Handarbeits-Schulen und dergl.;

Anzeigen von Neuigkeiten auf dem Gebiete der Literatur und Kunst, von Musikalien etc., von Erziehungsmitteln für die Jugend;

Anzeigen von Wirtschaftskunst-Artikeln, Nahrungsmitteln, Conserveen und Delicatessen, Maschinen für Küche und Wirtschaft etc.;

Anzeigen jeglichen Inhalts, mit Ausnahme von Heirathsgelüben, Geheimnissen u. dergl., finden in der Illustrierten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Dieselben gelangen entweder im Blatt selbst zum Abdruck, oder auf dem Umschlag, also nicht blos auf einer Inseraten-Beilage, so daß ihnen eine vorzügliche Wirkung gesichert ist, umso mehr, als die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Der Preis für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum beträgt 1 Mark (60 Kr.).

Anzeigen Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamerstrasse 58, und zu Wien I., Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Co in Paris, 51, rue du Faubourg Montmartre.

Anzeigen Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Lehrbücher der Modenwelt.

Verlag von Franz Eippertheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt.

Erster Band.
Die Anfertigung der Damen-Garderobe.
Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.
Zweite Auflage. Mit 419 Illustrationen. — Kleines Quart-Format. In elegantem Einbände 10 Mk.

Zweiter Band.
Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.
Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.
Zweite Auflage. Mit 380 Illustrationen. — Kleines Quart-Format. In elegantem Einbände 7 Mk. 60 Pf.

Dritter Band.
Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.
Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.
Zweite Auflage. Mit 493 Illustrationen. — Kleines Quart-Format. In elegantem Einbände 7 Mark 60 Pf.



Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 11.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin und Wien, 1. Juni 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Geld!

Novelle von Paul Schellhas in Steinau a. D.

Adde merum, vinoque novos compescere dolores,
Occupet ut fessi lumina victa sopor!
Stärker mische den Wein, den neuen Schmerz
zu betäuben,
Daß des Ermüdeten Aug' sinke bewältigt in Schlaf!"
Der Geheime Hofrath und Universitäts-Professor

Wörlein stand im Tract und mit weißer Binde angethan mitten im Zimmer und citirte mit pathetischer Stimme den römischen Dichter, indem er dazu äußerst dramatische Armbewegungen machte.

Es war zwei Uhr nachts, — eigentlich die höchste Zeit, um „bewältigt in Schlaf zu sinken“, anstatt, wie der alte Herr es that, noch nach einem Glase Wein zu verlangen. Des Geheimraths blondes Töchterchen, Ella, die im Ballkleide vor ihm auf einem Fauteuil saß, blickte ihren Papa halb belustigt, halb ängstlich an. Sie waren eben vom Stiftungsfeste der Museums-Gesellschaft nach

Hause gekommen, und der Geheimrath war außerordentlich fidel gewesen. Die Weinstimmung wirkte entschieden noch bei ihm nach; während draußen ein lauer Märzsturm brauste und, den letzten Winterschnee hinwegräumend, an den Fenstern der kleinen freistehenden Villa rüttelte und heulte und in seltsamen melancholischen Tönen im Kamine pfiff.

Der Geheimrath fuhr unbeirrt fort, zu recitiren, indem er seinen Klapphut zur Zimmerdecke hob.

„Aber Papa —!“ rief Fräulein Ella dazwischen.
„Oho, mein Kind, das ist Tibull, der römische



Ein Philosoph.

Nach dem Bilde von J. Kaufmann in Wien.

Photographie-Berlag von W. Angerer, Wien. Original im Besitze der Kunsthandlung von Friedrich Schwarz, Wien.

Siehe Seite 88.

Elegiker, der uns moderne Menschen durch seinen im klassischen Alterthum höchst seltenen Zug von Sentimentalität so eigenartig anmuthet."

Und der Professor schwang docirend seine weißen Handschuhe.

"Zwar sagt man," fuhr er fort, "daß der Deutsche sentimental wird, wenn er vergnügt ist, indessen ich bin augenblicklich eigentlich gar nicht zur Sentimentalität aufgeleitet. Im Gegentheil, ich bin riesig fidele, riesig!"

"Daran ist gewiß der Dr. Hartmann schuld; der hat Dich zum Kneipen verleitet."

"Ein Mann vom alten deutschen Schlage bedarf dazu nicht der Anregung junger Privatdocenten," entgegnete der Geheimrath mit Würde. "Als Student habe ich auch einmal eine tüchtige Klinge geschlagen und kann immer noch was vertrauen. — Aber warum so still, Ella, liebes Kind?" fuhr er fort. "War es nicht ein herrlicher Abend, hast Du Dich nicht prächtig unterhalten?"

Fräulein-Ella war allerdings ein wenig schweigsam und sah ernst aus. Wenn der Geheimrath in seiner angeregten Stimmung nicht noch weniger scharf beobachtend gewesen wäre, als dies ohnehin schon der Fall zu sein pflegte, so hätte er wohl schon auf dem Nachhausewege längst merken müssen, daß ihr Wesen anders war, als sonst. Ermüdung war es nicht, was sie so ernst aussehen ließ; aus ihren Augen strahlte vielmehr eine lebhafteste Erregung, und es giebt Menschen, die auch eine große, freudige Erregung ernst, zum mindesten feierlich stimmt.

Ella sah ihren Vater eine Weile zögernd an. Sie schien un schlüssig, sie schien mit sich zu kämpfen.

Der Geheimrath wiederholte seine Frage: "Hast Du Dich etwa nicht gut unterhalten, Ella?"

"Gewiß, Papa," erwiderte sie endlich und stand auf. "Ganz prächtig! — Du bist gerade so vergnügt, so lustig," fuhr sie dann zögernd fort, "und da will ich Dir heut Abend noch etwas erzählen, was Du eigentlich erst morgen erfahren solltest."

"Na, mal los!" rief der Professor in burlesker Laune dazwischen.

"Der Grund, warum ich ein wenig still bin. — Du mußt es ja schon bemerkt haben, daß ich etwas auf dem Herzen habe. Lieber Papa," sie ergriff seine Hand, und ihre Augen leuchteten auf in freudigem Glanze, "denke Dir: der Assessor von Rembach hat heut Abend um meine Hand angehalten. Er wird morgen zu Dir kommen. Du hast doch nichts gegen ihn? Du sagst doch ja?"

"Ella!" rief der Geheimrath in freudiger Ueberraschung, "der Assessor? Sieh da! Ich habe doch immer so etwas geahnt! Etachen, also wirklich! Gewiß sage ich ja und dreimal ja, mein liebes, liebes Kind!"

Lange hielten sich beide stumm umschlungen, und wie der Frühlingssturm draußen um die Fenster brauste, so zog etwas wie der Nachklang eines längst vergangenen Frühlings durch das Herz des Professors.

"Wenn Mama das noch erlebt hätte!" sagte der Geheimrath mit leise bebender Stimme. "Wie oft hat sie noch in den letzten Tagen ihres Lebens von Deiner Zukunft gesprochen! O, was hätte sie darum gegeben, Dich noch als Braut zu sehen! Es war ihr letzter, heißester Wunsch!"

"Und nicht wahr, Ella, Du liebst ihn auch, den Assessor?" Sie hob den Kopf; in ihren Augen standen Thränen.

"Ja, Papa, wir lieben uns — schon lange!"

"Dazu hat die Musik gewiß viel beigetragen, nicht wahr? Euer gemeinschaftliches Musizieren, meine ich, und der Beethoven und die Cismoll-Sonate. Habe ich nicht recht?"

"Ja, Papa!" Ein Lächeln lief wieder über ihre Züge. "Ach, Erich hat in den letzten Tagen so sehr auf eine Gelegenheit gewartet, mich allein zu sprechen! Er hat nämlich erst kürzlich die Gewißheit bekommen, daß er jetzt zum Amtsrichter ernannt wird. Er hat es im Ministerium erfahren. Und er wollte nicht vorher um mich anhalten, wie er mir erzählte, ehe er nicht darüber sicher war. Er bekommt eine Amtsrichterstelle in seiner Heimatprovinz."

"Nun sieh einmal an, wie Du Bescheid weißt, als ob Du selbst im Ministerium gewesen wärst! Das ist ja recht vernünftig von dem Assessor, daß er erst an die praktischen Dinge im Leben denkt, ehe er sich zu einem solchen Schritt aufmacht; das gefällt mir von ihm. Daran könnten sich manche junge Männer ein Beispiel nehmen!"

"O, Erich ist so verständig — und so gut! Er wollte nicht, daß ich einmal gezwungen sein sollte, in einer kleinen Landstadt zu leben. Deshalb hat er gleich alles daran gesetzt, um eine Amtsrichterstelle in einer größeren Stadt zu erlangen. Und das ist ihm auch gelungen, er ist ja so tüchtig! Er kommt nach einer

hübschen Mittelstadt, an der Bahn gelegen, mit dritter Servis-Klasse, wie er sagt."

Der Geheimrath hatte sich auf das Sopha gesetzt und hielt die Hand seiner Tochter fest in der seinen. Keines von beiden dachte ans Schlafengehen und an die späte Nachtstunde. In stummem Glücksgefühl ruhte der Blick des Gelehrten auf seiner Tochter, die seit dem Tode seiner Gattin sein Ein und Alles in diesem Leben war, das Einzige, was außer seinen Studien noch seinem Herzen nahestand.

"Nun ist mir eine schwere Sorge genommen," sagte er. "Nun wirst Du glücklich sein, und ich kann ruhig und zufrieden leben. Wenn ich jetzt an die Worte denke, die Deine liebe Mutter noch auf ihrem letzten Schmerzenslager zu mir sprach: »Sorge dafür, daß unser Kind sich glücklich verheirathet, daß sie nicht allein durch dieses Leben gehen muß. Sie wäre ganz vereinsamt, wenn wir beide nicht mehr sind. So viel vernünftiger Weise in Deinen Kräften steht, das thue dazu!« Das habe ich ihr feierlich versprechen müssen."

"Ja, die gute Mama! Wie hat sie immer für alles gesorgt und an alles gedacht!"

"Ach, der Gedanke an Deine Zukunft hat mir viele Sorgen gemacht! Solche Dinge sind schwer für einen Vater, wenn die Mutter nicht mehr lebt. Und ich bin ja nicht der Mann dazu. Ich bin kein Freund von Gesellschaften und dergleichen, und passe als Gelehrter nicht in die Vergnügungen junger Leute. Aber ich habe mir doch Mühe gegeben, Dich unter die Menschen zu bringen, und habe manches mitgemacht, was mir wahrhaftig schwer genug geworden ist."

"Du lieber, lieber Papa!"

"Nun ist aber alles gut. Wenn Ihr erst verheirathet seid, so kann ich ruhig zu meinen Arbeiten zurückkehren; dann verlange ich vom Leben nichts weiter. Zu dem Assessor von Rembach habe ich Vertrauen; er ist kein Leichtfuß, er wird Dich glücklich machen. Aber ich werde ihn doch noch gehörig ins Gebet nehmen."

"Er wollte morgen Nachmittag zu Dir kommen; es ist Dir doch recht, Papa?"

"Gewiß, er mag kommen! Aber nun erzähle mir genauer wie alles zugegangen ist. Also die Musik war das erste, was Euch einander näher brachte!"

"Ja, Papa! Aber Erich versteht Beethoven besser und tiefer als ich. Er ist wirklich eingedrungen in die schwierigsten Werke. Du hättest nur hören sollen, wie er alles zu erklären verstand! Ich merkte ja bald, daß er sich gern mit mir unterhielt, und daß er am liebsten mit mir zusammen musizierte. Er sagte auch einmal: die anderen jungen Mädchen wären häufig so oberflächlich, ich hätte aber eine gediegene und innerliche Auffassung. O, ich weiß seine Worte noch ganz genau; sie klangen mir tagelang im Ohr. Und eines Tages schickte er mir eine neue Ausgabe der Cismoll-Sonate mit einem hübschen Gedicht —"

"Sieh da, er dichtet auch, Dein Assessor!"

Ella nickte erröthend.

"Es war ein Sonnett. Ich werde es Dir morgen zeigen. Jetzt darfst Du es ja auch sehen."

"So, darfst ich jetzt?"

"Darin sagte er schon ziemlich deutlich, daß ich ihm nicht gleichgültig sei; wenigstens verstand ich ganz gut, was er eigentlich meinte. O — wir verstanden uns ja schon lange, längst bevor wir uns ausgesprochen hatten! Und als er mich gestern Abend nun endlich fragte, ob ich mit ihm nach der Stadt wollte, wohin er verfezt wird —"

"Aha, in die mit der dritten Servis-Klasse!"

"Da war mir, als wäre das ganz selbstverständlich, als hätte ich bloß darauf noch gewartet, und ich sagte ja, mit dem Vorbehalt, daß Du damit einverstanden wärst! — Ach, ich bin so froh und so glücklich, lieber, guter Papa!"

Der Regen prasselte gegen die Fenster, die Uhr hatte längst die dritte Morgenstunde geschlagen, und noch immer plauderten beide und sprachen von der frohen glücklichen Zukunft, und wie sich ihr Leben gestalten würde.

"Nun brauchst Du nicht mehr bei Deinem alten Vater zu sitzen," sagte der Geheimrath.

Ella schüttelte den Kopf.

"Wie kannst Du nur so reden, Papa! Du weißt doch, wie lieb ich Dich habe!"

"Mein Kind, das ist der Lauf der Welt. Ich weiß es wohl, daß Du in unmuthigen Stunden manchmal unter der Einsamkeit gelitten hast, die hier im Hause herrschte. Es wäre ja ein trübes Los für ein junges Mädchen, ewig im Hause eines alternden Vaters zu sitzen. Nein, der Beruf des Weibes ist es, mit dem Manne zu gehen und sich einen eigenen Wirkungskreis zu schaffen! Wie sehr habe ich Deine Freundin Gertrud oft bedauert, die nun wohl seit dem Tode ihrer Eltern

ihr Leben in Einsamkeit zubringen wird. Ja, es ist etwas Trauriges um ein weifendes Mädchen; es liegt eine Fülle von herber Entsaugung und bitterer Enttäuschung in ihrem Los!" —

Als der Geheimrath endlich einen erschrockenen Blick auf die Uhr that und zum Schlafengehen mahnte, da wollte Ella nichts davon wissen.

"Ich kann doch nicht schlafen, Papa," sagte sie.

Es bedurfte wiederholter Mahnungen, ehe sie sich entschloß, ihr Zimmer aufzusuchen.

In der Thür wandte sie sich noch einmal um und nickte ihrem Vater mit glückstrahlendem Lächeln zu.

"Also morgen Nachmittag, Papa! Morgen Nachmittag! Du wirst auch recht freundlich gegen Erich sein! Nicht wahr, Papa?"

"Ja, ja! Gute Nacht, mein Kind!"

Nachdem Ella das Zimmer verlassen hatte, nahm der Professor die Lampe, ging an seinen Schreibtisch und ließ das Licht hell auf ein Portrait fallen, das dort stand, das Portrait einer Dame, in einfachem Kleide mit altmodischer Haartracht. Es war das Bild seiner verstorbenen Frau. Lange stand er mit der Lampe in der Hand davor und blickte gedankenvoll auf die geliebten Züge.

Als Professor Wörlein am nächsten Vormittag das Ratheder betrat, um sein Colleg über National-Oekonomie zu lesen, entdeckte er, daß er sein Manuscript vergessen hatte. Das kam von Zeit zu Zeit einmal vor und war ihm jedesmal recht unangenehm. Denn wenn er auch den Gedankengang seiner Vorlesung hinreichend genau kannte, so fühlte er sich doch immer nicht ganz sicher, wenn er nicht den schriftlichen Leitfaden seiner Gedanken vor sich hatte, obgleich er nur hin und wieder einen flüchtigen Blick darauf zu werfen pflegte. Er wurde dann zerstreut, und sein Vortrag klang trocken und eintönig. Heut war ihm nichts dergleichen anzumerken. Er beachtete das Fehlen seines Manuscriptes kaum, ja, seine Studenten wunderten sich nicht wenig über den gerade besonders lebhaften und angeregten Vortrag ihres Lehrers. Wenn der Professor es schon für gewöhnlich liebte, strenge wissenschaftliche Darstellungen hin und wieder durch eine witzige Bemerkung zu würzen und irgend einen vorgetragenen Gedanken in humoristischer Weise populär zu beleuchten, so strömte er heute über von dergleichen Gedankenströmen.

"Wir kommen heut zu einem Factor im ökonomischen Leben der Völker, dessen Wichtigkeit unermesslich ist, nicht nur für die Gesamtheit, sondern auch für jeden einzelnen, für alle Verhältnisse in unserer modernen Kulturwelt, und dessen Bedeutung auch Ihnen, meine Herren, im praktischen Leben fortdauernd vor die Augen geführt wird. Ich brauche Sie nur an den Monatsersten zu erinnern und die angenehme Erscheinung des Geldbriefträgers zu erwähnen, der Ihnen den Wechsel überbringt, — und Sie werden mich verstehen! Der Factor, den ich meine, ist das Geld. Was ist der Student in den letzten Tagen des Monats ohne dieses belebende Tauschmittel, und was ist er in den ersten Tagen, nachdem er von Hause wieder damit versehen worden ist! Die so oft gehörte Klage, daß dies nicht reichlich genug geschehen sei, und die Erscheinung, daß gegen Ende des Monats oft ein empfindlicher Mangel an diesem allgemeinen Tauschmittel eintritt, läßt lediglich erkennen, wie groß der Bedarf dafür jeder Zeit, und wie wesentlich alles im Verkehrsleben davon abhängig ist.

So einfach der Begriff des Geldes zu sein scheint und so allgemein bekannt er ist, so schwierig ist seine Definition. Schon die Sprache zeigt das. Unser deutsches Wort „Geld“ ist von Gelten abzuleiten; es deutet auf den Werthmesser als Zahlungsmittel. Das englische „money“ bedeutet die Münze, das für den Verkehr geformte, geprägte Geld; ähnlich bezeichnen das spanische „dinero“, das scandinavische „penningar“ bestimmte Münzen; mit „argent“ bezeichnet der Franzose eigentlich nur den Metallstoff „das Silber“; „pecunia“ von pecus, das Vieh, läßt im Lateinischen noch das alte Tauschmittel, das Vieh, erkennen. Wir sagen schlechthin: das Geld ist in erster Linie der Maßstab aller Werthe und das Tauschmittel in vollkommenster Gestalt.

Keines unserer modernen Verkehrsmittel ist wohl so oft verwünscht und verurtheilt worden, wie das Geld; alle erdenklichen Uebel hat man ihm zur Last gelegt, es als eine Erfindung des Satans bezeichnet, geschaffen, um die Menschen zu verderben. Man hat ihm vorgeworfen, daß es die idealen Regungen der Menschen vernichtet und ersticht, daß alles Schöne und Gute, alles Große und Edle unterliegt, wo das geprägte Metall seine dämonische Macht entfaltet, daß sein Einfluß den Charakter vergiftet, die Tugend zu Falle bringt, dem Mörder den Doldh in

die Hand drückt, daß es die Triebfeder der schrecklichsten Verbrechen ist. Gewiß, meine Herren, das Geld ist eine gefährliche Macht im Kulturleben! Es kann die schlimmsten Instincte wecken, seine Erscheinung hat dunkle Nachtseiten; indessen wir, als National-Ökonomen, halten uns von Uebertreibungen nach der einen wie nach der anderen Seite hin fern. Und da müssen wir sagen: das Geld ist doch überwiegend ein segensreicher Factor, ein hochentwickeltes Verkehrsmittel von unendlich wichtiger, nicht genug zu schätzender Bedeutung im Weltverkehr, im modernen Kulturleben. Und dann, meine Herren, ist das Geld ja, Gott sei Dank, nicht die allein bestimmende Triebfeder in der Welt; es giebt noch andere, gewaltigere Mächte, welche die Handlungen der Menschen beeinflussen, und von denen Thun und Lassen abhängig sind. Noch haben ideale Güter ihren Werth und ideale Motive ihre Bedeutung im Leben, und wir werden stets finden, daß, welche Macht auch immer bei Conflicten im Menschenleben den Sieg behalten möge, nur der Sieg, den die idealen Beweggründe errungen haben, ein wahrhaft erfreulicher und segensreicher ist." —

Am Nachmittag kam der Assessor von Rembach, ein noch junger Mann, gegen Ende der zwanziger Jahre, von mittlerer Größe und von militärisch straffer, ein wenig zur Wohlhabigkeit neigender Figur. Er trug das Haar kurz geschritten, einen blonden, wohlgepflegten Schnurrbart und einen Kneifer. Sein rundes, hübsches Gesicht hatte einen angenehmen, freundlichen Ausdruck; sein Wesen zeigte jene eigenthümliche Mischung militärischer und civiler Wohlerzogenheit, wie man sie nur bei Herren findet, die aus guter Familie stammen und Reserve-Offiziere sind. Er trug einen tadellosen schwarzen Anzug nach dem neuesten Schnitt, ohne ausdringlich modern oder gar gedehnt auszusehen. Seine ganze Erscheinung machte einen sympathischen Eindruck, sein offenes Gesicht nahm auf den ersten Blick für ihn ein; man besaß die Empfindung, einen Mann vor sich zu sehen, der eine in jeder Hinsicht sorgfältige Erziehung genossen hatte, dem die Lebenswege von Kind an sorgsam geebnet, dem alles Widerwärtige und Gemeine, Kummer und Sorgen, Noth und Unglück, bisher fern geblieben waren.

Seine ungewohnte Haltung, wie er das Zimmer des Professors betrat, zeigte, daß er selbst in schwierigen und ungewöhnlichen Situationen, wie es doch ein Freiergang gewiß ist, seine sichere Ruhe nicht verlor.

Noch bevor er die ersten Sätze seiner ein bißchen feierlichen Ansprache an den Geheimrath beendet hatte, faßte ihn dieser mit beiden Händen und nöthigte ihn zum Sitzen. Der Professor glaubte einer gewissen, sehr erklärlichen Befangenheit seines jungen zukünftigen Schwiegersohnes zuvorkommen zu müssen, empfand er doch selbst in diesem Augenblick vielleicht mehr innere Erregung als jener.

„Lieber Herr Assessor, seien Sie mir herzlich willkommen und nehmen Sie vor allen Dingen Platz! Meine Tochter hat schon mit mir gesprochen.“

„Herr Geheimrath kennen den Zweck meines Besuches schon? Das erleichtert mir mein Vorhaben. Ja, Herr Geheimrath, ich komme, um Sie um die Hand Ihres Fräulein Tochter zu bitten.“

„Meine Tochter hat mir, als gutes Kind, gleich ein offenes Geständniß abgelegt, und Sie haben in ihr eine warme Fürsprecherin gefunden.“

„Ich darf also hoffen, daß Herr Geheimrath dieser Fürsprache nicht ganz unzugänglich gewesen sind?“

„Ich habe an sich nichts gegen Sie als Schwiegersohn einzuwenden, Herr Assessor,“ sagte der Geheimrath, „ich kenne Sie ja nicht erst seit gestern. Aber Sie stellen mir eine Frage, deren Beantwortung über die Zukunft meines einzigen Kindes entscheidet, und bevor ich eine endgültige Antwort gebe, muß ich Sie ein wenig ins Verhör nehmen. Hand aufs Herz, Herr Assessor, Sie lieben meine Tochter wahrhaft und von Herzen? Können Sie mir das versichern? Das ist das Erste und Wichtigste, was ich von Ihnen hören will.“

„Ich liebe Ihr Fräulein Tochter aufrichtig und von ganzem Herzen, auch nicht erst seit gestern, sondern schon seit ich die Ehre habe, in Ihrem Hause zu verkehren.“

„Das ist gut, denn ich gehöre zu den altmodischen Leuten, die darauf das Hauptgewicht legen: ich sehe in der Ehe mehr, als einen in das Obligationen-Recht gehörigen Vertrag, wie das heute vorkommt. Meine Tochter soll keine Convenienz-Ehe schließen. Drum lassen wir alle Förmlichkeiten bei Seite und sprechen wir als Mensch zum Menschen.“

Sie sind überzeugt, daß Sie dauernd mit Ella glücklich sein werden? Haben Sie sich daraufhin geprüft?“

Der Assessor verbeugte sich und der Professor nicht befriedigt. „Was nun die ökonomische Seite anlangt,“ fuhr er fort, „so ist Ihre Lebensstellung ja gesichert. Ich hörte, daß Sie in der nächsten Zeit Ihre Ernennung zum Amtsrichter erwarten.“

„Ja wohl, Herr Geheimrath! Es ist mir unter der Hand mitgetheilt worden, daß ich jedenfalls schon in einigen Wochen zum Amtsrichter in M. ernannt werden soll.“

„Nun, Herr Assessor, im übrigen kenne ich Sie und Ihre Familie genügend. Das Examen, das ich mit Ihnen abhalten wollte, war daher nur kurz. Nehmen Sie denn meine Tochter, mein liebes, einziges Kind, und seien Sie glücklich mit ihr; behüten Sie meine Tochter, wie ich sie behütet habe, meinen Augapfel —“, der alte Herr wurde von Rührung ergriffen, — „Gott weiß, wie schwer es mir wird, mich von ihr zu trennen!“ Er drückte dem Assessor die Hand. „So nenne ich Sie denn meinen lieben Schwiegersohn, und nun will ich Ella hereinrufen, damit Sie selbst mit ihr reden mögen!“

Einige Augenblicke später trat der Geheimrath mit seiner hoch erglühenden Tochter wieder ein.

„Hier ist sie, lieber Schwiegersohn! Ella, willst Du dem Herrn Assessor Deine Hand fürs Leben reichen?“

Statt aller Antwort reichte sie dem Assessor ihre Hand hin, und dieser drückte seine Lippen darauf.

„Umarmt Euch, Kinder, und küßt Euch; so gehört es sich!“ rief der Geheimrath mit Lebhaftigkeit.

Und während sich beide umschlungen hielten, trocknete der alte Herr verthohlen seine Augen und putzte eifrig seine Brillengläser.

* * *

Die nächsten Tage verflogen dem Geheimrath und Ella wie im Traum. Der Assessor brachte den größten Theil seiner Zeit im Hause seiner Braut zu. Die Verlobungsanzeigen wurden verfertigt, und das frohe Ereigniß damit der Welt verkündet. Wie merkwürdig sah es aus in den Zeitungen und auf den Anzeigen die beiden Namen der Verlobten so nebeneinander, nun mit einem Mal so vor aller Welt! Ella konnte sich gar nicht satt daran sehen, und als die ersten Anzeigen und das erste Zeitungsblatt kamen, betrachtete sie lange die kurzen, nüchternen und doch so unendlich inhaltsreichen Worte. Dann wurden Besuche gemacht und Besuche empfangen, und überall das frohe Erstaunen, — ob nun echt oder ein wenig geheuchelt! Der Geheimrath kam zum ersten Mal seit unvordenklichen Zeiten nicht dazu, zu arbeiten. Sonst zog er sich stundenlang in sein Studirzimmer zurück, und niemand durfte ihn stören. Wenn er jetzt aus dem Colleg kam, so hatte er das Gefühl, als sei ein dauernder Festtag, und dazu gesellte sich die Unruhe und das Bedürfniß, immerfort mit seiner Tochter zusammen zu sein, die er ja nun so bald verlieren sollte. Denn der Assessor bestand darauf, sobald es irgend anging, Hochzeit zu halten. Inzwischen sollte der Haushalt in M. eingerichtet werden. Der Assessor mußte in den nächsten Wochen dorthin übersiedeln, und dann sollte auch nicht länger damit gezögert werden, daß das neue Heim die Hausfrau bekäme.

Am nächsten Sonntag Nachmittag kamen einige Bekannte zum Besuch. Die Luft war milde, und die Sonne schien so warm, daß man zum ersten Mal im Jahre es wagte, in dem nach dem Garten belegenen Zimmer bei offenen Thüren zu sitzen. Hier führte eine Freitreppe in den Garten hinab, der noch im Winterschlaf lag. Nur an den Fliedersträuchen zeigten sich die ersten grünen Knospen und weckten frohe Hoffnungen auf den Frühling mit seiner Blütenpracht.

Der Geheimrath war bald mit einigen Collegen, dem Professor Müller, einem Biologen, dem die Wissenschaft bedeutende Forschungen über die niedrigsten Lebensformen der Thierwelt des Adriatischen Meeres verdankte, dem Privatdocenten Dr. Hartmann, der ein schwach besuchtes Colleg über die Quellen des deutschen Rechts las, und einem Fachgenossen des Professors Müller im eifrigsten Gespräch. Es handelte sich um die Anlage einer biologischen Beobachtungs-Station an einem Alpensee, ein wissenschaftliches Unternehmen, das mit Unterstützung der Regierung des Landes von der Universität ins Leben gerufen werden sollte. Professor Müller war zum Leiter ausersehen und agitirte seit Monaten unablässig für die Sache. Er fühlte sich berufen, es dem bekannten Begründer der zoologischen Station in Neapel, Dr. Anton Dohrn, nachzutun. Zum mindesten gab er diesem im Punkte der Energie nichts nach; er war bekannt wegen der derben Rücksichtslosigkeit, mit der er ins Zeug ging, wenn es galt, etwas durchzusetzen, und man erzählte sich allerlei Scherzhaftes von einer Audienz bei dem Minister, die er in der Angelegenheit gehabt hatte, und die damit geendet haben sollte, daß er dem Minister ziemlich deutlich zu verstehen gab, die Erforschung eines biologischen Problems sei wichtiger, als manche andere Dinge, worüber Seine Excellenz dicke Akten vollschreiben ließen.

Es dauerte gar nicht lange, so hatten sich die Herren dermaßen in ihre Erörterungen vertieft, daß sie für die Außenwelt als unzugänglich betrachtet werden konnten.

Die beiden Verlobten waren längst vor den tief-sinnigen Discussionen in das Nebenzimmer, wo ein hübscher kleiner Salonflügel stand, geflüchtet, und musisirten, wodurch sich die Herren übrigens — trotz der offenen Zwischenthür — nicht im mindesten stören ließen.

Auf dem Notenpulte neben dem Flügel lag die Cismoll-Sonate von Beethoven in einer Ausgabe für vier Hände.

Der Assessor schlug das Heft auf und reichte es seiner Braut hin.

„Ach ja, die Mondschein-Sonate!“ rief Ella. „Wir haben sie so oft zusammen gespielt, unser Lieblingsstück. Eigentlich paßt sie aber jetzt nicht für uns mit ihren leidenschaftlichen Tönen des Schmerzes und der Entsagung, jetzt, wo wir so glücklich sind!“ —

In die träumerischen, geisterhaften Klänge des Adagios der Sonate mischten sich vom Nebenzimmer her abgerissene Worte der wissenschaftlichen Erörterungen, die immer lebhafter geworden waren. Es tönte herüber von Protozoen, Cölenteraten, organischer Welt, Tiefseeforschung, biologischen Problemen, Planarien, Indolenz der leitenden Kreise (letzteres natürlich Worte des Professors Müller).

„Herr College Hartmann, Sie sind vermögend,“ hörte man jetzt den eifrigen Biologen rufen, „Sie können und müssen der Wissenschaft Opfer bringen!“

Professor Müller war der Meinung, daß es einfach die Pflicht jedes gebildeten Menschen, vor allem aber der Universitäts-Collegen sei, ihr Vermögen in den Antheilscheinen seines Unternehmens anzulegen, die ausgegeben werden sollten, und für deren Verzinsung die Regierung eine gewisse Zeit lang Garantie leisten sollte.

Dr. Hartmann dankte in ziemlich bestimmten Ausdrücken. Ihn ging seines Dürfhaltens als Juristen die Sache überhaupt nur wenig an, und er habe keine Lust, sein bißchen Geld zu riskiren.

Wenn man dem Professor Müller in seinem eigenen Ton, energisch und etwas drastisch antwortete, so gab er gewöhnlich sofort klein bei. Das wirkte bei ihm besser, als höfliche Argumente.

Dafür fiel er jetzt über den Geheimrath Wörlein her.

„Aber Sie, Herr Geheimrath! Ihr Name als einer der hervorragendsten unserer Universität darf unter den Begründern eines so bedeutsamen wissenschaftlichen Unternehmens nicht fehlen!“

Der Geheimrath vinkte höflich ab.

„Sie laufen keinerlei Gefahr dabei,“ fuhr Professor Müller fort, „die Regierung wird die Verzinsung der Antheilscheine zu vier ein halb Procent auf eine Reihe von Jahren garantiren.“

„Ja, wenn sie's thut!“ brummte der Privatdocent dazwischen.

Professor Müller ließ den schönen Zweifler unbeachtet.

„Sie sind in der glücklichen Lage, Herr Geheimrath,“ fuhr er fort, „etwas für die Sache wirken zu können. Sie besitzen beträchtliches Vermögen, Sie sind reich. Ob Sie ein Paar Tausende in diesem oder jenem Papier anlegen, kann Ihnen gleich sein!“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Feodosia Gorbynowa, die Veterin von Moskau.

Skizze aus dem modernen Rußland von E. Eschricht in Lübeck.

(Schluß.)

Zwischen vertraute die junge Fremde Marfa an, was ihr gerade durch den Sinn fuhr.

„Feodosia geht nämlich zu niemand, es müssen alle zu ihr kommen, hoch und niedrig; aber es kommen nur die Reichen, weil es doch Mode ist und ein echtes Wunder. Mit achtzehn Jahren erst, in den Kasern, ist mein Bruder erblindet, und vergeblich sind wir schon die halbe Welt durchkreist; damals lebten noch unsere Eltern, nun, seit einem Jahre, sind wir beide allein. Aber hören Sie doch, Täubchen, ich heirathe in einem Monat, Gott möge sich erbarmen, dann bleibt er zurück in den Händen der Dienstboten! Es ist doch gerade so traurig, Gott möge sich erbarmen, als ginge es zur Verdingung! Keine Spur von Hochzeitsfreudigkeit bei uns! Aber die Weige sollten Sie ihn spielen hören, es ist, als hörte man die Engel-Chöre selbst!“

„Madame, was fehlt Ihnen?“ fragte plötzlich die Großfürstin, die noch immer tief erschütterte Stepanita. Diese erhob sich sofort, verbeugte sich tief und antwortete mit einer pompösen, gewissermaßen vorstellenden Bewegung auf Marfa weisend: „Diese, Marfa Gregorowna, meine zweite Tochter, leidet an Kopfschmerzen.“

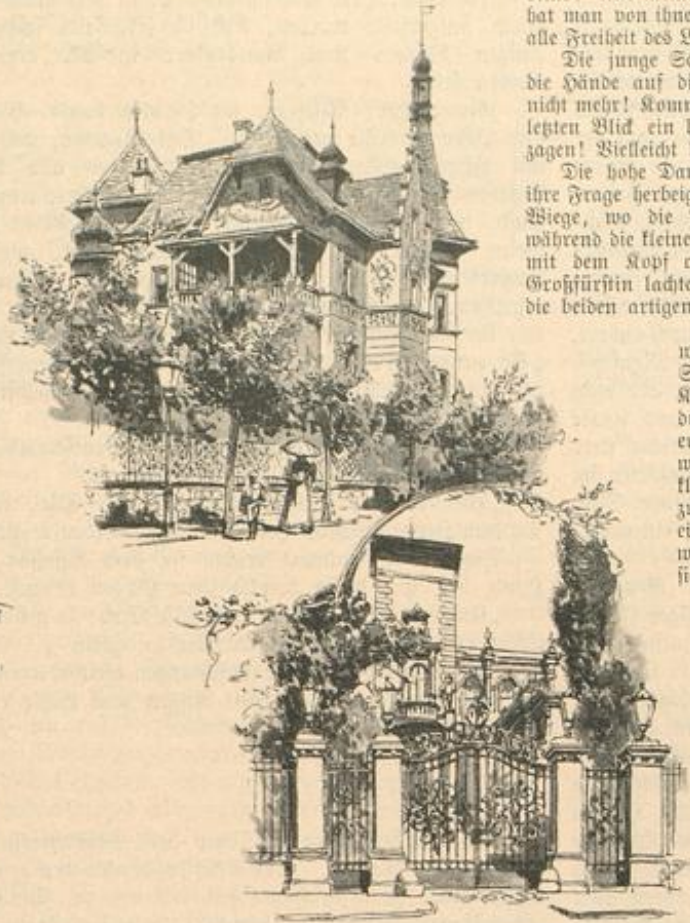
Die hohe Dame lachte ganz laut und belustigt, richtete die mit dem Lorgnon bewaffneten Augen nach dem Blinden und sagte: „Und was fehlt Ihnen, junger Herr?“

Dieser blieb sitzen; seine Gestalt sank nur noch ein wenig tiefer zusammen, als er den Kopf mit zwei großen, schönen, blicklosen Augen herumwendete und leise sagte: „Ich bin erblindet.“
 Die Großfürstin erschrak, und über das stolze Gesicht flog ein mitleidsvoller Schimmer.
 „Armer junger Mensch! Schon lange?“
 „Ja, ja, es sind nun acht Jahre her! Ich wurde mit einigen Kameraden aus dem Universitäts-Gebäude herausgelassen, — es war ein Zufall, der uns gerettet hatte, — wir machten eine Clausur-Arbeit, ich war erhist und aufgereggt; fast weinend lief ich mehrmals an der Manege auf und ab, es wehte ein

blind! Und meine Kameraden, die hab' ich nie wieder gesehen, noch hat man von ihnen je etwas erfahren. Alle, alle meine Kameraden, alle Freiheit des Lebens dahin! Und ich bin blind zurückgeblieben!“
 Die junge Schwester trat zu ihm heran, legte ihm begütigend die Hände auf die Schultern: „Ruhig, Oen, mein Lieber, sprich nicht mehr! Komm, komm, sei ruhig! Du weißt doch: weil Deinem letzten Blick ein heiliger Sonnengruß ward, willst Du nicht verzagen! Vielleicht hilft Dir schon jetzt Gott durch diese Wunderfrau!“
 Die hohe Dame war genirt durch die Scene, welche sie durch ihre Frage herbeigeführt hatte; sie stand auf und begab sich an die Wiege, wo die Mutter noch immer mit halber Stimme sang, während die kleine Kohlweißling-Puppe noch dann und wann strebte, mit dem Kopf oder den Füßen in die Höhe zu kommen. Die Großfürstin lachte schon wieder heiter und belustigt; sie betrachtete die beiden artigen Kinder und fragte sie um ihre Namen.



Villen im Prater.



Die Villen Marienheim und Wändorfer im Währinger Cottage-Bezirk.

eisiger Wind. Ach! dorthin hatte man um Mittag 120 Studenten abgeführt und eingeschlossen, nur durch Zufall war ich nicht ebenfalls mit ihnen; aber Freunde von mir, die niemals conspirirt hatten, sie waren auch dort eingeschlossen! Polizisten verwiesen mir's, mich bei der Manege aufzuhalten; da ging ich in tiefster Verzweiflung heim. Mein Kopf brannte und mir schwindelte; zuweilen lag ein Nebel vor meinen Augen, und durch diesen Nebel sah ich die sinkende Sonne eine rothe, feurige Glorie um das Kreuz der Chram Spassitelja weben; es war mein letzter Gruß aus der Welt des Lichtes und der Schönheit, denn da ich unser Haus betrat, bin ich ohne Besinnung hingestürzt. Ich soll dann die Masern gehabt haben. Ich bin nach schwerer Krankheit gesundet, aber

Mit raschem Schritt trat jetzt eine Frau ein. Sie war schlicht und sauber mit einem dunkelbraunen Stoff bekleidet, trug eine helle Schürze und um den Kopf ein kleines russisches Tuch. Ihr noch ganz dunkler Scheitel legte sich wellig um ein bleiches, ernstes Gesicht mit einem heroischen Ausdruck. Es war Feodosia, die Veterin! Sie überblickte mit klugen Augen die Anwesenden, trat auf den Blinden zu, nahm sein Gesicht in ihre Hände und sah ihn ein paar Augenblicke aufmerksam an. Er erzitterte, wie unter großer innerer Erregung. Sie wendete sich wortlos ab und dann an Madame Demidoff: „Nicht wahr, Deine Tochter ist krank?“

Marja wurde vorgestellt, und die Kopfschmerzen, verbunden mit dem bleichen Teint, wurden als aus allgemeiner Nervosität herrührend erklärt.

„Kopfschmerzen sind nicht mein Fall, — ich spreche aber das Fräulein später. — Und Sie, Madame?“

„Auch später!“ antwortete die Fürstin, mit einer ablehnenden Bewegung.

„Nein, — ich bin heute außerordentlich beschäftigt, — und um acht Uhr gebe ich mit armen Kranken in die Messe!“

Da beugte sich die hohe Dame und flüsterte der Veterin einige Worte ins Ohr.

„Ich danke! — Also später mehr!“

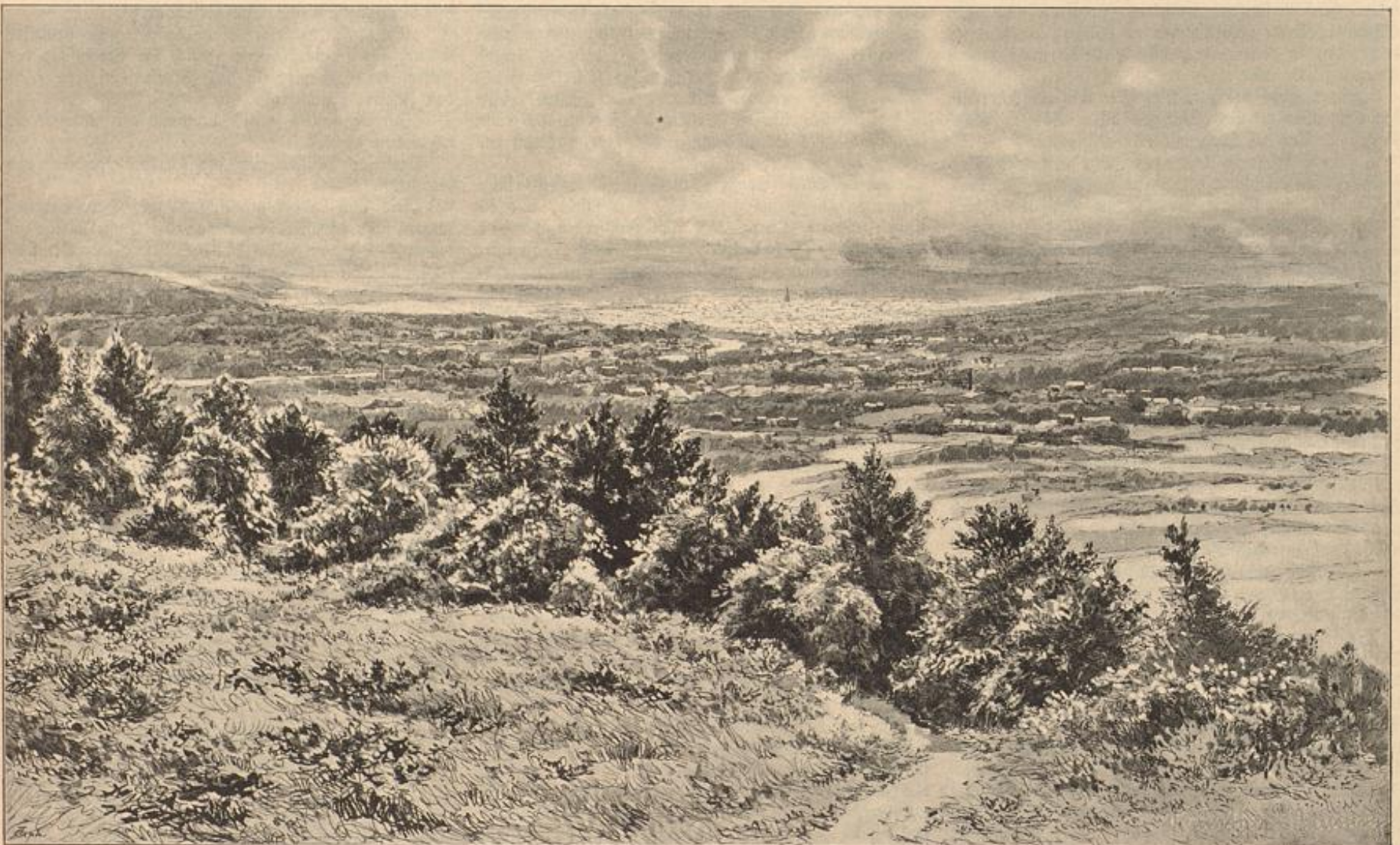
Welche Macht übt doch ein Mensch aus, an dessen Fähigkeit man glaubt! — Augen-

blidlich war diese arme Frau die Herrscherin in der Weltstadt! Sie wendete sich noch einmal zu dem Blinden und sagte mit sanfter Stimme: „Ich bitte noch um ein wenig Geduld; es wird schon leerer nebenan.“

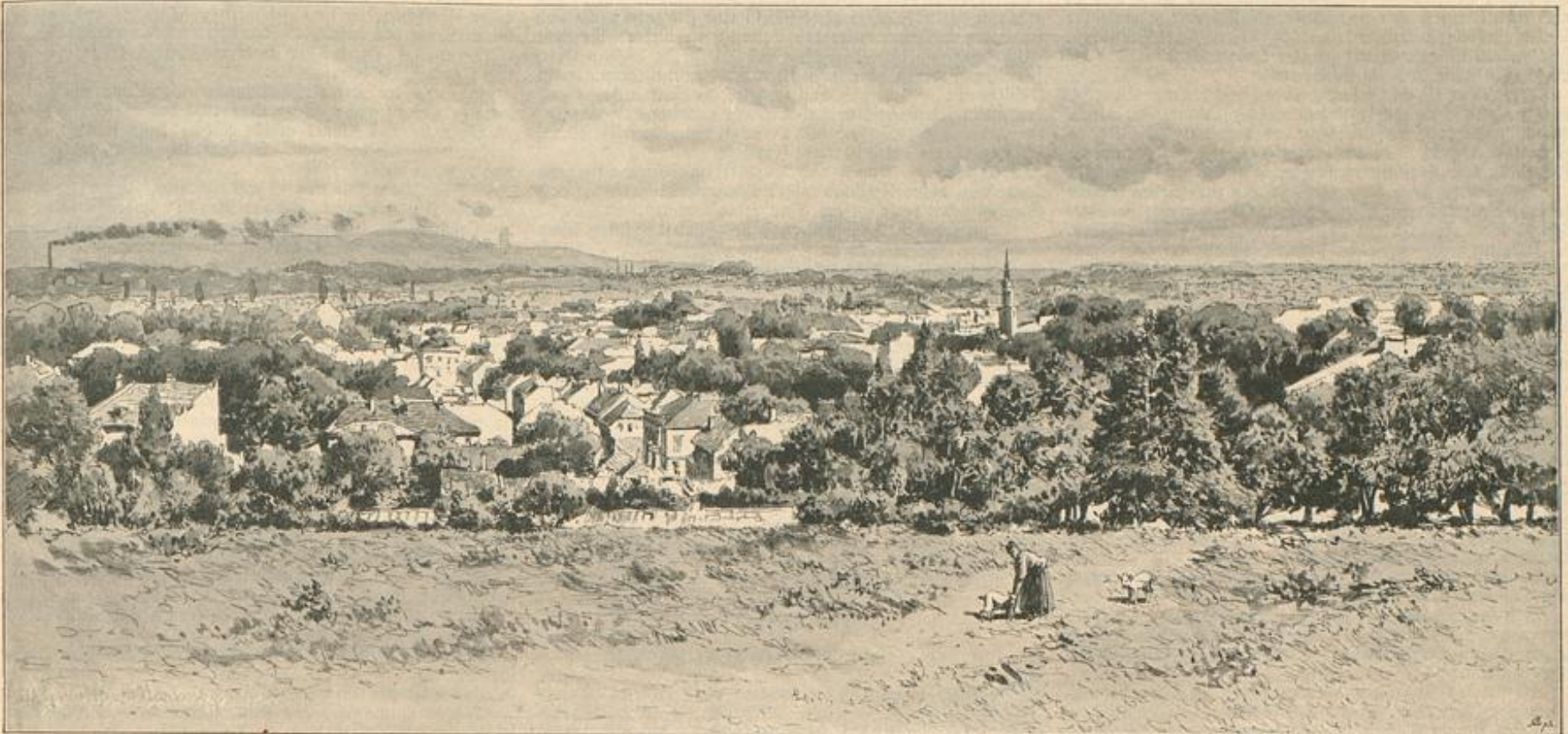
Und rasch, wie sie gekommen, ging sie wieder hinaus. Der Blinde fragte nun: „Wie sieht Feodosia aus, Nadeschda? Du jagst es mir nie so recht genau!“

„Nun, wie eine gewöhnliche Frau; sie hat ein braunes Kleid an, und ihr Gesicht ist nicht übel. Sie sieht wirklich heute nicht anders aus, als gestern und vorgestern.“

„Nein, ihr Gesicht ist sogar hübsch!“ sagte Marja, „es ist klug und bewußt. Sie täuscht nicht; auf ihren Bügen steht deutlich eine ernste Wahrheit! Sie mag sich ja irren, aber sie



Blick vom Kahlenberg auf Wien.
 Wiener Villen-Colonien und Sommerfrischen. I.
 Zeichnungen von D. Günther-Raumburg in Berlin. — Siehe Seite 87.



Blick auf Hietzing.



Villa Harnoncour im Prater.

selbst glaubt an sich. Sie steht unter einer großen Idee, und die mag stärker sein, als sie selbst ist, und beherrscht sie vollkommen; sie ist gewiß das Werkzeug ihres Glaubens. Ach, wen sie durchdringen und hinreißen kann, wie sich selbst, der wird gewiß genesen!"

"Wie deutlich Sie mir diese Frau zeigen! Sie malen mit dem Wort! Nun kann auch ich sie sehen."

Es trat eine lange Pause ein; das Glaslöpschen hatte sich in sein gefesseltes Dasein gefunden, Arm in Arm waren die Kinder zurückgefunken und schliefen; auch die Elster hatte sich aufgeplustert und ihren Kopf unter den Flügel gesteckt. Die Zeit schien plötzlich still zu stehen neben diesen so verschieden gearteten und gestellten Menschen, und alle dachten an Feodosia, und daran, was ihnen bevorstehen würde.

Marfa sah nun, wie der Blinde wiederum betete; ein schmerzliches Mitleid ergriff sie und rührte sie zu Thränen. Wie gering war ihr eigenes Leiden! War es nicht fast frevelhaft, hier erschienen zu sein, nur weil es Abwechslung bot und Mode war, wo doch so viel heiliger Ernst hinter der Profanie lag? Aber sie tröstete sich: ist es denn besser in den Kirchen? Es kommt nicht an auf die, welche hineingehen, sondern auf die, welche wahrhaft beten!

Und auch sie neigte das Gesicht und betete für den Blinden, mit so viel Inbrunst, daß sie zusammenschrak, als die führende Frau erschien um den Blinden und sie selbst aufzufordern: „Es ist nun Zeit; Feodosia wartet.“

Die Geschwister und Marfa verließen das Gemach; in der Kinderstube und überall waren noch immer Menschen, viele schienen soeben erst angekommen. Draußen neben der geschlossenen Thüre stand der Mann im rothen Kittel; er ließ den Blinden eintreten.

Marfa schlug die Hände zusammen und preschte sie an ihre Stirn in heftiger Erregung: „Gott im Himmel, Du heilige Maria, bitte für ihn, hilf ihm, hilf ihm!“

Und mitlingerissen von der mitleidvollen Stimme der Fremden, schloß die Schwester des Blinden sie plötzlich in ihre Arme. Die beiden schönen Mädchen küßten sich und weinten; sie standen noch innig umschlungen, als der Blinde heraustrat. Rasch ging Marfa an ihm vorüber und trat nun über die Schwelle eines ganz kleinen, weißgetünchten Raumes, in dem nur ein Bett und ein kleiner Koffer standen. Maria mit dem Kinde blickte aus ihrer sanft beleuchteten Ecke hernieder; an der gegenüberliegenden Wand tickte eine Schwarzwälder Uhr.

„Ich kann Ihnen nur helfen, wenn Sie gläubigen Herzens mitbeten und Vertrauen zu mir haben.“

„Ja, das kann ich, und Vertrauen habe ich; wird auch der Blinde genesen?“

Die sagenhaften Augen blickten weit hinaus, und Feodosia schwieg ein paar Minuten. Peinlich voll war die Stille, endlich sagte sie: „Nein! Ich fühle, daß er nicht gesund wird, aber ich fühle, daß ihm Gott hier durch mich eine Eröstung in seinem ungeheuren Leid giebt. Ein Kreuz tragen wir ja alle, auch er wird lernen seines zu tragen! Und nun, nun beten Sie für Sich!“

Marfa schlug das Herz in unbeschreiblicher Erregung und Bewegung. Sie hob die Augen zu dem ewigen Bilde empor und sah mit Erstaunen, wie es unwimmelt war von braunen Tarakanen, die haufenweise hinter der wärmenden ewigen Lampe sich angesammelt hatten. Die verachteten Thiere waren auch ihr ein Gräuel; hier plötzlich rührte es sie, wie sie gleichsam im Schutze der Heiligen das Recht des Daseins genossen. Und wofür besah denn sie alle Vorzüge des Lebens, was that sie, wer war sie?

Ihr zur Seite murmelte die Veterin in einem seltsam stehenden und innigen Ton. Plötzlich schlossen sich auch ihre Gedanken an die Bitte um Erlösung vom Leid, von Krankheit, von Schmerzen und um Erleichterung des Schicksals des Blinden. „Ist es möglich, Herr, mache seine Augen sehend, hilf, hilf ihm! Verlaß ihn nicht, wenn seine Nächsten ihn verlassen, führe Du ihn, erleuchte Du ihn!“

Die Veterin verneigte sich tief vor dem Gnadenbilde und wendete sich zu Marfa: „Auf morgen um dieselbe Zeit!“

Draußen standen noch die Geschwister.

„Gott helfe Ihnen, gnädigste Marfa Gregorowna, ich hoffe, Sie sind morgen auch hier?“

„Gewiß,“ sagte sie, „zweifeln Sie nicht daran!“

Als endlich Stepanila Karlowna mit ihren Töchtern die garstige Hühnerstiege wieder hinunterstieg, that sie es ohne eine Ahnung, daß so rasch und so ohne Vermittlung die lange verschlossene Seele ihres Kindes nun weit geöffnet war, das wunderbare Geheimniß der ewigen Liebe zu empfangen.

„Kinder,“ sagte sie, als sie im Wagen saßen, „Kinder, der Abendmantel der Großfürstin war von einfachem weißgrauen Tuch, Hermelin ohne Schwänzchen darunter und ein mächtiger weißer Eisbärtragen bis auf die Hüften darüber, — sehr dicke, obgleich nur Tuch. Ich werde uns sofort solche Mäntel bei Michailoff bestellen! Und wie sie huldvoll lächelte, als sie dem Kinde ihre Börse oben in den kleinen Schmutzfasen von Wiege legte! Man liest manchmal von „Börsen reichen“; ich hab' es

aber nie gesehen, immer suchen die Leute ihre Münze sorgsam aus und reichen sie den Bittenden. Es sieht großartig aus, so recht vornehm, so unbesehen die Börse aus der Tasche ziehen und hingeben! Und was werden die Soculoffskys sagen, wenn sie erfahren, daß Marfa bei Hofe vorgestellt ist!“

„Wie, Mütterchen, ich bei Hofe?“

„Nun, wie man's nehmen will! Du bist immerhin durch mich einer

Großfürstin vorgestellt, und morgen werden wir mit Sicher-



Am Kahlenberg. — Silla Földi.

Wiener Villen-Colonien und Sommerfrischen I. Zeichnungen von D. Günther-Kaumburg in Berlin. — Siehe Seite 87.

heit wieder von ihr angesprochen werden. Und dann will ich auch uns Börsen anfertigen; die der Fürstin war von indischer Seide zum Zusammenziehen, ein richtiges altrussisches Beutelchen. Ja, ja, das ist dir, so mit ganzem Inhalt hingeben, daß die Linke nicht weiß, was die Rechte thut."

Herr Demidoff war erstaunt über alle die neuen Eindrücke die ihm beim Thee mit so ungewöhnlicher Lebhaftigkeit vorgebracht wurden; schließlich sagte er lächelnd: "Witterchen Stepanila, vergiß nur nicht zu zählen, wie viel Du in die Beutelchen thust, sonst stimmt nachher Dein Ausgabebuch nicht!"

Am nächsten Tage war man pünktlich zur Stelle. Marfa hatte wenig gesprochen, ganz gegen ihre Gewohnheit; sie überließ alles den Jhrigen, wie unterworfen einem höheren Willen.

Madame Demidoff, in der frohen Hoffnung, die hohe Dame dort wieder zu treffen, steuerte energisch nach dem letzten Zimmer durch, wo alles war, wie gestern; nur daß die Elfter sie wie alte Bekannte mit Flügelschlag und hellem: "Nitscheno, nitscheno!" begrüßte. Nadeschda erhob sich und winkte Marfa: "Hierher Marfa Gregorowna. Theilen Sie meinen Stuhl mit mir; kommt dann wieder mehr Besuch, kann er unseren Platz von gestern einnehmen. Oley bleibt nicht gern so allein."

Leise zitternd sah nun Marfa zwischen den Geschwistern. "Seiden Sie wirklich sehr?" fragte Oley. Er hatte das Gesicht zum ersten Mal so nahe zu Marfa gewendet, und sie sah mit stodem Herzschlag, wie schön, wie rein und klar es war, wie unendlich sanft und gültig; die Augen, weit offen in ihrer träumerischen Blicklosigkeit, erschreckten sie, und ihr schien, als schäue der fremde Mann ihr dennoch bis ins Herz. "Ach danke Ihnen, ich fühle mich sehr wohl, habe ja nur Kopfschmerzen, und auch nicht immer!"

Da lachte er gutmüthig und sagte: "So, so, Sie machen also nur bescheidene Ansprüche an Wohlbehinden!"

Man sprach nicht viel; diese drei sahen so dicht aneinander gedrängt, ihr Athem berührte sich; das feine Köpfchen Marfa's reichte bis an Oley's Schulter; ihr Herz schlug heftig in der jungen Brust.

Die Mutter sang ihren Kindern Lieder, sie sah dann und wann nach der Thür, aber die hohe Frau kam nicht; statt ihrer eine Anzahl Damen und ein sehr vornehmer Herr. Es war nun auch um Madame Demidoff eng, und infolge dessen entspann sich zwischen ihr und den neuen Gästen eine Lebhaftigkeit in der Unterhaltung, wie die russische Offenheit und Mittheilbarkeit sie ganz besonders liebt. Die Geschichte aller ihrer Krankheiten machte den Anfang, bis man zu den Tagesfragen überging. Köstlich amüßten sich die Demidoffs, sogar Pawlowna war gesprächig geworden.

"Wir schließen Sie ab von der Heiterkeit der anderen," bemerkte Oley zu Marfa, "ich bin egoistisch, aber ich freue mich den ganzen Tag auf Sie. Wie schnell das so gekommen ist! Wir ist, als kennte ich Sie schon lange, und Sie gehörten zu uns!"

"Ach danke Ihnen, ich danke Ihnen!"

"Ja, ja, jahrelang lebt man mit Menschen und bleibt ihnen in der Seele fremd, und Sie, gleich Ihre liebliche Stimme ist mir ins Herz gedrungen, wie eine Melodie aus der mir so plötzlich entrisenen frohen Jugendzeit! Ich dachte den ganzen Tag an Sie und an den letzten Kreuzesgruß, als gehörten Sie damit zusammen, und in meiner Seele war es wie ein heller, idyllischer Sommertag. Hast vergaß ich, daß ich nur ein armer, blinder Mensch bin und ohne Anspruch an das Glück des Lebens bleiben muß!"

Marfa ersuchte fast in ihrer Erregung; — was hätte sie nicht alles sagen mögen und fand doch kein Wort! Aber als man kam, um sie und den Blinden abzurufen, nahm sie seine Hand und führte ihn an der überraschten Mutter vorbei, durch die Menge draußen, bis an die Thür der Veterin.

Und als sie selbst wenige Minuten später neben der Veterin stand, da flehte sie heftig: "Gieb mir Kraft, Du Barmherzige, gieb mir Muth, lehr mich Geduld und Demuth; gieb mir, gieb mir nichts auf der Welt als sein Herz, daß ich der Wandel für seine Führe sein darf und das Licht seiner Augen! Herr, Du hast Großes an mir gethan in Deiner Gnade! Nicht nutzlos soll mein Leben hingehen und nicht freudlos das seine! Hilf Du uns, Heilige, hilf ihm, hilf mir!"

Sie weinte nun ganz laut, und da das Gebet beendet, warf sie sich der Wunderfrau um den Hals und küßte sie.

"Ich danke Dir, Feodosia, ich danke Dir! Dein Gebet hat ihm und mir geholfen!"

Sie wußte kaum, wie sie nach Hause gekommen war, bat, sich zurückziehen zu dürfen; sie hatte nun wirklich Kopfschmerzen. "Wie wird es denn morgen," fragte der Vater, "ich nahm doch Billets für das Symphonie-Konzert im Adels-Club?"

"Selbstverständlich," entschied Marfa, "werdet Ihr dorthin gehen, und selbstverständlich gehe ich zur Feodosia; meine Kur kann ich nicht unterbrechen!"

Sie schlief nicht viel in dieser Nacht, zündete mehrmals Licht an und versuchte zu lesen; ihr Wille war nun ganz fest, und ihr Herz schlug ruhig; aber so überwältigend war die große Veränderung ihrer Seele, daß sie keines Schlafes bedurfte; sie wachte in Betrachtung ihrer eigenen Psyche. Sie fühlte auch, daß sie sich ihrer Mutter nicht anvertrauen könne und dürfe; sie war zu einer Mission berufen, ein höherer Wille hatte ihre Gedanken geleitet, und sie durfte keinem Einwand nachgeben, darum brauchte sie keines Meinungs zu hören.

Sie lehnte die Begleitung der alten Nikita ab, bemerkte aber ihren Eltern, daß sie vor ihrem Besuch bei Feodosia noch ein Gebet in der Chram Spassitelja sprechen wolle.

Sie umarmte die Jhrigen alle mit einer ungewöhnlichen Zärtlichkeit, hing lange am Hals der Mutter, ehe sie gegen Abend davon fuhr.

"Ein so merkwürdiges Kind!" sagte Stepanila Karlowna. "Sie hat ihre eigenen Gedanken und geht auch allmählich ihre eigenen Wege! Weißt Du, Demidoff, sie ist etwas für die Dichter und ist doch ein echtes Volkskind!"

Marfa fuhr nach dem Frauenkloster die Esoljanka entlang, zur alten Pfortnerin Warwara, die in der Kapelle die Arbeiten des Klosters verkaufte.

"Gieb mir ein Kreuz, wie es Eure blinde Schwester Kenia aus dem Cedernholz vom Libanon so fein schneidet; ich will es einem Blinden schenken."

Unter den Segenssprüchen der Alten fuhr sie davon, das Kreuz und ein schönes Licht in der Hand, bis zur Erlöserkirche. Andächtig stieg sie die Stufen empor, den Blick aufwärts; voll blickte das freundliche Mondlicht hernieder, mit hellem Glanz das heilige Kreuz hoch oben bestrahlend.

Sie blieb einen Augenblick stehen und hob das kleine Kreuz

in ihrer Hand dem Lichte entgegen; dann trat sie ein in das erhabene Gotteshaus, wendete sich in eine Säulen-Kapelle und warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder, ihr Licht entzündend und ihr Kreuz hinlegend: "Laß Du mich, o Herr, dein Kreuz tragen, laß mich seine Leuchte sein! Nimm mein Gelübde an: — demüthig will ich sein, der Welt entsagen und ihm allein leben in Liebe und Treue. — Segne uns, Du Gekreuzigter, und hilf uns das Kreuz tragen, daß Du seinen sehenden Augen dereinst zuletzt gezeigt!"

Sie schloß die Augen und lauschte dem Sängerkhor; sie dachte nun nichts Irdisches mehr, ihre betende Seele lag von Engelsfittichen getragen am Throne des Höchsten.

Dann erhob sie sich, ganz ruhig und gestärkt in ihrem festen Vorhaben. So fuhr sie zu Feodosia.

Sie nahm ihren Platz zwischen den Geschwistern, wie gestern; als sie dem Blinden die Hand zum Gruße reichte, befiel er diese in der seinigen. Niemand von ihnen sprach. Als sie gerufen wurden, gingen sie wiederum Hand in Hand. Marfa ließ Oley eintreten, winkte Nadeschda mit ernstem Antlitz, zurück zu bleiben, und folgte Oley sogleich.

"Feodosia," sagte sie, "nun bete Du für uns beide, denn von nun ab will ich der Wandel für seine Führe sein und das Licht seiner Augen, siehe, ich bin nun seine Braut!" Und sie hob sich auf den Fußspitzen zu ihm empor; er aber sank, wie vom Blitze von seinem Glück getroffen, in die Kniee, umschlang sie ohne Worte, sein Gesicht an ihrer Brust bergend. Dann wendete Marfa das schöne verklärte Antlitz der Mutter Gottes zu, und sagte noch einmal: "Nun bete, Feodosia, bete für uns beide!"

Rachdruck verboten.

Der Todte.

Skizze von L. Büchner in Rheinstadt.

Wie es soweit gekommen war? Ach es war die alte, die uralte Geschichte, die so fröhlich beginnt und so traurig endet, deren Anfangskapitel von Liebe und Liebe und wieder Liebe erzählt, von Schwüren ewiger Treue und Zärtlichkeit, von Bildern endloser Glückseligkeiten, von einem glückseligen Kauf, und dessen Schlussspiel gähnende, öde Gleichgültigkeit, oder im besten Falle ein langsames, mühevolleres Zueinanderfinden, ein stillschweigendes Uebersehen ist, ein Zusammenfinden und -kitten der armseligen Ueberbleibsel des stolzen Glücksaues!

So war es auch den beiden ergangen. Jung und unbesonnen und verliebt waren sie, verliebt ins Blaue hinein; und eines schönen Tages fanden sie heraus, daß sie einander liebten, wie sich noch nie zwei geliebt hatten, daß sie eins seien für alle Ewigkeit.

Nun, warum sollten sie nicht eins sein? Er, wohlbestallter Beamter in einem kleinen Städtchen, hatte ihr eine Stellung zu bieten; dazu war er ein hübscher, braver Mensch und sie war ein liebes, nettes, gut erzogenes Mädchen aus einer tadellosen Familie.

Sie verlobten sich und waren selig. Sie verheiratheten sich und verlebten nicht nur Flitterwochen, sondern ein ganzes Flitterjahr.

Und dann kam es, — das Schreckliche, das Unbegreifliche, das, was heute vor ihnen beiden stand als ein drohendes, furchtbares Etwas, wovor sie beide zurückschauderten, und das sie doch sahen, fühlten, wußten. "Du Qual meines Lebens," hatte er ihr ins Gesicht geschleudert, als sie vor ihm stand, roth vor innerem Zorn, mit einem scharfen, leidenschaftlichen Ausdruck in dem noch immer so hübschen, mädchenhaften Gesicht. Sie hatte dazu genickt. "Jawohl, Qual auch meines Lebens! Aber was hindert uns, das zu ändern, auseinander zu gehen, uns zu trennen? Warum soll ich mir mein hübsches Leben verbittern lassen? — So, so, — und das von Dir, — von Dir?" Und damit war sie zur Thür hinaus, und er war allein in seinem Arbeitszimmer, in dem eine schwüle, bellemmende Luft den Athem hemmte und dessen Schreibtisch von fleißigem Gebrauch zeugte.

Ja, warum nicht? Warum nicht auseinander gehen? Er stützte den Kopf in die Hände und sann nach. Wie ein Traum war's, wie ein ganz unmöglicher, daß sie sich einmal geliebt hatten, daß sie einmal glücklich waren!

Aus lauter kleinen, winzig kleinen Steinchen hatte sich die Mauer aufgebaut, die sie von ihrem Glück schied, und sie beide hatten, blind und unbedacht, emsig daran gemauert und die kleinen Steinchen herzugetragen zu dem Bau und sie fest und dauerhaft ineinander gefügt. Und immer höher wuchs die Mauer, und immer feister wurde sie, und da stand sie vor ihren entsetzten Augen, thurmhoch und unerschütterlich!

Ob sie auch daran dachte in dieser Stunde, in der Stunde, da sie zum ersten Mal das Wort der Trennung ausgesprochen, das ihm schon so lange tief im Herzen lag, und das er doch nicht heraufkommen lassen wollte zum Licht des Tages. Ob sie noch dachte an den ersten kleinen Zank, den sie zusammen hatten?

Wie er damals erschrocken war vor der Heftigkeit, mit der sie sprach, so laut und so zornig! Und wie sie nicht begreifen wollte, daß er nicht nachgab, daß er nicht verstand, wie recht sie hätte! Sie hatten sich nachher geküßt und darüber gelacht, und jedes behielt Recht.

Aber nach ein paar Tagen hatten sie schon wieder eine Meinungs-Verchiedenheit, und den Tag darauf wieder. Dann auf einmal merkten sie, daß es eine schwierige Sache war, sich zu verstehen in all' den Kleinigkeiten des täglichen Lebens, das mit seinen Anforderungen doch immer und immer wieder an sie herantrat.

Und dann erwies es sich, daß sie ganz, ganz verschiedene Naturen waren: Er ein Pedant in kleinen Außerlichkeiten und groß angelegt und groß denkend in allem Ernsten, — sie, ein wenig unordentlich und genial in dem ersten, und klein und kleinlich im andern.

Zuletzt gab es Scenen um fehlende Hemdenknöpfe, um unbezahlte Rechnungen und um schlecht gepuhte Lampen, und von ihrer Seite um eine in Gesellschaft von ihm zu frei ausgesprochene Meinung, um einen Verstoß gegen kleinstädtische Sitten, um ein einziges Wort zu viel oder zu wenig.

Sie wurden älter. Aber statt daß sie sich ineinandergelebt hätten, wuchsen sie auseinander.

Zimmer tiefer wurde die Luft zwischen ihnen und immer höher die Mauer, die sie aufrichteten zwischen sich und dem gelobten Lande des Glückes.

Trennung! Ja, das war wohl das Beste, das Einzige, was ihnen noch übrig blieb.

Er hatte den Kampf schon lange aufgegeben, müde und muthlos. Wozu auch? Wozu überhaupt das alles?

Wenn sie noch Kinder gehabt hätten, dann freilich! Aber so lohnte es sich doch nicht. Seine Frau würde ihn doch nie begreifen, niemals!

In der letzten Zeit war es besser gewesen. Um vieles besser schien es ihm plötzlich, während er darüber nachdachte. Freilich, die Ordnung in seinem Hauswesen hatte er sich längst erzwungen, aber auch in anderen Dingen war es besser geworden.

Fast schien es ihm, als ob sie manchmal versucht hätte, sich in seine Art des Denkens und Fühlens hineinzuversetzen. Ja, es war wirklich so! — Aber heute wieder diese Scene! Nein, nein, alles nutzlos! Und war's nicht besser, sie trennten sich?

Er sprang auf und küßte seine heiße Stirn an der Fensterscheibe. Durch den dunkelnden Abend starrte er nach dem Hause gegenüber. Da wohnte auch solch ein Ehepaar, ja, auch ein solches! Auch so eine ewig nörgelnde, kleinliche, reizbare Frau; nur daß diese auch noch mit dem Pufflappen umherlief und leiste und zankte um jedes Stübchen.

Er mochte auch ein bißchen pedantisch und rechthaberisch sein, — der Mann.

Einer wußte ja genug vom andern in dem kleinen Städtchen, wo man sich in die Fenster sah, auf den Gtisch und in Stube und Küche.

Drüben brannte im Schlafzimmer Licht, es war wohl jemand krank.

Seine Gedanken gingen wieder zu seinem eigenen Leid.

Wenn sie sich trennten?!

Wenn sie frei würden, jedes von der Kette, die das andere ihm war?!

Und doch! Bei dem Gedanken trod es ihm kalt bis ans Herz. Daß sie es ausgesprochen hatte, sie, die Frau, die ihn einst so sehr geliebt! Aber dann lachte er bitter. War es nicht sein eigener Gedanke, und galt er nicht der Frau, die er geliebt?

Das Mädchen kam mit Licht herein. Ein treues, altes Geschöpf, das bei ihnen war seit den sechs Jahren ihrer Ehe und eine manchmal spähhafte Unparteilichkeit bewies, in der Anhänglichkeit an sie beide.

Sie blieb breitspurig vor ihm stehen.

"Na, wissen Sie es schon, Herr Doctor?"

"Was soll ich wissen?"

"Gestorben ist'r, maustodt, der da drüben'rüber! W' Schlag getriegt, umgefallen und fort, hast Du nicht gesehen! Na ja, viele Thränen wird sie ihm nicht nachweinen, die Seine! — Immer krackelt hat er und commandirt und cujertirt das arme Lamm. Aber jetzt kriegt sie es sein! Jetzt kann sie auch 'mal machen, was sie will."

"Gestorben?" sagte der Doctor mechanisch, "wer ist gestorben?"

"Ich sag's Ihnen ja!" knurrte das Mädchen, "der drüben!"

"Da wird seine Todtenkerze brennen, und keiner weint ihm 'ne Thräne nach. Ne, dem nicht!"

Nun stand er wieder allein im Zimmer und starrte hinaus auf die hellen Scheiben. Schatten bewegten sich geschäftig dahinter, trugen und hoben allerlei Dinge. Er sah alles so deutlich auf dem weißen Rouleau. Und dann noch ein Hin und Her — Hin und Her, und dann Stille.

Und jetzt kam jemand, stand im Schatten scharf abgezeichnet, bewegungslos, — der Schatten der Frau.

Er starrte hinüber, minutenlang, — o, wie lange! Keine Bewegung da drüben, — schwarz, unheimlich, fest stand das Schattenbild.

Durch des Lauschers Seele zog Unausprechliches. Wirre, tolle, fürchterliche Gedanken. Wie er so deutlich den Todten sah! Die eingesunkenen Augen, die nicht mehr spähen konnten nach tausend kleinen Dingen, den festgeschlossenen Mund, der nicht mehr redete, dem kein böses, höhnisches, verlegendes Wort mehr entschlüpfte.

Alles, alles sah er mit den Augen seiner Seele, während er hinüberschaute, schaute, schaute — auf den bewegungslosen Schatten. "Ne, dem weint keiner 'ne Thräne nach!" hallte es in ihm wieder, so furchtbar, so laut, daß er umschaute, als habe jemand es neben ihm wiederholt.

Und dann starrte er wieder hinüber, wo die Frau stand, noch immer stand an der Leiche ihres Gatten.

Der Schein der Todtenkerze von da drüben leuchtete hell in sein Herz, in die innersten, dunkelsten Winkel, mit einer unheimlichen Helle, die ihm alles klar sehen ließ, was bis dahin vor ihm selber fast verborgen war. Wie lange er so regungslos stand, das wußte er selber nicht. Die Lampe in seinem Zimmer war heruntergebrannt und drüben war der starre Schatten verschwunden. Der Mann schauerte zusammen und stöhnte. Dann erschraf er heftig.

Etwas sagte seine Hand, und eine schwankende Stimme nannte seinen Namen.

"Hermann!"

"Du, — Dora?"

"Hermann, verzeih mir! Vergiß das, was war! Vergiß alles! Noch einmal laß uns von vorn anfangen! Ich will alles lernen, alles versuchen zu thun, nur versuch' Du's noch einmal mit mir! Ich hab's ja schon immer sagen wollen, alle die Zeit her, aber Du warst so gleichgültig, so weit von mir weg. Und deshalb meinte ich, es sei besser, wenn wir uns trennten. Aber heut Abend —"

Sie brach ab. Ihre Stimme ersuchte in Schluchzen. Er umfaßte sie und zeigte auf das Fenster gegenüber.

Sie schrak zusammen in seinem Arm und nickte. "Ja! Und Du fahst sie auch, nicht wahr? Nur das nicht, nur nicht so stehen müssen, so, — und verzweifeln!"

"Und nicht so liegen," vollendete er die abgebrochenen Worte, — "nein, nicht so!"

"Und wenn es uns schwer wird, denken wir daran!"

Die Mauer, die sie selber errichtet hatten, brach zusammen, und sie konnten in das Land des Glückes schauen. Es lag nicht sonnenhell vor ihren Wänden, Wolkenschatten freisten darüber hin, tief und schwer; aber sie wußten, die Sonne würde die Wolken besiegen und Herrscherin bleiben.

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben der altägyptischen Kinder.

Von Theodor Harten in Berlin.*)

II.

Schulzeit.

Alt dem siebenten Jahre spätestens trat im alten Aegypten an die Kinder höherer Stände der Ernst des Lebens heran, denn dann brachte man sie in die Elementarschule, und damit begann die streng geregelte Erziehung zur „Schreiber“, d. h. Beamten-Laufbahn, deren schließliche Vortheile über die Klasse der Angelehrten bei jeder Gelegenheit überschwänglich gepriesen werden. Der bureaukratische Geist hat nämlich im alten Aegypten seine schönsten Blüten gezeitigt.

Das großartige, bewundernswürdige gegliederte Verwaltungsweien des sehr ausgedehnten Kronreiches und der mit der Zeit zu märchenhaften Reichthümern gelangenden Tempel-Domänen umfaßte so sehr die gesammte Bevölkerung, daß deren gebildeter Theil, mit Ausnahme sehr weniger reicher Privaten, dem vielverzweigten Beamtenstande angehörte, daher sich denn die Begriffe „Schreiber“ (Schriftgelehrter) und „Gebildeter“ so ziemlich deckten. „Schreiber“ waren selbst die höchsten Würdenträger des Staates, Civil- und Militär-Gouverneure, Gelehrte, Künstler, Offiziere; andererseits aber trugen diesen allgemeinen Titel auch die öffentlichen Briefschreiber in den Straßen und die Aufseher, die, je nachdem, Kornmäße registrierten, die gestempelten Verwaltungsherden inspizierten, oder die Stadtschläge verzeichneten, die es auf den Rücken lässiger Steuerzahler regnete.

In allen Variationen, mündlich wie schriftlich, tönt es durch alle Zeiten hindurch dem kleinen Knaben entgegen: „Werde ein Schreiber, und du leitest die Menschen!“ — „Sein Stand ist ein fürstlicher Stand, Schreibend und Buchrolle bringen ihm Reichthum und Ehre.“ Oder: „Es giebt keinen Stand, der nicht regiert würde, nur der Gelehrte, der regiert selbst, und er treibt den Unwissenden vor sich her, wie einen schwer beladenen Esel.“ Es war also bei dem praktischen Volk vorwiegend der Ehrgeiz, die ungebildete Menge durch das erlernte Wissen zu beherrschen, und wohl nur selten eine Neigung idealer Art, die den Schüler zum eifrigen Lernen anspornen sollte.

„Mühen sie tüchtige Schreiber werden!“ Darin gipfelten die Wünsche der Eltern für ihre Söhne, und groß war der Jubel, wenn des Tagelöhners oder Handwerkers Kind die Aufmerksamkeit eines wohlwollenden Schreibers erregt hatte und infolgedessen „in die Schule gerufen“ und damit in die für den kleinen Schlaupatz so heiß ersehnte höhere Lebens-Sphäre emporgehoben war. Sein freundlicher Gönner sorgte dann meistens auch wohl für die unentgeltliche Erziehung des beglückten Kindes.

In ganz alten Zeiten, als es nicht den zehnten Theil der später nothwendig werden Beamten in Aegypten gab, sich die Schulen am Hofe der Könige und in den Palästen der reichsunmittelbaren Erbfürsten befanden; durch den un-natürlich gesteigerten Luxus der Herrscher und die sich entwickelnde Welt Herrschaft Aegyptens, sowie durch die schnell wachsende Priestermacht schwoll jedoch das Heer der Schreiber dermaßen an, daß die einzelnen Abtheilungen der Verwaltungen ihre eigenen Lehranstalten errichteten, deren Aspiranten durch die Elementar-Schulen gemeinsam dazu vorbereitet wurden.

Den kleinen ABC-Schülern, unter denen sich nicht selten Söhne und Töchter der Könige und höchsten Würdenträger befanden (obwohl diese der Regel nach durch eigene Lehrer unterrichtet wurden, unter denen auch Schwimmmeister genannt werden), machte man vor allem klar, „daß die Schulzeit dem Menschen ein Felsen-Fundament für die Ewigkeit legt“, daß aber „das Leben des Thoren, der nichts leistet, wie der Tod ist“. — Von dem Ernst ihrer Studien und der Wichtigkeit ihrer Person voll durchdrungen, versenkten sich nun die kleinen Leute in die Geheimnisse ihrer schönen Hieroglyphen-Schrift, deren höchst verwickeltes System zu bemessen, Jahre nöthig waren; betrogen doch die gebräuchlichsten der Zeichen, außer den 24 Consonanten**) des Alphabetes, allein schon über 500! Aber auch die äußeren Formen des phantastischen Bilderwerkes wollten erlernt sein und ziellich neben einander gruppiert werden, damit sich das Auge daran ergötzen konnte. Da mühten sich nun die Kleinen im Schweiß ihres Angesichtes ab, und es war ein Glück, daß man ihnen geraume Zeit lang für ihre künstlerischen Versuche suchten Sand und nasse Thoncherben oder Holzbretchen gewährte, an deren Stelle später Wachs- und Steintafeln traten, auf denen, je nachdem, mit Holzohle, Metall- oder Stein-Griffeln geschrieben und gerednet, oder gezeichnet wurde.

Neben diesen zeitraubenden Übungen wurden auch Moral und Religion, praktische Lebensweisheit und seiner Anstand gelehrt, denn den zukünftigen Schreibern mußte das mit peinlicher Genauigkeit nach den vielen Graden geregelte, überaus strenge Ceremoniell der Beamtenkreise schon früh zur zweiten Natur werden, wenn sie nicht Anstoß erregen wollten. Wie man sieht, galt es, viel in den kleinen Kopf zu nehmen, und eifriges Beten zu Thoth, dem Gott der Wissenschaften und „Schreiber der Götter“, konnte allein die nöthige Kraft zum schwierigen Werke geben. „Komm' zu mir, daß Du mich leitest und mich richtig walten lässest in Deinem Amt!“ Klingt es da andächtig zu dem Gewaltigen empor, „denn Dein Amt ist schöner, als alle anderen, komm' zu mir!“ Und mit neuer Lust geht's dann wieder an die Arbeit, denn „wem sie ein Gräuel ist, dem steht die Glücksgöttin nicht zur Seite“, und adieu dann, stolze Träume des Knaben, der sich im Geiste schon als „die Leuchte aller Schriftwerke bei Hofe“ und als „Geheimer Rath aller Rede Seiner Majestät“ sieht!

Die Elementar-Schulen fanden unter priesterlichem Einfluß, und der Unterricht, „dessen Erfolge ewig währen, Bergen gleich“, fand meistens wohl im Vorhof des Tempels und in den ihn umgebenden Säulenhallen, oder im Hof der ansehnlichen Amtswohnungen der Priesterfamilie statt, für dessen Kühlung fließendes Wasser, schattenspendende Gewächse und Säulengänge sorgten.

Von der besonders in früherer Zeit sehr knappen, wenn nicht ganz noch mangelnden Bekleidung der Schüler abgesehen, hatte die äußere Anordnung der Elementar-Schule vieles mit

derjenigen der modernen Moschee-Schulen am Nil gemeinsam. Da hockten die Kinder mit untergeschlagenen Beinen auf den mit Palmblatt-Matten belegten Steinfliesen und lauschten dem Lehrer und gestrengen Buchmeister, der auf einem nur wenig erhöhten Sitz in derselben Stellung in ihrer Mitte saß und durch drei nie fehlende Attribute ausgezeichnet war: den thönernen Wasserkrug, den Fliegenwedel und die starke Palmrippe, deren Amt es war, im Nothfall den erkaltenden Eifer wieder anzufeuern, „denn des Schülers Ohren sitzen auf seinem Rücken, und er hört, wenn man ihn prügelt.“

Die Kinder, besonders die ärmeren, waren zum Theil nur Tagesschüler, daher sich für diese, sobald „Mittag gemeldet“ wurde und die ganze Schar jubelnd den Schulraum verließ, Mutter oder Geschwister mit der langen Mahlzzeit einstellten, die meistens aus Brod und Gerstbier bestand, dem, wenn's hoch kam, eine süße Zwiebel oder ein wenig Del beigegeben wurde. Spartanische Principien regelten übrigens auch die Kost der in den Priesterhäusern untergebrachten Internen, denn man hielt dafür, daß eines Schülers Körper nur so eben erhalten, nicht aber zum demoralisirenden Despoten gemacht werden müsse. Keine herrlichen Früchte und saftigen Kuchen, wie im Elternhause, auch nicht „süßen Wein von Koptos“, der Kindern so vortreflich mundete, gab es hier, und sicherlich nicht so oft, wie es die kleinen Schreiber wünschen mochten, die nationale Lieblingspflanze: Samen und Knollen des Lotus, und Mark und Wurzeln der Papyrus-Staude! Ein alter Weiser hatte drei Brode und zwei Kannen Gerstbier täglich für die zuträglichste Nahrung derer gehalten, die sich „die Wissenschaft ins Herz setzen“ wollten, und dies Recept sprach für sich selbst in den Augen der Schulkollegen.

Zur Kräftigung des jungen Körpers mußten besonders gymnastische Übungen, sowie Schwimmen, Fechten, Speerwerfen, Wettlaufen und Ringen dienen, womit denn auch die zweite Tageshälfte ausgefüllt ward.

Peinlichste Sauberkeit, blinder Gehorsam, frühes Aufstehen waren Hauptbedingungen: „Die Bücher liegen schon vor Deinen Genossen, so lege doch Hand an Deine Kleider und rufe nach Deinen Sandalen!“ herrschte der inspizierende Schreiber einen Schüler an, der aus irgend welchem Grunde noch im Bette verweilte.

Strenge Unparteilichkeit galt als Regel und wurde im allgemeinen inne gehalten; vor dem Lehrer sollte der Sohn des Tagelöhners demjenigen des Ministers gleich sein in Rechten und Pflichten und ihm in nichts nachstehen. Aber auch Lehrer und Priester sind Menschen, und in einem Papyrus wird darüber geklagt, „daß die vornehmen Kinder nur auf den Rücken geschlagen, die des Arbeiters jedoch niedergeworfen und mißhandelt werden.“

Die Schüler machten inzwischen Fortschritte und bekamen schließlich Uebungsstücke zum Lesen und Copiren, zur gleichzeitigen Erlernung der Sprachlehre, des Schöns- und Rechtschreibens. Von den einfachen Sätzen ging man zu Anstands- und Weisheitslehren, zu religiösen, magischen und poetischen Texten über, wofür durch wurden die üblichen Lobpreisungen der Könige gegeben, an die sich vermuthlich einige Betrachtungen über die Geschichte des Landes und Volkes knüpften, sowie mit der Zeit auch Märchen, deren es sehr hübsche gab, und die genau wie die unsern mit: „Es war einmal“ begannen.

Mit zehn oder elf Jahren etwa mußten die Jünglinge so weit sein, daß ihnen auch kostbares Schreibmaterial, nämlich Papyrus, Rohrfeder und Tinte, anvertraut werden konnte. Nun kamen auch Dictate an die Reihe, und nachdem unzählige Musterbriefe, aus ältester Zeit zum Theil, geschrieben und auswendig gelernt worden waren, wagte sich der Schüler an die Lösung des wichtigsten Problems: an die selbständige Abfassung von geschäftlichen Abhandlungen und Berichten in einer Art fingirter Correspondenz. Bald hieß es da den überschwenglich, phrasenhaften Ton der officiellen Inschriften annehmen und mit vielen verschiedenen Worten zehn Mal dasselbe sagen, bald bündig und kurz sein und einen rationell beherrschenden Ton treffen, wie er heute noch am Plage wäre; dann wieder galt es, „die Worte in Honig zu tauchen“ und das Gewöhnliche mit gefuchter Eleganz und möglichst poetischen Wendungen auszudrücken. Den von Natur Gewandten — und dies war wohl die Mehrzahl, — mochte das nicht allzu schwer werden. Andere dagegen hatten des öfteren Gelegenheit, sich „wie ein Schiffer, der seine Barke nicht zu leiten versteht“, vorzukommen. Ihnen rief man zu: „Sei stark im Rathfragen, davor esse Dich nicht! das Buch in der Hand, berathschlag' Dich mit denen, die mehr wissen, als Du.“ Die Schulheute, deren niedrige Blätter nur auf einer Seite beschrieben sind, zeigen wenige Reihen meist in hieratischer*) Schrift geschriebener Zeilen auf einem Blatte. Etwasige Correcturen des Lehrers sind am oberen Rande mit rother Tinte gemacht und aus dem laufenden Datum, das oben oder unten vom Schüler vermerkt zu sein pflegt, läßt sich schließen, daß das tägliche Schrift-Pensum drei Seiten betrug.

Die ältesten in Gräbern*) bislang gefundenen Hefte entstammen dem mittleren Reich (ca. 2200 v. Chr.). Sie enthalten allerlei gute Sprüche, wie z. B. „Sei fleißig und laß Dein Auge offen sein“ — „Sprich nicht zu viel, denn man wird taub gegen den, der zu viele Worte macht“ — „Vor allem sei vorichtig beim Sprechen, denn der Ruin des Menschen liegt auf seiner Zunge“ — „Benimm Dich mit Anstand beim Essen und sei nicht gierig“ — „Und sei niemals unehrerbietig und setze Dich nicht, während ein anderer isst, der älter ist als Du, oder höher im Amt.“

Die Hefte der späteren Zeiten pretien vorwiegend das Glück des Schreiberberufes; allen gemeinsam aber sind die Krügeleien, oft auch Caricaturen und Notizen privater Natur, die der Schüler auf der Rückseite anzubringen sich erlaubt hat.

Mit dem zwölften Jahre spätestens war dieser letztere an Wissen und seiner Sitte so weit gediehen, daß er die Abgangsprüfung bestehen und in eine höhere Lehranstalt der genannten Verwaltungen eintreten konnte, in denen auch Maler, Bildhauer, und Architekten ausgebildet wurden.

In diesem zweiten Cursus verwandte man die Knaben schon zu praktischen Verwaltungsdiensten, und zwar allem Anschein nach so, daß man sie einige Stunden täglich einen erfahrenen höheren Beamten in die behördlichen Kanzleien, auch wohl in die Werkstätten und Scheunen oder auf die Bauplätze und Felder begleiten ließ, um ihnen eine vorläufig genügende allgemeine Uebersicht des Betriebswesens zu ermöglichen.

Mit vierzehn Jahren begann das Jünglingsalter für sie, das ihnen zunächst eine vollständigere Bekleidung gewährte; zugleich, oder nicht viel später, wurden sie bereits als Beamten-Volontäre angesehen und ernstlicher beschäftigt. Nun war der heiß ersehnte Tag gekommen, wo der jugendliche Schreiber mit stolzer Freude sich seine eigene Dienstausrüstung beschaffte: das niedere Tischchen, auf dem, wohl geordnet, ein Aetenkasten, Papyrus-Rollen, rothe und schwarze Tinte, nebst den ziellich zugestutzten langen Rohrfedern throneten. Eine der letzteren ward bedacht hinter's Ohr gesteckt, theils ein Abzeichen der Würde, theils weil das schnelle Dictat eines Vorgesetzten es erbeisenden konnte, daß die Reserve-Feder im Fall eines kleinen Unfalls sogleich zur Hand sei.

Ob nun aber auch „Bücherrollen und Schreibzeug“, das Entzücken des schreibseligen Volkes, dem jungen Meister der Feder überantwortet waren, wurde doch die eiserne Disciplin des Schülerlebens vorläufig aufrecht erhalten. Und da man auch für verdeckten Trost keinen Raum lassen wollte, so mußte sich der Jüngling nach wie vor für empfangene Bestrafung in Demuth bedanken, selbst dann noch, wenn z. B. „der Bloß drei Monate lang ihm im Schulgefängniß die Glieder (und den harten Sinn) gebändigt“ hatte! „Das Ka'ere-Thier lernt sprechen und singen,“ meint ein strenger Buchmeister, „den Löwen unterrichtet man, das Roß wird gebändigt, der Sperber abgerichtet, und solch einen jungen Schreiber sollte man nicht auch bändigen können?“

Dem heranwachsenden Schüler fehlte es selbstverständlich nicht an Versuchungen aller Art. Zwar „überwacht man ihn im Schlaf und lehrt ihn im Wachen“, und ein füllhorn aus-erlesenster Ermahnungen leerte sich unablässig über seinem Haupte. Aber es gab Wirthshäuser! Und die dort gebotenen vorzüglichsten Weinsorten, sowie allerlei andere berausende Getränke, vor allem der gefährliche Schemu-Liqueur, waren sehr verlockend und immerhin erreichbar, weshalb man unter Umständen die dringlichen Warnungen nicht für ausreichend erachtete, sondern einen förmlichen Entfugungs-Eid von den Jünglingen forderte.

Daß unter den Schreibern auch Frauen erwähnt werden, entspricht völlig der socialen Freiheit, der sich diese in Aegypten erfreuten und läßt annehmen, daß auch sie in solchem Fall von klein auf die dem Amt entsprechende Ausbildung erhalten hatten. Letztere, „Priesterin und Schreiber des Thoth“ beginnt einen ihrer Briefe mit den energischen Worten: „Bin ich nicht eine Frau? — Aber ich werde reden!“

Noch bevor der Jüngling, — mit achtzehn Jahren, — als Mann angesehen ward, hatte er die Abgangsprüfung mit mehr oder weniger Erfolg absolviert, und es hing nun von seiner Gewandtheit und Befähigung ab, ob er sich mit stiller Genügsamkeit zu der großen Menge subalternen Beamten rechnen würde, die zeitweilig auf den untersten Stufen der langen Leiter stehen blieben, oder ob es ihn drängte, höher und höher zu klettern, bis er, an Ehren und Würden reich, wohl gar „der wirkliche Freund Seiner Majestät“ sich nennen durfte. Von der Günst des Herrschers und von dem eigenen Verdienst getragen, konnte solchergestalt ein Kind der Armuth das Auge schließlich wohl gar zur „großen Königstochter“ erheben und sie zur Frau erhalten. Aber die Ueberfüllung in den Beamtenständen war groß, selbst den Gewandtesten konnten die bittersten Enttäuschungen bereitet werden. Manche brachte die Ungerechtigkeit oder allzu große Härte ihrer Vorgesetzten zu Fall, andere ergaben sich dem Leichtsinn, wieder andere aber erlahmten durch vergebliches Suchen nach einer ihrer Fähigkeiten entsprechenden Stellung, wenn keine Familien-Verbindungen, kein mächtiger Gönner ihr ehrgeiziges Streben unterstützte. Fast erloschen war dann die schöne Begeisterung, mit der sie einst ins Leben getreten hatten als „junge Diener im Heiligthum des Thoth“. Aber war er denn nicht „der Brunnen süßen Wassers für den verschmachtenden Wanderer“? Vielleicht half er noch in der letzten Stunde, und der Sohn des niederen Mannes sah allem Mißgeschick zum Trost seine hoffnungsvollen Pläne dennoch verwirklicht! Dann prangten dereinst auf seiner Grabstele die Worte: „Seine Vorfahren waren unbekannt Leute!“ um das persönliche Verdienst ins hellste Licht zu setzen und der „Schreiber“-Ehre des Verstorbenen selbst in dunkler Grabesnacht einen für „ewige Dauer“ bestimmten Altar zu errichten.

Wer möchte es dem großen alten Kulturvolk nicht lebhaft Dank wissen, daß es selbst noch aus seinen Grüften hervor auf so mannigfaltige Art uns ein getreues Bild seines Lebens, und damit ein Stück menschlicher Kulturgeschichte nach ihren Anfängen hin, als ein kostbares Erbe vermachte hat?

Nachdruck verboten.

Wiener Villen-Colonien und Sommerfrischen.

Von Leo Gerhard in Wien.

Siehe die Illustrationen Seite 84 und 85.

I.

Als immer gebieterischer auftretende Bedürfnis nach reinerer Luft und besserem Licht hat während der letzten Jahre in den meisten europäischen Großstädten die Bildung und rasche Entwicklung von Villen-Colonien zur Folge gehabt. In Wien vollzieht sich diese Bewegung in einem relativ langsamen Tempo. Dieser Erscheinung liegen Ursachen verschiedener Art zu Grunde. Vor allem fehlte es in Wien bisher an dem zu einer solchen Colonisirung unbedingt nothwendigen Verkehrsmittel: an einer Stadtbahn. Ferner ist durch die vor etwa dreißig Jahren erfolgte Stadterweiterung, durch die Anlage der breiten Ringstraße, sowie zahlreicher Stadtparkanlagen, dem Licht- und Luftbedürfnis der Wiener in verhältnißmäßig weitgehendem Maße Rechnung getragen worden.

Endlich kommt der Umstand in Betracht, daß der Wiener in Bezug auf seine Lebensgewohnheiten äußerst conservativ ist und sich nur mit Widerstreben und nur nothgedrungen dazu entschließt, die ihm liebgeordnete Umgebung mit einer anderen, wäre es auch eine bessere, zu vertauschen.

Der Wiener zieht es vor, in der Nähe der Stätte zu wohnen, an die er durch Beruf und Erwerb gefesselt ist, benützt dagegen jeden freien Tag zu Ausflügen in die herrliche Umgebung der Stadt, eine Umgebung, welche einst die deutsche Kaiserin Augusta anlässlich ihres Besuchs in Wien zu dem Ausspruch veranlaßte: „Dieses ganze Land kommt mir vor wie ein großer Garten.“

*) Vergleiche den ersten Artikel in Heft 8.

**) Vocale in unserem Sinne besitzt die Hieroglyphen-Schrift nicht.

*) Die aus den Hieroglyphen abgeleitete Schrift der Priester, welcher später noch die demotische, oder Volksschrift hinzugefügt wurde.

Eigentlich ist jeder Spaziergang in der Stadt selbst schon eine kleine Berg-Tour. Von den längs des Donau-Canales gelegenen Straßenzügen geht es sanft aufwärts zu den Höhen, auf denen sich die Hauptplätze der alten Stadt: Stefansplatz, Graben und Kohlmarkt befinden. Von da führt ein weiterer Aufstieg nach den im Süden und Westen gelegenen Bezirken. Die seit der jüngsten Schaffung von Groß-Wien der Stadt angegeschlossenen Vororte erstrecken sich vielfach über ein Hügelland, auf dem die Rebe blüht und reift. Durch eine Eisenbahnfahrt von einer halben Stunde läßt sich sehr respectables Mittelgebirge erreichen, und nicht viel mehr als eine Stunde braucht man, um an den Fuß von Höhen zu gelangen, deren Spitzen ewigen Schnee tragen.

So hat sich denn bisher auch nur eine einzige Villen-Colonie einigermaßen entwickelt: das im Nordwesten der Stadt gelegene Währinger Göttag-Viertel. Dicht vor dem Erdwall, den vor 200 Jahren die von den Türken belagerten Wiener zum Schutze ihrer Stadt aufgeworfen, — der Türkenchanze, — mit dem Ausblide auf den bis ans Donau-Ufer vorgeschobenen Höhenzug des Wiener Waldes, den über 400 m hohen Kahlenberg, erhebt sich eine stattliche Reihe schmuder Häuschen, jedes von einem freundlichen Gärtchen umgeben. Die Bewohner dieser Villen, welche zumeist auch die Eigenthümer sind, recrutiren sich vorwiegend aus solchen Kreisen, deren Beruf eine regelmäßige Anwesenheit in der Stadt selbst nicht erfordert. Künstler, Gelehrte, Schriftsteller und Rentiers haben da ihr Heim aufgeschlagen. Die ungepflasterten Straßen, welche keinen Wagenlärm aufkommen lassen, gewährleisten ihnen jene Ruhe und Unge-störttheit, die ihnen zu ihrer Arbeit oder zu ihrer Ruhe nothwendig oder zu mindest erwünscht erscheint.

Einige wenige Villen, durchweg im Besitze von Aristokraten, sind in den an die Prater-Auen grenzenden, unweit des Donau-Canales gelegenen Terrains entstanden. Der Prater selbst ist kaiserlicher Besitz, und eine Bebauung ist vorläufig wenigstens ausgeschlossen.

Im Gegensatz zu dieser langsamen Entwicklung von Villen-Colonien steht das rasche Anwachsen und Aufblühen all derjenigen Orte, in denen die Wiener während des Sommers Schutz vor dem Staub und der Hitze der Großstadt suchen. Mit den ersten warmen Sonnenstrahlen zieht es die Wiener hinaus in die Wälder und Täler, in die Haine und Fluren, welche die Stadt wie ein reicher Blüthenkranz umsäumen. — Auf den Höhen und an den Bergwänden erheben sich meist geschmackvoll, vielfach auch luxuriös gebaute und eingerichtete Häuser, und wer nicht ein solches sein eigen nennt, ist, wenn es seine finanzielle Situation nur halbwegs gestattet, im Laufe des Winters sicherlich bemüht gewesen, sich eine gemietete „Landwohnung“ zu sichern. Freilich ist ein solcher Aufenthalt oft von sehr zweifelhaftem Vergnügungs- und Erholungswert; die gemieteten Wohnungen lassen in Bezug auf Comfort und Bequemlichkeit sehr häufig alles zu wünschen übrig; auch die Vermiether oder deren Stellvertreter, die „Hausbesorger“ sind unerlässlich im Erfassen von belästigenden Maßnahmen und Anordnungen, die alle darauf berechnet sind, von ihren Opfern, den Stadtleuten, ein Trinkgeld für das Absehen von ihrem willkürlich festgesetzten Gerechtigkeiten zu erbeuten. Dazu kommt, daß das Haupt der Familie beinahe immer, oft auch die Frau und die schulpflichtigen Kinder genöthigt sind, schon in den frühen Morgenstunden die Reise nach der Stadt anzutreten und dann meist erst spät nach Sonnenuntergang wieder in ihr Heim zurückzukehren. Allein es schläft sich viel besser in der süßen Landluft, und ferner kommen die Sonntage und die vielen Feiertage, die man doch nicht in der Stadt verbringen will. Alle die Unannehmlichkeiten, die er mit in Kauf nehmen muß, werden von dem in seinen Gewohnheiten vollständig aufgehenden Wiener bald für so selbstverständlich und natürlich gehalten, daß er deren Aufhören zur Herbstzeit fast wie einen Mangel empfindet.

In jüngster Zeit ist es vor allem der Kahlenberg, der als Sommerfrische eines großen Zuwachses von Ansiedlern sich zu erfreuen hat. Von den Höhen, von denen zur Zeit der Türkenbelagerung der Polentönig Sobieski mit seinen Scharen zur Rettung Wiens anrückte, glänzen jetzt zur Nachtzeit die Lichter eines prächtigen Hotels, an das sich bereits eine Reihe stattlicher Privat-Villen angeschlossen hat. Eine Zahnradbahn läßt die Spitze des Berges, von der aus man einen herrlichen Rundblick über die Stadt genießt, in einer halben Stunde erreichen. Der Bahnhof der Kahlenberg-Bahn liegt in Kufdorf an der Donau. Man gelangt nach Kufdorf von der Ringstraße aus nach einer halbstündigen Fahrt mit der Pferdebahn, oder mit den Local-Dampfern. Vor Entstehung der Zahnradbahn machte man den Aufstieg auf den Berg sehr häufig zu Pferde. In den am Fuße des Kahlenberges gelegenen Ortschaften gab es überall Vermiether, welche die morgens meist zum Ziehen der Sandwagen verwendeten Gänse nachmittags zu „eleganten“ Reitpferden umwandelten. Die beliebteste und besuchteste Sommerfrische der früheren Zeit war die im Südwesten der Stadt gelegene, ungefähr sechs Kilometer von derselben entfernten Ortschaft Dieging. Ueber diese einige Worte in einem zweiten Artikel.

Nachdruck verboten.

Mrs. Humphrey Ward.

Von Helene Lobedan in Berlin.
Siehe das obestehende Portrait.

Mit dem Erscheinen von „Onkel Toms Hütte“ hat kein in englischer Sprache erschienener Roman einen Erfolg wie „Robert Elsmere“ gehabt, von dem im ersten Jahr (1888) über 30000 Exemplare verkauft worden sind. Selbst die Gegner räumten der Verfasserin, Mrs. Humphrey Ward, den ersten Platz unter den zeitgenössischen Schriftstellerinnen ein und stellten sie George Elliot an die Seite.



Mrs. Humphrey Ward.

Nach einer Photographie von Barrands Ltd., London.
Siehe nebenstehenden Artikel.

Die plötzlich berühmt gewordene Dame, deren hier beigelegtes Bild ungefähr in jener Zeit aufgenommen ist, entstammt der Familie Arnold, welche England bereits seinen hervorragendsten modernen Pädagogen, Thomas Arnold, den Director der Erziehungsanstalt Rugby und den ausgezeichneten Dichter Matthew Arnold, gegeben hatte. Es waren ihr Großvater und ihr Onkel, die auf das hochbegabte Mädchen großen Einfluß gewannen.

Mary Augusta's Vater, der gleichfalls Thomas Arnold heißt, lebte als Inspector der Schulen in Hobarstown, der Hauptstadt von Bantienensland, und heiratete die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Tochter des ersten englischen Gouverneurs dieser australischen Insel. Hier ist Mary Augusta geboren worden und dann mit fünf Jahren nach England gekommen, wo der Vater in Birmingham, London und schließlich in Oxford ähnliche Stellungen bekleidete. Es war um die Mitte der fünfziger Jahre, als die religiöse Bewegung, die von den englischen Universitäten ausging, sich den weitesten Kreisen mitgetheilt hatte. Ihr Vater, eine weiche Natur, trat schließlich zum Katholicismus über, während die in diesen Kämpfen herangewachsene Tochter, gleich ihrem Onkel Matthew, einem anderen Standpunkt gegenüber dem Dogma gewann. Mit dem Onkel gemeinsam ist ihr auch die poetische Auffassung, das lebhafteste Gefühl für die Schönheit der Natur, das Mitleid für alle Schwachen, Unterdrückten, Verirrten. *)

Vor allem hat Oxford mächtig auf diesen empfänglichen Geist gewirkt durch die stimmungsvolle Umgebung der atemberaubenden gotischen Klostergebäude und das reiche geistige Leben, das in ihnen pulst. Lange ehe das wissenschaftliche Studium den Frauen zugänglich war, nahm Mary Augusta durch den täglichen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Gelehrten theil an allen theologischen, philologischen und historischen Fragen, welche von den Männern erörtert wurden. Für Sprachen hochbegabt, las sie Lateinisch, Französisch, Italienisch, Deutsch und Spanisch und benutzte mit Feuerzifer die Bibliothek ihres Vaters, sowie die Schätze der Bodleianischen. Zunächst beschäftigte sie sich so erfolgreich mit der altspanischen Geschichte und Literatur, daß man das achtzehnjährige Mädchen in eine Jury berief, der die Preisvertheilung über Arbeiten auf diesem Gebiet übertragen war.

In Oxford lernte Miss Arnold Humphrey Ward kennen, der damals Dozent und „Tutor“ am Brasenose-College war, und in dem sie so volles Verständnis für ihre geistigen und ästhetischen Bestrebungen fand, daß sie sich mit ihm vermählte. Von 1872—1880 blieb das Ehepaar in Oxford, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis Mr. H. Ward das einflußreiche Kunst-Departement an der „Times“ erhielt und nach London übersiedelte. Die junge Frau hatte über die moderne spanische Literatur und für das Handbuch der christlichen Biographien geschrieben, daneben wandte sie sich den neueren französischen Romanschriftstellern, Historikern und Kritikern zu. Mit der ihr eigenen Haren und scharfen Beobachtungsgabe studirte sie die Kreise der vornehmen, wie der wissenschaftlichen Welt, vor allem aber die Lage der Stiefkinder des Glücks, denen sie stets die wärmste Theilnahme entgegenbrachte, und nirgends sind ja die Gegensätze greller, als in London.

Die ersten Erzählungen, in denen sie sich versuchte, wurden wenig beachtet. Es waren „Willis und Olliv“, ein Buch, das zunächst für ihre eigenen Kinder bestimmt gewesen war, und

*) Siehe den Aufsatz von Bonet Maury. Revue des deux Mondes, April 1895.

„Miss Bretherton“, die Geschichte einer Schauspielerin, die bereits die seine Beobachtungsgabe und den gewandten Dialog kund gab.

Darauf versuchte sie in „Robert Elsmere“ ihre Gedanken über religiöse Zustände und Bedürfnisse in die Form eines Romans zu prägen, und wenn auch ein solcher Tendenz-Roman nie ein reines Kunstwerk sein kann, gelang es ihrer bewundernswürdigen dichterischen Gestaltungskraft doch, den Leser trotz der unvermeidlichen, langen theoretischen Auseinandersetzungen mächtig zu fesseln.

Hier, wie in allen ihren Dichtungen, will sie dazu beitragen, das Leiden zu lindern, dem gegenüber die vorhandene Form der kirchlich organisirten Wohlthätigkeit sich als unzureichend erwiesen habe. Aber weit entfernt, deshalb die Religion für entbehrlich zu halten, verlangt sie vielmehr, daß die Menschheit sich dieser nur noch inniger zuwenden solle.

„Wir müssen Christum von neuem erfassen, indem wir auf die Quellen seiner Geschichte zurückgehen, und während wir alle Zusätze entfernen, die seit Jahrhunderten sein Bild überwuchert haben, müssen wir den echten, lebenspendenden Kern heraus-schälen. Das heißt: wir müssen die sittlichen und religiösen Wahrheiten des Christenthums in moderne und volksthümliche Sprache übersetzen. Wenn wir diese verjüngte Gestalt Christi zum Mittelpunkt unseres Lebens machen, sodas er unumschränkter Herrscher über alle unsere Handlungen ist, wird er auch für uns wieder werden, was er für die vergangenen Jahrhunderte war: der Tröster in unserer Trübsal und der Befreier aus unsern Zweifeln und unserer Knechtschaft.“

Bildete der Kampf zwischen der Ueberlieferung und den Ergebnissen der Wissenschaft das Thema ihres ersten Romans, so war der ihm folgende: die „Geschichte von David Griev“, der Schilderung der inneren Entwicklung von zwei einander ungleich gearteten Geschwistern gewidmet, von denen die eine Natur sich emporingt, die sittlich haltlose untergeht. In Deutschland fand dies Buch geringeren Anklang.

Um so größer war auch bei uns der Erfolg von „Marcella“ (deutsche Uebersetzung von E. Gottheimer in der Cotta'schen „Romanwelt“, 1895), weil die Tendenz hier wiederum dem allgemeinen Interesse für sociale Versuche entgegenkam. Die Verfasserin hat es verstanden, in dem Charakter der Heldin die Entwicklung der warmherzigen, aber unklaren und nahezu fanatischen Begeisterung einer jugendlichen Weltverbesserin zu abgeklärter Selbstlosigkeit durchzuführen. Mrs. Humphrey Ward's optimistische Lebensauffassung tritt im Schluß deutlich hervor: der geläuterten Marcella wird das Lebensglück wieder zu Theil, das sie ihren volksbeglückenden Theorien überreilt gepostet hatte.

In der erst vor kurzem erschienenen „Geschichte von Bessie Costrel“ ist die Tendenz zurückgetreten und ein Einzelschicksal dargestellt.

Nicht nur literarisch sucht Mrs. H. Ward sociale Schäden aufzudecken und die Mittel zur Heilung zu zeigen. Sie hat seit fünf Jahren thatkräftig die Bewegung unterstützt, die zur Gründung des „University Settlement“ in den ärmsten Stadttheilen Londons führte, nämlich „Toynbee Hall“, den „Volkspalast“, und „Marchmont Hall.“ Man hat streng ver-mieden, diesen Anstalten einen confessionellen oder sectirischen Charakter zu geben, doch fehlt ihnen nicht das religiöse Moment; nur halten Mrs. H. Ward und ihre Freunde dafür, daß die Religiosität eines Menschen weniger im Bekenntniß bestimmter Dogmen, als in der Führung des Lebens bestehe.

Außer Bibelforschung werden Vorträge über Geschichte, Naturgeschichte, National-Ökonomie gehalten. Damit verbunden sind Vereine für Frauen, junge Mädchen und Knaben, sowie eine Sonntagsschule, Volkskonzerte und gymnasische Uebungen. In einer „Gilde“, der Personen aller Stände angehören, werden drei Mal im Monat freundschaftliche Discussionen über sociale Fragen veranstaltet.

Als die für diese Versuche gespendeten Mittel nach dreijährigem Bestehen auf die Reize gingen, hielt Mrs. H. Ward eine Reihe von Vorträgen in Manchester, Liverpool, Leeds, die das Bestehen auf weitere drei Jahre sicherten. Die große literarische Thätigkeit, die ununterbrochen fortgeht, ist daher nur ein Abschnitt aus dem Lebenswerk dieser hochbegabten Frau.

Nachdruck verboten.

Der Philosoph.

Zu dem Bilde von J. Kaufmann in Wien.
Siehe Seite 81.

Ich habe sie noch nicht geseh'n,
Die tags in diesen Stiefeln geh'n,
Doch seh' ich's an dem Paar genau,
Ein Leutnant ist's, mit seiner Frau.
Hm! Soldat Herr, der hat es gut,
Der weiß nicht, wie das Puzen thut,
Führt's Frauchen in der Welt umher,
Die Arbeit wird dem Herrn nicht schwer!
Hm! So ein Frauchen ist doch nett,
Mit solchem Fußzeug auch adrett,
Ist jung und hübsch und reich, — jedoch,
Der schönste Stiefel kriegt ein Loch!
Noch sind sie wohl verliebt; wie lang
Es aber dauern mag? Ich bang,
Trägt sie so stotter Zeug nicht mehr,
Reißt er nicht gern mit ihr umher!
Die stolzen Schäfte seh'n gebückt,
Weil ein Pantoffel sie bedrückt,
Pantoffeln sind es schwer und breit,
Aus ist die ganze „Herrlichkeit!“ —
Nein, lieber Herr, 's ist schon so recht,
Reiß' Du nur zu! Ich bleib' der Knecht
Und unbeweibt und puz' in Ruh'
Die Stiefeln Euch und pfeif' dazu!

Johannes Wilda.



Gruppe aus dem Fächertanz.
Nach einer Photographie des Hof-Ateliers Adole, Wien.

Aus der Wiener Gesellschaft.

Um den Bau des Kisl-Hauses für Lungentranke in dem reizenden Alland zu fördern, griffen die wohlthätigen Geister in der aristokratischen Welt Wiens wieder zu dem altbewährten Mittel einer Dilettanten-Vorstellung. Der Hauptpreis der von Gräfin Wadani, der Gemahlin unseres Premier-Ministers, und Prinzessin Rosa Croy-Dilmen ins Leben gerufenen Veranstaltung lag zunächst in der Vorführung einer ganz neuen Generation jugendlicher Schönheiten, die im Stillen, innerhalb ihres streng geschlossenen Gesellschaftskreises, herangeblüht waren und nun zum ersten Male dem großen Wiener Publicum bekannt werden sollten, dann in dem interessanten und vornehmen Schauspiel, — den Festräumen des Ministerial-Präsidiums, — und schließlich in einem jener Ballets, die Baron Othon Bourgoing so unübertrefflich zu erkennen versteht. Einige derselben, so der berühmte „Wiener Walzer“, machten aus dem ursprünglichen Rahmen einer adeligen Wohlthätigkeits-Vorstellung heraus später die Runde um die Welt. Diesmal erschien unter dem so modernen Schlagworte „Jouissance“ eine Episode aus dem „Barbier von Sevilla“ herausgenommen, und der Jugend- und Glückstraum des eifersüchtigen Doctors Bartolo bot in

der That ein blendendes Bild von Jugend und Schönheit, in dem die gräßliche Darstellerin der Rosine, Comtesse Clotilde Menndorff, Prinzessin Elisabeth Fürstenberg, Comtesse Wanda Wadani, Comtesse Marie Kunst aufhielten. Ein „Fächertanz“, aus dem unsere Illustration eine Gruppe wiedergibt, wurde von Prinzessin Elisabeth Croy und den Comtesse Marie Hevenhüller, Gabrielle Reehberg und Marie Colloredo getanzt, welche die Darstellerin der Hauptpartie, Comtesse Menndorff, in ihrer Mitte halten; der anmuthige Pas in schneeweißen, silberglänzenden Toiletten unter beständig farbig wechselndem elektrischen Licht bildete den herausragend schönen Glanzpunkt des Ballets, zu dem Hofopern-Kapellmeister J. Bayer eine reizende, pitante Musik geschrieben hatte. — Dem Tanz gingen ein deutscher und ein französischer Lustspiel-Einakter voran; der erstere, „Die beiden Trozigen“ von Frieda von Kronoff, eine liebliche Harmlosigkeit in Empire-Tracht, wurde von Comtesse Chotel und Baron Leo Beulwitz mit großer Grazie gespielt, während die französische Komödie von Léon Goulan „La pluie et le beau temps“ ein brillantes, geistvoll dialogisiertes Sprechstück war und geradezu unübertreffliche Interpretation fand. Die Hauptdarsteller, Comtesse Nette Rumerskirch und der rumänische Gesandtschafts-Attache Herr Cantacuzène, waren jeder großen Bühne würdig und entzückten durch ihr tadellos elegantes Französisch; Comtesse Rumerskirch wurde von der Wiener Kritik mit Recht in die vordere Reihe der berühmten Wiener Bühnenschauspielerinnen gestellt, — zu denen sie leider nur fünf Tage lang zählte, denn so viele Wiederholungen wurden nöthig,



Gruppe aus dem Lustspiel: Die beiden Trozigen.
Nach einer Photographie des Hof-Ateliers Adole, Wien.

um dem Andrang des Publicums zu genügen. Die Höhe der Preise störte dabei niemand, und so erfüllte sich die schöne Absicht der so berufsfreundigen Künstlerchar, mit vollen Händen Wohlthat zu streuen, aufs glänzendste.
Katalie Brud-Auffenberg.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Im weißen Saale des königlichen Schlosses fand am 8. Mai die 25 jährige Gedenkfeier des Rothten Kreuzes an die Kriegstage von 1870/71 statt. Es bedarf nicht erst der Versicherung, daß dabei die in jener großen Zeit entfaltete Samariter-Thätigkeit der Frauen besonders hohe Ehrungen erfuhr. Die ganze gute Hälfte des Saales war für die Damen des Vaterländischen Frauen-Vereines, des Frauen-Lazareth-Vereines, des Preussischen Frauen- und Jungfrauen-Vereines, für Diakonissen, katholische Ordensschwwestern u. s. w. reservirt. In der Mitte des Saales befanden sich die Plätze für die zahlreich erschienenen Fürstlichkeiten. Eine glänzende Menge von Hofmannen, St. Georgs-Rittern und anderen Herren von Rang und Namen waren außerdem der an sie ergangenen Einladung gefolgt. J. M. die Kaiserin führte am Arm die Großherzogin von Baden herein; die Frau Prinzessin Friedrich Leopold, die Erbprinzessin von Sachsen-Meinungen u. s. w. schlossen sich an. In der Festrede gedachte der erste stellvertretende Vorsitzende der Vereine vom Rothten Kreuz mit begeisterter Verehrung vor allem auch des Wirkens der hochseligen Kaiserin Augusta während des Krieges und richtete zum Schluß an das „Rothte Kreuz“ die Mahnung, auch im Frieden rastlos weiter zu üben, um, stets fertig gerüstet, seines hohen Zieles würdig zu sein.

Der Frauen-Verein zur Erziehung minorer Mädchen für die Hauswirtschaft unterhält in der Schulstraße 67 eine Anstalt, in der er seine Zöglinge für den genannten Zweck und vor allem auch zu brauchbaren Dienstmägden ausbildet. Die orbentliche Mitgliedschaft dieses Vereines, dessen Vorsitzende Frau Dr. Tiburtius-Hafschfeld, Potsdamerstraße 14, ist, erwirbt jede Frau durch einen jährlichen Beitrag von mindestens 3 Mark.

Wien. — In nachahmungswürdiger Weise hat eine Anzahl hervorragender Männer und Frauen sich hier vereinigt, um eine Enquete über die Frauen-Arbeit, vorzüglich in den Industrie-Betrieben zu veranstalten. Die Commission, der u. a. Professor v. Philippovich, Baronin Vogelsang und Reichstagsabgeordneter Hay angehören, traf auf vielen Gebieten große Mißstände an, sowohl in Bezug auf die Lohn- und Lebens-, als auch auf die sittlichen Verhältnisse. Die Ergebnisse der Enquete werden der Regierung und den gezeigenden Körperschaften als Material zu einem Vorgehen in der Richtung der Verbesserung unterbreitet werden.

Brünn. — Die hier eröffnete Ausstellung von Liebhaber-Künsten ist nicht nur aus Oesterreich, sondern auch aus Deutschland besetzt worden. Seidenereien, Brandmalereien, Metall-Einlage-Arbeiten und Amateur-Photographien waren am reichhaltigsten vertreten; Kerbschnitzereien sandten ein österreichischer Offizier, Frau Clara Roth-Berlin und die Mädchen-Gewerbeschule in Hamburg. Flachschnitt-Arbeiten fehlten gänzlich, mit Ausnahme einer Rustertafel von Clara Roth.

London. — Wie man erzählt, hat die junge Herzogin von Marlborough, geb. Vanderbilt, sich auf ihrem Wohnsitz, Schloß Blenheim, eine ganze Menagerie eingerichtet. In-sassen derselben sind zwei Strauße, mehrere Adler und Geier, ein Ibis und eine Schlange. Wärter der Thiergesellschaft, in der die Schlange, ein ziemlich großes Exemplar, sich durch besondere Zähmheit auszeichnet, ist ein schwarzjünger nubischer Knabe, den die Herzogin gelegentlich ihrer Hochzeitsreise selbst seiner südlichen Heimat entführte.

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Nistchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Asche, rein gefärbte Seide kräufelt sofort zusammen, verbleicht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter, wenn sehr mit Handhöff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegenjag zur echten Seide nicht kräufelt, sondern krümmt. Jedoch man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. — Die Seiden-Fabriken von G. Henneberg (R. u. R. Hofl.), Zürich versenden gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefern einzelne Roben und ganze Stücke porto- und steuerfrei ins Haus.

von Prieser'sche Lehr- und Erziehungsanstalt für Mädchen

Stuttgart, Kaiserstraße 12.
Benennung f. In- u. Ausländerinnen, bietet bei freundschaftl. Heim ausgesetzten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und Umgangsformen.
Die Vorleserinnen:
G. von Braun. L. Hagmaier.

Kurse zur Erlernung der Selbstschneiderei und aller Arten Handarbeiten, sowie zur Vorbereitung für das Handarbeitslehrerinnen-Gewerbe.

Frau E. Sternaux,
Kantl. geprüf. Handarbeitslehr. f. 306 Schulen.
Berlin W. 30, Schwerinstraße 19 III.

Lederschnitt, Metallkisten, Kerbschnitt, Holzbrand etc.

Bobell-Vornis-martin u. aller Phantasie-Malerien. Unterrichts-Atelier Ausführung und Entwürfe im Berlin, W.
von Johanna Helfer, Bülowstraße 21.

Conrad Felsing, Königlicher Hof-Uhrmacher, Berlin W., 20 Unter den Linden,

empf. sein anerkannt größtes Lager in Uhren, Bronzen und Musikwerken zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen. Preislisten franko.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. v. Fr. Clara Roth, Berlin W., Bülowstr. 21.

Strümpfe zum Anweben

von Wolle, Baumwolle und Seide, jeder Farbe, auch gestricke, übernimmt die renommierte Strümpfwarenfabrik von Kreyszig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105. Lager billigster und bester Strümpfe jeder Qualität.

Grenadines-Seiden

sowie weiße, schwarze u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreis. unter Garantie f. Aechtheit u. Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungs-schreiben. Muster fco. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Co., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten.

H. Sackhoff & Sohn, Berlin 146 SW., Zimmerstr. 79.

Spezialfabrik f. Reform-Eisschränke Eisregulierung, Wandungen mit Emaille-Surrog. Billiger Ersatz f. Glas und Marmor.

Atelier J. Haake, Berlin W., Potsdamer Str. 3,

Modistin I. Rangens. Spec.: Braut- u. Gesellschaftskleider.

Tragt Wagners Echte Deutsches Merino (Echte Deutsche Vigogne).

Gesundheitlich die besten, im Tragen die angenehmsten und im Gebrauch die billigsten

Strickgarne, Unterkleider, Socken, Strümpfe, Kindersachen, Flanelle etc.

sind die aus dem echten deutschen Merino (echte deutsche Vigogne) von Wagner & Söhne in Naunhof hergestellt.

Bestehend aus einer Mischung von bester Wolle und Baumwolle, sind sie unerreichbar haltbar, laufen in der Wärme und beim Tragen nicht ein und bleiben stets weich und geschmeidig. Erwärmen den Körper ohne ihn zu verweichten, nehmen den Schweiß gut auf ohne zu kühlen und sind dadurch der beste Schutz gegen Erkältung und Rheumatismus und für jede Jahreszeit für Erwachsene und Kinder, für jeden Beruf, auf Reisen, bei Märschen, beim Reiten und bei Ausübung jedes anderen Sports das Vortheilhafteste, was es giebt. Nur echt mit obiger Schutzmarke. Zu haben in allen besseren Garn- und Wollwarenhandlungen. Wo nicht vorrätig, wird die nächste Bezugsquelle bereitwilligst nachgewiesen.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.



Fahrräder-Brosche.

Das goldene Miniatur-Fahrrädchen ist kaum 2 zu 3 cm groß und zeigt in minutiöser Ausführung alle Einzeltheile: Bewegliche Rädchen und Pedale, Sattel und Lenkstange, Kettenfasen und Bremsvorrichtung, — nur das Klauenwerk fehlt! Silber vertritt das Siggleder und die Gummi-Kuflage am Rad, blühende Diamant-Splitters zieren die Schraubenmutter, die Gabel und Achse verbinden. Eine kräftige Nadel trägt das kleine Kunstwerk und dient zur Befestigung.



Toilette aus Grenadine mit Revers-Fichu.

letzte aus schwarzer Grenadine über seidnenm Unterleibe. Die schöne Musterung der weissen point lace-Auflagen kommt besonders an den breiten Revers mit Plisse-Abschluss zur Geltung, die den Einsatz aus schwarzem gefalteten Tüll über fraise-farbenem Atlas an Vorder- und Rückseite der Taille begleiten. Ein im Rücken mit großer Schleife geschlossener Haltengürtel aus fraise-farbenem Sammet hält die lang über den glatten Ärmelroß fallenden Fichu-Enden. Auch der Hals tragen, über den sich reiche Tüll-Plissés mit weissen Spitzenrändchen legen, ist aus fraise Sammet. Der schwarze gezogene Tüll-ärmel mit breit über die Hand fallendem Plissé zeigt den mächtig weiten Puff getheilt zur Schulter hoch gerafft. E. S.

Wien. — Für die Eröffnungsfeier der Millenniums-Ausstellung zu Budapest lieferte Wien in großen Hof-Toiletten wie köstlichen leichten Sommer-Kleidern wahre Meisterwerke an Pracht und Geschmack, vorzugsweise aus weissem Batist und mit den unentbehrlichen gelben Spitzen besetzt. An der dargestellten Promenaden-Toilette erscheint der weisse Batist über einem Unterleibe aus corallenroter Taffet. Dem Rock aus gebranntem Plissé



Promenaden-Toilette mit plissirtem Rock.

sind dreimal querlaufend fraus eingereichte Valenciennes aufgesetzt; an der Taille sitzt sich ein Paßentheil aus Batist und Valenciennes-Rüschen zusammen, während die zackigen Epauettes-Thelle wieder plissirt sind. Corallenrother Taffet ergiebt den Gürtel und die sehr volle Hals-Garnitur mit Spitzenbesatz. Den flachen Vasthut mit Rüschenrand umschlingt ein Bandeau aus glänzend hellen Taffet; aus gleicher Seide bestehen die stark gepreßten, vollen Röhrenblumen, die nebst einigen Kiel- Federn die jugendlich flotte Garnitur ausmachen.



Schulterhülle mit Spitzen-Application.

blüscheln getrennt, als Kranz umgeben. Ein schwarz-weiß gestreifter Reithersfuß an der linken Seite. R. Br.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

In der Stiderei mit farbiger leinener Soutache-Litze bieten wir den Leserinnen eine reizende Neuheit, die als eine Variation der Rococo-Stiderei zu betrachten ist, aber durch das kräftigere Material weit wirkungsvoller wird. Beide Vorlagen, als Kissen oder Deckchen verwendbar, zeigen das Charakteristische der Wandstiderei: Blumen oder Ornamente, in denen die einzelnen Blätter je durch einen Stiel mit der Litze gebildet werden. Alle verbindenden Stiele, Ranten, Bänder, sowie das Blattwerk verlangen eine andere Technik, entweder Stiel- oder Blattstich, auch Knötchen, Lanquetten u. s. w. Erforderlich ist eine sehr kräftige spitze Tapissier-Nadel mit dreitem Oehr, an dem die Litze, wie ersichtlich, mit seidnenm Faden befestigt wird.

Die eine unserer Vorlagen, aus cremefarbenem wollenen Gobelins-Gewebe, schmückt ein voller Strauß weißer Margueriten mit grünlichgrünem Blattwerk, dazu eine gelbe, auch mit Litze gearbeitete Kehr, das Ganze umgeben von einem handartigen Rahmen. Dieser ist mit einer Blätterranke aus grauer Litze verziert, deren Stiche Goldfaden verbindet. Steppstiche in rosa Seide füllen den Grund und markiren den Rand des Bandes; die Dreilätzchen am Rande sind in zwei Farben Rosa gehalten. Die kräftigen Stiele der Margueriten bestehen aus fest gedrehter grüner Litze, die hin und wieder grüne Seide unsichtbar befestigt. In den Blättern wurde theils Stidgarn, theils Zitofelle-Seide, für die Ader Goldfaden gewählt.

Die zweite, besonders für ein Kissen geeignete Stiderei ist auf kräftigem getöntem Leinen in Blau gehalten, belebt durch Goldfaden nebst Knötchen und Rand-Lanquetten aus goldgelb schattirter Seide. Die Form der Klein-Figuren erinnert an die französische Wappenkille, es sind aber Kornblumen, in einem Rahmen aus feinen blauen Lanquetten. Diese, sowie die Kehr



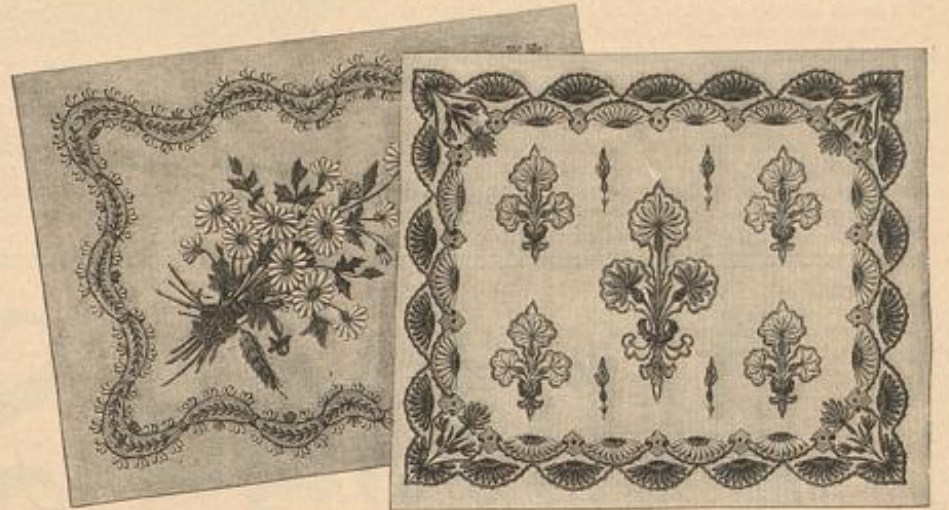
Soutache-Stiderei zum Kissen.

sind mit Garn, die Strahlen zwischen den Blumenblättern mit Goldfäden gearbeitet, wie aus dem naturgroßen Theil hervorgeht. An dem Rande, einer Doppelreihe halber Sternblumen, wechseln diese in zwei Tönen Blau; in den Keilen aus Knötchen- und Blattstich vereinigen sich drei Nuancen Gelb; die inneren Lanquetten sind hellgelb, die äußeren dunkelgelb. E. S.



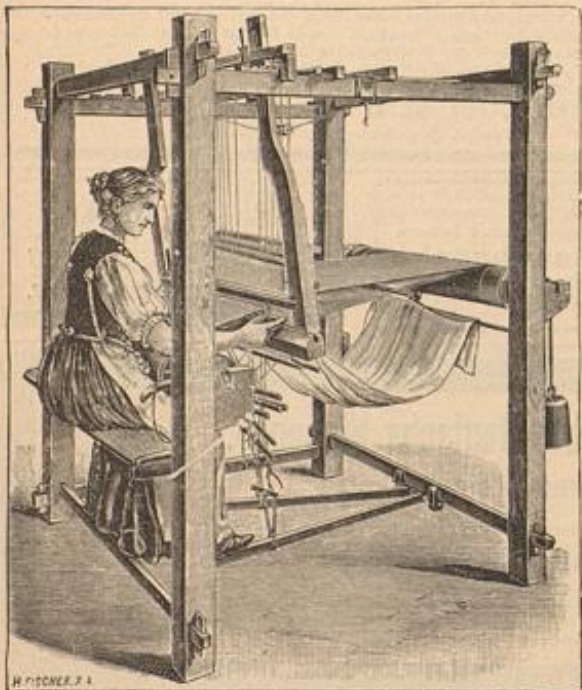
Nadel und Litze zur Soutache-Stiderei.

Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung, Nr. 82. Baby-Ausstattung. — Das diesem Heft beigegebene Extra-Blatt ist der Ausstattung der Allerfeinsten gewidmet. Trotz der zahlreichen Darbietungen ist das wichtige Gebiet doch nicht vollkommen erschöpft. Aus Mangel an Raum mußte z. B. auf die Wiedergabe mannigfacher gehäkelter und gestrickter Tüchchen, Lätzchen, Strümpfe und Schuhe verzichtet werden; wir geben daher nachstehend Hinweise, wo derartige Vorlagen in den vorhergehenden Nummern der Zeitung Platz gefunden haben: Nr. v. 1/11. 95, 1/1., 1/2., 9/6. 95; 1/2. 94, 12/2. 93 und 1/2. 92. S. R.



Kissen oder Deckchen mit Soutache-Stiderei.

Bezugsquellen: Fahrräder-Brosche: J. S. Werner, Hof-Juweller, W. Friedrichstr. 173. — Promenaden-Toilette, Schulterhülle: G. u. S. Bauer, Wien I. Giselstr. 9. — Stidereien mit Soutache-Litze: Geschw. Rehm, W. Leipzigerstr. 129.



H. FISCHER, F. A.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Seidenstoffe in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Foulards, Chinés und Rohseide von 95 Pfg. bis Mk. 6.85 per Meter.

Beste Bezugsquelle für Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und steuerfreier Versand von Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 12.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin und Wien, 15. Juni 1896. —

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Geld!

Novelle von Paul Schellhas in Steinau a. D.

(Schluß.)

„Sie irren, Herr College, wenn Sie glauben, daß ich überflüssige Mittel besitze,“ entgegnete der Geheimrath Wörlein. „Das ist keineswegs der Fall. Selbst wenn ich mich an dem gewiß hochbedeutenden Unternehmen betheiligen wollte, so könnte ich das schon aus diesem Grunde nicht.“

„Ach was, bei Ihrem Vermögen!“

„Sie sind in der That im Irrthum,“ entgegnete Professor Wörlein. „Ich bin nicht wohlhabend. Ich —“ Er zögerte ein wenig und fuhr dann entschieden fort: „Ja, warum soll ich ein Geheimniß daraus machen? — Ich war es bis vor einem Jahre. Das Bankhaus von Hübler & Co. in St. gerieth damals in Concurs; ich war so unvorsichtig, ihm beträchtliche Kapitalien anzuvertrauen. Dazu kamen noch andere Verluste. Kurz und gut: Ich habe in der That kein Vermögen mehr und

brauche es ja auch, Gott sei Dank, nicht. Auf mich können Sie also nicht rechnen.“

Ein jäher Miston unterbrach plötzlich die emporstürmenden Accorde, mit denen das Finale der Cismoll-Sonate beginnt. Der Assessor hatte sehlgegriffen und verlor gleich darauf ganz das Zusammenspiel.

Ella brach ab.

„Was hast Du, Erich?“ fragte sie. „Wir sind ganz aus dem Takt!“

Sie begannen den Theil von vorn.

Aber der Assessor war zerstreut und unsicher. Er verlor noch wiederholt den Faden. Er spielte mechanisch und ausdruckslos und eilte zum Schluß.

Als die Sonate beendet war, stand er auf.

„Ich bin heute indisponirt,“ sagte er, und seine Stimme hatte einen veränderten Klang.

„Du bist blaß, Erich,“ entgegnete Ella besorgt. „Ist Dir nicht wohl?“

„Ich habe etwas Kopfschmerzen, vielleicht von der Bowle gestern Abend“, — er lächelte gezwungen, — „das hat aber nichts zu sagen.“

Aus dem Nebenzimmer tönten die lauten Klagen des Professor Müller über die Gleichgültigkeit, die selbst

in akademischen Kreisen herrsche, sobald die Sache Geld kosten solle. Jetzt bemerkten die Herren, daß das Klavierspiel verstummt war. Dr. Hartmann klatschte höflich Beifall, obgleich er ebenso wenig zugehört hatte, wie die anderen, und überdies gänzlich unmusikalisch war.

„Wollen Sie uns den musikalischen Genuß nicht weiter gewähren?“ fragte er, als die Verlobten in das Zimmer traten.

„Erich hat Kopfschmerzen,“ sagte Ella.

„O, o!“ machte der Geheimrath, „Kopfschmerzen? Ja, Sie sehen blaß aus. Trinken Sie ein Glas Wein, das wird Ihnen gut thun!“

Der Assessor dankte, indessen vergeblich. Trotz seiner Versicherungen, daß es davon nur schlimmer würde, wurde der Wein gebracht, ein schwerer alter Portwein, und er mußte wohl oder übel trinken. Er goß hastig ein Glas hinunter.

„Dieses leidige Geld!“ begann Professor Müller wieder seine Klagen, „dieses verwünschte, elende Metall! Es bildet doch überall ein Hinderniß, wenn es sich um ideale Dinge handelt. Es giebt keinen Idealismus in dieser heutigen Welt, keine Selbstlosigkeit! Alles Materialismus!“



In der Sänfte.
Zeichnung von Hugo Ungewitter in Düsseldorf.
Siehe Seite 95.

„Erlauben Sie, Herr College,“ protestirte Geheimrath Wörlein, „keine Zeit hat doch wohl so großartige Mittel für wissenschaftliche Zwecke aufgebracht, wie unsere!“

„Diese Aufwendungen für ideale Zwecke,“ beharrte Professor Müller, „sind naturgemäß gewachsen mit dem wachsenden Wohlstande der Völker überhaupt, mit der Zunahme der materiellen Kultur; aber procentual, meine Herren, procentual zu dem Gesamtaufwand haben sie gegen frühere Zeiten abgenommen, das behaupte ich! Diese Aufwendungen sind Lappalien gegen das, was für andere unnütze Dinge verschwendet wird. Da gehen Sie 'mal hinaus nach B., wenn Pferderennen sind, und sehen Sie, was da für Summen umgeworfen werden! Fragen Sie 'mal, was für Summen fortgeworfen werden an Sängern und Schauspielern, erkundigen Sie sich 'mal bei unserem Hoftheater-Intendanten! Sie werden staunen; diese Leute bekommen mehr als drei Professoren zusammen.“

„Von den Privatdocenten ganz zu schweigen!“ setzte Dr. Hartmann sehr ironisch hinzu.

„Und selbst Specialitäten, Seiltänzer und dergleichen fahrendes Volk, ja, die sollen vielfach sogar noch besser bezahlt werden, als Sänger und Schauspieler! Für allerlei leichtes Vergnügen ist Geld da —“

„Rechnen Sie die Kunst auch dazu?“ warf der Privatdocent ein.

„Aber für ideale Zwecke nicht! Wie gesagt, ein roher Materialismus herrscht überall; alles jagt und rennt nach Geld!“

„So schlimm ist es denn doch nicht,“ nahm der Geheimrath wieder das Wort, „und so schlecht, wie Sie, denke ich nicht von unserer Zeit. Nein, nein, die Ideale haben noch ihre Geltung, wie es von jeher gewesen ist. Sie wollen das nur nicht sehen. Noch regieren auch andere Mächte, z. B. die Liebe! Profit, lieber Schwieger-sohn! Habe ich nicht Recht?“

Der Assessor lächelte gezwungen. Professor Müller knurrte etwas Unverständliches. Er war Junggeselle.

„Es leben der Idealismus und die Liebe!“ rief der Geheimrath.

Die Herren füllten ihre Gläser und stießen mit dem Assessor an. Mechanisch hielt dieser sein Glas hin. Seine Hand zitterte leicht. Er war bleich, aber er lächelte. Als sein Glas mit dem seiner Braut zusammenstieß, sah ihn diese mit einem Blick an, in dem eine unbestimmte Angst lag.

„Erich, Dir ist nicht wohl,“ sagte sie leise. „Du thust Dir Zwang an, ich sehe es.“

Er athmete tief auf.

„Ja, es ist wahr, mir ist nicht wohl! Ich glaube, ich muß einige Stunden ruhen. Du nimmst es mir nicht übel, Ella, ich kann heute Abend nicht bleiben. Es wird ja bald vorübergehen.“ — „Ich muß bitten, mich heute zu entschuldigen,“ wandte er sich, indem er aufstand, an den Geheimrath. „Meine Kopfschmerzen sind zu heftig geworden; ich kenne das, es wird nur besser, wenn ich mich einige Stunden niederlege. Morgen ist alles vorüber. So leid es mir thut, ich bin nicht im Stande, länger zu bleiben.“

Der Geheimrath wollte nichts davon wissen. Erich sollte sich in seinem, des Geheimraths, Studirzimmer auf das Sopha legen, er sollte alle Bequemlichkeiten haben; der Geheimrath wollte ihm etwas aus der Apotheke holen lassen. Aber der Assessor lehnte dankend ab. Es wäre das Beste, wenn er gleich nach Hause ginge, da er doch den Abend über zu Hause bleiben müsse.

Er ging. Als er Ella die Hand zum Abschied reichte, hielt sie ihn noch einmal mit beiden Händen fest, wie wenn sie ihn nicht von sich lassen wollte. Der Assessor schien wie von einem dumpfen Druck befangen und eilte, den Abschied abzukürzen.

„Werde nur um Gotteswillen nicht krank, Erich! Morgen kommst Du gleich wieder zu uns, sobald Du Zeit hast, nicht wahr?“ fragte Ella.

„Gewiß, ich komme!“

„Damit ich sehe, daß Du wieder ganz wohl bist. Und nun gute Besserung!“

Die anderen Gäste entfernten sich auch bald.

Auf der Treppe noch setzte Professor Müller den angefangenen Streit über den Mangel an idealem Sinn in unserer Zeit fort.

„Und ich bleibe dabei, daß die idealen Zwecke heutzutage zu kurz kommen! Alles rennt nach Geld! Sie kennen die Welt nicht, Herr Geheimrath!“

Als die Gäste gegangen waren, fiel Ella ihrem Vater plötzlich um den Hals und brach in ein leidenschaftliches Weinen aus.

„Um Gotteswillen, Ella, was ist Dir!?“ fragte der Geheimrath bestürzt.

„Vieber Papa, es ist ja nichts,“ stammelte sie. „Ich

habe solche Angst um Erich; ich fürchte mich, ich weiß nicht wovor! Wenn Erich nun krank wird!“

Der Geheimrath sah tags darauf am frühen Vormittag in seinem Studirzimmer und arbeitete. — Ella war auf notwendige Besorgungen ausgegangen, — als man ihm den Assessor meldete.

„Das ist recht!“ rief der Geheimrath erfreut, ihm entgegengehend. „Sie wollen uns gleich von Ihrem Wohlbefinden überzeugen. Ella hat sich in der That geängigt.“

Der Assessor verbeugte sich. Sein Aeußeres sprach nicht gerade für sein Wohlbefinden. Er sah übernüchtern aus, wie jemand, der eine durchschwärmte oder jedenfalls durchwachte Nacht hinter sich hat. Aber er versicherte, daß er sich wieder ganz wohl fühle.

„Ella ist leider nicht hier,“ fuhr der Geheimrath fort, „sie kann vor einer Stunde kaum zurück sein.“

Der Assessor zog mit nervöser Hast seine Handschuhe aus.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so früh komme,“ begann er. „Es ist mir — gewissermaßen — lieb, daß Ihr Fräulein Tochter, — daß Ella gerade nicht hier ist, denn, Herr Geheimrath, ich wollte Sie gern allein sprechen.“

Der Geheimrath nöthigte ihn zum Sitzen, ein wenig verwundert.

„Ich stehe zu Diensten,“ sagte er.

„Herr Geheimrath,“ fuhr der Assessor fort, „es ist ein höchst peinlicher Gegenstand, den ich besprechen muß. Aber ich kann es nicht vermeiden, und ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Als ich die Ehre hatte, um die Hand Ihres Fräulein Tochter anzuhalten, da habe ich eine Frage nicht zu thun gewagt, die indessen von der größten Wichtigkeit ist. Denn es handelt sich um meine Zukunft und um die Ihres Fräulein Tochter.“

Der Geheimrath beugte sich vor und sah sein Gegenüber erwartungsvoll an.

„Ich that diese Frage einmal deswegen nicht,“ fuhr der Assessor fort, „weil Sie, Herr Geheimrath, eine ebenfalls — unter solchen Umständen — übliche — oder, wie soll ich sagen, — naheliegende Frage, die ich erwartet hatte, nicht thaten.“

„Und welche wäre das?“

Der Assessor senkte den Blick auf seine Handschuhe, die er in den Händen hielt.

„Die Frage nach meinen finanziellen Verhältnissen, — kurz: ob ich — Schulden habe?“

„Allerdings!“ jagte der Geheimrath verwirrt. „Und Sie haben, — eh — Schulden?“

„Sie sind nicht erheblich. — Und da Sie diese Frage nicht thaten, so wurde ich in einer Annahme bestärkt, von der ich ausgegan — die ich vorausgesetzt hatte. Herr Geheimrath, ich habe nicht gefragt, ob, — welche Mitgift Sie Ihrem Fräulein Tochter mitgeben würden. Denn ich nahm an, wie übrigens alle Welt, daß Sie beträchtliches Vermögen besäßen, — und Sie haben nur ein Kind. Ich hielt das also für überflüssig.“

„Ja, ja!“ stieß der Geheimrath hastig hervor.

„Ich bin dadurch in eine sehr schwierige Lage versetzt. Sie werden es mir nicht übel deuten, wenn ich dieses Versäumnis nachhole und mir jetzt diese Frage erlaube.“

Eine peinliche Stille entstand. Der Assessor heftete den Blick auf den Boden; er vermied es, den Geheimrath anzusehen. Dieser saß vor ihm, vorübergebeugt, mit dem Ausdruck innerer Angst im Gesicht. Er fühlte, wie sich in ihm etwas zusammenpreßte.

„Eine Mitgift“, sagte er endlich langsam, „eine Mitgift kann ich meiner Tochter nicht geben. Aber ich denke, Sie haben Ihre Anstellung, Ihr sicheres Auskommen als Amtsrichter. Und besitzen Sie nicht selbst Vermögen?“

„Meine Eltern haben mir nichts hinterlassen, als den Namen. Mein Vater hatte nur sein allerdings hohes Gehalt. Ein Gut, das wir früher besaßen, ist schon vor vielen Jahren subhastirt. Ich besitze keinerlei Vermögen. Aber ich habe, wie erwähnt, einige nicht erhebliche Schulden aus meiner Klerikerzeit her.“

„Und Ihr Gehalt?“

„Sie wissen, das Gehalt eines Amtsrichters ist geringfügig. Ich kann als Unverheiratheter davon gut leben, aber nicht mit Familie. Ich bekomme mit Wohnungsgeld-Zuschuß nur etwa 3000 Mark.“

„Als ich mich verheirathete, hatte ich bei weitem nicht so viel“, sagte der Geheimrath.

„Ja, die Zeiten haben sich geändert! Die Verhältnisse sind nicht mehr so einfach wie früher. Das Leben in M., wo ich angestellt werden soll, ist nicht gerade billig. Ueberdies müßte ich meine, obgleich nur geringfügigen Schulden abzahlen. Ich habe mich

um die Stelle in M. nur beworben in der Annahme, daß ich nicht auf mein Gehalt allein angewiesen sein würde.“

„Wenn Sie sich anfangs etwas einschränken, so meine ich doch, läßt sich mit dem Gehalt ganz gut auskommen.“

„Ich wage es nicht, Ihrem Fräulein Tochter das zuzumuthen. Ihr Fräulein Tochter ist an eine Lebensweise, wie wir sie unter solchen Umständen führen müßten, nicht gewöhnt, ebenso wenig wie ich. Offen gestanden, Herr Geheimrath, ich kann das auch nicht. Ich bin gewöhnt, gewisse Ansprüche an das Leben zu stellen, wie sie mein Stand mit sich bringt; ich kann mich nicht mit kleinlichen Sorgen um alltägliche Dinge befassen. Der Gedanke wäre mir schrecklich. Er würde mich lähmen und niederdrücken.“

„Weshalb haben Sie mir das alles nicht von vornherein gesagt?“

„Ich erwähnte den Grund schon. Ich muß gestehen, ich habe einen Fehler begangen; ich hätte danach fragen sollen. Aber ich habe, wie gesagt, nicht im entferntesten an die Möglichkeit gedacht, daß dieser Punkt Schwierigkeiten machen könnte, — besonders da Sie selbst, Herr Geheimrath, ihn gar nicht berührten.“

„Ich — ich glaubte nicht, daß es Ihnen darauf ankäme!“

Ich bitte um Verzeihung, Herr Geheimrath, es kam mir keineswegs ausschließlich darauf an. Indessen Sie können selbst nicht wünschen, daß Ihr Fräulein Tochter sich Einschränkungen und Entbehrungen auferlegen soll.“

„Sie haben mich versichert, daß Sie meine Tochter liebten, wahrhaft und von Herzen liebten! Wenn dem so wäre, würden Sie sich diese Einschränkungen mit Freuden auferlegen!“

„Sie mißverstehen mich, Herr Geheimrath! Gerade weil ich Ihr Fräulein Tochter liebe, möchte ich sie nicht einer solchen Zukunft aussetzen. Wir würden beide unglücklich sein. Sie können also Ihrem Fräulein Tochter keine Mitgift geben?“

„Es ist unmöglich! Ich habe durch den Zusammenbruch eines Bankhauses vor einem Jahre mein Vermögen vollständig verloren.“

„Dann, Herr Geheimrath, sehe ich keinen Ausweg! Ich fühle, was auf dem Spiele steht. So schwer mir der Schritt wird: ich muß Sie bitten, mir mein Wort zurückzugeben.“

Eine eisige Kälte lief über den Körper des alten Herrn. Vor seinen Augen stimmerte es. Er sah einige Augenblicke wie gelähmt und dachte an seine Tochter, unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„Sie machen mein Kind unglücklich!“ rief er dann mit bebender Stimme. „Wie soll sie das ertragen! Nein, nein, um Gotteswillen! Warum sagen Sie mir das jetzt erst alles? Es ist ja Ihre Schuld, daß das so gekommen ist!“

Das hübsche, offene Gesicht des Assessors verfinsterte sich.

„Herr Geheimrath, die Schuld trifft mich nicht. Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie nicht in der Lage sind, Ihrem Fräulein Tochter etwas mitzugeben? Alle Welt hat Sie für sehr wohlhabend gehalten, überall gelten Sie noch jetzt als reich. Von meiner Seite war es ein, wie ich jetzt sehe, sehr unrichtiges Zartgefühl, daß ich danach nicht gefragt habe; ein anderer würde vielleicht weniger zartfühlend gewesen sein. Warum haben Sie mir nicht offen gesagt, daß alles anders geworden ist?“

Wie Keulenschläge fielen die Worte auf den Geheimrath. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und es war ihm, als thäte sich plötzlich ein finsterner Abgrund vor ihm auf.

„Ich habe daran nicht gedacht; ich weiß auch nicht, ob ich für reich gelte,“ sagte er tonlos. „Ich bin Gelehrter, beziehe mein Gehalt und habe mich niemals um meine sonstigen Vermögensverhältnisse selbst bekümmert. Es ist richtig, ich habe ein bedeutendes Vermögen besessen aus einer Erbschaft. Die Verwaltung überließ ich meinem Bankier; ich brauchte ja das Geld nicht. Einen Theil verlor ich, wie mir dieser mittheilte, schon bei einem Actien-Unternehmen oder dergleichen, es ist mir nicht mehr erinnerlich. Dann kam der Zusammenbruch des Bankhauses; dabei verlor ich alles. Ich habe kaum Gewicht darauf gelegt; was hätte ich auch thun können, nachdem das Unglück einmal geschehen war? Meine Lebensweise ist vorher und nachher dieselbe gewesen. Ich habe auch niemand davon erzählt; es ist ja erst ungefähr ein Jahr seitdem vergangen, und so ist es wohl möglich, daß man geglaubt hat, ich sei noch im Besitz des Vermögens.“

„Das muß allerdings der Fall gewesen sein, denn, — ich will ganz offen sein, — auch von einem Aus-

funkts-Bureau, an das ich mich gewendet hatte, habe ich die günstigste Mittheilung über Ihre Vermögensverhältnisse bekommen. Mich trifft also keinerlei Schuld, daß es dahin kommen mußte."

"Also eine Auskunft haben Sie über mich eingezogen?" sagte der Geheimrath. "Ist das heutzutage üblich? — Aber lassen wir das! Es giebt noch einen Ausweg: Ich beziehe ein ziemlich hohes Gehalt und brauche wenig. Ich will mich aufs äußerste einschränken und will alljährlich Ihnen einen Zuschuß leisten, um meiner Tochter willen."

Der Assessor verbeugte sich.

"Es wäre mir eine peinliche Empfindung, Herr Geheimrath, das anzunehmen."

Der Geheimrath erhob sich.

"Dann bedarf es keiner Worte weiter! Sie sind entschlossen, unter diesen Umständen zurückzutreten, —"

"Mit schwerem Herzen, aber es bleibt mir nichts weiter übrig."

Der Geheimrath machte eine abwehrende Bewegung.

"Ich sehe jetzt ein, daß wir uns beide getäuscht haben. Sie haben auf Geld gerechnet, und ich habe geglaubt, Sie liebten meine Tochter. Lassen Sie nur! Ich bin ein altmodischer Mann, der seit Jahren an die Studirstube gefesselt war, und habe die modernen Verhältnisse nicht recht verstanden. Aber jetzt sehe ich klar. Sie täuschen mich nicht! Ich weiß, trotz Ihrer Beteuerungen, wenn Sie meine Tochter wahrhaft liebten, wie Sie es versichert haben, so legten Sie auf die Wittgift nicht solches Gewicht! Die Liebe würde Sie dahin bringen, solche Dinge gering zu schätzen und die angeblichen Schwierigkeiten zu überwinden. Was Sie mir sagen, zeigt mir nur, daß Sie anderen Dingen nachjagen."

"Ich bedaure sehr, von Herrn Geheimrath in dieser Weise mißverstanden zu werden."

"Ich habe Sie sehr gut verstanden! Meine Tochter wäre fähig, sich alle die Einschränkungen, von denen Sie reden, mit Freuden aufzuerlegen, — aus Liebe, das weiß ich wohl. Aber Sie können das nicht; Ihnen gehen die Ansprüche, die Sie an das Leben stellen, vor! Sie opfern diesen Ansprüchen kaltblütig das Glück meiner Tochter. Haben Sie sich überlegt, was es für ein junges Mädchen heißt, eine Verlobung rückgängig zu machen? Ich weiß nicht, wie Ella diesen Schlag ertragen wird! Ich wage es nicht, ihr mit dieser Nachricht unter die Augen zu treten."

Der Assessor zerrte nervös an seinen Handschuhen.

"Ich werde Ihrem Fräulein Tochter schreiben. Sie ist verständig —"

"Ja, ja, verständig! Etwa in der Weise, wie Sie? Die Folgen dieses Schrittes mögen auf Ihr Haupt kommen! Sie haben versucht, mir die Schuld aufzubürden. Ich weise das zurück. Nein, Sie, Sie allein trifft die Verantwortung für das Geschehene! Sie sind unaufrichtig gewesen, nicht ich. Sie haben heuchlerisch Liebe vorgespiegelt, wo Sie nur an Geld gedacht haben. Der Himmel hat meine Tochter vor Ihnen behütet, er möge ihr die Kräfte geben, auch diese Enttäuschung zu ertragen! O, dieses elende, nichtswürdige Geld, ich verfluche es!"

"Unter diesen Umständen muß ich allerdings wohl —"

"Ja, gehen Sie, gehen Sie nur! Und machen Sie das Uebrige mit Ihrem Gewissen ab. Denken Sie immer daran: Sie haben das Glück meiner Tochter und mein eigenes aufs Spiel gesetzt um des Geldes willen!"

Lautlos schloß sich die Thür hinter der freundlichen, sympathischen Erscheinung des Assessors von Rembach. Der Geheimrath saß zusammengebrochen vor seinem Schreibtisch, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Man hörte nur das schnelle Ticken der Uhr auf dem Kamin und das dumpfe Rollen der Wagen auf der Straße. Dann stand der alte Mann auf, hob beide Arme empor und ballte die mageren weißen Hände, die nur die Feder zu führen gewohnt waren: "O, dieses verwünschte Geld! Dieses elende, nichtswürdige Geld!"

Einige dumpfe, schwüle Stunden waren vergangen. Der Geheimrath Wörlein saß noch immer in seinem Arbeitszimmer vor dem Schreibtisch über Bücher und Schriftstücke gebeugt. Aber wer ihn genauer beobachtet hätte, würde wohl bemerkt haben, daß er nicht ernstlich arbeitete. Er schrieb hin und wieder einige Zeilen und starrte dann minutenlang vor sich hin, in Gedanken versunken und ohne sich zu rühren. Nur wenn man eine Thür im Hause gehen hörte, fuhr er zusammen und sah auf.

Gegen Mittag ertönten heftige Schritte auf dem Corridor, und Ella trat ein.

Sie war bleich, wie der Tod, und ihre Augen waren geröthet. In der Hand hielt sie einen Brief.

"Papa", sagte sie mit einer Stimme, die dem Geheimrath in die Seele schnitt, "Papa, weißt Du, was in diesem Briefe steht?"

"Ich weiß alles," entgegnete er abgewendet, "der Assessor ist hier gewesen und hat mit mir gesprochen."

"Da, lies! Lies es selbst!" Sie hielt ihm das Schreiben hin. "Mein Gott, mein Gott, ich kann es noch immer nicht fassen!"

Der Geheimrath sah die großen, regelmäßigen Züge der Handschrift der Assessors.

"Hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Mit blutendem Herzen muß ich einen Schritt thun, der mir unsäglich schwer wird, den zu thun ich mich aber durch unvorhergesehene Umstände, an denen ich schuldlos bin, gezwungen sehe. Als ich um Ihre Hand bat, da ging ich von der Annahme aus, daß Ihr Herr Vater, wie das ja so viele Väter heutzutage thun, eine Summe beisteuern würde, die es uns ermöglichen würde, ohne Sorgen und in angemessener Weise zu leben; ich war zu dieser Annahme berechtigt, denn Ihr Herr Vater galt allgemein als wohlhabend, ja als reich. Ich selbst bin nicht so glücklich gestellt, daß ich aus eigenen Mitteln leben könnte, und das Gehalt, das ich als Richter bekommen werde, reicht nicht aus, um einen Hausstand zu führen, den ich Ihnen zu bieten wagen dürfte. Ihr Herr Vater hat mich nun in dem Glauben, daß er beträchtliches Vermögen besitze und uns daher durch eine Wittgift unterstützen werde, vollkommen gelassen; er hat mit keiner Silbe angedeutet, daß dem nicht so sei. Mein Zartgefühl hielt mich ab, eine dahingehende Frage zu thun, und zudem mußte ich eine solche ja auch für überflüssig erachten. Erst später, leider zu spät, habe ich erfahren, daß Ihr Herr Vater vor kurzem sein ehemals großes Vermögen verloren hat, und er hat mir auf meine nunmehr deswegen an ihn gerichtete Frage bestätigt, daß er nicht in der Lage sei, uns durch eine Wittgift zu unterstützen. Der Schlag trifft mich hart. Zu meinem tiefen Schmerz erscheint mir dadurch die Möglichkeit unserer Vereinigung in dem Grade erschwert, daß ich es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren kann, Sie, hochverehrtes Fräulein, den kleinlichen Einschränkungen und Entbehrungen eines Haushalts auszuweichen, in dem die ausreichenden Mittel fehlen. Ich bitte Sie, deswegen nicht an der Wahrheit und Aufrichtigkeit meiner Empfindungen zu zweifeln. Aber gerade ein geliebtes Wesen in eine solche Lage zu versetzen, kann ich nicht wünschen. Wir würden beide unglücklich sein, wir würden beide unser Zusammenleben als eine Last und als die Ursache der Schwierigkeiten empfinden. Ich muß daher mit blutendem Herzen einem Glück entsagen, das ich erhofft hatte; aber ich glaube, mein hochverehrtes Fräulein, Sie werden bei ruhiger, verständiger Ueberlegung meine Gründe billigen, zum mindesten mich nicht ohne weiteres verurtheilen, um so mehr, als ich mir eine wesentliche Mitschuld an dem Geschehenen nicht beimeßen kann. Ich habe mit Ihrem Herrn Vater bereits gesprochen. Verzeihen Sie mir und zürnen Sie mir nicht! Ich verreise in den nächsten Tagen auf längere Zeit und sage Ihnen hiermit zugleich Lebewohl, um Ihnen durch meine Anwesenheit nicht unangenehme Empfindungen zu bereiten. Möge es uns beiden gelingen, das Geschehene zu vergessen!

In unwandelbarer Verehrung

Ihr

von Rembach."

"Elender, Elender!" murmelte der Geheimrath, indem er mit zitternder Hand das Schreiben zerdrückte.

"Papa, ist das wahr, was Erich, — was der Assessor schreibt?"

"Beruhige Dich, Ella, mein armes Kind! Beruhige Dich! Er verdient es nicht, daß Du eine Thräne um ihn vergießest! Er hat auf Geld gerechnet. Nicht Liebe war es, was ihn hergeführt hat, sondern Geldgier!"

"Nein, nein, das kann ich nicht von Erich glauben! Das ist unmöglich!"

"Du siehst ja selbst!" sagte der Geheimrath achselzuckend.

"Ist es wahr, Papa, daß Du ihm etwas verschwiegen hast?"

"Ich habe ihm nichts verschwiegen, wenigstens nicht mit Absicht. Aber er hat mir etwas verschwiegen. Er hat geglaubt, ich wäre reich, und Du bekämst eine große Wittgift. Das hat er mir verschwiegen!"

"Papa, ich muß jetzt alles wissen, alles! Ist es wahr, daß Du reich gewesen bist und Dein Vermögen verloren hast?"

"Das ist leider wahr!"

"Warum habe ich davon nie etwas erfahren? Warum höre ich das alles erst jetzt?"

"Was gingen Dich diese Dinge an?"

"Doch, doch, sie gingen mich an, denn Du siehst ja,

jetzt hängt meine Zukunft und mein Lebensglück davon ab. O, ich bin ja kein Kind mehr! Ich weiß recht gut, wie es im Leben zugeht! Jetzt sehe ich ein, wie recht meine Freundin Hedwig hat, wenn sie sagt, ein Mädchen, das arm ist, kann sich heutzutage nicht verheirathen."

"So etwas redet Ihr untereinander?"

"Warum sollen wir nicht von unserer Zukunft sprechen? Es belehrt uns ja niemand! Niemand sagt uns die Wahrheit, bis wir selbst sie erfahren! Jetzt sind mir die Augen geöffnet, jetzt sehe ich klar! O mein Gott, diese Enttäuschung, diese Enttäuschung!"

"Ella, Du hast den praktischen Verstand Deiner Mutter. Nun mußt Du aber auch einsehen, daß der Assessor nur auf Geld gerechnet hat. Er ist es nicht werth, daß Du seinetwegen weinst."

"Aber Du bist mit daran schuld, Papa! Ja Du! Du hast unüberlegt gehandelt! Du mußt diese Schwierigkeiten voraussehen, Du mußt Mittel und Wege finden, sie zu beseitigen. Du mußt dem Assessor gleich alles sagen!"

Der Geheimrath schwieg.

Ella ergriff angstvoll seine Hand.

"Oder Du hättest suchen sollen, das verlorene Vermögen wiederzuschaffen, damit wir leben konnten. Papa, Du mußt das jetzt noch versuchen! Noch ist es nicht zu spät. Noch kann alles gut werden. Es ist ja nur das Geld, nur das Geld, um das es sich handelt!"

"Das kann ich nicht, das ist ganz unmöglich!" sagte der Geheimrath.

"Du mußt es versuchen, Papa, lieber Papa! Denke doch nach! Unternimm irgend etwas! Du mußt das ja doch verstehen; Du hältst ja Vorlesungen über solche Dinge und sprichst von großen Summen, von Millionen, und wie sie erworben werden."

"Kind, Kind, Du weißt nicht, was Du sprichst! Das ist ja alles Theorie, und ich bin nur Theoretiker. Ich kann als Gelehrter kein Geld erwerben!"

"Aber denke doch nach, Papa! Es muß ja Mittel geben! Wie oft habe ich gelesen und gehört, daß jemand durch Speculationen schnell große Reichthümer erworben hat."

"Wo denkst Du hin! Ella, sei vernünftig!"

"O, ich bin vernünftig; ich sehe die Dinge jetzt, wie sie sind. Aber ich bin nur ein Mädchen und kenne das Leben nicht. Du mußt mir helfen und mich beschützen!"

"Ich kann nichts thun, ich kann das Geschehene nicht ändern; und ich konnte Dich nicht schützen vor einem Menschen, der Liebe heuchelte!"

Ella faßte ihren Vater am Arm, sie sah ihm mit starrem Blick in die Augen.

"Papa, ist es denn möglich, daß er geheuchelt hat?" fragte sie mit fliegendem Athem. "Ist es denn möglich? Nein, nein, ich kann es nicht glauben! Er giebt ja doch seine Gründe an; er schreibt ja doch, er müßte zurücktreten, weil wir von seinem Gehalt nicht leben könnten! Ist es denn nicht so?"

Der Geheimrath schüttelte den Kopf.

"Nein, Ella, das könntet Ihr wohl. Ich habe weniger Einkommen gehabt, als ich Deine Mutter heimführte. Aber er will sich nicht Einschränkungen auferlegen, er will Wohlleben und Geld. Das ist der wahre Grund."

"Ist das wahr, Papa? Kannst Du mir hoch und heilig versichern, daß es so ist?"

"Ja, ja, Ella, es ist so."

"Dann mag ich nicht mehr leben!" Sie warf sich auf einen Stuhl und brach in lautes Schluchzen aus. Der Geheimrath hielt ihr Haupt mit beiden Händen.

"Mein armes, liebes Kind, sei ruhig, sei ruhig! Es bricht mir das Herz!"

"O, ich habe ihn so geliebt", schluchzte sie, "ich hätte alles ertragen um seinetwillen! Und er stößt mich mit kalter Berechnung von sich!"

"Vergiß ihn, denke nicht mehr an ihn, Ella, vergiß ihn!"

"Das ist es nicht allein! Ihn kann ich vielleicht vergessen und werde mich bemühen, ihn zu vergessen. Aber mein Lebensglück ist zerstört! Und überall werden sie mit Fingern auf mich zeigen und hinter mir herreden!"

Der Geheimrath fühlte, wie das Haupt seiner Tochter immer schwerer in seine Arme sank. Eine wohlthätige Ohnmacht war der seelischen Erregung gefolgt. Mit zitternden Knien und fast gelähmt vor Schreck trug der schwächliche Mann seine Tochter zum Sopha und bemühte sich, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Als Ella endlich die Augen wieder aufschlug, lief der Geheimrath hinaus, um Hülfe zu holen.

Auf dem Flur stieß er fast mit einem Herrn zusammen, der soeben das Haus betreten hatte. Es war Professor Müller.

„Es lebe das Geld!“ rief ihm dieser entgegen. „Die biologische Station ist gesichert. Ich habe die erste Geldrate beisammen.“

„Was sagten Sie neulich, Herr College?“ rief der Geheimrath zurück, ohne stehen zu bleiben. „Ein roher Materialismus herrscht überall; alles jagt und rennt nach Geld! Ja, ja, Sie hatten recht! Ich verfluche das Geld, ich verfluche es!“

Fünfzehn Jahre sind seitdem vergangen.

Das Colleg über National-Ökonomie an der Universität liebt jetzt ein anderer, ein junger Privatdocent, der nächstens außerordentlicher Professor zu werden hofft. Wenn er in seiner Vorlesung das Geld behandelt, so pflegt er zu sagen: „Mein berühmter und geschätzter Vorgänger, Professor Würlein, fällt in den letzten Jahren seines Lebens bei dieser Gelegenheit über das Geld ein sehr hartes Urtheil. Er bezeichnete es als eine fluchwürdige dämonische Macht, die alles Edle im Menschen ersticht. Ich weiß nicht, welche Gründe meinen Vorgänger zu dieser früher von ihm nicht geäußerten Ansicht geführt haben. Ich weiche in vielen Beziehungen von den Ansichten meines geschätzten Vorgängers ab und kann ihm auch hierin nicht beipflichten. Nein, meine Herren, das Geld ist eine treffliche, überaus segensreiche Erfindung, ohne die unsere heutige Kultur nicht denkbar wäre. Die National-Ökonomie hat mit der ethischen Seite des Geldes nichts zu thun. Aber ich muß doch betonen: wer durch das Geld Glend und Unglück erfährt, wer der dämonischen Macht des Geldes unterliegt, der ist in den meisten Fällen selbst daran schuld. Der vollkommene moderne Mensch muß das Geld beherrschen, nicht sich von ihm beherrschen lassen; er muß den Anforderungen unserer modernen Lebensverhältnisse durchaus gewachsen sein, er muß das praktische Leben gründlich kennen. Wer diesen Anforderungen nicht entspricht, wird allerdings leicht dahin gelangen, das Geld zu verwünschen, — aber sehr mit Unrecht.“

In einer Mittelstadt Süddeutschlands bewohnt ein alleinstehendes Fräulein ein paar Zimmer im obersten Stockwerk eines Hauses. Die Dame ist Lehrerin an einer höheren Schule. Sie ist nicht mehr jung, wenngleich ihre regelmäßigen, durchgeistigten Züge und die großen lebhaften Augen die Spuren einstiger Schönheit erkennen lassen, und sie noch jetzt anziehend erscheint. Aber ihr Aeußeres, der schwarze, schmutzlose Anzug, der ihre schlankte Figur bekleidet, und ihr ernstes strenges Wesen deuten darauf, daß sie als Weib keine Ansprüche mehr an das Leben stellt. Warum sie unvernünftigt geblieben ist? Nun, sie war arm, „sie hatte nichts“, sagen die Leute. Sie ist aus guter Familie, ihr Vater war Universitäts-Professor; aber er hat ihr nichts hinterlassen, als seine große Bibliothek, die verkauft wurde, und die gute Erziehung, die es ihr ermöglichte, Lehrerin zu werden. In der einfachen Einrichtung ihrer Zimmer fällt als einziger Luxus-Gegenstand ein kleiner Salonflügel auf. Sie spielt viel und gut Klavier. Und selten einmal, an warmen Sommerabenden, wenn die Linden blühen, und der Duft berauschend in die Zimmer strömt, hören die Hausbewohner spät abends die zarten, geistreichen und wieder so leidenschaftlichen Klänge der Cismoll-Sonate von Beethoven, gespielt in hinreißender und erschütternder Weise. Und der alte Musik-Direktor, der das erste Stockwerk bewohnt, horcht dann auf und sagt: „So spielt nur das Fräulein oben; sie muß die Cismoll-Sonate erlebt haben.“

Kachdruck verboten.

Susi's Ehe.

Skizze von Egon von Feldern in Genf.

Eine Freundin stand auf dem Bahnhof, als ich ankam. Trotz Dunkelheit und rauchiger Bahnhofsstimmung erkannte ich sogleich die elegante Gestalt, irgend etwas allerliebsteres Gutähnliches auf dem Kopfe, das die augenblickliche Mode streng charakterisirte. Ich erkannte auch ihr süddeutsches Idiom, das Susi nie verleugnen kann, und das sie gerade wieder anwandte, um dem kleinen Groom etwas zuzurufen. Susi empfing mich in der ihr eigenen, lustigen, kindlich-lieblichen Weise, die selbst das dunkelste Mißgeschick nicht zu dämpfen im Stande zu sein scheint. Aber eine gewisse Unruhe in ihrem Wesen entging mir nicht. Es stellte sich heraus, daß eine Verabredung, die sie mit ihrem Manne getroffen hatte, mißglückt war. Er sollte mit dem dog-cart zur bestimmten Stunde am Bahnhof sein, und der „Engelsmann“ war nirgends, nirgends zu finden!

„Ach Vinea, man hat seine liebe Noth im Ehestand! 's ist eben ein Glend, daß der Fritzl immer g'rad im unrechten Moment dumme Sachen macht!“ sagte Susi, indem sie vor mir her über die nachglänzende Straße eilte, in der sich viele Gaslampen spiegelten.

Endlich, nach eiliger Wanderung durch die schmutzige, belebte Stadt fanden wir den „Engelsmann“!

„Natürlich, da steht er ja, wie ich mir dachte! Hat nicht aufgepaßt, hat alles falsch verstanden und heßt uns bei Nacht und Nebel durch ganz Berghausen!“

„Na, hör 'mal!“ rief der rothe Husar höchst gereizt vom hohen Sitz herab, „bei dieser Bärenfalte stehe ich nun seit einer Stunde hier und warte! Das ist doch wirklich rücksichtslos von Dir, mein lieber Ebs! Wo steckst Du denn nur?“

„Wo ich war? Auf dem Bahnhof bin ich gewesen! Du warst nirgends zu sehen, dummes Fritzl! Da ist's Vinea! — Gleich mach' Deinen Kropf!“

„Recht rücksichtslos, einen wie einen Hund vor dem Milchkarren warten zu lassen! — Guten Tag, gnädiges Fräulein,“ sagte er schnell in seiner alten, liebenswürdig-ritterlichen Art,



Gräfin Morosini.

Nach einer Photographie der Hof-Photographen Gebrüder Bianelli, Venedig.

Siehe Seite 95.

hinzu, indem er vom Wagen stieg und mir die Hand schüttelte. „Es thut mir herzlich leid, daß wir Sie gleich in dieser ungeschickten Weise empfangen müssen, aber leider ist es eine abgemachte Sache, daß meine Frau keine Verabredung innehalten kann! Weiß der liebe Himmel, was sie wieder gedacht oder geglaubt hat! Aber stundenlang warten, mit klammernden Fingern auf und abfahren, das hält keine Kat' aus! Nur rasch hinauf und die Zügel genommen; wenn Du denkst, daß die Lore auch nur noch eine Minute steht, irrst Du Dich colossal.“

Holla! Hast Du nicht gesehen! Da ging sie auch schon los. Herr von Waldheim mußte sie mit aller Gewalt vorn an der Candare halten, während wir kleinklaut und ängstlich den Vorderitz erklimmen.

„Na, nun zu, Ebs!“ befahl der nun ebenfalls hinter uns aufgestiegene Fritzl, denn meine Freundin scheint den großen Vorzug zu geniehen, die schwierige Lore lenken zu dürfen.

Die arme Frau! Welch einen garstigen Namen er ihr gab. — Und wie streng er sie behandelte! Als Bräutigam wäre er auch von diesem Streich Susi's entzückt gewesen. Aber sie schien ihrer Lage gewachsen; sie schluchzte nicht, wie andere es vielleicht gethan hätten, sondern sie war obenauf.

„Männle, nimm mir's nicht übel, aber das hast Du dumm gemacht!“ rief sie in überlegenem Ton nach hinten.

O weh, wo war der schwärmerische Glaube an den Mann ihrer Liebe geblieben, der meine Freundin einst zu einer so glücklichen Braut gemacht?

„Berzeih, Kind, wenn ich es sage, aber es war dumm von Dir, nicht ruhig abzuwarten, bis ich vordahen würde, als Du von Deinem Besuch herunterkamst.“

„Aber Du hast mir ja gar nichts geantwortet, als ich fragte, ob Du warten wolltest!“

„Natürlich habe ich geantwortet, ganz deutlich!“

„Gott bewahre, Du hast nichts gesagt und bist mit der Lore davongesauft. Und ich hab' gedacht: Nun, jetzt wird er doch wenigstens so g'scheidt sein und um sechs Uhr auf den Bahnhof kommen!“

„Ich habe wohl geantwortet, sage ich Dir!“

„Nichts hast Du gesagt, nichts!“

„Nun, so sage wenigstens: ich habe nicht gehört, daß Du etwas gesagt hast! Uebrigens —“

„Fritzl, das nächste Mal wird alles schriftlich gegeben, wenn wir wieder etwas ausmachen!“

„Denkst Du, ich will noch einmal in eine so miserable Lage kommen? Ich mache überhaupt nichts mehr aus!“

Es war ein ganz erbitterter Kampf, der zwischen den beiden hin und her tobte, und mein Herz durchschmitteten schmerzliche Gefühle. Plötzlich vernahm ich ein zischendes Geräusch, und als ich erschrocken aufsaß, bemerkte ich, daß meine Freundin lachte, während ich gefürchtet hatte, Susi würde in Thränen ausbrechen! — Das kleine Diner, das auf uns wartete, war tadellos und allerliebste servirt. Wie heimlich sah es aus in dem behaglichen,

großen Raum; wie gefällig waren die Möbel aufgestellt, wie originell, zuweilen an das Ungewöhnliche streifend, waren die Wände decorirt! Hier hatte die erfinderiische Susi gewaltet.

Wenn nur die Wirthe dies thörichte, vergebliche Streiten gelassen hätten! — Aber das war ihnen offenbar Bedürfnis, wie dem Morphiumsuchtigen das Gift, ohne das er nicht leben kann.

Nun sollte ich gar noch entscheiden, wer von den beiden Gatten Recht hätte! Das war die peinlichste Lage, in die sie mich hätten bringen können, denn im Grunde war ich ja überzeugt, daß meine liebe Susi an dem ganzen Mißgeschick schuld war! Sie ist eine viel zu thätige Natur, um ruhig etwas abwarten zu können. Als sie Mann und dog-cart nicht gleich auf der Straße erblickte, rannte sie fort, ohne sich klar zu machen, daß der „Engelsmann“ in der ihm angeborenen, unerschöpflichen Ritterlichkeit bis zum jüngsten Tage auf seine Frau gewartet hätte. Aber, — durfte ich mein ganzes Geschlecht, durfte ich meine Freundin im Stich lassen? War ich nicht verpflichtet, ihr in ihren vielen häuslichen Kämpfen, bei denen sie sich allerdings etwas kindisch anstellte, beizustehen?

„Susi hat recht,“ entschied ich denn etwas zaghaft, ohne diese Behauptung eingehender zu begründen.

Herr von Waldheim machte über den Tisch herüber eine leichte Verbeugung, mit spöttischem Munde, und knachte eine Nuß. Er wollte mir zeigen, wie wenig er auf mein Urtheil gäbe.

„Jetzt will ich Kaffee trinken, Ebs, und einen kleinen Cognac!“ rief der Hausherr, während er die Faust befehlend auf das Tisch Tuch stemmte.

„Gleich, gleich! Geh nur sofort in Dein Zimmer, ich will gar nichts mehr von Dir sehen!“ sagte sie.

Er gab mir die Hand, wünschte lächelnd „Nacht!“ und verschwand in dem angrenzenden Herrenzimmer. Und Susi? — Unbegreifliche Frau! — Sie stürzt umher, mischt verschiedene Schnäpfe in ein Glas, gleißt sorgfältig eine Tasse Kaffee ein und — wahrhaftig, sie bringt das alles in die Höhle des Löwen!

„Mußt Du das thun?“ fragte ich sie, den Ton tiefen Erbarmens in der Stimme.

„O, Du dumme Vinea!“ war alles, was sie mir über die Schulter weg zurief.

„Susi! Ist das Dein Dank für meine schmachvoll hingepferte Ueberzeugung?“

Lange sah ich noch einjam bei dem verlassenem Obst des Nachtsches. Aus dem Nebenzimmer drang kein Ton zu mir, es war todenstill im ganzen Hause. Was mochten sie mit einander anfangen? Wenn er ihr nur nichts that in seinem Kerger! Als ich eine Zeit lang in ängstlicher Spannung gewartet hatte, trat Susi plötzlich lachend aus der Thür.

„Ich hab' ihm verziehen!“ sagte sie.

Ich trat an sie heran und sah in ihre übermüthigen Augen: „Susi, stellst Du Dich nur so, oder bist Du wirklich glücklich?“

Wenn ich geglaubt hatte, nun eine genaue Schilderung von Susi's innerstem Herzenszustand zu erhalten, so hatte ich mich getäuscht. Sie lachte wieder, nahm mich bei den Händen und tanzte mit mir im Zimmer umher. Dann küßte sie mich und nannte mich das „dümmste Vinea, das d' Sonn' bescheint“.

War das die Sprache einer Unglücklichen, die den vor Erbitterung zuckenden Lippen eine gemachte Heiterkeit aufzwingt?

Dann sah ich in ihrem reizenden Boudoir und gab mir Mühe, einen gewissen Erich zu vergessen, wie ich Papa versprochen hatte. Plötzlich huschte mir ein klisches Ding übers Gesicht, daß ich aufuhr, um mich gegen diese vermeintliche, freche Fliege zu wehren. Da schlug wieder das Lachen meiner Freundin an mein Ohr, schmetternd, überzeugend, wie das eines urwüchsigigen Alpenbewohners. Dort, am Ende der Stube, hinter der kleinen Rococo-Wand, stand sie und ließ die Spitze ihrer langen Fahrpeitsche auf meinem Gesicht herumspazieren. Ausgelassene, verdrehte kleine Frau!

„Mädele, an wen denkst Du?“ rief sie mir, mich umarmend zu. „Du siehst ja aus, wie ein trüb's Fläidle sauren Landweins! Gesteh's gleich, Dein Herzle ist nicht mehr ganz! Du hast an jemand gedacht!“

„Ach, sie hatte nur zu recht! Denn sich Mühe geben, jemand zu vergessen, heißt das nicht, erst recht schmerzlich an ihn zurückdenken?“

„Ich sage Dir, Du mußt heirathen, Vinea; die Ehe ist der einzige Stand, in dem sich die Frau glücklich fühlen kann.“

„Ist das wahr, Susi, fühlst Du Dich glücklich?“ fragte ich. Sie wurde ernst.

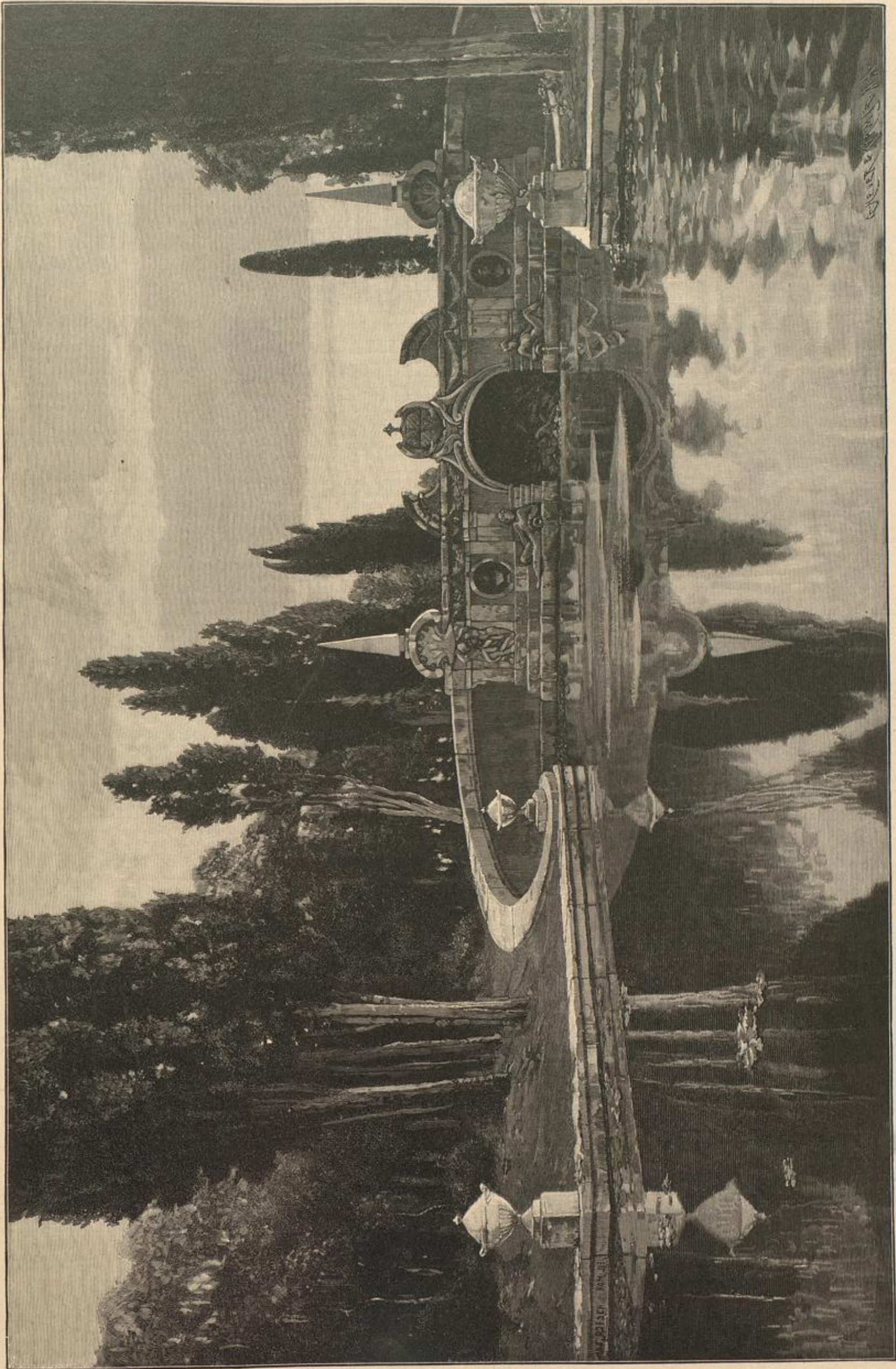
„Ich bin das glücklichste Geschöpf der Erde!“ sagte sie dann.

„Und ist er immer gut gegen Dich?“

„O, er ist viel zu gut, viel zu gut! Ich verdien' ihn gar nicht! Wenn ich denk', was es für Männer giebt in der Welt! — Ja, ja, 's kommt in der Ehe gar nit drauf an, daß man in einem fort sanft und lieblich säuselt oder daß bekannte Süßholz einander vorraspelt. Wenn nur jedes seine Pflicht thut und einer dem andern wader und fröhlich die Wahrheit sagt! — Vinea, ich bitt' Dich, mach' kein so unglaublich dumme's G'sicht!“

Der nächste Tag fing köstlich an. Es fand bei den Offizieren der Garnison eine Jagd statt, wobei Damen mitfahren und zusehen konnten. Meine Freundin fuhr mich im dog-cart zum Rendez-vous, wo in romantischer, mit Tannenreis geschmückter Scheune ein kleines Frühstück in großer Eile eingenommen wurde. Dann ging es weiter, über ausgefahrene Feldwege, durch Wäde und Geirüpp, immer den Reitern nach, die wir bald durch Staubwolken verschleiert am Horizont verschwinden, bald wieder in langen, in fernem Nebel verschwimmenden Reihen auf uns zukommen sahen. Ab und zu theilte ein Sonnenstrahl die Dunstwände. Dann leuchteten blanke Knöpfe und das glänzende Fell der Pferde von weitem auf; roth schimmerten die Uniformen, und die gigantischen, schon welken Eichen, die in zerstreuten Gruppen das weite Gelände belebten, standen, wie in Gold getaucht, in dem bläulich-violetten Dufte der Ferne.

„Heia, da läuft der Keiler! Seht Ihr ihn nicht?“ schrie man hinter uns und vor uns in den Wagen. „Dort, wo der



Römische Parklandschaft.
Nach dem Bilde von P. J. Rodet in Rom. — Siehe Seite 66.

Wald anfängt! Jetzt ist er verschwunden! Dort — läuft er wieder! Die Hunde sind weit hinter ihm. — O, wie die arbeiten! Und der Kleinste immer voraus!"

Mühselig folgten wir auf den schwierigen Wegen. Endlich gelangten wir zu dem Ort, wo das Wild ausgehoben worden, und das Galali geblasen wurde. Aus dem bunten Durcheinander von Uniformen und dunkel gekleideten Reiterinnen tauchte jetzt unser wohlbekannter Husar auf mit weißbesäubten Stiefeln und schmutzbespritztem rothem Rod.

Wir haben einen schrecklichen Weg fahren müssen und sind ums Haar dabei umgeworfen worden und ums Leben gekommen!" sagte meine eben noch lächelnde Susi in weinerlichem Ton.

"Ach was!" antwortete Waldheim rau, aber ich bemerkte doch, wie ein raucher, ängstlicher Blick die ganze hübsche Frau vom kleinen ledernen Hut bis zu den niedlichen Schuhen fraß. — Sie war ihm also doch nicht ganz gleichgültig!"

"Vorwärts jetzt!" — Jemand drückte uns frische Zigarettenzweige in die Hand. Ach, das war also ein Bruch! Mit welcher Wonne ich mir ihn vorstreckte! Wie oft war Erich mit einem solchen Zweig, daheim, an unseren Fenstern vorübergeritten! Dann hatte er herausgehaut, und ich hatte mich ein klein wenig hinter dem Vorhang hervorgebeugt, sodas er meine Nasenpitze sehen konnte. Ich merkte aber doch, wenn er grüßte. —

Da schreckte mich das Galali-Blasen aus meinen Träumen auf! Es klang nicht rein, aber der Moment schien ein hochfeierlicher zu sein. Der begeisterte Ruf der Jäger rief mich mit fort, auch ich hob die rechte Hand auf und: "Galali!" riefen wir alle.

Auf dem Rückweg, den wir auf bequemer Fahrstraße zurücklegten, war das treue, prächtige Thier, die Lore, kaum zu halten, so sauste es dahin. Es setzte eine Ehre darein, alles zu überholen, was es vor sich sah.

"Laß sie Schritt gehn, Ebs!" rief Herr von Waldheim, der neben unserem Wagen hertrabte.

"Sie thut's aber nicht, Fritz!" antwortete Susi in Klagen dem Ton.

Nur läßliche Grüße wurden uns von den weiblichen Insassen der schmälchen überholten Wagen.

Die ärgern sich wüthend," flüsterte meine Freundin mit verärgelter Freude, "aber ich kann's nicht ändern; die Lore macht's immer so!"

"So laß sie doch Schritt gehn, ich möchte es haben!" rief es hinter uns, das Thier soll sich nicht so abhängen!"

"Sie geht aber doch nicht Schritt!"

"Ach will es aber haben!"

"O Männle!"

"Sie soll Schritt gehn, hörst Du?"

Nein, diese Susi! Sie lächelte ganz kaltblütig zu dem drohenden Ton in der Stimme ihres Mannes, und Lore trabte nach wie vor.

Mir wurde ganz heiß. Ich dachte, er müßte nun die Geduld verlieren, der eigenwilligen Frau ein paar fürchterliche Worte an den Kopf werfen, — und dann wieder alles aus.

Endlich, nachdem ein ähnlicher Wortwechsel noch einige Male sich wiederholt hatte, ließ sich das tolle Thier zu einer vernünftigeren Gangart herbei. Susi hatte also zu meiner heimlichen Freude doch endlich Vernunft angenommen, wenn sie es auch nicht lassen konnte, den Rücken der Lore hier und da mit der Peitsche anzutippen.

"Ich muß aber durch die Große Straße fahren, Fritz! Müßt' noch eine Commission machen!" sagte meine Freundin.

"Was für ein Unfinn!" fuhr ihr Mann auf. "Du fährst nicht durch die Große Straße! Bis Du da nach Hause kommst, das erlebt man ja nicht!"

"Ich muß aber noch durchhaus in die Stadt!"

"Du brauchst nicht in die Stadt!"

Himmel, nun fing der Streit von vorn an! Müßte denn der tyrannische Gatte fortwährend neben uns herreiten, nur, um an seiner Frau herumzuquälen?!

Plötzlich verabschiedete er sich, als hätte er meine Gedanken errathen.

"O, ach, Engelsmann! Du wirst doch nicht fortgehen?" rief meine Freundin mit plötzlich veränderter, weicher Stimme.

Könnte sie wirklich wünschen, in diesem fortwährenden Kriegszustand neben dem gereizten Menschen weiterzufahren?

"Ja, ja, ich gehe! Adieu! — Aber Du findest mich nicht zu Hause, werde mich ins Casino begeben!"

"O, Engelsmann!" klang es hinter ihm drein.

Als ich noch ernstlich darüber nachdachte, welch ein merkwürdiges Leben diese beiden Menschen miteinander führten, rüttelte mich Susi mit wichtiger Miene aus meinen Träumen auf. "Du, Lenele, hör' mal, Du könntest mir eigentlich einen Gefallen thun!"

"Was denn?" fragte ich bereitwillig.

"Ach, weißt Du," begann sie stotternd, "ich möchte gern für einen bekannten Herrn eine besonders gute Cigarre in jenem Laden da drüben besorgen, aber es ist mir scheußlich, hineinzugehen; es ist da ein infamer Ladenmensch drin, der mich jedes Mal so frech ansieht; er ist gar zu unangenehm, und ich kann unmöglich heute schon wieder da erscheinen."

"Und — da soll ich?"

"Ach, Engelslinel, Du wolltest? O, wie rührend ist das von Dir!"

Auf diese Weise moralisch gezwungen, ein mir unbekanntes Schreckniß zu überwinden, hastete ich sehr erregt nach einem Ausweg.

"Aber könnten wir nicht alle beide hineingehen?"

"Nein, nein, Lenele, das geht nicht! Wenn zwei Damen in einen Cigarren-Laden gehen, das ist ja viel auffällender, als wenn nur eine kommt!"

Der Wagen stand jetzt still vor einem Hause, dessen Vorgarten uns von dem Ladenfenster trennte.

"Gut, ich gehe," sagte ich. "Also für einen bekannten Herrn eine Cigarre?" konnte ich mich nicht enthalten, etwas neugierig zu fragen.

Meine Freundin stotterte verlegen etwas Unverständliches und deutete nach hinten, wo der gewandteste der Silberdiener, uns den Rücken drehend, saß.

"Es muß aber die Henry Clay-Marke sein; sie kostet eine Mark!"

"Eine Mark!" rief ich aus, indem sich meine Augen in unwillkürlichem Staunen auf das anspruchslose Dienergeficht besteten, dessen Befehl so edle Tabannas aus der Hand seiner Gebieterin empfangen sollte. "Und für —?"

"Lina, Du bringst mich zur Verzweiflung mit Deinem ewigen Gefrag! Die Cigarre ist doch natürlich für den Engelsmann! — Nun?"

Ich stieg ab, öffnete mit Anstrengung die schwere Ladentür, und stand vor dem schrecklichen Commis, einem unbescheiden lächelnden, geschneigten, jungen Mann!

"Bitte um eine Cigarre," Henry Clay; sie kostet eine Mark!"

Nach Verlauf einer Secunde hielt ich die kostbare, sauber in Seidenpapier gehüllt, zwischen zwei Fingern und entfernte mich schleunigst.

"Die wird ihm schmecken," sagte Susi, nachdem sie mich in ihrer Freude mit ihrer langen Fahrpeitsche aus Versehen auf die Nase geschlagen.

"Aber er ist doch im Casino, denke ich?"

Meine Freundin schnippte lachend mit der Peitsche, sodas die Lore einen ledernen Sprung machte. "Da kennst Du ihn schlecht! Das Männle liegt zu Haus und surrt!"

"Er surrt? Was ist denn das?"

"Dumm's Lenele! Nun ja, er dacht eben!"

"Er dacht!" — Ich wollte nicht noch einmal fragen, aus Angst, einen gar zu thörichten Eindruck zu machen, aber ich war doch in einiger Spannung, zu erfahren, ob Herr von Waldheim sich wohl immer noch der Jagd widme, wovon er doch eigentlich heute genug haben konnte.

"Weißt Du, Lina," sagte meine Freundin, "merke Dir das, wenn Du mal heirathen solltest! Du mußt es Deinem Mann so bequem und nett wie möglich zu Hause machen. Mein Fritz weiß wohl, warum er nicht ins Casino geht, der Schlaue! Er hat zu Haus einen wundervollen, bequemen Divan, auf dem dachst es sich ganz von selbst; ferner hat er ein warmes Zimmer und — eine nette Frau, die ihm immer eine Erfrischung oder einen ausgezeichneten kleinen Jubel hinstellt, wenn er von dem schrecklichen Dienst heimkommt. Ja, dann ist so ein Mann um den Finger zu wickeln! Nur eiferjüchtig möchte ich den Fritz halt gar zu gern einmal sehn!"

"Hüte Dich, Susi," warnte ich sie ernst, "Du ahnst nicht, was Du Dir wünschst! Eiferjucht bei Männern soll fürchterlich sein! Dein ganzes häusliches Glück kann darüber —"

Weiter kam ich nicht. Susi lachte mir das Wort vom Munde weg.

"Ja wohl!" sagte sie, "die Blume der Liebe stirbt, wenn der Finger des Mißtrauens sie pflückt! — Steig ab, Philisterle, wir sind da! Ich will Dir versprechen, daß ich kein dunkles Verbängniß auf dies friedliche Dach herabbeschwören will!"

Meine Freundin schob mich vor sich her in das Thor ihres Hauses.

Ein Kopf drängte sich durch die Thür des Herrenzimmers. "O, wie verdachst Du aussehst, Fritz!" jubelte Susi, ehe ihr Mann das aussprechen konnte, was er offenbar hatte sagen wollen; aber nun wußte ich doch wenigstens, was "dachsen" in diesem Hause bedeute, denn man sah es dem guten Herrn von Waldheim deutlich an, daß er geschlafen hatte.

"Liebe Frau, ich möchte zu Mittag essen!"

"Wie kannst Du so etwas verlangen!" rief meine Freundin, indem sie mit verzweifelter Geberde den Hut vom Kopfe nahm. "Ach, immer zur unrichtigen Stunde kommt einem der Mann mit solchen Anliegen!"

Sie stürzte fort, nach der Küche im Souterrain, und ich legte in meinem Zimmer den Mantel ab und zog mir eine helle seidene Bluse an.

"Himmel, wie entzündend, Kind," rief Susi, hereinströmend aus, indem sie mich etwas gewaltsam um meine Achse drehte, "wirklich allerliebste! Einen Kuß, liebes Lenele, — so! Ach, ich vergaß! 's Büble muß noch einmal fortspinnen und Cabiar holen, der arme kleine Kerl! ('s Büble war der kleine Groom.) O Himmel, und dann hätte ich fast vergessen, Kaffee herauszugeben! Ja, die Hausfrauen-Sorgen!"

Fort war sie wieder, Susi, der Sanjewind!

Im unbefaglichen Gefühl meiner Unthätigkeit und meiner rauchenden Staatsbluse, beschloß ich hinunterzugehen, um in den Parier-Räumen, wo die Salons und das Eßzimmer liegen, meine Unterstützung anzubieten. Da vernahm ich von unten heraus durchdringende Laute, wie wenn auf einmal ein halbes Duzend erregter Menschen angekommen sei. — Immer lauter, immer entsetzter, wie nach Hülfe verlangend klang das Rufen. Um des Himmels willen! Sollte ich jemand aus irgend einer Noth helfen müssen? — Da! — Wieder ein halbunterdrückter Schrei, dann ein frachendes Geräusch, als sei ein Gegenstand zertrümmert auf die Erde gefallen.

Ich slog die Treppe hinab! In der Thür seiner Stube sah ich blüßschnell den Kopf des Herrn von Waldheim verschwinden. Die Thür des Eßzimmers stand angelehnt und auf dem Parkett triete meine Freundin und sammelte mit allen Zeichen fürchterlicher Aufregung die in dichten, schwarzen Gruppen um sie her gestreuten Kaffeebohnen auf.

"Mein Mann, o der böse Mann!" höhnte sie.

"Was hat er gethan?"

"Du siehst es ja, die Kaffeebohnen!"

"Und da lachst Du?"

Susi lachte so, daß sie den aufgefammelten Kaffee immer wieder neben die Büche warf.

Kopfschüttelnd half ich ihr. Sollten sie sich sehr gezanft oder sollten sie sich — einen etwas allzu stürmischen Kuß gegeben haben? Es war schwer, Flug aus diesen Menschen zu werden!

Immer wieder tauchten noch Zweifel in mir auf über den Charakter der Ehe meiner Freundin; so bis gestern Abend, wo etwas Schreckliches passirte.

Susi war plötzlich lautlos auf die dunkle Veranda hinausgeeilt und kam nicht wieder.

Es dauerte eine ganze Zeit, ehe Herr von Waldheim und ich dies merkten.

"Susi!" rief ich durch die offene Thür, die in den glasgedeckten Raum führte. Es blieb todenstill, und schwarze Dunkelheit umfing uns, als wir herzukamen.

"Schnell ein Licht! Wo sind die Streichhölzer!" riefen wir gleichzeitig in banger Ahnung.

Da lag Susi regungslos vor uns auf dem Boden! Es war ein schrecklicher Augenblick, als Herr von Waldheim seine arme kleine Frau mit ihrem wachsblichen Gesicht und mit hilflos herabhängenden Gliedern in das Zimmer hereintrug, um sie auf die Kissen des Divans zu betten. Nun bemühten wir uns, Susi durch Einflößen von starkem Cognac wieder zum Bewußtsein zurückzurufen, doch erst nach einigen Minuten, die uns endlos erschienen, gelang es uns.

Und was war geschehen?

Susi hatte sich eine Häkelnadel tief in den Finger gestoßen gehabt, und um ihrem Mann die Angst und die Aufregung zu ersparen, war sie, die früher nicht den kleinsten körperlichen Schmerz ohne großes Klagen und Jammern ertragen konnte, tapfer schweigend davongeeilchen. Dann hatte sie den Stahlhaken, ohne einen Schmerzenslaut auszustößen, aus dem Finger gerissen und war mit einem Glase Wasser auf die angrenzende Veranda geeilt, hier ohnmächtig vom Stuhl gesunken, wobei ihre Stirn auf die Ecke der Steinstufe aufgeschlagen war.

Diesmal vergaß Herr von Waldheim das programmatische Schelten, und auch seine Frau vergaß es, den üblichen Streit vom Zaune zu brechen. Doch mir, dem über das Glück dieser Ehe sich quälenden Lenele aber war, nachdem Susi sich erholt hatte, zu Muthe, als sei vor meinen Augen plötzlich die liebe Sonne durch den dichten Nebel gebrochen, an deren ewiger, wärmender Leuchtkraft ich mir vermaßen sollte, zu zweifeln.

Nachdruck verboten.

Londoner Briefe.*)

Von Henriette Jastrow in London.

III.

Frauen-Genossenschaften in England.



Die älteste Genossenschaft, die sich nachweisen läßt, ist die Ehe. Und soviel auch über die Berechtigung von Genossenschaften gestritten werden mag, so bleibt diese doch allgemein anerkannt. Sie ist eine „eingetragene“ Genossenschaft; aber nicht im Handels-Register eingetragen, obwohl es Ehen geben soll, die offenbar eine „Erwerbs-Genossenschaft“ darstellen. Andere wieder sollen reine „Wirtschafts-Genossenschaften“ sein. Bei manchen herrscht „beschränkte Haftung“ (am häuslichen Herde), bei anderen „unbeschränkte Haftung“, je nach den Satzungen der Gesellschaft und den häuslichen Verhältnissen der Contractanten. Deren aber darf es bei der ehelichen Genossenschaft nie mehr als zwei geben, während andere Genossenschaften desto stolzer sind, je größere Mitgliederziffern sie aufweisen können. Die Mitwirkung beider Geschlechter ist bei der einen Art der Genossenschaft unerlässliche Bedingung, aber auch bei anderen Genossenschaften zulässig, und so blühen denn z. B. in England, dem Eldorado der Genossenschaften, große Frauen-Organisationen mit und neben den männlichen. Freilich brauchten die englischen Frauen auch nicht zu so schwülstigen und abschreckenden Namen zu greifen. Sie nannten sich co-operative, das heißt: zusammenarbeitend. Warum sollten Frauen nicht so gut zusammenarbeiten, wie die Männer, und warum sollten nicht Frauen und Männer zusammenarbeiten? Und also geschah's. Die große Frauen-Genossenschaftsbewegung in England ist keineswegs eine reine Frauenbewegung, schon deshalb nicht, weil die Frauen-Genossenschaften kein selbständiger Körper sind, sondern nur ein Theil der großen Genossenschafts-Union, die heute mit ihren 1 1/2 Millionen Mitgliedern ganz England durchzieht, über ein Kapital von 14 Millionen Pfund Sterling (280 Millionen Mark) verfügt und im letzten Jahre einen Reingewinn von über 4 Millionen Pfund Sterling (80 Millionen Mark) unter seine Mitglieder zur Vertheilung brachte. Eine Arbeiter-Bewegung, — denn das ist sie zum größten Theil, — in Verbindung mit solchen Kapitalien? Wie hat sie das zuwege gebracht? Und was ist eigentlich das Wesen der englischen Genossenschaften?

Nun, jedermann in Deutschland weiß ungefähr, was ein Consum-Verein ist. Eine Vereinigung von Consumanten, die den Bedarf der Mitglieder in gewissen Artikeln en gros beschafft, zu den gangbaren Detail-Preisen abgibt und den erzielten Gewinn unter die Mitglieder vertheilt. So ungefähr war auch in England der Anfang. Dann aber kam eine Vereinigung all' dieser einzelnen Consum-Vereine zu stande, den Detail-Geschäften der Gesellschaften traten Central-Engros-Stellen zur Seite mit so wachsendem Bedarf, daß sie eine Macht wurden dem Producenten gegenüber. Nicht nur auf Beschaffenheit und Preis der Ware, sondern auch auf die Art der Herstellung, auf Arbeitsbedingungen und Löhne gewann die Gesellschaft Einfluß, und heute tritt sie selbst als bedeutender Producent auf, besitzt Fabriken und Mühlen und breitet sich von Jahr zu Jahr weiter aus. Und je mehr sie den Zwischenhandel beseitigt, also Producenten und Consumanten unmittelbar zusammenführt, desto größer wird der erzielte Gewinn, der den Mitgliedern zu gute kommt. Aber der wirtschaftliche Gewinn ist keineswegs das einzige Ziel der Genossenschaften. Der große moralische Einfluß des Zusammenarbeitens ist von jeher anerkannt worden, und es ist charakteristisch und spricht für den bedeutenden erzieherischen Werth, der diesen Vereinigungen innewohnt, daß sie die eigentliche Wiege der heutigen Frauenbewegung Englands bilden. Die Geschichte der Women's Co-operative Guild ist in Wahrheit die Geschichte der englischen Frauenbewegung des letzten Jahrzehntes. Bei den großen Erfolgen, die diese bereits aufzuweisen hat, wird es schwer, an ihre Jugend zu glauben. Man lächelt heute in England, wenn man liest, daß die Präsidentin der Women's Co-operative Guild seiner Zeit das Thema zur Discussion stellte: „Ist es richtig und schicklich, daß Genossenschafts-Frauen öffentlich sprechen?“ Und doch war es erst im Jahre 1884, und der Frauen-Genossenschaftsbund, eben diese Women's Co-operative Guild, war damals erst ein Jahr alt! „Man kannte um diese Zeit,“ erzählt die damalige Präsidentin, Mrs. Acland, „nur Frauen-Zusammenkünfte, wo eine vorlas und die anderen saßen und nähten.“ Die Genossenschaften haben freilich der Mitwirkung der Frauen niemals entzogen können, bildet doch das weibliche Element in jedem Hause den wohlthätigen Wirtschaftsvorstand, dessen Stimme für das Wie und Wo der Familien-Einkäufe gewöhnlich absolutistische Macht besitzt. Darum war man nicht nur darauf bedacht, durch die größten Nothmen und die fetteste Butter das Wohlwollen der Frauen zu gewinnen, sondern man hatte ihnen auch in dem Organ der Genossenschaft, The Co-operative News einen Woman's Corner eingerichtet, einen Sprechsaal für die Frau. Und hier kam es zum ersten Mal im Jahre 1883 zum Ausdruck, daß ihnen die bisherige einseitige Mitwirkung nicht mehr genüge. „Warum soll unsere Mithilfe an diesem großen Werke des Zusammenarbeitens nur im Kaufen

*) Vergleiche die Hefte 16 und 21 des vorigen Jahrgangs.

bestehen? Warum sollen wir nicht auch uns belehren und bilden, sociale Fragen discutiren und an deren Lösung mitzuarbeiten suchen? Und sind nicht gerade für uns Frauen große Aufgaben vorhanden? Seht die Hunderttausende weiblicher Arbeiter in der heutigen Industrie! Wer weiß es besser, worunter sie am schwersten leiden, und was ihnen am meisten noth thut, als wir?" Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Es zeigte sich, daß ein starkes Interesse nach dieser Richtung hin vorlag, das danach drängte, seinen Ausdruck in einer eigenen Organisation zu finden. Mit 50 Mitgliedern schritt man zur Gründung eines Frauen-Genossenschafts-Bundes, derselben Womens Co-operative Guild, die heute 182 Zweigvereine mit mehr als 8000 Mitgliedern umfaßt. Man suchte zuerst vor allen Dingen auf ein größeres Interesse der Frauen an der Genossenschafts-Bewegung hinzuwirken, mit Recht auf deren fördernden Einfluß für alle weiteren Bewegungen bauend. Aber auch andere: sociale, wirtschaftliche und Erziehungsfragen wurden alsbald in das Programm aufgenommen, und ganz besonders waren es zwei Gegenstände, die schon damals ein Haupt-Augenmerk des neuen Frauenbundes bildeten: Besserung der Lage der arbeitenden Klasse und Organisation der weiblichen Arbeiter. Indem man die beklagenswerthen Zustände auf diesen Gebieten feststellte, erklärte man es zugleich als der Genossenschaft unwürdig, Producte zu verkaufen, die unter, für die Arbeiter als unzulänglich betrachteten Bedingungen hergestellt seien und durch die sanitätswidrigen Verhältnisse der Herstellung zugleich große Gefahren für den Consumenten mit sich bringen. Es war der Frauen-Genossenschaftsbund, welcher die Einführung des Control-Markten-Systems in der Co-operative Union anregte. Alle Waren, die unter „fair conditions“, d. h. vom Gewerksverein genehmigten Bedingungen, hergestellt waren, sollten mit einer Control-Markte versehen werden, sodas jeder Käufer in allen Branchen der „Co-operative Union“ sich selbst davon überzeugen könne, daß er kein unter dem sogenannten Schwitz-System gearbeitetes Erzeugniß kauft. Es ist dasselbe Control-Markten-System, das nachher vereinzelt auch nach Deutschland verpflanzt wurde.

Die Arbeiten der Frauen auf diesem Gebiete stießen aber auch auf Uebelstände im eigenen Lager. Die Genossenschafts-Union war mit der Zeit ein weitverzweigtes und gewinnbringendes Unternehmen geworden und nicht frei von denjenigen Mißständen geblieben, die man anderswo bekämpfte. Der Frauenbund veranlaßte eine Untersuchung über die Arbeitsbedingungen der eigenen Angestellten in der Genossenschafts-Union, und es ergab sich, daß diese keineswegs überall als muster-gültig zu betrachten waren. Unter der Devise „charity begins at home“ wurde hier sofort eine bessernde Hand angelegt. Kürzere Arbeitszeiten, bessere Löhne, Gelegenheit zur Fortbildung für die Angestellten wurden bei der Union angeregt und, — manchmal nicht ohne Kämpfe, — durchgeführt. Hier hat sich der Frauenbund noch ein weites Feld vorbehalten, denn ihm schwebt als Ideal die Mitarbeiterin, die wirkliche Co-operatorin, also die Erziehung der Beschäftigten zu Co-operators, vor. Schon jetzt besteht ein gewisser Wettstreit der einzelnen Zweigvereine in der Fürsorge für die Angestellten, und das Resultat eines Zweiges wird erst dann für gut angesehen, wenn es zugleich den Beweis liefert, daß das vortheilhafte Ergebnis unter günstigen Bedingungen für die dabei Beschäftigten erreicht worden ist. Eine gegenwärtig im Gange befindliche allgemeine Enquete soll zu weiteren Schritten führen, und es ist bezeichnend, einerseits für die Gründlichkeit und Umsicht dieser Frauen-Vereinigung und andererseits für das Verständnis und Entgegenkommen der englischen Regierung, daß man sich hierbei mit dem Arbeits-Ministerium in Verbindung gesetzt hat, um die Unternehmung so zu gestalten, daß sie zugleich dieser Behörde werthvolles Material liefere. Ebenso steht der Frauen-Genossenschaftsbund auch mit den Frauen-Gewerksvereinen in lebhafter Verbindung, indem er bestehende Organisationen zu stützen und neue zu begründen sucht, und auch mit allen anderen Frauen-Vereinigungen werden fördernde Beziehungen unterhalten. Unter der großen Reihe von Vorträgen, die alljährlich veranstaltet werden, fällt die Verchiedenartigkeit der Gebiete ins Auge. Neben Kinder-Erziehung, Haushaltsfragen, Lichtstundentag, Fabrik-Gesetzgebung, Gewerkschaften, Genossenschafts-Wesen, Frauen als Inhaber von Antheilscheinen, Dividende, Bilanzen, Frauen in der Stadtverwaltung u. werden Gegenstände aus der Welt-, Kunst- und Literatur-Geschichte, Geographie, Geschichte der Musik u. u. behandelt, alles unter lebhafter Theilnahme der Mitglieder. Das Frauen-Wahlrecht wird von der Women's Co-operative Guild ebenfalls verfolgt, und wo den Frauen eine Mitwirkung an öffentlichen Angelegenheiten jetzt schon zusteht, so namentlich in der Stadtverwaltung, als Armenpflegerinnen, Polizei-Matronen, in der Schul-Commission u. u., da findet man überall Women Co-operators.

Dieser von Anfang an rührig und intelligent auftretenden Frauen-Organisation konnte die Genossenschafts-Union die Anerkennung nicht versagen. Sie mochte es auch nicht. Es ging eine neue Begeisterung für das Genossenschafts-Wesen von dieser Vereinigung aus, die der ganzen Bewegung einen gewissen idealen Zug verlieh, und deren Erfolge sich in stets steigendem Wachstum und in neuen Aufgaben der Genossenschaft widerspiegelten. Eigentliche selbständige Genossenschaften sind diese Frauenvereine nicht. „Hilfsgruppen“ der Genossenschaften nennen sie sich; aber schon sind sie der Armee der Co-operators so unentbehrlich geworden, daß eine Genossenschaft ohne einen Frauenverein dazu nicht recht als voll betrachtet wird. Sie erhalten einen jährlichen Zuschuß von der Union und haben Sitz und Stimme auch in dieser. Die Organisation dieses Frauen-Genossenschafts-Bundes ist geradezu imponirend, ein systematischer Aufbau von Aesten und Zweigen, und eine demokratische Verfassung mit der größten Freiheit, selbst für den kleinsten Zweig. Ueber eine große Anzahl vorzüglicher Rednerinnen verfügt die Vereinigung, auch über eigene Organisatorinnen, die ganz Groß-Britannien bereisen, um neue Zweige zu gründen und die alten zu vergrößern und mit einander in lebendigem Verkehr zu erhalten. Alle Aemter, mit Ausnahme der der Organisatorinnen, sind Ehrenämter, nach Wahl der General-Versammlung, die alljährlich an einem anderen Orte abgehalten wird. Als sie im Jahre 1894 in Doncaster mit 400 Delegirten, Frauen aus allen Gauen des Reiches tagte, sah sich der Bürgermeister veranlaßt, dieser stattlichen Frauengemeinschaft ein Fest im Rathhause zu geben. Was würde wohl der Bürgermeister einer ähnlichen Stadt in Deutschland, etwa von Dortmund, oder auch nur etwa von Eisenhof, dazu sagen?

Nachdruck verboten.

Literarische Streifzüge.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

VII.

Wenn wir den Namen Detlev von Liliencron's niederschreiben, so umweht uns frischer Wind, die Kofse wiehern, mit verhängtem Bügel legen die Adjutanten über das Schlachtfeld. Wir fühlen Leben, pulsirendes Leben, stürmisches Schlumen edlen Blutes und ein heißes, feuriges Herz!

Liliencron ist der Lyriker unserer modernen Dichtung. Innere Lyriker sind fast alle unsere neuen Dichter, aber die Form, in der sie sich ausdrücken, ist nicht die lyrische, sondern die dramatische: das Feinste an den Bühnenwerken Gerhard Hauptmann's, Max Halbe's, Georg Hirschfeld's sind die lyrischen Stimmungen, die hier gebannt und festgehalten werden. Liliencron aber giebt seiner Lyrik auch die lyrische Form. Man hatte sich allmählich an den Nachempfindern Heine's und Geibel's müde gelesen; diese Töne waren abgepielt, und die Leute, die es nicht lassen konnten, am alten Vogelwerk zu drehen, waren überlästigt geworden. Man verlangte nach einer frischeren, blutreicheren, lebensvolleren Kunst. Die der moderne Roman und das moderne Drama die Wirklichkeit und das Leben packen, so wollte man auch die Lyrik lebhaftig unter uns wandeln sehen. Und Liliencron erliefte die Prinzessin! Das Neue an dieser Lyrik war zunächst der stoffliche Reichthum. Man ward gewahr, daß es nichts „Profaisches“ gebe, das nicht, durch ein Dichtergehen, poetisch würde. Die Poesie der Großstadt wurde entdeckt mit ihrem brausenden Rhythmus, ihren Menschenwogen; und in den Alltäglichkeiten des Lebens wurde verborgener Sinn gefunden. Es war aber kein nüchterner, photographischer, funktionirender Abklatsch-Realismus, sondern die Dinge der Außenwelt gingen bei Liliencron durch ein reiches Innengefühl hindurch, daraus ergab sich ihr Reiz. Und weil das Innengefühl so reich und phantastisch war, so blieb sein Dichtergehen nicht in einem engen Stoffkreis gebannt. Er schildert nicht bloß das gigantische Schauspiel eines Meien-Bahnhofes oder ein Sonntagsbild aus einer Alltagsgeschichte:

„Im Garten: Schaukeln, Caroussel
Und Plätze, übersonnte,
Ein Scheibenband, wo man als Tell
Den Apfel schießen konnte . . .“

Er sieht auch mit innerem Auge farbenglühende Phantasie-Gebilde, Märchenwelten auf anderen Sternen und zaubert sie plastisch klar mit schöpferischer Kraft vor uns hin, — nicht nur ein Liebermann oder Starbina, auch ein Böcklin und Klinger. Man muß hier Malernamen nennen, denn gerade im Malerischen ruht das Hauptgeheimniß dieser Kunst. Die malerische Kraft der Anschauung, die alles sichtbar macht, die uns die Bilder in Wirklichkeitstreue vor das Auge stellt, mit all' dem Duft der Atmosphäre, die die Natur darum webt, ist es, die uns entzückt und fesselt. Liliencron ist ein Künstler des Wortes; seine Worte stehen nicht nur auf dem Papier, sie haben zeugende Kraft, uns suggestiv alles schauen zu lassen. Von erstaunlicher Fülle der Anschaulichkeit ist z. B. jene Schilderung der Nacht, da Kaiser Wilhelms Leiche überführt ward:

„Plötzlich am Schloß zwei Flammen, wie Schlangen;
Bom Dom her wimmert ein Glockendängen,
Bald dröhnt es gleichmäßig ohn' Unterlaß
Im grausamen Takt, im furchtbaren Maß.
Und wo sich die Massen zusammen geschoben,
Ueber die Köpfe, schwimmt hocherboben
Ein dunkler Sarg, so thränenreicher;
Ein Troß von Königen hinterher.“

„Nach schlägt nieder aus ehernem Beden
Drin die Feuer, geschürt, den Rand übersteden;
Die Erde zittert, dumpf ist es zu hören,
Wie die Hufe des Juges das Pflaster berühren;
Die Fackeln treaden als Leuchten sich vor,
Zu den Helmen sich spiegelnd der Gardes du Corps,
Und senten sich nieder, verlöschend im Schnee,
Vorüber, vorüber das schluchzende Weh!“

So lebhaftig sehen wir alles, was er uns erzählt: die Sommer- und Herbsttage in der nordischen Heide; die Schlittenfahrten weit übers dicht vereiste Land; die Jagdstücke mit ihrem heimlich wispelnden Waldweben und die athemlosen Feldschlacht-Lieder:

„Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkrenz und Sparten.
Trunken schwenkt die Faust den Raub
Flatternd der Standarten.“

Die Liliencron'sche Lyrik ist im Goethe'schen Sinne echteste Gelegenheits-Lyrik, erlebtes Gedicht. Was er selbst von Storm, dem niederdeutschen Landsmann, der, wie er, die Poesie der grauen Heide geliebt und gefühlt, einmal sagte, gilt auch von ihm:

„Du warst ein Dichter, — denn was Du erlebt,
Vielleicht von einem Tropfen nur Erinnerung,
Trieb eine Knospe; welche Blume dann
Aus ihr erwuchs, das gab Dir Phantasie.“ —

Eine künstlerisch fein getroffene Auslese „ausgewählter Gedichte“, die im Verlag von Schuster und Böffler in Berlin erschien, regt zu solchen Betrachtungen an. Der gleiche Verlag giebt auch die übrigen Werke des Dichters in geschmackvollen Ausgaben heraus. Vor allem möchte ich von ihnen auf die stimmungsvolle, in der Landschaftsbildung farbenleuchtende Novellen-Sammlung „Eine Sommerkacht“ hinweisen.

Als einzig ebenbürtigen in der Lyrik der Lebenden stellt sich neben Liliencron nur noch Gustav Falke, den ich früher einmal hier charakterisirt. Alle anderen folgen in gemeinem Abstand.

Von ihnen hat man die reichste Hoffnung auf Carl Busse gesetzt. Sein Talent ist Jugend. Er hat einige Liebesgedichte geschrieben, in denen diese Jugend sonnig leuchtet und lacht, daß das Herz aufsteht und der Frühling entzieht, wenn wir sie lesen: Eine Sonntagskind-Poesie unter Blumen, im Heidekraut; Kinder-Liebesglück am Gartensaun; flatternde Mädchenzöpfe.

Als seine ersten Gedichte herauskamen, war man entzückt über diese Frische, diesen würzigen Walderdbeeren-Duft.

Seidem ist Busse älter geworden, doch auch in seinen „Neuen Liedern“ (Stuttgart, Cotta) „klingt heut wieder, wie vor Jahren, sein gewohntes Saitenspiel“. Es scheint, daß er nur auf diesem zu spielen vermag; ernstere Töne anzuschlagen versucht er wohl, seine reiche Formkunst findet auch für sie den Griff, aber sie haben lange nicht den persönlichen Reiz jener Erstlinge. Als Herausgeber von individuellem Geschmac zeigt er sich in seiner warm zu empfehlender Anthologie „Neuere deutsche Lyrik“, der er eine umfangreiche, geistvolle und mit großer Charakteristik gezeichnete Vorrede voranschickt. (Galle, Otto Händel.)

Die letzten erzählenden Novitäten, die hier in Betracht kommen, sind ausschließlich novellistischer Natur. Das ernsteste und gehaltvollste von ihnen ist Rudolf Lindau's „Schweigen“ aus dem gleichnamigen Novellen-Buch. (Berlin, Fontane.) Die knappe, wortkarge, verhaltene Kunst, mit der Lindau tragische Stoffe zu behandeln weiß, der seine discrete Takt, die schicksalsschwere Unerbittlichkeit, die ihr Werk erfüllt, ohne daß ein sentimentales Wort fällt, findet in dieser Ehegeschichte ein neues Beispiel.

Als fesselnde Erzählerin führte uns Holde Kurz auf alten, ihr wohl vertrauten Boden in ihren „Italienischen Erzählungen“. (Stuttgart, Göschen.) Ein verführlicher Ton klingt bei ihr durch die Tragik und ein frauenhaftes, starkes Mitfühlen mit den Geschöpfen ihrer Geschichten. Sie schildert Leben und Schicksale eines armen deutschen Bechvogels in Florenz, eine rührende Tragikomödie voll weinendem und lachendem Humors, sie fixirt mit scharfer Menschenkenntniß italienischen Aberglauben und seine unheilvolle Folgen.

Zwei liebenswürdige und anmuthige Pflauberbücher sind J. S. Widmann's „Weltverbesserer“ (Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft) und der Baronin Schneider-Arno's „Bagatellen“. (Wien, L. W. Seidel.)

Der Schweizer Erzähler ergeht sich in breiter behaglicher Weise und berichtet behäbig-schnörkelhaft die junge Liebesgeschichte zweier englischer Dichter des vorigen Jahrhunderts; die österreichische Schriftstellerin ist am glücklichsten, wenn sie mit sicherem Blick österreichische Typen und Genrebilder reproduciert. In den knappen Skizzen steckt Temperament. Wiener Blut pulst darin in Leid und Lust, das Fesche und das Weiche, das sentimentale Lied und der wiegende Walzer.

Nachdruck verboten.

In der Sänfte.

Zu der Zeichnung von Hugo Ungewitter in Düsseldorf.
Siehe Seite 80.

Die Kelterer unter uns entsinnen sich vielleicht noch, in ihrer Kinderzeit eine Sänfte gesehen zu haben, die man in Deutschland „Portehalse“ zu nennen pflegte. Es war ein unbequemes Häuschen, das von zwei Männern getragen wurde und gewöhnlich einen hochachtbaren, aber schmerzlich beengten Inhalt in Gestalt einer vornehmen, hübsch lächelnden Dame barg. — Die kleine japanische Dame auf unserem Bilde scheint sich in der lustigeren Construction ihrer heimischen Sänfte weniger beengt zu fühlen; man wird dies auch auf Rechnung ihrer Toilette schieben müssen, die für derartige Transporte entliehene praktischer ist, als diejenige unserer Uragroß- oder Großmütter es war. Man geht aber vielleicht nicht fehl, wenn auch in dem mit wahrer Oier dem Modernen nachjagenden Japan dieses anmuthige Transport-Mittel bald zu den historischen Dingen zu zählen sein wird. Das Fahrrad erobert die Welt! Es sollte uns gar nicht wundern, wenn es schon heute in Tokio eine ähnliche Rolle spielte, wie in europäischen Städten. Wo das Klima zu heiß ist, da werden wohl bald Raschinen, wie unsere Kranken-Transport- oder Dienstmann-Fahrräder, in Gebrauch kommen, und wir glauben nicht, daß unsere modernen Künstler Japanerinnen und Kulis auf Zwei- oder Dreirädern für einen weniger malerischen Vorwurf halten werden, als exotische Gestalten in primitiven Sänften oder bewaffnet mit Bambus-Stäben. K. J.

Nachdruck verboten.

Gräfin Morosini.

Siehe das Bild Seite 92.

Wir bringen hier unseren Leserinnen das Bild einer gefeierten italienischen Schönheit, deren Name schon vielfach, in diesem Jahre wieder anläßlich des Aufenthaltes des deutschen Kaiserpaars in Venedig, genannt wurde. Gräfin Annina Morosini verbindet mit der Schönheit, mit der die Natur sie schmückte, seltene Gaben des Geistes und Gemüthes. Sie bewohnt das berühmte, am Canal Grande gelegene „Goldene Haus, Ca' d'Oro“, das den Leserinnen wohl aus der Kunstgeschichte oder durch den Besuch Venedigs bekannt ist. Gräfin Annina wohnt jedoch nur einen kleinen Theil des Jahres in Venedig; zumeist lebt sie mit ihrem Gemahl und ihrem einzigen Töchterchen auf ihren Gütern in Cadore und in der Provinz Treviso. Während sie sich in Venedig der Kunst widmet, — ihr Genre ist Blumenmalerei, — und in ihren Salons fremde und einheimische Künstler vereinigt, huldigt sie auf dem Lande dem Reiten, Jagen, Vergnügen und Eisport; und überall exsultirt sie.

Nachdruck verboten.

Römische Parklandschaft.

Zu dem Bilde von Max Roeder in Rom. — Siehe Seite 93.

Es gehört wenig Phantasie dazu, um sich die intensive Farbenpracht und die Farben-Contraste zu vergegenwärtigen, die das Original dieses fesselnden Gemäldes auszeichnen, — den leuchtenden, weissen Marmor, die schimmernde Spiegelfläche des Wassers und das verschiedene Grün der Cypressen und Steineichen, das sich so wirkungsvoll von dem blauen Himmel abhebt. Auch die tiefe Einsamkeit und die über der Landschaft schwebende lautlose Stille theilt sich unwillkürlich unserem Empfinden mit, — eine Stille, die volles Genügen und volle Befriedigung gewährt und jede Frage, jeden Wunsch, wie jede Erwartung auszuschießen scheint. Kunst und Natur haben sich in diesem römischen Park zu einer erhabenen, großartigen Wirkung vereint, und ein fürstlicher Reichthum gab verschwenderisch die Mittel dazu her.

Entzückt haftet das Auge an dem wundervollen Prachtbau der Brücke, deren edle, schlangenschwungene Linien sich in der Einfassung des Wasserbeckens so glücklich und harmonisch fortsetzen und uns anmuthen, wie ein Gedicht in Stein. Das Wappen, das die Wölbung der Brücke krönt, sowie die Büsten, welche rechts und links angebracht

sind, weisen darauf hin, daß einst ein vornehmes, altes Geschlecht dieses stolze Werk ins Leben rief. Wir möchten eigentlich keinen modernen Menschen hier wandeln sehen und seinen profanen Laut hören, der die weisevolle Stimmung des Ortes stört. Wo die Schönheit waltet und die Vergangenheit durch eine ihrer Offenbarungen zu uns spricht, sollen wir schweigend anbeten und bewundern und den herrlichen Gahn auch im Geiste betreten wie einen Tempel. G. v. St.

Nachdruck verboten.

Hermann Obrist.

Von Julius Lessing in Berlin.
Mit 2 Abbildungen.

Im Frühling dieses Jahres haben Kunststickerien, die der Münchener Bildhauer Hermann Obrist zunächst in München, alsdann im Kunstgewerbe-Museum in Berlin ausstellte, ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt, und zwar in Kreisen, die sich sonst gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend gegen derartige Arbeiten verhalten. Stickerien sollen nach der üblichen Classification dem „Kunstgewerbe“ angehören und es sich nicht herausnehmen, „Kunstwerke“ sein zu wollen. Versuche, die Stickerie zum Ausdruck künstlerischer Erfindungen zu machen, hatten allerdings zumeist nur Tableaux entstehen lassen, die auch hätten gemalt sein können; gingen sie darüber hinaus, wie die Arbeiten von Henriette Manfiewicz und Marie Kirchner, so brachten sie eine Steigerung der Mittel, Wirkungen von Seide und Metallfäden, wie sie der Pinsel nicht aufweist, aber die eigentliche Erfindung blieb im Kreise des Malerischen und der alten Tradition.

Einen selbständigen Schritt vorwärts that die Londoner Art school of needlework; sie sagte sich los von dem Copiren alter, mühsamer und kostspieliger Techniken, verbannte die Nachahmung der eigentlichen Malerei, legte den Hauptwerth auf frei erfundene, ganz ornamentale Zeichnung, unter Benützung von Pflanzen-Motiven, und zog geistvolle Künstler — in erster Linie Walter Crane — heran, um die Zeichnungen zu entwerfen. Hier wurde ein Apparat geschaffen, der sich auch von mäßig begabten Kräften handhaben ließ, und dennoch künst-

„Kunst“ anerkennt. Derartige Stücke werden vom Musée du Luxembourg, unterer National-Galerie entpfandend, angekauft und mit Gemälden und Sculpturen gleichwerthig ausgestellt. (Vergleiche den Artikel L'Art Nouveau in Heft 9 der Illustrirten Frauen-Zeitung.)

In diese Gruppe von Kunstwerken hinein gehören die Arbeiten von Obrist. In der Farbe sind sie nicht einmal so kühl, als man es erwarten sollte; der eigentliche Werth liegt in der Erfindung und Zeichnung. Wie bei den oben erwähnten französischen Geräthen ist die Verwendbarkeit fast Nebenache; das einzelne bestickte Tuch beansprucht die Geltung eines Kunstwerkes, wie ein Gemälde. Daß die köstliche Tafel mit den Libellen (siehe die nebenstehende Abbildung) als Füllung in einer Schranthür angebracht ist, bleibt ohne Bedeutung; die rein künstlerische Wirkung ist unvergleichlich. Wir verziehen vollkommen, daß der Künstler zum Seidensaden gegriffen hat, um seine Anschauung zu verkörpern. Grasshalme und Libellen stehen wie ein Silberdrit auf mattblauem Abendhimmel, keine Malerfarbe hätte das erreichen können, was hier die hellen Seidensäden geben. Die Stickerie ist fast körperlos, die Libellen zeigen sich lediglich im Umriß, mit leichtem Geäder der Flügel, wie ein Schaum, und doch zeugt jedes Gebilde von schärfster Beobachtung der Natur. Keine gelehrte Stickerin hätte dies nach der besten Vorzeichnung anfertigen können. Obrist selbst hat sich seine Hilfskräfte ausgebildet; die Dame Berthe Ruchet, eine Italienerin, führt lediglich aus, was Obrist angeht. Das Werk ist nicht die gestickte Copie einer Zeichnung, sondern ein originales Kunstwerk, das gleichwerthig neben einem gemalten Bilde steht und seine besonderen Lebensbedingungen besitzt, die es einzig in dieser Form zum Ausdruck bringen kann.

Auf gleicher Höhe der Erfindung und von wahrhaft überwältigender Schönheit war unter den ausgestellten Stücken ein großer Blütenbaum auf dunkler Seide gestickt, im Wuchs an die Aloe-Blüte erinnernd, aber mit Dolben besetzt, phantastisch frei erfunden und doch so überzeugend, wie ein Natur-Product. Jede Abzweigung der fein verästelten Pflanze hatte Obrist vormodellirt, ehe die Stickerin mit ihrer Nadel anlegte.

Hermann Obrist, 1863 in der Schweiz geboren, in Paris und Weimar erzogen, hat, ehe er sich der Kunst zuwendete, Naturwissenschaften studirt. Hier hat er seine intimen Kenntnisse der Pflanzenformen erworben; aber alsdann verstand er es, die Einzelheiten der Species bei Seite zu lassen und nur das organische Grundgesetz der Art festzuhalten. So schafft er organisch und phantastisch zugleich. Ein schönes Beispiel ist der Stuhl (siehe die nebenstehende Abbildung). Das Gestell ist leichter Bambus; die großen goldenen Lehren schieben von rechts und links in den grünen Stoff hinein, scheinbar regellos, aber doch in künstlerischem Rhythmus. Abgespülte Blüten legt Obrist als Kränze oder Sterne aneinander. Die Form ist fast geometrisch, aber jeder Blütenkelch führt sein eigenes Leben, wie ein Laut in einem vielstimmigen Chor, nirgends das unisono unserer herkömmlichen Ornamente.

Manchmal erwacht Obrist die künstlerische Anregung aus den Zufälligkeiten des Gewebes. Aus einem buntesten gemeinen Wollentopf hebt er die farbigen Tupfen wie Crystallisations-Punkte heraus und spinnst sie mit einem Netz von Fäden zusammen. Ein grauer Fries erinnert ihn an Steinflöden, und so bestet er ihn in wunderlichen Contouren ausgeschnitten auf dunkles Leder; in einem zerdrückten gelbbraunen Sammetlappen, den er in einer Werkstat findet, sieht er das Geäder goldhaltigen Gesteines, in dessen Falten sich dunkles Wurzelwerk einschleibt. Zuweilen glaubt man, den Wegen seiner Erfindung nachgehen zu können und Motive zu erblicken, die dem Schmiedeeisen, der arabischen Schrift, oder dergleichen entlehnt sind; aber selbst in solchen Fällen haben wir es nie mit einer Nügelnden Umbildung, sondern höchstens mit einer Befruchtung der Phantasie zu thun. Hierin liegt vor allem der Unterschied gegen die englischen Arbeiten, die schulmäßig auf ein Schema ausgehen, nach welchem man Naturformen stilisiren kann.

Die Ausführung der Arbeiten von Obrist ist absichtlich so einfach wie möglich. Alle Fadenpielereien und mühsamen Füllungen werden vermieden, von einer bestimmten Sonderung in Aufsätzen, Plattstich und Aehnlichem ist nicht die Rede; in jedem Falle handelt es sich nur darum, die beabsichtigte Wirkung mit den einfachsten Mitteln zu erzielen. Nicht ganz ersichtlich ist es mir, warum Obrist sich hierbei der Anwendung von Malerei enthält; nicht nur die Japaner, sondern auch alle europäischen Kulturländer des Mittelalters und der Renaissance haben sich dieses Mittels zu ihrem größten Vortheil bedient. Was wir schwerer vermissen, sind lebhaftere Farbenwirkungen. Jedes einzelne Werk ist in sich sehr sorgsam, sehr fein, aber fast zaghaft geübt, in grau und braun gebrochen, ohne die Leuchtkraft, die gerade die Stickerie zu entfalten befähigt ist.

Obrist's Kunst ist nicht aus der Stickerie erwachsen und wird auch der gewerblichen Stickerie keine weittragenden Anregungen geben. Obrist's Kunst ist aber auch nicht an die Stickerie ge-

bunden; er hat sich dieser bisher bedient, aber er hat es als seine Absicht ausgesprochen, sich allen Techniken gleichmäßig zuwenden. Die hobelvolle Auffassung der Kunst, der fein gebildete Geschmack, die von der herkömmlichen Routine weit abliegende Erfindungsgabe, — dies macht ihn zu einer Erscheinung in der Kunstwelt, der man mit Hingebung folgen wird, wohin sie sich auch wendet.

Redactions-Post.

Antworten.

Leserinnen in Texas. — Sogenannte „Stall-Reunions“ sind von Mitgliedern der Kriegerkaste s. B. in Frankreich und Italien arrangirt worden. Unter diesen „Ställen“ dürfen Sie sich freilich keine gewöhnlichen Pferdeköpfe denken, sondern nur Räume von großer Pracht.



Bambusstuhl mit Stickerie.
Zu dem Artikel: Hermann Obrist.

lerinnen, wie bei uns Lucy du Bois-Reymond, die Möglichkeit bot, feinere Natur-Studien zu verwerthen.

Wer die Arbeiten von Obrist nur aus Berichten oder Abbildungen kennt, wird geneigt sein, sie dieser englischen Gruppe anzuschließen. Zweifellos haben sie viele Berührungspunkte, aber im Grunde sind sie doch sehr verschieden. Die Art school hat die ausgesprochene Absicht, die Stickerie zu einer leicht handhabbaren Verwendung von Natur-Studien handwerksmäßig zu erziehen; Obrist hat dagegen die Absicht, Kunstwerke zu schaffen, von denen jedes auf selbständiger Erfindung beruht, und sich die Technik so weit unterordnet, daß diese lediglich als Ausdrucksmittel in Betracht kommt.

Es erscheint verwunderlich, daß ein Künstler, und noch dazu ein Bildhauer, sich für die Darstellung seiner künstlerischen Ideen gerade die Stickerie aussucht. Wir haben es hier mit einer Erscheinung zu thun, die in Frankreich bereits eine Fülle von Werken gezeitigt hat. Dort legen sich Künstler von Bedeutung darauf, aus Metall, Holz, Glas und vornehmlich aus gläsernem Thon Geräte herzustellen, die irgend einen künstlerischen Einfall formaler, oder noch öfter coloristischer Natur festhalten. Solch ein Topf ist primitiv in der Form, fast roh in der Mache, aber er hat ein Farbenspiel von Grün zu Roth, oder von Schwarz zu Weiß, oder die phantastische Form einer Wunderblume, oder eines märchenhaften Thieres, — kurz, irgend ein absonderliches Etwas, das die Malerei oder die Marmor-Plastik nicht hergibt, das der moderne Franzose aber durchaus als



Tafel mit Libellen als Füllung in einer Schranthür.
Zu dem Artikel: Hermann Obrist.

Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung.

Nach Modellen und Moden-Zeitungen.

Trotz der energischen Gegenströmung, die seit kurzem die herrschenden Modenformen, — Spitzenrock und Gauschärmel, — bedroht, dominieren diese vorläufig doch noch die sommerliche Mode. Ja, es ist, als wollten sie vor ihrem Verschwinden noch läßt die äußerste Grenze der Möglichkeit erreichen! In tiefen Falten schwanzt und wogt die Stoff-Fülle des Rockes



um die Trägerin, das Köpfchen verflucht fast zwischen den Kermelhauschen und der mächtigen Kinnflechte, oder — als anderes Extrem, — die Schulterlinie verlängert sich in unnatürlicher Weise, und die breiteste Ausladung des Kermels fällt mit der Taillen-Linie zusammen. Die natürliche Konsequenz dieser übertriebenen Kleiderformen sind die mit Schleifen, Blumen und Federn schwer besetzten Hüte, an denen der hoch aufragende Reiter nicht fehlen darf.



Aus der Frauenwelt

Berlin. — Auf Anregung S. M. der Kaiserin Friedrich findet von Anfang September bis Mitte October d. J. in den Repräsentations-Räumen des neuen Reichstags-Gebäudes in Berlin eine Inter-

nationale Ausstellung für Amateur-Photographie statt. Das Unternehmen, zu dessen Veranstaltung die „Deutsche Gesellschaft von Freunden der Photographie“ und die „Freie photographische Vereinigung Berlin“ sich verbunden, wird u. a. die nachstehenden Abtheilungen umfassen: Geschichte der Photographie (historische Bilder und Entwicklungsgang der photographischen Verfahren bis zum heutigen Tage). Photographie zu wissenschaftlichen Zwecken. Die Photographie in Kunstwissenschaft und Kunstgewerbe. Landschafts-Photographie. Portrait und Genre. Photographische Literatur. — Alle auf die Ausstellung bezüglichen Zuschriften sind an den Schriftführer, Herrn Dankmar Schulz-Heute, Director der photographischen Lehr-Anstalt des Letze-Vereins, Berlin SW, Königgräberstr. 90, zu richten. Herr Professor Dr. Lohold zeichnet als erster Vorsitzender des Ausschusses, dem auch zwei Damen angehören, Frau Marie Gräfin von Orsola und die, durch ihre künstlerischen Bilder in weiten Kreisen bekannt gewordene Meisterin der Photographie, Frau Alma Vesting, geb. Marschall von Bieberstein.

Der Verein für Errichtung von adeligen Damenheimen verandte seinen Jahresbericht für 1895 über seine Thätigkeit und die drei bisher von ihm errichteten Häuser: das werththätige Damenheim in Schönberg bei Berlin, das Nobilitas-Stift in Potsdam und das katholische Damenheim in Breslau. Die beiden ersteren Heime bestehen in erfreulicher Weise fort; das Nobilitas-Stift wurde vergrößert. Bezüglich des letztgegründeten Breslauer Stiftes sei aus den Aufnahme-Bedingungen mitgetheilt, daß nur würdige und bedürftige katholische Damen Berücksichtigung finden können, und daß die Insassen, während sie Wohnung und Heizung kostenfrei erhalten, zur Bestreitung ihrer übrigen Lebensbedürfnisse eine jährliche Einnahme von 300 bis 400 Mark nachzuweisen haben. Die letztere kann sich aus eigener angenehmer Arbeit, wie aus sonstigen Fonds herleiten. Der Verein, an dessen Spitze Frau Jürstin Stolberg-Bernigerode und Frau Prinzessin Heinrich XXVI. Reuß stehen, zählt bereits über 1200 Mitglieder, die einen Jahresbeitrag von drei Mark und mehr leisten. Geldsendungen sind an die Deutsche Central-Genossenschaft, Berlin SW, Königgräberstr. 58, zu richten.

Im Verlag von Alexander Dunder erschien ein zweiter Poesien-Band der unferen Leserinnen aus Wort und Bild (siehe Heft 8 des XXII. Jahrganges) wohlbekanntem italienischen Dichterin A. da Regri. Das wiederum von Hedwig Jahn mit seinem Verstandnis ins Deutsche übertragene Werk, das unter dem Titel „Stürme“ in derselben Ausstattung, wie das vorangegangene, „Schiffal“ benannte, vorliegt, giebt auf neue Zeugnis von dem kraftvollen, ja meist auf den Ton tiefer Schwermuth gestimmten Talent seiner genialen Verfasserin.

Wiesbaden. — Die Gründung von Jugend-Bänden zum Schutze der Vögel, besonders der Böhler, bewagt der „Marsgarethen-Verein“, als dessen Vorstand K. Engel, Wiesbaden, Rosenstr. 2, zeichnet. Erwachsene treten dem Bunde als „Schilper“ mit einem Beitrage von M 0,20, Kinder kostenfrei bei. Der Verein gießt nach den Orten, in denen er Mitglieder zählt, in Abtheilungen. Wer gewillt ist, die Bildung einer Ortsgruppe in die Hand zu nehmen, wird um Mittheilung an die oben bezeichnete Adresse gebeten. Die

großen Erfolge der englischen Jugend-Thierdreh-Vereine „Bands of Mercy“ und „The Dicky Bird Society“, sowie andererseits die erschreckenden Quälereien, die der Vogelwelt von unserer Schuljugend oft zu theil werden, lassen die hier eingeleiteten humanitären Bestrebungen als höchst verdienstvoll erscheinen.

Frankfurt a. M. — Nach längerem Leiden starb hier Clara Schumann, die berühmte Componistin und Klavierspielerin, die Witwe Robert Schumann's. Als Tochter des Klavierlehrers Friedrich Wieck begründete sie ihren Ruf als Virtuosa schon als Kind; die Compositionen Chopin's und Henselt's führte sie zuerst allgemeiner in Deutschland ein. Nach schweren Kämpfen mit ihrer Familie, die dieser Heirath entgegenstand, vermählte sie sich 1840 mit Robert Schumann. 1856 wurde ihre Ehe durch den Tod des großen Meisters wieder gelöst. Zahlreiche Konzert-Reisen im In- und Auslande erhöhten später den Ruhm der unvergesslichen Pianistin immer mehr; als das Alter für sie herangenaht war, entwickelte Clara Schumann in Frankfurt a. M. und in Baden-Baden noch eine jahrelange erfolgreiche Thätigkeit als besessene Lehrerin der jüngeren Generation. 1819 in Leipzig geboren, ist die verdienstvolle Künstlerin 77 Jahre alt geworden.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die kleine Darstellung bietet die ergänzende Vorderansicht zu dem Kleide mit Berthen-Fachu, Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1181, im heutigen Heft (Große Ausgabe). Geblümter Batist mit abgepaßter Bordüre, die hauptsächlich als Garnitur der Blusentaille Verwendung fand, bildet das hübsche Material der anmuthigen Sommer-Toilette. Den weiten Kirtel garniren Solants mit Valenciennes-Besatz. Diese wiederholen sich an der Taille vorn als Bretellen und gehen dann über die Schulter und zu beiden Seiten des Vorder-Einsages bis in



Kleid mit Berthen-Fachu. Vorderansicht zu Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1181.

Seiden-Damaste

Mk. 1.35

bis Mk. 18.65 p. Meter — ab meinen eigenen Fabriken —

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 60 Pfg. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)
Seiden-Damaste v. Mk. 1.35 — 18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe „ 13.80 — 68.50
Seiden-Foulards „ 95 Pfg. — 5.85
Seiden-Maschen-Atlas „ 60 „ — 3.15
Seiden-Merveilleur „ 75 „ — 9.65
Seiden-Ballstoffe „ 60 „ — 18.65
Seiden-Grenadines v. Mk. 1.35 — 11.65
Seiden-Bengalines „ „ 1.95 — 9.80
Seiden-Surahs „ „ 1.35 — 6.80
Seiden-Faille française „ „ 2.45 — 9.85
Seiden-Crêpe de Chine „ „ 2.35 — 10.90
Seiden-Foulards japan. „ „ 1.45 — 5.85 p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristaliques, Molro antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken- und Bahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppelpost-Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Damen, welche im Zeichnen und Malen gelibt sind, finden lohnende Beschäftigung für Entwürfe u. Zeichnungen von Bilderbüchern. Offerten unter Beifügung v. Rufen werden erbeten. Gustav Kühn in Neu-Müppin.

Die Moden-Akademie zu Leipzig, Arndtstr. 30 b, haatl. beschäftigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidestunde für Anfertigung zc. Ausführl. Prospekt gratis.

Das Atelier der Kunststickerin des **Frauenwerbsvereins zu Dresden.** Ferdnandstr. 13, II. empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Kerbschnitzerei Unterricht, Wertzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lilienstr. 84a.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis-martin u. aller Phantasie-Malerien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im **Berlin, W.** von **Johanna Helfer, Bülowstr. 21.**

Atelier J. Haake, Berlin W., Potsdamer Str. 3, Modistin I. Ranges. Spec.: Braut- u. Gesellschaftskleider.

Weizenschrotbrot (lange haltbar) versendet franco 6 Stüd 2 Mark Gustav Colias, Pampbäckerei, Steffin.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickerei** Unterricht erteilt bei Fräulein **G. v. Mügglich** Kurfürstenstraße 45, II.

Jacob Ravené Söhne Berlin C., Stralauerstr. 28/29.



Fruchtpressen * Einnackessel * Kartoffel- und Obst-Schälmaschinen. Garten- und Balkonmöbel in grosser Auswahl. Illustr. Preislisten **kostenfrei.**

Bielefelder Glanzstärke Marke „Holste“

ergibt zuverlässig, bei leichter Handhabung, die berühmte Bielefelder Plättwäsche, 1 Pfd. 50 Pfg. Ueberall käuflich, sonst direkt 9 Pfd. M. 4,50, 25 Pfd. M. 10, — franco Nachnahme. Plättereien erhalten Rabatt. Arnold Holste & Wwe., Bielefelder Glanzstärke-Fabrik in Bielefeld.

Friedrichsruh, 26. März 1896. Senden Sie 25 Pfd. Ihrer vorzüglichen Bielefelder Glanzstärke an Fürst Bismarck's Haushaltung.

Atelier für Musterzeichnung von **E. Niemann, Berlin W.** Winterfeldstraße 23.

Anfertigung und Uebersetzung von Entwürfen für Stickerei jeder Art, für Holzbrand, Lederstich etc. Angelegene und fertige Arbeiten in vorgenannten Techniken werden nach Abbildungen der Modenwelt u. Illustrierten Frauen-Ztg. auf Bestellung geliefert. Unterricht im Musterzeichnen und Blumenmalen.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt

Fr. H. Storbeck, Berlin SW, Wilhelmstraße 139 IV.

Strümpfe zum Anweben

von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestricke, übernimmt die renommierte Strümpfwarenfabrik von **Kreyszig & Sohn,** Berlin, Leipziger Str. 105. Lager billiger und besser Strümpfe jeder Qualität.

MK MK MK MK

MK MAX KRAUSE, BERLIN SW.

MK - Papier - Ausstattungen bieten das gediegene Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorzüglich überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**

MK MK MK MK
Glasen-Nachlichte, bewährt seit 1800, gerichtet die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zahn-Mechanik, Ausleichen, u. A. 1 Ehrenmitglied, 4 silberne u. 1 goldene Medaille (Löhner 1893).

Kinderwagenbazar Max Brinno, Berlin SW, Ferkalemechstraße 42, Verlangeschäft. Großartigster Ausw. bestes Fabrikat, bill. Preise. Viele Anerkennungen. Illustriert. Musterbuch gratis und franco



In meinem Pensionate finden junge Mädchen zur weiteren Ausbildung in Wissenschaften und Handarbeiten, wie zur Erlernung des Haushalts und gefälliger Formen, unter sorgfältiger Leitung Fräul. Aufnahme. Auch schulpflichtige Kinder erhalten gewissenhafte häusliche Pflege und Erziehung. Beste Referenzen. Prospekt durch **Elisabet Wedekind** Altenburg S. A. Vorleserin.

Spitzen jeglicher Art

in sauberster Ausführung und in den verschiedensten Mustern, in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in **Prettan, Post Steinhäus, Tirol.**

Bei Bedarf wolle man sich wenden an **Pfarrer Franz Kleinercher,** oder an **Therese Kofler,** Spitzenhändlerin, ebenda.

Es wird unsern geehrten Leserinnen nahe liegen, bei ihrem Bedarf auf die Inserate der **Illustrierten Frauen-Zeitung** Rücksicht zu nehmen. Empfehlenswerth erscheint es, bei allen, den Inserenten zu stellenden Anfragen bezw. bei Aufträgen sich auf unser Blatt zu beziehen. Sollte nach Ausführung einer Bestellung zu einer begründeten Klage Veranlassung vorliegen, so wird unsere Expedition gern bereit sein, dieselbe nachdrücklich zu unterstützen.



Konug mit Spitzenjäckchen.

den Taillenschluß im Rücken, wo sie in zwei, vom Bundgürtel gehaltene Faden-Enden verlaufen. Die Oberseite des sehr weiten Bolant-Kärmels setzt sich aus mehreren Bordüren-Streifen zusammen, die einzeln auch den Vorderteil der Blusenaille besetzen. Weißes Atlasband als Gürtel mit Schlupfen und langen Enden; über den Hals tragen aus Band fällt ein Valenciennes-Spizenträger.

Ihre lohnendste Aufgabe scheint die diesjährige Sommermode in der Erfindung origineller Ausstattung für die Taille zu suchen. So zeigt unser Modell, — die Rückansicht zu Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1182, des heutigen Heftes (Große Ausgabe), — eine äußerst reizvolle Taillen-Garnitur in Form eines hinten spitz ausgedümmelten, vorn runden Zäpfchens aus Spachtel Spitze mit Krepp-Blisf als Abschluss. Das in seiner Form ganz einfache Kleid aus carrirtem Organzi erhält dadurch eine Eleganz, die umso mehr beifällt, als sie vollkommen ungeputzt und natürlich wirkt. Rollo Krepp-Blisf als Epaulette auch über den Karmelhausch und bilden den vorderen Abschluss des halblangen Karmels. Die Rückenschleife des Halsstragens aus Atlasband vervollständigt ein Luff aus Krepp-Blisf. Gut aus weichem Seidenstroh, mit Tüll, Binden und einem Stück weißer Kieffedern geschmückt. Den Schirm aus weichem Chiné-Tafel umranden Krepprüschen. C. S.

Budapest. — Die Eröffnung der Millenniums-Ausstellung hat unseren fürstlichen Damen Gelegenheit zur Entfaltung größter Toiletten-Pracht geboten. Von wahrhaft verblüffender Eleganz war eine Toilette aus weißem Seidenbatist, in der Erzherzogin Blanca erschien. Taille, wie Karmelhausch



Toilette der Frau Erzherzogin Maria Theresie.

bildete kostbare gelbe Spitzen-Applikation auf weichem Tüll, die sich als Einsatz in den faltigen Bahnen wiederholte. Ausserordentliche Meisterwerke von Geschmack und Kostbarkeit waren ferner die Roben, die Frau Erzherzogin Maria Theresie für die Millenniums-Feier erhielt; sie war aber an das Krankenlager ihres Gemahls, des Erzherzogs Carl Ludwig, gebannt und daher

Toilette der Erzherzogin Blanca zur Eröffnung der Millenniums-Feier.

verbindert, an den Festlichkeiten teil zu nehmen. Die zur Eröffnung der Ausstellung bestimmte Toilette aus weichem Seidenbatist, mit großen, gemalten cerise Rosen vollständig überdeckt und mit incrustirten Rändern von point laocé-Spitze geschmückt, war unbedingt die schönste Toiletten-Schöpfung unter all den Tausenden, auf die unsere Wiener Mode-Industriellen in dieser Saison mit so vielem Rechte stolz sein dürfen. In ähnlicher Weise erschienen fast sämtliche Roben für die

Budapester Festlichkeiten arrangiert; nur die zur Te Deums-Feier in der Kirche bestimmten Toiletten wählten den national-ungarischen Stil: vorn geschnürte Niedertaille mit zumeist duftigem Unter-Chemiset von gestickten Stoffen über Seide reich gebauscht; Händchen aus Sammet oder Seidenstoff mit schweren Stickerien, langschleppender Schleier und Schürze aus Tüll und Spitzenweben mit kostbaren Edelmetall-Steckerien. Die Toiletten Ihrer Majestät der Kaiserin zeigten die gleiche Anordnung, doch in tieffem Schwarz, nur mit funkelnden Zetschneiderien überdeckt, und waren daher zwischen dem bunten Glanz der übrigen Gala-Roben von rührend höherer Schönheit. R. Br.



Capote-Hut aus Goldstickerei. Hut à la Lamballe. Hut mit hinten aufgeschlagener Krempe.

Paris. — Mit den ersten Sommer-Toiletten erscheinen neben durchaus alltäglichen Formen bisweilen wunderbar schöne Hüte, die einen durch capricöse Einfachheit, die andern durch eine fast überreiche Garnitur interessant. Gewöhnt, wahre Blumengärten, von duftigem Schleier halb verhüllt, auf den hochgehürmten Frisuren unserer Damen zu bewundern, erstaunt man um so mehr, einmal einem ganz andern Genre zu begegnen, — der Form béguine, einem hübschenartigen Capote-Hut aus Goldstickerei mit einfachem Verkleidung, der als einziger Schmuck eine irisierende Feder-Kigarette aufweist. Das Hütchen ist äußerst apart und fand einer hellblonden Schönheit zum Entzücken; es legte sich dicht um den Scheitel und ruhte auf dem tief im Nacken arrangirten Haartnoten. — Gleichsam sind vor allem auch die großen Hüte à la Lamballe, wie unsere Abbildung deren einen zeigt. Hellgelbes Strohgeflecht, gelbe Wandbchlupfen und weiße Straußfedern als äußere Garnitur, zur Verzierung für das Innere und den Rand der Krempe rosa Rosen, dazu eine volle, unter dem Sinn gebundene Tüllschleife verbinden sich zu einer aparten Kopfbedeckung, der für die Promenade wie für den Aufenthalt an der See noch ein großer Schleier hinzugefügt werden kann. — Mit unserer dritten Abbildung geben wir eine Hutform, die von der Pariserin gern als Wagenhut getragen wird. Sammet bekleidet den hinten hoch aufgeschlagenen Rand, gegen den sich ein Halbkranz kleiner Blüten legt. Eine grüne Taffet-Schleife und Pannonienblüthen mit reichem Blüthen-schmuck zur weiteren Ausstattung. B. de G.



Hof-Toilette im national-ungarischen Stil.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Glasgegenstände mit Vorzeichnung zum Bemalen.

Die hübsche Neuheit, aus der Glas-Manufactur von Franz Riegel in Daida (Böhmen) stammend, wird von denjenigen Leserinnen mit Freude begrüßt werden, die zwar nicht selbst Muster entwerfen können, aber gern vorgezeichnete ausmalen. Und die Glasgegenstände, — Basen aller Art, Bonbonnières, Dosen, Wandteller, Rahmen, Schalen, Briefbeschwerer, — weisen so elegante Formen und schöne Farben auf, daß sie schon dadurch reizende Schmuckstücke bilden und jedem Zimmer zur Zierde gereichen. Sehr geschickt dem Raume angepaßt, stellen die Muster decorativ gehaltene Blumenzweige dar, bisweilen durch Vögel und Schmetterlinge belebt; sie sind dem Glase unverwundlich in matter, weißer Farbe eingebrannt. Feine, etwas erhabene hervortretende Goldlinien umranden meist die Musterformen, bilden Stiele, Ähren und Staubgefäße. Da das Gold gleichfalls im Feuer angeschmolzen ist, wirkt es viel härter und glänzender, als gemalte Bronze. Zum Ausmalen sind alle Farben, Aquarell, Oel- und Emailfarben, geeignet; vorzügliche Wirkung erzielen auch die Glasfarben von Heyn und Manthe. Da sich auf der matten weißen Fläche viel besser, als auf dem glatten Glase malen läßt, ist die Ausführung eine Arbeit, die selbst Angeübten nicht schwer fallen wird, besonders wenn sie die colorirten Vorlagen, zum Preise von 20 Pf. pro Blatt, zu Hilfe nehmen. Email- und Glasfarben trocknen glänzend auf; Aquarell- und Oelfarben erfordern später ein Ueberstreichen mit Firnis Soehnée frères.

Ein großer Reiz der Gegenstände liegt neben der Malerei in der feinen Farbenwirkung des Glases, das bald klar und durchsichtig, bald matt, undurchsichtig, fast wie Porzellan wirkt und entweder verschiedene Ueberzüge in einer Nuance, — rosa, heliotrop, havanna, — aufweist, oder aus einer Farbe in eine andere hinüberspielt, aus Eisenstein in Roth, aus Gold in Dunkelbraun, aus Blau in Violett, oder endlich in allen Farben des Regenbogens schillert. Die dargestellte, 24 cm hohe Vase ist aus klarem rothen Glas, unten hell, oben dunkler getönt und reich mit Gold verziert; hart rosa gehaltene Hedenrosen heben sich wirkungsvoll vom Hintergrund ab. Die originelle Form mit Henkel und schmalem Hals eignet sich besonders zur Aufnahme von Aitenstengeln oder einzelnen hohen Zweigen.



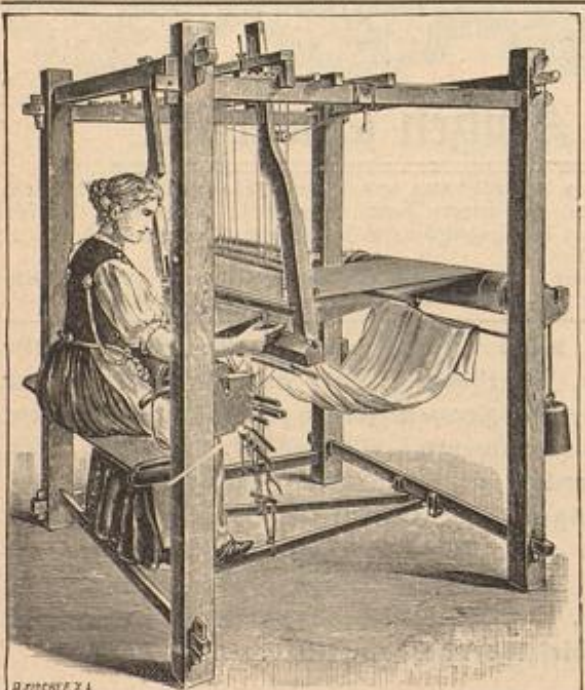
Farbig schattirte Glasvase mit Malerei.

Die genannte Firma liefert sämtliche Gegenstände auf Wunsch ohne Aufzeichnung und kommt Aufträgen in Bezug auf Zuschriften, Monogrammen u. s. w. bereitwillig entgegen. Sie versendet illustrierte Preislisten und, gegen Nachnahme von 8,50 Mk., Muster-Sortimente, die außer den Gegenständen die entsprechenden Vorlagen enthalten. D. A.

Literarisches

Rosen von C. Klein. Drei Tafeln in Buntdruck. Verlag von W. Schulp-Engelhard. Berlin. Preis 9 Mk.
Auf drei Tafeln von 65 zu 33 cm Größe bietet die bekannte Blumenmalerin C. Klein sechs verschiedene Rosenarten: Maréchal Niel und Gloire de Dijon; La Franco und Général Jacqueminot; Souvenir de la Malmaison und Belle Lyonnaise, — jede in ihrer Eigenart und so naturgetreu, daß den Blumen nur der Duft fehlt, um sie für lebende zu halten. Auch die Wiedergabe der Originale durch Chromo-Lithographie kann als vorzüglich bezeichnet werden; deshalb sind die Vorlagen nicht allein als solche, sondern auch als Wandschmuck, von dunklen Holzleisten umgeben, gut verwendbar. C. K.

Bestellungen: Hut: B. Reuchmann, SW, Leipzigerstr. 83. — Schirm: J. A. Heide, SW, Leipzigerstr. 87. — Wiener Hof-Toiletten: G. & E. Spitzer, Wien I, Rärntherring 12; Jungmann & Kesse, Wien I, Albrechtplatz 3.



R. Fischer 7. A.

Schweizer Seide ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Seidenstoffe in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Foulards, Chinés und Rohseide von 95 Pfg. bis Mk. 6.85 per Meter.

Beste Bezugsquelle für Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und steuerfreier Versand von Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 13.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin und Wien, 1. Juli 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M.

XXIII. Jahrg.



Clara Schumann.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A.-G., München. — Siehe Seite 102.

Nachdruck verboten.

Die Tochter der Herodias.

Novelle von Lisa Baltica in Königsberg.

Ich bin immer so müde!
Am liebsten liege ich den ganzen Tag in dem bequemen Faulenzler, der einen halbdunkeln Winkel unseres Wohnzimmers ausfüllt, verschränke die Arme hinter dem Kopf und träume. Wovon eigentlich? Nun, von dem berühmtesten Nichts, oder vielmehr den tausend Wichtig-

keiten, die mein Leben bisher ausgefüllt haben, kurz, von meiner — Vergangenheit. Wie das klingt! Als ob ich eine Lebefrau schlimmster Sorte sei; und im Gegensatz dazu meine rührend glatte, nein! — empörend ebene Lebensbahn!

Dabei habe ich die Fünfundzwanzig schon überschritten. Wenn man jedoch die Tochter eines höheren Beamten in einer Mittelstadt ist, hin und wieder in die schön geregelte Wirtschaft guckt, spazieren geht, ein wenig malt, ein wenig singt, etwas Klavier spielt und etwas brennt, dann kann man sich einer ereignisreichen Vergangenheit nicht rühmen. Wohl aber könnte ich

mich mit gutem Gewissen für eine von fleißigen Menschen verabscheute Ideal-Gestalt des Nutzlosen halten.

Das ist übrigens eine Idee, die mir Spaß macht! Ich muß doch gleich sehen! — Wo ist nur der Handspiegel? Diese modernen Taschen sind wirklich ein Fluch für leicht erregbare Naturen, wie die meinige! Endlich!

Also so sollte das Nutzlose aussehen? Nein, das paßt nicht! Wie sagte doch nur Gustel, wenn sie mir wegen meiner unverblühten Redensarten eine steckbriefliche Verfolgung prophezeite? „Unter flammigen, gelben Haarbüscheln, gleich einem Kütenfellchen, eine kantige Denkerstirn. Unter schmachttenden, blauen Himmelsaugen eine Spionir-Nase ersten Ranges. Unter einem kindlich lächelnden Mündchen ein Sinn, in dessen Grübchen der Teufel selber sitzt.“

Ich schäumte vor Wuth, wenn sie mich so zerlegte; ich schwur Rache; ich versuchte plumpe Retour-Kutschen; aber beim Anblick des schmalen, zarten Gesichtes, das durch den weichen, dunkeln Scheitel einen geradezu madonnenhaften Anstrich bekam, wurde ich entwaffnet. Sie konnte gelassen lächelnd warten; ihrer einheitlichen Schönheit war nicht der Hauch einer Unregelmäßigkeit vorzuwerfen, und ich vergaß auch bald diese Absicht. Ich hatte andere Waffen bereit. Wozu gab es wohl einen Oberlehrer Doctor Ervens, bei dessen Anblick meine geliebte Freundin erblaßte und erröthete, bei dessen Gruß das verlegenste Lächeln, das je die Liebe gezeichnet hat, ihre Mundwinkel umzog?

Ich sehe sie wieder vor mir, wie in greifbarer Wirklichkeit! Da liegt die lange Kastanien-Allee des Stadtparkes vor uns, und unter den von kräftigem Herbstwind gerüttelten Bäumen gehen wir beide untergehalt, — gehen? — nein, fliegen wir vom Winde getrieben, die Tuchröcke dicht an den Körper gepreßt, mit wehenden Schleiern und Locken, von raschelnden, knisternden Blättern umtanzt, jauchzend, die Sturm-luft um uns in uns fühlend, und das Herz voll achtzehnjährigen, schäumenden, sorglosen Glücksgefühls. Und uns flatternden, willenlos vorwärts gedrängten Menschenfindern strebt vorgebeugten Hauptes noch weit, weit entfernt eine lange, hechtgraue Gestalt entgegen. Natürlich wieder „er“! Kennt er doch unsere täglichen Spaziergänge, und weiß er doch, daß heute Gustels Tag war, mich abzuholen, wir also den Park durchqueren mußten, um auf die eigentliche Promenade der feinen Welt zu kommen.

Wie Gustels Arm zittert, wie ihre Augen leuchten! Anscheinend sieht sie ihn ja noch gar nicht; sie macht mich sogar nervös lebhaft auf die prächtigen, rothbraunen Kastanien aufmerksam, die um uns verstreut liegen und, von ihrer stacheligen Hülle befreit, mit kokettem Glanz in das herbülliche Laub sich schmiegen, verführerischer noch in der welken Umgebung durch den frischen, saftigen Schimmer der Unberührtheit.

Natürlich behielt ich dieses hübsche Bild nicht für mich. Ich versuchte sogar ernsthaft, meiner Begleiterin klar zu machen, daß ich einer solchen Kastanie zu vergleichen sei, daß meine herbe Schale auch solch süßen Kern umschließe, und daß nur noch der rechte Mann

fehle, um mich mit sicherem Wurf aus der stolzen Höhe herunterzuholen.

„Himmel! dann würde ich auch zu seinen Füßen niederfallen,“ murmelte ich, „und mit grüßelhaftem Augenaufschlag sagen: Guten Tag, Herr Doctor!“

Ich hatte den Moment richtig abgepaßt! Gustel war dunkelroth geworden und hielt die langen Wimpern in zorniger Auflehnung gegen meinen Spott standhaft gefenkt, sobald mir der enttäuschte Blick des armen Doctors ordentlich weh that. Mit Blitzes-Geschwindigkeit überlegte ich, wie der Schaden wieder gut zu machen und zwei Menschen, deren ganzer Tag in der Sehnsucht auf einen schnell getauschten Liebesblick verfloß, dieses unschuldige Glück noch zu verschaffen sei. Nichts! Schon sind wir fast aneinander vorüber, — da! Ein Kaffeln, Krachen, ein leiser Aufschrei, und eine rothe Kugel schlägt dicht vor Gustel auf, springt von dem elastischen Boden nochmals in die Höhe, und mir ist es, als rollte sie dann sichernd vor Vergnügen über den gelungenen Streich noch ein Stückchen weiter. Da stehen sie beide, wie festgenagelt, und sehen sich an, lächelnd, weltvergessen!

Wer den Muth zum ersten Wort fand, weiß ich nicht; aber wir wechselten eilig, wie auf verbotenem Wege, noch ein paar Redensarten.

„Werden sich die Damen auch an den lebenden Bildern betheiligen?“

„Ja!“ sagte Gustel rasch, und dann schüchtern, mit hörbarem Herzklopfen über diese Zumuthung dem ernstesten, gedankenreichen Oberlehrer Doctor Ervens gegenüber, „und Sie?“

„Ich habe mich in diesem Augenblick auch dafür entschlossen.“

Mit diesen Worten zog er, Abschied nehmend, den Hut. Er hatte einen Abgang gewählt, wie ihn nur der gewandteste Dramatiker seinem Lieblings-Heros zuschieben kann, und ich sah den günstigen Eindruck in dem Gesicht meiner Freundin zu deutlich geschrieben, um nicht sofort dem alten, unbezähmbaren Geiste des Spottes Macht über mich zu verleihen in den Worten:

„Kaum daß ich ihm recht in die Augen geschaut,
So ist der Traum schon beendet u. s. w., u. s. w.“

Da ergoß sich wieder ein Strom von Vorwürfen über mich, wie er meine größte Wonne bildete. Reizt einmal eine kleine Heilige in ihren innersten Gefühlen, und Ihr werdet über den Erfolg entzückt sein! Das ist eine Aufhäufung von guten Lehren, Rathschlägen zur Besserung, zwischendurch schluchzende Seufzer, und schließlich eine reumüthige Frage, ob Du auch nicht böse seist, und die zärtliche Versicherung, daß Du doch der liebste, beste Kerl von der Welt wärest. — Natürlich gebraucht sie nicht diese kräftigen Ausdrücke, aber der Sinn ist derselbe. Nun wird man verstehen, warum ich diese Freundschafts-Scenen, die recht häufig waren, suchte.

So waren wir auch dieses Mal nach beiderseitig erneuertem Freundschafts-Bündniß bald behaglich in das neueste Tagesgespräch vertieft: Lebende Bilder aus dem Orient, zu gunsten der Abgebrannten in S. Ein Künstler, ein echter, wirklicher Maler aus München, mit dem symbolischen Namen Kessler, wollte sie stellen, wollte die nöthigen, kostbaren Kostüme und Scenerieen mitbringen und die neuesten, raffiniertesten Beleuchtungs-Apparate liefern.

Eine solche Aussicht mußte selbst das ruhigste Blut in Wallung bringen. Es war ein Schrei des Entzückens unter der Jugend beiderlei Geschlechts; jedes junge Mädchen träumte sich schon in irgend eine unsaßliche Glanzrolle hinein; jeder junge Mann sah sich als Mittelpunkt einer reizenden Gruppe schöner Frauen. Die Mütter dachten an günstige Zukunfts-Chancen für ihre Töchter anlässlich der hier doch gebotenen Entfaltung von deren Lieblichkeit; und die alten Tanten schüttelten unheilverkündend mit den Köpfen, denn sie witterten verwerfliche Freiheiten bei dem ihren wachsamem Augen entrückten Dilettanten-Völkchen hinter den Coulissen. Die Väter sorgten für die freie Benutzung des hübschen Stadt-Theaters und zählten schon die bei hohen oder mittleren Preisen zu erwartenden Gelder zusammen. Schließlich einigte man sich auf hohe Preise, denn man rechnete nicht ohne Grund auf die Neugierde der ganzen Stadt, einmal die Elite kritisiren zu können. Waren doch mindestens fünfzig Damen und eine gleiche Anzahl von Herren zur ersten Berathung und Rollenvertheilung in das Casino geladen; und über hundert Menschen aburtheilen zu können, ist doch ein Genuß, dem sich ein normal organisirter Mensch kaum entziehen kann.

Der wichtige Abend war endlich erschienen, viel zu langsam natürlich für unsere neugierige Erwartung.

Bei der Toilette entwidelte ich zu Hause die von den Familien-Mitgliedern in stiller Resignation extragene

Unruhe und Zerfahrenheit, die jede Abart Ballfieber, — und es giebt deren mehr, als die Männer ahnen, — immer mit sich bringt. Die Haare umrahmten das Gesicht ungünstig, ein Handschuh plakte von oben bis unten bei einem energischen Ruck meiner Rechten; kurz, ich sprach beständig und commandirte alle hülfreichen Hände zu meinen Diensten. Hinter mir erklang beim Adieu-Ruf und Hinausstürmen zur Thür der so oft gehörte Seufzer der Erleichterung.

Selbstverständlich hatte ich mich etwas verspätet, denn alle die unerwarteten Tüde des Objects hatten Zeit gekostet. Ich eilte darum im beliebten Sturmschritt durch die matt erleuchteten Straßen, umso mehr, da mich trotz der inneren Gluth in dem nebligen Dunst des Herbst-abends fröstelte.

Dieser Rebel war recht ärgerlich.

Noch mehr aber verstimmt mich unsere dicke Mine, die mir als Anstands-dame bis zum Hause meiner Freundin mitgegeben war, und deren umfangreiche Körperfülle unsere Eile sehr erschwerte. Sie pufete und schnaufte schon wie eine Dampfmaschine, und ich war grausam genug, ein zartes, stehendes Hüfteln nicht zu verstehen. Warum war es auch nöthig, daß sie hinter mir hertrollte? Warum gestattete unsere Sitte mir nicht dasselbe Recht, abends allein zu gehen, wie den Männern?

Endlich der Marktplatz! Ein längliches Biered, dessen kürzere Seiten durch das stattliche Casino-Gebäude einerseits und die Front des Stadt-Theaters andererseits abgeschlossen werden. Mitten in der Längsseite, die mit stattlichen Linden geziert ist, dem Rathhause gerade gegenüber, liegt Gustels Wohnung, und ich sehe voll Neid das schöne Haus vor mir auftauchen mit seinen säulengeschmückten, grauen Steinmassen, so vornehm und patrizierhaft! Rentier fein, ist doch ein sehr schönes Loß, schöner aber noch, als seine Tochter geboren werden! Mein Vater bevorzugte unerklärlicher Weise die Vorstädte mit ihren großen Gartenwohnungen, wo ja Licht und Luft besser sein mögen, wo man aber wie ausgestoßen von allem Getriebe ist. Sicher verbesserte diese Betrachtung meine Laune nicht, und Gustel hatte bis zum Casino eine recht schweigsame Gefährtin.

Dann aber tauchte ich mit Wonne unter in das Stimmengeschwirr, in den Duft der verschiedenen Parfums, in die Gaslicht-Fluth, und schwamm behaglich von Bekannten zu Bekannten, grüßte, lächelte und sah alles durch den goldigen Schleier, der mir damals solche Vergnügungen in verklärendes Licht tauchte. Heute denke ich mit Widerwillen an die kommende Winter-Saison. Ich kenne nun die schale Gleichmäßigkeit, und der goldene Schein hat sich langsam abgetönt zum monotonen Grau in Grau.

Aber ich möchte noch einmal so empfinden können, wie an jenem Abend, als ich an Gustels Seite in einer der erhöhten Fensternischen stand und eifrig mit den Augen die Menschenmenge durchsuchte nach —. Ich will es nur ehrlich gestehen: trotz meiner Männerverachtung hätte ich nicht leben können ohne ein bijou, wie ich meine wechselnden Lieben nannte, und in dieser Zeit war gerade die Reihe an einen hellblonden, kleinen Lieutenant gekommen, der mich eines schönen Tages ohne weitere Veranlassung grüßte, und wie grüßte! So ehrfurchtsvoll bittend um den Gegengruß!

Ich kannte den guten Ton sehr genau, aber ein kindliches Vergnügen, seinen Maßregeln ein Schnippchen zu schlagen, herrschte in mir vor, und so dankte ich freundlich lächelnd. Damit hatte ich nun nach Ansicht aller Sittenprediger dem Teufel den kleinen Finger gegeben, und ihren Schlußfolgerungen nach hätte er meine ganze Hand in Besitz nehmen müssen.

Es kam aber anders. Wir trafen uns fast täglich auf der Promenade; doch stets blieb der Gruß die einzige Forderung des Teufels, und diese achtungsvolle, aus der Entfernung während des ganzen Sommers dargebrachte Huldigung webte um ihn einen Glorien-Schein, der die Goldeinfassung meiner echten, endlich gefundenen Perle bildete.

Ihn hoffte ich also im Casino-Saal zu entdecken, denn so rührend diese Art Anbetung par distance war, auf die Dauer wurde sie meinem vorwärtsstrebenden Sinn langweilig, ja, was schlimmer war, — lächerlich. Ich verlangte endlich eine nähere Bekanntschaft mit dem geliebten Gegenstand. Bei ihm setzte ich dieselbe Sehnsucht als selbstverständlich, nur noch feuriger und unternehmender, voraus, und eine günstigere Gelegenheit als heute hätte sich schwerlich bieten können.

Ich wollte gerade Gustel um die Hülfe ihrer besseren Augen bitten, als sie befriedigt aufseufzend sagte: „Da ist er!“

„Wo? wo?“

„Dort am Mittelpfeiler unter der Orchester-Loge.“

Ich sah mir fast die Augen aus und entdeckte nur die sympathische Erscheinung des Doctor Ervens, wie er

sich gerade zur hübschen Frau Assessor Krone herabbeugte, um von ihren sanften Taubenaugen und ihrem kindlichen Lächeln den wahren Einblick in echte Weiblichkeit zu empfangen. Diese Frauen! — Aber mein bijou?

„Liebste Gustel, drücke Dich doch klarer aus! Säulen giebt es da genug, und hm! Heilige stehen da auch, aber unter ihnen sehe ich nur Deinen Doctor und nicht —“

„Nur!! Ja Lisel, wen sollte ich wohl sonst meinen?“

O Egoisten! Da schafft man sich also ganz unnütz ein kleines, erwartungsvolles Herzklopfen an!

„Er“ erschien nicht, und die Enttäuschung war zuerst sehr bitter. Warum hatte ich mir dann mein dunkelgrünes Tuchkleid angezogen? Hätte ich das gewußt, dann hätte ich mich auch lieber in hellere Farben geworfen, wie die übrige in allen Regenbogen-Farben leuchtende Damenwelt. Aber gestern hatte er mich im selben Kostüm getroffen und mich besonders bewundernd angeblickt.

Wir wirbelte der Kopf von allen möglichen und unmöglichen Auslegungen seines Fernbleibens. Schließlich gab ich alle selbstsüchtigen Pläne für diesen Abend auf und sonnte mich in dem Glück meiner kleinen Heiligen. Denn ihr „er“ rückte vor. Langsam, aber sicher brach er den Zauberkreis, in den ihn gerade die Frau Kaufmann Hocht fesseln wollte, und umschiffte geschickt die Klippen, an denen alle anderen Herrh festgelaufen waren; das heißt, er ging mit einer all-gemeinen Verbeugung an der auf einen Haufen zusammengedrängten Schar der jungen Damen vorüber, um an unserer Nische glänzend zu scheitern. Gustel kann diese Manöver nicht mit größerem Interesse verfolgt haben, als ich, und mein armer Unterarm zeigte wieder einige blaue Stellen mehr, da sie liebenswürdiger Weise den Ausweg allzu gepreßter Gefühle in einen Druck meines Arms zu verlegen pflegte.

Die Gespräche Liebender sind bekannter Weise für Dritte immer langweilig; darum widmete ich mich wieder dem Studium der Anwesenden, umso mehr, da der erwartete Künstler gerade eintrat, gefolgt von mehreren Herren des Comité. „Schön ist er nicht, aber unbedeutend!“ war sogleich mein vorschnelles, wenig geistvolles Urtheil. Doch ich war zu entschuldigen. Klein, hager, glatt, ruhig! Wie soll das ein achtzehnjähriges Herz rühren! Dann stand er plötzlich mitten im Saal und sagte mit lauter Stimme, im Tone des zu befehlen gewöhnten Tyrannen:

„Meine Damen und Herren! Mein Amt hier ist ein schwieriges; Sie haben jetzt noch keinen Begriff davon, aber Sie werden es im Laufe der Zeit einsehen. Darum kann ich mich nur eines Materials bedienen, das vollständig meinem Willen unterworfen ist. Ich ersuche Sie daher, Ihre Persönlichkeit aufzugeben. Sie sind hier nur Kunstgegenstand, den ich nach künstlerischen Gesetzen und Regeln verwenden werde. Mein Wille allein ist maßgebend. Eigene Ansicht oder gar Widerspruch ist undenkbar. Wem diese notwendige Bestimmung nicht behagt, der wird höflichst gebeten, den Saal zu verlassen. Alle anderen verpflichten sich durch ihr Hierbleiben, den gewünschten Forderungen voll und ganz sich anzupassen.“

Wir verging bei diesen kategorischen Worten der Athem. Mein unbezähmbares Temperament machte es mir ja unmöglich, zu bleiben. Ein willenloses Werkzeug in eines Fremden Hand, ich!!! Die Stellung war undenkbar! Doch während dieser Gedanken beharrte ich, wie festgebannet, auf meinem Platz und sah den unglaublichen Dingen, die nun kommen mußten, mit athemloser Spannung entgegen.

Nach einigen Secunden tiefster Stille sagte er mit überlegenem Lächeln: „Also einstimmig angenommen!“

Dann ging er langsam von Gruppe zu Gruppe, ließ sich den verheiratheten Damen extra vorstellen und bohrte seine klaren Augen ordentlich in die Gesichter. Jeder versuchte, so vortheilhaft wie möglich auszufragen; die Männer glaubten, erhaben gleichgültig und doch bedeutend und wirkungsvoll zu erscheinen; die Frauen, an das Theater-Spielen im Leben mehr gewöhnt und gewandter, zeigten lächelnde Mienen, anscheinend naiv ahnungslos ob der scharfen Kritik der forschenden Augen.

Einmal war er auf dieser Rundreise schon an unserer Nische vorbeigekommen, ohne uns zu sehen, und mir fiel ein Stein vom Herzen, obgleich ich bis dahin als ganz natürlich angenommen hatte, in irgend einem der Bilder das Centrum zu bilden.

Der Künstler stand wieder unter dem Kronleuchter und sah fast enttäuscht und müde nochmals den um ihn gebildeten Kreis durch. Was suchte er nur? Mehr hübsche Frauen auf einem Platz konnte er nicht wünschen, denn unsere Stadt ist in der Provinz berühmt deswegen. Engel allerdings waren wir alle nicht, nur meine kleine Heilige —.

Da flammte sein Blick plötzlich triumphirend auf. Wie ein Stofsvogel schoß er durch den Kreis hindurch auf uns zu, packte Gustel am Handgelenk und zog sie über das glatte Parkett ins hellste Licht mit dem wiederholten Jubelruf: „Meine Märtyrerin! Meine Märtyrerin!“

Eine Märtyrerin! Allerdings hatte sie gerade mit schmerzlichem Blick nach Doctor Ervens geblickt, der uns von Frau Hoch doch abwendig gemacht worden war, sicher gegen seinen Willen, denn sein Gesicht zeigte gezwungene Liebendürftigkeit. Es war zwar immer dem Magneten in der Nische zugekehrt, allein der wollte nicht nur die Richtung seines Ankers bestimmen, sondern ihn ganz und gar in seinen Bannkreis ziehen.

Den Maler hatte aber dieser Schmerz in dem schönen Gesicht, besonders unter den ihn umgebenden freundlichen Masken, gepackt. Er hatte seinen Stern entdeckt! Wie mit einem Schlag war er verwandelt; er gesticulirte, lachte, plauderte und betrachtete zwischendurch seine schöne, bestürzte Beute mit dankbaren Blicken.

Gustel hatte zuerst hilfsehend ihre Augen auf mich gerichtet, und als das nur ein energisches Abwinken meiner Hand nach sich zog, wandte sie sich mit derselben stummen, doch so sprechenden Bitte an die magnetisirte Adresse. Der harte Stahl schien auch gern bereit, sich seiner Herrin wieder anzuschließen, nur war er sich über ein unauffälliges Wie noch nicht so recht klar. Er brauchte nicht die Gelegenheit zu suchen, denn der Maler rief: „Bitte, mein Herr, hierher! Junger Römer im Bilde der Märtyrerin.“

So befanden sie sich wieder glücklich beisammen. Der Doctor führte seine Partnerin nach der leeren Saalseite, wo die mit ihren Rollen versehenen Mitglieder sich sammeln sollten. Während sie dann auf den rothen Plüschesseln Platz nahmen, vertieften sie sich in der geschützten Einsamkeit der entfernten Ecke in eines ihrer so inhaltsreichen Gespräche.

Ich war ihnen mit den Augen gefolgt und stand nun da, mit diabolischem Lächeln um die Lippen in das hübsche Bild vertieft. Da brach das Verhängniß auch über mich herein. Nicht wie ein Raubvogel, aber mit der elementaren Gewalt einer unabwendbaren Nothwendigkeit kam der Maler mit den erstauten Worten: „Wo hatten Sie sich bisher versteckt, mein Fräulein?“ zu mir und rief, mich in den gespannt lauschenden Kreis führend, die niederschmetternden, unversehrten Worte: „Die Tochter der Herodias!“

Ich stoh auf seinen Wink ohne Widerrede in die bestimmte Saalhälfte und vergrub mich schutz- und halt-suchend in einem tiefen Hautenil.

Wie war es doch nur mit dieser Herodias? Ihr Name ist gleichbedeutend mit Schmach und gemeinster Rache; sie haßt Johannes, und sie benutzte ihre Tochter als Werkzeug, um ihn zu vernichten. Das Werkzeug ist aber nicht verantwortlich zu machen, wenigstens nicht in dem Maße. Vielleicht war diese Tochter unglücklich bis zum tiefsten Elend über ihr Amt, vielleicht hatte sie widerstrebt bis zum letzten Augenblick? Ja, — natürlich! Sie war unschuldig; denn wie konnte sie, ein schwaches, junges, unerfahrenes Ding, dem Befehl eines intriguanen Weibes nicht folgen, das noch dazu seine Mutter war?!

Was ich für josphitische Gründe hervorholte, um diese Tochter, mit der ich identisch gemacht war, reinzuwaschen! Aber ich hatte zu gute Bibelfenntnisse; ich wußte ganz genau, daß auf den Befehl der Herodias, das Haupt Johannis des Täufers zu verlangen, es von ihrer Tochter weiter heißt: Und sie ging hinein mit Eile zum Könige. — Mit Eile! Wenn dieses Wort nicht wäre, hätte ich es möglich machen können, mich selbst zu betrügen und mir die Tochter der Herodias als eine Ideal-Gestalt auszumalen, die unter der Wucht feindlicher Mächte erlag. So aber stolperten alle meine Versuche kläglich über der Stelle, die einen klaren Einblick in deren seelische Verkommenheit bietet: Mit Eile!

Bald wurde ich auch in meiner Einsamkeit und meinem Nachdenken gestört. Es sammelten sich nach und nach kleine Gruppen in meiner Nähe; meistens entdeckte ich enttäuschte Mienen neben wenigen befriedigten.

Da höre ich zischeln: „Ja, man muß es nur verstehen! Wenn man sich erhöht hinstellt, kann man doch gar nicht übersehen werden, und eine Hauptrolle ist einem sicher. Wer hat aber die Stirn dazu?“

Aha, meine kleinen Dämchen, Ihr scheint mich wohl gar um meine Herodias zu beneiden? Nun, dann bin ich auch zufrieden und ertrage gern Eure unzarten Sticheleien, die am Panzer meines Stolzes glatt abprallen! Dann nur Kopf hoch und aufgepaßt!

Am vergnügtesten war fraglos Susi Hammer; ich hörte sie nicht ohne eine gewisse Schadenfreude ihren neidischen Herzensfreundinnen immer wieder erzählen: „Also ich bin die Tochter des Pharao und komme, mit meinem Gefolge längs des Nils lustwandeln,

ahnungslos noch, daß der kleine Moses, im Schilf versteckt, meiner Hand wartet, um zum Leben und Ruhm geführt zu werden.“

Sie hatte doch noch allen Pathos behalten, der mir in der Schule so oft Gelegenheit zur Ausübung kleiner Streiche verhalf. Sie war aber wirklich bildhübsch geworden. Dieses Rosa und Weiß, diese hohe, volle Gestalt, die sie so majestätisch gerade hielt! Alle Achtung! Du paßt wirklich zu einer Pharaonen-Tochter! Nur traue ich Deinem glatten Gesicht nicht; ich erinnere mich noch zu gut an die Ausbrüche rasender Leidenschaft, wenn ich Dir in kindischem Spiel in den Zwischenpausen nachahmte, und die ganze Klasse sich vor Lachen schüttelte bei meinen Declamationen à la Susi.

Das Mädchen hatte mir gegenüber in letzter Zeit die Krallen eingezogen. Warum sie aber ihren Haß auf meine unschuldige Freundin übertrug, war mir räthselhaft. Verschiedene kleine Züge hatten mich stutzig gemacht; liebte sie etwa auch den zurückhaltenden, ernstlichen Oberlehrer? Diese Neigung war mit ihrem Charakter nicht recht vereinbar.

Jetzt schien sie noch zweifelhaft zu sein, welche von uns Freundinnen ihr zum Opfer fallen sollte. Meine Herodias war für ihr Zünglein gar kein übles Thema; andererseits bot die offenbare Versunkenheit des jungen Paars dort, das sie mit flimmernden Augen verschlang, auch einige offene Angriffspunkte. Ihr Schwanken wurde beendet; sie trat für den Moment zurück und wählte den Posten eines aufmerksamen Zuhörers. Warum? Offenbar, weil unserm Platz Herr Geist zustrebte, den man, meinen stets offen zur Schau getragenen Empfindungen nach zu urtheilen, als meine größte Antipathie kannte. Man witterte einen Zusammenstoß und freute sich auf ein Wortgefecht.

Wie er sich in den Hüften wiegte, wie er einen jugendlich elastischen Gang anstrebte und dadurch gerade ausah, wie eine mit Gummi elasticum besohlte Ruine! Trotz der herrschenden Mode hatte er sich in einen engen Anzug gepreßt. Es war allgemein bekannt, daß er weniger stolz auf sein bedeutendes Vermögen war, als auf seine Figur. In seiner maßlosen Eitelkeit hielt er sich für einen Hercules an Kraft und Stärke, und seine ihn umringenden Schmarozker thaten das ihrige, um ihn in seiner Meinung zu bestärken. Ihn in seiner geheiligten Person angreifen, hieß ihn tödtlich verletzen.

Sein Gesicht glänzte vor Schadenfreude, als er sich näherte, und seinen Lippen entfuhr ohne Zweifel wieder jene verächtlichen, beißenden Bemerkungen, jene zweideutigen Anspielungen, in denen er Meister war; denn sein Schatten, der hagere, lange Mensch an seiner Seite, beugte sich weit nach vorn über, um nur feins dieser Wortspiele zu verlieren. Dieser Anblick genügte schon, um mein Herz mit Erbitterung zu füllen.

„Armes, gnädiges Fräulein, haben Sie sich schon von dem Schreck erholt? Ja, ja, der Mann hat den Teufel im Leibe! Mit einem Blick sieht er einem bis ins Innerste und drückt schonungslos das entsprechende Etikett auf. Arme, kleine Herodias!“

Ein leises Richern und Nannnen um mich! Es that sehr weh, ja, es that mir sogar jetzt die Erinnerung noch weh. Aber es war nicht recht, was ich zu ihm sprach. Mit trocknen Lippen fragte ich: „Es muß mich nun doppelt interessiren, zu hören, in welche Kategorie er Sie eingereiht hat?“

Der sonst nie verlegen werdende Geist wurde plötzlich roth und zögerte mit der Antwort. Dann antwortete er langsam: „Sclavenhändler!“ worauf er die Lippen so fest zusammenpreßte, als könnte keine Macht der Welt sie wieder öffnen.

„Ja, ja,“ sagte ich eifrig mit scharfer Betonung seines Namens, „der Mann hat den Teufel im Leibe! Mit einem Blick sieht er einem bis ins Innerste und drückt schonungslos das entsprechende Etikett darauf. Armer Herr Geist!“

Jetzt lachte alles über ihn und nie werde ich den Blick vergessen, mit dem er mich darauf ansah.

Nachdem noch die Bestimmung getroffen war, daß wir am nächsten Vormittag um zehn Uhr im Theater unsere Kostüme persönlich in Empfang nehmen sollten, endete diese erste aufregende Einleitung unserer Festlichkeit.

Der folgende Tag fand mich schon um neun Uhr bei meiner Freundin in deren behaglichem Erkerstübchen, das schon viele Beichten und Vertrauensausbrüche, aber noch nie eine so tiefgehende Reue gesehen hatte, wie dieses Mal. Gustel war höchst unzufrieden mit meiner Vertheidigung gegen Herrn Geist, und ich war sehr niedergeschlagen. Die Hoffnung nach einigen tadelnden, beschwörenden Worten, wie sonst sofort Verzeihung zu erhalten, schwand mir immer mehr. Es gehörte nämlich zu unsern Freundespflichten, mit denen wir es

sehr ernst nahmen, alle Vergehen, die unser Gewissen beunruhigten, getreulich zu beichten. Der andere Theil mußte die Angelegenheit einer parteilosen Prüfung unterwerfen und als Richter sein Urtheil fällen. Bisher waren alle Sünden meinerseits, meistens zu rasche, verletzende Worte, von Gustel mit einem kleinen Tadel gestraft worden. Hin und wieder, um zu große Einseitigkeit des Verfahrens zu verhüten, hielt sie sich für verpflichtet, mein Urtheil anzurufen, doch waren die Anklagen naturgemäß so geringfügig, daß ich meines erhabenen Richter- und Strafsamtes nie recht inne wurde.

Dieses Mal war die Verhandlung aber ernster Natur. Gustel verjuchte, mir klar zu machen, daß junge Mädchen unseres Alters nicht auftreten dürfen, wie ich es gethan hatte, noch dazu einem so gefährlichen Menschen gegenüber. Man verlange von uns, wir sollen hübsch bescheiden, mit gesenkten Augenlidern und verschüchtertem Lächeln in einer Ecke stehen, sanft, lieblich, mädchenhaft!

„Daß die Welt es fordert, weiß ich, aber darum kann ich doch nicht taub, blind und dumm sein! Was übrigens diese ungerechte Welt sagt, ist mir gleichgültig, Gustel; aber,“ fuhr ich verzweifelt fort, „daß ich mir selbst Vorwürfe machen muß, das ist so ungewohnt und schmerzt so!“

„Selbsterkenntniß ist der erste Schritt zur Besserung.“ Das leitete beim Anblick meiner aufrichtigen Betrübniß eine lange Trostrede ein. Dieser neue Beweis ihrer treuen Freundschaft, besonders der Blick in ihre klaren, blauen Augen ließen mich frischen Muth fassen. Er wurde gleich auf eine harte Probe gestellt, als ich erfuhr, daß Gustel nicht ins Theater zu kommen brauchte, weil ihr Herr Keller, der Maler, schon gestern gesagt hatte, daß sie sich ihr Kostüm selbst machen müßte.

„Siehst Du,“ flüsterte sie mir ängstlich zu, „es ist nämlich nur ein langes, weites, graues Gewand aus Leinen nöthig, das Hals und Arme frei läßt, und —“

„Aber Gustel,“ tröstete ich sie, „das kann doch nicht anders sein; sei doch nur ganz unbesorgt!“

„Meinst Du? Ja, er sagte auch,“ und dabei faßte sie mich mütterlich schützend um, als wollte sie schon vorher den Eindruck ihrer Worte abschwächen, „er sagte auch, mein Kostüm wäre von allen, die er lieferte, das kleidsamste.“

„Das kleidsamste! Gustel, ich gehe nicht hin, ich als Tochter der Herodias! — Da verlangt er am Ende, daß ich — nein, nein, nein!“

„Höre, Biesel, sei nicht unvernünftig! Sie tanzt ja vor einer großen Männerversammlung, die Herodes bei sich sieht; da wird sie doch prachtdoll gekleidet sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten

Um ein Wort.

Novellette von Lenka von Egidy in Wiesbaden.

I.

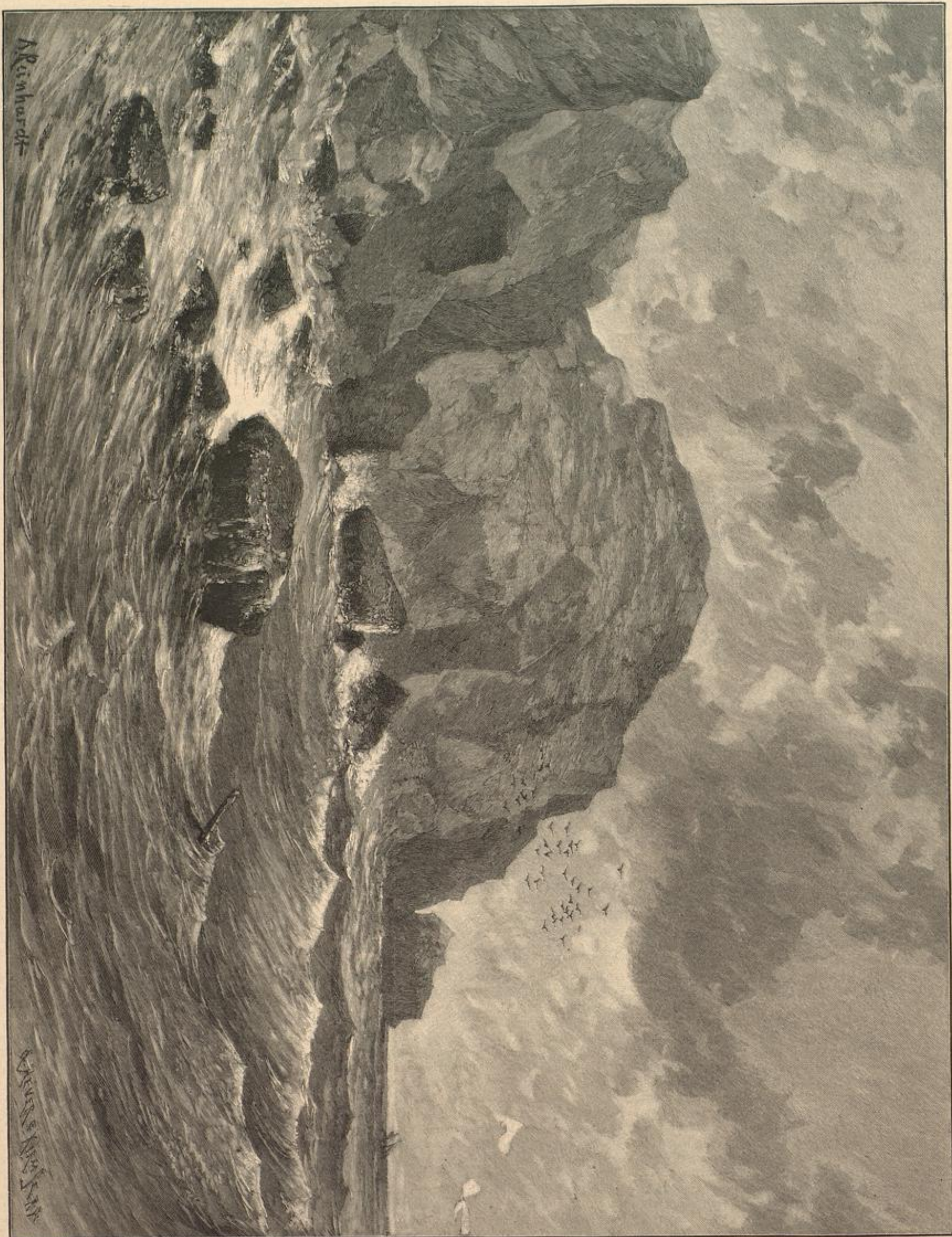
er Souper-Walzer gilt bei der tanzlustigen Jugend für den Glanz- und Höhepunkt eines Ballsabends; er ist fast noch wichtiger, als der Cotillon, weil er mehr Gelegenheit zu ungehörter Unterhaltung bietet, und die allgemeine Stimmung ist gewöhnlich während des Soupers und des darauffolgenden längeren Tanzes am animirtesten.

„Mit wem bist Du zum Souper engagirt?“ so fragen sich mit Spannung die jungen Mädchen untereinander, und: „Wer ist Dein Tischherr?“ flüstert die besorgte Mama, indem sie die Toilette des Tochterleins zurechtzupft. Es kommt so viel darauf an!

Es war nicht das erste Mal in diesem Winter, daß Fräulein Elly von Arnstorff den Souper-Walzer mit Rittmeister Graf Ringen tanzte; es galt auch für eine ausgemachte Sache, daß er der Tochter seines Regiments-Commandeurs statt huldigte. Diese Cour-Macherei war bereits in jenes Stadium getreten, wo sie von der übrigen Gesellschaft, insbesondere von den älteren Damen, mit wohlwollenden Blicken und viel-sagendem Lächeln beobachtet wird, und die Frage wurde laut: „Wann wird man gratuliren können?“

Elly hatte ihre Mutter im frühesten Alter verloren und war der alleinige Trost ihres Vaters bei diesem schweren Verluste gewesen. Der Vater hatte seine einzige Schwester gebeten, zu ihm zu ziehen, um seinen Hausstand zu führen und für die Ueberwachung des Kindes zu sorgen. Als Elly ihr zehntes Jahr erreicht hatte, bekam ihre Tante unerwartet einen Heirathsantrag, den sie annahm. Herr von Arnstorff hielt dann zunächst eine Erzieherin für sein Töchterchen, gab sie aber später in derselben Stadt, wo er in Garnison stand, in Pension; dort verblieb sie bis zu ihrer Confirmation, dann nahm er sie zu sich und stellte sie sofort an die Spitze des Haushalts. Es traf sich, daß er gerade zu dieser Zeit als Commandeur in ein hujaren-Regiment versetzt wurde, wodurch Elly gleich Pflichten übernehmen mußte, denen eigentlich ein so junges Mädchen nicht gewachsen sein konnte. Die Glückseligkeit, wieder mit ihrem Vater vereinigt zu sein, für ihn sorgen und sich mühen zu dürfen, half ihr aber über alles hinweg. Von der Natur mit praktischem Sinn begabt, voller Humor und sehr leichtlebzig, fand sie sich merkwürdig rasch und gut in die Rolle, die sie in der Häuslichkeit ihres Vaters zu spielen hatte.

Es war schon der zweite Winter, den die jetzt achtzehnjähr-



A. Reinhardt

A. Reinhardt
1878

Felsenküste bei bewegter See.
Nach dem Gölbe von August Reinhardt in Seidwitz. — Erste Seite 101.

rige Elly bei ihrem Vater zubrachte, und dieser fing an, mit einiger Sorge ihren Umgang mit den Herren, die in ihrer Gesellschaft verkehrten, zu beobachten. Er besah so gut wie kein Vermögen, und Elly hätte daher einen mittellosen Mann nicht heirathen können. Es fand sich wohl manche annehmbare Partie unter den Herren seines Regiments, auch fehlte es nicht an wohlhabenden Gutsbesitzern in der Umgegend; seiner jedoch hätte ihm als Schwiegerjohn so zugefagt, wie Graf Vingen. Er freute sich denn auch herzlich über die ziemlich deutlichen Huldigungen, die dieser seiner Elly zu Füßen legte, und seine Befriedigung wuchs, als er zu bemerken glaubte, daß der Graf ebenfalls seiner Tochter nicht gleichgültig sei. Würde er doch seinen Liebling wohl geborgen wissen als Gattin dieses Mannes, der ihm als vorzüglicher Charakter bekannt war, und dem als Offizier eine brillante Carrière in Aussicht stand.

richtet worden waren, hatten nicht hintenanstehen wollen und die größten Anstrengungen gemacht, damit sie in möglichst eleganten Toiletten sich der Gelegenheit würdig zeigten. Elly, die genöthigt war, mit einem bescheidenen Taschengelde zu rechnen, war bald zu der Ueberzeugung gekommen, daß bei ihr die Einfachheit überwiegen müsse; sie hatte einen wenig kostbaren, aber sehr duftigen, weißen Stoff gewählt; hatte man ihr doch hundert mal gesagt, daß ihr nichts so gut stehe, wie weiß.

Elly war kaum mittelgroß, doch so schlant und zierlich gebaut und so grazios in allen ihren Bewegungen, daß sie, ohne eine wirkliche Schönheit zu sein, auch im Ballsaal rivalisiren konnte; an Anmuth kam ihr keine gleich. Die herrschende Mode, welche bei vielen beinahe zur Caricatur ward, stand ihr gut; die weiten duftigen Falten des Rockes und die bauschigen Ärmel ließen ihre feine biegsame Taille, um die sich ein ebenfalls weißes Band schlang, noch zierlicher erscheinen. Ihren einzigen Schmuck bildete eine prachtvolle, dunkelrothe Rose, die sie am Ausschnitt ihres Kleides befestigt hatte, was zu ihrem warmen Colorit und dunklen welligen Haar vortrefflich paßte. Das Vergnügen leuchtete nur so aus ihren braunen Augen; sie tanzte leidenschaftlich gern und war während des nun schon eine geraume Zeit währenden Walzers nach dem Souper von einem Arm in den andern gewandert, da jeder, der seinen Tanz mehr von der beliebten Commandeurs-Tochter hatte erlangen können, wenigstens diesen günstigen Moment für eine Extra-Tour benutzen wollte. Damit war aber ihr Tänzer, Graf Vingen, sehr wenig einver-

neugierig und gespannt, aber mit völliger Unbefangenheit blickte sie zu ihm auf. Wenn es Liebe war, was sie für ihn fühlte, bewußt war sie sich dessen sicher nicht, in diesem Augenblick wenigstens nicht! Vingen war zu sehr mit sich und seinem Anliegen beschäftigt, um darüber nachzudenken. Etwas zaghaft rückte er nun damit heraus: „Ich bin nämlich auf eine brillante Idee gekommen, habe aber einige Angst, daß gnädiges Fräulein mich zu unverschämmt finden und abblausen lassen. Wie wäre es, wenn wir uns während der ganzen Saison für alle Bälle zum Souper fest engagirten, oder wenn Ihnen das nicht gefällt, immer abwechselnd, einmal Souper-Walzer und einmal Cotillon? Bitte, bitte, sagen Sie doch ja! Sein Sie gut!“

Mit einem fast übermüthigen Lächeln blickte Elly in sein Gesicht, das er tief zu ihr herabgeneigt hatte, um ihren Ausdruck bei seiner kühnen Forderung besser beobachten zu können, und erwiderte ohne Besinnen: „Ach, Graf Vingen, Sie brauchen doch keine Angst zu haben! Von mir bekommen Sie keinen Korb, das könnten Sie wissen!“

Unwillkürlich fuhr er zurück, und auch sie hatte kaum das fatale Wort Korb geäußert, als ihr der Doppelsinn ihrer Worte zum Bewußtsein kam; vor Schrecken stockte ihr Herzschlag. Um Gotteswillen, was hatte sie eben gesagt! War es möglich, konnte er es als Aufforderung zu einem — Antrag aufgefaßt haben? Das wäre ja entsetzlich! Blühschnell schwirrten die Gedanken durch ihr Hirn. Herausreden konnte sie sich doch nicht mehr, das machte die Sache nur noch schlimmer! Scheu streiften ihre Augen sein Gesicht, um sich sofort wieder zu Boden zu senken; es war dunkel geröthet. Ach, wenn sich doch die Erde vor ihr hätte öffnen wollen!

„Gnädiges Fräulein sind wirklich zu gütig,“ so hörte sie jetzt seine gänzlich veränderte Stimme. Sie fühlte einen stechenden Schmerz am Herzen; hatte es nicht ironisch geklungen? Oder nur förmlich? Leichenblaß stand sie auf.

„Ich glaube es zieht hier, wollen wir nicht wieder zurück in den Saal?“ stammelte sie, ohne ihn anzusehen.

Stumm bot er ihr den Arm und führte sie hinein; es wurde jetzt eine Polka gespielt, und nach einer leichten Ver-



Drei Fächer von Johanna Ewald. Siehe den Artikel: Fächer. — Seite 104.

Die Saison war in diesem Winter besonders flott; in einigen Offiziers-Familien war Besuch aus der Residenz eingetroffen, und da mußte man doch den fremden Herrschaften zeigen, daß man sich in einer kleinen Garnison eben so gut amüsiren kann, als in der großen Welt. Schlittenpartien und Eisfeste waren schon unternommen worden, eine Theater-Vorstellung zu wohltätigen Zwecken wurde vorbereitet, und der zu Anfang dieser Erzählung erwähnte Ball war von den unverheiratheten Herren des Regiments arrangirt worden, und wurde als das unbestritten schönste Fest der bisherigen Saison proclamirt. Alles war geschehen, um es so elegant und vornehm wie möglich zu gestalten; die Gärtner des Städtchens hatten ihre Treibhäuser plündern müssen, zur Schmückung von Treppenhäusern und Sälen, und mehrere der jungen Offiziere hatten ihre schönsten Möbel und Teppiche ins Casino bringen lassen, um im Tanzsaal lauschige Ecken zu schaffen. Auch die Damen, die über diese Vorbereitungen unter-

er vor ihr stehen blieb, wodurch er sie fast gänzlich den Blicken der Gesellschaft entzog. Vergnügt lachend sagte er: „Gnädiges Fräulein müssen mir wenigstens ein paar Minuten lang gestatten, Sie den anderen Verehrern zu entreißen! Aber ich verlange damit wohl ein enormes Opfer?“

„Enorm!“ erwiderte sie schelmisch. „Sie wissen, wie gern ich tanze, ich kann nie genug bekommen und sollte mich gar nicht so von Ihnen tyrannisiren lassen!“

Bewundernd musterte er ihr hübsches, erhitotes Gesichtchen, das sie vergeblich durch eisriges Fächeln zu kühlen suchte; dann sagte er ganz ernsthaft: „Diese Tyrannin ist unumgänglich nothwendig; gnädiges Fräulein sind zwar die einzige Dame, welche ich kenne, der es gut steht, wenn sie echauffirt aussieht, aber Sie dürfen wirklich nicht so viel tanzen, es ist ungemein schädlich für die Gesundheit, und darum bleibt es von der größten Wichtigkeit, daß Sie gerade für die Haupttänze immer einen gereisten und vernünftigen Mann zum Partner haben, der ein energisches Veto einlegt, wenn es zu toll wird. — Nun habe ich eine Bitte an Sie, eine sehr große und kühne Bitte!“ „Bitte, — und die wäre?“

standen; als Elly wieder einmal ganz athemlos an ihren Platz neben ihm zurückgebracht wurde, und sofort ein tanzlustiger Lieutenant sich vor den beiden verneigte, erklärte er, ihm würde die Sache zu bunt, und er wolle nun seine

neigung legte er den Arm um ihre Taille und begann zu tanzen, ohne eine Silbe zu sagen.

Was ging in seinem Kopf und in seinem Herzen vor? Arme Elly, es war nichts Gutes für sie!

Der Gedanke, daß ihre Worte unabsichtlich und harmlos gesprochen sein könnten, kam ihm gar nicht. Warum wäre sie sonst so verlegen dabei geworden? Sie mußte sich entschieden etwas dabei gedacht haben, so reflectirte er, denn sie wechselte ja seitdem unaufhörlich die Farbe! Sie hatte sicher einen Antrag von ihm erwartet und wollte es ihm leicht machen, indem sie ihre Absonderung von der übrigen Gesellschaft in der Fenster-Nische für eine günstige Gelegenheit erachtete. — Ja, hatte er denn nicht wirklich um sie anhalten wollen? — Vielleicht, wahrscheinlich sogar, später einmal, wenn er sich erst ganz klar gewesen wäre, daß sie wirklich die Rechte für ihn sei. Eine Aufmunterung aber brauchte sie ihm jedenfalls nicht zu geben, das gefiel ihm ganz und gar nicht!

Warum eigentlich nicht, da er doch geglaubt hatte, sie zu lieben und sich in letzter Zeit häufig mit dem Gedanken beschäftigt hatte, Ernst zu machen? Warum freute er sich nicht über ihr Entgegenkommen? Warum berührte es ihn im Gegen-theil geradezu peinlich! Wie ein Blitz kam ihm der Gedanke: Wenn sie ihn wirklich lieb habe, hätte sie so etwas nicht sagen können, wenigstens nicht in der Weise, wie sie es gethan. Nein, sie sah in ihm nur die gute Partie und wollte ihn einfangen! Dies wirkte auf ihn wie ein Straß kalten Wassers.

„Jetzt nur nichts merken lassen, vor allen Dingen unbefangen thun!“ dachte er; aber gerade das war gänzlich ausgeschlossen. Die Stimmung war zerstört; er fühlte selbst, daß sein Benehmen gegen sie ein völlig verändertes war, steif und gezwungen, und sie befand sich in so qualvoller Verlegenheit, daß sie ihm eigentlich leid that. Dann dachte er wieder: „Sie ist nur enttäuscht, daß ich mich nicht erklärt habe, trotz der Nachhülfe. Wenn nur der verwünschte Tanz bald zu Ende wäre!“

Gott sei Dank! Jetzt endlich trat der Vortänzer an das Orchester heran und gab das gewöhnliche Zeichen zum Bestimmen der Musik. Mit einem formellen „Unterrhänigsten Dank, mein gnädiges Fräulein!“ verabschiedete sich Vingen von Elly und begab sich sofort ins Rauchzimmer, aus welchem er nicht wieder zum Vorschein kam. Er hatte sich in der letzten

Zeit so ausschließlich Elly gewidmet, daß er außer ihr nur selten eine Dame im Voraus zum Tanzen engagirte, und man hatte sich bereits daran gewöhnt, ihn stets in ihrer Nähe zu sehen, so daß sein längeres Verbleiben im Kreise der Herren auffiel. Gegen Schluß des Festes klopfte ihm ein älterer Kamerad gutmüthig neckend auf die Schulter und meinte: „Run, Vingen, was ist denn mit Dir los? Du machst ja ein Gesicht, als ob Dir aller Weizen verpagelt wäre; war Fräulein Elly etwa ungnädig?“

Voller Wuth zog Vingen, Fräulein von Arnstorff habe mit seiner guten oder schlechten Laune absolut nichts zu thun. Noch mißmüthiger als vorher erhob er sich nach einer Weile und schlich sich fort. Also sein Name wurde bereits im Kreise der Kameraden mit dem übrigen genannt; er hatte sie womöglich schon compromittirt! Das fehlte gerade noch!

In seiner Wohnung angekommen, entließ er sofort seinen schlaftrunkenen Burden, der auf ihn gewartet hatte, und ging mit großen Schritten in seinem behaglich eingerichteten Wohnzimmer auf und ab. Er wollte nicht eher zu Bette gehen, bevor er nicht mit sich selbst ins Reine gekommen wäre. Das war ja eine ganz verwünschte Geschichte! Daß Elly einen Heirathsantrag von ihm erwartete, stand bombenfest; daß er wirklich die Absicht gehabt hatte, um sie zu werben, ebenso. Wie war es nur möglich, daß das Mädchen, das ihm heute zu Beginn des Balles noch so begehrenswürdig erschienen war, plötzlich fast allen Reiz für ihn verloren hatte, infolge einer einzigen, vielleicht etwas taktlosen Bemerkung? Er begriff es selbst nicht.

Seit frühesten Jugend war Vingen von der Gesellschaft und besonders von den Frauen verwöhnt worden, er hatte schon viel und stets mit Erfolg die Cour gemacht; er war auch viel zu schlau, als daß es ihm hätte entgegenkommen können, wie oft, besonders in den letzten Jahren, von heirathsfähigen, jungen Damen und mehr noch von deren Müttern verzweifelte Anstrengungen gemacht worden waren, ihn in Banden zu schlagen. Nur zu gut wußte er es, daß er für die beste Partie in der Umgegend galt. Elly gegenüber hatte er nie daran gedacht. Sie war ja, wie er sich selbst eingeschätzt, immer „riesig nett“ gegen ihn gewesen, aber ihr Benehmen ihm gegenüber war so unbefangenen, harmlos und fast kindlich offen, daß nur ein eitles Narr Absicht und bewußtes Entgegenkommen darin hätte finden können. Oft hatte ihn die Sehnsucht ergriffen, in ihren braunen Kinderaugen, die ihn so fröhlich anblickten, ein tieferes Gefühl aufzudecken zu sehen, und wenn es nur ihre Liebe gewesen wäre, die sie ihm verrathen hätte durch irgend ein unvorsichtiges Wort, so würde ihn dies überglücklich gemacht haben. Nein, das war es nicht, — so dachte er, — verliebt in ihn war sie nicht, da benimmt sich ein Mädchen anders! Aber heirathen wollte sie ihn; es blieb ganz klar! Vermögen hatte sie nicht; sie war dabei anspruchsvoll erzogen; es lag ja auf der Hand, daß sie besorgt sein mußte, sich zu versorgen. Gewiß hatte auch ihr Vater sie darauf aufmerksam gemacht. Aber daß sie kalten Blutes, mit bewußter Berechnung einen Versuch machen würde, ihn zu einer Erklärung zu bewegen, — nie, nie hätte er das von Elly Arnstorff gedacht! Sie hatte sich auch sichtlich nachträglich ihres unartigen Schrittes geschämt, und ihr war jetzt wahrscheinlich auch nicht sehr wohl zu Muth.

Nun kamen ihm andere und bessere Gedanken. Das arme Ding! Seit fast einem Jahr bemühte er sich um sie; ja, er hatte sich wirklich Mühe gegeben, ihre Liebe zu gewinnen, und jetzt, da sie ihm deutlich zu verstehen gab, daß sie für ihn zu haben sei, nun wollte er nicht mehr! Das war ja eigentlich eine Gemeinheit, und es war seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das Mädchen zu heirathen! Wenn er jetzt zurücktrat, so mußte dies für ihren Ruf nichts weniger als vorthelhaft sein. Es schadet einem jungen Mädchen immer, wenn ihre Verlobung allgemein erwartet wird und schließlich doch nicht stattfindet. Seine Stellung dem Regiments-Commandeur gegenüber würde dadurch auch höchst peinlich werden; doch darüber hätte er sich hinweggesetzt, das wirkte nicht einschneidend auf ihn. Er wollte ganz einfach seine Pflicht thun als anständiger Mensch. Er hatte ein junges Mädchen, dem nicht das Geringste vorzuwerfen war, ins Gerde gebracht, das machte er sich nun endlich klar, und das einzige Mittel, was ihm zu Gebote stand, dies wieder gut zu machen, war die Verlobung mit ihr. Es mußte sein, und zwar je eher, je besser; er war es sich selbst und ihr schuldig! Gleich morgen Vormittag würde er mit dem Vater reden; er hätte sich am liebsten sofort gebunden, um nicht mehr zurück zu können und aller Zweifel ledig zu sein. Also morgen würde er sich verloben! Der unangenehme Eindruck, den er heut Abend empfangen hatte, würde sich wahrscheinlich mit der Zeit verwischen; er dachte jetzt schon anders darüber, wie vor ein paar Stunden. Wenn er sich Elly's liebreizende Erklärung, ihren schelmischen, kindlichen Ausdruck so recht vergegenwärtigte, dann sagte er sich wieder, daß er sich freuen müsse, sie überhaupt zu bekommen, die Liebe wollte er ihr schon lehren! — Er gab sich nun längere Zeit sehr angenehmen Vorstellungen hin; dann endlich ging er zu Bett, sehr zufrieden mit sich und ziemlich ausgegüht mit seinem Schicksal, um sofort in einen tiefen und traumlosen Schlaf zu verfallen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Excelsior.

Studie von Wilkin's Ricawber in Breslau.

In unseren Outshof zog Mollenhans ein, der neu Gärtnere. Er war ein langer Mann und in den vierziger Jahren, mit rothem Haupt und Barthaar. Der könne mehr als Aukeneffen, so war es bei uns Kindern ausgemacht, schon gleich zu Anfang, und wir behielten Recht. Seine Person umwob ein Geheimnisvolles, das er nicht zerließ. Ja, er ließ es nicht ungern, — gelegentlich und wie hingestreut nur, — durchblicken, daß er, von Geburt ein freier Schweizer, in ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen sei, wie in denen, die ihn jetzt das Pflanzholz und das Gartenmesser in die Hand gezwungen, des schönen Vierteljahrslohns und der Vortheile einer freien Wohnung willen. Am Fenster seines Stübchens, bei uns im Nebenhaus, hing über einem schwarzen, goldumrahmten Schattenscheit, der ihn als Jüngling zeigte, eine verblühene blaue Kappe. Obzwar sie wegen ihrer Kleinheit

zu einem vernünftigen Zwecke nicht gedient zu haben schien, war sie doch mit einer gewissen Sorgfalt hergestell und zeigte auf dem Deckel einen wunderlichen Schnörkel. Weibes, Schattenscheit und Mützen, umschlang ein hellblau-weißes Seidenband, in das, in Gestalt von allerhand Kreuzen und Klammern, geheimnißvolle Runen mit Silberdraht gezeichnet waren. Da hieß es denn auch bald im ganzen Dorfe, der Oberamtmann habe jetzt einen „Akademischen“. Ob Mollenhans mit dem Kermel eine landwirthschaftliche Hochschule gestreift haben mag, weiß ich nicht mehr und habe es wohl auch nie gewußt; jedenfalls ist er, was ich später von meinem guten Vater bestätigten hörte, in seinem Trade bewandert und auch sonst ein gebildeter Mann gewesen, der sich in der Naturgeschichte gehörig umgesehen hatte. Und was für schöne Papierdrachen vermodete Mollenhans zu poppen: höher als wir selbst waren, dazu in guter Schwebehalte. Doch nicht von Drachenthieren handelt diese Geschichte, sondern von einem harmloseren Fliegenwesen, nämlich von einem Schmetterlinge.

Mollenhans kannte sie alle, die schlanken Tagfalter, die dickleibigen Nachtschmetterlinge, deren Eier, Raupen, Puppen, ihre Fundorte, Nahrungsweisen; er wußte die beste Art, Schmetterlinge zu fangen und Eier, Raupen, Puppen einzusammeln und fortzuentwickeln. Er besaß darin eine für uns Kinder durchaus erstaunliche Erfahrung und eine frische, fröhliche Art, uns davon so viel abzugeben, daß der bald gefasste Entschluß, mit seiner Hilfe eine geordnete Schmetterlingsammlung anzulegen, bei uns die wünschenswerthe Beschäftigung fand. Wir kamen den bunten Buttervögeln bald ganz gehörig auf die Schliche, und wenn sich ein schlauer Karpfenschwanz-Falter auch noch so sehr geberdete, als sei er nur eine burrende und schwirrende Hummel und für die Sammlung nicht verwendbar, wir fingen ihn heraus aus der Schar anderer honigtrübenden Gethiers; darauf konnte er sich nun schon verlassen! Mit einem „catcher“ fingen wir ihn. Mollenhans sprach von einem Schmetterlings-netze immer nur als von einem „catcher“ und zeigte uns dadurch seine weltmännliche Bildung ebenso sehr, wie überhaupt durch eine fremdartige, etwas gezierte Aussprache. In späten Sommerabenden stellte er ab und an wohl auch ein Licht in die Pracht der Blumenbeete hinein und da kamen sie angefliegen, wie Pariser Hutzuder 1870: die Wolfsmilch- und Ligusterschwärmer, die Nachtpfauenaugen und Ordensbänder, und, — allen voraus in Flügelspannweite und Dide der beinahe daumlangen, wurmartigen Leiber, — die Windige und Lindenschwärmer. Wir aber fingen die Lichtgeblendeten aus dunklem Stegreif. So wurde die unterhaltende Sammlung, in hübsche Kästen geordnet, allmählich vollständiger: sogar ein Schwalbenschwanz-Schmetterling, der rare Gast unserer Berge, hatte sich schon eingefunden. Immer aber fehlte noch die great attraction, das Zug- und Kassenstück der Sammlung: ein Segelfalter. — Wir Kinder erzählten uns von ihm, wie vom fabelhaften Vogel Kol, — etwa in der bekannten Weise: es habe einer einen Freund gehabt, und der habe einen gefannt, der 'mal einen Segelfalter — — —; und das sei an der Wilhelmshöhe gewesen, in der Nähe vom Bade Salzbrunn, zudem schon viele Jahre her.

Der Segeler hatte es mir angethan. Ich fand mich immer wieder über mein Schmetterlingsbuch gebüdet oder in einem bilderreichen Naturgeschichtswerke des Vaters blättern, und ich träumte wachenden Auges von des Falters Pracht und Seltenheit. Heller, das hatte ich aus den Büchern weg, müßte er gefärbt sein als der safranfarbene Schwalbenschwanz, aber sonst nach dessen Weise aussehen, nur in den Formen zierlicher gespielt und schlanker. Und er habe einen taumelnden Flug und flattere an Bergeshängen hin: eine Blüthe, vom Winde getragen. Ich wußte es, er war das Glück! — — —

Da sah ich einmal wieder, wie so oft schon in schöner Sommerzeit, am heißen Dache hinterm Hause auf vielem Steingeröll, das wohl der pflügende Knecht dorthin zusammen getragen hatte, und schaute und hörte dem Hirtenjungen zu, der unsere Herde schützte, wie er, nur wenig ab von mir, in seinem abgeschlossenen Wirkungsbereich schaltete, und daher ein ganzer Mann schon, sich um mich Kleinen nicht bekümmerte. Wie er einen, kaum drei oder vier Töne umfassenden, wortlosen Gesang, — eine nicht enden wollende, ewige Melodie, — in der Kuhglocken trauriges Gebimmel mengte, mit absonderlichen Kehllauten; wie er sich dann in einer wahrhaft großartigen, gar nicht nachzunehmenden Weise auf dem Rücken wälzte und die Sonnenstrahlen in der Luft zu zählen schien; wie er mit dieser Beschäftigung dann, als einer wohl schwierigen und ausichtslosen, innehielt und ein nachdenkliches Gesicht bekam; wie er sich auf seine Kniee herumschwang und auch noch andere Anstalten traf, die darauf schließen ließen, daß er damit umgehe, sich zu erheben. — Wie er sich endlich auch wirklich erhob und eine Peitische klatzend und knallend um sich schwang, mit einer ernsthaften Miene und voll Wichtigkeit, als glaube er selbst daran, daß Geräusche, wie Peitschenknetzen, geeignet seien, die Kinder von allerhand Unfug abzuhalten; wie dabei ein Paar abgewetzter, an den Barsüßen um die Knöchel gebundener Lederhosen in der Sonne erglänzten und ich, überwältigt von so viel Mannheit und Sommerhitze, schon halb im Schlafe, überlegte, ob ich es wohl dereinst bis zu einem Kuhhirten bringen möchte und zu einem Paare solcher Hosen.

Vor mir, im breiten Alee, da summte es derweilen und zirpte vielhundertfältig durcheinander von Bienen und Grillen; auch Käfer und kleine Schmetterlinge schwangen sich wäherlich vom Alee zum Ritterpfort, vom Ritterpfort zum Alee. Weit hinten aber über den Hag, da wehte verloren etwas wie ein gelbes Blatt. Es taumelte vor dem Winde her, und durch die müden Lider sah ich das Leuchten noch hierhin und dorthin treiben. Und das Leuchten war heller als das des safranfarbenen Schwalbenschwanzes!

Weit öffneten sich da plötzlich die Augen und das Blut stauete sich zum Herzen. Und ich bin ihm nachgeflit, dem Glücke, in großen Sprüngen, und schwang den leichten Strohhut über mir. Vor mir her aber segelte das glückhafte Schiff und ästete mich den Berg hinauf. Und, wohl hundert Schritte voraus und mehr, da ging es an einer blauen Glockenblume vor Anker am Walde und that die gelben Flügel von einander.

Da kam ich in wilden Jagdfeiern hinein und damit in ein noch ärgeres Laufen als zuvor, dann in ein Stolpern, Fallen und Wiederaufstehen, und hinter mir her johlte, schrie, lachte und knallte der Kuhjunge. Ich aber stürmte vorwärts und vorwärts, denn vor mir lag das Ziel: excelsior!

Wie ich dann inne hielt und, mit Athemnoth ringend und

hochklopfenden Herzens, vorsichtig unter meinen Strohhut schaute, um das am Ende doch erhoffte Glück zu sehen, da war das, was drunter seine Flügel schlug, — kein Segelfalter! Nein! Aber es war ein ausgehender Schwalbenschwanz und so vom Schicksal mitgenommen, daß seine Flügel, fast aller Farben bar, ganz abgeblaßt und glasig erschienen. Er sah in allen seinen Theilen gar jämmerlich drein; er war das Herrbild eines Faltervogels! — Ich aber machte mir mein Pädchen Glück zurecht in einem Sack und trug es hin zum Mollenhans.

Der hat mich Traurigen freundlich getröstet. Was man so finge im Hinterbrennen, das sei ja nicht das Glück. Das ließe sich nicht haben. Es bestehe auch nicht im Haben zu meist, sondern im Erwarten, Erhoffen, Erstreben. Denn das Glück bleibe ein Suchen nach dem Glück, bis an unser Ende, — bis an der Menschheit Ende! — — Alle aber dürften ihm einmal ins Auge schauen und sich an seinem Glanze freuen. Und wenn uns das zu theil geworden, so leuchte der Silberblick in uns fort und werde eine Erinnerung, — eine liebe Erinnerung. Auch das sei dann das Glück.

Ich habe das gewiß nur halb verstanden damals und mehr unbewußt mitgeföhlt. Aber es kam mir rührend vor, und ich sann, was wohl der ernste, lange Mann vor mir, mit dem wunderlichen Namen, und dem blauen Mützen da oben in der Stube, schon alles erlebt und erlitten haben möge. Ich habe ihn auch, als ich ein Mann geworden und er ein Greis, um seine Schicksale auszufragen begonnen. Aber er ist mir die Antwort schuldig geblieben bis auf den heutigen Tag.

Ich selbst habe, trotz Schwalbenschwanz und Mollenhans, nicht so bald lassen mögen von der unseligen Jagd nach dem Glücke, als sie mich hinausgestellt hatten ins Leben. Und ich bin dabei gestraucht und gefallen, und die Gassenjungen haben eine Zeit lang hinter mir hergehöhlt und geschrien. Dann habe ich mich wieder aufgerafft: doch das Glück hat sich nicht fangen lassen. Aber ich durfte ihm in die Augen schauen einmal, und es waren ein Paar leuchtende Sterne, schön dunkelbraun und hinter langen Wimpern. Es ist das nur ein Augenblick gewesen, und dabei ist es schließlich auch verblieben. — Das war vielleicht das Glück.

Die Falterammlung der Kinderzeit gerieth übrigens bald ins Vergeßen. Dann ging der gute Vater von uns und mit ihm das hübsche Landwirthschaft und Wohlstand, und es kam der Umzug nach der Stadt. Bei diesem sind auch die alten Kästen wieder zum Vorschein gelangt; doch die Schmetterlinge waren wurmzerfressen, und aus dem daumlangen, fingerdicken Leibe des großen Windigs flog, wie aus einer Gruft, die Motte, — das Lebendige aus dem Todten: das Bild der Unsterblichkeit!

Nachdruck verboten.

Clara Schumann †.

Von Richard Schott in Berlin.

Siehe Seite 97.



Clara Wieck ist die erste deutsche Künstlerin. „Da ich Leute kenne, die sich schon auf das nächste Mal freuen, wenn sie eben Clara gehört hatten, so frag' ich, was denn das Interesse für sie so lange währt? Ist es das Wunderkind, über dessen Decimen-Spannungen man den Kopf schüttelt, — ist es vielleicht einig Stolz, mit dem die Stadt auf die Eingeborene sieht, — ist es das, daß sie uns das Interessanteste der jüngsten Zeit vorführt? Sieht vielleicht die Masse ein, daß die Kunst von der Caprice einzelner Begeisteter nicht abhängen soll . . . ? — Ich weiß es nicht: ich meine aber einfach, es ist der Geist, der zwingt, vor dem die Leute noch ertlichen Respekt haben . . .“

Diese Worte schrieb Robert Schumann im Jahre 1833 über Clara Wieck, die damals Bierjehnjährige, die er sieben Jahre später gegen den Willen ihres Vaters heimführte. Schon von ihrem neunten Jahre ab, war die am 13. September 1819 zu Leipzig geborene Tochter des bekannten Musik-Pädagogen Fr. Wieck als Klavier-Virtuosin öffentlich aufgetreten, und von so glänzenden Erfolgen waren ihre zahlreichen großen Kunstreisen begleitet, daß sie selbst bereits längst eine europäische Berühmtheit geworden war, als sie im Jahre 1840 Robert Schumann die Hand reichte, in dessen Leben sie als congeniale Freundin, aber auch als schwergeprüfte Gattin eine so bedeutende Stellung einnehmen sollte. Schon seit 1837 hatte Schumann bei ihrem Vater um sie erworben, ohne dessen Bedenken wegen der Unsicherheit seiner Existenz überwinden zu können; dann brachte endlich das Jahr 1840, in dem Clara mündig geworden war, das beglückendste Ereigniß seines Lebens, dem die deutsche Kunst einen Strauß der köstlichsten Niederblüthen zu verdanken hat. Der „Liederkreis von H. Heine“, der „Kiedert'sche „Liebesfrühling“, Chamisso's „Frauenliebe und -Leben“, die „Dichterbücher“, sie alle entstanden in diesen Jahren reichsten Liebesglückes, von denen Schumann selbst später bekannte, daß sein Genius in ihnen das Beste geleistet habe, was er überhaupt vermöge.

Die nächsten vier Jahre verlebte das Ehepaar, häufig gemeinsame Kunstreisen ausführend, in reinstem Glück. Aber schon im Jahre 1844 zeigten sich die Symptome der entsetzlichen Krankheit, die Robert Schumann zehn Jahre später der ihn so innig liebenden Gattin entreißen sollte. Die Biographie des unglücklichen Meisters zeugt davon, was seine Gattin damals bereits gelitten haben muß. Zu Beginn der fünfziger Jahre steigerte sich dann die Krankheit so, daß Schumann sogar einen Selbstmordversuch unternahm und sich bei Düsseldorf von der Rheinbrücke stürzte. Was mag die schwergeprüfte Frau empfinden haben, als die Fischer, die ihn aus dem Strom gerettet hatten, ihr den geliebten Mann heimbrachten; wie viele Thränen mag sie vergossen haben, als er am 4. März 1855 in die Irrenanstalt zu Eudenberg bei Bonn gebracht werden mußte, wo sie dann als treue Pflegerin bis zu seinem Tode am 29. Juli 1856 bei ihm ausgeharrt hat!

Nach dem Tode ihres Gatten nahm Clara Schumann ihre Virtuosen-Laufbahn wieder auf, in der sie bis in ihr höchstes Alter hinein, wohin sie nur kam, glänzende Triumphe feierte. Am genialsten, feurigsten und hinreißendsten war ihr Spiel im Vortrage der Werke Chopin's, Liszt's, Beethoven's, Mendelssohn's und ihres Gatten. Auch als Componistin, namentlich von Klavierstücken, hat sich Clara Schumann schon früh hervorgethan; besonders verdienstvoll aber war, neben ihrer Thätigkeit als Klavierpielerin, ihre Lehrtätigkeit am Hochschen Conser-

atorium in Frankfurt a/M., wo sie seit 1878 lebte, und wo sie am 21. Mai d. J. im nahezu vollendeten siebenundsiebzigsten Lebensjahre auch gestorben ist.

Eine große Künstlerin, eine bedeutende Persönlichkeit und eine edle Frau, ist in ihr dahingeshieden, und keine schöneren, passenderen Worte kann man ihr nachrufen, als diejenigen, die Robert Schumann ihr in den Tagen ihrer jungen Liebe gewidmet hat:

Traumbild am 9. September 1888 abends.

„Von oben gekommen, ein Engelstind
Am Flügel sitzt und auf Nieder sinnt;
Und wie es in die Tassen greift,
Im Zauberringe vorüberfliehet
Gestalt an Gestalt
Und Bild an Bild:
Erföhig alt
Und Rignon mild;
Und tropiger Ritter
Im Waffensitter,
Und knieende Nonne
In Andachtwonne.

Die Menschen die's hörten, die haben getobt,
Als wär's eine Sängerin hochgelobt;
Das Engelstind aber unverweilt
Zurück in seine Heimat eilt.“

Nachdruck verboten.

Liebhaber-Photographie.

Von Franz Gebrian in Charlottenburg.



Es giebt wohl kaum ein technisches Gebiet, das einer so schnellen Entwicklung und eines so großen Sonnenkreises sich erfreut, wie das der Photographie. Gerade ihre Vielseitigkeit hat ihr Eingang in die weitesten Schichten der Bevölkerung verschafft.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Photographie, so finden wir, daß sich das Gesamtverfahren bedeutend vereinfacht hat. Die Erfindung der Trockenplatten hat eine neue Industrie geschaffen und die Photographie von einem rein mechanischen Handwerk zu einem Kunstgewerbe emporgehoben. Waren aber die technischen Schwierigkeiten verringert, so wurde hierdurch der Wunsch rege, sich von den Berufs-Photographen unabhängig zu machen; das photographische Verfahren ward die Gesellschaftlerin unserer Tage, und es entstand die Liebhaber-Photographie.

Damit ist aber nicht gesagt, daß diese nur einem individuellen Zweck, nämlich dem Vergnügen und der Unterhaltung des Amateurs, dienen soll! Sie kann weitergehende, ja sogar allgemeine Bedeutung erlangen, sowohl auf künstlerischem, wie auf wissenschaftlichem Gebiete. Durch Zufall kam uns z. B. jüngst eine Moment-Aufnahme aus der Hand Ihrer K. und K. H. der Erzherzogin Stephanie von Oesterreich, vor Augen, die sie aus ihrer letzten Nordlandreise im Jahre 1893 von ihrer Nacht aus angefertigt hatte: „Fram“, das Schiff des bekannten Nordpolforschers Nansen. Gerade durch das allseitig gewakte Interesse an der Expedition dieses Mannes verspricht diese Photographie, eine weitere, vielleicht historische Bedeutung anzunehmen.

Künstlerischen Werth erlangt ein Amateur-Bild, wenn der Aufnehmende nicht nur die hierfür gegebenen manuellen Regeln, sondern auch die Gesetze der Nestheit befolgt. Es dürfte den meisten unserer verehrten Leserinnen ungenügend bekannt sein, daß der Photograph, mithin auch der Amateur, den Charakter seines Bildes beeinflussen kann. Zwar kann er nicht, wie der Maler, subjective Empfindungen in seine Composition hineinlegen, wohl aber diese durch Anordnung der Aufnahme selbst und durch Wahl der einzelnen Reagentien bei der Entwicklung in wirkungsvoller Weise zum Ausdruck bringen. Der Amateur soll also nicht nur Bilder, sondern kunstvolle Bilder liefern. Es ist deshalb bereits wiederholt angeregt worden, daß die Liebhaber-Photographen in einen Wettbewerb einander treten und ihre Productionen auf einer Ausstellung dem Publicum zugänglich machen sollten. So wird im Herbst dieses Jahres in Berlin eine Ausstellung für Internationale Amateur-Photographie in den Räumen des alten Reichstags-Gebäudes eröffnet werden, über die Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich das Protectorat übernommen hat.

Den vorgeschrittenen Amateuren an dieser Stelle Rathschläge zu erteilen, halten wir selbstverständlich für ausgeschlossen, wohl aber dürften Anhänger und Freunde der Liebhaber-Photographie in dem Folgenden eine kurze Anleitung finden.

Das Bild entsteht im Innern des Apparates. Von der Güte des letzteren hängt also der Werth des Bildes ab. Anfänger begnügen sich gewöhnlich mit wohlfeileren Apparaten und setzen sich so leicht Mißerfolgen aus, die durch deren Mängel oder Fehler bedingt werden. Da nun aber Lust und Liebe zur Photographie nur in dem Verhältniß der gegenseitigen Erfolge wächst, erscheint es uns rathsam, bei der Wahl eines Apparates mehr auf seine Fehlerlosigkeit, als auf die Willigkeit, mehr auf die Einfachheit seiner Construction, als auf luxuriöse Ausstattung zu achten. Die Größe des Bildes wird durch die Größe der Kammer bedingt. Für Amateur-Zwecke kommen die beiden Größen 9x12 cm und 13x18 cm hauptsächlich in Betracht. Die Schärfe des Bildes beruht auf der Güte des Objectives, das sich aus mehreren Linsen in einer röhrenförmigen Fassung aus Messing zusammensetzt und an der Vorderseite der Kammer befestigt ist. Man unterscheidet die verschiedenartigsten Objectives, je nach Beschaffenheit und Anzahl der Linsen. Bei den Liebhaber-Photographen erfreuen sich die Applanate einer allgemeinen Beliebtheit, da sie nicht allein für Portraits, sondern auch für Gruppenbilder, Architekturen und Landschaften gleich gut verwendbar sind. Zu jedem Objective werden Scheiben von geschwärztem Blech mit runden Oeffnungen in der Mitte, von verschiedenem Durchmesser, beigelegt: die sogenannten Blenden; von diesen zeichnet sich die Iris-Blende, welche in die Objectiv-Construction hineingezogen ist, durch ihren leichten und zuverlässigen Gebrauch besonders aus. An der hinteren Wand der Kammer befindet sich in einem Holzrahmen die Mattscheibe, für welche die

Cassette mit der lichtempfindlichen Trockenplatte eingeschoben wird. Für die sichere Aufstellung des Apparates ist der Gebrauch eines Statives, namentlich für Anfänger, empfehlenswerth. Ein Tuch aus schwarzem Sammet, ein Objectiv-Deckel, oder ein Moment-Verschluß und eine handfeste Tragetasche zum Verpacken des Apparates vervollständigen die mechanische Ausrüstung.

Während die Stativ-Apparate sowohl im Freien, als auch im Zimmer und Atelier verwendbar sind, besigen die sogenannten Hand-Cameras eine viel beschränktere Verwendbarkeit. Diese Apparate werden während der Aufnahme in der Hand gehalten, sodah sie keines Statives bedürfen. Damit aber eine etwaige Erschütterung während der Belichtung nicht schadet, können diese Hand-Cameras nur für Moment-Aufnahmen im Freien und bei sehr guter Beleuchtung benutzt werden. Allerdings ist an ihnen meist auch eine Vorrichtung für Zeitaufnahmen angebracht; sie müssen aber dann auf einer festen Unterlage ihre Unterstüzung finden.

Zum Einlegen der Trockenplatten und für die verschiedenen anderen photographischen Operationen ist ein Raum nöthig, der vollständig verdunkelt werden kann. Dieses Dunkelzimmer wird durch eine Lampe erleuchtet, deren Cylinder aus rothem Rubinglas angefertigt ist; hierdurch wird das Zimmer nur durch rothes Licht erleuchtet, das auf die photographische Platte fast gar keine Wirkung ausübt.

Für die ersten Versuche im Photographiren wird der Anfänger möglichst kleine Platten in Arbeit nehmen, da diese doch nicht sofort glücken werden. Zu diesem Zweck werden in die Cassetten der größeren Apparate gewöhnlich kleine Rahmen eingelegt, die den Gebrauch kleinerer Platten gestatten.

Wir kommen jetzt zu der Aufnahme und beginnen damit, daß wir die Cassetten mit den Trockenplatten füllen. Man nimmt die Cassette in das Dunkelzimmer, dessen Thür wieder geschlossen wird, legt sie offen auf einen darin befindlichen Tisch, öffnet darauf die Schachtel, in der die Trockenplatten verpackt sind, und nimmt eine Platte heraus. Betrachten wir diese Platte bei dem auffallenden rothen Lichte, so sind deren beiden Seiten verschieden. Die eine, die starke Glanz besitzt, ist nur reines Glas, die andere, matt erscheinende, ist mit einer Gelatine-Emulsion überzogen. Da in dieser Emulsion die lichtempfindliche Substanz (Bromsilber) enthalten ist, so muß die Schicht vor jeder Lädung bewahrt werden. Wir fassen deshalb die Platte nur an den Kanten an und vermeiden jede Berührung mit den Fingern auf der präparirten Oberfläche. Die Platte wird nun derart in die Cassette eingelegt, daß die Gelatineschicht beim Aufziehen des Cassetten-Schiebers frei wird. Nachdem alle Cassetten in derselben Weise mit Platten gefüllt sind, wickelt man die übrig gebliebenen wieder ein, steckt sie in den lichtdichten Behälter und überzeugt sich nochmals, daß die Cassetten durch die Schieber ordentlich verschlossen sind.

Sobald wir nun einen Gegenstand aufnehmen wollen, stellen wir unsere Kammer auf, richten diese mittels des Statives auf den Gegenstand und stellen das Bild auf der Visir-Scheibe ein. Das Einstellen des Bildes nimmt man bei voller Oeffnung des Objectives vor, d. h. ohne jede Blende. Um das Bild auf der Visir-Scheibe sehen zu können, decken wir über unsern Kopf und die Kammer das Einstellttuch. Durch einen angebrachten Trieb können wir die Visir-Scheibe so lange rückwärts schrauben, bis das Bild in schärferen Umrissen auf der Scheibe erscheint. Endlich erreichen wir einen Punkt, bei dem die größte Schärfe erreicht ist: das Bild ist eingestellt. Da es aber ziemliche Uebung erfordert, diesen Punkt richtig zu treffen, so bedient man sich vortheilhaft einer Lupe, durch die sehr leicht die Schärfe beurtheilt werden kann.

Nachdem die Visir-Scheibe ausgezogen oder umgeklappt und das Objectiv mit dem Deckel verschlossen ist, wird die Cassette mit der Platte an ihre Stelle gebracht und ihr Schieber ausgezogen. Wird jetzt der Objectiv-Verschluß abgenommen, so ist dadurch die Platte exponirt. Da aber die Dauer der Exposition sich nach der Intensität des Lichtes richtet und von der Lichtstärke und Oeffnung des Objectives, sowie der Empfindlichkeit der Trockenplatten abhängig ist, läßt sie sich trotz aller aufgestellten Tabellen nicht genau im voraus bestimmen, sondern hängt mehr oder weniger von der Beurtheilung des Liebhabers ab, der sich allerdings sehr schnell die nöthige Sicherheit erwerben kann. Haben wir beim Einstellen stark abgebildet, so erhalten wir ein sehr schönes scharfes Bild, müssen aber auch länger, — zwei bis drei Secunden, — exponiren. Sobald die Platte genügend exponirt ist, wird das Objectiv wieder verschlossen und der Cassetten-Schieber hineingehoben. Damit es aber nicht vorkommt, daß wir eine Platte zweimal aus Versehen belichten, wird die Cassette mit einer Marke versehen.

Die Nachtheile des zu langen oder zu kurzen Exponirens lernen wir erst beim Entwickeln des Bildes kennen. Trotzdem können wir aber ein Negativ viel eher erhalten und retten, wenn wir etwas reichlich exponirt haben. Fernerhin ist es für die Aufnahme vortheilhaft, wenn wir das Objectiv gegen einfallendes Seiten- und Oberlicht schützen. Dasselbe gilt auch für das Object unserer Aufnahme, welches niemals direct von dem Licht einseitig beleuchtet werden darf; die Aufstellung des Apparates soll vielmehr derart gewählt sein, daß die Sonne, (oder das Licht) niemals vorn oder hinten steht. Beobachten wir diese Punkte, so erhalten wir sehr klare Negative, die durch ihre Feinheiten in der Schattirung dem Bilde eine große Schönheit verleihen.

Nachdem wir jetzt im Dunkelzimmer die belichtete Platte aus der Cassette herausgenommen haben, bemerken wir auf der Platte keinerlei Veränderung: das Bild ist latent. Die Platte muß deshalb mit einer Flüssigkeit behandelt werden, die das Bild entwickelt. Diese Entwickler sind in den Handlungen photographischer Apparate mit den dazu gehörigen Vorschriften fertig bereitet zu kaufen; wer sie sich allein darstellen will, findet die nöthigen Mengenverhältnisse in jedem Lehrbuch für Photographie angegeben. Am einfachsten, besten und auch am billigsten sind Eisen-Oxalat, Pyro-, Hydrochinon-, Metol-Entwickler u. a. m., oder auch Compositionen zwischen den einzelnen Arten. Wir legen nun die Platte in eine Schale aus Gummi, Papiermaché, oder Zink, mit der Gelatine-Seite nach oben ein und begießen sie möglichst gleichmäßig mit etwa 100 ccm des Entwicklers. Sodann schaukeln wir die Schale ein wenig hin und her und bemerken nach kurzer Zeit, daß ein Bild erscheint. Dieses Negativ wird nun hinreichend lange entwickelt, d. h. etwa so lange, bis das Bild auf der Rückseite bei auffallendem Lichte in schwachen Umrissen sichtbar ist.

Ist die Platte richtig exponirt, so werden die ersten Anzeichen des Negativs nach wenigen Secunden bemerkbar. Würde dagegen die angemessene Expositionszeit überschritten, so tritt das Bild sehr schnell hervor, nimmt nach kurzer Zeit seine volle Stärke an und überzieht sich mit einem Schleier. Solche Negative geben dann graue und monotone Bilder. Eine überexponirte Platte kann aber noch gerettet werden, wenn wir den Entwickler wieder in ein Glas zurückgießen, ihn mit 10 Tropfen einer 10procentigen Bromkalium-Lösung verjagen und dann weiter entwickeln. Ist die Platte aber zu kurze Zeit exponirt, so tritt das Bild sehr langsam hervor; die Lichter erscheinen, die Schatten bleiben zurück, wir erhalten ein flaves Negativ. Auch hier können wir noch ein brauchbares Negativ erhalten, wenn wir dem Entwickler 5 Tropfen einer 1procentigen Lösung von unterschwelligsaurem Natron zusetzen. Ist die Platte genügend entwickelt, so wird sie mit kaltem Wasser 1—5 Minuten abgespült.

Zu allgemeinen möge hier noch für das Entwickeln bemerkt werden, daß man zuerst mit einem gebrauchten oder verdünnten Entwickler arbeitet, weil man mit diesem zartere Töne in dem Negativ erhält. Endlich soll man eine Platte nie länger als fünf Minuten in demselben Entwickler behandeln, da sie sich sonst leicht röhlich färbt. Ist bis dahin noch kein Bild mit genügender Intensität erschienen, so giebt man den Entwickler fort und behandelt mit frischem weiter. Außerdem ist es namentlich für den Anfänger rathsam, nur mit einem Entwickler und einer Plattensorte zu arbeiten, da die einzelnen Arten und Marken besondere Eigenschaften haben, mit denen man sich erst vertraut machen muß.

Sobald wir die Platte in dieser Weise behandelt haben, müssen wir das Negativ in eine zweite Schale legen, in der es fixirt wird. Dieses Fixir-Bad besteht aus einer Lösung von 1 Theil unterschwelligsaurem Natron in 5 Theilen Wasser. Durch dieses Fixiren wird das Negativ gegen das Licht unempfindlich. Die Operation ist nach wenigen Minuten beendet. Man erkennt die völlige Fixirung daran, daß das Negativ bei dem auffallenden rothen Lichte völlig dunkel-schwarz erscheint. Darauf wird die Platte mehrmals tüchtig ausgewaschen und dann 2 bis 3 Stunden gewässert, wobei man das Waschwasser mehrmals wechselt.

Da manche Plattensorten, namentlich im Sommer, die unangenehme Eigenschaft zeigen, daß die Gelatine sich zu kräufeln anfängt, wird die Platte nach dem Fixiren in ein Alaunbad gebracht, wodurch die Gelatine wieder hart gemacht wird. Gleichzeitig erzielt man durch dieses Baden auch den Vortheil, daß sich die letzten Spuren des Fixir-Bades leichter auswachen lassen.

Nachdem man das Negativ fixirt hat, kann man mit ihm wieder am Tageslicht arbeiten.

Das Negativ läßt man nach dem Wässern bei Zimmer-Temperatur trocknen. Am besten ist es, es während der Nacht im Dunkelzimmer stehen zu lassen. Vielfach wird nun noch nach dem Trocknen das Negativ lackirt, jedoch soll der Ungeübte diese Operation lieber unterlassen, weil das Negativ dabei sehr leicht zu Schaden kommen kann.

Jetzt ist das Negativ zum Copiren zurecht gemacht. Für den Liebhaber eignet sich zur Herstellung von Positiven ganz besonders das Celloidin-Papier. Man verfährt nun folgendermaßen: Das Negativ wird mit der Bildseite nach oben in den Copir-Rahmen gelegt, auf dieses das Papier, mit der präparirten Seite nach unten; dahinter legt man ein Stückchen weiches Tuch oder Fliesspapier, fügt den Deckel in den Rahmen ein und schließt mit den vorgeschobenen Federn zu. Damit man einen scharfen Abdruck erhält, ohne daß das Negativ zerbricht, muß das Papier an das Negativ möglichst fest und gleichmäßig angepreßt werden. Diesen Rahmen setzt man dem Lichte aus, bis das Bild eine genügende Tiefe erhalten hat. Je nach Tages- und Jahreszeit ist eine kürzere oder längere Zeit hierzu erforderlich. Zum Nachsehen wird eine Hälfte des Deckels gelüftet. Auch im Copiren erlangen wir erst durch die Uebung die nöthige Erfahrung, um den richtigen Ton des copirten Bildes beurtheilen zu können.

Die Abdrücke werden alsdann so, wie sie aus dem Copir-Rahmen kommen, in das Ton-Fixir-Bad gebracht, um lichtbeständig gemacht zu werden und einen angenehmen Ton zu erhalten. Dieses Gold-Fixir-Bad ist käuflich zu erhalten. Anfangs nehmen die Copien einen rothbraunen Ton an, der aber bald in den angenehmen violetten übergeht. Nach acht bis zehn Minuten ist die Fixirung beendet, sodah das Bild jetzt ausgewaschen werden kann. Darauf werden die Copien zwei Stunden gewässert und zum Trocknen an Klammern aufgehängt.

Nachdem die Copien halbtrocken geworden sind, werden sie mit einer Schere beschnitten und auf einen starken Carton ausgezogen. Als Klebemittel verwendet man Stärkekleister. Die ausgezogenen Cartons reibt man auf der Bildseite mit einem geschliffenen Achat oder Gummiroller glatt, um den Bildern einen wohlthuenden Glanz zu verleihen.

Für die verehrten Leserinnen, die sich für Amateur-Photographie interessieren, sei hier auf das „Praktische Handbuch der Photographie von Dr. E. Vogel, Berlin, 1896. IV. Auflage“ hingewiesen. Preis drei Mark. — Zum Schluß soll noch erwähnt werden, daß das Photographiren nicht so schwer ist, wie es vielleicht nach einer theoretischen Beschreibung erscheinen könnte. Ist einmal das Verfahren praktisch durchgemacht, so wird durch den Erfolg Lust und Liebe geweckt. Die geschickte Hand der Amateurin wird die kleinen Schwierigkeiten bald zu überwinden wissen. Im übrigen macht die Uebung, hier, wie in allen Handfertigkeiten, den Meister.

Nachdruck verboten.

Von der Casseler Versammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine.

Von Dr. A. G. in Cassel.



ollte ich den ganzen Verlauf der Verhandlungen schildern, die im Mai in Cassel stattfanden, so würde ich lange Spalten brauchen, wie sie die Bericht-erstatte der Localen Blätter zur Verfügung hatten, die mit mir am Journalisten-Tische in der Delegirten-Versammlung saßen. Da ich mich kurz fassen muß, so will ich zuerst erzählen von dem glänzenden Empfang, den die Damen des Bildungsvereins in Cassel ihren Gästen bereiteten. Das Vereinshaus bildete den Mittelpunkt des regen Lebens der vier Tage, an denen der Bund beisammen

war; blumen- und fahnengeziert grüßte es uns stets aufs neue. Im herrlich geschmückten Saale war am Abend des 25. Mai die ganze Delegirten-Versammlung, — es war die zweite dieser Art, — zugegen. Da erblickten wir die Veteraninnen des Bundes, Fräulein Auguste Schmidt und Frau Dr. Goldschmidt aus Leipzig, Dr. Käthe Windscheid, die Vorsteherin des Frauen-Gymnasiums zu Leipzig, Fräulein Helene Lange aus Berlin, von Fragenden umdrängt; da saß die ehrwürdige, lebenswürdige Leiterin des Lette-Hauses, Frau Schepeler-Lette; dort waren Frau Sanitätsrath Schwerin, Frau Schulrath Gauer aus Berlin mit Frau Anna Simson in ein Gespräch über Erwerbsfragen vertieft; hier sprachen die Damen eifrig miteinander, welche die Führerinnen sind in der Rechtsfrage, Frau Stritt aus Dresden und Fräulein Anita Augsburg aus München.

Unter den Einheimischen erschienen auch einige Herren; so der Polizei-Präsident von Cassel, Graf Königsdorf, und Herr Sanitätsrath Dr. Endemann, der Vice-Bürgermeister Cassels, der die fremden Gäste mit würdigen, zuweilen von seinem Humor durchleuchteten Worten begrüßte.

Am Dienstag um neun Uhr begannen die Verhandlungen, die bis zwölf Uhr dauerten. Ein gemeinsames Mittagmahl vereinte dann die Delegirten im Damen-Restaurant des Vereins. Um drei Uhr begannen die Verhandlungen wieder und währten bis sechs Uhr. Der Abend wurde ausgefüllt durch Vorträge vor den Delegirten und einem weiteren Casseler Publicum im großen Saale des evangelischen Vereinshauses. Das war der Tagesverlauf vom 25. bis 28. Mai; nur am Mittwoch gönnten wir uns eine Erholung, da die Damen von Cassel einen gemeinsamen Ausflug nach Wilhelmshöhe arrangirt hatten. Fleißig, ohne Ermüden wurde gearbeitet, mit Eifer, in nie verlagender Begeisterung.

Mit Freunden lauschten wir am Dienstag Abend einem Vortrage der allverehrten Vorsitzenden, Fräulein Auguste Schmidt, die ein Bild der Entwicklung des Bundes deutscher Frauenvereine gab. Zu Ostern des Jahres 1894 ist der Bund gegründet worden auf Anregung der Damen, die zur Chicagoer Weltausstellung gefandt waren. Er umfaßt die größten Frauenvereine Deutschlands, so den Allgemeinen deutschen Frauenverein, den Allgemeinen deutschen Lehrerinnen-Verein, den Verein Frauenwohl in Berlin. Es gehören zu ihm 18 Lehrerinnen-Vereine, 15 Erwerbsvereine, 13 Unterstützungs-Vereine u., im ganzen 75 Vereine. Zweck und Ziel des Bundes ist: Propaganda zu machen für die Sache der Frauen und sich zusammenzuschließen zu gemeinsamer praktischer Arbeit.

In den mit parlamentarischer Ruhe und Sicherheit geführten Unterhandlungen traten gleich Brennpunkten einzelne grundbewegende Ideen hervor. Einen solchen Brennpunkt bildete die Wähligkeitsfrage, über die von Fräulein Ottilie Hoffmann aus Bremen referirt ward; die Sittlichkeitsfrage wurde von Frau Hannah Vieber-Böhm mit Feuer und überzeugender Kraft in der Versammlung erörtert, und es wurde in der Commission, an deren Spitze Frau Vieber-Böhm steht, beschlossen, ein Schreiben an die Professoren und Dozenten der Universitäten, an die Rectoren der Gymnasien, an den Unterrichts-Minister und an die deutschen Mütter zu richten, die alle aufgefordert werden sollen, im Sinne der Sittlichkeit auf die Jugend einzuwirken.

Wohl erregten diese Gegenstände die Versammlung; aber mehr als das alles waren es wohl neben den Erziehungsfragen die Erwerbs- und die Rechtsfrage, die die General-Versammlung in ihren Berichten, Verhandlungen, Commissionen und Entschlüssen vornehmlich beeinflussten und beschäftigten.

Ueber Erziehung wurde freilich verhältnismäßig wenig geredet, haben doch die Frauen bereits, unter ihnen besonders Helene Lange, einen gewaltigen Erfolg gehabt, indem die preussische Regierung das Abiturium den Frauen frei gab. Ueber das Frauen-Studium hielt Fräulein Helene Lange einen geistvollen, klaren Vortrag, während Frau Dr. Goldschmidt aus Leipzig in ihren Berichten und Vorträgen in der Commission für Erziehungsfragen über die Kindergärten, deren staatliche Organisation sie verlangte, und über die Fortbildungsschulen sprach.

Was die Erwerbsfrage betrifft, so ließ sich Frau Schulrath Gauer über die Lage der Hilfsarbeiterinnen aus. In beredten Worten schilderte sie die Fortschritte, welche der von Herrn Julius Meier und Frau Schulrath Gauer gegründete und geleitete Hilfsverein für weibliche Angestellte zu verzeichnen hat. Sie erläuterte, wie die Organisation, die jetzt 8300 junge Mädchen umfaßt, gerade im Anschluß an ihren Grundsatz: „Alles durch die Angestellten, alles für die Angestellten“, stetig gewachsen sei. Die Bureau des Vereins werden von seinen Angestellten geleitet, und das Stellenvermittlungsbureau hat nach allen Seiten hin segensreich gewirkt, indem es in fester Verbindung bleibt mit den Angestellten, aber auch genaue Auskunft einzieht über die betreffenden Chefs. Leider werden die Lohnverhältnisse gedrückt durch den ununterbrochenen Zuzug aus der Provinz und durch die heimliche Arbeit der jungen Mädchen aus den besseren Ständen. Nur vor eine gründliche allgemeine und kaufmännische Bildung besitzt, kann Aussicht auf Erfolg haben, deshalb hat der Verein Fortbildungs-Curse eingerichtet. Eine Krankenkasse mit Krankenkassen-Arztinnen erhöht das Gefühl der Sicherheit für die Angestellten.

In gleich anregender Weise sprach Frau Sanitätsrath Schwerin über die Streikbewegung in der Confections-Branche mit Bezug auf Haus-Industrie und weibliche Fabrik-Inspection. Die Ursache des Streikes fand sie in den schlimmen Lohnverhältnissen und in der Einrichtung der Zwischenmeister; deshalb seien die Forderungen der Arbeiter: fester Lohn-Tarif und Betriebswerthfaktoren, gerecht zu nennen. Zwar würde trotz der Betriebswerthfaktoren die Haus-Industrie bleiben, aber sie müsse überwacht werden, und dazu brauche man Gewerbe-Inspectorinnen, da gerade in der Confections-Branche die Hauptmasse der Beschäftigten weiblichen Geschlechts sei.

Anschließend daran berichtete Frau Simson über die Erfolge, welche die Petition des Vereins betreffend die Fabrik-Inspectorinnen gehabt hat. Noch sei diese Institution so neu, daß die Commission der Regierung und die Regierung selbst vielfach falsche Vorstellungen davon hätten; eine Commission der preussischen Regierung sei nach England gegangen und habe als Resultat ihrer Informationen den Bescheid zurückgebracht, daß „ber mit der Aufstellung von Fabrik-Inspectorinnen gemachte Versuch nicht als gegliedert angesehen werden könne.“ Dem entgegen der bekannte englische Staatsmann Sir Charles Dilke, daß die Commission schlecht unterrichtet gewesen sein müsse,

da die Einführung von Anfang an als ein Erfolg zu betrachten sei. — Einige deutsche Regierungen hätten auch schon einen praktischen Versuch gemacht; es sei das dankbar anzuerkennen. Wirklich in Aussicht genommen seien bereits weibliche Fabrik-Inspectorinnen in Hessen-Darmstadt und in Hamburg, und zwar zunächst werden die Damen Assistentinnen der Gewerberäthe. Baden und Württemberg hätten sich ebenfalls freundlich zu der Frage gestellt; in Baden würde sich die Anstellung einer Assistentin bald vollziehen. Das seien Anfänge, die zu weiteren Schritten ermutigten, und an Entschlossenheit fehle es den Frauen des Bundes nicht, wenn es die sittliche Hebung unseres Geschlechtes gelte. Frau Simson bat, daß die Commission, die sich innerhalb des Bundes für die Fabrik-Inspectorinnen gebildet hat, überall in den Vereinen für Vorträge sorgen möge, um Propaganda zu machen; überall solle man aber auch Material sammeln, damit die Regierung von der Nothwendigkeit der neuen Institution überzeugt würde.

Zast mehr noch, als diese für das praktische Leben so eminent bedeutungsvollen Fragen, erregte die Rechtsfrage die Gemüther. Zum Schutze der Frau, speciell der verheiratheten, bildeten sich Rechtsschutz-Vereine, so in Dresden, in München, in Berlin. In fesselnder Weise berichtete Frau Stritt aus Dresden über die Erfahrungen des dortigen Rechtsschutz-Vereines, der durch seine Damen den Frauen in ihren Rechtsstreitigkeiten beistehen läßt. Ein bewährter Jurist steht allerdings den Damen zur Seite, aber diese fragen selbst die Clientin, machen sich ihre Notizen für den Rechtsanwalt und führen das Protocoll über den Rechtsfall.

Wer hätte noch, meinte die Rednerin, vor fünfzig Jahren an Petitionen der Frauen an Parlamente denken wollen! Unsere Zeit sieht die Frauen auf dem Plan, mit Ruhe und Würde einzutreten für ihr gutes Recht. Der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch beließe die Frau noch zu sehr in den uralten Banden des römischen und germanischen Rechts. Der Bund der deutschen Frauenvereine habe durch eine ihrer Commissionen, die Rechtsschutz-Commission, eine Petition an den Reichstag ausarbeiten lassen, aber die Erfolge, die die Petition gehabt habe, seien zu gering, als daß sich die Frauen damit zufrieden geben könnten. Einige kleine Concessionen, so bezüglich des Rechtes der Frau, Vormund zu werden u., habe die Commission gemacht, auch sei die Frage schon in der öffentlichen Meinung mit großem Eifer verfolgt worden. — Die Damen, die in der Rechtsfrage arbeiten, brachten dann einen Dringlichkeitsantrag ein, der in allen Städten Protest-Versammlungen verlangt. Die Versammlung stimmte auf Antrag von Fräulein Auguste Schmidt zu und beschloß außerdem noch eine Resolution, in welcher die Frauen ihre Enttäuschung ausdrücken, daß ihre Petition nicht mehr genügt habe, daß sie gehofft, in der Commission mehr Berücksichtigung zu finden mit ihren gerechten Forderungen. Die Resolution schließt mit den Worten: „Wir sprechen die Zuversicht aus, daß sich die deutschen Frauen in allen Theilen unseres Vaterlandes diesem Proteste anschließen werden. Es gilt nicht nur das Interesse der Frauen, sondern das der Familie und damit der Gesamtheit des deutschen Volkes. Es gilt den anderen Nationen gegenüber, die längst eine Hebung der Stellung der Frau einer Hebung der Kultur überhaupt gleich achten, unsere nationale Ehre!“

Nachdruck verboten.

Fächer.

Von August von Heyden in Berlin.
Siehe die Abbildungen Seite 101.

Faum irgendwo feiert die Industrie eine lebenswürdigere Vereinigung mit der Kunst, als beim Fächer, und kaum tritt jemals beides intimer an den Menschen heran, oder besser gesagt, an den schönsten Theil unserer Rasse, als bei diesem kleinen, zierlichen Requisite der eleganten Erscheinung eines weiblichen Wesens. Der Fächer ist ein discreter Freund der Damen; er redet seine eigene Sprache, die nur der versteht, an den sie gerichtet ist, und er ist verschwiegen, wie das Grab. Alle diese Eigenschaften besitzt in hervorragendem Grade nur der Fallsächer, denn der im Orient heute noch, namentlich aber in Italien im 16. Jahrhundert gebrauchte Fächer, wie sein Genosse, der feste Fiedersächer, ist gegen ihn ein unbehilflicher Gesell, aus dem für das Spiel reizvoller Kofetterie nicht viel zu machen ist, obwohl ihm gerade Benedig in seiner glänzendsten Zeit den Vorzug gab.

Die hervorragenden Eigenschaften des beweglichen Fächers scheint man schon sehr früh erkannt zu haben, denn der Älteste, den wir besitzen, ist ein Fallsächer im Domschatze zu Monza. Es wäre aber durchaus falsch, anzunehmen, daß, weil wir nur ein übriggebliebenes Exemplar früher Zeit besitzen, die Langobarden-Königin Theodelinde, der jener Fächer in Monza gehört haben soll, die einzige glückliche Besitzerin dieses Toiletten-Gegenstandes gewesen sei. Er ist damals gewiß in der uns überlieferten Form Mode gewesen, und wenn wir literarisch seine Existenz an dem luxuriösen Hofe Karls des Großen nicht nachweisen können, obwohl uns Angilbert sehr genau mit den Toiletten der etwas lustigen Töchter des großen Karl bekannt macht, so ist doch kaum an dem Vorhandensein des Fächers in den zarten Händen jener Damen zu zweifeln. Freilich wird dabei niemals die Kostbarkeit des berühmten Fächers erreicht sein, den Margarethe von Balois der Gemahlin Heinrich III. schenkte und der nahe an 14000 Frank des heutigen Geldes gekostet haben soll.

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde der Gebrauch des Fächers immer allgemeiner. Wer könnte sich eine Dame mit gepudertem Frisur ohne solchen denken? Hervorragende Künstler schufen die entzückenden Bilder der Fächerblätter, während die Gestelle immer reicher aus Elfenbein, Schildpatt und Perlmutter hergestellt wurden. Der Fächerhändler Vöschenkohl in Wien konnte daher sein Preisverzeichnis durch Empfehlung „Physiognomischer Fächer“ erweitern, auf deren Blättern durch Heranziehung von Lavater's physiognomischen Kenntnissen „dem schönen Geschlechte bei Erwählung eines Liebhabers“ Beihilfe geleistet werden sollte.

Derartigen Zwecken werden nun freilich die Fächer nicht

dienen können, von denen wir unseren Leserinnen eine kleine Auswahl vorlegen, die aber hier leider des Hauptpreises dieser vortrefflichen Arbeiten entbehren: der Farbe. Die Fächer entstammen der kunstgeübten Hand einer modernen Frau; sie sind daher selbst modern, im besten Sinne.

Das Charakteristische des Modernen ist das Ringen nach ganz neuen Ausdrucksformen, oder doch das Anwenden alter Formen in neuer Verbindung, ein starkes Betonen der Individualitäten. Die überaus glückliche Art, in der Frau Johanna Ewald solche Bestrebungen bei ihren Fächern zum Ausdruck bringt, giebt diesen Arbeiten ihren hohen Reiz. Während die Künstler früherer Perioden das Fächerblatt nur als Bildfläche behandelten und sich um das eigentliche Wesen seiner Natur, die durch Haltung und Bogenform gebotenen stilistischen Eigenthümlichkeiten, gar nicht oder doch nur in untergeordneter Weise kümmerten, ein Borwurf, den man übrigens den ältesten Fächern am wenigsten machen darf, hält Frau Ewald gerade an diesen Stellen fest. Sie schmückt ihre Fächer mit den Symbolen des Trohns und heiterer Geselligkeit, mit Blumen, zwischen denen hier und dort ein Schmetterling gaukelt; und diese Blumen legen sich entweder als farbiger Kranz um den oberen Umfang des Fächers, zwanglos nach der Mitte des Blattes herabranfend, oder sie wachsen in stilvoller Weise von unten, wie Verlängerungen einzelner Fächerstäbe, in das Blatt hinein, gewissermaßen in dasselbe ausstrahlend und es überspinnend. Am reizvollsten sind jene Fächer, deren Mitteltheil eine Spitze bildet, in welcher hin und wieder mittels eines Einsatzes von solidem Stoffe Raum für einige lustige Falter oder ein paar Streublümchen geschaffen ist, während der Rand von leichtem Blüthenkranz gebildet wird. Die Pflanzen und Thiere selbst sind mit vollendeter Meisterhaft in deckenden Wasserfarben ausgeführt, in einem vornehmen Naturalismus, der nichts mit der nüchternen Parteilichkeit namentlich älterer Blumenmalerei gemein hat. Die Farben sind überaus energisch behandelt und von leuchtender Kraft und Klarheit. Aber die feinsinnige Künstlerin begnügt sich mit diesen Vorzügen nicht; sie verlangt von ihren Fächern, daß sie der Trägerin auch gut kleiden und mit feiner moderner Toilette disharmonisiren, daß sie sogar der Besitzerin zu Gesichte stehen, wenn sie, was häufig der Fall ist, diese kennt. Es erfordert das nicht nur sorgfältigste Wahl der Farben des Blattes und der darzustellenden Blumen, um Wirkungen zu erreichen, die sich in jedem Falle einschmeicheln, sondern auch eine überaus vorständige Wahl der Gestelle, welche die Absicht der Wirkung unterstützen müssen.

Wir können in unseren farblosen Illustrationen nur einen unbefriedigenden Begriff von den kunstvollen Erzeugnissen der Frau Johanna Ewald geben; wir wünschen aber unseren Leserinnen aufrichtig das Glück, dieselben in Wirklichkeit sehen und bewundern zu können.

Nachdruck verboten.

Felsenküste bei bewegter See.

Zu dem Bilde von August Reinhardt in Loshwitz.
Siehe Seite 100.

August Reinhardt ist den Lesern der Illustrirten Frauen-Zeitung als ein tüchtiger Landschaftler längst bekannt; in der heutigen Nummer begegnen wir ihm auch auf dem Gebiete der Marine. Zum Borwurfe hat er sich eine nicht allzu hohe, doch scharf zerklüftete Küste gewählt, wie sie etwa bei dem schwedischen Kullen am Katttegatt findet. In langen Schwellungen stürmen die bewegten Wasser gegen das felsige Gestade, schlagen über die abgestürzten Trümmer fort, oder streben mit tanzender Wucht zwischen ihnen empor, um dann in glänzenden Strömen abzurufen, oder mit gewaltiger Wucht zurückgeschleudert zu werden. Es ist ein einjames Naturbild, aber nicht einseitig. Man kann in der Weite stundenlang ohne Ermüden diesem unablässigen Kampfe der Elemente zuschauen, und deshalb lassen wir uns auch gern durch die Reproduktion des Künstlers fesseln; zumal jetzt, im beginnenden Hochsommer, wo sich der Mensch mit tiefem Verlangen aus den Städten hinaussehnt nach der Höhe der Gebirge oder nach dem frischen, brausenden Odem der Salzflut. St. U.



frage.

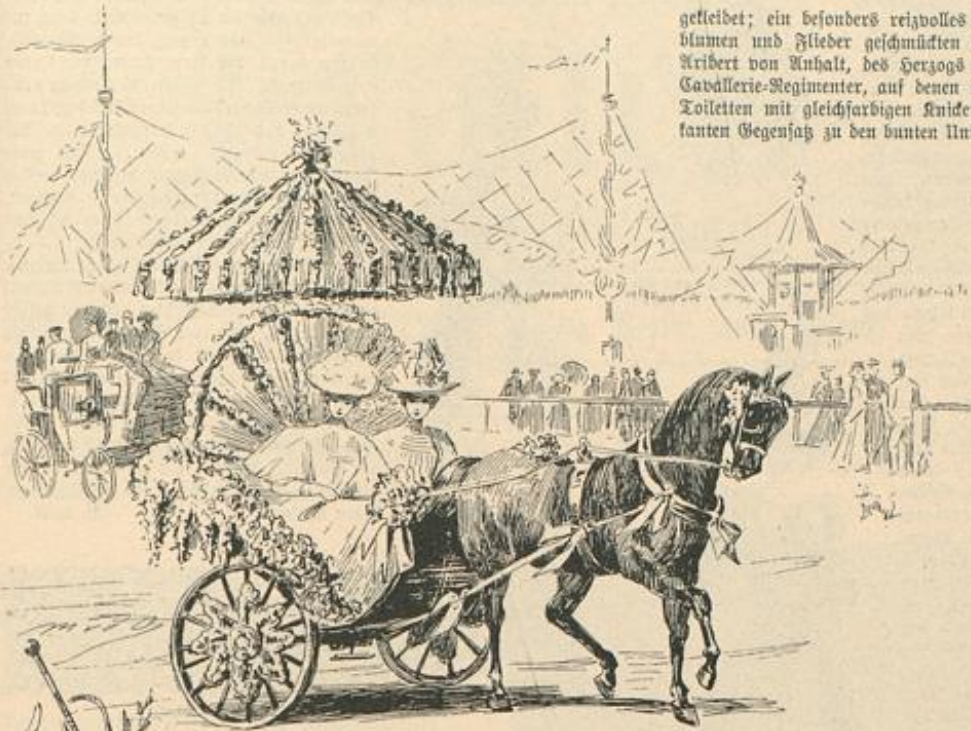
Unterbringen von Manuscripten. — Sehr geehrte Redaction! Eine treue Abonnentin, die sich redlich bemüht, schriftstellerische Erfolge zu erzielen, bittet Sie, ihr kurz anzudeuten, wie ein Autor sich am leichtesten das Wohlwollen der Herren Redacteurs erringt? Johanna.

Antworten.

Baroness v. Schloß W. . . a. — In den Häusern der königlichen englischen Familie ist das Deutsche keineswegs die Verkehrssprache. Im Gegentheil, es wird geradezu ausschließlich englisch gesprochen, sogar im Verkehr mit den deutschen, in England wohnenden Fürstlichkeiten, wie mit dem Herzog von Teck und dem Prinzen Eduard von Sachsen-Weimar. Nur gelegentlich der Anwesenheit deutscher Verwandten, wie Kaiser Wilhelm oder des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, wird die deutsche Sprache gebraucht. Die Königin spricht mit den Battenbergs, mit ihrem Enkel, dem Großherzog von Hessen, oder der Herzogin von Coburg gewöhnlich englisch; der Prinz von Wales bemüht sich für den deutschen Verkehr mit seiner Mutter und seinen anderen in England wohnenden Familien-Mitgliedern oder Verwandten fast ausschließlich die englische Sprache. Deutsch wird nur im Verkehr mit den deutschen und österreichischen Botschaftern, dann bei Audienzen deutscher oder österreichischer Unterthanen geredet; mit den anderen Diplomaten ist der Verkehr stets französisch. Dagegen wird im Verkehr mit der dänischen Königsfamilie gewöhnlich die deutsche Sprache gebraucht.

Jüngerer Witt. — Wir haben den betreffenden Herrn schon zu oft erwähnt, als daß wir abermals auf ihn zurückkommen könnten.

Maisländer 23. — Nicht so ängstlich, sonst wird Ihnen der Kampf mit dem Leben schwer werden! Für uns dürfte die genannte Arbeit kaum verwendbar sein. Legen Sie diese, nicht anonym, kleineren Blättern vor.



Aus der Berliner Gesellschaft.

Das Frühlingsfest der Berliner Gesellschaft, der Blumen-Corso, hatte am 20. Mai eine nach Tausenden zählende Menge hinaus auf die Rennbahn zu Westend gelockt. Mit Fahnen und Blumen bunt geschmückt, bot das Terrain einen entzückenden Anblick, und in den Equipagen, in den Logen und auf dem Promenaden-Platz vor den Tribünen konnte man eine Toilettenpracht bewundern, wie sie die Berlinerinnen bei öffentlichen Gelegenheiten nur selten zur Schau trägt. Da Ihre Majestät die Kaiserin im letzten Augenblick verhindert war, dem Feste beizuwohnen, so erschien an ihrer Stelle Frau Prinzessin Friedrich Leopold in vornehm einfacher Toilette aus heller Seide mit Blumentalle und absteigendem breitem Gürtel, Puffärmeln, langen Handschuhen und Toque-Hütchen. Nach dem Rennen eröffnete die hohe Frau mit ihrem Bruder, dem Herzog Ernst Günther, den eigentlichen Corso. Meist waren die Damen harmonisierend mit dem Blumenschmuck der Wagen

artig überdachte Coupé einer bekannten Schauspielerin. Man hatte nicht Augen genug, alle Einzelheiten des bunten Bildes in sich aufzunehmen und konnte nur mit Befriedigung constatiren, daß Berlin auch in der Entfaltung von Geschmack, Eleganz und Luxus seiner Stellung als Weltstadt immer glänzender gerecht wird. R. W.



Berlin. — Vor ungefähr einem Jahre wurde hier ein „Volk-Club“ begründet, dessen Präsidentschaft der damalige britische Botschafter in Berlin, Sir Edward Malet, übernahm, und dessen Mitglieder bisher zumeist der in der Reichshauptstadt so zahlreich vertretenen englischen Colonie entstammen. Der in Westend seine Übungen abhaltende Club veranstaltete nun kürzlich ein Turnier, bei dem Fräulein Elise Schulhoff, Tochter des bekannten Componisten Schulhoff, die einzige am Spiel beteiligte Deutsche, den ersten Preis davontrug.

Der Bund eines Künstler-Paares, für das weite Kreise sich interessieren dürften, ist jüngst geschlossen worden. Die amnuthige und hochbegabte Bildhauerin Lilli Fingelberg vermählte sich mit dem Maler Johannes Wislicenus. Der junge Gatte ist ein Sohn des Historien-Malers Hermann Wislicenus, dem die Arbeiten am Kaiser-Schloß zu Goslar übertragen worden sind.

Im Atelier der bewährten Portrait-Malerin Elisabeth Stempel, Willowstr. 5, stellte die in der kunstfertigen Welt bestens bekannte Münchnerin Jeanna Bauck eine Anzahl trefflicher, zum theil genialer Schöpfungen ihrer Hand aus. In der zur Schau gelangten Sammlung fehlten neben dem vornehmen Portrait einer schwarzgekleideten Dame und dem reizvoll lebendigen Bildniß eines kleinen Mädchens im Gartenhut und Alltagskürzchen, vor allem in Del ausgeführte See- und Wiesenstücke, in denen die Luft mit ganz besonderer Feinheit behandelt ist. Unter den Bleistift-Zeichnungen fiel zunächst ein wiederum höchst charakteristisch aufgefaßtes Bildniß der dänischen Meisterin Bertha Wegmann auf. Mit denselben einfachen Mitteln in Schwarz und Weiß zu trefflicher Wirkung gebrachte Innenraum- und Landschafts-Ausschnitte haben der Künstlerin als Vorlagen zu sehr feinen Radierungen kleinen Formates gedient. Jeanna Bauck gebürtig im October d. J. in Berlin dauernd niedergelassen; sie will hier auch ein Schillerinnen-Atelier begründen.

München. — Die unter dem Pseudonym „Franz von Nemmersdorf“ der Lesewelt bekannt gewordene Schriftstellerin Freiin Jeanna Franziska v. Reichenstein-Nemmersdorf ist hier gestorben. Geboren am 19. September 1834 auf Schloß Hördenstein in Schwaben als die Tochter des Augsburger Ober-Appellations-Gerichtsrathes v. Reih, erhielt sie eine äußerst sorgfältige Erziehung und dadurch Geschmack an ernsten Studien und Vorliebe namentlich für Geschichte, Philosophie und Anthropologie im weitesten Sinne. Verheiratet 1849 mit dem Königl. bairischen Rittmeister Freiherrn v. Reichenstein, wurde sie schon 1853 Witwe. Seitdem lebte sie der Gesellschaft, der Literatur und ihren Reisen.

Paris. — Eine That, die dem Kunst-Historiker nicht minder verdienstlich erscheint, wie dem Gelehrten, beging Baronin Rachel de Tretaigne, indem sie eine Million zur Instandsetzung der Kirche Saint-Pierre auf dem Montmartre schenkte. Diese Kirche wurde etwa im siebenten Jahrhundert an der Stelle eines Marstempels und theilweise mit dessen Bauwerken errichtet. Durch ungeschickte Ausbesserungen und Vernachlässigung hat das Bauwerk viel von seiner einstigen Schönheit verloren. Bei sachkundiger Instandsetzung, wie sie nun zu erwarten ist, kann es zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges werden. Saint-Pierre ist wahrscheinlich dieselbe Kirche, in der Otto II. bei seinem Siegeszug im Jahre 978 einen Dank-Gottesdienst halten ließ.

Washington. — In Honolulu, wohin sie als Special-Correspondentin des Chicagoer „Times-Herald“ gegangen war, ist in Kate Field eine der interessantesten und thätigsten Journalistinnen und Schriftstellerinnen America's vom Tode ereilt worden. Die jetzt Verstorbenen, Tochter eines Schauspielers-Paares, machte schon in jungen Mädchenjahren als Berichterstatterin für die „New-York Tribune“, die „Philadelphia Press“ und die „Chicago Tribune“ längere Reisen nach Europa. 1874 trat sie nicht ohne Erfolg als Schauspielerin auf, doch verließ sie die Bühne bald wieder und widmete sich ausschließlich der Schriftstellerei. Unter ihren Werken sind folgende hervorzuheben: „Planchette's Diary“, „Adelaide Ristori“, „Ten Photographs from Charles Dickens' Readings“, „Ten days in Spain“ und

Henneberg-Seide

Nur ächt, wenn direkt ab meinen Fabriken bezogen —

Schwarz, weiß und farbig von 60 Pf. bis Mr. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)		
Seiden-Damaste	v. Mr. 1.35—18.65	Seiden-Grenadines v. Mr. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider per Klobe	„ 13.80—68.50	Seiden-Bengalines „ 1.95—9.80
Seiden-Foulards	„ 95 Pfge.—5.85	Seiden-Surahs „ 1.35—6.30
Seiden-Maschen-Atlas	„ 60 — 3.15	Seiden-Faille française „ 2.45—9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 — 9.65	Seiden-Crêpe de Chine „ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60 — 18.65	Seiden-Foulards japan. „ 1.45—5.85

Seiden-Armures, Monopols, Crisalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken- und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

von Prieser'sche Lehr- und Erziehungsanstalt für Mädchen
Stuttgart, Moserstraße 12.
Pensionat f. 12 u. Ausländerinnen, bietet bei freudl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und Umgangformen.
Die Vorleserinnen:
E. von Braun. L. Hagmaier.

Günstig für gebildete Damen.
Villa im Park, besucht. Kurort, herrl. am Walde geleg. Obst- u. Gemüsegarten, sich vorz. z. Sommerpensionat od. z. Vermieten an Kurgäste eignend, soll sofort günstig verkauft werden. Anst. unt. „Villa“ an die Exp. d. Stg.

Gesucht junge perf. Modistin, welche geneigt ist, sich in einer groß. Stadt Thüringens mit feinsten Kundsch. selbstständig zu machen. Off. A. 100 Exp. d. Bl.

Lederschnitt, Metallzän, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Coballa-Vernis-marlin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im Berlin, W. von Johanna Helfer, Bülowstraße 21.

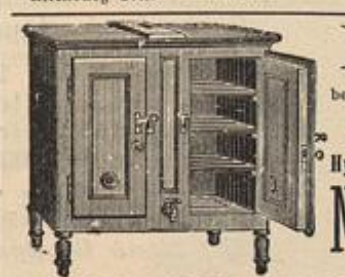
Die Moden-Akademie zu Leipzig, Arndtstr. 30 b.
staatl. best. u. sachmännlich geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidkunst, für Anfertigung u. Ausführl. Prospekt gratis.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. v. Fr. Clara Kolb, Berlin W., Hilpferstr. 8a.

Gesangstudirenden, denen das Singen in der Höhe schwer fällt, schafft Opernsänger Abhilfe. Offert. unt. „Sings“ a. d. Exp. d. J. B. 3.

Hocheleg. Salon-Windspiele
aus meiner Specialanfert. (36 erste Med. u. Ehrenpreise) abzugeben
Literat Dietz, Frankfurt a/Main.

In meinem Pensionat finden junge Mädchen zur weiteren Ausbildung in Wissenschaften und Handarbeiten, wie zur Erlernung des Haushalts und gesellter Formen, unter sorgfältigster Leitung Fräul. Aufnahme. Auch schulpflichtige Kinder erhalten gewissenhafte häusliche Pflege und Erziehung. Beste Referenzen. Prospekt durch
Elisabet Wedekind
Altensburg S.H. Vorleserin.



P. Raddatz & Co., Hoflieferanten, Berlin W., Leipziger Strasse 11.

Kurse zur Erlernung der Selbstschneidererei und aller Arten Handarbeiten, sowie zur Vorbereitung für das Handarbeitslehrerinnen-Examen.
Frau E. Sternaux,
Kant. geogr. Handarbeitslehr. f. höh. Schulen.
Berlin W. 30, Schwerinstr. 19 III.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickerei** Unterricht erteilt bei Fräulein G. v. Wülfel, Kurfürstentrasse 45. II.

Ein alleinst. Alt. Herr, Wittwer, sucht z. selbstst. Führung f. Haushalt, p. 1. Juli er. eine vertrauenswürd. u. erf. Wirtschaftlerin, welcher z. ihrer Unterstützung noch ein Hausmädchen beigegeben wird. Die Stellung ist eine angenehme und dauernde. Dagegen wird nur auf eine Persönlichkeit reflekt., welche selbstst. u. ohne Verh. a. n. h. Familienanschluss zu leg. ihren Platz vollkommen auszufüllen vermag. Off. m. d. d. d. m. Phot. sind unter R. R. 100 an die Exp. des Intelligenzblattes in Schwiebus zu richten.

Eisschränke
bester Construction, auch mit besonderer Abtheilung für Butter und Milch.
Eismaschinen, Einmachegläser.
Hygienische Milchkocher, neueste Systeme.

Neu! Majolica Fischservice
für 12 Pers. M. 10.—
Krebsterrinen, Krebservice empfiehlt das Ausstattungsmagazin
Königl. Hoflieferanten,

P. Raddatz & Co., Berlin W., Leipziger Strasse 11.

Foulard-Seide
sowie weiße, schwarze u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wickl. Fabrikpreis, unter Garantie f. Aechtheit u. Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungs-schreiben. Muster fee. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.
Adolf Grieder & Co., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrierten Frauen-Zeitung übernimmt
Fr. H. Storbeck,
Berlin, SW.
Berlin SW, Wilhelmstraße 139 IV.

Für Rahmen- und Monogrammschneiderei
in und außer dem Hause erwirkt sich Fräul. M. von Keller, Berlin W., Plottowstraße 17, III.
Zur Anfertigung einfacher und eleganter Toiletten in bester und geschmackvoller Ausführung bei mäßigen Preisen empfiehlt sich
Berlin, Schönebergstr. 300. Louise Röscher.

Es wird unsern geehrten Leserinnen nahe liegen, bei ihrem Bedarf auf die Inserate der Illustrierten Frauen-Zeitung Rücksicht zu nehmen. Empfehlenswerth erscheint es, bei allen, den Inserenten zu stellenden Anfragen bezw. bei Aufträgen sich auf unser Blatt zu beziehen. Sollte nach Ausführung einer Bestellung zu einer begründeten Klage Veranlassung vorliegen, so wird unsere Expedition gern bereit sein, dieselbe nachdrücklich zu unterstützen.

„History of Bell's Telephone“. Kate Field war die Gründerin von „The National Review“ und gleichfalls die Gründerin und Herausgeberin von „Kate Field's Washington“.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Eine ebenso kleidsame wie unentbehrliche Vervollständigung der sommerlichen Blusen-tracht ist der Gürtel, giebt er doch



Gürtel mit gemalten Blumen.

der losen Taille erst den nötigen Halt und eine gewisse Eleganz. Zum einfachen Waschlende gilt das glatte Seidenband, der faltige Stoffgürtel als passender Taillenschluß; reichere Toiletten legen auf originelle, oft kostbare Gürtel besonderen Wert. Nennenswerth, wo die Mehrzahl der Damen den Pinsel mit fast virtuoser Geschicklichkeit führt, begehrt man auch häufig der Malerei auf Stoff in Verbindung mit Faltensiderei, eine Zusammenstellung von bestechendem Reiz. Der erste Gürtel zeigt auf beinweißem, mit hellgelbem Leder gefütterten Atlas eine farbige Blumen-Guirlande in Aquarell-Malerei, oben und unten von je einer Faltensiderei begrenzt. Einzelne kleine Faltensiderei sind effectvoll als Blumentelche eingefügt. Den Gürtel schließen Berberriemen und Stahlschnalle, beide von dem übergreifenden Gürteltheil mit Schnalle aus Goldbronze verdeckt. Kostbarer und aparter ist die zweite Vorlage, ein byzantiner Gürtel aus farbigem Gold-Brocad, den einzeln aufgelegte Andysse und Blattfiguren aus Goldbronze mit farbigem Email zu einem wirkungsvollen Schmuckstück gestalten. Das farbig schimmernde Goldband fittiert blaue Repsseide; ein schön gezeichnetes längliches Patenschloß vermittelt den feistlichen Schluß. E. Sch.



Byzantiner Brocad-Gürtel mit Email-Schließen.

Paris. — Die letzte Mode bringt ein sehr apartes Straßen-Kostüm. In flachen Reifalten schmiegte sich der Rock aus leichtem geblicktem Vell-Muselin um die Hüften; die Taille öffnete sich über einer butterfarbenen, plissirten Seidenweife. Seidene Blenden, die Kragen und Revers des Jäckchens begrenzen, enden im Rücken mit einer vollen Schnalle. Der hochgeraffte Reversärmel weist schmale Blenden-Garnitur auf, die am Handgelenk geflechtartig angebracht wurde. Ganz apart ist die Form des Hütchens, so ein echtes toilettes Pariser Kind, ganz dazu geschaffen, ein jugendliches Köpfchen zu schmücken und seiner Trägerin bestirrenden Reiz zu verleihen. Der reiche Blumenschmuck, — es sind die schönsten, rothen Mohnblüthen, — legt sich um den Kopf und füllt die aufgeschlagene Krempe. Mit rundem wie edigem Kopf findet sich diese capriciöse Neuheit in hundert verschiedenen Variationen.

Wien. — Genau mit dem Derby-Tage fiel diesmal das erste



Toilette mit Spinen-Entrebuz.

warme Sommerwetter zusammen, und die stuhende Menge neuer Hochsommer-Toiletten war daher kaum zu übersehen. Ganz lose über leidlichem Unterleibe getragene, mit Spinen durchbrochene, transparente Stoffe fanden vielfach Verwendung zu ganzen Kleibern; so erregten allgemeine Bewunderung die in der Form völlig gleichen Kostüme zweier hoher Aristokratinnen, das eine



Toilette mit Jäckchenfalten. Joulard-Kleid mit Epaulettes.

aus weißem Batist, mit schwarzen Entrebuz carrirt, über lila Taffetas, das zweite aus grauem Linon-Batist mit weißem Valenciennes-Einsatz über seegrüner Seide, beide vervollständigt durch bis zum Boden reichende Gürtelschärpen aus Chiné-Band. Die großen Hüte zeigten überreichen Schmuck aus Rosen und weißen Blüten. Ein entzückendes Modell erschien zur allgemeinen Bewunderung und zur stichtlichen Ueberzeugung der Trägerinnen zweimal auf dem Tapislay: leicht durchscheinender weißer Joulard war mit breiten schwarzen Chantilly-Barben in gekrenzten, spitz gegeneinander laufenden Streifen durchbrochen und ließ hier das rosafarbene Unterkleid zur Geltung kommen; dazu war eine drahtgefeigte Schmetterlingschleife aus schwarzer Spitze rückwärts am Halse befestigt, und schwarzer Tüll bildete das originelle Gürtel-Arrangement. Ein weißer Baschhut mit weißem, rosa und schwarzem Tüll in vollen Gewinden nebst drei hochstehenden Federn in Schwarz, Weiß und Rosa vervollständigte die eine Toilette; zur anderen, deren Trägerin eine allererste Schönheit Blens ist, war ein schwarzer Florentiner mit Rosen-Kranz gewählt. Sensationell gleichzeitig trat sehr groß dunkelblau und weiß gemusterter Joulard auf. Am schönsten erschien dieser Stoff in der Zusammenstellung mit weißer, Zetgestrichter Point laoc=Spitze über einem quergefalteten Taillenthell und Epaulettes aus écar Glasbatist. Das vielbewunderte Toque-Hütchen der Frau Baronin Verckheim war ganz aus Hortensien-Blüthen, roth, blau, lila und weigrün zusammengesetzt, von rückwärts überragt durch lila Federköpfchen. Grazilöse Eigenart bei doch unübler Einfachheit der Form wies die weiße Waschlende-Toilette einer jungen Dame auf; die Taille zeigte jäckchenartig wirkende, tief eingelegte Faltenthelle an Brust und Rücken über einem hochgehenden Nieder-Gürtel aus schwarzem Atlasbande. Schwarze, ganz schmale Vandrüschen, in Bogen aufgelegt, garnirten die Rockränder, wie denn überhaupt vielerlei schmale und zarte Besätze gesehen wurden. Der Hut aus blau und grauem Stroh zeigte eine Garnitur von Palmbüthen, blau und grünem Tüll, blaugraun carrirtem Band und blauen Katschrofen. R. Br.

Paris. — Die letzte Mode bringt ein sehr apartes Straßen-Kostüm. In flachen Reifalten schmiegte sich der Rock aus leichtem geblicktem Vell-Muselin um die Hüften; die Taille öffnete sich über einer butterfarbenen, plissirten Seidenweife. Seidene Blenden, die Kragen und Revers des Jäckchens begrenzen, enden im Rücken mit einer vollen Schnalle. Der hochgeraffte Reversärmel weist schmale Blenden-Garnitur auf, die am Handgelenk geflechtartig angebracht wurde. Ganz apart ist die Form des Hütchens, so ein echtes toilettes Pariser Kind, ganz dazu geschaffen, ein jugendliches Köpfchen zu schmücken und seiner Trägerin bestirrenden Reiz zu verleihen. Der reiche Blumenschmuck, — es sind die schönsten, rothen Mohnblüthen, — legt sich um den Kopf und füllt die aufgeschlagene Krempe. Mit rundem wie edigem Kopf findet sich diese capriciöse Neuheit in hundert verschiedenen Variationen.

Paris. — Die letzte Mode bringt ein sehr apartes Straßen-Kostüm. In flachen Reifalten schmiegte sich der Rock aus leichtem geblicktem Vell-Muselin um die Hüften; die Taille öffnete sich über einer butterfarbenen, plissirten Seidenweife. Seidene Blenden, die Kragen und Revers des Jäckchens begrenzen, enden im Rücken mit einer vollen Schnalle. Der hochgeraffte Reversärmel weist schmale Blenden-Garnitur auf, die am Handgelenk geflechtartig angebracht wurde. Ganz apart ist die Form des Hütchens, so ein echtes toilettes Pariser Kind, ganz dazu geschaffen, ein jugendliches Köpfchen zu schmücken und seiner Trägerin bestirrenden Reiz zu verleihen. Der reiche Blumenschmuck, — es sind die schönsten, rothen Mohnblüthen, — legt sich um den Kopf und füllt die aufgeschlagene Krempe. Mit rundem wie edigem Kopf findet sich diese capriciöse Neuheit in hundert verschiedenen Variationen.

Paris. — Die letzte Mode bringt ein sehr apartes Straßen-Kostüm. In flachen Reifalten schmiegte sich der Rock aus leichtem geblicktem Vell-Muselin um die Hüften; die Taille öffnete sich über einer butterfarbenen, plissirten Seidenweife. Seidene Blenden, die Kragen und Revers des Jäckchens begrenzen, enden im Rücken mit einer vollen Schnalle. Der hochgeraffte Reversärmel weist schmale Blenden-Garnitur auf, die am Handgelenk geflechtartig angebracht wurde. Ganz apart ist die Form des Hütchens, so ein echtes toilettes Pariser Kind, ganz dazu geschaffen, ein jugendliches Köpfchen zu schmücken und seiner Trägerin bestirrenden Reiz zu verleihen. Der reiche Blumenschmuck, — es sind die schönsten, rothen Mohnblüthen, — legt sich um den Kopf und füllt die aufgeschlagene Krempe. Mit rundem wie edigem Kopf findet sich diese capriciöse Neuheit in hundert verschiedenen Variationen.

Querfalten grazilös arrangirter Ray, der an den seitlichen Rändern keine Köpfchen bildet. Darunter beginnt schmal der faltige Gürtel, der zur Rückenmitte spitz aufsteigt und mit Hahnenkamm schließt. Kleine Metallknöpfe an jedem Köpfchen bilden einen aparten Schmuck. Den runden, kleinen Halsauschnitt umgeben zwei volle Bolants aus écar-Batist mit schmaler Spitzeniderei. Auch zur Garnitur des sehr engen, kurzen Ärmels, welcher knapp den Arm umspannt, dienen diese Bolants. Die sitgerechte Toilette vollenden breite Doppelschleifen aus resedagrünem Atlasband und dänische Handschuhe, die bis über den Ellbogen reichen. Der gelbe Florentiner Strohhut mit breitem, weißen Seidenband und sommerlichen Feldblumen, wie der zierliche Pompadour passen sich dem Charakter des Ganzen anmutig an.

Nicht mehr schächtern, wie zu Anfang, sondern fast unverhüllt tritt der enge Kermel zu Tage. Nur braucht hier noch ein halber Kermelbausch, dort eine Epaulette endgiltig zu verschwinden, und wir haben das fait accompli der auflegenden Kermel-Mode! Freilich steht dieser Einschränkung ein um so größerer Stoffaufwand für die Taille gegenüber; Rüschen, Spitzen und Band sind hier zur Garnitur vereint, als solle dadurch dem an Fälle gewöhnten Auge ein Ausgleich geboten werden. B. de G.



Hut mit seitwärts aufgeschlagener Krempe.



Straßenkleid mit Revers-Jäckchen.



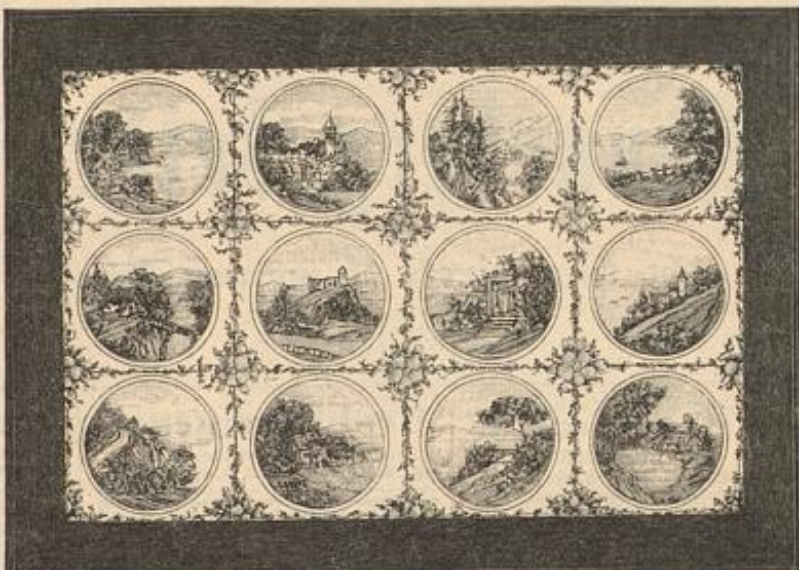
Kleid mit engen Kermeln.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Farbige Vorlagen zu häuslichen Kunstarbeiten. Nr. 4. Kacheln. Majolica-Malerei. Mit der dargestellten Tischplatte soll Anregung zur Verwendung gemalter Kacheln gegeben werden, deren zwei die farbige Vorlage des heutigen Festes, in natürlicher Größe bietet. Nach Belieben legt man die von einem dunkelgrün gebeizten Holzrahmen eingefasste Tischplatte aus einzelnen Platten zusammen, oder man benützt, wie an dem Modell, eine große ungeheilte Thonplatte, auf der die Zugen nur durch seine Ranten markirt erscheinen. Jedes Medallion zeigt ein anderes Bildchen; es ist deshalb beim Malen darauf zu achten, daß sämmtliche Farben gut zu einander stimmen. Die bunte Vorlage läßt sich auch einfarbig in Blau, Violet oder Roth malen. Die zweite Vorlage von der Künstlerin, Fräulein Margarethe Ludolf, in der naiven Art alter Delfter Kacheln gehalten, kann sowohl in blauen wie in violetten Farbentönen ausgeführt werden. Bei der großen Verbreitung der Delfter Motive auf Tellern und Vasen sind andere Zeichnungen leicht zu beschaffen und mit der gegebenen zu vereinigen. Einzelne dienen die Kacheln als Unterleger, zu mehreren als Einlagen von Tablets, Wandrettern oder als Wandbekleidung in Toiletten- oder Badeszimmern. Eine Anleitung zur Majolica-Malerei enthalten Bief. 3 u. 4 „Häusliche Kunst“.

— Seide „Artifella“ ist ein neues, von der Firma Becker & Hopf aus Cassel in den Handel gebrachte Arbeits-Material von intensivem



Tischplatte. Majolica-Malerei. Siehe: Farbige Vorlagen zu häuslichen Kunstarbeiten Nr. 4.

Seidenglanze, das der Filostoffe-Seide sehr ähnlich sieht. Vermöge seines festgeschlossenen und doch offen scheinenden Fadens läßt sich die „Artifella“ leicht und angenehm verarbeiten, nicht allein zum Sticken, sondern auch zum Häkeln, z. B. von Besätzen oder Kopfstücken u. dergl. Die Seide ist in Doden von 2 g zum Preise von 25 Pf. durch alle größeren Tapissier-Handlungen zu beziehen. R. W.

Bezugsquellen: Gürtel: R. Levin, C. Handvoigtei-Platz 1. — Majolica-Malereien: Fräulein Margarethe Ludolf, W. Potsdamerstr. 134a.

Schweizer Seide

— ist die Beste! —

Verlangen Sie Proben unserer Seidenstoffe in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter; wir bieten in den Preisen und in der Auswahl Vortheile, die jeder Dame bei Durchsicht der Muster auffallen.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz).

Porto- und steuerfreier Versand von Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Beste Bezugsquelle für Private.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 14.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin und Wien, 15. Juli 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Tochter der Herodias.

Novelle von Lisa Baltica in Königsberg.

(1. Fortsetzung.)

Ich wagte keinen Einwurf mehr. Zudem wurde mein Muth auch angestachelt durch den Stolz. Sie sollten nicht denken, daß ich nach dem gestrigen Abend Furcht bekommen habe und fahnenflüchtig geworden sei. Gustel mußte mir noch versprechen, nachmittags zu uns zu kommen, um meiner Kostümprobe beizuwohnen und mir Rathschläge zu geben; dann eilte ich schweren Herzens nach Canossa.

Vor dem Haupt-Portal des Theaters stand schon Mine freundlich lächelnd. Ich hatte ihr befohlen, zeitig mit einem recht großen Carton da zu sein, um alle Sachen in Empfang zu nehmen. Einen Augenblick hatte ich sogar überlegt, ob ich ihrer Kraft nicht zu viel zumuthe und ob nicht auch Dore mitgehen solle? Jetzt dankte ich Gott, daß ich nur Mine vorfand.

Bisher war ich lediglich als häufiger Zuschauer in dem Theater gewesen; all mein Geburtstags-, Weihnachts- und Taschengeld legte ich sicher in Villets an. Es gab kein Genre, das ich auf diese Art nicht kennen gelernt hatte, doch bevorzugte ich die Klassiker. Alles aber, was mir geboten wurde, verschlang ich mit glühendem Interesse. Die Welt auf der Bühne wurde für meine stets rege Phantasie ein unerschöpflicher Quell schöner Träume und Märchen, die ich nach den aufgeführten Mustern mir auszudenken, nicht müde wurde. Nun sollte ich alles in nächster Nähe besehen und bewundern können, nun sollte ich selbst mitwirken an jenem Ort, wo meine Idealhelden alle Herzen in Aufregung und Begeisterung versetzten!

Um mein Haupt-Bijou setzte ich nämlich zur Abwechslung noch Halb-Edelsteine, unter denen regelmäßig von Eröffnung der Theater-Saison an der jugendliche Liebhaber oder der Charakter-Spieler gar keine unbedeutende Stellung einnahm. Ihre eigentlichen Namen kannte ich kaum; sie herrschten und wechselten stets mit den Rollen, in denen sie Eindruck auf mich machten. Ich liebte so lange Conrad von Luitow in seiner jugendlichen Begeisterung, bis sein lachlustiger, nicht adliger Namensvetter Bolz ihn verdrängte; ich schwärmte für die weltbeglückenden Gedanken Posa's, bis Hamlet mich in die tiefsten Tiefen der Melancholie stürzte; ich schmachtete zärtlich für Leander, bis Narziß mich lehrte, mit dem Schmerz zu spielen. — Diese durch so viele Erinnerungen geheiligte Stätte sollte ich nun betreten! Mich ergriff ein wahres Fieber der Erwartung.

Sonst fand ich mich doch so gut im Theater zurecht, aber der Ausgang zur Bühne war mir noch ein Geheimniß. Ich durchstrich unsicher die Wandelgänge, konnte indessen keinen Eingang finden; ich sah ein, daß ich die neue Welt nicht ohne Führer entdecken würde, und wandte mich hilflos suchend an den Portier. Er führte mich durch staubige, dunkle Gänge, über kleine

auf- und abführende Treppen bald rechts, bald links einbiegend, einem entfernten Geräusch, dumpfen Klopfen, Rasseln und Hämmern entgegen, aus dem sich allmählich

Sprechen vieler Stimmen und Gelächter klar heraus-hoben. Ich athmete befreit auf. Mein Gang durch dieses Labyrinth, in dem ich über fremde Gegenstände



Bernerin.

Nach dem Bilde von Emma von Müller in München. — Siehe Seite 112.

stolperte, an unvermuthete Ecken anstieß und von unsichtbaren Nägeln, wie mit Geisterhänden, festgehalten wurde, war mir sehr unheimlich vorgekommen. Nun stand das strahlende Bild der Bühne, wie ich es so oft abends gesehen hatte, doppelt verführerisch vor meinen Augen, und ich strebte ihr eilig entgegen.

Schade, daß ich mich nicht selber sehen konnte! Es muß ein Bild zum Malen gewesen sein, wie ich entgeistert da stand und mit bestürzten, enttäuschten Augen den unerwarteten Anblick in mich aufnahm. Der Vorhang war aufgezo gen, und das Licht eines trüben Herbsttages fiel matt herein und vermischte sich mit dem müden Gaslicht hinter den Coulissen zu einer Beleuchtung, wie sie unfreundlicher nicht gedacht werden kann. Kein glühender Farbenton, keine Lichtwellen, kein frischer Luftzug! Alles war in graue, leblose Schatten, in Staub und Kälte getaucht. Ich stand auf einem schmutzigen, bei jedem Schritt hohl klingenden Bretterboden. Ueber mir sah ich zahllose, aufgerollte Vorhänge in einem Meer von Rehen, Rollen und Striden hängen; zwischendurch glitten schattenhaft die Gestalten der auf dem Schnürboden beschäftigten Arbeiter, die wie Onomen ausfahen; und rechts und links tauchte mein erschreckter Blick in schmale Gänge, die im Hintergrund eine dunkle Höhle bildeten, in denen meine aufgeregte Einbildungskraft grünlüche Mollusken zauberte, die ihre Fangarme nach mir ausstreckten.

Dieses Schreckbild zeigte mir, wie sehr meine Nerven durch die schlaflose Nacht und die bitteren Selbstvorwürfe angegriffen waren.

Die bewegte, plaudernde Gruppe vor mir erschien mir in meiner damaligen Stimmung wie die Dase in der Wüste, und ich eilte, sie zu erreichen. In der Mitte stand Keller neben mehreren geöffneten Kisten. Er sah erhibt und erschöpft aus; sein Tagewerk hatte früh morgens mit der Auspackung der Coulissen und Decorationen begonnen; jetzt vertheilte er die Kostüme, indem er die Rollen ansrief und die betreffenden, meist sehr kleinen Pakete überreichte. Im Kreise um ihn stand lachend und spottend die Elite. Wahrlich, sein Amt war nicht leicht! Keiner war zufrieden; denn die angegriffene, schäbige Eleganz der Sachen, der schlechte Sammet, die zerdrückte Seide, die blinden Goldstickereien und geknickten Federn zeigten nur zu deutlich, daß sie schon öfters benutzt waren und wohlthätigen Zwecken gedient hatten. Wahrscheinlich reiste Keller von Stadt zu Stadt und ließ den Reichtum überall in verblichener Pracht aufersuchen. In seinem Interesse schien es mir lieb, daß er anscheinend zur Familie der Dichthäuter gehörte; keine Muskel zuckte in seinem Gesicht bei der beleidigenden Kritik um ihn.

Tiefe Stimmen:

„Diese Schwimmhöschen und dieser braune Tricot sollen einen Kubier aus mir machen? — Hahaha!“

„Bei mir scheint schon der Turban für die Herstellung eines Türken zu genügen! Nun, unsere Inexpresibles sind ja glücklicher Weise weit genug; unten kraus gezogen, ergeben sie schöne Säcke.“

Hohe Stimmen:

„Nein, grün steht mir nicht!“

„Diese Taille ist mir viel zu eng!“

„Der Rock ist unerhört kurz!“

„Was soll dies überhaupt sein? Ein Nieder, oder ein Kopfpuz?“

„Das ist mir zu schmutzig! Das ziehe ich nicht an!“

So schwirrte und summt es um mich, wie in einem aufgeregten Bienenstod.

„Tochter der Herodias!“

Zitternd sehe ich ein als Ball von Hand zu Hand geworfenes Paket mir näher kommen. Da ergreife ich es. Er betrachtet es lange mit boshafter Ironie, — alles lacht! Ehe ich aber wieder eine Thorheit machen kann, sagt eine klare Stimme neben mir: „Reichen Sie das Kostüm weiter, Herr Feist!“

Er zögert. „Ich kann mich nicht davon trennen! O, wie gewichtig!“ Er kommt langsam mit gebeugtem Rücken, als schleppe er eine große Bürde, näher. Ich rühre keinen Finger.

„Geben Sie es mir,“ sagt wieder die klare Stimme, und ich nehme mit dankbarem Augenaufschlag aus meines Nachbarn Hand das winzige Päckchen und schiebe es verlegen unter den Arm. Doch hat der freundliche, unerwartete Schutz dem Vorfall seinen Stachel genommen, und ich spreche mit dem jungen Arzt, der jenen mir hat angedeihen lassen, einige Worte. Seine freundliche, ruhige Art übt eine wohlthätige Wirkung auf mich aus, und ich erinnere mich voll Neue, daß wir ihm den Spitznamen „Diogenes“ gegeben haben.

Als man ihm einmal in Herrenkreisen zum Heirathen zuredete, weil ein verehelichteter Arzt mehr Vertrauen einflöße, erklärte er ruhig, er würde nur dann ein Weib nehmen, wenn er eins fände, das seinem

Ideale entspräche, d. h. seinen Beruf als Arzt so schätze und verstehe, daß es ihm im Nothfall helfen könne, als treuer Freund und Gefährte.

„Sogar bei Operationen, bei ansteckenden Krankheiten?“

„Gerade! Ich würde dann sicher sein können, daß sie thatkräftig, gediegen und aufopfernd ist. Das sind meine geforderten Cardinal-Tugenden.“

„Dann, Diogenes, stecken Sie Ihr Laternchen an und suchen Sie!“ hatte man lachend erwidert und das Gespräch verbreitet.

Jetzt im Gefühl der Dankbarkeit wünschte ich von Herzen, „Diogenes“ möchte sein Ideal finden und recht glücklich werden.

An meiner anderen Seite befand sich Lore Gordon. Sie hatte den ganzen Vorgang lebhaft verfolgt, und ich sah bei einer flüchtigen Wendung ihre Augen mit solch intensiv bewunderndem, innigem Blick an dem jungen Arzt hängen, daß mir die Erfüllung meines Wunsches nicht mehr unmöglich erschien. Sie war zart und schwächlich, eine jener Gestalten voll Anmuth und Feinheit, die im großen Kreis verschwinden, und deren man erst bei ganz bestimmten Gelegenheiten, in denen sie einzeln hervortreten, entzückt sichtbar wird. Ob sie die Cardinal-Tugenden besaß? Und ob seine Lampe so klare Strahlen werfen würde, um ihn unter den Kieselsteinen den Diamanten finden zu lassen? Ich hätte gern ein wenig Vorsehung gespielt, da ich fühlte, wie groß und schüchtern Lore's Liebe war; aber ich war ihnen beiden doch zu fremd.

Mir gegenüber stand Frau Kaufmann Hoch. Sie hatte ihr Paket geöffnet und auseinander genommen. Mit vor Staunen runden Augen betrachtete sie ein feuerrothes Sammetmieder, einige Schleier und Tücher und ein fahles Seidenröckchen. Sie hob die einzelnen Theile mit spitzen Fingern in die Höhe, drehte sie und schüttelte sie in der Absicht, noch mehr verborgene Schätze zu entdecken. Schließlich gab sie die Versuche als nutzlos auf und ihr klägliches Ruf: „Herr Keller!“ wirkte so überzeugend, daß das Gesumme unwillkürlich schwieg.

Der Maler blickte, kühl bis ans Herz hinan, auf das Bild der Verzweiflung vor ihm.

„Sie wünschen?“

Dann kam, rücksichtslos auf die lauschende Gesellschaft, der Erguß: Ob das etwa das Kostüm einer Araberin sei? Ob sie sich vor der ganzen Stadt lächerlich machen solle?

Die Worte stießen immer reichlicher, die Stimme wurde immer lauter und heller. Jetzt, Mann des Willens und der That, standest Du vor einer schwierigen Aufgabe, denn eine in ihrer Eitelkeit beleidigte Frau ist zu allem fähig, selbst dazu, Dir die Lappen ins Gesicht zu werfen und den Schauspiel mißglückter Triumphe rachedrohend zu verlassen. Ich wußte, daß Frau Hoch im Comité war, und ihr Einfluß auf ihren Gatten eine starke Rückwirkung auf die Stadt-Oberhäupter ausübte. Keller wußte es entschieden auch, denn seine Antwort war ein Meisterwerk an Schlaueit und zeigte seine Frauenkenntniß:

„Gnädige Frau, Sie“ (mit schmerzlichem Ausdruck), „gerade Sie, müssen mir diese Scene bereiten! In Ihnen glaube ich endlich das Mutter einer Araberin gefunden zu haben: die stolze Ruhe, die vollendete, volle Gestalt, die müde, gleichgültige Miene, hinter der ein Samum ruht!“ — (Im Brustton der Uebersetzung.)

„Mit Ihnen steht und fällt das Bild, Sie sind sein Mittelpunkt, sein Leben, sein Erfolg!“ (Nachgebend und vertraulich.) „Ueberdies sind Sie durchaus nicht verpflichtet, dieses Kostüm anzulegen; es soll Ihnen nur als Vorbild dienen für das, was Ihr bewährter Geschmack wählen wird.“

Die aufgeregte See war ruhig geworden, wie ein Spiegel; das Del der Schmeichelei hatte alle Zornesfalten in Frau Hoch's Gesicht geglättet.

„Meine Damen und Herren, ich habe Ihnen noch einige Worte zu sagen. Jeder von Ihnen kann sich von dem Portier ein Bild geben lassen, in dem sein Kostüm nebst der Stellung aufgezeichnet ist; schönen Sie die Blätter und liefern Sie sie morgen wieder ab. Nach diesen bunten Zeichnungen hat jeder der Mitwirkenden das Recht, sich seinen Anzug selbst anzufertigen; allerdings in den vorgeschriebenen Farben, Längen und Weiten.“ (Mit erhöhter, drohender Stimme.) „Sollte jemand moderne oder andere Aenderungen vorgenommen haben, würde ich mich genöthigt sehen, die Betheiligung am Bilde zu verweigern, falls der Schaden nicht mehr gut zu machen ist. Alle Schmuckstücke, Ketten, Armbänder, Ringe u. s. w. werden erst morgen Abend geliefert, doch mag sich jeder mit passendem Eigenthum schon vorher versehen. Der Luxus kann in den Auführungen nicht glänzend genug sein. Die Vorstellung

dauert nur von acht bis halb elf Uhr; ich muß Sie jedoch schon um sechs Uhr zum Feisiren und Schminken versammeln sehen. Ueberhaupt kann ich nur die direct theiligtigten Personen morgen hier dulden; Nähterrinnen, Dienstmädchen oder andere Hilfen dürfen von sechs Uhr an nicht mehr zugegen sein. Darum möchte ich Sie auch darauf aufmerksam machen, daß Sie sich mit Proviant und Getränk versehen müssen. Vor allem seien Sie pünktlich; bedenken Sie, daß mir zum vollständigen Coulissenwechsel nur einige Minuten bleiben. Und nun, meine Damen, conferiren Sie mit Ihrer Schneiderin!“

„Eine Schneiderin! Wo die jetzt noch herbekommen! Und morgen schon die Ausführung! Rasch nach Hause! Ein Königreich für eine Schneiderin!“

Wie ein Schwarm aufgeschreckter Tauben flogen die Damen auseinander. Jetzt hieß es, „wer am schnellsten laufen kann, trägt den Preis davon.“ Die Sache wurde kritisch.

Ein donnerndes „Halt!“ zwang uns alle noch einmal, wieder auf die verlassenen Plätze zurückzukehren. Unser Meister hatte uns gut dresirt.

„Einen Augenblick noch, meine Herrschaften,“ rief Herr Keller in süßen Schmeicheltönen; „Sie haben mir soeben durch Ihr bereitwilliges Eingehen auf meine Pläne eine wirkliche Freude bereitet. Das giebt mir den Muth, Ihre Liebeshwürdigkeit noch einmal in Anspruch zu nehmen.“

„Ei, schlauer Fuchs, wo soll das hinaus, Du und bitten?“

„Sie wissen, daß in verschiedenen Bildern eine Menge orientalischer Decken, Teppiche und Vorhänge nothwendig ist. Könnte ich nun auf Ihre freundliche Bereitwilligkeit rechnen, mir aus Ihren sicher mit ähnlichen Sachen geschmückten Räumen einiges für morgen abzutreten? Der Portier hat den Auftrag bekommen, alle Sendungen anzunehmen, je mehr, — desto besser. Meine Damen und Herren, Sie würden mich verpflichten und sich selbst dienen, denn Ihre Persönlichkeiten werden durch eine prächtige Umrahmung bedeutend gehoben.“

„Zawohl, sehr gern, selbstverständlich!“

Frau Hoch versprach, alle Bekannten auszulündern und die Gärtner für die Ausschmückung zu interessiren zu wollen.

Herr Keller rieb sich lächelnd die Hände; er war jetzt seines Erfolges in der Stadt sicher. Die Damen würden alles, was in ihrer Kraft stand, daran setzen, ihre Kostüme glänzend zu gestalten, und die Decoration würde an Pracht nichts zu wünschen übrig lassen. Was sollte er mehr verlangen? Seine Taktik hatte noch stets solche befriedigenden Erfolge gezeitigt, und die gesammelten Kritiken aus den Zeitungen würden wieder um eine Nummer vermehrt werden, in der es hieß: „Mit künstlerischem Verständniß und seinem Organisations-Talent gestellt, boten die vollendet lebensvollen Scenen aus dem Orient den Zuschauern ein wahres Bild des farbenglühenden Südens dar. Verstärkt wurde der Eindruck noch durch stilvolle, kostbare Decorationen und Gewänder, welche der Künstler selbst liebenswürdig zur Verfügung gestellt hatte.“

„Meinen Dank im voraus! Sie werden morgen überrascht sein, so märchenhaft schön sollen die Bilder dank Ihrer Unterstützung ausfallen. Sicher wird Ihnen dann Ihr kürzlich gefälltes, vernichtendes Urtheil über meine Thätigkeit leid sein.“

Er machte eine graziose Handbewegung, als winkte er etwaige Entschuldigungen ab.

„Ich zürne Ihnen deshalb nicht; Sie urtheilen dem Augenblick entsprechend und kennen noch nicht die Verwandlung durch die Abendbeleuchtung. War nicht ein Herr entsetzt darüber, daß sein Türkengewand aus einem Turban bestand? Nun, — seine Augen griffen den Unglücklichen, der sich langsam rückwärts concentriren wollte, heraus, — von Ihnen wird nur der Kopf sichtbar sein, darum! Alles andere von Ihnen ist unbrauchbar.“

Ein homerisches Gelächter lohnte den Ausfall; aber jeder gab sich innerlich die Versicherung, recht vorsichtig im Urtheil zu sein, um eine gleiche Schlappe zu vermeiden.

Noch einmal wurde die Flucht der Damen durch den Maler verhindert; er zeigte uns das große Garderobenzimmer, dessen gesammte Ausstattung einige Bänke, Stühle, Tische und Wandhaken bildeten. Dafür warfen aber hohe, bis zum Fußboden reichende Wandspiegel die ganze Figur zurück.

„Sie werden sich gegenseitig bei der Toilette unterstützen müssen, meine Damen.“

„Sollen wir uns denn erst hier umziehen?“ fragte Susi Hammer erstaunt. „Mir erscheint es einfacher, es bereits zu Hause zu thun.“

„Auf keinen Fall, meine Damen! Ich fahre übermorgen bereits weiter und wünsche die überlieferten Sachen schon morgen Abend nach der Vorstellung zurückzubekommen, weil die Kisten gepackt werden sollen.“

„Das wird ein Durcheinander werden!“

„Na, groß genug ist der Raum!“

„Und die herrlichen Spiegel!“

Mir war der Gedanke, mich mit fünfzig Damen anzukleiden, sehr unangenehm. Da fiel mir ein, daß ich dicht neben der ersten Coullisse eine Thür gesehen hatte, zu der einige Stufen hinaufführten. Da mußte doch ein Zimmer sein! Vielleicht konnte ich das für Gustel und mich mit Beschlag belegen, da niemand den Wunsch zeigte sich von den Toiletten-Spiegeln zu trennen. Auf meine bescheidene Anfrage führte mich Keller bereitwillig hin. Er mußte eine Gaslampe anstecken, weil der Raum dunkel war, und wir sahen nun, daß es eigentlich nur ein winziges Cabinet war, in dem ein zerbrochener Handspiegel, ein dreibeiniger Stuhl und viel Staub ein weltvergessenes Dasein führten.

„Hier können Sie unmöglich Toilette machen!“

„Gestatten Sie,“ sagte ich eifrig, „das Zimmer wird durch unserer Mine Hand bald ein anderes Aussehen gewinnen, und für alles andere, Tische und Stühle lassen Sie uns nur sorgen! Es soll reizend werden. Nur, — brrr, — ist das kalt!“ Als wir aber von der geöffneten Thür verdeckt, noch einen kleinen, eisernen Ofen fanden, war ich selig, und auch Keller ging lachend auf meinen Plan ein.

„Es war vor dem Theater-Umbau sicher die Garderobe der Primadonna, gnädiges Fräulein; dann kann es dieses Mal stolz sein, meine beiden Sterne zu beherbergen.“

Er wußte die Menschen zu nehmen. Woher kannte er nur meine Vorliebe für „angenehme Wahrheiten“, wie ich alle Elogen nannte? Damals tanzte ich allerdings erst den zweiten Winter; jetzt verursacht mir jede Schmeichelei einen gelinden Schauer.

Meine Eroberung des Zimmers war geglückt, aber die dadurch entstandene Zeitverschwendung hatte mir die Aussicht auf eine Schneiderin vollständig geraubt. Es bekümmerte mich wenig. Mama ist sehr geschickt und hatte mir mit meiner, freilich mehr eifrigen als nützlichen Hilfe schon öfters Anzüge hergestellt.

Mine stand blauefroren mit vorwurfsvollen Zügen vor einer Nische am Eingang; sie versuchte verlegen mit ihrem breiten Rücken den mitgebrachten Carton-Niesen zu verdecken, und mir ahnte aus ihrer Haltung, daß ihr sehr zartes Gemüth durch herzlose Spöttereien der Elite verwundet war. Mehrere Herren, unter ihnen Zeist, standen noch vor dem Haupt-Portal; ihre spöttischen Blicke spießten Mine, wie einen Schmetterling an ihren Carton. Der Gedanke, vor ihnen das kleine Päckel in das Niesenhäus verpacken zu müssen, gab mir den Plan zur feigen Flucht ein. Durch eine der Seitenthüren schlüpfte ich rasch hinaus und lief fast den Markt entlang. Mine's geschärfte Aufmerksamkeit aber wurde nicht getäuscht, und sie lief mit dem lauten Ruf: „Fräulein Vischen, Fräulein Vischen!“ hinter mir her.

Schändlich! Lachte man da nicht schallend am Theater? Ich flog wie gejagt weiter. Erst an einer sicheren Querstraße wagte ich einen Seitenblick, und der Anblick der armen Mine, wie sie mir verzweifelt nachstrebte, während das Carton-Ungeheuer an ihr hin und her pendelte, zwang selbst mir ein Lächeln auf die Lippen.

Zu Hause flog mein Päckel in eine Ecke und ich in den Sorgenstuhl; da hinein gehörte ich nach all' den kläglichen Erlebnissen. Es war eine Gewitterstimmung an dem Tage in unserm Haus, und nachmittags, als Gustel zur Anprobe kam, war die Elektrizität schon stark fühlbar.

Keller hatte mir versichert, daß mein Kostüm ganz neu wäre und ich mit den leichten, indischen Seidenstoffen zufrieden sein würde.

„Auch paßt es gerade für Ihre Größe und Figur!“ hatte er stolz hinzugefügt. Nun fand ich wirklich beim Auspacken ganz entzückende, schaumige, weiße Seiden-Shawls, einige Meter lang und breit, die so dünn waren, daß man sie in beiden Händen zusammendrücken konnte. Sie bildeten eine faltige, lose Bluse, die bis über die Hüften ging. Sonst erhielt ich aber nur noch ein amarantfarbenes, goldgesticktes Seidenröckchen, das ich zuerst für einen modernen Puffärmel hielt, und ein schwingvolles, himmelblaues Sammetjäckchen mit langen Goldfransen und Troddeln. Das war aber auch alles!

Ich zog die Sachen an und trat dann vor den Pfeiler-Spiegel. Gustel sagte: „Süß!“

Die Zeichnung zeigte die Tänzerin mitten auf der Bühne; sie schwebte auf den Fehenspitzen mit verführerisch zurückgeworfenem Oberkörper, die Hände schwebten hoch erhoben ein Tambourin. Das Ganze war mit ein paar Strichen padend dargestellt. Um mir über den Eindruck recht klar zu werden, mußte mir Meisterlein, mein kleiner Bruder, seinen Spieltisch leihen, denn auch auf der Bühne erhob sich ein mit Teppichen bedecktes Podium, wodurch sich die tanzende Gestalt noch mehr

heraus hob. Mit einem Sprung stand ich oben und nahm die vorgezeichnete Stellung ein. Ich glaube selbst, es sah hübsch aus; aber der Seidenrock war meinem Geschmack nach viel zu kurz. Ich schwur hoch und theuer, daß ich ihn so nicht anziehen werde. Mein armes Mütterchen stand wie ein Bild des Jammers da und rief nur immer: „Sich so vor den Menschen zeigen! — Mein Kind! Meine Tochter! Meine Bißel!“

Das „mein“ wurde jedesmal feuriger betont und ließ klar erkennen, daß eine andere Bißel ruhig so den Blicken aller Welt sich hätte zeigen können, — aber ich! Dieser mütterliche Schmerzschrei war Balsam auf meine Wunde.

Eine Stunde flogen die Nadeln, dann war der Schaden geheilt; das Röckchen war gebührend verlängert worden. Ich lächelte meinem etwas verweinten Spiegelbild freundlich zu, küßte Mama die Hand, dankte Gustel für ihre Hülfe und versenkte mich bald darauf mit ihr in eins jener intimen Gespräche, die nach heftigen Gemüths-aufregungen so leicht den Weg über die Lippen finden. Ich vertraute ihr meine Hoffnung an, morgen einen überwältigenden Eindruck auf meinen kleinen Mars zu machen. Sie gestand mir zum hundertsten Male, wie furchtbar sie den Herrn Oberlehrer Doctor u., liebe. Ich kämpfte tapfer gegen eine heftige Eifersuchts-Anwandlung, die ein solches Geständniß immer hervorrief. Die Liebe ist stärker als die Freundschaft, calculirte ich; wenn er mir nun Gustel raubt, mich von meinem Platz im ersten Rang in den zweiten schiebt, mich verdunkelt, verdrängt, vereinsamt? Aber ich überwand mich und bat sie, mir doch endlich den Grund anzugeben, weshalb sich Ervens nicht offen erkläre. Zuerst schwieg sie sorgenvoll, dann schluchzte sie die unerhörten Worte: „Ich bin ihm zu reich!“

„Du träumst, Liebe,“ antwortete ich kühl. „Solche Männer hat es nie gegeben und wird es nie geben. Sie spielen nur in Deinen geliebten Romanen eine Rolle. Sprich im Ernst!“

Gustel war gekränkt; sie hatte erwartet, ihre Offenbarung würde mich in tiefe Bewunderung versetzen und mir endlich einen Einblick in den großartigen Charakter ihres Geliebten geben, über den ich zuweilen — unerhört! — die Schale meines Spottes ergossen hatte, obgleich ich wohl wußte, daß er ein Prachtmensch sei.

„Dir ist nichts heilig, Bißel!“ sagte sie schmerzlich. Die häßliche Kürzung meines Taufnamens zeigte mir, daß ich den Bogen nicht straffer spannen dürfe. „Du hast überhaupt kein Herz für die besten und tiefsten menschlichen Empfindungen; ich befürchte nur, Du wirst die wahre Macht der Liebe erst verstehen, wenn Du selbst einem Manne Dein Ich gegeben hast, und wenn er Dich zurückweist. Unglückliche Liebe allein kann Dich läutern.“

Ich brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Du scheinst das sogar für das Heil meiner Seele zu wünschen, Gustel! Eine nette Freundin!“

Dann schwiegen wir beide beleidigt. Nein, das Bild war doch zu komisch! Ich: liebelesend auf den Knien, meine ganze Zärtlichkeit in den Augen, mein Herz auf einem Präsentir-Brett; er: abwehrende Hände, stolze Rückenwendung, kalte Entfernung. Der Trost!

„Gustel, ich würde ihn hassen, hassen!“ rief ich voll Leidenschaft.

Sie träumte sicher einen Traum mit entgegengesetztem Schluß; sie sah mich verständnißlos an, und ich wehrte verlegen ihre Fragen ab. Ich und unglücklich verliebt? Unsinn!

„Höre,“ fing ich nachdenklich wieder an, indem ich langsam auf und ab ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, eine Stellung, die mir aufmerksamem Zuhören erleichtert, „alles ist schließlich möglich. Erzähle mir ausführlich, wie Du auf die sonderbare Idee gekommen bist, daß Du ihm zu reich wärest!“

Der Bericht lautete sehr klar und einfach. Herr Doctor Ervens hatte ihr mehr als einmal, eigentlich bei jedem Zusammensein erklärt, daß er der modernen Zeitströmung nie folgen würde. Deren Leitmotiv bildeten kalte Berechnung und Egoismus, und die traurige Folge wären die unglücklichen Ehen, in denen der Mann zur Gründung seiner Existenz das Geld der Frau heirathe, wodurch die Frau die Achtung vor dem Manne, besonders das Vertrauen auf seine Fähigkeiten, seine Kraft und seine Liebe verliere. Er würde, selbst wenn ihn die reinste, die uneigennützigste Liebe zu einem reichen Mädchen zöge, sogar den Schein einer selbstthätigen Handlung vor dem Urtheil der Welt vermeiden und lieber so lange warten, bis er in seinem Amte die Mittel erhielte, der verwöhnten Geliebten die gewohnten Annehmlichkeiten ihrer Lebensführung zu bieten. Schließlich habe er die feste Hoffnung ausgesprochen, daß das Mädchen seiner Liebe ihn verstehen und seine Grundsätze billigen würde.

„Ich verlange nur vollständiges Vertrauen in mich und mein Können,“ sagt er immer, „sei die Zeit auch noch so lang und weinvoll.“ Und daraus geht doch hervor, daß ich warten soll —

„Bis Du schwarz bist!“

„Bißel!“

„Du hast recht, mich zu tadeln, der Ausdruck war falsch gewählt; ich hätte sagen sollen: Bis Du weiß bist; denn Dein Haar wird auch nicht mehr ein braunes Fädchen aufweisen, wenn er als Lehrer so viel verdient, um Dir den im Elternhause gebotenen Luxus zu geben. Hübsche Männer-Logis übrigens! Ich heirathe erst, wenn ich meine Frau auf Smyrna-Teppichen wandeln, mit Trüffel-Pasteten nähren und in Seide rauschen lassen kann. Pui über diese Ansicht! Uebrigens würde Deinen Oberlehrer der erste Kuß von Deinen weltgewordenen Lippen auch nicht mehr übermäßig begeistern!“

„Bißel!“

„Ah, er hat den ersten also schon! Wie?“

Diese Verdächtigung war selbst für meine kleine Heilige zu viel! Sie zog ihren Mantel ohne meine Hülfe an, was bei den heutigen Aermelverhältnissen keine kleine Leistung ist, und verließ mich zum ersten Mal unverzöhnt. Ihre letzten Worte sprachen starre Bewunderung aus, daß zwei so verschiedene Naturen, wie wir, bisher so gut ausgekommen wären.

„Oh, les extrêmes se touchent!“

Am nächsten Morgen wurde eine besonders feierliche Versöhnung im Erkerstübchen geschlossen, und der Nachmittag sah uns mit Mine im Theater, wo das kleine Primadonnen-Zimmer unter unsern eifrigen Händen bald ein behagliches, sauberes Aussehen gewann. Der eiserne Ofen glühte wie ein Moloch; ein dreitheiliger Spiegel sollte uns von allen Seiten unsere frisirtten Häupter zeigen; zwei Wiener Stühle, ein Kleiderständer und ein zierlicher, weiß gedeckter Tisch vollendeten unsere Einrichtung. Wir hatten allerdings nur noch Platz, im kleinen Polkaschritt eine Umdrehung zu machen; aber das genügte unseren bescheidenen Ansprüchen. Dafür waren wir ungestört und unbeobachtet. Unser Entzücken über unser kleines Reich überschritt alle Grenzen, als Papa Rentiers Diener mit einem großen Zell für unsere zarten Füßchen und einem lucullisch gefüllten Eßkorb erschien, aus dem sogar ein silberglänzender Flaschenhals hervorlugte. An diesem war, wie bei Medicin-Flaschen, ein langer, schmaler Papierstreifen angebunden mit der Aufschrift: „Mit Vorsicht zu gebrauchen! Veuve Cliquot.“

Ehe wir abends unsere Schlusfwinkel erreichten, wartete unserer eine Ueberraschung. Wir hatten thörichterweise die Thür offen gelassen, und in dem hellen Lichtstreifen davor standen die neugierig erregten Damen und Herren. Susi's Stimme klang gerade nicht freundlich, als sie ausrief: „Was ist das?“

„Das ist ein Zimmer,“ stötete ich voll Süßigkeit. Alle drehten sich lachend um.

„Für wen?“ fragte Susi kurz.

„Berechre Anwesende,“ begann ich voll Pathos, „dieses entzückende, wohldurchwärmte, behagliche Stübchen ist für die Märtyrerin und die Tochter der Herodias mit Hülfe von Aladin's Wunderlampe heute Nachmittag aus einem staubigen, finsternen Loch entstanden.“

„Wie eigenthümlich!“ lispelte die süßsaure Stimme der Frau Assessor.

„Biel zu eng!“ spottete Frau Hoch.

„Sonderbar,“ beschloß Susi die Kritik, „daß manche Menschen eine wahre Sucht haben, durch Originalität und auffallende Ideen Sensation zu machen!“

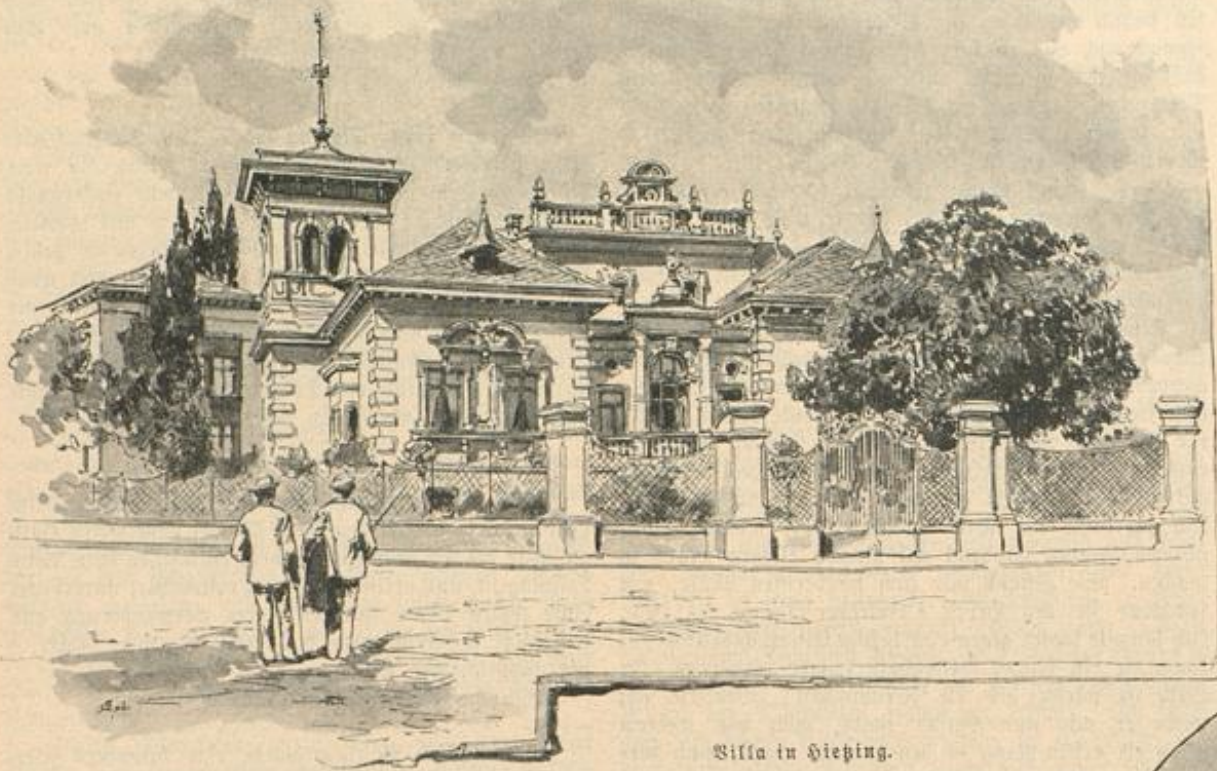
Gustel und ich flüchteten vor dem nahenden Sturm in unser Asyl und schlossen kalt lächelnd unsere Thür; aber ein drohendes Gemurmel und spöttische Nachsalben draußen zeigten uns den Stand des Barometers. Gustels Miene war sehr bestürzt; ich aber lachte wie ein Kobold. Ich wußte ja noch nicht aus Erfahrung, daß es nichts Thörichtereres giebt, als in ein Wespennest zu stoßen. Damals erfreute mich noch ihr murrendes Gesumme, heute fürchte ich die Stiche schon viel zu sehr, um den Wespen Anlaß zum Aerger zu geben.

„Eine regelrechte Belagerung!“ jubelte ich. Da hörte das Gesumme auf, und als ich mein Ohr laufend zum Schlüßelloch neigte, hörte ich Susi's zornbebende Stimme deutlich sagen: „Darum, denke ich, thun wir den beiden Damen nicht die Ehre an, uns noch länger mit ihnen zu beschäftigen, sondern meiden vielmehr diesen Ort!“ Und so verließen sie uns.

„Tabu! Tabu! Uns kann ja nichts lieber sein, als Ihr gänzliches Fernbleiben!“

Ich dienerte und knixte lächelnd vor der Thür und warf Susi Kußhände zu.

„Bißelchen, was ist Dir nur, warum redest Du solch wirres Zeug und —“



Villa in Sieging.

„Ach, Gustel, ich bin so vergnügt, so vergnügt, ich könnte die ganze Welt umarmen!“ Hast Du gehört? Tabu!“
 „Sprich doch deutsch!“
 „Du scheinst wirklich nicht zu wissen, was ich meine, Gustel! Dabei hast Du „die Kinder des Kapitan Grant“ von Jules Verne gelesen; wenigstens borgte ich Dir die beiden Bände, und Du hast sie mir kürzlich zurückgebracht. Oder hast Du sie etwa garnicht —?“

Mißtrauisch betrachtete ich das erröthende Gesicht; Gustel war sehr verlegen geworden und rutschte auf dem Stuhl ziemlich unbehaglich umher.

„Ich habe „die Kinder“ wirklich gelesen,“ stammelte sie schuldbehaftet; dann fügte sie flehend hinzu: „Sie sind aber so lang, und da bekamen wir Logir-Besuch, Du weißt doch, und da, — da glaube ich, habe ich die letzten Kapitel nicht genau, — nicht ganz.“

„Was! Du hast es über das Herz bringen können, die armen Kinder in der gefährlichsten Situation ihrer ganzen Reise zu verlassen?“

Das liebliche Gesicht vor mir sah gar nicht fähig aus, sich einer durch Lectüre aufs äußerste gespannten Aufregung hinzugeben, und so klärte ich sie auf: „Der ‚Tabu‘, bei allen polynesischen Völkern in Anwendung, wird von den Priestern wie ein Bann anferlegt und hat zum Beispiel zur Folge, daß ein mit dem ‚Tabu‘ belegter Ort nur bei Todesstrafe betreten werden darf. So haben die Wespen über unser Nest den ‚Tabu‘ ausgesprochen. Verstehst Du mich? Wir werden den ganzen Abend unter ihrer liebenswürdigen Nähe nicht mehr leiden!“

In das dieser Auseinandersetzung folgende, peinliche Schweigen erscholl plötzlich Kellers Stimme, der seinen Kopf ungenirt zur Thür hereinsteckte und fragte: „Nun, meine Damen, sind Sie fertig? Was, — es geht auf sieben Uhr, und Sie sitzen hier ganz friedlich und plaudern mit einander! Wann wollen Sie denn geschminkt und frisiert werden?“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Um ein Wort.

Novellette von Lenka von Egidy in Wiesbaden.
(Schluß.)

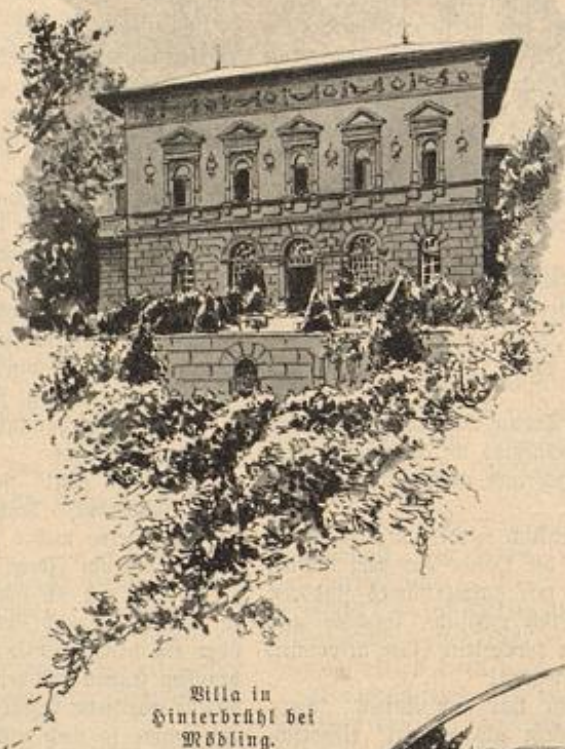
Lieber Elys' brennende Augen wollte sich in dieser Nacht kein lindernder Schlummer senken. Das erste schwere Leid ihres jungen Lebens war über sie hereingebrochen, und sie fühlte sich grenzenlos verlassen; sie wußte es noch nicht, daß die schwersten Kämpfe, die Kämpfe mit dem eigenen Herzen, stets allein durchgeföhrt werden müssen. Der Gedanke, sich ihrem Vater anzuvertrauen, kam ihr gar nicht; solche Sachen

kann man einem Manne nicht sagen, auch dem liebsten, besten Papa nicht, — es war unmöglich! — Als Lingen nach dem Schluß des unglückseligen Souper-Walzers sich von ihr verabschiedet hatte, konnte sie zwar der Verjuchung kaum widerstehen, ihren Vater zu bitten, gleich mit ihr nach Hause zu fahren, und die beliebte Ansrede mit einer plötzlichen, heftigen Migraine wäre nicht einmal eine Lüge gewesen, denn sie fühlte sich zum Sterben elend; aber ihr weiblicher Instinct sagte ihr, daß sie alles vermeiden müsse, was auffallen könne, und vielleicht hielt sie auch eine unbestimmte Hoffnung, daß sie Lingen noch einmal sprechen und das Mißverständnis irgendwie auflären könne. Sie nahm sich zusammen und zeigte jene fast heroische Selbstbeherrschung, welche beinahe allen Frauen im Nothfall zu Gebote steht; sie tanzte, sprach und lachte, wie gewöhnlich, und nur ein scharfer Beobachter hätte entdeckt, daß sie eine Rolle spielte, und zwar mit großer Anstrengung. Schwer und schwerer wurde es ihr ums Herz, als Lingen nicht wieder erschien, nicht einmal beim Collon zur Blumen-Tour, bei welcher er ihr sonst stets das erste Bouquet gebracht hatte. Wie gleichgültig waren ihr die vielen anderen Sträußchen, die sie bekam! Nun war alles, alles aus, wie sie dachte, und nie wieder würde sie ihm in die Augen sehen können. Mit jedem Moment wuchs ihr Gefühl der Beschämung ihm gegenüber; so intensiv hatte sie noch nie etwas empfunden. Ach, wenn sie nur erst zu Hause und in ihrem Bette wäre und sich so recht ausweinen könnte! Es war wie ein eiserner Keil, der ihre Stirn umklammert hielt; schließlich konnte sie gar nicht mehr denken und that nur noch me-

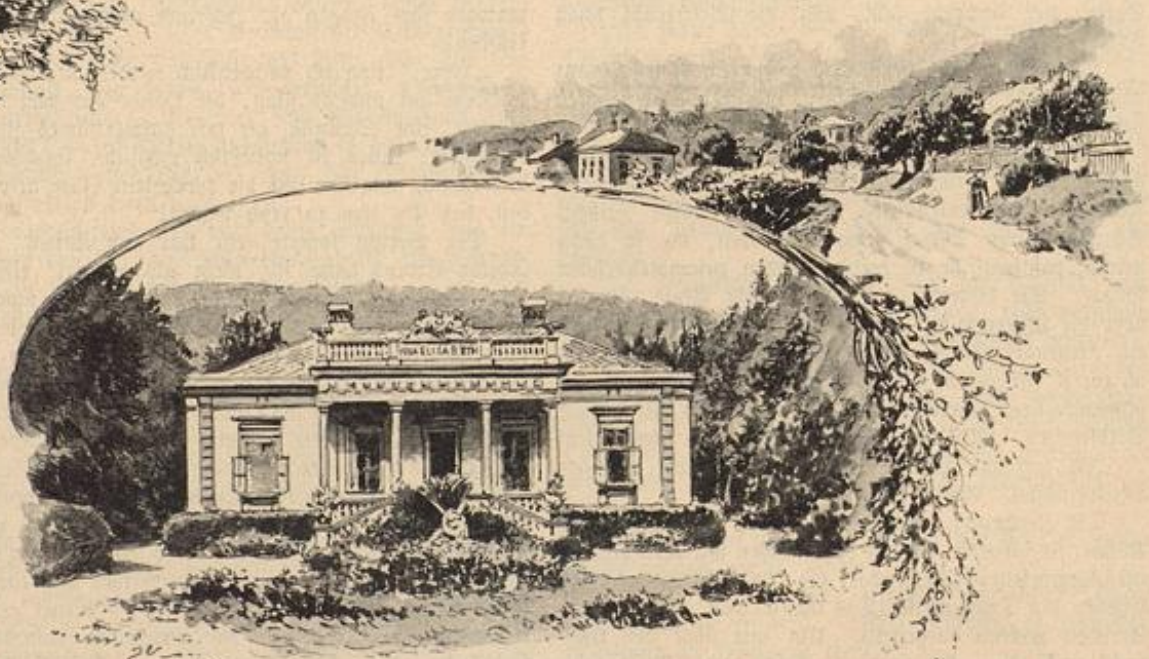
chanisch, was ihre Anwesenheit in der Gesellschaft erforderte. Endlich



Villa in Rößling.



Villa in Hinterbrühl bei Rößling.



Villa in Hinterbrühl bei Rößling.
Wiener Villen, Colonien und Sommerfrischen. II.
Zeichnungen von D. Günther-Raumburg in Berlin. — Siehe Seite 110.

schlug auch für sie die Erlösungstunde. Als der Oberst zu seiner Tochter trat, um sie zum Ausbruch zu veranlassen, fiel ihm ihr schlechtes Aussehen und ihr veränderter Ausdruck auf, und während der kurzen Nachhausefahrt fragte er sie, wie sie sich amüßert habe, und ob sie sich etwa nicht ganz wohl fühle. Mit Kopfschmerzen durfte sie ihrem Vater nicht kommen, dafür hatte er, der selbst nie daran litt, weder Verständnis noch Theilnahme, wie Elly aus Erfahrung wußte; sie antwortete deshalb ausweichend, sie sei sehr milde.

Als sie ihm später in dem Hausflur ihrer Wohnung den Gutenacht-Kuß bot, legte Arnstorff seine beiden Hände auf ihre Schultern, und sie forschend anblickend, fragte er etwas barsch, aber sichtlich besorgt: „Mädel, fehlt Dir wirklich nichts?“

Elly stiegen die Thränen in die Augen; sie wandte sich schnell ab und versuchte zu lachen: „Aber Papa, was hast Du nur? Was soll mir denn fehlen? Ich habe getanzt, wie ein Kreisel, und bin todmüde!“

Nur halb befriedigt ging Arnstorff auf sein Zimmer. Mit seiner Elly war irgend etwas nicht richtig; sonst plauderte sie unaufhörlich auf dem Nachhauseweg, und ihr Lachen eben hatte gar nicht recht natürlich geklungen. Wenn sie ihm nur nicht etwa krank wurde! — Wie weit sie mit Dingen sein mochte? Dieser hatte heut wieder mit ihr soupirt, wie er wohl bemerkt hatte. Ob ihr vielleicht die sicher bevorstehende Werbung im Kopf herumging? — So innig das Verhältnis zwischen Vater und Tochter war, so wurde doch der Oberst von einer gewissen Scheu abgehalten, Elly über ihre Herzens-Angelegenheiten auszufragen; sie war auch bisher immer so vergnügt und zufrieden gewesen, daß er nicht vor der Zeit ihre Ruhe und Unbefangenheit hätte stören wollen. So sehr er die Heirat wünschte, so fürchtete er sich doch auch vor dem Augenblick, wo er sein Herzenskind würde hergeben müssen; das kam immer noch früh genug.

Endlich konnte Elly das Stubenmädchen weg-schicken, das ihr beim Entkleiden behülflich gewesen war, endlich war sie allein und brauchte nun wenigstens nicht mehr Komödie zu spielen! Aber der erleichternde Thränenstrom, nach dem sie sich stundenlang geseht hatte, kam nicht; nun, wo sie weinen durfte, waren die rebellischen Thränen, mit denen sie den ganzen Abend gekämpft hatte, plötzlich versiegt. Vergebens vergrub sie ihr heißes Gesicht in die Kissen, an Schlaf war nicht zu denken; das Beste war, wenn sie nun versuchte, ihre Gedanken zu ordnen.

Was war denn eigentlich so Entsetzliches passiert, daß sie sich mit einem Mal todunglücklich fühlte?

Köcher der Peil stammte! — Die wenigen Stunden bis zum Tagesanbruch wurden ihr zur Ewigkeit.

Erst als es ganz hell geworden war, forderten Jugend und Natur endlich ihr Recht, und ihre müden Augen schlossen sich zu einem kurzen, unruhigen Schlummer.

Nur zu bald erwachte sie wieder mit jenem dumpfen Druck auf dem Herzen, der, noch ehe man völlig den Schlaf ab-geschüttelt und die Erinnerung wieder erlangt hat, den Kummer zum Bewußtsein bringt, den man am Tage vorher erlitten hat. Aber sie war ja ein tapferes Soldatenkind und wollte sich nicht niederwerfen lassen; vor allen Dingen sollte der Vater nichts merken. Mit Energie suchte sie die Spuren der schlaflosen Nacht und ihrer tiefen Mißstimmung von ihrer Erscheinung zu verwischen und trat zur ge-wohnten Stunde mit leichtem Schritt und freundlichem Lächeln dem Vater am Früh-stückstisch entgegen. Ihre Blässe und die

Herr zu werden. Nachdem alle häuslichen Pflichten erledigt waren, setzte sie sich in ihrem zierlichen Mädchenstrüßchen ans Fenster und nahm eine Handarbeit vor; aber da kamen alle die dummen, quälenden Gedanken wieder und fingen ihren Kreislauf von neuem an. Um diese Zeit war Lingen fast täglich vorbeigeritten, und sobald er um die Straßenecke kam, hatte sie schon gesehen, wie sein suchender Blick zu ihrem Fenster heraufzog. — Wenn er jetzt etwa käme, würde er wohl weg-schauen, um sie nicht grüßen zu müssen? — Sie warf die Arbeit weg, stand auf und setzte sich ans Klavier. Das Schwierigste Stück suchte sie hervor, und alle Willenskraft zusammennehmend, verbrachte sie eine volle Stunde damit, es consequent und correct einzubüben; dann belehrte sie ein Blick auf die Uhr, daß die Stunde nahe war, wo ihr Vater zurückzukommen pflegte. Etwas beruhigter durch das Bewußtsein ihrer Selbstbeherrschung trat sie wieder ans Fenster. Richtig, da kam ja schon ihr

Papa mit schnellen Schritten dem Hause zu; sie winkte ihm einen freundlichen Gruß und wollte, wenn er die Hausthür erreicht hatte, ihm wie sonst entgegengehen, als — eine andere Gestalt in hellblauer Uniform sichtbar ward. Wie ein elek-trischer Schlag fuhr es ihr durch die Glieder, — das war ja Lingen, der in großer Uniform, mit nur umgehängtem Mantel, ebenfalls dem Hause zusteuerte! Schnell trat sie vom Fenster zurück und blieb athemlos mitten in ihrem Zimmer stehen, die Hand auf das wie unsinnig pochende Herz gedrückt. Es war sicher nur eine dienstliche Angelegenheit, die ihn herführte, oder, — war es möglich, kam er ihretwegen? — Doch vielleicht wollte er Urlaub haben? — Aber dazu ziehen doch die Herren nicht den Waffenrock mit Orden und Schärpe an! — Sie biß die Zähne zusammen und machte einen verzweifelten Versuch, die stür-menden Gedanken abzuschütteln; sie fand es zu albern, zu unwürdig, sich so mit einem Manne zu beschäftigen, der sich absolut nichts aus ihr machte! Und dennoch blieb jeder Nerv, jeder Blut-tropfen in ihr in Aufruhr, solange sie ihn im Hause wußte, und mit fieberhafter Spannung lauschte sie auf jedes Ge-räusch im Vorjaal. Nach ungefähr zehn Minuten, die ihr wie eine Ewigkeit erschienen, hörte sie die Thür gehen; nun war er wieder fort.

Sie mußte jetzt zum Vater, so gern sie dessen for-schenden Blicken noch länger ausgewichen wäre. Zum Glück für sie meldete der Diener, daß das Mittagessen servirt sei, unmittelbar nachdem sie den Papa im Salon begrüßt hatte. Während der Anwesenheit des Dieners im Eßzimmer war sie vor einer eingehenden Erörterung sicher; sie fürchtete nur, daß der Vater wieder Bemerkungen über ihr schlechtes Aussehen machen würde, und sie fühlte es zu gut, daß es ihr nicht völlig gelingen konnte, heiter und sorglos wie sonst zu erscheinen. Allein es ging viel besser, als sie gedacht hatte; der Vater sah sie zwar mehrmals seltsam prüfend an, jedoch sie unter seinem Blick er-röthete, aber er blieb einsilbig und zerstreut, und mit seinem Wort erwähnte er den gestrigen Ball und ihr seitdem verändertes Wesen. Auch von Lingen's Besuch sprach er nicht; es war also sicher nichts Besonderes vorgefallen, sie hatte sich ganz unnötig aufgeregt!

Die Mahlzeit war schneller beendet als gewöhnlich; Elly wollte in ihr Zimmer zurück-kehren, da ihr Vater nach Tisch etwas auszuruhen pflegte, als dieser sie mit den Worten zu-rückhielt: „Komm mit hinüber in meine Stube, Kleine, ich möchte mit Dir reden!“

Die Fäße verlagten ihr beinahe den Dienst, so war ihr der Schreck in die Glieder gefahren. — Was würde nun kommen?

Abend folgte sie dem Vater; dieser zog sie neben sich aufs Sopha, und indem er ihr die Locken aus der Stirn strich mit seiner gewohnten Liebesförmigkeit, sprach er mit weicherer Stimme, als sonst seine Art war: „Hast Du keine Ahnung, was ich Dir zu sagen habe, Kleine?“

Elly konnte seinen forschenden Blick nicht aushalten; sie wandte sich zur Seite und ihre Stimme schwankte, als sie erwiderte: „Ja — glaube — nicht, Papa! Bitte, quäle mich nicht, sage es mir schnell!“

Der Oberst mußte lächeln; er glaubte sicher, daß im nächsten Moment ihre sichtlich peinliche Aufregung sich in Freude ver-wandeln würde.

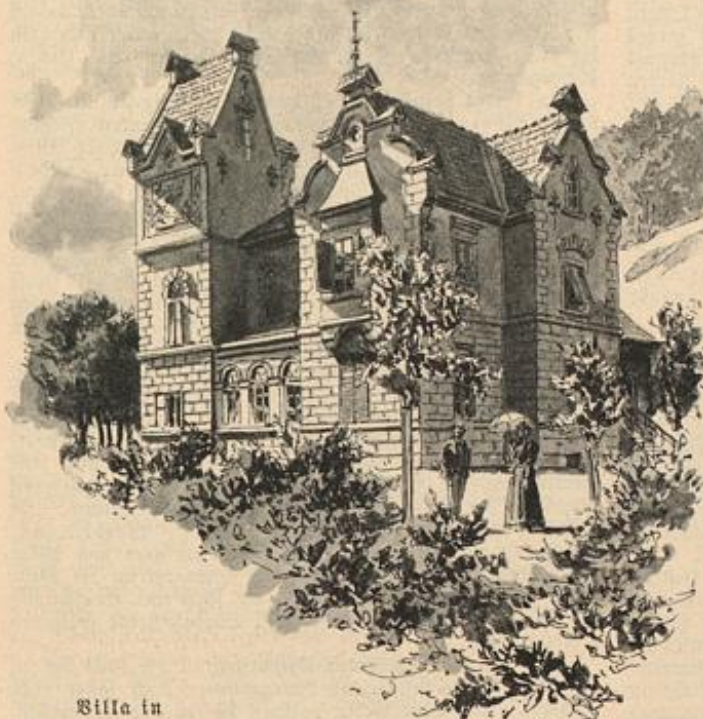
„Graf Lingen hat heute Vormittag um Dich angehalten, und ich habe ihm gesagt, daß ich gern meine Einwilligung gebe und die Entscheidung nur von Dir abhängt; heute Nachmittag um fünf Uhr kommt er wieder, um sich seine Antwort zu holen. Was soll ich ihm erwidern?“

Langsam wandte Elly dem Vater ihr kreideweißes Gesicht zu, aber ihre Augen blickten, und ihre Stimme war plötzlich fest geworden: „Nein, Papa! Bitte, sage ihm nein!“

Diese Antwort hatte der Oberst so wenig erwartet, daß er sprachlos vor Erstaunen war. Erst nach einer Weile fing er wieder an: „Aber Elly, Du überlegst Dir das wohl nicht recht! Seine Werbung kann Dich doch nicht völlig über-rauschen haben? Solch ein Kind bist Du nicht mehr, und Du hast Dich immer benommen, als ob Du ihn sehr gern hättest.“



Villa des verstorbenen Erzherzogs Wilhelm in Baden bei Wien.



Villa in Kallententgeben.



Villen in Purkersdorf und Weidlingen. Wiener Villen-Colonien und Sommerfrischen. II. Zeichnungen von D. Günther-Raumburg in Berlin. — Siehe Seite 110.

Sie hatte eine Dummheit gesagt und Lingen darin eine Absicht erblickt, die ihr gänzlich fern lag, und dies war ihm so mißfällig gewesen, daß er sich gänzlich von ihr zurückgezogen hatte. Das Mißverständnis war auch so peinlicher Natur, daß eine Erklärung ausgeschlossen und ein unbefangener Verkehr mit ihm in Zukunft unmöglich blieb. Zeit lebens würde sie sich vor ihm schämen, und am liebsten möchte sie ihn nie wiedersehen! Daß er seinem Menschen etwas darüber sagen würde, wußte sie; auf seine Discretion konnte sie sich felsenfest verlassen. Er würde aber jedenfalls in Zukunft in möglichst unauffälliger Weise vermeiden, mit ihr zusammen zu kommen; er hatte ja heute Abend nach Schluß des Tanzes den Anfang dazu gemacht. — Bei diesem Gedanken zog sich plötzlich ihr Herz krampfhaft zusammen. Es sollte also alles aufhören, was ihrem Leben in der letzten Zeit den größten Reiz verliehen hatte! Wie viel war sie doch immer mit Lingen zusammen gekommen, und wie nett war er gewesen! Wie war es nur möglich, daß sie bis jetzt gar nicht bemerkt hatte, welche eine große Rolle er in ihrem Leben spielte?

Immer qualvoller wurden ihre Gedanken, immer tiefer bohrete sich der Peil in ihr Herz, — ach! sie wußte ja noch so wenig von der Grausamkeit des kleinen Gottes, aus dessen

tiefen Ringe unter ihren Augen konnten ihm aber nicht entgegen gehen, und sie würde ein scharfes Verhör be-standen haben, wenn der Oberst nicht große Eile und den Kopf voll von dienstlichen Angelegenheiten gehabt hätte. Er verschob daher die Inquisition auf eine gelegener Zeit, und das Zusammensein dauerte zu Elly's großer Erleichterung nur wenige Minuten.

Sofort nach des Vaters Weggang versuchte Elly durch eine fast fieberhafte Thätigkeit ihrer trüben Stimmung

Hast Du nie daran gedacht, daß es einmal so kommen könnte, und warst Du immer entschlossen, nein zu sagen?"

"So klar habe ich mir das nicht gemacht; jedenfalls ist es jetzt unmöglich, daß ich ihm mein Jawort gebe!"

"Warum nicht?"

"Das kann ich Dir nicht sagen, Papa."

"Hast Du einen bestimmten Grund?"

"Ja!"

Der Oberst war aufgestanden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Pflöchtlich blieb er vor Elly stehen; ihm war eine Idee gekommen.

"Hat sich Lingen gestern Abend etwa nicht correct gegen Dich benommen?"

Elly wurde blutroth. "Nein, nein, Papa, er ist nicht schuld, er kann gar nichts dafür, — aber ich kann ihn nicht heirathen!"

"Ist er Dir plötzlich unangenehm geworden?"

Elly schlang ihre Hände fest ineinander. "Papa ich kann Dir den wirklichen Grund nicht sagen! Bitte, bitte quäle mich nicht! Ach, laß mich doch ruhig bei Dir bleiben! Willst Du mich denn durchaus los sein?"

"Aber Kind," rief der Oberst ungeduldig und doch bewegt, "wie kannst Du nur so thöricht und unvernünftig sein!" Er setzte sich wieder neben sie und nahm ihre kalte, zitternde, kleine Hand in die Seine. "Du weißt doch, wenn irgend jemand auf der Welt es gut mit Dir meint, so ist es Dein Vater; und wie schwer es für mich sein wird, Dich herzugeben, das könntest Du auch wissen, trotzdem ich nicht viel Worte über so etwas mache. Wenn ich diese Heirath wünsche, so ist es lediglich, weil ich sie für ein großes Glück für Dich halte. Lingen ist, ganz abgesehen von seinen Verhältnissen, ein durch und durch anständiger Kerl; und ich war auch sehr davon überzeugt, daß Du ihm gut wärest. Ich glaube dies auch jetzt noch. Es muß irgend etwas zwischen Euch gegeben haben, denn seit gestern Abend siehst Du ja aus, als sei Dir, Gott weiß was passiert! Glaubst Du denn, daß ich keine Augen im Kopfe habe? Erzwingen kann ich Dein Vertrauen nicht, es mag ja wohl auch schwer sein für so ein junges Ding dem Vater gegenüber; aber ich will Dir einen Vorschlag machen: Soll ich Lingen sagen, daß Du Dich so schnell nicht entschließen kannst, sein Antrag habe Dich überrascht u. s. w., und Du batest um eine längere Bedenkzeit?"

"Nein, Papa, das ist ganz unmöglich! Ich bitte Dich, ich verlange es sogar von Dir, daß Du ihm ein entschiedenes „Nein“ von mir sagst, es ist das einzige, was ich thun kann."

"Mügest Du es nie bereuen, mein Kind," waren des Oberst letzte, sehr ernste Worte. Ihm war die ganze Geschichte außerordentlich unangenehm, namentlich Lingen gegenüber, dem er entschieden Hoffnung gemacht hatte. "Die Weiber sind doch alle zu Zeiten unberechenbar," dachte er, "auch sonst noch so vernünftige Mädel!" Er ahnte, daß ein Mißverständnis zwischen den jungen Leuten vorlag und nahm sich vor, dies Lingen anzudeuten; vielleicht kam die Sache dann in Ordnung.

Pünktlich auf die Minute stellte sich der Bewerber ein; ihm war ganz leicht ums Herz, und es schloß gar nicht viel zur richtigen Bräutigamsstimmung. Es ist doch ein schönes, erhebendes Gefühl, seine Pflicht zu thun mit Einsatz der ganzen Persönlichkeit, und Elly war doch ein süßes Geschöpfchen!

Der Oberst trat ihm aber mit seltsam ernstem Gesicht entgegen und bat ihn, sich zu setzen. Als er ihm gegenüber Platz genommen hatte, begann der Vater zögernd: "Lieber Lingen, leider habe ich keine gute Antwort für Sie; meine Tochter kann sich nicht entschließen, Ihre Werbung anzunehmen!"

Lingen war merklich zusammengezuckt. Das hatte er nicht erwartet, das war stark! War Elly eine Kolette, die ihn ganz einfach hineingelegt hatte? Seine erste Empfindung war Aerger, ja Wuth über die Blamage, die Demüthigung, die er erlitt; aber wunderbar! von Erleichterung fühlte er auch nicht die Spur! Und er hatte sie doch nur aus Pflichtgefühl heirathen wollen!

Der Oberst fuhr fort: "Ich will Ihnen offen gestehen, lieber Lingen, daß mich diese unglückliche Entwidlung überrascht und enttäuscht hat; ich hätte Sie gern als Schwiegersohn begrüßt. Bitte, bedenken Sie aber, daß Elly noch sehr jung ist und vielleicht überhaupt noch nicht ans Heirathen denkt. Sie werden begreifen, daß ich ihr ganz freie Hand lassen muß."

"Darf ich fragen, Herr Oberst, ob Fräulein Elly irgend welche Gründe für ihre abschlägige Antwort gegeben hat?"

"Sie war trotz aller Fragen nicht dazu zu bewegen," erwiderte der Oberst mit nachdrücklicher Betonung. "Seit gestern Abend finde ich sie merkwürdig niedergeschlagen, beinahe verstört; ist vielleicht etwas zwischen Ihnen vorgekommen, möglicherweise ein kleines Mißverständnis?"

Wie elektrisirt war Lingen aufgesprungen, um sich sofort mit einer Entschuldigung wieder zu setzen; er hatte vergessen, daß er sich dem Regiments-Commandeur gegenüber befand! Mit sichtlich Erregung fragte er, ob er vielleicht um eine persönliche Unterredung mit Fräulein Elly bitten dürfe.

"Ja, das wird wohl das Beste sein," meinte der Oberst sehr befriedigt und ging sofort, um seine Tochter zu holen.

Er fand sie in ihrem Zimmer in einem Fauteuil zusammengesunken, das Gesicht zwischen den Händen vergraben. Sie that ihm eigentlich von Herzen leid, denn er sah, daß sie wirklich litt; aber das durfte er sich nicht merken lassen, jetzt war keine Zeit für eine Scene. Kurz theilte er ihr mit, Lingen sei da und habe seinen Bescheid erhalten; es verlange ihn aber noch nach einer persönlichen Unterredung mit ihr.

"Auch das noch!" dachte die arme Elly. "Papa, bitte, bitte," so wandte sie sich angstvoll an den Vater, "hab' ein bißchen Mitleid mit mir, erspare mir wenigstens dies! Du weißt nicht, Du kannst nicht ahnen, wie entseztlich es für mich ist! Ich kann ihn jetzt nicht sehen!"

Nun wurde der Oberst ernstlich böse. "Zammern kannst Du nachher, soviel Du willst! Jetzt mach', daß Du hinüberkommst!" sprach er sehr bestimmt. "Zum Kukul, Mädel, machst Du es Dir denn gar nicht klar, daß Du den Mann scheußlich behandelt hast? Erst läßt Du Dir ein Jahr lang von ihm in aller Seelenruhe die Cour schneiden, sodah alle Welt Deine Verlobung erwartet, und nun er voller Vertrauen kommt, gibst Du ihm auf die rücksichtsloseste Manier einen Korb! Das verstehst, wer kann! Denn daß Du ihn trotzdem gern hast, fühlst ja die blinde Frau mit dem Stod; wozu sonst all' das Gethue? Jedenfalls ist es Deine Schuldigkeit, ihm Rede zu stehen, wenn er es verlangt, und Du wirst nun gefälligst die Suppe ausessen, die Du Dir eingebröckelt hast. Mir sind die letzten zehn Minuten auch nicht leicht geworden!"

Ohne ein Wort zu erwidern, schickte sich Elly an, zu gehorchen; während der strengen Worte des Vaters war es ihr gewesen, als ob alles um sie her zusammenbräche; so hatte ihr guter Papa noch nie mit ihr gesprochen! Da war es schließlich gleichgültig, was nun noch mit ihr geschah; man überlebt ja alles! Schnell ging sie bis an die Thür von des Vaters Zimmer. Einen Augenblick zögerte sie, mit der Hand an der Klinke; dann biß sie die Zähne zusammen und trat ein. Lingen war aufgesprungen, verneigte sich schweigend und rückte einen Sessel für sie zurecht. Sie blieb jedoch vor ihm stehen. "Sie wollten mich sprechen, Graf Lingen?" sagte sie unsicher, ohne ihn anzusehen.

"Ja, mein gnädiges Fräulein! — Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie zu einer Unterredung veranlaßt habe, die Ihnen sehr peinlich sein muß; aber ich kann nicht anders! Ich muß es von ihren eigenen Lippen hören, daß Sie nur mit mir gepöbelt haben, sonst glaube ich es nicht!"

Seine Stimme war weicher geworden, und sein erst kühl und fest auf sie gerichteter Blick immer wärmer. Dieses liebe, schüchterne Mädchen im dunkeln Hauskleid, mit dem unerkennbaren Stempel des Leides auf ihrem blassen Gesicht, die sollte auf der Jagd nach einem Manne gewesen sein, oder lediglich gewünscht haben, ihn an ihren Triumph-Wagen zu spannen? Das war ja gar nicht möglich!

"Gespielt?" wiederholte Elly ungläubig, und dann noch einmal mit ehrlicher Entrüstung: "Gespielt? Wie können Sie so etwas sagen!"

"Wenn es Ihnen kein Spiel, sondern Ernst war, weshalb wollen Sie denn jetzt nichts mehr von mir wissen?"

Vorwurfsvoll blickte Elly ihn nun an. Erst leise und mit zitternder Stimme, dann immer fester werdend, antwortete sie: "Sie können doch unmöglich erwartet haben, daß ich Ihren Antrag wirklich annehmen würde, da ich ihn doch nur Ihrem Mitleid oder Ihrer Großmuth verdanke! Haben Sie mich für so wenig stolz gehalten, daß ich mich aus solchen Gründen heirathen lasse? Sie thäten Ihre Pflicht, indem Sie um mich anhielten, und ich thue die meinige, indem ich nein sage; warum quälen Sie mich nun noch?" Immer schneller sprechend fuhr sie fort: "Graf Lingen, ich habe gestern eine große Dummheit gesagt, eine Dummheit, die ich mir selber nie verzeihen werde; Gott weiß aber, daß ich mir nichts, absolut nichts dabei gedacht habe, und wenn Sie mich nur ein bißchen gern hätten, müßten Sie dies auch verstehen haben! Jetzt ist mir alles, alles dadurch verdorben! Sie haben kein Vertrauen zu mir, und ich fürchte und schäme mich so vor Ihnen, daß ich lieber sterben würde, als Sie heirathen!"

Ihre Stimme brach, und Thränen stürzten aus ihren Augen. Leise fügte sie noch hinzu: "Verzeihen Sie!", dann ging sie schnell aus dem Zimmer. Lingen wollte sprechen, sie aufhalten, aber schon war sie verschwunden.

Mit leuchtenden Augen blickte er ihr nach. "Und ich bekomme sie doch noch!" murmelte er. Welch ein Thor, Welch ein Hansnarr war er gewesen, daß er dieses reizende Geschöpf hatte mißverstehen können! Klar wie Krystall lag ihre Seele jetzt vor ihm, und tausendmal lieber war sie ihm geworden! Der Oberst trat wieder ein; Elly war im Nebenzimmer an ihm vorbeigeführt und hatte sich, ohne auf seinen Zuruf zu achten, in ihrer Stube eingeschlossen.

"Nun, wie ist es abgelaufen?" fragte er gespannt.

"Herr Oberst, für jetzt muß ich mich bescheiden," sagte Lingen mit gewinnender Offenheit, "ich verdiene auch ein so großes Glück noch gar nicht. Ich gebe aber die Hoffnung keineswegs auf und bitte gehorjamt, um Fräulein Elly weiter werben zu dürfen."

Nachdruck verboten.

Wiener Villen-Colonien und Sommerfrischen.*)

Von Leo Gerhard in Wien.

Siehe die Illustrationen Seite 108, 109 und 112.

II.

Dießing schließt sich unmittelbar an den Park des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn und gehört jetzt zum erweiterten Wien. Der Kaiser und die Kaiserin bewohnten früher Schönbrunn alljährlich im Frühjahr und Herbst während mehrerer Wochen, was die Ansiedlung zahlreicher Familien des höheren Militär- und Beamtenstandes in dem benachbarten Dießing zur Folge hatte. Später schlugen auch die Spitzen der finanziellen Welt hier ihr Heim auf. Die Beliebtheit des Ortes war einst eine so große, daß Nestroy, — der Wiener Aristophanes, — die Vorliebe der Wiener für Dießing mit dem Ausspruch glossirte: "Was eine richtige Wiener Landpartie sein will, muß immer mit einem Mittagessen bei Dommayr (einem damals sehr besuchten Dießinger Restaurant) anfangen." In den letzten Jahren hat sich die Vorliebe für Dießing als Sommerfrische wesentlich verringert, und viele Häuser und Villen sind gegenwärtig von Jahresparteien d. i. von solchen Familien bewohnt, die Sommer und Winter dort verbringen.

In unmittelbarer Nachbarschaft Dießings, am Fuß eines imposanten Berghügels, — des Königsberges, — liegt die Ortschaft Lainz. Lainz hat sich als (Aufen-)Nachmittags-Kaffee-Station der Wiener einen bedeutenden und berechtigten Ruf erworben, der nun seit einem halben Jahrhundert ungetrübt fortbesteht, obgleich die Anzahl der Wiener Etablissements, in welchen guter Kaffee verabreicht wird, bekanntlich keine geringe ist. Es wird den Lesefinnen dieser Zeilen vielleicht willkommen sein, zu erfahren, wodurch diese Suprematie bei den in Sachen des Geschmades, — insbesondere des kulinarischen Geschmades, — so verwöhnten Wienern aufrecht zu erhalten war. Die Lösung ist, wie die aller bedeutenden Fragen, eine sehr einfache. Vor allem liefert die Lainzer Wildwirthschaft ein vorzügliches Product; außerdem aber wird der Kaffee für jeden einzelnen Gast immer frisch aufgegossen. Eine Anzahl kleiner Kannen, mit dem nöthigen Kaffeemehl-Inhalt gefüllt, steht stets bereit; das heiße Wasser dampft auf dem Herde, und so hat jede Tasse, die servirt wird, das frische Aroma und den richtigen Hitzegrad; Eigenschaften, welche die Wiener sehr zu schätzen wissen. —

*) Vergl. Artikel I in Heft 11 dieses Jahrganges.

Von Lainz aus zieht sich ein dichter wohlgepflegter, ringsum von einer Mauer umschlossener Park bis an die nächste Ortschaft, die von dieser Mauer ihren Namen bezogen hat, nämlich Mauer heißt. Der Park führt die Bezeichnung Kaiserlicher Thiergarten und birgt in seiner Umfriedung viel und gut gehaltenes Wild. Vor ungefähr zehn Jahren ließ das Kaiserpaar in diesem Thiergarten einen prächtigen Neubau aufzuführen, der, herrlich ausgestattet und mit elektrischem Licht versehen, dazu bestimmt war, den Majestäten fortan zum Herbst- und Frühjahrs-Aufenthalte zu dienen. In Schönbrunn sollte von nun ab die Kronprinzliche Familie ihren Wohnsitz nehmen. Seit dem Tode des Kronprinzen Erzherzog Rudolph ist Schönbrunn unbewohnt. Die Kronprinzessin Witwe Stephanie hat mit ihrem jetzt zwölfjährigen Töchterchen, der Erzherzogin Elisabeth, das in weiterer Entfernung von der Stadt, an einer Seitenlinie der Südbahn gelegene kaiserliche Lustschloß Layenburg bezogen, wo sie seinerzeit auch die ersten Wochen ihres jungen, leider so rasch verschwundenen Eheglückes verlebte.

Die obengenannte Ortschaft Mauer ist die dritte Station auf der Local-Strecke der von Wien ausgehenden Südbahn. Die nächsten Stationen sind Viesing und Brunn, deren Brauhäuser alltäglich, und insbesondere an Sonntagen, dicke Scharen Erholung und Labung Suchender anlocken. Von Viesing fährt eine Zweigbahn nach der Ortschaft Kaltenleutgeben, einem schmalen, von dichten Wäldern bestandenen Hochthal, das durch seine Kaltwasser-Heilanstalten einen weitverbreiteten Ruf erlangt hat. Auch in Kaltenleutgeben, finden sich alljährlich zahlreiche Familien zum dauernden Sommer-Aufenthalte ein.

Die nächste Station auf der Hauptlinie der Südbahn ist die Stadt Mödling, einst auch Residenz von Babenberger Herzögen. Von Mödling führt östlich eine Zweigbahn nach dem vorerwähnten Laxenburg, nach der anderen Seite eine elektrische Bahn in „die Brühl“, dem landschaftlich schönsten Orte von Wiens Umgebung. Mächtige Granitblöcke, an denen die Wohnhäuser wie aufgestellt erdneten, verleihen dieser Ortschaft den Charakter eines Felsenfestes, und reich sprudelnde Bäche und Wasserfälle verbreiten auch während der drüdensten Sommergluth erfrischende Kühle. In Mödling und in der Brühl, — man unterseheidet Vor- und Hinterbrühl, — haben zumeist Wiener Fabrikherren, Industrielle und Groß-Kaufleute ihr sommerliches Heim aufgeschlagen. Außer der Südbahn vermittelt noch eine Dampf-Strassenbahn vom 5. Wiener Bezirke (Margarethen) aus den Verkehr über Hiezing, Lainz, Mauer und Viesing, — nach Mödling und der Brühl. Von Mödling geht die Trace der Südbahn, durch die Weingärten von Gumpoldsdorf und Passiratten, nach der alten Curstadt Baden, die man von Mödling aus in einer halben Eisenbahn-Stunde erreicht. Baden, dessen Schwefelquellen längst einen europäischen Ruf erlangt haben, beherbergt alljährlich ein nach vielen Tausenden zählendes internationales Kur-Publicum und ist seit einem Jahrhundert eine der frequentirtesten Sommerfrischen der Wiener. Auch viele Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses haben Baden zu ihrem Sommer-Aufenthaltsorte gewählt. Der im verfloffenen Jahre verstorbene Feldmarschall Erzherzog Albrecht, hat dort ein herrlich gelegenes Palais, die „Weilburg“ besessen. Sein Bruder, der Artillerie-Chef Erzherzog Wilhelm, der vor zwei Jahren in Baden durch einen Sturz vom Pferde verunglückte, war sein Gutsnachbar und hatte erst wenige Jahre vor seinem Tode ein prächtiges, in gothischem Stil erbautes Schloßchen daselbst aufzuführen lassen. Die beiden Palais sind jetzt in den Besitz zweier anderer Prinzen des kaiserlichen Hauses, der Erzherzöge Friedrich und Eugen, übergegangen.

Au Baden schließt sich das durch seine Wein-Culturen bekannte Bockslau. Dort, inmitten eines duftenden Fichtenwaldes, befindet sich eine mächtige, ein riesiges Bade-Bassin speisende 23 gradige eisenhaltige Quelle von seltener Klarheit. Das Bockslauer Bad wird von den Wiener Aerzten insbesondere nervenschwachen und blutarmen Personen verordnet. Von Bockslau gelangt man über Bayerbach-Neudorf und Mloganz nach dem Semmering-Gebiete, das die Grenze zwischen dem Lande Nieder-Oesterreich und der Steiermark bildet. Diese Orte sind mit Rücksicht auf ihre Entfernung von Wien nicht mehr zu den Wiener Sommerfrischen zu zählen, und daher in den Rahmen dieser Besprechung nicht einzubeziehen.

Auf dem Wege nach Hiezing, im Stadt-Bezirk Mariahilf, ungefähr drei Kilometer vom Centrum entfernt, liegt der Westbahnhof. Die Linie der Westbahn führt geradeaus in den Wiener Wald. Die Westbahn ist seit einigen Jahren verstaatlicht, und dort ist der Zonen-Tarif in Geltung. Durch diese Verbilligung des Verkehrs haben die nächst Wien gelegenen Stationen der Bahn an Besucherzahl erheblich gewonnen. In Hütteldorf (gleichfalls Brauhaus-Station), Weidlingau, Purkersdorf und Neufawinkel sind viele neue und schöne Ansiedlungen entstanden. Allerdings stehen die an der Westbahn gelegenen Villen in Hinsicht auf Zahl und Ausstattung den an der älteren und beliebteren Südbahnstrecke gelegenen erheblich nach.

Mit den hier erwähnten Ortschaften ist die Zahl der in der Nähe Wiens befindlichen Villenstationen noch lange nicht erschöpft. Das weite Gebiet zwischen Westen und Nordwesten, zwischen Hütteldorf und dem Rabenberg, umfaßt noch eine ganze Reihe freundlicher Ansiedlungen wie: Dornbach, Neu-Waldegg, Gerstthof, Pögleinsdorf, Grinzing, Sievering und Heiligenstadt, die jetzt zu Groß-Wien gehören, und die gern und regelmäßig von Wiener Sommergästen aufgesucht werden. Da Wiens Einwohnerzahl stetig zunimmt und die Stadtbahn in kurzem fertig gestellt sein wird, dürften die meisten dieser anmuthig gelegenen Orte schon in aller-nächster Zeit einen Zuzug von ständigen Bewohnern, — von Villen-Colonisten, — zu gewärtigen haben.

Nachdruck verboten.

Wirthschaftliche Frauen-Hochschulen.

Von Gertrud Hermes in Berlin.

In der viel umstrittenen Frauenbewegung giebt es eine Erscheinung, bei deren Beurtheilung sich die verschiedensten Auffassungen zu treffen pflegen, nämlich die der sogenannten „höheren Tochter“. Allgemach ist dieser Ausdruck fast sprichwörtlich geworden zur Bezeichnung des oberflächlichen, charakterlosen jungen Mädchens aus den oberen Ständen, das, ohne den Halt eines festen Berufes, in vielgeschäftigem Nicht-

ihm die besten Jahre seines Lebens vergeudet. Eine ernste Aufgabe innerhalb des Elternhauses findet sich häufig nicht, und wenn sie sich bietet, wird sie oft genug verkannt. Am schlimmsten ist die Noth in den großen Städten geworden, wo der moderne Haushalt mit Gasofen-Heizung, elektrischer Beleuchtung, mit Näh-, Strick-, Wasch- und Wring-Maschine die vollendete Ironie ist auf die Goethe'schen Worte:

„Wahrlich, wären mir nur der Mädchen ein Duzend im Hause, niemals wär' ich verlegen um Arbeit.“

Auf dem Lande mögen sich zum Theil die Verhältnisse etwas günstiger gestalten, aber mehr und mehr macht sich auch hier der Wandel der Zeiten geltend.

Die Folgen dieses Uebelstandes sind sehr ernste. Die Zeit vom 17. bis zum 25. Jahre ist die Zeit der Charakter-Bildung; gerade dann können Pflichttreue, Leistungsfähigkeit und Willenskraft fürs Leben erworben werden. Wenn nun gerade in dieser Periode die Kräfte eines Menschen brach liegen, so bedeutet das für ihn einen Verlust, der sich oft genug nicht mehr gut machen läßt. Daher jene Frauen, die wegen Mangel an intellektuellem Ernst und Körperlicher, wie geistiger Tüchtigkeit ihren Pflichten als Gattin und Mutter nicht genügen können; daher auch jene unbefriedigten, alternden Mädchen, die lebenslang mit ihrem Schicksal großen. Auch in praktischer Hinsicht rächen sich die Fehler der Vorbildung oft bitter. Wie soll wohl die junge Frau, die nur gelernt hat, Stidereien zu machen, zu malen und Tennis zu spielen, mit einem Schläge eine tüchtige Wirthin, eine weise Erzieherin, eine Pflegerin von Gesundheit, Schönheit und häuslichem Behagen werden? Noch schwerwiegender sind die Consequenzen, wenn das Mädchen unverheirathet bleibt und durch ein ungünstiges Geschick auf die Sicherung der eigenen Existenz angewiesen ist.

Man hat auf mannigfache Weise versucht, diesen Zustand, der eine wahre Krankheit darstellt, zu heilen. Während die einen die Erschließung der Universtität für das weibliche Geschlecht fordern, verweisen andere die Frau auf das Gebiet der sozialen Arbeit oder auf die Werththätigkeit christlicher Nächstenliebe. Unsere Aufgabe ist es nicht, zu diesen verschiedenartigen Bestrebungen Stellung zu nehmen. Wir wollen vielmehr einem anderen Ideen-Gang näher treten, der sich in gleicher Richtung bewegt. Von Ida v. Korpfleisch in Hannover ist der Gedanke angeregt worden, wirtschaftliche Schulen, — „Frauen-Hochschulen“, — zu errichten, die dem erwachsenen Mädchen der bemittelten Stände eine gründliche, planmäßige Ausbildung für das praktische Leben geben. („Der freiwillige Dienst in wirtschaftlichen Frauen-Hochschulen.“ Von Ida von Korpfleisch. Hannover, Meyer-Prior. 60 Pf.)

„Wie überflüssig!“ höre ich mehrere Stimmen aus dem Kreise der geehrten Leserinnen, „das lernt jedes Mädchen bei der Mutter!“

Ist das wirklich der Fall? Halten wir einmal Umschau. Da sehen wir hier die vornehme, gewandte Dame der Großstadt, inmitten des hastenden, nervösen Treibens, fast erdrückt von den zahllosen, gefelligen Verpflichtungen. Wo sollte sie Zeit und Kraft hernehmen, um die Tochter gründlich und planmäßig zu unterweisen? Aber auch die schlichte Hausfrau der Kleinstadt oder des Landes, die sich noch in der glücklichen Lage befindet, „Zeit zu haben“, ist oft genug keine gute Lehrmeisterin. „Weibe mir um Gottes willen aus der Wirtschaft fern, liebes Kind, Du verdorbst mir mehr, als Du mir nützt!“ Mit diesem niederdrückenden Wort wird der gute Wille der Tochter nicht selten begraben und vielleicht gerade da, wo eine unpraktische Anlage eine besonders sorgfältige Erziehung nöthig macht.

„Nun gut,“ wird man erwidern, „mögen die Mütter dieses ihr Unrecht einsehen und gut machen, so ist allem abgeholfen; wirtschaftliche Schulen brauchen wir deshalb nicht!“

Da muß ich denn meinen letzten Grund nennen, selbst auf die Gefahr hin, mir dadurch die Geneigtheit der geehrten Leserinnen zu verlieren. Um mit Erfolg das erwachsene Mädchen für seinen künftigen Beruf als Hausfrau und Mutter vorzubereiten, bedarf es einer Fülle nicht nur praktischer, sondern auch theoretischer Kenntnisse. Es fragt sich, ob der Durchschnitt der Frauen diese Kenntnisse besitzt.

Man mache sich nur einmal klar, wie unendlich wichtig und weitumfassend die Aufgabe der Hausfrau ist. Diese bestimmt über die Ernährung der ganzen Familie. Wie nun, wenn sie über die Bedeutung der einzelnen Nahrungsmittel mehr oder weniger im Unklaren ist, wenn sie keine Ahnung hat von deren Zusammensetzung und Bereitung, soweit letztere nicht in der Küche geschieht? Sie arbeitet mit tausend kleinen Hausmitteln, mit Drogen, Seifen, Präparaten aller Art, oft sogar mit sehr gefährlichen Giften. Eine Kenntniß über das Wesen dieser Dinge, mit denen sie täglich umgeht, hat sie der Regel nach nicht. In ihrer Hand liegt ferner die Reinigung, Lüftung und Heizung der Wohnung. Ist es da nicht erforderlich, daß sie die Einwirkung von Licht, Luft und Wärme auf den menschlichen Organismus kennt?

Ihr wichtigstes und schwerstes Amt endlich ist die Erziehung der Kinder. Jede Lehrerin, die eine gleiche Aufgabe übernimmt, ist in jahrelanger Vorbereitung auf ihren Beruf bestrbt gewesen, sich über Zweck und Mittel der Körperlichen, wie der geistigen Erziehung klar zu werden, hat einzudringen versucht in die wichtigsten Fragen der Psychologie und der Pädagogik, ist auch praktisch nicht mehr ganz ohne Schulung. Bei der Mutter — nichts von alledem! Wohl zu zählen sind die wenigen, die im Bewußtsein ihres hohen Berufes sich bemühen, durch Lectüre oder Hören von Vorträgen diese Lücken auszufüllen.

Nun ist es zweifellos richtig, daß viele dieser Mängel in anderer Weise wieder ausgeglichen werden. Die Erfahrungen vorangegangener Geschlechter haben sich zu einer Fülle praktischer Regeln verdichtet, aus denen die sorgsame, eifrige Hausfrau manch' guten Rath, manch' richtigen Wink sich holen kann. Auch das eigene Nachdenken und längere Praxis werden sie über vieles belehren. Aber lüdenhaft, auf Zufälligkeiten beruhend und der Bedeutung des Berufes in keiner Weise entsprechend, bleibt ihre Ausbildung allemal. Sie ist derjenigen des Bauern zu vergleichen, der auf die Weisheit der Väter und die eigene Klugheit angewiesen bleibt, indes der geschulte Landwirth Theorie und Praxis harmonisch verbindet.

Findet daher das erwachsene Mädchen im Hause nicht die hinreichende Gelegenheit zur Erwerbung einer gründlichen, planmäßigen Ausbildung in der Hauswirtschaft, so erscheint die wirtschaftliche Schule als eine zweckmäßige Lösung dieser Schwierigkeit.

Auf dem Lande mühte diese Schule erstehen, fern von dem Getriebe der Großstadt; aber doch auch wieder leicht erreichbar, um die Zuziehung akademisch gebildeter Lehrer zu ermöglichen, auf die wir in Ermangelung weiblicher Kräfte vorläufig angewiesen sein würden. Die Dauer des Aufenthaltes ist ein- bis dreijährig gedacht.

Der Unterricht soll aus einem praktischen und einem theoretischen Theil bestehen. Kochen, Waschen, Blätten, Heizen, Reinigen und Aehnliches, Obst- und Gartenbau, Kinder- und Krankenpflege wären die wichtigsten praktischen Uebungen, indes die Theorie mit Physik und Chemie, sofern sie für die Hauswirtschaft von Bedeutung, mit Gesundheitspflege, insbesondere Nahrungsmittel-Lehre, Buchführung und Pädagogik sich zu beschäftigen hätte. Sientmal aber der Mensch nicht nur aus Prosa besteht, und wir keine Hausfrauen großziehen wollen, deren Gesichtskreis auf Kochtopf und Stricktrumpf beschränkt bleibt, so soll vornehmlich im zweiten Jahre auch die Pflege des Schönen und Rationalen betont werden. Anregende Vorträge über bedeutende Personen der deutschen Geschichte und Literatur, stilistische Uebungen und kunstgeschichtlicher Unterricht würden diesem Zwecke dienen. Außerdem beginne im zweiten Jahre die Fortbildung derjenigen, die einen praktischen Beruf als Lebensaufgabe ergreifen wollen und zu diesem Zwecke noch ein drittes Jahr auf der Schule verbleiben. Die Ausfichten, die sich hier eröffnen, sind sehr weite; eine Fülle von Berufen auf praktischem Gebiet könnten der Frau erschlossen werden. Doch der Mangel an Raum verbietet es, auf diese Seite der Sache hier näher einzugehen.

Auf die körperliche Pflege der Schülerinnen soll die größte Sorgfalt verwendet werden. „Außerhalb der Arbeitszeit: volle Freiheit der Bewegung, Schwimmen, Turnen, Bewegungsspiele“, so lautet das Programm. Und wer die Kinder der Großstadt aufwachsen sieht, ohne jede natürliche Freiheit, eingepreßt in die Schablone conventioneller Formen, die alle Eigenart erstodtet, wer unsere jungen Mädchen kennt mit ihrer Bleichsicht, ihren „Nerven“, ihrer Leistungsunfähigkeit, der wird es mit Freude begrüßen, daß sie hier Gelegenheit finden sollen, sich ungezwungen zu tummeln und bei frischem fröhlichem Spiel ihre Kraft zu fühlen.

Doch da sehe ich schon wieder verschiedene bedenkliche Mienen. „Was sollen denn dem Mädchen die Kenntnisse, die es in einem so großen Betriebe gesammelt hat, für die kleinen Verhältnisse der Familie nützen?“

Ein berechtigter Einwand, dem aber bereits Rechnung getragen ist. Denn es wird nicht geplant, alle Zöglinge in einem Kleinhausehalt zu vereinigen, sondern es sollen kleine Gruppen gebildet werden, deren jede in einem Pavillon ein der Familie entsprechendes Zusammenleben führt.

Auch die Enfernung aus dem Elternhause wird getadelt. Nun wäre es gewiß eine arge Verfehrtheit, wollte man einer kinderreichen Familie die vielbeschäftigte „Aelteste“, einer frankten Mutter die einzige fürsorgende Tochter nehmen. Davan denkt niemand. Es handelt sich nur um jene ungenügend oder garnicht beschäftigten Mädchen, wie sie heutigen Tages in den höheren Gesellschaftskreisen keine Ausnahmen mehr sind. Warum ihnen ein Einleben in fremde Verhältnisse, eine stramme Arbeit für ein bis zwei Jahre schaden sollte, ist nicht einzusehen. Unsere Zeit braucht Charaktere auch unter den Frauen, und solche bilden sich nicht, wenn der Mensch seine ganze Jugend in der Stille verträumt. Ob nicht manchem Mädchen, nachdem es den Segen der Arbeit kennen gelernt, die frühere Unthätigkeit gründlich verleidet sein würde? Wir hoffen es. Wohl kann man der Mutter den Schmerz nachfühlen, den sie in dem Gedanken an eine Trennung empfindet; aber wenn sie erkannt hat, daß es für das Heil ihres Kindes erspriehlich ist, so wird sie, wofern sie eine rechte Mutter ist, auch dieses Opfer bringen.

Und wo will man die Lehrerinnen hernehmen? Kommt Zeit, kommt Rath! Die Vorarbeiten dafür sind schon jetzt in Angriff genommen. Gilt es doch nicht, etwas völlig Unvorbereitetes, Ungeahntes zu schaffen, sondern verwandte Bestrebungen bestehen seit Jahren und werden wirksame Unterstützung leisten.

Zum Schluß noch eins. Die wirtschaftliche Hochschule soll kein Universal-Mittel sein für sämtliche krankhafte Erscheinungen innerhalb der Frauenwelt. Da müssen Staat und Kirche, Schule und Haus zusammenwirken, wenn es besser werden soll. Sie ist nur für bestimmte Kreise gedacht und wird auch hier wiederum nicht allen, sondern nur der Mehrzahl zu gute kommen. Dieser Mehrzahl aber kann sie eine geeignete Stätte werden, wo nicht nur notwendige Kenntnisse, sondern Kraft, Freude am Schaffen und erhöhte Leistungstüchtigkeit fürs Leben erworben werden.

Nachdruck verboten.

Das Zehntel-Los.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen der Doña Emilia Pardo Bazán von E. Kroll in Friedenau.

Wie ich dazu gekommen bin, mich zu verheirathen? Das ist freilich keine alltägliche Geschichte.

Es war ein schmächtiges Mädchen, mit einem Wald von Haaren, in einen dünnen, schlechten Mantel gehüllt, das mir in später Abendstunde das Zehntel-Los am Eingange eines Cafés verkaufte. Ich gab ihr eine Kiensumme, einen ganzen Duro. Wie anmuthig und beschieden war das Lächeln, mit dem sie mir für meine Freigebigkeit dankte!

„Sie werden Glück haben, Señorito,“ sagte sie mit dem weichen und hellen Tonfall der Mädchen aus dem Volke von Madrid.

„Weißt Du das gewiß?“ fragte ich sie scherzend, indem ich das Zehntel-Los in die Tasche meines Paletots steckte und mir den seidnen Shawl fester um den Hals zusammenzog, um mich vor einer Lungenentzündung zu bewahren, die der schneidende Decemberwind in Aussicht stellte.

„Ob ich es gewiß weiß! Sie bekommen das Zehntel überhaupt nur, weil ich selber kein Geld habe, Señorito. Es ist Nummer 1420. — Sie werden Sich die Nummer schon angucken, wenn Sie erst heraus ist! — Vierzehn, das ist mein Alter, vierzehn Jahre; und zwanzig Tage bin ich gerade noch darüber. Ah wenn ich nur könnte, ich wollte mir wohl das ganze Los kaufen!“

„Nun, dann tröste Dich, Kleine,“ erwiderte ich, „wenn das

Los gewinnt, sollst Du die Hälfte haben; wir thun uns zusammen!“ Es wurde mir leicht, mich als den Großmüthigen aufzuspielen, denn ich war in Lotterie-Angelegenheiten völlig abgehärtet, da ich niemals auch nur das Geringste, nicht einmal einen lumpigen Einsatz, gewonnen hatte.

Das schmale Gesichtchen der kleinen Verkäuferin erstrahlte in unsinniger Freude; sie packte mich beim Armel und rief mit schrankenloser Zuversicht: „Señorito, ich beschwöre Sie bei Vater und Mutter, sagen Sie mir Ihren Namen und Ihre Wohnung! Ich weiß, daß wir heute in vier Tagen gewinnen!“

Die Sache war mir schon ein wenig lästig, doch gab ich ihr die Adresse, und zehn Minuten später, als ich tüchtig ausgeschreitend durch die Puerta del Sol in die Calle de la Montera gelangt war, hatte ich den Vorfall vergessen.

Vier Tage darauf, — ich lag noch im Bett, — hörte ich „die große Gewinnliste“ ausrufen. Ich schickte meinen Diener hinunter, um sie kaufen zu lassen, und als er sie mir brachte, traf mein Blick sofort auf die Zahl des großen Loses. Ich glaubte zu träumen! Allein ich träumte nicht, da stand wirklich 1420. — mein Zehntel, das Alter der Verkäuferin, das Glück für sie und für mich! Viele Tausende von Duros bedeuteten uns diese freundlichen Rißern, und es stimmerte mir vor den Augen, wie ich aufsprang; die Füße wankten mir, ich fühlte kalte Schweißtropfen auf meinen Schläfen. Der geneigte Leser werfe keinen falschen Verdacht auf mich, — es kam mir nicht etwa in den Sinn, die Erfüllung meines Versprechens zu verweigern. Die Kleine hatte das Glücklos für mich gezogen, es war ein Compagnie-Geschäft, bei welchem ich als der stille Theilhaber figurirte, und den Gewinn zu theilen, war nur gerecht.

Nun hatte ich auch gleich das Verlangen, das glückbringende Papierchen in meinen Händen zu fühlen. Ich erinnerte mich genau: ich hatte es in die Aufentasche meines Paletots gesteckt, um ihn nicht erst ausfinden zu müssen. Wo war der Paletot? Aha, dort am Nagel! — So, nun werden wir dich gleich haben! Sorgfältig durchsuchte ich alle Taschen, — keine Spur von dem Zehntel-Lose!

Während ich nach meinem Diener und frage ihn, ob er den Paletot zum Fenster hinaus ausgeschüttelt hat. Freilich hat er ihn geschüttelt und geklopft, — das will ich schon glauben! Aber er hat nichts aus den Taschen fallen sehen, absolut gar nichts. . . . Ich blide ihm ins Gesicht. Aus seinen Mienen spricht Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit. Fünf Jahre ist er in meinem Dienst und hat mir noch nie das geringste veruntrent. Ich schäme mich meiner Gedanken, schäme mich der Drohungen, der Schmähungen, der Kothheiten, die sich auf meine Lippen drängen wollen.

In voller Verzweiflung zünde ich nun ein Licht an, durchforche die Winkel, frame Schränke aus, wühle den Papierkorb um und um, untersuche den Müllkasten, — nichts und immer nichts: ich blieb allein mit der Fieberglut in meinen Händen, dem bitteren Geschmack auf meinen verdrockneten Lippen und der Wuth im Herzen!

Gegen Abend, als ich mich auf das Bett geworfen hatte, um zu rauchen und dabei die schreckliche Enttäufung so gut wie möglich hinunter zu würgen, erschallt ein lebhaftes, munteres Geklingel; es folgt ein Wortwechsel, ein Zank. Jemand läßt sich durchaus nicht abweisen, und gleich darauf erblicke ich die Billet-Verkäuferin, die mir in die Arme stürzt und unter strömenden Thränen ausruft: „Señorito, Señorito, sehen Sie wohl? Wir haben das große Los!“

Ich Unglücklicher! Ich glaubte das schlimmste überstanden zu haben und hatte diesen grausamen Moment der Beschämung noch vor mir! Stammelnd, wie ein Verbrecher, mühte ich es sagen, daß das Los verschwunden, nirgend zu finden wäre, und daß das arme Mädchen bei mir nichts zu hoffen hätte. Wie fürchtete ich, in dem zornigen Aufflammen ihrer schwarzen Augen den Zweifel, das schimpfliche Mißtrauen zu lesen. . . .

Aber wiewohl sie feucht schimmerten, blickten sie mich freundlich an, und mit Achselzuden sagte die Kleine: „In Gottes Namen denn! Señorito, — wir beide sind einmal nicht zu Millionären geboren.“

Wie konnte ich das Vertrauen dieses uneigennütigen Geschöpfchens belohnen? Wie sie für das entschädigen, was ich ihr schuldig war, ja gewiß, schuldig war? Meine Gewissensbisse und das Bewußtsein meiner ersten Verantwortlichkeit lasteten so auf mir, daß ich sie ins Haus nahm, sie behütete, erzog und — mich endlich mit ihr verheirathete.

Das Bemerkenswerthe an dieser Geschichte ist, daß ich glücklich geworden bin.

Nachdruck verboten.

Die Damen im heutigen China.

Von A. Bernard in Berlin.

Seit dem chinefisch-japanischen Kriege beginnt China nothgedrungen sich stärker den europäischen Einflüssen zu öffnen. Die Europa-Reise des Sicekönigs Li-Hung-Chang ist ein redender Beweis dafür. Nur die europäische Kleidung verachtet der Chineser noch gänzlich. Von den vielen Chinesen und Chinesinnen, die ich kenne, weiß ich niemand, der sich zu europäischer Kleidung bequemt.

Daß die Chinesinnen, mit Ausnahme weniger, recht häßlich sind, ist allbekannt. Würden sie darum nicht klug handeln, sich unserer alles verschönenden Mode, wie wir uns ausdrücken, zu unterwerfen? Unsere Kleidung erscheint ihnen aber leider weder schön, noch berechtigt. Sie finden sie häßlich, ungesund und unbequem.

Ich habe selten so scharfe Kritik über unsere Tracht gehört, als aus dem Munde der Chinesinnen. Für das, was wir anmuthig und gefällig nennen, fehlt ihnen jegliches Verständniß.

Wir z. B. bewundern lockiges Haar. Hat die Natur uns nicht damit bedacht, so hilft die Kunst nach. Leicht und anmuthig frisiren, das ist die Lösung unserer Haarlinsler.

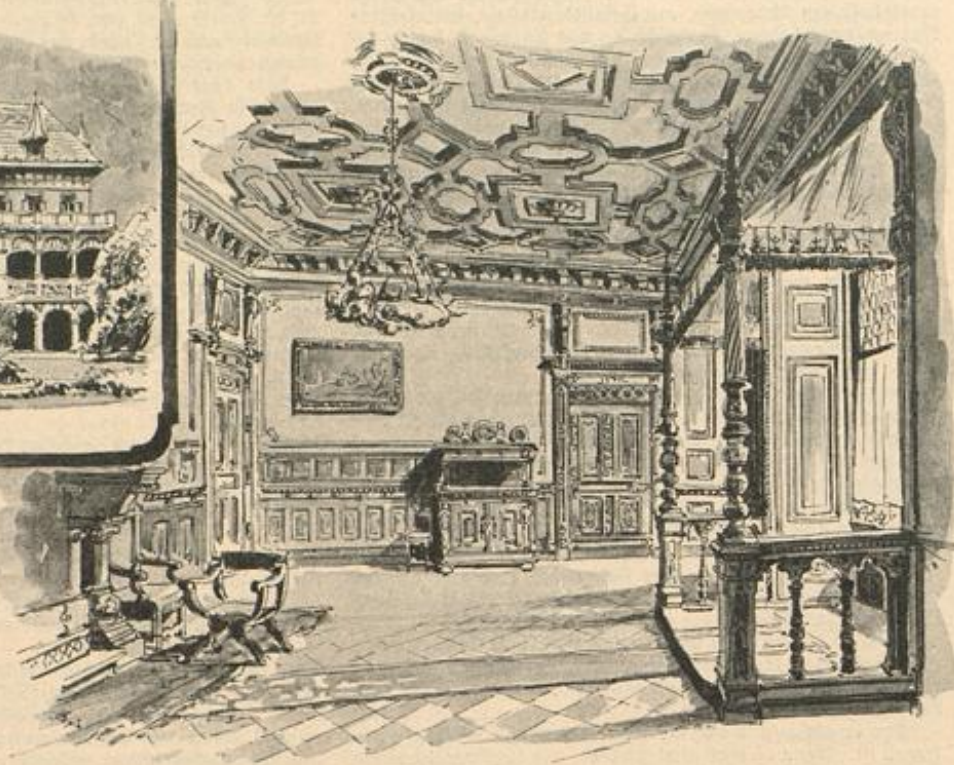
Wie frisirt sich nun die Chinesin? Vor allen Dingen nicht zu häufig; alle drei Tage einmal, das genügt ihr. Aber dann lämmt sie sich auch gründlich, oft stundenlang.

Die jetzt moderne, höchst kunstvolle Haarfrisur führt den Namen: Reissvogel, nach einem kleinen, als Federbüßchen beliebten Vogel. Sie hat auch gewisse Aehnlichkeit mit einem Vogelförper. Das Haar und die verschiedenen zu dieser Frisur gehörenden falschen Strähne werden in einer scharfen Brüh-

gewaschen. Sind sie getrocknet, so wird das Haar abgetheilt und am Hinterkopfe in Form eines Vogels aufgesteckt. Alsdann wird es mit dem falschen Haar so fest umwickelt, daß sich auch kein einziges Härchen lösen kann. Nun nimmt die ordnungsliebende Chinesin eine kleine Bürste, taucht sie in feinen braunen Leim und überstreicht die ganze Frisur, damit nicht etwa ein neckisches Lüftchen sein Spiel damit treiben kann. Nun eine echte oder unechte Goldspange, oder falls es Festtag

nennnen auch von unseren schlanken Taillen dasselbe halten, was wir von ihren kleinen Füßen denken.

Der Anzug der Frauen mittlerer und niederer Klassen besteht aus Beinkleidern und losem Obergewand aus blauem oder braunem Leinen. Die Kermel sind weit und halblang. Der Kleider schnitt ist überall derselbe; gewöhnlich ist das Obergewand aus einem Stück geschnitten. Knopflöcher sind unbekannt; die Kleider werden mit kleinen Schlingen geschlossen.



Villa in Baden bei Wien und Salon derselben. Wiener Villen-Colonien und Sommerfrischen. II. Zeichnungen von O. Günther-Raumburg in Berlin. — Siehe Seite 110.

ist, einige Blumen ins Haar! Jedoch weder natürliche, noch große; je kleiner, desto feiner. Die Blumen sind oft nur in der Größe eines Stednabelkopfes reihenweise auf Draht gebunden, ohne Wäterschmud. Natürliche Blumen, lose ins Haar gesteckt, werden nur von Mädchen niederer Klasse getragen.

Um auch des nachts die Frisur möglichst glatt und steif zu erhalten, muß die Chinesin auf jedes Kopflössen verzichten. Sie stützt ihr Haupt, eigentlich nur den Nacken, auf eine kleine Kachel von grüner Farbe. Es ist kaum begreiflich, wie jemand auf solchem Dingen schlafen kann. Der Stein des Erzwaters Jacob muß dagegen noch ein ganz bequemes Kuschelkissen gewesen sein. Aber die liebe Eitelkeit verführt viele Qualen!

Das Gesicht wird alsdann stark mit kreidigem Weiß und kräftigem Roth bemalt. Die Brauen werden ausgerastert oder geschwärzt, die Wimpern häufig kurz geschnitten. Das Gesicht gleicht einer Maske. Damen höherer Stände erscheinen nie ungeschminkt.

Das Antlitz einer Braut ist am Hochzeitstage auf ganz besondere Weise geschmückt. Dies findet jedoch nur bei der ersten, dem Chinesen von seinen Eltern bestimmten, ihm selbst bis zum Hochzeitstage unbekanntem Braut statt. Wird dem Bräutigam die gewöhnlich etwas ältere Braut zugeführt, so ist ihr Antlitz mit Figuren aus buntem und Goldpapier vollständig besetzt und behangen.

Lange Fingernägel, besonders an der linken Hand, sind bei Männern und Frauen gleich beliebt. Der Nagel des Zeigefingers ist oft einige Centimeter lang. Es ist dies ein Zeichen von Vornehmheit. Menschen, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren, können ihre Nägel nicht so lang wachsen lassen.

„How can, how can!“ rief einmal eine Englisch redende Chinesin, auf meinen bestaubten Kleideraum weisend. „Europäer dress too muchy dirty.“ („Wie ist's möglich! Die europäische Tracht ist zu unsauber.“)

Ich gab der Guten im stillen Recht. Die kurzen Beinkleider der arbeitenden Frauen, sowie der fußfreie Ueberrod der vornehmen Damen, nehmen den Staub und Unrath der Straße nicht in dem Maße auf wie unsere langen Kleider. Trotzdem wollte ich der Schönen den Sieg nicht lassen, sondern suchte ein anderes Feld, auf dem ich sicher war sie zu schlagen. Ich wies auf ihre verunstalteten Füße hin.

Sie gab zu, daß das Einzwängen der Füße und Umbiegen der Beine ungesund sei. Häßlich konnte sie ihren kleinen, kaum zwölf Centimeter langen Fuß und den dadurch entstehenden wackelnden Gang nicht finden.

Eigenthümlich ist es, daß die chinesische Kaiserin keine verkrüppelten Füße haben darf, während die Frauen höherer Stände ihren Stolz darin setzen, ihre Füße und die ihrer Töchter an jeglichem Wachstume zu hindern und in der Größe eines ein bis zweijährigen Kinderfußes zu lassen. Viele Chinesinnen können überhaupt nicht selbständig gehen. Sie müssen sich auf Stöcke stützen oder von ihren Dienerinnen geführt werden. Letztere, als zur arbeitenden Klasse gehörend, haben ausgewachsene oder nur in geringem Maße verkrüppelte Füße.

Durch die Unsitte, die Füße zu verkrüppeln, sind in Canton bei einem nur wenige Stunden anhaltenden Brande gegen zweihundert Frauen und Mädchen elendiglich erstirbt und verbrannt. Sie konnten nicht rasch genug aus den hohen Häusern und engen Straßen entfliehen.

Trotzdem wird der verkrüppelte Fuß voraussichtlich noch Jahrhunderte hindurch die höchste Pflanze der chinesischen Frauen bleiben. Diese werden ebensowenig vom Einzwängen ihrer Füße abzubringen sein, wie ihre europäischen Schwestern vom Einschmüren ihres Körpers.

Mir ist von Chinesinnen öfter die Antwort geworden: „Halten Sie sich nicht über unsere kleinen Füße auf! Unter dieser Mode leiden nur wir allein. Ihr jedoch schadet durch das Staubaufwirbeln eurer langen Gewänder nicht nur euch selbst, sondern auch anderen!“ Sicher ist, daß die Chi-

bornehme Chinesinnen tragen kostbar gestickte Seidenstoffe. Der Rock, den sie über den Beinkleidern tragen, ist oben in einen breiten Bund gefaßt. Er besteht aus zwei geraden, glatten, vielfach gestickten und zwei gefalteten Theilen, die unten lose auseinanderfallen. Im Winter wird ein Beinkleid über das andere, ein Obergewand über das andere gezogen. Viele Damen tragen dicke wattirte oder mit Pelz gefütterte Röcke; jedoch findet auch dabei keine Abweichung vom Schnitt statt. Bei großer Kälte sind die Chinesinnen oft so dick angezogen, daß sie sich kaum zu rühren vermögen und wie ein wandelndes Kleidergestell aussehen. Hüte werden nicht getragen. Im Winter setzt die Chinesin eine leicht wattirte Mütze auf, denen ähnlich, die bei uns ganz alte Damen zuweilen unter ihrer Tüllhaube tragen.

Der kleine Schuh besteht aus Seide und Stiderei. Die Sohle ist aus Pappe. Mit weichen Seidenstreifen wird er am Fuße festgebunden. Kurze weiße Strümpfe, Lederpantoffeln oder Seidenschuhe, mit zwei fingerdicken Filzsohlen sind für die Frauen mit ausgewaschenen Füßen im Gebrauch. Die Armuth läuft barfuß. Ohrringe und Armbänder trägt jede Chinesin. Sehr beliebt sind solche aus grünem Jet, die je nach der Farbe zu billigen oder zu ganz enormen Preisen zu haben sind.

Ohne Fächer ist die Chinesin undenkbar. Sie versteht auf chinesisch-anmuthige Weise sehr wohl damit umzugehen. Kleine Fächer sind die gebräuchlichsten. Die chinesische Dame bewegt den Fächer rasch und kurz. Ja kann diese Art des Fächelns, obgleich bei uns der langsame Fächer Schlag Mode ist, nicht häßlich finden. Es gleicht dem Flattern eines Schmetterlings.

Die Schirme bestehen aus dunkelgrün angestrichenen, oft mit einem rothen Rand verzierten Bambusstäben. Sie sind sehr häßlich aber ebenso haltbar.

Einen Toilettenkasten aus Ebenholz, inwendig mit einem Spiegel und Schubfächern, besitzt fast jede Chinesin. Sie bewahrt darin ihre Kämmen und Bürsten, das Zahnpulver, — die Chinesinnen halten sehr auf ihre Zähne —, den Puder, die Schminke, den Ohrlöffel, ein Schildplattstäbchen, um die Zunge abzuweiben und, falls dafür noch Platz ist — den Rückenraper. Dies Instrument, ein Stäbchen, an dessen Ende eine aus Knochen oder Elfenbein geschnitzte Hand befestigt ist, führen die Chinesen gewöhnlich mit sich und gebrauchen es höchst ungenirt. Allerdings ist die Mosquito-Plage meist sehr arg.

Fragen wir den Chinesen nach dem Alter seiner Frau, so fühlt er sich sehr geschmeichelt. Er wird wahrheitsgemäß darüber berichten, mag die Betreffende die Dreißig auch längst überschritten haben. Sein argloses Gemüth begreift nicht, daß andere Frauen gern auf die Ehre des Altwerdens verzichten. Dagegen gilt es in China für unpassend, sich nach jemandes Befinden, besonders nach dem einer Frau, zu erkundigen. Ich selbst beging diesen Fehler. Erst die Belehrung anderer klärte mich über die abweisende Antwort des betreffenden Mandarins auf.

Das Alter hat somit für die Chinesen weniger Schrecken als für uns. Würden wir das Altwerden auch so ehrenvoll finden wie jene Töchter des himmlischen Reiches, so wäre uns das dreißigste Lebensjahr sicher keine so gefährliche Klippe. Denn manche Europäerin ist fünf Jahre neunundzwanzig, ehe sie ins dreißigste Lebensjahr hineinschiffi. Oder irre ich mich?



Rachdruck verboten.

Der hoakliche Bua.

Und d' Muatta moant, es waar an dem, Daß lazt ihr Jaekl freit; Sie wird halt alt und aa bequem, Zum Uebergeb'n waar Zeit:

„Die reiche Lene waar halt recht.“
 „Die mit dem schelchen G'schau?“
 „Was sagst zum Diendl drent im Hedt?“
 „Ma moant, es kimmt a Pfau.“

„Wie waar denn nacha d'Schreinerlies?“
 „Die Schwarzen san net raar.“
 „Und's Miede von der obern Ries?“
 „Die fuchset' ebba gar?“

„So nimm die Nachbar-Juli glei!“
 „Dees g'schuppte floane Ding?“
 „Die Sundl gaab a tangsam's Wei.“
 „Die is mer dengerscht z' g'ring.“

„D' Mollbinder Waab'n, die waar sei.“
 „Gaang's net a bissl krumm.“
 „Die schöne Cenz' is halt die Dei.“
 „Waar's net so woltern dumm.“

Jetzt bleibt nur g'rad die Hüata-Res, U wüastes, schiaches Leit, Und schau nur grad, wer moant dees, In die is er verkeit!

Daß g'wachs'n is wie bucha's Holz, Schad't nig, die wird sei' Wei', Und halft'n fragst, so sagt er stolz: „So Oane find't net glei!“

Julie Denf.

Rachdruck verboten.

Bernerin.

Zu dem Bilde von Emma von Müller in München. Siehe Seite 105.

Die alte Klage, daß in unserem alles nivellirenden Zeitalter des Verkehrs die prächtigen ursprünglichen Volkstrachten mehr und mehr verschwinden, wird von Tag zu Tag begründeter. Hatte früher jede Stadt, ja fast jedes Dorf diese und jene Eigenart in Trachten, Sitten oder Gebräuchen, so findet man heute in den civilisirten Ländern nur noch einzelne, meist fernab von dem großen Verkehr gelegene Döfer, in denen sich Reste der von den Vorfahren überkommenen äußeren Eigenthümlichkeiten bis in unsere Zeit gerettet haben. Allerdings bemüht man sich neuerdings, dem weiteren Verfall Einhalt zu thun, namentlich auch in der Schweiz. Hier ist noch immer eine gute Hundstätt nationale Trachten. Eine der reizendsten Trägerinnen dieser dürfte die Bernerin sein, die uns Emma von Müller in ihrem prächtigen Bilde vorführt. Das feine ausdrucksvolle Gesicht hebt sich in der wundervollen Beleuchtung doppelt wirkungsvoll ab von der dunkeln Haube und den schwarzen, ornamentirten Schulteraufschlägen. Der mit tiefer Innigkeit gepaarte Ausbruch sinnender Glüdes kommt so lebendig zum Ausdruck, daß in dem Beschauer unwillkürlich der Gedanke erwacht: „Einem so reizenden Kinde gönne ich kein Glück!“ Um zu diesem Eindruck zu gelangen, bedarf es nicht einmal besonderen Kunstverständnisses; und gerade darin liegt, wie wir meinen, ein Compliment für die Urheberin des Kunstwerkes. A. Sch.



Antworten.

Ungarin. — Besten Dank für Uebersendung des deutschen Katalogs! Sie sind mit Recht stolz auf die so schöne und gelungene Millenniums-Ausstellung.

Magda D., Uudweis. — Leiterin von „Schneidengrün“, der Gartenbau-schule für Frauen bei Meißener im sächsischen Voigtland, ist Elvira Baroness von Barth-Harmating. Der Curus umfaßt zwei Jahre und beginnt Anfang October. Ein dritter freiwilliger und rein praktischer Jahres-Cursus schließt sich an, bei dem das Honorar erlassen und die Pension ermäßigt wird.

Frau Dr. L., Salzburg. — Keine ernste Bestrebung darf zum Sport ausarten. In England ist z. B. unter den jungen Mädchen, selbst denen höherer Stände, eine wahre Manie ausgebrochen, Krankenpflegerin zu werden. Die Matronen der großen Londoner Hospitäler werden mit Bewerbungschriften überschüttet; zehnmal mehr melden sich, als gebraucht werden können. Die meisten der Bewerberinnen sind blutjunge, unerfahrene Mädchen, denen die Krankenpflege etwas sehr Leichtes zu sein scheint. Vor allem will man in den Krankenhäusern verlässliche Pflegerinnen; Krankenpflegerinnen auf Probe, die bald wieder weggeschickt werden müssen, giebt es die Hülle und Fülle. Für die englischen Hospitäler entstand so schon die ernste Frage, wie sie sich die nötige Menge Pflegerinnen verschaffen sollen, die den schweren Beruf ernst nehmen.

Clara v. L., Chemnitz. — Wenden Sie sich an den Verein der Kunstfreundinnen zu Leipzig, der zum Zweck der Förderung der Kunst und des Kunstgewerbes unter den Frauen gegründet wurde. Schriftführerin ist Frau A. Zwiemeder, Leipzig, Thalstr. 15.



Aus der Berliner Gesellschaft.

Wien, die klassische Stadt des heiteren Lebensgenusses, war der reichsdeutschen Metropole auf dem Gebiete der aristokratischen Wohltätigkeits-Vorstellungen bis vor kurzem noch um vieles voraus. Mit



Gräfin Vicky von Geyler.

Nach einer Photographie des Königl. Hof-Photographen J. C. Schwarzwälder, Berlin.

welcher Gewandtheit wissen die Wiener Patroneffen, allen voran die den Leserrinnen der Illustrierten Frauen-Zeitung wohlbelannte Gemahlin des jetzigen Minister-Präsidenten, Gräfin Anastasia Kielmannsegg, solche Feste in Scene zu setzen! Mit welcher gräßlichen Sicherheit täuscht das heitere Wiener Temperament über etwaige Ursprünglichkeiten bei improvisierten Aufführungen hinweg, mit welcher Leichtigkeit fährt es überraschend Neues ein! Vor kurzem erst wurde an dieser Stelle über eine aufs höchste gelungene Ballet-Aufführung berichtet, in der Wiener Comtesse und ihre Cavaliere im Dienste der Humanität auftraten. Noch ist's kein Jahrzehnt her, daß in Berlin derartige Veranstaltungen unserer aristokratischen Gesellschaft zu einem Brauch wurden, der weite Kreise alljährlich erfreut und interessiert. Aus den Memoiren der verstorbenen Frau Helene von Hülsen, geb. Gräfin Häfeler, wissen wir, daß der damalige Lieutenant im Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment und spätere General-Intendant der königlichen Schauspiele Botho von Hülsen, in den fünfziger Jahren zur Vinderung einer durch verberrende Ueberschwemmungen im Oder-Gebiete eingetretenen Nothlage der dortigen Bevölkerung das allererste aristokratische Wohltätigkeits-Theater



Comtesse José von Königsmark.

Nach einer Photographie von Erich Sellin & Co., Berlin.

der preussischen Residenz ins Leben rief. Seit einigen Jahren sendet die reichsdeutsche Aristokratie ihre jungen Vertreter und Vertreterinnen stets fühner und erfolgreicher vor das Publicum, um diesem klingende Gaben für vom Schicksal minder Begünstigte zu entlocken. Den Berlinern wurde es allmählich auch zur Gewohnheit, in jeder Saison mindestens einmal die vornehmen Gestalten der Hofgesellschaft, sei es in der Wiedergabe „lebender Bilder“, sei es in dramatischem Spiel auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, bewundern zu dürfen. Fürstin Marie Radziwill, Fürstin Friedrich von Hohenzollern, Gräfin von Hochberg u. a. sind als Patronessen dieser Unternehmungen in erster Linie zu nennen. Unter den vornehmen Darstellern haben die liebreizende Prinzessin von Pleß, die mit großem dramatischem Talent begabte Baroness Marie de Greindl, Tochter des belgischen Gesandten, der als Schauspieler gleichfalls hervorragende Graf zu Castell-Rüdenhausen und der in komischen Rollen höchst erfolgreich auftretende Erbprinz Wilhelm zu Stolberg-Bernigerode eine stets steigende Popularität gewonnen. Diesen anerkanntesten Lieblingen des Publicums gesellen sich neue, als eine der schönsten Frauenerscheinungen am Berliner Hofe, die in lebenden Bildern schon viel bewunderte Gräfin Alfred zu Dohna, Gemahlin des auf dem Gebiete des Reitsportes allgemein bekannten Majors Grafen zu Dohna, unterstützt von einem vornehmen Comité, im gegenwärtigen Frühjahr die bis heute letzte solcher Theater-Vorstellungen in die Wege leitete. Zwei der neuen Sterne am Himmel unserer aristokratischen Theaterwelt dürfen wir unseren Leserrinnen im Bilde vorführen. Gräfin Vicky von Geyler, Gemahlin des Commandeurs der Leibgarde der Kaiserin, gab an jenem Cinatier-Abend, über den wir an anderer Stelle bereits ausführlich berichteten, in der bekannten Feste „Der gebildete

Hausknecht“ von Kalisch eine höchst anmuthige junge Wirthschafterin. Comtesse José von Königsmark, Schwägerin des Flügel-Adjutanten S. M. des Kaisers Oberst Freiherrn von Bissing, war an der Seite des Herrn von Zaltenberg von den Garde-Fürstlichen an demselben Abend mit großem Erfolg die Trägerin der Hauptrolle in dem einleitenden Stücke „Mein Glückstern“ von Ecribe. G. v. R.

Abis der Frauenwelt

Berlin. — Ein Comité, an dessen Spitze J. D. die Fürstin zu Stolberg-Bernigerode steht, bittet um Gaben, damit die Heimat für gebildete Frauen und Mädchen in Berlin, Königgräberstr. 125/126, aus gemieteten Räumen in ein eigenes Haus verlegt, vergrößert und erweitert werden kann. Wie sehr die „Heimat“ ihre Bestimmung erfüllt, geht daraus hervor, daß sie seit ihrer Gründung am 1. April 1891 bereits 2906 Nacht-Quartiere gegeben hat. Ihre Stellenvermittlung, ihr billiger Mittagstisch u. c. sind weitere Wohlthaten für nach Berlin kommende, unbemittelte Mädchen und Frauen der besseren Kreise. Zur Annahme von Geldspenden sind u. a. bereit die Herren Geheimrath D. Schneider, Tempelhofer Ufer 31, Pastor Schlegel, Müllerstr. 56, und Bankier L. Delbrück, Rauerstr. 62.

Brüssel. — Die Brüsseler Künstler-Gesellschaft „Areopag des zwanzigsten Jahrhunderts“ hat sich entschlossen eine Ausstellung von Puppen und kindlichen Bildern zu veranstalten. Die Ausstellung soll die folgenden Abtheilungen umfassen: 1. Geschichte der Puppe durch alle Zeiten hindurch; Wiederherstellung alter Puppen, die ein archaisches Interesse besitzen. 2. Die Puppe vom künstlerischen Gesichtspunkte aus; Schaffen von Puppen-Modellen. 3. Die Puppe vom ethnologischen Gesichtspunkte aus. 4. Schaffung eines Marionetten-Theaters mit allen heute bekannten vervollkommenungen; die kleinen Schauspieler werden von Bildhauern, die Decorationen von Malern verfertigt. 5. Aufführungen von Volks- und Orsisagen, von Märchen und geeigneten Opern auf diesem Marionetten-Theater. 6. Kindliche Bilder. Viele Privatsammler, an ihrer Spitze die Königin von Belgien und die Prinzessin Clementine, haben dem Comité die Einsegnung alter und merkwürdiger Puppen bereits zugesagt.

Paris. — Eine jüngst erfolgte Verlobung macht hier viel von sich reden. Graf Adam Rolffe-Hvitfeldt, Sohn des dänischen Gesandten in Paris Grafen Leo Rolffe-Hvitfeldt, der seit 1800 diesen Posten einnimmt, will sich mit Fräulein Louise Patterson-Bonaparte vermählen. Der Vater der Braut war ein Entel des Königs Jérôme von Westphalen, der in erster Ehe mit einem Fräulein Patterson verheirathet war. Unter dem zweiten Kaiserreiche wollte Prinz Napoleon den Kindern aus der besagten ersten Ehe seines Vaters gerichtlich verbieten lassen, den Namen „Bonaparte“ zu führen. Der Prozeß endigte zu Gunsten der Kinder. Fräulein Patterson-Bonaparte hat ihre Erziehung in Paris im Himmelfahrts-Kloster genossen, während ihre sehr vermögende Mutter in Baltimore wohnt. Der Bräutigam, der seine reizende Braut in Paris bei dem General Prinzen Joachim Murat kennen gelernt hat, ist der dänischen Gesandtschaft in Petersburg als Attaché zugetheilt.

Foulard-Seide

95 Pf.

bis Mk. 5.85 p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 60 Pfg. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, larrirt, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)	
Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35 — 18.65
Seiden-Grenadines	v. Mk. 1.35 — 11.65
Seiden-Bastfleider p. Robe	13.80 — 68.50
Seiden-Bengalines	1.95 — 9.80
Seiden-Foulards	95 Pfg. — 5.85
Seiden-Surahs	1.35 — 6.30
Seiden-Maschen-Atlas	60 — 3.15
Seiden-Faille française	2.45 — 9.85
Seiden-Merveilleux	75 — 9.65
Seiden-Crêpe de Chine	2.35 — 10.90
Seiden-Ballstoffe	60 — 18.65
Seiden-Foulards japan.	1.45 — 5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Rufer und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Gartenbauschule für Frauen!

Beginn: 1. Oktober 1896.

Unterricht:

Theorie: Botanik — Agrarchemie und Physik — Dendrologie — Zoologie — Pflanzenzucht — Buchführung u. s. w.

Praxis: Gemüsebau — Freiland- und Treibkultur — Obstbau — Erziehung von Formbäumen — Obstzucht im Hause — Sortenkunde — Aufzucht und Düngung — Weinbau — Weinbaukultur im Gewächshaus — Anzucht von Beerenzüchtern — Beerenzüchtung — Blumenzucht im Freiland und im Gewächshaus — Winden — Dekorieren — Spargel- und Erdbeerkultur.

Honorar: für Beson 60 Mk.; für Unterricht 25 Mk. per Monat. Prospekte werden auf Wunsch die Zeitung.

Adresse: Baroness Elvira von Barth-Harmating, Schnecken-grün, Stat. Wehltheuer, Vogtland, Agr. Sachsen.

Das Atelier der Kunststoffschule des Frauenerwerbsvereins zu Dresden. Ferdinandsstr. 13, II. empfiehlt eigene Mustereutwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Halb-Roll. v. ca. 25 qm franco d. ganz Deutsche.

Linoleum „Henel“.

Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1.60 M.
Gemustert 3 „ „ 1.80 „
Einfarbig 3 „ „ 2.30 „
Einfarbig 3 1/2 „ „ 2.85 „
Gemustert 4 „ „ 3.30 „
Granit, ca. 4 mm in durchgeh.

Must., tritt sich nie ab, qm 4.25 „
Extrabreites englisches Linoleum 365 cm (4 engl. Yards) breit

Einfarbig ca. 4 mm stark, qm 3.70 M.
Gemustert 4 „ „ 4.60 „
Läufer u. Teppiche in allen Größen.

Jul. Henel vorm. C. Fuchs, Lieferant mehrerer Höfe. BRESLAU, Am Rathhaus No. 24/27.

Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Artisella.

Best. geish. in allen Ländern. Neuheit und Stidseide. Glanzreichste Tapissereien. Erhältlich in allen besseren Tapissereien; durch Unterscheidungszeichen jedoch nur an Wiederverkäufer.

Becker & Hotop, Cassel.

Die Sonne hat KEINE FLECKEN mehr! dann ist mit MERAXOLIN gepulvt. BESTES FLECKPUTZMITTEL DER WELT! ÜBERALL ZU HABEN. Engros-Lager: Joh. Grollich, Brünn (Mähren).

Sommerproffen

verschwinden vollkommen in 7 Tagen mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flacon zu Mk. 3.50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Bezug durch: Theodor Lehky, dipl. Apoth. in Prag, Brunnengasse 18.

Eine tadellose Büste

erzielt man durch den Gebrauch der „Pulvis Orientales“, ohne Nachtheil für die Gesundheit, in 2 Monaten. Man verlange dieselbe bei Apotheker Boisson, 100, rue Montmartre, PARIS. Preis M. 4.40 pr. Flacon, franco.

Die Moden-Akademie zu Leipzig, Arndtstr. 30 b, haatl. beschäftigte, sachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschnittebestimm., für Anfertigung u. Ausführl. Prospekt gratis.

Kerbschnitzerei Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar. Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Südpowstr. 22a.

Glasen-Nachlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Kein schädliches Ausstrahlen, u. s. w. Preisl. 4 silberne u. 1 goldene Medaille (Lübeck 1895).

Strunwel-Liese! Ein literarisches Ereignis! Bereits 40 Auflagen notwendig. Seitenstück zum Strunwel-Peter. Mit 43 feinen Farbendruckbildern. Preis 2 Mark. Zu haben in allen Buchhandlungen oder direkt für Mk. 2.20 einschließlich Porto vom Verlag G. Frische, Hamburg.

CACAO-VERO, entölt, leicht löslicher Cacao in Pulver- u. Würfelform. HARTWIG & VOGEL Dresden. Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatessen- und Drogerie-Geschäften.

Spitzen jeglicher Art in sauberster Ausführung und in den verschiedensten Mustern, in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in Prettau, Post Steinhans, Tirol. Bei Bedarf wolle man sich wenden an Pfarrer Franz Kleinlercher, oder an Thelma Kofler, Spitzenhändlerin, ebenda.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Neben den allgemein herrschenden Modestilen einer Saison giebt es immer besonders interessante Einzel-Erscheinungen, die irgend ein Phantasie-begabtes Köpfchen ausfindet, und die sich nur jene aneignen dürfen, denen ihre bevorzugte Lebensstellung erlaubt, in der großen Menge aufzufallen.



Hut „Marie Louise“.

Sowie ein weicher Straußfedern- und Reiterhut vervollständigen die Garnitur. — Dem Stil des Hutes einigermaßen anpassen muß sich die Toilette. Die Kinnchleife würde sich z. B. mit einer hohen, reichen Krage-Garnitur schlecht vertragen; sie verlangt den freien Hals. Mit den verschiedenen Fächern hat die Mode ja auch bereits ein nie versagendes Hülfsmittel gegeben, um jede Toilette über das Alltägliche hinaus zu heben.

— Eine reizvolle Neuheit für das elegante Toiletten-Genre besteht in Applicationen aus Tüll oder Linon, die sich in Form graziler Zweige und Ranken über die einzelnen Theile des Kleides ausbreiten. Auf dem Pariser Modell, das mit dem farbigen Bilde, Pl. 1186 (Große Ausgabe), in der Rückansicht, mit nebenstehender Skizze in der Vorderansicht, zur Darstellung gelangt, erscheint die kunstvolle Ausgestaltung in großen Ranken, die den Kopf aus gelber Seide gleichsam umwinden, grazios die Falte begleitend, während sie auf dem Kermel aus weißem Batist ein zierliches Blattmuster nebst feinen Rankenbildern bildet. Die Blusen-taille öffnet sich über einem Rand aus plissirtem Batist; feine Stofftheile mit schmalen schwarzen Sammetvorhängen fallen in tiefen Falten bis zum Ellbogen, den engen Batist-Kermel von der Schulter aus freilassend. Eine volle weiße Käse umschließt den Hals. Seidenstoff garnirt das Hüftchen mit der moderechten Einfassung aus schwarzem Sammet; vorn reichen sich Tüll-



Toilette mit Application. Vorderansicht zu Nr. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1186.



Toilette mit Käsebesatz. Rückansicht zu Nr. 1 des farbigen Modenbildes, Pl. 1187.

Rosetten mit hellen Ketten dicht aneinander, seitlich hochstehende Kigrette von Blättern und Knospen.

Als Ergänzung zu dem farbigen Bilde, Pl. 1187 in heutiger Nummer (Große Ausgabe), zeigt die Skizze die Anordnung der Käse-Garnitur an der Rückseite der Chiffon-Taille. Hier werden die zierlichen Valenciennes-Käse durch eine breite, den Schlaf bedeckende Falte getrennt, eine reiche Patten- und Band-Garnitur vervollständigt den Krage. Die Säumchen der kurzen Kermelpuffen bereichern noch ausgelegte schmale Seidenbündchen.

In Form von Gürteln, Schleifen und Käse gilt das Band noch immer als beliebtes Besatz-Material für die luftige Sommer-Toilette. Gebänderte Chiffon- und Pompadour-Bänder in discreten getönten Farben wetteifern in Schönheit mit den besonders für große Schärpen hochmodernen einfarbigen Noirs, während Atlas- und Repsbänder augenblicklich mehr in den Hintergrund treten. Die Gut-Garnitur übernehmen in dieser Saison fast ausschließlich Tüll, Federn und Blumen. Wahre Blumengärten wachsen in üppiger Farbenpracht oft aus winzig kleinen Zöndern empor; wieder andere Hüte tragen einzelne Ranken und Sträuße, umponnen von luftigem Seidentüll, der, bald einfarbig, bald in feinem Farben-Contrast übereinander gelegt, das Blumengewinde reizvoll durchschimmern läßt. Unersehentlich ist die Mode auf dem Gebiet der Hals- und Kermel-Garnituren, den Jabots, Cravates und Chemisets, und wie die Herrlichkeiten aus Batist sich sonst benennen. Sie sind unentbehrlich als Ergänzung der leichten Jaden-Kostüme in Percal, Blaque und Kattun, welche die Sommermode



Bademantel in Form eines Morgenkleides.



Bademantel mit angeknüpften Krage.



Matrosen-Taille zum Strand- oder Badestock.

beherrschen und die große Vorliebe, die sie genießen, auch voll auf verdienen. Lustig und bequem umschließen sie die Figur, und seit man sogar anfängt, das Futter in der Jacke zu sparen, den wünschenswerten „Chic“ durch ein entsprechendes Maß von Stärke und guter Plättkunst zu erreichen, scheut man vor der häufigen Wäsche weniger zurück und schafft somit sich selbst die Annehmlichkeit einer leichten, kühlen Sommertracht und anderen den erfreulichen Eindruck des Hellen und Frischen.

Wien. — Unter den Neuheiten dieses Sommers hat sich wohl keine mit derartiger Raschheit die durchschlagendsten Sympathien erobert, als der großgemusterte Blandrud-Foulard. In der That erweist er sich für die verschiedensten Altersstufen wohl geeignet und immer kleidbar, besonders wenn man ihm, wie unferne Darstellung veranschaulicht, einen absteckenden Taillenteil giebt. Große Muster erweisen sich hierfür jedoch nicht besonders günstig. Hell-rotbraune Japanseide, in Fächer-Plissés gebrannt, fand ihre Verwendung zu einem jener Boléro-Jäckchen, die für den Hochsommer große Vorzüge besitzen: sie sind leicht und luftig; ihre Charakteristik besteht darin, daß sie genau bis über den unteren Gürtelrand reichen, während eine Spangepasse vom Stoff des Kleides über Brust und Rücken der Taille festen Schluß giebt. Grüne Plissé-Käse fallen über das Handgelenk herab; den grünen Stehkragen garniren blaue Bänderchen.

Paris. — Käse sich an der Form der Badestocke im ganzen auch nur wenig modeln, da Farbe und Musterung der Stoffe stets mit

Verpflichtung von Figur und Teint gewählt werden müssen, so kann der persönliche Geschmack sich in der Ausgestaltung der Einzelheiten doch volles Genüge thun; rote und blaue, weiße und Ecru-Keinen- und Vokkengewebe, vor allem aber türkisch bedruckter Barchent mit Kreuz-



Kleid aus Blandrud-Foulard mit absteckendem Boléro-Jäckchen.

besetzung, edig oder rund ausgechnittene Gewand mit längerem oder kürzerem Gürtelschloß wieder. Auch die Babelappe hat längst aufgehört, eine nur aus Praktische hin berechnete, oft recht ungraziöse Kopfbedeckung zu sein. Zierliche Hauben aus leichten wasserdichten Geweben, schottisch carrirter Seide zc., in dem Kostüm entsprechenden hübschen Farbtönen, umrahmen mit kleidsamen vollen Käse das Gesicht, die Haarfülle nur an der Stirn leicht frei lassend. Seltener begegnet man dem Hut aus grobem Stroh; er gilt meist nur für solche, die dem nassen Elemente nicht recht trauen und vor jeder energischen Verhütung mit ihm ängstlich zurückscheuen. Als „Badeschuhe“ genießen immer noch Sandalen und leichte Schuhe aus grobem Leinen, oder neuerdings auch aus Kautschuk-Geweben, große Vorliebe.

— Ein Bademantel aus Janel, in Form eines bequemen Morgenkleides, erlaubt der Trägerin, sogar mit darunter verborgenem Badestock einen kurzen Weg zurückzulegen. Liegt dem Kleide auch die Prinzessform zu Grunde, so verdecken vorn durch Klammerknopf gehaltene reiche Falten und die Stofffülle des Rockes jeden Mangel an weiterer Unterkleidung. Die weiten Ärmel gestatten ein leichtes Hineinschlüpfen, und leicht verbrigt der fast hohe Matrosenträger den bloßen Hals. Keuferst kleidsam erweist sich der leuchtend rote Krage- und Kermelbesatz.

— Der dargestellte Bademantel aus weichem Wolstoff zeigt auf dem angeschnittenen, breit zurückfallenden Faltenkrage, wie am vorderen Schluß, höchst originellen Schnurbesatz in Roth und Orange. Großer Vorliebe erfreuen sich für Bademantel auch die Changeant-Kubber-Stoffgewebe, deren farbiger Grund leicht durch die weißen Faden-schlupfen des Einschlag-Barnes schimmert.

— Sehr chic erscheint eine Taille, halb für ein Bade-, halb für ein Strandkostüm zum Crevetten-Gang passend, aus weichem Serge mit blauem Treppenbesatz. Den Einschlag aus Jersey-Stoff kann jeder andere ersetzen, auch dürfen die Farben selbstverständlich anders gewählt werden, da der Reiz des Kostüms hauptsächlich in seiner Form liegt. Die mit vollem kurzen Puffärmel und reversartigem Krage ausgestattete Taille umschließt ein Schneebengürtel mit Serpentine-Schößchen, der, vorn getheilt, nicht allzu weit über das kraus gereichte Beinleid fällt. Häubchen mit Seitenschleife. W. de G.

Literarisches

Neue Vorlagen für Delster-Vorzellan- und Brandmalerei. Heft 7 u. 8. Verlag von G. A. Roll, Halle a. S. Preis 6 Mt. Delster Motive können augenblicklich darauf rechnen, überall freundlich aufgenommen zu werden, um so mehr, wenn es dem Arbeitenden so bequem gemacht ist, wie hier, wo die zu benutzenden Pausen gleich den Vorlagen beigegeben sind. Die verschiedensten feinen Landschaften und Seestücke zeigen sich in Verbindung mit Blumen oder Rococo-Rahmen, die sich ihrerseits wieder für andere Motive verwenden lassen. Bei der Mannigfaltigkeit von Form, Größe und Sujet können die Vorlagen für Tischen, Schüsseln, Untersefer, wie auch für Leinwandmalerei oder zur Ausschmückung von Holzgegenständen, kleinen Gläsern, Tablets, Wandtellern und dergl., dienen. Während auf Thon und Porzellan die Farbe allein zur Anwendung gelangt, kann auf Holz auch der Brennstift mit herangezogen werden, dem dann die Einrahmung der Delster Motive zufallen würde. Da die Tafeln in dem Blau der holländischen Majoliken gehalten sind, ist auch beim Malen jeder Zweifel bezüglich der Farben-Müancen ausgeschlossen. E. J.

Bezugsquellen: Hut „Marie Louise“: Müller & Bendix, C. Werderstr. 7. — Toilette mit Käsebesatz: J. A. Seel, SW, Leipzigerstr. 87.

Für Hausfrauen.

Da nun sehr bald das Einmachen der Früchte und Einkochen von Fruchtstruppen beginnt, so wird jeder auf Sparsamkeit bedachten Hausfrau der Hinweis willkommen sein, daß man sich für diese Zwecke mit Vorteil des Saccharin an Stelle des Zuckers bedienen kann. Dieses ausgezeichnete Versüßungs- und Konservierungsmittel ist 500 mal so süß wie Zucker und mit Rücksicht auf die Süßkraft mehr als die Hälfte billiger als Zucker, und da es einen vorzüglichen, rein süßen Geschmack

verleiht und vermöge seiner konservierenden Eigenschaften die damit versüßten Konserven haltbar macht und vor Verderben schützt, so wird es sehr vielseitig verwendet.

Besonders bewährt sich Saccharin zum Einmachen der Früchte, Einkochen von Fruchtstruppen und Obstmus, zum Versüßen von Kompott, Kalkschalen, Milch, Wein- und Bierjuppen, Budding und allen süßen Speisen.

Die Anwendung ist die denkbar einfachste, da die Saccharinfabrik in Salbte-Westerhüfen a. d. Elbe durch Einführung von Portioniermäßen alle Schwierigkeiten des Abmessens und Ab-

wiegens des Saccharin in Pulverform beseitigt hat und das Saccharin auch in Form von Tabletten verschiedener Größen liefert, die sich sehr gut bewahrt haben. Saccharin ist in kleinen Packungen (z. B. Briefchen à 2 1/4 gr = 1 kg Zucker) in den meisten Drogeriehandlungen und Apotheken erhältlich, doch beziehe man es mit Rücksicht auf die vielen Nachahmungen, die sich im Handel befinden, nur in den mit Schutzmarke versehenen Originalpackungen der Firma Fahlberg, List & Co., Salbte-Westerhüfen a. d. Elbe unter der dieser Firma zur ausschließlichen Benutzung gesetzlich geschützten Bezeichnung „Saccharin“.

Schweizer Seide

— ist die Beste! —

Verlangen Sie Proben unserer Seidenstoffe in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter; wir bieten in den Preisen und in der Auswahl Vortheile, die jeder Dame bei Durchsicht der Muster auffallen.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz).

Porto- und steuerfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Beste Bezugsquelle für Private.

Wer nach Berlin reist!

Notizen für Hausfrauen.

Von E. Flatow.

(Nachdruck verboten.)

Die Berliner Gewerbeausstellung, welche soviel des Neuen und Schönen enthält, ist in der kurzen Zeit seit ihrer Eröffnung bereits von tausenden Fremden aus allen Weltgegenden besucht worden, unter denen die Frauen ersichtlich zahlreicher vertreten waren, als dies sonst bei ähnlichen Veranstaltungen zu geschehen pflegte. Es ist dies ein erneuter Beweis für die in letzter Zeit mehrfach bemerkte regere Theilnahme des schönen Geschlechts an den Fortschritten der Industrie, welches erhöhte Interesse mit dem angeborenen Schönheitsfönn der Frauen zusammenhängt.

Unsere durch die Frauen zumeist geförderte moderne Wohnungseinrichtung hat es veranlaßt, daß viele Zweige des Handwerks sich zum Kunstgewerbe erhoben haben, besonders in Berlin ist dies der Fall, und darum ist eben die Berliner Gewerbeausstellung mit ihrer Fülle an kunstgewerblichen Neuheiten von starker Anziehungskraft auf alle gebildeten Frauen.

Zm Gegenfaze zur Toilette, bei welcher die herrschende Mode fast allein maßgebend ist, finden die Frauen ferner bei der Wahl von Wohnungsschmuck und feinerem Hausgeräth reichlich Gelegenheit, ihren persönlichen Geschmack zur Geltung zu bringen, und sind oft besser als die Männer unterrichtet über die vortheilhaftesten Bezugsquellen aller in dies Gebiet gehörenden Artikel, deren Anschaffung ihnen zumeist obliegt.

Zn der Ausstellungsbetheiligung für Tafelgeräth zc. hörte ich z. B. eine Dame aus Stargard fragen: Wo ist denn das Alpaca-Silber der Berndorfer Metallwaarenfabrik? Diese Firma hat doch in Berlin ein großes Zweiggeschäft und wird sicher auch ausgeföhlt haben?

Zu ihrem Bedauern war ihr dies nicht möglich; zwar ist diese Firma seit Jahren in Berlin ansässig und macht dort ein sehr großes Geschäft; aber fabricirt wird nur in Berndorf, darum konnte sie sich in Treptow nicht betheiligen.

Dafür hat sie aber in ihren eleganten Verkaufsräumen Leipzigerstraße 43 II (Ede Marktgrafenstraße) eine Separat-

Ausstellung arrangirt, in welcher ihre metallenen Haus- und Tafelgeräthe, sowie das berühmte Rein-Nidel-Kochgeschirr in großartigster Auswahl jedem Interessenten zur Ansicht stehen.

Hierunter sind die aus Alpaca-Silber hergestellten Eßbestecke und andere Tafelgeräthe besonders deshalb beachtenswerth, weil sie bei höchster Eleganz auch wichtige hygienische Vorzüge besiften.

Es ist nämlich eine bekannte Thatsache, daß alle aus Neufilber, Alfenid und ähnlich benannten Metallcompositionen hergestellten Tafelgeräthe in absehbarer Zeit gelb oder röthlich werden, und zwar weil die aufgetragene schwache Silberbede sich schnell abnutzt.

An solchen defecten Stellen der Löffel und Gabeln bildet sich dann leicht der gefährliche Grünspan, welchen man beim Speifen ahnungslos dem Körper zuföhrt, wodurch leider oft schwere Krankheiten entstehen.

Eine diesem Uebelstande nicht unterliegende Metallverbindung ist das Berndorfer Alpaca-Silber; es besteht aus silberglänzendem solidestem Nidelmetall mit denbark stärkster Silberauflage und bewährt sich bei anhaltendstem Gebrauche als das dauerhafteste Material für Eßbestecke, Kaffee- und Thee-Services, Schüsseln, Schalen, Weinkühler und alles sonstige Tafelgeräth.

Neußerlich ist es dem echten Silber durchaus ähnlich, und da alle daraus hergestellten Gegenstände sich durch stilvolle und künstlerische Ausführung auszeichnen, so hat es sich schnell in tausenden feiner Haushaltungen eingeföhrt, weil man in allen besseren Kreisen jetzt mit Recht auf eine gewisse Eleganz bei Tische Gewicht legt, edtes Silber aber des zu theuren Preises wegen meist ausgeföhlossen ist.

Die seit 51 Jahren bestehende Berndorfer Metallwaarenfabrik war das erste große Etablissement der Metallindustrie, welches die vortreflichen Eigenschaften des Nickels für allerlei Haus-, Tafel- und Kochgeräthe dem Welthandel nutzbar gemacht hat.

Seit einigen Jahren fabricirt diese Firma auch Kochgeschirre aus reinem Nidel, welche sofort nach ihrem Erscheinen Aufsehen erregten, weil sie gleich dem Alpaca-Silber hygienische Vorzüge besiften, die bei keinem anderen Kochgeschirr zu finden sind. Die aus allen Theilen der Welt an das Berliner Haus der

Berndorfer Metallwaarenfabrik häufig erfolgenden Anfragen über Nidel lassen erkennen, daß dieses sehr schäßbare Metall noch bei Weitem nicht genügend gewürdigt wird; darum gebe ich den Leserinnen dieser Zeitung einige Notizen über den Werth des Nickels speciel für Kochgeschirr.

Wer kochen kann, der weiß auch, daß die Speisen in ganz unversehrttem Geschirr zubereitet werden müssen, wenn sie ansehnlich und schmackhaft werden sollen; darum ist man schon lange bemüht, statt der früheren irdenen Geräthe ein dem Feuer und dem Zerbrechen mehr Widerstand bietendes Kochgeschirr herzustellen, und zwar aus Metall!

An Stelle des veralteten Zinns trat das emailirte Eisengeschirr, dessen Email sich aber schnell abnutzt, oft auch Blei enthält, welches die Speisen gesundheitsfchädlich macht; dies werden sie oft auch durch Zubereitung in Messing- und Kupfergeschirr, besonders Kupfer oxydirt leicht und bildet essigsaures Kupferoxyd (Grünspan).

Keines Nidel dagegen — aber auch nur dieses — ist laut wissenschaftlicher Feststellung selbst gegen die stärksten Säuren bei weitem widerstandsfähiger als Eisen, Kupfer und Messing! Rein-Nidel-Kochgeschirr ist somit, abgesehen von seinen anderen Vorzügen, schon aus hygienischen Rücksichten das empfehlenswertheste aller Metallgeräthe.

Außer der Berndorfer Metallwaarenfabrik verfertigen nur wenige andere Fabriken Rein-Nidel-Kochgeschirr; das meiste sonstige im Handel kurzweg als Nidelgeschirr bezeichnete Kochgeräth ist aber nur eine Zusammenschweißung von Eisen mit höchstens 20 pCt. Nidel.

Diese Fabricate werden hergestellt, um dem Publikum scheinbar billige Preise offeriren zu können, denn Eisen ist bekanntlich erheblich billiger als Nidel; derartige Geräthe sind aber stets aus mehreren Theilen zusammengesetzt, darum nicht annähernd so dauerhaft wie die Berndorfer Rein-Nidel-Kochgeschirre, welche immer nur aus einem einzigen Stück Metall bestehen und somit von bewährter Haltbarkeit sind.

Allen nach Berlin zum Besuche der Ausstellung reisenden Hausfrauen sei somit in ihrem Interesse auch eine Besichtigung des Lagers der Berndorfer Metallwaarenfabrik empfohlen, welches thatsächlich eine Fülle schöner und neuer Artikel der modernen Kunst-Industrie enthält.

Empfehlenswerthe Hötels.

- Baden-Baden:** Holland Hotel. I. Rang. Großer Park. Personen-Aufzug.
- Baden-Baden:** Englischer Hof. Eleg. Bäder, größt. Comf. u. möß. Preise. Electr. Beleucht.
- Baden-Baden:** Hotel Victoria. I. Rang. Pracht. geleg. u. eingerichtet. Möß. Preise.
- Dresden:** Hotel vier Jahreszeiten. Renommirtes Familien- u. Touristen-Gaus.
- Kms:** Hotel Darmstädter Hof. I. R. in pracht. Lage am Ring. d. Rurgartens. Omnibus a. B.
- Kms, Bad:** Brina Wales und Römerbad I. Rang. Bäder. Lift.
- Kurhaus Bad Königsbrunn** (Sächs. Schweiz). Prospekte gratis d. Dr. Fußer.
- Schwabburg i. Thür.:** „Weißer Hirsch“ Hotel, Kurh. u. Bill. Flußschwimm. Forellenz.
- Territet am Genfersee, Hotel Mont-Fleuri:** 600 m ü. d. Meer. Eines der reizendst. Hötels. Pension am Genfersee, das ganze Jahr offen. Schöne Aussicht. Anlag. Spaziergänge i. d. nat. Wald, mit pracht. Aussicht a. d. See u. die Alpen. Mößige Preise.
- Toblach (Tirol):** Hotel Toblach. 1224 Meter. Pension von 6 Mark an.

Station: **Naturheilanstalt** Im **Freiburg** **GLOTTERBAD** bad. **und** **Schwarz-** **Deuzlingen.** wald.

Dirig. Arzt: Oberstabsarzt a. D. Dr. **Katz.**
Prospekte frei durch die Badverwaltung.

Gegründet 1838. **Bad Ilmenau** Höhe 530 Meter.
im Thüringer Walde.
Klimatischer Kurort und Sommerfrische I. Rang.
Altrenomirtes Wasserheilanstalt (für Nerven- u. Gichtkranke). Glänzende Kurerfolge.
Prospekte durch den Magistrat, die Badredirection und das Badcomité.

Einzig alkalische Therme Deutschlands 40° C.
Arsen- u. Lithion-Gehalt.

Neuenahr.

Bade- und Trinkkuren, Inhalationen, Massagen, Thermalwasser-Versand.

Grossartige Heilerfolge bei Katarrhen des Kehlkopfes, (Influenza u. Folgen), des Magens, des Darmes, der Blase, bei Gallensteinen, Nieren- und Leberleiden, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus und Frauenleiden. Mild lösend, den Organismus stärkend. Broschüren gratis durch die Direction.
Reiseroute: Köln—Bonn—Remagen od. Koblenz—Remagen—Neuenahr.

Ötz—Ötzthal—Tirol.

Ötz (820 Meter über d. Meer) am Eingange des herrlichen Ötzthales, geschützte Lage, staubfreie, windstille Gebirgsluft, mildes Klima, schöne Wälder, prächtige Ausföhge; in Nordtirol einzig in seiner Art als Fröhlingstation, im Sommer vielbesuchter Höhenort; in der Nähe der Piburger See, ausgezeichnete Gelegenheit zum Baden, Schwimmen und Rudern (gewöhnliche Temperatur im Sommer 16—19° R.)
Oberhalb **Villa Lantschner**, trefflich eingerichtet. Landhaus mit 10 Zimmern, des Dorfes
Besondere geeignet für grössere Familien; doch werden auf Wunsch auch einzelne Zimmer abgegeben. Anfragen sind zu richten an Prof. Dr. Lantschner, Innsbruck. — Das Dorf Ötz (Post- und Telegraphenstation, Postverbindung täglich 3mal) ist von der Station Ötzthal (Arlbergbahn) per Wagen in ¼ Stunden zu erreichen.

Die Nordseebäder auf Amrum
Wittdün und Satteldüne
Illustrierte Prospekte mit Reiseplan zu haben von der Direction der Nordseebäder auf Amrum und in Tondern.

Bad Driburg.
Kurinstitut für Damen von Sanitätstath Dr. Klefenstahl. Stahl- u. Schwefelmoorbäder. I. Hause. Prospekte gratis.

Königl. Soolbad Elmen.
Salzquelle Elmen-Salze der Magdeb. Staßfurter Bahn und Station Schönebeck der Linie Magdeburg-Leipzig.
Saison: 15. Mai bis Ende September.
Ältestes Soolbad f. Gicht, Rheuma, Anämie, Neurostik, Skrophelose, Frauenkrankheiten, Nierleiden, Hosten-, Kehlkopf- und Nervenleiden, Soolbäder, Soolschwimmbäder, Dampf- u. in dem vollständig umgebauten Sool-Dampfbade, Soolbuh-Bad (Inhalatorium), Kaliumfars-Soolbäder, thierärztlich überwachte Molkeri. Dampfbad Luft an d. 2 km langen Gräbnerk, Gedrumsanfertigung, täglich Konzerte der Badkapelle (29 Mitglieder). Militärcorcerte. Reunions. Prosp. u. Ausf. d. b. Bade-Verin.

Stottern
heilt Prof. Rudolf Denhardt's Angrd. stalt Honorar nach **Eisenach** Prosp. Heilung. gratis Garten. 1878 No. 13, 1879 No. 5. Einzig Anst. Deutschl. i. herrl. Lage, die mehrf. staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Einziges Etablissement, welches in Paris mit goldener Medaille ausgezeichnet wurde.
Pariser Mieder (Corsets)
Madame M. Weiss, (aus Paris)
Wien, L. Neuer Markt.
Proise der Mieder v. 10 fl. aufwärts. Bei Bestellung d. Korrespondenz erbit man das Mass in Centimet. v.:
1. Ganzer Umfang von Brust u. Rücken, unt. d. Armen genommen,
2. Umfang d. Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge v. unt. d. Arme bis z. Taille. Das Mass ist am Körper über das Kleid z. nehmen ohne abzurechnen. Postversand nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

Franz Christoph's Tulsboden-Glanzlack
in gelbbraun mahagoni, nußbaum, eichen und gräuer Farbe. Sofort frocknend geruchlos.
von jedem Mann leicht anwendbar.

Niederlagen, die durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten Deutschlands, sonst direkter Versandt in Postkolli à Mk. 9,50 franko ganz Deutschland. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik Franz Christoph, Berlin N. W., Mittelstr. 11.

Seit mehr als 100 Jahren ist das beliebteste Parfüm der feinen Welt

N° 4711 Eau de COLOGNE (Blau-Gold Etiquette)

von **Ferd. Mühlens**
N° 4711 · Köln a/Rh.

In allen feinen Parfümeriegeschäften zu haben.



Strümpfe.
Bestes deutsches Fabrikat in nur garantirt soliden Qualitäten. Abgabe zu Fabrikpreisen an Private.
Spezialität: **Nahtlose Strümpfe u. Socken.** Unübertroffene Reueheit. **Gotthardt Schröder, Zeulenroda.** Bitte Preisliste zu verlangen.

Sommer-Sprossen

werden schnell und dauernd entfernt durch eine nach alten Recepten hergestellte unschädliche Composition, welche auch zur Behebung und Verschönerung des Teints beiträgt. Das Mittel ist einfach in der Anwendung. Preis complet in 2 Theilen **Mk. 2,75 franco pr. Nachnahme.**
Löwen-Apothek, Schwerin i. Meckl.

Mandelkleie mit Veilchengenuch
macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch
Vollständiger Ersatz für Seife und Pulver.
Alleinige Erzeuger:
A. Motsch & Co
WIEN, LLUGECK N° 3

Generaldepöt bei **J. Prochownik**, Berlin S. W., Ritterstr. 48.

Griechische Weine
Mavrodaphne
fünfjähriger feiner Dessert, Medizinal-Malvasier der deutschen Weinbaugesellschaft Achaia in Patras, 12 grosse Flaschen Mk. 21,60 P. Kiste und Packung frei ab Würzburg.

Friedr. Carl Ott
Preisbuch gratis a. franko. **Würzburg.**

MAX KRAUSE, BERLIN SW.
MK - Papier - Ausstattungen bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorrüthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **Mk-Märke.**

Dieses preisgekrönte Corset No. 700 kostet per Stück ab Fabrik gegen Nachnahme

A B C D E F G H J K
3 4 5 6 7 8 9 10 12 15 16

Corset-Manufactur
Esenwein. Stuttgart.

In jedem Stoff, Qualität, Farbe, Einlage. Preisliste über hygienische Corsets für Näherende, starke u. magere Figuren, Reise, Sport, Haus, an jede Dame.

MACK'S DOPPEL-STÄRKE

Ein Versuch genügt, um nie wieder ein anderes Stärkemittel als Mack's Doppel-Stärke zu benutzen; mit dieser kann die Wäsche (Kragen, Manschetten, Hemden etc.) auf einfachste und schnellste Weise so schön wie neu geplättet werden. Ueberall vorrätig à 25 $\frac{1}{2}$ per Carton von $\frac{1}{4}$ Ko. Man achte auf den Namen des alleinigen Fabrikanten Heinrich Mack in Ulm a. D.

The Premier Cycle Co. Ltd.
Doos bei Nürnberg, Eger, Coventry, London, Paris und Berlin.

Grösste und leistungsfähigste Fahrradwerke.



1896er Damenrad.

Fabrikanten der rühmlichst bekannten „Premier-Fahrräder“ aus Helicalrohr.

Waschet mit **KAROL WEIL'S** Seifen-Extrakt



Ueberall käuflich

Polichs Neuheiten in Seide.

Foulard, bedruckt Mtr. 1.—,
„ waschecht, ver-
bürgt solid Mtr. 1.60,
Taffet in Schattenstreifen Mtr. 4.50,
Taffet chiné in den neuesten Farben-
stellungen Mtr. 4.50,
Taffet façonné in mittleren und dunkleren
Tönen Mtr. 2.60,
Taffet chameleon, dreifarbig Mtr. 3.50,
Weiss-schwarz und weiss-blau ge-
streift Taffet Mtr. 3.—,
Wirkungsvolle Schotten, hochneu, „ 3.75.

Proben frei!
Am Lager über 2000 verschiedene Muster u. Farben.
Spezialitäten:
Polichs edelschwarze Garantie-Seide,
Polichs elfenbeinfarbene Braut-Seide.

Man notiere sich
beim Lesen dieser Anzeige die Adresse des Seiden-
hauses **Aug. Polich, Leipzig**, als die beste Bezugsquelle für solide schwarze, weisse und farbige Seide.

Oswald Nier's Antigiichtwein beseitigt in 24 Stunden die heftigsten Gicht- u. Rheumatis-musschmerzen, befreit von diesen Krankheiten, enthält weder Salicyl noch Colchicum, ist vollständig unschädlich.

von **Duflot-Paris** hergestellt.

Preis: **Mark Vier pro Flasche** in jeder Apotheke in Deutschland. No. 9.

Engros-Verkauf bei **Oswald Nier in Berlin**, daselbst Broschüre gratis und franco.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten Weissen Haut.



Parfüms und Blumenseifen.
Specialartikel von **Schlimper & Co., Leipzig.**
Neuheit: **Extra- Veilchen.**
Zu haben bei den meisten Frisuren und Parfümeriehändlern.

Eisschränke bester Construction, auch mit besonderer Abtheilung für Butter und Milch.

Eismaschinen, Einmachegläser.
Hygienische Milchkocher, neueste Systeme.

Neu! **Majolica Fischservice** für 12 Pers. M. 10.—
Krebsterrinen, Krebservice empfiehlt das Ausstattungsmagazin

P. Raddatz & Co., Königl. Hoflieferanten,
Berlin W., Leipziger Strasse 11.

Indische Blumenseife hochfeine Toiletteseife, 50 Pf. pr. St.

PALMITIN-SEIFE neutral - gut - billig.

Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 Pf. in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: Wien, Kölnherhofgasse 6.

Schlanke Figur wird erzielt durch mein neues, allen hygienischen Anforderungen entsprechendes Korsett mit angeschnittener Leibbinde von M. 10.— an.

Frau Marie Herder,
BERLIN, Link Strasse 30, 1.

Spezialitäten für Bruchbandagen, Leibbinden und Gesundheitskorsetts. — Für alle Bruchschäden klinisch ausgebildet. Sprechzeit von 10—5 Uhr.
Alle hygienischen Gebrauchsartikel für Damen sowie sämtl. Verbandstoffe am Lager.

Canfield Schweissblatt. Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.
Unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid.

Canfield Rubber Co.,
Hamburg, Pickhuben 5. Wien, I., Liebenberggasse 7
Paris, Boulevard Sebastopol 50.

Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield“.

Pflege deine Hände mit **Crème Harnisch** und polire deren Nägel mit **Harnisch's Nagel-Email-Crème.** Eine wohlgepflegte Hand schmückt deren Besitzerin.

Bei Anwendung von Harnisch's Crème bleiben die Hände weich u. weiss. Mittelst Harnisch's Nagel-Email polirt man die Finger-Nägel in wenigen Minuten glänzend blank, ohne dass die Politur durch Waschen verschwindet.

Crème Harnisch in Büchsen à M. 1.—, M. 1.75 und M. 3.—.
Nagel-Email-Crème p. Stck. M. 1.—.
F. L. Harnisch,
Hoflief. Ihr. Kgl. Hoh. d. Frau Prinzessin Friedr. Leopold von Preussen.
Berlin W., Potsdamerstrasse 22.

Jaekel's Normal-Kinderpulte, verstellbar als hoher Stuhl und als Fahrstuhl mit Spieltisch, hell und dunkel von 9.— Mark an.

Kinderstühle, Preislisten über „Holzwaaren“ hell und dunkel lackirt gratis und franco.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr. Wien VI, Mariabilderstrasse 11.

Lohse's Lilienmilch-Seife von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche rosige weisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis in's Alter zart und geschmeidig.

Nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders **GUSTAV LOHSE** 45 Jägerstr. 46, BERLIN.

In allen guten Parfümerien, Drogerien sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

Billigste Bezugsquelle für **Teppiche!**

schlechte Teppiche, Brautzemulare, 45, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Brautzatalog gratis.

Sopha-stoff-Reste! einfarbig u. bunt flottbillig. Proben franco.
Teppich-Fabrik **Emil Lafèvre, BERLIN S.,** Fabrik-Oranienstr. 158.

Schering's Pepsin-Exscent nach Vorschrift v. Geh.-Rat Prof. Dr. D. Siebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Fodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen u. Mädchen zu empfehlen, die infolge **Blutschwäche, Gysterie und Magenschwäche** leiden. Preis $\frac{1}{2}$ St. 3, ähnl. Husten an nervöser $\frac{1}{2}$ St. 1.50 St.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Riederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogeriehandlungen.
Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Exscent.

Echt chinesische Mandarinendamen das Pfund Mk. 2.85, haltbarer und fallkräftiger als inländische Damen, garantiert neu und staubfrei.

3 Pfund zum grossen Oberbett ausreichend. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Verpackung kostenfrei. Versand gegen Rücknahme von der **ersten Bettfedernfabrik** mit elektrischem Betriebe **Gustav Lustig,** Berlin S., Pringenzstr. 46.

Park-, Garten-, Balkonmöbel, Zelte, Sportwagen, Rollschutzwände, Gartenfiguren, Rasenmäher.

C. F. W. Lademann Söhne, Berlin, Wallstrasse 84/85 und auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung in Gruppe 3 u. 23. Ausstattungsmagazin f. Haus u. Küche. Reinnickel-Kochgeschirre etc. Eisschränke Wasch-, Wring- und Mangelmaschinen, Eisenerne Elektr. Heiz- u. Kochapparate. Bettstellen

Preislisten gratis und franco.

Krankenfahrräder, bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen, liefert in verschiedenen Systemen und Grössen zum Preise von 36—250 Mark die **Dresdner Kinderwagenfabrik G. E. Höfgen, Dresden-N.,** Königsbrückerstr. 56. Ausführl. illust. Kataloge auf Verlangen gratis u. franco.




Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 15.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

Berlin und Wien, 1. August 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXIII. Jahrg.



Lisa Baltica

Nach einer Photographie von G. Alvino & Co., Florenz.
Siehe den Artikel: „Eine deutsche Dichterin“. — Seite 119.

Nachdruck verboten.

Die Tochter der Herodias.

Novelle von Lisa Baltica in Königsberg.

(2. Fortsetzung.)

Das Wort „friedlich“ ärgerte mich sehr, es klang wie Hohn.

„Herr Keller,“ sagte ich kurz, „erstens kommen wir beide erst im siebenten und achten Bild vor, und zweitens frisiren und schminken wir uns selber, d. h. wir haben Puder mit; mehr brauchen wir nicht.“

„So?“ rief er ärgerlich, „die Märtyrerin muß dich weiß aufgelegt bekommen, und Sie haben keine mandelförmigen Augen; da gehören breite, schwarze Striche hin. Verstanden?“

„So?“ entgegnete ich gleichfalls empört, „zuerst suchen Sie uns als für Ihre Rollen passend aus, und dann wollen Sie uns die Gesichter verderben! — Nein! Und wenn Sie noch einmal kommen, muß ich Sie dringend ersuchen, höflich anzuklopfen!“

Sprach's und drückte so energisch die Thür zu, daß er schleunigst seinen Kopf zurückziehen mußte. Brummend ging er die Treppe hinunter.

„Nun aber schnell umgezogen!“

Nach einer Stunde standen wir beide, fix und fertig angezogen, frisirt und gepudert, einander gegenüber und prüften uns in Ermangelung eines hohen Stehspiegels mit sorgfamer Aufmerksamkeit. Gustel sah bildschön aus. Ihre herrlichen Haare waren, wie gewöhnlich, zum tiefen Scheitel in die Stirn gezogen, flossen sonst aber aufgelöst in schweren Wellen über Rücken und Schultern. Das einfache, weiße Gewand, mit dem Arme und Hals an Zartheit wetteiferten, wurde in der Taille nur durch einen dicken Strid zusammengehalten. Die nachschleifenden Rock-Enden hatte sie wie die Schleppe eines Reitkleides über den Arm geworfen, und das strahlende, rosige Gesicht mit dem verächtlich freudigen Ausdruck im Bewußtsein: „Ich sehe gut aus!“ verliehen ihrer ganzen Erscheinung einen so weltlichen Schein, daß sie allem anderen, nur nicht einer Märtyrerin gleich sah. Ich schüttelte bedenklich den Kopf. Sofort zog sich Gustels Gesicht bedenklich in die Länge, und sie sagte enttäuscht: „Ich gefalle Dir nicht?“

„Zum Küssen!“ rief ich enthusiastisch, „nur befürchte ich, soll eine Märtyrerin andere Wünsche, als den soeben geäußerten, in uns hervorrufen. Mache doch einmal ein recht unglückliches, trauriges Gesicht!“

Diese dringende Aufforderung rief ein jubelndes Gelächter hervor.

„Um, dann ist Dir nicht zu helfen! Wenn noch wenigstens der dicke Feist Dein Partner wäre, ich glaube Du würdest dann eine verächtliche Mundverziehung 'rausbekommen. Aber mit Ervens zusammen wirst Du Dich mit so verklärtem Lächeln martern lassen, als ob man zu Dir sagte: „Bitte, hier stehen zehn Törtchen mit Schlagjahne zu Ihrer Verfügung!“

„Rede nicht Unsinn, sondern hilf mir lieber!“

„Erlaube,“ sagte ich nachdenklich, „es hat ja wohl im Mittelalter Heren gegeben, die, Jubel-Hymnen singend, mitten in Feuer und Rauch standen, völlig unbewußt der Schmerzen ihres Körpers. Du kannst also zu dieser Art gehören.“

„Lisel, Du glaubst also, ich soll mitten im Feuer, — — Liebste, das ist ja eine entsetzliche Idee! Wenn nun mein Kleid zu brennen anfängt durch die Funken und der Qualm mich zum Husten reizt, oder —“

Ich stand selbst verblüfft da. Sonderbar, daß ich noch gar nicht an Gustels Stellung im Bild gedacht hatte! Sie war von vornherein so von Keller isolirt worden, daß ich sie nie mit uns anderen verglichen hatte.

„Wo ist Deine Zeichnung, Gustel?“

„Ich habe keine bekommen.“

„Hat Dir Keller nichts über das Bild gesagt?“

„Nein, er hat mir nur das Gewand geschildert.“

Rede und Gegenrede waren sehr rasch gewechselt worden. Ich wurde unruhig und besorgt. Ich wußte, Keller

war Egoist vom

Scheitel bis zur

Sohle; wir waren

in seinen Augen

wirklich nur Mate-

rial, das er scho-

nungslos ausnützte,

um mit Ruhm und

Lob überschüttet zu

werden. Unser per-

sönliches Empfinden

war ihm durchaus

gleichgültig. Nun

hatte er das Bild der

Märtyrerin völlig

in Dunkel gehüllt,

obgleich er bei der

Wahl so große

Wichtigkeit ihm bei-

gelegt hatte. Steckte

nicht irgend eine

Teufelei dahinter?

Er wußte vielleicht,

daß sich keine Dame

bereit erklären

würde, seinen Ideen

zu folgen, und ließ

sie darum bis zum

Aufgang des Vor-

hanges ungewiß, so-

daß ein Rücktritt un-

möglich wurde!

Ich that mein

Möglichstes, um sie

zu beruhigen und

versprach ihr, vor

allem sofort Keller

aufzusuchen und Ge-

wißheit zu fordern;

denn Gustel selbst

war durch ihre

leichte Kleidung ge-

nötigt, in unserem

Zimmer zu bleiben.

„Sei nur recht

muthig, Lisel,“ sprach sie mir, vor Angst zitternd, zu. Sie hatte einen heillosen Respekt vor Keller und wagte nie, ihm zu widersprechen. Er hätte sie in Wirklichkeit, ohne ihrerseits gehindert zu werden, wahrhaftig martern können! Aber wozu war ich denn da? Er sollte mich kennen lernen!

Raum war ich jedoch hinter den Coulissen, als es anfang, mir sonderbar zu Muthe zu werden. Es war kurz vor Anfang der Vorstellung, und die Arbeiter rannten umher und legten die letzte Hand an. Ich hoffte, Keller auf der Bühne zu finden, und ging ängstlich an die Wand gedrückt vorwärts, um nicht bei den vielen scharfen Biegungen mit einem der gehezten Arbeiter zusammenzuprallen. Schließlich stand ich mitten in blendendem Licht und sah mich fassungslos um. Träumte ich, oder war dieses derselbe Ort, der mir noch vor wenigen Stunden wie ein düsterer, kalter Kerker erschienen war?

Ich stand in einem Wald von Palmen, deren saftig grüne Kronen mit zarten, lustigen Schlingpflanzen verbunden waren, an denen sonderbar geformte, farben-glühende Riesenblüthen hingen. Diese Lianen schlangen sich wie ein Netz um die schlanken Stämme, senkten sich wie eine natürliche Schaukel bis auf den Boden und schlugen leichte Brücken hoch oben von Ast zu Ast. Weit, weit hinten glänzte ein indigofarbenes Meer, und rothe, grüne, blaue und gelbe Licht-Reflexe warfen so leuchtende Strahlen auf das ganze Bild, daß es wie losgelöst von dieser Welt erschien. Auf der Erde lagen



Im Lesewinkel.

Nach dem Bilde von Beate Jeep-Bonus in Groß-Rutrow, R. L. — Siehe Seite 120.

große Kissen und Decken verstreut, als luden sie zum Lager ein, und ich besann mich, auf dem Theaterzettel gelesen zu haben: Erstes Bild: Arabische Garten-Szene. Ich hielt lauschend den Athem an, als müßte ich die fröhlichen Stimmen der im Garten wandelnden Menschen hören. Nichts! Dafür schlug ein entsetztes Brausen an mein Ohr, das hinter mir seinen Ursprung hatte. Ich drehte mich neugierig um. Dicht vor mir erhob sich die graue Leinwand des Vorhanges, doch entdeckte ich ein Loch, durch welches ich bequem hindurchschauen konnte. Das war eine neue Ueberraschung für mich! Eine große, weite Rundung mit lauter lachenden, plaudernden Menschen; unten das Parquet wie ein unruhiger See, die Ränge vollständig besetzt, und oben der Olymp überfüllt; einzelne Figuren hingen fast über die Brüstung. Welch eine Menge! Und alle wollten kritisieren; all diese Augen wollten sehen, all diese Hände würden klatschen, — mir schwindelte, und kalte und heiße Schauer rieselten mir über den Rücken.

O, da saßen ja die Eltern und dicht dabei stand Papa Rentier! Er rieb sich gerade lächelnd die Hände und versuchte Mama, die ein Gesicht machte, als solle ihr ein Zahn ausgezogen werden, mit seinen altbekannten, kleinen Wippen zu erheitern. Warum sah sie nur so sonderbar aus? Es war ihr sicher peinlich, daß ich vor der Öffentlichkeit auftreten sollte, und sie stahlte ihre Nerven gegen alle bei- oder abfälligen Aeußerungen, die ihr nicht erspart bleiben würden, wenn die „Tochter der Herodias“ erschien. Und da — in der rechten Fremdenloge saß mein „er“! Sein kleiner, weißer Schnurrbart wurde heftig mißhandelt, und seine wie seiner Kameraden Blicke hingen so ungeduldig neugierig an dem Vorhang, daß ich unwillkürlich zurückschreckte. Ich weiß noch, daß ich heftiges Herzklopfen bekam, dann beim Anblick des zauberhaften Palmengartens mich selig um mich selbst drehte und fortließ zu Gustel, um ihr meine Erlebnisse, besonders „seine“ Anwesenheit mitzutheilen.

Gustel! Ach, die hatte ich mit ihrem Kummer ja ganz vergeffen; und sie sah allein da und grämte sich! Wo steckte nur Keller? Ich lief nach der Damen-Garderobe; sie war leer. Da hörte ich aus dem nebenan liegenden, sogenannten gemischten Salon wirren Lärm; ich trat in die geöffnete Flügelthür und war im selben Moment im tollsten Maskentreiben. Türken, Araber, Ägypter, alles schwatzte und sang; Champagner-Pfropfen knallten, helle Frauenstimmen erklangen, und ich wurde so betäubt und verwirrt bei dem ungewohnten Anblick, daß ich zuerst kein bekanntes Gesicht unter dem fremden Kopfschuß und den Perücken erkannte. Da rief Heist's verhasste Stimme:

„Ein Hoch der „Tochter des Herodias“, hoch, hoch!“

Weingläser wurden mir entgegen geschwenkt, und laute Ausrufe wie: „Salem aleikum! Bei Allah, wie süß! Reizend!“ schlugen in lachendem Durcheinander an mein Ohr, in einem Ton, der mir das Blut noch stärker in die Wangen trieb. Hätte ich nicht Keller sprechen müssen, so wäre ich gleich aus dieser Gesellschaft gestochen; nun aber hatte ich ihn an einem langen, gedeckten Mittelstück entdeckt, wo Frau Hocht und Susi Hammer präsidirten. Sie hatten Berge von Pasteten, feinstem Aufschnitt und kaltem Braten aus ihren Körben zierlich auf großen, flachen Platten geordnet und boten den sie umschmeichelnden Herren die Lockspeise an. Heist saß in eidoitergelber Seide gehüllt dicht neben Frau Hocht und freute sich sehr. Susi machte in ihrem türkisblauen, schleppenden Sammetgewand mit der königlichen Haltung einen imponirenden Eindruck. Der scharf zurückgreifende, altägyptische Kopfschmuck, unter dem die blonden Haare in langen Flechten herabfielen, stand ihr prächtig. Sie bot gerade mit fürstlichem Anstand Doctor Ervens einen kleinen Teller mit Lachs in Gelée an. Ich kostete vor Aerger, ihn in den Reihen der Gespeisten zu sehen; doch dankte er Susi mit kalter Verbeugung und kam mit tiefer Bornessalte zwischen den Augenbrauen eilig zu mir: „Wo haben Sie bisher gesteckt? Und wo ist Ihre Freundin?“

Ich war überrascht über die Art und Weise seiner Aeußerung und antwortete kalt: „Suchten Sie uns etwa hier? Das wundert mich!“

Er wurde feuerroth; dann athmete er, wie von einer großen Last befreit, auf und sagte mit warmer Stimme: „Sie haben Recht, ich Thor! Aber ich möchte Ihnen gern etwas Gesellschaft leisten, darf ich? Kommen Sie, hier ist es zu unangenehm!“

Ich machte ihm klar, daß ich mit Keller wegen des Märtyrer-Bildes sprechen möchte und theilte ihm meine Befürchtungen mit. Er selbst war noch völlig im Ungewissen, trotz verschiedener Fragen an den Maler, versprach mir aber sofort, mich nach Kräften in meiner Mission zu unterstützen. Keller hatte die Personen des ersten Bildes währenddessen um sich versammelt und

begann sie auf der Bühne zu ordnen; es war hohe Zeit; die Musik spielte schon die Jubel-Ouverture. Der Künstler schien vortrefflicher Laune zu sein, das war eine günstige Vorbedingung für mich. „Herr Keller, ein Wort! Was für eine Märtyrerin stellt meine Freundin vor?“

„Ich habe jetzt keine Zeit!“

„Welches ist ihre Todesart?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Er wollte fliehen, ich aber ergriff ihn am Ärmel und rief: „Sie gehen nicht eher fort, als bis Sie mir meine Fragen beantwortet haben, hören Sie! Ich komme sonst auf die Bühne mit und lasse Ihnen keinen Augenblick Ruhe.“

Er kannte schon meinen festen Willen und gab, wenn auch wüthend nach; er hatte wirklich keine Zeit mehr zu verlieren.

„Sie wird gekreuzigt!“

„Gekreuzigt!?“ Hat sie wenigstens eine Stütze unter den Füßen?“

Er riß sich mit einem Ruck los, und ich hörte sein „Ja“ nur noch aus weiter Ferne. Ervens sah mich, und ich sah ihn an; behaglich war uns gerade nicht zu Muth.

„Wir dürfen meiner armen Freundin jedenfalls nicht unsere Bestürzung zeigen; aber noch einmal theilige ich mich an derartigen Aufführungen kaum; das geht mir über den Spaß! Ist das nicht auch Ihre Meinung, Herr Ervens?“

Er nickte zustimmend, und ich sah jetzt erst, wie erschreckt er aussah. Das rührte mich. Als er mich vorhin um die Erlaubniß bat, uns Gesellschaft leisten zu dürfen, hatte ich ihn zurückweisen wollen, weil es mir doch ungebührlich schien, ihn in unser Zimmerchen mitzunehmen. Uebrigens recht bezeichnend für Susi, ihm nichts von unserm Schlupfwinkel zu sagen! Ich durchschaute sie jetzt; sie hatte Gustels Liebe zu Ervens entdeckt und sehte, durch diese Kenntniß gereizt, alle Hebel in Bewegung, ihn für sich zu erobern, und sie war keine zu untergeschätzende Gegnerin. Doch das sollte ihr nicht gelingen, solange ich ihn überwachen konnte! Darum nahm ich ihn mit und erklärte ihm unterwegs unsere abgesonderte Einquartirung und den Born der Gesellschaft darüber.

„Du wirst zwar gekreuzigt, Gustel,“ sagte ich beim Eintreten anscheinend vergnügt, „aber zum Trost habe ich den Herrn Doctor mitgebracht.“

Gustel stand mit erwartungsvoll weit geöffneten Augen mitten im Zimmer und schreckte bei meinen ersten Worten ängstlich zusammen; als aber hinter mir ihres Verehrers Gestalt in der kleidsamen Tracht eines römischen Heerführers auftauchte, ward ihr Entsetzen wie Spreu im Winde verjagt, so daß sie ein zartfühlendes Zögern bei Ervens' Einblick in unser kleines Reich schnell überwand. Mit entzückten Blicken betrachtete er die liebliche Gestalt vor sich. Er hätte aber auch ein Herz von Stein haben müssen, wenn es bei ihrem Anblick nicht geschmolzen wäre! Das gab seinen sonst etwas strengen Zügen mehr Weichheit; und ich mußte mir gestehen, daß diese beiden Menschen äußerlich für einander wie geschaffen waren.

„Er wird aber wohl in der Ehe allein Stimme haben,“ dachte ich bekümmert; „sie ist zu anscheinend und unselbständig, um ihre Rechte zu wahren.“

Unser Trio kam mir jedoch nicht ganz vorwurfsfrei vor, und während der langen Pause, die nach Wagner's „beliebtem Muster“ folgte, „das Liebespaar steht da, Blick in Blick versenkt,“ eilte ich im frohen Gefühl der Sicherheit an den Speisetisch. Damit brach ich den Bann und schilderte Gustel nun meine Entdeckungsfahrten auf und hinter der Bühne; zuletzt endete ich so drastisch mit der kleinen Scene des verschmähten Lachses, für den wir Herrn Ervens nach Kräften entschädigen mußten, daß alle Verlegenheit zwischen uns glücklich überwunden war, und wir uns seelenvergnügt um den Tisch gruppirten, wo Papa Rentier's Schätze ausgebreitet wurden. Beim Anblick der Delicateffen wurden wir alle drei gewahr, wie hungrig wir mittlerweile geworden waren, und wir richteten arge Verheerungen unter dem Vorrath an. Es waren nur zwei Gedecke geschickt worden; darum tranken Gustel und ich aus einem Glase, aßen von demselben Teller und saßen auf einem Stuhl, wobei eine abwechselnd den Arm um den Nacken der anderen schlingen mußte, um das Gleichgewicht zu erhalten.

Als das Dessert in Gestalt idealer Crème-Schnittchen für die ich eine besondere Schwäche habe, vor uns stand, regte ich Toaste an; jeder durfte einen ausbringen. Ervens eröffnete den Reigen in einer feierlichen Rede auf Gustels Eltern, die so schwiegerjöhlich klang, daß ich meinen Vorschlag fast bedauerte. Unter uns dreien hätte er doch wahrlich weniger schwerfällig auftreten

können. Gustel hauchte befangen einige Worte, die ziemlich unklar ließen, ob sie das Glück oder das Unglück dieser Erde hochleben ließ; und ich war so verstimmt durch diese Thatsachen, daß ich meinen beabsichtigten netten, kleinen Speech unterdrückte und nur sagte: „Um Sie beide noch an trivialen Ausdrücken zu überbieten, bleibt nur noch übrig: Que nous aimons!“

Dann hatte ich eine förmlich diabolische Freude an der Befangenheit des glücklichen Paares.

Nach geraumer Zeit, während Ervens Gustels Hand küßte, zum Dank für ihre Gastfreundschaft, — ich wurde übergangen, obwohl ich ihn hergeführt hatte, — erklärte ich kühl, ich fände es hier sterblich langweilig und würde von der ersten Coullisse aus mir die lebenden Bilder ansehen.

„Drei bis vier haben wir schon versäumt, und wenn wir nachher nicht Kritik üben können, wird man forschen, wo wir gesteckt haben. Das, denke ich, vermeiden wir lieber.“

Ervens holte seinen weiten Kragenmantel, und erst als er Gustel fest hineingewickelt hatte, durfte sie mir in den kalten Zug folgen. Leider hatte sich gerade das letzte Bild, der Sklavenmarkt, aufgelöst, als wir unseren Beobachterposten einnahmen, und alle Hände räumten eifrig die Coullissen fort. Ich hörte Feist von allen Seiten loben und bedauerte, ihn nicht als Sklavenhändler gesehen zu haben. Er hatte neben seinen vor einer fahlen Wand aufgereihten Opfern gefessen, in der rechten Hand eine saftige Fruchtstube über seinen geöffneten Mund haltend.

„Ganz in der Stellung des Melonen essenden Knaben von Murillo,“ jagte Lore Gordon auf meine Frage. Ich hatte mich ihr angeschlossen, weil mir die Stimmung bei meinem Römerpaar zu schwül wurde, und ich auch hoffte, es würde von meiner Gegenwart befreit, endlich das erlösende Wort finden.

Es gewährte Vergnügen, mit Lore zu plaudern; sie sprach nicht viel, aber jedes Wort trug das Gepräge eines so warm fühlenden Herzens und ausgebildeten Verstandes, daß ich mich suchend nach dem jungen Arzt umfah. Er sollte an unserem Gespräch theilnehmen; vielleicht öffnete ihm das die Augen. In dem fieberhaften unruhigen Treiben um uns wagte ich nicht, meinen Platz zu verändern, obgleich er in einer benachbarten Coullisse den abgehezten Arbeitern half, einen hohen, braunen Gegenstand auf Rollen nach der Bühne zu schieben. Die vereinten Bemühungen hatten aber keinen Erfolg, und sie riefen noch einige Männer zur Hülfe herbei. Dicht an uns lief einer hastig vorüber, stürzte aber plötzlich wenige Schritte entfernt mit voller Wucht auf die Erde nieder und wand sich unter entsetzlichen Krämpfen. Instinctmäßig hatte ich beide Arme abwehrend ausgestreckt, mit jenem Grauen, das sehr gesunde Menschen oft vor allen Krankheitserscheinungen empfinden. Die anderen Damen, selbst einige Herren waren erschreckt geflüchtet, und nur Lore war sofort zu dem Unglücklichen hingesprungen und versuchte, ihm Erleichterung zu verschaffen. Wie durch einen Schleier sah ich noch, daß auch der junge Arzt herbeieilte, und der Körper zwischen die Coullissen im Hintergrund getragen wurde, wobei Lore vorsichtig den Kopf stützte.

Dieses plötzliche Eingreifen einer unheilvollen Macht mitten in unser lustiges, lebensvolles Treiben machte einen tiefen Eindruck auf mich; nebenbei schämte ich mich meines thatenlosen Zuschauens im Gegensatz zu Lore's Verhalten.

Mein angstverstörtes Aussehen mußte Keller aufgefallen sein; er kam mir mit scherzend ausgebreiteten Armen entgegen und rief lachend: „Was ist meiner kleinen Herodias passiert? Wirklich, die Striche unter den Augen sind nicht nötig; selbst ein Orientale würde mit ihrer Größe einverstanden sein!“

Mir war der zornige Künstler doch viel angenehmer, als der lebenswürdige, und ich folgte Gustels Ruf gern, um in ihrer gesicherten Nähe wieder Fassung und Ruhe zu erlangen. Ervens stellte sich vor uns hin, damit wir den Vorgängen auf der Bühne nicht folgen könnten und unsere Illusion nicht gestört würde. Beim ersten Klingelzeichen trat er zur Seite, und wir blickten staunend über eine Fläche gelbbrannen Sandes, der sich vereinzelt zu kleinen Hügeln, die wie Gräber aussahen, erhob. Mitten durch diese trostlose, öde Wüste zog eine Karavane von Kamelen und Maulthieren, gegen deren reichgeschmücktes, buntes Sattelzeug und Decken in greller Farbenpracht die schneeweißen Mäntel der Beduinen wohlthuend abstachen. Born fiel besonders ein hochbeladenes Kamel auf, an dessen einer Seite ein Tragsessel hing. Eine glutthäugige Türkin beugte sich heraus; ihre schwarzen Haare flutheten ungehindert über die Schultern, und ihr schönes Gesicht, von dem sie den weißen Schleier fortgezogen hatte, neigte sie zärtlich einem nebenher wandelnden, jungen

Scalaven entgegen, der mit schweremüthigem Lächeln den verbotenen Anblick in sich aufnahm. Der Korb auf der andern Seite enthielt wahrscheinlich auch eine schöne Inassin, doch verdeckte ihn das Kamel, in welchem ich den vorher so schwer zu transportirenden Gegenstand erkannte.

Von dem Zuschauertraum aus mußte sich das Bild noch ungleich besser machen; da vertiefte sich wohl die erschreckend todte Einöde, in der die Karavane so sorglos vorschritt, noch mehr. Sei es der kürzlich erlebte Auftritt, oder wirkte das lebende Bild wirklich derart, mir schien es, als wollte es uns zeigen, wie das Leben lächelnd, ahnungslos neben dem Tode hergeht, nein, — ihm entgegen eilt.

Es fiel wie ein brüderlicher Alp von meiner Seele, als wieder die geschäftige Unrast des Coullissen-Wechsels eintrat, und sich die Schar junger Mädchen anmüthig um die stolze Pharaonen-Tochter gruppirt. Keller ging zufriedenen Blickes um Sufi herum; sie war ihres Erfolges sicher und warf das edelsteingeschmückte Haupt noch eine Linie mehr in den Nacken.

Auf der Bühne entstand indessen heftige Unruhe. Die Schwester des Moses war nicht anwesend, und Keller fuhr sich verzweifelt in die Haare.

„Mirjam, Mirjam!“

Im letzten Augenblick kam Lore, durch das laute Rufen an ihre Pflicht erinnert, bestürzt auf die Bühne gelaufen. Keller stieß sie halb in das hohe Schilf an der Seite des Flusses, wo das geflochtene Korbkräftchen stand, und der Vorhang ging in die Höhe.

Die Tochter Pharaos stand siegesbewußt unter den wehenden Fächern aus Pfauenfedern; die silber- und goldstropfenden Gewänder ihres großen Gefolges bildeten eine glänzende Umrahmung ihrer wundervollen Erscheinung. Dunkle Sclavinnen streuten vor ihr Blumen und breiteten Teppiche aus, damit der verwöhnte Fuß nicht mit dem feuchten Uferstrand in Berührung käme, alles — eine gut gestellte Pose!

Dort dagegen im dunkelbraunen Gewand, aus dem nur am Hals ein schmaler Streifen des weißen Hemdes hervorlugte, stand, ängstlich in das Schilf geschmiegt, Moses' Schwester, die Hand fest aufs Herz gedrückt, als wollte sie sein furchtames Schlagen um das gefährdete Leben des kleinen Bruders zurückdrängen, — ein Bild des vollsten Lebens! Ob das Publicum auch den Unterschied wahrnahm, und ob der kleinen Lore der Applaus galt?

Kaum fiel der Vorhang zum dritten Mal, da wollte sie auch schon zu ihrem Kranken zurückeilen. Mich zog es wie mit tausend Banden ihr nach. Sie stand neben dem jungen Arzt, und ich hörte ihn sagen: „Ich habe ihn mit einem Freunde fortgeschickt, er soll sich in der frischen Luft erholen. Er hat mich gebeten, Ihnen in seinem Namen noch herzlich zu danken. Ich glaube, Sie werden so bald nicht den ausdrucksvollen Blick vergessen, mit dem er Sie ansah, als er wieder zum Bewußtsein kam und Ihre tröstende Hand fühlte. Das war der Lohn für Ihre Aufopferung.“

„Ich habe es nicht um Lohn gethan!“ versicherte Lore mit feuchten Augen.

„Nein, ich glaube es Ihnen, Sie nicht, Sie nicht!“ Der junge Doktor nahm Lore's beide Hände, legte sie in seine Rechte und schloß zu wärmerem Druck seine Linke darüber. Es lag eine rührende Anerkennung in dieser einfachen Bewegung, und die kleine Lore blickte, durch Thränen lächelnd auf diesen Bund, den die Hände soeben symbolisch schlossen. Ich ging erregt fort. Ich fühlte, daß dieser Anblick nicht für fremde Augen paßte, und war doch überglücklich, daß ein günstiger Zufall ihn mir als Entschädigung neben all' den häßlichen Bildern geboten hatte. Nun halte den Edelstein fest, Diogenes!

Keller stellte ein neues Bild, und dieses Mal erlaubte uns Ervens, dem Aufbau zu folgen. Es war auf dem Zettel als: Arabische Frauen auf den Dächern von Tunis bezeichnet, und ich wußte, daß Frau Hoch hier mitwirken würde. Den Vordergrund bildete eines der orientalischen flachen Dächer, auf denen zur Stunde der Abendföhle sich das Leben der Familien abspielt. Hinter der niedrigen Balustrade reiheten sich andere Dächer an, und der Uebergang von Decoration zu Malerei war so geschickt überbrückt, daß man sich auf die Höhe eines Hauses versteht glaubte, von der man die leuchtende, weiße Stadt mit ihren Palmenhainen und Kuppeln überschaute.

Auf dem ersten Dach wurden prächtige Teppiche und Kissen niedergelegt; in den verschiedensten nachlässigen Stellungen nahmen zwanzig Frauen darauf Platz. Frau Hoch lag in einem molligen Nest aus weichen Kissen und ließ die volle Hand auf einem mandolinenartigen Instrument ruhen. Andere kauerten mit

übereinandergeschlagenen Knien auf Decken und ließen die träumerischen Blicke über den fernen Horizont schweifen; wieder andere zogen träge den Rauch der Wasserpfeifen ein oder tranken aus flachen, kleinen Schalen Koffa. In der Mitte stand ein rundes Becken voll glühender Kohlen, in welche eine braune Sclavin Wehrauch streute.

Keller warf eine ganze Hand voll Bernsteinstücke auf die rothen Kohlen. Sogleich stieg ein feiner, blaugrauer Rauch in die Höhe, der sich rasch verdichtete, beim Aufgang des Vorhanges ein wenig schwankte und dann steil emporstieg. Ein betäubender Duft verbreitete sich bald im ganzen Raum, und, wenn möglich, wurde der Eindruck des Bildes durch die Reizung der Geruchsnerven noch vermehrt. Beim zweiten Aufzug des Vorhanges stieß eine schwere Wolke auch in den Zuschauertraum, und ihre Wirkung blieb nicht aus. Man unterschied von der Bühne aus deutlich Ausrufe wie: „Berückend!“ „Sinnverwirrend!“ „Reizvoll!“

Ich mußte widerstrebend beistimmen. —

„Herodias! Mein Gott, Ihr Bild kommt, und Sie stehen hier und träumen!“ rief Keller aufgeregt. Sein Erfolg war schon jetzt ein glänzender, und nun folgten doch erst seine beiden Parade-Stücke.

„Rasch in Ihre Garderobe! Sie müssen den Schmutz anlegen.“

Damit stand ich auch schon in unserm kleinen Zimmer, und die geschäftigen Hände Keller's, die wirklich geschickter als die irgend einer Putzmacherin waren, legten lange, mit bunten Steinen besetzte Goldketten, breite Ringe, schwere aus Münzen und Goldplatten zusammengefügte Bänder um Nacken und Arme. Er stochte sie in die halbgelösten Locken, die, wie von der Bewegung des Tanzes gelockert, sich aus dem Knoten am Mittelkopf herausstahlen. Er wickelte sie um den Oberkörper und ließ die Enden am Rock entlang bis auf die Erde gleiten. Um die Fußknöchel kamen breite Keifen mit feinen Glöckchen, die bei jedem Schritt klangen, und als er schließlich zurücktrat, um den Total-Eindruck zu prüfen, lächelte er befriedigt.

„Du siehst wie ein in tausend Farben funkelnder Edelstein aus!“ rief Gustel entzückt, und Keller eilte zu seinen andern Pflichten mit den Worten: „Trinken Sie noch einige Schlucke, ehe Sie auf die Bühne kommen!“

Gustel goß mir den Rest Sekt ein; ich trank das Glas aus. Mich hatte eine seltsame Aufregung ergriffen, ein Gefühl von Freude, Angst, befriedigter Eitelkeit, Neugierde und Schüchternheit. Dabei zitterte ich am ganzen Körper; glühende Hitze durchströmte mich, und meine Hände waren kalt, wie Eis. „Gustel, das ist wonnig schrecklich!“ rief ich außer mir. „Ob das Lampenfieber ist?“

„Komm, Lisel, wir gehen auf die Bühne, das wird Dich zerstreuen! Es ist wohl auch Zeit.“

Sie zog mich die Treppe hinab, und ich folgte ihr mechanisch; wir mußten zurückgehen, weil unser bisheriger Weg durch Decorationen des letzten Bildes verstellt war undbogen in einen der folgenden Coullissen-Gänge ein, als Gustel's Hand sich plötzlich um mein Gelenk schloß, während ein leiser Schmerzenslaut über ihre Lippen kam. Ich hatte kaum Zeit, Ervens halb im Profil zu bemerken, während Susi Hammer's Gesicht uns voll zugekehrt war. Susi lehnte an Ervens' Schulter, und er hielt sie umfaßt!

Ehe sich der unerwartete Anblick in mir befestigen konnte, riß mich Gustel zurück. Sie ging hochaufgerichtet mit schneeweißem Gesicht und schmerzverzerrtem Munde nach unserm Zimmer. Ich folgte betäubt. Hatte ich recht gesehen, oder war ich plötzlich durch alle die Aufregungen wahnsinnig geworden? Ervens, den wir wegen seines offenen und ehrenhaften Charakters liebten und hochschätzten, er, der von seiner Erkorenen ein felsenfestes Vertrauen verlangte, in den Armen unserer Gegnerin? Das war ja ganz unmöglich!

„Gustel!“ sagte ich heiser.

Sie fuhr, wie aus schwerem Traum erwacht, zusammen und ließ meine Hand los.

„Laß mich!“

Ich sah sie bittend an. Mein Herz preßte sich zusammen beim Anblick der verstörten, lieben Züge. Ich umfaßte sie zärtlich und stammelte endlich im Bewußtsein der schrecklichen Thatsache: „Meine liebe Susi!“

„Geh! — laß mich! — Ich muß jetzt mit mir allein sein!“ antwortete sie kurz und hart. Die Thür des Zimmers schloß sich.

Ich stand allein mit meinem vor Mitgefühl überströmenden Herzen. Dann aber trat die Treulosigkeit des Mannes in ihrer brutalen Wirkung wieder vor meine Augen, und ich fühlte, wie mich der Zorn packte, daß meine Zähne zusammenknirschten. Ich ballte die Hände in ohnmächtiger Wut und blickte zwißend durch sehnüchlich nach der geschlossenen Pforte. Wenn ich sie doch trösten dürfte! —

„Herodias! Herodias!“

War ich etwa gemeint? Richtig, ja! Ich war ja hier auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, und sollte nun in dem schalen Mummenschanz mitwirken. Wie verhaßt das doch war! Alles, was mich bisher interessiert hatte, war mir so weit in die Ferne gerückt, so gleichgültig geworden. Jammersehade, daß ich hier stand!

„Herodias! Herodias!“

Apathisch folgte ich dem Ruf. Unter bewundernden Ausrufen erstieg ich das erhöhte Podium auf der Mitte der Bühne und blickte mich gleichgültig um. Ich stand in einem weiten Saal, durch dessen hohe Bogengänge im Hintergrund man in einen Garten voll köstlicher Palmen und blühender Sträucher blickte. Der Saal selbst war in einen Rosenhain verwandelt; leuchtend gelbe, zartrosa, gluthrothe Rosen hingen in breiten Guirlanden an der Decke, umschlangen die Säulen und bedeckten, wie ein dichter Teppich, das Podium, auf dem ich stand. Rings lagerten an langen, gedeckten Tafeln auf niedrigen Ruhebetten die bekränzten Gäste des Herodes. Der Schein, den ich sah, wurde mir zur Wirklichkeit. Ich blickte entsetzt auf weinroth geschminkte Gesichter, deren Stirnen schief aufgedrückte Rosenzweige zierten. Ich glaubte Trinker zu erblicken, die vom Wein gemeistert schon auf der Erde lagen, während andere die von Sclaven aus großen Krügen gefüllten Schalen übersättigt zum Munde führten. Die um Herodes versammelte Gruppe aber starrte auf mich, und ich fuhr erschauernd vor diesem Bacchanal zurück. Finster und verächtlich blickte ich vor mich nieder.

„Hier!“ rief Keller und reichte mir einen Ast voll blutrother Rosen, „den schwingen Sie beim Tanze über dem Haupt. Sie tanzen um ein Leben, vergessen Sie das nicht! Ihr Gesicht muß also ganz anders aussehen!“

Ich blieb stumpf stehen.

„Sie haben ja noch die Schuhe an, schnell fort damit.“

Ich ging an den Rand des Podiums und streifte die niedrigen Lackschuhe ab, sie lagen da von der Stufe verdeckt.

„Stellung!“ Ich richtete mich auf den Zehenspitzen auf, aber die innere Erregung wirkte zu sehr auf die Nerven ein; ich zitterte am ganzen Körper, wie im Fieber, und sank zurück.

Keller raufte sich die Haare; er war maßlos enttäuscht.

„Liebste Herodias, seien Sie barmherzig, verderben Sie mir nicht mein Bild! Was wollen Sie haben? Ich gebe Ihnen alles, was Sie auch wünschen mögen, aber setzen Sie wieder Ihre kleine teuflische Miene auf!“

Er bat, er drohte, er schalt, er rang die Hände. Vergeblich! Ich wußte, daß ich im Moment unfähig war, seinen Wünschen zu entsprechen, und er that mir in seiner Verzweiflung leid. Was thun? Da fiel mir ein, welchen Einfluß stets leidenschaftliche Musik auf mich ausübt, daß sie mich zu Thränen rühren, zu tollem Jubel mit fortreißen, geradezu zur Thorheit bringen kann. Hier wollte ich einmal wieder ihre Zauberkraft erproben.

„Ein Tanz! Ein feuriger Tanz! Musik!“

„Ja,“ jubelte Keller, als er meinen neu erwachten Eifer sah, „ja, sie soll sogleich anfangen. Das ist eine Idee, eine Pracht-Idee! He, August, rasch zum Kapellmeister, einen Tanz, je toller, desto besser! Das haben sie ja immer in den Fingern.“

Ich lauschte athemlos. Da erklangen die ersten Töne; sie gingen mir wie ein elektrischer Strom durch den Körper, schluchzend, sehnüchlich, wild —! Ich richtete mich in der vorgeschriebenen Stellung wieder auf, meine Glieder waren wie Stahl. Und die erregenden Töne zauberten die Sehnsucht nach Glück, den Durst nach Erfolg in meine ganze Haltung. — Der Vorhang ging in die Höhe. Im selben Augenblick stand ich in flammenden, wechselnden, zitternden Lichtstrahlen, die von einem Apparat neben der Bühne gerade auf meine Person herabströmten und mich in ein Meer von Glanz tauchten. Brennendes Roth umschloß mich, wie eine Feuerflamme; fahles Grün legte sich mit wohlthuerender Milde auf meine angegriffenen Augen; grelles Gelb löste ein dunkles Violett ab. Dann that das Licht mir weh, als wäre es ein spitzer Körper, der sich in meine Sehnerven bohrte; aber es muß einen feenhaften Anblick gewährt haben, die verschiedenen Reflexe auf der goldbedeckten Gestalt zu beobachten. Wie aus weiter Ferne hörte ich allgemeine Ausrufe des Entzückens und das dumpfe Brausen des Beifallklatschens beim Senken des Vorhanges. Doch im Grunde folgte ich nur den hypnotisirenden Musikklängen und schöpfe aus ihnen die Kraft, wie aus Stein gemeißelt auf den Zehenspitzen zu beharren, bis der Vorhang zum dritten Male fiel. Dann aber sank ich erschöpft in mich zusammen; die Aufregung war zu groß gewesen, die Reaction folgte augenblicklich.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Schloß.

Erzählung von Eva Treu in Lübeck.



a, das sah Tante Malchen nun wieder einmal so recht ähnlich!

Wir waren alle vollständig darüber einig, daß es ihr wirklich ganz ähnlich sähe, und sogar Vater, als er es nachher erfuhr, fand es rücksichtslos. Selbst wenn wir alle für Tante Malchen schwärmten, was wir nicht thun, würden wir in diesem Falle ärgerlich gewesen sein.

Denn wenn man sich irgendwo auf volle drei Wochen anmelden will, so fragt man doch vorher: „Darf ich kommen?“ und „Wann paßt es Euch?“ Wir haben doch nur eine Fremdenstube, die oft besetzt ist, weil bei uns die Gäste aus und ein schwirren, wie in einem Hotel; oder es könnte jemand krank sein. Da fragt man doch! Was hilft es, wenn sie da auch zehn Mal schreibt: „Bitte, macht keine Umstände!“ Wir müssen doch Umstände machen, wenn kein Platz ist!

Aber so, gerade so, ist Tante Malchen! Ohne weiteres schreibt sie: „Da es ja bei Euch immer paßt, bin ich so frei, mit dem Sieben-Uhr-Zuge nachmittags zu kommen.“ Sie kommt ja gewöhnlich um diese Zeit im Jahre; sie tritt dann nämlich ihre alljährliche, sechs Monate dauernde Rundreise bei den Verwandten an, und wir sind stets die ersten, sodah

wir uns wenigstens halbwegs auf ihren Besuch gefaßt halten. Aber über Tag und Stunde verständigt man sich doch gern!

Diesmal traf sie es aber so unglücklich, als wenn sie ausdrücklich einige Stunden darüber nachgedacht hätte, wie sie es wohl am schlechtesten einrichten könnte.

Die Breat hielt schon vor der Thür; wir vier Schwestern wollten eben einsteigen, um mit unseren sämtlichen Bekannten einen längst geplanten und vorbereiteten Ausflug zu machen, gewiß den letzten in diesem Jahre, denn es war fast September. Die Eltern waren bereits mit einer anderen Breat vorausgefahren. Da kam der Briefbote und gab Tante Malchen Postkarte ab. Wäre es nur wenigstens ein Brief gewesen, den hätten wir glücklicher Weise nicht erbrehen dürfen, da die Adresse an Mutter lautet, — aber eine Postkarte liest man!

Dra, unsere Älteste, — sie ist Theodora getauft, — nahm das Blatt, wurde blaß und gab es Greti, unserer zweiten.

„Das ist ja reizend!“ sagte Greti, mit einem ausdrucksvollen Blick mir die Karte gebend; und während ich las, guckte mir Trude, unsere Jüngste, über die Schulter.

„Na, das ist aber doch wirklich groß — art — ig!“ rief Trude erboßt.

Die ganze Breat voll junger Mädchen wollte nun natürlich wissen, was „reizend“ und „großartig“ wäre, und wir hatten keine Ursache, es zu verheimlichen.

„Eine von uns muß nun natürlich hierbleiben und Tante empfangen,“ sagte Dra flau.

„Das sollte mir auch einfallen!“ rief jemand aus dem Wagen. „Ihr steckt einfach die Karte in Euren Briefkasten und fahrt ab.“

Dra schüttelte schwermüthig den Kopf. „Das kommt heraus; so etwas giebt nachher Berührung mit Mutter.“

„So sagt doch Eurem Mädchen Bescheid; die macht Eure Fremdenstube zurecht und holt Eure Tante nachher vom Bahnhof,“ schlug jemand anders vor. „Ruft sie nur schnell, damit wir fahren können!“

„Sie ist heute aus,“ sagte Greti. „Ihr Bruder giebt Hochzeit, und Mutter hat ihr erlaubt, hinzugehen. Sie ist schon seit heute früh weg. Wir sollten die Thür abschließen, da Behrens ja verreist sind.“ — Behrens hieß eine Familie, die unsere obere Etage bewohnte.

„Nein, eine muß hier bleiben,“ stimmte auch ich betrübt bei.

„Es fragt sich bloß, wer?“ erklärte Dra. „Wollen wir losen?“

Das war nun wohl das Beste, denn freiwillig wollte sicher keine von uns auf unser größtes Sommervergnügen, für das wir uns viel Mühe mit unserer Toilette gegeben und manche kleine Ausgaben gemacht hatten, verzichten. Jemand in der Breat machte also Lose aus vier Stücken Zeitungspapier und hielt sie uns hin. Wer das kleinste zöge, sollte zu Hause bleiben.

„Wer hat es?“

„Ich glaube, ich,“ sagte Trude, sehr roth werdend und uns drei anderen der Reihe nach ganz angstvoll ansehend.

Nun ist unsere Trude, nicht nur die jüngste von uns vier Schwestern, sondern von uns acht Geschwistern überhaupt; denn wir haben auch noch vier Brüder, von denen zwei im Alter zwischen Trude und mir stehen, zwei noch älter sind, als Dra. Trude war erst sechzehn Jahre alt und Ostern eingegogen, ein süßes Ding, recht zum Verziehen geschaffen; deshalb verzogen wir sie auch alle. Ihr, eben ihr zuzumuthen, daß sie auf das Fest verzichten sollte, das wäre uns geradezu unmenschlich vorgekommen. Zudem verstand sie noch gar nichts vom Haushalte; sie hätte Tante Malchen nicht einmal ein Ei lochen können; und die Fremdenstube in Ordnung zu bringen, das konnte man ihr nicht im mindesten anvertrauen.

„Das geht doch nicht, — die Kleine!“ sagten wir anderen drei deshalb einstimmig, „laßt uns lieber noch einmal losen!“

„Also losen wir noch einmal.“

„Wer hat es nun?“

„Ich,“ gestand ich, nachdem ich einen schnellen Blick auf die anderen Papiere geworfen hatte, mit nicht gerade sehr freudiger Stimme. „Na, — muß es sein, so muß es sein! — Wo ist der Hausschlüssel, Greti?“

„Hier, Du arme Deern! Es thut mir schrecklich leid für Dich, — aber Du hastest doch nun 'mal das kleinste, Anny.“

Ich nickte. „Ich sage ja auch gar nichts. Amüßet Euch nur recht! Neidisch bin ich, das leugne ich garnicht, und erboßt auf Tante Malchen ebenfalls; allein das hilft ja nichts. Adieu, Dra!“

Dra nickte mir mitleidig zu. Es war ganz ehrlich gemeint, doch für mich dageblieben wäre sie freilich nicht. „Du, Annette, — und vergiß nicht, daß Tante immer die Kissenbezüge mit den Zwischensäßen bekommt.“

„Nein, nein, ich werde schon daran denken!“

„Ich komme mir ordentlich schlecht vor, Anny,“ sagte Trude, mir die Hand gebend. Sie war aber recht flink dabei gewesen, in den Wagen zu springen. Die Schwestern sahen schon alle drei.

„Ach, Du Dummerchen, laß doch!“ Ich küßte sie. „So, Hinnerß, nu is allens parat!“ rief ich dem Kutscher zu.

„Na, — denn man to! ü — hü!“ rief Hinnerß und knallte mit der Peitsche, in die er extra für diesen feierlichen Tag ein Stück Kalhaut eingekochten hatte. Die Pferde zogen an, die jungen Mädchen winkten noch mit den flatternden Taschentüchern.

„Adieu, adieu, Anny! Nimm Dir's nicht zu Herzen!“

„Ja, das thue ich! Na, viel Vergnügen! Adieu, adieu!“

Und dahin fuhr die Breat.

In sehr ungnädiger Laune wandte ich mich langsam um, steckte noch langsamer den großen Haushür-Schlüssel in das Schloß, drehte ihn um und ging in das leere Haus.

Unser Haus war groß, mit einem weiten, offenen, fliesegeplasterten Flur, in dem es immer dämmerig und kühl war, und in dem die Schritte laut wiederhallten. Ich liebte mein Vaterhaus beinahe leidenschaftlich, obgleich es in den Augen anderer Leute nur ein alter, unmoderner Kasten war; aber ganz mutterseelenallein verweilte ich garnicht gern darin. Es waren so viele wunderliche Ecken und Winkel da, aus denen in der Dämmerung die „Finsterniß mit hundert schwarzen Augen sah“, und in denen sich jemand stundenlang hätte verstecken können, ohne ertappt zu werden.

Ueberhaupt war es ein sonderbares altes Haus mit den unbegreiflichsten kleinen Treppen und Stufen, die bald hinauf, bald hinabführten, und über welche Fremde immer stolperten; mit Wandschränken und Tapetenthüren an Stellen, wo keine Menschenseele darauf verfallen sein würde, dergleichen zu suchen; mit einer Menge von kleinen, schiefwinkligen Abseiten, vorweltlichen Thürgriffen, sogenannten Wirbeln,



Abschied.

Nach dem Bilde von Franz von Defregger. — Siehe Seite 120.
Original im Besitze der R. u. K. Hof-Kunsthandlung S. v. Neumann, München.



Komm herunter, Feigling!

Nach dem Bilde von Charles Duchêne in Paris. — Siehe Seite 120.

die man bei uns „Barbelen“ nennt, und die immer ganz herumgedreht werden müssen, wenn man die Thür öffnen oder schließen will; mit komischen Schlössern, von denen fast jedes seine besondere Tücke hatte; mit lächerlich kleinen Fensterstößen und vielen anderen Wunderlichkeiten, von denen ich um keinen Preis auch nur die allerkleinste hätte entbehren mögen, so unbequem sie auch manchmal waren. Denn, wie gesagt, ich liebte dies alte Haus fast leidenschaftlich, jeden Stein, jeden Nagel daran, jedes Blatt der alten, großen Linden, die es rings umgaben.

Da es sehr groß war, und die vier Brüder jetzt theils schon in Amt und Würden, theils auf Unversitäten sich befanden, so hatten meine Eltern das obere Stockwerk vermietet. Mein Vater besaß wohl ein sehr einträgliches Amt, aber kein Vermögen, und verschwendet durfte bei uns nichts werden. Darum

lebten wir auch unter uns ganz einfach und schränkten uns in mancher Weise ein, um uns eine lebhafte Geselligkeit und Gastfreundschaft gestatten zu können; denn meine Eltern waren außerordentlich gastfrei. Heuchelei war nicht dabei. Für reiche Leute gaben wir uns nicht aus. Wir theilten unbesungen mit, was wir besaßen, und wir Kinder hatten alle genug gelernt, um uns im Nothfalle selbst durch das Leben helfen zu können. Unsere Eltern hielten eine Ausbildung unserer Fähigkeiten und Talente für sicherer und vernünftiger, als uns allen jede Lebensfreude zu versagen und dafür ein Kapital anzuhäufeln, von dessen Zinsen wir, da wir so viele waren, doch keinesfalls jemals hätten standesgemäß leben können.

Wahrscheinlich gab es Menschen, die darüber den Kopf schüttelten, — aber irgend jemand schüttelt ja immer den Kopf,

sie es nicht immer kühl abgelehnt gehabt hätte, weil der rechte Bewerber nicht gekommen war.

Ich, die ich zweiundzwanzig Jahre alt war, mochte wohl von uns Geschwistern am wenigsten hübsch sein, erschien aber doch immerhin recht annehmbar. Ich hatte sehr hübsches braunes Haar, zarte, helle Farben und Zähne, auf die ich eitel sein durfte und es auch war. Aber ich besaß weder Dra's schöne Figur, noch Grete's langbewimperte Kornblumen-Augen, noch Trude's lieblichen Kindermund mit den feingeschwungenen Lippen, — mit einem Wort, ich sah ein klein wenig alltäglicher aus, als die übrigen.

Jedoch machte ich, besonders wenn ich niedlich gekleidet war, immerhin einen recht guten Effect, und niedlich gekleidet waren wir alle beinahe immer. Darauf verstanden wir Köfings-

und wir zerbrachen uns den unsrigen deshalb nicht darüber. Wir freuten uns anspruchslos und dankbar der Gegenwart und fürchteten uns vor der Zukunftsgarnicht, meinten auch keineswegs, daß wir Mädchen durchaus heirathen müßten.

Wann! Wir wollten uns schon selbst helfen, wenn sich niemand für uns fand, den wir wirklich lieb hätten, und unseren Eltern fiel es ebenjowenig ein, uns „in Scene zu setzen“. Wenn wir aber heiratheten, so bekamen wir eine sehr gute Aussteuer und weiter nichts. Wenn das nicht genug war, der mußte nicht um uns anhalten.

Offen gestanden, fand ich immer, daß wir eine sehr nette Familie wären. Einige Fehler hasteten uns natürlich an, aber unsere netten Eigenschaften hatten doch im ganzen das Uebergewicht.

Augenblicklich war mir allerdings nichts weniger als „nett“ zu Ruthe. Verdrossen schloß ich die Hausthür von innen zu und zog den Schlüssel ab, denn da ich zunächst ganz oben im Hause, wo außer einigen anderen uns zugehörnden kleinen Räumlichkeiten auch unsere Fremdenstube sich befand, zu thun hatte, und die Familie aus dem ersten Stock, wie schon erwähnt, verreist war, so war es mir unheimlich, ganz allein in dem offen stehenden Gebäude zu sein. Der Bau einer kleinen Eisenbahn in unserer Nähe hatte viel fremdes, fahrendes Volk herbeigezogen, und es waren gerade neuerdings recht oft verdächtig aussehende Stromer zum Betteln gekommen.

Dann zog ich mein hübsches Sommerkleid, das ich ausdrücklich in der letzten Zeit für den heutigen Ausflug geschont hatte, aus und hängte es in den Schrank, wie überhaupt den ganzen Staat, in dem ich heute hatte gefallen wollen. Ein bedauernder Blick fiel dabei in den Spiegel, als ich in mein bescheidenes Alltagskleid schlüpfte. Der frische, helle Anzug hatte mir so gut gestanden, und ich mochte gern gut aussehen.

Wir Köfings sahen alle gut aus, Eltern, Brüder und Schwestern; besonders die beiden ältesten Brüder, unser Restküten und Dra. Diese zählte allerdings bald siebenundzwanzig, wurde aber immer noch mit Recht sehr bewundert und hätte auch mehrmals heirathen können, wenn

Mädchen und. Unsere Kleider sahen stets musterhaft, denn wir schneiderten sie selbst; unsere Hüte waren stets die feinsten im Städtchen, denn wir garnirten sie höchst eigenhändig.

Während ich mir eine leinene Hauschürze vorband, überlegte ich, was die Speisekammer wohl enthalten möchte. Tante Malchen, genoss nämlich aus Gründen der Sparsamkeit unterwegs nie das mindeste; sie würde daher nach der mehr als zehnstündigen Reise natürlich wieder halb verhungert und verschmachtet bei uns antommen und gleich einen ordentlichen Bissen zu essen haben wollen. Das kannten wir schon. Nun, es mochte wohl ausreichen, wenn ich ihr von dem kalten Braten gab, den wir eigentlich morgen Mittag hatten essen wollen. Jrgend eine kleine, warme Schüssel mußte ich allerdings noch fertig machen; allein damit hatte es ja noch Zeit. Jetzt war es zwei Uhr. Um sieben erst mußte ich das geliebte Tantschen vom Bahnhof holen.

Es blieb demnach vorläufig, die Fremdenstube in Ordnung zu bringen. Also: Ausfegen, — das Bett frisch beziehen, — Wasser hinaustragen, — Staub wischen, — ein Licht auf den Leuchter stecken, — Handtücher, — Seife, — Grett's Spiegel hinhängen, der immer in die Fremdenstube kam, wenn wir Besuch hatten, während Grett sich dann so lange bei mir frisirte, — lüften —. Was denn sonst noch? Ach, es fiel mir dann schon ein, wenn ich oben war. Zunächst wollte ich nur gleich reine Bettwäsche und Handtücher holen.

Ich nahm den Schlüssel zum Leinenschrank, der in einer Abseite auf dem Boden stand, sowie den Schlüssel zu dieser Abseite selbst und erklomm die Bodentreppe. Oben warf ich noch schnell einen vorläufigen Blick in die Fremdenstube, die sich auch dort befand, und hielt Umschau, den Kopf ganz voll, theils von Gedanken an das, was ich besorgen wollte, theils an das hübsche Fest, das ich versäumte; dann schloß ich die Abseite auf, trat ein und zog die Thür mechanisch an dem kleinen Griff, der sich an der Innenseite befand, hinter mir zu.

„Knack!“ machte das Schloß und schnappte zu. „Herr Gott, — die Thür!“ schrie ich auf.

In meiner Zerstretheit hatte ich nämlich vollständig vergessen, daß das Thürschloß eben dieser Abseite zu den ausgeprägtesten des ganzen Hauses gehörte. Es war so eingerichtet, daß man die Thür nur an derjenigen Seite öffnen konnte, in welcher zufällig der Schlüssel steckte, denn es war wohl beiderseits ein kleiner Griff zum Anziehen, aber kein Thürdrücker vorhanden. Steckte also der Schlüssel außen, so konnte man die fest zugebrückte Thür von innen nicht öffnen, und umgekehrt, jedoch wir sie stets ein wenig offen stehen ließen, solange wir in der Abseite zu thun hatten.

Das hatte ich, ganz hingekommen von meinen Gedanken, vollkommen vergessen gehabt; ich hatte die Thür angezogen, während der Schlüssel draußen steckte, und war gefangen!

Wenn ich deshalb entsetzt aufschrie, an die Thür stürzte und heftig daran rüttelte, in der schwachen Hoffnung, sie noch schnell wieder aufstoßen zu können, so war das nicht gerade sehr verwunderlich. Einen Erfolg hatte es indessen nicht.

Ich hörte dann freilich gleich auf zu schreien, denn ich konnte mir selbst bei der oberflächlichsten Ueberlegung sagen, daß es nicht den allermindesten Nutzen hätte; und warum sollte ich mich hier machen, ganz ohne Zweck?

Im Hause war keine Menschenseele, von dort aus konnte mir also niemand zur Hülfe kommen; öffnete ich das kleine hochliegende Fenster der Abseite und ließ meine Stimme aufs neue erschallen, so konnte auch das schwerlich jemand herbeilocken; die Kammer ging auf unseren sehr großen Garten hinaus, und das Haus lag überhaupt ziemlich abseits. Hörte mich aber dennoch jemand, so konnte er nicht in das Haus gelangen, denn die Hausthür hatte ich, wie erwähnt, verschlossen und den Schlüssel abgenommen.

Unter solchen Umständen hatte es ebenso nicht den mindesten Zweck, mich durch Klopfen bemerkbar zu machen.

Freilich, weinen mußte ich; das ließ sich nun nicht ändern, obgleich es eigentlich auch nichts nützte. Mir war vorhin, als der Wagen abfuhr, schon etwas tragisch zu Muthe gewesen; jetzt konnte man wohl von mir sagen, wie von dem armen Struwwelpeter-Mariannchen, das auch, „allein zu Haus“ war: „Und ihre Thränen fließen, wie Bächlein auf den Diesen.“

Ich septe mich auf einen Riesenkoffer, der da stand, und in dem wir unsere verschiedenen Plüschbeutel und andere elegante Dinge aufzubewahren pflegten, und überlegte, was das hohle Schloß eigentlich angerichtet hätte.

Also erstens: ich sah hier eingesperrt, wie die Maus in der Falle, mußte mich schmählich langweilen und konnte weder die Fremdenstube in Ordnung bringen, noch für Tante Malchens Abendessen sorgen. Nichts konnte ich, garnichts, als hier sitzen und weinen, solange es mir Vergnügen machte!

Zweitens: wenn um sieben Uhr Tante Malchen mit dem Zuge ankam, war nicht nur niemand am Bahnhof, um sie abzuholen, sondern wenn sie dann, — gewiß Grimm im Herzen, — selbst einen Packträger genommen und bezahlt hatte und mit diesem vor unser Haus kam, so konnte sie sammt ihrem Koffer ja nicht hinein gelangen. Ich kannte den Koffer, er war phänomenal. Ich sann gewiß eine Viertelstunde darüber nach, ob Tante Malchen diesen Koffer vor unsere Thür stellen lassen und sich selbst darauf setzen würde, in der Erwartung, daß jemand ihr öffnete, oder ob sie sich verzweiflungsvoll vorläufig in ein Hotel begeben würde. Den erbittertesten Groll würde sie aber in beiden Fällen von diesem Tage an in ihrem Herzen gegen uns hegen; darüber brauchte ich keine fünf Sekunden nachzudenken.

Endlich entschied ich mich dafür, daß sie sich auf den Koffer setzen und warten würde; der Luxus einer Nacht im Hotel sah ihr gar zu wenig ähnlich. Allein wie lange konnte sie da sitzen?

Dann drittens: meine ganze Familie kam sicher nicht vor elf Uhr nach Hause. Es sollte getanzt werden, und es konnte eher zwölf als elf werden. Kamen sie dann aber müde und ruhebedürftig an, so fanden sie wohl Tante wie einen schatzhütenden Geist auf ihrem Koffer, doch in das Haus gelangen konnten sie ebensowenig, wie Tante Malchen. Von unseren zwei Hausschlüsseln hing der eine im Wohnzimmer am Schlüsselbrett, der andere lag vorläufig auf der Flur-Fensterbank; beide waren unerreichbar.

Es mußte also mitten in der Nacht ein Schlosser geholt, das Schloß erbrochen werden. Doch das Schlimmste von allem war vielleicht die Sorge, die sich die Meinigen um mich

machen würden, wenn sie alles dunkel und leer und mich nicht vorhanden fänden, bis sie endlich mein Poltern hören würden.

Inzwischen hockte ich hier oben; hatte weder Abendbrod noch Nachtlager, ja, nicht einmal einen ordentlichen Sitz; Stühle gab es hier nicht, nur einen Tisch, ein paar Schränke und den großen, sehr hohen Koffer mit gewölbtem Dedel, auf dem es sich gar nicht sehr bequem sah.

Wie lange ich hier wohl schon geessen hatte? Eine halbe Stunde? Es kam mir vor, als müßte es viel länger sein. Meine Uhr hatte ich nicht bei mir, ich hatte dorthin beim Umkleiden veräußert, sie wieder anzusetzen; aber wenn ich das Fenster öffnete, konnte ich jedenfalls die Thurmuhr von der Kirche schlagen hören. Das war doch wenigstens etwas, wenn auch gerade kein großer Trost. Das Fenster zu öffnen, erdichten ohnehin rathsam; erst jetzt merkte ich, wie heiß und schwül es hier oben war. Oder war ich so heiß von all' dem Weinen?

Ich trocknete meine Thränen ab, schluckte das wieder aufquellende Schluchzen energisch hinunter und beschloß, mich womöglich irgendwie zu beschäftigen, um die Zeit schneller hingehen zu machen.

Den Leinenschrank ordnen? Ich öffnete ihn. Nein, er war tadellos. Alle Wäsche stapel lagen sorgsam und regelmäßig aufgeschichtet, mit blauem Bande zierlich gebunden, schimmernd weiß über und neben einander. Der Wäscheschrank war Dra's spezieller Aufsicht unterstellt und wurde von ihr mit Argus-Augen vor der kleinste Unregelmäßigkeit gehütet. Es war ein Staat anzusehen; aber mir gewährte dies wenig Trost, ich würde mich gefreut haben, Ordnung in ein rechtes Chaos zu bringen.

Also hielt ich weitere Umschau. Da war der Schrank mit dem besseren Tafelgeschirr, an der dritten Wand der große, alte Kleiderschrank, aber beide waren verschlossen, und die Schlüssel lagen unten im Schlüsselkorb. Außerdem befand sich nur noch der Koffer, auf dem ich eben saß, in der Abseite, und der pflegte allerdings, da sein Inhalt keineswegs sehr kostbar war, nicht verschlossen gehalten zu werden. Der Schlüssel steckte darin.

Und da kam mir ein lichtvoller Gedanke, wie ich die Zeit gut und nützlich hingbringen könnte. Erste vor ein paar Tagen hatte Mutter geäußert, wir müßten uns durchaus einmal daran machen, die Plüschbeutel neu zu ordnen; es sei da manches so durcheinander gerathen, daß man es eigentlich nicht länger mit ansehen dürfe.

Vortrefflich! Ich kannte das. Es war eine Arbeit, bei welcher die Zeit erstaunlich schnell verging, und über die man wohl auch allerlei anderes, was doch nun einmal nicht zu ändern war, vergessen konnte.

Schnell glitt ich von dem Koffer herunter, öffnete den Dedel und holte die sauberen Beutel hervor, einen nach dem anderen auf den reinlichen Fußboden entleerend.

Un glaublich, wie groß der Haufe wurde! Da lag alles bunt durcheinander: Sammet und Kattun, Seide, Tuch und Leinen, ja jeder nur denkbare Stoff; Plüsch von Kleidern, die Mutter mit in die Ehe gebracht hatte, bis herab zu den Resten unserer neuesten Sommerkostüme, Stoffproben von einer Mannigfaltigkeit, daß es wirklich ganz eriaunlich anzusehen war. Hatten sie doch auch mehr als dreißig Jahre Zeit gehabt, sich so anzusammeln.

Jedoch ich ließ mich durchaus nicht verblüffen, sondern ging kampfmüthig an das Werk. Der große Tisch war mir gerade recht.

„Also hierher vorläufig alle Wollstücken, — dahin die Seide, — dahin Leinen, — da Baumwolle, — hier kommen Möbelstoffe, — da Tuch, — daß nur erst einmal im großen und ganzen gesondert wird,“ sagte ich vor mich hin, mir auf dem Tisch für jede Stoffsorte den Platz bezeichnend, „nacher wird dann jeder Haufe in besondere, ordentliche Päckchen gebracht.“

Schon war ich ganz bei der Sache, und es verging gar nicht sehr lange Zeit, so dachte ich nur an meine mühsame, aber gar nicht uninteressante Arbeit. Bis alles regelrecht geordnet war, müßten, das konnte ich mir sagen, Stunden vergehen; das schabete ja auch nicht.

Ein paar Mal hörte ich vom Kirchturm die Uhr viertel und halbe Stunden angeben, dann achtete ich nicht mehr darauf. Plötzlich, — was war das? — Ging da nicht unsere Hausthür?

Es war ja nicht möglich, einfach nicht möglich! Ich wußte ganz genau, daß ich von innen abgeschlossen hatte; und doch, es war unzweifelhaft unsere Thür gelockt gewesen, sie hatte eine so drollige Art anzuschlagen.

Athemlos horchte ich; ein Irrthum war ausgeschlossen. Mir schlug das Herz bis an den Hals hinauf. Konnte hier irgend ein Strolch eingedrungen sein, die Thür erbrochen haben am helllichten Tage?

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Tod und Leben.

Von M. Behme in Götting.



In dem alten Viertel der Stadt, das sich längs des linken Stromufers in lauter engen Gassen mit verwitterten Thürmen und Thorbogen und dickmauerigen, gewölbten Häusern aufbau, ist's auch wieder einmal Frühling geworden. Man merkt ihn freilich nicht sonderlich in den verschrobeneu Bintelchen und Gassen. Ueber sich sehend, gewahrt man aber gleich, daß der Himmel wieder ein viel freundlicheres Blau bekommen hat, und unter sich, daß zwischen Berg und Thal der Pflasterung blaßgrüne Pflänzchen sprossen. Und dann die Spähen! Sie sind ganz unbändig in ihrer Freude, wieder einmal glücklich überwintert zu haben. Hier in der Nähe des Flusses wohnen auch alle Wäscherinnen, die gut situirten sowohl, die mit Pferd und Wagen herumkutschiren, als diejenigen, welche sich's saner werden lassen und auf der Karre selbst die schwersten Lasten ziehen müssen.

Am Ende der Sträßchen und Laubengänge dieses Stadttheils geht's links herum und, ansteigend über ein Stück unbebautes Terrain, nach dem alten Kirchhof hinauf, der, weil er kein freies Plätzchen mehr aufweist, schon lange außer Benutzung gekommen ist; wenigstens bezüglich seines eigentlichen Zweckes. Verlassene Menschen, die hier Liebe begraben haben, steigen aber immer noch gelegentlich hinauf, oder Fremde, denen man die Aussicht rühmte. Und die Kinder! Für sie ist er der richtige Tummelplatz geworden zu jeder Jahreszeit; be-

sonders der Frühling ist ihnen gerade recht. Sie sind der roth gefrorenen Hände und Füße überdrüssig geworden, sowie der Bombardements mit Schneebällen und der Schlittensfahrten bis zum Bollwerk des Flusses hinunter.

Jetzt hat die scharfe Luft auch schon den Morast etwas abgetrocknet, denn der Schnee Plag machte, und die unbändige Knabenhorde wildert, ohne den geringsten Gedanken an die Vergänglichkeit, nur im Vollgefühl ihrer Kräfte und ihrer Jugend, über die allmählich verfallenden Gräber.

Es wird Krieg gespielt, zum ersten Mal im neuen Lenze. Und dazu sind sie gekommen mit Helmen, Säbeln, Flinten, Trommeln, Trompeten und mit Stiefenpferden; wo das Spielzeug fehlt, verrichten papierene Hüte, Stöcke, Trichter denselben Dienst.

Auch einige kleine Leiterwagen kommen angerasselt, bespannt mit dickbäckigen, zweibeinigen Pferdchen; auf dem einen Wägelchen thront neben alten Bleidheimern und Kastengerimpel ein kleines Mädchen, dessen straff geflochtenes, blondes Böpfchen fast hinaus ragt. Sie soll die Marktetenderin vorstellen; denn nichts darf auf dem heutigen Kriegsschauplatz fehlen. Aber trotzdem ist kein rechter Zug im Ganzen. Es fehlt offenbar noch der Oberbefehlshaber. Ein kleines Trüppchen der Großen aus der Schar steht wichtig beisammen. „Ja, das ist wahrhaftig wahr,“ läßt sich der eine vernehmen, ein schmalbrüstiges, langes Bürschchen, dessen Kleider lange nicht seinem Wuchsthum mehr entsprachen, „vorgestern, als ich ihn besuchte, hat er gesagt: ‚Franz, hat er gesagt, ‚Du mußt der Anführer sein, solange ich fehle; die anderen verstehen's nicht!‘“

Einen Augenblick lang spiegelt sich hier ein wenig Mißgunst, dort Zweifel an der Echtheit der Ueberlieferung in den Gesichtern. Dann aber erzielt das Verlangen nach dem Spiele doch eine schnelle Einigung. „Na ja, heute Du, und wenn Karle morgen noch nicht da ist, ich,“ — das ist die letzte Einwendung.

Ehe nun jetzt die verschiedenen Truppen, Freund und Feind, richtig placirt werden, giebt's ein heißes Debattiren. Sogar die Vögel ziehen sich auf die Spitzen der eben erst knospenden Bäume zurück, so groß ist die Unruhe. Die alten Gräber bilden die Wälle, und heidi geht's hinüber und herüber mit Knallen, Trommeln und Pfeisen. Die Sonne lacht auf lauter glühend heiße Baden und spiegelt sich in den vor Begeisterung strahlenden Augen. Mit einem Male beruft der Commandeur Franz, den ein Helm, Schlepffädel und breite Binde über der Brust kennzeichnet, alle die Mannschaften zusammen; ein neuer, herrlicher Einfall ist ihm gekommen. Ja, er fühlt es voll und ganz, daß er heute am richtigen Plage steht; und wie ein böser Hauch stiehlt sich der egoistische Gedanke in sein sonst so gutes Herz: Wenn Karle doch noch recht lange fehlte!

Jetzt tritt er voll Feuer und Flamme für seinen Plan ein. Die Kirchhofsmauer ist in einer Art von Bogenfenstern erbaut, um die schöne Aussicht frei zu geben auf den breiten Strom, den interessanten Stadtheil und weiter hinaus auf das weite Land mit dem aus der Ebene aufsteigenden einzigen Berge. Ordentlich wie kleine Gemälde für sich umschließen die grauen Rahmen den gewonnenen Fernblick. Den jungen Kriegern mit ihrer in Aufregung gerathenen Phantasie bietet die Mauer noch ganz andere Vortheile. „Was Freund ist, bleibt hier drinnen, der Feind aber muß raus! — Seht ihr? Dort an der Birke Stellung nehmen! Und das hier sind die Schießscharten der Festung. Wir beschießen Euch. Hui, das wird fein! ‚Raus, raus! — Nein, die Marktetenderin gehört zu uns! Jetzt geht's los!‘“

Und nun sind sie im wüthendsten Gefechte. Die stille Frühlingsluft zittert ordentlich vom Jubel der kräftigen Kehlen.

Da kommt im schnellsten Laufe, so, wie nur die Angst die Glieder fliegen läßt, die Gasse entlang ein halbwüchsiges Mädchen. Das sabenscheinige Ködchen steigt ihr um die Knöchel, und die Pantöffelchen gehen klipp-klapp, klipp-klapp auf den Steinen. Sie will die Richtung nach dem Fluß hinab nehmen, da hört sie das Kriegsgeschrei der Kinder. Einen Augenblick lang steht sie still, indem sie sich nach ihnen umsieht, und auch die feindlichen Scharen schauen nach ihr; nun macht sie ein paar Schritte bergauf, und die Hand zum Schutze gegen die Sonne über die hellen Augen legend, ruft sie mit schriller Stimme: „Unser Karle ist eben gestorben; ich geh's der Mutter sagen!“

Wenn ein Blitz unter das Häuslein Kinder eingeschlagen hätte; sie wären nicht mehr erlirrt, als über diese Nachricht. . .

Der Ton erlirbt in ihren kleinen Trompeten, die Hände, die mit Waffen zum Schlage erhoben sind, sinken entmüthigt herab, und die heißen Baden erglühen noch tiefer im Schrecken und in der Bestürzung.

„Karle ist todt“ — „Du, Karle soll todt sein“ — „todt“ — — „Karle — todt“, geht's von Mund zu Munde, heimlich, unverständlich, erschauernd in dem den Kinderseelen urplötzlich sich aufdrängenden Gefühle des größten Geheimnisses unseres Seins. Dieser treue Kamerad, der Stärkste und Kräftigste unter ihnen allen, ist heimgerufen worden, in zwei Tagen vom blühendsten Leben in den Tod gegangen! Die Ursache dazu war ein Unfall, als er seiner Mutter eine übergroße Bürde Wäsche forttrug.

Schnell leert sich der Friedhof von den jungen Kriegern, und so still. — Sogar die Pferdchen schleichen mit hängenden Köpfen, und die kleine Marktetenderin vergießt ein paar Thränen, weil der Spaß so jäh geendet, und weil die anderen alle so tief betrübt sind. Der Oberbefehlshaber aber, noch im vollen militärischen Schmucke prangend, geht als letzter hinterher. Wenn sich einer seiner Genossen nach ihm umsieht, wendet er sich schnell zurück, er schämt sich seines bitterlichen Weins; aber er hat kein Schnupftüchlein bei sich, da muß er doch schließlich einen anderen drum bitten. —

Und die Trauer in den Kinderherzen hielt noch an, hinaus bis über das Begräbniß, bei dem ein Mutterherz fast brach.

Dann kam die Lust am Spiele wieder. Zur Abwechslung spielen sie jetzt — Begräbniß; aber etwas Militärisches muß sich auch wieder damit vermischen. Sie begraben „alte Krieger“ und schießen dreimal über das Grab.



Nachdruck verboten.

Ein italienisches Seebad und seine Umgebung.

Von Catharina von Doering in Berlin.

Wer die ligurische Küste kennt, sei es auch nur im Vorbeifahren auf der Reise von Genua nach Rom, entnimmt sich vielleicht eines kleinen Städtchens mit Namen Viareggio. Von Florenz aus erreicht man es auf der Linie Pisa-Lucca, oder Empoli-Pisa.

Viareggio liegt dicht an der See, zwischen Spezia, dem großen italienischen Kriegshafen, und Pisa, der Stadt mit dem majestätischen Turm. Es ist ein Monument der Häßlichkeit. Seine Straßen sind ganz gerade und schneiden sich rechtwinklig. Die Häuser sehen aus wie kleine vieredrige Kästen, haben höchstens zwei Stockwerke und sind fast alle mehr oder weniger angenehm zum Aufenthalt für Fremde hergerichtet, da viele Familien während ihres Bade-Aufenthaltes hier eigene Wirtschaft führen. Verschiedene große Plätze sind rings herum mit Platanen bepflanzt; sonst ist im ganzen Ort nicht der geringste Versuch gemacht, etwas Schattens herzustellen. Nur die Piazza Azzoglio macht eine rühmliche Ausnahme. Sie ist mit Säulen, Sträußern und Rasenflächen bewachsen, aber in so verwahrlostem Zustande, daß die ursprüngliche Anlage unklar geworden ist, weil jetzt alles an der verkehrten Stelle wächst. Viareggio besitzt auch ein ganz niedliches Theater, in dem man übrigens mit der größten Leichtigkeit der Welt lebendig gebraten werden könnte. Wie in den meisten italienischen Theatern liegen hier nämlich die Sicherheits-Vorrichtungen noch sehr im Argen.

Die Viareggioner sind hübsch, besonders die Mädchen auffallend schön; sie klappern auf spitzen zulaufenden Holzspannöffeln umher, zuoccoli genannt, auf denen sie sehr zierlich und geschickt gehen. Sie halten sehr auf Toilette, die sie bis zur Wespennähnlichkeit zusammenpressen, und tragen große bunte Kopfstücke. Schwer bringt man sie dazu, diese abzulegen, denn sie behaupten, dann bekämen sie keinen Mann. Auch Diensten oder Hausarbeiten thun bei Fremden, soll die Freiheit abhalten, wie sie meinen. Dieser edle Stolz hindert sie aber nicht am Nichtsthun und Betteln. Unter den Männern sind viele Fischer und Schiffer, auch auf fremden Fahrzeugen.

Der Hafen ist unbedeutend, doch schützt ihn ein wunderschöner Molo, der wohl 100 m weit ins Meer hineinragt. Er ist aus Stein erbaut, nur das letzte mit Brettern gedecktes Stück ruht auf Pfählen. Der Molo bildet abends das Stellbühnen der Badegäste, die in den Monaten Juli und August zu Tausenden sich hier tummeln. Manche Mitglieder der hohen italienischen Gesellschaft ziehen sich im Sommer nach Viareggio zurück; meistens halten sich aber Angehörige des mittleren und kleineren Kaufmannsstandes aus den umliegenden Städten, besonders aus Florenz hier auf. Der Molo bietet die schönste Aussicht, einerseits auf die prachtvolle Fläche des Meeres, andererseits auf den Kranz der schönen, malerischen Berge des Apennin, die mit ihren kühnen, edlen Formen ein prächtiges Bild gewähren. Besonders auffallend sind die Berge von Carrara, mit ihren gleichenden Marmorbrüchen, die, von fern gesehen und von der Sonne beleuchtet, dem Auge erquickend, wie frischgefallener Schnee erscheinen.

Um die wunderschönen Berge zu erreichen, muß man aber mindestens fünfviertel Stunden durch glühende Sonnenhitze fahren. Dann findet man freilich die reizendsten Punkte, ganz abseits vom Fremdenverkehr. Die Bevölkerung ist freundlich und einfach; dazu betet sie nicht, was man als große Erleichterung empfindet.

Von dem malerischen Camajori aus fährt man nach Lombri, das am Fuße des Gebirges liegt. Die Vorberge sind bedeckt mit Olivenhainen und Kastanienwäldern; eine gute Straße führt bis an eine alte, an einem überbrückten Gebirgsbache liegende Mühle. Ein Fußpfad leitet dann tief hinein ins Gebirge und gewährt die prächtigsten Wälder auf sehr schöne majestätische Felsbildungen, die sich schroff aus dem Bette des kleinen wilden Gebirgsbaches heben, auf hohe Gipfel, die, von Wolken verhüllt, uns von Zeit zu Zeit ihre ansehnliche Höhe ahnen lassen, und rückwärts auf das blaue, von Bergen eingegrenzte Mittelmeer. Die graugrünen Oliven, die schwarzen Cypressen und mattenellen Kastanien bilden einen seltsamen und entzückenden Gegensatz zu dem dunkeln Spiegel. Ein anderer schöner Ausflug von Viareggio aus führt über Pietrasanta nach Capriola. Von diesem hochgelegenen Dörfchen hat man einen sehr interessanten Blick in die nördlichen Bergschluchten und Marmorbrüche. Die wunderschönen, unvermittelt nebeneinander liegenden Farben überraschen. Der grüne Wald schneidet plötzlich ab, und die rote Erde wird sichtbar, von welcher die schimmernden weißen Brüche sich scharf abzeichnen. Hier lernt man Farben sehen, nicht nur die Töne, die am Abendhimmel und auf den Bergen in einander fliehen, sondern auch die nebeneinander liegenden unvermittelten Gegensätze, die sich in Italien so oft finden und so wunderbare Wirkungen erzielen. Ein Stückchen den Berg hinauf, das Auge nach Süd-West gerichtet, bietet sich ein ganz anderes Bild. An den grünen Hügeln und dem gelben Sande streift der Blick hin über verschiedene Ortshäuser, bis er an einer Stadt mit weißen Gebäuden haften bleibt. Deutlich sieht man eine feine, weiße, schräge Linie: das ist der schiefe Turm von Pisa. Weiter südlich liegt Livorno, und dann verliert sich der Blick auf der schimmernden Fläche des blauen Meeres. Ganz am Horizont hebt sich, wie ein flüchtiger Traum, ein blauer Schatten: Capraja, und noch düstiger dahinter liegt Corsica.

Bei der Hitze (man muß von 12 bis 5 Uhr im Zimmer bleiben) bringt man aber solche Spazierfahrten nicht jeden Tag fertig. Dann spaziert man in einem der beiden großen Pinienwälder, die auf jeder Seite der Stadt liegen. Pinota sagt der Italiener. Der Wald im Süden Viareggio's gehört den Bourbonen. Er zieht sich 12 km lang hin und zeigt ganz hübsche Baumbestände. Eine gute Straße führt nach dem herzoglichen Landhaus: „Villa dei Borboni“ nennt es das Volk. Diese Villa liegt mitten im Garten und gewährt einen herrlichen Blick aufs Meer. Der Stil ist wenig schön, doch ist eine reizende Hauskapelle angebaut, merkwürdiger Weise an den Pferdestall. Der Wald nördlich vom Orte ist Stadteigentum. Er reicht früher bis an die ersten Häuser; jetzt ist ein großes Stück abgeholt, und die gierigen Wälder einiger Stadthäupter richten sich schon wieder darauf, um augenblicklichen Geldverlegenheiten abzuhelfen. Es stört die Leute nicht, daß der Wald vor Jahren

angepflanzt wurde, um das dahinter liegende Land vor Verwüstung und Sturm zu schützen; er bringt rasch Geld und darum muß er fallen. Was nachher kommt, ist einerlei.

Nun aber das Baden und der Strand! Das sind die Höhepunkte des hiesigen Lebens. Der Strand, eben und glatt wie Parkett, zieht sich meilenweit hin. Am Nachmittag sieht man viele Badegäste im Wasser umherpaddeln, Strümpfe und Schuhe unterm Arm, die Beinleider hoch aufgestrempelt, die Köpfe so viel wie möglich geschürzt. Die Berührung mit dem feuchten, warmen Sande, der sehr jodhaltig ist, betrachten viele als eine Art Kur. Das Schönste ist aber das Baden. Der ganze Strand ist bedeckt mit sehr hübsch eingerichteten stabilimenti, die weit ins Meer hineingebaut sind. Ähnlich wie die Lido-Badeanstalt bei Benedig, ruhen sie auf Pfählen, haben Altane und Pavillons, auch kleine Restaurants für die Zuschauer. Im Hochsommer werden in den größten Bade-Anstalten Rettuno und Balena sogar Bälle gegeben. Die meisten Tänzer dazu stellen die Offiziere der Regimenter, die im Sommer in der Pineta lagern, um Schießübungen abzuhalten. Das Wasser des Mittelmeeres ist außerordentlich salz- und jodhaltig. Es schmeckt abscheulich; unsere liebe Ostsee besitzt dagegen das reine Zuckerswasser. Herren, Damen und Kinder baden zusammen. Letztere vergräbt man oft nach dem Bade, naß wie sie sind, bis an den Hals in den Sand, was den Kleinen gut sein soll, jedenfalls aber ihnen viel Spaß bereitet. Aus jeder Zelle der weit vorgehobenen Pfahlbauten führt eine Treppe in die See. Der Spiegel des Meeres verändert sich wenig, da das Mittelmeer nur geringe Ebbe und Fluth hat. Wenn das Wasser ruhig ist, können die Schwimmer weit hinaus. Oft von Booten begleitet, sind sie abwechselnd in diesen und wieder im Wasser. Viele halten sich stundenlang im feuchten Element auf.

Da wir auf der Fahrt nach Viareggio Lucca unbefehalten liegen lassen, so beschloßen wir, es im Wagen zu besuchen. Der Weg führte uns erst durch die Sümpfe, bis an den Rand der Berge, über das kleine Städtchen Massarosa. Bald begann die Straße zu steigen, und wand sich die mit Oliven und Kastanien bewachsenen Berge hinauf. Wir benutzten hier die Fußwege, die sich am Rande einer wunderschönen Schlucht entlang ziehen, bis wir uns auf der Höhe der scharfen Einjüngung zwischen zwei Hängen befanden, von wo aus sich die Straße nach Lucca senkt. Schnell durchschneite unser Wagen eine weite, blühende, weindurchdrankte Ebene und hielt bald vor dem Stadttor von Lucca. Wir besichtigten zunächst die berühmte Stadtmauer. Sie sind mit schönen, schattigen Alleen bepflanzt und bieten überall sehr hübsche Blicke auf die Berge, die ringsherum in weitem Kreise sich ausbreiten.

Die Hauptkirche von Lucca, der Dom San Martino aus dem 11. Jahrhundert, im romanischen Stile erbaut, ist innen im gotischen Stile erneuert. Das Innere der Kirche macht einen zauberhaften Eindruck durch die wunderbar schöne Triforien-Galerie, die sich über den Pfeilern des Mittelschiffes hinzieht.

Neben dem Dom ist noch die dreischiffige Basilika, San Frediano, von Interesse; sie wurde im 7. Jahrhundert erbaut. Bei San Michele mit seiner schönen Säulenhalle vorüber, begaben wir uns nun in die Gemäldesammlung im früheren herzoglichen Palaste. Sie ist nicht sehr reichhaltig, hat aber einige wunderschöne Stücke aufzuweisen, besonders von Fra Bartolommeo.

Nachdem wir die Kunst hinlänglich genossen hatten, schlenderten wir noch in dem alten, stillen Städtchen umher, und schließlich mieteten wir uns einen allerliebsten Einspänner, um nach den Bagni di Lucca zu fahren.

In lausender Eile durchfahren wir die heiße Ebene und gelangen bald an das Ufer des Serchio, der mit seinen graublauen Wassern uns von Kühlung und Erfrischung sprach, sein Versprechen aber nicht hielt. Selbst da, wo die bewaldeten Berge zusammenstießen und nur Pfahle für das Flößen und zwei Straßen, je an einer Seite desselben, brütete noch die Hitze. Man dringt hier tief in die Bergwelt des Apennin ein und hat den Eindruck, als führe man im Thüringer Lande spazieren. Die welligen Hügel und Berge sind hübsch bewaldet. Von Zeit zu Zeit merkt man die Nähe des Hochgebirges, durch prächtige Blicke auf hochaufragende Gipfel in blauer Düst gefleht. Bei Ponte a Moriano, wo die von Lucca kommende Trambahn endet, müssen die Reisenden, die keinen Wagen besitzen, in einen fürchterlichen Omnibus steigen, um bis zu den Bädern zu gelangen.

Die Thäler treten eng zusammen, die Berglandschaft wird grüner, doch kann man ihr eine gewisse Einseitigkeit nicht absprechen. Oberhalb Borgo a Mozzano gewahrt man die berühmte Brücke, der das Volk den Namen: „Teufelsbrücke“ giebt, ponto del diavolo. Drei kleine Bogen erheben sich allmählig vom linken Ufer aus; vom dritten Bogen bis zum rechten Ufer ist über den Fluß ein großer, ungemein fühner Bogen gespannt. Bald darauf tritt die Straße in das schattige Thal der Lima, und nach zwei Stunden schneller Fahrt erreichen wir den Hauptort der Bäder: Ponte a Serraglio. Die Bäder von Lucca waren schon im Mittelalter bekannt; sie haben 30 bis 54° C. warme Quellen. Sie bestehen aus mehreren Ortshäusern, die durch wunderschöne Alleen mit einander verbunden sind, und bieten hübsche Spaziergänge in den großen, die Berge bedeckenden Kastanienwäldern. Die Lima, oft wasserarm, durchfließt die Dörfer. Gute Bade-Anstalten und Hotels, ein Casino und ein Krankenhaus sind vorhanden. Der Besuch durch italienische Badegäste soll recht stark sein.

Die Luft war wunderbar mild, und als wir durch den Wald fuhren, um nach Viareggio zurückzufahren, war er erleuchtet von Tausenden, was jagt' ich, — Millionen von Johanniswürmchen, die eine riesengroße nächtliche Versammlung zu halten schienen, denn zwischen den Stämmen, bis hoch hinauf in die Berge, sah man sie geschäftig hin und her fliegen und die stille Nacht mit ihren lustigen Laternen durchleuchten. Nachdem wir, mit nur zwei Pferden, eine Fahrt von 103 km gemacht hatten, langten wir dann wieder am Meeresstrand an.

Und nun noch auf den Molo! Der Vollmond steht in voller Pracht am Himmel; hin und wieder leuchtet über's Meer das Drehfeuer des Leuchtturms von Spezia. Die Wellen rauschen und klatschen hochaufspritzend gegen das feste Steingefüge. In einer herrlichen Nacht sind alle Städte schön, auch Viareggio ist es dann. Ja, wenn es nicht am Meer läge, und wenn es keinen Mond gäbe! Aber nun bespült die See es, und der Mond bescheint es, und von der Vortrefflichkeit dieser Einrichtung durchdrungen, gehen wir zur Ruhe und sind sehr zufrieden, Viareggio kennen gelernt zu haben.

Nachdruck verboten.

Eine deutsche Dichterin.

Von Th. Bener in Stuttgart.

Siehe das Portrait S. 113.

Der Name der Dichterin, von welcher die nachfolgenden Zeilen berichten sollen, ist ein nicht allzu oft genannter in den deutschen Landen! Und doch hat Jsolde Kurz, die geistvolle Tochter des Schwaben Hermann Kurz, des Verfassers von „Schiller's Heimatsjahre“, schon bei ihrem ersten Bekanntwerden in der Öffentlichkeit sich als eigenartiger Charakter gezeigt und durch ihr ferneres Schaffen bewiesen, daß sie nicht zu denen gehört, die den Beruf einer Schriftstellerin leicht hin als angenehme und interessante Unternehmung nehmen. Vielleicht steckt in ihr etwas von der schwäbischen Schwerefülligkeit und Gründlichkeit, die wohl über ein reiches und vielfältiges Gefühlleben verfügt, die aber erst in erstem und unermüdeltem Ringen mit sich selbst für das, was die Dichterseele erfüllt, Form und Ausdruck findet. Denn um es gleich zu sagen: das was man eine productive Kraft nennt, ist die schwäbische Dichterin nicht. Sie besitzt ein Talent ersten Ranges; doch dieses Talent ist ihr selbst zu heilig, als daß sie seinen Goldgehalt nur um des rascheren und ergiebigeren Gewinnes willen umwerthen möchte auf jenseitigen Tages-Curs, um so im Dienste des literarischen Geschmacks mehr und mehr zum Lohnarbeiter zu werden, der seine eigene Arbeit zu legt nur nach der Zeilenzahl und immer seltener nach ihrem geistigen Gehalt schätzt. Jsolde Kurz ist hierin wohl die echte Tochter ihres Vaters, dessen literarisches Streben und Schaffen allezeit in die Tiefe ging, der dabei, in manchen Zügen an die Dichterei eines Lessing erinnernd, seine Phantasie und sein poetisches Empfinden streng nach allen Regeln geschichtlicher und philosophischer Principien schulte und nichts mehr verabscheute, als die romantische Dichterei, der jeder geschichtliche Stoff und jede sich menschliche Empfindung gerade gut genug erschienen, um sie zu poetischen Phantastereien umzubilden, die alles, nur nicht echt und wahr sind. Mit der ihr eigenen Energie erfaßte denn auch Jsolde Kurz, sobald sie einmal den Beruf der Schriftstellerin erwählt, ihre Aufgabe im Sinne ihres Vaters. Man kann wohl sagen, daß Erziehung und Jugendleben im Elternhause sie eigentlich zwangen, die Bahnen einer Dichterin zu wandern, und wenn sie eine solche auch erst später geworden, als manches sogenannte Talent, so ist sie nun dafür ein um so mehr in sich gefestigter und zielbewusster Charakter, dessen Streben nur auf das Erreichen einer harmonischen Weltanschauung geht.

Jsolde Kurz ist ein Kind der schwäbischen Residenz, wo sie im Jahre 1853 geboren wurde. Ihr Vater befand sich damals in nicht gerade günstiger Lage, und als er nach wenigen Jahren seine Stellung als Redacteur des demokratischen „Beobachters“ aufgab, um in die Nähe der ehemaligen Reichsstadt Esslingen a. N. zu ziehen und sich ganz seinen literarischen Arbeiten zu widmen, geschah dies nur unter dem Druck äußerer sorgenvoller Verhältnisse. Freilich Jsolde und ihre Geschwister, drei Brüder, von denen zwei dem Berufe des Arztes, einer dem des Bildhauers sich zuwandte, empfanden nichts davon. In beneidenswerther Freiheit wuchs die kleine Schar heran, deren Erziehung namentlich in den Händen der Mutter, einer gewissen und warmherzigen Frau, lag. Jsolde besuchte niemals eine öffentliche Schule; sie lernte von der Mutter, und dann mit den Brüdern sogar die alten Sprachen. Indessen fand der Vater weder hier, noch in Kirchheim a. T., wohin er später überiedelte, für sich und seine Familie das, was er suchte, und erst als er im Jahre 1864 zum Universitäts-Bibliothekar in Tübingen ernannt wurde, begann für ihn eine ruhige Epoche, die freilich für ihn selbst eine nur zu kurze Dauer hatte. Für Jsolde war die Tübinger Zeit die schönste und anregendste. „Aber alles.“ so berichtet sie offenherzig genug, „geschah ohne Regelmäßigkeit und Ordnung, was ich später stets bedauerte. Dagegen war ich eine unerfährliche Leserin, soweit ich nicht eigenen Productionen nachging, die ich stets vor Eltern und Geschwistern verheimlichte, und trieb mit Leidenschaft jede Art von Sport, die mir erreichbar war. Jugendfreundschaften hatte ich so gut wie keine und litt sehr unter der Vereinsamung, die nothwendig aus dem Contrast meiner freien Erziehung mit den spießbürgerlichen Verhältnissen der Heimat entsprang. Als ich die Enge gar nicht mehr ertrug, zog ich gemeinsam mit meinem Bruder, der an der Akademie studirte, nach München, wo ich mich mit Uebersetzungen (ich trieb dieses Handwerk schon seit meinem dreizehnten Jahre) und mit eigenen poetischen Erfindungen beschäftigte, die ich zum ersten Male an die Öffentlichkeit brachte. Dort führte mich unser kürzlich verstorbener Freund Ludwig Pfau ins Haus des geistvollen Componisten K. von Hornstein ein, mit dessen liebenswürdiger, reichbegabter Familie ich mich schnell aufs innigste befreundete. Im Hornstein'schen Hause verkehrte alles, was in Literatur, Kunst und Wissenschaft einen Namen hatte, und ich lernte dort das Glück einer höheren Geselligkeit kennen, das ich bisher auch nicht im Traume für möglich gehalten hätte. Außerdem stand ich von meinem Vater her in freundschaftlichen Beziehungen zu den Häusern der Dichter Paul Henze, Wilhelm Herg, Hermann Lingg u. a. Dennoch litt es mich auch dort nicht lange; ich fühlte mich selbst noch zu unfertig und strebte nach neuen, stärkeren Eindrücken und einer abermaligen Erweiterung meiner Grenzen. Als nach drei Vierteljahre meine Familie meines jüngsten, schwer leidenden Bruders wegen nach Florenz überiedelte, gab ich daher unbedenklich das liebgewordene München auf und schloß mich den Meinigen an. In Italien erst wurde ich die ewige Unruhe los und fand mich in Uebereinstimmung mit meiner äußeren Umgebung. Was mir das herrliche Land und sein künstlerisch geworden sind, brauche ich Ihnen nicht zu erzählen; denn es steht ohnehin auf jeder Seite, die ich geschrieben habe. Schließlich erwähne ich aber doch, daß es nicht möglich ist, sich ganz einer fremden Nation anzuschließen, wie viel der Natur verwandte Züge man auch in ihr finde. Immer stärker sehnte ich mich nach Deutschland zurück, um nur einmal wieder in unseren Eichenwäldern unsere Bauernburche ein schwäbisches Volkslied singen zu hören oder den süßlichen Neckargeruch einzuathmen, der mir von meiner Kindheit her so gut in Erinnerung ist. Darum lebe ich jetzt seit einer Reihe von Jahren, soweit es die Verhältnisse gestatten, abwechselnd zwischen zwei sehr unähnlichen Nationen

und Kulturen, von denen ich keine entbehren kann. Ich ver-
liebe mich jetzt auch, wenn ich hinauskomme, besser mit meinen
Landsleuten, weil doch der Anblick so viel ernstes Strebens
nach dem ewig lächelnden italienischen Schlandrian wohlthut."

Es ist bezeichnend für die Dichterin, die solche Worte im
Jahre 1894, also zu einer Zeit schrieb, wo ihr Name schon
einen sehr guten Klang in ihrer deutschen Heimat hatte, daß
sie von ihrem literarischen Schaffen nur wenig und von der Art
und Weise, wie sie zur Dichterin geworden, gar nichts spricht.
Als Holde Kurz mit ihren „Gedichten“ an die Öffentlichkeit
trat, war sie bereits ein ganzer und eigenartiger Charakter.
Sichere Beherrschung aller poetischen Formen, und dabei eine Tiefe
und Wärme der Empfindung, die sich schon in dem Zueignungs-
gedicht an ihre Mutter ausdrückte, plastische Anschauung und Er-
fassung alles dessen, was sie sagen wollte, und dabei gegebenen
Falles eine glückliche Mischung von Ernst und Humor; neben
aller Leidenschaft doch auch wiederum eine Keuschheit und Zurück-
haltung, und vor allen Dingen eine tiefgründige und im idealsten
Sinne des Wortes fromme Erfassung aller Fragen des äußeren und
inneren Lebens, — das sind die hervorragenden Züge in ihrem
Dichterbild. Neben der heiteren und sorglosen Lebenslust, deren
Vorbild sie in der Welt der Antike fand, geht ein tiefes und
echt deutsches Sehnen nach Frieden durch alle ihre Dichtungen.
Der Schmerz, den sie erduldet und mit starkem Muthe trägt,
ist ihr die Ermunterung zur höheren Erkenntniß aller Lebens-
fragen; die Freude, die sie genießt, läßt sie nicht vergessen, daß
der Zweck unseres Daseins in letzter Linie immer wieder der
ist, sich auszubilden zu einer ganzen Persönlichkeit, und daß
und Liebe sind für sie Empfindungen, über die wir uns
erheben müssen zu der Kraft, alle Gegenstände im menschi-
lichen Leben auszugleichen durch ruhiges Verständniß ihrer
Nothwendigkeit. Es ist bei beschränktem Raume nicht wohl
möglich, für die Richtigkeit solcher Charakteristik die Beweise
mit den Versen der Dichterin selbst zu führen. Zudem hat
sie den Stoff für ihre Poesien, in dessen äußerer Behandlung
sie neben Goethe namentlich an ihre Landsleute Eduard Mörike
und Wilhelm Herz erinnert, so verschiedenartigen Zeiten und
so vielen Nationen entnommen, daß dabei die Nothwendigkeit
entstände, sich über die Universalität ihres Wissens, das sich
überall als ein durchaus gründliches erweist, des näheren zu
verbreiten. Eines ihrer schönsten Gedichte ist neben ihren
Liebesliedern, wenn man bei ihr im herkömmlichen Sinn von
solchen sprechen kann, dasjenige „Aus der Kindheit“, in dem
sie ihre Jugend und ihr Leben im Elternhaus in ergreifender
Weise schildert und namentlich auch ihrer begehrtesten Liebe zu
dem Volk der Hellenen und seinen Heldengestalten bereiten
Ausdruck leiht:

Mein Heißes! Jugendland! Kein holder Bahn,
Wie dich im Schnurstrahle Dichter sah'n,
Rein, mir verwachsen mit lebendigen Banden,
Auf unserm Gartens Rosen neu erstanden!
So reich auch unterm fargen Himmelskranz!
In deinem Boden wurzelt all mein Wesen,
An deine starken Wurzeln sogst du mich
Und lehrtest von Homer mich lesen.
Wer denkt noch dein? Der Wirklichkeit verjähnt
Hat jeder mit dem Blick sich abgefunden;
Ach, mir nur will kein and'rer Trant mehr munden,
Die nie von deiner Milch sich ganz entwöhnt!

Es ist natürlich, daß man bei einer Dichterin von so
starkem Empfinden auch darnach fragt, welche Rolle in ihrem
Leben die Liebe spielte, und was sie selbst von diesem ihrem
Liebesleben berichtet. Ich habe oben schon angedeutet, daß von
Liebesgedichten im herkömmlichen Sinne des Wortes bei Holde
Kurz kaum die Rede sein könne, sofern man darunter das
fröhlich-selige, ernsthaft-tändelnde und tändelnd-ernsthafte Singen
und Sagen vom Glück der Liebe und ihrer Reizezeit versteht
und dabei ganz vergißt, daß eigentlich nur der ein Wort hier-
über zu sagen hat, dem „Leid durch Lieb geschah“, der emp-
funden hat, daß echte Liebe nur groß und wahr ist im Muthe
des Entlassens. Aus den verhältnißmäßig wenigen Liedern,
in denen sich Holde Kurz mit diesem vielbesungenen Thema
beschäftigt, auch hier tief und warm empfindend, klingt der
Grundton eines nie heilenden Schmerzes, einer Trauer um
ein schnell verlorenes Glück, die sie freilich gleichzeitig empor-
hebt zu dem Bewußtsein, daß der Tod keine Macht hat über
die, deren Treue über das Grab hinaus dauert. Unter dem
Titel „Aphodill“ hat Holde Kurz diese ihre Liebesgefänge ver-
einigt und schon in dem ersten derselben „Euphorion“ für
ihre Trauer tief ergreifende Worte gefunden.

Nicht trägt die Welle hin, die ihn verschlungen;
Doch was an Frucht der Sommer noch besichert,
Nicht ist's von seinem Hauche mehr durchdrungen,
Durch seine Freude wird es nicht verflärt.
Mir ist der schönste Kranz, den ich errungen,
Als Spende nur auf seinen Hügel werth;
Ein Trost nur stählte mich, bis auch ich genesen:
Daß er so groß, und daß er mein gewesen.

Und dann die andere schmerzliche Klage:

Ein Schatten du, — im Licht mein Aufenthalt,
Mein Herz schlägt warm, und deins ist kalt und hart;
Mein ist der Tag, das Heute reich und jung,
Du bist ein Traumbild, bist Erinnerung.
In allen Andern glüht mir warmes Leben,
Und kann dir nichts von meiner Hülle geben;
Nach dir durchhrt mein Aug' die Sternenspur,
Durch alle Welten such' ich deine Spur.
Kein Blümchen hat die Erde, die dich deckt,
Kein Licht die Sonne, die dich nicht mehr weckt,
Die Phantastie, die schimmernd dich bestrahlt,
Hab' ich dir nach ins Reich der Nacht geschickt,
Denn seit auf deine Stirn die Scholle fiel,
Ward dieses Leben mir zum Schattenspiel.

Wenn man da und dort in den Versen der schwäbischen
Dichterin so etwas wie einen mystischen Zug, einen gewissen
Hang zur grüblerischen Vertiefung in die Welträthsel zu finden
meint, so liegt die Erklärung hierfür nicht zu fern, zumal
wenn man auch noch ihre im Jahre 1890 erschienenen „Phan-
tasien und Märchen“ und einige neueren, ebenfalls schon in
Buchform veröffentlichte Erzählungen dabei in Betracht zieht.

Das Forschen nach den stillen Mächten, die unser Leben re-
gieren, führt jeden denkenden Geist zuletzt auf Gebiete, wo ihm
alles Irdische nur als ein Symbol des Ewigen und Unver-
gänglichen erscheint und er zwischen hier und dort keine an-
dere Verbindung findet, als das Ahnen einer Wechselbeziehung,
die wir wohl noch glauben, aber bei aller Verstandeschärfe
nicht mehr begreifen können. Zudem ist das ja auch ein
speziell schwäbischer Charakter-Zug, und da die Dichterin mit
ihrem ganzen Sinnen und Denken doch fest in dem heimat-
lichen Boden wurzelt, so darf uns ein solcher gerade bei ihr
am wenigsten überraschen. Ihm verdanken wir namentlich
auch ihre gedankenvollen und bei allem durchscheinenden Humor
doch tiefsten Märchen und Phantasien, unter denen Stücke wie
„Der geborgte Heiligenschein“ oder die Geschichte „Dem Leucht-
käfer, der sein Mensch werden wollte“, geradezu als klassisch
bezeichnet werden dürfen. Diese „Phantasien und Märchen“
sind freilich ebensowenig wie die „Gedichte“ das, was man eine
leichte Lectüre nennt, aber sie sind für jeden, der die Wahrheit
und das ernste Forschen nach ihr liebt, ein Genuß, den er
immer wieder sucht. Und das darf man ja wohl betonen: so
sehr Holde Kurz sich herangebildet hat an dem Studium
fremder Zeiten und ferner Völker, deutsch ist sie doch immer
im innersten Herzen geblieben, und bei aller Liebe zu dem
ihr zur zweiten Heimat gewordenen Italien, bei aller Vor-
liebe für unumschränkte Freiheit in ihrem äußeren und
inneren Leben, findet sich doch bei ihr kein einziger Zug, den
man unweiblich nennen könnte. Ihr feines Gefühl ist abhold
aller Unnatur und aller Unwahrheit; sie hat zu viel Gemüth,
um nicht zu erkennen, daß auch die stille Arbeit im Hause
eine ganze Kraft erfordert, und sie hat zu viel Sinn für
deutsche Häßlichkeit, als daß sie sich nicht immer wieder
gern dem Zauber dieser hingäbe. Wohl lebt sie, wie
auch ihre im gleichen Jahre mit den „Phantasien und Mär-
chen“ erschienenen „Florentiner Novellen“ beweisen, mit Vor-
liebe in der Geschichte der Italiener, die sie durch fleißige
Quellenforschungen gründlich kennen gelernt hat, aber ihres
deutschen Häßlichkeit kann und will sie sich deswegen doch nicht
entschlagen, und immer wieder finden wir auch in diesen
Novellen, unter denen sich Meisterstücke, wie das düstere „Anno
postis“ befinden, Züge, die uns deutlich genug beweisen, daß
die Dichterin für deutsche Art und Kunst sich stets leben-
diges Interesse bewahrt hat. Ihr besonderes Talent, auch dem
Schaffen anderer gerecht zu werden, kam ihr namentlich bei
der in Gemeinschaft mit Paul Heyse bewerkstelligten Heraus-
gabe des „Neuen deutschen Novellenschatzes“, einer Fortsetzung
des von diesem und ihrem Vater einst herausgegebenen „Deutschen
Novellenschatzes“, sowie bei ihren trefflichen Uebersetzungen aus
dem Englischen, Französischen und Russischen zu statten, und
die freudige Theilnahme, mit der sie alles beobachtet, was das
geistige Leben unserer Kulturvölker fördert, gelangt bei ihr
immer wieder zum Ausdruck.

Die deutsche Literatur der Gegenwart hat nicht allzu viele
Dichterinnen aufzuweisen, und namentlich scharf ausgeprägte
Charaktere, wie der einer Annette von Droste-Hülshof oder
einer Holde Kurz, findet man nur selten. Zu viel manchmal
dünt uns alles das, was gefungen und gesagt wird, in Vers
und Prosa, und man bejagt beinahe, daß in diesem Leben im
deutschen Dichterbild, wo's von allen Zweigen schallt, der voll-
stönige und ergreifende Gesang überläßt wird von dem Pöbel
und Tirilliren allerlei kleiner und kleinster Sänger! Darum
darf auch wieder darauf hingewiesen werden, daß noch immer
echte Talente leben, Talente, die nicht nur für den Tag und
das nächste Jahr, sondern wohl auch für die ferne Zukunft
wirken und schaffen.

Nachdruck verboten.

Junge Liebe.

Sag' mir nur, sag' mir doch:
Hast' ihn geseh'n?
War er dort? Stand er nah?
Konnt' er Dich seh'n?

Sag' mir nur, sag' mir doch:
Er grüßte auch?
So, — nicht wahr? .. Ja, ich weiß:
Das ist sein Brauch!

Sag' mir nur, sag' mir doch:
Gesiel er Dir?
— Was ich noch fragen wollt':
Sprach er von mir?

Maria Solina.

Nachdruck verboten.

Im Lesewinkel.

Zu dem Bilde von Beate Jeep-Bonus in Groß-Mudrow, N. Z.
Siehe Seite 113.

Das Sonnenlicht fällt durch leichtes Blattwerk auf blühende Büsche
und auf den Scheitel eines alten Mannes im Mauereck, der hier
sein stilles Lesepflätzchen hat. Ernste Vertiefung und ausgeglichener
Friede liegt auf seinen ebenmäßigen Zügen, in seiner Haltung, ja selbst
in der ruhigen Lage der langgegliederten Hand. Er ist ein einfacher,
unmoderner Mann, dem aber ein reiches Geistesleben innewohnt, und
der nur einer leichten Gewand- und Haaränderung bedürfte, um das
Gepräge eines in sich zurückgezogen lebenden Mönches, von einst großer
weltlicher Thatkraft und Bedeutung, — man sehe nur die spärliche
Nase, den festgeschlossenen Mund, das energisch gefornete Kinn, — zu
erhalten. — Die Urheberin dieses stimmungsvollen Bildchens ist eine
junge Pfarrersfrau, vielleicht noch begabter und zwangloser als Schrift-
stellerin, wie als Malerin; wenigstens scheinen eine Reihe eigenartiger,
fast männlicher Maler-Gefüchtes von ihr, die im Feuilleton der
„Grenzboten“ erschienen sind, für diese Annahme zu sprechen. W. J.

Nachdruck verboten.

Abschied.

Zu dem Bilde von Franz von Defregger. — Siehe Seite 116.

Ein schlüchtes, herzerquickendes Bild von der Hand Meister De-
fregger's: ein Abschied in der Gasse der Armuth, hoch oben im bairischen
Gebirge, aber kein trauriger Abschied, sondern ein fröhlicher, dem nur
eine kurze Trennung folgt.

Es ist noch früh am Morgen. Der Mann begiebt sich, den Ge-
nossen folgend, an das gewohnte Tagewerk, das für ihn, den geschickten
Holzfäller und Bergsteiger, keine Gefahr birgt, und die junge
Frau, deren Hand er noch einmal mit festem Druck umschließt, blickt
heiter und vertrauensvoll zu ihm auf. „Behüt' Dich Gott!“ und
„Auf Wiedersehen!“ Klingt's hell und frisch von ihren Lippen, und un-
besorgt läßt sie ihn ziehen. Den Enzianknaps und ein Stück Schwarz-
brod hat sie ihm zur Wegzehrung in den Rucksack gethan; am Abend,
vielleicht gar am Mittag schon, kehrt er zu ihr zurück.

Freilich, einsam ist's bis dahin hier oben, und keine Menschenseele
weit und breit; aber so jung die Bruni ist, sie kennt keine Furcht, und
die Zeit wird ihr nimmer lang. Du lieber Himmel, sie hat genug zu
schaffen dabei, während der Sepp auf Arbeit ist; und dann, besigt sie
nicht den besten Gesellschaftler, den schönsten Zeitvertreib in ihrem Buben,
dem Peter? Jetzt schläft er noch, der herzige Kerl, aber wenn er er-
wacht, giebt's Abwechslung genug, und sie kann sehen, wie sie mit ihm
fertig wird. Bald nezt er sich mit ihr, raust ihr das Haar und reißt
ihr in tollem Uebermuth das Tuch vom Hals; dann wieder prüft er die
Kraft seiner Lungen, strampelt mit den kleinen Beinen und schreit, als
wäre ihm ein grausames Unrecht geschehen. 'S ist ein prächtiger Bub',
und die Mutter ist gar stolz auf ihn. Vorläufig kriecht er noch wie
ein Thierlein am Boden hin, aber abers Jahr ist er gewiß schon so weit,
daß er dem heimkehrenden Vater entgegengehen kann, und weicht ein
Jubel wird das dann sein! Wenn der Sepp ihn herzt und läßt, lacht
er allemal hell auf vor Freuden und fürchtet sich nicht ein bißchen
vor dem Schnurrbart.

Das alles und noch mehr geht der Bruni durch den Kopf, als ihr
Mann Abschied nimmt; und wir können jeder jungen Frau, die sich am
Morgen schweren Herzens von ihrem Gatten trennt, gar nichts Besseres
wünschen, als daß ihr ein so wunderthätiger, keiner Tröster beigegeben
sein möchte, wie der Peter!
G. v. St.

Nachdruck verboten.

Komm herunter, Feigling!

Zu dem Bilde von Charles Duchêne in Paris. — Siehe Seite 117.

Ein stets dankbares Gebiet hat der Thier-Humorist. Wer hier
die Natur gut zu copiren weiß, sei es als bildender Künstler, als
Schriftsteller oder selbst Musiker, wird stets einen reichhaltigen Kreis finden,
denn nichts verleiht den Menschen in so gemüthlich-freundliche Stim-
mung, wie absolute Ungevoltheit, wie die Kavalität des unwilligen
harmlosen Humors. Und gerade dieser gewährt dem Darsteller des
Thierlebens unerschöpflichen Stoff, wozu noch ein complicirter geistiger
Genuß tritt: das Behagen an den fein ironisirenden Schlaglichtern, die
das Thierleben auf das Treiben des „homo sapiens“ wirft. — Schade
nur, daß das gute Copiren dem Pinsel wie der Feder so selten gelingt!
— Dem Belgier Duchêne ist dieses Gelingen nicht fremd, wie sein Bild
„Komm herunter, Feigling!“ beweist. Der Geist des Gassenbubenthums,
der instinctive Pfahlbürger-Haß gegen alles anders Geartete, Fremde
und Veneidete wird hier famos verflirt. Der angreifende Hund
zeigt großen Muth, weil er Unterfützung in der Nähe weiß; und der
Ase, der es möglicher Weise an Provocation nicht hat fehlen lassen,
vertraut aus demselben Grunde seiner ihm sonst wohl bekannten Ueber-
legenheit nicht. Die Scherben deuten übrigens darauf hin, daß man sich
kaum im ersten Stadium des Kampfes befindet. Die wüthend-propähe
Stimmung des Breitbeinigen auf der Trittleiter stehenden Hundes, die
lauernde Erwartung seines Gefährten, die zornige Angst des Affen, —
wie hübsch kommt das alles zum Ausdruck! — Vermuthlich wird der
Ausgang des Kampfes ein sehr zweifelhafter, jedenfalls ein für alle
Theilnehmer wenig angenehmer sein, wenn der Herr und Gebieter hinzu-
kommt und mit den erregten Thieren kurzen Proceß macht. R. J.



Antworten.

General v. R., Rom. — Wir glauben, trotz des Bringen von Wales,
noch nicht an das Verschwinden der Cylinder-Hüte. Höchstens wird
einmal ein Scheintod eintreten, aber herben wird diese Hutform nicht.

Laura A., Stuttgart. — Sie entnehmen dem statistischen Jahrbuch
des deutschen Reiches, daß es vom 21. bis 35. Lebensjahre 600,000
ledige Männer mehr, als ledige Frauen giebt, daß dagegen die Zahl der
Witwen nach dem 35. Lebensjahre die der Witwer um 1,400,000 über-
schreitet. Daraus ziehen Sie den Schluß, daß jener Männer-Ueberschuß
sehr gut hätte heirathen können, wenn die Verhältnisse nur andere und
die Heirathslust größer gewesen wäre. Sehr richtig! Aber scheint denn
der große Witwen-Ueberschuß ein gar so ermutigendes Moment für jene
600,000 verunglückten Heiraths-Candidaten zu sein?

Kosita, Memel. — Es klingt fast immer unheimlich, wenn Frauen, zu-
mal junge Damen, bei Erwähnung von Herren ihres Bekanntheits-
kreises deren Titel oder die Bezeichnung „Herr“ vertraulich und burschikos
fortlassen.

Elia V., Berlin. — Willst Du genau erfahren, was sich ziemt, so
frage nur — nicht bei denjenigen Radfahrerninnen an, die in Tracht
und Wesen um jeden Preis dem Manne nachzuäffen suchen! Die Keckheit
und noch manches andere geht bei dieser „Schneidigkeit“ in die Brüche. Bei
dem Kosita kommt es übrigens sehr auf Alter und Körperbeschaffenheit
der betreffenden Dame an; was bei der einen nichtlich aussteht, kann die
andere außerordentlich abstoßend erscheinen lassen.

R. A., Osnabrück. — Das Photographiren läßt sich auch wohl
ohne eigentlichen Unterricht erlernen; vernünftiger wäre jedoch Erlernung
unter sachverständiger Leitung. Ist Ihnen lesteres unmöglich, so suchen
Sie sich vor Anschaffung eines Apparates theoretisch einigigen Ueberblick zu
verschaffen. Ein dickleibiges Handbuch wird zunächst keinen Zweck haben.
Da Sie genug physikalische und chemische Vorkenntnisse besitzen, dürfte
Ihnen vielleicht das „Taschenbuch der praktischen Photographie“ von
Dr. C. Vogel, das Sie für einen geringen Preis durch jede Buchhandlung
beziehen können, am besten als erster Leitfaden dienen.



Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 15.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin und Wien, 1. August 1896.

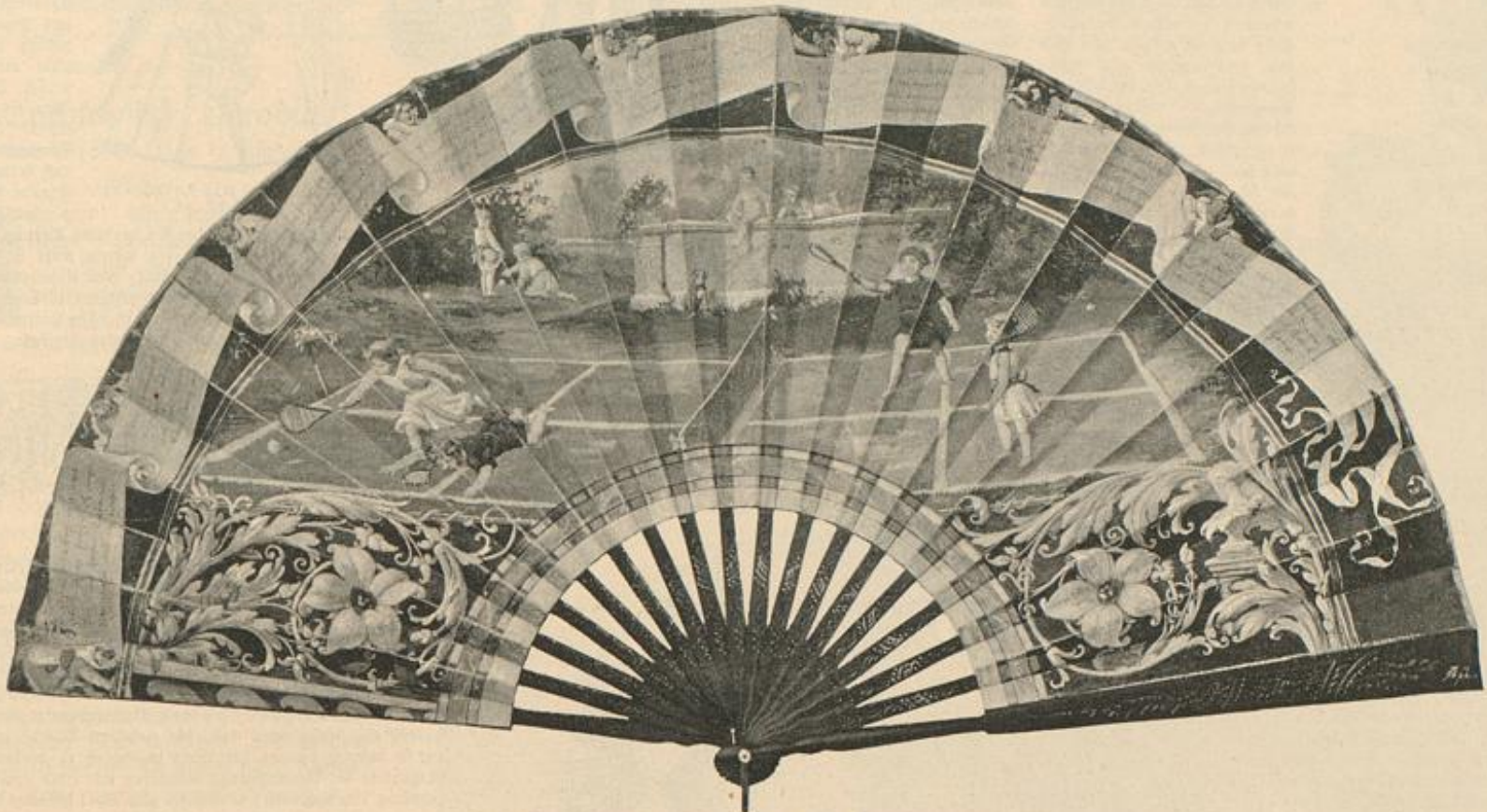
Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XXIII. Jahrg.

Fächer mit Malerei.

Ein Lawn-Tennis-Platz, nach allen Regeln des Spieles eingetheilt, auf dem kurz gekürzte Knaben und Mädchen den Ball schlagen, darüber ein Spruchband auf rothem Randstreifen, den schwarzgoldene Linien begrenzen, dazu Illu und blau schattirte Blatt-Ornamente auf

schwarzem Fond, die sich dem Spielfelde anschließen, — dies ist der Bortwurf, den der Maler Oscar Boite mit künstlerischem Humor auf das Pergament-Blatt gebracht hat. Die hinter dem Spruchband hervorragenden Polichinelle haben ihre herzliche Freude an den niedlichen Berben, in denen das Wort „Ball“ auch mit Hinweis auf das Tennis-Spiel verherrlicht wird. Lebendig und wirksam gehalten sich die

Spielenden, während die Zuschauer im Hintergrunde nur zum Theil ein Interesse am Fortgang des Spieles beweisen. Dem 6 cm breiten Spruch-Bandstreifen entspricht ein 2 cm breiter, rother, oben blauer Rand, der, von schmaler Goldlinie eingefasst, das Fächerbild nach unten abschließt. Das im ganzen 21 cm hohe Blatt ruht auf einem braunen geschliffenen Holzgestell und ist mit weißer Seide gefüttert. E. F.



Fächer mit Malerei. Von Oscar Boite in Görlik.

Abus der Frauenwelt

Berlin. — Bei der im Weißen Saale des Königl. Schlosses veranstalteten, an dieser Stelle bereits ausführlich besprochenen Kriegsgedenk-Feier der Vereine vom Rothen Kreuz hielt Herr B. von dem Anefeld, wie erwähnt, eine tief ergreifende Gedächtnisrede. Dieselbe ist nun im Druck erschienen und durch den Verlag von Carl

Seymann, Berlin, zu beziehen. Der Preis des vornehm ausgestatteten Heftes beträgt 1 Mark.

Am 21. October eröffnen die Malerinnen Lucy und Rose du Bois-Reymond, Neue Wilhelmstr. 15, ein Atelier für den Unterricht im Stilliren lebender Pflanzen für künstlerische Handarbeit (Stiderei, Brand- und Holzmalerei, Lederschmitt, Majolica). Die zu einem Honorar von 20 Mark monatlich hier gebotene Anleitung, vom Entwerfen nach der Natur bis zum Uebertragen des Musters auf das Material, dürfte begabten Dilettantinnen, die in den Ergebnissen ihres Kunstfleißes den modernen, individuellen Zug zu betonen lieben, besonders willkommen sein.

Wien. — Damen der höchsten österreichischen Aristokratie unternahmen kürzlich eine größere Radfahr-Partie, die Gräfin Potocka arrangirt hatte. Die Fahrt ging vom Palais der Gräfin Potocka, welches am Franzensring liegt, durch Wiens belebteste Straßen. An der Partie nahmen u. a. noch theil: Prinzessin Marija Hohenzollern-Saunig, Gräfin Fesetics-Glam-Gallas, Fürstin Rhevenhüller, Prinzessin Lichnowsky. Wenige Tage später veranstaltete die Fürstin Metternich einen Rad-Ausflug nach Tullnerbach, an dem sich elf Personen beteiligten.

— Vor einiger Zeit veröffentlichte der Unterrichtsminister einen Erlaß, nach welchem weiblichen Candidaten der Medicin die Auerfen-

Seid. Baftrobe

Mk. 13.80

bis Mk. 68.50 p. Stoff z. kompl. Robe — Tuffors u. Shantungs

so wie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 60 Pfg. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)	
Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35 — 18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	13.80 — 68.50
Seiden-Foulards	95 Pfg. — 5.85
Seiden-Maschen-Atlas	60 — 3.15
Seiden-Merveilleux	75 — 9.65
Seiden-Ballstoffe	60 — 18.65
Seiden-Grenadines	v. Mk. 1.35 — 11.65
Seiden-Bengalines	1.95 — 9.80
Seiden-Surahs	1.35 — 6.30
Seiden-Faille française	2.45 — 9.85
Seiden-Crêpe de Chine	2.35 — 10.90
Seiden-Foulards japan.	1.45 — 5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Die Fehr'sche Kunstakademie in Berlin

bietet Malerinnen in diesem Jahr Gelegenheit zu einer Studienreise nach Ober-Bayern und Italien während der Zeit vom 15. Juli bis 30. September unter Führung des Landschafts- und Marine-Malers **Willy Hamacher**. Ferner wird Herr Maler **Max Urb** vom 1. August bis 30. September in Ruffow bei Binnowitz auf Uebdom Nationirt, landschaftlichen Zeichen- und Mal-Unterricht erteilen. — Näheres erfährt man durch die Zeitung der Anstalt, **Vikowstraße 82**.

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr** und **E. Hausmann**, für Landschaft **W. Hamacher**, für Blumen **P. Barthol**, für Illustriren **H. Looschen**, für Modelliren **O. Riesch**, für Kupferstechen **Prof. G. Ellers**, für Perspektive **W. Herwarth**. — Für Anfänger Vorbereitungsklassen. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

H. Sackhoff & Sohn, Berlin 146 SW., Zimmerstr. 79. Specialfabrik f. Reform-Eisschränke. Eisregulirung, Wandungen mit Emaille-Surrog. Billiger Ersatz f. Glas und Marmor.

Krinochrom

von **J. Barthol**, Inh.: B. Orlich, Berlin, Königsberger Strasse 21a. •• Bestes Haarfärbemittel •• in Schwarz, Braun, Cendré, Cart. M. 4.50. Lager in Berlin: **Gustav Lohse**, Jägerstr. 46; E. Karig, Nachf.: **Lohmann**, Friedenaue.

Die Moden-Akademie

zu Leipzig, Arndtstr. 20 b, staatl. bestätigte, sachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidkunst, für Anfertigung u. Ausführl. Prospekt gratis.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Roth**, Berlin W., Hilgenstr. 84a.

BURCKHARDT & DIENER Hohenstein in Sachsen. Photographische Apparate v. 10 Mk. an. Illust. Preisbuch und Probebilder 20 Pf.

Conrad Felsing,

Königlicher Hof-Uhrmacher, Berlin W., 20 Unter den Linden, empf. sein anerkannt größtes Lager in Uhren, Bronzen und Musikwerken zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen. Preislisten franko.

Unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich Internationale Ausstellung für Amateurphotographie Berlin 1896

Vorsitzende: Geheimrath Prof. Dr. Tobold, Geheimrath Prof. Dr. Fritsch. Anmeldung bis zum 20. Juli d. J. Prospekte versendet auf Wunsch der Schriftführer **Dir. Schultz-Henke, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 90.**

von Priester'sche Lehr- und Erziehungsanstalt für Mädchen

Stuttgart, Moserstraße 12. Pensionat f. in- u. Ausländerinnen, bietet bei freudl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Berücksichtigung finden Sprachen, Musik und Umgangsformen. Die Vorlehrerinnen: **E. von Braun**, **S. Hagmayer**.

Sommerproffen

verschwinden vollkommen in 7 Tagen mit meinem ausgezeichneten, ungeschädlichen Mittel in Flacon zu Mk. 3.50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Bezug durch: **Theodor Lohky**, dipl. Apoth. in Prag, Brenntgasse 18.

Zur Anfertigung einfacher und eleganter Collagen in bester und geschmackvoller Ausführung bei mäßigen Preisen empfiehlt sich **Berlin, Schönebergstr. 30a. Louise Rönch.**

nung ihrer im Auslande erworbenen Doctor-Diplome bewilligt wird, wenn sie in Oesterreich die Fach-Prüfungen noch einmal bestehen. Dieser Erlaß ist jetzt zum ersten Male zur Anwendung gekommen. Baronin Gabriele Poffanner, die in Zürich bereits den Doctor-Grad errungen hatte, unterzog sich unlängst an der Wiener Universität erfolgreich dem ersten medicinischen Rigorosum und wurde auch hier zum Dr. med. promovirt.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Wie Carlshorst und Hoppengarten, so ist auch die Große Gewerbe-Ausstellung zum Rendezvous der eleganten Welt geworden, und hier wie dort feiert die Sommermode ihre Triumphe und bieten sich dem Stiff des Bericht-erstatters verlockende Aufgaben. Sehr originell erschien zum Beispiel eine Toilette aus matt-blauem Pongé, wozu dunkelblaues Sammetband Faltschöfchen, Kermel und Epaulettes garnirt, seine raffinierteste Verwendung aber fand als Kreuzspangen, die sich, durch bligende Strahlfäden geschlossen, über den weichen Batist-Einsay des Vordertheiles legten. Auch den Hals trugen bildete Sammetband; das Niedertheil schloß eine Doppelreihe durch Schnur verbundener Passen-menterie-Auspschen. Dem Chic des Kleides entsprach das Ruffen- hütchen, um dessen Kopf sich glattes blaues Sammetband legte; rechts ein Strauß voller Rohnblüthen und Rei-herbusch. — Vor allem in-teressant ist an der Vor-

lage, — der Rückansicht zu Fig. 2 des farbigen Bildes, Pl. 1190 in heutiger Nummer, — das Material, jener moderne, bereits vielfach erwähnte *écru* Chamane, ein kräftiger Leinenstoff, durch dessen siebartig lockes Gewebe hier lichtgrünes, seidenes Futter reizvoll schimmert. Ueber den mäßig weiten, glatten Rock tritt die kurze Taille, ihr weiche auf der glatten seidenen Grundform zartester *écru* Seiden-Krepp blusenartig arrangirt ist. Ein Dre- tellen-Fichu aus gleichem Stoff mit brei-tem Anlay aus schwarzer Seiden-Gaze und reich mit butterfarbener Spitzen-Applikation, Fältlern und Perlen besetzt, legt sich über Rücken und Vordertheile, in kurzen Schöfchen-Enden ausfallend. Gürtel-Arrangement aus *écru*-farbenem Atlasband. Den Stehtragen deckt faltiger Seidentrepp, hinten unter reichem Spitzengefüßel mit Hahnenkamm schließend. Vorn ist dem Tragen ein Spitzen-Jabot angelegt. In Uebereinstimmung mit dem Rock erscheint der Kermel mit gezogenem Chamane besetzt, der sich auf der Achsel zu einem kurzen Puff gestaltet. **W.**

Wien. — Liberty-Krepp nennt sich ein hübscher, halbseidener Wäschstoff mit lebhaftem Atlasglanze, der auch das neuerdings hochbeliebte schwarz-weiße Streifenmuster zeigt. Zur Ausstattang war an unserem sehr charakteristischen Mobell schwarzer Sammet für Directoire-Revers und querlaufende Bänder gewählt, welche über der Brust durch Brillant-Simill-Schnallen geleitet werden, und denen Solants aus weißer Spitze angelegt sind. Die Band- und Spitzen-Garnitur wiederholt sich auf der Rückseite. Der breitrandige Hut aus Batistgefecht zeigt neben einer Aigrette und dichter Käse an schwarzen, schmal weißgeränderten Spielhahn- Federn an der linken Seite reichen Schmuck hochrother Rohnblüthen. — Die eclatantesten Farbenercheinungen dieses Sommers waren

wohl die neuen rothen Nuancen, die unter dem Sammetnamen: „Co-rail“ eine ganze Stufenleiter durchlaufen, und deren Charakteristik durch-ans das Grelle und seit vielen Jahrzehnten Ungewohnte ist. Am auffallendsten erschien eine corallenrosa, schwarz und weiß übergroß carrirte Seiden-Robe mit weißen spitzenbesetzten Epaulettes aus Batist nebst Schärpe aus Chiné-Band, deren lange Schlaufen von einer losbaren Schnalle gehalten wurde. Eine dunkel corail-rote Glacé-Lasst-Toilette mit hoch angelegtem Solant und ausgezackten Käse aus gleichem Stoff besetzt, gefiel durch eigenartiges Arrangement. **R. Dr.**

Paris. — Durch das Verschwinden der weiten, über den ganzen Anzug domi-nirenden Kermel treten andere Theile der Toilette wieder mehr in den Vordergrund, und augenblicklich ist es der Taillenschluß, dem die Mode besondere Sorgfalt zu-wendet. Schöfchen und Gürtel in den mannigfaltigen Variationen sind dazu anzu-sehen, die Gestalt aufs vorthell-hafteste zur Geltung zu bringen und dem Ganzen letzten Chic zu verleihen. So erscheint neben bekannten Nieder-Arten ein breiter, dunkler Sammetgürtel, der, fast bis zur Hälfte der Taille aufsteigend, seitlich mit vollen Schleifen oder Rosetten schließt. Eine Spitzen- Ueberlage und Passepoil aus weißer Seide oder ein Faltentheil aus Chiffon-Krepp am oberen Gürtelrande machen das Arrangement noch wirksamer (siehe das farbige Bild, Pl. 1184, Heft 13, große Aus-gabe). Eine Neuheit vom Tage des Grand Prix in Paris sind Nieder-gürtel mit breiten, bis zum Rocksaum reichenden, garnirten Schärpen-Enden; — eine unserer kleinen Skizzen zeigt solche aus gelblich weißer Seide mit Einfassung und Quer-Garnitur von schmalen, ausge schlagenen Solants, die das jugendlich Anmuthige dieser Tracht noch erhöhen. Sehr interessante Einzelheiten weist eine Schärpe aus grüner Seide auf: volle Schlaufen, unten abgerundete Form der Enden und die so sehr beliebte, allerorten auftauchende Umrandung von schmalen, schwarzem Sammet-band. Den Knoten des seitlichen Arrange-ments umschließt gern eine schöne Schnalle oder Agraffe, oft von erstaunlicher Größe in eigenartiger Ausführung, aber trotz aller Anstrengungen der moderner Industrie blei-

ben ererbte oder vom Antiquar er-schundene Arbeiten des alten Kunst-handwerks hier immer das Be-gehrendwerteste. Für die Gesell-schafts-Toilette bevorzugt man einen vollen Blüthenkuss als seitlichen Gürtelschluß an Stelle der bisher begünstigten Schleifen. — Zu den Gebieten, auf denen es der Mode seit Jahren nicht mehr gelingt, einen allgemeinen Einfluß auszuüben, gehört die Haarkracht. Der höher oder tiefer sitzende englische Knoten mit leicht gewelltem Vorderhaar darf als die Grundform gelten, der sich, je nach Geschmack und Kleidbarkeit, verschieden ausgestaltet und so der Trägerin den großen Reiz des Individuellen verleiht. Daneben fehlt es aber auch nicht an wechselnden, eigentlichen Mode-Prisuren für be-sonders eitle, capriciöse Coaschtöchter. Die Trachten erschienen eine Welle mit Vorliebe als „Madame sans gêne“ mit vorn und seitlich hoch und breit gebauchtem, stark getrautem Haar, dann wieder mit dem tiefen Madonnen-Scheitel, dessen große, glatte Wellen das Ohr ganz ver-hüllen, der sogenannten „Volicelli-Prisur“. Das Neueste ist nun ein auf die Höhe des Kopfes geschobener Haarknoten, der sich hier schleifen-artig über einem breiten Kamm arrangirt. — Je allmählicher der Wechsel in den Grundformen der Mode sich vollzieht, ein desto längeres Leben ist ihren Einzelheiten beschieden. Die charakteristischen schwarzen Niedergürtel sind hier bereits überholt durch farbige Schärpengürtel, — an der Vorlage rothes Sammetband zu einem hochkommerziellen Gewand aus stark geripptem weißen

Piqué mit Einsätzen aus kräftiger russischer Gulpure-Spize. Der enge Kermel mit den zwei kurzen Solant-Puffen ist nichts Neues mehr; bemerkt sei nur, daß die Einsätze überall durchbrochen eingefügt erscheinen. Das Ca-pote-Hütchen, ein voller Kranz weißer und rother Nelken, überragt seitwärts ein Reiter-hut und bequeme Kopfbe-deckung. Den Kopf um-giebt meist nur ein seitlich durch Strah-schnalle zusammenge-faßtes Atlas- oder Sammetband, oder nach beiden Seiten ab-schende Schleifen aus gleichem Bunde nebst

— Immer noch liebt die Jugend den Canotier als kleidame und bequeme Kopfbe-deckung. Den Kopf um-giebt meist nur ein seitlich durch Strah-schnalle zusammenge-faßtes Atlas- oder Sammetband, oder nach beiden Seiten ab-schende Schleifen aus gleichem Bunde nebst

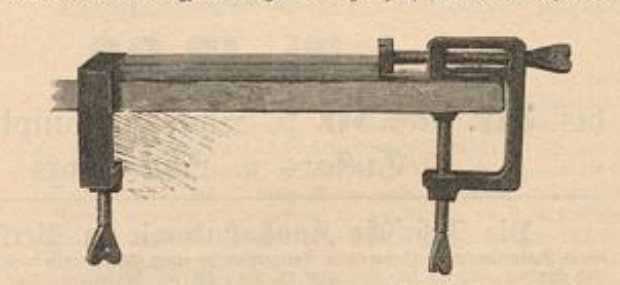
Flumen und Spitzenfüßeln bilden den vorderen Auszug. Als neueste Hut-Garnitur gilt rings um den weiten Kopf in puffenartigen Schlaufen arrangirtes einfarbiges Atlas- oder Changané-Band, dem etwa 1 cm vom Rand entfernt schmales abschendes Sammetband glatt oder in Jaden, Vogen u. s. w. aufgelegt ist. Der Hutrand erscheint sehr kleidam häufig mit Sammet unterfüttert oder eingefast. **B. de W.**

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrierten Frauen-Zeitung Nr. 83. Geschlechts-Stickerien. — Wie fast alle Meisterwerke der Stickerkunst in früheren Jahrhunderten zum Schmuck der Kirche bestimmt waren, so entflammen auch die in unserem heutigen Extra-Blatt gebrachten Vor-lagen für Geschlechts-Stickerien einem Altar-Behang der Stiftskirche des Klosters Lüne bei Lüneburg. Dank der stetigen Sorgfalt der ehr-würdigen Stiftsdamen ist dieses Stück bis auf den heutigen Tag in gutem Zustand erhalten geblieben; die edeln Musterungen in ihrer gebiegene Ausführung veranlassen uns, die einzelnen Motive nachzuarbeiten und sie dadurch unseren Leserinnen zugänglich zu machen. Größerer Maßstab in der Vorgezeichnung, verbunden mit einer etwas freien Be-handlung der Stiche, verändern zum Theil die alten Musterungen, die, als zu fein und mühsam in der Ausführung, erst der Geschmacks-richtung der Gegenwart angepaßt werden mußten. **A. W.**

Einspann-Vorrichtung. — Beim Schneiden ist es oft erforderlich, damit man beide Hände zur Arbeit frei hat, den Gegenstand, der verziert werden soll, auf dem Tisch zu befestigen. Mit einer gewöhnlichen Schraubzwinge läßt sich dies nicht immer bewerkstelligen, weil bei allzu festem Schrauben eine feine Platte leicht reißen kann. Da hat nun ein uns bereits bekannter Fachmann, Jean Dahmann in Köln, Martins-abteigasse 7, eine Einspann-Vorrichtung erfunden (Preis 3 Mk.), die wohl geeignet sein dürfte, Abhilfe zu schaffen; es ist dies eine einfache und eine eigens konstruirte, doppelte Zwinge, in deren oberem Theil eine Schraube läuft, die am Ende nicht mit der üblichen runden Scheibe abschließt, sondern mit einer vierseitigen, in der Mitte vertieften Platte. Zum Befestigen des Holzgegenstandes verfährt man, wie folgt: Die Doppelzwinge wird rechts an der Tischplatte festgeschraubt, dann der Gegenstand hingelegt und, möglichst dicht herantretend, die zweite ein-fache Zwinge am Tisch befestigt, worauf die in der Doppelzwinge liegende Schraube nach vorn gedreht wird, bis sie den Holzgegenstand unverrückbar festklammert. Ist es ein Ding, das man drehen muß, z. B. ein Serbieten-Ring, ein Krug oder dergleichen, so wird die Schraube



Einspann-Vorrichtung.

hin und wieder gelodert, die Arbeit vorsichtig gedreht und danach die Schraube von neuem angezogen. **E. J.**

Bezugsquellen: Fächer: Oscar Wolke, Gbriß, Jacobstr. 8. — Toilette mit Revers: Au prix fixe, Wien I., Graben 18. — Carrirte Robe: Maison Girsh, Wien I., Graben 18. — Hüte: Gabig, Wien, Rärnthnerstr. 51.



Taille mit Bretellen-Fichu aus Spitzen. Rückansicht zu dem farbigen Bilde, Pl. 1190.



Toilette mit Directoire-Revers.



Carrirte Seiden-Robe mit Bandschärpe.



Gürtel mit Schärpe.



Nieder und Schärpe mit Solant-Beleg.

Piqué-Kleid mit Entreezug und Schärpe.

Schweizer Seide ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfge. bis 15 Mark per Meter. Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.** — Direkter Verkauf an Private. — **Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)** Seidenstoff-Export. **Porto- und zollfreier Versand von Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.**

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 16.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin und Wien, 15. August 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Tochter der Herodias.

Novelle von Lisa Baltica in Königsberg.
(Schluß.)

Vor, vor!" schrie draußen das Publicum. „Herodias vor! Vor!“
„Noch einmal den Vorhang auf!" befahl Keller.

„Ich kann nicht mehr!“

„Himmelische Herodias, nur noch ein einziges Mal! Denken Sie doch, welch ein Triumph! — Hören Sie doch!“

„Vor, vor! Herodias! Herodias!“

„Stellung!“

Mechanisch leistete ich dem Befehl Folge; aber meine Fußgelenke schmerzten heftig. Wenn man nicht gewöhnt ist, wie eine Prima Ballerina auf der großen Zehe durchs Leben zu gehen, darf man auch nicht seine Muskeln überschätzen. Ich fiel zusammen.

Da hob sich langsam der Vorhang. Mit übernatürlicher Willenskraft richtete ich mich empor. Ich hatte in der Eile nicht mehr dieselbe Haltung annehmen können, sondern stand, wie im schnellen Lauf begriffen, mit vorgebeugtem Oberkörper dem Publicum direct gegenüber. Die Arme waren abwehrend nach der schwarzen, gähnenden Höhle ausgestreckt; das Gesicht erschien sicher traurig und müde genug. Dabei zitterte der ganze Körper, wie im Fieber; die kleinen Glöckchen in den Gehängen tönten, und das Gold muß wie eine vom Wind gekräuselte Wasserfläche geflimmert und gebebt haben, als die unruhigen Lichter darüberhinglitten. Wird denn der Vorhang ewig offen bleiben? Aus der Fremden-Voge rechts klang ein vorlautes, schnarrendes: „Bra-a-vo! Braaavo!“

War mein blonder Verehrer von den Jägern so taktlos? Du Thor! Mit Dir bin ich fertig, keinen Gedanken verschwende ich mehr an Dich! — Das Publicum aber folgte dem schlechten Beispiel, und ungedämmt stuthete der Applaus herein. Mir war es, als schlugen mich diese tausend Hände. Ich fühlte mich furchtbar gedemüthigt und schwerkrank. Hätte nicht Keller das Zeichen gegeben, er hätte erlebt, daß die Hauptperson seines Bildes auf offener Scene als Dank für den endlosen Beifall die Hände vor das Gesicht schlug, um sich vor den Blicken des Feindes zu verstecken.

„Die kleine Herodias scheint die Bedeutung des Wortes ‚Lebendes Bild‘ falsch aufzufassen. Das war denn doch zu viel Bewegung, das war ja der reine Zitteraal!“ höhnte Feist.

„Unsinn!“ rief Keller strahlend, „gerade damit hat sie doppelten Effect gemacht. Sie haben soeben einen Triumph erlebt, einen großen Triumph! Das war eine gute Idee von Ihnen, haha!“

Ich ließ verlegt die Hände von den Augen herabsinken; glaubte er, was er sprach? Dann lief ich, wie gejagt, nach unserm Stübchen; ich hatte nur einen Wunsch: Fort von hier und nie mehr an einen solchen Ort!

Ich stürmte hinein und blieb bei dem Anblick, der sich mir bot, an der Thür gefesselt stehen. Gustel kniete vor dem glühenden Dien und hielt frostzitternd ihre weißen Hände der ausströmenden Wärme entgegengestreckt. Ihr Gesicht erschien schneebleich, eckig und fahl, mit tief eingefallenen, von dunklen Rändern umgebenen Augen. Wie war es möglich, daß einige Minuten tiefsten Seelenschmerzes einen

Menschen äußerlich so verändern konnten! Ihre müde, erloschene Stimme sagte wieder und wieder: „Mich friert! Es ist hier so kalt!“
Ja, sie hatten Dir Deine Lebenswärme geraubt,

und nun froh Dein armes Herz, als es den andern Pulsschlag nicht mehr im Takt mit dem eigenen hörte, als es sich plötzlich einsam und verlassen fand!
„Gustel!“ rief ich leidenschaftlich und riß die un-



Wandgemälde zu einem Speisesaal.
Nach dem Bilde Paul Meyerheim's, in Berlin.
Siehe Seite 128.

echten Ketten und Spangen rücksichtslos ab, „komm fort, laß uns diesen schrecklichen Ort fliehen! Es ist hier nicht nur kalt; es weht auch eine ungesunde Luft, und sie trägt die Ansteckung mit sich! Komm Gustel,“ redete ich ihr innig zu, „komm nach Hause! Da ist es warm, da findest Du so viel Liebe und Treue.“

Ein kurzes Klopfen an der Thür.

„Herein!“

Ervens stand auf der Schwelle und sagte mit strahlendem Blick: „Gnädiges Fräulein, ich komme, Sie zu unförmigem Bild abzuholen; darf ich Sie führen?“

Gustel hatte sich kerngerade emporgewandt; sie sah ihn mit weitgeöffneten Augen wie einen Fremden an und entgegnete dann eifrig: „Ich danke Ihnen! Ich finde meinen Weg auch allein und brauche Ihre Hand nicht!“

Ervens blickte verstört zu ihr hin; er hörte wohl den veränderten Stimmenklang und fühlte den Doppelsinn der Worte, aber er glaubte entschieden, nicht recht verstanden zu haben, und blieb zögernd stehen.

„Meine Freundin weiß Ihre weitere Führung zurück, Herr Ervens. Sie weiß wohl, daß die Coullissen-Gänge unangenehme Entdeckungen und Ueberraschungen bieten können; aber sie weiß auch, daß sie keine Hand gefunden hat, in die sie vertrauensvoll die ihrige legen kann, um sicher ihr unbekannte Pfade geführt zu werden.“

Als ich sprach, klärten sich wunderbarer Weise seine verdüsterten Züge auf; er machte sogar einen Schritt nach vorwärts und öffnete schon den Mund, als könne er mit einem Worte die ganze Angelegenheit aufklären. Leider folgte er diesem ersten Impuls nicht; er warf vielmehr den Kopf nach kurzem Zögern hochmütig zurück und sagte kalt: „Ganz wie die Damen befehlen!“

Er war fort, und ich sah, wie jeder der schweren, sich langsam entfernenden Schritte Gustels Herz traf. Sie hatte ihm stehend die Arme nachgestreckt und wie einen Schrei seinen Namen gerufen. Er war schon zu weit, um ihn zu hören. Ihr Schmerz war grenzenlos.

„Nun habe ich ihn wirklich, wirklich verloren! Bisher hegte ich trotz meiner guten Augen noch die Hoffnung, daß ich mich getäuscht hätte; aber er hatte kein Wort der Aufklärung, kein Wort der Entschuldigung! O, Lisel, ich hätte ihm ja verziehen, gern verziehen, wenn er mir nur angedeutet hätte, daß er seine Handlung bedauere. Und nun soll ich weiter leben mit dieser Leere im Herzen, mit dieser peinvollen Sehnsucht nach ihm, den ich mehr liebe, als ich es bisher selbst ahnte! Das tödtet mich!“

Ich konnte das Leid nicht länger mit ansehen. Meine Beobachtung von Ervens' Gesicht hatte überdies die schwache Hoffnung aufleuchten lassen, daß er sich rechtfertigen könnte und nur in mir unfaßlichem Stolz darauf verzichtet hätte. Wenn ich ihn nun bitten würde, mich als Vermittler zu gebrauchen! Wenn ich ihn überzeugen könnte, daß es seine Pflicht sei, nach der von uns beläusterten Scene Gustels Zweifel an seine Liebe und Treue durch eine offene Aussprache zu zerstreuen? Ich theilte ihr in fliegenden Worten meinen Plan mit.

„Ja, Lisel, geh, geh rasch! Man soll nicht ungehört verurtheilen, vielleicht — vielleicht?“

Mit diesem Hoffnungswort auf den Lippen verließ ich sie. Meine Mission kam mir vorläufig noch ziemlich unklar vor; eine seltsame Scheu ergriff mich beim Gedanken an das kommende Gespräch, und doch fühlte ich, daß ich Gustel zu liebe einen noch viel gewagteren Schritt gethan hätte. War es denn überhaupt unziemlich, für das Lebensglück einer Freundin zu kämpfen? Thorheit! Ich machte mir Vorwürfe, nächstens ebenso kleinlich und engherzig zu werden, wie das Urtheil der Welt, das sich auf den schwachen Stelzen „man sagt! man hört!“ fortbewegt.

Ervens stand an eine Coullisse gelehnt, als ich seiner ansichtig wurde, und starrte mit finsternem Blick auf das hohe Kreuz, das eben schräg zum Publicum vorsichtig aufgerichtet wurde. Ich war jedoch überzeugt, daß er von seiner Umgebung nichts sah, noch hörte.

„Herr Ervens,“ fing ich zaghaft an. Er schenkte auf und schaute mit so sichtbarem Erstaunen zu mir herab, daß mir das Ungewöhnliche meines Vorhabens erst recht fühlbar wurde.

„Herr Ervens,“ fuhr ich tapfer fort, „erschweren Sie mir, bitte, das, was ich Ihnen sagen will, nicht durch Ihren offenbaren Unwillen gegen alle Einmischungen meiner Person. Bedenken Sie, wie ich meine Freundin liebe, und daß ich sicher bin, sie ist an eine Stelle auf ihrem Lebensweg gekommen, wo er sich in zwei Pfaden theilt, die nach entgegengesetzten Richtungen verlaufen. Darum komme ich mit der großen Bitte, Sie möchten mir oder Gustel in ein paar Worten Aufklärung geben über das, was —“

„Halt! Ich habe Sie so lange sprechen lassen, um mir über Ihre Absicht klar zu werden. Jetzt weiß ich, worauf Sie es abgesehen haben, und da bitte ich Sie, kein Wort weiter zu verlieren! Die Erfüllung Ihres Wunsches ist unmöglich.“

„Aus welchen Gründen?“

„Aus Gründen, die jeder Ehrenmann respectirt.“

„Was hieß das?“

„Ihre Ehre verbietet Ihnen, Gustel um Verzeihung zu bitten?“

„Ich habe niemand um Verzeihung zu bitten!“

„Das war es also nicht! Ja, mein Gott, wenn er sich unschuldig fühlte, wer war dann der Schuldige? Ich hatte doch mit meinen eigenen Augen gesehen, wie er Susi in den Armen hielt und — nein, nein, das war ja falsch! Er hatte ja dagestanden, wie ein Pfahl, und sie hatte sich nur an ihn geschmiegt! — Wie ein Blick durchsah mich die Erkenntniß des wahren Sachverhaltes.“

„O, jetzt weiß ich, jetzt verstehe ich! Ich kenne Susi, und Sie waren wie ein Arzt, der gütig und milde einem Kranken von einer Thorheit abredet. Sie sind ja so ritterlich, so —“

„Wenn Sie das letztere einsehen, wundert es mich, daß Sie eine unritterliche Erklärung von mir verlangen.“

„Rein,“ sagte ich von einem Alp befreit. „Ich billige dieses Ehrengesetz von ganzem Herzen. Jetzt bin ich auch im Stande, Gustel aufzuklären.“

„Sie wollen über Fräulein Hammer aburtheilen?“

„Ich glaube, wir verstehen uns noch nicht, Herr Ervens. Sie sprachen soeben in einem beleidigenden Ton; aber ich will Sie beruhigen. Wenn es jemand giebt, der Susi verstehen und entschuldigen kann, dann bin ich es. Ich weiß, wie leidenschaftlich sie schon als Kind war. Sie hat sich halb ohnmächtig an Sie gelehnt; aber sicher nicht, weil sie berechnend Comödie spielte. Mehr brauche ich wohl nicht anzuführen, um die Furcht einer falschen Beurtheilung zu verschrecken. Erscheint Ihnen meine Auffassung richtig?“

„Ich erlaube mir überhaupt kein Urtheil darüber. Sie haben sich selbst eine denkbare Auslegung der Scene geschaffen; ich habe über diese ganze Angelegenheit nur zu schweigen.“

„Sie gehen, da Gustel und ich Zeugen des Austrittes waren, in Ihrer Zurückhaltung wohl etwas zu weit; aber darüber will ich mir auch kein Urtheil erlauben. Und nun kommen Sie mit!“ Ich machte, schon glücklich über die günstige Wendung, einen Schritt vorwärts, als mir ein kühles: „Wo hin?“ alle Zuversicht raubte, und der helle Schein sich von neuem verfinsterte.

„Zu meiner Freundin natürlich!“

„Was soll ich da? Sie hat vor Ihnen meine Hand zurückgewiesen. Sie will ja allein sein!“

„Nein, sie wird nicht allein sein wollen, wenn sie hört, wie alles zusammenhängt,“ sagte ich bittend.

„Wollen Sie mich etwa mit Gewalt mitschleppen?“

Mir schwand aller Muth. Was sollte ich hier, wo mir nur Spott für mein ehrliches, treues Wollen gespendet wurde? Da hörte ich wieder Gustels Stimme: „Ach, ich hätte ihm ja verziehen, gern verziehen!“

Und vorhin dachte sie noch, er wäre ihr untreu. Wie viel mehr würde sie zur Veröhnung beitragen wollen, wenn sie seiner Treue sicher war!

„Was wünschen Sie also, Herr Ervens?“ fragte ich tonlos.

„Ich wünsche, daß die Frau, die meine Gattin werden soll, ein unbefränktes Vertrauen in meine Person besitzt. Ist Ihnen nun alles klar?“

„Das hat meine Freundin auch stets bewiesen, trotz der Prüfung, die Sie ihr durch die lange Wartezeit auferlegt haben.“

„Nein, sie hat mir nur bewiesen, daß sie beim ersten möglichen Fall eines Zweifels dieses Vertrauen verloren hat.“

„Sie wünschen also mit andern Worten, daß — meine Junge lebte mir am Gaumen, und meine Stimme wurde fast unhörbar bei dem demüthigenden Vorschlag, — daß meine Freundin Sie um Verzeihung wegen Ihres Zweifels bittet?“

Eine mir endlos lang erscheinende Pause, dann erwiderte seine vor Erregung fremd klingende Stimme:

„Nein, denn Verzeihung für einen Vertrauensbruch geben, heißt, einer ewigen Fortsetzung desselben Fehlers Vorschub leisten. Leben Sie wohl!“

Diese grausame Antwort wirkte auf mich, wie ein Peitschenhieb; ich ging durch wie ein gequältes Pferd. Die Kniee zitterten mir vor Aufregung, und vor den Augen tanzten Feuerfunken, doch sagte ich deutlich und überlegt: „Sie müssen mir das Recht geben, einige Worte zu sprechen. Sie liebten meine Freundin und waren ihrer Gegenliebe sicher; Sie fingen an, Ihren Zukunftsbau zu machen, ein schwankendes Lustschloß, über dessen

Thür in Talmi-Goldschrift: Vertraue auf mich! stand. — Sie machen ein fragendes Gesicht? Warten Sie nur ab, des Räthfels Lösung ist sehr einfach. Wissen Sie, wie Sie an Gustel gehandelt haben? Sie haben in versteckten Anspielungen von Ihrer Liebe gesprochen; Sie haben undeutlich Gründe errathen lassen, die Ihnen dieses Stillchweigen auferlegten; Sie haben sich in den Mantel des Tugendstolzes gehüllt und darum den einfachen Weg zur Vereinigung mit der von Ihnen Geliebten zurückgewiesen; Sie haben sich zum Knecht des Urtheils der Welt gemacht; Sie haben vor allem, und das ist unverzeihlich, das Opfer von Gustels Ruhe und Jugend kaltblütig als selbstverständlich angenommen. Darum haben Sie sich des Vertrauens nicht würdig gezeigt! — Meine Freundin dagegen? Sie ist selig über das Geschenk Ihrer Liebe; Sie sieht bewundernd auf Ihre Abneigung, ein reiches Mädchen zu heirathen; sie legt stolz und vertrauensvoll ihr Schicksal in Ihre Hand; sie opfert Ihnen ihr Selbst. Darum hat sie den höchsten Beweis des Vertrauens gegeben. Sie ist nur ein junges, unerfahrenes Mädchen von achtzehn Jahren, und Sie sind ein gereifter Mann. Aber sie ist die aufopfernde Liebe, und Sie sind die egoistische Liebe! So, — weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen! Leben Sie wohl!“

Ich sah, wie durch einen dichten Nebelstreifen, Ervens unsicher schleppenden Schrittes einem Ruf von Keller folgten. Was hatte ich gethan? Wie durfte ich einem mir fast fremden Manne so unverhüllt die Wahrheit sagen? Wenn ich damit Gustels Unglück noch vergrößert hatte? Ich stand zaudernd vor unserer Thür. Was sollte ich sagen? Was thun? Ich hörte ein bitteres Schluchzen; endlich waren ihr die erlösenden Thränen gekommen. Bei meinem Eintritt streckte sie mir beschwörend die Hände entgegen. Ich ergriff diese und streichelte sie sanft, während ich nach den mildesten Worten suchte, ihr das traurige Ergebnis mitzutheilen. Sie war sofort von seiner Unschuld überzeugt; ich brauchte nur meine Auslegung anzudeuten. Sie wollte aber anfangs nicht begreifen, daß er ihren Zweifel an seiner Treue nicht verzeihen wollte und meinen demüthigen Vorschlag einer Abbitte ihrerseits vollständig zurückgewiesen hatte. Sie sah mit brennenden Augen da und starrte vor sich hin, theilnahmlos für jeden Trost. Mir wurde unheimlich zu Muth.

Da kam Keller in fieberhafter Aufregung angelaufen, um seine Märtyrerin zu holen. Ich ging mit auf die Bühne und besah mir voll Grauen das düstere Kreuz, an das meine arme Gustel im bittersten Martyrium ihrer Seele befestigt werden sollte. Wo war mein lustiger Spott über ihr weltliches Aeußeres geblieben? Wo ihr jubelndes Gelächter über die Zumuthung, ein ernstes Gesicht aufzusetzen? Sie war fast unfähig, sich beim Anblick von Ervens, der vor dem Kreuz auf den Knien lag, und kaum weniger elend, als sie selbst, aufrecht zu erhalten. Keller aber konnte seine Freude über ihr Aeußeres nicht verbergen; hier hatte ihn der Zufall doch großartig begünstigt! Dieses Gesicht mit dem Ausdruck am Kreuze gab ja die vollendete Wirklichkeit wieder und sicherte seinem gewagten Wille, bei dem der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen so sehr zu befürchten war, einen vollen Erfolg.

„Meine Freundin fühlt sich durchaus nicht wohl, wie Sie ja selbst sehen können, Herr Keller. Sie will Ihnen aber nicht Unannehmlichkeiten bereiten, trotzdem sie Ihnen durch ihre Bereitwilligkeit in ihrem jetzigen Zustand ein Opfer bringt. Ich muß Sie aber dringend erfragen, mit der Krankheit meiner Freundin zu rechnen. Lassen Sie den Vorhang so rasch wie möglich fallen; ein gesunder Mensch würde bei der schwierigen Stellung leiden, wie viel mehr ein Kranker. Aber es ist wohl unnöthig, Ihnen darüber Vorschriften zu machen, Sie müssen ja selber einsehen, daß die größte Rücksicht hier Pflicht ist. Also, bitte, schnell!“

An die beiden Enden des Querbalkens wurden hohe Leitern angelegt, und zwei Arbeiter kletterten hinauf. Gustel mußte auf die schmale, bewegliche Stütze steigen, auf der ihre Füße ruhen sollten, und ihre Arme in die Höhe recken. Die Arbeiter bogen sich herab, ergriffen ihre Hände und hielten dadurch vorsichtig ihre Gestalt im Gleichgewicht, während Keller nebst zwei andern das kleine Brett mit Gustel langsam in die Höhe schoben. Als ihr Haupt etwas den Kreuzungspunkt der beiden Balken überragte, schraubte Keller die Stütze fest. Nun breitete Gustel die Arme aus, und die beiden Männer auf den Leitern banden ihre Handgelenke mit dicken Stricken an den Balken. Keller widelte ihr schleppendes Gewand eng um die Füße, sodaß die ganze Gestalt ein überschlankes Aussehen gewann und die Stütze verdeckt war. Dann knietete er noch einen dicken Strick um die Fußgelenke. Ich stand mit gefalteten Händen und sorgenschwerem Herzen dabei und sah ängstlich hinauf in Gustels theilnahmloses Gesicht.

Mir war, als hänge man sie wirklich ans Kreuz, und als müßte ich die Fenster um Gnade, um Rettung anfehen. Meine Nerven waren durch die verschiedenartigen Aufregungen des Abends schon so überreizt, daß es mir wieder schwer wurde, Schein von Wirklichkeit zu unterscheiden.

„Ich hoffe, gnädiges Fräulein, Sie sind nun über das Schicksal Ihrer Freundin beruhigt,“ begütigte Keller. „Der Vorhang wird sofort aufgezogen, und ich würde Ihnen dringend raten, dieses Bild aus der Reservirten, kleinen Loge an der linken Seite zu betrachten. Sie bekommen von dort eine ungleich gelungenere Vorstellung.“

Ich besah mir nochmals forschend Gustels Stellung. Als ich mich überzeugt hatte, daß ihr nichts geschehen konnte, folgte ich eilig seinem Rath. Die Loge war von den Coulißen aus durch einen schmalen Gang zu erreichen, und ich konnte, im Falle meine Hülfe nöthig wurde, sofort auf die Bühne zurückeilen. Ich hatte mich kaum auf meinen Platz hinter der schüßenden Gardine niedergelassen und den Eindruck einer auffallenden Unruhe im Publicum bemerkt, daß, durch die letzten Bilder schon sehr aufgeregt, nun in diesem Einzelbild vor der allgemeinen Schluß-Szene den Glanzpunkt des Abends vermuthete, als das Gas erlosch und der Vorhang langsam aufging.

Wie soll ich den überwältigenden Eindruck schildern? Meine Sprache ist zu arm, meine Feder zu ungewandt, um ein Bild zu entwerfen, das sich annähernd mit dem wirklichen deckt.

Stelle Dir vor, daß Du auf einer kahlen, öden Bergesspitze stehst, von der Du in ein unfruchtbares, von den sengenden Strahlen einer glühenden, südländischen Sonne ausgedörrtes, todt's Thal schaust. Die Erde ist durch die furchtbare Hitze in Risse zerprungen, und in dem blendend grellen Licht scheint die Luft zu kochen. In diesem Gluthofen breitet auf des Hügel's Spitze dicht vor Dir ein Kreuz seine Arme aus, und eine lichte Frauengestalt hängt daran, mit zurückgeunkenem Haupt, halbgebrochenem Auge, das schöne Gesicht schmerzverzogen und eingefallen, der Mund leicht geöffnet, als wolle er rufen: „Erquickung! Kühle! Wasser!“

Und das ganze Land ringsum schreit diesen stummen Schrei mit ihr, und Du siehst keine Hülfe, keine Erlösung nahe. Vielleicht bemerkst Du dann unten zu ihren Füßen in qualvoller Reue, in erschreckender Hülflosigkeit zusammengebrochen, die Gestalt eines Mannes, aber Du schenkst ihm sicher nur einen kurzen Blick, Dein Auge fliegt wieder zurück zu der Märtyrerin, um bei ihrem Anblick, ins Innerste des Herzens getroffen, zusammenzubeben.

Der Vorhang rollte herab. Ein bezeichnendes, athembeklemmendes Schweigen ruhte auf dem ganzen Haus. Keine Hand rührte sich, aber aller Augen weilten, wie gebannt, auf dem Vorhang. Mir war es im letzten Augenblick erschienen, als ob die Stütze unter Gustel herabgesunken war, sodaß höchstens noch ihre Fußspitzen einigen Halt fanden. Das wäre ja schrecklich! Ehe ich aber weiter darüber nachdenken konnte, öffnete sich die Scene von neuem.

Wie mit einem Schlage war das Bild verändert. Fort waren Sonne, Gluth und Licht! Ein bläulich schimmernder Mond, dunkle Schatten über das weite Thal, und nur die weiße Gestalt am Kreuz hob sich grellbeleuchtet von dem düstern Hintergrund ab. Sie hing noch unverändert mit zurückgefallenem Haupte da, doch der Gedanke, der kühle Abendwind küßte ihre leidvollen Züge, tröstete mich. Nein, es war unerträglich, daß Stunde auf Stunde verfloßen war und ihre Pein noch kein Ende gefunden hatte! Welch' trostlose Vorstellung! Ich fieberte, so hielt mich meine Einbildungskraft in ihrem Bann gefangen.

Als der Vorhang das Bild verdeckte, ging ein Rauschen der Unruhe durch den Zuschauerraum. Aber warum kam nicht der dritte Aufzug? War vielleicht etwas geschehen? Hatte Gustel nicht länger stehen können? Warum zögerte Keller? Ich hatte mich schon halb aufgerichtet, um selbst nachzusehen, als sich der Vorhang rührte. Ich konnte bei dem Anblick, der sich mir bot, einen Schreckensschrei nicht unterdrücken.

Eine fahle, graue, trostlose Morgendämmerung starrte mir entgegen, und — die Märtyrerin hatte ausgelitten! Ihr Kopf war schwer und haltlos nach vorn herübergefallen, so daß die offenen Haare halb das Gesicht verhüllten und man nur ein scharfes, spitzes Profil sah. Die Augen waren geschlossen, und der Körper hatte seine Widerstandsfähigkeit verloren; er hing schwer nach vorn über. Der Römer aber hatte sich halb emporgerichtet, als wolle er die todt's Gestalt die sich ihm entgegenmeigte, in seinen geöffneten Armen auffangen. Alle diese Einzelheiten hatten, meine durch alles Vorangegangene seltam geschärften Blicke erfaßt;

während die ergriffenen Zuschauer, natürlich auch nicht die Eltern der am Kreuz hängenden Gestalt, nicht ahnten, daß diese in Wahrheit physisch und moralisch bis zur Erschöpfung gemarteter worden war. Dann war ich aber auch schon hinter der Scene und schrie mit entstellter Stimme dem Maschinenmeister beim Vorbeilaufen zu: „Vorhang herunter! Sofort!“

Er muß mein Gebot augenblicklich befolgt haben, denn als ich auf der Bühne anlangte, schlug die Leinwand gerade auf den Boden auf. Ich stand am Fuße des Kreuzes und rief verzweifelt: „Gustel! Gustel!“ Sie regte sich nicht.

„Die Leitern her! Rasch! — So! Vorsichtig! — Fassen Sie die Hände! Achtung!“

Zwischendurch stand Keller wie ein Rasender: „Noch einen Aufzug, einen einzigen Aufzug! Das Bild hat die denkbar größte Sensation gemacht! Noch ein einziges Mal!“

Ich hörte ihn kaum; ich lebte nur im Gedanken an Gustel und ihre Befreiung aus der furchterlichen Lage.

„Schrauben Sie die Stütze jetzt los! Aufgepaßt! — Die Stricke herunter! — Halt! — Herr Ervens, fangen Sie die Gestalt auf! Langsam, — langsam!“

Die haltlose Figur sank herunter in Ervens' ausgestreckte Arme; er legte sie mit der Bärtlichkeit einer Mutter nieder, und ohne unserer aufgeregten, schwappenden Umgebung auch nur einen Blick zu schenken, brachten wir sie in unser Zimmerchen. Als wir sie vorsichtig auf das Fell gelegt hatten, eilte Ervens fort. Er kam bald mit Wasser, Wein und Kissens zurück. Der junge Arzt begleitete ihn und tröstete mich. Es handle sich sicher nur um eine Ohnmacht, die bei der überaus anstrengenden Stellung am Kreuze eine ganz erklärliche Folge sei.

„Reiben Sie ihr die Schläfe mit Wasser ein. So ist es recht! Sie wird bald wieder zu sich kommen!“

Ervens zerriß sein Taschentuch und machte zwei Compressen, die er auf angeschwollene Stellen an den Handgelenken legte. Da wurde die Thür aufgerissen und Keller stürzte herein: „Kommen Sie sofort alle zur Schlussscene! Sie wissen doch, daß alle Betheiligten darin Plätze haben.“

Der junge Arzt war schon hinausgegangen; ich und Ervens aber beschäftigten uns, ohne viel Worte zu verlieren, mit Gustel, der wir ein bequemes Lager aus den orientalischen Kissens aufgebaut hatten.

„Hören Sie nicht?“

Da wies ich mit dem Finger nach der Thür.

Er folgte meinem Befehl, nach einem Blick in mein Gesicht, wo wohl deutlich genug der Zorn und die Verachtung über seine egoistische Handlungsweise zu lesen stand. Die Thür flog in's Schloß. Ich kniete wieder an Gustels Seite nieder und nahm ihr todt'blaßes Gesicht in meine Hände; bitter lächelnd zeigte ich Ervens die Verwüstung, welche die letzte halbe Stunde in ihren Zügen angerichtet hatte.

„Sind Sie nun gerächt?“

„Mein Gott, ich habe ja nicht gewußt, was ich that! Ich litt selbst so grausam. Aber ich danke Ihnen und werde Ihnen nie genug danken können, daß Sie mir so schonungslos die Augen geöffnet haben. Hoffentlich ist es zur Besserung noch nicht zu spät, und ich will durch die Liebe meines ganzen Lebens gut zu machen suchen, was ich hier verbrochen habe in blinder Härte und Zucht.“

Dabei nahm er Gustels Hände und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küßen. Er beugte sich schließlich besorgt durch die lang anhaltende Ohnmacht über ihr zartes Gesichtchen und flüsterte mit zärtlicher, inniger Stimme: „Gustel! Meine Gustel!“

Ich sah erstaunt die Wirkung dieser Zauberworte. Gegen meine beschwörenden Bitten war sie taub geblieben; kaum aber hatte er ihren Namen voll Liebe und Sehnsucht gerufen, da erwachte die Seele in ihr, und sie öffnete mit einem Seufzer die fragenden Augen. Er gerieth vor Freude über seinen Erfolg ganz außer sich und drückte seinen Mund auf die widerstandlosen, blaffen Lippen. Dazwischen flüsterte er zahllose Liebesbetheuerungen und Rosenamen; ich hatte bisher nicht geahnt, daß unsere Sprache so viel warme und bezeichnende Ausdrücke für ein geliebtes Wesen enthielt.

Gott sei Dank! — Ich schlich mich hinaus. Da sah ich dann auf der dunkeln Treppenstufe zusammengekauert und drückte mein Gesicht in beide Hände.

Ende.



Nachdruck verboten.

Der gute Bruder.

Novellette in vier Briefen von A. von der Elbe in Hannover.

1. Hermann an Carl.

Hannover, 1890.

Herzensfreund!

U weißt, daß wir vor vierzehn Tagen meinen braven alten Vater begraben haben. Ich komme zu Dir, um mich über die Veränderung unserer Verhältnisse auszusprechen.

Wie treu wußte der Verbliebene zu sorgen, wie wird sich nun alles ändern! Seine bedeutende Pension fällt fort, und das kleine Vermögen wird getheilt. Ich muß nun mit den Zinsen eines Viertels auskommen.

Meine drei Schwestern haben ja im Hause wenig gekostet und waren doch gut aufgehoben. Jetzt wälzt sich auf meine Schultern alle Last und Sorge für die armen Dinger, die so weltfremd dem Leben gegenüberstehen. Vater hat sie mir in seinen letzten Stunden warm ans Herz gelegt, und die guten Kinder werden sich natürlich in allen ihren Nöthen zum Bruder flüchten.

Wenn sie doch heiratheten! Hör' mal Carl, alter Junge, Du bist ja selbst schon in den Hafen der Ehe eingelaufen, lebst aber doch in einem Kreise von allerlei heirathsfähigen Leuten. Vielleicht begegnet Dir ein reifer Junggeheile oder Witwer, der sich nach Häuslichkeit sehnt, der ein pflegjames Wesen braucht und sein gutes Auskommen hat; da den! doch in aller Vorsicht und Discretion an meine Schwestern. Habe ich das Glück, sie zu verheirathen, so darf ich die Sorge für sie in andere starke Hände legen, die im Stande sind, sie durchs Leben zu tragen.

Liebe ist ja Unsinn, Blindheit, Laune. Viel richtiger, wenn von beiden Seiten die Vernunft spricht. Und vernünftig sind meine Schwestern. Im Alter sind sie unter mir; so, als wenn auf drei Treppenstufen je eine sitzt: sechsundzwanzig, fünf- undzwanzig und vierundzwanzig Jahre alt. Schön sind sie nicht; oder hat ein Bruder dafür überhaupt keinen Blick? Aber ich glaube nett, recht nett.

Elise, die Älteste, wird mit ihrem kleinen Kapital unseren elterlichen Haushath annehmen. Na, mir ist das Geld viel lieber als die Möbel, so bin ich ganz einverstanden. Sie will eine Art Kosthaus einrichten, was ja wohl leidlich schicklich ist und mich in meiner Carrière nicht stören wird, denn ich rechne fest darauf, nächstens Regierungs-Baumeister zu werden.

Käthe zeichnet etwas, recht bescheiden. Was sie damit anfangen will, ohne ich nicht; sie scheint indes große Hoffnungen im Kopfe zu haben. Vermuthlich wird sie erste Kostgängerin bei der Schwester. Ist Elise damit einverstanden, werde ich's auch sein; eine hohe Pension kann Käthchen nicht zahlen. Und ich habe rund heraus erklärt, daß ich nicht in der Lage bin, von meinen mageren Zinsen einen Silbergroßchen zu entnehmen. Die Mädchen dürfen ja im übrigen bei allen wichtigen Lebensfragen auf meinen Rath und Beistand zählen.

Sophie, die Jüngste, die immer den väterlichen Hausgarten besorgte, mag als Stütze aufs Land gehen, wo sie umsonst sein kann, sich mit Blumentöpfen schleppen darf und für die Kost hier und da zugreift.

Ich schreibe Dir dies alles so genau, weil ich wirklich hoffe, daß Dir vielleicht einmal etwas für die armen Geschöpfe, die bis jetzt nicht von des Vaters Seite gewichen sind, einfallen möchte, etwas, das ihnen ermöglicht, leidlich weiter zu existiren. Wahrhaftig, ich würde Dir sehr dankbar sein, lieber Carl, wenn Du mir von meiner Sorgenlast einiges abnehmen könntest.

In wenigen Tagen ist die Theilung beendet; dann kehre ich an meine Berufsgeschäfte zurück.

Grüße Deine liebe Frau und sei umarmt von Deinem getreuen Hermann.

2. Elise an Sophie.

Hannover, 1891.

Besten Dank, liebe Sophie, für Deine freundliche Erkundigung nach meinem Ergehen. Ich habe das Haus voll, rühre mich tüchtig und komme ganz gut vorwärts.

Doch von mir will ich heute nicht sprechen; ganz anderes liegt mir schwer auf der Seele. Denke Dir, unser armer Hermann hat sich auf seinem Bau den Fuß gebrochen und hat unter großen Schmerzen mit einem Wärter die Reise hierher zurückgelegt. Wir haben ihn in einem Krankenbette zu mir ins Haus geholt. Er telegraphirte und fragte, ob ich Platz für ihn habe. Immer, natürlich, und wenn ich im Kohlenkeller schlafen müßte! In Berlin in ein Hospital zu gehen, war doch zu theuer und auch zu öde für den guten Bruder.

Ich hatte zum Glück das Salon-Zimmer frei, und da liegt nun seit vorgestern unser armer Liebling. Ich bin natürlich glücklich, daß ich etwas für ihn thun kann. Und er sagt selbst, er gönne mir die Freude.

Wie immer ist er voll von Plänen und voller Sorge für uns. Heute Nachmittag, als ich mit den Hausgeschäften fertig war und an seinem Bette saß, fragte er mich, ob ich mich noch des Postrats Schulze erinnere, er habe ihn in Berlin wieder getroffen. Natürlich erinnerte ich mich! Ferner Leiter von Papa, kleiner dicker Herr mit rothem Gesichte, etwas bläuliche Nase, nahm immer mehr Cognac, als Thee. Die arme zarte Frau wagte nicht Piep zu jagen, so heftig redete er.

Hermann erzählte, Schulze habe seine Frau verloren und bestünde sich mit drei Kindern in recht verlassener, übler Lage. Er müsse durchaus wieder heirathen. Sie wären übereingekommen, daß ich wohl für ihn passen möchte. Ich! Du kennst Dir mein Erstaunen denken, liebe Sophie!

„Ja, Elise,“ sagte Hermann, „hier bietet sich Dir nun endlich Gelegenheit, den eigentlichen Beruf des Weibes zu erfüllen, Gattin, Mutter, Hausfrau zu werden und die Anlehnung an den Mann zu finden, die das schwache Geschlecht so dringend braucht. Es würde mein Herz wesentlich erleichtern, wenn Du die freundlich ausgestreckte Hand ergreifen wolltest.“

„Mein guter, fürsorglicher Bruder,“ erwiderte ich ganz gerührt, „sei nicht böse auf mich, aber ich gehöre nun einmal zu den altmodischen Frauenzimmern, die meinen, etwas Liebe sei nicht übel zur Ehe, und ich gebe Dir mein Wort, daß ich nie etwas für den Postrat gefühlt habe.“

Hermann war verstimmt; er fragte, ob denn nicht eine von uns Schwestern verständiger sein werde, als ich? Ich sagte, ich wolle Euch gern fragen, glaube aber, daß Ihr auch ohne Herrn Schulze's Beistand ganz vergnügt seid.

Solltest Du, liebe Sophie, Deine Gärtnerei aufgeben wollen, so überlege Dir diese Zeilen.

Da Hermann für den Tag auf die Chaiselongue gehoben werden kann, laß ich ein Piano heraufsetzen, und dann sind mehrere von meinen Pensions-Gästen erbötig, abends hier zu musizieren und zu plaudern; Du darfst also ruhig sein, unser armer Patient ist gut aufgehoben.

Wie geht es Dir? Machst Du Fortschritte in Botanik und Gärtnerei? Vereinst Du nicht, daß Du einen Theil Deines Kapitals für diese Lehrzeit opferst? Mit vielen guten Wünschen Deine Elise.

3. Rätke an Elise und Sophie. München, 1893.

Meine lieben Schwestern!

Da ich weiß, beste Elise, daß Sophie jetzt für ein paar Wochen bei Dir in Hannover ist, wende ich mich mit meiner Freudenbotschaft an Euch beide.

Denkt Euch, unser theurer Bruder hat endlich sein Herz entdeckt! Er liebt, und wird natürlich wieder geliebt. Ihr wißt, daß er für eine provisorische Beschäftigung seit ein paar Wochen hier ist. Zuerst war er mißmüthig, dann fand er sie und begann aufzuleben.

Sie ist eine süße, kleine, blonde Else, leider ohne einen Pfennig Geld. Ihr Vater war Musicus in Nürnberg. Sie ist, als bei des Vaters Tode, der etwas flott gewesen sein mag, alles verkauft wurde, mit der Mutter hierhergezogen. Ihr bestes Mobilar-Vermögen besteht in einem alten Flügel, auf dem Else Klavierstunden giebt, die Stunde zu 50 Pfennig. Die Mutter, die das Frisiren erlernte, hat schon eine gute Kundschaft. Diese Beschäftigung der Frau ist nun für Hermanns seine Empfindung nicht angenehm und auch seiner Lebenslage nicht angemessen. Er hat die Mutter gebeten, zu ihm zu ziehen, und da sich für unseren Bruder Aussicht eröffnet, wieder Stellung in Berlin zu finden, werden sie alle bald dahin übersiedeln.

Die schwierige Frage ist nur, woher das Aussteuer-Capital nehmen? Hermann hat in den letzten drei Jahren nicht glänzend verdient und viel zugekost. Einen kleinen Rothpfennig wird er aber immer brauchen, und so bin ich sehr dagegen, daß er seinen Vermögensrest in die Einrichtung steckt.

Da ist mir nun ein hülfreicher Gedanke gekommen. Ich habe hier seit einem Jahre in meinem photographischen Atelier ein nettes Mädchen als Empfangsdame; sie hat kürzlich etwas geerbt und möchte gern ins Geschäft eintreten. Angenehm ist es ja freilich, für sich allein zu verdienen, doch glaube ich mich mit Anna gut zu vertragen, und wenn sie für ihren Compagnie-Anteil 5000 Mark einzahlt, so würde das zum ersten Anfang für Hermann genügen. Ich werde also auf Anna's Wünsche eingehen und denke, daß auch Ihr meine Handlungsweise billigt. Gott befohlen!

Eure alte Rätke.

4. Sophie an Elise. Berlin, 1896.

Beste Elise!

Wie ich eben mit bewegtem Herzen höre, sind bei Hermann ein paar Zwillingstöchter angekommen. Gewiß ein reicher Segen, aber es wird unserem guten Bruder schwer, mit einer so großen Familie anständig durchzukommen, da seine Einnahme, wenn auch endlich feststehend, doch nicht bedeutend ist. Mit wie vielen Unannehmlichkeiten hat er auch erst zu kämpfen gehabt!

Hermann fühlt sich ja glücklich mit seiner kleinen Frau, und das ist die Hauptsache. Die zarte Else thut ihr Möglichstes, und die Mutter greift wacker zu. Hermann erkennt das an, allein auch an seinem Glückshimmel giebt es allerlei Sorgen-gewölle. Als er eben bei mir vorsprach, äußerte er sich etwas verstimmt, daß es wieder Mädchen sind. „Ich habe nun drei kleine, überflüssige Töchter“, seufzte er. „Wohin einmal damit?“ Und er hat ja recht, unser guter Hermann. Männer kommen immer leichter durch die Welt als Frauen, wir alle wissen davon ein Lied zu singen; aber nicht wahr, wir wollen uns einmal unserer kleinen Nichten annehmen?

Ein anderer Umstand lag auch unserem armen Bruder schwer auf der Seele. Seine Schwiegermutter hat, recht vernünftiger Weise, bei Hermanns Verheirathung verlangt, daß er sich in eine Lebensversicherung einkaufe. Bis jetzt ist es ihm gelungen, den jährlichen Beitrag von 300 Mark aufzubringen, augenblicklich kann er die Summe aber durchaus nicht erschwingen, und wenn der Beitrag nicht bis zum Ersten künftigen Monats gezahlt wird, so verfällt alles bisher eingezahlte Geld.

Nun muß ich ja dankbar anerkennen, daß mein Blumen-geschäft, meine Binderei gut gehen. Jeder Geburtstag wird mit Blumen überschüttet, jedes Fest wird mit Girlanden, Decorations-Pflanzen und Sträußchen gefeiert, jeder Sarg unter Kränzen und Palmenwedeln begraben und jede Primadonna mit mächtigen Blumen-Arrangements gefeiert. Da ich mich einer guten Kundschaft erfreue und immer mehr lerne, was ich und wie ich's brauche, so hoffe ich, weiterhin genügend zu verdienen, und habe also dem armen sorgenschweren Bruder die Angst, wie er das Geld für die Police seiner Lebensversicherung beschaffen soll, abgenommen. Die 300 Mark jährlich werden schon bei mir übrig sein, und ich bin glücklich, Hermann helfen zu können.

Liebe Elise, bitte, schreib' unserem Bruder einen recht freundlichen Glückwunsch, der wird seinem Herzen wohlthun, und er kann alles, was ihn aufrichtet, brauchen. Dieselbe Bitte werde ich auch an unsere Rätke in München richten, sie kommt ja mit ihrem photographischen Atelier vorwärts, und wir alle sind, Gott sei Dank! in der Lage, dem schwer Ringenden hier und da ein wenig unter die Arme zu greifen. Mit herzlichster Liebe Deine treue Schwester

Sophie.

Nachdruck verboten.

Hans Christian Andersen.

Von Julie Halle in Steglitz.

Inundzwanzig Jahre sind es her, seit Hans Christian Andersen verschied, der dänische Dichter, der so innig auch zum deutschen Herzen geredet hat. Sein Andenken sollte im deutschen Volke treu bewahrt werden. Die Hofegger, aus den ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen und bestimmt, Schneider zu werden, ging Andersen, gleich diesem, als armer Knabe hinaus in die Welt und ist ein berühmter Mann geworden. Auf dem wald- und fortreichen, fagenumwobenen Hünen, in der Stadt Odins, Odensee, erblickte Andersen in dem einzigen Stübchen eines armen Schuhmachers das Licht der Welt. Er war ein glückliches Kind, denn Liebe und Eintracht herrschte in seiner Umgebung. Freundlich und sauber, wie bei den Eltern, war es auch im Stübchen der Großeltern, in einem Hospital. Der Großvater freilich, der als Landmann einst bessere Tage gesehen hatte, war schon ein stumpfer Greis, um so reger aber nahm die Großmutter noch an allem Antheil; sie wußte Geschichten und Sagen, und auch der Vater erzählte dem Knaben vielerlei, denn er hatte die besten Dichter Dänemarks, ja sogar



Harriet Beecher-Stowe. Siehe Seite 128.

geschichtliche Werke gelesen. Dazu regte die poetische Natur seiner Heimat-Insel den gewedten Knaben mächtig an; gern streifte er umher, glaubte in den Buchenwäldern mit Feen und Geistern zu verkehren, oder er sah sehnsüchtig hinaus auf das blaue Meer. Im Winter sah er beim Vater im Stübchen und nähte Puppen, denen seine Phantasie Leben verlieh. Die Nachbarn schüttelten die Köpfe über den kleinen Phantasten, die Eltern aber ließen ihn gewähren.

Der Vater war ein glühender Verehrer Napoleons I.; er wollte mit ihm in den Krieg ziehen und hoffte, auf diese Weise zu einer besseren Lebensstellung zu gelangen. Er mußte jedoch schon in Holstein wieder umkehren, da inzwischen Friede geschlossen war; todkrank kam er in der Heimat an und starb bald nachher. — Die Mutter verheirathete sich wieder; der Stiefvater bezeugte sich gütig gegen den Knaben, der inzwischen zu einem schlanken, vierzehnjährigen Burschen herangewachsen war, der halb im Traum seines Weges ging. Die Eltern hielten es für das Beste, wenn er den beschaulichen Beruf eines Schneiders ergriffe; er aber hatte ganz andere Gedanken. Er wollte Schauspieler werden! Es hielt sich gerade eine Truppe in Odensee auf; Christian hatte Freundschaft mit dem Zettelträger geschlossen, durch den es ihm gelang, bis hinter die Coulissen zu kommen, wo er der Aufführung zusehen konnte. Ja, er erreichte sogar, daß der Director ihm eine Empfehlung an Madame Schall, die damals gefeiertste Tänzerin in Kopenhagen, gab. So fuhr der Knabe ganz allein als blinder Passagier nach Kopenhagen. Mutter und Großmutter gaben ihm das Geleit. Letztere sah er nicht wieder. Auf dem Armenkirchhof in Odensee wurde sie begraben; er konnte sogar ihr Grab später nicht finden.

Sein Empfang bei Madame Schall war nicht geeignet, große Hoffnungen zu erwecken. Er sah auch zu lächerlich aus, als er ihr seinen Besuch machte. Seine ersten Stiefel, auf die er sehr stolz war, hatte er über die Hosen gezogen. Kaum eingetreten, zog er sie aus und ergriff ein bereit stehendes Tambourin, um etwas vorzutanzten. Frau Schall hielt ihn für verrückt und entledigte sich seiner so bald wie möglich. Besser erging es ihm bei den Dichtern Baggerse und Weise. Letzterer sorgte lange Zeit für ihn; dazu sang der Knabe im Chor im Theater mit, und als er später seine Singstimme verlor, ging er in die Tanzschule.

So fristete er ein kümmerliches Dasein und litt nicht selten Mangel an dem Nöthigsten; seine Kleidung war längst schadhast und zu klein geworden; oft nährte er sich nur von trockenem Brod. Schließlich hätten ihm wohl seine Freunde geholfen, wenn er sich ihnen entdeckt hätte; aber er schämte sich. Vielleicht sorgfährten sie ihm auch nicht weiter nach, weil sie, bei seinem Mangel an Bildung, eine wirkliche Hilfe für unmöglich hielten.

Da erwog er nun manchmal, ob es nicht besser sei, wieder in die Heimat zurückzukehren und doch noch Schneider zu werden. Aber er konnte sich nicht entschließen, sein geliebtes Theater zu verlassen; auch fürchtete er den Hohn der Nachbarn.

Wie sehr er noch Kind war, geht daraus hervor, daß er sich fest einbildete, was man am Neujahrsmorgen thäte, mühte man das ganze Jahr thun. Er wollte um jeden Preis aufs Theater. Es gelang ihm nun, am Neujahrstage, bei dem alten, halbblinden Portier vorbei, bis auf die Bühne des

Kopenhagener Theaters zu gelangen. Kein Mensch war in der Nähe des großen, einsamen Raumes. Er wollte reden, declamiren, war aber so ergriffen, daß er nur mit thränen-erstickter Stimme das Vaterunser hammeln konnte. Troß, seines Erfolges gewiß, schlich er sich wieder fort. Dennoch fühlte er sich später nie so verlassen, wie in diesem Jahre. Aber wenn es ihm recht schlecht ging, fand er immer wieder Leute, die ein Interesse an ihm nahmen. So bahnte sich eine Art Bekehr mit den höheren Ständen an; man lud ihn ein, ließ ihn declamiren, ihm selbst völlig unbewußt, daß man sich im Grunde doch nur lustig über ihn machte. Er hörte nur zuweilen sagen, es sei schade um ihn, daß er nicht studiren könne. So nahm er sich nun fest vor, zu studiren. Aber woher die Mittel nehmen? Das Wenige, was ihm hier und da noch von Freunden zugewendet wurde, oder was er durch sein Mitwirken im Chor verdiente, reichte ja kaum, um ihn vor Hunger zu schützen! Er schrieb ein Trauerspiel, denn er hatte Baggerse und Ingemann gelesen und stellte nun allerlei Erinnerungen zusammen. Natürlich ward das Stück verworfen, mit dem Bemerkten, daß Arbeiten, die einen solchen Mangel an Elementar-Bildung verriethen, nicht aufgenommen werden könnten. Troßdem schrieb er ein zweites Trauerspiel, in der sicheren Hoffnung, daß es ihm dieses Mal gelingen müsse. Es war eine lange Wartezeit, bis er Antwort erhielt, doch wurde sie ihm verkürzt durch das Lesen des Walter Scott, der ihm in die Hände gefallen war. Er war ganz berauscht von dieser Lectüre, und die Pfennige, die er so nothwendig für seine Nahrung gebraucht hätte, wanderten in die Leih-Bibliothek. Endlich erhielt er Antwort. Angenommen ward das Stück freilich nicht, doch der Theater-Director Collin erkannte, daß es von einem Menschen von ungewöhnlicher Begabung geschrieben sei. Bei ihm fand Andersen in Zukunft ein Vaterhaus; auch gewann Collin den König Friedrich VI. dafür, daß dieser eine Summe für seinen Schülbling aussetzte. Nun kam Andersen aufs Gymnasium in Schloßsee, wo er sich trotz seiner mangelnden Vorbildung durch die Klassen emporarbeitete. Mit dem Rector dieser Anstalt siedelte er nach Helsingör über, blieb aber auch dort nicht, weil der Rector ihn absolut nicht verstand, jedes Dichter-Talent ihm absprechend, das Dichten ihm streng verbot und ihn auch sonst hart behandelte. Auf Collin's Anordnung kehrte er dann nach Kopenhagen zurück und bereitete sich selbst auf das Univerfitäts-Studium vor. So wurde er Student und bestand zur Zufriedenheit bereits im September 1829 sein examen philologicum et philosophicum. Er selbst sagt von dieser Zeit: „Das Leben lag sonnenbestrahlt vor mir.“

Dieser Abschnitt in Andersen's Leben wird durch seine ersten im Druck erschienenen Werke bezeichnet, einer kleinen „Gedichtsammlung“ und des „Bilderbuch ohne Bilder“.

Er bewohnte damals eine kleine Dachkammer in Kopenhagen, in einer engen StraÙe und hatte keine andere Aussicht als die Dächer der Nachbarhäuser; aber in klaren Nächten schien sein alter Freund, der Mond, zu ihm herein und erzählte dem jungen Phantasten, was er auf seiner Wanderung sah. Auch Andersen zog es mächtig hinaus in die weite Welt, und so benutzte er sein erstes Honorar zu einer Reise. Zunächst ging's nach seiner Heimat Fünen. Er besuchte seine Mutter und lernte die Insel noch genauer kennen. Von da fuhr er nach Jütland. Er schildert später die braune, mit Flugand bedeckte, von stüchtigen Zigeunern durchstreifte Heide in seinem Roman „Sein oder Nichtsein“. Dann ging's nach Deutschland, wo er von Tied und Chamisso bereits als einer der Jährigen begrüßt wurde. Nicht dieselbe Anerkennung fand er nach seiner Rückkehr in der Heimat. Hier vergaß man ihm seine Abkunft schwer. Dennoch ward ihm nach langem Hin- und Herreden, ob er wirklich ein Dichter sei, ein Reise-Stipendium bewilligt. So machte er sich wieder auf den Weg über Cassel nach Paris, wo er von Heinrich Heine freundschaftlich empfangen wurde. Aus der Heimat aber sandte man ihm anonym ein gedrucktes, gegen ihn gerichtetes Schmähgedicht.

Im September 1833, an demselben Tage, an dem er vor vierzehn Jahren als armer Knabe nach Kopenhagen gekommen war, eilte er über den Simplon nach Italien. Der Lago Maggiore und Mailand machten auf ihn einen mächtigen Eindruck; in Rom lernte er seinen berühmten Landsmann Thor-waldsen kennen, mit dem ihn, bis an dessen Lebensende, innige Freundschaft verband. Der Roman „Der Improvisator“ entstand in jener Zeit. In diesem hat er auch seiner Mutter, deren Todesnachricht er gerade damals empfing, ein Denkmal errichtet. Ein weiterer Roman „D. J.“ erschien nach seiner Rückkehr nach Dänemark. In dem ersten schildert er italienisches, im zweiten dänisches Leben.

Dennoch hatte Andersen, trotz seiner bescheidenen Ansprüchen, noch immer mit Noth zu kämpfen. Da sein Vaterland so klein war, konnte der Kreis seiner Leser sich erst nach und nach durch Uebersetzungen ausdehnen. Erst 1837 ward ihm eine Erleichterung, indem der König ihm ein Jahresgehalt von 200 Bankthalern aussetzte. Dabei genoß er die Liebe und Gastfreundschaft der ersten Familien Dänemarks; besonders breitete seine Märchen, von denen stets zur Weihnachtszeit ein Heft erschien, seinen Ruhm weiter aus, auch in Deutschland. So erhielt z. B. eine deutsche Dame, ergriffen von Andersen's Roman „Nur ein Geiger“, einem ihr bekannten Musik-Director den Auftrag, ihr einen armen, für Musik begabten Knaben zuzuführen, damit sie für ihn sorge. Der Director brachte ihr zwei Knaben, und sie nahm beide auf. Andersen äußerte: „Ihr gutes Herz würde ihr auch ohne mein Buch geboten haben, so zu handeln, aber es freut mich, daß es den ersten Anstoß gegeben hat.“

Wieder nach Dänemark zurückgekehrt, brachte Andersen einige Tage bei dem Minister Graf Moltke zu, der ihm eine Einladung zum Könige nach Jöhr überbrachte, wo dieser sich im Bade befand. Gerade an demselben Tage, an dem er vor fünfundsanzig Jahren arm und hilflos nach Kopenhagen gekommen war, sah er an der königlichen Tafel. Der König und die Königin, auf die Bedeutung des Tages aufmerksam gemacht, gratulirten ihm herzlich. Er selbst schreibt darüber:

„Als ich an jenem 5. September an der königlichen Tafel saß, ging in meinen Gedanken mein ganzes Leben an mir vorüber; ich mühte alle meine Kraft zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. Es giebt Augenblicke der Dankbarkeit, in denen wir gleichsam einen Drang fühlen, Gott an unser Herz zu drücken. Wie tief fühlte ich mein Nichts, und daß alles, alles von ihm komme.“





A. Brendemoen

Rückkehr von den Prinzen-Inseln.
Nach dem Bilde von Th. von der West in Düsseldorf. — Siehe Seite 128.

Kurze Zeit darauf erhöhte der König Andersen's Jahres-Einnahme. Auch die Herzogin von Augustenburg lud ihn zu sich nach Gravenstein, und so war denn seine Stellung in Dänemark gesichert. Sein Wandertrieb aber erwachte stets aufs neue. Eine Reise nach Deutschland führte ihn zunächst nach Hamburg, wo er mit der liebenswürdigen patriarchalischen Familie Spelter bekannt wurde. Otto Spelter, der treffliche Zeichner der Hej-Spelter'schen Fabeln, überraschte ihn durch anmutige Bilder zu seinen Märchen.

In Berlin waren dann die Märchendichter Grimm, Andersen und Tied beieinander. So viele Freunde Andersen aber in Berlin besaß, war er am Weihnachtsabend doch mutterseelenallein. Er sah am geöffneten Fenster und sah zum gestirnten Himmel empor: „Das war,“ so sagt er, „der Weihnachtsbaum, der für mich angezündet war.“ „Vater im Himmel“ betete er, wie ein Kind, „was giebst Du mir?“ Als die Freunde von seiner einsamen Weihnachtsfeier hörten, suchte jeder ihn einen Abend bei sich zu haben, und überall sah er den brennenden Weihnachtsbaum. „Und am letzten Abend des Jahres,“ so erzählt er selbst, „stand für mich allein ein kleiner Baum mit Lichtern und schönen Sachen da, — das war bei Jenny Lind. Der ganze Kreis bestand aus ihr, ihrer Begleiterin und mir; wir drei Kinder des Nordens waren am Sylvester-Abend zusammen, und ich war das Kind, für welches der Weihnachtsbaum angezündet wurde.“

Auch vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ward Andersen freundlich empfangen; desgleichen von der nachmaligen Kaiserin Augusta und ihren munteren Kindern, die gern den verehrten Märchendichter sehen wollten.

Jetzt zweifelte wohl niemand mehr, daß Andersen ein wahrer Dichter sei. Was er in seinem Märchen vom „Nächtlichen, grauen Entlein“ sagt, können wir von ihm sagen: „Es schadet nichts, auf einem Entenbofe geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat.“ Doch mit so stolzen Worten endet der Dichter seine Selbstbiographie, die er uns in seinem herrlichen Buche „Das Märchen meines Lebens“ hinterlassen hat, und der wir folgten, nicht. Dort sagt er zum Schluß: „Meines Lebens Märchen liegt vor mir aufgerollt, reich und schön; ich könnte es nicht so dichten. Ich fühle, daß ich ein Glückskind bin; fast alle kommen mir offen und liebevoll entgegen, nur selten ist mein Vertrauen zu den Menschen getäuscht worden. Vom Fürsten bis zum ärmsten Bauer habe ich das edle Menschenherz schlagen gefühlt. Es ist eine Lust zu leben, an Gott und Menschen zu glauben. Offen und vertrauensvoll, als sähe ich unter lieben Freunden, habe ich hier mein eigenes Märchen erzählt, meine Sorge und mein Glück ausgesprochen, habe meine Freude über jede Huldigung und Anerkennung geäußert, wie ich glaube, daß ich sie vor Gott aussprechen könnte. Ob das Eitelkeit sein mag? Ich glaube nicht; mein Gefühl war bewegt und demüthig dabei, mein Gedanke war Dank gegen Gott.“

Ein Glückstern leuchtet über mir, Tausende verdienen ihn wohl besser als ich; ich begreife es selbst nicht, weshalb gerade mir so viel Freude vor Unzähligen zu theil ward. Er leuchtet! Weht er aber unter, vielleicht indem ich diese Zeilen schreibe, so hat er geleuchtet; ich habe mein reiches Theil empfangen, er gehe unter! Auch hieraus entspringt das Beste. Gott und den Menschen meinen Dank und meine Liebe!“

Rachdruck verboten.

Die Pantoffelblume.

Ein Märchen von Clara Bogdanowa in Charlottenburg.

Über den irdischen Wolken schwebt in Aether eine herrliche Insel. Ewiger Sommer umgibt sie. Es wechseln nicht Tag und Nacht. Klarer, wunderbarer Sonnenschein ruht auf ihren Gefilden. Kein Gewittersturm dringt zu ihr empor; er verhallt wie Wetterleuchten in unendlicher Ferne. Die Insel der Liebe heißen sie die Engel, und wer sie erreicht und Einlaß findet, dessen wildstürmendes Herz ist für immer zur Ruhe gebettet. Das Hämmern seiner Pulse klingt fortan gleichmäßig, wie der Pendelschlag der unwandelbaren Weltenuhr. Nur wenige vermögen die Insel zu erreichen, denn auf schwindelnder Höhe, mit tausendfacher Mühsal überbrückt, führt nur ein einziger Pfad zu ihr empor. Kein Laubdach beschattet ihn; unausgesetzt brennt die Sonne darauf hernieder mit verjüngender Gluth und blendet die Augen des Wanderers, daß er die Spuren des Weges nicht findet. Gar viele kehren schon auf halber Höhe um oder streben so langsam vorwärts, daß sie darüber verhungern, — und bleiben mit gebrochenem Herzen am Wege liegen.

Ein Mägdlein jedoch hatte in froher Jugendkraft den mühsamen Pfad erklommen und stand nun klopfenden Herzens auf der goldigen Brücke, die zu der Wunderinsel führte, und schaute mit sehnsüchtig verlangenden Augen nach den verschlossenen Thoren, die noch immer das Land seiner Träume bargen. Seine Wangen erglühten von rosigem Schimmer und die blonden Locken flogen ihm wild um die Schläfen, als es sich jetzt bückte und an der Krystallkugel zog, die den Pförtner herbeirufen sollte, damit er ihm die Thore öffne.

Es trug ein einfaches, in Falten herunterwallendes Gewand; nur auf den Schultern mit einem Strauß tiefblauer Bergigmeinnicht gerast und um die Hüften einen Kranz von Epheu geschlungen. Ein goldenes Kettlein schmiegte sich ihm um den Hals, und seine winzigen Füße steckten in ein paar gelben, juhlledernen Pantoffelchen, die mit rother Seide gar herrlich überstikt waren.

Kaum hatte die Glocke mit helltönendem Klange angeschlagen, so öffneten sich die Thore, und herans trat ein Greis mit schneeweißem Bart und Haupthaar; doch seine Augen, von unendlicher Liebe verklärt, leuchteten zugleich jugendlich, wie die eines Jünglings. Erstaunt betrachtete er das Mägdlein, und als es ihm schüchtern und erröthend sein Begehrt vortrug, schüttelte er sein Haupt und sagte: „Weißt Du denn nicht, daß Du auf der Insel der Liebe nur mit Deinem nackten Leben einziehen darfst? Vermagst Du Dein Gewand abzustreifen und Dein Kettlein herzugeben, so stehen Dir die Thore offen, und wir heißen Dich von Herzen willkommen.“

Das Kettlein war dem Mägdlein ein Leichtes abzutun, es hatte nie sonderlich an allem Glänzenden geangen; doch als seine Augen Bergigmeinnicht und Epheu streiften, glitt ein leiser Schatten über seine eben noch leuchtenden Augen.

„Ach!“ seufzte es, „die Bergigmeinnicht, welche mein Kleid zusammenhalten, und der Epheu, der es umgürtet, sind von der Hand treuester Freunde geworden! Wie soll ich ihrer missen? War es mir doch, als nickten aus den Bergigmeinnicht-Sternen ihre blauen Augen mir Ruth zu, wenn ich verzagen wollte, und aus dem dunklen Grün des Epheus schaute die Hoffnung mich an, die sie mir auf den Weg gaben.“

„Kind, bei uns bedarfst Du der Hoffnung nicht mehr,“ erwiderte ihm der Greis, „es ist das Land, wo die Hoffnung stille steht. Das Glück und die Liebe, sie schauen nicht hinter sich, noch vorwärts, sie ruhen beseligt im Augenblick. Doch noch steht Dir der Weg offen, zu den Deinen zurückzukehren; und ein wenig unwillig murrte er dann in seinen Bart: „So machen es die Menschen: ihr ganzes Leben jammern sie danach, Einlaß bei uns zu finden, und sollen sie des Köstlichen wegen ein einziges Körnlein opfern, so schwindet ihnen der Muth!“ Das Mägdlein, wie es die zornigen Blicke des Alten sah, löste mit zitternden Händen Epheu und Bergigmeinnicht, und das Gewand glitt langsam von seinen Schultern.

Doch noch immer wollte sich der Greis nicht zufrieden geben: „Dein Gewand mußt Du ganz abthun,“ sagte er ernst.

Wieder zog ein Weh über des Mägdleins Angesicht, nur noch schmerzlicher und tiefer. „Wie wir von einander gingen,“ meinte es traurig, „gab es mir meine Schwester. Sie hat es mit dem Herzblut ihrer schwesternlichen Liebe und Treue eigenhändig gewebt, tausendfach sind Erinnerungen an die trauten Stunden der Kindheit eingesponnen. Wie darf ich das, was mir lieb und theuer ist, achlos beiseite thun?“

„Schwester-Treue und -Liebe, sie sind nur der Wegweiser, die Vorboten zu den Thoren unseres Landes.“ Und indem der Greis mitleidig über des Mägdchens blonde Locken strich, fügte er hinzu: „Siehe Kind, auch die Schneeglöckchen sind Vorboten des Frühlings; aber wie auch sie längt dahin find, wenn der Lenz mit seiner ganzen Blütenpracht eingezogen ist; so muß auch Schwester-Treue und -Liebe in dem anderen Großen aufgehen und erblühen.“

So that es nun auch sein Gewand ab, und nur ein leinenes Hemdchen schmiegte sich um den schlanken Körper. Aber der Alte fuhr unerbittlich fort: „Noch trägt Du eine linnene Hülle, streife auch diese ab, ehe wir Dich auf unserer Insel begrüßen.“

Da schüttelte es schmerz erfüllt die blonden Locken, und Thränen traten ihm in die Augen: „Es ist unmöglich! — Die Urahn webte das Linnen; von Generation zu Generation, von Jahrhundert zu Jahrhundert hat es sich vererbt. Bei Kind und Kindeskindern galt die Weisung: „Ehre die alte Sitte!“ — wie darf ich damit brechen?“

„Siehst Du denn nicht, daß es fadenscheinig geworden ist, seine Zeit ist vorüber; später oder früher — es fällt Dir doch von den Schultern.“

So gab es auch unter Thränen sein Hemdlein her, und das nackte, rosig Körperchen erröthete in der freien Luft. Sein Lockenköpfchen senkte es traurig, und die großen blauen Augen ruhten stehend auf dem Antlitz des Greises. So schwer hatte es sich nicht gedacht, in das Land der Liebe zu kommen.

Allein der Greis rührte sich noch immer nicht, ihm die Thore zu öffnen. „Was zauderst Du, thörichtes Ding, die Pantoffeln von Deinen Füßen zu streifen?“

Wie unter einem brennenden Schmerz, zuckte bei diesen Worten das Mägdlein zusammen: „Ach“, hat es, „alles will ich gern hingeben, nur die laß mir, Du harter Mann, denn sie schenkte mir mein Vater, als er fühlte, daß er von mir scheiden müßte. Es ist alles was ich Dir lassen kann“, sagte er mit gebrochener Stimme, „doch so lange Du sie trägst, wird es Dir wohlgehen auf Erden. Kein Stein wird Dich drücken, kein Dorn Dich stechen, denn in jedem Nagel, der die Pantoffeln zusammenfügte, ruht die Sorge und väterliche Liebe, wie sie nur ein Vater seinem Kinde zu geben vermag! Er liebte mich,“ schluchzte es laut, „wie mich je ein Mensch geliebt hat; seine Liebe hat mich bis hierher geleitet, seine Liebe soll mich an das Grab führen, — wie sollte ich es ihm anders vergelten?“

„Kind, glaube mir, auf der Insel der Liebe giebt es keine drückenden Steine, keine stechenden Dornen; sobald Du sie mit Deinem Fuß berührst, zerinnen sie in ein Nichts, denn auch Deinem sanften Tritt müssen alle Hindernisse weichen; aber um dieser großen, nimmer endenden Liebe theilhaftig zu werden, mußt Du aller anderen entlagen und Dich mit ganzem Herzen und hingeben. — Nur einmal im Jahre darfst Du derer gedenken, die Dich bisher geleitet haben. Wenn die Menschen auf Erden mit bunten Flittern und Zuderwerk ihre Weihnachtsbäume behängen, schmüden wir den unsrigen mit tausendfachen Erinnerungen, und er erstrahlt dann viel schöner und herrlicher, als je einer auf der Erde geschaut worden ist. Seine Nadeln erglühen von unzähligen Diamanten, leuchtend wie brennende Funken; das sind eure Thränen, — Wehmuthstränen der Erinnerung, — die an diesem Tage auch die große Liebe weinen darf.“

Er schwieg und schaute sinnend vor sich hin. Das Mägdlein hatte andachtsvoll seinen Worten gelauscht; dennoch vermochte es nicht, dem Willen des Greises zu folgen. Unaufhaltsam stießen seine Thränen und fielen auf die roth und gelben Pantoffelchen; es konnte sich nicht von ihnen trennen. Als es sich endlich müde geweint hatte, setzte es sich auf den Rand der Brücke und schaute himmelwärts; tief unten lag dort die Erde im Abendsonnenglanz, und die Sonne vergoldete mit ihren Strahlen noch eben Schloß- und Kirchturmpipen der Städte und Dörfer. Wie fern ihm das alles gerüdt war! Sollte es wirklich den weiten, weiten Weg dorthin zurückkehren. . . Ein Frösteln schüttelte seinen kleinen Körper, und wieder wanderten seine Blicke zu den Thoren, hinter denen das Wunderland verborgen lag. Leises, wunderbares Singen von hellen, reinen Stimmen tönte von dort herüber, und lichte Wolken, weiß und durchsichtig, als seien sie von unzähligen Brauschleiern zusammengefügt, stiegen auf und schwebten zu ihm herüber eine herrliche Wärme ausstrahlend. Da erfaßte das Kind von neuem eine unendliche Sehnsucht; seine eben noch trüben Augen wurden immer leuchtender, — immer heißer, — immer glühender, — noch einmal schaute es auf die Pantoffelchen, löste sie behende von den Füßen, drückte sie an das hämmernde Herz, und dann — flogen sie schnell und immer schneller der Erde zu.

Alsobald öffneten sich die Thore; leise senkte sich das Wolkengebild zu dem Mägdlein hernieder und umspann mit seinem Brautgewebe die rosige Gestalt; Herolde mit blühenden Myrthen-

zweigen in der Rechten und feurige Blüten „Brennende Liebe“ auf den braunen Locken traten ihm entgegen, nahmen es in ihre Mitte und führten es ein in das Land seiner Träume und Sehnsucht.

Zufrieden nickend verschloß der Greis hinter ihnen das Thor.

Mildthätige Engel jedoch verwandelten die herabfallenden Pantoffelchen in eine Blume, die Pantoffelblume. Wer diese um die Abendstunde pflückt, wenn die Sonne die goldenen Kreuze der Kirchen vergoldet, dem hilft sie, wie die Sage geht, gar wunderbar die Insel der Liebe zu erreichen; denn väterliche Sorge hat sie geschaffen, und dankbare Kindesstränen haben sie benezt.

Rachdruck verboten.

Kunst und Mode.

Von J. Meier-Graefe in Paris.

Man kann leicht constatiren, daß die Herrschaft über die Moden in dem Besitz der Länder ruht, die über eine hohe künstlerische Entwicklung verfügen. Das ist durchaus natürlich. Für hoch kultivirte Länder ist die Mode keine für sich allein bestehende Convenienz mit eigenen Gesetzen und Formen, sondern ein organisch mit dem ganzen äußeren Leben verbundenes Feld künstlerischer Wirkungen. Denn eine starke künstlerische Tradition wird sich nicht auf die Production von Bildern, Sculpturen u. beschränken; sie beweist ihre Existenz erst, indem sie Schule macht, in das Haus dringt und innigste Fühlung mit dem Laien gewinnt. Geht sie das, so wird sie ein ihr eigenthümliches Gewerbe nach sich ziehen und ihren Einfluß auch auf alle Gebiete erstrecken, die dem Geschmack unterliegen. Es ist daher kein Zufall, daß die Moden in Frankreich und England gemacht werden, Ländern mit starken künstlerischen Traditionen. In Frankreich ist die Tradition hervorragend coloristischer Natur; der Franzose hängt mit Leidenschaft an der Farbe und reservirt sich mit größter Hartnäckigkeit die wenigen Plätze, an denen die praktische Zeit noch Farbe gestattet. So mußte die Toilette der Frau ein wahrer Schatz für ihn werden; sie ist eins der letzten Stücke, die dem internationalen Kulturhaß gegen das Bunte siegreich widerstehen; in ihr finden wir daher in Frankreich alle die feinen coloristischen Wirkungen, die wir bei den Monets, Degas', Desnards', Renoirs' im Bilde bewundern. — England, das Land der Discretion, hat die Herrenmode an sich genommen, bei der die Farbe im Kampf gegen die Praxis unterlegen ist; es hat die Stoffe für Herrenkleider erfunden, die in unzähligen Variationen die Staubfarbe seiner Häuser und des Londoner Himmels zeigen, die feinen Nuancen des Einfaden, die den schottischen Malern gehören. Englands Damenstoffe verrathen in der Farbe alle die Sanftheit der modernen, mehr oder weniger praeraphaelitischen Meister Burne-Jones, Crane u., die auch so manches Muster der entzückenden düstigen Musseline und Seidengewebe zuerst gezeichnet haben, die bei uns unter dem Namen des Geschäftes, das sie besonders vertreibt, Liberty in der Londoner Regent Street, bekannt geworden sind. Liberty besitzt schon seit Jahren eine Filiale in einer der vornehmsten Geschäftstraßen von Paris und findet in dem internationalen Fremdentrubel natürlich seinen Absatz, der ihm wohl die Kosten einbringt. Populär jedoch können dort die Stoffe nie werden; sie fallen vollständig aus der Pariser Coloristik heraus. Dort will man kräftige decorative Reize, wie sie das Pariser Placat besitzt, diese glänzende Schöpfung moderner französischer Kunst. In der Affiche steht, was das Pariser Kostüm an Farbe und Chic besitzt. Es ist eine merkwürdige Wechselwirkung, die sich da in der Beeinflussung des Malers durch das Kostüm zu erkennen giebt; es ist der Triumph einer Tradition, die nicht abstract in den Ateliers bleibt, sondern auf die Straßen, in die Läden, in Palast und Hütte, — ins Volk dringt. Es ist nichts geringes, was die Meister des Placats: Cheret, Forain, Meunier, Lautrec und wie sie alle heißen, — aus diesem Papierwisch gemacht haben, der heute bereits das Interesse der Sammler aller Länder besitzt. Es sind Kostümbilder verblüffender Stärke, die späteren Historiographen unsere Zeit begreiflich machen werden; denn sie sind psychologisch. Dies in drei Strichen hingeworfene Kostüm paßt haarscharf zu der Person, die es schmückt; es hat die ganzen Eigenschaften seiner Trägerin, dieser leichtfüßigen, leichtjüngigen, leichtherzigen Pariserin.

Man begreift schwer die Thoreheit, diese ganz individuelle Tradition exportiren, oder importiren zu wollen, diese Art, die nur in das Pariser Milieu paßt, nirgends anders hin; die so schwer sachlich ist, da sie gefühlt werden muß, da ihre Gesetze nie niedergeschrieben werden können. Kann man die Sitten und Gebräuche, den Geschmack eines Volkes auf ein anderes übertragen? Gerade so gut könnte man es mit dem Klima und den anderen natürlichen Specificis versuchen. Es wird immer eine Verzerrung des Originals dabei herauskommen.

Die Pariser Mode ist sehr von dem verschieden, was man in Berlin darunter versteht. Sie ist vor allem nie die knappe dictatorische Vorschrift: das und das wird getragen, — das nicht! Es kommt eine Farbe auf, wie vor zwei Jahren das grelle Blau, das in Berlin so unausstehlich wirkte, oder eine Art Umhang, eine besondere Krause; aber die Verwendung dieser allgemein acceptirten Convenienzen bleibt immer der Individualität überlassen; das Modell-Kostüm spielt bei den Damen der Pariser Welt nur eine negative Rolle: es sagt ihnen, wie sie es nicht machen dürfen, um sich nicht zu wiederholen. Keine Pariserin möchte zugeföhren, nicht ihre eigenen Inspirationen zu haben, — wenn sie nicht etwa mit dem Namen ihres Schneiders renommiren will. Worth, der unsterbliche aller modernen Schneider, in dessen Hause so viel Kunst, Galanterie und Intrigue gemacht worden ist, ist gestorben; der Verlust verdient in der Pariser Gesellschaft markirt zu werden. Das zweite Kaiserreich hat manche Legende in dem verschwiegene Hause gefunden, mancher europäischen Größe ist dort mit dem Kleide zugleich die Zukunft angepaßt worden. Aber wenn auch heute alle die großen Collegen des großen Worth die feindigen Augen schließen, die Pariser Mode würde deshalb nicht degeneriren. Berlin ist von seinen Schneidern, Paris von den Pariserinnen abhängig, das ist der horrende Unterschied zwischen den beiden. In Paris macht

sich jede kleine Grissette ihr besonderes Cachet für sich, das nur der Susanne, nicht der Madeleine oder der Berthe gehört, und selbst die literarisch gebildetste Dame hält es nicht unter ihrer Würde, sich eingehend mit der Composition ihres Kostüms zu beschäftigen. Das hindert nicht den großen Einfluß der Schneider. Es sind geschickte Hände nötig, um all die Capricen auszuführen, die während der Fahrt durch das Bois erdacht werden, und es müssen zuverlässige Lexica da sein, die ganz Bescheid wissen, ob die und die nicht etwa schon auf dieselbe Idee gekommen ist. In den Kreisen der distinguirten Mode spielt die originale Neuheit der Toilette eine Rolle, die an die Bedeutung der Geschenke erinnert, mit denen man sich bei den Thee-Ceremonien im alten Japan zu überraschen suchte. Und die Empörung der Pariserin über den treulosen Schneider, der zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen sucht, ist kaum größer, als die morddürstige Wuth der Japanerin über die Väterlichkeit, in die sie sich mit dem Verjuch gebracht, mit einer Vlieze zu überraschen, deren geheimnißvoller Geburtsort in irgend einem Winkel des Reiches bereits vorher einer glücklicheren Nivalin verrathen worden war.

Es ist ein Aberglaube, daß man in vornehmen Häusern und in hübschen Kleidern nicht behaglich sein kann, Aberglaube, in der Geschmacklosigkeit moralische Größe zu suchen und einer eleganten Frau mit Mißtrauen zu begegnen. Man vergißt, daß auch der kultivirte Schönheitsfimmel genügt, um einer Frau den Wunsch einzugeben, sich zu schmücken, und daß unter den Dingen, an denen man sich erfreuen darf, das eigene Ich nicht ausgenommen zu werden braucht.

Was Deutschland in der Mode und in allen Geschmacksfragen fehlt, ist die organische künstlerische Tradition, jener alles durchdringende specifische Sinn, der dem öffentlichen Leben so selbstverständlich wird, wie das Athmen dem Körper. Die Tradition wird kommen, wenn Deutschland eine eigene starke Kunst haben wird, nicht einzelne große Künstler. Damit hat es gute Wege; die Intelligenz wird in Deutschland für andere Dinge verbraucht, und in dem wohlgeordneten neuen Reich ist für alles Platz, nur, wie es scheint, nicht für eine eigene Kunst. So soll man importiren, aber man kann dabei etwas vorsichtiger zu Werke gehen. Bis man eine Tradition bekommt, soll man wenigstens so thun, als ob man eine hätte, und ein wenig pröde werden in der Aufnahme dessen, was als echt Paris oder London servirt wird und oft erst von Berlin dorthin geschickt wurde, um sich den Feststempel zu holen. Der Mode würde vielleicht geholfen, wenn man sich von denjenigen deutschen Künstlern helfen ließe, die dafür brauchbar sind. Man nehme sich die allerbesten Maler, Bildhauer x., nicht die allermodernsten mit der großen Phantasie, sondern die mit Geschmack: Eckmann in München, v. Hofmann, Köpping, Schlittgen, Starbina, Liebermann, Dora Hüb, Kurt Herrmann zum Beispiel. Demen sollte man einmal eine Konkurrenz für moderne Hüte eröffnen oder für Stoff-Decorationen, die zu Kostümen zu brauchen sind. Noch schöner würde es werden, wenn man die großen Ausländer mit dazu ließe, Whistler vor allem, dann die Franzosen, die ich vorher erwähnte, zumal ein paar von den Placat-Künstlern. Die Künstler würde man gleich haben, denn es ist eine schöne Aufgabe für einen modernen Coloristen, ein modernes Hutgestell zu garniren. Hier kann er direct, ohne jede stoffliche Begründung, Farbe neben Farbe setzen, was man seinen Bildern so übel nimmt, die immer bekanntlich etwas bedeuten müssen. Ein Hut braucht gar nichts zu sagen, er muß nur hübsch sein.

Gewiß würde dabei manches herauskommen, das sich praktisch verwerten ließe. Welche Grazie, welche Discretion stekt z. B. in den Toiletten Whistler'scher Portraits, seinen „Arrangements“, wie er sie nicht ohne Bedeutung nennt, z. B. in dieser kleinen Miß Alexander, die im vorigen Frühling in der Fair Children-Ausstellung in London wieder einmal die Menschheit entzückte. Das Bild hing zwischen all den faderberühmten Kinder-Portraits, die die Grafton Gallery aus der ganzen englischen Aristokratie zusammen gesammelt hatte, ebenjoviele Kubens, Hals und Velasquez, wie Reynolds, Gainsborough's bis hinunter zu dem Modernsten, Whistler. Und die Kinder der großen Alten in ihren vornehmen Hofstrachten, mit ihren Edelsteinen und ihrer Grandezza, die burlesken lachenden Bauerngesichter des Hals, — alle waren sie nicht mächtig genug, diese bescheidene, raffiniert bescheidene, grauweiße Toilette des Whistler'schen Mädchens vergessen zu machen!

Rathbruch verboten.

Das Schloß.

Erzählung von Eva Treu in Lübeck.

(Schluß.)

Ein, mit solchen Schritten betritt kein fremder Eindringling ein Haus! Schnell und durchaus nicht leise kam ein Männertritt die Treppe herauf; dann drehte sich rasch der Schlüssel in der Thür zur Etage, und jemand trat dort ein. Ach, ohne Zweifel war der Ankömmling Herr Behrens, unser Miether, der natürlich seinen Haus Schlüssel mitgebracht hatte! Aus irgend einem Grunde, vielleicht nur ganz vorübergehend, war er wohl von seiner Reise nach Hause gekommen; ich konnte also ohne alles Bedenken um Hilfe rufen. „Hilfe!“ Ich schlug mit der Hand so kräftig gegen die verschlossene Thür, daß ich mir empfindlich weh that.

„Hilfe!“ — Ein paar neue Schläge. „Hilfe—eee!“ Dann machte ich eine Kunstpause, auf den Erfolg wartend.

„Hilfe!“
„Ja, ja!“ rief es von der Bodentreppe her, „ich komme!“ Und dann, kaum ein paar Sekunden später, dicht vor meiner Thür: „Wo? — Hier?“
„Hier!“ — Bitte, drehen Sie den Schlüssel um, ich bin eingeschlossen!

Der Schlüssel ging sofort herum, die Thür flog auf. Der Herr, der da vor mir stand, — es war nicht Herr Behrens, — blieb auf der Schwelle stehen und überfah den kleinen Raum mit raschem Blick.

„Mein Fräulein, — Fräulein Annemarie, Sie sind es? Ich meinte auch gleich, Ihre Stimme zu erkennen. Und Ihnen fehlt nichts? Ich fürchtete schon, hier oben möchte jemand krank oder verwundet liegen. Weiß Gott, wie einem gleich solche abenteuerliche Gedanken kommen!“

„Nein, mir fehlt nichts, Herr Doctor, ich war bloß eingeschlossen, aber das war wahrlich schon schlimm genug! O, wie schön, daß Sie kamen!“ sagte ich, tief aufathmend. — Ich kannte den Herrn recht gut, es war der Bruder der Frau Behrens aus der Etage, ein junger Hamburger Rechtsanwalt. Ja, ich kannte ihn sogar für meinen Herzensfrien ein wenig zu gut, wenn man bedenkt, daß er nie die Absicht gezeigt hatte, sich mit mir zu verloben, obgleich ich mir allerdings einbildete, daß ich ihm wenigstens nicht unangenehm wäre.

„Eingeschlossen! Aber wer in aller Welt hat Sie denn hier eingeschlossen? Wer konnte sich solchen schlechten Scherz erlauben?“ fragte er befremdet, in die Abseite tretend.

„Ich selbst war so schlau. Obgleich ich weiß, wie heimtückisch das Schloß ist, war ich doch unvorsichtig genug, die Thür zuzuziehen. Sehen Sie, man darf nämlich niemals so machen mit dieser Thür.“ Damit zog ich sie, um meine Worte zu erläutern, ganz vorsichtig ein wenig zu mir heran und ließ sie dann wieder los.

„Warum nicht?“ Nun hatte er den Griff in der Hand und sah sich die Sache interessiert an.

„Nein, dann schnappt sie —.“

„Anod“, machte das Schloß und schnappte zu.

„Zu!“ vollendete ich, entsetzt zurückprallend.

„Den Teufel auch!“ rief der Doctor und sah mich mit einem Ausdruck an, der, — ich muß es leider sagen, — das Gegentheil von geistreich war.

Uebrigens unterfange ich mich nicht, zu behaupten, ich hätte etwa klüger ausgefallen.

„Ja, was nun?“ fragte der Doctor, nachdem wir beide einen Augenblick geschwiegen hatten.

Ich zuckte mit den Schultern. „Ja, nun ist sie wieder zu.“

„Und man kann sie nicht öffnen von innen?“

„Nein“, sagte ich, wider Willen lachend, obgleich mir eigentlich die Thür näher standen, „dann hätte ich vorher wohl nicht so um Hilfe geschrien. Ich sitze hier schon ein paar Stunden eingeschperrt.“

„O, ich Narr, — ich Esel! Also das war die ganze Hülse, die ich Ihnen gebracht habe! Ausgezeichnet! Und dabei erwarten mich meine Verwandten auf der nächsten Station. Wir wollten zusammen weiter reisen, ich war nur hergefahren, um etwas für meinen Schwager zu holen, und wollte mit dem Siebenuhr-Zuge wieder zurück. Ja, die können lange warten!“ Er seufzte ein bißchen ungeduldig und klopfte leise mit dem Fuß auf den Boden.

„Mir geschieht es ja am Ende ganz recht, wegen meiner Gelei, aber daß ich Ihnen einen so schlechten Dienst geleistet habe, Fräulein Annemarie, das ist stark.“

„Nun, für mich ist es ja nicht schlimmer, als wenn Sie garnicht gekommen wären,“ erwiderte ich resignirt. „Wie spät ist es wohl?“

Er zog die Uhr. „Genau fünf Minuten nach halb sechs.“ „Um sieben hätte ich am Bahnhof sein sollen; eine Tante von mir kommt an. Wenn die nur wenigstens hereinkommen könnte, da wären wir doch um sieben erlöst!“

Er sah mich ganz erschrocken an. „Na, das fehlte nun noch gerade! Hereinkommen kann Ihre Tante sehr gut, Fräulein Annemarie, leider aber auch jeder beliebige Strolch. Da ich sofort wieder gehen wollte, habe ich die Hausthür nicht nur nicht abgeschlossen, sondern sperrweit offen stehen lassen. Ich hatte es sehr eilig.“

„Reizend! Und in unserer ganzen Wohnung ist keine Thür verschlossen. Der Schlüsselkorb mit den Schlüsseln zu allen Schränken steht einladend auf dem Flurfenster-Brett. Das kann nett werden.“

„Als ich Sie dann schreien hörte, ließ ich auch die Etage-Thür zu meines Schwagers Wohnung offen stehen, um nur möglichst schnell heranzujulen. Ich dachte ja schon an Nord und Todtschlag. Es wird aber wohl nicht gerade in diesen anderthalb Stunden ein Ueberfener kommen!“

„Nein, es wird ja wohl nicht,“ wiederholte ich kleinlaut. Die Geschichte war mir doch sehr unheimlich.

„Ob man das Schloß nicht etwa mit dem Federmesser von innen öffnen kann?“ schlug der Doctor vor.

„O bitte, bitte, nein! Am Ende verdrehen Sie es da auch noch!“

„Oder ob man es nicht sprengen könnte, wenn man sich tüchtig dagegen stemmt?“

Er verzuchte es schon, jedoch ohne den mindesten Erfolg. Diese alten Schlösser sind stark; die Thür rührte und regte sich nicht.

Es blieb garnichts übrig, als sich in Geduld zu fügen; wir saßen es beide schließlich ein. Als wir erst so weit gekommen waren, machte der Doctor auf einmal ein ganz vergnügtes Gesicht, setzte sich auf den Koffer, wo er sich keineswegs so elegant ausnahm, wie sonst gewöhnlich, und fing an, mich zu unterhalten, als wenn er mein Tischnachbar in einer Gesellschaft wäre.

Ich dagegen machte mich wieder emsig an das Ordnen meiner Hüllen, denn mich zu ihm auf den Koffer setzen, das konnte ich doch wirklich nicht gut.

„Helfen dürfte man Ihnen wohl nicht bei Ihrer Arbeit?“ fragte er auf einmal.

„Das könnte man ja sehr gern, wenn es einem Vergnügen machte,“ entgegnete ich, emsig ein Bündel hellroter Tarlatan zusammenrollend.

„Wenn Sie helfen wollen, nehmen Sie nur die Seidensiden. Alles Zusammengehörnde wird nett geglättet, auf einander gelegt, und dann wird aus jedem einzelnen Stoff ein kleines Bündel gemacht. Sehen Sie, so!“

„So, — aba, — ich sehe schon! Das halte ich nicht für unerreichbar schwer. Ich denke, bei einigem Fleiß könnte ich es lernen. Zu unterst die großen Stücke, jedoch die kleinen in die Mitte kommen, nicht wahr?“

„Sehr gut, — vortrefflich begriffen! Nun fangen Sie nur an!“

Schon stand er am Tische und machte seine Sache wirklich recht brav. Die leinernen Beutel füllten sich, der große Haufe auf dem Fußboden schwand mehr und mehr zusammen.

Dabei unterhielten wir uns eifrig, horchten aber inzwischen immer wieder an der Thür, ob sich auch im Hause nichts regte, doch alles blieb still. Ich denke, es mochte eine halbe Stunde so vergangen sein.

Ich will es hier nur lieber ehrlich sagen, denn heraus kommt dergleichen ja doch immer, und es ist dann in den meisten Fällen gut, den Sachverhalt ganz unbefangen zuzugeben, — ich hielt sehr viel von dem Doctor, — sehr!

Ich kannte ihn seit dem vorigen Sommer. Er hatte mir einermahen den Hof gemacht, und ich hatte mich sofort heftig in ihn verliebt. Jedoch als ich dann einmal mit Ora darüber gesprochen, hatte sie mir in ihrer klugen, verständigen Weise gerathen, mir die Sache, wenn ich irgend könnte, — und man könne in der Beziehung viel, wenn man wolle, — aus dem Sinn zu schlagen. Die jungen Juristen hätten gewöhnlich das Ihrige — und mehr! — verstudirt und brauchten reiche Frauen; was aber für uns aushinge, das wüßte ich ja ganz genau: eine hübsche, reichliche Aussteuer und nichts weiter. Der junge Rechtsanwalt würde sich darüber wahrscheinlich nicht täuschen, und eine Täuschung sei ja auch durchaus nicht wünschenswerth. Sie, Ora, rieth mir deshalb, wenn ich es irgend vermeiden könnte, mich nicht in allerlei Hoffnungen hineinzutäumen, die sich schwerlich erfüllen würden.

Ich hatte das alles eingesehen; natürlich, das mußte man ja begreifen! Ich hatte es auch mit relichem Bestreben so weit gebracht, wirklich keine Hoffnungen auf den Doctor zu setzen, und er war denn auch in der That abgereist, ohne mir seine Hand angetragen zu haben. Dazu aber hatte ich mich nicht bringen können, auch meine Zuneigung für ihn auszurotten. Ich hielt mich nicht für verpflichtet, Ora darüber aufzuklären, aber gern hatte ich den Doctor nach wie vor, — sehr!

Nun war es mir ganz wunderbar, so mit ihm eingeschperrt zu sein, um so mehr, da ich mitunter, wenn ich plötzlich empoblickte, gewahrte, daß er mich in einer etwas, — wie soll ich nur sagen? — sonderbaren Weise angesehen hatte und den Blick schnell abwandte, sobald ich die Augen aufschlug.

Eine ganze Weile waren wir still gewesen. Plötzlich rief der Doctor vergnügt: „Fräulein Annemarie, bitte, sehen Sie einmal!“

Ich blickte empor. Triumphirend hielt er ein Stück hellblauen Seidenzeuges mit weißen Punkten in die Höhe.

„Hatten sie nicht im vorigen Sommer eine Bluse von diesem Zeuge?“

„Ach ja,“ behängte ich lachend, „die unglückliche Bluse! Das war ein Mißgriff.“

„Mißgriff? Wie so? Sie stand Ihnen entzückend, reizend stand sie Ihnen. Sie sahen so ganz apart darin aus.“

„Apert? Aber Herr Doctor! Sie spotten wohl? Dreiviertel von allen Damen unter fünf und vierzig Jahren in der Stadt hatten solche Blusen. Der Stoff war bei einem Brande vom Wasser etwas beschädigt worden und deshalb fabelhaft billig. Ich kaufte davon und dachte wunder, was für einen praktischen Handel ich gemacht hätte. Aber nachher waren so und so viele andere ebenso schlau gewesen. Die blaue Bluse war geradezu eine Uniform.“

Er sah mich ganz verblüfft an. „Da irren Sie sicher, Fräulein Annemarie. Ich war doch vier Wochen hier und habe an keiner einzigen der anderen Damen etwas Rehnliches bemerkt.“

„Nicht? Aber ich habe mich doch genug darüber geärgert. Alle trugen sie das Zeug, und jeder wußte, was es gelostet hatte!“

„Dann kann es nur daran liegen, daß ich nach den anderen jungen Damen überhaupt nicht gesehen habe, sondern immer nach Ihnen, und daran, daß Sie so wunderhübsch darin aussahen. Eine andere Erklärung bleibt nicht!“

Ich schwieg, wurde roth und blickte mich über meine Hüllen. „Ueberhaupt, Fräulein Annemarie, ich muß es Ihnen einmal sagen, Sie sind ein reizendes Mädchen. Ich sah noch nie —.“

„Herr Doctor,“ unterbrach ich ihn ganz ernsthaft, „darf ich Ihnen auch etwas sagen?“

Er verbogte sich verbindlich.

„Daß meine Bluse Ihren Beifall findet, kann mir natürlich nur schmeichelhaft sein, und Sie dürfen sie gern in Ihrem Herzen so viel bewundern, wie Sie wollen; aber hier, wo wir mit einander eingeschperrt sind, dürfen Sie mir keine Complimente machen. Mich dünkt, es paßt nicht. Denn wenn Sie etwas sagen, worauf ich nicht zu antworten weiß, wie eben jetzt, so kann ich nicht fortgehen, oder Ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken. Das ist peinlich für mich. Finden Sie nicht auch?“

„Unbedingt.“ Er biß sich auf die Lippe. „Sie haben vollständig recht! Entschuldigen Sie mein Ungeheiß. Die Erinnerung an die Bluse überwältigte mich.“

Pause. Ich fühlte, daß ich nach meiner heldenmüthigen Rede immer noch roth war bis an das Haar und hätte, ich weiß nicht was, für meine gewöhnliche Gesichtsfarbe gegeben.

„Fräulein Annemarie?“

„Ja?“

„Finden Sie es anstößig, wenn ich von dem vorigen Sommer — so ganz in Bausch und Bogen — spreche?“

„O — nein,“ erwiderte ich ein bißchen bekommen.

„Finden Sie nicht, daß wir eine wunderhübsche Zeit zusammen verlebt haben damals?“

„Ja, wirklich, wir waren immer recht vergnügt mit einander!“

„Nur der Abschied, der wurde mir doch sehr schwer.“

„Ja? Ihre Schwester kommt ja sonst öfter nach Hamburg.“

Wie mir das Herz schlug!

„Ich hätte damals, ehe ich reiste, so gern allerlei ausgesprochen, was ich dann doch wieder zurückdrängte, bis ich sicher wäre, wie sich meine Verhältnisse in Zukunft gestalten würden.“

„Ja?“ Ich suchte lebhaft nach einem Hiden.

„Ihnen that es wohl nicht leid, daß ich fortging?“

„Ach bitte, Herr Doctor, wie spät mag es sein? Möchten Sie nicht einmal nach der Uhr sehen?“

Er zog sie hervor. „Zehn Minuten nach sechs. Ihnen that es wohl gar nicht leid, daß ich fortging, Fräulein Annemarie?“

Ich schwieg.

„Sagt Ihnen dies Thema auch nicht zu?“

Ich sagte wieder nichts. Wir schwiegen beide längere Zeit.

„Fräulein Annemarie?“ kam es endlich noch einmal zögernd.

„Ja — a?“

„Ich möchte Sie einmal um Ihren Rath bitten.“

„Wirklich? Nun, da thun Sie es doch.“

„Ich möchte nämlich so gern etwas sagen, aber ich kann mir durchaus nicht denken, ob Sie es passend finden würden. Sie nehmen es heute so genau damit.“

„Wenn es etwas so zweifelhaftes ist, lassen Sie es doch lieber, das ist ja am einfachsten.“

„Nein, nein, die Sache liegt keineswegs so einfach, wie Sie

glauben. Der Fall ist complicirt. Ich will es Ihnen offen darlegen. Also ich möchte Ihnen nun so gern sagen, was mir schon im vorigen Sommer manchmal auf der Zunge geschwebt hat, daß — ich Sie über alle Maßen lieb habe, an kein anderes Mädchen gedacht habe, seit ich Sie kenne, und daß ich Sie inständigst bitte, meine Frau zu werden. Einmal sage ich es Ihnen jedenfalls; in etwa vierzehn Tagen wäre es unter allen Umständen geschehen. Wenn ich nun voraussetzen dürfte, daß Sie es gern hören würden, so wäre ja jetzt ein sehr passender Augenblick, und wir hätten die beste Gelegenheit, uns ganz ungedrückt zu verloben; — wenn ich aber voraussetzen muß, daß Sie mir einen Korb geben, so ist die Geschichte natürlich außerordentlich peinlich für Sie und für mich, da wir ja, wie Sie selbst vorhin erklärten, einander nicht entrinnen können, bis jemand die Thür öffnet. In dem Falle ist es allerdings besser, zu schweigen. Was mache ich nun dabel? Sage ich's, oder lasse ich es bleiben? Wozu raten Sie mir?"

Und nun geschah etwas durchaus Unpassendes, Unverständiges und Unbegreifliches. Ich setzte mich auf den großen Koffer, hielt mir das Taschentuch vor die Augen und fing an, zu weinen. Warum ich dies eigentlich that, ist mir völlig unklar, vermuthlich bloß aus Aufregung, denn unglücklich fühlte ich mich keineswegs.

„Annemariele, liebes, süßes Mädchen," hörte ich da eine Stimme ganz dicht neben mir, und ein Arm legte sich tröstlich um meine Schulter, „darf ich es Ihnen denn sagen, wie lieb ich Sie habe?" Alle Rederei war fort, diesmal war der Ton ganz ernsthaft.

„Sie, — Sie können es ja einmal versuchen," stotterte ich, halb lachend, halb weinend.

Wertwürdigerweise versuchte er es dann doch nicht gleich, mir dergleichen zu sagen, sondern setzte sich bloß ganz still zu mir auf den großen Koffer, und gesprochen wurde gar nicht viel in den nächsten Minuten.

Uebrigens müssen doch ziemlich viel Minuten hingegangen sein, ohne daß wir darauf geachtet hätten, denn wir sahen plötzlich beide ganz entsetzt empor. Die Hausthür wurde wohl zehnmal, offenbar, um Aufmerksamkeit zu erregen, mit einer solchen Deutlichkeit geöffnet und wieder geschlossen, daß das laute Klingeln der Thürkloche selbst zu uns noch förmlich heraufgelte, immer wieder mit stets erhöhter Kraft. Dann gab es ein Poltern unten, ein Stapfen, wie von schweren Schritten, ein schwerer Gegenstand wurde auf den Flur gestellt, die Thür fiel zum letzten Mal ins Schloß, und darnach wurde es für einen Augenblick ganz still.

„Tante Malchen ist da!" sagte ich mit einem Seufzer; ich hatte nämlich das Eingesperrtsein gar nicht mehr schmerzlich empfunden. Es war mir aber doch auch wieder eine Erleichterung, zu wissen, daß jetzt kein fremder Strolch mehr sich einschleichen könne. Hoffentlich war es nicht inzwischen schon geschehen.

„Tante Malchen ist da; nun müssen wir schreien und klopfen."

„Ja, das werden wir wohl müssen," bestätigte mein neugeborener Verlobter etwas zögernd. Möglicherweise fiel es ihm ebenso wie mir ein, daß der Augenblick, wo Tante Malchen uns hier, wie es ihr scheinen mußte, zu einem Stellidheim vereinigt, finden würde, schwerlich angenehm sein konnte. „Und höre, Du, Annemariele, glaubst Du, daß ich länger als fünf Minuten hier oben war?"

„Es scheint mir nicht," äußerte ich hastig, „die Zeit ist so schnell vergangen, — so, nun müssen wir aber schreien!" Denn ich hörte schon Schritte auf der Treppe.

„Hülfe! — Hülfe!" Dies war eine Solo-Partie für mich.

„Hülfe! — Hier — oben!" Erich solo.

„Hülfeeee!" Duett mit Trommelbegleitung.

„Gütiger Himmel!" kreischte Tante Malchen, „wer ruft da?"

„Ich, — Annemariele, — in der Abseite — eingeschlossen, — bitte, schließ auf!" rief ich kläglich.

„Bist Du überfallen worden?" fragte Tante Malchen ängstlich.

„Nicht die Spur! Bloß eingeschlossen. Bitte, schließ auf!"

Das that Tante Malchen denn nun endlich. Aber ein Bild starren Entsetzens stand sie auf der Schwelle, als sie uns beide, — allerdings in ganz verschiedenen Ecken des kleinen Raumes, — stehen sah.

„Anna Maria! — Anna Maria!" Sie wollte noch mehr sagen, aber die Stimme versagte ihr. Mit einer raschen Handbewegung griff sie hinter sich.

„Tante Malchen, aus Barmherzigkeit, zieh die Thür nicht an!" jähre ich, ihr in den Arm fallend.

„Anach," machte das Schloß und schnappte zu.

„Tante, — o Tante Malchen, nun hast Du die Thür ja zugezogen!"

„Ja, allerdings habe ich die Thür zugezogen!" rief Tante Malchen mit vor Zorn bebender Stimme. Auch der mir nur zu wohl bekannte herbstliche Blätterzweig auf ihrem Hut bebte.

„Es scheint mir nicht nötig, daß die Leute in der Etage, die sperweit offen steht, auch hören, was ich Dir zu sagen habe, Anna Maria!"

„Tante Malchen, jetzt hast Du uns hier leider wieder eingesperrt, anstatt uns Hülfe zu bringen," bemerkte ich ruhig.

„Eingesperrt, — ich?"

„Ja, Du, ganz regelrecht! Ich hab Dich doch, Du müchtest es lassen. Jetzt sitzen wir alle drei hier eingeschlossen!"

Tante Malchen war auf einmal ganz zahm geworden. Sehr kleinlaut wandte sie sich um, bejah die Thür, rüttelte daran, — alles, wie wir es auch gethan hatten, und jagte, als sie sich überzeugt hatte, daß wir wirklich nicht hinaus könnten, sehr viel weniger majestätisch als vorher: „Ja, es scheint wirklich, daß das Schloß zugechnappt ist."

„Darf ich Dir diesen Herrn vorstellen, liebe Tante? Herr Rechtsanwält Biber aus Hamburg, der Bruder von Frau Behrens, weißt Du. Es ging ihm leider soeben gerade wie Dir. Ich sitze hier nämlich schon seit fünf Stunden eingesperrt und habe den ganzen Flidantkoffer aufgeräumt. Es ist niemand im Hause. Die Eltern und Schweigern sind ausgefahren, keine Karte kam gerade, als der Wagen sich in Bewegung setzen wollte, und nur ich konnte noch schnell wieder aussteigen. Behrens sind alle verreist. Es war recht langweilig hier oben, ich hatte das Schloß zuzchnappen lassen. Eben kam zufällig der Herr Rechtsanwält in das Haus, hörte mich schreien und kam herauf; leider spielte ihm das Schloß denselben Streich, wie Dir. Er verjäumt noch dazu seinen Zug; er wird sehnlichst

erwartet. Aber bitte, liebe Tante, richte Dich häuslich ein und nimm Platz. Leider kann ich Dir nur diesen etwas unbequemen Sitz anbieten," und ich deutete auf den großen Koffer.

„Danke," ächzte Tante, die sehr klein geworden war, „ich habe vorläufig lange genug geessen, liebes Kind."

Nun trat auch mein Erich heran und machte sich liebenswürdig.

Als aber Tante Malchen hörte, daß es bis zur Rückkehr der übrigen bis elf Uhr dauern könnte, war sie völlig gebrochen.

Sie war früh morgens abgereist, hatte, sparsam, wie sie nun einmal war, den ganzen Tag noch keinen Bissen genossen und hielt es für unmöglich, bis spät in die Nacht hinein ohne Speise und Trank auszuhalten. Auch war sie dritter Classe gefahren und schaute sich inbrünstig nach einem bequemen Lehnstuhl. Zu allem Ueberflus hatte sie, ihres auf dem Flur stehenden Koffers wegen, auch die Hausthür wieder abgeschlossen, als sie nach langem vergeblichen Klingeln sich überzeugt hatte, daß niemand zu Hause sei.

„Annemarie, — theures Kind," flugte sie, „dies kann ich nicht ertragen! Es entspricht weder den Regeln der Hygiene, noch denjenigen des Anstandes, — hier muß etwas geschehen!"

„Ja, beste Tante, herzlich gern! Mir macht es auch kein Vergnügen; ich sitze hier, wie gesagt, seit fünf Stunden, und Du warst meine einzige Hoffnung. Der Herr Rechtsanwält wäre wahrscheinlich ebenfalls lieber draußen. Aber was soll geschehen?"

„Wenn man sich gegen die Thür stemmt?"

„Geben wir schon gethan; nützt gar nichts!"

„Aber wir alle drei?"

„Versuchen könnte man es ja," rieth Erich.

Also stemmten wir uns alle drei gegen die Thür mit aller uns zu Gebote stehenden Wucht. Der Erfolg war gleich Null. Mit des Jammers stimmten Mienen sah Tante uns an. Erich meinte: „Es bleibt nur noch übrig, vorsichtig zu versuchen, ob vielleicht ein anderer Schlüssel in das Schloß geht. Den, der draußen steht, könnte man möglicherweise hinausstoßen. Ein Schlüsselbund haben wir wohl alle bei uns, und im Schrank und Koffer stecken ja auch noch zwei Schlüssel. Probiren wir es mit denen zuerst."

Sprachs, ging an den Leinenschrank, zog den Schlüssel heraus, stieß mit einer Haarnadel, die ich ihm reichte, den draußen stehenden ganz ohne Mühe aus dem Schlüsselloch, — wir hörten ihn hart auf den Fußboden fallen, — und versuchte vorsichtig, den Schrankschlüssel in das Schloß einzuführen.

„Er paßt," rief er, mit einem Lächeln, sich nach uns umsehend, drehte um und öffnete die Thür ohne weiteres.

„Und da sitze ich hier fünf Stunden und länger! Nein, aber so dumm!"

„Nun, es hat wohl so sein sollen," sagte er leise, mir in die Augen sehend, als ich an ihm vorbei hinter Tante Malchen her die Abseite verließ, wobei wir uns geschwind noch einmal verabschiedeten die Hand drückten.

Dann empfahl er sich schleunigst, um seinen wartenden Verwandten zu telegraphiren. Regelrecht bei den Eltern um mich anhalten, konnte er ja ohnehin nicht vor dem nächsten Morgen.

Nachdruck verboten.

Wandgemälde zu einem Speisesaal.

Zu dem Bilde von Paul Meyerheim in Berlin.

Siehe Seite 121.

Wenn wir das Parkett eines Speisesaales betreten, wo lustige Weisen erschallen und ein bunt bewegtes, festliches Leben einherrauscht, dann verlangt unser Auge auch in der Decoration der Wände nach heiteren Farben-Symphonien. Die ernstesten Wandgemälde aus der Geschichte mit ihrem gedankenvollen symbolischen Inhalt sind da nicht am rechten Platze. Der Künstler, an den die Aufgabe herantritt, einen solchen Raum mit umfangreichen Wandmalereien zu schmücken, wird seine Phantasie lieber in ein anderes Gebiet der Kunst schweifen lassen, in das Reich der Farbenlust, wo statt der tiefinnigen Gedanken der Historien-Malerei nur die heiteren Accorde der Palette harmonisch in einander klingen.

Ganz besonders gilt dies von der künstlerischen Decoration eines Speisesaales. Wo die Champagner-Pfropfen in die Luft steigen, und der Wein in den Gläsern schäumt, da will auch der Künstler jauchzen mit den Fröhlichen und von allem, was die Schöpfung seinem Auge darbietet, nur die Bilder einer heiteren Farbenpracht festhalten.

Paul Meyerheim, der vielseitige Meister, der auf fast allen Gebieten der Malerei zu Hause ist, hat diese Aufgabe bereits oft auf das glücklichste gelöst. So hat er auch in dem Wandgemälde, das unser Holzschnitt nachbildet, vor allen Dingen eine coloristisch annuthige Schöpfung geben wollen, ein heiteres Konzert von Farben und Farbentönen, das uns aus der effectvollen Gruppierung von bunten Blumen und farbenprächtigen orientalischen Vögeln entgegenklingt.

Die orientalische Vogelwelt spielt in Meyerheim's Schaffen eine nicht unwichtige Rolle. Im Atelier des Künstlers befinden sich große Völkchen, in denen die seltensten Vögel der Tropenwelt lustig von Ast zu Ast hüpfen. Das herrliche Gefieder, das sich da dem Auge darbietet, hat dem Künstler schon manche coloristische Anregung gegeben. Wer das decorative Talent Meyerheim's in seinem ganzen Umfange kennen lernen will, der muß den Meister überhaupt daheim in seiner Künstlerwerkstatt aufsuchen, in dem schönen Hause, das er sich in der Hildebrandstraße, wenige Häuser von der Thiergartenstraße entfernt, erbaut hat.

Es ist eine rechte Künstlerstraße, die sich dort vor unseren Augen aufthut. An den Wänden der Maler Konrad Kiesel, Ludwig Knaus und des Architekten Carl von Großheim schreiten wir vorüber. Da sehen wir schon von weitem einen großen phantastischen Fries aus dem Grün der Bäume hervorblicken, der uns zeigt, daß hier der Schöpfer der berühmten Thierbilder zu Hause ist. Ein altes, in edlen Formen geschnitztes Chorgestühl ladet auf der Terrasse des Hauses zur Ruhe ein. Wir wandern durch das Vestibul, dessen Wände alte Brüsseler Gobelins bedecken, und weiter durch die Reihe der Zerstäume, die mit ihren Gemälden aller Jahr-

hunderte und Künstlerfamilien, mit ihren prächtigen alten Möbeln aus der Renaissance, oder im Barock- und Rococo-Stil, eine der reizvollsten Kunstsammlungen Berlins bilden. Ein Treppenhaus mit schönen Durchblicken führt uns empor zu dem weiten hellen Raum, in welchem der Künstler an der Staffelei steht. Hier sehen wir nicht nur stets einige seiner neuesten, mehr oder weniger fertig gewordenen Schöpfungen, sondern auch das reiche naturwissenschaftliche Material, auf das sich Meyerheim's Studien aus der Thierwelt stützen: Die Abgüsse von Thieren, die Skelette, die ausgestopften Thiere, Thierfelle und eine Fülle von Dingen, die man eher in einem anatomischen Museum, als in dem Atelier eines Künstlers erwarten sollte. Alle jene heiteren Farbenträume, die uns als das mühevolle Ergebnis eines glücklichen Augenblicks erscheinen, fußen auf solchen Studien. Aber wie die großen Meister in den guten alten Zeiten der Kunst niemals mit ihren Studien prunkten, sondern ihren Stolz darin haben, der Welt die fertigen Werke zu übergeben, so auch unser Künstler; und eine solche harmonisch vollendete Gabe seiner Hand zeigen wir unseren Lesern auch in diesem Wandgemälde. Schelling.

Nachdruck verboten.

Harriet Beecher-Stowe †.

Siehe das Portrait Seite 124.

Das alte lateinische Wort des Grammatikers Terentianus Maurus, daß die Bücher ihr Schicksal haben, läßt sich für das Hauptwort der Mrs. Beecher-Stowe, die kürzlich, 84 Jahre alt, in New-York gestorben ist, noch erweitern; denn „Uncle Tom's cabin" hat nicht nur ein sehr glänzendes Schicksal gehabt, sondern auch Schicksal gespielt. Selten hat ein Buch auf die politische und kulturelle Entwicklung eines großen Staates einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt, wie „Uncle Tom's Hütte", diese Schilderung der Pfarrerstochter aus Connecticut, von dem Menschen-unwürdigen Dasein, zu dem noch bis vor wenigen Jahrzehnten die schwarzen Sklaven mitten in dem gepriesenen Lande der Freiheit verdammt waren. In viel höherem Maße, als Beaumarchais' Lustspiele auf die französische Revolution, hat Mrs. Beecher-Stowe's Roman auf den großen nordamerikanischen Bürgerkrieg eingewirkt, der am 1. Januar 1863 allen in den Südstaaten noch gehaltenen Sklaven die Freiheit brachte. Was alle längst empfunden hatten, das wurde in diesem Buche ausgesprochen, das rasch eine beispiellose Verbreitung nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa fand, und der längst schwälende Brand des Bürgerkrieges, in dem der Geist moderner Kultur sich gegen die Robeit noch bestehender mittelalterlicher Anschauungen auflehnte, wurde durch die ergreifende Erzählung von „Uncle Tom's cabin" mächtig geschürt und in der Folge zu lobernder Flamme entzündet. „Uncle Tom's Hütte" ist so zu einem der berühmtesten Bücher der ganzen Welt-Literatur geworden, obwohl sein literarischer Werth allein ihm kaum ein so hohes Ansehen zu erringen vermocht haben würde; und Mrs. Beecher-Stowe's Namen ist dadurch mit einem Schlage die Unsterblichkeit zu theil geworden, die ihre sonstigen literarischen Arbeiten ihr schwerlich eingetragen hätten. Die Verfasserin von „Uncle Tom's Hütte" hat, trotz außerordentlicher Productivität, später nur noch einmal das Interesse weiterer Kreise auf ihre literarische Thätigkeit gelenkt, und zwar nicht in gleich günstigem Sinne, wie durch ihr Erstlingswerk, denn ihre „Byron-Entwühlungen" haben ihr, wohl nicht ohne eigenes Verschulden, zahlreiche Anfeindungen gebracht, die ihre gutherzige Natur im späteren Alter recht verbitterten. Ihre religiösen Dichtungen sind über ihre Heimat hinaus kaum bekannt geworden und ebensowenig ihre vielen Prosa-Werke, unter denen jedoch „Old town folks" als eine treffliche Schilderung der Neu-Engländer im vorigen Jahrhundert hervorgehoben zu werden verdient.

Harriet Beecher-Stowe ist als jüngste Tochter des angesehenen amerikanischen Theologen und theologischen Schriftstellers Lyman Beecher am 14. Juni 1812 zu Uxbridge im Staat Connecticut geboren worden. Früh trat sie als Lehrerin in die von ihrer Schwester Catharine zu Boston gegründete Mädchenschule ein, siedelte aber 1832 nach Cincinnati über, nachdem ihr Vater als Präsident des Lane Theological Seminary nach dort berufen worden war. In Cincinnati verheiratete sich Harriet 1836 mit dem Professor der Theologie Calvin E. Stowe, der vom Jahre 1850 ab am theologischen Seminar zu Andover thätig war und mit seiner Gattin verschiedene Reisen durch die südlichen Staaten unternahm, die ihr reichlich Gelegenheit boten, für ihre schon früher betriebenen Studien über die Sklavenfrage Material zu sammeln. „Uncle Tom's cabin" erschien zuerst in der „National Era" vom Juni 1851 ab und dann 1852 zu Boston als Buch. Ihre ersten belletristischen Arbeiten hatte die nun so viel gefeierte Schriftstellerin bereits neun Jahre früher, 1843, unter dem Titel „The Mayflower" in Buchform erscheinen lassen. R. S.

Nachdruck verboten.

Rückkehr von den Prinzen-Inseln.

Zu dem Bilde von Th. von der Veek in Düsseldorf.

Siehe Seite 125.

Theodor von der Veek ist eine der Pierden der älteren Düsseldorfer Künstlerfamilie; er hat sich sowohl im Stillleben, als in der Genre-Malerei hervorgethan und 1877 in London die „Große Goldene Medaille" erworben. Wie prächtig sein Pinsel noch zu schaffen weiß, zeigt unser Bild, die Rückkehr von den Prinzen-Inseln. Diese Inseln sind ein beliebter Ausflugsort und Sommer-Aufenthalt in der Nähe Constantino-pels. Was das Bild ansieht, ist nicht nur das Figürliche, sondern auch vor allem das tren wiedergegebene Local-Colorit. Traumhaft verschwimmen im erlöschenden Tageschein die sanften Umrisse der Inselberge, während das Boot leicht durch die blauen, abendlichen Wasser des Bosporus gleitet. Man meint, bei Betrachtung des Bildes ein Byron'sches Gedicht zu hören, und verliert sich in Sinnen über ein tragisches Schicksal der schönen Gebieterin, die erst den über die stille Fluth hinausziehenden Tönen lauscht. R. M.



Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 16.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorabzahlang ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin und Wien, 15. August 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorabzahlang ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M.

XXIII. Jahrg.



Comtesse Wanda Badeni.

Nach einer Photographie des k. k. Hof-Ateliers Adole, Wien.

Aus der Wiener Gesellschaft.

Drei neuen Sternen der hohen Wiener Gesellschaft gelten heute unsere Bilder. — drei Erscheinungen, die, erst im vorigen Winter hier eingeführt, sich bereits eine besonders bevorzugte Stellung erobert haben, und zwar nicht nur in ihren eigenen exklusiven Kreisen, sondern die vor kurzem an dieser Stelle besprochene Wohlthätigkeits-Vorstellung hat die jugendlichen Trägerinnen alter Namen auch im großen Publicum rasch bekannt und beliebt gemacht.

Comtesse Miette Kumerstirch, deren geniale schauspielerische Begabung wir gelegentlich jener Besprechung bereits würdigten, übte ihre Kunst nicht zum ersten Mal öffentlich aus. Schon in Pressburg hat die Comtesse wiederholt gespielt, besaglichen bewunderte man sie in Prag, und auf dem Gute des Fürsten Radziwill versuchte sich die Künstlerin, denn eine solche darf man sie unbedingt nennen, auch in einer hochtragischen Rolle der Sarah Bernhardt, in „Jean Marie“ von Theuriet; in Salzburg wiederum erschien sie in der Rolle der Méjane in „La

scène à faire“ von Grevet Dancourt. Lieblingsrollen der jungen Gräfin sind ferner in „L'Étincelle“ — Béranget et Anatole. Ihr klassisches Französisch befähigt die Comtesse besonders zu diesen Darstellungen, doch hat sie ebenso oft und mit gleichem Erfolg in deutschen Stücken gespielt. Die Anmuth, die künstlerische Ruhe und Ausgeglichenheit ihrer Spielweise bei feurigem Temperament und so viel Jugend waren es, die ihr die Gunst ihres Publicums fast „fensationell“ gewonnen haben; — von dem Zauber ihrer Erscheinung erhalten unsere Lesertinnen wenigstens einen Begriff. Comtesse Miette Kumerstirch ist das einzige Kind des Grafen Friedrich Kumerstirch, k. k. Rittmeister a. D., und der Gräfin Marie, geborenen Fürstin Galzini. Die Familie hat ihren ständigen Wohnsitz in Salzburg.

Comtesse Wanda Badeni, die Tochter des österreichischen Ministerpräsidenten, Grafen Kasimir Badeni und der Gräfin Marie, geborenen von Streghuska, dankt ihre hervorragende Stellung in der Gesellschaft durchaus nicht allein der hohen Position ihres Vaters; die junge Gräfin würde auch unter minder günstigen Verhältnissen durch ihre glänzende Erscheinung, ihren Geschmack und ihre ungewöhnlichen Gefesgaben die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Gleich der Mutter, die in der verflochtenen Saison mit außerordentlicher Liebeshörigkeit allen öffentlichen Repräsentations-Pflichten oblag, trat auch die Tochter mit großem Eifer bei den verschiedenen Wohlthätigkeits-Beranstaltungen ein.

Die sehr jugendliche Prinzessin Essie Fürstenberg hat bei der Ballet-Aufführung der öfters erwähnten Dilettanten-Vorstellung durch ihre ungewöhnlich pikante Schönheit und Grazie, die ein Erbtheil ihrer

als Beauté berühmten Mutter ist, lebhaftes Interesse erregt. Geist und Gemüth der beiden Damen sind nicht minder ausgezeichnet, als ihre äußere Erscheinung. Prinzessin Elisabeth Leontine Emilie ist die Ältere Tochter des k. k. Majors a. D. Prinz Emil Egon zu Fürstenberg auf Königshof in Böhmen und der Prinzessin Leontine, geborenen Gräfin Stevenhiller-Meisch, in erster Ehe vermählt mit dem Fürsten Maximilian Egon zu Fürstenberg.

Aus der Kinderwelt

Berlin. — Aus der Kinderstube unserer kaiserlichen Prinzen bringt wieder einmal ein liebenswürdiges Geschichtchen in die Oeffentlichkeit. Ein bekannter amerikanischer Journalist, der zugleich dem Vorzug gehabt hat, ein Jugendgespieler des Kaisers zu sein, hatte dem Monarchen ein kleines amerikanisches Canoe mitgebracht und es ihm selbst auf der Spree vorgeführt. Der Kaiser war von dem Fahrzeug so entzückt, daß er ausrief: „Alle meine Jungen müssen Canoe fahren lernen!“ Ihre Majestät als besorgte Mutter sprach sich jedoch sogleich ebenso entschieden gegen das Canoe-Fahren aus, das ihr allzu gefährlich erschien. — „Aber, Majestät, der Kaiser hat es schon erlaubt...“ wandte der Journalist ein. — Die Kaiserin lächelte. „Das mag sein. Aber was hat denn dabei der Kaiser von Deutschland zu thun? Hier handelt es sich um den Kaiser in der Kinderstube, und der bin ich!“

Die Prinzen fahren heute noch nicht Canoe.

Wiesbaden. — Der seit dem letztvergangenen Frühjahr unter dem Schutze Ihrer Majestät der Kaiserin-Witwe Friedrich stehenden Industri-, Kunstgewerbe- und Haushaltungsschule von H. Ridder wurde kürzlich ein erneuter Beweis des Wohlwollens ihrer erlauchten Protectorin zu theil. Die hohe Frau beschäftigte mit großem Interesse eine von der Anstalt ins Leben gerufene Ausstellung von Kunst- und einfacheren Handarbeiten der Böglinge und schloß daran gleich noch eine eingehende Besichtigung der muster-gültig eingerichteten Räume der Schule, sowie des mit der letzteren in Verbindung stehenden Pensionates.

Karlsruhe. — Gelegentlich einer parlamentarischen Verhandlung der zweiten badischen Kammer fiel am Regierungstische die bemerkenswerthe Versicherung, daß die Schülerinnen des Mädchen-Gymnasiums zur staatlichen Reifeprüfung zugelassen werden würden, und daß der Erlaß von gesetzlichen Bestimmungen hierüber nur noch eine Frage der Zeit sei. Das Karlsruher Mädchen-Gymnasium beginnt im Herbst d. J. mit der Ober-Secunda seine dritte Klasse und wird 1899 in der Lage sein, die ersten Abiturientinnen zu entlassen. Der Verein „Frauenbildungs-Reform“, Vorsitzende Frau J. Kettler, Hannover, aus dessen dankenswerther Initiative das erste deutsche Mädchen-Gymnasium zu Karlsruhe entsprang, richtet an alle



Comtesse Miette Kumerstirch.

Nach einer Photographie des k. k. Hof-Ateliers Adole, Wien.

Prinzessin Essie Fürstenberg.

Nach einer Photographie des k. k. Hof-Ateliers Adole, Wien.

Fouillard-Seide

95 Pf.

bis Mk. 5.85 p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 60 Pfg. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)
Seiden-Damaste v. Mk. 1.35 — 18.65 **Seiden-Grenadines** v. Mk. 1.35 — 11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe „ 13.80 — 68.50 **Seiden-Bengalines** „ 1.95 — 9.80
Seiden-Foulards „ 95 Pfg. — 5.85 **Seiden-Surahs** „ 1.35 — 6.90
Seiden-Maschen-Atlas „ 60 „ — 3.15 **Seiden-Faille française** „ 2.45 — 9.85
Seiden-Nerveilseug „ 75 „ — 9.65 **Seiden-Crêpe de Chine** „ 2.35 — 10.90
Seiden-Balstoffe „ 60 „ — 18.65 **Seiden-Foulards japan.** „ 1.45 — 5.85
 p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellinas, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Töchter-Pensionat und Wirthschafts-Institut
 von Ph. Beauvais und E. Lenke, gegr. 1882.
 Breslau, Kaiser Wilhelmstraße 120 pt. und 1. Etage.
 Gleich praktische wie wissenschaftliche Ausbildung junger Mädchen höherer Stände.
 Vorzügliche Referenzen. ♦ Französisch im Hause. ♦ Prosopete franco.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
 Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Die Febr'sche Kunstakademie in Berlin

bietet Malerinnen in diesem Jahr Gelegenheit zu einer Studienreise nach Ober-Bayern und Italien während der Zeit vom 15. Juli bis 30. September unter Führung des Landschafts- und Marine-Malers **Willy Gamscher**. Ferner wird Herr Maler **Max Urb** vom 1. August bis 30. September in Kussow bei Pannowitz auf Uferdem stationirt, landschaftlichen Zeichnen und Mal-Unterricht erteilen. — Näheres erfährt man durch die Leitung der Anstalt, Bülowstraße 82.

Das Atelier der Kunstschule des **Frauenwerbsvereins zu Dresden.**
 Ferdinandstr. 13, II.
 empfiehlt eigene Mustervorwürfe zu Stickerien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorseichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Halb-Roll. v. ca. 25 qm franco. d. ganz Deutschl.
Linoleum „Henel“.
 Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1.60 M.
 Gemustert „ 2 „ „ 1.80 „
 Einfarbig „ 3 „ „ 2.30 „
 Einfarbig „ 3 1/2 „ „ 2.85 „
 Gemustert „ 4 „ „ 3.30 „
 Granit, ca. 4 mm in durchgeh.
 Must. tritt sich nie ab, qm 4.25 „
Neu! Wand-Linoleum
 zur Bekleidung v. Wänden i. Küchen, Badezimm. etc. in weissblau Fliesen, bunt apart, Blumen oder Arabesk.
 Muster. 100 cm brei. Mtr. 3.60 M.
 Käufer u. Teppiche in allen Grössen.
Jul. Henel vorm. C. Fuchs,
 Lieferant mehrerer Höfe.
 BRESLAU, Am Rathaus No. 24/27.
 Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich
Internationale Ausstellung
 für Amateurphotographie **Berlin 1896**
 Vorsitzende: Geheimrath Prof. Dr. Tobold, Geheimrath Prof. Dr. Fritsch.
 Anmeldung bis zum 20. Juli d. J.
 Prospekte versendet auf Wunsch der Schriftführer
Dir. Schultz-Henke, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 90.

Kerbschnitzerei
 Unterricht, Wertzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. v. Fr. Clara Roth, Berlin W., Bülowstr. 84a.
 Zur Anfertigung einfacher und eleganter Kolletten in bester und geschmackvoller Ausführung bei mäßigen Preisen empfiehlt sich
Berlin, Schönbergerstr. 30a. Louise Ransch.

Die Moden-Akademie
 zu Leipzig, Arndtstr. 30 b.
 Haarl. befristete, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschnebefähig, für Anfertigung zc. Ausführl. Prospekt gratis.

Freunde einer erweiterten wissenschaftlichen Bildung der Frauen zugleich eine erneuerte dringende Aufforderung ihm beizutreten und dadurch seine Ziele fördern zu helfen. Der Jahres-Beitrag jedes Vereins-Mitgliedes beträgt nur 3 Mark.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Dem eleganten schwarzen Seidentleide unserer Vorlage giebt die reiche, hochmoderne Applications-Stiderei auf Tüll ganz besonderen vornehmen Reiz.



Toilette mit Applikations-Stiderei.

Der weite, faltige Rock ist ohne jeden Besatz; über diesen tritt die offene Schoftaille, deren Jaden-theile und breite gefaltete Revers mit Krabestücken und Ranken besetzt sind. Apart und interessant erscheinen die hellen Taillenschnitten, die, zwischen Rücken und Vordertheil eingeschoben und breit unter dem Arm beginnend, im Taillenschluß spitz verlaufen. Der breite, faltige Schoß ist mit weißer Seide gefüllt. Einem reich mit Tüll-Applications überlegten Besätze aus plüschtem Krepp schließt sich der gekrauste Kragen an, dessen Abschluß hinten eine volle Rosette bildet. Der dreiviertel-lange Keulenärmel erhdigt in viereckigen Patten mit hellem Futter. Das hellfarbige Châseur-Hütchen garnirt Band-schleifen und Blätter-Nigretten. Breite Spitzen-Bolants umranden den Sonnenschirm aus duftigem Seidenstoff. N. B.

Wien. — Während des Sommers kam der Florentiner Hut, den man in seiner ringsum ganz kunstlos und weich herabfallenden Form von neuem besonders liebt, wieder recht zur Geltung. Ein sehr elegantes Exemplar wurde von der schönen Baronin Daisy B. getragen: Weißer Tüll und außerordentlich hoch gesteckte schwarze Straußfedern bildeten seine Garnitur, ein glatter schwarzer Invisibile-Tüllschleier gab der Erscheinung noch besondere Pikanterie. — An der dazu getragenen Toilette sind vor allem die großen, graziosen Chrysanthemen-Schleifen aus schattirtem Taffetband bemerkenswerth, die, aus zahllosen, in tiefe Fäden ausgeschnittenen Band-Enden bestehend, dem Kleide ganz willkürlich verstreut angelegt erscheinen. Oft werden ganz verschiedene Farben gewählt, so an einem rosa unterfütterten Kosüm von gesticktem Organza rosa, hellblaue und gelbschattirte Tuffs. Die



Florentiner Strohhut. Kleid mit Chrysanthemen-Schleifen.



Zäckchen-Kosüm mit Maschinestiderei-Verzierung.

beliebten Entrebau-Garnituren mit dazwischenliegenden breiten Säumen verwendet man mit Vorliebe schräg oder spitz an der Taille aufsteigend.

— Die Sommermode kann sich gar nicht genug thun am Dessin; so frapirt vor allem ein Kosüm, bei dem zu groß gebläuter Blusenweife aus weißer Seide mit Illa und grüner



Kosüm mit Boléro-Zäckchen.



Musterung, Rock und kurzes Zäckchen aus dunkelblauer, weiß pointillirter Seide gewählt sind; letzteres trägt auf dem Brusttheil applizierte grüne Watthauslagen



Toiletten für den Wassersport.

mit grüner Seidenstiderei in Form von Weinlaub-Ranken. Der über der Brust zusammengefaßte „Boléro“ tritt rückwärts unter den breiten, von einer Simill-Schnalle geschlossenen Gürtel; Brillant-Schnallen verzieren auch den Stehtragen auf beiden Seiten, gleichzeitig Rosetten-Raschen, mit gelblichen Valenciennes besetzt, festhaltend. Die Ärmel sind oben epauletten-artig in kleine Puffen eingezogen.

— Eine andere Art von Zäckchen aber loser indischer Seidenbluse zeigt die sehr dunkel cerise-rothe Wollensstoff-Toilette mit dunkelblauer Maschinestiderei-Verzierung. Letztere läuft auch, eine Naht markirend, über die rückseitige Hälfte des Bausärmels und deckt strahlenförmig jede Naht des Keilrodes. Diese Toiletten-Form wird auch aus den leichtesten Materialien gefertigt; sie ist besonders für Höhen-Aufenthalte günstig und beliebt und dürfte für die Herbst-Saison große Verbreitung erlangen. N. B.

Paris. — Wie die Mode sich die verschiedenen Promenaden- und Gesellschafts-Toiletten der Damen angelegen sein läßt, so sorgt sie auch unablässig für hübsche und zweckmäßige Sportkleidung, die heutzutage so fraglos mit zu dem Toiletten-Bestande einer modernen Frau gehört, als zu unserer Großmütter Zeiten die vielen

Duende selbstgestrickter, weißer Strümpfe. Für den Rudersport oder für Jachting bewährt sich die kräftige Serge in Weiß und Marineblau am besten. Unser erstes Modell zeigt zu einem weißen Serge-Rock eine marineblaue Planellbluse, deren weißleinerer Matrosenträger mit blauen eingestickten Ähren den Hals ziemlich weit frei läßt. Unter den vorn offenen, an der Schulter gekrausten Blusenheften wird der weißseidene Jersey sichtbar. Die Taille umschlingt eine weiße ausgefranzte Schärpe aus Wolstoff. Varet aus weißer Serge mit blauem Rand, dessen vordere Mitte ein weißer Anker ziert.

— Zu weiten Yacht- oder Dampferfahrten dürfte ein Kleidjames Zäckchen-Kosüm als besonders geeignet erscheinen. Rock aus dunkler Etamine und Bluse aus Gangeant Surah verbindet ein weißer Lederbürtel. Das

hinten in drei Falten arrangirte kurze weiße Tuch-Zäckchen mit drei jarlichschlagenden Revers und an den Vordertheilen eingestickten Ankeren giebt dem Ganzen erst den maritimen Charakter, den das Blusenkleid und auch der breitrandige Schirnhut aus rosa Seidenbast vermischen läßt. Duftige Seiden-Gaze nebst schwarzen und weißen Filzeln dienen dem mit schwarzem Sammetband eingefassten Hut zur Garnitur.

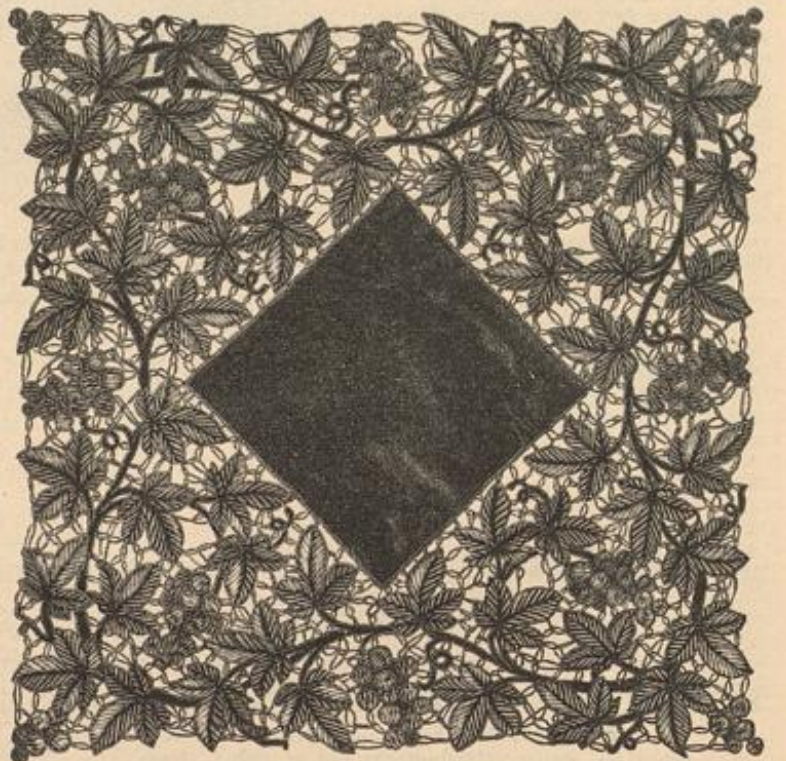
— Zu den sommerlichen Vergnügungen, mit denen die Jugend die Ruhestunden des Land- oder Bade-Aufenthaltes auszufüllen pflegt, — Croquet und vor allem Tennis, — trägt man gern eine Kleidung, die jegliche Bewegung gestattet. Soll sie zugleich den Charakter einer einfachen Gesellschafts-Toilette für „Gartenpartien“ tragen, so bieten unsere kleinen Darstellungen beachtenswerthe Winke, wie man das Praktische und Kleidfame auf geschickte Weise verbindet. In einer Bluse aus schwarz besticktem rosa Seiden-Muffelin war für den Rock und die viereckig ausgeschnittene Epauletten-Passe hellblauer Watif über rosa Futterstoff gewählt. Neuherb pikant wirkte der Besatz aus schmalem schwarzen Sammetband, der am Rockrand in dreifacher Reihe wiederkehrte. Auch den Gürtel bildete breites schwarzes Sammetband, hinten zur Seite geordnet. Den breitrandigen schwarzen Canotier zierte eine Schleife aus übereinander gelegtem hellblauen und rosa Seiden-Muffelin.

— Eine andere Toilette zeigt an Schulter und Ärmel reichste Verwendung alter Argenton-Spitze, die dem sanariengelben Watifkleide einen äußerst vornehmen Charakter giebt. Schmales Sammetbändchen ist in drei Reihen dem Halsfragen aufgesetzt; ein breiter weißer Atlasgürtel, seitlich mit hoher schmaler Schnalle geschlossen, umgiebt die Taille. Sehr kleidam ist der Hut, dessen spitzer Kopf die seitliche Garnitur von plüschtem Tüll und Federfellen trägt. Cache peigne von dunkeln Rosen. B. de G.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Unsere heutige Vorlage zeigt das wirkungsvolle, nach Art der venetianischen Stidereien ausgeführte Muster, das wir bereits in der Nr. vom 1/9 89 als Tischläufer veranschaulichten, zu viereckigem „Müssen“ gestaltet; die naturgroße Darstellung nebst Vorzeichnung dürften auch hier von Nutzen sein. An die Stelle der Repöseide tritt hier grünlich-graues Leinen, welches so kräftig ist, daß man die einzelnen Zäden sieht. Zur Herstellung bedarf man eines 64 cm im Quadrat großen Leinentheiles, dem das Muster aufzuzeichnen ist; in den Rahmen gespannt, arbeitet man zunächst mit kräftiger Stid-Chenille die Füllung der Blätter in zwei Tönen Eliv, mit feinerer Chenille die Trauben in vier Tönen eines sahlen Blauroth. Den braunen, in Stiellich ausgeführten Ranken und Stielen fügen sich die Blätter an, in jedem derselben beide Farben-Niancen vereinernd, theils im Längnetten, theils im Schrägsich. Kreuznaht, in verschiedener Stidlage und in willkürlicher Verbindung der vier röhlichen Töne, füllt die einzelnen Weinbeeren. Kräftige Goldschnur, mit Längnetten aus altgoldfarbener Seide besetzt, dient als Umrandung der Musterfiguren und bildet, in kleine Schlingen gelegt, die Vicots des Aufhanges, sowie die Guipure-Verbindung der Blätter und Trauben unter einander. Nach vollendeter Stiderei wird der Stoff unterhalb des Guipure-Grundes längs der Contouren von der linken Seite aus fortgeschritten. Ein bräunlich olivgrüner Seidenläsch-Theil von 22—23 cm im Quadrat nimmt die Mitte der Decke ein. E. J.



Decke mit venetianischer Stiderei.

Verzugsquellen: Florentiner Hut: Habig, Wien, Rärntnerstr. 51. — Decke: Kunststiderei-Meister von Frau E. von Wedell, SW, Halsestr. 4.

Schweizer Seide ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.

— Direkter Verkauf an Private. —

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 17.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin und Vöden, 1. September 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XXIII. Jahrg.

Wachdruck verboten.

Das Besinnen.

Von Charlotte Niese in Altona.

„Erzähle uns doch endlich einmal eine Geschichte!“ sagten wir wohl hundertmal zu Lene Thorsen. Sie schüttelte aber genau so oft den Kopf.

„Kinder, ich weiß keine! Was wollt Ihr auch mit Geschichten? Die sind meistens doch nicht wahr!“

„Wir mögen sie aber gern hören!“

„Ja, das mögt Ihr wohl; aber man kann nicht alles kriegen, was man mag!“

Mit dieser etwas bekannten, doch für alle Leute höchst langweiligen Philosophie schnitt Lene sämtliche stürmischen Bitten kaltblütig ab; dann trank sie ihre vierte oder sechste Tasse Kaffee aus und sog dabei an einem Stückchen Candis-Zucker.

Lene Thorsen war unsere Plätterin, eine Frau in mittleren Jahren, mit gutem Gesicht und freundlichem Wesen. Sie plättete gut und war gefällig gegen uns, wenn wir mit plötzlich entdeckten Flecken auf eben noch ganz reinen Kleidern zu ihr kamen. Aber sie erzählte keine Geschichten, weder von Gespenstern, noch von Hexen, von Dänen oder Deutschen, und daher schätzten wir sie nicht so, wie sie es vielleicht verdiente. Dabei muß man nicht glauben, daß sie schweigsam war; im Gegentheil, wenn sie in der Küche saß und eine gemeinsame Mahlzeit einnahm, dann stand ihr Mund, auch abgesehen vom Essen, nicht still. Nur wenn wir Kinder kamen und stürmisch eine Theilnahme an der Unterhaltung verlangten, sah sie uns ausdruckslos an und bemerkte, daß sie nichts wisse. Das war doch ärgerlich! Niemand kann es uns also verdenken, daß wir Lene eigentlich nur halb leiden mochten. Ihr Sohn Willi, der gelegentlich bei uns erschien, war auch nichts für uns. Der gehörte nämlich zu den Leuten, die man dumm nennt, und die es auch wirklich sind. Er war zwanzig Jahre alt, konnte weder lesen, noch schreiben, und seine Hauptbeschäftigung bestand in einem sehr thörichten Lachen. Keiner liebte ihn besonders, obgleich er niemand etwas that; aber auch wir gingen ihm aus dem Wege.

„Willi Thorsen ist blödsinnig!“ berichtete ich eines Tages triumphirend. Ich hatte das Eigenschaftswort eben erst gelernt und fand es wunderhübsch.

„Das ist er nun doch nicht!“ lautete die Antwort meiner guten alten Tante, bei der ich Unterricht hatte, „aber er ist schwachen Geistes, und Du mußt recht freundlich gegen ihn sein!“

„Weshalb?“

„Schon aus Dankbarkeit dafür, daß Du lesen und schreiben lernen kannst!“

Ich seufzte. Lesen und schreiben gehörten gerade nicht zu meinen Lieblings-Beschäftigungen; als ich aber am nächsten Tage Willi Thorsen auf der Kirchhofsmauer sitzen und mit leerem Gesicht vor sich hinstarren sah, fand ich es doch ganz nett, daß ich nicht war, wie er. Deshalb setzte ich mich zu ihm und schenkte ihm ein Bild. Das hatte auf einem Ruchenherzen geessen, steckte schon längere Zeit in meiner Tasche und sah nicht gerade mehr viel nach einem Kunstwerk aus. Aber Willi stieß einen Schrei der Freude aus; er betrachtete vergnügt zwei blutrothe, von einem Pfeil durchbohrte Herzen, die oben in Flammen standen.

„Wo sein!“ sagte er in seiner etwas schwer verständlichen Sprache, und ich nickte.

„Ja, es ist ein sehr schönes Bild! Du mußt es gut verwahren und“ — hier empfand ich einen leichten Kummer über meine Großmuth — „Du mußt mir bald auch etwas schenken! So gehört es sich! Wer ein Geschenk annimmt, der muß bald, sehr bald etwas wieder geben, sonst ist er ein Lump! Hast Du mich verstanden?“

Willi nickte; dann aber stand er auf und entfloh eilig mit seinem Schatz. Es war gerade, als wenn er ahnte, daß mir das Bild plötzlich sehr werthvoll geworden war.

Aber am andern Tage, als Frau Thorsen bei uns plättete, erschien die lange, plumpe Gestalt von Willi plötzlich an der Hausthür, vor der ich gerade saß; er drückte mir einen leichten, sonderbaren Gegenstand in die Hand.

„Hier!“ sagte er und lachte triumphirend.

Es war ein recht großes Stück Bernstein, wie es am Strande gefunden wird; vergnügt lief ich mit meinem Geschenk davon, um es der ganzen Familie zu zeigen, denn Bernstein besaß für uns alle eine große Anziehungskraft, und einer der älteren Brüder sammelte es.

„Dein Willi ist ein guter Junge!“ bemerkte ich zu Lene Thorsen, als ich in die Plättstube kam. Die also Angeredete sah mich viel freundlicher an, als es sonst ihre Gewohnheit war.

„So? Meinst Du das wirklich? Ja, er ist gut, und die Leute mögen ihn doch alle nicht leiden, weil er dumm ist!“

„Du magst ihn aber doch leiden?“ bemerkte ich.

„Nun ja, ich bin ja auch seine Mutter!“ — Lene plättete hastig weiter.

„Ich mag ihn viel lieber leiden, als wenn er klug wäre!“ Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, und obgleich ich ihre plötzliche Traurigkeit nicht begriff, so nahm ich mir doch vor, Willi nächstens wieder ein Bild zu schenken.

Ich führte diese Absicht auch aus, und da meine Brüder Jürgen und Milo sich gleichfalls hin und wieder mit Willi unterhielten, so kam eine Art von Freundschaft zwischen uns zu stande, die Frau Thorsen ganz besonders zu gefallen schien. Sie wurde nämlich wirklich freundlicher gegen uns und „schnuppste“ uns nicht ab, wenn wir mit ihr sprechen wollten.

Es war an einem Sonntagnachmittag, und Jürgen und ich wurden zu Frau Thorsen geschickt, um eine Bestellung zu machen. Sie saß stridend am Fenster ihres kleinen, sehr ärmlich eingerichteten Stübchens, und

Willi saß ihr gegenüber. Als wir eintraten, lachte er uns an; dann zeigte er uns das Bild mit den durchbohrten Herzen. Der Zahn der Zeit war mittlerweile nicht schonender mit dem Bildniß verfahren; die Herzen aber waren noch ganz gut zu erkennen, und ich besah sie mit großem Entzücken, während Jürgen seine Bestellung ausrichtete.

Dann griff auch er nach dem Bildchen und betrachtete es achselzuckend. „Wie häßlich!“

„Willi, ich schenke Dir ein anderes Bild mit zwei Hunden und Affen darauf!“

Willi strahlte; ich aber war beleidigt.

„Zwei Herzen sind nicht häßlich! Nicht wahr, Lene?“ Frau Thorsen nickte ernsthaft. „Gewiß nicht!“

Zwei Herzen sind das Schönste, was es geben kann, nur daß sie nicht immer zusammenkommen!“

Sie hatte das elende Bild genommen und strich leise darüber hin. „Sie kommen nie zusammen; oder



Willkommen!

Nach einer Aufnahme von H. Red, R. u. R. Hof-Photograph, Eins.
Siehe Seite 136.

sie werden auseinander gerissen!" setzte sie hinzu. Jürgen lachte herzlich.

"Du meinst natürlich die Liebe!" bemerkte er. "Unsere Köchin Nise hat auch ein Bild mit zwei Herzen. Sie sind nur größer und fetter. Aber ihr Bräutigam ist auch ein dicker Schlachtergefell gewesen. Nun ist er weg, und sie sucht einen neuen; aber sie sagt, die Herzen bedeuteten treue Liebe!"

Lene hielt das kleine Bild noch in der Hand und sah starr darauf hin.

"Nise weiß nicht, was treue Liebe ist! Wer einmal ordentlich geliebt hat, der darf es so bald nicht wieder thun! Wenn ich mir denke, wie ich ihn treu geliebt habe und noch liebe, und kein Mensch weiß es, — kein Mensch." — Sie stockte.

"War das Dein Mann, von dem Du sprichst?" fragte Jürgen. Er hatte sich vor Lene gestellt und sah sie neugierig an; denn er witterte eine Geschichte, die man sich an einem dunkeln Sonntagnachmittag nicht entgehen lassen mußte.

Aber die Gefragte schüttelte den Kopf.

"Es war nicht mein Mann," sagte sie dann langsam. "Und nun geht nur wieder nach Hause, Ihr seid viel zu klein für solche Geschichten!"

Aber sie kannte uns schlecht. An diesem Nachmittage gingen wir allerdings nach Hause; bald aber wußten wir aus Frau Thornsen's eigenem Munde die Geschichte ihres Lebens, und als wir sie wußten, fanden wir sie sehr langweilig. Denn was ist dabei, wenn ein Mädchen einen anderen Mann, als den, den sie gerade leiden mag, heirathet?

Frau Thornsen's Geschichte enttäuschte uns sehr. Wir saßen neben ihr, während sie Kaffee trank und die Zunge ihr durch unser endloses Fragen gelöst ward.

"Rein, solches dummes Zeug!" rief Jürgen entrüstet. "Warum mochtest Du Deinen Mann denn nicht leiden?"

"Ich mochte ihn wohl, aber nicht so gern, wie den anderen!" murmelte Frau Thornsen, die durch unsere Mißbilligung denn doch verlegen ward.

"Weshalb nimmst Du den anderen denn nicht?"

"Er fragte mich ja garnicht!" seufzte sie. "Er tanzte wohl mit mir, und er ging mit mir spazieren, und einmal schenkte er mir einen ausgestopften Kanarienvogel, aber —"

"Nun, warum fragtest Du ihn denn nicht, ob er Dich heirathen wollte?"

"Das ging alles nicht! Er wollte eine mit Geld haben, und ich glaube, er hatte schon eine Braut! Aber er gefiel mir so gut, und wenn Thornsen nicht gekommen wäre, dann hätte ich auch garnicht geheirathet! Ganz gewiß nicht! Aber Thornsen mochte ich es nicht abschlagen! Er ist auch immer gut gegen mich gewesen, nur, daß er ein bißchen viel trank. Einmal fiel er vom Erntewagen, und da war er gleich todt. Sonst hat er mir eigentlich keinen Kummer gemacht, und an den anderen habe ich damals garnicht gedacht. Und jetzt denke ich auch selten an ihn; nur weil Ihr mich so furchtbar quält, daß ich Euch etwas erzählen soll, und ich sonst garnichts weiß. Da denke ich denn an die Liebe, weil das doch ein schönes Gefühl ist!"

"Wie hieß der andere?" fragte Jürgen, den die lange Erzählung Lene's vollständig gleichgültig ließ.

Aber jetzt schüttelte sie den Kopf. "Er ist er!" sagte sie bestimmt. "Seinen Namen braucht kein Mensch zu wissen; der ist bloß in meinem Herzen eingegraben!"

Es half nichts, daß wir ihr schworen, wir wollten „Er's“ Namen niemand, keinem Menschen, nur Papa und Mama, den Brüdern und einigen auserwählten Freunden mittheilen; sie blieb fest, und allmählich ließen wir von ihr ab.

Im Grunde genommen erschien uns die Sache auch gleichgültig, und wir vergaßen Lene Thornsen's Geschichte sehr bald; schon deswegen, weil es ja eigentlich keine Geschichte war. Aber wir standen mit ihr auf einem freundlichen Fuße, weil wir mit Willi sprachen und ihm hin und wieder eine Kleinigkeit schenkten.

Um diese Zeit lernten wir Böttcher Butenschön kennen, und diese Bekanntschaft regte uns mehr an. Butenschön war ein „unterhaltbarer“ Mann, wie die Leute bei uns sagen, und wenn er die Reifen um seine Fässer und Bottiche schlug, dann konnte er sehr angenehm dabei sprechen. Er wohnte seit undenklichen Zeiten in einem kleinen, sehr sauberen Hause, an den sich der Hof, in dem er arbeitete, schloß; wir lernten ihn freilich erst kennen, als wir einmal an ihn eine Bestellung zu machen hatten.

Da saß er auf einem Bod mitten zwischen Reifen und Tonnen, aß Butterbrod und trank dazu aus einer kleinen dunkeln Flasche. Er fragte uns gleich, ob wir „etwas ab“ haben wollten, doch wir dankten. Aber seine Gastfreundschaft machte uns einen guten Eindruck; wir

blieben lange bei ihm sitzen, vergaßen unsere Bestellung, mußten deswegen noch einmal zu ihm und fanden ihn bei dem zweiten Besuch noch netter, sodaß wir von dieser Zeit an Böttcher Butenschön zu unseren ganz speciellen Freunden rechneten. Er war wirklich ein netter, freundlicher Mann, und daß andere Leute sein dickes, rothes Gesicht häßlich fanden, berührte uns nicht weiter. Andere Leute, so bemerkten wir, wären auch nicht immer hübsch, und was uns an Butenschön so gefiel, war, daß er nicht allein mit uns sprach, sondern uns auch hin und wieder um Rath fragte. Wir konnten ihm z. B. begegnen, und er winkte uns alsdann zu sich heran. „Ob ich woll noch ein Piep Tabak rauche, oder ob ich es sein lasse?“ fragte er wohl; oder er wußte nicht, ob er noch einen „kleinen Gluck“ im nächsten Wirthshaus nähme, oder nicht? Alle diese Fragen, die sein Herz beschäftigten, theilte er uns mit, und wir zeigten uns auch seines Vertrauens würdig. Wir riethen immer zu; sowohl zu der Pfeife Tabak, als zum kleinen Schluck, und er nickte dann vergnügt.

„Gut, daß ich Euch fragte, Kinders! Ihr seid kluge Kinders!“

Dieses Lob that uns wohl; denn nicht alle Menschen waren von unserer Klugheit so durchdrungen, und Anerkennung ist doch immer das Schönste.

„Bist Du eigentlich garnicht verheirathet?“ fragten wir Butenschön eines Tages. Er war uns auf dem Schulwege begegnet und ging einige Schritte mit uns.

„Ich? Du lieber Gott! All lange, all lange!“ sagte der Böttcher mit einem Seufzer.

„Wo ist Deine Frau denn?“

„Die liegt in Bett! Schon an die zehn Jahrens! Die is krank und ämmerlos krank!“

Er seufzte noch einmal, und dann steckte er sich zum Trost die Pfeife an.

„Wir können sie ja einmal besuchen!“ meinte Jürgen in einem Tone, als wenn Frau Butenschön durch dieses Glück gleich wieder gesund würde.

„Nee, das laßt man sein!“ bemerkte ihr Gatte. „Sie is nich for Besuch; sie wird leichtens fünsch*), und dann smeißt sie einen was an den Kopp! Mich hat sie 'mal ein Theepott an den Kopp gemiffen, — o, das that ordentlich weh, kann ich Euch sagen! Und einmal hat sie den Doctor in die Hand gebissen, wo er ihr bloß ein büschen bequemer in ihr Bett setzen wollte!“

„Du hast ja eine sehr böse Frau,“ bemerkte ich; „weshalb hast Du sie denn geheirathet?“

Böttcher Butenschön nahm die Mütze ab und rieb sich die kahle Stirn.

„Ja, das sag' man!“ murmelte er. „Worum hab' ich ihr genommen? Vater wollt' es ja, und Mutter auch, und sie hatt' auch ein büschen Geld. Geld muß' ich nu haben fors Geschäft, und Lise war warrafftig ein ganz ansehnliches Mädchen. Was konnt ich wissen, daß sie mannichmal nich recht bei Verstand is und denn doll wird? Das hatt' mich kein Mensch gesagt!“

Er rauchte schweigend weiter, und wir fragten ihn darauf, ob der Theepott, den er an den Kopf bekommen hätte, heiß oder kalt, voll oder leer gewesen wäre. Aber Butenschön antwortete nicht auf diese Gewissensfragen.

„Nee,“ fuhr er plötzlich fort, „ich weiß, wo es an liegt. Ich habe mir damalen nich genug nach Lise erkundigt, und ich hab' man bloß auf mein Vater und Mutter gehört, was verkehrt is! Denn wenn man heirathen will, denn muß man ein ganzen Berg Menschen fragen, ob auch allens in Ordnung is, und ob sie da nix gegen haben! Na, und was ich sagen wollte: da is Kröger sein Wirthschaft! Ob ich da wohl eingehe und einen Lütten***) nehme?“

Wir riethen dringend zu. Obgleich wir noch nicht viel von den Freuden und Leiden einer glücklichen Ehe verstanden, so schien uns Butenschön doch der Stärkung bedürftig.

Von jetzt ab blieb es übrigens unser glühender Wunsch, die Bekanntschaft von Frau Butenschön zu machen, wenn auch nur aus sicherer Entfernung. Aber wie viele andere Wünsche, so ging auch dieser nicht in Erfüllung. Frau Butenschön war wohl sehr krank und geistig gestört; kein Mensch bekam sie zu sehen, und niemand wußte viel von ihr zu sagen.

Aber eines Tages hieß es, daß sie gestorben wäre. Da freuten wir uns für unseren Freund Butenschön und nickten ihm zu, als wir ihm einen Tag später begegneten. Er sah aber garnicht nach uns hin, und auch als wir der Beerdigung in einiger Entfernung beiwohnten, vermiften wir, daß Butenschön zu uns herüberblickte.

Eigentlich hatten wir ihm nach der Beerdigung einen Condolenz-Besuch machen wollen, aber nun thaten wir es

*) = böse.

**) Kleinen Kummel.

nicht, sodaß wir ihn geraume Zeit garnicht sahen und ihn halbwegs vergaßen.

Lene Thornsen arbeitete nach wie vor bei uns. Sie war gerade so wenig mittheilsam, wie früher; allein wenn sie sprach, dann sprach sie von Liebe. So sagte unser Kindermädchen wenigstens, die über die Liebe andere Ansichten zu hegen schien, wie Frau Thornsen, und die sich über diesen Gegenstand schon mit ihr erzürnt hatte. Wir konnten aus diesen Unterhaltungen niemals so recht klug werden; indessen fanden wir es doch ganz nett, daß Frau Thornsen über den Tod Frau Butenschön's gemeint hatte. Sie plättete gerade bei uns am Beerdigungstage, und da konnte sie vor lauter Nahrung garnicht arbeiten.

„Mochtest Du Frau Butenschön so gern leiden?“ fragten wir endlich, als Lene's Thränen unerschöpflich schienen.

Sie schüttelte den Kopf. „O nein, aber — er — er thut mir so leid! Es muß schrecklich sein, seine Frau zu verlieren!“

„Na, wenn meine Frau mich mit Theetöpfen wirft, dann kann sie meinetwegen gleich sterben!“ meinte Jürgen.

Trotzdem weinte Lene still weiter, und sie hatte so viel Mitleid mit Butenschön, daß sie fast garnichts plättete.

„Paß auf! Lene will Butenschön heirathen, und ich glaube beinahe, sie meint den alten Kerl, wenn sie immer von ‚er‘ und ‚ihm‘ spricht!“ sagte das Kindermädchen zu mir, als sie mich zu Bette brachte. Sie war sechzehn Jahre alt, und wenn sie gerade niemand anders hatte, dann theilte sie mir ihre Gedanken mit.

Ich war wohl überrascht, aber auch sehr müde, weshalb ich mich über diese Offenbarung nicht weiter aufregte. Am nächsten Morgen hatte es zum ersten Male gefroren. Dieses Ereigniß hatten wir seit October mit Schmerzen erwartet, und es war schon Mitte November. Wir wollten nämlich Schlittschuh laufen, und als nun auf Dächern und Wiesen ein weißer Schimmer lag, da hatten wir die größte Eile, nach unseren Schlittschuhen zu suchen.

Oben auf dem Boden lag immer ein ganzer Vorrath von sehr alten und jüngeren Schlittschuhen, zu dem jedes Jahr neuer Zuwachs sich gesellte. Denn, wie bekannt, passen die Schlittschuhe vom vorigen Jahre niemals, und dann hatten wir auch alte Eisen von Onkeln und anderen Verwandten in Verwahrung. Mein ältester Bruder kam endlich mit einem ganzen Packet von Schlittschuhen nach unten; jeder von uns suchte sich aus, was ihm wohl passen könnte.

Während wir uns auf dem Flur dieser Beschäftigung hingaben, blickte Willi Thornsen plötzlich in unsere Hausthür hinein. Er war noch immer unser guter Freund, und da er so sehnsüchtig ansah, winkte unser ältester Bruder ihn zu sich heran.

„Nun, willst Du auch ein paar Schlittschuhe haben, Willi? Sieh 'mal, hier, — da ist ein Paar, das Dir gewiß groß genug ist, das kannst Du gern nehmen!“

Er hielt dem großen Menschen ein Paar endlos langer Schlittschuhe hin, und Willi griff darnach mit einem rauhen Laut des Entzückens.

„Kannst Du denn Schlittschuh laufen?“ fragte Jürgen. Willi nickte. „Ein büschen; aber ich lieb mich die Slitters!“

Seine Augen glänzten, und Jürgen sah ihn wohlwollend an.

„Falle nur nicht auf dem Eise, und wo es dünn ist, da nimm Dich in Acht!“

Willi nickte mit einem so andächtigen Ausdruck, daß Jürgen seine Ermahnungen fortsetzte.

„Und wenn ein Mensch einbrechen sollte, dann wirf Dich platt aufs Eis und rutsche nach der Stelle hin, wo er eingebrochen ist, und kriege ihn bei den Haaren und rette ihn, hörst Du?“

Willi murmelte ein gehorsames Ja nach dem anderen; dann verschwand er seelenvergnügt mit seinen Schlittschuhen.

Zum Eislauf kam es übrigens noch lange nicht, obgleich wir uns auf alles gerichtet hatten. Erst kurz vor Weihnachten bedeckten sich die Gräben und Teiche mit einer Eisschicht, und auf einer überschwemmten Wiese konnten wir eines Morgens auch unsere Schlittschuhe versuchen. Willi Thornsen lief dort gleichfalls herum, etwas ungeschickt allerdings; doch konnte er sich auf den Füßen halten und begrüßte uns mit einem vergnügten Lächeln.

Jürgen lief auf ihn zu.

„Nun, Willi, weißt Du noch, was ich Dir vom Laufen gesagt habe?“

Der Gefragte nickte. „Ich soll nich einbrechen, und wenn ein fällt, soll ich ihn bei die Haaren fassen!“

„Natürlich nur, wenn er ins Wasser gefallen ist, Willi!“ verbesserte Jürgen ihn. Willi nickte wieder und wieder. Er hatte seinen vorhergehenden Satz stockend

und schwerfällig aufgefagt; nun schien es ihm etwas unbequem zu sein, noch Neues dazu lernen zu müssen. Plötzlich war er unferen Blicken entschwunden. Jürgen meinte achselzuckend, er sei doch sehr dumm.

Nachdem wir unsere Schlittschuhe wieder abgeschmalt hatten und nach Hause gingen, begegnete uns plötzlich Butenschön.

„Nu, Kinders,“ sagte er, vor uns stehen bleibend, „das is lang her, daß ich Euch gesehen hab!“

„Ja, Butenschön, das ist lange her! Aber Du hast uns garnicht gesehen, als Deine Frau begraben wurde, und auch vorher nicht, da wollten wir Dich nicht wieder besuchen!“

„Du lieber Gott, ja!“ sagte Butenschön mit einem Seufzer. „Ich hab' Euch woll gesehen, wo Ihr so nüdlich auf die Kirchhofsmauer standet; aber ich wußt nich rech, soll ich hingucken, oder soll ich nich hingucken? Soll ich 'Tag sagen, oder soll ich nich 'Tag sagen! Wenn ich man immer wußt, was ich thun soll!“

„Willst Du Dich eigentlich wieder verheirathen?“ fragte Jürgen. Butenschön, der neben uns her ging, blieb wieder stehen.

„Ja, wenn ich das man wußt!“ erwiderte er gepreßt. „Ein sagt: »Besinn Dir nich lang; Du hast es so schlecht gehabt, nu heirath' man fixemang ein klein nettes Mädchen!« Und ein sagt: »Butenschön, sei gewarnt mit Deine Erfahrungen! Die Ehe is nix for Dir, da laß die Hand von!« Was is nu wahr, und was is nu nich wahr?“

Er sah uns so hilflos fragend an, daß wir uns beisteten, ihm unsere Rathschläge nicht vorzuenthalten. Jürgen meinte, er solle eine Frau auf Probe nehmen, und wenn sie nicht mit Theetöpfen um sich würfe, dann solle er sie behalten. Milo, der mit großem Eifer biblische Geschichte lernte, wollte daraus einen Rath geben, kam aber nicht auf etwas Ordentliches, und mir fiel plötzlich Frau Thorsen ein.

„Vine sagt, Frau Thorsen will Dich heirathen!“ bemerkte ich. Der Böttcher sah nachdenklich aus.

„Vene? So? Will die mir noch immer? Ja, früher hat sie auch was von mich gehalten; abersten damalen konnt ich ihr nich nehmen, — sie hatt' ja nich das Allergeringste! Das ging nich vors Geschäft!“

„Heirathe sie doch!“ empfahlen wir drei, wie aus einem Munde; aber Butenschön schüttelte den Kopf. „Nee, das is nix! Sie hat ja den Jungen, den mocht' ich nich im Hause haben. Er soll ein boshastigen Charakter haben und schlägt mir am Ende todt!“

Wir versicherten, daß Willi uns noch niemals etwas gethan habe; aber der Witwer hörte nicht auf uns.

„Nee, oh nee! Man nix von sowas! Einmal hab' ich das Mallöhr mit'n Ehestand gehabt; nu muß ich mir ordentlich bedenken. So'n dummen Jungen, der mich vielleicht nach'n Leben tractet, will ich nich in mein Haus haben! Abersten, Kinders, besucht mir nur 'mal! Ich hab' das nu ganz gemüthlich bei mich, und wenn ich man bloß genau wußt, ob ich mich ein Klavier oder ein Sopha kaufen sollt, denn wär allens gut!“

„Magst Du so gern Klavier spielen?“ fragten wir einigermassen erstaunt, denn wir mochten es nicht.

„Oh nee, spielen thu ich nich; abersten Hammer, der mit die alten Klavierens handelt, sagt, ich muß' nu eins kaufen, weil daß ich doch nu Freude an mein Leben haben soll; und Petersen, der zwei Sophas fertig hat, meint, ich muß' mich nu ausruhen von allens, was ich erlebt hab'! Was soll ich nu thun?“

„Kaufe das Sopha!“ riefte Milo, der zur Bequemlichkeit neigte.

„Das Klavier ist doch auch nett!“ befürwortete Jürgen.

Butenschön seufzte. „Nu luf an! Sonsten wußt Ihr allens, und nu könnt Ihr auch nix Ordentliches sagen! Abersten vielleicht könnt Ihr mich sagen, ob ich noch ein büschen zu Kröger gehen soll, wo es doch nu anfängt zu frieren und die Wärme in Magen gut is?“

„Ja, gehe nur!“ riefen wir, und Butenschön ging befriedigt von damen, nachdem er uns noch einmal dringend eingeladen hatte, ihn zu besuchen.

Das thaten wir später auch; vorher aber theilten wir Frau Thorsen unsere Unterhaltung über sie mit.

„Du, Vene, Butenschön will Dich nicht heirathen, weil Du Willi hast; wir haben mit ihm darüber gesprochen!“

Die also Angeredete, die bei uns arbeitete, sah hästig von ihrem Plättbrett auf.

„Ich weiß schon!“ sagte sie dann. „Er will mich nicht!“

Es schien demnach, daß Butenschön mit anderen Leuten auch über seine Angelegenheiten sprach; darauf aber achteten wir nicht.

„Es ist schlimm, daß Du Willi hast; Butenschön ist doch ein so netter Mann, und er kauft sich ein Klavier oder ein Sopha!“

Hierauf antwortete Frau Thorsen nicht, und wir hörten nur hinterher von Vine, daß die Frau in der Küche gesagt hätte, sie wäre nun einmal für die wahre Liebe und sie liebte Butenschön. Aber Willi wäre ihr Fleisch und Blut; den liebte sie auch und würde ihn niemals verlassen.

Wir hörten diese Berichte nur mit halben Ohren an; die Weihnachtszeit kam, da konnten wir uns nicht mit Vene Thorsen beschäftigen. Auch Butenschön entschwand unserem Gedächtniß, und erst eben vorm Weihnachtsabend sahen wir ihn wieder.

„Kinders, Kinders, was besucht Ihr mir denn gar nicht?“ sagte er vorwurfsvoll. „Ich hab' noch Kuchen von Markt her, der muß doch aufgeessen werden!“

„Hast Du eigentlich schon Dein Klavier?“ fragte Jürgen.

„Nee; ich konnt' mich nich einig werden, gerade so, wie mit mein neue Frau!“

Und Butenschön, der neben uns herging, schüttelte bekümmert den Kopf. „Du großer Gott, was quälen sie mir! Ich krieg schon ordentlich Briefens von Lande, wo ein steht, daß ich mir bald wieder verheirathen soll. Ein Tante von mich in Tannendorj weiß zwei Mädchens, die beide furchbar süß sind. Na, beide kann ich doch nich auf einmal nehmen. Da müssen sie Geduld haben, und ich kann ja auch abberufen werden, vordem ich mit die eine durch bin!“

Seine vertraulichen Mittheilungen erweckten in uns eine gewisse Rührung; wir wußten ihm jedoch nicht zu rathen, besonders da wir eigentlich auch an andere Dinge dachten.

„Kommt Vene noch oft bei Euch?“ fragte Butenschön plötzlich, als er eine Weile neben uns hergegangen war und über die Mühsale des Lebens geklagt hatte. Wir bejahten diese Frage. Er blieb stehen, während er sich langsam den Kopf rieb.

„Ja, Kinders, wenn Vene nu 'mal bei Euch is, denn fragt sie man — er stockte plötzlich und sah sich ärgerlich um. Willi Thorsen ging nämlich gerade bei uns vorüber und grinste uns sehr dumm an, während er seine Schlittschuhe hoch in der Luft schwenkte.

Butenschön sah der ungeschickten, häßlichen Figur nach und vergaß ganz, seinen Satz zu vollenden.

„Was sollen wir Vene fragen?“ erinnerten wir ihn endlich; er aber schüttelte den Kopf.

„Nee, laßt man! Oh, was'n häßlichen Jung, was ein boshastigen Jung! Nee, nee, man keine Bestellung!“

Wir konnten ihn nicht verstehen und fanden ihn sehr sonderbar; als aber die Weihnachtstage vorüber waren, und wir uns von Baum und Geschenken einige Zeit losreißen konnten, da besuchten wir Butenschön. Er empfing uns mit großer Gastlichkeit, und weil wir bis jetzt nie in seinem Hause gewesen waren, so betrachteten wir alles mit großer Aufmerksamkeit. Seine Wohnstube war ganz behaglich. Als wir auf dem alten Mohrhaar-Sopha saßen und trockenen Honigkuchen aßen, ging die Unterhaltung gut von statten.

„Das is mein Selige!“ sagte der Böttcher, während er uns ein Daguerreotyp zeigte, das man ganz besonders halten mußte, um überhaupt etwas zu erkennen.

„Ja, damalen war sie jung und smud! Später is das anners geworden. Und dies hier —“, er holte noch ein Bild, auf dem ein sehr bärtiger Mann saß, der beide Hände auf die Kniee gelegt hatte, „dies ist vordem mein bester Freund gewesen. Er heißt Moritz Larsen und wohnt auf'n Lande. Nu bin ich mit ihn auseinander gekommen!“

„Weshalb denn?“ fragte Jürgen, und Butenschön seufzte.

„Ja, da frag' man! Er hat ein Tochter, und er will, daß ich die heirathen soll! Bierzig Jahrens is sie, was ja kein schlechtes Alter is; nich zu jung und nich zu alt; abersten sie is 'mal ins Zuchthaus gewesen.“

„Warum denn? Was hatte sie gethan?“ fragten wir neugierig; Butenschön schüttelte aber den Kopf.

„Nee, das kann ich Euch nich erzählen, und das is ja auch einerlei, worum einer hinkommt. Grete mag ja auch sonst ein ganz nette Person sein; abersten ins Zuchthaus, da lernen sie so viel Schlechtes. Da will ich doch lieber vonbleiben. Doch Moritz is doll auf mir! Ueberhaupt —“ er sah kummervoll aus, — „ich mein immer, daß ich ein von die Friedfertigen bin; indessen seitdem daß ich mein Frau unter die Erde hab', hab' ich mir mit so vielen Menschen verzürnt. Begreifen kann ich es nich; jedwereine, die sie mich vorlagen, kann ich doch nich nehmen!“

Er aß langsam ein Stück Honigkuchen nach dem andern, während wir einen großen kupfernen Theetopf betrachteten, und uns leise darüber unterhielten, ob dieser es wohl sei, der Butenschön an den Kopf geflogen wäre.

„Wo geht es denn Vene?“ fragte er unerwartet.

„Vene Thorsen geht es gut!“ antwortete Jürgen.

„Wir haben ihr etwas zu Weihnachten geschenkt. Auch Willi bekam etwas. Er ist ein guter Junge!“

„Das is er nu ganzen und garnich!“ murmelte Butenschön. „Mein Heiland, wo leben solche Menschens vor, wo doch viele andere, die klug sind, in die Blüthe ihrer Jahre abscheiden müssen!“

„War Deine Frau in der Blüthe ihrer Jahre?“ fragte Milo, der immer gern neue Worte leiden mochte.

„Nee, ihr mein ich nich, ich mein überhaupt man so!“ erwiderte Butenschön. Er sah trübselig aus; aber er aß deswegen nicht weniger Kuchen.

„Vene mag Dich so gern leiden!“ berichtete Milo.

„Gestern hörte ich, wie sie mit Vine über Dich sprach. Vine ist unser Kindermädchen. Vine sagte, Vene sollte nur nicht mehr an Dich denken; Du heirathetest sie doch nicht, und Vene Thorsen sagte, das wußte sie auch, aber sie möchte Dich nun doch einmal gern leiden. Seitdem ihr Mann todt wäre, hätte sie soviel an Dich gedacht, und sie wollte an Dich denken bis an ihr Lebensende. War das nicht nett von ihr?“

Butenschön fräste den Kopf in die Hand und sah starr vor sich hin.

„Sie konnt immer nüdlich Walzer tanzen, als sie jung war, und ich auch. Und zweimal bin ich auch mit sie spazieren gegangen, — oder dreimal. Ja, sie war ein klein nette Deern, bloß daß ich nu doch garnich weiß, was ich thun soll!“

Wir achteten nicht sehr auf seine Worte. Jürgen war auf einen Stuhl geklettert und versuchte, den kupfernen Theetopf von einem hohen Wandbrett abzunehmen. Dieser Versuch gelang nicht vollständig. Der Theetopf kam allerdings zu Jürgen, aber auf eine etwas gewaltsame Weise. Er fiel ihm auf den Kopf, und von nun an wußte Jürgen, wie es war, wenn einem ein Theetopf an den Kopf fliegt. Er weinte etwas, während Butenschön nachdenklich eine große Beule im Theetopf betrachtete.

„Freu Dich, daß mein Selige nich mehr da is, Jürgen! Hättest ordentlich Prügel gekriegt! Sieh, wenn ich nu ein Klavier gehabt hätt', denn hätt' der Pott auf ihm gestanden, denn hätt' ihm leichter kriegen können, und denn wär' allens anders gekommen!“

„Warum hast Du denn kein Klavier?“ brummte Jürgen, der sich seinen Kopf noch immer rieb.

„Ja, mein besten Jung, wenn ich mich man einig wär! Abers erst muß ich mir doch besinnen. Besinnen is das Beste beim Menschen!“

(Schluß folgt).

Kachdruck verboten.

Ein Kreuzgang.

Von Christian Elster.

Aus dem Norwegischen übersezt von Frida Schanz in Berlin.

Ben auf den wilden Fjelden, die sich als Grenzwälle zwischen den einzelnen Landestheilen Norwegens aufthürmen, liegen vereinzelte Gutshöfe, die den Weidtriften jener Berggemeinsamkeiten ihr Dasein verdanken.

Befinden sich diese Höfe außerhalb der großen Fahrstraßen, die die getrennten Bezirke verbinden, so herrscht wüstenwilde Einsamkeit um sie her; eine Einsamkeit, die einen entsetzen kann, wenn man nicht daran gewöhnt ist, menschliche Wohnungen mitten zwischen Gletschern und dem kümmerlichen Heidekraut-Wuchs der Fjelde liegen zu sehen.

Kommt man aus tieferen und reicheren Gegenden dort hinauf, tritt man gleichsam heraus aus dem menschlichen Kulturleben mit seinem Farbenreichtum und seiner gewaltigen Gedankenmacht, — oder steigt gar, wie es jüngst geschah, gleich einem Funken vom großen Brande des Weltlebens, ein Luft-Ballon daher in diese eiskalten Breiten, sodas die Gegenstände höchster Kultur und einsamsten Naturlebens in einem fremdartigen Bilde mächtig zusammenstoßen, dann sucht der Gedanke lange nach einem Einheitspunkt, einem Beweis umher, daß es dasselbe Menschenleben mit denselben Grundkräften ist, das hier und dort zum Ausdruck kommt. Das alte Glaubenswort vom gemeinsamen Ursprung alles Menschenseins, von der Gemeinsamkeit der Lebensgeschichte und der Lebenshoffnungen scheint in Nichts zu zerfließen; es ist, als stehe man vor einem vom großen Ganzen losgelösten Theil des Schöpfungswerkes und frage sich: „Wozu wurde dies hier ins Leben gerufen?“

Und so lange man das Leben hier oben nur äußerlich betrachtet, lösen sich auch Glauben und Gottvertrauen nicht wieder aus der Erstarrung, die sie gebannt hält, wie die weite Welt gebannt ist, in die man ringsum starrt.

Kommt man im Winter herauf, wenn der Schneesturm über die grenzenlosen Flächen daherkauft, wenn weißer Rauch und Nebel brauen, wohin man blickt, und das saufende Schneewehen ganze Hügel aufwirft, Menschen und Pferde begräbt und Häuser bis unter den Dachfirst verschwinden läßt; wenn das einzige Lebenszeichen außer dem eigenthümlich scharfen Rasseln der ihre Stelle wechselnden Schnee-Anwehungen in einem oder dem anderen aus der Schneetiefe herausblinkenden Lichtchen besteht, — dann wird die Hoffnung auf einen wahren, höheren Zusammenhang alles Lebens auch zu einem schwachen Flämmchen. Und sieht man am Tage nach einem solchen Unwetter die Menschen, in ihre Felle gehüllt, hervortreten und sich höher graben zu Licht und Luft, so meint man, alles Seelenleben, alles Sehnen und Streben müsse sich darin erschöpfen, täglich sich ein Guckfensterchen herzustellen, um wieder eine Nacht weiter leben zu können unter dem Schnee.

Kommt dann der Frühling, so bringt er in diese Gegenden nichts weiter, als die ungefüllte Sehnsucht des Gedankens, daß drunten in den Thälern die schöne Zeit jetzt ihren Einzug hält. Denn hier oben sind die Flächen noch mit scharfkantigen Schneehügeln, wie mit Streifen, durchzogen; die Hochland-Seen halten noch schwere Eisschichten in ihrer Umarmung, und nur an den Ufern beginnt es zu thauen. In dieser Zeit kommen wohl Menschen über die Fjelde, besonders Händler, die von einem Theil des Landes zum anderen ziehen; für sie giebt es hier nur eine einzige Art der Weiterbeförderung: die Leute von den Fjeld-Höfen müssen ihnen mit ihrem Vieh die Wege durch die Schneehügel bahnen.

Wenn der Sommer die schwermüthigen Winter-Erinnerungen längst aus den Tiefen weggehaut hat, und fröhliche Reisende zu Dampfboot und Wagen das Land durchstreifen, dann beginnt es endlich auch auf den Matten der Fjelde zu grünen; aber der weitaus größte Theil der Gegend tauscht das Weiß des Schnees nur gegen das Braun der Heide oder ein fahles Moosgrün aus. Einzelne Reisende kommen dann wohl auch hier herauf, oder die Fjeld-Bewohner gehen auf Reisen, um den Sommer einmal zu sehen. Freilich, der hauptsächlichste Zusammenhang mit der Außenwelt besteht Winter und Sommer nur in Gerüchten und Kunden, die von unten in wunderlich veränderter Gestalt heraufdringen und an Abenteuerlichkeit nichts eingebüßt haben, wenn der nächste Sommer ihnen Nachfolger zugesellt.

Kümmert sich aber ein Fremder wirklich einmal um das mit dem Tode so tief vertraute Innenleben der Fjeld-Bewohner, so findet er manche interessante Spur und lernt einsehen, daß derselbe Gott hier oben in der Armuth die Dinge leitet, der dort regiert, wo die Natur ihre Gaben verschwenderisch verbreitet.

War wunderbarlich freilich gestaltet sich das Seelenleben unter den eigenen Verhältnissen; die verkümmerte Form und das harte Holz der Zwergbirke sind vorbildlich für die Entwicklung des Menschenlebens. Doch dieselbe Noth bedrückt im Grunde die Seelen hier, wie überall; dieselben Schmerzen verbreiten ihre Spuren hier, wie dort; und dieselbe Sehnsucht treibt dort, wie hier, ihre Keime und Sprossen.

Dieselben Triebe, die als Leidenschaft und Blutdurst die großen Kampfplätze der Welt beherrschen, finden sich im Kleinen auch hier; derselbe Hellemuth, der mit lautem Schall von den großen Feldslagern in die Welt posaunt wird, lebt auch hier, — wenn die einzige That, durch die er sich kund thun kann, vielleicht auch nur ein stiller Kreuzgang ist, von dem niemand spricht.

Eine solche prunklose Geschichte von den braunen Hochfläden der Fjelde ist es, die in nachfolgendem erzählt werden soll.

Auf den Rydals-Hängen liegt, zwischen zwei angrenzenden Thalstrichen, der Fjeld-Hof Eklet. Vor vielen Jahren flüchteten ein paar junge Thalbewohner, Mann und Weib, hier herauf. Ersterer, Gjest mit Namen, war in seiner Jugend der wildeste Bursche gewesen, von dem die Leute in der Gegend zu berichten wußten.

Jeder Landbezirk hat gewöhnlich ein Gewerbe, in dem sich die Bewohner vor anderen Leuten auszeichnen. In der einen Gegend werden Boote gebaut, die einen weitverbreiteten Ruf genießen; eine andere ist bekannt wegen ihrer Zimmerleute, eine dritte wegen ihrer Jagd. In einer vierten lernen die jungen Leute von frühester Jugend an alle Kunstgriffe und Pfliffe des Hausirhandels kennen, und in der fünften bildet der Pferdehandel den Hauptnähr- und Beschäftigungszweig der Leute. Meist ist es die Reichthümer des Landes, der die bestimmten Handwerke oder Betriebe ihre Entstehung verdanken. Oft waren auch nur ganz zufällige Umstände thätig. Einer aus der Gegend war vielleicht einmal in die Fremde gekommen und hatte irgend eine Handgeschicklichkeit erlernt, in der seine Landsleute es ihm bald nachthaten; oder es ging, wie es mit einem Manne Namens Vard geschah, der als kleine Beihülfe für sich und seine Familie Holzlöffel zu schnitzen begann und schließlich dazu kam, eine Fabrik zu gründen, die die Vard'schen Holzlöffel über das ganze Land, ja bis nach Schweden und Dänemark versendet.

In Gjest's Heimatsbezirk war mindestens jeder zweite Mann Pferdehändler; Gjest begann, frühzeitig dasselbe Geschäft zu betreiben, und kam auf seinen Berufsreisen bis auf die Märkte der östlichsten Landestheile. Von seinen Fahrten brachte er eine unendliche Menge von Schnurren und Geschichten von fremdem Land und fremden Leuten heim, Reime und Poesien, genug, um das ganze Thal damit zu versorgen; neomodische Kleider und neomodische Tänze. Doch auch neue Handelskniffe, eine lose Hand und eine lose Zunge, Reizung zu Trunk und wilder Gesellschaft und genügend Geld, um jeder seiner Lüste nachzugehen.

Als Gjest etwa fünfundsiebzig Jahre alt war, die heißeste Wildheit ausgetanzt und einen wahren Sagenkreis von Handels- und Schlägerei-Geschichten um sich gewoben hatte, begann er, friedlichere Gedanken zu spinnen, und trachtete darnach, einen festen Wohnsitz in seiner Heimat zu erwerben. Er sah sich nach einer Hausfrau um, und dabei tauchte, lodend und winkend, eine alte Erinnerung vor ihm auf.

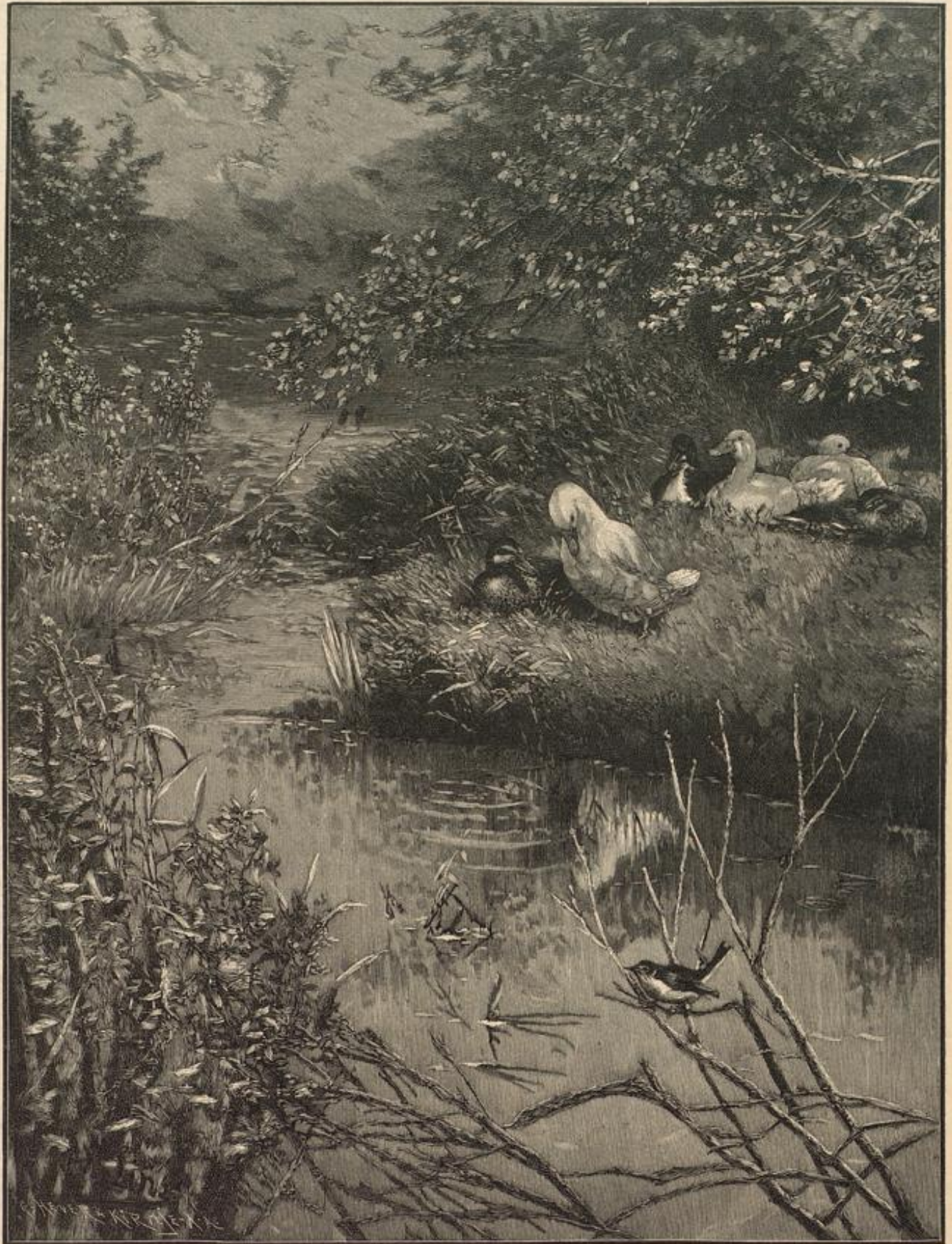
Auf dem Bauernhof, der dem seines Vaters am nächsten lag, lebte eine Dirne, Salbjorg mit Namen, mit der zusammen Gjest manche Stunde in frohen Kinderspielen auf den grünen Hängen unter den Gehöften ihrer Väter vertollt hatte.

Die Freundschaft der beiden hatte indessen bald ein Ende genommen, denn eines schönen Tages sagte der junge Gjest seiner Heimat Lebewohl, und von Stund an sah ihn Salbjorg nur von Zeit zu Zeit einmal auf dem Pferderücken vorbeistreichen.

Sie vergaß es nicht, wie er am Tage vor seiner Abreise in ihres Vaters Stube gestanden hatte, zwanzig Jahre alt, schlank und aufrecht, wie eine Kerze, braun und blauäugig, voll Muth und Lebenslust und hohem Selbstbewußtsein. Sie sah still und wortlos dabei, wenn später die unseligen Gerüchte von seinem wilden Leben den Hof erreichten; aber das kleine Licht,

Sie hatten nur ein Kind, einen Knaben, der auf der Mutter Wunsch Jon (Johannes) getauft wurde. „Denn wer in der wilden Einsamkeit wohnt, wie wir,“ sagte sie, „der kann sich nicht genug an Gottes Wort halten.“

Jon wurde groß und stark. Aber sein Aussehen war verschlafen und verschmommen, und jeder bestimmte Ausdruck verschwand in den dicken Jügen. Tief unter seiner breiten Stirn lagen zwei kapengraue Augen, die gewöhnlich schliefen, wie der ganze Bursche, zuweilen jedoch in ruheloser Bewegung waren und schlimme Gedanken hinter dieser Stirn vermuthen ließen. Im Sommer hütete Jon die Herde, — das blieb Jahr für



Enten-Idyll.

Nach dem Bilde von K. Lins in Düsseldorf. — Siehe Seite 136.

das in ihrem Inneren für ihn brannte, erlosch nie, und als Gjest endlich müde und betäubt zum Spielplatz seiner Jugend zurückkehrte, fand er jede Erinnerung behütet und gepflegt.

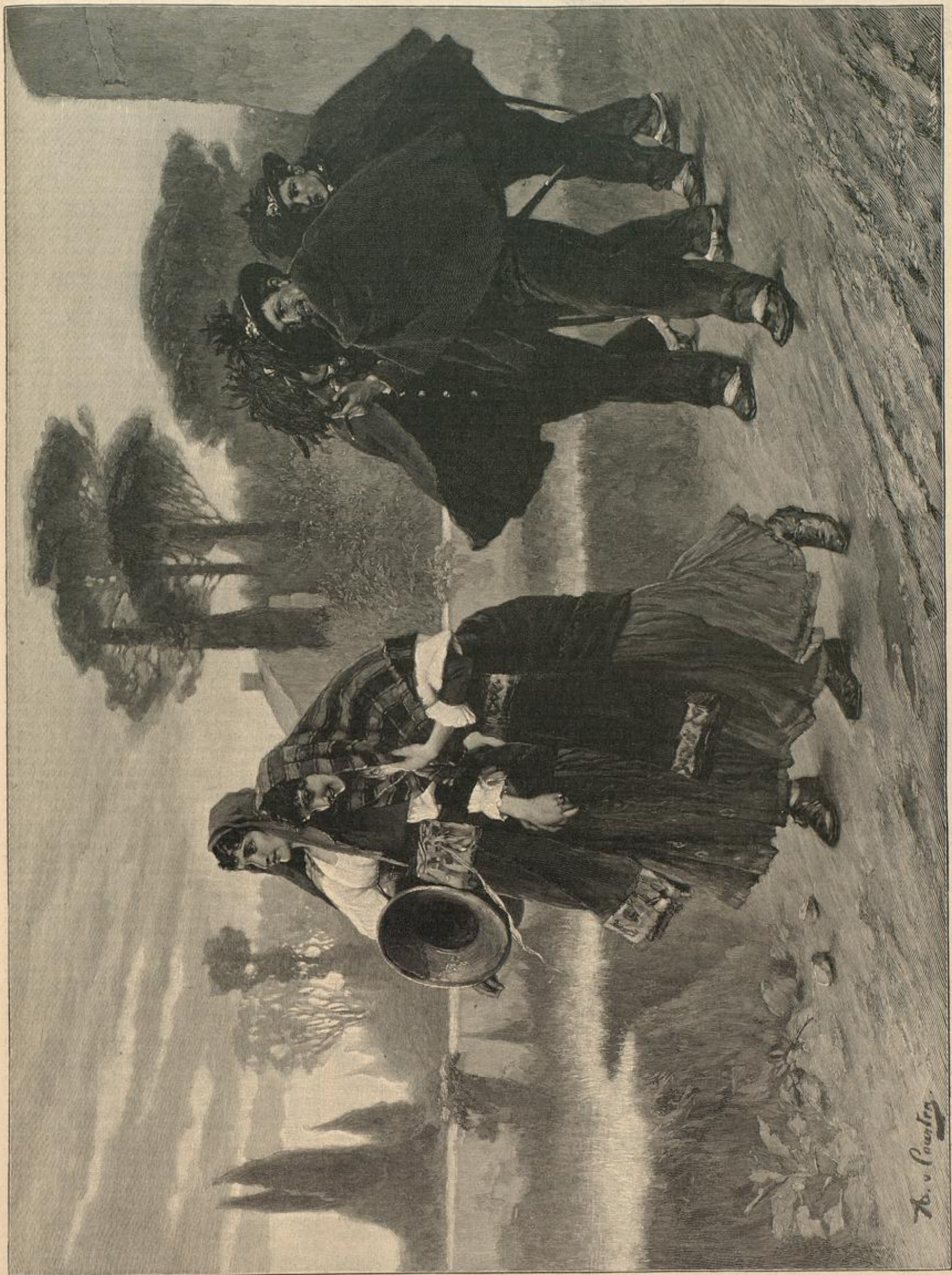
Da ging ihm die Erkenntniß auf, daß sein bisheriges Leben ein toller Witt gewesen sei, hinweg von ihr und ihrer Liebe, und daß er das Verlorene Schritt für Schritt wiedererwerben müsse. Es kamen lange Prüfungsjahre für seine Geduld, und als die Wartezeit um war, stellte Salbjorg noch die Bedingung, daß er den Fjeld-Hof Eklet, der gerade ledig stand, kaufen sollte. Die Leute waren erstaunt, daß Salbjorg die sonnigen Laubhaine ihrer Heimat mit jenem baumlosen Erdtrich zu vertauschen wünschte. Aber Gjest sah ein, daß sie ihn den Verlockungen des Dorflebens entführen wollte, und er ging ohne Bedenken auf ihre Bedingungen ein.

Da flüchteten sie hinaus auf die Rydals-Hänge und lebten viele Jahre dort in Frieden und Ruhe. Wenn der Frühling nahte, kam wohl die alte Wanderlust über Gjest; doch mit den Jahren lichten sein Wesen immer geleiteter zu werden, und bald ging er den Weg zum Thal nur noch, wenn ihn bestimmte Geschäfte trieben.

Jahr das gleiche Geschäft in der gleichen Umgebung, mit dem gleichen öden Ausblick rundum. Während er so dasah, herrschte dieselbe leblose Ruhe in ihm, wie in der Natur; er ruhte mit geschlossenen Augen im Heidekraut und sandte nur von Zeit zu Zeit einen gleichgültigen Blick nach den Kühen und Ziegen. War er dann abends heimgekehrt und hatte seinen Platz am Feuer aufgesucht, war er trocken und warm geworden, so erwachte der Lebensgeist in ihm. Der Vater setzte sich neben ihn, und die beiden konnten den ganzen Abend mit einander flüstern und schwagen. Sie hatten irgend eine Arbeit in den Händen, oder sahen auch feiernd und sorgten nur dafür, daß das Feuer nicht ausging. Gjest erzählte dann von seinen früheren Reisen und sprach sehr leise, weil Salbjorg nicht hören sollte, worüber sie sprachen.

Sie merkte es freilich wohl, und sah mit Schrecken, wie alte Erinnerungen und Lüste in Gjest erwachten, während er erzählte.

Sie bat ihn, zu schweigen, und er versprach ihr Gehorsam. Aber wenn Jon eintrat und ihn mit allerlei Fragen nach



Verfolgt.
Nach dem Bilde von G. von Courten in München. — Siehe Seite 136.
Bericht der Photographischen Union, München.

dem und jenem zu reizen begann, oder zeigte, daß er irgend etwas vergessen oder mißverstanden hatte, so konnte Gjest nicht widerstehen. Er vergaß Salbjorg und sein Versprechen und erzählte. Und Jon sah und blinzelte freudig mit den Augen. Es schien, als nähme er diese häßlichen Bilder nicht allein durch das Gehör in sich auf, sondern als füge er sie mit den Händen in sich, voll unbändigen Durstes nach mehr. Während der Vater erzählte, vermeinte er, die große unbekannte Welt da draußen wie einen einzigen, großen Marktplatz vor sich zu sehen, einen riesigen Tummelplatz voll von Pferden, von unheimlichem und doch lodendem Lärm in halbdunklen Schänkstuben, wo trunksüchtige Männer mit halb furchtigen, halb neugierigen Weibern ihre rohen Spöhe trieben.

Und wenn der Vater nun die Geige von der Wand nahm und ein paar Striche that, so kam all' das, was der Junge in weiter Ferne sah, in rasendem Zug herauf auf die Fjelde, und Pferde, groß wie die fernen Fjeld-Kuppen, rannten in blischnellen Sägen und mit flatternden Mähnen über die Höhen, und Volksmengen, unendlich und nebelhaft, lagerten sich auf den Fjelden und setzten den Köpfen nach und tummelten sich zwischen ihnen umher.

Aus des Vaters Erzählungen lernte er, daß es keine größeren Heldenthaten gäbe, als beim Pferdehandel zu betriegen, die Mädchen in jeder Stadt auf seiner Seite zu haben und die Spuren seines Messers oder seiner Faust in der Brust und auf der Stirn des Stärksten auf jedem Marktplatz zu lassen.

Der Vater besaß eine Peitsche mit schwerem Griff, ein Messer mit Messinghülle und eine Briestaste an silberner Kette, und diese Dinge betrachtete Jon mit Ehrfurcht und mit immer stärkerer Sehnsucht nach dem Leben, an das sie erinnerten.

Aber der Weg zu allen diesen Herrlichkeiten war: Geld; und deshalb war Geld Jons erster und letzter Gedanke.

Salbjorg bemerkte, daß ihr Sohn, auch als er lange erwachsen war, eine eigenthümliche Freude an allem hatte, was schimmerte und glänzte: an blanken Geldstücken, buntenfarbigen Kleidern und Tüchern, Metallknöpfen und besonders an Messern, Goldschneidern und Peitschen. Wenn Leute auf die Fjelde heraufkamen, war Jon immer in ihrer Nähe, ging rund um sie herum, sah sie an, befühlte ihre Kleider und blinzelte mit den Augen.

Erst glaubte sie, es sei nur das Fremde und Seltene, das seine Bewunderung weckte; aber da geschah es ab und zu, daß die Fremden etwas vermiften, — und immer Gegenstände von Werth, — und daß sie diese dann unter ihres Sohnes Sachen fand; und sie begann, sich vor den Charakter, der sich in diesen Zügen äußerte, zu fürchten. Meist hatte er das fremde Gut geradezu geraubt, aber zuweilen hatte er es auch durch Tausch erworben. Wenn er gestohlen hatte, züchtigte ihn der Vater; aber hatte er gehandelt, und besonders recht vortheilhaft gehandelt, nämlich die Leute betrogen, lächelte jener nur. Kam der Eigenthümer und bezichtigte Jon, das Vermifte entwendet zu haben, leugnete der Dursche dies nie, sondern gab statt der Kronen zurück und stellte sich das nächste Mal klüger an.

So wuchs Jon auf unter der Mutter ängstlicher Sorge und des Vaters Zucht und heimlichem Verrath. Als er confirmirt werden sollte, fragte die Mutter den Pastor, was er von ihm halte, und erhielt den Bescheid, einfältig sei ihr Sohn nicht; es fehle ihm aber offenbar alles Gefühl dafür, was Recht und Unrecht sei.

Man hörte übrigens in dieser Zeit nichts Schlechtes von ihm; aber man nannte ihn einen Trödel, weil er die Gewohnheit besaß, alle Leute anzustieren, und weil er, wenn er Pferde, oder schönes Zaumzeug und Sättel, oder Papiergeld sah, so starr nach diesen Dingen gaffte, daß er nichts weiter sah und nicht hörte, wenn jemand zu ihm sprach.

Als Jon eingesehnet war, begann er, davon zu sprechen, daß er nun auch Pferdehändler werden wollte, wie sein Vater. Salbjorg hatte erwartet, daß dies einmal so kommen würde, und stand fest wie Fels gegen des Sohnes Bitten und des Vaters Wünsche. Wieber sollte des Sohnes Leben thatenlos hier oben verfliegen, ehe er in das rucklose Treiben der Kofthändler hineingeriet. Und Jon kannte seine Mutter und deren Macht so gut, daß er wußte, wenn er dennoch fort wollte, so müßte er sich selbst helfen.

Es verging längere Zeit, ohne daß weiter von der Sache die Rede war; Salbjorg hoffte beinahe, der Brand sei erloschen. Aber da geschah es einmal im Frühling, daß ein fremder Händler über die Andals-Fjelde zog, um im benachbarten Thal Pferde zu kaufen oder zu verkaufen. Das war ein Mensch von der rechten Sorte. Er betrieb das Geschäft beinahe von seinen Knabenjahren an; er ging in gelben Lederhosen und blauem Wams, mit Achtschillings-Stücken als Knöpfen, warf mit dem Geld um sich und prahlte mit seinen Geschäften, und an dem Tage, den er in Sklet zubrachte, sahen er und die zwei männlichen Bewohner des Hofes bis lange über Mitternacht beisammen.

In der folgenden Zeit war Jon sehr still und dachte oft in tiefen Gedanken da. Zuweilen traf ihn die Mutter, wie er des Vaters Peitsche in den Händen wog. Sie hörte ihn auch oft den Vater fragen, ob er nicht glaube, daß der fremde Händler bald zurückkäme, und die Mutter fürchtete, er denke daran, diesem folgen zu wollen. Als es Sommer wurde, hatte Gjest eines Tages unten im Thale zu thun, und am Abend dieses Tages kam der Pferdehändler zurück. Er hatte gute Geschäfte gemacht, zeigte sein Geld und schenkte Jon aus einer kleinen Taschensacke Schnaps ein.

Als der Händler am anderen Morgen weiterzog, begleitete ihn Jon; aber weil er keinerlei Reise-Ausrüstungen gemacht hatte, war die Mutter ohne Sorge.

Jon kam abends spät wieder und antwortete verdrießlich und wortknapp auf alle Fragen Salbjorgs. Er war sehr unruhig, ging unaufhörlich ein und aus, blinzelte mit den Augen und wollte sich nicht niederlegen. Am folgenden Tag sah die Mutter ihn das Boot in den See schieben, obgleich Gjest gesagt hatte, er solle es nicht anrühren, ehe er selbst heimkomme. „Es soll dich werden,“ murrte Jon, als die Mutter ihn fragte, weshalb er es aus dem Schuppen genommen.

Als Gjest bald darauf zurückkam, begann die gewöhnliche leise Unterhaltung wieder zwischen ihm und dem Sohn, und Salbjorg sollte bald erfahren, was zwischen ihnen im Werke wäre. Eines Tages erklärte Gjest nämlich, er glaube nicht, daß es etwas nützen werde, Jon noch länger daheim zu halten.

Salbjorg fragte: „Giebst du ihm denn Geld?“

„Er sagt, er könne sich selbst helfen.“

„Wie sollte er dazu kommen, sich selbst helfen zu können?“

„Das kümmert mich nicht,“ sagte Gjest und ging hinaus. Aber in Salbjorgs Seele erhoben sich schwere Gedanken, wie Vogel vor einem Unwetter, und sie sah mit Schmerz das Einverständnis der beiden gegen ihren Willen.

Da erhob sich im Laufe des Sommers ein gräßliches, unheimliches Geräusch, daß ein Mann oben auf den Fjelden geblieben sei; derselbe, der im Frühling zweimal auf dem Fjeldhofe übernachtet hatte. Seitdem kamen öfters Leute aus dem Thale, um nach dem Berunglückten zu suchen; aber sie fanden keine Spur von ihm. Die Suchenden meinten, er müsse sich auf das morische Eis gewagt haben und eingebrochen sein.

Es war nicht das erste Mal, daß Salbjorg von Leuten hörte, die auf den Fjelden geblieben waren; diesmal erschien ihr die Sache ein Räthsel, dessen Lösung zu finden sie sich fürchtete. Sie versuchte lange, sich das Grübeln fern zu halten, allein in ihrem Herzen stiegen Zweifel auf gegen einen, an dessen Schuld keiner dachte. Jeden Abend ging sie unruhig zu Bett, und keine Nacht fand sie gefunden Schlaf, denn so oft sie einschlämmerte, versiel sie in grauenvolle Träume und wachte mit kaltem Schweiß bedeckt auf. Jedes laute Wort, das sie hörte, ließ sie erzittern; sie verbarß sich, wenn Leute kamen, erbeute, wenn sie nur ein fremdes Tuch sah, und jedes Geldstück, das sie in die Hand nahm, brannte sie, wie Feuer. Der Sommer ging inzwischen zu Ende, ohne daß man weiteres über den Kofthändler vernahm. Da hatte sie einst einen Gang aufs Feld zu gehen, und ihr Weg führte sie an einem tiefen Abhang oberhalb des Hofes vorbei. Und hier ward ihr plötzlich ein Anblick, der nie wieder aus ihrer Erinnerung wich.

Unten, am Fuße des Hanges, hockte ein Mensch und bückte sich über etwas, das vor ihm auf der Erde lag. Sie sah ihren eigenen Sohn sitzen, in einer Ledertasche wühlen und mit zitternden Händen und blindenden Augen Geldscheine abzählen. Sie hörte ihn sprechen: „So, nun muß die Geldtasche denselben Weg gehen!“ Sie kannte sowohl die Tasche als die Scheine, und der Anblick von dem allem und von der gähnenden Felswand, die sich über dem Mann und seinem Raub erhob, war für sie der Anblick des Bösen selbst, der mit tiefen, kalten Augen auf sein Opfer lauerte. Sie wollte fliehen, aber die Füße trugen sie nicht; sie wollte schreien, doch die Zunge verlagte ihr den Dienst. Sie mußte stehen und zusehen, wie ihr Sohn zählte und zählte, und als er fertig war, sah sie ihn einen langen Umweg nach dem Hause machen, am Wasser stehen bleiben und etwas hineinsenden. — Nun wußte sie, was es damals mit dem Boote, das gedichtet werden sollte, auf sich gehabt.

Sie stand noch lange; ihr Körper war feucht und eiskalt, nur in ihrer Seele brannte es um so heißer. Und als sie endlich Macht über sich selbst gewann, jagte sie lange rastlos über die Heide, gleichsam als könnte sie dem schredlichen Gesichte, das sie gehabt, entfliehen. Aber wohin sie ihre Gedanken wandte, und wohin sie ihre Augen lenkte, sah sie dieselbe dunkle Steinwand vor sich und dieselbe Gestalt unter ihr sitzen, und die ganze Gegend war mit gelben und blauen Geldscheinen überireut.

Als sie heimkam, traf sie Gjest, der ihr erzählte, der Sohn habe ihm eben mitgetheilt, er wolle sich nun auf den Weg machen in die weite Welt. Sie schaute ihn an, als trachte sie, in den innersten Falten seiner Seele zu lesen. Und da sah sie, daß er wohl daran dachte, daß etwas Sündhaftes geschehen sein müßte. Sie bat und meinte und brachte ihm in Erinnerung, was sie und er durch die Fahrten seiner eigenen Jugend gelitten hatten. Sie ließ alle seine Gelübde aufleben und gegen ihn aufstehen; sie rief alle Mächte zu Hülfe, die ihn beugen konnten, und da er dennoch ungerührt und stumm vor ihr stand, schloß sie: „Lieber sähe ich ihn als Leiche, als daß er jetzt in die Welt soll. Um unseres theuren Heilands willen, laß ihn nicht reisen, Gjest!“

Aber Gjest antwortete kalt, Jon sei alt genug, sich selbst zu raten.

Da ging sie zu Jon. Sie erinnerte ihn erst freundlich an die Lehren seiner Jugend; als das nicht half, drohte sie ihm mit Gottes Strafe, und schließlich erklärte sie ihm, daß sie seine Sünde kenne.

Da sah es einen Augenblick aus, als gäbe er nach, und sie glaubte, festgesetzt zu haben. Sie fuhr fort: „Wenn Du mir nicht gehorcht, sollst Du nie sicher sein vor mir und dem, was ich thun werde.“

Aber da geriet er das letzte Band und erklärte: „Nun werde ich zu Haus doch nicht Ruhe und Frieden mehr haben, und jetzt reise ich, und wenn ich Euch und den Hof auch nie mehr wiedersehen soll.“

Das war eine traurige Nacht, die diesem Tag folgte. Es stürmte heftig, und der erste Schneefall jagte um das Haus. Salbjorg hörte Stimmen, die draußen nach ihr riefen; sie lag auf den Knien und schickte heiße Gebete zu Gott um Hülfe. Müde, wie sie war, schlief sie dann ein und träumte, das Ganze sei nur ein Traum; wenn sie erwachte und sich besann, daß alles das wahr sei, betete sie von neuem. Aber alle ihre Gebete und alle ihre Thränen fielen, wie fruchtbares Thauwetter, auf einen Gedanken in ihrem Sinn, und dieser eine anwachsende Gedanke war selbst kalt wie Eis.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Sie bat ihren Mann, sie in die Kirche zu begleiten; aber er wollte nicht. So ging sie allein. Auf dem Wege und unten auf dem Kirchplatz traf sie viele Leute, die sich alle darüber wunderten, wie abgemagert und bleich sie wäre. Das müßte das Leben oben auf dem Fjeld machen.

Das sei möglich, antwortete sie. Da oben geschehe so manches, was einem schwere Gedanken schaffe. Und so brachte sie das Gespräch vorsichtig und prüfend auf den verschwundenen Händler, und merkte bald, daß keine Seele einen mißtrauischen Gedanken hegte. Die ganze Sache konnte also in ewigem Dunkel begraben bleiben.

Sie trat in die Kirche ein, zitternd, wie ein armer Sünder, der die heilige Stätte mit seinen unreinen Gedanken entweicht. Der Prediger sprach über die Pflicht des Menschen, irrende Seelen zu retten. Nicht jedes Menschen Beruf sei es, als Priester oder Verkünder des Gotteswortes hervorzutreten; aber wenn ein Mann oder ein Weib in den Fall komme, daß es zweifellos seine oder ihre Pflicht sei, das Wort zu sprechen oder die That zu thun, durch die der Sünder zur Umkehr ge-

bracht werden könne, — denn wehe dem, der der strengen Verurteilung nicht folge!

Es schien Salbjorg, als sei alles dies nur für sie gesprochen, und als habe der Prediger sie vor der ganzen Gemeinde gekennzeichnet. Denn sie war es ja, die berufen war und dem Ruf nicht folgen wollte. Sie glaubte, alle müßten ihr das ansehen, und sie wagte weder aufzublicken, noch sich zu rühren. Als der Gottesdienst zu Ende war, fand sie jedoch alle Leute ahnungslos, wie vorher. Hatte ihr jemand besondere Aufmerksamkeit geschenkt, so war es nur wegen ihrer tiefen Andacht gewesen.

Sie wanderte wieder bergauf nach den Höhen. Es dünkte ihr, sie sei auf der Flucht, denn sie glaubte, ein Zeichen bekommen zu haben; und sie ging und handelte mit sich selbst und versuchte des Priesters Wort anders zu deuten, als es lautete. Als sie auf die Höhe kam, fiel das bleiche Nachtlidht des Mondes über die weißen, todtenstillen Flächen.

„In solchen Nächten gehen die Todten um,“ dachte sie, während sie vorwärts schritt. Wer ein gutes Gewissen hat, sieht nichts, tröstete sie sich; dann aber wurde ihr im Ernst bange, denn falls ihr etwas geschehen sollte, war dies ein neues Zeichen. Sie befand sich gerade an der ödesten Stelle der ganzen Hochfläche, wo der einzige laute Ton das Knirschen des Schnees unter ihren Füßen, und der einzige Anblick, der die Gleichförmigkeit der Schneefläche unterbrach, ihr Schatten war, der neben ihr hinleiste.

Horch, klang da nicht ein Laut hinter ihr? Nein, es müßten ihre eigenen Gedanken sein, die sie täuschten? Doch konnten die so laut rufen, konnten die wie Hufschläge klingen, wie der klatschende Ton von Peitschen? Näher und näher kam es, — nun hörte sie es nicht nur, sie sah es licht und lebendig, — ein Zug von vielen hundert Köpfen, halbverschleiert vom Schneesnebel, bläulich vom Mondlicht, kam wild dahergehast, ohne daß sie einen einzigen Hufschlag hörte. Sie sprenkten über den Weg, und als sie an ihr vorbeijagten, sah sie den todten Kofthändler. Er sah rückwärts zu Pferde, sein Haar und seine Kleider hingen voll klappernder Eistüde; er stierte mit todt-n Augen nach ihr hin und zeigte mit der Peitsche auf den See. Da warf sie sich hin in den Schnee vor der entsetzlichen Erscheinung und rief: „Ich will! Ich will!“

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

Hinter den Coulissen.

Vlauderei von Robert Misch in Friedenau.

1. Wie ein Stück entsteht.

Man jehet hat der Vorber des Dramatikers als der begehrenswerteste gegolten. Aber diese so schwer zu erringende Vorbeerkrone enthält auch Dornen. Nur klein ist die Zahl derer, denen der Erfolg sie aufs Haupt drückt, und denen er auch treu bleibt. Jährlich werden eine Anzahl neuer „Theaterstücke“ geschrieben, von welchen nur sehr wenige das Licht der Bretterwelt erblicken; in die Tausende geht die Zahl der dramatischen Manuscripte, die in den zwölf Monaten den großen Theatern zur Beurtheilung vorgelegt werden, und wenn es hoch kommt, so werden etwa fünfzig bis sechzig neue Werke im Laufe des Jahres aufgeführt, von denen wiederum kaum dem fünften Theil ein längeres Bühnenleben beschieden ist. Immer wieder sind es dieselben Autor-Namen. Ihnen gefolgt sind dann im Laufe der Zeit einer oder der andere „Neue“ zu, während dafür ein „Alter“ verschwindet. Es sind vielleicht zwanzig Dramatiker, deren Novitäten die Bühnen mit einigem Vertrauen entgegensehen, davon etwa die Hälfte wirkliche „Lieblinge“, sagen wir bescheiden: Mode-Lieblinge. Die andere Hälfte etwa sind Aufstrebende, die den Gipfel der Popularität noch nicht erreicht, oder Abwärtssteigende, die ihn längst überschritten haben und vom Ruhme ihrer früheren Werke zehren.

Das klingt sehr nüchtern; aber Statistiken sind immer nüchtern. Die geehrte Leserin dürste nun freilich zu der Annahme geneigt sein, daß sich eine Anzahl verkannter Genies unter den Abgewiesenen befinde; damit würde sie sich aber einem entschiedenem Irrthum hingeben. Es ist kaum glaublich, — aber jeder Dramaturg, jeder Regisseur oder Director, der solche Manuscripte zu lesen gezwungen ist, wird es bestätigen, — welche Fülle von Talentslosigkeit, von aufgebauschtstem Schwulst und plattem Blödsinn sich hier freizit. Hier und da ein Körnchen Talent, aber meist vergraben in einer Spreu von Unbehilflichkeit und Unkenntniß der Bühnen-Erfordernisse. Die Bühne verlangt eben von denen, die für sie schaffen, nicht nur eine starke, die besondere „dramatische“ Begabung, sondern auch ein handwerksmäßiges Können, das größer und ausgebildeter sein muß, als bei den anderen Zweigen der dichtenden Kunst. Nur die bildenden Künste stellen vielleicht ebenso große Ansprüche an die „Technik“ derer, die sie als Meister ausüben wollen.

Nicht umsonst haben die größten Dramatiker aller Zeiten im engsten Zusammenhang mit der Bühne gestanden. Ein Sophocles, ein Molière, ein Shakespeare haben als Darsteller und Bühnenleiter die Bühne und ihre Bedürfnisse bis in die kleinsten Einzelheiten kennen gelernt. Goethe war Intendant der Hofbühne in Weimar; Schiller wäre, wenn er länger gelebt hätte, wahrscheinlich sein Nachfolger geworden. Jedenfalls hat er an der Inszenirung seiner eigenen und auch anderer Stücke in Weimar lebhaften Antheil genommen. Die Bühne hat eben eine solche Fülle von ausgesprochenen, nur ihr eigenthümlichen Gesetzen, daß zu ihrer Kenntniß eine unausgesetzte und dauernde Verührung und Verhätigung nöthig ist. Sie nicht zu befolgen, heißt auf den Erfolg verzichten. Gustav Freytag rath deshalb den jungen Dramatikern, sich einige Jahre als Schauspieler auf den weltbedeutenden Brettern herumzutreiben. Daß es auch ohne dies geht, davon ist freilich der erfolgreiche Autor der „Journalisten“ und des „Grafen Waldemar“ selbst der beste Beweis. Immerhin wird der Dramatiker, der ein paar Sohlen auf den Brettern vertretet hat, viel verlorene Zeit und manche vergebliche Arbeit ersparen.

Wie entsteht nun eigentlich ein „Stück“? Diese Frage mag sich wohl schon mander Zuschauer im Theater vergeblich gestellt haben, den ein tragisches Werk zu Thränen gerührt, ein lustiges zum erlösenden Lachen gebracht hat. Freilich ist diese Frage nicht so leicht zu beantworten. Dem Geist auf den verborgenen Wegen des Schaffens nachzuspüren, das ist denn:

doch nicht so einfach, wie etwa ein Rechen-Exempel oder ein Koch-Rezept zu erklären. Es giebt da unfasbare und unerklärliche Geheimnisse. Den äußeren Gang dieses Schaffens, vom ersten Auftauchen der Idee an, will ich hier nach Möglichkeit zu schildern versuchen.

Eine Idee, ein Keim, aus dem das Werk dann mehr oder minder organisch emporwächst, — dies hängt natürlich von der Kraft, vom Können seines Schöpfers ab, — muß zunächst vorhanden sein. Die Anregung dazu kann aus den aller verschiedensten Quellen fließen. Ein Buch, ein Bild, ein Gespräch, ein hingeworfener Gedanke, ein eigenes oder fremdes Erlebnis können dieser Anregung sein, können diesen Keim ausstreuen. Um diesen Gedankenkeim formt sich dann die Hülle des Rohstoffes, der eigentlichen „Handlung“, des Geschehnisses, auf dem ja jedes wirkliche Bühnenwerk beruht. Man muß sich das etwa so vorstellen, wie wenn Krystalle an einen Kern anschließen.

Doch nicht immer erfindet der Dichter selber diesen Rohstoff, den Thon, aus dem er sein Bildwerk kneten will. Oft benützt er dazu einen fremden, schon vorgearbeiteten Stoff, etwa eine Novelle, oder ein anderes Stück. Unsere Klassiker, überhaupt die Dichter vergangener Epochen, waren darin freier und weniger scrupulös. Shakespeare, die spanischen und die französischen Klassiker haben wiederholt ältere Arbeiten und Novellen-Stoffe ihren Stücken zu Grunde gelegt. Heute forscht man ängstlich den „Quellen“ nach und muß dem Autor sofort ein „Plagiat“ auf. Je erfolgreicher ein Autor ist, desto häufiger sind ihm diese „Plagiat-Nichter“ auf der Spur, als ob es auf das „Was“, auf den bloßen Stoff, und nicht fast ganz auf das „Wie“, auf die jedem Dichter eigenthümliche Ausföhrung und Entwicklung des Stoffes, ankäme!

Auch noch in anderer Beziehung hatten es die Dramatiker von ehemals besser und leichter. Sie standen einem naiveren und willigeren Publicum gegenüber, das in jeder Beziehung anspruchslöser und leichter zu befriedigen war. Auch in Bezug auf die äußere Scene leben wir jetzt in einer schwer zu befriedigenden Uebergangszeit. Unsere Decorations-Techniker sind noch nicht so weit, daß sie, wie mit dem Zauberstab Ariels, blitzgeschwind, ohne Rücksicht auf Zeit und Raum, eine Decoration nach der anderen vor uns entstehen lassen könnten. Da heißt es Rücksichten nehmen, die ein Shakespeare nicht kannte. In seinem Theater war die willige Phantasie der Zuschauer der Degenmeister, auf dessen Wink ein Brett mit der Aufschrift: „Straße“, „Wald“, „Zimmer“ die Bühne für den Zuschauer in eine Straße, einen Wald oder ein Zimmer verwandelte.

Die Conception, in der aus dem Kern allmählich, wie durch höhere Eingebung, die Handlung im Kopfe des Dichters sich aufbaut, sie ist des Schaffens schönster Theil; hier fühlt der Dichter die Wonnen eines Schöpfers und Erzeugers. Freilich ist es auch ein Ringen und Kämpfen mit dem Stoff und den Bedürfnissen der Bühne, aus denen dann endlich die Skizze hervorgeht, gewissermaßen ein kurzer, novellistischer Auszug der Handlung, oft schon in Akte und Scenen gegliedert, in welchem Fall man bereits von einem „Scenarium“ spricht. Gustav Freytag meint nicht mit Unrecht in seiner „Technik des Dramas“, die Skizze solle nicht mehr als 1 bis 2 Quart-Seiten umfassen. Darüber lassen sich wohl kaum bestimmte Vorschriften geben. Die Art des Schaffens ist ja beim Künstler ganz individuell; jeder hat seine eigene Manier, und gerade dies ist ein Merkmal, das ihn vom Handwerker unterscheidet. Freytag sieht es auch als ein Kriterium eines guten Stückes an, wenn man den Kern der Handlung in zwei Zeilen erzählen kann. Als Beispiele wählt er einige klassische Werke, z. B. „Katale und Liebe“: „Ein junger Offizier verliebt sich in die Tochter eines armen Musikanten, und da sein vornehmer Vater ihn zu einer anderen Verheirathung zwingen will und ihm das Mädchen verdächtigen läßt, so tödtet er sie und sich“.

Es ist angebracht, eine kurze Zeit zwischen Conception und Ausführung verstreichen zu lassen, um kühler und klarer über den Stoff zu denken. Freilich darf dabei die Wärme der Empfindung für diesen, die Schaffenslust und Schaffensbegierde nicht verloren gehen. Kann man die Conception mit einer emporlodenden Stiefelkerze vergleichen, so muß die Ausföhrung an einem gleichmäßig heißen, langsam und auf die Dauer brennenden Kohlenfeuer vor sich gehen. Der Dilettant entwirrt, fängt vielleicht auch an; aber er führt nicht durch, er beendet nicht, wie der wahre, von seinem Stoff ergriffene Künstler. Wer es ernst meint und Selbstkritik hat, — auch ein Zeichen echter Begabung, — der mag wohl manchmal verzweifeln, wenn er auf scheinbar unlösbare Schwierigkeiten stößt.

Auf sehr verschiedene Weise kann man ein dramatisches Werk ausarbeiten. Mancher fängt mit der Haupt-Szene an, in der die Gegensätze am schärfsten zusammenprallen, mit der Scene also, die ihn vielleicht allein zu diesem Stoff gereizt hat, la scène à faire, wie sie die Franzosen, die Meister der dramatischen Technik, nennen. Am rationellsten beginnt man wohl mit dem Anfang, da man so am besten allmählich die Handlung und die Charaktere entwickeln, nichts übersehen und vernachlässigen und auch die Wirkungen gegen einander steigern kann. Bei einem gut gebauten Stück muß nicht bloß ein Akt den anderen, im Akte selbst jede folgende Scene die vorhergehende an Wirkung überbieten, — soweit dies überhaupt, da es auch Ausfüll- und Erläuterungs-Szenen giebt, möglich ist, — und auch jede Scene soll in sich selbst eine Entwicklung haben, sich zum Schluß hin gipfeln. Es klingt dies zwar etwas äußerlich, aber es ist eben im Wesen der dramatischen Technik begründet, die hauptsächlich auf der Steigerung und der Contrast-Wirkung beruht.

Natürlich hat jeder Dramatiker seine besondere Art, zu schaffen, die mit seiner dichterischen Individualität im engsten Zusammenhang steht. Hier beginnt eben das Geheimniß des Schaffens, das nicht zu enträthseln ist; aus so verborgenem Grunde sprudeln die Quellen empor, aus denen der Dichter seine Bausteine braut. Nur so viel vermögen wir zu sagen, daß dem einen die Charaktere und ihre scharfgeprägte psychologische Ausmalung in erster Reihe stehen (das Kriterium der germanischen Dramatiker), während der andere vor allem auf eine starke, energisch gegipfelte Handlung achtet (Wesen der romanischen Kunst). Nur durch innigste Verschmelzung von beidem entsteht ein Meisterwerk.

Ist ein Stück im Rohen fertig, so läßt es der Autor am besten einige Zeit ruhen, um sich abzukühlen, seinem Stoff gegenüber objectiv zu werden. Dann merkt er erst, wo noch Sprünge und Risse klaffen, wo zu fitten, wo zu mildern und zu verschärfen ist. Die „Feile“, wie der Fachausdruck lautet, ist sehr wichtig für ein Drama; oftmals gleicht sie einer völligen Umarbeitung. Von Shakespeare behauptet man, er hätte seine gewaltigen

Dramen in einem Zuge niedergeschrieben. Ich erlaube mir, daran zu zweifeln; und da seine Manuscripte nicht mehr existiren, so ist es eine jener Legenden-Bildungen, die den Heroen noch heroischer machen wollen. Im Hamlet lassen sich die Spuren einer mehrmaligen Ueberschreibung direct nachweisen. Und Goethe sagt im Tasso: „Es ist die Zeit von einem guten Werke nicht das Maß“.

Ob die „Technik“ des Dramas etwas Erlernbares oder Angeborenes, also ein Theil der poetischen Begabung selbst sei, darüber ist viel gestritten worden. Die Wahrheit scheint mir auch hier in der Mitte zu liegen. Der Blick oder, wenn ich so sagen darf, der „Griff“ für das dramatische Wirkame ist angeboren, er läßt sich nicht erlernen. Wir haben bedeutende Dichter auf lyrischem und epischem Gebiete, die nie ein erfolgreiches Drama zu Stande brachten, trotz heißen Bemühens. Aber wie jedes Talent, so muß auch das dramatische ausgebildet, sorgsam gepflegt und entwickelt werden, um reife und reiche Früchte zu tragen. Von guten Vorbildern und durch Uebung ist viel zu lernen. Die dramatische Muse ist eine spröde und strenge Dame; sie will ein ganzes, langes Leben lang heiß umworben und erkämpft sein, ehe sie sich dem kühnen Freier zu eigen giebt.

Nachdruck verboten.

Wie ich bicyclen lernte.

Von H. Nerthus in London.

Do you biko? war die erste Frage, die an mich gerichtet wurde in der ersten Gesellschaft, die ich in London besuchte.

„No“, antwortete ich, „und ich habe auch nicht die mindeste Lust, es anzufangen; ich finde es unweiblich, ungraziös u. s. w.“ So versuchte ich, meine Ansicht über diesen Sport in meinem besten Englisch klar zu legen.

Ein langgedehntes „Oh!“ war die Erwiderung der Britin. Sie lehnte mir den Rücken, und einige Minuten später war sie sehr vertieft im Gespräch mit anderen Anhängerinnen des edlen Sports.

Seit jenem Abend vergeht kein Tag, — was sage ich, kaum drei Stunden vergehen, daß nicht dieselbe Frage an mich gerichtet wird. Ich bin gewaltig von meiner ersten Ansicht abgekommen. Zuerst fand ich es wirklich sehr nett, auf dem Lande zu biken. So heißt nämlich das neue englische Verb für Zweiradfahren. Jetzt, das ist zwei Monate nach jenem ersten Abend in London, finde ich es selbst im Hyde-Park sehr nett, vorausgesetzt, daß man es gut macht, ein schönes Bicycle und einen hübschen Anzug hat.

Es ist amüsant zu sehen, wie diese verwöhnten Damen mit ihren weißen Händen, die zu zart für irgend welche Arbeit scheinen, an ihrem Stahlrohr mit Schraubenzieher oder sonstigen Handwerkszeugen herumarbeiten! Wie jene sorten, ätherischen Wesen stundenlang auf dem Bicycle reiten, ohne auch nur im mindesten über Müdigkeit zu klagen; ja, ehe sie selbst ausruhen, wie gute Cavalleristen erst ihr Rad reinigen, wenn sie es nicht ganz sicheren, verständnißvollen Händen zu diesem Zweck anvertrauen können. Und so ganz ohne Anstrengung geht es doch nicht, zu biken, das weiß ich aus Erfahrung! Ja, aus eigener Erfahrung!

Vor acht Tagen bekam ich von einer englischen Bekannten einen Brief mit einer höchst freundlichen Einladung, einige Tage bei ihr auf dem Lande in E. zuzubringen.

„Wir schicken einen Burschen für Ihren Koffer,“ schrieb sie; „Sie biken wohl zu uns herüber. Wir biken täglich stundenlang und lernen die schöne Gegend auf diese Weise herrlich kennen.“

Was thun? Entweder die Einladung ablehnen, und das wäre sehr schade gewesen, da ich verschiedene interessante Menschen in E. zu treffen hoffte, oder — das biking lernen! Ein kurzer innerer Kampf: ich entschloß mich für das letztere. Meiner Freundin, bei der ich wohnte, theilte ich meinen Entschluß mit. Ein malitöses Lächeln und ein „Oh!“ war ihre Antwort, — ich hatte ihr so oft meine Ansicht über ladies' biking mitgetheilt.

Am nächsten Morgen gingen wir in aller Frühe nach Batterian-Part; sie war freundlich genug, mir ihr Fahrrad zu leihen und mich selbst zu lehren.

Mit einem „Na, so schwer wird's wohl nicht sein!“ machte ich mir Muth.

Anna, meine Freundin, hielt das Bicycle, ich stieg auf; da sie sehr fest hielt, kyppte ich nicht direct damit um. „Nun zu!“ rief sie. Ich trat, verweilungsvoll schwankte das Ding hin und her; ich konnte mit dem linken Fuß absolut nicht den Wirbel finden; jetzt hatte ich ihn! Natürlich kippte ich nun nach rechts über. „Das vordere Rad nach der Richtung wenden, wohin man fällt,“ unterwies meine Freundin. Schön gesagt! Bis sie mit ihrem Satz zu Ende war, lag ich schon sicher im Gras!

„Never mind, das geht immer so das erste Mal!“ Wieder stieg ich auf, versicherte mich beider Wirbel, und dann ging es vorwärts; entschieden schon sicherer, natürlich immer noch gehalten.

Warum es nur so enorm schwer ist, die Balance zu halten, und warum das Vorderrad eine fortwährende Neigung hat, nach rechts oder links zu gehen? Uebrigens ist auf dem Bicycle der wenigst geeignete Platz, Reflexionen zu machen, das weiß ich auch aus Erfahrung!

Am zweiten Morgen war ich so weit, ohne die stützende Hand einen Versuch zu wagen. Es ging verhältnißmäßig rasch und gut.

Ich hatte einen herrlichen Weg vor mir und nicht zu viele Zuschauer in der frühen Morgenstunde; ich fühlte mich unendlich frei, erhaben. Es ging immer rascher und infolge dessen auch besser. Ich war gerade auf dem Punkte, mich über die im Bergenthau erblühten Rosen zu freuen, da sah ich mitten im Wege einen Forstterrier, der sich behaglich dort sonnte. Ich fuhr direct auf ihn los; er rührte sich nicht. Ich schrie ihn an; er streckte sich nur länger und blinzelte in die Sonne. Ich ließ die Glocke ertönen, was garnicht leicht war, ohne dabei auch dem Gleichgewicht zu kommen. „Die Bremse!“ dachte ich; da war es auch schon zu spät, denn der Terrier, mein Rad und ich bildeten ein Knäuel, und ich konnte die Rosenhede aus nächster Nähe betrachten! Poetie war aber nicht dabei. Der Hund zog mit eingeknicktem Schwanz winzelnd ab; ich sammelte mich und mein Bicycle auf. „Es hat wenigstens niemand gesehen!“ so hoffte ich.

„Oh, das kann wohl kommen,“ sagte Anna halb spöttlich, halb mitleidig. Sie und einige liebe Bekannte standen zwei Schritte von der Unglücksstätte entfernt und erschöpften sich jetzt in guten Rathschlägen für vorkommende Fälle. Wie ich sie alle in diesem Augenblick haßte!

Es fällt kein Meister vom Himmel, aber mancher oft vom Bielde, ehe er dessen Meister ist!

Wieder schwang ich mich auf mein Rad. Oft machte ich Bekanntschaft mit dem Majen oder den Bischen am Wege; mein Bicycle schien eine besondere Vorliebe für Dornensträucher zu haben, denn regelmäßig endete ich in einem Strauche dieser Art.

„Nun mußt Du allein verluhen, aufzusteigen!“ So lautete am dritten Morgen die Devise.

Hier den rechten Fuß erst aufsetzen! Jetzt ordentlich sitzen; das Kleid gut nach jeder Seite vertheilen! So, nun mit dem linken abstoßen, so, gut, bravo!“ Das kam zu früh, denn ich war auf der rechten Seite wieder hinunter nach einem vergeblichen Versuch, das Rad zum geraden Lauf zu bewegen. Ich setzte wieder meinen rechten Fuß auf, vertheilte mein Kleid regelrecht auf beide Seiten, stieß mit dem linken Fuß ab; das ging schon besser. Nun, wo in aller Welt ist der linke Wirbel geblieben? Da fühlte ich ihn unter meinem Fuße; ich trat krampfhaft, natürlich war mein Kleid dazwischen gekommen. Hoffnungsloser Zustand, bis man glücklich unten liegt! Aber man muß sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das dreihigige Mal geht es schon besser, und dann giebt es allerlei Hülfsmittel um das Abstoßen zu erleichtern. Da ist z. B. ein Majenrand unbezahlbar, wenn das Rad nur nicht die Inclination hat, direct nach links darauf einzubiegen; oder eine Fußbank, die kann man freilich nicht immer mitnehmen! Glühend heiß wird man allerdings dabei; besonders wenn man, wie ich, die heißeste Woche des ganzen Sommers für seine Uebungen ausgewählt hat. Aber was half es? Der Termin meiner Abreise rückte näher, und bis dahin mußte ich's können!

Wie stolz man sich nun fühlt, wenn man das erste Mal ohne fremde Hülfe weiter kommt! Wenn man zum ersten Male durch eine Thür fährt! Das sieht so leicht aus, wenn es ein anderer thut; versucht man es aber selbst, dann denkt man so ganz anders! Es ist geradezu lächerlich, aber das Rad, wenn es noch zehn Schritte vorher die schönste Richtung auf die goldene Mittelstraße zu hatte, nimmt plötzlich eine so unangebrachte Wendung nach rechts; man lenkt sofort nach der entgegengesetzten Seite, und im nächsten Augenblicke thut der linke Pressstein seine Schuldigkeit in des Wortes verwegener Bedeutung!

Und dann einen Berg hinunter fahren! Das klingt sehr schön und sieht sich auch herrlich an. Zuerst ist die Sache sehr gut; man fährt immer rascher, hält sich famos dabei, wackelt garnicht nach rechts oder links. Plötzlich kommt einem der furchtbare Gedanke, man könne nicht mehr zurückhalten. Man tritt und tritt und gäbe viel darum, erst unten zu sein; gewöhnlich dauert es dann auch nicht mehr lange bis man unten ist, nämlich auf der Erde! Und wie es einen mit stillem Zorn erfüllt, wenn man selbst noch in den Anfangsgründen steht, andere spielend fahren zu sehen, z. B. in aller Gemächlichkeit in einer Hand einen Sonnenschirm haltend, oder seitwärts, wie eine Dame zu Pferde, und nur mit dem linken Fuße tretend! —

Das waren so meine Erfahrungen beim biking-Lernen. Aber viele Freuden bringt es, überwiegende Freuden gegen die kleinen Leiden, die nur zu bald vergessen sind!

Ich trat meine Reise nach E. an, mit dem Bilet für mein eigenes Fahrrad in der Tasche. Es überstand seine erste Eisenbahnfahrt gut, und auf dem Bahnhof in E. schwang ich mich darauf, ohne Fußbank, ja ich verdimähte selbst den Trottoir-Rand, der mir sehr verlockend winkte. Ich war viel zu stolz, selbst die kleinste Unterstüpfung anzunehmen. Fort ging's, frei, wie der Vogel in der Luft. Und dann die herrlichen Fahrten auf den besten Wegen, die man sich denken kann, an malerischen kleinen Hütten vorbei, zwischen grünen Hecken, saftigen Wiesen, durch die ein silberheller Bach sich schlängelt; vorwärts, weiter mit Windeseile, wenigstens ein gut Stück schneller, als eine Berliner Droschke, selbst erster Klasse. Schön ist es doch, und wer es einmal versucht, wird es nie wieder lassen!

Nachdruck verboten.

Frauen-Reliquien auf der Millenniums-Ausstellung.

Von M. v. Fáy-Hentaller in Budapest.

Ungarn feiert in diesem Jahre sein tausendjähriges Bestehen. Eine große Feier ist es, wenn das Herz einer Nation mit Stolz über die Vergangenheit und mit Freude über die Gegenwart erfüllt wird. Ungarn besitzt eine Vergangenheit, auf die es mit Recht stolz ist, eine Gegenwart, worüber es sich freuen kann, das ersehen wir auch an der Jubiläums-Ausstellung.

Zweihundertvierzig Pavillons sind auf dem Ausstellungs-Platz im Stadtwaldchen der Residenz erbaut worden; Bauten aus dem verschiedenen Material, in den verschiedenen Formen und Stilen, welche die ganze Geschichte, die ganze Kultur des Landes in ihrem Inhalte darstellen.

Wir wollen in diesem Artikel nur auf die geschichtliche Gruppe Bezug nehmen, die an der westlichen Seite des Ausstellungsplatzes auf der kleinen Insel und am Teich errichtet worden ist.

Dort steht am Teich, in der Gruppe der ältesten Zeit, das mit Rohr und Schilf eingeschlochtene Fischwerk, die Fischerhütte (halászkonyhó), daneben am Ufer erblicken wir die Schäferhütte (juhászkonyhó). Im Innern dieser Hütten befinden sich alle die Gegenstände, welche auf die Beschäftigung der Jassien hinweisen, doch finden wir hier nichts, was speciell in das Gebiet der Frau gehört. Weiter im Jagd-Pavillon sehen wir eine Falkenjägerin zu Pferde; sie hält den Falken auf dem Arm und sieht zu ihrem Leibjäger hinunter, wie dieser die Beute sammelt. Es ist eine Dame aus dem XIV. Jahrhundert, die uns zeigt, wie die vornehmen Frauen unter der Herrschaft Nagy Lajos zu jagen pflegten. Rechts vom Jagd-Pavillon erhebt sich eine Kirche im romanischen Stile, das Modell der im XIII. Jahrhundert erbauten Jassier Kirche, der ältesten des Landes. Im Innern sind werthvolle Alterthümer. Wir

wenden uns links zum Gipsmodell des Grabmals der Königin Gisella, der Gemahlin des ersten Königs Ungarns, Stefans des Heiligen (Szont István). Sie war die Tochter Heinrichs I., Schwester Heinrichs II., und hat sich großes Verdienst erworben, da sie ihrem Gemahl in Verbreitung christlicher Religion eifrig zur Seite stand. Sie war es auch, die die Ungarinnen in wunderschönen Handarbeiten unterrichtete. Wie uns die Geschichte mittheilt, stiftete sie mit Hülfe ihrer Hofdamen den Krönungsmantel (Koronázási palást), der heute noch bei den Krönungs-Festlichkeiten gebraucht wird; auch stiftete sie Kleider für die Dome, die ihr königlicher Gemahl errichtete. Diese werthvollen Gegenstände sind während der Tartaren-Verheerung fast alle zerstört worden; nur der Abtei von Pannonhalma im Bezirker Comit, errichtet 998 durch Stefan dem Heiligen, gelang es, einiges zu bewahren.

Es ist eine wahre Tragödie, wie die erste Königin des Landes verfolgt wurde. In hohem Alter starb ihr Gemahl, und sie, besorgt um die Erhaltung des Christenthums im Lande, verwendete sich, um den Thron für Peter, den Neffen des Gemahls, den Sohn der Schwester des Königs, zu erlangen. Der italienische Prinz gelangte mit ihrer Hülfe zur Krone, war aber höchst undankbar gegen die alte Königin. Er ließ sie verhaften und martern. Es gelang der Königin zu entkommen; sie flüchtete sich in ihre Geburtsstadt nach Passau zu ihrer Tante Helga, die als Äbtissin im Niederburger Kloster lebte. Hier wurde sie später ebenfalls Äbtissin und starb als solche in ihrem hundertneunten Lebensjahre. Sie ist in der Klosterkirche begraben. Das Original des ausgefallenen Gipsmodells ihres Sarkophags ist aus rothem Marmorstein im XI. Jahrhundert gefertigt worden; der obere Theil aber wurde im XIV. Jahrhundert nachgearbeitet. Es ist eine altgothische Arbeit mit der Umschrift GIZELLA KÖNIGIN-AEBTISSIN. Ihr Unglück brachte sie nach ihrer Geburtsstadt, wo sie seit Jahrhunderten ungestört ruht, während die Graben der späteren Königinnen alle vernichtet worden sind.

Geben wir hinunter zum Burgschloß, das nach der im gothischen Stil erbauten Bajda-Hunyad (ein Burgschloß Johann Hunyad's) errichtet wurde. Hier finden wir prachtvoll gearbeitete Kirchengewänder, die aus späterer Zeit, aus dem XIII., XIV. und XV. Jahrhundert übrig geblieben sind. Wir erblicken an ihnen, daß die erste Königin nicht umsonst arbeitete; sie gewöhnte die Frauen Ungarns, die ihren Männern bei ihrem Einzuge in das eroberte Land an Fuhrwerke gespannt folgten, und die damals keine Spur ihres Wirkens hinterließen, so an kunstvolle Arbeiten, daß sie Jahrhunderte nach dem Tode der Lehrentin das von dieser Erlernte zu hoher Blüthe brachten.

Es wird zwar in der Geschichte erwähnt, daß Königin Margit, die zweite Gemahlin des Königs Bela III., kunstvolle Arbeiten machte, und daß sie die Decorationen des Zeltes stiftete, das für Friedrich Barbarossa errichtet wurde, als dieser bei seinem Durchzuge nach dem heiligen Lande hier ausruhte. Doch ist nichts, gar nichts von diesen Arbeiten der Königinnen aus dem Arpad-Hause erhalten geblieben. Das älteste Mehgewand, das wir auf der Ausstellung finden, stammt aus dem XIII. Jahrhundert; es ist das Eigenthum der heiligen Elisabeth-Kirche in Kasza. Diese Kirche ließ die Königin Erzsébet (Elisabeth), Gemahlin Karoly Robert's, erbauen. Der Bau wurde unter der Regierung ihres Sohnes, Nagh Lajos, vollendet; es ist also höchst wahrscheinlich, daß Königinnen die Kirchengewänder verfertigten. Wahrscheinlich ist dieses auf blauen Wollstoff mit Seide und Gold gestickte Mehkleid eine Arbeit der beiden unglücklichen Königinnen Erzsébet, der Gemahlin, und Maria, der Tochter Königs Nagh Lajos, Gemahlin König Sigismunds. Die Altgold-Stiderei stellt ein Mittelkreuz vor; daneben befinden sich die Symbole der Apostel, die Auferstehung Christi und Maria mit dem Kinde. Vierundzwanzig prachtvolle Mehgewänder mit werthvollen Goldstidereien finden wir noch, alle von der Hand vornehmer ungarischer Damen gearbeitet. Sie stammen sämmtlich aus dem XIV., XV. und XVI. Jahrhundert.

Aber nicht nur die Handarbeiten der Frauen gelangten im Schloß Bajda-Hunyad zur Ausstellung. Da sind ferner die Petschäfte der Königinnen und deren Portraits, so das der Königin Beatrix, Gemahlin Mathias von Hunyad (Mathias Corvinus), mit der Umschrift: Diva Beatrix Hungariae regina; dann Briefe, unter diesen ein Brief der Mutter König Mathias' Szilagy Erzsébet's aus dem Jahre 1463, u. s. w.

Noch ein schönes Gebäude erhebt sich an der Insel, das im Renaissance-Stil erbaute Schloß, in dessen Zimmern die größten Schätze des Landes liegen. Sogar aus der Wiener Burg-Schatzkammer brachte man alles her, was sich auf die ungarische Geschichte bezieht. Die Reliquien der Frauen aus den Freiheitskriegen unter Kálóczy ist das Interessanteste, was wir hier finden. Das Portrait der wunderschönen Frau Zrínyi Ilona, die als Gemahlin Kálóczy's tapfer die Burg Zütel verteidigte, und sie dann an den Anführer der Anstürmenden übergab, als er ihr Herz besiegte hatte. Ferner sehen wir das Portrait der Dichterin der Freiheitszeiten, Petróczy Kata, Gemahlin des Freiheitshelden Petry Lörincz. Diese edle vornehme Frau, die viel gelitten und viel verloren hat, hatte fünf Töchter erzogen, von denen zwei auch dichterisch thätig waren. Aus der Zeit der Kálóczy'schen Freiheitskriege stammen auch die Rahmenüberreste, an denen man einige schöne Goldstidereien, Arbeiten der freiheitsliebenden ungarischen Frauen, sieht.

Prachtvoll ist die Ausstellung der Zimmer der Königin Maria Theresia. Auch deren Einrichtung ist von der Wiener Hofburg hierher gebracht worden, sodah jeder Ungar, der keine Mittel oder keine Gelegenheit besitzt, nach Wien zu reisen, hier über die Lebensweise der merkwürdigen Frau ein anschauliches Bild erhält. Diese Zimmer waren bisher Fremden besser bekannt als dem ungarischen Volke. Maria Theresia's Kunstliebe wird übrigens trefflich bezeugt durch die wundervollen Gobelins-Wandteppiche, die immer zwei zu zwei einen großen Neben-Corridor des Renaissance-Gebäudes bedecken.



Nachdruck verboten.

Erinnerung.

Stieg ich heut' den Weg empor,
Wo sich feld an feld einst dehnte;
Meinem Herzen, das sich sehnte,
Sprach ich langsam dieses vor:

Blonde Aehren waren hier,
Zwischen Aehren blaue Blumen;
Zwischen schönen blauen Blumen
Und den Aehren waren wir.

Ach, ich weiß es nur zu gut,
Wie sie leicht und schnell sich bückte!
Mit dem Garbenfrevler schmückte
Sie dann lächelnd meinen Hut.

Und so saßen wir am Rain,
Bis es später ward und später,
Wo die Felder unsrer Väter
Grenzt der moosbewachsne Stein.

Glomm der Tag dann golden aus,
Rief die Glocke dich vom Gute,
Und mit schön bekränztem Hute
Lief ein jedes froh nach Haus. —

Heute diesem alten Stein
Kam ich just in nächste Nähe;
Hob sich eine Winterkrähe
Langsam auf und flog feldein.

Schweigend folgt' ich ihrer Bahn,
Die der Trieb des Windes lenkte,
Bis nur Gottes Augen sah'n,
Wie mein junges Haupt sich senkte.

Carl Vusse.

Nachdruck verboten.

Willkommen!

Zu dem Bilde Seite 129.

Das kleine Bild verräth uns nichts, es macht uns nur neugierig; aber die Phantasie, die immer ein wenig indiscret ist, läßt es den Schleier des Geheimnisses und zeigt uns einen bildhäßlichen, sonnenverbrannten, jungen Mann, der soeben den Vorgarten betritt, lachend nach dem Fenster oben schaut und grüßend den Hut schwenkt.

Es ist der Better Fritz, der liebe alte Spiellamerad des jungen Mädchens, das ihn so fröhlich willkommen heißt! Better Fritz, der Jahre lang im Auslande war und nach angestrengter, erfolgreicher Arbeit zum ersten Mal nach Hause kommt. Aber wie der Bursche sich verändert hat! Die kleine Nase erkennt ihn kaum wieder, so stattlich und groß sieht er aus und so männlich und stark. Ob er auch innerlich nicht mehr derselbe ist? Früher nannte er sie oft scherzend seine kleine Frau, und als er abreiste, hatte er sogar ganz ernsthaft gesagt: „Weiß mir gut Friedel und warte auf mich; früher oder später komme ich herüber und hole Dich.“ Denkt er noch jetzt daran? Hoffnung und Zweifel, Zucht und Vertrauen streiten in ihrer Brust; aber das Herz, das so laut pocht, sagt ganz deutlich: „Er will mich, — er will mich!“ Und im nächsten Augenblick steht er auch schon hinter ihr im Zimmer und ruft jubelnd: „Na, Friedel, daß Du Dich schön ausgewaschen hast und ein bildsaubres Mädel geworden bist, das hab' ich schon von unten gesehen; nun gib mir auch schnell einen Kuß, damit ich doch weiß, daß Du mich noch ein bißel gern hast, und ich Dir wirklich willkommen bin!“

Dabei hat er sie schon umfaßt und an sich gedrückt, und als sie glücklich, aber doch ein wenig unsicher und jagend, ihm in die Augen schaut, da weiß sie es, — sie hat sich nicht getrrt, — die gute Kameradschaft mit Better Fritz wird nun verlängert auf Lebenszeit. G. v. St.

Nachdruck verboten.

Enten-Jdyll.

Zu dem Bilde von A. Lins in Düsseldorf. — Siehe Seite 132.

Es ist Mittag, und heiß fallen die Sonnenstrahlen durch grünes Blattwerk auf die spiegelnde Wasserfläche, wo vor kurzem noch die jetzt am Ufer ruhende Entengesellschaft lustig umherplätscherte. Ei, war das ein Leben! Herrlich spielte es sich Verstecken im hohen Schilf, und gar erst das Tauchen und Baden in der frischhalligen Plath! Drüber tanzten Wäldchenwürme ihre bunten Reigen im shimmernden Sonnenschein, und blaue Libellen flogen dicht übers Wasser hin, hirschten um die Köpfe der spielenden Entenschar und über die hohen Gräser, die dort am Ufer-rande blühen.

Da ist's doch ganz natürlich, wenn man neckend hinter den Flichenden herhinkt, daß man eine oder die andere dabei erwischt, oder gar verschluckt, — ganz aus Versehen, natürlich! „Ja, ja!“ sagt Herr Erpel in seiner Entensprache zur Gattin. „Ganz aus Versehen! Nur eine Wasserjungfer! Ja, ein Frosch oder ein Wasserschnecke, — das wär' ein ander' Ding!“

„Ein ander' Ding!“ pflüchtet sie bei und schaut dabei blinzeln in die Sonne, die gerade in diesem Augenblick recht unbehaglich heiß auf ihr weißes Kleid brennt. Ihre Nachbarn scheinen müde zu sein; einer aus der Gesellschaft hat bereits den Kopf unter den Füllgel geborgen und ist sanft entschlummert.

Das dritte Pärchen entstieg dem nassen Element augenscheinlich zulezt.

„Madame“ ist noch bei der Toilette; sie trocknet ihr Gefieder im warmen Sonnenschein, und Herr Erpel schaut wohlgefällig zu, wie sie sich pugt. Ober hat ein kaum hörbares Plätschern im Wasser vielleicht seine Aufmerksamkeit erregt? Der fürwichtige Frosch, der dort sein

Mäulchen aus dem Wasser steckt, mög' sich hüten! Herr Erpel versteht sich prächtig aufs Jagen von derlei edlem Wild!

„Tausch' doch g'schwind! Tausch' doch g'schwind!“ zwitschert ihm der kleine Rohrsänger zu, der schon eine ganze Weile durch Busch und Strauch geschlüpft ist und endlich klugen Auges sich hier auf schwankem Aste niedergelassen hat. — „Tausch' doch g'schwind!“ Und monsieur Frosch versteht die Warnung; blispfeil ist er verschwunden, nur die Klingeln dort im Wasser erzählen von seiner jüngsten Gegenwart! — —

Der Künstler hat es trefflich verstanden, in seinem Bilde den „ruhenden Sommer“, das Gefühl innigen Behagens, das volle Genießen des dolce far niente zum Ausdruck zu bringen; möge er uns noch manch' anderes ebenso anmuthig durchgeführtes Werk beschenken.

Nachdruck verboten.

Verfolgt.

Zu dem Bilde von A. von Courten in München. — Siehe Seite 133.

Verfolgt zu werden ist im allgemeinen nichts Angenehmes; allein, das weibliche Geschlecht scheint über diesen Punkt zuweilen anderer Ansicht zu sein. Ja, es giebt Verfolgungen, die sogar provocirt werden, — in allen Ehren natürlich! Es kommt eben auf die Beschaffenheit des Verfolgers an. Ein flüchtiges Räubchen, ein plötzlicher Ausschlag langer Wimpern genügt, und der Glücklich, dem es galt, sieht wie vom Blitze getroffen hü, schwankt, macht dann entschlossen Kehrt und trachtet mit Herzklopfen danach, die Spur seines edlen Wildes nicht mehr zu verlieren. Und dieses sieht ebenso unter Herzklopfen, — flieht und ist doch herzlich besorgt, daß ihm die Flucht nicht zu gut gelinge. — Es kommt aber auch noch auf das „Wie“ der Verfolgung an. Tölpelhafte Zudringlichkeit verdirbt wieder alles!

Der Maler unseres Bildes hat solche Vorgänge scharflich gut beobachtet, und bei der Scene, die er hier schildert, darf er schon fest sein, da er sich mit unverfälschten Naturkindern beschäftigt. Hier ist es schon mehr gewesen, als ein flüchtiger Blick. Ein herausforderndes Wort ist gefallen, über die Herren Verfolger, die den Italienern, zumal den italienischen Mädchen, so sympathisch sind, und flugs haben die unternehmenden Piemontesen die Verfolgung aufgenommen. Vielleicht sind es zwei Schwestern; die eine etwas jünger und leder, die andere schon besonnener, folger, selbstbewusster, doch auch durchaus nicht böse über die auf dem Fuße folgenden Anbeter. Von diesen erscheint der erste, dem eben von dem zweiten Kameraden etwas ins Ohr gefagt wird, was von den Mädchen ersichtlich nicht überhört wurde, zweifellos als der begünstigte Held, während im Gesicht des dritten deutliche Anzeichen eines ausichtslosen Concurrenz-Kampfes sich abspiegeln. Zwei Mädchen und drei Männer, — da ist eben einer unweigerlich zu viel! —

Uebrigens ist Angelo de Courten den Leserinnen der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ ein schon bekannter Mitarbeiter. Gewiß wird manche sich seines hübschen Bildes „Belagert“ in Heft 19 vom Jahrgang 1892 erinnern. Auch dort gab es Verfolger, fröhliche und verdrießliche, aber nur einen Aeteur und nur ein Mädchen, das dem Gott Amor bereits rettungslos verfallen war. — Courten, einer der begabtesten Schüler Piloty's, wurde 1848 in Bologna geboren; er steht also im besten Mannesalter, sodah von seiner Schaffenskraft noch manche hübsche Gabe erwartet werden darf.

R. S.



Redactions-Idyll.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Unterbringen von Manuscripten (104). — Sie fragen, scheinbar etwas misanthropisch, wie Sie sich das Wohlwollen der Herren Redacteurs am leichtesten erringen? Der weitaus größte Theil der Autoren, vertriebenes Fräulein, würde sich fraglos das Wohlwollen der Herren Redacteurs am besten sichern, indem er gar nichts einwendete. Den genannten Herren würde dadurch eine vergnüglichere Thätigkeit, den Zeitstreifen ein besserer Inhalt, den guten Autoren ein höherer Verdienst und dem Publicum eine Hebung seines Geschmacks genöthigt. Unter dem „Wohlwollen“ der Herren Redacteurs können Sie nun dasjenige verstehen, das gerade immer in Ihren Arbeiten den genialen Kern zu entdecken weiß. Ein solches Wohlwollen erwirbt sich der Autor z. B. am leichtesten durch einen schon abgefeimelten großen Namen, durch vornehme Herkunft, durch leibliche oder Gesinnungs-Verwandtschaft, durch Freundschaft mit Verlegern oder Redacteurs, durch angenehme Gesichtszüge und besprechende Manieren, durch Verbindung mit Reclame-Blättern; manchmal vielleicht auch durch bare Opfer oder sonstige Freundschaften. Außerdem giebt es eine zweite Art von Wohlwollen. Diese erringt man ohne Umwege lediglich durch Aufrichtigkeit und inhaltlich klar gehaltene Manuscripte, die nicht mehr und nicht weniger als das bringen, was die Redactionen gerade für ihre Zeitschrift brauchen. Wir können Ihnen nur rathen, falls Sie sich nicht mit dem allerleichtesten, oben angegebenen Wege begnügen wollen, es mit dem letztgenannten zu versuchen. Es giebt immerhin noch einige Herren Redacteurs, die für diesen das weisse Verständniß besitzen.

A. in Lepth. — Dramatische Arbeiten liegen außerhalb des Rahmens unserer Veröffentlichungen. Weiteres vermögen wir leider nicht mitzutheilen. An welche Adresse soll das Manuscript geschickt werden?

Kluge, St. Vöiten. — Das Wort Kluge kommt aus dem Griechischen und bezeichnete ursprünglich den Dichtof der griechischen Wohnhäuser.

Fr. v. S., Riga. — Nehmen Sie Ihren Goethe zur Hand. „Bekanntnisse einer schönen Seele“ lautet die Ueberschrift des 6. Buches von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Daher das Citat!

Frdr. v. Sch., Jersa. — Die Naturen sind eben verschieden. Im ganzen darf man aber behaupten, daß die künstlerisch schaffenden Menschen, die stets auf den Moment der Eingebung und Begeisterung warten, um schaffen zu können, trotz Begabung zu nichts kommen. Fast jeder künstlerisch schaffende wird Ihnen sagen können, daß er bei regelmäßiger Arbeitszeit, bei energischer Ueberwindung absoluter anfänglicher Unlust, immer Erfolg gehabt hat. Es ist auch ein Jertbum, anzunehmen, daß das vollendet Erscheinende stets aus einem Guffe so gemorden ist. Das anscheinend genial hingebaute erweist sich nicht selten, zu eigenem Erstaunen des Urheber, als ganz verfehlt, während gerade das nach seiner Meinung mühsam Hervorgequante als das Gelingene sich bewährt. Natürlich soll diese Erfahrung Schwächlingen keinen Vorwand bieten.



Illustrirte Frauen-Zeitung

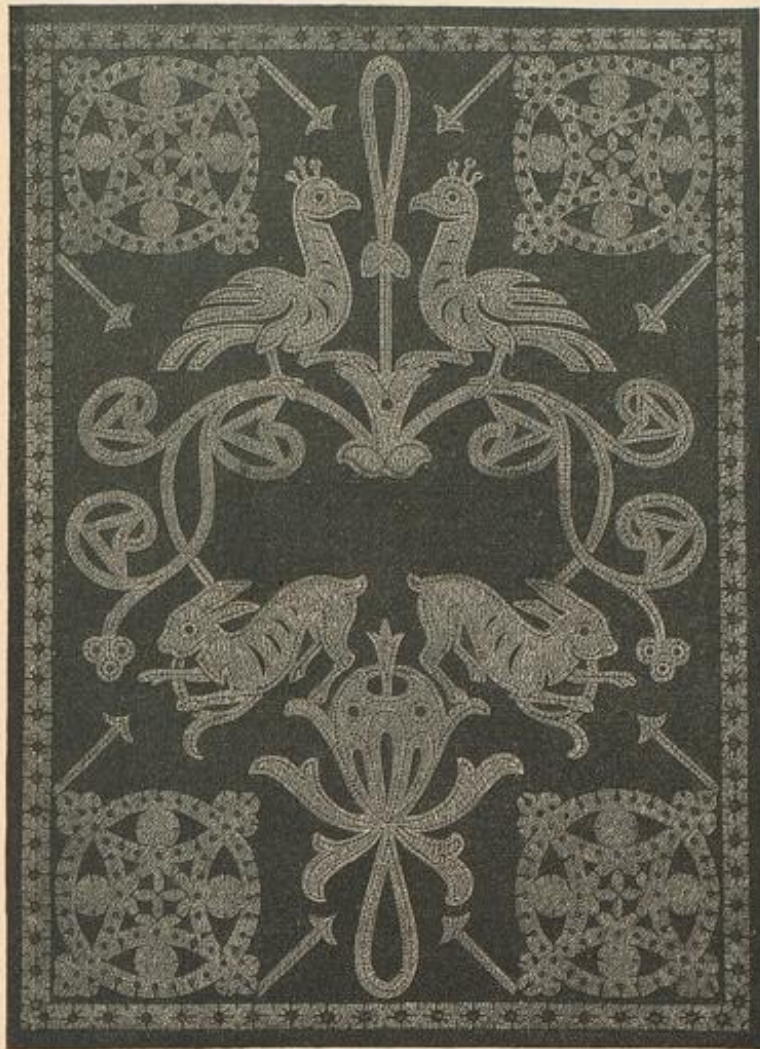
Heft 17.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin und Wien, 1. September 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XXIII. Jahrg.



Mappe mit Aufnääh-Arbeit.

Die dargestellte Stickerei beansprucht ein doppeltes Interesse, einerseits durch die einfache Technik, andererseits durch die Fertigkeit der Nadel. Unter den Funden in den Gräbern von Panopolis, welche bei Achmim in Ober-Aegypten liegen, befanden sich die verschiedensten Fußbekleidungen; ihren Verzierungen sind die Motive entnommen, zum Schmuck des Einbanddeckels eines Werkes über „Antike und mittelalterliche Fußbekleidungen aus Achmim-Panopolis“. Von Frau Tina Franberger, der Gattin des Verfassers, wurde die Stickerei ausgeführt, und zwar auf pompejanisch-rothem Leder mit Aufnägen aus Goldleder. Die beschlagartig wirkenden Krossetten und die geraden Randleisten zeigen kleine eingeschlagene Böcher, von denen ausgehend regelmäßig übergreifende Stiche mit rother Seide die Aufnägen auf dem Grunde befestigen. Dagegen sind die Thiere, wie die feinen Ranken und größeren Ornamente in der Mitte längs ihrer Contouren mit Seide aufgestickt. Schmale Ausschnitte im Leder modelliren die Thierkörper. Die Stickerei mißt 27¹/₂ cm Höhe zu 19¹/₂ cm Breite, während die Mappe selbst 35 cm hoch und 28 cm breit ist. Unsere auf den vierten Theil verkleinerte Darstellung, die auf den Reiz der Farbe verzichtet muß, beweist, daß die interessante Zeichnung sich in jeder beliebigen Größe herstellen läßt, ohne an ihrer Originalität einzubüßen. E. J.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Auch von unserer diesjährigen Großen Internationalen Kunst-Ausstellung, deren Schluß gegenwärtig bevorsteht, läßt sich sagen, daß die malende und bildhauernde Frauenwelt Oesterreichs und Deutschlands mit Ehren ihren Platz auf ihr behauptet hat. Reuentsandene Werke haben zwar unsere ersten und bekanntesten Meisterinnen wenig gesandt. Die „Steineichen“ von Luise Vegas-Barmentier (Berlin) sind dem Kunstfreunde längst vertraut; das stimmungsvolle Landschaftsbild derselben Künstlerin „Im November bei Gradcati“ ist, unseres Wissens nach, ebenfalls bereits ausgestellt gewesen. Aus früherer Zeit stammen auch die beiden Schöpfungen von Dora Hübner (Berlin) „Dämmerung“ und „Bildniß“. Beides

sind hochinteressante Proben einer genialen Eigenart; das „Bildniß“, die lebensgroße Dame im hochrothen Gewand, mit rothvioletem Mantel, wirkt wunderbar durch das Spiel der verschiedensten Töne Roth gegen einander zu dem bleichen, von schwarzem Haar umrahmten Antlitz der Dargestellten und zu dem schattenerfüllten Hintergrunde. Wilma Farlaghy (Berlin) brachte zwei lebensgroße Portraits, das eine den Frankfurter Sanitätsrath K., das andere einen Ober-Rabbiner in seiner malerischen Amtstracht darstellend. Als treffliche Bildniß-Malerin zeigte sich auch wieder Helene Blüchmann (Berlin) in ihrem Anekdoten eines graubärtigen Herrn im Pelz. L. von Fleisch-Brünlingen (München) bietet in der lebensgroßen Darstellung einer Malerin vor ihrer Staffelei eine gleichfalls sehr tüchtige Arbeit, und ungemein lebenswürdig sind Sophie Koner's (Berlin) in hellen klaren Tönen gehaltene Schilderung eines jungen Mädchens mit einem Blumenkorbe am Arme, sowie Susanna Granitsch's (Wien) „Kleines Mädchen mit Küchlein“. Olga Weggrows-Hartmann (München) bringt in ihrem Delibilde „Seine Liebliche“ wieder eine ihrer breit hingestrichenen, von blühendem gefunden Leben durchpulsten Szenen aus dem Kinderleben. Figürliche Darstellungen, in denen das von der Malkunst älterer und neuerer Zeit vielumworbene Problem, die Wirkung eines brennenden Lichtschein im geschlossenen dunkeln Raum, mit Glanz durchgeführt wird, sind das an einem Tische einen Brief siegelnde Mädchen von Sophie Pöhl (Dachau b. München) und die wohl noch feiner empfundene, neben ihrer Lampe eingeschlafene „Näherin“ von Maria Süßes (München). In den Landschaften zurückkehrend, finden wir zunächst zwei anziehende Werke von Olga Wisinger-Florjan (Wien): „Espanade in Gmunden“ und „October-Stimmung“. Dieselbe große Künstlerin ist auch mit einem prägnant schönen Bruststück „Blane Trauben“ vertreten. Die hochbegabte Emilie Rebr-Pellkan (Dresden) sandte eine duftige „Benzlandschaft“, Marie von Keubell (Berlin) ein schwermüthig gefülltes Stimmungsbild „Herbst“. Prächtig ist das, Körbe mit Kirchen auf grünem Rasen zeigende Stillleben von Lina Köhler (München). Hermine von Preußen (Rom) erschien mit „Exotischen Blumen“; Tina Blau (Wien) bringt ein großes, sehr licht gehaltenes Gemälde, das rosa Rosen und helle Fliederblöden in einem Korbe auf weißem Hintergrunde wiedergibt. In der plastischen Abtheilung ist die große, schönbewegte „Springbrunnen-Gruppe“ von Anna von Kahle (Berlin) besonders zu bemerken; Illi Fingelberg-Wieglicenus (Berlin) giebt in ihrer tief und rein empfundenen „Christus-Büste“ einen neuen Beweis ihres großen Talentes. Wie mit der vorstehenden Aufzählung die Liste der bemerkenswerthen ausgestellten Werke deutscher und österreichischer Künstlerinnen noch nicht als erschöpft angesehen werden kann, so mangelt an dieser Stelle auch der Raum, die zum Theil genialen, von Ausländerinnen herrührenden Schöpfungen aufzuführen. Nur Madeleine Lemaire (Paris) mit ihrer „Ophelia“ und das wundervolle Stillleben der Holländerin Adrienne Roels, können wir, als Gaben der beiden bedeutendsten Ausländerinnen, erwähnen.

Henneberg-Seide

Nur ächt, wenn direkt ab meinen Fabriken bezogen —

schwarz, weiß und farbig	von 60 Pfg. bis Mt. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Dual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)	
Seiden-Damaste	v. Mt. 1.35—18.65	Seiden-Grenadines v. Mt. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	Seiden-Bengalines „ „ 1.95—9.80
Seiden-Poulards	„ 95 Pfg. — 5.85	Seiden-Surahs „ „ 1.35—6.80
Seiden-Maske-Atlas	„ 60 „ — 3.15	Seiden-Faille française „ „ 2.45—9.85
Seiden-Nerzeileug	„ 75 „ — 9.65	Seiden-Crêpe de Chine „ „ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60 „ — 18.65	Seiden-Poulards japan. „ „ 1.45—5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches Conrad Fehr und H. Hausmann, für Landschaft W. Hamacher u. Max Uth, für Blumen P. Barthel, für Illustration H. Looschen, für Modelliren O. Riosch, für Kupferstechen Prof. G. Eilers, für Perspektive W. Horwarth. — Vorbereitungsclassen. — Privatunterricht. Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

von Prieser'sche Lehr- und Erziehungsanstalt für Mädchen

Stuttgart, Moserstraße 12.
Pensionat f. Jm- u. Ausländerinnen, bietet bei freudl. Heim ausgezeichneten Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern. Berücksichtigung Anden Sprachen, Musik und Umgangstonen.
Die Vorsteherinnen:
E. von Braun. E. Daumoter.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar, Viechl. gr. v. Fr. Clara Roth, Berlin W., Köpenicker Str. 84a.
Dessner Mal-, Brand- und Kerbschnitz-Vorlagen.
Neu erschienen & Heft 6 Mt. Mt. Preis gr. u. fr. G. A. Noll, Halle a/S. Artikel für Holz-, Brand- und Kerbschnitzarbeiten.

Die Moden-Akademie

zu Leipzig, Arndtstr. 30 b,
staatl. bestätigte, sachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidemanufaktur, für Aufnägen etc. Ausführl. Prospekt gratis.

Für Kinder genügt 1/4-1/2, für Erwachsene 1/2-1.
Tam-Confitüre.
In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln à 15 Pf. in allen Apotheken.
Nur echt von C. Kanoldt Nachfolger, Apoth. — Gotha.

Apoth. Kanoldt's Tamar Indien.
Aerisch warm empfohlen, unschädlich, rein pflanzl., sicher und schmerzlos wirkende Confitüre laxative von angenehm erfrisch. Geschmack ohne jede nachtheilige Nebenwirkung. Allein echt. Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und größeren Heil-Anstalten gegen Verstopfung, Congestion, Leberleiden, Hämorrhoiden, Migräne etc. fortlaufend in Anwendung.

Jede sparsame Hausfrau

sammelt die im Haushalt abgängigen alten Wollsaichen und sende dieselben zur Umarbeitung in waschechte, haltbare und geschmackvolle Kleiderstoffe.
Unterrock- und Anzugstoffe, Voden etc. an die Mechanische Spinnerei u. Weberei von Siebrecht & Schoppe, Einbeck.
Mustercollecteur senden sofort franco.

Reformbett für M. 2.60

lann Jederm. haben durch in Pat. Bett-Rüster, die einf. i. Julett besch. word. u. herte Ventil. d. Fed. bewirt. Dgd. M. 2.60 franco. Fr. J. Trabert, Leipzig.

Glafey-Schnellputzpulver
bester Putzmittel für alle Metalle; wirkt schnell, gibt schönsten Glanz, ist kühlend. Höchste Auszeichnungen, darunter goldene Medaille Lübeck 1895.

Migräne

leidenden theile eine Cur mit, die mir und vielen Andern Erleichterung und Genesung — ohne Arznei — gebracht hat. Gegen Einblendung von M. 1.50 — auch in Briefmarken — zu beziehen durch Frau Ursula Postlagernd Fulda.

Seidenstoffe
Man schreibe um Muster unter Angabe des Gewünschten.
von Elten & Keussen, Fabrik und Handlung, Crefeld.

Unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich
Internationale Ausstellung
für Amateurphotographie **Berlin 1896**
Vorsitzende: Geheimrath Prof. Dr. Tobold, Geheimrath Prof. Dr. Fritsch.
Anmeldung bis zum 20. Juli d. J.
Prospecte versendet auf Wunsch der Schriftführer
Dr. Schultz-Henke, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 90.

Es wird unsern geehrten Leserinnen nahe liegen, bei ihrem Bedarf auf die Inserate der Illustrirten Frauen-Zeitung Rücksicht zu nehmen. Empfehlenswerth erscheint es, bei allen den Inserenten zu stellenden Anfragen bezw. bei Aufträgen sich auf unser Blatt zu beziehen. Sollte nach Ausführung einer Bestellung zu einer begründeten Klage Veranlassung vorliegen, so wird unsere Expedition gern bereit sein, dieselbe nachdrücklich zu unterstützen.

Münster i. W. — Auch in ihrer westfälischen Heimat wird unsere größte deutsche Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff, jetzt ein Denkmal erhalten.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Zu der auf dem farbigen Bilde, Pl. 1195, in heutiger Nummer dargestellten Hochzeits-Toilette geben wir mit nebenstehender Skizze die Vorderansicht, die das exklusive Arrangement des kostbaren Materials, —



Hochzeits-Toilette. Vorderansicht zu dem farbigen Bilde, Platte 1195.

ab; ein Schöpschen aus Spitzen unterbricht wirksam die glatte Rückenlinie. Die Toilette macht den Eindruck geschmackvoller höchster Eleganz. E. S.

— Eine sehr beliebte Garnitur dieser Saison, Valenciennes-Einsätze in schrägen Carreaux, begegnet uns in neuen reizvollen Variationen. Statt wie bisher auf Batist oder Mull, erscheinen die Spitzenstreifen hier leichtem grünen Wollstoff für Kermel und Vordertheile der Bluse aufgesetzt.

jahn) — ein Schirm aus roher Seide mit écar-Valenciennes ver-

vollständig die jugendliche Toilette. M. B.

Paris. — Die „Bicyclette“ gehört hier längst nicht mehr zu den Seltenheiten; junge Mädchen und Frauen der besten Gesellschaft ziehen die Fahrt auf dem Zweirad jeder bisher geübten Körperbewegung vor, — das Obium des Unge- wöhnlichen, das der Frau auf der Bicyclette bisher immer noch anhaftete, ist ganz und gar im Schwinden begriffen, und in absehbarer Zeit wird die Fortbewegung per Rad in allen Schichten der Gesellschaft etwas so alltägliches sein, wie heute das Gehen und Fahren. Die einen betreiben es als Sport, als Vergnügen, die anderen aus Gesundheits- oder Zweckmäßigkeits-Gründen; die Aristokratie führt neben der kleinen Comtois- ristin, — die richtige Illustration unserer demokratischen Zeit! Man dürfte also künftig weniger Promenaden-Toiletten brauchen als Bicyclette-Kostüme, und für diese werden zwei Arten zu berücksichtigen sein: die eigentlichen Sport-Kostüme und daneben Anzüge für das tägliche praktische Leben, in denen man schließlich seinen Besuch und seine Besorgungen machen wird! Die Sport-Dame bevorzugt zum „Tourne- fahren“ das weite, halb gloden- förmige Reifkleid, um die Taille rodartig eingereiht, das für den Sommer am besten aus grauem Alpaca besteht, mit gleichem Figaro-Zäckchen über leichter Bluse und bestem Lederbürtel. Schöne Email-Köpfe bilden den einzigen Schmuck. Um den Patelot aus grünem Baft ein schwarzes Sammetband und der hinten zur Schleife gebundene Tüllschleier. — Das sitzende Figarkleid unseres Bildes entspricht mehr der zweiten Art. Es trägt den glatten, nicht zu engen Rock, — der fast bis zu den Knöcheln reicht, — aus schmie-



Radfahr-Anzüge.



Promenaden-Toilette mit Zäckchen.

jaunen Wollstoff, ein rundes Zäckchen mit Sammet-Kuffschlägen, vervollständigt durch ein zierliches Batist-Jabot mit großer Cravaten-Schleife und den flotten Canotier mit schwarzem Kopf und Garnitur aus gelblichem Seidenband. — Als zweckmäßige Fußbekleidung ziehen die einen den Halbschuh mit geschulrten oder geländeten Gamaschen, die anderen den hohen Stiefel aus weichem Leder mit carrirten Sportschürzen vor.

— Eine der reizendsten Modelaunen ist ein Hütlein aus Tüll, in dessen Falten volle Rüschenweige ruhen, die ihre der Natur künstlich nachgebildeten reifen Früchte aus dunklem Laubwerk bis tief über die bauschige Haarfülle hängen lassen. Als seltene Combination erscheint dazu der hohe Straußfeder- und Reiberfuß, und doch erreicht die Mode gerade durch solche heterogenen Zusammenstellungen ihre pikantesten Wirkungen. B. de W.



Korallenhaube.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Eine beachtenswerthe Neuheit der Firma Emil Kohn in Karlsruhe, Baden, ist der Holz- und Lederbrand-Apparat „Germania“, dessen Besonderheit in einer eigenartigen, geschicklich geschützten Benzinflasche besteht; dieselbe ist mit einer praktischen, sehr solid gearbeiteten Angläh-Vorrichtung versehen, welche sich abheben und reguliren läßt, und die Spirituslampe zum Angläh des Stiftes entbehrlich macht. Die Handhabung zeichnet sich durch große Einfachheit aus. Man füllt die Glasflasche ungefähr zur Hälfte mit Benzin, setzt das Gefäß in Bewegung und zündet mit einem Streichholz das entströmende Benzin-Gas an dem Stichflammenrohr an; sofort erhält man eine kräftige, nach oben gerichtete Flamme, welche in wenigen Sekunden den Stift zum Glühen bringt. Ist dies geschehen, so wird der Hahn durch eine halbe Drehung nach rechts oder links geschlossen. An den bis jetzt im Handel befindlichen Apparaten mit Angläh-Vorrichtung entzündet sich die Flamme nach vorn; es liegt hierbei die Gefahr nahe, daß leichte Kleidungsstücke versengen oder gar anbrennen können, während diese Möglichkeit bei der nach oben gerichteten Stichflamme vollständig ausgeschlossen ist. Die kleinen Gummihälsen dienen dazu, das Benzin vor dem Verdunsten zu schützen. Bei Anschaffung eines Apparates kann „Germania“ bestens empfohlen werden, die sich durch vorzügliche, bewährte Platin-Iridiumstifte auszeichnen. Uebrigens ist die zweckmäßige Benzinflasche auch einzeln zu beziehen und für andere Apparate zu benutzen. D. K.



Benzinflasche mit Angläh-Vorrichtung.

Bezugsquellen: Mappe: Anhalt für Kunstfärberei und Frauenerwerb, Düsseldorf, Bleichstr. 12. — Hochzeits-Toilette: J. Sandauer, Berlin W, Leipzigerstr. 19. — Benzinflasche: E. Kohn, Karlsruhe i. Baden.

Schweizer Seide ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfge. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von **Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.**

Wer sich für wenige Mark eine schöne Bilder-Sammlung anschaffen will, der bestelle die

Glanz-Lichtdruck-Photographien

von den berühmtesten Werken der Dresdener Gemälde-Galerie, der Berliner, Pariser, St. Petersburger und Madrider Museen, sowie auch Moderner Meister. Mehrere Tausend Städte-Ansichten und viele Fürsten-Portraits in unübertroffener Ausführung auf Lager. Ueber 200 Städte-Albuns in Visit-Format mit 12 Ansichten M. 1.—, mit 20 Ans. M. 1.50. Cabinet-Format mit 12 Ans. M. 3.—, mit 20 Ans. M. 5.—. Quart-Format mit 12 Ans. M. 6.50, mit 20 Ans. M. 10.—. Preise einzelner Bilder in Visit 13 Pf., Cabinet 11/17 cm 25 Pf., Quart 17/24 cm 50 Pf., Folio 37/48 cm M. 1.50, Royal 48/64 cm M. 3.—. Schönstes, billigstes Gelegenheitsgeschenk. Versand nur gegen Nachnahme durch den Glanz-Lichtdruck-Photographie-Verlag, Berlin W 57. — Verzeichnisse gratis und franco.

Nur für Damen!
Wenn Sie Ihre Herbst-Einkäufe besorgen, versäumen Sie nicht, Muster meiner **weltbekanntesten, vorzüglichen Damenuche**, 6 m doppeltbr., von 7,80 an, kommen zu lassen. Muster gratis.
Auf. Walters Tuchversand, Worms a. Rh. 7.

Zur Anfertigung
einfacher und eleganter Toiletten in bester und geschmackvoller Ausführung bei mäßigen Preisen empfiehlt sich
Berlin, Schönebergstr. 304. Louise Rösner.

Kunststickerelen jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickerei** Unterricht erteilt bei Fräulein E. v. Müggisch, Kurfürstenstraße 46, II.

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
frl. H. Storbeck,
Berlin SW, Wilhelmstraße 139 IV.

Atelier für Musterzeichnung
von **E. Niemann, Berlin W.**
Winterfeldtstraße 25.
Anfertigung und Uebersetzung von Entwürfen für Stickerei jeder Art, für Holzbrand, Lederschnitt etc. Angefangene und fertige Arbeiten in vorgenannten Techniken werden nach Abbildungen der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Zig. auf Bestellung geliefert. Unterricht im Musterzeichnen und Blumenmalen.

Hausfrauen können viel Wirtschaftsgeld ersparen.
Anfragen A. C. Postlag. Müggeln/Dresden.

In meinem Pensionate finden junge Mädchen zur weiteren Ausbildung in Wissenschaften und Handarbeiten, wie zur Erlernung des Haushaltes und gesellter Formen, unter sorgfältiger Leitung **Edl. Kaufmann**. Auch schulpflichtige Kinder erhalten gewissenhafte häusliche Pflege und Erziehung. Beste Referenzen. Prospekt durch **Elisabet Wedefind**
Altenburg S. A. Vorsteherin.

Ich erteile Unterricht im Öl-, Aquarell- und Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen teilnehmen können. Mein Atelier befindet sich Berlin W. **Vogelstr. 112.**
Marie Peller.

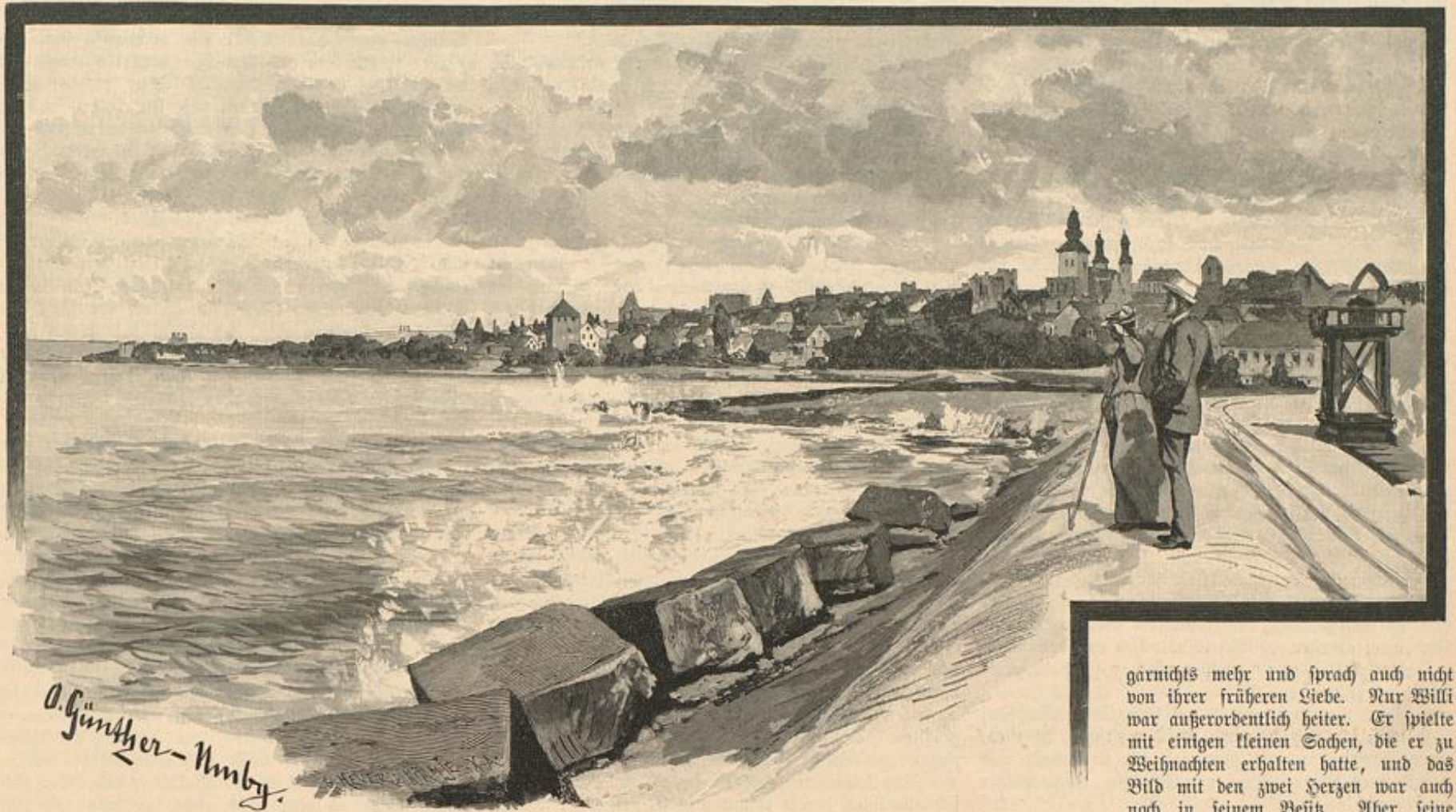
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Lehrbücher der Modenwelt.
Erster Band.
Die Anfertigung der Damen-Garderobe.
Von Hedwig Lechner und Gunda Veeg.
Zweite Aufl. Mit 419 Illustr. — Kleines Quart-Format. In elegantem Einbände 10 M.
Zweiter Band.
Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.
Von Hedwig Lechner und Gunda Veeg.
Zweite Aufl. Mit 380 Illustr. — Kleines Quart-Format. In elegantem Einbände 7 M. 60 Pf.
Dritter Band.
Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.
Von Hedwig Lechner und Gunda Veeg.
Zweite Aufl. Mit 495 Illustr. — Kleines Quart-Format. In elegantem Einbände 7 M. 60 Pf.
Verlag von Franz Lippert in Berlin.

Kurse zur Erlernung der Selbst-Schneiderei und aller Arten Handarbeiten, sowie zur Vorbereitung für das Handarbeitslehrerinnen-Examen.
Frau E. Sternaux,
Königl. geogr. Handarbeitslehr. f. höh. Schulen.
Berlin W. 30, Scherrenstr. 19 III.

Für Rahmen- und Monogrammschneiderei
in und außer dem Hause empfiehlt sich
Käuf. M. von Keller, Berlin W, Hohenstraße 17, III.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 18. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M. Berlin und Wien, 15. September 1896. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M. XXIII. Jahrg.



O. Günther-Nunby.

Wisby auf der Insel Gotland.

garnichts mehr und sprach auch nicht von ihrer früheren Liebe. Nur Willi war außerordentlich heiter. Er spielte mit einigen kleinen Sachen, die er zu Weihnachten erhalten hatte, und das Bild mit den zwei Herzen war auch noch in seinem Besiz. Aber seine Mutter schien es nicht mehr viel an-

Nachdruck verboten.

Das Besinnen.

Von Charlotte Niese in Altona.

(Schluß.)

Du besinnst Dich zu lange!" rief Jürgen, der sehr übler Laune geworden war. Buten schön sah ihn erstaunt an. „So? Meinst das? Nu, ich will es mich 'mal mit das Klovier beslafen. Abersten der Sopha is auch fein. In diesen waren schon die Mäusen, und das Weinwerk war ein hüsch kaput!"

In der nächsten Zeit hörten wir durch unsere Line allerhand über Böttcher Buten schön. Er war plötzlich wieder in die Reihen der heirathsfähigen Männer getreten, und es herrschte über ihn eine gewisse Erregung.

„Ich nehme ihn nicht!" versicherte Line mir, während sie mir die Haare bürstete. „Wie sollte ich wohl daran denken, wo ich noch so jung und so hübsch bin und jeden kriegen kann! Aber viele, viele wollen ihn haben! Er hat Geld bei Leuten und ist immer gut gewesen! Nein, ich denke garnicht an ihn; aber wenn man versorgt ist, dann ist man versorgt!"

Vene Thorsen war in dieser Zeit sehr still und in sich gekehrt. Obgleich sie freundlich antwortete, wenn wir mit ihr sprachen, so erzählte sie uns von selbst



Die Stadtmauer und das Nordthor von Wisby.

Zeichnungen von O. Günther-Nunby in Berlin.

Siehe den Artikel „Ein untergegangener Welthandels-Platz“, Seite 143.

zusehen; als wir sie wenigstens einmal fragten, ob sie noch an treue Liebe glaubte, da schüttelte sie den Kopf und sagte kurz: „Nein!“

Ende Januar gab es scharfes Frostwetter. Das war sehr angenehm, besonders, da unser kleiner Seehafen sich mit festem Eis bedeckte. Wir liefen alle Schlittschuh auf ihm und fielen oft übereinander. In den ersten Tagen kamen natürlich nur Kinder auf das Eis; aber wie es stärker wurde, da kamen auch Erwachsene, die sich das Eisvergnügen ansehen wollten. Der Wirth Kröger errichtete an einer geschützten Stelle ein Zelt, wo man „Erfrischungen“ bekommen konnte, und der Polizeidiener Lauritzen ging mit vorsichtigen Schritten am Rande des Eises herum und sagte: „Kinder, Kinder, laßt nur nicht in die Waden! Wenn Ihr das thut, dann kommt Ihr ins Loch!“ Die „Waden“ waren Böcher im Eise, von den Fischern geschlagen, um ins Wasser ihre Netze zu legen; sie froren nachts meistens über, und die geübten Läufer sagten, daß es sich auf diesem glatten, dünnen Eise am besten dahingeleiten lasse.

Aber wir Kleinen waren ziemlich vorsichtig; ich besonders stümperte noch recht jämmerlich auf meinen Schlittschuhen herum und freute mich immer, wenn Willi Thornsen erschien und mich fürsorglich eine Zeit lang an der Hand führte. Er konnte jetzt sehr gut und gewandt laufen; Jürgen meinte überhaupt, er sei diesen Winter etwas klüger geworden. Jedenfalls lachte er nicht mehr so dumm und sagte manchmal etwas ganz Verständiges. Es war übrigens wunderhübsch, auf dem Eise zu laufen, besonders am Nachmittag, wenn die Sonne goldbroth auf das weiße Eisfeld schien, das sich immer weiter hinaus in das Meer erstreckte. Dunkelgrau, manchmal aber auch tiefblau lag das Wasser in der Ferne da, immer weiter schien es zurückzutreten vor dem weißen, glitzernden Eise; und doch wußten wir alle, daß es uns nur auf kurze Zeit dulden, daß es bald wieder dort schäumen und brausen würde, wo wir heute vergnügt liefen. Als wir eines Nachmittags nach Hause gehen wollten, stand Böttcher Butenschön am Eingang von Kröger's Erfrischungszelt und nickte uns zu.

„Nu, Kinder, immer vergnügt? Ob ich es woll auch noch 'mal thu'?“

„Was willst Du thun, Butenschön?“

„Nu, ich mein' das Schlittschuhlaufen! Gott, was hab' ich fein gelaufen, als ich noch ein strammen, jungen Kerl war; abersten nu muß ich mir doch noch besinnen!“

„Versuche es nur!“ riefen wir; er schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Nee, nee, Besinnen is das Beste beim Menschen! Das weiß ich noch lang nich, ob ich das thue! Abersten, wenn Ihr das meint, denn geh' ich zu Kröger und nehm' einen Lütten. Bloß zur Stärkung; ich mag ihm sonst nich!“

„Hast Du eigentlich schon Dein Klavier?“ fragte Jürgen.

Butenschön schüttelte wieder den Kopf.

„Nee, ich wollt es ja haben; abersten, als ich mir entschlossen hat', da war es gerade verkauft. Ich hab' mir furchbar geärgert. So'n hübschen Klavier, was aussah wie'n Schrank, mit ein Bank vor und ein Bild auf'n Schrank. Und den Schrank konnt' man aufklappen, und denn waren da lauter Drahtsaitens ein. Das war die Musik, und denn war da doch noch Platz, daß man da ein hübschen in verwahren konnt'. Ich dacht', daß ich mein tägliches Leinzeug da ein verwahren wollt, und nu mit einmal is das Ding verkauft!“

„Nun nimmst Du wohl das Sopha!“ meinte ich, und Butenschön holte sich langsam sein blaues, baumwollenes Taschentuch aus dem Duffelrock, um sich das Gesicht damit abzureiben.

„Damit war es auch nix!“ sagte er dann. „Ich weiß garnich, wie das kommt, abersten wenn ich was haben will, denn is das allens gerade fort. Peterens sein Tochter hat sich verheirathet, und sie wollt' pahstuh ein Sopha mit in die Ehe haben, was for das Glück doch garnich nöthig is, und den annern Sopha is außs Land gekommen, wo ein goldene Hochzeit war. Du liebe Zeit, wenn ich fußzig Jahrens glücklich bin ohne Sopha, denn brauch' ich doch in das einundfußzigste auch nich anders zu sitzen!“

„Du besinnst Dich immer zu lange!“ bemerkte Jürgen, wie schon früher; und Butenschön sah ihn wiederum ernsthaft und erstaunt an.

„Nee, mein Jung, ich besinn' mir nich zu lange! Zwei Jahrens habe ich mir besonnen, als ich mein Frau, — Gott hab' sie selig! — nahm, und das war zu kurz, viel zu kurz! Dabei bin ich zu Mallöhr gekommen, und wenn ich mir noch heutigen Tags besänne, denn wär' das vielleicht noch besser!“

Hierauf wußten wir denn nichts zu erwidern und gingen heim. Nachdem wir eine Zeitlang gegangen

waren, holte Butenschön uns plötzlich ein. Er faßte Jürgen an den Arm.

„Kommt Vene bald zu Euch?“

„Ich glaube morgen!“ lautete die Erwiderung, und der Böttcher holte einige Male tief Athem, ehe er sprach.

„Na, denn sag sie man, wenn sie wollt', wie ich wollt', denn wüßt' ich einen guten Platz for Willi. Ich hab' ein Vetter, den sein Schwesterjohn is Lehrer und hat so'n hübschen döfige Jungens in Pangshon. Sag sie das man! Die Pangshon will ich woll bezahlen!“

Er schritt rasch davon, und wir übermittelten seinen Auftrag getreulich an Vene. Es war am anderen Morgen; sie steifte Wäsche ein, und jeder wollte ihr erzählen, was Butenschön Jürgen gesagt hatte. Dadurch ward die Bestellung nicht gerade deutlicher; aber sie schien sie doch zu verstehen, und zu unserer Ueberraschung weinte sie etwas. Aber sie sagte nicht viel, und als wir sie fragten, ob wir Butenschön wieder etwas bestellen sollten, schüttelte sie den Kopf. „Nein, Kinder, laßt nur! Ich sehe ihn schon selbst!“

„Weshalb soll Willi eigentlich fort?“ erkundigte ich mich, und Vene strich die Falten eines Hemdes vorsichtig glatt, ehe sie antwortete.

„Er soll nicht fort!“ versetzte sie dann. „Er ist mein Fleisch und Blut, und wenn ich auch für ihn leiden muß!“

Diese Rede verstanden wir nur halb; als wir an demselben Nachmittag Butenschön wieder sahen, wollten wir sie ihm möglichst wortgetreu erzählen, kamen aber nicht dazu. Denn der Böttcher hatte sich überreden lassen, seine Schlittschuhe anzuziehen, und lief nun mit sehr krummen Beinen und schlenkernden Armen auf dem Eise herum. Er hatte einen ganz rothen Kopf und lachte ungeheuer viel, sodas die älteren Brüder meinten, er habe sich wohl bei Kröger sehr gestärkt. Wir sahen ihn aber nur aus der Ferne, und da ich außerdem auf die Nase fiel und mir ziemlich weh that, so hatte das Eisvergnügen an diesem Tage keinen Reiz mehr für mich. Willi Thornsen sammelte mich wieder auf und half mir in ein Boot, das mitten im Eise festgefroren war, und in dem diejenigen Platz fanden, die irgend eine Havarie erlitten hatten.

Ein kleiner Junge, der Schlüter hieß, und ich waren augenblicklich die einzigen Insassen des Fahrzeuges. Er weinte, weil er seine Hose zerrissen hatte und seiner Mutter nicht vor Augen treten wollte, und auch mir erschien das Leben sehr düster. Die Brüder waren von mir fort und mehr seewärts gelaufen, meine anderen Freunde konnte ich auch nicht entdecken, und Willi Thornsen hatte sich nur einen Augenblick bei mir aufgehalten. Der Eislauf hatte es ihm angethan; jetzt flog er wie ein Pfeil an uns vorbei.

„Der kann fein laufen!“ sagte Fritz Schlüter, der sich allmählich daren gefunden hatte, von seiner Mutter Prügel zu bekommen. „Dumm ist er, und Tete Bartels sagt, daß er beißt und kraßt; aber laufen kann er!“

„Er beißt nicht und kraßt auch nicht!“ verteidigte ich Willi; aber Fritz beachtete meinen Einwurf garnicht. „Da läuft Butenschön! Huh, — der wackelt tüchtig auf den Beinen! Na, nun läuft er auch noch auf die Wade zu, die noch gestern nicht zugefroren war! — Gut, daß er umfehrt, das Eis trägt ihn nicht! Ach, er dreht sich noch einmal!“

Wir standen beide im Boot und beobachteten Butenschön, der nicht weit von uns seine Kunststücke machte. Das Eis war in der Nähe unseres Bootes nicht mehr sehr schön; es war uneben und rauh durch das Laufen der vielen Menschen geworden, und man konnte es Butenschön nicht verdenken, wenn er mehr Lust zu der glatten Fläche des Fischerloches hatte. Er war ziemlich allein, die meisten Menschen liefen mehr nach dem offenen Wasser hin; wahrscheinlich wollt' er sich hier etwas üben.

„Nun läuft er über die Wade!“ sagte Fritz.

Richtig, der Böttcher glitt über das glatte Eis, kam dann wieder auf stärkeres, kehrte um und versuchte noch einmal die glänzende Fläche zu durchqueren. Wahrscheinlich wäre ihm das Wagemstück gelungen; aber er fiel plötzlich, — es knisterte, und dann brach er ein. Einen Augenblick hielt er noch die Hände hoch und stieß einen Schrei aus, dann verschwand er, und dort, wo noch eben die Sonne sich im blanken Eise gespiegelt hatte, plätscherten die graugrünen, eiskalten und grausamen kleinen Wellen.

„Hülfe, Hülfe!“ schrie Fritz Schlüter mit seiner dünnen Stimme, und ich schluchzte dieselben Worte. Aber niemand hörte uns. Weiterhin war eine Drehorgel erschienen. Die spielte gerade ein Lied, und die Leute hörten auf dieses und nicht auf uns.

Ich war aus dem Boot gestolpert und schrie nach Willi Thornsen. Den sah ich nämlich plötzlich daherkommen, und als ich nach ihm rief, stand er auch schon neben mir.

„Was is?“ fragte er mit seinem dummen Lachen, und Fritz Schlüter fuhr zurück, weil er Angst vor ihm hatte. Ich faßte ihn aber am Arm.

„Hole Butenschön, — der liegt im Wasser, — dort, dort!“

Und darauf plumpste Willi Thornsen wie ein Mehl-sack ins Wasser. Fritz Schlüter schrie noch gellender, als zuvor, und die Drehorgel hörte auf zu spielen. Dann kam ein Schlittschuh-Läufer, dann der andere, und nach wenigen Augenblicken lagen einige beherzte Männer flach auf dem Eise; ein Strick, eine Leiter waren zur Stelle, und die Menschenmenge ward immer größer. Die Leute sagten nachher, die ganze Sache hätte nur wenige Minuten gedauert. Ich weiß es nicht: diese Minuten waren sehr lang. Jemand schrie aber plötzlich „Hurrah!“ und dann noch einmal „Hurrah!“, und alle anderen Leute schrieten und jubelten durcheinander.

Willi Thornsen erschien nämlich, halb getragen, halb gestützt von zwei Männern, und vor sich hielt er den Böttcher Butenschön. Willi war pudelnah, und das Wasser tropfte ihm aus dem Haar und lief ihm übers Gesicht; aber er lachte vergnügt. Nur, als die Leute ihn auf die Schulter klopfen und ihm helfen wollten, nach Hause zu kommen, fing er an zu weinen. Denn er war nicht gewohnt, gut behandelt zu werden, und konnte auch jetzt nicht begreifen, was er Besonderes gethan hatte.

Böttcher Butenschön war bewußtlos. Wir sahen, wie er mit geschlossenen Augen und blauem Gesicht bei uns vorbeigetragen und zu Kröger's Erfrischungszelt gebracht ward. Zuerst hieß es, er wäre todt; nach einigen Minuten verkündeten einige Jungen, die von hinten in das Zelt gekrochen waren, daß er „D ja!“ gesagt habe, und als wir das Eis verließen, konnten wir es mit dem beruhigenden Bewußtsein thun, daß Butenschön schon zwei Schnäpse getrunken und seine Freunde gefragt hatte, ob er nicht noch den dritten „nehmen“ könne.

Es war wirklich eine aufregende Begebenheit; wir konnten alle in der Nacht nicht ordentlich schlafen. Am folgenden Tage sprachen wir noch viel davon, allerdings nicht so viel, wie man es vielleicht denken sollte. An demselben Nachmittag waren an anderer Stelle drei Kinder auf dem Eise eingebrochen und ertrunken; das war denn doch noch viel schrecklicher, und unser Erlebnis verblaßte sehr schnell. Dazu kam, daß am folgenden Tage Thauwetter eintrat, und man nicht mehr so viel an das Eis denken konnte.

Frau Thornsen aber war gewaltig stolz auf Willi, und Jürgen war es gleichfalls, bildete er sich doch mit großer Bestimmtheit ein, daß seine Ermahnungen Willi dazu veranlaßt hätten, dem Böttcher das Leben zu retten. Er fragte Willi auch gelegentlich, was er sich gedacht hätte, als er ins Wasser sprang. Der Gefragte wußte es aber nicht mehr; er war nur sehr glücklich über einige Chocolate-Tafelchen, die wir ihm zur Belohnung brachten.

„Was hat Butenschön Dir denn geschenkt?“ fragte Jürgen, der es ausgab, in Willi's Herzen ein Gefühl von Stolz zu wecken. Der andere sah erstaunt aus.

„Nichts,“ erwiderte er dann, und Jürgen schüttelte den Kopf, während Willi laut aufjubelte und in die Hände klatschte.

Seine Freude galt einem großen, schwarzen Vogel, der plötzlich vor uns aufflog; über diesem Anblick vergaß er gleich, daß er einem Menschen das Leben gerettet hatte.

Butenschön sahen wir längere Zeit nicht. Es hieß, er wäre krank, und er lag auch wohl einige Tage zu Bette. Dann aber ging er aus, wie gewöhnlich, und die Leute sagten, das kalte Bad habe ihm garnicht geschadet.

Es war Mitte Februar, als es uns einfiel, ihn einmal aufzusuchen. Es war wieder ganz kalt geworden, und die Anzeichen sprachen dafür, daß die Eisbahn bald wieder in Ordnung sein würde. Da meinte Jürgen, wir wollten den Böttcher doch warnen, daß er lieber sich noch etwas besänne, ehe er aufs Eis ginge.

Der Böttcher saß bei einer großen Tasse Kaffee, als wir zu ihm eintraten; er begrüßte uns mit gewohnter Freundlichkeit, obgleich er vielleicht nicht so vergnügt aussah, wie sonst.

„Wie geht es Dir?“ fragten wir, und er schob uns einige Stühle an den Tisch.

„Ah, ganzen gut! Wo sollte es mich nich gut gehen!“

„Wenn Willi Dich nicht aus dem Wasser gezogen hätte, dann ginge es Dir gar nicht gut!“ bemerkte Jürgen, und Butenschön nickte.

„Nu ja, wenn man todt is, denn is man todt!“ Er rührte in seiner Tasse und sah so gleichgültig aus, daß wir uns über ihn wunderten.

„Was hast Du Willi Thornsen eigentlich dafür geschenkt, daß er Dir das Leben rettete?“ fragte Jürgen weiter.

Butenschön zuckte die Achseln. „Da fragen mir so viele Menschen nach!“ bemerkte er etwas verdrießlich. „Das ist doch auch zu schlimm mit die Welt! For jede Kleinigkeit soll man heutzutage etwas bezahlen. Als wenn Weihnachten nicht eben gewesen wär', wo jedwem sein Geld loswerden mußte! Nu soll ich schon gleichmang wieder was schenken! Erst muß ich mir doch besinnen!“

„Was wolltest Du ihm dann wohl schenken?“ fragte ich; Butenschön aber antwortete nicht gleich auf diese Frage.

„Ueberhaupt, — so'n Jung!“ sagte er langsam. „Was hat er mir gekniffen, als er mir aus den Wasser riß, da war das Ende von weg! Und Haarens hat er mich ausgerissen, daß ich woll bald ein Perück tragen muß! Du liebe Zeit, wenn er mir retten will, denn muß er doch auch manierlich sein! Abersten er hat gar kein Nachbedenken!“

Wir waren etwas überrascht. Im großen und ganzen fanden wir es ja nicht schlimm, wenn jemand starb; aber der Tod hatte doch sein Unangenehmes, und wer den Zeitpunkt des Abscheidens noch etwas hinaus-schob, freute sich meistens darüber. Butenschön schien sich aber sehr unmerklich zu freuen.

„Es ist doch nett, daß Du noch lebst!“ bemerkte Jürgen, und der Böttcher schenkte sich seine eben geleerte Tasse wieder voll.

„Nu ja, wo ich mein gutes Geschäft hab', is es natürlicherweise schade, auf einmal fort zu müssen, und das Essen smeckt mich auch, Gott sei Dank! Abersten sonst is da doch nich mehr viel aus Leben. Ich hab' ja ein ganz gutes Mädgen, abersten sie geht Maitag ab, weil daß sie heirathen will, und denn kann ich mir wieder nach was Neuem umsehen!“

Er seufzte tief auf und trank die Tasse in einem Zuge leer.

„Wolltest Du nicht auch heirathen?“ fragte ich.

„Nu, gedacht hab' ich woll daran, bloß, daß ich mir noch nich fertig besonnen hab'!“ sagte Butenschön gedrückt. „Moriz Larsen sein Tochter is noch immer da, und denn auch andere, abersten Besinnen is doch das Beste beim Menschen!“

„Denke an das Klavier!“ warnte Jürgen. Der Böttcher nickte.

„Ja, mit das Klavier hab ich mir zu lange besonnen, abersten mit das Schlittschuhlaufen zu wenig. Nee, nee, Besinnen is gut; das sag' ich auch, wo ich Willi Thornsens patuh was schenken soll! Bis zu nächsten Weihnachten kann er warten, denn weiß ich ganzen genau, ob ich ihn ein Mundtasse geb', oders ein warmen Unterjack. Das is auch ein schönes Geschenf. Kommt Lene noch bei Euch?“

Aber die letztere Frage beantworteten wir nicht. Wir hatten uns von einem Besuch bei Butenschön mehr versprochen, und da er uns nicht einmal eine Tasse Kaffee anbot, so ließen wir sehr schnell und etwas beleidigt davon.

Es ging gegen die Osterzeit. Wir erwarteten Hausbesuch und bildeten uns ein, mit den Vorbereitungen dazu viel zu thun zu haben. Jedenfalls war unsere Mutter sehr beschäftigt, und Lene Thornsens kam mehrere Tage hintereinander. Sie war aber still und sprach wenig, sodaß wir ihr öfters sagten, wir möchten sie nicht mehr leiden.

Unsere Mädchen sprachen übrigens viel von Lene, besonders, wenn sie nicht zugegen war, und eines Abends erzählte Lene mir unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit eine sehr interessante Geschichte.

„Denke Dir, Lene Thornsens heirathet nun wirklich! Nicht den Böttcher Butenschön, den sie immer so lieb hatte, aber den Schmied Hinrichs. Dessen Frau ist schon zehn Jahre todt, und kein Mensch hat gedacht, daß er noch heirathen würde; aber mit einmal will er noch! Er ist auch nicht bange vor Willi, den nimmt er mit ins Haus! Butenschön wollte ja nichts von Willi wissen, sonst hätte er Lene am Ende genommen; aber Willi sollte fort, und das mochte seine Mutter nicht. Ja, sie ist eine komische Person; und mit ihrer Liebe zu Butenschön ist es nichts gewesen. Na, er wird sich wohl trösten, er ist ein sehr netter Mann!“

Also Lene heirathete wirklich! Dieser Gedanke beschäftigte uns am nächsten Tage sehr. Wir nahmen uns vor, recht freundlich gegen Lene zu sein, damit sie uns zu ihrer Hochzeit einlade. Wir wollten auch an ihrem Polsterabend mit allerhand schadhastem Steingut regelrecht poltern und schwelgen schon im Vorgenuß dieser Freuden.

Wir hatten auch Glück. Als Milo und ich an diesem Morgen aus der Stunde kamen, fanden wir unter einem Baum einen leeren Steinkrug, der uns zum Poltern ungemein geeignet schien. Er war unverfehrt und berechtigte also zu den schönsten Hoffnungen.

Triumphirend zogen wir mit unserem Funde ab

und achteten garnicht darauf, daß jemand laut hinter uns herrief. Im Gegentheil, wir beschleunigten unsere Schritte, und Böttcher Butenschön konnte uns sehr schwer einholen. Aber er that es doch, und dann griff er nach dem Steinkrug.

„Kinders, Kinders, da wollt' ich mich ja Dünnbier einholen! Ich hatt' die Krufe bloß ein Romang untern Baum gesetzt, weil ich zu Martens in den Laden ging; gebt sie mich man wieder!“

„Wir wollten mit ihr poltern!“ rief Milo, und Butenschön sah erstaunt aus.

„I mein Gott, wo is denn nu all wieder Hochzeit? Das is ja rein zu arg mit das Freien!“

„Lene Thornsens heirathet Schmied Hinrichs!“ berichtete ich. „Er hat zehn Jahre keine Frau gehabt, und er nimmt Willi mit. Du hast Willi ja nicht mit haben wollen!“

„Wer sagt das?“ fragte der Böttcher. Er hatte den Steinkrug losgelassen und sah bald Milo, bald mich an. Wir benutzten diesen Umstand, um schnell davon-zulaufen und unseren Raub zu behalten. Ich kehrte mich nur noch einmal um.

„Eine sagt es, und Du darfst es keinem, keinem Menschen erzählen! Aber wahr ist es, und wir wollen poltern!“

Wir nahmen eiligst Reißaus, und Butenschön machte auch gar keine Anstalt uns nachzulaufen. Als wir uns nachher noch einmal nach ihm umblickten, stand er auf demselben Fleck und schien sich den Kopf zu reiben, wie er immer that, wenn er ernsthaft nachdachte.

Am nächsten Tage wurde Lene Thornsens in unserem Hause erwartet; aber sie kam nicht, und unsere Mutter wurde sehr ärgerlich. Das Aergern half ihr nun nichts, und auch das Schiden zu Frau Thornsens's Hause hatte keinen Erfolg, denn das Haus war verschlossen, und von Willi konnte man auch nichts sehen.

Gegen Abend erschien Böttcher Butenschön plötzlich bei uns und verlangte Mama zu sprechen. Diese war aber jetzt ausgegangen, und Butenschön mußte uns schon seine Bestellung machen.

„Es is man, daß Lene heute nich kommen konnt', und morgen auch nich und übermorgen auch nich!“ sagte er etwas verlegen. „Sie is aufs Land zu mein alte Tante gegangen, die ich da noch wohnen hab', wo sie auch bleiben kann, bis daß die Hochzeit is. Hier in die Stadt ist zuviel Snaderei, da soll sie nix mit zu thun haben!“

„Wann heirathet sie denn?“ fragten wir.

„So snell, wie es angehn kann! Ich bin heut schon zweimal beim Propsten gewesen; abersten morgen kann es noch nich sein, und übermorgen auch nich!“

„Wir wollen tüchtig bei Schmied Hinrichs poltern,“ frohlockte ich. „Deine Steinflasche wird Spectakel machen!“

„Das wird sie woll!“ Butenschön lachte. „Bloß, daß Ihr nich bei Hinrichs poltern könnt! Er kriegt Lene garnich, ich krieg ihr!“

„Du?“ wir waren sehr erstaunt, und der Böttcher rieb sich die Hände.

„Nu ja, ich nehm' ihr, wo sie mir doch immer geliebt hat und ich ihr auch leiden mochte. Und Willi nehm' ich ebenso. Was Smidt Hinrichs kann, das kann ich auch, und bange bin ich auch nich mehr for den Jungen, wo er mir doch gerettet hat!“

„Was sagt Schmied Hinrichs aber dazu?“ rief Jürgen, und Butenschön zuckte die Achseln.

„Er war noch nich so weit, daß er um Lene gefreit hätt', — er war noch beis Besinnen und hat erst ein paarmal zu seine beste Bekannte über Lene gesprochen!“

„Hast Du Dich denn genug besonnen?“ fragte Milo ernsthaft, und Butenschön sah nachdenklich aus.

„Besonnen hab' ich mir; ich denk', es wird genug sein! Beis Klavier hatte ich mich zu lange besonnen, da kriegt' ich es nich mehr. —“

„Und beim Schlittschuhlaufen zu wenig, da fienst Du ins Wasser!“ ergänzte Milo.

„Da half Willi ihm ja wieder heraus!“ rief ich beruhigend. „Willi ist ein guter Junge!“

Butenschön aber sah rathlos von einem von uns zum andern.

„Du meine Zeit! Nu machen mir die Kinder wieder irre, und wenn ich nich das Aufgebot schon bestellt hätte und Lene nich bei mein Tante wär', und wenn ich ihr nich ganz gut leiden könnte, denn finge ich noch einmal beis Besinnen an. Denn Besinnen is doch das Beste beim Menschen!“

Aber nach vierzehn Tagen war doch Butenschön's und Lene's Hochzeit. Wir polterten am Tage vorher mit seiner eigenen Steinflasche und machten die hochzeitliche Kaffeegesellschaft zum Theil mit. Lene war strahlend, Willi vergnügt und Butenschön sehr gedanken-

voll. Er sprach viel über das Besinnen und darüber, daß der ledige Stand doch der schönste auf Erden sei; aber einige Gläser Punsch heiterten ihn schließlich auf, und als wir fortgingen, bemerkte er gerade, daß man vielleicht auch im Ehestande glücklich werden könne.

Wir waren schon auf der Straße, da kam er uns nachgelaufen.

„Jürgen, Jürgen, Du bist der Vernünftigste; wenn Du Lene siehst, die ja nu meine Frau is, so erzähl ihr niemalen, was ich Dich von den Theepott gesagt hab! Hörst Du?“

„O — Butenschön, Lene ist gut, die wird Dich nie mit dem Theepott werfen!“ tröstete mein Bruder den neugebackenen Ehemann; der stieß aber einen tiefen Seufzer aus.

„Mein Jung, Du kennst die Weiber nich! Die lernen das Slechte immer zuerst!“

Aber Lene lernte doch nicht das Werfen mit dem Theepott.

Eine Zeit lang besuchten wir das junge Paar nicht, wahrscheinlich, weil wir anderes zu thun hatten; nach einigen Monaten folgten wir aber einer Einladung Lene's zum Kaffee.

Es war viel gemüthlicher bei Butenschön geworden, und er selbst saß sehr behaglich in einem großen Lehnstuhl, während seine Frau uns einschenkte. An der Wand hingen hübsche Bilder, und mehrere nette Mobilien machten das Zimmer freundlich. Willi klebte Bilder in ein Buch; er sah ordentlich aus, wie immer, und schien sich mit seinem Stiefvater gut zu vertragen, der ihm Bilder aus einem bunten Bogen schnitt und dabei einige Erklärungen gab.

„Dies is ein Schines!“ sagte er, einen gelbgekleideten Mandarin dem Schwachsinigen hinreichend.

„Die Schinesen trinken ümmerlos Thee, und denn wohnen sie nich hier, — mehr brauchst nich von sie zu wissen. Und dies hier sind zwei Herzens, die zusammen-gewachsen sind. Ich glaub', das soll Liebe bedeuten, obgleich ich von so was nix weiß! Lene, schenk mich noch 'mal ein!“

„Aber Butenschön!“ sagte seine Frau sanft. „Die Liebe ist doch etwas so Schönes. Ich habe Dich immer so lieb gehabt, und ohne die Liebe wären wir nicht zusammengekommen!“

„Nu ja, daß Du mir lieb hast, das weiß ich,“ bemerkte ihr Mann gleichmüthig. „Darum hab' ich Dir auch genommen und Deinen Jungen gleicherweise, wo er denn ja nu nich so schlimm is, wie ich es ümmer gehört hab', und der Ehestand mit Dich gefällt mich auch gut, weil er ein friedlicher Stand geworden is, wie ich das mag. Abersten ich mein' doch ümmer, —“ er sah sehr nachdenklich aus, — „daß ich Dir wohl nich genommen hätte, wenn Smied Hinrichs da nich zwischen gekommen wär', und ich krieg doch manchmal das Nachbedenken, ob ich mir nich noch ein büschen mehr hätte besinnen müssen. Ich bin nu einmal for die Bestimmlichkeit!“

„Und ich bin mehr für die Liebe!“ sagte seine Frau, während sie von ihrem Gatten zu ihrem Sohn sah. Willi lachte, und Butenschön räusperte sich.

„Besinnen is aber doch das Beste beim Menschen!“ Bei diesen Worten trank er behaglich seine vierte Tasse Kaffee; wir aber hatten das Gefühl, daß ihm die Liebe doch noch angenehmer wäre, als das Besinnen.

Kachdruck verboten.

Ein Kreuzgang.

Von Christian Elster.

Aus dem Norwegischen übersezt von Frida Schanz in Berlin.

(Schluß.)

Als Salbjorg sich wieder erhob, war alles bleich und still um sie her; sie ging nicht mehr mit flüchtenden Schritten, denn nun wußte sie, was sie wollte.

Sie rüstete sich eifrig zur Abreise. Er gedachte den Winter zu benutzen und zu einem bekannten Pferdehändler in die Lehre gehen. Der Vater half ihm, aber nur heimlich; denn beide, er und der Sohn, fürchteten sich, Salbjorg unter die Augen zu kommen. Sie verlor kein Wort mehr an die beiden; nur in ihrem Antlitz lag eine schreiende Anklage, die schlimmer zu ertragen war, als die härtesten Worte. Gieft fühlte, daß ihre stummen Bitten nicht aufhörten, ihn zu verfolgen, und Jon hatte nicht einen Augenblick Frieden vor den bleichen Schatten seiner eigenen Unthat.

Sie wurde nicht müde, zwischen die beiden zu treten, immer auf dieselbe wortlose Weise mahnend und erinnernd, bittend und drohend, und immer hoffend, daß die letzte Frist, die sie sich gesetzt hatte, nicht verrinnen werde, ehe sie ihre Sache gewonnen. Aber von Tag zu Tag verlor sie etwas von ihrer Macht, und von Tag zu Tag trieben die beiden Männer ihr Wesen offener, weil sie sich an ihre Art gewöhnten; und endlich fühlte Salbjorg, daß nun die Stunde der Abrechnung gekommen sei.

An einem Mondschein-Abend, klar und still, wie der, an dem sie jene Erscheinung gesehen, sah Jon, der in dem offenen Schuppen arbeitete, sie plötzlich vor sich stehen. Er hatte, daß die Spähne flogen, um einem Gespräch mit ihr zu entgehen; aber gegen seinen Willen mußte er die Art fallen lassen, als sie die Hand auf seine Schulter legte und ihn fragte: „Jon, wagst Du es, heute mit mir aufs Eis zu gehen?“
 „Was willst Du auf dem Eis?“
 „Es liegt blank über das weite Wasser weg; heute kann man alles sehen, was darunter liegt.“
 „Rede doch nicht so närrisch!“
 „Wagst Du es, mit mir zu gehen und nachzusehen, ob nicht ein Todter heraufgeschwommen ist?“
 Er schlug die Art in den Boden, richtete sich auf und rief: „Nein, das halte ich nicht mehr aus! Wenn ich



Auf dem Markte in Wisby.



Das Höglint bei Wisby.

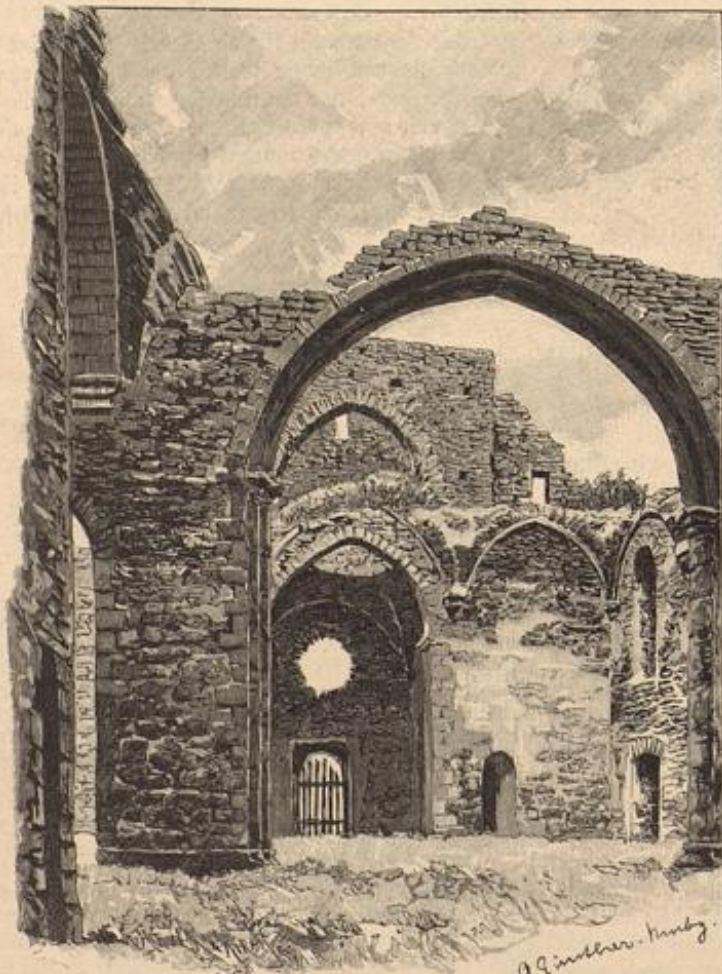
nicht mehr Frieden hier auf dem Hofe finden soll, so mag es, hol's der Teufel, die letzte Nacht sein, wo ich unter diesem Dache Obdach suche!"
 „Wo aber willst Du Obdach suchen für Dein böses Gewissen?“
 Er riß die Art wieder empor und stand wild und zornig vor ihr. „Schweige jetzt, Mutter, oder es geschieht bei Gott ein Unglück für Dich und mich!“
 „Da geschähe mir wohl, Jon! Wüßte ich nur, daß Du bereuest! Gott ist mein Zeuge, wie froh ich dann sein würde, wäre diese Stunde meine letzte! Kein Gang wäre mir zu schwer, wenn Du nur umkehrtest.“
 „Du hast den Verstand verloren.“
 „Jon, die Frist ist kurz; die Zeit der Gnade ist bald vorbei. Nicht ich bin es, die Dir rüth; es ist Einer, der stärker ist, als ich. Es ist zum letzten Mal, daß er Dich so milde mahnt, zum letzten Male steht das Thor des Heils offen; gehorcht Du dieses Mal nicht, so fällt Gottes Hand schwer auf Dich, wenn er zum nächsten Male ruft.“
 „Aus dem Wege, jetzt, Mutter! Ich bin jung und will in die Welt. Das Alter kann am Ofen sitzen und Psalmen singen.“



Straße in Wisby.

Zeichnungen von O. Günther-Raumburg in Berlin.

Siehe den Artikel „Ein untergegangener Welthandels-Platz“, Seite 143.



Die Ruine der Kirche St. Clemens in Wisby.

Damit stieß er sie bei Seite und war draußen. Aber Salbjorg sah noch lange im Schuppen und weinte wegen des Ganges, den sie nun zu machen hatte.
 Am anderen Tag war sie wieder auf dem Wege nach dem Kirchdorf. Der Schnee fiel dicht und in schweren Floden, die sich in der windstillen Luft langsam herniedersenkten und in hohen, daunenweichen Massen auf Bäumen und Zäunen, auf Häusern und Fluren liegen blieben; sogar die Häuserwände und Fensterrahmen waren weiß überweht; alles lag und ruhte in dem weichen Schneebett. Als sie in das Dorf herniedertam, war es schon ganz dunkel; einzelne Lichter blühten und erloschen in der Runde. Sie nahm ihren Weg nach dem Pfarrhof; als das Gefinde zum Abendessen gerufen wurde, stand sie im Hausflur. Der Pfarrer war zu Haus. Sie wurde eine Treppe hinaufgewiesen. Indem sie durch den Gang schritt, öffnete sich die Thür zu der Stube, in der die Lampe brannte, und in deren einer Ecke die Frauen des Hauses um einen Tisch saßen. Sie konnte gerade einen raschen Blick hineinwerfen, dann schloß sich die Thür wieder. Aber da stand sie still, mit der Hand auf dem Geländer und dem Fuß auf der Treppenstufe.
 Der schmale Lichtstreif, der aus einem warmen, friedenshellen Heim auf ihren kalten Winterweg

fiel, machte ihren Voratz beinahe zu nichts. Was sie zu thun im Begriff stand, war nicht mehr und nicht weniger, als, — wahrscheinlich für ewig, — den Nessel zerschlagen zu dem eigenen Heim, sodas dessen Wärme nie wieder ihre Gedanken und ihr Herz erfüllen konnte. Sollte sie nun hier, dicht am Ziel, sich hinaus schleichen, durchs Thal hinaufwandern und den Winter seine hohen Schneehügel um sich und ihr Geheimniß breiten lassen?

Eine Treppe war hinaufzusteigen zu dem einen Ziel; eine offene Thür führte zu dem anderen. Nur diese wenigen Schritte zwischen zwei Leben! Sie ging schon in Gedanken aus der Thür, aus dem Hofe; sie verfolgte den Bergessteig, die Lichter des Thaales erloschen hinter ihr; dessen geschützte Wohnungen versanken in der Tiefe, die Höhe lag frei vor ihrem Fuß, und oben lag ihr Heim.

Aber was erwartete sie dort? Erinnerungen, die nie mehr erlöschen, Todesrufe im Schneesturm jeder Winternacht, vielleicht weitere Grauenthaten, — ja, Gott Vater, das war das Schlimmste! Wahrscheinlich noch mehr! Denn sie hatte ja die bösen Triebe, wie einen Lauff, in Vater und Sohn aufsteigen sehen, und sie wußte: ging es diesmal gut, so gab es keine Fessel mehr, die jene zurückhielt. Und zwischen all' dem sollte sie leben mit einem ruhelosen Gewissen! Nein! War sie so manchen schweren Gang gegangen, hatte sie so viele einsame Stunden durchwacht, hatte sie so manchen lichte Hoffnung von sich geworfen, um ihren Gatten von den bösen Mächten in seinem Innern befreit zu sehen, so mußte sie auch diesen letzten Kreuzgang thun!

Und sie stand drin in des Priesters Stube.

Der Geistliche saß an einem Tisch bei einer Lampe und las. Es war ein kleiner, dicker, hitziger Mann, der alle, die zu ungelegener Zeit zu ihm kamen, mit einer Fluth von zornigen Reden überschüttete. Aber wenn er die ärgste Hitze ausgepustet und ausgeschwitzt und sich und seinen friedlosen Beruf beklagt hatte, bis keine Varianten mehr zu finden waren, und auch der letzte Nachdonner in ein leises, undeutliches Knurren sich aufgelöst hatte, dann war er sowohl ein ernsther, wie ein hülfbereiter Mann, der seiner Pflicht nie aus dem Wege ging.

Als er die Frau aus den Fjeldhöhen bleich und durchnäht in seiner Stube stehen sah, begriff er sofort, daß er gründlich in seiner gemüthlichen Arbeitsstimmung gestört werden sollte. Er fuhr in die Höhe und fragte barsch: „Was giebt es? Wollt Ihr etwas von mir?“

„Ja!“
„Wer schickt Euch denn so spät? Wem fällt das denn ein? Von wem habt Ihr mir etwas auszurichten?“

„Von mir selbst.“
„So — —!“ Nun konnte nicht einmal die Rede davon sein, die Sache auf ein anderes Mal zu verschieben. Der Geistliche ging auf und ab und raufte sich das Haar.

„Also, was ist es, Frau?“
„Ich wollte den Herrn Pfarrer um einen Rath bitten.“

„Da haben wir's!“ fuhr der Prediger los. „Rath will Sie haben? Ja glaube, — Gott verzeihe mir meine sündigen Gedanken! — diese Menschen bilden sich ein, ein Priester sei ein Mann, der eine Krambude hält, — oder sagen wir eine Apotheke, — voll von Seelenrath in Krügen und Schubläsen, und daß er das und das nur herauszunehmen, abzuwägen und für einen halben Schilling zu verkaufen brauche! Rath? Ist Sie recht geschickt? Welchen Rath soll ich armer Mann geben, der ich hier sitze und für mich selber keinen Rath weiß? Kann ich keinen Tag Frieden haben? Alle Stunden geht die Apotheken-Thüre, selbst in Winterzeiten, wenn der Schnee glatt auf den Dächern liegt und die Leute sich in Gottes Gewalt geben, die Thüren zuschließen und still daheim bleiben sollten. Rath? Welcher Sorte soll er denn sein? Hat sich die Tochter mit dem Schag entzweit, oder will er die Brautgeschenke heraushaben? Sie hätte keine Geschenke annehmen sollen, das ist mein Rath, das ist einer von den billigen; oder sie hätte sich nicht verloben sollen, das ist einer von den theueren, aber ein sicherer.“ Er stockte auf einmal. „Ach nein, Sie hat ja gar keine Tochter!“

„Nein.“
„Nein, richtig nein! Sie hat gar keine Tochter, und doch will sie Rath? Was für Noth ist es denn, die Sie bedrängt?“

„Die schwerste, in der ein Mensch sich befinden kann.“

Der Born des Geistlichen begann sich zu legen; denn es war etwas um die Frau, die da in der Ecke stand und so kurz und bestimmt sprach, was die Luft in der Stube durchkältete. Er ging an den Dien, setzte sich davor und schürte das Feuer an.

„Im, es giebt mancherlei Röhre, und wenige können sagen, daß sie die schwerste durchgemacht. Erzähle Sie!“

Salbjorg begann sich eine Weile, dann sagte sie: „Es giebt einen Menschen, der eine schwere Sünde gethan hat, und ich bin die einzige, die darum weiß.“

Nun brach der Priester von neuem los. Es war, als habe er auf eine Schlange getreten, die ihm entgegengezielt hatte. „Du mein Schöpfer, da kommt Sie nun wohl hierher, um mir das zu erzählen? Was soll ich mit Ihren Sünden anfangen? Sie niederlegen in mein Archiv, daß ich in meiner eigenen Stube nicht mehr schlafen kann vor allen den dunkeln Thaten in meinen Schubfächern?“

Und nun sprudelte er über von den unglaublichsten Klagen über die Frau und die ganze Welt, die nur daran denke, alles Böse los zu werden und in des Priesters Stube niederzulegen, um es selber gut zu haben.

Aber Salbjorg kannte ihn und wußte, daß er Zeit haben mußte, sich auszurasen. Sie schwieg, bis wieder Windstille eintrat, und der Pastor ihr ein Zeichen gegeben hatte, fortzufahren.

„Ich weiß nicht, ob ich es verschweigen darf,“ sagte sie.
„Aber das weiß Sie, daß ich es wissen muß, he? Aber ich will es nicht wissen! Ich will es nicht wissen!“ — Er ging wieder auf und ab. „Verschweigen, — hm, — es verschweigen!“ — Hat sie irgendwie Pflicht, es anzuzeigen?“

„Ich laufe Gefahr, meiner Seele Seligkeit zu verlieren, im Fall ich schweige.“

In einem Nu war der Priester verwandelt. Er stockte in seinem ungeduldigen Schreiten, faltete die Hände und sagte: „Frau, nun wird es ja Ernst! Herr, mein Gott! Welche Noth seufzt doch zu dir von dieser elenden Welt! — Sepe Sie Sich! Sie muß ja müde sein!“

„Ich bin nicht müde!“
„Ach nein! Ist Ihre Noth so groß, wie Sie sagt, so hat Sie wohl nicht Zeit, müde zu sein! Es wird Ihr wohl recht schwer, Sich zu offenbaren?“

„Schwerer, als ich sagen kann.“

„Der, welcher die Unthat gethan hat, steht Ihr wohl nahe?“

„Es ist mein eigener Sohn.“

„Gott stärke Sie! — Ist das Unglück groß, wenn die That bekannt wird?“

„Es gilt gewiß das Leben.“

Der Priester sprang auf. „Frau, Frau! Will Sie Ihren eigenen Sohn ums Leben bringen?“

Zum ersten Mal während des ganzen Gesprächs rührte sich Salbjorg, zum ersten Mal brach all' der Jammer, den sie in sich trug, hindurch durch ihre stille, feste, fast harte Weise und die ruhige Sprache, die sie bisher geführt. Denn alle die kalten Schneelasten, die das Unglück in ihrem Herzen aufgelagert hatte, wurden nun lebendige Frühlingsgewalten, die ihre Trauer mit sich reißen wollten, und unter dem Frost düftete das grüne Gras, und die warme Sonnenluft strich mit tausend tröstlichen Gedanken lieblich über das junge, sprossende Grün in ihrem



Die Apfelschälerin.

Nach dem Bilde von G. Feiertag in Wien. — Siehe Seite 144.

Innern. Ihre Stimme wurde weich und zitterte, und ihre Blide suchten sich in des Priesters heimliche Gedanken einzubohren, als sie fragte: „Meinen Sie, daß ich es verschweigen dürfte?“

Aber der Prediger kam wieder zur Besinnung. „Sie sagte, es gälte das Heil zweier Seelen?“ „Ja.“ „Wer ist der andere?“ „Der Vater.“ „So sind sie beide beheiligt?“ „Nein; aber mein Mann weiß, daß etwas Schreckliches geschehen ist, und will mir nicht helfen.“ „Um: er war in seiner Jugend ein wilder Bursche. Nun fürchtet Sie, daß Alte könne wieder hervorbrechen, wenn dies ungestrast vorbeigeht?“ „Ja.“ „Hat Sie ihm zugesprochen?“ „Ich habe nichts gespart, wovon ich glaubte, es könne helfen.“ „Aber es hat nichts genügt?“ „Nein.“

„Ja, dann gilt es das Leben, das Leben in doppeltem Sinne. Nun weiß Sie nicht, was Sie wählen soll. Ja, ja, das sind die schwersten Entscheidungen: soll ich das Leben wählen, das Tod ist, oder den Tod, der Leben ist? Erzähle Sie mir alles!“

Salbjorg erzählte kurz und wahrheitsgetreu, und als sie fertig war, sah der Prediger still und nachdenklich da. Nun war die Sache in seiner Seele Grund gefestigt, und er wog sie in seinem Gewissen. Nach langem Schweigen fragte er: „Glaubt Sie selbst, daß Gott von Ihr fordert, sie solle es anzeigen?“ „Ich wollte Sie danach fragen,“ antwortete Salbjorg fast unhörbar.

„Aber glaubt Sie es selbst?“ „Ein leises, aber festes „Ja!“ kam von der Frau aus der Zimmerrede her.

Der Priester ging auf und ab, offenbar in schwerem Kampf mit sich selbst. Salbjorg stand und erwartete sein Urtheil. Mehrmals that der Priester einen Schritt nach ihr hin, wandte sich aber immer wieder ab.

Aber plötzlich stand er dicht vor ihr, sah ihr fest in die Augen und sagte fast barsch: „Bitte Sie Gott, daß er Sie tröste, und gelte Sie den Weg, von dem Sie meint, daß Er ihn will!“

Das war der Athzueh, der Salbjorg's letzte Hoffnung zerbrach. Das letzte Wort war gesprochen; das Urtheil war gefällt; was nun folgte, war nur blind anzuführen.

Kein fernerer Sonnenschein fiel mehr herein und ließ ihre Augen glänzen, kein milder Frühlingregen konnte mehr lösen, was todt und begraben war; kein Scheideweg konnte ihren Fuß mehr aufhalten. Sie stand wieder allein in ihrer Ecke; sie hatte ihr Heim preisgegeben, ihr Haus abgeschlossen und stand fertig zur Reize.

Der Priester sah förmlich lebend nach ihr hin, als habe er ihr ein großes Unrecht abzubitten. Er nahm ihre Hand, bat, sie möge noch warten, sich wärmen und trocknen und etwas genießen. Und da sie nicht warten wollte, erbot er sich, an ihrer Statt zu gehen, und da sie kein Anerbieten abschlug, wollte er sie wenigstens begleiten. Er stand vor ihr und sprach mit ihr und versuchte, seine thranenerfüllte Stimme recht barsch und herzlich klingen zu lassen; aber Salbjorg fragte nach keines Menschen Theilnahme mehr und antwortete nur, sie könne sich jetzt selbst helfen. Aber als sie sich verabschiedete und ging, flüsterte der Priester hinter ihr drein: „Frau, diese Nacht wird Ihr Gott beim jüngsten Gerichte nicht verzeihen!“

Und als er dann allein in seiner Stube saß, meinte er, dieses sei eine Mahnung für ihn gewesen, daß er nicht gemüthlich in seinem Hause sitzen und die Tausende vergessen dürfe, die draußen ihren schweren Kreuzgang gingen.

Salbjorg fühlte völlige Klarheit in ihrer Seele. Doch wie sie wieder in der dunkeln Nacht durch das Schneewetter watete, konnte sie an keinem Haus vorbeigehen, wo es friedlich und hell war, und an keinem Menschen, der glücklich und zufrieden ansah, ohne daß es in ihr flüsterte: „Noch könntest du schweigen, noch könntest du dein Haus verlassen!“ Aber sie watete weiter, bis sie zum Amtshause kam.

Als sie dessen Thür hinter sich zugezogen hatte, war sie fertig. Sie ging hinein. Der Amtmann befand sich nicht zu Hause. Das war eine neue Prüfung. Sie sollte sich noch eine Nacht besinnen, dachte sie, als sie hinaustrat, und es war ihr, als könne ihr diese Frist noch Erlösung bringen. Sie suchte Obdach im nächsten Hause, aber sie merkte, daß der, den Kummer bedrückte, kein willkommenere Gast sei.

Sie las hundert Fragen in den Gesichtern der Leute, die doch nur der eine Gedanke beschäftigte, was die so fern Wohnende so spät noch im Thale zu schaffen gehabt habe. Die Kinder drückten sich an die Erwachsenen und starrten mit neugierigen Augen auf die fremde Frau mit dem bleichen Gesicht und den schwarzen, hohlwärtigen Brauen, und Salbjorg kam es vor, als ob selbst die Großen verlegen seien, weil sie nicht wußten, wen sie beherbergen, und das Gefühl hegten, daß die Frau vom Hiel etwas Unheimliches an sich habe. Was würden sie erst sagen, wenn sie wüßten, was es galt, dachte sie, und sie sah sich und die Thren als die Gebrandmarkten, vor denen jeder zurückwich.

Sie schlief allein in einer kleinen Kammer. Die Leute, die nebenan schliefen, hörten sie stöhnen und leise beten.

Wie sie früh in der Dämmerung aufstanden, war ihr Gast schon fort, und eine Weile danach sahen sie vom Amtshause her kommen und durch das Thal bergan schreiten. Ehe es aber heller Tag wurde, wußten sie schon, daß sie ihren Sohn als Mörder bei dem Gerichte angezeigt hatte.

Als Salbjorg heimkam, folgten ihr zwei Männer, um Jon zu holen. Vater und Sohn waren in der Stube. Gjest sah auf der Bank; nachdem er gehört hatte, was die Fremden wollten, fühlte er, daß er noch der Mann sei, vor dessen Häute keiner gern kam; und als er lautlos, fast ohne den Boden zu berühren, wie mit einem einzigen Sprunge, auf die Polizisten losfuhr und schrie: „Wer hat ihm das nachgesagt?“ da dachten die beiden an seine gewaltthätige Stärke, denn keiner von ihnen antwortete.

Als er aber zum zweiten Mal noch lauter schrie: „Ich frage, wer hat ihn beschuldigt?“ da blickten die Männer auf Salbjorg. Gjest folgte ihren Blicken, und als er so der Wahrheit Auge in Auge gegenüber stand, war es vorbei mit der Kraft seiner Glieder und seiner Seele; er starrte finster zu Boden.

Jon raste, gleich einem wilden Thier. Er schlug und stieß, bat und fluchte, solange es möglich war; wie er aber sah, daß alles nutzlos sei, schwieg er und sprach nicht eher ein Wort, bis zum Verhör, wo er alles gestand.

Bei den Verhandlungen war Salbjorg als Zeugin zugegen. Niemand sah sie ein einziges Mal schwanken, selbst nicht als das Urtheil fiel, das ihren Sohn zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verdammt, ihren Mann aber freisprach, weil ihm keine Schuld nachzuweisen war.

Sie ging jedes Mal zu Fuß hin und zurück; so auch das letzte Mal hinauf nach ihrem Heim.

Sie schritt an ihrem Vaterhause vorbei, wo sie unter der lichtgrünen Birke ihren ersten Frühlingstraum geträumt hatte, ohne eine Ahnung von der schweren Herbstzeit, die ihm folgen sollte. Als sie aber auf die Höhe kam und ihr Haus sah und bedachte, daß der kalte Schnee nun nicht nur ihre Wohnstätte, sondern auch ihr Leben tief begraben werde, da sank sie todtmüde am Begrabd zusammen; da umfahnte sie mit einem einzigen Blick die ganze Oede, die vor ihr lag, und fühlte bis in ihr tiefstes Inneres die Eiseskälte des Lebens, dem sie entgegenging. Sie hatte die Hoffnung ihres eigenen Lebens zu Grabe getragen und besah nun Zeit, über alles Begrabene zu weinen.

Nachdruck verboten.

Französische Ansichten über deutsche Frauen.

Vlauderei von A. Brunnemann in Paris.

Seit Jahrhunderten hat die Französin die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, und obwohl sie sich in Kunst und Wissenschaft nicht mehr und nicht weniger hervorgethan hat, als ihre Schwestern anderer Nation, hat sie es stets verstanden, sich tonangebend in den Mittelpunkt geistiger und politischer Strömungen zu stellen, von Margarete von Navarra und der Marquise von Rambouillet an, bis zu den geistvollen Frauen des zweiten Kaiserreichs. Zwar hat die Republik die vornehmen Elemente, welche die geistige Elite bilden, etwas verdrängt, doch noch immer behauptet die schöne oder hochbegabte Frau ihre Stellung, und dafür, daß sie auch im Ausland mit einem von pikanter Neugier gemischten Staunen betrachtet wird, sorgen schon die zahllosen französischen Romane, die in Deutschland vertrieben werden. Wir lernen durch sie auch wirklich die elegante Weltbame, die „komme de luxe“, kennen, wengleich uns die brave, arbeitame Frau des bürgerlichen Standes ziemlich unbekannt bleibt.

Welchen Begriff aber machen sich die Franzosen von der deutschen Frau?

Mit Spannung sah man anlässlich des Congresses der association artistique et littéraire, der im Herbst 1895 in Dresden tagte, dem Vortrag des bekannten französischen Schriftstellers Grand-Carteret entgegen, der sich als Thema die deutsche Frau erwählt hatte. Mit Recht erwartete man viel von ihm, denn er gehört zu den seltenen Franzosen, die ihren Blick vorurtheilslos über die Grenzen ihres Vaterlandes hinauszuweihen lassen. Eine große Enttäuschung folgte. Herr Grand-Carteret bereiste unser deutsches Vaterland noch in Gesellschaft der Frau von Staël und führte uns die Ansichten dieser allerdings hochbedeutenden Schriftstellerin über deutsche Frauen vor, als ob seitdem deren geistige Entwicklung nahezu ein Jahrhundert stillgestanden habe. Warum? Weil die Schulweisheit des Redners hiermit erschöpft war und seine ganze Kenntniß der deutschen Frau auf die Lectüre des Buches der Staël, de l'Allemagne, sich beschränkte. Sie ist die erste und vielleicht die einzige Französin, die sich mit liebevollem Interesse in das Studium deutscher Art versenkte und gerechte Urtheile aussprach, die von einem weiten Blick Zeugniß geben. Freilich beurtheilt die kühne, von männlicher Energie befeuerte Frau, die einem Napoleon I. Troß zu bieten vermochte, ihr Geschlecht vom Standpunkte des Adlers aus, der stolz aus freien Höhen auf das übrige gesiederte Volk hinabschaut. Sie bemitleidet seine Schwächen, die es der egoistischen, genussüchtigen Männerwelt gegenüber zum dulden Opfer herabdrücken. War doch ihr ganzes Leben und Dichten eine Auflehnung gegen diese Verabwürgung. „Die Frauen,“ sagt sie, „hängen nur durch die Bande des Herzens am Leben, und Natur und Gesellschaft gewöhnen sie an eine große Leidenszeit, die uns der Egoismus der Männer veranlaßt.“ Nach ihr ist die deutsche Frau, vermöge ihres weit passiveren Charakters, noch mehr zum Dulden geboren, als ihre temperamentvolleren Schwestern bei anderen Nationen. Aber sie spricht von ihr in den Tönen wärmster Sympathie und verleiht ihr überaus anmuthige Züge, die ganz mit dem deutschen Frauen-Ideal der guten alten Zeit übereinstimmen, das noch heute das Entzücken aller derer ist, die predigen: Die Frau gehört ins Haus.

Hören wir sie selbst! „Die deutschen Frauen haben einen eigenthümlichen Zauber, einen rührenden Ton der Stimme, blondes Haar, zarten Teint; sie sind bescheiden, schüchtern. Sie suchen durch Empfindsamkeit zu gefallen und durch die Einbildungskraft zu interessieren. Kunst und Poesie sind ihnen wohlbekannt. Sie koletieren mit Vegetierung, während man es in Frankreich mit Geist und Willkür thut. Die vollkommene Ehrlichkeit, die den deutschen Charakter auszeichnet, macht die Liebe weniger gefährlich für das Glück der Frauen; sie kommen diesem Gefühl mit dem größten Vertrauen entgegen, weil es für sie mit romantischem Schimmer umgeben ist. Verachtung und Untreue haben sie weniger als anderswo zu befürchten. Die Liebe ist in Deutschland eine Religion, und zwar eine poetische Religion. . . . Lächerlich wirkt bei einigen Frauen eine affectirte Begeisterung, die sich in ewigen süßlichen, oder exaltirten Worten äußert; die Sentimentalität steht sehr in Ehren bei ihnen. . . . Troß alledem giebt es viele deutsche Frauen, deren Gefühle wahr und echt sind, und deren Benehmen einfach erscheint. Ihre sorgfältige Erziehung und die Reinheit ihrer Seele lassen sie einen milden, nachhaltenden Einfluß ausüben; sie begeistern uns von Tag zu Tage mehr für alles, was groß und edel ist, sie haben viel Hoffen und Vertrauen und verbannen die kalte Ironie, die oft wie ein erlösendes Frosthauch den reinsten Genuß des Herzens berührt.“

Ein liebevolleres Bild der deutschen Frau ist nie wieder von der Hand eines Franzosen gezeichnet worden; unsere Nachbarn haben in der That seit Madame de Staël's Zeiten große Rückschritte in der Kenntniß jener gemacht.

Im ganzen widmet ihnen die geniale Schriftstellerin nur wenige Seiten ihres ziemlich umfangreichen Werkes. Weit interessanter war ihr das geistige Leben Deutschlands, das sie

in selten günstiger Weise kennen lernen durfte. Aehnlich verhält es sich noch heute. Die wenigen Franzosen, — allerdings hat sich ihre Zahl in letzter Zeit bedeutend vermehrt, — die sich mit dem Studium des Deutchthums befassen, haben übergenug damit zu thun, von den so lange vernachlässigten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur Kenntniß zu nehmen, sodah ihnen wenig Zeit zum Studium von Volks- oder Frauen-Charakter bleibt. Daß sie es nicht aus bloßer Liebhaberei thun, spricht für die gediegene Zurückhaltung der deutschen Frau.

Der Französin käme es zu, sich in dieses Studium zu vertiefen; doch die Französin vertieft sich nur gezwungenermaßen in etwas, das außerhalb ihres Landes vor sich geht. Bewöhnt durch den Jahrhundertlangen Einfluß, den sie auf Mode, Geselligkeit, ja auf Politik und auf die schönen Künste ausgeübt hat, hält sie die Königin des Salons nicht für der Mühe werth, das Gute anderer aufzuspüren. Das, was sie sich durch Lectüre deutscher Bücher aneignet, ist verschwindend gering; man wird lange vergebens nach einem gediegenen deutschen Roman in einem französischen Vouloir suchen. Es herrscht crasse Unkenntniß deutscher Literatur in Frankreich. Wie wenig Franzosen vermögen ein deutsches Buch in der Ursprache zu bewältigen, und die Ehre, übersezt zu werden, ist gerade den Schriftstellern, die es verdienen, selten zu theil geworden, während die Marlitt auch jenseits des Rheins Triumphe feiert. Und wenn nun der bekannte Wagner-Forscher Theodore de Wyzewa nach Deutschland reist und in einem Buche Chez les Allemands, das des sonst überaus geistvollen Schriftstellers ganz unwürdig ist, Behauptungen über deutsche Frauen zum besten giebt, die an barbarische Zustände der Horigkeit des Mittelalters erinnern, so nimmt man das alles auf Treu und Glauben hin. Im günstigsten Falle hat die Pariser Weltbame ein bedauerliches Aehselzucken für das simple deutsche Achenputtel, das noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehen muß, um sich alles das gefallen zu lassen, was Herr von Wyzewa erzählt. Er behauptet beispielsweise: Wenn ein junger deutscher Professor seinen Kollegen eine Wahlzeit ausrichte, so müße die Gattin im Schweife ihres Angesichts das Beste aus Küche und Keller herbeischaffen, besonders viel Bier (womit er ja nicht so unrecht hat). Setzen sich aber die Gäste zu ihrer lucullischen Schweigerei nieder, so dürfe sie in der Küche in Gesellschaft der Diensthboten ein bescheidenes Mahl einnehmen. — Weiter beobachtet er in einem Bierlocal, wie ein Herr aus gebildetem Stande seiner unterdrückten Lebensgefährtin sein Glas Bier mit den Worten hinschiebt: „Es ist mir zu abgestanden! Trink Du es! Ich werde mir ein anderes bestellen!“

Wyzewa's ungläubliche Veröffentlichung hat in deutschen Kreisen einen wahren Sturm der Entrüstung hervorgerufen, aber nur wenige Franzosen haben sie mit gerechter Feststellung wahrer Thatfachen widerlegt; schuld daran ist die völlige Unkenntniß über die deutsche Frau.

Zum Glück besitzen wir von einem ebenfalls modernen und höchst geistvollen Schriftsteller ein anmuthiges Gegenstück: Paul Desjardins' Skizzen von Heidelberg (Esquisses et impressions).

Der bedeutende Professor der Rhetorik und in weitesten Kreisen hochgeschätzte Autor befand sich unter den Männern, die die französische Regierung zur Teilnahme an den Jubiläums-Festlichkeiten der Kupertio-Carola entsandte. Dort wird er, der deutschen Sprache nicht mächtig, unter den Schutz eines biedereren Regierungsrathes gestellt, der ihn mit großer Liebenswürdigkeit in seine Familie einführt. Bei einer etwas feierlichen Mahlzeit wird ihm die Ehre zu theil, Fräulein „Trudchen“ zu Tisch zu führen, dasjenige Töchterlein des Hausherrn, das in Genf in Pension gewesen, also den fremden Gast am leichtesten unterhalten kann. Bedenklich betrachtet der gewandte Franzose das bescheidene deutsche Mädchen mit dem schlicht gecheitelten Haar, dessen Genfer Französisch zuerst etwas schwerfällig und mit mädchenschaftlicher Befangenheit von den Lippen dringt. Er hält sie natürlich für ein „Gretchen“. Alle deutschen Mädchen sind nämlich im Auge der Franzosen „das Gretchen“, obwohl die wenigsten, die diese Bezeichnung nachreden, es fertig brachten, den Faust zu lesen, und keine Ahnung haben von den Stürmen tragischer Leidenschaft, die die Liebe in diesem jarten, hingebenden Beschöpfe entfesseln konnte, und von den gewaltigen Seelenkämpfen, an denen es zu Grunde geht. „Gretchen“ bedeutet ein passiv duldbendes, harmlos unwissendes Geschöpf, das mit beschränktem Unterthanen-Verstand willig Achtenputtel-Arbeiten verrichtet und in stauer Bewunderung zu dem Manne emporblickt, der es für gut befindet, ihm einen Moment Beachtung zu schenken.

„Du lieber Gott, was so ein Mann, Nicht alles, alles denken kann, — Bin doch ein arm unwissend Kind, Begreif' nicht, was er an mir findt!“

Herr Desjardins läßt sich dennoch mit galanter französischer Liebenswürdigkeit herab, mit diesem einfachen Mädchen zu plaudern. Er gefällt sich in dem Gedanken, von diesem ein wenig als weitgereister Faust angestaunt und bewundert zu werden. Doch siehe, — die Reihe des Staunens und Bewunderns ist an ihm. Troß ihrer rührenden Bescheidenheit gewinnt der gelehrte Herr einen Einblick in das tiefere, zielbewusste Wesen des deutschen Mädchens, in ihr reiches Wissen, das sich weit über den väterlichen Haushalt hinaus erstreckt, obgleich sie die ledernen Speisen, die der Gast genießt, alle selbst zubereitet hat. Ja, „Trudchen“, die ihren Nachbar wohl durchschaut und im Eifer der Unterhaltung ihre Schüchternheit ganz überwindet, schwingt sich sogar dazu auf, ihm von Zeit zu Zeit einen kleinen Hieb zu versetzen, sodah jener zur Einsicht kommt, auch die deutschen Frauen könnten „esprit“ haben; nur wäre dieser esprit dann weit bedeutamer, da er durchaus nicht oberflächlich sei.

Sie scheiden als gute Kameraden, und der Franzose gesteht offen ein, daß dies deutsche Mädchen mit den klaren, ernsten Augen einer jener festen, edlen Charaktere sei, die man selten antrifft, eine Frau, „der man nicht den Arm bietet, aber auf deren Arm man sich stützen möchte, um die gefährlichen Stellen des Lebens zu überschreiten.“

Dieses aus warmer Empfindung kommende Wort giebt uns die Ueberzeugung, daß echte deutsche Art den Romanen, troß aller Vorurtheile, zu einem offenen Tactniß ihrer Sympathie begeistert, wie sie einst auch Tacitus zu dem Ausprägung veranlaßte: „Sanctum aliquid et divinum“, — etwas Heiliges und Ahnungsreiches sehen die Deutschen in den Frauen.

Nachdruck verboten.

Ein untergegangener Welt-Handelsplatz.

Von Johannes Wilda in Berlin.

Siehe die Illustrationen Seite 137 und 140.

Wir Deutschen lieben es, die Ostsee als germanisches Meer zu betrachten, und im Innern unseres Herzens halten wir sie für ein speciell deutsches Meer. Das ist ein Irrthum. Schweden und Dänen haben noch immer ein Wortlein mitzurechnen, und die Slaven ein noch größeres, binnen kurzer Zeit sogar das allergrößte, wenn der deutsche Michel sich nicht zusammennimmt. Und wenn er nur will, kann er's! Dänemark hat einmal die blaue Ostsee beherrscht, und Schweden hatte sie gar fast rings umschlossen durch sein Gebiet. Deren Macht sank in Trümmer. Allein auch die deutsche Vormacht zerplitterte und hat nie wieder die alte Höhe erreicht. Damals war es kein einziges, großes Reich, es war keine nationale Marine, keine Kaiserkrone, unter deren mächtigem Schutze der Deutsche meerberrschend auftrat, im Gegentheil: Reich, Kaiser und Fürsten standen durchaus nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben; sondern es war der energische Geist norddeutscher Städte. Diese redeten den deutschen Schild zum Schutze ihrer Bürger lässig über die Fluthen, dem deutschen Namen untergänglichem Ruhm, dem deutschen Rational-wohlstand ein Fundament schaffend, auf dem sich, trotz aller Zertrümmerungen, immer wieder von neuem ein faststrebendes Wachstum entfaltete. Wir meinen den Bund der Hanseischen Städte, zu dem vor allem die an der „Wasserlante“, dann aber auch Binnenstädte, wie Magdeburg, Lüneburg, Goslar, Braunschweig, Köln, Paderborn, Soest, Osnabrück u. s. w., gehörten. Manche von ihnen sind heute verhältnismäßig unbedeutend, aber großartige Baureise zeugen noch von ihrer einstigen Macht. Als der Seeweg nach Ostindien noch nicht entdeckt war, ging der indische Handelsweg nach Europa über Land; eine der Haupt-Karawanen und Frachtverbindungen führte über Nowgorod in Rußland an die Ostsee-Gestade. Auf diesem fand ein Austausch der Erzeugnisse des Südens mit denen Standinaviens, Norddeutschlands und auch Englands statt. Unternehmende deutsche Kaufleute vermittelten ihn zum großen Theil. Nach und nach gründeten diese überall ihre Handels-Niederlassungen, in Nowgorod, auf Gotland, in Stockholm, in Brügge, in London u. s. w. Wenn wir den riesigen Aufschwung sehen, den der deutsche Seehandel in den letzten Jahren unserer Epoche genommen hat, so können wir mit Stolz sagen, daß der alte unternehmende germanische Geist der damaligen Zeit noch heute lebt, und am Vergleiche der Gegenwart und Vergangenheit lernen wir sowohl das „Einst“, wie das „Jetzt“ verstehen. Wir erkennen, daß wir es mit keiner zufälligen Erscheinung zu thun haben, und das erfüllt uns mit festem Vertrauen auf die Zukunft.

Jene Handels-Niederlassungen und ihre Vermittler besahen kaum einen andern Schutz, als den, welchen sie sich selbst zu schaffen vermochten; so schlossen sich denn auch die vorhin genannten Städte zu einer Gilde oder Hanse zusammen, um den Schutz ihrer überseeischen, d. h. über Ost- und Nordsee handelstreibenden Bürger gemeinsam zu übernehmen. Es galt, den Waffen- und Rechtschutz auszubüßen. Aus dem Waffenschutz entsprangen mächtige Kriegsflootten, aus dem Rechtschutz Gerichtshöfe, die nach außen und innen mit größtem Ansehen ihres Amtes waliteten.

So gelangte dieser Bund allmählich nicht nur zur wirtschaftlich entwickelten, sondern auch politisch bedeutungsvollen Macht des Nordens, die er Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glück zu erhalten wußte. Die Eroberung der Mongolen in Rußland, die Schließung der russischen Hanse-Contore, namentlich aber die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien um das Cap der guten Hoffnung herum unterbanden den Lebensnerv der Hanse, indem der Welthandel sich aus dem geschlossenen Ostsee-Bekken in das Gebiet des atlantischen Ozeans zog. Die Feindseligkeit der nordischen Fürsten, Zwistigkeiten und Eifersüchteleien unter einander zerstörten dann vollends das gemeinsame Volkswerk, in dessen Schutze, der Concurrenz untereinander zum Trost, alle Theilhaber so herrliches Gedeihen gefunden hatten.

Die jegige kleine, etwa 6000 Einwohner zählende Stadt Wisby auf der nicht stark bewohnten, armen Ostsee-Insel Gotland stand ihrer Zeit als mächtigstes Emporium an der Spitze des mittelalterlichen nordischen Städtebundes. Dies alles war im Laufe der Jahrhunderte ganz in Vergessenheit gerathen; zumal auch in Deutschland. Wer wußte bis in die allerneueste Zeit etwas von der fernen Inselstadt? Und doch hatten gerade wir Deutschen alle Ursache, sie in Erinnerung zu behalten. Aber in unserer elenden politischen Zerissenheit ging auch diese große Erinnerung, wie so vieles andere Große, zu Grunde. Nur wenig historisch Gebildete wußten etwas von Wisby und seiner gewaltigen Vergangenheit. Da erwarb sich in den achtziger Jahren der hanseatische Geschichtsverein das Verdienst, von Hamburg aus eine „Wisby-Fahrt“ zu arrangiren, an der viele gebildete Männer und Frauen theilnahmen. Die Berichte über diese wurden mit lebhaftem Interesse aufgenommen. Schriftsteller und Künstler wurden aufmerksam auf den dankbaren Stoff, und so ward in weiten Kreisen Deutschlands die Aufmerksamkeit wieder auf den lange bei uns vergessenen Ort gelenkt.

Um Wisby's einstige Größe und deren heutigen Reste ganz zu verstehen, ist es nothwendig, die vorstehende geschichtliche Einleitung noch etwas zu erweitern.

Wie gelangte gerade Wisby zu seiner Stellung? Dies bewirkte seine Lage mitten in der damaligen Welt-Handelsstraße, seine insulare Sicherheit gegen feindliche Angriffe, seine Reizlosigkeit und daraus resultirende Unabhängigkeit von nordischen Königen, — nominell stand es unter Schweden, — sein Landsitz zwischen Stockholm und Riga, dessen die derzeitige, die hohe See möglichst meidende Schifffahrt noch bedurfte.

Etwa um das Jahr 1200 stand die gotländische Handels-Republik, d. h. der Freihafen Wisby, auf dem Gipfel seiner Macht. Dann wurde Wisby von Lübeck überflügelt, und als es durch einen Raubzug König Waldemars Atterdags von Dänemark 1361 halb zerstört wurde und dadurch den Ruf seiner absoluten Sicherheit eingebüßt hatte, ging die Vorherrschaft innerhalb der Hanse an Lübeck über. Die erwähnte Verlegung des Seeweges ließ es vollends veröden.

Zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts stand Gotland dann unter der gerechten Regierung der deutschen Ordensritter, die es durch die politischen Ereignisse zu seinem eigenen, größten Kummer wieder verlor. Später ist es schwedisch geblieben.

Nicht nur Deutsche, sondern auch Livländer, Finnländer, Flamländer u. s. w. besaßen ihre kaufmännischen Gemeinden in Wisby; aber die Deutschen waren weitaus die Mächtigsten. Der „Gemeine deutsche Kaufmann“ theilte sich in die Regierung und die Gerichtsbarkeit mit der Vertretung der gotländischen Bürger. Die einzelnen Landsmannschaften lebten in gesonderten Vierteln oder Straßen, ebenso die vielen geistlichen Orden, die sich hier angesiedelt hatten: die Franziscaner, die Benedictiner, die Cistercienser u. s. w. Jede Gemeinschaft verehrte ihren besonderen Heiligen, wollte ihr besonderes Gotteshaus haben. Daher entstand eine Fülle von stattlichen Kirchen, und daher rührt der wunderbare Anblick großartiger Kirchen-Ruinen inmitten der heutigen Kleinstadt. Die Kaufleute, — meist Junggesellen, die nur auf eine Reihe von Jahren überseeisch lebten, wohnten ursprünglich zusammen, in gemeinsamen Höfen oder Hallen, geschlossenen Gebäude-Complexen, die alle Geschäftsräume, Wohnungen, Kirchen, ja auch Kirchhöfe umfaßten. An der Spitze stand der Alderman. Auch die Stadt-Vertheidigung war so nach Landsmannschaften eingetheilt; jede Landsmannschaft hatte ihren besonderen Thurm an der großartigen Befestigungsmauer, den sie weitefernd gegen feindlichen Ansturm hielt. Allmählich hatten sich ungeheure Reichthümer in Wisby angehäuft. Man schätzte die Einwohner auf Hunderttausend, darunter allein die Kaufleute und Goldschmiede auf Zwölftausend. Es hieß nach dem Volksmunde:

„Auf der Riespfundwage wiegen die Goten das Gold
Und spielen um Edelsteine,
Die Frauen spinnen mit Spindeln von Gold,
Aus Silbertrögen fressen die Schweine.“

Eine stolze, menschenbelebte, die ziemlich steile Uferhöhe sich hinausziehende Stadt, umgeben von einer gewaltigen, thurmreichen Mauer, überragt von einer Fülle von stattlichen Kirchenbauten mit hochstrebenden Thürmen, davor auf der Höhe ganze Geschwader stolzer Koggen, — so lag das alte Wisby da. Und heute?

Es ist ungefähr zwei Uhr nachts, als wir, von Kalmars kommend, in den kleinen, durch einen steinernen Damm, einen Wellenbrecher, gebildeten Hafen von Wisby einlaufen. Eine eigenthümliche Nacht, mehr ein Zwielicht. Am Himmel prangt der volle Mond, an dem ein kalter Wind die Wolken vorüberjagt; im Osten stehen bereits feurige Streifen Morgenroth. Vor uns liegt ein flaches Plateau, an dessen oberem Rande wir zahlreiche Thürme einer mittelalterlichen Befestigung vom Himmel sich abheben sehen, davor eine im Dunkeln liegende, bergan steigende Häuserreihe, aus denen Baumwipfel und allerlei Bauten und Thürme, undeutlich umrissen, sich aufrecken. Es liegt etwas Imposantes in diesem ganz ungewohnten, noch nicht zu enträthselnden Stadtbild, das unsere Neugier aufs höchste reizt.

Endlich zertheilen sich die Schatten; das bleiche Morgenlicht dringt vor, und in klaren Zügen liegt die noch immer schweigende Stadt vor uns.

Wir sind — enttäuscht, und doch wieder eigenthümlich gefesselt. Was wir erblicken, ist eine unansehnliche Kleinstadt, aber eine Kleinstadt, vermengt mit den Resten einer ungewisselhaft großartigen Vergangenheit. Die niedrigen, ziegelgedeckten, einfachen Häuser ziehen sich in Terrassen bis zur Höhe des Plateaus; dazwischen Gärten, Büsche, prächtige Laubbäume, zahlreiche graue Ruinen der einst stolzen Kirchen und die seltenen Zwiebelthürme einer noch erhaltenen großen Kirche. Und ringsum, einem viel zu weitem Gürtel gleichend, die tropische Befestigungsmauer, die vom Meere ab, bis zur Höhe steigend, hinter der Stadt, in deren ganzen Länge und weiter, sich entlang zieht, worauf sie wieder zum Meere hinabsteigt. Sie umschließt also die Stadt rechtwinklig auf allen drei Landseiten, während die Seeseite jetzt offen ist. Das heutige Wisby fällt diesen Raum nicht aus; Grassflächen und Gärten sind mit einbezogen. Man erfreut sich besonders an der reichen Vegetation, unter der herrliche Nußbaum-Kronen auffallen. Was uns am meisten fesselt, ist die Mauer. Wir machen also zunächst einen Umgang um diese. Ihre Länge beträgt jetzt etwa zwölftausend Fuß, die Höhe gegen dreißig Fuß. Noch immer sind achtundzwanzig Thürme vorhanden, die zwischen den Hauptthürmen auf der Mauer aufstehenden mitgerechnet; die massigen Hauptthürme besitzen eine Höhe von siebenzig Fuß. Heute sind Thürme und Mauern leer und theilweise zu Vorrathsräumen benutzt; früher liefen innen, oben und unten, gedeckte Gänge für die Vertheidiger herum. Auf den beiden Flanken und oben auf der Landseite führt je ein stark befestigt gewesenes Thor in die Stadt. Rings um die graue Steinmauer sind die Vertiefungen und Erhöhungen von Erdwällen und Gräben sichtbar. Alles ist überwuchert von Gras, Ginster, Heidekraut und herrlichen Feldblumen; Schafe suchen ihre Nahrung, ärmliche Häuschen stehen landwärts außerhalb der Mauer; Wäsche trocknet und Kinder spielen hier. Der Blick landeinwärts ist nüchtern; man sieht eine Chaussée, Landwege und flaches Land; aber von oben meernwärts, namentlich von dem Galgenberge rechts, — nördlich außerhalb der Stadt, hat man eine prachtvolle Aussicht. Man schaut da über die Hänge des Plateaus auf die sich nordwärts windende Küste, an der die See in weissen Streifen brandet; über Busch, Heide und Einsenkungen spielen leuchtige, farbenprächtige Lichter. Smaragdgrün und dann tiefblau leuchtet die See. Es ist schöner, wie an der Südseite, wo man durch eine auf Gras und Heide gelegene Vorstadt über das Plateau zu der Höglint wandert. Hier giebt es einen wellenförmigen Boden, mit tieferen Einsenkungen nach dem Küsten-Absturz zu. An diesem Rande erstreckt sich theilweise eine struppige Heide- und Buschwildnis; dann wieder tritt der nackte Kalkschiefer zu Tage, der überall zerprungen, zerklüftet und mit Platten und Stücken bedeckt ist. Die Höglint (hohe Klippe) ist eine vorspringende Felswand der überall ziemlich schroff ins Meer fallenden Küste; über die jerriffene Kante gebeugt, wobei wegen des verwitterten Kalkgesteins Vorsicht nöthig ist, schaut man direct in die klare Salzfuth, in der man jedes Felsstück auf dem Grunde in scharfen Linien erkennt. Dieser Plateau-Abfall erinnert an Helgoland, obwohl der Fels hier weiß, statt roth, auch nicht ganz so hoch und so malerisch zerklüftet ist, wie an unserer wunderschönen und noch eigenartigeren Nordsee-Insel. In der Nähe der Höglint liegt, einer Dase ähnlich, in einem hübschen, kleinen Part, Friedheim, ein stiller und bevorzugter Sommerort der Prinzessin Eugenie von Schweden, der Schwester des Königs. Wisby ist überhaupt, trotz primitiver Einrichtungen, ein bei den Stockholmern beliebtes Seebad, und die Wisbyer haben sich bemüht, dem durch hübsche Anlagen Rechnung zu tragen. Namentlich

hat sich ein Verein: Die Bade-Vänner (die Freunde des Badens) verdient gemacht. Unten am Strande, innerhalb der Mauern, nach der Seite, wo es zum Galgenberg geht, liegen Alleen, Baumschulen, Botanischer Garten und Anlagen, die jener Verein entstehen ließ. Eine Menge schöner Blumen und Gewächse, mit geschmackvoller gärtnerischer Kunst angeordnet, ein großes Restaurant, in Form eines mit umlaufenden Gallerien versehenen, lustigen Pavillons, machen das Verweilen hier außerordentlich angenehm. — An die obere, rückwärtige Mauer tritt die Stadt dicht heran; hinter ihr zieht sich die erste der schmalen Gassen hin, die aus unansehnlichen Häuschen armer Leute bestehen. Aber das Benutzen der düstern, grauen Kalkstein-Mauer und das bauliche Verwachsen ist interessant. In die Bretchen sind Wohnstätten hineingezwängt, und hier und da steigt man von der Außenmauer auf einer Leiter zu einer solchen plebejischen Wohnstätte empor. Ganz Wisby ist wohl überwiegend heute aus dem Stein-Material der Ruinen aufgebaut, etwa so, wie die Römer ihr Colosseum früher als Steinbruch benutzt haben. Die ganze Stadanlage, von hier oben bis zum Hafen hinunter, ist erheblich steil. Die zum großen Theil recht langweiligen Straßen laufen sehr durcheinander; sie athmen mit ihren niedrigen, jeder architektonischen Schönheit baren, wenn auch sauberen Häusern, mit ihren unbedeutenden vergilbten Läden die ganze Längeweile einer kleinen Stadt; und da auch die Menschen oft ähnlich anmuten, kann man sich eines gewissen herablassenden Mitleids mit diesen abgelegenen schwedischen „Spiechern“ nicht erwehren. Verstimmend wirkt obendrein ein entsetzliches Pflaster, das absichtlich so kleinsteinig, lückenhaft und spitz gehalten werden soll, damit die Pferdehufe auf den steilen Abfällen genügend Halt finden. Aber die vielen Gärten, mit ihren Nuß- und Maulbeer-Bäumen und den blühenden Büschen, wirken verjöhlich; dazu kommen die Ausblicke auf das Meer und — die Kirchen-Ruinen! Ja, diese Ruinen! Es sind noch deren zehn von achtzehn Kirchen, die malerisch da und dort die moderne Kleinlichkeit überragen; sie gewähren Silber, die sowohl durch die in die Vergangenheit spinnenden Gedankenfäden, als vor allem durch ihren eigenen Reiz wirken. Sie, neben der Stadtmauer, machen Wisby zu einem der sehenswertheften Orte des Nordens. Das heißt, historischer oder künstlerischer Sinn und schönes Wetter dürfte dazu, sonst ist die weite Fahrt nicht anzurathen und dürfte für den verwöhnten Durchschnitts-Reisenden nur eine Enttäuschung im Gefolge haben.

Es ist hier nicht der Raum, um sich mit diesen Kirchen-Ruinen eingehend zu beschäftigen. Wir betrachten sie nur kurz. Sie heißen: die Heilige Geist-Kirche, St. Nicolaus, St. Drotten und St. Lars, St. Clemens, St. Olaf, St. Catharina, St. Hans und St. Georg. Andere, wie die russische und livländische Kirche, sind total verschwunden.

Die architektonisch originellste Ruine ist die der Heiligen Geist-Kirche, einer achtzehn romanischen Doppelkirche, mit einem Schiff über dem andern, das obere mit dem unteren durch eine Oeffnung in Verbindung stehend. Wenn das Sonnenlicht durch diese Oeffnung nach unten strömt, hat man ein so reizendes Schauspiel, wie es die nur sehr selten in Europa noch erhaltenen Doppelkirchen kaum wieder bieten werden. — St. Nicolaus, die Dominicaner-Kirche, ist ursprünglich romanisch gewesen, dann gotthisch ausgebaut worden. Sie ist die größte und wohl auch malerischste aller dieser Ruinen. In dem Innern hat sich ein grüner Rasen gebildet; aus der edlen Architektur wuchern Baum und Strauch hervor. Ueber eine enge Treppe gelangt man auf das Dach; hier oben kann man wie in einem verwilderten Garten umherwandeln. Das Dachgewölbe des Schiffes aber ist an einigen Stellen eingestürzt, und durch diese kraterähnlichen Oeffnungen schaut der vorsichtige Kletterer tief unten hinab auf das grüne Schiff. Man kann selten etwas Originelleres und Reizvolleres sehen; dazu hat man die prächtige Rundschau über die am Abhang hingebreitete Stadt und über das weite blaue Meer. St. Nicolaus zeigt noch an seinem hoch über See schauenden Giebel die zwei schönen Rosetten-Fenster, deren Felder der Sage nach früher Karfunkelsteine füllten, die den Schiffern wie Feuer entgegenstrahlten. Waldemar Atterdag hat sie angeblich herausbrechen lassen; das Schiff mit den geraubten Steinen scheiterte aber in der Nähe Wisby's, und noch heute soll, dem Volksmunde nach, den Schiffern zuweilen Karfunkelglanz aus der Tiefe entgegenleuchten. Die romanische Doppelkirche St. Drotten und St. Lars scheinen ursprünglich zu Vertheidigungszwecken befestigt gewesen zu sein. St. Lars heißt räthselhafte, gedeckte Gallerien in den Seitenmauern, in die hier und dort Licht durch kleine Fenster fällt; sie sollen als Gänge für Processionen gedient haben, die man gelegentlich nachahmend wiederholt hat, um das Schauspiel des höchst eigenthümlichen Auftauchens und Verschwindens der Wandelnden, — als Nonnen verkleidete Mädchen waren es, — zu genießen. Das ebenfalls von der Sage umwobene St. Clemens, eine fast ganz zerstörte Kirche von sehr edler Architektur, steht mit dem Reste eines Waffenhauses in Verbindung. Von den übrigen Kirchen-Ruinen sei nur noch St. Catharina's Erwähnung gethan; es ist die besterhaltene und zeigt ebenfalls das Gemisch von Rundbogen- und Spitzbogen-Stil. Ein herrlicher Chor ziert sie; über dem Thürfeld zur Sacristei zeigt sich eine edel gehauene fünfblätterige Rose. Rosen- und Kleeblätter sind auch die Embleme an den hohen Spitzgiebeln. Eine Fülle von Ephen und wildem Wein umrankt Mauern, Säulen und Pfeiler; man vermag sich kein anmutigeres Bild einer Ruine zu denken.

Dann sei der heute noch im Gebrauch befindlichen großen Marien-Kirche gedacht; es war die ehemalige Kirche der deutschen Wisby-Gemeinde. Nach der Restauration erhielt sie drei barocke Zwiebelthürme, die sie mehr eigenthümlich als schön erscheinen lassen.

Die Straßen-Architektur bietet, bis auf ein paar alte gegiebelte Kaufhäuser, nichts Bemerkenswerthes. Es scheint sich aber trotz Kleinstädterei und Abgelegenheit nicht schlecht in Wisby zu leben. Geistige Interessen finden ihre Freunde und Vertreter. Die Bevölkerung kommt dem Fremden, namentlich auch den Deutschen, deren Ahnen hier einst so einflußreich waren, freundlich entgegen. Und so lohnt es sich für den Gebildeten wohl, einmal einen Ausflug nach dem stillen, schwedischen Gotland mit seinen in Trümmern liegenden Herrlichkeiten zu machen, zumal ihm dann auch das prächtige, große Stockholm nahe liegt.

Die oben erwähnte Wisby-Fahrt der modernen Hanseaten ist mit wahrer Begeisterung und außerordentlicher Gastfreundschaft aufgenommen worden; denn gerade weil die Gotländer gute Schweden sind und es immer bleiben werden, können sie ruhig zeigen, daß eine dankbare Erinnerung an ihre einstige Größe im Bunde mit deutscher Thätigkeit nicht bei ihnen erlöschen ist.

Rachdruck verboten.

Die „böse“ Stiefmutter.

Eine psychologische Studie von Dorothee Goebeler in Berlin.



ie „böse Stiefmutter“ gehört zu den charakteristischsten Typen nicht nur der deutschen, sondern überhaupt der allgemeinen Volks- und Ursage. Durch die schwermüthigen Lieder, die der Zigeuner abends am Feuer singt, schreitet ihre düstere Gestalt, ebenso finster und unheil-drohend, wie durch die Märchen und Sagen germanischer Völker. Der schneidende Contrast zwischen dem schupflosen Waisenkind und der hartherzigen Frau, die ihm die Liebe des Vaters raubt, ihm Heimat und Haus, ja sogar oft das Leben nimmt, hat die dichtende Volksseele aller Länder und Zeiten gereizt. Wie der Deutsche sein Schneewittchen und Aschenbrödel, hat der Russe seine arme Maruscha, die auf Geheiß der bösen Stiefmutter Erdbeeren unter dem Schnee suchen muß. In der neuen und neuesten Zeit hat sich gegen die alte Märchen-gestalt eine allgemeine Revolte erhoben. Das Vorurtheil, welches der Stiefmutter in der Volks-Poesie entgegengebracht wird, fängt an, den Unwillen nicht nur dieser Stiefmütter selbst zu erregen, es hat auch die Kritik, und zwar eine recht vernichtende Kritik, der Lehrer und Erzieher gefunden. Man fürchtet seinen verderblichen Einfluß auf die Kinderseele, eine Saat von Mißtrauen und Zweifeln, die unheilbares Unglück anstiften, den Frieden ganzer Familien untergraben kann. Ethiker und Aesthetiker, wie der verstorbene Professor Georg von Gizycki nebst seiner Gattin, sind an eine Revision des Volksmärchens gegangen und haben es, wenn man so sagen darf, moralisirt, zugeschnitten zu einem lehrreichen Erziehungsstoff. Erziehungs- und Moralkunst darf nicht Vorurtheile nähren und Mißtrauen säen; also — verschwand auch die böse Stiefmutter. Ob mit Recht? Ich wage, es zu bezweifeln, und zwar aus rein künstlerischen Gründen.

Volksdichtung wirkt nur, wenn sie bleibt, wie sie ist. Volksdichtung ist niemals ausschließlich für Kinder bestimmt. Das Märchen ist zwar heute zur Kinder-Poesie herabgesunken, in seinem Grundrindern aber wendet es sich doch noch immer an den Erwachsenen. Das Märchen besteht nicht nur aus buntem Zauber-sput, der einen Augenblick vor dem kritischen Geiste des Hörers auf und nieder tanzt; es hat einen tieferen Kern. Diese Elfen und Feen, diese verwunschenen Prinzessinnen und irrenden Königsöhne sind die Träger einer wunderbaren Symbolik. Wer den Grundzügen des echten Volksmärchens nachgeht, findet in ihnen eine Verkörperung menschlicher Leidenschaften, wie sie ebenso edel und wahr nur noch in den großen National-Epen gegeben wird.

Die Figur der bösen Stiefmutter ist aus dem innersten Seelenleben des leidenschaftlich empfindenden Weibes geschöpft. Diese Königin, die ohne Erbarmen das arme Schneewittchen dem Tode überliefert, diese graubare Mutter, die dem Stiefsohn mit dem Rißendekel den Kopf abschlägt, um das Fleisch dann dem Vater als Speise vorzusetzen, sie stehen nur da als die rückwärtslose Verkörperung jener Liebe zum Manne, die nicht theilen will, nicht einmal mit der Erinnerung an eine Todte.

Die moderne Zeit sagt: Es giebt keine bösen Stiefmütter. Sehr richtig! Es giebt so wenig positiv böse Stiefmütter, wie es positiv gute und schlechte Menschen giebt; was sich indessen mit allen Sophistereien und schönen Tiraden nicht fortzulegen läßt, bleibt ein Mißklang zwischen Stiefmutter und Stiefkind. Mag er hier und da verschwunden sein, in neunzig unter hundert Fällen bleibt er doch. Die dichtende Volksseele unserer Urväter hat wohl gemerkt, warum sie die Gestalt der bösen Stiefmutter in ihre Märchen setzte; sie war da in der Psychologie bewandter, als wir. Unsere modernen Stiefmütter lassen ihre Pflöge zwar nicht vom Jäger morden, sie verwandeln sie auch nicht in wilde Schwäne, oder muthen ihnen zu, Erdbeeren unter dem Schnee zu suchen, sie sind in der That nicht „böse“, aber — „Stief bleibt Stief“, wie Valentin zu Grete Winde sagt.

Wer die Criminal-Statistik aufmerksam verfolgt, findet auf diesem Gebiete schlimme Fälle zu Tausenden; wer in seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft Umschau hält, muß sehr bald zugeben, daß die Begriffe Stiefmutter und Unfrieden sehr häufig ein und dasselbe sind. Woran liegt das? Woran liegt es, daß dieselben Frauen, die als Mädchen alle Welt durch ihre Liebeshörigkeit und Herzengüte bezauberten, die auch sonst bei jedem wegen ihrer guten Eigenschaften beliebt und wohlgeleitet sind, mit den Stiefkindern absolut nicht Frieden halten können? Der Name allein ist nicht im Stande, ein sonst liebevolles und gutes Herz urplötzlich hart und kalt zu machen; die Heperereien und Sticheleien der Verwandtschaft der „Ersten“ mögen der Frau ja das Leben schwer, können sie selbst aber nicht urplötzlich „böse“ machen, so „böse“, daß sie ihren Jörn an den Kindern ausläßt. Der Grund muß also tiefer liegen und thut es auch.

Die Stellung der zweiten Frau ist die denkbar schwierigste. Kein Weib theilt gern in der Liebe des Mannes; von ihr aber wird von vornherein verlangt, daß sie theilen soll, wenn auch freilich nur in der Erinnerung an eine Todte. Jedes wirklich liebende Weib will das erste und einzige vollkommene Glück des Geliebten ausmachen; sie aber weiß, daß der Mann dieses Glück schon einmal fand, daß ihr nur die ruhige Wärme des Sommers gehört, wo der erste, der andere, die ganze heiße Leidenschaft des Frühlings entgegenzuleuchten. Sie weiß, daß der Mann eine Vergangenheit hat, an der sie keinen Theil besitzt, und diese Vergangenheit tritt ihr lebendig entgegen in den Kindern, und hier besitzt die Abneigung der Stiefmutter gegen das Stiefkind ihren Ursprung! Sie bafirt eben nur in der menschlichsten aller menschlichen Eigenschaften, der Eifersucht. Die hart empfindende Frau will herrschen, will das Herz des Mannes unumschränkt für sich und ihre Kinder. So ist ihr Leben ein ewiger Kampf, ein Kampf gegen die Vergangenheit und ihre Erinnerungen; so treten ihr die Stiefkinder, die lebenden Träger dieser Erinnerungen, als ihre natürlichen Feinde entgegen. In hohen und in niederen Kreisen tobt dieser Kampf, ob er hier zu Nothheiten und Brutalitäten ausartet, ob er sich dort hinter der Maske kühler Gleichgültigkeit, vielleicht sogar auch hinter conventioneller Liebeshörigkeit versteckt, — vorhanden ist er fast immer. Es ist ein Natur-

kampf, der rein instinctive Kampf des Lebens, das seine Macht behalten will, gegen den Tod.

In einer Berliner Tageszeitung wurde jüngst die Frage aufgeworfen: Warum fürchtet man immer nur die Stiefmutter, warum nicht auch die Adoptiv-Mutter? Steht das Adoptiv-Kind der Frau nicht ferner, als das Kind eines geliebten Mannes? Der Psychologe wird die Frage lächelnd verneinen müssen. Das Adoptiv-Kind steht der Frau bedeutend näher, denn der Gatte tritt ihm ebenso fremd entgegen, wie sie selbst; das Adoptiv-Kind ist nicht der Reiz einer Vergangenheit, an der die Frau keinen Antheil hat. Es kommt der neuen Mutter nicht mit Mißtrauen und Zweifeln entgegen, sieht in ihr nicht jemand, gegen den es das Andenken der eigenen Mutter zu verteidigen hat; es tritt selbst als etwas ganz Neues in den Lebenskreis der Gatten.

Wer die „böse“ Stiefmutter verstehen will, muß in der Seele zu lesen wissen. Es sind nicht immer nur die Kinder, die unter der Disharmonie leiden. Die Frau, die unangenehm gegen die Schatten der Vergangenheit zu kämpfen hat, leidet bei weitem mehr, leidet um so schwerer, als die Vernunft ihr alle Tage von neuem sagen muß, daß dieser Kampf ziemlich überflüssig ist, daß diese Schatten eigentlich nur in ihrer Einbildung bestehen. Herz und Verstand liegen da ewig in Fehde, und es dauert oft sehr sehr lange, bis sie miteinander fertig und wieder einig sind. Die Schilberung der Seelenkämpfe, die hier im Stillen ausgerufen werden, wären wohl eine Aufgabe, würdig der Feder eines großen Dichters.

Rachdruck verboten.

Eine Betrachtung zu dem neuen bürgerlichen Gesetzbuche des deutschen Reiches.

Von Dr. J. Leuthold in Berlin.



uch die deutsche Frauenwelt hat die gewaltige Bedeutung wohl erkannt, die das neue bürgerliche Gesetzbuch, das binnen einigen Jahren in Kraft treten wird, auf unabsehbare Zeit hinaus für ihre Lebens-Interessen und für die ganze Zukunft derjenigen Fragen ausüben muß, die man unter der sogenannten „Frauenfrage“ zusammenzufassen pflegt.

Die Frau, die allmählich immer mehr das Leben in vollem Ernste zu erfassen beginnt, die durch die unerbittliche Noth des Lebens nicht nur, sondern auch durch ein tiefes sittliches Gefühl, durch das Bewußtsein einer idealen Pflicht, an der Erwerbsarbeit der Familie theilzunehmen, auf das Arbeitsfeld getrieben wird und neue Thätigkeitsgebiete zu schaffen sich gezwungen sieht, sie bedarf gerade jetzt des schützenden Armes der Gesetzgebung.

Große und angesehene Frauenvereine hatten zu dem Entwurf Stellung genommen, insbesondere aus dem Familienrecht die reformbedürftigen Punkte herausgegriffen. Vor allem war es das gesetzliche Güter-System, das Anlaß zu einer Kritik gegeben hat. Statt des von dem Gesetz angenommenen Systems der sogenannten Verwaltungsgemeinschaft, das dem Ehemanne die freie und uneingeschränkte Verfügung über das gesammte Vermögen zuspricht, forderte die Frau das System der vollständigen Unabhängigkeit der ehelichen Güter, dessen Grundgedanke dahin geht, daß jeder der Ehegatten, bei getrennter Verwaltung des ihm zustehenden Vermögens, zu den Haushaltungslasten im Verhältnis seines Vermögens beiträgt, während die besondere Verantwortlichkeit des Ehemannes in seiner Eigenschaft als Haupt der Familie bestehen bleibt. Das Gesetz hat durch das große Princip der vollen Geschäftsfähigkeit die Verpflichtungs-Beschränkungen, denen die Frau nach den bestehenden Landesgesetzen zum größten Theil noch unterliegt, aufgehoben und durch die Einführung der Frau in die volle Verantwortlichkeit des Rechtslebens eine bringende sociale Forderung von hervorragendem Werth erfüllt. Aber dieses Princip wird durch das von dem Gesetz gewählte Güter-System wiederum zum großen Theil durchbrochen, da ein solches System es mit sich bringt, daß alle Rechtsgeschäfte der Ehefrau, die sich auf ihr in die Ehe eingebrachtes Gut, also gerade auf ihr Eigentum, beziehen, ungültig sind. Auch einige andere Punkte, z. B. das Verlöbnißrecht, das der treulos verlassenen Braut keinen Entschädigungs-Anspruch zuweist und sich auf Ertrag der gemachten Aufwendungen beschränkt, werden bekämpft. Immerhin wird anerkannt, daß das Gesetz das natürliche Recht der Frau wenigstens theilweise zur Anerkennung gebracht habe, so namentlich auf dem Gebiete der elterlichen Gewalt.

Nach den heutigen Landesgesetzen bedeutet die elterliche Gewalt nichts anderes, als eine väterliche Gewalt. Nach den meisten deutschen landesrechtlichen Codificationen sind die Rechte der elterlichen Gewalt vollkommen in die Hände des Vaters gelegt, und selbst nach dem Tode des Mannes tritt die elterliche Befugniß der Mutter nur in beschränktem Maße in Kraft. Am Erziehungsrechte wird bei Lebzeiten des Vaters der Mutter kein Antheil eingeräumt. Der Vater entscheidet über das Verbleiben des Kindes, über seine Zukunft und, zum großen Theil, auch über seinen Glauben. Dem Vater steht das Recht zu, das Kind aus dem elterlichen Hause in eine Erziehungsanstalt zu geben, ihm einen Beruf zuzuwenden; dem etwaigen Einspruch der Mutter wird keine gesetzliche Bedeutung eingeräumt. Nur Kinder unter vier Jahren darf nach einzelnen Landesrechten, z. B. dem preussischen Recht, der Vater der Aufsicht und Pflege der Mutter ohne deren Zustimmung nicht entziehen. Auch die Befugnisse, die der Mutter nach dem Tode des Vaters zukommen, sind immerhin nur von geringerer praktischer Bedeutung. Am Erziehungsrechte nimmt sie alsdann allerdings in gewissem Maße theil, aber auch hierin wird ihre Selbständigkeit eingeschränkt durch den obrigkeitlich bestellten Vormund, dem die Erziehungspflicht, wie die ganze Sorge für das Vermögen des Kindes anvertraut wird. Nur in den Fällen, wo die Mutter selbst zum Vormund berufen wird, tritt sie ganz oder zum Theil in die Befugnisse ein, die ihrem Ehemanne bei Lebzeiten unbezweckt zustanden. Auch das Recht der Nupniehung an dem Vermögen des Kindes, das bei Lebzeiten des Vaters von diesem ausnahmslos ausgeübt wird, geht nach seinem Ableben nicht ohne weiteres auf die Mutter über, vielmehr hängt es in erster Linie davon ab, in welchem ehelichen Güterrecht die Ehegatten gelebt haben.

Das französische Recht hat zuerst die rechtliche Gleichstellung der überlebenden Mutter mit dem überlebenden Vater durchgeführt und damit den Begriff einer mütterlichen Gewalt in das Rechtsleben eingeführt. Nach dem *code civil*, dem französischen bürgerlichen Gesetzbuch, ist das Kind bei Lebzeiten beider Eltern einer gemeinsamen elterlichen Gewalt unterworfen, deren einzelne Befugnisse unter beide Ehegatten in einer naturgemäßen und den Bedürfnissen des praktischen Lebens entsprechenden Weise geordnet sind. Nach dem Tode eines der Ehegatten wird der überlebende Theil, nach dem Tode des Ehemannes also die Frau, von Rechtswegen Vormund über die Kinder und erhält das Erziehungsrecht, das Recht der Vermögens-Verwaltung, der Nupniehung am Vermögen dieser. Nur steht es dem Vater frei, wo es ihm notwendig erscheint, leghwillig der Mutter einen Rathgeber beizubringen; wie es auch der Mutter, die sich nicht fähig zur Führung der Vormundschaft hält, unbenommen ist, das Erziehungs- und Verwaltungssamt abzulehnen.

Den Grundsätzen des französischen Rechts hat sich auch das bürgerliche Gesetzbuch, im Gegensatz zu den bestehenden landesgesetzlichen Bestimmungen, angeschlossen. Der Mutter ist grundsätzlich dasselbe Recht eingeräumt, wie dem Vater. So lange der Vater lebt, muß allerdings auch hier das Recht der Mutter vor dem Uebergewicht des Vaters zurücktreten. Nach dem Tode des Vaters aber ist es die Mutter, die an die Stelle des Vaters tritt und die von ihm bisher ausgeübte elterliche Schuttpflicht in vollem Umfange übernimmt. Der dieser Neuerung zu Grunde liegende Gedanke hatte schon in der ersten Lesung des Gesetz-Entwurfs im Deutschen Reichstage dahin geführt, der Mutter auch bei Lebzeiten des Vaters die Ausübung der elterlichen Gewalt zu übertragen, wenn der Vater wegen Geschäftsunfähigkeit oder thatächlicher Behinderung die Gewalt nicht ausüben kann. Im Falle der Entmündigung des Vaters wegen Verschwendung oder Trunksucht sollte indessen, mit Rücksicht auf das unter den Ehegatten bestehende Verhältnis, regelmäßig ein Vormund eintreten. Später ist man insofern noch weiter zu Gunsten der Mutter gegangen, als ihr auch in dem letzteren Fall auf ihren Antrag nach Auflösung der Ehe die elterliche Gewalt, und zwar einschließend des Nießbrauchs an dem Kindesvermögen, von dem Vormundschaftsgericht eingeräumt werden soll, wenn der Grund, weshalb die Gewalt des Vaters ruht, voraussichtlich ein nicht bloß vorübergehender, sondern ein dauernder ist.

Allerdings ist die große Neuerung zu Gunsten der Mutter nicht unbedingt und ohne Vorbehalt eingeführt. Vielmehr soll ihr in denjenigen Fällen, in denen die Zukunft des Kindes oder die Sicherheit seines Vermögens es erfordert, durch das vormundschaftliche Gericht ein Bestand beigeordnet werden, und zwar insbesondere dann, wenn der Vater eine Anordnung auf Bestellung eines Beiraths leghwillig getroffen hat, oder wenn die Mutter es selbst beantragt, oder das Vormundschaftsgericht wegen des Umfangs oder der Schwierigkeit der Verwaltung es für erforderlich erachtet.

Mit dieser Neueinführung ist, wenn auch keine vollkommene Gleichstellung der Mutter mit dem Vater, so doch der haus-frauliche und mütterliche Beruf der Ehefrau zur vollen und natürlichen Gestaltung gebracht. Von vielen Seiten hat man gegen diese Neuerungen den Einwand erhoben, daß den Frauen, namentlich aus den höheren Ständen, die notwendige Einsicht und Erfahrung fehle zur Uebernahme der ihnen fremden, oft schwierigen Geschäfte der Vermögens-Verwaltung; daß sie ferner der notwendigen Autorität zur Uebernahme der väterlichen Gewalt zum größten Theil ermangeln, daß sie endlich ihrem natürlichen Beruf dadurch entfremdet werden. Die Motive des Entwurfs selbst weisen aber darauf hin, wie es nicht eigentlich fremde Geschäfte sind, deren Besorgung der Mutter hier übertragen werden sollen, sondern es sich gerade um die Angelegenheiten ihrer nächsten Angehörigen, ihrer Kinder, handelt; daß es ferner nicht ein öffentliches Amt ist, durch das der Mutter fremde Geschäfte von außen überwiesen werden, vielmehr wesentlich doch nur eine Erweiterung ihrer familien-rechtlichen Stellung auf dem Spiel steht und eine vollere Gestaltung ihres hausfraulichen und mütterlichen Berufes. Die Mutter soll nicht aus ihrem natürlichen Beruf herausgehoben, im Gegentheil nur von Schranken befreit werden, die sie bisher in der Erfüllung des ihr eigenen Berufes beengten.

Dem Gesetz liegt also nichts ferner, als der Gedanke der sogenannten Emancipation der Frauen. Es geht lediglich von der Erwägung aus, daß das Mißtrauen, das frühere Jahrhunderte in die Fähigkeit der Frau zu einer vollen Erfüllung ihres elterlichen Berufes setzten und, bei der Unsicherheit der Zustände, der Schwierigkeit der Rechtsverfolgung, vielfach setzen mußten, nach den Verhältnissen der Gegenwart nicht mehr berechtigt ist. Insofern bildet dieser Theil des neuen „Frauen-rechts“ einen würdigen Denkstein im dem großen Gebäude des bürgerlichen Gesetzbuches.

Rachdruck verboten.

Die Apfelschälerin.

Zu dem Bilde von E. Feiertag in Wien. — Siehe Seite 141.

Das war eine harte Geduldsprobe für Marie und Gretchen! Viele, viele Wochen lang haben sie es nun mit ansehen müssen, wie ihr Freund, der alte Apfelbaum draußen im Hofe, seine hübschen glänzenden Äpfel im Winde wiegte, und immer, wenn sie Mütterchen fragten: „Pfläuden wir nun heut?“ hatte es geheißen: „Nein, noch nicht, wartet nur!“

Und nun endlich war der große Tag doch gekommen! Heute in aller Frühe hat Vater die Leiter angelegt und ist in die grünen Wipfel emporgestiegen. Das war eine Arbeit, die Aeste ihrer saftigen blintenden Blätter zu entleiden und dann die schweren Körbe zu Mütterchen in die Speisekammer zu tragen! Marie und Gretchen haben fleißig geholfen, darum sollen sie auch ihren Lohn haben. Die Mutter hat sich gleich daran gemacht, Äpfel zu schälen, und Marie und Gretchen schauen zu. Marie ist schon eine ganz kleine Hausfrau. Sorgfältig prüfend sucht sie die Äpfel aus dem Korbe hervor, um Mütterchen nur ja die schönsten und besten hinaufzureichen. Gretchen ist nicht so praktisch. Träumert sie sich auf die Nachlese, die sie eben im Schürzchen hereingebracht hat. Vielleicht steht vor ihrem Wis schon jener Tag, an dem die Äpfel wieder in grünen Zweigen blintend werden, in den dufenden, tergendurchleuchteten Zweigen des Weihnachtsbaums.

D. G.





E. Juncker.

Nach einer Photographie von Roetscher & Petzsch, Hof-Photographen, Berlin.

Als vor wenigen Wochen die Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden der Gattin des Geh. Justiz- und Kammer-Gerichtsraths Schmieden, Frau Elise Schmieden, durch die Zeitungen ging, da trauerten nicht nur die Nahen und Nächsten, nein, eine große Gemeinde beklagte mit ihnen den allzu frühen Tod einer geistvollen Frau, der in weiten Kreisen geschätzten Schriftstellerin E. Juncker.

Auch dem Leserkreis unseres Blattes ist sie keine Fremde, — noch Heft 18 des XXII. Jahrganges enthält mit der Novelle „Zukunft-Aktien“ einen ihrer lebenswichtigsten Beiträge, — jedoch wir eine schmerzliche Dankeschuld erfüllen, wenn wir der Verbliebenen an dieser Stelle in Wort und Bild gedenken.

E. Juncker wurde am 6. November 1841 als Tochter des Dr. med. Karl Robert und seiner Frau Emilie, geb. Juncker, zu Berlin geboren. Auf dem väterlichen Gute Neu-Placht in der Uckermark nahm das begabte Kind eine Fülle von Eindrücken aus dem Landleben in sich auf, die in späteren Werken mit bewunderungswürdiger Treue wiedergegeben wurden. Mit neunzehn Jahren vermählte sich Elise Robert mit dem Gerichts-Assessor Hermann Schmieden, dem sie nach Schlessen

und Posen folgte, bis die Familie 1876 nach Berlin zurückkehrte. Glücklich als Gattin und Mutter zweier Söhne, verehrt und geliebt von allen, die das Glück hatten, ihr liebenswürdiges, echt weibliches Walten in Haus und Gesellschaft zu beobachten, voller Enthusiasmus für Kunst und Wissenschaft, — so war Frau Elise, als ein jäher Schicksalsschlag, der Tod ihres zweiten Sohnes, ihrem Herzen bittere Schmerzen schuf und die Schriftstellerin in ihr weckte. Einen Act pietätvoller Dankbarkeit gegen ihren verehrten Lehrer und Prediger Sydow stellt ihr Erstlingswerk „Lebensrathsel“ dar. In rascher Folge erschienen dann neben verschiedenen Novellen-Sammlungen, die Romane „Schleier der Raja“, „Höhere Harmonie“, „Werner Elze“, „Götterlose Zeiten“, „Frühlingsfürne“ und das preisgedrungene Werk „Im Schatten des Todes“. In all diesen Werken findet sich Wahrheit und Dichtung wunderbar verflochten; immer ist es ein äußerer Vorgang, oder eine ihr nahe getretene Persönlichkeit, die, oft erst nach Jahren, sich zum Roman verdichten. Ein neues, größeres Werk war nahezu vollendet, als E. Juncker am 8. August 1896 nach kurzem Krankentage an ihrem reichsegneten Leben scheidet. E. Sch.

Aus der Gesellschaft.

Verthesgaden kann an landschaftlicher Schönheit mit den herrlichsten Thälern der Schweiz und der Pyrenäen wetteifern. Demnach könnte man es mit Luzern vergleichen, nur hat es einen lieblicheren Charakter, als das berühmte Thal der Pyrenäen, zu dem jährlich Tausende Wallfahrten, geht doch der Weg über Lourdes. — Zwar führt Verthesgaden den Namen „Lust-Kurort“, aber bisher ist es von den mit dieser Benennung verbundenen Vor- oder Nachtheilen verschont geblieben. Die Bewohner der zahlreichen, reizenden Villen, die auf allen Bergen gespreut liegen, leben für sich und die herrliche Natur, und der einzige Sammelplatz, der sie zusammenführt, ist der Platz vor der Schlosskirche am Sonntagmorgen. Da bewegen sich mitten unter den malerischen Volkstrachten der Verthesgadener schlanke Gestalten in eleganten Toiletten. Wien, Paris, Berlin sind da vertreten und oft in ihrer vornehmsten und annehmlichsten Verkörperung. Unter den Hoheiten, die sich hier jährlich in eigenem Besatz niederlassen, ist vor allen die hochbegabte Prinzessin Marie von Meiningen zu nennen, ferner Erbprinz und Erbprinzessin von Anhalt, Prinz und Prinzessin Carl von Baden. In dem sogenannten „Schoen-Haus“, dem echten Verthesgadener Bauernhaus mit seinem gemalten Muttergottesbilde, den kleinen, mit Blumentöpfen gezierten Fenstern, haust, — ein pilanter Contrast! — die reizende Frau von Schoen, die Quintessenz französischer Grazie und Eleganz, mit ihrem Gemahl, — ehemaligem Hofschatzrath in Paris, jetzt Hofmarschall des Prinzen von Coburg, — der sich von den Strapazen seiner diplomatischen Laufbahn erholt, indem er in landschaftlicher Tracht die schwierigsten Berg-Touren unternimmt.

Villa Waldheim ist vorübergehend der Wohnsitz, den sich die kunstsinnige Fürstin Gabriele Wrede, die Gemahlin des bisherigen österreichischen Gesandten am bayerischen Hofe, erkoren hat. Die hohe

Dame, welche selbst eine herrliche Stimme besitzt, versammelt dort, was Verthesgaden an musikalischen Elementen zu bieten vermag. Mit reizender Liebendwürdigkeit organisiert, oder vielmehr improvisirt sie Matineen, um deren Programm sie manches Konzert einer Großstadt beneiden könnte. Die „Diva“ dieses kunstfüllen Kreises ist die Gemahlin des Prinzen Heinrich von Hessen, Baronin Dornberg, deren schöner, jugendlicher Sopran ungemein harmonisch mit dem Mezzo der Fürstin klingt.

Die königliche Villa mit ihrem herrlichen Blick auf den Wajmann wird nur selten von Mitgliedern aus dem bayerischen Königshause besucht; für diesen Sommer ist ein Flügel derselben von Graf und Gräfin zu Gastell mit ihrer Familie bewohnt.

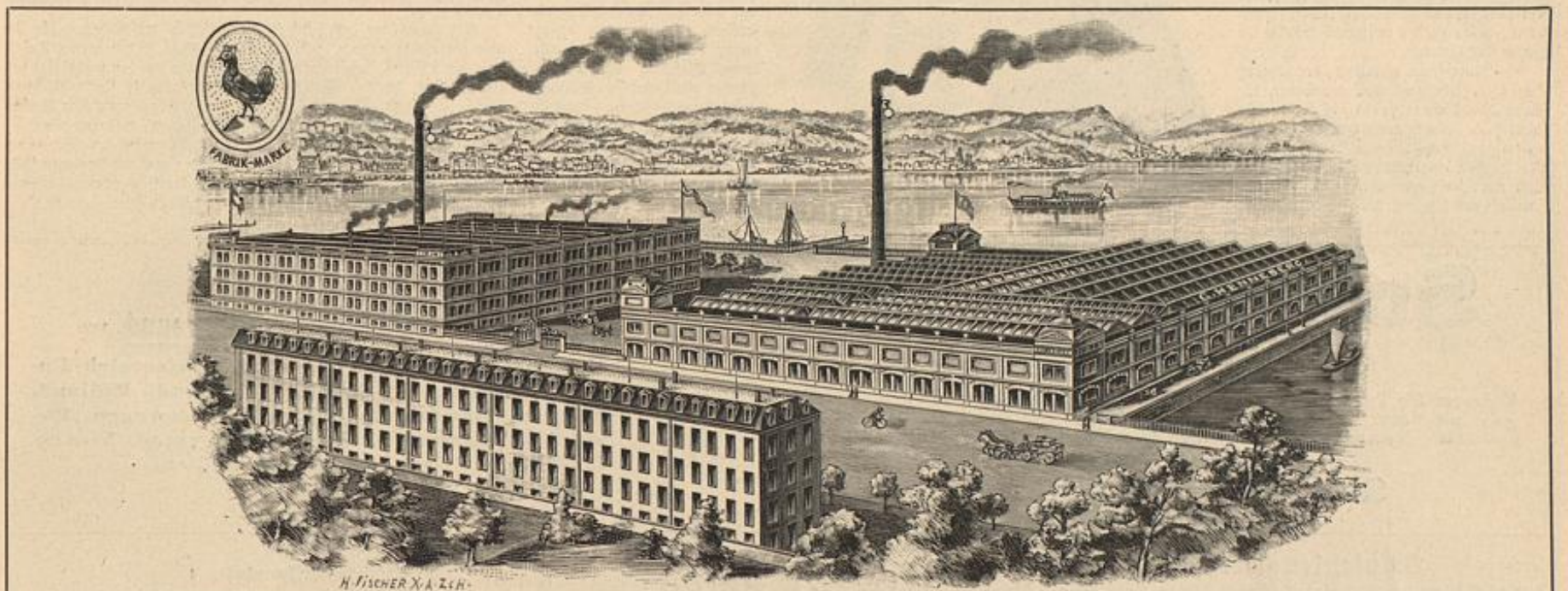
Rauch klingender Name, aus dem Gothaischen genealogischen Hofkalender sowohl, wie aus der Aristokratie des Geistes, wäre noch anzuführen; so besitzt auch der unieren Künstlerin als Maler und Dichter wohlbekannte August von Heiden, ferner Richard Hof ein dauerndes Sommer-Asyl in der grünen, idyllischen Einsamkeit des Verthesgadener Ländchens. U. R.

Aus der Stauerwelt

Herborn. — In dritter Auflage versendet der Evangelische Diakonie-Verein ein Versehen, das allen, die sich für diese Art der weiblichen Krankenpflege interessieren, jeden gewünschten Aufschluss über dieselbe geben kann. („Der Evangelische Diakonie-Verein.“ Von Dr. Friedrich Zimmer. Verlag des Gv. D. R. zu Herborn, Bez. Wiesbaden.) Aus dem reichen Inhalt des Heftchens heben wir als besonders erfreulich hervor, daß der erst seit 2¹/₄ Jahren bestehende Verein heute schon 250 freie Diakonie-Pflegefrauen zählt.

London. — Bei einer Universitäts-Feier erschien jüngst auch die Prinzessin von Wales in der Amtstracht eines weiblichen Doctors. Ihre königl. Hoheit hatte die Rede eines Ehren-Doctors der royal academy of Music in London, die nebst dem dazu gehörigen Titel ihren bedeutenden musikalischen Leistungen bereits vor längerer Frist zuerkannt wurde, angelegt.

Yeddo. — Von der geistreichen, abendländischen Einflüssen sehr zugänglichen regierenden Kaiserin Harunko von Japan weiß man, daß sie sich seit zwei Jahren fast nur noch in europäischer Tracht bewegt. Ihre Hofdamen folgen diesem Beispiel. Auch das Leben der Kaiserin ähnelt ganz demjenigen unserer europäischen Regentinnen. Den Vormittag verbringt die Monarchin mit Lesen, Schreiben, Reitübungen, Diciten von Briefen und Ertheilung von Audienzen. Am Nachmittag besucht sie Schulen, Hospitäler, Wajare und andere wohlthätige Institute. Von dem üblichen Nüziggange orientalischer Frauen ist in dem Leben der hochbegabten Herrscherin der Japaner nichts zu bemerken.



G. Henneberg's Seiden-Fabriken, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Mäherchen schwarzen Seidenstoff, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide zerfällt sofort zusammen, verbleibt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter, wenn sehr mit Harzhof erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Regen nur echten Seide nicht krümmt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. — Die **Seiden-Fabriken** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hofl.) **Zürich** senden gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefern einzelne Raben und ganze Stücke porto- und steuerfrei ins Haus.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Mit der Rückansicht des Cape von Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1196, bringt die Darstellung eine der charakteristischsten Formen winterlicher Hüllen zur Anschauung: die weit ausfallende Pelzlinie mit hohem, geschweiftem Sturt-Kragen. Besonders reich wirkt das Modell durch die Ausföhrung in schwerem schwarzen Atlas mit Aufklagen aus tiefschwarzem Tuch, die, mit diesen selbener Furbelnähten aufgesteppt, sich als Rand-Bordüre und Plein über die glänzende Fläche breiten; discreet verstreute Schmelzperlen heben das ausdrucksvolle Muster. Die dichte Fiederföhrung zur Einfassung des Kragens setzt sich längs des vorderen Randes fort; auf dem wattierten Atlasfutter sind am inneren Rande zierliche Täschchen angebracht, als Unterschlupf für die Hände.



Cape mit Aufklagen. Rückansicht zu Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1196.

Wien. — Die Eröffnung der neuen Rennbahn zu Rottingbrunn bei Wien, welche der österreichische Jockey-Club geschaffen, war das bedeutendste gesellschaftliche Ereigniß der Sommer-Saison. Aus Wien sowohl wie aus den umliegenden Sommerfröhen, besonders aber aus den unmittelbar benachbarten Cur-Orten Baden und Böcklau war ein hochgelegantes Publicum herbeigeföhrt und bot die am Turf gewohnte, großartige Toiletten-Schau. Als das interessanteste erschienen natürlich jene Kostüme, die als Vorläufer des neuen Herbst-Genres betrachtet werden konnten: ihr Hauptmerkmal war eine fast gesuchte Einfachheit. Am meisten fiel eine Toilette aus weichem Wolstoff auf, deren originelle Jade über der Brust glatt schloß, nach unten in zwei gelegte Doppelfalten ansprang und rückwärts mit einem Gürtel anliegend gemacht wurde. Durchbrochene und ciselirte Perlmutterknöpfe vermittelten den Schluß der Jade oberhalb der linken Brustfalte; rosa Atlas fütterte dieselbe und war als Unterbluse zwischen den offenhängenden Falten sichtbar; dazu große Perlmutter-schnalle als Gürtelschluß und ganz glatter Stehtragen. Den grauen Hut garnirten breites cyclamenrothes Atlasband, violette Levkoyen und ein großer Busch langer, weicher Paradiesvogel-Federn. — Dieselbe rückwärts anliegende Jadenform mit Gürtel sah man an einer weiß und hochroth gestreiften Toilette, über deren Revers sich noch Doppelfalten von hochrother Seide legten, beide mit schmalen, altgoldfarbigen Brocat-Lipen besetzt; rother Gürtel mit Schnalle, weißes Plastron. Das schwarze Hütchen mit hochrother Garnitur und der rothe Schirm zeigten die lebhaft erwachte Vorliebe für diese eclatante Farbe und zugleich die neuerdings beliebte Art, anstatt der zahllosen Mischfarben wieder nur eine Farbe in der



Loque-Hütchen. Vorderansicht zum Titelbilde des heutigen Festes. Kostüm-Zäckchen.

spitzen Basse mit flotten Revers anschließt. Dem tailormade-Charakter entspricht der schlichte Umlegetragen, der nach dem Ueberhandnehmen von Rüschen- und Hals-Garnituren geradezu wohlthuend wirkt. Dike Kurbelreihen aus gelber Cordonné-Seide bilden, neben großen Perlmutterknöpfen die aparte Ausföhrung. L. G.

— Immer ein exclusives, der höheren Eleganz vorbehaltenes Toiletten-Genre, erscheint das Mantelkleid auf der herbölichen Promenade in neuer Variation. Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1197, zeigt die Vorderansicht eines Mantels aus englischem Tuch mit losen Seitentheilen und Watteau-Falte. Eine schmale, hinten ausgerundete



Mantelkleid mit Watteau-Falte. Kleid mit Tunica-Garnitur. Gegenansichten zum farbigen Modenbilde, Pl. 1197.

Waffe nimmt den eingereichten Vordertheil, den glatten Rücken wie die Watteau-Falte auf; der breite Gürtel aus Seidenband tritt unter Seitentheil und Rückenfalte und schließt seitlich mit voller Schleiße. Ist auch der weite Keulenärmel geblieben, so erscheint er doch neu und apart durch die Faltengebung an der Äugel und die breite Manschette. Ein Serpentine-Kragen umschleßt den Hals. Zierliche Börtchen in Kurbelreihen beleben das Ganze, das die kleine Sammet-Loque mit wehendem, grün schillerndem Paradies-Reißer silberrecht vervollständigt. — Die ergänzende Ansicht der ersten Figur des farbigen Bildes zeigt das vordere Arrangement der wirksamen Zusammenstellung von gefreierter Wolle und glattem Sammet. Als bedenklicher Vorbote kommen der Ereignisse auf dem Gebiete der Mode ist vielleicht die tunica-artige Garnitur des Sommer wohl zu beachten. Die von Seidenschnur begrenzten Sammetpuffen wiederholen sich auf der Taille, ein kurzes Jäckchen markirend; die Taille selbst zeigt die Blusenform, durch eine schmale Weste aus plissirter Seide bereichert. Auch der kurze Puffärmel gestaltet sich eigenartig, indem seine untere Hälfte eine Sammetspange abbildet; ein Volant vom Stoff des Kleides fällt auf die Hand.

— Die Eröffnung der neuen Rennbahn zu Rottingbrunn bei Wien, welche der österreichische Jockey-Club geschaffen, war das bedeutendste gesellschaftliche Ereigniß der Sommer-Saison. Aus Wien sowohl wie aus den umliegenden Sommerfröhen, besonders aber aus den unmittelbar benachbarten Cur-Orten Baden und Böcklau war ein hochgelegantes Publicum herbeigeföhrt und bot die am Turf gewohnte, großartige Toiletten-Schau. Als das interessanteste erschienen natürlich jene Kostüme, die als Vorläufer des neuen Herbst-Genres betrachtet werden konnten: ihr Hauptmerkmal war eine fast gesuchte Einfachheit. Am meisten fiel eine Toilette aus weichem Wolstoff auf, deren originelle Jade über der Brust glatt schloß, nach unten in zwei gelegte Doppelfalten ansprang und rückwärts mit einem Gürtel anliegend gemacht wurde. Durchbrochene und ciselirte Perlmutterknöpfe vermittelten den Schluß der Jade oberhalb der linken Brustfalte; rosa Atlas fütterte dieselbe und war als Unterbluse zwischen den offenhängenden Falten sichtbar; dazu große Perlmutter-schnalle als Gürtelschluß und ganz glatter Stehtragen. Den grauen Hut garnirten breites cyclamenrothes Atlasband, violette Levkoyen und ein großer Busch langer, weicher Paradiesvogel-Federn. — Dieselbe rückwärts anliegende Jadenform mit Gürtel sah man an einer weiß und hochroth gestreiften Toilette, über deren Revers sich noch Doppelfalten von hochrother Seide legten, beide mit schmalen, altgoldfarbigen Brocat-Lipen besetzt; rother Gürtel mit Schnalle, weißes Plastron. Das schwarze Hütchen mit hochrother Garnitur und der rothe Schirm zeigten die lebhaft erwachte Vorliebe für diese eclatante Farbe und zugleich die neuerdings beliebte Art, anstatt der zahllosen Mischfarben wieder nur eine Farbe in der

Garnitur vorherrschen zu lassen. — Das Streben nach Einfachheit äußerte sich noch lebhafter in einer Union-grauen Toilette mit glatter, untertretender Taille, die sich über einem Brusttheil von schmalen Spitzen-Volants öffnete; mittelfö eines flachen, durch Spangen gehobenen Stoffgürtels schien dieselbe mit dem in tiefe, oben eingesteppte Falten gelegten Rock verbunden, wodurch das Kostüm einen durchaus mantelartigen Eindruck machte. — Eine überaus picante Neuheit bewunderte man an einer ganz in Weiß mit Schwarz gehaltenen Alpaca-Toi-



Toiletten von der Rennbahn in Rottingbrunn.

lette: die sehr kurzen Kermelpuffen waren durch entsprechend lange, anliegende Kermeltheile aus schwarzem Glacé-Leder ergänzt, die am Handgelenk schwarze Spitzen garnirten und weiße Handschuhe mit schwarzer Steppnaht vervollständigten; die Föhrung-Garnitur der breitgestreuten Taille bildeten Rüschen-Puffen und Atlasband. Schwarze Loque-Hütchen; schwarzer Schleier mit weißen Chenille-Punkten. — Auffallend war, neben sehr reichen Hals-Garnituren, das vollständige Fehlen derselben an den neuesten Modellen. R. Br.

Bezugsquellen: Cape: F. Schröder, O. Jerusalemstr. 29. — Loque-Hut: H. Kanasse, W. Friedr. 79 a.

Literarisches

Brandmalerei-Vorlagen. Heft IV-VI. Verlag von G. H. Roll, Halle a. S. Preis des Heftes 6 Mk., einzelne Blätter 75 Pf., einzelne Pausen 50 Pf.

Der Inhalt der drei Hefte ist ein durchaus verschiedener, der sich aber gegenseitig ergänzt. Auf den sechs, je 49 zu 36 cm großen Tafeln von Heft IV sind, außer Alphabeten, Spröchen und den mannigfachen Ornamenten, Wein-, Hofen- und Eichenranken in klaren kräftigen Linien dargestellt. Heft V bietet auf der gleichen Anzahl von Platten Jagd- und Thierstücke, Blumen und Stillleben, während Heft VI Landschaften, Burgen und Seesüde enthält. Mit Hilfe der beiliegenden Pausen wird das Arbeiten bedeutend erleichtert, und die Vorlagen selbst bleiben tadellos. Bemert sei auch, daß durch den Verlag sowohl Brand-Apparate, wie allerlei Holzgegenstände zu beziehen sind. E. F.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfgs. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**

— Direkter Verkauf an Private. —

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Empfehlenswerthe Hôtels.

Baden-Baden: Holland Hotel, I. Rang. Großer Park. Verjemen-Ausgang.
Baden-Baden: Englischer Hof. Eleg. Lage, größt. Comfort u. mäß. Preise. Electr. Beleucht.
Baden-Baden: Hotel Victoria, I. Rang. Pracht. geleg. u. eingerichtet. Mäß. Preise.
Dresden: Hotel vier Jahreszeiten. Renommirtes Familien- und Touristen-Haus.
Ess: Hotel Darmstädter Hof, I. R. in pracht. Lage am Ring. d. Kurparkens. Omnibus a. D.
Ess: Bad: Prinz Wales und Römerbad I. Rang. Bäder. Lift.
Kurhaus Bad Königsbrunn (Sächs. Schweiz). Prospekte gratis d. Dr. Fußer.
Schwaburg: I. Thür.: „Weißer Thier“. Hotel, Kurh. u. Bill. Fluss Schwimmb. Forellenz.
Territet am Genfersee, Hotel Mont-Fleuri: 600 m ü. d. Meer. eines der reizendst. geleg. Hotel-Pension am Genfersee, das ganze Jahr offen. Schöne schw. Anlag. Spaziergänge i. d. nah. Wald, mit pracht. Aussicht a. d. See u. die Alpen. Mäßige Preise.
Toblach (Tirol): Hotel Toblach, 1224 Meter. Pension von 6 Mark an.

G. E. Höfgen

Dresden-N., Königsbrückerstr. 56
Fabrik für Kinderwagen, Kranken-Fahrstühle, Netzboettstellen u. s. w.

Kinderwagen
mit und ohne Gummibekleidg., das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise v. 12-120 Mk.

Bettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Größen. Sicherste Lagerstätte, besonders f. kleinere Kinder. Preise v. 12-60 Mk. Illustriertes Preisbuch frei. Export. Detail.

Station: **Naturheilanstalt** Im bad. **GLÖTTERBAD** Schwarz-wald.
Freiburg und Deenzlingen.

Dirig. Arzt: Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.
Prospekte frei durch die Badverwaltung.



Sommer-Sprossen
werden schnell und dauernd entfernt durch eine nach alten Rezepten hergestellte unschädliche Composition, welche auch zur Behebung und Beseitigung des Teints beiträgt. Das Mittel ist einfach in der Anwendung. Preis complet in 2 Theilen Mk. 2,75 franco vr. Nachnahme.
Löwen-Apothek, Schwerin i. Meckl.

Dieses preisgekrönte Corset No. 700 kostet nur Stück ab Fabrik, gegen Nachnahme A B C D E F G H J K
3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16
In jedem Stoff, Qualität, Farbe, Einlage. Preisliste über hygienische Corsets für Säugende, starke u. magere Figuren, Reize, Sport, Haus, an jede Dame.
Corset-Manufactur
Esenwein, Stuttgart.

Optima mit **Nähmaschine**
Patent-Spulenachsen und Fadenhülsen.
D. R. P. No. 71655. Abspulen des Garns auf die Schiffchenpule fällt fort. Zu haben in allen grösseren Nähmaschinen-Handlungen; wenn nicht erhältlich, wenn man sich direkt an die **Fabrik Tittel & Nies in Saalfeld (Saale),** 1863.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 19, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M. Berlin und Wien, 1. October 1896. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Fenella.

Novelle von A. Noël
in Wien.

Vor einem Garten-
thor mit goldenen Lö-
wenköpfen stand an ei-
nem heißen Juni-Nach-
mittag ein eleganter
junger Mann in hellem
Sommeranzug und
trocknete sich die Stirn,
ehe er Anstalten machte,
die Klingel zu ziehen.
Zugleich sah er sich
überall um, wie man
es in fremder Umgebung
thut, um deren Bild
in sich aufzunehmen.

Die hochgelegene
Willen-Straße lag ein-
sam in sonniger Nach-
mittagruhe da. Rechts
und links dehnte sich die
Gartenmauer weit aus;
sie ließ einen großen
Garten vermuten.



Prinzessin Helene von Montenegro.
Nach einer Photographie des k. u. k. Hof-Ateliers Adèle, Wien.



Kronprinz Victor Emanuel von Italien.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Siehe Seite 152.

Hinter dem Gitter
prangte üppiges Grün,
und ein starker Jasmin-
Duft drang heraus.
Man sah einen Kies-
weg, der aber nicht ge-
rade lief, sondern sich
krümmte und keinen
Ausblick auf das Wohn-
haus gestattete. Eine
Allee führte dicht an
der Mauer entlang. Der
Besucher entnahm sei-
nem Portefeuille eine
Visitenkarte, die den
Namen „Doctor Robert
Vogt“ trug, und griff
eben nach dem Gloden-
zug, als sich etwas
hinter der Mauer regte.
Eine junge Dame in
einem rothen Kleid ging
innen vorüber. Sie hob
den Kopf und blieb
stehen, ihn un schlüssig
und neugierig an-
schauend. Auch Robert
sah sie erstaunt an.
Niemand hatte ihm ge-



October-Abend in der Schwalm.
Nach dem Bilde von G. R. von Volkmann in Karlsruhe. — Siehe Seite 152.

sagt, daß die Meerholz' mehr als eine Tochter hätten, und doch mußte dies Agathe's Schwester sein. Die Ähnlichkeit ließ es wenigstens vermuthen. Das Mädchen hier war aber eine viel auffallendere Erscheinung, als die andere, der sie glich: Die Figur knapp mittelgroß, zugleich üppig und schmiegsam. Das Gesicht blendend weiß, mit dunkeln Gluthaugen darin, Augen, die geschaffen schienen, um die Sprache der Liebe auszudrücken. Dabei aber hatten sie einen eigenthümlich schrägen, scheuen Blick. Wenn Robert noch nicht gewußt hätte, was man mal' oebio nennt, hier hätte er es lernen können. Ueber diesen finstern Augen wölbten sich drohende dunkle Brauen, die in der Mitte der Stirn zusammenliefen. Tiefes schwarzes, glanzloses rauhes Haar theilte sich über der Stirn in zwei prachtvolle, hochwellige Scheitel und thürmte sich dann am Hinterkopf Turban-ähnlich auf.

So sonderbar kam ihm das Mädchen vor, daß er zu grüßen vergaß. Er fragte nur: „Ist das die Villa Meerholz?“ Sie sah ihn starr an, deutete hierauf mit der Hand nach dem Inneren des Gartens und sagte: „Dort!“ mit einer tiefen, dumpfen Stimme, die ihn fast erschreckte.

Er reichte ihr seine Karte durch das Gitter und fragte weiter: „Ist Frau Meerholz zu sprechen?“

Diesmal antwortete sie gar nichts; sie warf bloß einen Blick auf seine Karte, um sie nachher mit einem leichten Mundverziehen in die Tasche zu stecken. Dann schob sie den Kiesel von dem kleinen, in dem großen Gitterthor angebrachten Pförtchen zurück und ließ ihn eintreten, aber in brücker Weise, ganz ohne die Verbindlichkeit der jungen Dame aus gutem Hause. Dies verstärkte den Eindruck des Abnormen in ihrem Wesen. Mit zugleich geschmeidigen und heftigen Bewegungen, an die eines jungen Panthers erinnernd, eilte sie dem jungen Mann auf dem Kiesweg voran, der sich in einer Rundung gegen das Haus hinzog. „Ein Prachtgeschöpf!“ dachte Robert, während er ihr folgte. Aber irgend etwas mußte mit ihr nicht in Ordnung sein. Eine civilisirte höhere Tochter mit „Manieren“ war das nicht. Sie kam ihm vor wie eine Erwachsene im Naturzustand, ohne jeden Schliff oder Drill. Nach ein paar Sprüngen blieb sie stehen, ließ ihn herankommen und sah ihn an, mit unheimlicher Angelegentlichkeit, schier durch und durch. Und als er ihr nun halb aus Verlegenheit zulächelte, spiegelte sich dieses leere Gesellschaftslächeln auf ihrem Gesicht nicht wieder. . . . Dieses behielt vielmehr seinen Ernst, der an den verächtlichen Ernst gefangener wilder Thiere erinnerte.

„Ich irre wohl nicht, wenn ich Sie als Fräulein Meerholz begrüße?“ forschte Robert.

Sie blickte ihn, während er sprach, eigenthümlich an. Es zeigte sich nun doch ein Lächeln auf ihrem Gesicht, ein Lächeln, das zwei Reihen spitziger weißer Zähne entblöhte, aber nicht sonnenhaft aufging, wie sonst das Lächeln auf hübschen Mädchengesichtern.

„O, ich! Ich!“ sagte sie mit einer Handbewegung, die er nicht recht zu deuten verstand. Dann ein paar schnellere Sprünge, daß sie ihm fast entkam, bis sie an einer Biegung, bei einem Gebüsch, stehen blieb. Schräg vor ihm lag jetzt die Villa, ein einfaches, niederes Haus mit zwei kleinen Stodwerk-Aussägen rechts und links und offener, weinumpförmiger Veranda. Davor ein Blumen-Parterre, mit Springbrunnen in der Mitte, und hier zur Seite vor dem Gebüsch, das ihm bisher den Ausblick verdeckt hatte, ein kleines eingeschnittenes Rondreau. In niederen Korbstühlen saßen da zwei Damen, beschattet von einem großen japanischen Schirm. Wie um ihn anzumelden, rief Roberts Führerin mit ihrer rauhen Kehlstimme laut: „Mama!“ Aber das war unnötig. Die beiden Damen hatten den Besuch schon erblickt und erhoben sich; Frau Meerholz mit einem wohlgezogenen Freudenlaut, Fräulein Agathe mit einem stillen, freundlichen Lächeln.

„Ah! Herr Doctor Vogt! Willkommen!“ rief Frau Meerholz, ihm die Hand entgegenstreckend. Sie war eine noch jugendlich aussehende, schlanke Dame mit hellbraunem Haar und behenden Bewegungen. Die Töchter hatten wenig, oder nichts von ihr, und wie sie jetzt nahe bei einander standen, bemerkte Robert sogleich die große Verschiedenheit zwischen diesen beiden. So ähnlich ihre Züge auch in Schnitt und Typus waren, verwechseln hätte sie niemand können. Agathe's Gesicht war ovaler, edler; die Nase sprang nicht so led vor, das Haar war glatter und weicher, ihre Brauen liefen nicht in der Mitte zusammen, und das Feuer ihrer dunkeln Augen verschleierte sittsam die langen Wimpern. Ihr helles Sommerkleid verrieth schon entwickelte jugendliche Formen, zeigte aber nicht die starken Umrisse der anderen. Im ganzen erschien Robert das Mädchen im rothen Kleide wie eine wildwachsende exotische Abart der schönen, sittigen Zierrpflanze Agathe.

Während der Begrüßung lehnte Roberts Führerin nachlässig an einem Baumstamm; in dem Moment jedoch, wo Frau Meerholz sich zu ihr wandte, um sie vorzustellen, entschwand sie mit einigen ihrer Wildlagen-sprünge aus dem Gesichtskreis. Frau Meerholz rief ihr nicht nach, sondern sagte nach einem Moment des Zauderns in jenem gedrückt ruhigen Ton, womit man unabänderlich Betrübenes mittheilt: „Meine Tochter Florentine! Sie ist leider taubstumm!“

„Nicht möglich!“ entfuhr es Robert, „sie hat doch meine Fragen verstanden!“

„Errathen, oder von Ihren Lippen gelesen!“

„Aber sie spricht!“

„Ja, sie spricht! Aber wie!“

„Es bleibt immerhin ein Wunder!“

„Gewiß, ein Wunder, wofür wir dankbar sein müssen. Die Hofrätin hat Ihnen also nichts von unserem —, von Florentine gesagt?“

„Kein Wort! Und auch von Doctor Horn, der diesen Winter das Glück hatte, in Ihrem werthen Hause zu verkehren, vernahm ich es nicht anders, als daß das gnädige Fräulein, — eine Bewegung bezeichnete Agathe — „Ihre Einzige wäre.“

Frau Meerholz erröthete leicht, blickte in den Schoß um die Falten ihres Sommerkleides zurecht zu streichen, und bemerkte dann langsam: „Herr Doctor Horn verkehrte eben nur flüchtig bei uns. Jedem Jourfix-Gast kann man nicht alles erzählen; ich dachte aber, daß er von anderen Bekannten wohl von Florentine's Dasein vernommen hätte. . . . Zufällig scheint dies nicht der Fall gewesen zu sein. . . . Selbst gesehen hat er Florentine allerdings nicht, denn sie pflegt nur im Sommer bei uns zu leben. Den Winter verbrachte sie bis jetzt bei einer ehemaligen Lehrerin des Taubstummen-Institutes, die sich auf das Land zurückgezogen hat und einzelne Mädchen bei sich als Pensionärinnen aufnimmt. Florentine hängt sehr an Fräulein Schöll und liebt die Enge des Stadt-Lebens nicht. Hier im Garten kann sie sich austoben, in unserer Stadtwohnung kommt sie einem vor, wie ein gefangenes Eichhörnchen. Nächsten Winter aber wird sie sich wohl dazu bequemen müssen, bei uns auszuhalten, denn Fräulein Schöll, die gute alte Seele, ist jetzt zu krank, um ein so überlebendiges Geschöpf bei sich zu haben.“

„Ist Ihr Fräulein Tochter so lebhaft?“ fragte Robert lächelnd; „unbändig“ meinte er eigentlich. Er brauchte übrigens kaum zu fragen, denn er hatte das der schwarzhaarigen Heze ja deutlich genug angesehen.

„Angeheuer!“ entgegnete Frau Meerholz mit einer Geberde, die das Wort verstärkte: „Sie ist geistig sehr begabt, und lebhafter Intellect erscheint ja häufig mit viel Temperament verbunden. Und nun denken Sie sich ein Kind von solcher Anlage, behaftet mit diesem Gebrechen, das jeden erzieherischen Einfluß von außen unmöglich macht! Die ersten Jahre, ehe sie in das Institut kam, waren denn auch schrecklich. Selbst unter normalen Verhältnissen wäre ein so wildes Kind schwer zu erziehen gewesen; wie sollte man erst einen derartig heftigen Charakter händigen ohne die sänftigende Einwirkung des Wortes, der Sprache? O, ich kann etwas erzählen, ich hab' etwas durchgemacht! Im Institut wurde es natürlich besser. . . . Dort hatten sie Freude an ihr, weil sie alles viel leichter begriff, als die anderen; zu schaffen hat sie ihnen indessen genug gemacht.“

„Das will ich gern glauben,“ entgegnete Robert. „Doch der Erfolg, ein solches armes Geschöpf nicht nur zum Verstehen der menschlichen Sprache, sondern sogar zum Sprechen zu bringen, ist auch großartig.“

„Gewiß!“ seufzte Frau Meerholz, „das Unglück ist nur, daß die Erziehung im Institute diese Kinder dem Elternhaus entfremdet. Das Verhältniß kann natürlich nicht so innig sein, wie das zwischen Kindern und Eltern, die nie getrennt gewesen sind, und unvernünftige Menschen sagen dann, man setze das unglückliche Kind hinter dem glücklicheren zurück.“

Robert entgegnete irgend etwas Höfliches, obgleich er sich mit der scharfen Unterscheidung des Juristen sagte, Frau Meerholz würde es nicht so eilig haben, sich von einem unausgesprochenen und ihm ganz fernliegenden Verdacht zu reinigen, wenn sie sich nicht innerlich dessen bewußt wäre, daß die unglückliche Tochter thatsächlich ihrem Herzen ferner stehe, als die, mit der jede Art von Staat gemacht werden konnte. Gewiß gießen manche Mütter gerade über den von der Natur am stiefmütterlichsten behandelten Sproßling den reichsten Schatz ihrer Liebe aus; aber manchmal spricht die verlegte Eigenliebe stärker, als das Mitleid, und Frau Meerholz empfand es wahrscheinlich als bittere Demüthigung, daß gerade sie eine Tochter hatte, für die sie gewissermaßen die Nachsicht ihrer Nebenmenschen anrufen mußte. Wenn sie Agathe ansah, dann fühlte sich Frau Meerholz mit Recht als stolze, glückliche Mutter, als die Be-

sitzerin eines Solitars von seltenem Werth; der Gedanke an Florentine hingegen fiel jedesmal wie ein Schatten in ihre Seele. Und leicht zu behandeln mochte der Schwarzkopf wirklich nicht sein.

Während die Drei sich hier im leichten Salon-Ton unterhielten, die grüne Umrahmung des Boskett's ihnen einen heiteren Rahmen lief, und der blaue Himmel über ihnen, das Zwitschern der Vögel und der Blumen-duft das freundliche Sommerbild für alle Sinne ergänzten, lehnte Florentine einsam drüben an der Holz-Veranda des Hauses. Finster, trostig und dabei wie verloren in jener Zerstretheit, die uns ergreift, wenn wir lange auf weite Flächen schauen, blickte sie zu dem offenen Boskett hinüber, während eine schwarze Kaze, die auf ihrer Schulter stand, die geringschätzig Unbeweglichkeit des jungen Mädchens in ihrer Haltung recht ergötlich wiederholend, dessen Anblick eine beinahe gesuchte Unheimlichkeit verlieh. Nichts, aber auch gar nichts hätte ein Maler dazu- oder hinwegthun müssen. So wie sie dort stand, unter dem Grün der herabstrebenden Weinranken, auf die braune Holzbrüstung gestützt, im rothen Kleid, mit der schwarzen Kaze auf der Schulter und dem dunkeln Unheißblick im Auge, dessen Weiß so bläulich schimmerte, so hätte man sie malen können, ja müssen. Das feindselige Feuer des Auges, die bittere Welt- und Glücksverachtung in den herabgezogenen Mundwinkeln, dazu die animalische Gesundheit ihres ganzen Wesens, das alles gab ihrer wilden Schönheit einen eigenthümlichen herben Reiz.

Endlich verschwand das schöne stumme Räthsel von drüben, und Robert vergaß es in dem anregenden Gespräch mit den beiden Damen. Frau Meerholz besaß die Gabe der Rede in hohem Grade; sie sprach schnell und gewandt über alles, fand immer etwas zu sagen. Verlegenheitspausen gab es nicht in ihrem Beisein. Agathe hatte das nicht von der Mutter geerbt, und eine gewisse zartfühlende Scheu ließ sie noch schweigsamer erscheinen, als sie es von Natur aus war. Aber gerade das blumenhaft Träumende, das unberührte Wesen, als sei sie ganz fern von dem Gesellschaftstreiben aufgewachsen, gefiel Robert an ihr. Ein bloßer Courmacher kam da wohl nicht auf seine Kosten; doch vom Standpunkt des zukünftigen Freiers aus, — und das war im Geheimen der seinige, — schien es nur dankenswerth, daß das sanfte, dunkeläugige Mädchen nichts von ihrer kostbaren Innerlichkeit in flüchtigen Beziehungen zu verzetteln gewöhnt war, sondern den Schatz eifersüchtig zusammenhielt und sorgsam hütete für den dereinstigen Besitzergreifer. Ja, sie war es, die ihm seit Jahren vorgekwebt, die er geahnt hatte, ohne sie zu kennen, und im Bewußtsein, wie viel von dieser ersten Stunde ungestörten Beisammenseins abhing, bemühte er sich zu gefallen. Manche Menschen sind gerade dann in ihren Fähigkeiten gelähmt, wenn sie sich im besten Lichte zeigen sollen. Sie fühlen sich dann in ihre Prüfungszeiten versetzt, wo sie immer das am wenigsten konnten, was sie am besten gelernt hatten. Robert gehörte nicht zu ihnen. Es war ein Erforderniß seines Berufs, zu jeder Zeit über seinen Geist und seine Kenntnisse verfügen zu können, und diese Eigenschaft blieb ihm auch in Gesellschaft treu.

Auf einen Wink der Mutter ging Agathe ins Haus. Robert sah sie auf der Veranda dem Stubenmädchen Aufträge erteilen. Florentine stand dabei und stellte lebhafte Fragen in der Fingersprache. Agathe antwortete kurz. Der sechste Sinn, den alle Menschen, wenn auch in sehr verschiedenem Grade besitzen, sagte Robert, daß er es war, über den Florentine Auskunft verlangte. Wie eine junge Faunin sah sie höhnisch herüber, während das Stubenmädchen im weißen Häubchen einen Syphon, Himbeerjast und Biscuits brachte, und Agathe selbst dem Gast das Glas mit dem schäumenden Sodawasser füllte. Diese Liebenswürdigkeit schien der Taubstummen furchtbar lächerlich vorzukommen, denn sie schlug eine grelle Lache auf, die Agathe eine ärgerliche Röthe in die Wangen trieb. . . . Dann verschwand die Lacherin; es dauerte aber nicht lange, und man hörte hinter dem Hause Gebell, und auf einmal kam sie links um die Hausecke gerannt, gefolgt von einem großen, aufgeregten Leonberger, der mit Geheul an ihr hinaufsprang, und mit dem sie einige Minuten lang ein wildes Neckspiel spielte. Für die Augen war es ein entzückendes Bild; das Gehör dagegen befand sich weniger wohl dabei, und Frau Meerholz bedeckte ihre Ohren nervös mit den Händen.

„Geh, Agathe, sag ihr doch, sie soll Nero wieder an die Kette legen!“ gebot sie. Und zu dem Besuch gewendet: „Wenn Gäste da sind, fühlt sie immer das Bedürfniß, sich besonders unangenehm zu machen.“

„Sie kann auch nicht ahnen, was für unerfreuliche Töne ihr Spielkamerad von sich giebt,“ entschuldigte Robert.

„O doch! Gerade das ahnt sie, und deshalb thut sie's!“ entgegnete Frau Meerholz gereizt.

Agathe näherte sich der Gruppe; Florentine ließ sich jedoch in ihrem Spiel mit dem Hund nicht stören, sondern stachelte ihn zu immer tollerem Wuth auf. Nero war so wild, daß Agathe es sichtlich nicht wagte, ihn einfach beim Halsband zu packen und wegzuführen. Dabei bellte er wie toll weiter, und Frau Meerholz machte dazu ein so hülflos gequältes Gesicht, daß Robert aufstand und Agathe folgte.

„Fassen Sie ihn nicht an! Er beißt!“ rief Agathe erschrocken.

Robert trat jetzt erst recht näher und streckte seine Hand nach dem Halsband des Hundes aus. Doch besaß ihn beim Anblick von Nero's furchtbarem Gebiß keineswegs die Ueberzeugung, daß er im Stande sein werde, ihn als Besiegten wegzuschaffen, besonders wenn das wilde Geschöpf sich's etwa einfallen ließ, den Hund auf ihn zu heßen! Und danach sah es aus, denn sie blickte ihm sehr böse entgegen. Aber als Nero jetzt wüthend an ihm hinaufsprang, hatte ihn die kleine weiße Hand schon fest im Nacken gepackt und zog ihn zu Boden. Dann den Hund mit unarticulirten, eigenthümlichen Tönen beruhigend, die selbst fast einem Gebell gleichen, zerzte Florentine ihn fort und verschwand mit ihm hinter dem Hause.

Sie blieb aber nicht lange verschwunden. Jetzt war sie wieder auf der Veranda hinter dem Stubenmädchen her, das dort den Tisch deckte. Sie störte diese fortwährend in ihrer Beschäftigung, zupfte und kipelte sie, sodas man jeden Augenblick einen halb unterdrückten Schrei oder ein Aufschlachen hörte; kurz sie gab keine Ruhe, bis das Stubenmädchen, ihre Arbeit unterbrechend, schnell und gewandt ihre Fragen in der Fingersprache beantwortete.

Nach einer Weile meldete das Mädchen, daß der Kaffee bereit sei; man erhob sich, um nach der Veranda zu gehen, wo der geschmackvoll gedeckte Tisch harzte. Robert erhielt seinen Platz zwischen den beiden Damen; der Stuhl gegenüber war noch leer. Florentine lag in der anderen Ecke der Veranda bewegungslos im Schemelstuhl und mußte erst von dort geholt werden. Langsam erhob sie sich, und langsam kam sie näher. Robert sah sie an, sie schien ihm so verändert zu sein. Das war nicht mehr das unbändige Kind, das sich eben noch mit dem Hund gebalgt und mit dem Dienstmädchen ge neckt hatte. Bleich und finster, mit drohenden Augen und entfärbten Lippen, eine junge Medusa mit einer Last von versteinertem Gram in sich, ein lebendiger Vorwurf gegen jede Freudenregung, schlich sie heran.

„Was hat sie jetzt nur wieder?“ fragte Frau Meerholz ungeduldig.

„Ich weiß nicht!“ murmelte Agathe.

Um die Lippen des aufwartenden Mädchens suchte ein überlegenes Lächeln.

Florentine setzte sich an ihren Platz, bewahrte ihre Haltung und aß und trank so gesittet, wie möglich, nur daß ihre weißen Zähne dabei fast taubthierartig zwischen den Lippen schimmerten. Ihre Augen wanderten rastlos zwischen den Sprechenden hin und her. Keine Miene entging ihr, und Robert fühlte sich unter ihren Blicken, wie unter einem physischen Drucke.

Entschieden, sie war ein störendes Element, diese Stumme. Sie hemmte den magnetischen Rapport, der sich zwischen ihm und Agathe entwickelte. Während sie mit einander sprachen, streckten ihre Seelen geistige Flüster gegen einander aus und fragten sich verstohlen mit scheuer Hoffnung: „Wirst Du mich lieben? Wird dieser zarte Faden sich weiter spinnen, oder wird er abreißen?“ Diese innere Beziehung, die das Schönste an ihrer Unterhaltung war, wurde nur durch Florentine's dunkle Augensterne beirrt. Der Gedanke an ihr Schicksal zerstreute Robert, während die anderen es gewohnt waren, sie nicht viel mehr zu beachten, wie etwa die schwarze Kaze; nur so weit, um für ihre äußeren Bedürfnisse zu sorgen und darauf zu sehen, daß sie keinen Unfug stiftete. Er aber mußte immer wieder aufs neue denken: „Gott, welches Elend!“ Ihre Schönheit hatte das Pathos des Unglücks für sich, und sie schien viel geeigneter, Leidenschaft einzulösen, als Agathe, die er für gründlich verschieden von ihrer unglücklichen Schwester hielt. Er bedachte eben nicht, daß jene Kultur-Product, diese gleichsam Roh-Material war. In der Anlage waren die Schwestern einander vielleicht viel ähnlicher, als man hätte glauben sollen, aber der allmächtige Zwang des Herkommens verhüllte Agathe's angeborenes Temperament nicht nur, er verheimlichte es geradezu. Die Erziehung hatte sie zu dem Ideal eines jungen Mädchens gemodelt, wie es Männern vorzwehlt, wenn sie ausgetobt haben und auf der Suche nach einer sanftern Hüterin ihres Herdfeuers sind. Was an feurigem Ueberschuß in ihr steckte, war zurückgedrängt in eine Tiefe, wohin keines Freiers Auge dringt. Und der höchste Triumph der Instinct-Bändigug war es, daß die ihr aufgeprägte Form bei ihr wirklich wie Natur ausah, wie auch

manches von Natur aus ungeberdige Thierchen so erfolgreich gezähmt wird, daß die Zähmtheit zuletzt wie angeboren erscheint.

Nach der Vesper forderte Frau Meerholz Robert auf, mit ihrer Tochter ein wenig Musik zu treiben. Es war natürlich, daß sie diese Aufforderung ergehen ließ. Sie wußte ja von der Hofrätin, daß er sich eine musikalische Frau wünschte. Er willigte gern ein, und so begaben sie sich in den Garten-Salon hinter der Veranda, einem behaglichen und lustigen, wenn auch wegen der Weinranken draußen nicht sehr hellen Raum, wo das Klavier stand. Während Frau Meerholz sich nahe der offenen Thüre in einen tiefen Lehnstuhl niederließ, suchte Agathe nach Noten, und nachdem sie sich mit ihrem Partner über ihre Wahl geeinigt hatte, nahmen sie vor dem Flügel Platz, sie rechts, er links an der Bassseite. Eben als Robert die Hände auf die Tasten senkte, um die ersten Accorde zu greifen, sah er über die Noten hinüber Florentine am Pfosten der Mittelthüre lehnen. Ihr Gesicht hatte einen unwilligen Ausdruck, wie wenn jemand durchaus nicht verstehen will, was ein anderer beginnt. Einige Augenblicke lang sah sie zu, dann lehrte sie sich mit einem ausdrucksvollen Achselzucken ab und verschwand.

Länger als eine Stunde spielten die jungen Leute. Es ging so vortreflich, als hätten sie ihr Lebtage nichts anderes gethan, als zusammen vierhändig gespielt, und so spielten sie weiter, ohne daran zu denken, daß draußen der schönste Juni-Nachmittag sich dem Ende zuneigte. Rosen und Jasmin dufteten herein, die Vögel sangen fern in den Zweigen, die Luft war herzerwärmend mild und sonnenhell, und sie saßen da und spielten, spielten, bis ihnen Stirn und Wangen glühten. Frau Meerholz verhielt sich ganz still und rührte sich nicht. Sie war nicht sehr musikalisch, verstand dies aber vortreflich zu verbergen, weil sie den guten Willen zeigte, viel Musik zu vertragen, und es durch viel geduldiges Zuhören doch so weit gebracht hatte, Wagner und Offenbach zu unterscheiden und ihr Lob nicht ganz widersinnig zu spenden. Heute bereitete ihr die Musik vielleicht sogar wirkliches Vergnügen; sie brachte ja die jungen Leute einander näher.

Endlich hörten sie auf, und Robert dankte seiner Nachbarin, deren Nähe ihn die ganze Zeit über in einem sanften, überaus angenehmen Rausch erhalten hatte, mit einer den Ohren der Mama wohlgefälligen Wärme, die aber das junge Mädchen besangen machte, denn Agathe kam es, kaum daß der Zauber der Töne verstummt war, vor, als habe sie dem noch Fremden im Spiele zu viel von ihrem innersten Wesen verrathen.

Robert dachte jetzt an den Ausbruch, allein Frau Meerholz versicherte ihm, daß er noch lange Zeit habe bis zum nächsten Zug, und lud ihn ein, einen Spaziergang durch den Garten zu machen.

Die Sonne stand bereits tief am Himmel, und auf den schattigen Wegen empfanden die vom Klavierspiel erhitzten Stirnen und Wangen die warme Juniluft fast als kühlenden Hauch. Auf ihrem Weg durch den Garten gelangten sie auch hinter das Haus. Hier gab es einen ausgedehnten Obstgarten und dicht hinter dem Hause einen Gemüsegarten, zu dessen rückwärtigem, höher liegenden Theile einige Stufen emporführten. Gerade als die Gesellschaft unterhalb dieses Treppchens bei einem Beet von Ananas-Erdbeeren stand, deren Kultur der Gärtner dem Gast erklärte, erschien Florentine auf den Stufen, zerzaust, mit glühend rothen Wangen und einer Ladung Blumen, die sie, wie in einem Korbe, vor sich her trug.

„Sie ist schon wieder in der Sonnenhitze ohne Hut auf dem Berg gewesen!“ klagte Frau Meerholz. Als habe sie die Worte ihrer Mutter vernommen, hob Florentine im Hexabkommen ihren Blumenbehälter in die Höhe, und Robert sah, daß es ein Gartenhut war, der jedoch seiner Beschaffenheit nach eher Eigenthum des alten Gärtners sein mochte, als das ihrige.

Agathe warf einen Blick auf Florentine's Blumen und sagte, sich unwillig abwendend: „Lauter Giftblumen!“ Daraufhin beäugelte Robert aufmerksam die bunten bunt durcheinander liegenden Blumen und entdeckte in der That nicht eine harmlose Pflanze, sondern nichts als Wolfsmilch, Bittersüß, Schöllkraut, Seidelbast und scharfen Hahnenfuß und daneben einen kleinen Tollkirschenzweig und sogar einige prächtige Stengel des rothen Fingerhutes. Florentine selbst in ihrem rothen Kleid erinnerte auch an diese gefährliche Blume.

Kopfschüttelnd betrachtete Robert die seltsame Ernte des jungen Mädchens, während Frau Meerholz ihren Widerwillen nicht verhehlte. Aber der Ausdruck ihres Abscheues machte der Taubstummen nur Spaß. Sie lachte, hob einen Wolfsmilchstengel an ihren Mund und benezte sich mit dem weißen Saft übermüthig die Lippen; da er aber gehörig bitter sein mochte, schnitt sie gleich darauf eine ganz kindisch greuliche Grimasse

und schüttelte sich, und als Robert nicht umhin konnte, darüber zu lachen, schleuderte sie ihm die Euphorbia leck ins Gesicht und sprang davon.

„So ist sie!“ sagte Frau Meerholz, die Pflanze ihm vom Rock nehmend und mit Unmuth wegwerfend: „Sie pflückt nur solche Pflanzen, die niemand anders in die Hand nehmen mag. Ihr ganzes Herbarium besteht aus widerwärtigem und gefährlichem Zeug. Ich weiß nicht, was sie daran findet!“

Robert nahm jetzt Abschied, und die Damen schickten sich an, ihn bis zum Gitterthor zu begleiten. In einiger Entfernung folgte ihnen Florentine, die Kaze im Arm. Aber gerade bei den schönen Rosenpfläden, die das Blumen-Parterre umsäumten, fiel der Hausfrau ein Auftrag ein, den sie noch im Hause zu geben hatte, und sie bat, daß man hier einen Augenblick auf sie warten möge. So standen die jungen Leute bei den Rosen, die balsamisch dufteten. Sie fanden nicht viele Worte. Robert erwog, ob er wohl Agathe bitten sollte, ihm eine Rose zu pflücken, und Agathe hätte ihm gern eine angeboten, ohne es in ihrer anezogenen Jaghaftigkeit zu wagen. Florentine, die neben ihm stand, die Kaze im Arm und die Augen fest auf Robert geheftet, kannte solche Zurückhaltung nicht. Sie griff mit der freien Rechten in den Rosensträuchern herum, und auf einmal hatte sie zwei Rosen in der Hand, und, sich dicht vor Robert hinstellend, fragte sie ihn Aug' in Auge, in herrlich die Antwort forderndem Ton: „Roth oder Weiß?“

„Roth“, antwortete er sofort. Er wußte nicht, woher die Antwort so rasch gekommen war; er hatte ganz unwillkürlich, ohne Ueberlegung gesprochen. Ehe er sich dessen versah, steckte die rothe Rose in seinem Knopfloch, während Florentine die weiße weit in die Wiege hinein warf, mit einer unnachahmlichen Miene von sieghaftem Hochmuth, die Robert erst darauf brachte, daß sie seine Antwort als einen ihr ertheilten Vorzug betrachtete. Er begriff, daß Weiß Agathe, Roth Florentine hatte bedeuten sollen. Rasch entschlossen betrat er den Rasen und suchte nach der weggeworfenen Rose. Doch er fand sie nicht gleich und hörte hinter sich Florentine's unmelodisches Spottlachen, das ihn geradezu wüthend machte. Endlich hatte er die Rose gefunden und steckte sie zu der anderen ins Knopfloch. Als er wieder vor Agathe stand, sahen sie sich in die Augen, und er legte so viel Bedeutung in seinen Blick, daß sie langsam erröthete. Florentine streichelte ihre Kaze, scheinbar unbelämmert, warf aber dabei einen Seitenblick auf das Paar, der es Robert fast bedauern ließ, daß er kein Amulet gegen den bösen Blick an der Uhrkette trug.

Da Frau Meerholz eben wieder kam, wurde der Weg zum Thore fortgesetzt; Florentine immer hinterdrein mit der Kaze. Beim Abschied winkte die Mama sie heran, damit sie Robert die Hand reiche. Florentine hielt ihm die Kaze hin und machte Miene, sie ihm an die Brust zu legen, wobei sich das Käzchen an ihn anstrahlte. Aergerlich verwies die Mama ihr diese Ungezogenheiten und schob die Kaze fort. Robert grüßte nochmals und ging, sich im stillen wundernd, wie schnell das Wesen der Stummen wechselte, wie sie jetzt ein von Leidenschaft entflammtes junges Weib und im nächsten Augenblick ein launenhaft spielendes Kind schien. Als er aber einige Schritt weit vom Thore auf seine Brust blickte und dort nur noch die rothe Rose gewahrte, von der weißen hingegen keine Spur mehr, verstand er erst, was das Spiel mit der Kaze bezweckt hatte. Er wollte nun auch die rothe Rose wegwerfen, that es aber schließlich doch nicht. Allein im Hinabsteigen zur Station murmelte er unruhig vor sich hin: „Teufel, eine bequeme Schwägerin giebt das nicht!“

Die ganze Woche über, wenn er in seiner Erinnerung Agathens Bild heraufbeschwor, drängte sich ein greller Fleck zwischen ihn und die lieblich holde Gestalt. Er verwünschte das rothe Kleid, das seiner Rezhaut einen so unverwischbaren Eindruck gemacht hatte, — und beinahe auch seine Trägerin —, und nahm sich vor, sich das nächste Mal um die kleine Teufelin garnicht zu kümmern.

Die Gelegenheit zu einem zweiten Besuch wurde ihm bald und willig geboten. . . Schon im Laufe der folgenden Woche übermittelte ihm die Hofrätin, die ihn mit der Familie Meerholz bekannt gemacht hatte und in deren Kopf zuerst der Gedanke aufgetaucht war, Agathe könne eine passende Frau für ihn abgeben, die Einladung, nächsten Sonntag mit ihr in der Villa Meerholz zu speisen und einen heiteren Sommernachmittag dort zu verbringen.

Die kleine Teufelin hätte er diesmal vergebens gesucht. Die Schwestern waren heute nahezu gleich gekleidet in leichte weiße Sommerkleider, mit weichen gelben Seidengürteln, und Florentine benahm sich so ehrbar und damenhaft, als habe sie im Sinn, sich vollkommen nach Agathe zu richten. Heute glich sie der Schwester wirklich im Aussehen und Benehmen. . . Nichts erinnerte an

den Kobold von neulich. Warum hatte er sie nur für so tückisch gehalten? Tückisch war die Natur, der es gefiel, erst ihr Geschöpf mit solchen Reizen des Körpers auszustatten, ihm eine leidenschaftliche Seele und ein feurig Temperament zu verleihen und alles, was es vor unendlich Vielen begünstigt erscheinen ließ, um es dann mit einem Fluch zu belegen, der alle diese Gaben werthlos machte. Mit einem solchen Fluch belastet, dem Einfluß des Todes unzugänglich, konnte es nicht gar leicht sein, immer gut und sanft zu bleiben. Gerade Florentine's geistige Beweglichkeit ließ sie ihre Ausschlossenheit und Vereinfachung ungeduldiger ertragen. Wenn sie dumm und gleichgültig gewesen wäre, das hätte besser für sie gepaßt.

Kaum minder betroffen als Robert selbst war die Hofrätin bei Florentine's Anblick. Sie hatte noch wenig Gelegenheit gehabt, das junge Mädchen zu sehen, und verhehlte ihre Bewunderung um so weniger, als keine Besorgniß zu hegen war, ihr lautes Lob könne Florentine eitel machen. — Da sich Florentine heute so gesetzt geberdete, überraschte es Robert nicht einmal sehr, bei Tisch zu vernehmen, daß sie um zwei Jahre älter war, als Agathe, während er neulich das Umgekehrte gedacht hatte. Und da kam ihm der Gedanke: Wenn Florentine normal wäre, hätte die Hofrätin ihm wohl sie als die Keltere zur Frau vorge schlagen, und er bemühte sich innerlich, ausfindig zu machen, ob er sie dann gewählt oder sich doch Agathe zugeneigt haben würde. Solche Hypothesen lassen sich immer schwer entscheiden; doch stimmte es Robert ganz ungeduldig, daß er sich nicht kurzweg sagen konnte, er würde unter allen Umständen Agathe vorgezogen haben.

Das Tischgespräch war sehr lebhaft; aber Florentine bemühte sich nicht einmal, Bruchstücke davon aufzufangen. Sie sah auf ihrem Teller nieder; nur wenn ein heiteres Lachen alle Gesichter erhellte, hoben sich ihre Augen und besteten sich wie vorwurfsvoll auf die Lachenden.

Herr Meerholz, ein großer, starker Mann, dessen ehemals schöne Züge und durch Fülle ein wenig aus der Form gerathen waren, bemühte sich ein oder das andere Mal, Florentine begreiflich zu machen, worüber man lachte. Aber während des Essens war es ja nicht angenehm, seine Finger zur Zeichensprache zu verwenden, und überdies besaß er mehr guten Willen als Geschick. Seine dicken, fleischigen Finger eigneten sich wenig zur heftigen Gymnastik der Taubstummensprache. Aber man sah, er nahm sich der Unglücklichen mit viel Wärme und Partisinn an und bemühte sich, ihr ihr Schicksal nach Möglichkeit zu erleichtern. Ihm zeigte sie auch die erste gemüthvolle Regung, die Robert an ihr wahrnahm. Als dem Vater nämlich während des Essens ein Büschel seines graugemengten Haars, das er nach rückwärts gekämmt trug, über die Stirn fiel, strich sie es ihm mit beiden Fingern zurück und rieb dann schmeichelnd ihre Wange an seiner Schulter, ganz so, wie ihre schwarze Kaze es bei ihr selbst zu thun pflegte. Herr Meerholz beantwortete ihr zärtliches Anschmiegen dann auch mit dem Rosenamen: „Schwarze Kaze!“ Das verstand sie recht gut; sie lachte und rief nach Mimi, worauf sich Frau Meerholz unwirksam auf ihrem Sessel zurecht rückte und erklärte, Mimi's Anwesenheit beim Speisen verbitte sie sich. . . . Wenigstens den begleitenden Blick dazu faßte Florentine sicher auf, und als das Stubenmädchen jetzt die heranschleichende Mimi zur Thür hinaus schob, preßte sie die Lippen mit eigenhüthlichem Ausdruck aufeinander. Frau Meerholz' Nervosität hinderte ihren Verkehr mit der Taubstummen in unliebbarer Weise; Robert begriff sehr gut, daß Florentine der ungeduldigen und reizbaren Mutter fast feindlich gegenüberstand. Agathe hingegen war die Geduld und Sanftmuth selbst, und doch erzielte auch sie nichts Besseres. Irgend etwas stand wie eine Mauer zwischen ihnen. Wenn Florentine die Schwester theilnehmen sah an allem, wovon sie ausgeschlossen war, mußte ihr da nicht zu Muthe sein, als verdränge diese sie von ihrem Platz? Agathe nahm die Stelle ein, die eigentlich ihr gehörte, die Stelle als älteste Tochter im Hause, in der Gesellschaft, im Herzen der Mutter. Das war ihr unverzeihliches Verbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Achmet Dulla Kim.

Eine Skizze aus Kurland.

Von Gräfin V. von Brandenburg in Schleswig.

Achmet rieb noch einmal sorgsam mit dem Ledertuch über den schon ohnehin tadellos glänzenden Samowar und sah stolz auf die scharf dunstenden Wolken, die aus dem zierlichen Schornstein aufwirbelten. Nein, nun würden die Holzfohlen nicht mehr erlöschten, — das gefürchtete Anfangsstadium war glücklich überwunden. Er faltete das Pustuch zusammen und schob es in die Tasche; dann nahm er den Schornstein der Theemaschine ab und ergriff diese nun vorsichtig an den beiden hölzernen Henkeln. — „Du da, Denschid (Bursche), halt!“

Achmet blieb wie angewurzelt stehen und riß die schmalen Augen so weit wie möglich auf. War es Wirklichkeit? — Die



Amanda Lindner.

Amanda Lindner als Niise in „1812“.

Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin. Siehe Seite 151.

Mutter der Gnädigen selbst stand vor ihm, noch dazu mit zornsprühenden Augen, in den Händen irgend etwas haltend, was er in seiner Erregung nicht erkennen konnte. Die kleine, dicke Dame, die „Offiziers-Ramasche“, wie die beiden Deutschen nebenan sie getauft hatten, sah fast immer in einem der beiden rothgepolsterten Lehnstühle und war, nach Achmet's Meinung, von diesem Möbel gleichsam unzertrennlich geworden, — und nun trat sie ihm so unerwartet entgegen. — Was war geschehen? — Auch die beiden zum Besuch anwesenden Deutschen, Mutter und Tochter, die plaudernd auf ihrem Balkon gesessen, und die an diese weltentlegene, kleine Stadt nur das Meer, die originellen Bettler, und ihr ausgesprochener Sinn für Komik fesselte, der hier immer von neuem reichliche Nahrung fand, — auch sie schwiegen und beugten sich neugierig vor, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, ihre Theilnahme an der bevorstehenden Scene zu verbergen.

„Hör' mal, Denschid, hast Du dies gethan?“ Achmet beugte sich vor und versuchte durch den beißenden Rauch hindurchzusehen. Die Gnädigste hielt ihm das kleine, weiß- und blaugestreifte Theekännchen vor, das oben auf den Samowar gehörte. Achmet schwieg, er konnte keinen Schaden entdecken.

„Hör' Du 'mal, hast Du das Raschen abgeschlagen, Du Dummer Du?“

Achmet schüttelte energisch den runden Kopf; — wie würde er! Aus dem Ventil strömte eben der erste Dampf des inzwischen zum Kochen gebrachten Wassers und fuhr zischend in Achmet's kleine Stumpfnase.

„Küßt Du etwa, Denschid? Warte, ich werde Dir zeigen —.“ Und drohend schüttelte sie die wohlgenährte Faust gegen ihn.

Achmet septe seine Last nieder. Er und lägen! Und um solch ein elendes Raschen, solch ein Nichts, dessen Abwesenheit er nie bemerkt haben würde; — der Stolz häumte sich in ihm auf: „Nein, ich habe es nicht gethan, und ich lüge niemals!“ Die Augen der Erzürrten glitten mißtrauisch an ihm hinab, von dem kurz geschorenen Haar bis zu den hohen, weiten Stiefeln.

„Du und nicht lügen? Und Du willst ein ordentlicher Denschid sein?“ Und dann tippte sie sich bedeutungsvoll auf

die Stirn und sagte langsam und feierlich: „Zu dumm, zu — dumm!“

Seufzend nahm Achmet den Samowar wieder auf; dieser Logik fühlte er sich nicht gewachsen.

Die beiden Deutschen lachten, und die Jüngere meinte: „Weißt Du, woran mich diese Handbewegung der Offiziers-Ramasche erinnerte? An Onkel Heinz' Auszug mit seinem Regellub, oben in Holstein. Als sie todtmüde, verstaubt und durstend ein kleines Wirthshaus erreichten, setzte ihnen die holde Besizerin eine Art natürliches Warmbier vor, wie Onkel Heinz erzählte, fast gekostet. Alle Touristen wehlagten, und einer von ihnen bat: „Aber, meine Liebste, könnten Sie uns nicht das Getränk abkühlen, haben Sie nicht etwas Eis?“ Die Holsteinerin tippete nur nachdrücklich auf ihre Stirn und sagte wegwerfend: „Is? — In'n Sommer?“

Unterdesen deckte Achmet den Abendtisch auf der offenen, von blühendem Flieder und üppigem Goldregen umgebenen Veranda. Er zählte die Personen ab, wie er es zu jeder Mahlzeit von neuem that: „Barinja (die Herrin), Barin (der Herr), der Lehnstuhl, —“ damit meinte er die alte Dame, „Nadja, Saska —“

Er hielt inne, hatte er auch wirklich niemand vergessen? Nein, denn der kleine Kolja lag um diese Zeit schon, von Achmet gewaschen und sauber gekleidet, in seinem Gitterbettchen und verschließ die schönste Stunde des Tages. Achmet begann sein Amt: fünf Gläser auf den Tellerchen, fünf Löffel, die Zuckerschale, — da! Die Citrone fehlte! Wie ein Pfeil flog Achmet durch den Garten, die Straße entlang zum Krämer.

„Aha, Achmet's erste Besorgung,“ bemerkten die beiden Deutschen.

Nach einer Weile kam er wieder, strahlend vor Freude, die Citrone in der Rechten, die Linke schüpfend darüber haltend. Und nun ging es wieder an die Arbeit: die Butter, den Knappflö, die Knoblauch-Wurst, die Mettge, die er schon vorher gereinigt und gewaschen hatte, die Eier, — nur noch zwei, — und fort war er abermals! Als seine Herrschaft sich an dem so mühsam vollendeten Tisch niederließ, kam er zum vierten und letzten Mal im Lauffschrift zurück, das Weißbrod an die Brust gedrückt.

„D, Du, — Du,“ rief der Offizier zornig, „wie oft hab' ich Dir nicht befohlen, Dir ein Stück Papier mitzunehmen und das Brod einzuschlagen! Aber Du bist und bleibst ein — ein — Bratjag!“ (Brüderchen.)

Achmet strahlte und schlich sich hinweg, als habe er eben das schönste Geschenk empfangen. Wie war doch seine Herrschaft gut; ja, ja, er wollte sich aber auch bemühen, ihnen ihre Güte zu lohnen und sein Bestes zu leisten. Ach, wenn es ihm nur nicht oft so schwer würde, das Beste zu erkennen! Wie oft war er jetzt nicht in so merkwürdigen Lagen, die ihn zwangen, selbst zu entscheiden, selbst zu handeln, und ihm war das Alles so neu: das Leben dieser Familie, mit so unbegreiflichem Luxus geführt, und die vielen Gegenstände ringsum, die alle ihre Bedeutung und ihre Namen hatten. Ach, was hatte Achmet gelitten, ehe er wußte, was alle die Möbel, das Porzellan, die Toiletten-Sachen seines Herrn für einen Zweck hätten! Und was bedurften nicht diese Menschen, wenn sie ein Glas Thee tranken, ein Butterbrod essen wollten! Achmet schauderte, wenn er an sein Debut zurückdachte, und fröstelnd widelte er sich in die beiden wollenen Decken, die ihm in einer Ecke des Corridors als Lager dienten.

„Man kann ihm nicht böse sein,“ bemerkte der Offizier, als Achmet außer Hörweite war. „Mir thut es jedesmal bitter leid, wenn ich mich zu einem heftigen Wort gegen ihn fortsetzen lasse; seine Sünden sind ja nur Ungeschicklichkeiten, und wer kann ihn für seine Dummheit verantwortlich machen?“

„Freilich, er ist gut, sehr gut,“ bestätigte die junge Hausfrau und warf sich noch ein Stück Zuder in den Thee. „Habe ich es Dir nicht gleich gesagt, Wlad, über ihn kann man sich nicht täuschen! Am ersten Tage sah ich, wie er die blaue Glaskchale an der Pumpe auspülte, ehe er frische saure Milch einholte; das ist angeborene Reinlichkeit. So verstellen kann sich niemand, auch nicht am ersten Tage!“

„Ja, Du bist eine Wirthin comme il faut, Luffa,“ antwortete Wlad zärtlich, „wer weiß das besser, als ich?“ Er nickte ihr freundlich zu, und die Mutter sah stolz auf ihre bewunderte Tochter.

Luffa galt in ihren Kreisen wirklich für eine vortreffliche Hausfrau. Sie ging zuweilen in die Küche, stand dabei, wenn Kümmelecken oder Wabe gebaden wurden, und war im Besitz eines schönen, blankpolirten Kastens, der ihr Nähzeug barg. Ja, sie nähte bisweilen; einmal hatte sie sogar für Nadja ein russisches Kostüm zu stiden begonnen und, was noch mehr war, es vollendet! Auch kümmerte sie sich um ihr Leinzeug und pflegte Blumen; sie war der Phoenix unter den Damen und die Ausschlaggebende in allen wirthschaftlichen Streitfragen. Sie besaß eine gute Menschenkenntniß, und Achmet's übrige gute Gaben hatte sie instinctiv herausgeföhlt, ohne daß er ihr von allen, wie von seiner Reinlichkeit, einen so drastischen Beweis geliefert hätte. Denn auf Achmet paßte das Wort der Schrift: „Erlliches fiel auf ein gutes Land, und es ging auf und trug hundertfältige Frucht.“ Er brauchte nur etwas Gutes zu hören, bei anderen eine brave Eigenschaft zu bemerken, oder sie eine Handlung anders, besser als er, ausführen zu sehen, so bestrebte er sich, ihnen gleich zu werden und die Vorzüge gleichsam seinem eigenen Fleisch und Blut einzuverleiben. Er trank niemals; er hatte es dem alten Popen versprochen, da unten in seinem tartarischen Heimatsdorf an der Wolga, und es kam ihm nicht in den Sinn, jemals gegen dieses Gelöbniß zu sündigen. Er schaute sich nicht um nach der frischen Niederbartauerin, die er immer an der Pumpe im Hof traf; merkwürdigerweise holte sie stets um dieselbe Zeit Wasser, wie er, und nicht ohne Zweck band sie eine weiße Schürze über den feuerrothen, kurzen Rod und konnte gar nicht fertig werden mit ihrer Arbeit; es mußte ihr nichts! Achmet stand



Abschied von den Bergen.
Nach dem Bilde von Fritz Freund in München. — Siehe Seite 152.

stumm und wartete, bis sie fertig sei, es fiel ihm nicht ein, ihr zu helfen oder sie anzureden. „Bergende nicht Deine Zeit mit den Frauen, sie sind Kinder des Teufels!“ hatte seine Mutter ihm beim Abschied gesagt. Ihm kam es nicht in den Sinn, daß auch seine Mutter eine Frau sei; er hätte gelacht, wenn ihn jemand darauf aufmerksam gemacht haben würde, — seine Mutter, „die Königin“, wie er sie nannte, wenn sie im Sonntagsstaat neben ihm zur Kirche ging! Für andere Augen hatte sie wenig Majestätisches an sich; sie war von mittelgroßer Gestalt, wie er, hatte denselben ausgesprochen tartarischen Typus, wie er, und war außerdem mit Podennarben überfät. Aber aus ihren Blicken leuchtete dieselbe Herzengüte, wie aus den seinen, und eine demüthige, kindliche und dabei doch bewußte Einsicht prägte sich in dem knochigen Antlitz aus. Und das war der Unterschied zwischen Mutter und Sohn: sie wußte, was gut sei, und wollte ihre Erkenntniß hineinpflanzen in die Seele ihres Kindes, die offen vor ihr lag; er war gut, ohne die eigene Vortrefflichkeit zu ahnen, ohne jemals die geringste Befriedigung über sich selbst zu empfinden. Niemals dachte er über sich nach; ungeschickt stolperte er auf der Bahn des Rechts vorwärts, indem ihm als Wegweiser die schönen Worte der Mutter und des alten Geistlichen dienten. Als eine Entheiligung hätte er es betrachtet, diese Aussprüche auf ihre Richtigkeit hin zu untersuchen oder gar zu bezweifeln. Er gehorchte ihnen hier in der Fremde, wie er sich daheim ihnen willenlos unterwarf.

„Hast Du eine Schuld begangen, so leugne sie nicht, sondern versuche nach besten Kräften, sie zu mildern!“

Als Achmet das Talcum, das er seinem Herrn in die feuchten Stiefel schütten sollte, in das Wasserglas geworfen und der Offizier sich mit dem Brei Zähne und Zunge verklebt hatte, schlich er sich heimlich, nachdem das Unwetter ausgetobt hatte, an den Waschtisch seines Gebieters zurück und maß mit dem Zeigefinger und Daumen ab, wie weit das Glas von der Flache stehen mußte. Der „Barin“ hatte es in seinem Zorn an die äußerste Kante geschoben, und zu seiner Verwunderung fand er das Glas nun stets auf demselben Fleck. Es nützte nichts, daß er Achmet tadelte; das Kusmesien war dessen tägliche Sühne für das verschwendete Talcum; er konnte nichts dafür, daß niemand seinen Reuversuch anerkannte.

Blödsinnig war nun Achmet's Leben in ein neues Stadium getreten. Er wurde geizig, förmlich habgierig auf jeden Kopeken und mißtrauisch, wie ein abgefeimter Geizhals, wenn er abends seinen Schatz mühsam aus einer Ecke seines Halstuches herausknotete: vierzehn Rubel dreihundvierzig Kopeken. Waren die fünfzehn voll, dann wollte er sie abenden, an seine Mutter, an seine Königin! Und er malte sich aus, was sie beim Empfang dieses Geldes sagen, wie sie den Tag und ihren Sohn segnen würde, der ihre Hütte mit so viel Reichthum erfüllte! Fünfzehn Rubel, ein Kapital, ein nie erschöpfter Besitz, fast zu viel für ihre bescheidenen Ansprüche! Und daß er nicht schon früher daran gedacht, wie viel schon hätte er ersparen können! Er wurde eines Tages zur Post gesandt und mußte warten, bis alle die „Jewitsche“, die Arbeiter des großen neuen Kanals, abgefertigt waren. Sie sandten von ihrem Lohn an ihre Lieben daheim und Achmet horchte athemlos, wie sie den Inhalt ihrer Briefe angaben: drei Rubel, fünf, sechs Rubel; mehrere sagten zwölf Rubel, einer sogar fünfzehn! Und das gelang diesen armen Jewitschen, diesen Elenden und Darbenden, die den ganzen Tag arbeiteten, nachts ein hartes Lager auf den Britschen in den niedrigen Baracken fanden und sich doch noch das Nothwendigste entzogen, den Schnaps, die Cigarette, nur um für ihre Familien zu sorgen! Achmet sah ihre Kleidung: die zerfetzten Leinenanzüge, die schlechten Fellein (Lederschuhe) oder auch die schweren Pelze, die gnädig verbargen, was an Kleidung darunter fehlte. Und er! Er hatte sich nicht entblödet, sich ein Paar neuer, schöner Stiefel zu kaufen, die den Lohn von einigen Monaten aufzehrten, und er hatte sich dessen nicht einmal geschämt. Wie war er schlecht, wie lieblos, wie treulos handelte er an seiner Königin! Er mußte sparen, sparen, mindestens fünfzehn Rubel, er durfte sich doch nicht von solch einem

armen Jewitsch austreten lassen! Jetzt galt es, jetzt mußte er zeigen, wessen er fähig sei! Er versagte sich alles: die Cigarette, das Endchen Burt, das Glas Thee, das er sich manchmal des Abends noch erlaubt hatte; ja, er scheute sich nicht, dem Dwornik (Portier) seine Hüfte anzubieten und ein paar Kopfen für das Wassertragen und Unkrautjäten anzunehmen. Freilich, ganz, ganz ohne Ausgaben verlief fast sein Tag. Des Mittags trug er nun, solange es schon warm war, den kleinen Kofja spazieren, das Mäntelchen über dem linken Arm hängend, — man konnte ja nicht wissen, ob nicht doch plötzlich ein Regenschauer sein Vergnügen trüben würde. Das Kind wurde bald schlüfrig und lehnte den kleinen Kopf an Achmet's Schulter; die zarten Kinderarme schlangen sich fest um seinen Hals, so fest, daß er schließlich nur noch mühsam und hochroth im Gesicht seine Beschwörungsformel murmelte konnte: „Sieh da, ein Hundchen, ein Vögeltchen, ein Pferdchen, das wird der Kofja reiten, wenn er groß sein wird, ja, reiten wird er —“

Da tauchte an der Straßenecke im rothen Kittel der Maroschnik, der Eismann, auf; seine blendende Schürze leuchtete in der grellen Maisonette, und bei dem bekannten Rollen seines Karrens richtete sich der Schläfer auf und klatschte freudig in die Hände. Da schwanden alle Zweifel und Gewissensbisse: Kofja mußte seinen kleinen Ball Vanille- oder Fruchtis haben, und Achmet zog gehorsam das mitgebrachte Glastellerchen aus dem Stiefelschaft hervor. Bald sahen sie auf einer Bank, und der Tartar sah strahlend zu, wie das Kind mit dem kleinen Holzlöffel versuchte, sauber zu essen und auch nicht einen Tropfen zurückzulassen. Diese Ausgabe nahm Achmet mit in die Liste des Nothwendigsten auf, das gehörte zum Tageslauf, wie am Nachmittage die kleine Tafel Chokolade für Nadja und Sadscha.

Und nun hatte er doch schon bald die volle Summe zurückgelegt, o, wie er sich auf die Stunde freute, in der er sie endlich, endlich abfinden konnte! — — —

„Rahs, — dwa, — tri, — tscheteri, — Eins — zwei — drei — vier!“ zählte der Unteroffizier unermüdet und trabte im Takt neben seinen Soldaten her. Sie exerzierten, Achmet mit, auf einem kleinen Platz am Ende der Straße, der noch vom Pflaster verschont und sonst der unangefochtene Besitz aller Kinder und Hunde der Nachbarschaft war. Die vertriebenen Eigentümer hockten gesellig auf den Stufen der Häuser und zählten laut und ernsthaft mit: „Eins, zwei, drei, vier!“

Die alte Großmutter hinter den zerprüngenen Scheiben sah befriedigt hinaus und bemerkte wohlgefällig: „Der Hausias wird sein der Klügste, er zählt am genauesten; aber das Chästelche wird sein reich, wie ein Patriarch, er ist schon bei vier, wenn de andern erst sind bei de Eins!“

Achmet hatte weder Hausias, noch Chästelches Gaben; er war immer noch bei „tscheteri“, wenn die andern schon wieder frisch mit „rahs“ einsetzten.

Der Unteroffizier gab es auf, ihn zu berufen; er schüttelte nur noch fassungslos das Haupt, wenn er einen Augenblick aufbrachte, und Achmet an ihm taktlos vorbei stolperte. Was bewegte nicht heute alles Achmet's Herz? Am Morgen war der Offizier mit einem kleinen Koffer ins Lager abgereist, und beim Abschied hatte er zu Achmet gesagt: „Ich nehme die beiden anderen Denkschild mit mir, Du bleibst hier. Morgen ist Umzug, Du wirst gut helfen, nicht wahr?“

Achmet behauerte es mit brennenden Wangen und küßte seinem Herrn dankbar den Ellbogen. Er würde für alles sorgen, soviel er nur konnte!

In früheren Jahren war Frau Lusia stets ihrem Gatten ins Lager gefolgt und hatte mit ihm in der Parade gehauft. Es war eigentlich verboten, die Frauen mitzunehmen; es wurde jetzt auch nicht officiell gestattet, man drückte einfach ein Auge zu und fand es ganz beglücklich, bei einer „Wirthin“ Thee zu trinken, mochte der Samowar auch auf einer häßlichen, alten Kiste stehen. Nun aber mit drei kleinen Kindern, — das war zu viel, und Lusia entschloß sich während der Abwesenheit ihres Mannes lieber in ein billigeres Quartier überzusiedeln.

Da ruhte auf Achmet's Schultern die ganze Verantwortung! Und was ihn noch mehr bedrückte: hier hatte er endlich gelernt, den Möbeln ihren richtigen Platz anzuweisen und Porzellan und Geschirr gleich zu finden; kam nun alles in eine neue Umgebung, so mußte er wieder von vorn anfangen zu lernen! Und dort wurde ein anderer Maroschnik sein und ein fremder Krämer — und — und vielleicht keine Niederbortauerin im rothen Rod — — —

Nun war er ganz aus dem Takt, und der Unteroffizier ließ ihn eine Weile den Marschschritt allein üben. Es schien Achmet, als lächelten selbst die Judenkinder über seine Schmach!

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein seltsames Glück.

Nach dem Spanischen der Emilia Pardo Bazán von Elfa Kroll in Friedenau.



er Besitzstand der Familie Torres-Nobles de Zuencar war in alten Zeiten so ansehnlich und gesichert gewesen, wie kaum ein anderer im Bereich der spanischen Monarchie; allmählich aber fanden sich die Einkünfte durch politische Schwankungen und andere Widrigkeiten immer mehr beschnitten, bis es schließlich dem letzten Marquis von Torres-Nobles gelang, beinahe ganz fertig zu werden. Nach einem Leben in Saus und Braus zog sich dieser als Sechzigjähriger auf sein Landgut Zuencar, sein einziges noch nicht verschuldetes Besitztum, zurück und widmete sich hier lediglich der Pflege seines Körpers, der nicht weniger reparable bedürftig war, als seine zerrütteten Vermögensverhältnisse, — und da der Ertrag des Gutes immer noch einen mäßigen Aufwand gestattete, so organisierte er seinen Haushalt derartig, daß ihm keine Bequemlichkeit mangelte. Er hielt sich einen Haus-Caplan, zu dessen Nebenpflichten es gehörte, ihm die allerreactionärsten Zeitungen vorzulesen und zu erläutern, und der sich auch auf die einfachen Kartenspiele verstand, die der Herr Marquis liebte, — ferner einen Verwalter, der die Feldarbeiten geleitete und ihm den Beutel füllte, einen biden, phlegmatischen Kutscher, der die beiden Maulthiere vor

seiner Kalesche mit Grandezza lenkte, eine schweigsame, sorgsame, weder gefährlich junge, noch abfähernde alte Beschließerin, einen aus Madrid stammenden Kammerdiener, Ueberreist und Angedenken aus dem vergangenen wilden Leben, der die Sinnesänderung seines Herrn mitgemacht hatte und dabei so anständig und pünktlich wie früher geblieben war, und zu guter Letzt eine Köchin von wahrhaft goldener Reinlichkeit und großer Gewandtheit in der Zubereitung aller Schüsseln jener alten nationalen Küche, die den Magen befriedigte, ohne ihn zu reizen, und dem Gaumen behagte, ohne ihn abzustumpfen. Auf solchen vorzüglichen Nädern lief der Haushalt des Marquis, wie eine gut regulirte Uhr, und der alte Herr beglückwünschte sich täglich von neuem, daß er dem Strudel von Madrid entronnen und in den Hafen, — oder besser gesagt, — in den stillen Busen von Zuencar gelangt war. Seine Gesundheit festigte sich; Schlaf und Appetit kehrten zurück, und schon nach wenigen Monaten hatte er an Körpergewicht zugenommen, ohne an Befähigkeit zu verlieren, und seine Haltung war straffer geworden.

Wenn der Herr sich pflegte, so konnten sich auch die Dienstboten ihrerseits nicht beklagen. Damit sie ihn nicht im Stich ließen, gab er ihnen höheren Lohn, als sonst irgend jemand in der Provinz, und beschenkte und verhätschelte sie außerdem noch gewaltig. So waren sie denn zufrieden: wenig Arbeit, und diese wenige gleichförmig und geregelt; reichlichen Lohn und von Zeit zu Zeit eine Ueberraschung von ihrem freigebigen Herrn.

Einst war der December-Monat kälter, als es sich eigentlich für ihn geziemte, und auf den Wiesen und Feldern von Zuencar lag fußhoher Schnee. Da stieg unser Marquis eines Abends, seiner einsamen Vornehmheit müde und von einem unwiderstehlichen Verlangen nach menschlicher Gesellschaft erfaßt, in die große Wirthschaftsküche hinab. Er rückte nah an den Herd, wärmte sich die Handflächen, schnalzte mit den Fingern, ja lachte sogar mit über die Geschichten, die der Verwalter und der Schäfer mit echt andalusischer Schalkhaftigkeit zum besten gaben, und machte die Beobachtung, daß die Köchin sehr schöne Augen hätte. Unter anderen mehr oder minder ländlichen Unterhaltungsstoffen kam auch zur Sprache, daß die gesammte Dienerschaft gemeinschaftlich in der bevorstehenden Weihnachtslotterie ein Zehntel-Los zu spielen beabsichtigte.

Am folgenden Tage, in aller Frühe, schickte der Marquis einen Express-Boten in die benachbarte Stadt, und bei einbrechender Nacht erschien der gütige Herr, einige Papiere schwingend, in der Küche und verkündete seinen Dienstboten mit großer Herablassung, daß er ihre Wünsche erfüllt und ein Los zu der bevorstehenden Lotterie genommen hätte, von dem er ihnen zwei Zehntel-Anteile verehrte, während er mit den acht übrigen gleichfalls sein Glück versuchen wollte. Bei dieser Nachricht erhob sich in der Küche ein Freudengeschrei, vermischt mit Hodorufen und überschwenglichen Segenswünschen. Nur der Schäfer, ein alter Graubart voller Witz und Spruchweisheit, schüttelte den Kopf und behauptete, daß der, der mit vornehmen Herren zusammen spiele, „das Glück verstaube“, was den Marquis demmaßen aufbrachte, daß er den Schäfer ganz und gar von der Theilnahme an dem Glücksspiel ausschloß.

In jener Nacht schlief der Marquis nicht so im Handumdrehen ein, wie er sonst in Zuencar zu thun pflegte; einige Gedanken von der Sorte, wie sie nur alte Junggesellen zu peinigen vermögen, hielten ihn noch eine Zeit lang wach. Die Habgier, mit der seine Dienerschaft von dem möglicherweise zu gewinnenden Gelde gesprochen, hatte ihn durchaus mißfallen. „Dieses Volk“, so sagte er zu sich selber, „würde mich ohne weiteres im Stich lassen, wenn ihm nur der Beutel gefüllt wäre. Und was für Pläne haben diese Menschen! Celedonio (der Kutscher) will eine Edankwirthschaft aufmachen, — wahrscheinlich um seinen Wein selber zu trinken! Dann diese einseitige Doña Rita (dies war die Beschließerin), denkt sie nicht gar daran, ein Gasthaus einzurichten! Ja wahrhaftig, und was den Jacinto betrifft (den Kammerdiener), so hat der zwar nichts gesagt, aber immer nach Pepa (der Köchin) hinübergeschickt; Pepa ist, weiß Gott, kein übles Frauenzimmer, ich möchte wette, daß sie vorhaben, sich zu heirathen. — Wah! — Bei diesem Bah drehte sich der Marquis im Bette um und widelte sich besser ein, denn es war ihm im Nacken fast geworden, „was geht mich in Summa dies alles an? Wir werden ja nicht gleich das große Los gewinnen, und dann müssen sie auf mein Testament warten.“ — Und bald darauf schnarchte er behaglich.

Zwei Tage später fand die Ziehung statt, und Jacinto, der ein listiger Fuchs war, wußte es so einzurichten, daß sein Herr ihn in die Stadt schicken mußte, um irgend welche unentbehrlichen Vorräthe oder Gegenstände einzukaufen. Die Nacht brach ein; es schneite, was nur vom Himmel herunter wollte, und Jacinto war noch immer nicht heimgekehrt, obgleich er sehr frühzeitig ausgezogen war.

Die Dienstboten waren, wie immer, in der Küche versammelt, als sie den dumpfen Hufschlag eines Pferdes auf dem frischgefallenen Schnee erklingen hörten, und gleich darauf ein Mensch in dem sie ihren Gefährten Jacinto erkannten, wie eine Bombe hereinplante. Sein Gesicht war blaß und entstellt, er zitterte und vermochte mit erstirter Stimme nichts weiter hervorzubringen als: „Das große Los!!!“

Der Marquis befand sich gerade in seinem Arbeitszimmer; die Füße in eine wollene Decke gewickelt, rauchte er eine Havanna, während ihm der Caplan die „politischen Kleinigkeiten“ aus dem „Künftigen Jahrhundert“ vorlas. Plötzlich unterbrachen beide die Lectüre, um auf den Lärm zu horchen, der aus der Küche hereindrang. Erst glaubten sie, daß sich die Dienerschaft streite; aber nachdem sie zehn Secunden lang gelauscht hatten, überzeugten sie sich, daß es nur ein Freudengeschrei war, allerdings ein so unarticulirtes, wahnwitziges, daß der Marquis, voller Born über solche anscheinende Respects-Verletzung, den Caplan abschiedte, um nach der Ursache zu forschen und Ruhe zu gebieten. Nach höchstens drei Minuten kam der Ausgesandte zurück, ließ sich auf den Diban fallen und stieß mit heiferer Stimme hervor: „Ich erside!“ — Dabei warf er seine Halskrause ab und zerriff sich die Weste, indem er sie aufknöpfen wollte. Erschrocken eilte ihm der Marquis zu Hülf, und nachdem er ihm mit dem „Künftigen Jahrhundert“ eine Weile Kühlung zugeweiht hatte, gelang es ihm schließlich, einen verständlichen Satz rudweise aus dem Aufgeregten herauszubringen:

„Das große Los — wir ha . . . a . . . ben das gro . . .“

Trotz seiner Körperschwäche rannte unser Marquis mit unerbörter Geschwindigkeit zur Küche hin; allein hier bot sich ihm ein so seltsames Schauspiel dar, daß er verwundert auf der Schwelle still stand. Celedonio und Doña Rita führten einen Tanz auf, — ich weiß nicht, ob den Jaleo oder die Cadudia, bei dem sie, wie Springpüppchen, in die Höhe sprangen und sich fortwährend auf die Schuhsohlen klopfen; Jacinto hatte einen Schmel in seine Arme gefaßt und drehte sich mit diesem wild und zärtlich im Kreise, Pepa schlug mit einem Casserolen-Stiel gegen die Bratpfanne, was eine grausame Musik abgab, und der Verwalter wälzte sich am Boden, wobei er in einem fort „Hurrah, Hoch!“ schrie oder, richtiger gesagt, brüllte.

Kaum hatten die Unsinigen den Marquis erblickt, so stürzten sie mit offenen Armen auf ihn los, — und da war kein Entrinnen, sie zogen ihn mit Gewalt in den Tumult; sie fangen und tanzten um ihn herum, und einer warf ihn dem andern zu, als ob er ein Gummiball wäre. So jagten sie ihn durch die ganze Küche, bis sie endlich merkten, wie zornig er war, und ihn auf dem Fußboden absehten; doch da kam er vom Regen in die Traufe, denn nun sahte ihn die Köchin Pepa um die Taille und riß ihn nolens volens in eine schwindlige Galoppade hinein, während der Verwalter ihm einen Weinschlauch präsentirte und ihm dringlich zuredete, doch einen Schluck zu probiren, indem er versicherte, daß es ein vorzügliches Getränk wäre; was er freilich aus guter Quelle wußte, da er bereits fast den ganzen Inhalt des Schlauches sich zu Gemüth gezogen hatte.

Endlich riß der Marquis sich los und stützte in seine eigenen Gemächer. Es drängte ihn, seinem Aergere Luft zu machen, dem Caplan von der Dreistigkeit seiner Leute zu erzählen und über das große Los mit ihm Rath zu pflegen. Zu seiner großen Ueberraschung kam ihm der Caplan entgegen, in seinem Mantel gehüllt und den Hut tief ins Gesicht gedrückt.

„Wohin geben Sie, Don Calixto, Menschenkind!“ rief der erstaunte Marquis.

Was war da weiter? Mit seiner Erlaubniß ging Don Calixto nach Sevilla, um seine Familie zu besuchen, ihr die frohe Nachricht mitzutheilen, persönlich seinen Anteil, ein Pöstchen von einigen tausend Thalern, einzulassiren.

„Und mich lassen Sie im Stich? Und wer soll denn nun — — —?“

In diesem Augenblick steckte der Kammerdiener seine spitze Nase zur Thür herein. Wenn der Herr Marquis nichts dagegen hätte, so wollte er gleichfalls gehen und einstreichen, was ihm zugefallen wäre. Der Marquis erhob seine Stimme und hielt ihnen vor, daß man ja geradezu vom Teufel besessen sein müßte, um zu solcher Tagesstunde und bei fußhohem Schnee aus dem Hause zu laufen, worauf Don Calixto und Jacinto einstimmig erwiderten, daß um zwei Uhr der Zug die nächste Station passire, und daß sie bis dahin zu Fuß oder sonstwie gelangen würden. Und schon öffnete der Marquis den Mund, um zu sagen: „Jacinto bleibt hier, denn ich brauche ihn,“ als der Kutscher seinerseits sein röthliches Antlitz im Thürrahmen zeigte und sich mit unverdämmerter Fröhlichkeit von seinem Herrn verabschiedete, weil er sich aufmachte, — er freilich! —, um jene Gelder in Empfang zu nehmen.

„Und die Maulthiere?“ schrie sein Herr, „und die Kutsche, — wer soll die nun führen, höre mal, Du!“

„Den Euer Gnaden dazu bestimmen, denn ich kutschire nicht mehr!“ antwortete der Koffelentrer und trat zur Seite, um Doña Rita vorbeizulassen. Diese kam nicht, wie sonst, so zaghaft herein, als ob sie auf Eiern ginge, sondern ganz aus Hand und Band, ausgelassen und übermüthig klapperte sie mit einem mächtigen Schlüsselbunde, das sie dem Marquis nebst Gebrauchsanweisung aufdrängte: „Das hier ist nämlich der zur Speisekammer, Euer Gnaden — und hier zur Garderobe, — und hier zum — —“

„Zum Kuckuck, der Dich und Dein ganzes Geschlecht holen möge, alte Derr! Jetzt soll ich mir wohl mein Pöfelfleisch und meine Erbsen selber holen? — Geh zum — —“

Den Schluß der Bewünschung hörte Doña Rita nicht mehr, denn sie ging pfeifend zur Thür hinaus, und hinter ihr die übrigen, und zuletzt der Marquis selber, der den Abtrünnigen zornentbraunt durch alle Zimmer nachließ. Fast hätte er sie in der Küche eingeholt; sie aber noch auf den Hof hinaus zu verjagen, dazu war ihm die Temperatur doch zu eifig. Im Mondschein, der den schneebedeckten Boden wie Silber erglänzen ließ, sah er sie fortziehen: An der Spitze Don Calixto, darauf Celedonio und Doña Rita Arm in Arm, zuletzt Jacinto und neben ihm, dicht an ihn geschmiegt, in schattenhaftem Umriß eine weibliche Gestalt, — die Köchin, — also auch Pepilla! Der Marquis ließ seine Blicke durch die verlassene Küche schweifen; er sah das Herdfeuer im Erlöschen und vernahm ein Knurren: am Fuße des Herdes lag, der Länge nach hingestreckt, der Verwalter und schlief seinen Rauch aus.

Am nächsten Morgen bereitete der Schäfer, der gefürchtet hatte, „das Glück zu verstauben“, für den Marquis von Torres-Nobles de Zuencar ein Gericht aus Brod und Knoblauch und einigen anderen Ingredienzen, und so konnte dieser edle Herr an dem ersten Tage, wo er als Millionär erwachte, doch etwas Warmes genießen. —

Die prunkvolle Installation des Herrn Marquis in Madrid brauche ich wohl nicht zu beschreiben; das aber darf ich nicht verschweigen, daß er einen Koch nahm, dessen Schüsseln ebenso viele gastronomische Dichtungen waren. Es wird vermuthet, daß die Geschicklichkeit dieses hervorragenden Künstlers, die dem Marquis ungemein zusagte, die Krankheit verschuldete, an der er starb. Ich halte indessen den Sturz und den Schreden an dem Tage, wo seine prachtvollen englischen Pferde durchgingen, für die wahre Ursache seines Hinscheidens, das kurze Zeit nach seinem Einzug in den neu möblirten Palaß in der Alcalá-Straße erfolgte.

Bei der Testaments-Eröffnung fand sich, daß der Marquis zu seinem Erben den Schäfer von Zuencar eingesetzt hatte.



Nachdruck verboten.

Amanda Lindner.

Von Eugen Zabel in Berlin.

Siehe das Portrait Seite 148.

er berühmte italienische Schauspieler Tommaso Salvini weist in den unlängst erschienenen Erinnerungen an seine fünfzigjährige Künstlerlaufbahn mit Recht darauf hin, von wie großer Bedeutung der Besitz schöner äußerer Mittel für die Bühnendarstellung ist, und bedauert es, wenn dieser Vorzug von jungen Leuten, die sich dem Theater widmen, oft unterschätzt wird. Scharfer Verstand und angepannter Fleiß werden auf den weltbedeutenden Brettern immer nur Unvollkommenes zu Stande bringen, wenn das Talent nicht durch eine gefällige Erscheinung, ein ausdrucksvolles Mienenspiel und ein wohlklingendes Organ unterstützt wird. Lieber als die sogenannten denkenden Künstler, die es in ihrer Spielweise nicht über trodne Bleistift-Zizzen hinausbringen, sind uns immer die naiv schaffenden Naturkinder gewesen, die über frische Empfindung und Phantasie verfügen, und denen mit ihrer Persönlichkeit eine gültige Fee einen Empfehlungsbrief für die spätere Laufbahn in die Wiege gelegt hat.

Zu diesen sympathischen Erscheinungen, denen die Günst des Publicums als freiwilliges Geschenk zusiegt, gehört auch Amanda Lindner, eines der beliebtesten Mitglieder des Berliner Schauspielhauses, das in der vollen Blüthe der Entwicklung steht und nicht nur zahlreiche Erfolge aufzuweisen hat, sondern für die Zukunft immer reifere und gehaltvollere Früchte ihres Fleißes und Talentes verspricht. Wer die Künstlerin in einer idealen Rolle erblickt, in der sie sich alle Vortheile einer materialistischen Kostümierung zu Nutzen machen kann, oder sich in einer modernen Lustspiel-Aufgabe an ihrem ungezwungenen Humor erfreut, muß sich sagen, daß über den Beruf der jungen Dame von Hause aus kein Zweifel entstehen konnte, daß der Weg zur Bühne ihr am nächsten lag. In der That hat Amanda Lindner bereits in früher Jugend die Coulissen-Welt kennen gelernt und dabei Freude und Leid, wie sie die Jahre der Entwicklung mit sich bringen, erfahren. Doch dauerte es einige Zeit, bis man genau sagen konnte, für welches Fach der dramatischen Kunst sie sich eignen würde. Eine Weile schien es sogar, daß sie dem gesprochenen Wort im Drama untreu werden und sich ganz dem Ballet zuwenden wollte, auf das sie ihre hohe, schlanke, ebenmäßige Gestalt und die Anmuth ihrer Bewegungen hinwies. Eine ihrer Schwestern hat sich denn auch der Muse der Tanzkunst verschrieben, während eine andere gleichfalls Schauspielerin geworden ist. Amanda Lindner erkannte bald, daß die stumme Sprache der Pantomime, soviel sich durch sie auch ausdrücken läßt, ihr auf die Dauer keine Befriedigung gewähren würde. Das Studium unserer großen Dichter wies sie auf das Gebiet der Menschendarstellung hin, bei der das mimische und pantomimische Spiel nur einen Theil der Charakteristik bilden, während der Hauptnachdruck auf das Befestige, die Hörer erwärmende und hinreichende Wort gelegt wird.

Amanda Lindner ist ein Leipziger Kind und kam mit dem theaterfreundlichen Publicum der Reichstadt schon frühzeitig in Berührung. Man erinnert sich dort ihrer noch genau von den Kinderrollen, die sie zu spielen hatte. Als Walter Zell mußte sie sich unzählige Male vor die gespannte Armbrust des Befreiers der Schweiz stellen, dem grimmen Landvoogt ins Auge blicken und sich den Apfel vom Kopf schießen lassen. Als Julius Wäpfl in den „Wohlthätigen Frauen“ verhalf sie dem hausbadenen, gesunden Humor Adolph L'Arronge's ebenfalls zum gefälligen Ausdruck. Amanda Lindner war weit davon entfernt, für ein Wunderkind gehalten zu werden. Sie fiel aber durch ihr natürliches, anmuthiges Wesen angenehm auf, und der Vater, der ein tüchtiger Geschäftsmann war und länger als dreißig Jahre die Stellung als Procurist in einer großen Leipziger Buchdruckerei bekleidete, sah in dem bescheidenen Donator, das die kleine Amanda für ihre Leistungen nach Hause brachte, einen erfreulichen Zuspruch zur Wirtschaft, obwohl er von einer theatralischen Laufbahn seiner Tochter lange nichts wissen wollte. Als die Stunde der Entscheidung darüber herankam, was aus dem jungen Mädchen werden sollte, dessen hübsche Erscheinung sogleich für sie einnahm, gaben die kluge Ueberlegung und der feste Wille der Mutter zu Gunsten der schauspielerischen Laufbahn den Ausschlag. Man dachte nun daran, ihr einen gebihrigen Unterricht zu theil werden zu lassen, und wollte aus ihr eine tüchtige Tänzerin machen. Mit Fleiß und Liebe unterzog sie sich den Unterweisungen, die sie von ihrer Lehrerin erhielt. Alles, was sie auf diesem Gebiete versuchte, gelang ihr bis zu einem gewissen Grade recht gut. Aber die Bas, die sie zu tanzen hatte, gewährten ihr auf die Dauer doch keine rechte Genugthuung. Sollte es so schwer sein, dachte sie, auf der Grundlage, die sie als Kind gelehrt hatte, an der Ausbildung ihres schauspielerischen Talentes weiter zu arbeiten und das Gefühl in Worten, wo es sich am lebhaftesten kundgibt, ausströmen zu lassen? Was sie vor Jahren gespielt hatte, verdankte sie ihrem glücklichen Instinct und der Gabe, das, was sie von anderen gesehen hatte, nachzuahmen. Jetzt handelte es sich darum, mit vollem Bewußtsein Künstlerin zu werden und die seltenen weiblichen Vorzüge, deren sie sich zu erfreuen hatte, charakteristisch zu verwerthen!

Amanda Lindner fühlte, daß sie noch viel zu lernen habe, so eifrig sie sich auch dem Studium der Rollen hingab. Damals war in Leipzig Antonie Baumeister engagirt, die eine treffliche Schauspielerin und vielleicht eine noch bessere Lehrerin war. Bald gebieh das junge ehrgeizige Ding so weit, daß es den Flug über die große, aber auch gefährliche Bahn des Ruhms wagen konnte. Das erste wäre gewesen, sich auf Grund der Erfahrungen, die sie gesammelt hatte, in ihrer Vaterstadt Leipzig zu versuchen. Aber die Schwierigkeit, die sich der Erfüllung dieses Wunsches entgegenstellte, war eine doppelte. Nach dem alten Sprichwort, daß der Prophet in seinem Lande nichts gilt, hatte man zu Amanda Lindner kein rechtes Vertrauen, weil man sie von ihren allerersten Anfängen auf der Bühne kannte und das Schwanken zwischen Ballet und Schauspiel den Anschein erweckte, als verfüge sie überhaupt nicht über eine stärkere individuelle Anlage. Ferner waren aber die Fächer in Leipzig reichlich besetzt. Vor jeder Rolle stand eine eingepielte Künstlerin, die mit der Günst des Publicums schalten und walten konnte, wie sie wollte, und die

entschlossen war, ihren schauspielerischen Besitz, wie die Löwin ihr Junges, zu verteidigen. In großen Theatern kann eine Anfängerin über Nacht zu Stellung und Namen kommen, wenn plötzlich im Personal eine Lücke eintritt oder eine Vorstellung ohne die jüngere, zum Einspringen schnell bereite Kraft abgesetzt werden mußte. Oft kommt es aber auch vor, daß junge Talente an solchen Bühnen jahrelang aufgehoben werden und die schönste Zeit, die zu ihrer Entwicklung verwendet werden könnte, verloren geht. Dann ist es das Geschickste, allen ehrgeizigen Plänen zunächst zu entsagen, sich in kleinere Verhältnisse zu begeben und dort alles zu spielen, was der Tag gerade bietet, um überhaupt nur vorwärts zu kommen. Vielleicht hätte Fräulein Lindner die Energie zu einem solchen Entschluß nicht gehabt und sich damit begnügt, als dritte Kraft zu dienen, und sich in dem beschämenden Gefühl, für das Gediehen des Leipziger Kunstlebens ziemlich gleichgültig zu sein, noch weiter herumgedrückt. Sie lebte bei ihren Eltern und war an Selbstständigkeit nicht gewöhnt, sodas ihr der Gedanke, Vater und Mutter entbehren zu sollen, zunächst unerträglich war.

Der Vorzug, trotzdem in die Ferne zu ziehen und praktisch etwas Nützliches zu lernen, ging von Coburg aus, wo der Cabinetsrath Beder damals Intendant war. Auch er wurde zunächst durch die schönen äußeren Mittel des Mädchens bestochen. Er sah darin mit Recht ein Instrument, wie es zum schauspielerischen Erschaffen weiblicher Charaktere nicht besser gedacht werden konnte. Der Intendant hatte zu der Novize ein so großes Vertrauen, daß er ihr einen vierjährigen Contract anbot, der auch, nachdem die Eltern ihre Zustimmung gegeben hatten, angenommen wurde. Anfänglich schien es, als sollte Amanda Lindner an der kleinen thüringischen Residenz schnell emporenwachsen und der Liebting des Publicums werden. Sie träumte von den idealen Gestalten Schiller's und Goethe's, die sie zu verkörpern gedachte, und zu denen sie durch ihre Persönlichkeit hingewiesen wurde. Aber der Spielplan der Coburgischen Hofbühne setzte sich im wesentlichen aus modernen Stücken zusammen, für die es ihr an Leichtigkeit des Auftretens, Welterfahrung und der Schärfe des Conversations-Tones fehlte. Der Herzog erkannte nicht nur diesen Uebelstand, sondern gab auch werthvollen Rath, indem er sein Mitglied nach dem ersten Jahre freiließ und mit einer Empfehlung zu dem Herzog von Meiningen schickte. Herzog Georg, ohne Frage einer der Ersten aller Regisseure, der meisterhafte Erschaffer prächtiger scenischer Bilder, war damals noch in voller Kraft, unternehmend und thatenlustig. Er suchte die Schätze unserer klassischen Poesie in ihrer herrlichen Schönheit neu vor unseren Augen erscheinen zu lassen. Er war aber auch immer auf der Suche nach neuen Talenten, die er seinem unübertrefflichen Zusammenpiel einfügen konnte. Der fertige Ruhm wäre für ein kleines Theater eine zu kostspielige Sache gewesen. Aus der Anfängerin, die so ungewöhnliche Gaben und zugleich eine große Bescheidenheit besaß, hoffte er, etwas machen zu können. Auf den zahllosen Proben, die zu jeder Neu-Inszenierung in Meiningen erforderlich waren, und die der Herzog mit beispielloser Geduld selbst von seinem Parkettplatz aus leitete, lernte die junge Künstlerin das Beste, was sie sich seitdem überhaupt angeeignet hat. Waren die Proben zu Ende, so ließ sie es sich nicht nehmen, auch noch den Rath und die Unterweisungen der Gattin des Herzogs, der Freiin von Helldorf, in Anspruch zu nehmen, die als frühere Schauspielerin und als hochgebildete Frau sie ungemein und schnell förderte.

Fräulein Lindner machte die Fahrten der Meiningener Gesellschaft, die sich nach allen Himmelsrichtungen erstreckten, getreulich mit. Sie begann, sich zunächst am Rhein, in Mainz, Barmen und Düsseldorf in den neuen Stil einzuleben. Dann kam sie im Jahre 1887 nach Berlin, wo der Herzog die von ihm inscenirte „Jungfrau von Orleans“ in dem mittlerweile abgebrochenen Victoria-Theater aufzuführen ließ. Das war eine dramaturgische That, wie wir sie in der deutschen Reichshauptstadt lange nicht gesehen hatten, und die einen Sturm von Begeisterung erregte. Es waren nicht allein der Glanz der Decorationen und Kostüme, der die Zuschauer entzückte, sondern vor allem der feine, geschmackvolle, echt künstlerische Gebrauch, der von diesem gewaltigen Apparat gemacht wurde, die genaueste Anlehnung an die Absichten des Dichters und die unvergleichliche Art, wie sie für das Auge der Zuschauer lebendig gemacht wurden. Und in der Mitte dieser glanzvollen Auf-führung stand Fräulein Lindner als Trägerin der Titelrolle, bei deren Darstellung sie zeigen konnte, wie schnell sie über sich selbst hinausgewachsen war. In dem Charakter der Jungfrau sind drei Phasen des Seelenlebens enthalten, die innerlich verschmelzen müssen, sodas wir es deutlich sehen und im Herzen daran glauben können, wie die schlichte Hirtin sich in die gottbegeisterte Seherin verwandelt und aus dieser wieder die Heldin herauswächst, die ihr Vaterland gegen den Feind verteidigt und vor sicherem Untergang rettet. Das alles gelang der Schauspielerin in vorzüglicher Weise. Mit einem Schlag war sie jetzt an das Ziel ihrer lange gehegten Wünsche und Hoffnungen gelangt und eine allgemein anerkannte Künstlerin geworden. Aufmerksame Beobachter erkannten sogleich, daß diesem Talent alles mühsam Ausgeklügelte fernliege, daß sie nur das gut darstellen könne, was sie sofort mit dem Gefühl erfährt und in ihrer Phantasie ausarbeitet. Sie spielte nicht die Jungfrau von Orleans, sondern sie war es; wie es vielen scheinen wollte, die es nicht vergessen, daß auch zu der glücklichsten Inspiration immer noch ein tüchtiges Stück technischen Könnens und verstandesmäßiger Arbeit kommen muß, um das wahre Kunstwerk ins Leben zu rufen.

Amanda Lindner hat als Mitglied der Hofbühne von Meiningen auf deren Fahrten viel von der Welt kennen gelernt. Sie zog nicht nur durch viele deutsche Städte, sondern auch nach Schweden, Norwegen und Dänemark. Sogar zu unseren östlichen Nachbarn, den Russen, mußte sie wandern, und von der Anerkennung, die dem Gesamtunternehmen zu theil wurde, fiel ein wesentlicher Antheil auch auf sie, zum Beweis, daß der Herzog mit seiner Bühne eine wahre Hochschule für aufstrebende Talente ins Leben gerufen hatte. Es wurden damals verschiedene Versuche gemacht diese bedeutende Kraft der Hofbühne in Meiningen zu entziehen. Unter anderem bewarb sich das Wiener Hofburg-Theater um Fräulein Lindner, die aber, von allen übrigen idealen Vortheilen abgesehen, dem Institut durch das Gefühl der Dankbarkeit verpflichtet war und ihm so lange treu blieb, bis der Herzog, den die Beschwerden des Alters allmählich zu drücken angingen, sich in seiner großen und verantwortlichen Arbeit entlasten wollte und die Gastspiele

einstellte. Der größte Theil des kostbaren Fundus mit seinen schönen Kostümen, Requisiten und Decorationen wurde verkauft. Die Hauptkräfte, deren Gagen unter so vereinfachten Bedingungen über den Etat des Hoftheaters hinausgingen, wurden frei und suchten für ihre Thätigkeit ein anderes Feld. Diese Situation machte sich das Berliner Schauspielhaus zu nütze, indem es Fräulein Lindner zuerst mit einem dreijährigen, später mit einem fünfjährigen Contract für sich gewann und die Freude hatte, alle die Erwartungen, die sich an dieses Engagement knüpften, in Erfüllung gehen zu sehen.

Amanda Lindner gereicht dem Berliner Hoftheater auf zwei Gebieten zu besonderer Ehre: in ideal phantastischen Rollen, die auf einen einfachen, schlichten Herzenston gestimmt sind, ohne eine complicirte Art der Charakteristik zu verlangen, und in heiteren, neckischen Aufgaben, bei denen die Künstlerin eine der schönsten Gaben der Mutter Natur, ihren liebenswürdigen Humor, spielen lassen kann. Neben der erwähnten „Jungfrau von Orleans“ glücken ihre Rollen, wie Gretchen im „Faust“, Clärchen im „Egmont“, Margarethe in der „Bluthochzeit“, Borzia im „Kaufmann von Venedig“, „Eliher“ im Fragment von Grillparzer und „Maria Stuart“ am besten. In dem Schauspiel „Hadassa“ von Georg Engel hatte sie im vorigen Winter die Titelrolle zu spielen, ein blühend schönes Weib, das ihrem Vater, dem Arzt Marodonius, geraubt wird, um das Weib des Königs Ahasverus von Persien zu werden. Sie heilt ihren Gemahl von dem Wahnsinn erträumter Gottähnlichkeit, sie beruhigt seinen wilden Sinn, wie Scheherazade, durch hohe Märchen und macht sich dadurch zur Königin und holden Gefährtin seines Herzens. Fräulein Lindner zeigte in dieser Rolle alle Vorzüge ihrer Erscheinung und ihres Temperamentes. Allbekannt ist ihre reizende Mandanika in dem alten, von Emil Pohl bearbeiteten Märchen-Drama „Basantafena“ geworden, worin ihr namentlich das schelmische Reden des weiberfeindlichen Maitreja auf das glücklichste gelang. Diese Wärme, Innigkeit und Natürlichkeit echt weiblichen Empfindens, nebst dem fröhlichen, harmlosen Humor machen die Künstlerin zu einer der verwendbarsten und beliebtesten Mitglieder des Berliner Hoftheaters.

Nachdruck verboten.

Nachtgedanke.

Uhricken —, Lampenschimmer —,
Im Holze klopft der Wurm;
Und draußen, mit Gewimmer,
Mit Brausen tobt der Sturm.

Das ist des Herrgotts Stimme,
Das ist der Allmacht Faust,
Vor deren starkem Grimme
Dem Staubgebor'nen graust.

Hier in der warmen Klaus
Halt' ich nur kurze Raft;
Dort draußen mein Zuhause,
Hier drinnen bin ich Gast!

Wie lange mag es dauern,
Dann steht mein Plätzlein leer,
Und in des Sturmwind's Schauern
Zieht auch mein Odem her.

Johannes Wilda.

Nachdruck verboten.

Möbel der Königin Marie Antoinette.

Von Julius Lessing in Berlin.

Siehe die Abbildungen Seite 152.

Das königliche Kunstgewerbe-Museum in Berlin ist im letzten Jahre in den Besitz eines Mobiliars gelangt, bei dem die Erinnerungen an die beiden meist genannten Königinnen aus dem Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts in merkwürdiger Weise sich vereinigen. Die Möbel selbst gehören zu dem Höchstvollendeten der ornamentalen Kunst Frankreichs; angefertigt sind sie für die Königin Marie Antoinette von Frankreich und späterhin benutzt von der Königin Luise von Preußen. Im Andenken an diese hohe Frau wurden sie sorgsam in einer hannoverschen Familie aufbewahrt und befinden sich daher in einem Zustande so guter Erhaltung, wie man es bei Stücken jener Zeit selten trifft.

Das Mobiliar setzt sich jetzt aus sechs Gegenständen zusammen: drei Lehnstühle, ein einfacher Stuhl, ein Densschirm und der Bezug des Sophas, dessen Gestell leider zu Grunde gegangen ist.

Die Möbel sind aus hartem Holz geschnitten und völlig vergolbet. Der Verfertiger ist der berühmte Hofstischler Ludwigs XVI., G. Jacob; jedes Stück trägt den Namen als Stempel eingegraben. Die Schnitzerei erreicht den höchsten Grad technischer und künstlerischer Vollkommenheit; das Blattwerk, die Blumenranken erscheinen wie aus Bronze eifert. Die Formen zeigen den Stil Louis XVI. in seiner späteren Zeit, die schon den Classicismus des empirs vorbereitet; man wird sie ziemlich genau auf 1780 datiren dürfen. Die Motive des Ornamentes weisen sämmtlich auf den etwas sentimentalen, mit Liebes-Emblemen tündelnden Geschmack der Zeit; die Pfosten der Lehne bilden die Blumen-umwundenen Fadeln des Hymen, aus denen oben die Flammen als Bekrönung hervorlodern; die Füße sind die Pfeilbündel Amors; die Lehnen ruhen auf Sphingen und enden vorn in zottige Thiere, die man leicht für Löwen halten könnte, die sich aber als Schopfhündchen ausweisen, in der Art des King Charles; sie sind wohl zweifellos nach einem Lieblingsstiere der Königin modellirt. Die Bekrönung der Lehne besteht aus Füllhörnern mit Frucht- und Blumengewinden, die von Schleifen zusammengehalten werden. Die Enden der Füllhörner bilden zwei Köpfe, den des gallischen Hahnes und des österreicherischen Adlers. Schon

durch diese Verbindung, die lediglich dem königlichen Paare Louis XVI. und Marie Antoinette zukommt, wird die ursprüngliche Bestimmung der Möbel zweifellos.

In dem einfachen Stuhl und dem Ofenschirm wiederholen sich dieselben Motive. Fast ebenso vollständig erhalten wie das Schnitzwerk, sind die Bezüge, — eine besondere Seltenheit. An den Lehnsflächen haben wir auch noch die alte Polsterung. Der Sitz ist vertieft und mit einem dicken Daunenfüßchen ausgefüllt, die Lehne flach gepolstert. Der Bezug von hell-lila Seide, mit farbiger Seide und etwas Metallfitter gestickt, stellt eine Arbeit von höchster Feinheit und Vollendung dar. Schlanke Ranken mit lichtgrünen Akanthus-Blättern breiten sich über das Blatt; eingeschlossen sind kleine rechteckige Tafeln, auf denen Landschaften chinesischen Geschmacks mehr angedeutet als ausgeführt wurden.

Die Zeichnungen sind, entsprechend dem Sitz und der Lehne, flach und aufsteigend gehalten. Einer der Lehnsüßle zeigt jetzt als Bezug eine Stiderei, einen runden, mit Schleifen gezierten Kranz, die nicht an diese Stelle gehört, unzweifelhaft aber zu demselben Mobiliar; sie rührt wohl von einem seitdem verlorenen Taburet oder Sophasien her. Der Ofenschirm wird von beiden Seiten gleich gearbeitet. Der einfache Stuhl (mit neuerer Polsterung) ist mit einem in Weberei leicht geblühten Seidenstoff bezogen, der sich auch an der Rückseite der Lehnsüßle befindet. Alle Möbel haben gewebte Borten in gleichen Farben, sowie feine, seidene Passamenten.

Die Decke des Divans enthält die gleichen Motive, wie die Lehnsüßle in drei Feldern.

Ueber Herkunft und die weiteren Schicksale des Mobiliars können wir uns ein ziemlich sicheres Bild machen. Die Möbel tragen jetzt noch, innen an der Barge eingeklebt, die alten Inventar-Zettel mit der Aufschrift: Boudoir de la reine à Versailles. Derartige Zettel werden in den Schlössern von den Castellanen angebracht, um bei Reinigungsarbeiten die herausgehakten Möbel leicht wieder einordnen zu können. Die hier vorhandenen entsprechen vollständig den sonst von Versailles bekannten Zetteln; sie sind unzweifelhafte Documente.

Der Raum, in dem die Möbel in Versailles standen, ist noch in ziemlich gutem Zustande erhalten und in einer, unserem Mobiliar ganz verwandten Weise, in feinsten Schnitzerei des Holzgefäßes decorirt.

Die Revolution hat mit dem Mobiliar des Schlosses aufgeräumt. Nicht weniger als 17,182 Nummern sind in öffentlicher Auktion in Versailles vom 25. August 1793 bis 11. August 1794 verkauft. Hierbei umfasst eine einzelne Nummer oft ganze Zimmer-Einrichtungen. Paris war damals mit dieser kostbaren Ware überfüllt. Eine zeitgenössische Zeitung berichtet: „on les retrouvait jusque dans les hotels garnis.“ Und ferner: „le plus grand nombre était détruit ou vendu a l'étranger.“ Es ist klar, daß hierbei der Werth der Stücke jämmerlich gesunken sein muß, und daß jedermann, der innerhalb oder außerhalb Frankreichs seine Räume prächtig einrichten wollte, die lothendste Kaufgelegenheit fand.

Unsere Möbel wanderten, wahrscheinlich durch Zwischenhandel, nach Pyrmont. Die Wäder von Pyrmont waren im vorigen Jahrhundert sehr geschätzt. Im Jahre 1797 war dort König Friedrich Wilhelm II. mit seinem Hofhalte zur Kur; zum Besuche erschienen der Kronprinz und seine junge Frau. Im Jahre 1806 kamen diese als königliches Paar, Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise, wiederum zu einem Kuraufenthalte, der in die Zeit kurz vor den Ausbruch des Krieges fiel.

Für diese königlichen Gäste reichte das eigentliche Badehaus nicht hin; es mußten verschiedene Nebenhäuser eingerichtet werden, und für solche Möblirungen bot Paris um 1797 einen sehr bequemen Markt. Daß man damals auf die Herkunft der Möbel aus den Zimmern der unglücklichen Königin besonderen Werth gelegt haben sollte, ist unwahrscheinlich; man wird es gar nicht beachtet haben.

Dagegen gab die Benutzung durch die Königin Luise den Möbeln eine neue Weihe. Pietätvoll wurden sie in der oben erwähnten Familie, die in Pyrmont wohnte, aufbewahrt und, als sie ihr Stadthaus verkaufte, auf ein ländliches Besitztum herübergenommen. Seit mehr als neunzig Jahren sind sie völlig unbekannt an derselben Stelle verblieben. Als sie nach Erlöschen der Familie im letzten Winter zum Verkaufe kamen, ermittelte es die Aufmerksamkeit eines vortrefflichen Kunststellers in Hannover, des Herrn Professors Dr. Haupt, daß unser Berliner Museum, schnell zugreifend, diesen Schatz sich für den öffentlichen Besitz sichern konnte.

Die Möbel sind von einer Schönheit, daß sie durch nichts, was sich aus jener Zeit in dieser Art erhalten hat, übertroffen werden. Für uns wird ihr Werth durch die Namen der ehemaligen Besitzerinnen noch in interessanter Weise erhöht.

Nachdruck verboten.

Kronprinz Victor Emanuel von Italien und seine Braut, Prinzessin Helene von Montenegro.

Siehe die Portraits Seite 145.

Die Söhne der schwarzen Berge können stolz sein: das kleine Montenegro macht Carriere, und dies verdankt es den schützenden Hütchen des großen Rußlands; denn ohne das Ansehen, das es unter diesem Schutze gewann, wäre die Verlobung der Fürstentochter mit dem Thronerben einer europäischen Großmacht ungeachtet aller persönlichen Wünsche kaum zu Stande gekommen.

Fürst Nicolaus I. besitzt sechs Töchter, die sich alle durch ihre eigenartige slavische Schönheit auszeichnen. Zwei von ihnen haben schon gute Partien gemacht. Die eine heirathete den Großfürsten Peter Nicolajewitsch, die andere den Herzog von Leuchtenberg; aber daß eine Königin werden würde, daran dachte wohl der Fürst selbst noch nicht, als der verstorbene Kaiser Alexander III. ihn seiner Zeit in

Auffehen erregender Weise als seinen „besten und einzigen Freund“ bezeichnet hatte.

In gewisser Weise ist dieser Verbindung der Savoyer mit dem Hause Petrowitsch Niegolsch, trotz der starken Verneinung, also eine gewisse politische Bedeutung nicht abzuspüren, wenn sich auch natürlich der künftige Wärmeegrad der bisher etwas erkalteten russisch-italienischen Beziehungen nicht prognosticiren läßt. Zunächst hat Kaiser Nicolaus II. als oberste Instanz seine Einwilligung zum Uebertritt der griechisch-katholischen Prinzessin Helene in die römisch-katholische Kirche ertheilt; die Verbindung hätte sonst nicht stattfinden können. Im italienischen Volke scheint man noch etwas enttäuscht über die bescheidene Wahl des Kronprinzen zu sein, während in Cetinje großer Jubel herrscht. Man wird sich aber auch in Italien wohl um so mehr mit diesen Schritten befreunden, als eine Handlung aus rein menschlichen Motiven, — und eine solche bedeutet diese Verlobung, selbst wenn sich überdies politische Konsequenzen ergeben, — an Fürstenthöfen nicht so oft gethan wird, und die daher wohl geeignet scheint, sich die allgemeine Sympathie allmählich zu erringen.

Kronprinz Victor Emanuel, der „Prinz von Neapel“, war ein schwächlicher Jüngling. Er entwickelte sich aber geistig und körperlich über Erwarten kräftig, gewiß zum Heile seines Volkes, das eines festen Leiters bedürftig ist. Er wurde am 11. November 1869 in Neapel geboren. Prinzessin Helene kam am 8. Januar 1873 in Cetinje zur Welt. Ihre Erziehung erhielt die schöne, interessante Prinzessin im kaiserlichen Erziehungs-Institut für Mädchen aus hochadligem Hause in Petersburg. Das junge Paar traf zuerst in Venedig, dann bei den Moskauer-Kronungstagen zusammen, worauf am 18. August die officielle Verlobung in Cetinje stattfand.

Nachdruck verboten.

October-Abend in der Schwalm.

Zu dem Bilde von H. R. von Volkmann in Karlsruhe. Siehe Seite 145.

Die Schwalm ist ein Nebenflüßchen der Eder. Sie entspringt auf dem Vogelsberg und durchfließt Theile von Oberhessen und den Regierungsbezirk Cassel. Die Schwalm-Landschaft, bekant wegen eigener Tracht und Sitte ihrer Bewohner, bietet dem Maler, sowohl was Genre als Landschaft anbetrifft, ein reiches Feld. Kein hervorzuhebendes, aber ein charakteristisches Motiv hat sich Volkmann hier zu seinem Stimmungsbilde ausgesucht. Das Bescheiden im Kleinen, die Freude hieran, nicht ohne Beimischung stiller Melancholie, das ist es, was wir in diesem October-Abend ausgedrückt finden, auch ohne von dem feinen Farbenvortrage ergriffen zu werden, der dem Original zuerkant werden muß. — Hans von Volkmann, der Sohn des leider zu früh verstorbenen berühmten holländischen Malers und Dichters, ist rasch zur Anerkennung gelangt und gehört seiner tiefen poetischen Auffassung wegen zu denjenigen jüngeren Künstlern, die diese Ehre vollkamt verdienen.

Nachdruck verboten.

Abschied von den Bergen.

Zu dem Bilde von Fritz Freund in München. — Siehe Seite 149.

Nun ist sie wieder einmal vorbei, die herrliche Reisezeit! Freilich war sie in diesem ungnädigen Sommer recht getrübt, und oft genug hat die im Berg-Hotel zusammengewürfelte Gesellschaft sich nach dem gemüthlichen, warmen Heim gesehnt, wenn die Wolken tief durch die Thäler jagten, von den Gipfeln überhaupt nichts zu sehen war, und Tag für Tag mit wilden Stürmen unendliche Regenschauer gegen die

fenster prasselten, sodaß man schlechterdings die längste Ferienzeit hindurch in dem einsamen Hause eingesperrt bleiben mußte. Einige Sommerfrischler hatten die Geduld verloren und misanthropisch der ganzen Gebirgswelt den Rücken gekehrt. Andere aber waren tapfer geblieben, und es schien merkwürdig, wie nun diese Menschen, die sonst von einander nichts gewußt, unter der Ungunst äußerer Umstände sich fest zusammen geschlossen hatten. Es war eine so homogene Gesellschaft geworden, wie nur möglich. Und dann wurden alle königlich belohnt. Die Bergspitzen tauchten nämlich endlich wieder auf; die liebe Sonne verklärte die tiefenden Matten und schlüpfrigen Gänge, und man konnte eine ganze Reihe herrlicher Partien unternehmen, die reichlich für alles überstandene Ungemach belohnten. Unter der frühlichen Gesellschaft befand sich auch der Maler dieses Bildes als einer der Fröhlichsten. Als nun endlich der Tag des schweren Scheidens gekommen war, wenigstens der, an dem der größte, das „Mückgrat“ der Reisegenossen bildende Theil heimwärts mußte, da stiegen alle miteinander noch einmal auf die berühmteste Aussichtspitze der Gegend, und der beliebte Maler setzte sich hin und skizzirte die ganze Gesellschaft, wie sie da oben rastend die wundervolle Gottesnatur bewunderte und wohl mit Wehmuth empfand, dies alles heuer zum letzten Mal genießen zu dürfen. Aus der Skizze wurde ein prächtiges Bild, das in der Vielfältigkeit nicht allein die Intimen erreute, die es eigentlich nur anging, sondern das auch in dem heute von uns gebrachten Schnitt alle die erbauen und mit Vorfreude über das nächstjährige Wiedersehen erfüllen soll, die überhaupt in diesem Jahre mit ein wenig verstimmtten Seelen von den sonst so geliebten Bergen schieden. Im nächsten Jahre aber wird der Sommer „haltbarer“ sein. Wir prophezeien dies, ohne die Absichten Herrn Jall's zu kennen, mit Stevedgeisheit; und das frühliche Fremdsche Bild soll den Glauben, daß alles gut werde, in die Herzen unserer verehrten Leserinnen und durch den Winter tragen. W. J.



frage.

Für Geld. — Ist es Damen wirklich zu verargen, wenn sie für Geld Handarbeiten anfertigen, um ihr Taschengeld zu vermehren? Mehrere Leserinnen.

Antworten.

Lady Flora. — Frauen werden nicht aufgenommen; im übrigen ertheilt Ihnen das Conversations-Exerion genügend Auskunft.

Witwe in Glatz. — Bedenken Sie sich an die Rudolf-Rosse'sche Erziehungs-Anstalt in Deutsch-Wilmersdorf bei Berlin, die liberale Aufnahme-Prinzipien befolgt, aber auf Abkunft der Kinder aus gebildeten Ständen entscheidenden Werth legt. Jüngere Kinder haben den Vorzug.

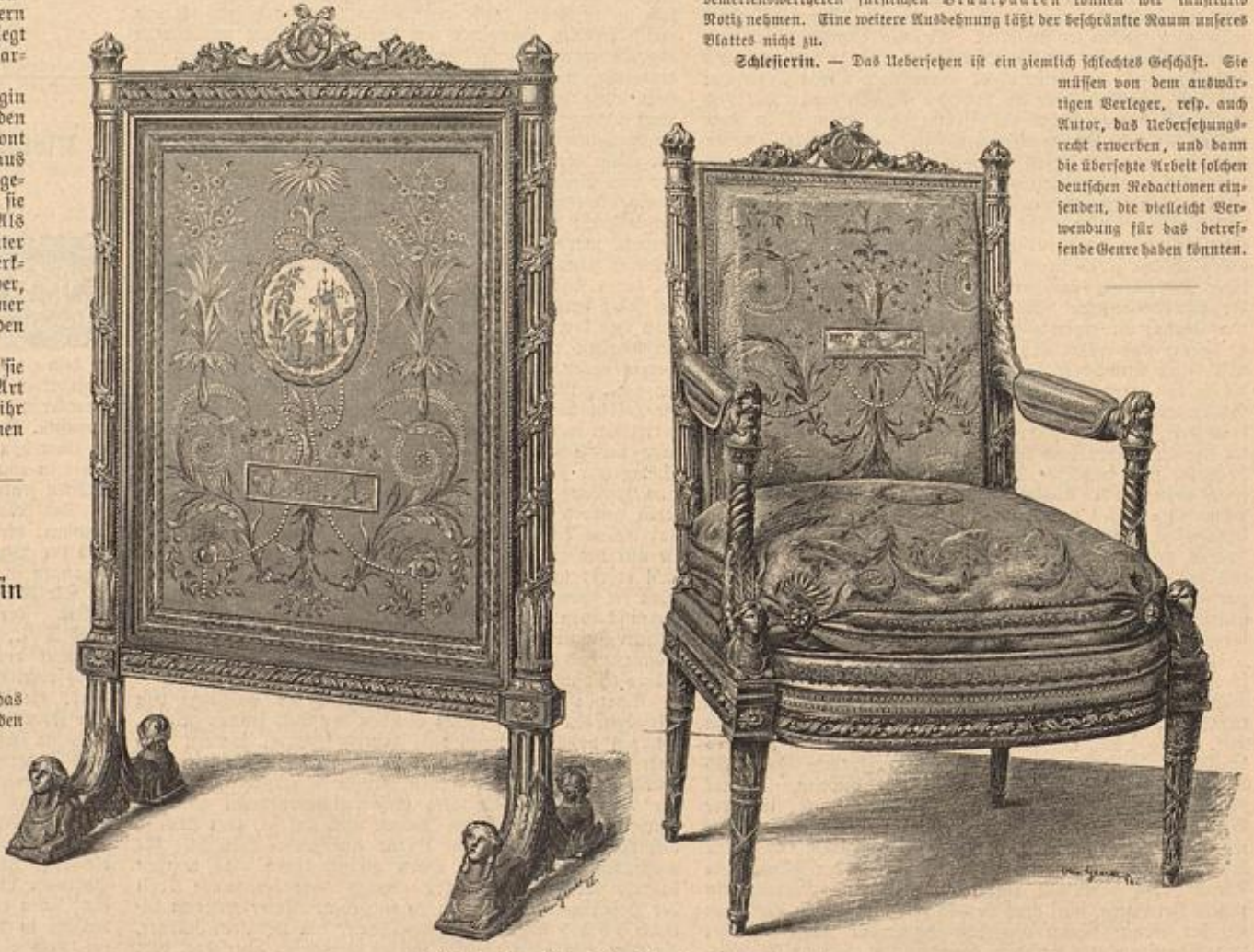
Frau v. R. Valbach. — Der berühmte Ruffschneider Freiherr Karl Friedrich Hieronymus von Ruffschhausen lebte 1720—81 auf Bodenwerder bei Hannover.

Therese R. Czernowitz. — Sie meinen Bernhardine Schulze-Smidt. Die beliebte Schiffschillerin lebt wohl und munter in Bremen, in einem niedlichen Häuschen, und gebent noch recht lange die Feder zu führen.

Dr. R. R. Wien. — Ihre „Original-Novelle“ ist ganz anmuthig; wir erinnern uns jedoch, sie im Laufe der Jahre bereits verschiedene Male an anderen Stellen gelesen zu haben. Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

Abonnentin in Graz. — Nur von den aus irgend einem Grunde bemerkenswertheren süßlichen Brautpaaren können wir illustrativ Notiz nehmen. Eine weitere Ausdehnung löst der beschränkte Raum unseres Blattes nicht zu.

Schleierin. — Das Ueberziehen ist ein ziemlich schlechtes Geschäft. Sie müssen von dem auswärtigen Verleger, resp. auch Autor, das Uebersetzungsrecht erwerben, und dann die übersezte Arbeit solchen deutschen Redactionen einpenden, die vielleicht Verwendung für das betreffende Genre haben könnten.



Möbel der Königin Marie Antoinette. Nach Zeichnungen aus dem königl. Kunst-Gewerbe-Museum in Berlin. — Siehe Seite 151.



Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 19, II.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin und Wien, 1. October 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XXIII. Jahrg.



Panneau oder Ofenschirm mit Malerei und Stickerei.
Von Frau Sabine Reide.

Malerei und Stickerei vereinigen sich in unserer Vorlage, einem Panneau oder Ofenschirm, zu einem künstlerischen Ganzen, dessen schöne Wirkung die Darstellung gut wiedergibt. Auf grauem Wallen sind die hohen Malvenzweige mit Gobelins-Farben gemalt und die großen Blumen mit zweifelhelliger Filofosse-Seide überzogen, um durch den Glanz der Seide die höchsten Lichter noch schärfer hervorzuheben. Die Stickereien schließen sich der Malerei harmonisch an; theils erscheinen sie

in der Farbe abgetönt, theils nur in Weiß; die Kelche sind orange oder gelb. Einzelne Knospentüllen haben winzige gestielte Blumenblätter, die eben nur hervorlugen. Laub, Stiele, Knospentüllen sind in dem der Malve eigenen stumpfen Graugrün gemalt, alles lassend, damit die Textur des Gewebes mitwirkt; Contouren und Adermarkiren sich einen Ton dunkler als das Blattwert und sind nur in feinen Strichen gezogen. Die bemalte Fläche von 120 cm Höhe zu 70 cm Breite ist mit dem Blendrahmen einem Gestell aus gereiften Leisten eingefügt; diese messen 6 1/2 cm Breite zu 3 cm Stärke, sind moosgrün gebeizt und längs der Rippen leicht mit Goldbrünze überzogen. Moosgrüner Satin bekleidet die Rückseite des einseitlich der nicht mit dargestellten Höhe 164 cm hohen Schirmes. E. J.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die deutsche Literatur und die deutsche Frauenwelt haben einen schmerzlichen Verlust erlitten. Baron Alexander von Rotberis ist gestorben. Nachdem er den deutsch-französischen Krieg mit Auszeichnung mitgemacht und dann als Hauptmann seinen Abschied genommen hatte, widmete der Verstorbenen sich erst in reifem Mannesalter der schriftstellerischen Thätigkeit. Zu seinen kleinen Novellen, die unter dem Namen „Es und Anderes“ in Buchform gesammelt wurden, ein treuester Sängler der Frau und des Kindes, in seinen großen Romanen „Revanche“, „Die schöne Helena“, „Um den Namen“, ein Dichter von umfassender harter Kraft und Tiefe, auf der Bühne ein aufsteigendes Gestirn... ein echter Poet und ein vornehmer Mensch, war er der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ seit langen Jahren ein treuer Freund und Mitarbeiter. Nun ist der viel Kränkliche, erst 51 Jahre alt, in Schreiberhan, wo er Erholung gesucht hatte, für immer vom Schaffen abgerufen worden. Unser Blatt wird mit einem ausführlichen Nachruf an anderer Stelle noch eine letzte Freundschafts- und Dankbarkeitspflicht gegen den uns zu früh Entschienenen erfüllen.

Eine der glänzendsten Salon-Darstellerinnen, welche die deutsche Bühne je besaßen, eine Künstlerin, die als eine der bedeutendsten Schauspielerinnen ihrer Zeit unbestritten von Verehrern anerkannt wird, ist in Marie Kahle-Kehler aus diesem Leben geschieden. — Seit über einem Jahr erkrankt, suchte sie vergebens Linderung von einem schmerzhaften Leiden in Berchtesgaden, ihrem Lieblingsaufenthaltsort, und fand dort Erlösung durch den Tod. — In Hensburg als Tochter eines Theater-Directors geboren, wurde Marie Kehler von ihrem Vater, der in seiner Jugend selbst ein bedeutender Schauspieler gewesen, ausgebildet, spielte darauf in Hannover und Prag und wurde dann für das königliche Schauspielhaus verpflichtet. Ihre Bühnenlaufbahn war eine ununterbrochene Reihe von Erfolg und Anerkennung, selbst ihre Händlichkeit (sie vermählte sich 1880 mit ihrem hochbegabten Kollegen Richard Kahle) war ein harmonisches, glückliches Heim, das seinen Frieden unwillkürlich allen mittheilte, die dort verkehrten. — 15 Jahre lang war es dem Kahle'schen Ehepaare vergönnt, gemeinsam Lorbeeren an der Stätte ihres vereinten Wirkens zu pflücken. Sein geniales Doppelspiel als Karziss und Pompadour wird denen, die es je gesehen, ewig unvergessen bleiben. Als Frau Kahle ihr 25-jähriges

Jubiläum am königl. Schauspielhaus im Mai 1891 feierte, sandte ihr der Kaiser eine Brosche, — seinen gekrönten Namenszug in Brillanten, — als sie, durch ihre Krankheit gezwungen, nach 30-jährigem Wirken ihren Abschied nahm, wurde sie zum Ehrenmitglied der Hofbühne ernannt.

Wien. — Im Kunststicker-Atelier von Gisela Kahlig, Weiburggasse 18, ist das kostbare Fahnenband angefertigt worden, das dem 5. und Deutschmeister-Regiment zum 200-jährigen Jubiläum seines Bestehens seine Reservisten und ehemaligen Angehörigen widmeten. An dem Bande, das einige Tage im Atelier zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt war, entzückten, neben der schönen Ausführung der übrigen Zeichnung, ganz besonders die mit höchster Feinheit in die Cartouchen eingestickten Wappen des Kaiserhauses und der Stadt Wien.

London. — Das Londoner Schulamt hat jetzt bereits 140 Klässen und außerdem eine Anzahl von Waschanstalten eingerichtet, in denen Schulmädchen aus den ärmeren Ständen zu hauswirtschaftlicher Thätigkeit angeleitet werden. Für englische Verhältnisse neu ist der von derselben fortschrittlich gestimmten Behörde ins Leben gerufene Unterricht in weiblichen Handarbeiten. Ueber 30000 Mädchen werden auf Kosten des Staates gegenwärtig in der erwähnten Weise ausgebildet.

Rom. — Gemma Bellincioni, die berühmte dramatische Sänglerin, die genialste Interpretin der weiblichen Hauptrolle in Mascagni's „Cavalleria rusticana“, läßt sich gegenwärtig auf dem Friedhofe von Montarrano eine Grabkapelle errichten. Von keinem geringeren als dem genialen italienischen Bildhauer Monteverde gemalt, wird sich in dem Mausoleum eine Statue der lyrischen Kunst erheben, welche die Jägere der Bellincioni trägt.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Von besonderer Eleganz ist die auf Pl. 1199 dieses Heftes unter Fig. 1 dargestellte Toilette, deren Rückansicht wir unseren Leserinnen zur weiteren Anregung in veränderter Stoff- und Farbenzusammensetzung vorschreiben. Hier besteht das rings von schmaler Perlen-Guimpe begrenzte Bretellen-Nieder aus Sammet, während für die Taille und den kurzen Puff des Schwebenärmels Damast, für den unteren Aermel und den weiten, am Saum garnirten Rock changirender Tafel gewählt wurde. Die Bretellen-Garnitur ist auf der Schulter in drei tiefe Talfalten für die Epaulettes geordnet. Simili-Kнопpe bedecken den Halsansatz des Nieders.



Toilette mit Bretellen-Nieder.
Rückansicht zu Fig. 1, Pl. 1199 des heutigen Heftes.

Die Hals-Garnitur, — Blüschens aus Chiffon-Krepp, mit Guimpe besetzt, — schließt seitlich mit kleinen Rosetten ab. — Nachstehende Illustration veranschaulicht die Rückansicht des auf dem Umschlage dieses Heftes in vollem Farbenreiz dargestellten Hutes. Schwarzer Sammet für die breite runde Krempe und gleiches Material in leuchtend blauer Farbe für den edigen Kopf vereinigen sich mit einer schwarzen Kieffeder-Rüsche ringsum und einem hinten aufstrebenden Straußfeder-Tuff zu einer ebenso aparten wie kleidsamen Kopfbedeckung.

Seiden-Damaste

Mk. 1.35

bis Mk. 18.65 p. Meter — ab meinen eigenen Fabriken —

sowie schwarze, weiße und farbige Henneberg-Seide von 60 Pfg. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)	
Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35 — 18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ 13.80 — 68.50
Seiden-Boulards	„ 95 Pfg. — 5.85
Seiden-Maschen-Atlas	„ 60 — 3.15
Seiden-Merveilleux	„ 75 — 9.65
Seiden-Ballstoffe	„ 60 — 18.65
Seiden-Grenadines	v. Mk. 1.35 — 11.65
Seiden-Bengalines	„ 1.95 — 9.80
Seiden-Surahs	„ 1.95 — 6.30
Seiden-Faille française	„ 2.45 — 9.85
Seiden-Crêpe de Chine	„ 2.35 — 10.90
Seiden-Boulards japan.	„ 1.45 — 5.85

Seiden-Armures, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Es wird unsern geehrten Leserinnen nahe liegen, bei ihrem Bedarf auf die Inserate der Illustrirten Frauen-Zeitung Rücksicht zu nehmen. Empfehlenswerth erscheint es, bei allen den Inserenten zu stellenden Anfragen bezw. bei Aufträgen sich auf unser Blatt zu beziehen. Sollte nach Ausführung einer Bestellung zu einer begründeten Klage Veranlassung vorliegen, so wird unsere Expedition gern bereit sein, dieselbe nachdrücklich zu unterstützen.



Strümpfe zum Anweben

von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestricke, übernimmt die renommirte Strümpfwaarenfabrik von Kreyssig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105. Lager billiger und besser Strümpfe jeder Qualität.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der Kunststickerei Unterricht erteilt bei Fräulein G. v. Wädgisch, Kurfürstentrasse 45, II.

Seidenstoffe

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt

Fr. H. Storbeck,
Berlin SW, Wilhelmstraße 139 IV.

Für Rahmen- und Monogrammsstickerei

in und außer dem Hause empfiehlt sich

Fräul. M. von Keller, Berlin W, Frottweilstraße 17, III.
Zur Anfertigung einfacher und eleganter Kollerten in besser und geschmackvoller Ausführung bei mäßigen Preisen empfiehlt sich Berlin, Schönebergstr. 304. Louise Rönisch.



Hut mit gemalter Kieffeder-Garnitur. Rückansicht zum Titelbilde des heutigen Festes.

1. October 1895 dargestellten Saft-Paletot erscheint auch der Besatz. Rückwärts im Imitation eines Capuchon als dreieckiges Tuch gelegt, begleitet er, überall von Franzen begrenzt, reversartig die durch Patten geschlossenen Vordertheile; den hochstehenden Kragen füllt gleichfalls carrirtet Stoff, aus dem auch die von Knöpfen gehaltenen Patten im Rücken und an dem weiten Keulenärmel bestehen. — Keuchert zweckentsprechend und bequem, besonders bei den noch immer weiten Röden, erweist sich ein in der Rückansicht wiedergegebener ärmelloser Regenmantel. Vorn passartig in schmale, durch Knöpfe besetzte Falten gelegt und mit unsichtbarem Hakenverschluss versehen, ist der ringsum glatt herabfallende Stoff im Rücken in sechs tiefe, einer breiten Mittelfalte zustrebenden Falten geordnet. — Je drei zu beiden Seiten, — wodurch dem Rocktheil des Mantels reiche Weite zugeführt wird. Ein innen besetztes Gurmband, außen von einer Patte markirt, hält die Mittelfalte im Taillenschluß. Achselklappen fassen die Stoffweite auf der Schulter zusammen. Weiter Klappfragen, der auch hochzuschlagen ist.

Wien. — Eigenartig ist die Zusammenstellung eines Kostüms aus matrosenblauem Cheviot mit Gürtel, Kragen und Manschetten aus schwerem grauen Segelleinen. Eine schöne, mattschilferne Goldbronzeschnalle schließt den Gürtel, und ein Chemiset aus Seiden-Muffeln mit schmalen Spitzen fällt den kleinen Bierdeckel-Knöpfen der Faltenbänke. Die beiden Mittelfalten sind oben durch drei kleine Kettenknöpfe-Paare in echtem Gold-Email geschlossen, wie

Eigenartig ist das den Jedertag begleitende Kieffeder-Arrangement, das sich mit einigen vollerblihten Rosen als cache-peigne unter dem hinten aufgebogenen Rand wiederholt. Ein mit weicher Leinwand fein ausgeführter Rand umgibt jede einzelne Feder, wodurch die Hut-Garnitur belebt wird, ohne unruhig zu erscheinen.

— Unsere Darstellung, — die Gegenansichten von Fig. 1 und 7 des farbigen Bildes, Pl. 1201, im heutigen Feste, giebt zur Linken einen im Rücken anliegend mit Faltenhoch geschnittenen, vorn weiten Paletot aus Reversible wieder, dessen eigenartiger Besatz, carrirtet englischer Plaid, sich äußerst wirkungsvoll von der beige-Farbe des Grundstoffes abhebt. In der Form ähnlich dem unter Abb. 45 in der Nr. vom

solche gegenwärtig für die Manschetten der Herrenhänden hergestellt werden.

— Eine ganz neue Toiletten-Erscheinung ist ein über den Kopf zu ziehendes, sehr kurzes Häkchen, das vorn und rückwärts glatt, an beiden Achseln bis in den halben Kermelbauch hinein mit Knöpfen geschlossen wird. Das Häkchen steht unten bedeutend ab, darunter kommt ein breiter, gefalteter Gürtel zur Geltung; die Knopfreihen reichen bis über den Stehtragen hinauf. Die Favorit-Hutform der kommenden Saison ist dem reizenden, zur Wiener Congress-Zeit spielenden Lustspiel „Comtesse Oudet“ direct entnommen. Den charakteristischen Paradiesvogel, von einem Colibri-Luff gehalten, erheben bisweilen minder kostspielige Hahnenfedern; ein breites Sammetband mit Stahlbleche weitere Ausstattung des glänzenden Plüsch-Cylinders; Auker- und Innenseite des Hutes, diese aus matten Filz, sind sehr häufig von zweierlei Farbe. Auch strohhaartige Geflechte aus Chenille ergeben sehr elegante, oft große und weilig geschwungene Hutformen; besonders hübsch erschien ein solches Geflecht aus dunkelblauer Chenille mit längeren, steifen, grünen Wollhaaren, die den Chenillen-Plüsch horstig überragen. Der grünschillernde Metallique-Vogel erhält bei dieser Vorliebe für blaugrüne Farben besonderen Werth; neu erscheint dabei die Art, die Flügel abgerundet zuzufügen und schleifenartig hervorragend anzuordnen. Alles andere Arrangement hoch abertragend, niden bisweilen vier bis fünf schöne, schwarze Straußfedern von ziemlicher Länge über den neuesten Hüten.



Kleid mit kurzem Häkchen.

— Eine merkwürdige Erscheinung unter den neuesten Herbstmoden sind die von der ungarischen Millenniums-Ausstellung her bekannten Pelzmäntel aus weißem Schaffell, deren Lederseite in schönen, dunkelblauen Tönen gefärbt und mit schwarzseidener Handstickerei in den wohlbekannten, alternativen Mustern dicht bedeckt ist. Fein gestrautes Angora-Pelzwerk in Schwarz besetzt die Aukerseite dieser „Bunda“, wie der nationale Ausdruck für den charakteristischen Mantel der Schafhirten lautet.

Paris. — Im großen und ganzen läßt sich so wenig Neues über das Reitleid sagen, — sind doch Form und Ausstattung durchaus an „praktische Rücksichten“ gebunden, — daß die Verdrückerin jede, auch noch so geringe Veränderung an diesem Kleidungsstücke mit Genußnahme begrüßt. An unserm Modell ist es zunächst der Stoß, — englischer blauer Mohair mit unregelmäßig eingewebten weißen Fäden, — der unter Interesse erregt, sodann die in runder Jadenform über einer weichen Plaid-Weste zurücktretende Taille. Auch das Hütkchen aus weichem grauen Filz weicht in seiner Form ganz von den bisher getragenen ab und dürfte sich bald die Gunst der Damenwelt erobern. An die Form des Cylinders hutes sich anlehnend, erscheint der Kopf gedrückt, der Rand breiter. Den Augen



Reitleid mit Jadenaille.

Neues über das Reitleid sagen, — sind doch Form und Ausstattung durchaus an „praktische Rücksichten“ gebunden, — daß die Verdrückerin jede, auch noch so geringe Veränderung an diesem Kleidungsstücke mit Genußnahme begrüßt. An unserm Modell ist es zunächst der Stoß, — englischer blauer Mohair mit unregelmäßig eingewebten weißen Fäden, — der unter Interesse erregt, sodann die in runder Jadenform über einer weichen Plaid-Weste zurücktretende Taille. Auch das Hütkchen aus weichem grauen Filz weicht in seiner Form ganz von den bisher getragenen ab und dürfte sich bald die Gunst der Damenwelt erobern. An die Form des Cylinders hutes sich anlehnend, erscheint der Kopf gedrückt, der Rand breiter. Den Augen

wird daher auch ohne Schleier genügend Schutz gegen das Sonnenlicht geboten.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Ausfertigen Händen bietet die Vorlage Gelegenheit, aus einem Stückchen Seidenstoff mit Hilfe von Goldbronz, Goldschmuck und Filz ein prächtiges Deckchen zu schaffen, das jedem Salon zur Pierde gereicht. Erdbeerfarbener Seidentrep (fraise érasée) bildet hier den Grundstoff, auf dem Eichenblätter-Zweige sich zwanglos ausbreiten.



Deckchen. Bronze-Malerie mit Stiderei.

Nachdem die aufgezeichneten Blätter mit Goldbronz, in Grün- und Rothgold schattirt, ausgemalt worden, sind die Contouren mit japanischem Goldfaden, die Adern mit Canthille herzustellen. Letztere umrandet auch die Eichen, deren Rapschen aus Filz bestehen, die kleinste Bronze-Perlen befestigen. Natürlich ist man weder an den Grundstoff, noch an die Farbe gebunden; schwere, in sich gemusterte Gewebe empfehlen sich besonders, da sie durch die gemalten Zweige wie Brocat wirken. Satinfutter. Goldschmuck. E. J.



Gemaltes Blatt zum Deckchen.

Bezugsquellen: Toilette mit Vertellen-Wieder: C. Kallner, Hamburg, Colonnaden 43. — Hut mit Kieffeder-Garnitur: R. Holzmann, W. Leipzigstr. 9. — Gemaltes Deckchen: Fräulein C. Krebs, W. Steinwegstr. 50.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.

— Direkter Verkauf an Private. —

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Artisella.

Bei. gesch. in allen Ländern. Neueste und Stidseide. glanzreichste. Erhältlich in allen besseren Tapferegeschäften; durch Unterzeichnung jedoch nur an Wiederverkäufer.

Becker & Hotop, Cassel.

Atelier für Musterzeichnung von G. Niemann, Berlin W. Winterfeldtstraße 25.

Anfertigung und Uebertragung von Entwürfen für Stiderei jeder Art, für Holzabrand, Lederstich etc. Angefangene und fertige Arbeiten in vorgenannten Techniken werden nach Abbildungen der Robenwelt und Illustrierten Frauen-Ztg. auf Bestellung geliefert. Unterricht im Musterzeichnen und Blumenmalen.

Ich erteile Unterricht im Öl-, Aquarell- und Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befin. sich Berlin W. Bülowstr. 112. Marie Peiler.

Natur-Wollwäscherel.

Weisse u. farbige Wollwäse: wollene Hemden, Unterkleider, Schlafdecken, Shawles, Balltücher, wollene u. seidene Strümpfe, weiss seidene Foulards etc. werden auf natürlichem Wege (nicht chemisch) gewaschen und wie neu wieder hergestellt. Auf solche Art behandelte Wäse behält die ursprüngliche Wärme und Elasticität.

Neue Strümpfe werden gewaschen und purgirt, sie geben dadurch mehr Wärme. Auf Wunsch wird die Wäse abgeholt. Geschwister Krause, Schönberg-Berlin W., Colonnenstr. 5, part.

Jede sparsame Hausfrau

sammle die im Haushalt abgängigen alten Wollsachen und sende dieselben zur Umarbeitung in waschechte, haltbare und geschmackvolle Kleiderstoffe.

Unterred- und Anzugstoffe, Roden etc. an die Regantische Spinneret u. Weberei von Siebrecht & Schoppe, Einbeck. Mustercollection senden sofort franco.

Migräne

leidenden theile eine Cur mit, die mir und vielen Andern Erleichterung und Genesung — ohne Arznei — gebracht hat. Gegen Einwendung von M. 1.50 — auch in Briefmarken — zu beziehen durch Frau Ursula Postlagernd Fulda.

Berliner Ansichten

Album von Berlin

12 Cab.-Phot. in Mappe 3.—
20 „ „ „ „ 5.—
12 Vis.-Phot. „ „ 1.25
20 „ „ „ „ 2.—

jede Cab.-Photogr. 25 Pf.
Album in Quart-Format
12 Photogr. 6.50 Mark.
20 „ „ „ 10.—

Versandt unter Nachnahme des Betrages durch den Glanz-Lichtdruck-Photographie-Verlag Berlin W 57.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 20, 1.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

— Berlin und Wien, 15. October 1896. —

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Senella.

Novelle von A. Kösl in Wien.

(1. Fortsetzung.)

Nach Tisch legten sich die älteren Leute schlafen, während Robert mit den beiden Schwestern in den Garten ging. Agathe nahm in einem Strandkorb unter dem Schutz einer Birkengruppe Platz, während Robert sich in ihrer Nähe auf einen Gartenstuhl niederließ. Der Strandkorb war breit genug, um wohl auch Raum für Zwei zu bieten, und so dachte er bei sich: „Später einmal werde ich nicht mehr hier draußen sitzen in der Sonne.“ Und freute sich schon im voraus auf den schönen, vielleicht nicht gar zu fernem Hochsommertag, wo er dicht neben ihr sitzen würde, den Arm um sie geschlungen. Florentine war zu einem niederen Korbstuhl gegangen, der einige Schritte weit

von ihnen als Schaukel zwischen zwei weißen Pfählen hing; sie setzte sich hinein, und während sie sich, eine Hand am Seil, ganz leise mit der Schaukel hin- und herwiegte, blickte sie traumverloren in den flimmernden Sommernachmittag hinaus.

Agathe und Robert plauderten leise. Sie dämpften ihre Stimmen unwillkürlich, als müßten sie sich hüten, von Florentine gehört zu werden. Oder war es vielleicht nur die große feierliche Mittagsstille, die ihre Stimmen zu einem Murmeln herabdrückte? Was sie sprachen, war ja doch nur eine belanglose Begleitung zu dem, was ihre Herzen einander zuzulüftern wagten. Vor den Sonnenstrahlen hatte sich Agathe geschützt, vor seinen Blicken nicht; sie gerieth in größte Befangenheit. Um sich dieser zu entziehen, begann sie Florentine, der Robert fast den Rücken wandte, allerlei Zeichen zu machen; die Stumme beachtete es nicht, während sie immer finsterner hinausstarrte ins Blaue. Daraufhin wandte sich Robert halb nach Florentine um, und ihr tragisch gelangweiltes Aussehen verfehlte auch in dieser

Minute, wo er den Reiz des ersten Alleinseins mit Agathe wie etwas Köstliches empfunden hatte, seine Wirkung nicht. Als Agathe nun ihre Zeichen wiederholte, kam ihm ein Einfall.

„Sie sollten mich die Fingersprache lehren, gnädiges Fräulein.“

Agathe lachte und war dazu bereit: „Das wird Florentine freuen. Merken Sie gut auf, Herr Doctor!“ Und sie zeigte ihm den ersten Buchstaben. Kaum aber bemerkte Florentine, was die beiden trieben, so kam Leben in sie. Das Steinerte verschwand aus ihrem Gesicht; sie flog von der Schaukel herunter und saß im Nu auf einem Schemel fast zu Roberts Füßen. Dann schlug sie Agathe leicht auf die Finger, um sie zu bewegen, ihre Lehrerinnenrolle aufzugeben, und zeigte deutlich, daß sie diese selbst übernehmen wolle. Agathe gab sogleich nach, und auch Robert fügte sich in den Wechsel. Er gönnte Florentine die kleine Freude. Es that ihm wohl, ihre melancholische Miene mit einem Mal in hellen Uebermuth verwandelt zu sehen. Sie



Ein Lebensretter.

Nach dem Bilde von M. Lebling in München.
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, K. & C., München.
Siehe den Artikel „Der St. Bernhardshund“, Seite 156.

gerre und drückte mit ihren nervigen, schlanken Fingern an den feinigern herum, um sie in die richtige Stellung zu bringen, und wenn er seine Schülerrolle vergaß, um mit Agathe zu plaudern, zupfte und riß sie ihn unnachlässig am Ärmel. Begreiflicher Weise machte er nicht gleich alles recht, und dann schlug sie sich einfach mit der Hand vor die Stirn, um ihm anzudeuten, wie „vernagelt“ sie ihn finde. Robert lachte darüber. Es war ihm neu, daß man ihm zu verstehen gab, er leide an unbegreiflicher Beschränktheit. Florentine schien ihm dabei wie eines jener schüchternen Kinder, die von der größten Scheu gleich zur ungenirtesten Zutraulichkeit übergehen. So viel hätte Agathe sich nie herausgenommen, denn für sie bestanden viel strengere Gesetze der Schicklichkeit. Wenn er bei der Lectio nicht viel lernte, so war übrigens nicht Mangel an Fassungsgabe daran schuld, sondern die Zerstreutheit, in die ihn bald die einen, bald die anderen Augen versetzten.

Während er einen Buchstaben nachzubilden versuchte, faßte Florentine plötzlich nach seiner Linken, an deren kleinem Finger ein schöner Brillantring saß, spielte mit dem Ring, verglich ihre weiße, kleine Hand mit seiner wohlgeformten, länglichen Männerhand und zog ihm dann mit einem plötzlichen Ruck den Ring vom Finger. Agathe wollte ihr wehren.

„Lassen Sie sie doch!“ bat er.

„Nein, das darf man nicht!“ erklärte Agathe. „Da zieht man einem das Glück ab.“

„Ah, das wird sie nicht!“ entgegnete Robert zuversichtlich.

Florentine steckte den Ring an ihren Goldfinger; aber er war ihr viel zu weit, und so schob sie ihn an den Daumen und blickte Robert dabei lachend in die Augen. Durch sie verführt, wagte es auch Agathe, den Ring zu probieren. Sie hatte stärkere Finger, als Florentine, und ihr paßte er beinahe. Als sie hierauf den Ring abzog, begegnete ihr Blick dem Roberts, und sie erröthete tief über das, was sie darin las. Schweigend steckte er seinen Ring wieder an. Florentine beobachtete beide mit eigenthümlichem Mißtrauen, indem ihre Augen unter zusammengezogenen Brauen von einem zum anderen wanderten. Plötzlich erhob sie sich mit einem Ruck von ihrem niederen Sitz und stürmte davon, wie beleidigt.

Nun waren Agathe und Robert wirklich allein, und das junge Mädchen fühlte sich von neuem von Bekommenheit ergriffen.

Als habe Frau Meerholz eine Ahnung von der Unzuverlässigkeit ihres „Elephanten“, bog sie eine Minute nachher um die Ecke und gefellte sich den jungen Leuten als Dritte zu. Ihre Anwesenheit genügte, um ein unbefangenes Gespräch in Gang zu bringen. Etwa eine Stunde später drang mitten in ihre Unterhaltung hinein ein unarticulirter Laut, den Robert im ersten Augenblick versucht war, Nero zuzuschreiben. Er horchte auf, aber Frau Meerholz, die nervös zusammengezuckt war, rief bitter: „Das ist Florentine wieder! Worüber mag sie sich so freuen?“

„Vielleicht ist Henriette gekommen,“ rieth Agathe. „Die ist ja ihr Liebling.“

Bald erschien Florentine, mit einer vergnügten Hingebung, die Robert an ihr neu war, am Arm eines jungen Mädchens hängend. Die Neuangekommene, eine rundliche Figur, die das helle Sommerkleid nicht schlanker machte, sah neben Florentine's außerordentlicher Geschmeidigkeit fast plump aus. In weiterer Ferne rückwärts folgte eine breite, kleine Frauengestalt, die nicht sehr rasch von der Stelle kam. Frau Meerholz ging ihr entgegen, während Agathe Robert mit dem jungen Mädchen bekannt machte: „Fräulein Henriette Böhlinger, meine beste Freundin!“

Henriette gefiel Robert recht gut, wenn sie auch an die Schwestern nicht heranreichte. Ein stumpfes Näschen saß fest in einem runden, vollen, von dicken, braunen Böpfen umrahmten Gesicht, aus dem runde, schelmische Braunaugen lebensfreudig in die Welt blickten. Ja gewiß, sie machte einen recht angenehmen Eindruck, diese Henriette, und doch verstand Robert nicht, warum Florentine sich ihr um so viel inniger angeschlossen, als der eigenen Schwester. Die Ursache war aber eine recht einfache. Fräulein Henriette besaß sich eben sehr viel mit der Stummen. Während sie Agathe lebhaft Verschiedenes erzählte, führte sie mit den Fingern ein ebenso lebhaftes Nebengespräch mit Florentine, und von dem Augenblick an, wo Henriette da war, schien sich Florentine nicht mehr verlassen zu fühlen. Henriette diente ihr als freiwilliger Dolmetsch, und es kam Robert vor, als lieferten ihre Finger einen drolligen kleinen Commentar zur Unterhaltung der „Großen“, allerlei spitzbübische Arabesken, für die Florentine ein sehr dankbares Publicum abgab, denn sie kam aus dem Lachen nicht heraus. Wie hübsch war es doch, diese Unglückliche so fröhlich zu sehen! Auch Agathe gefellte sich zu den anderen

und schaute ihnen aufmerksam auf die Finger. Dann sah er sie erröthen, und ihr Gesicht nahm eine halb ängstliche, halb unwillige Miene an. Die drei Mädchen bildeten jetzt eine allerliebste Gruppe bei der Schaukel. Florentine trug Henriette etwas besonders Wichtiges und Aufregendes vor, denn ihre dunkeln Augen funkelten und leuchteten, und ihre Fingerchen bewegten sich mit rasender Geschwindigkeit hin und her. Sie war dabei tief ernst, als handle es sich um Leben und Tod. Henriette dagegen lachte desto ausgelassener, je aufgeregter und leidenschaftlicher Florentine sich geberdete. Roberts männliche Neugierde wurde wach, umso mehr, als irgend ein dunkles Gefühl und ein oder zwei unwillkürliche Blicke Henriette's nach seiner Richtung hin ihn muthmaßen ließen, daß seine Person dem Gespräch nicht fern stehe. Er konnte sich aber nicht denken, warum Agathe so bestürzt aussah und abwechselnd roth und blaß wurde, besonders als er herantrat und ganz demüthig fragte, worüber sich die jungen Damen denn so vorzüglich unterhielten.

„Du! Soll ich ihm es sagen?“ fragte Henriette, Agathe übermüthig anblinzeln. Diese gerieth sichtlich in grausame Verlegenheit, worüber Henriette noch mehr lachte, als früher. Florentine dagegen zuckte höhnisch die Achseln, kreuzte die Arme über die Brust und sah ihre Schwester herausfordernd an.

„O, diese Flori! Sie ist doch unbezahlbar!“ schrie Henriette, müde vom Lachen: „Und Du, Agathe? Du siehst ganz verstört aus.“ Das fand Robert auch, und so wandte er sich nochmals an Henriette: „Es würde mich doch sehr interessiren, gnädiges Fräulein, zu erfahren...“

„Ich glaub's, daß Sie das interessiren würde!“ rief Henriette: „Aber so geht es in der Welt! Gerade das, was einen interessirt, erfährt man nicht.“

„Sie wollen also nichts verrathen?“

„Unmöglich! Staatsgeheimnisse!“ erklärte Henriette wichtig.

„Ah, Henriette will Sie nur neugierig machen!“ warf Agathe hin, obwohl Robert ganz gut bemerken konnte, daß sie sich diese Gelassenheit mühsam abrang: „Wollen wir nicht lieber Croquet spielen?“

„Eine gute Idee!“ rief Henriette, die offenbar mit der Verlegenheit der Freundin Mitleid hatte und ihr helfen wollte, von dem Gegenstand abzukommen.

Robert sah ein, daß sie ihm nichts sagen würden und wohl auch nicht konnten. Aber er machte sich in Gedanken einen Knoten ins Taschentuch. Einmal, wenn er das Recht haben würde, wollte er Agathe an die kleine Scene erinnern, und sie würde ihm beichten müssen, was es da gegeben hatte.

Für den Augenblick folgte er den Mädchen zum Croquet-Platz, um eine Partie mit ihnen zu spielen. Es wurde gelost, wer Freund und wer Feind sein solle, und als ihm das Loß Florentine zur Partnerin gab, entging es ihm nicht, daß diese einen stüchtigen, triumphirenden Blick zur Schwester hinüber sandte. Florentine nahm es mit dem Spiel und mit der Gegnerschaft sehr ernst und behandelte die Bälle der beiden anderen Mädchen so schonungslos, wie möglich. Robert dagegen war natürlich weniger erpicht aufs Gewinnen und mußte sich daher heftige mimische Vorwürfe gefallen lassen, wenn er Agathe's rosenrothen Ball nicht feindselig genug croquetirte. Trotz seines strafwürdigen Mangels an Gewinner siegte sie doch, denn Florentine's Geschicklichkeit gelang es, ihre beiden Bälle zuerst ans Ziel zu jagen. Als bei der zweiten Partie Agathe ihre Ansicht ausdrückte, daß ein Wechsel der Parteien angemessen sei, hielt Florentine jäh an ihrem doch so lässigen Bundesgenossen fest und wehrte sich, ihn herauszugeben wie eine schon errungene Beute. Es unterhielt Robert, zu sehen, wie unverhüllt sich die Beweggründe bei diesem Naturkind offenbarten, wogegen doch eine richtige junge Dame so hätte thun müssen, als läge ihr nicht das mindeste daran, ihn auf ihre Seite zu bekommen. Agathe machte denn auch keineswegs den Versuch, ihn für sich in Beschlag zu nehmen, sondern meinte, sie und Florentine wollten jetzt einmal gegen ihn und Henriette spielen.

Ehe die Debatte noch entschieden war, kamen neue Besucher: ein junger Einjähriger, ein Verwandter der Familie Meerholz, und ein etwa in Roberts Alter stehender, ziemlich verlebter ausschender Blondin, der sich bei seiner kleidsamen Beamten-Uniform bedanken konnte, wenn seine unbedeutende Figur neben Roberts männlicher Erscheinung nicht ganz verschwand. Der Einjährige hieß Otto Meerholz und wurde von Florentine nicht gerade mit großem Enthusiasmus empfangen; jedoch noch viel weniger schien der Beamte, Herr Edwin Bläß, in ihrer Gnade zu stehen, und Robert, der eine leise Regung von Eifersucht nicht hatte unterdrücken können, als er sah, wie freundlich der ältere Bekannte von

Agathe begrüßt wurde, fühlte sich durch die verächtliche Behandlung ergötzt, die Florentine dem fimmelblonden Herrn angedeihen ließ. Diesmal sympathisirte er beinahe mit ihrer Ungezogenheit, und er wunderte sich nur über die demüthige Miene, mit der Herr Bläß ihr entgegentrat.

Als nun die Neuangekommenen mitspielen sollten, und Herr Bläß durch das Loß Florentine zusiel, weigerte sie sich ganz ernstlich, ihn zu nehmen, und machte eine Scene, wie etwa eine Einkäuferin auf dem Markt, wenn man ihr schlechte Ware anhängen will. Agathe widerstand es, mit ihr zu streiten; sie wollte schon nachgeben, Henriette jedoch beharrte darauf, daß die Auslosung gültig sei, und Florentine fügte sich zulezt auch. Robert gehörte diesmal zu Florentine's Gegenpartei, und obgleich sie auch ihm keinen Verstoß und kein Ungegeschick ungerügt hatte hingehen lassen, so konnte er doch jetzt erst erkennen, wie glimpflich sie mit ihm umgegangen war. Herr Bläß aber mochte sich zusammenehmen, wie er wollte, er beging in jedem Augenblick todeswürdige Verbrechen und wurde dafür ganz niederträchtig schlecht behandelt. Robert begriff nicht recht, warum der Mann sich das gefallen ließ, und als er für eine Minute mit Henriette plaudernd in einer Ecke des Croquet-Platzes stand, machte er eine darauf zielende Bemerkung.

„Ah, die Gründe, warum er sich so lammerzig mißhandeln läßt, die wird er wohl selbst am besten kennen!“ meinte Henriette. „Das ist so seine Taktik. Er will sie durch Sanftmuth ermüden oder entwaffnen. Es kann aber lange dauern.“

„Was sie wohl gegen ihn haben mag?“

„Oh,“ entgegnete Henriette, „Sympathie und Antipathie sind bei ihr stärker ausgeprägt, als bei anderen Leuten, und sie trägt sie zur Schau, statt sie conventionell zu verhehlen. Das ist so ihre Art. Aber so arg macht sie's doch sonst mit niemand. Das sollten Sie wohl wissen, Herr Doctor: so maltirt ein Mädchen keinen anderen Menschen, — als einen unwillkommenen Freier.“

„Wie? Sie glauben —?“ rief er erstaunt.

„Verlassen Sie Sich darauf!“ ergänzte Henriette feinen unvollendeten Satz. „Das ist er. Und es dürfte ihr schwer gelingen, ihn wegzugraulen.“

„Und warum sollte Herr Bläß sich gerade um Florentine so bemühen?“

„Warum?“ wiederholte Henriette mit stiller Ironie. „Glauben Sie, daß man sich nicht in sie verlieben kann? Ist sie nicht schön?“

„Verüßend schön in manchen Momenten. Aber ihr sein Leben zu widmen, dazu gehört Heroismus!“

Henriette sah ihn scharf an, lang und durchdringend. Dann wendete sie den Blick ab und seufzte leise: „arme Flori!“ — „Heroismus ist etwas, was man Herrn Bläß nicht gerade zutraut, nicht wahr?“ meinte sie dann ironisch. „Ich glaube auch, daß er zum Beispiel Agathe vorzöge; allein er weiß, die kriegt er nicht, und schließlich hat Florentine doppelt so viel Mitgift, da die Mama von Herrn Meerholz, die vor einigen Jahren gestorben ist, sie zur Erbin eingesetzt hat.“

„Der Herr sieht mir allerdings ganz darnach aus, sich von solchen Motiven leiten zu lassen,“ erwiderte Robert.

„Was wollen Sie? Gläubiger sind manchmal so ungeduldig. Und dann wollen wir gerecht sein: Herr Bläß versteht sich auf Schönheit; er ist auf seine Weise sogar in sie verliebt.“

Sie näherten sich wieder den Spielenden und kamen gerade recht zu einem Streit, der sich zwischen Florentine und den übrigen erhoben hatte. Sie behauptete nämlich steif und fest, sie dürfe noch einen Stoß thun, wogegen die anderen, selbst ihre Verbündeten, darin einig waren, daß sie den Ball, den sie jetzt aufs Korn nahm, bereits croquetirt habe, und ihr Spiel fertig sei. Es war aber nichts mit ihr auszurichten; sie beharrte auf ihrem Vorhaben, sodaß Agathe mit unterdrücktem Verdruß sagte: „die weiß ganz gut, daß sie im Unrecht ist, aber man muß ihr ja nachgeben.“

„Lieber hören wir auf!“ rief Otto erregt. „Ordnung muß sein!“

„Wenn sie unrecht hat, wollen wir ihr nicht nachgeben!“ erklärte Robert, hinzutretend, und ganz ruhig nahm er ihr ihren Croquet-Stab aus der Hand und lehnte ihn gegen die Einfassung des Spielplatzes. Agathe erwartete eine unerquickliche Scene, denn der kleinste Versuch von Gewalt genügte sonst, um bei der Taubstimmigen Ausbrüche von erschreckender Wildheit hervorzurufen. Diesmal jedoch ließ sie sich die Maßregel widerstandslos gefallen. Darüber verwunderten sich alle Anwesenden auf ihre Weise. Agathe senkte den Blick betroffen zu Boden; Henriette hingegen heftete ihre braunen Augen mit ganz eigenthümlichem Ausdruck auf Robert. Herr Bläß stieß kaum hörbar einen gedehnten

Pfiff aus, der ungefähr so viel besagte, wie „alle Achtung!“, und Otto Meerholz fragte in seiner jugendlichen Verbehrtheit geradezu: „Sind Sie vielleicht einmal Thierbändiger gewesen, Herr Doctor?“

Robert kam nun öfter hinaus in die Villa Meerholz, und seine, unter den duldbenden Augen der Mutter fortgesetzte unausgesprochene und doch allen Theilen bewußte Werbung um Agathe ging ihren guten Gang. Es fiel ihm nicht ein, diese Angelegenheit übers Knie zu brechen. Jeder Keim gebraucht Zeit, eine lebensfähige Saat zu treiben, jede Knappe Sonnenschein und Ruhe, sich zu entfalten. Auch der Zug seines Herzens zu Agathe bedurfte der Gelegenheit, zu erstarken, und sie sollte ihn lieben lernen, ehe sie das Jawort sprach, nicht etwa bloß als süßgarnige Tochter ihre Hand in die seinige legen.

Florentine verhielt sich jetzt so friedlich und sittig, als sei sie ausgetauscht worden. Jedes Wort, das er an sie richtete, beantwortete sie mit einem freundlichen, manchmal wohl auch mit einem traurigen Lächeln; es machte sie nicht mehr ungeduldig, stundenlang stumm dazusitzen, wenn er sich mit Agathe und Frau Meerholz über die verschiedensten Gegenstände unterhielt. Nur ihre unermüdete Wachsamkeit fand er hin und wieder störend. Er konnte keinen Blick auf Agathe richten, ohne darauf den argwöhnischen Augen der Taubstummten zu begegnen, und oft glaubte er, in diesen dunkeln Sternen etwas zu lesen, was ihn beunruhigte. Indessen gab ihr sonstiges Benehmen gar keinen Grund zu solchen Vermuthungen, wie sie in ihm aufstiegen; er schalt sich selbst einen Oeden, wenn er sich auf der Einbildung ertappte, in aller Stille wachse in Florentine's Seele eine große Leidenschaft empor, deren Ausbruch einmal verheerend wirken könne. Es war ein unbegründetes, unbestimmtes Gefühl, das er aber beinahe nie mehr los wurde, und wenn er sich darüber Rechenschaft ablegte, so mußte er sich gestehen, daß der verhängnisvolle Reiz ihrer Schönheit, die viel aufrührerischer wirkte, als die harmonische Anmuth Agathe's, und das gewisse Schuldbewußtsein, welches daraus entsprang, jenem Gefühl nicht fremd wäre.

Daß er eine besondere Macht über Florentine besaß, bemerkte übrigens auch Frau Meerholz, und sie verrieth es ihm mehr als einmal absichtslos, mit einer Art Naivetät. Es kam vor, daß die Taubstumme etwas that, was ihre Nerven reizte, zum Beispiel daß sie mit dem Fingernagel auf dem Porzellanteller herumkratzte. Dann mahnte Frau Meerholz sie nicht selbst, aufzuhören, sondern bat Robert: „Lieber Doctor, bedeuten Sie ihr doch, das sein zu lassen.“ Florentine pflegte dann auch gleich mit der verpönten Beschäftigung inne zu halten. Da Frau Meerholz sich in solchen Fällen seiner Hilfe bediente, mußte er annehmen, daß sie sich selbst weniger Einfluß zutraue, als ihm, und es fiel ihm dabei ein, wie sorgfältig sie ihm diesen Einfluß verhehlen würde, wenn es sich um eine vollsinnige Tochter gehandelt hätte.

Während eines von Roberts nächsten Besuche kam der alte Hausarzt der Familie. Florentine wurde gerufen, begrüßte ihn mit einem schalkhaften Knix und deutete dem Doctor spöttisch an, daß sie nicht krank sei, und wie zur Bekräftigung dessen streckte sie ein wenig die schmale, rosige Zunge heraus.

Doctor Palm winkte ihr lächelnd ab. „Ja, die kann sich rühmen, in ihrem Leben keinen Löffel Medicin eingenommen zu haben,“ sagte er, sie beifällig betrachtend. „Aber wissen Sie, gnädige Frau, daß ich Florentine sehr verändert finde?“

„Verändert? In den letzten sechs Wochen?“ fragte Frau Meerholz achselzuckend.

„In den letzten sechs Wochen,“ bestätigte der Arzt. „Ich weiß nicht, woran das liegt, ich kann es nicht erklären. Es ist so ein allgemeiner Eindruck. Ich möchte sagen, daß sie mehr — Fräulein geworden ist.“

Florentine hatte den Arzt aufmerksam angesehen. Von den Lippen konnte sie ihm kaum ein Wort lesen, weil der buschig überhängende Schnurrbart seinen Mund bedeckte; aber wenn sie wollte, verstand sie es ausgezeichnet, Blicke und Miene zu deuten, und sie nickte jetzt zu den Worten Doctor Palm's bedeutungsvoll, fast feierlich, als sei sie ganz einverstanden mit seiner Ansicht.

„Fräulein! Weil sie Ihnen soeben eine so hübsche Probe davon geliefert hat?“ meinte Frau Meerholz. „Aber in einem Sinn haben Sie recht! Etwas umgänglicher ist sie doch in der letzten Zeit geworden. Die wilden Hestigkeitsausbrüche wegen jeder Kleinigkeit sind seltener geworden, und über die unbegreiflichen Wuthanfalle, in denen sie oft alles kurz und klein schlagen wollte, haben wir uns die letzte Zeit auch nicht zu be-

klagen gehabt. Ich fürchte nur, sie wird es bei nächster Gelegenheit nachholen?“

„Der Umgang mit einer so liebenswürdigen und vollkommenen Schwester muß ja von wohlthätigem Einfluß sein.“ Der Doctor bemerkte es galant, indem er Robert mit einem flüchtigen Blick streifte.

„O, das ist es nicht!“ entfuhr es Agathe.

„So? Was dann?“ fragte Doctor Palm, der wohl sah, daß dieser Einwand nicht eine bloße conventionelle Ablehnung der ihr gespendeten Schmeichelei war.

„Fragen Sie sie selbst!“ entgegnete Agathe fast ungeduldig.

Doctor Palm versuchte es auch, Florentine begreiflich zu machen, daß er sie zu ihrem Vortheil verändert finde, und als sie dies verstand, strahlte ihr Gesicht vor Freude. Sie schien in diesem Augenblick so sehr Weib, daß dem Doctor ganz natürlich der Gedanke an ihre weibliche Bestimmung kam. Mit den beiden Mädchen etwas abseits sitzend, konnte Robert, ohne gerade besonders aufzuhören, einen Teil des Gespräches anhören, das Doctor Palm mit Frau Meerholz führte.

„Jetzt wird es nachgerade Zeit, daß man an ihre Versorgung denkt, nicht wahr?“ forschte der Doctor. „So eine prächtige Blume darf nicht am Stengel verblühen!“

„Ach, ich bitte Sie, lieber Doctor, reden Sie mir nicht davon!“ bat Frau Meerholz. „Wir stehen die Haare zu Berg, wenn ich daran denke, was wir wohl mit ihr anfangen sollen.“

„Was Sie mit ihr anfangen sollen? — Das ist doch einfach. Verheirathen sollen Sie sie!“

„Verheirathen? Als ob das so leicht wäre!“

„Sie finden leicht zehn Bewerber für einen. Ich meine, daran könnte es ihr nicht fehlen, wenn man so aussieht!“

„Sie glauben vielleicht, daß sie jeden nimmt? O, da irren Sie sich!“

Doctor Palm sah nachdenklich zu den jungen Leuten hinüber. Die drei bildeten eine hübsche Gruppe. Agathe beugte den dunkeln Kopf über einen Stickerahmen, der auf zwei Gestellen ruhte, während Robert auf einem Hocker neben ihr, anscheinend zerstreut, mit den Wollknäueln spielte, die zwischen ihm und ihr in einem Korb auf einem Feldsessel lagen. Er drehte dabei dem Tisch, an dem der Doctor und Frau Meerholz saßen, fast den Rücken. Florentine stand vor ihm und hatte ihm mit ihrem gewöhnlichen Mangel an Förmlichkeit die Uhr aus der Westentasche genommen und unterhielt sich harmlos mit der Besichtigung des Zifferblattes, das weder Zeiger noch Zahlenkreis aufwies, sondern die Zeit auf Täfelchen zeigte, die, — ähnlich wie bei manchen Thurmuhren, — plötzlich mit einem federnden kleinen Geräusch wechselten. Es ergötzte sie sichtlich, das Springen der kleinen Minuten-Tafel zu belauern; vielleicht aber las Doctor Palm's scharfer Blick doch noch etwas anderes auf ihrem, von innerem Licht erhellten Gesichtchen, denn er wandte sich zu Frau Meerholz zurück und sagte überzeugt: „Sie müssen ihr den Mann geben, den sie mag. Das ist sicher! Sonst geht es ein Unglück!“

„Sie haben leicht reden!“ hörte Robert Frau Meerholz mit unterdrückter Hestigkeit erwidern. „Und wenn gerade der sie nicht nimmt? Uebrigens: mögen oder nicht mögen, — bei ihr giebt es nichts Feststehendes. Sie hat keine dauernden Neigungen, sondern bloß Capricen. Wahrhaft und zuverlässig anhänglich ist sie niemandem.“

„Ich meine doch, der Papa erfreut sich ihrer besonderen Gunst,“ bemerkte der Doctor nicht ohne Bosheit.

„Und trotzdem hat sie Tage, an denen sie ihm kaum eine Antwort giebt und fast ebenso mürrisch gegen ihn ist, wie gegen uns andere. Eine Zeit lang, in ihrer ersten Kindheit, hat sie ja eine geradezu leidenschaftliche Zuneigung zu mir gehabt. Auf einmal war es aus. Und so lange Agathe ganz klein war, das war eine Zärtlichkeit, — sie hätte das Kind aufessen mögen! Obwohl sie so wenig größer war, wollte sie es fortwährend im Arm haben, und stundenlang konnte sie bei der Wiege hocken und darauf warten, daß die Kleine wieder die Neuglein aufschlagen würde. Und dann, von heute auf morgen, war die ganze heiße Liebe wie weg-gelöscht! Man durfte die Kinder keinen Augenblick mehr allein lassen, sonst hätte, wer weiß was geschehen können. Ein paar Mal mußte man die arme Agathe förmlich vor ihr retten. Ich begreife es nicht! Das schlägt bei ihr um, man weiß nicht, wie. Wenigstens an ihre Anhänglichkeit für die gute Schöll habe ich bis jetzt geglaubt. Aber meinen Sie, sie erkundigt sich auch nur, wie es der Aermsten geht? Fällt ihr nicht ein! Die kann jetzt leben oder sterben, — es liegt ihr gar nichts daran! Ich kann mich in ihre Unberechenbarkeit nun einmal nicht finden! Sehen Sie, wenn sie ein Buch liest, — sie hat nämlich Zeiten, wo sie sehr gern liest, und Zeiten, wo sie kein Buch anrühren mag, — aber wenn sie von einem Buch noch so entzückt ist,

das hindert nicht, daß sie es plötzlich auf die Erde wirft und mit den Füßen darauf herumtritt. Man mag ihr ein gut gebundenes Buch garnicht mehr in die Hand geben.“

Der Doctor lachte. „Diese plötzliche Wuth, die sie ergreift, ist mir nicht so unverständlich. Bedenken Sie, sie trifft auf irgend eine Schilderung von akustischen Genüssen; sie liest vom Nachtigallenschlag, von Hirtenschalmeien, oder meinetwegen eine enthusiastische Beschreibung der durch ein Chopin'sches Nocturno angeregten Empfindungen, — da steht sie unerwartet wieder einmal an der Schwelle des Gebietes, das ihr auf ewig verschlossen bleibt; das Bewußtsein des Unabänderlichen erregt ihr einen unerträglichen Schmerz. Bei einer heftigen Natur setzt sich dieser ganz von selbst in Born um, und der Wuthanfall ist fertig! Lassen Sie es gut sein! Wenn sie ein Kind haben wird, ein Kind, bei dem die zierlichen kleinen Ohrmuscheln nicht so nutzlose Anhängsel sein werden, wie bei ihr, dann wird von selbst alles in ein anderes Geleise kommen.“

Er blickte wieder zu Florentine hinüber und sah, wie sie Robert die Uhr in die Westentasche steckte und ihm die Uhrkette ordnete. Dann legte sie ihm die Hand auf die Schulter, um ihn aufmerksam zu machen, articulirte ein paar Worte und machte Geberden, aus denen der Doctor entnahm, daß sie auf den die Meerholz'sche Besitzung überragenden Berg gehen wollte und ihn zur Begleitung aufforderte. Robert dagegen zeigte mit dem Finger auf den sonnendurchleuchteten Himmel und deutete damit an, daß er es dazu zu heiß finde. Darauf schob Florentine schmollend die Unterlippe vor und schüttelte ein paar Mal so heftig den Kopf, daß einige locker sitzende Haarnadeln zu Boden fielen. Sie spürte es und bückte sich darnach. Dabei aber loderten sich auch die anderen Nadeln, und der ganze dicke, flüchtig geschürzte Haartnoten entrollte sich, und als Florentine sich aufrichtete, umfluthete die dunkle Haarwelle sie umgebändig, und sie stand da, wie in einen schwarzen Mantel gehüllt.

„Sapperlot!“ rief der Doctor. „Das sind Haare!“ Frau Meerholz jedoch erhob sich ärgerlich, faßte Florentine beim Arm und zeigte auf das Haus, eine Geberde, die keiner Erklärung bedurfte. In Florentine's schwarzen Augen flammte es auf. Mit einer Hand das über die Schulter vorfallende Haar fassend, blickte sie der Mutter drohend ins Auge. Dann senkte sie ihr Blick auf Robert, der sie und ihr entfesseltes Haar lächelnd betrachtete. Da schüttelte sie den Kopf in den Nacken, machte sich kurz von der Mutter los und ging dem Hause zu. Agathe hatte nur flüchtig von der Arbeit aufgeblickt und arbeitete jetzt wieder so eifrig, wie um Geld. Doctor Palm hingegen sah den flatternden Strähnen nach, stand auf und stellte sich, — die Hände gemächlich in den Beinkleidertaschen —, an den Stickerahmen und fing ein Gespräch mit Robert an, wobei dieser die Augen des Doctors mit einem eigenthümlichen Ausdruck von scharfer Neugier und durchdringender Prüfung auf sich ruhen fühlte. Es kam ihm vor, als beaugenscheinige ihn der alte Herr wie eine Sonderbarkeit in einem Naturalien-Cabinet.

Da sie mit demselben Zuge fahren wollten, brachen Doctor Palm und Robert zusammen auf. Die Damen begleiteten sie zur Station; Frau Meerholz und Agathe, wenn auch ohne Hut, so doch mit Schirm und Handschuhen, Florentine jedoch, ohne irgend ein solches Küstzeug gegen die Sonne, in dem verschossenen und stark zerdrückten Kleidchen, worin sie im Hause herumzulaufen pflegte. In diesem Punkt besaß sie die ganze Unbekümmertheit des Weibes, das sich ohne jede künstliche Herrichtung schön weiß, und dem nicht einmal die ärgste Verwahrlosung seinen Reiz hätte nehmen können. Sie wurde auch von den Leuten am Weg und auf der kleinen Station viel mehr angestaunt, als Agathe.

Als der Zug sich in Bewegung setzte und die Damen die Abfahrenden mit freundlichem Nicken begrüßten, warf Florentine diesen, mit dem Uebermuth, der oft plötzlich in ihr erwachte, Kniffhändchen nach, bis sie ihr entwand.

„Wem von uns beiden hat das gegolten?“ fragte Doctor Palm, sich in seinen Fauteuil zurücklehnd und malitios seinen weißen Bart streichelnd.

„Ihnen ohne Zweifel!“ antwortete Robert kurz.

„Mir?“ Der Doctor besah sich seine gelblichen Bartspitzen, mit einer gewissen ungläubigen Miene, die seine Ansicht ganz deutlich ausdrückte. „Zu bescheiden!“

„Wir Jungen werden nicht so verwöhnt.“

„Wir scheint doch, daß Sie mit unserer Fenella ganz gut stehen.“

„Das wohl,“ entgegnete Robert ernst. „Ich hege auch eine sehr aufrichtige Theilnahme für das arme Mädchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Der St. Bernhardshund.

I.

Von E. von Otto-Kredwitz in München.

Siehe die Abbildungen Seite 153 und 156.



Auf eisiger Höhe des Großen St. Bernhards, abseits vom Weltgetümmel, ernst wie der Beruf der Ordensbrüder, steht als Mittelpunkt das einsame Hospiz, von kalten Felsenwänden umgeben.

nur während weniger Monate von spärlichem Grün umgeben. Es heult der Sturm um das ehrwürdige Gebäude; in wildem Getümmel kämpft das Schneeflocken-Gewirb in den Lüften. Der Morgen war schön, doch dräuend naht schon der Mittag. Einer der Mönche rüstet sich zum Gange; zur Begleitung werden heute „Jupiter“ und „Bellona“, zwei ältere, erfahrene Hunde, die ihren Beruf wohl kennen, gewählt. Und hinaus geht es in die schneeige Wildnis. Ueberall starren schwarzgraue und nackte Felsenhöcker aus der Schneegewandung, und himmelan aus zerrissenen Wolkengebilden ragen die frostglänzenden Spitzen der Berggipfel. Geräuschlos, wie das Verhängniß der Menschen, umwirbeln den einsamen Wanderer die Schneeflocken. Die mächtigen Wasserfälle sind verstummt, zu einem Eiszaden-Gewirb verzaubert; es schlummert in ihnen die Urkraft der Natur. Die Hunde sind den nur für sie noch kenntlichen Pfad vorausgeeilt, nach allen Seiten witternd und lauschend. Allein in der starren Einsamkeit, unter all' dem Großartigen die einzige fühlende Brust, wandelt der Mönch. Und der Sturm, der jedem Baumwuchs abhold, schüttelt die kurzen Stämme auf dem Bergabhang, bis das Geäst ächzt und kraucht; dann fährt er hohnlachend über die Schneefelder, wirbelt den herabfallenden Floden neue Floden entgegen und umheult die Festen der Natur. Der Mönch lauscht dem bekannten Pfeifen und Dröhnen, von dem die frostglühende Wildnis belebt wird; plötzlich vernimmt er ein fremdartiges Getöse, das er nur zu gut zu deuten weiß. Dort an jener steil abwärtsfallenden Bergwand stäubt es mächtig auf, — es rollt und rauscht, — es dröhnt und stöhnt, — es lacht und höhnt jeder menschlichen Vorsicht, und dumpf und vernichtend stürzt die Schneelawine zu Thal!

Einen Augenblick bleibt der Mönch mit angehaltenem Athem stehen. Dort wo die Gefahr ist, dort ist sein Ziel! Wo bleiben „Jupiter“ und „Bellona“? Hört, war das nicht einer Glocke Klang? Hier und da sind an hohen Falken von den Mönchen Floden als Rufer in der Noth angebracht, und eine solche erklang soeben. Als sei der Sturm vor seinem Vernichtungswert selbst erschrocken, hält er inne; aus der Ferne ertönt die Stimme der Hunde. Rettung bedeutet sie den Verunglückten! Der Mönch dringt vorwärts in der Schall-Richtung, sich durch den hohen Schnee hindurch arbeitend, und alsbald springen ihm die Hunde entgegen. Sie zeigen ihm den Weg zum Rettungswert. Dort, wo halbergraben im Schnee eine Gestalt liegt, dorthin leiten sie die Schritte ihres Herrn. Unweit der Stelle war die Lawine gefallen, und es ist eine Frau, die halb erstarrt und wie leblos daliegt. Die von kundiger Hand sofort angewandten Wiederbelebungs-Versuche sind von Erfolg begleitet, und die erste Frage und Sorge der Frau gilt ihrem Kindlein, das wohl geborgen in ihren Gewändern ruht. Warm in die Rutte des Mönches geschüllt, schläft das Kind. Mit belebendem Tranke gestärkt, erhebt sich die müde Wanderin; von ihrem Retter mehr getragen als geführt, geht der Marsch hinauf zum Hospiz, während der frühe Abend schon seinen düstren Schleier über die kampfmüde Bergwelt zu ziehen beginnt. Mit freudigem Vellen melden die Hunde, als ob sie sich selbst ihres Antheils am Rettungswerte bewußt wären, die Ankunft der Geretteten. In liebevoller Sorge wird die Schwerverkrankte, wie alle Hilfsbedürftigen ohne Unterschied des Standes und Glaubens, dann bis zur Genesung verpflegt, und das Hospiz darf auf ein neues vollendetes Werk echten, practischen Christenthums zurückblicken. —

Ja, wie düster auch das Kloster erscheinen mag, wahrlich es ist die Stätte edelsten, opfermüthigen Liebeswerkes, und mancher mag sich eingestehen, daß er dort zum ersten Male antraf, was er in seinem Leben bisher vergeblich suchte: Menschen.

Etwa 18—20000 Reisende passiren noch gegenwärtig jährlich den Paß, und jeder dürstige Wanderer findet im Hospiz, das für arme Reisende gestiftet ist, für drei Tage unentgeltliche Pflege und Unterkunft. Im Herbst und Frühjahr, den gefährlichsten Zeiten, werden immer arme Reisende mit erfrorenen Gliedern am Wege gefunden; doch würde wohl nur ein kleiner Theil dieser gerettet werden, wenn nicht die Mönche

in ihren Hunden so wackere und kundige Gehilfen gefunden hätten. Ueber die ganze Welt ist der Ruf jener menschenliebenden Rasse, die nur zu Werken der Nächstenliebe auf dem Hospiz gehalten und gezüchtet wird, gedrungen, und über die ganze Welt ist jetzt diese Rasse der St. Bernhards Hunde verbreitet. Ueberall findet sie Freunde und Liebhaber, und verdankt ihr Ansehen und ihre Beliebtheit den heldenmüthigen, edlen Stammesgenossen auf dem Hospiz des Großen St. Bernhards. (Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Achmet dulla Kim.

Eine Skizze aus Kurland.

Von Gräfin V. von Brandenburg in Schleswig.

(Schluß.)

Achmet räumte am Nachmittag Küche und Handkammer auf, pugte die Theemaschine besonders blank und legte sich mit dem sicheren Bewußtsein nieder, daß ihm morgen ein Unheil drohe.

Nachdem Luffa, die Offiziers-Mamasche und die Kinder sich erhoben hatten, schnürte Achmet das Bettzeug in zwei Säcke, rollte die Matratzen auf und klappte die eisernen Bettstellen zusammen. Während er noch das Geschirr in Körbe packte, traten schon die Helfershelfer an: der Unteroffizier mit einigen zwanzig Soldaten. Jeder ergriff ein Möbel oder einen Koffer, setzte sich ein paar Stühle auf die Schultern, oder belud sich mit Lampen und Bildern; die schwereren Sachen wurden umschnürt und von mehreren Leuten getragen. Dann zählte der Unteroffizier „eins, zwei, drei“, und langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Achmet schritt voran mit einem seiner „Augäpfel“, den rothen Lehnstühlen, — den Sitz auf dem Kopf, die Rückenlehne hinten herabhängend. Er traf zuerst im neuen Quartier ein, half und schleppte hin und her, legte dazwischen gleich Feuer

in der Küche an, damit Kosja's Hoseruppe gar wurde, schlug die Betten zusammen, — kurz, er schien tausend Hände und ebenso viel Füße zu haben. Das nächste Mal beförderte er den zweiten Sarg und dazu den blankpolirten Nähkästen; er hatte diesen zornig einem Dreisten entrisen!

Fünfundmal war die Wanderung schon erfolgt, nun kam das Letzte und Werthvollste!

„Achmet“, sagte Frau Luffa und warf den grauen Umhang über die rothe Frisir-Bade, ihre stete Hauskleidung, „Du wirst die größte Trube tragen, hörst Du? Paß auf, daß nichts geschieht mit ihr, sie ist sehr wichtig!“

Zwar wußte sie selbst nicht genau, was sie Kostbares barg, außer ein paar silbernen Schlüssel und einer ererbten Zuderschale, aber Wlad hatte ihr die Trube besonders empfohlen, also mußte Achmet für sie Sorge tragen.

Der Tartar stand anfangs rathlos vor dem breiten Kasten mit dem flachen Deckel. Nirgends ein Griff oder eine vorspringende Leiste, die als Handhabe genügt hätte! Er versuchte den Kasten zu heben, unmöglich! Er durchheilte das Haus, um Laue aufzutreiben. Der Dwornik wollte sie ihm nur gegen Barzahlung überlassen, und traurig mußte Achmet ihm diese gewähren. Die Kiste wurde tüchtig umschnürt, durch die große Schlinge ein Balken geschoben, dessen Enden von je zwei Soldaten getragen werden sollten. Achmet inscenirte alles vorzüglich, er kannte sich selbst kaum wieder. Da, bums! nach vier Schritten brach der Pfosten, und die Trube fiel mit hartem Aufschlag nieder. Aus ihrem Innern ertönte ein leises Klirren, aber Achmet hatte keine Zeit, auf diese anklagenden



Der kurzhaarige St. Bernhardshund „Zvo von Hanau“.

Besitzer: Herr Ludwig Hausstein in Hanau a. M.



Langhaariger St. Bernhardshund „Barry Cannstadt“.

Besitzer: Herr Albert Lay in Euskirchen, Rheinland.



Die Bernhardiner „Thella von Burghädi“ und „Princess Flora“.

Besitzer: Herr Hans Wöllmer in Groß-Lichterfelde bei Berlin.

Preisgefrönte Bernhardinerhunde.



Im Hamburger Hafen.
Nach dem Bilde von Gustav Wendling und Carl Weyer in Düsseldorf. — Siehe Seite 100.

Laute zu achten, er war zu sehr erregt! Da lag nun das „schöne Kästchen“, wie die vorübergehenden Letten sagten, mitten im Straßensaub, und am Zaun standen die beiden Deutschen, und er sah genau, daß sie trotz ihrer mißfälligen Mienen heimlich lachten. Was nun? Er eilte planlos zurück und warf drinnen seinen Rock ab; ihm war zu warm! Endlich gelang es ihm, von dem hartberzigen Dwornik, den er erst heute erkannte, einen neuen Balken für weitere zehn Kopelen zu erhandeln. Welch' ein Unglückstag!

„Du hast ja Geld genug, Du geiziger Tartar,“ sagte ein schlüpfäugiger Kleinrusse boshaft, als sie nun endlich mit ihrer Last abmarschirten. „Siehst doch wohl einen Schnaps aus, daß wir uns hier für Dich abschleppen? — Wie, Du willst nicht? Na warte, Bratjag, ich werde Dich bekommen!“

Achmet schwieg und rechnete: Dreiundvierzig weniger zehn sind — sind dreiunddreißig, und nochmals acht davon ab, bleiben fünfundsiebzig! Fehlen wieder fünfundsiebzig bis zur fünfzehn! Er seufzte.

Der Kleinrusse betrachtete ihn listig und höhnißch. „Daß uns fingen, Brüderchen, das erleichtert die Last!“

Achmet begann gehorsam ein Lied, in das die übrigen im Chor einfielen; er war stets der Vorsänger und führte auch die Solt aus, die fast keiner russischen Volkswaise fehlen.

„Achmet, mein Golschid (Täubchen), ich danke Dir,“ sagte sein Begleiter, als sie die neue Wohnung erreicht hatten, und verbogte sich tief vor ihm, „weist Du: Augen für Geld!“

Achmet verstand ihn nicht; er mußte auch den Tisch decken und Brod schneiden, den Fisch aufsetzen und die Kartoffeln kochen.

Als er abends die große, tiefe Messingpfanne, in der Saft gekocht ward, auf den Küchenschrank schieben wollte, riß ein Knopf seines Rockes ab, und wie er nachdenklich die leere Stelle betastete, rührte seine Hand an das Wolltuch. Ach, sein Schatz, sein Geld! Er griff nach dem Knoten, er freute sich schon auf das leise Knirschen der Scheinchen, wenn er sie auseinander glättete, die vierzehn einzelnen, gelben — —

Da, da! Er schlug sich mit der geballten Faust an die Stirn, er mußte ja träumen, träumen! Er riß sich förmlich die Kleider vom Leibe, er schüttete die Stiefeln aus, er durchsuchte seine Taschen, die Küche, die Treppe, — nichts, nichts!

Er ließ die Arbeit ruhen und bat die Herrin mit schluchzender Stimme, ob er nicht ausgehen dürfe. Sie achtete nicht auf sein verfürtes Aussehen und bewilligte nur verwundert diese seltene Bitte. In der alten Wohnung, dem Schauplatz seiner Träume und Hoffnungen und seiner herben Enttäuschung, denn nur hier, konnte ihm das Geld geraubt sein, kam seine Verzweiflung zum Ausbruch. Er weinte und schluchzte, wand das Halsstuch in den Händen hin und her, als wollte er es zerreißen und zeigte immer wieder allen, die ihn bemitleidend umstanden, wo er geschlafen, wo er das Geld verwahrt, wo er heute den Diebstahl entdeckt: „Hier, hier, wo der Knopf fehlt!“

Die junge Deutsche von nebenan beugte sich über den Zaun und rief: „Du, Achmet, als Du im Vorjaal den Rock abwarfst, und auch das Halsstuch, hat sich einer hineingeschliffen, ich sah es deutlich, ein Kleiner, Häßlicher —“

Achmet schrie auf, wie ein Thier, und fort war er.

„Siehst Du, Mutter,“ bemerkte die Tochter befriedigt, „nun hat meine Neugierde auch einmal Nutzen gehabt! Du mußt niemals etwas tadeln, bis Du nicht die Konsequenzen kennst; wir sind viel zu kurzfristig!“

Achmet stürzte inzwischen schon durch die Straßen. Wenn er ihn nur erst hätte, diesen Berruchten, diesen Elenden!

Vor der Kaserne saß ein Soldat und spielte die Balalaika; ein paar andere tanzten dazu. In dem niedrigen Gebäude hatte man nur die notwendige Befugung zurückgelassen.

„Wo ist Tolja, der Kleinrusse?“ fragte er mit zitternder Stimme. Niemand antwortete ihm; sie waren in ihre Vergnügungen vertieft.

„Wo ist Tolja, der Häßliche, der Dieb?“ fragte Achmet mit stärkerem Nachdruck.

Der Spieler hob Sekundenlang die Lider, musterte den Zornigen und antwortete langsam und gleichmüthig: „Wird wohl trinken!“ Dann klappte er weiter.

„Wird wohl trinken!“ Und hier, wo es fast so viel Schänken wie Häuser gab, in diesem mit „Brantwihna-Kontores“ besetzten Ort, sollte er seinen Feind und sein Geld suchen! Er sagte sich, daß jede Minute ihn um so und soviel armer mache, und ohne Aufenthalt begann er die Verfolgung. Wo nur ein Schild auftauchte mit verlockenden Bildern „Jee halto gall“, „Zum weißen Hahn, oder „Zum Lejekränzchen“ oder „Im Grünen“, — die Letten sind gern poetisch, — dahin wandte er seine Schritte, bahnte sich rücksichtslos seinen Weg durch die mehr oder minder Angetrunkenen und ließ seine scharfen Augen aufmerksam durch die meist engen und finsternen Räume gleiten. Und da, endlich! Umgeben von einer johlenden Schar, die sicher auf seine Kosten tranken, sah Tolja, schon halb bewußtlos, den Kopf auf den weit vorgehobenen rechten Arm gestützt. Aber er war noch nicht weit genug von Sinnen, um nicht bei Achmet's plötzlichem Erscheinen zu erblaffen und sich langsam in die Höhe zu richten.

Achmet war zuerst sprachlos vor Erregung, dann rief er laut: „Gieb mein Geld heraus, alles, Du Dieb, Du!“

Tolja leugnete weder, noch versuchte er sich zu widersetzen. Er lehnte einfach seine Tasche um und ließ den Inhalt herausfallen. Achmet stürzte sich darüber her und zählte. — Gottlob, Gottlob! es war besser, als er zu hoffen gewagt, es fehlten nur wenig über zwei Rubel. Er verschwendete kein Wort mehr an den Elenden, der seine Bewegungen stumpfen Blickes verfolgte; er wandte sich, um zu gehen.

Da ergriff ihn eine feste Hand, und ehe er sich versah, war er zurückgedrängt bis hart an den Tisch, hinter dem Tolja saß. „He, Brüderchen, was fällt Dir ein, gehört Dir das Geld, so mußt Du die Zechen zahlen, ich lasse mich nicht betriegen!“

„Ja, er muß zahlen!“ fielen die anderen im Chor ein und umringten Achmet von allen Seiten.

Der Wirth, auf diese Weise von seinen Gästen unterstützt, machte ruhig seine Rechnung und forderte noch weitere zwei Rubel. Achmet weinte und kämpfte; er mußte der Uebermacht gehorchen, was half es? Er zahlte schließlich unter strömenden Thränen und steckte zu Tode betrübt den Rest, — es waren nur noch neun Rubel, — zu sich.

„Brüderchen,“ bat plötzlich Tolja, „hab' Erbarmen! Es schmedt so gut, gieb mir noch zu einem Glas!“

Ja, was konnte eigentlich Tolja dafür, daß man ihn, Achmet, hier so übers Ohr schlug? War es nicht genug, daß einer von ihnen litt? Und er warf dem Kameraden noch zwanzig Kopelen über den Tisch zu; dann wandte er heim, wie ein Gesandener, wie einer, der an Welt und Menschen verzweifelt und nirgends, nirgends den geringsten Hoffnungschimmer mehr gewahrt! Ach, wie lange mußte die Mutter nun warten! Wann würde nun der hohe, glückliche Tag sein, an dem er auf die Post gehen, den Brief hineinreichen und feierlich sagen könnte: „Hier, bitte, fünfzehn Rubel.“ Nein, nein, er durfte gar nicht darüber nachdenken; die Vorstellung seines Kummer's tödtete ihn jaß. O, wie traurig war ihm zu Muth! Wenn er nur bei seiner „Königin“ wäre, sie würde ihn schon trösten!

Noch immer rollten ihm die Thränen die Wangen hinab, und so schwankte er vorwärts, die Blicke von dem feuchten Schleier verdunkelt. Auf der Brücke blieb er stehen und lehnte sich an das Geländer; er war wie zerstückelt, er konnte nicht mehr weiter. Um ihn herum herrschte ein reges Gelaufe, die Menschen küsterten sich erregt und bleich etwas ins Ohr und deuteten nach unten, ans Ufer, an dem sich eine Menge Neugieriger ansammelte. Schließlich sah und hörte auch Achmet hin. Man zog einen Arbeiter aus dem Wasser, der am vorigen Tag ertrunken war, und dessen Körper man nun erst gefunden hatte.

„Da kommt die Frau!“ Geschäftige Freunde hatten die schlimme Nachricht der Alten schon überbracht, und diese drängte sich hinab zu dem Unglücklichen. Mit ihren von Arbeit gekrümmten Fingern streichelte sie die Wangen, die Hände des Todten, und dumpfes Schluchzen entrang sich ihren Lippen.

Man hob die Leiche auf eine Bahre, bedeckte ihr das Antlitz und trug sie fort. Die Menge verließ sich; nur zwei ebenso alte und gebückte Frauen nahmen sich der Armen an.

„Thue Gutes, so oft Du kannst, veräume nie die Gelegenheit, die Gott selbst giebt!“

Das hatte der alte Pope gesagt, damals, als der junge Wanja vom Heuwagen fiel und seine Frau mit drei kleinen Kindern zurückließ; das hatte er noch einmal in der Predigt wiederholt. Achmet dachte daran, was er alles in die kleine Hütte getragen: Honig und Mehl und Brod und ein Stück Leinen und was seine Mutter kopfenweise zurückgelegt hatte, um eine zweite Kuh zu kaufen. Und Achmet that jetzt genau dasselbe, was seine „Königin“ in diesem Falle gethan haben würde.

Er kam erst wieder zur Besinnung, als er mit leeren Taschen weiter wanderte. Er fühlte sich wie erlöst nach all' diesen Schrecknissen.

Bald lag er in der Ecke, die er in dem neuen Quartier für sein Bett ausgesucht hatte. Er schlief sofort ein; er war zu müde, um zu denken. Seine Mutter stand vor ihm, in den Händen die fünfzehn Rubel haltend, und sanfte Thränen stießen über ihre Wangen hinab. Er lächelte im Traum; er war glücklich: sie hatte ja doch sein Geld bekommen; er verstand sie!

Nachdruck verboten.

Die Handschuhe der Kaiserin.

Von C. von Schimmelpfennig in Berlin.



üngst durchstreifte ich die Gemälde-Galerie des kunsthistorischen Hof-Museums in Wien, um jene Säle zu besichtigen, die, erst neuerdings dem Publicum wieder eröffnet, eine geschmackvolle Auswahl von Gemälden moderner Meister vor Augen führen. Ein kleines Cabinet auf der Ostseite ist den Del-Copien der großen Schlacht-Fresken im I. Arsenal zugewiesen, welche die Ruhmesthaten und Ehrentage der österreichisch-ungarischen Armee verewigen; dort hängt ein Bild, das lebhaft meine Erinnerung an eine Erzählung weckte, — eine kleine Geschichte, die ich mittheilen will. Das Gemälde stellt den Einzug des kühnen Reitergenerals Graf Hadik in die überraschte preussische Hauptstadt dar.

In Nordwesten Berlins liegt inmitten prächtiger, alter Parkanlagen ein großes Gebäude, das an seiner Stirn das Erzählbild König Friedrichs II und die Inschrift trägt: „Laeso et invicto militi.“ „Dem verwundeten und unbefiegten Krieger!“ Es ist das Invaliden-Haus. Dort wohnen die alten Soldaten, die ihr Bestes für das Vaterland gethan, heiter im Genuß der durch des Herrschers Gnade sorgelos gestatteten Gegenwart, im Gedanken einer ruhmvollen Vergangenheit. In solchen stillen Kreisen spinnt sich die Tradition emsig und nachhaltender fort, als im Getriebe der dahinhastenden Welt; und hier erzählte mir ein Greis die Geschichte, die er von seinem Großvater vernommen, der selbst Augenzeuge und Theilnehmer gewesen: „Die Geschichte vom Grafen Hadik.“

Es war im September des Jahres 1757; länger als ein Jahr dauerte schon der große Kampf, dem die Nachwelt den Namen des „siebenjährigen“ gegeben hat. Die Wage des Glückes hatte sich bald nach dieser, bald nach jener Seite geneigt, und die ruhmvollen Tage von Prag und Collin sprachen eine deutliche Kunde von der Tapferkeit und Unerdrossenheit beider Gegner. Glänzen in Preußens Denksäulen die Namen Sendlitz und Zietzen, so ist es in den Ehrenblättern der österreichischen Cavallerie der Name Hadik, an den sich der Inbegriff des muthigen, schneidigen Reitergeistes geknüpft hat. Dieser kühne General unternahm das unerhörte Wagniß, mit einer kleinen Reiterchar das preussische Heer zu umgehen, in Gewaltmärschen die preussische Hauptstadt zu erreichen und das abnungslose Berlin zu überfallen. Als eines schönen Morgens der behäbige Bürger aufwachte, erschollen die Trompeten österreichischer Reiter der Doppellader wehte auf dem Rathhause, und feurige Ungar-Köpfe stampften den märkischen Boden. Das war eine Ueberraschung! Zwar waren die guten Berliner ein sehr krieglustig Völklein das auch dereinst mit bewaffneter Hand seine Rechte „verdefendiret“ und selbst seinen Kurfürsten und Landesherren die trotzigere Stirn geboten hatte; aber die Enkel waren doch zahmer geworden und liebten Krieg und Kriegsgeschrei nur dann,

„wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen.“

Auch hätte Widerstand wenig genügt, denn der Hadik sah nicht so aus, als ob ihm gut Kirscheneisen wäre; daher begab sich eine Deputation von Rathsherrn zum Feldmarschall-Lieutenant und bat um Schonung des Privatbesitzes, mit der Zusicherung, allen Anforderungen der Truppen im vollsten Maße

nachkommen zu wollen. Der Graf zeigte sich als vornehmer Mann, der auch in Kriegeszeiten die Gehege der Menschlichkeit befolgt; er hielt unter seinen Reitern strenge Manneszucht, und die Berliner hatten keinen Grund, sich über Requisitionen und Ausschreitungen zu beklagen. Ja, es scheint sogar ein gutes Einvernehmen zwischen den Wirthen und ihren ungebetenen Gästen geherrscht zu haben; manches Mädchenherz schlug lebhafter, wenn die Klänge des Garbas unter dem nordischen Himmel ertönten, und manch' schönes Auge blickte dem dunkellockigen Sohne der Pußta nach, der säbelsirend und sporenklingend durch die Straßen schritt. Lange war freilich des Bleibens nicht für die lede Reiterchar in Berlin; denn König Friedrich hatte sofort, als die Kunde vom Hadik'schen Ueberfall zu ihm gelangte, eine Truppenabtheilung zur Besetzung der Hauptstadt in Marsch gesetzt.

Zum Andenken an seine glorreiche Reiterthat beschloß der österreichische General, ein Erinnerungszeichen mitzunehmen und dieses seiner kaiserlichen Herrin zu Füßen zu legen. In Berlin blühten damals zwei weitberühmte Industrie-Zweige: die Porzellan-Manufactur und die Handschuh-Fabrication. Ein Erzeugniß der ersteren konnte bei der Kürze der Zeit und bei der Zerbrechlichkeit des Materials, namentlich auf einem flüchtigen Transport, nicht in Erwägung gezogen werden; daher entschied sich Hadik für den anderen Geschäftszweig. Er ließ die berühmtesten Meister der Handschuh-Werksstätten zu sich entbieten und befahl die Herstellung von hundert Paar Damen-Handschuhen in verschiedenen Farben. Ingrimmig, doch nothgedrungen arbeiteten Meister und Gesellen der preussischen Hauptstadt Tag und Nacht an der zierlichen Fingerbelleidung, der dereinst die Ehre zu theil werden sollte, von der Kaiserin Maria Theresia getragen zu werden. Zur befohlenen Stunde wurden die Handschuhe, nach Farben geordnet und mit Atlaschleifen sortenweise zusammengeknüpft, in einem prächtigen Mahagoni-Kasten mit dem Berliner Stadtwappen dem Feldmarschall-Lieutenant überreicht; Hadik war sehr zufrieden; er konnte ein nicht nur sehr geschmackvolles, sondern auch praktisches Geschenk seiner hohen Gebieterin aus der Hauptstadt des Feindes mitbringen, daran die Kaiserin gewiß ihre Freude haben durfte.

Als die preussischen Truppen sich näherten, mußte die österreichische Reiterchar abziehen; in ihrer Mitte führte sie wohlgeborgen das Cadeau des Grafen mit sich. Warum aber wohl der biedere Obermeister der Handschuhmacher-Gilde so verschmigt lachte, als der letzte „Hufar“ aus dem Stadthor ritt?

Graf Hadik ließ die Handschuh-Truhe durch Abgesandte in der Wiener Hofburg überreichen; er selbst war auf dem Kriegsschauplatz unentbehrlich und hatte erst einige Jahre später das Glück, seiner Kaiserin gegenüberzustehen. Maria Theresia bezeugte sich sehr huldboll gegen ihren berühmten Reiterführer; sie dankte ihm nachträglich für seine Aufmerksamkeit und das schöne Geschenk; aber auf ihrem Antlitz zeigte sich dabei ein Ausleuchten von Heiterkeit, und im Kreise der Hofdamen klang es, wie ein unterdrücktes Nichern. Hadik frugte. Hatte er etwas Dummes gemacht? Was war mit den Handschuhen vorgefallen? Niemand gab ihm Auskunft, in allen Mienen zuckte indessen das Teufelchen der Laclust. — Endlich erbarmte sich der gute Erzherzog Joseph, der spätere eble Kaiser, des verlegenen Generals; er nahm ihn bei dem Arm, führte ihn in eine Fensternische und sagte, indem er sich vor Lachen ausschütten wollte: „Lieber Graf! Ihre Handschuhe waren furchtlich, aber leider — nur linke!“

Viele Jahre später fand in Schlefien eine Zusammenkunft zwischen Joseph dem Gütigen und Friedrich dem Einzigen statt. Der Kaiser war bekanntlich ein großer Verehrer des preussischen Königs, und der letztere schätzte die humanen Anlagen des Sohnes seiner großen Feindin hoch. Hatte Joseph das Andenken des preussischen Feldmarschalls Schwerin geehrt, da er auf dem Felde von Prag, wo der Held gefallen, ein Ledeam aufführte, so erwies Friedrich nicht mindere Ehren dem greisen Laudon, den er bei der Tafel ausdrücklich neben sich Platz nehmen ließ, wobei er mit seinem Lächeln äußerte, „er sehe den waderen General lieber an seiner Seite, als sich gegenüber.“ Bei dieser Zusammenkunft erzählte der Kaiser lachenden Mundes die Geschichte von den Handschuhen des Grafen Hadik, und beide Monarchen amüßten sich trefflich über die Schlaueheit der Berliner Meister, die nicht ungehorsam sein durften und dennoch die Absicht des feindlichen Generals durchkreuzt hatten.

Bald nach jener schlefischen Fürsten-Entrevue überreichte ein preussischer Missionär in Wien ein Handschreiben des Königs an die Kaiserin; es war begleitet von einem massiven Kasten mit dem preussischen Wappen, der hundert Paar Handschuhe enthielt, genau in derselben Zusammenstellung wie die von anno 57, aber diesmal nicht nur „linke“.

Wenn eine der freundlichen Leserinnen die Hof-Museums-Gemälde-Galerie besucht, so verfehle sie nicht, das genannte Bild zu betrachten, mit der schönen, männlichen Erscheinung des Generals, und den vor diesem tiefgeneigt stehenden Bürgern. Vielleicht ist unter ihnen auch der Schelm, der auf den Einfall gerieth von den „linken“.

Nachdruck verboten.

Graf August von Platen.

Zum 100. Geburtstag am 24. October 1896.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

Siehe das Portrait Seite 160.



us der Todtengruft zu Syrakus die Gestalt des Grafen Platen heraufzubestimmen und sie den Menschen unserer Tage nahe zu führen, könnte fast ein bedenklich Unterfangen erscheinen.

In seiner eigenen Zeit fand er sich nicht zu recht; er ward viel bewundert, noch mehr gescholten. Als Meister der Form ging er in die Walschalla der deutschen Literatur-Geschichte ein, und sein Name ist geprägt; aber wenige huldigten nach seinem Tode noch seinem Genius. Wer lieft ihn heute noch? Doch die Gerechtigkeit ruft uns auf, jetzt, da hundert Jahre verflossen, seit er geboren ward, das Werk seiner Tage wieder zu betrachten, und Neugierde lockt uns, zu sehen, was von seinem geistigen Erbe uns blieb.

Die Literatur-Geschichte verzeichnet nur die Daten, nur die Silhouette seines Lebens: seine Jugend in Ansbach, seine militärische Erziehung im Cadetten-Haus zu München, seine Waffen-

Periode im Krieg von 1815. Aus dem Soldatenstande zog es ihn zu den Büchern und zu fernem Wandern. Er studierte in Würzburg und Erlangen. In der Mitte seines Lebens ward ihm endlich die Erfüllung seines Sehns, nach Italien zu pilgern, und am 5. December 1836 beschloß er auch, wie er selbst es sich gewünscht, in Italien sein irdisches Sein.

Die Literatur-Geschichten verzeichnen auch die Acten seiner literarischen Fehden, seiner erbitterten Kämpfe mit den Romanikern und Schicksals-Dramatikern, seine Turniere mit Zimmermann, in denen keine pamphletistisch secundirte. Die Denkblätter dieser an Erbitterungen und Schmähfucht überreichen Epoche wieder aufzurollen, würde hier zu weit führen. Es wäre auch zu sachwissenschaftlich literar-historisch. Wir wollen versuchen, dem Menschen Platen menschlich näher zu treten.

Das ist nun freilich bei dieser Erscheinung schwerer als bei mancher anderen. Er gehört zu jener Dichter-Generation, die, statt sich natürlich zu erheben, sich maskiren, in fremden Gewändern geheimnißvoll wandeln und in absonderlichen Rollen reden. Die Zeit, da er dichtete, steht unter dem Zeichen des östlichen Halbmonds: Goethe's westöstlicher Divan und Rückert's orientalischer Vers-Blumengarten waren die Wallfahrtsstätten der Dichter. So kleidet auch Platen seine Gefühle und Gedankenwelt in die blendende Farbenpracht der persischen Formen. Und da er ein Goldschmied des Verses ist, so genügt ihm die Gastreise zu diesem einen exotischen Reim-Paradies nicht; er kehrt als Cosmopolit bei allen Stämmen ein, die den Cultus raffinirter Vers-Architectonik haben:

Singt nur in Florenz Terzinen,
Und Octaven in Sicilien,
In Paris Alexandrinen,
Und in Spanien Redondillen,
Singt ihr Britten Spenserstrophen,
Und Kaffien singt ihr Perier;
Auch an Maß zwar ist der Deutsche
Doch nur allzureich an Verien.

Diese fremden Gewänder hat sich Platen in vollendeter Weise angepaßt. Er hat das deutsche Wort geschmeidig und biegsam gemacht für die raffinirte Verkunst der Romanen und Orientalen. Aber durch diesen üppigen Haltungenwurf bis zur schlichten Reue des Dichters zu dringen, ist nicht leicht. Und andere Documente seines Wesens sind zur Zeit noch unerforschlich: die Hülle seiner Tagebuch-Bände, die in der Hut der Münchener Bibliothek liegen. Das Mosaikbild seiner Persönlichkeit, wie es aus Briefstellen und nicht zu häufigen Vers-Confectionen, sich zusammensetzt, ist das Bild einer zerrissenen unbefriedigten Natur, die zwischen den beiden Polen aller problematischen Gestalten hin- und hergeschwankt, zwischen maßlosem Selbstbewußtsein und tiefstem Anselbstüberzogen. Einmal klagt er: „Unter anderen Umständen vielleicht wäre ich ein Dichter geworden. Ich bin aber zu unvollkommen als Mensch.“ In düsteren Stunden erklärte er seine ganze Dichtung für Pflücherei; dann wieder schreute er nicht vor Selbst-Apothosen hochgepannter Art zurück:

Gefänge form' ich aus verschied'nen Stoffen,
Luftspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertreffen.

Von seiner Selbstzufriedenheit erzählt der Schöpfer des Hermann-Denkmals, Ernst von Bandel, der mit ihm 1826 und 1827 in Italien verkehrte. Er schildert, wie Platen sich selbst seine neuesten Oden in Rom vorliest, „jede Silbe langsam und gleich betonend“, ohne durch die Hämmer der arbeitenden Bildhauer sich irre machen zu lassen. Platen leidet unter seinen militärischen Pflichten, die ihn drücken und ihm lästig sind. Begeistert zieht er in den Krieg, aber noch ehe sein Regiment über den Rhein kommt, entscheidet sich der Feldzug bei Belle-Alliance. Nun giebt es für ihn, statt der erhofften Siegeskränze und der ersehnten Kampfeslust, nur ein ermattendes und abstumpfendes Wandern: „Der Trommel folgt' ich manchen Tag.“ Dieser „Kriegsdienst im Frieden“ martert ihn.

Er wählt mit schmerzlichem Vergnügen in seinem eigenen Innern, in seinen eigenen qualenden Widersprüchen:

Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.

Und er beichtet in einem Gedichte seine Sehnsucht nach Weltflucht, und in folgendem die Unmöglichkeit, der Welt zu entzagen:

Und könntest Du Dich auch entfernen,
Es triebe Sehnsucht Dich zurück;
Denn ach, die Menschen lieben lernen,
Es ist das ein'ge wahre Glück.

Ferner klagt er nur zu wahr: „Es lockt mich sehr, ich weiß nicht recht wohin.“

Frauenliebe ward ihm nicht geschenkt; er suchte Ersatz in einem schwelgerischen Freundschafts-Cultus, von dem namentlich die zärtlichen Sonette Proben geben. In diesen Freundschaftsbeziehungen war er von krankhaft überreizter Empfindlichkeit. Die Briefe an den großen Chemiker Liebig, den Freund seiner Jugend, zeigen das. So schließt er einmal ein Schreiben, das zwischen Bekränktheit und Liebe schwankt, mit den Worten: „Abscheulicher Mensch, ich hasse und küsse Dich tausendmal.“ Am brennendsten suchte er aber mit der Seele das Land Italien. Er fand sich im literarischen Getriebe Deutschlands fremd, und wenn seine Polemik auch scharf geschliffen war und Wunden schlug, die schwer verharften, er fühlte sich dabei doch nicht wohl:

„In Italien denke ich mein Leben zu beschließen, und wenn ich mich dahin betteln müßte; denn nur dort hoffe ich meine Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, wenn dieses Wort nicht ein Frevel ist.“

Und mit stolzerem Klang noch sagen es die Verse:

„Gönne das Geschick dem Dichter nur den Wunsch, für den er glüht,
Bald sich in ein Land zu flüchten, wo die Kunst so reich geblüht,
Bis zuletzt die deutsche Sprache seinem Ohre fremder tönt,
Eine Sprache, die sich eh'mals unter seiner Hand verschönte:
Ja, dann mag er sterben, wie es schildert auch ein früh'res Lied,
Langzeitliche viel im Herzen, als der Dichtkunst Winterlied!“

Wenn wir nun in den Bänden blättern, die seine Hand beschrieben, so werden wir flüchtig nur bei den historischen Bühnenstücken verweilen, und auch die Literatur-Komödien, in denen

er scharf und mit häufiger Verkennung das bekämpfte, was ihm verkehrt und thöricht schien, werden uns nicht fesseln. Wir müssen uns an die Gedichte halten.

Wenn man diese Gedichte liest, so wird man keine Gefühls- und Stimmungsbedürfnisse befriedigen können, wie etwa bei Goethe's Lyrik. Selten schlagen einfach tiefe Laute aus Schmerz- und luftbewegtem Menschenherzen an unser Ohr. Die Lectüre gestaltet sich mehr zu einem Kunstergößen an einer raffinirten Formgewandtheit; wir sehen diese vollendet zierlichen Versgebäude wie seltene köstliche Gefäße an. Eine reife, sorgsame Kunst bedeckt ihren Mantel mit vollendeten Ornamenten. Ihr Inneres ist meist leer; aber man kommt auch kaum dazu, hinein zu sehen, die Form bezaubert und fesselt allein.

Charakteristisch hierfür sind besonders die Oskafelen, jene complicirte Versform, in der die ersten zwei Zeilen, die vierte, sechste, achte u. s. w. den gleichen Reim haben müssen. Hier ist es oftmals besonders schwer, den Inhalt herauszuschälen. Doch die Musik des Rhythmus umgaukelt uns, diese langgewellten Reime umschmeicheln uns. Wir gleiten dahin auf dieser weichen, verschwimmenden Keimmusik. Die Worte ranken sich in einander, die Reimspiele klettern wie Winden, und ehe man's gedacht, wächst aus der Erde eine bunt verklärte Pagode, und von den gezirkelten Thürmchen klingeln die Glöckchen. Es ist interessant, daß Platen mit dieser Wirkung durch Ton und Klang, durch musikalische Werthe, nicht durch Inhalt und Gedanke, sich mit ganz modernen Lyrikern berührt, die, in Anlehnung an die französischen Barnassiens, „das Metall der Sprache in edle Formen treiben und die kühle Schönheit des plastischen Kunstwerkes zu erreichen streben.“

Wärmer und gefühlreicher wird Platen's Lyrik in Benedig. Er brachte sein Empfinden vor der Architectur, Plastik und Malerei in kunstreiche Sonette. Bei ihnen verweilen wir am liebsten, und wir empfinden jene venetianischen Gegenden noch und stehen mit dem Dichter an den Prachtgeländern der Riefentreppe:

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Läften, die sich leise regen . . .

Und wir wandeln unter den Arcaden des Marcuspflazes in der Sternpracht, wenn die Musik sich wiegt:

Indessen wehn auf ehr'nen Fiedelstalen
Die Flagen dreier Monarchen im Winde,
Die von Benedigs altem Ruhme strahlen.

Oder wir streifen durch das breite Labyrinth der Gäßchen und Canäle:

Dam' blied' ich oft, an Brücken angeschmieget,
In öde Wellen, die nur leise zittern,
Wo über Mauern, welche halb verwittern,
Ein wilder Vorberdusch die Zweige bieget.“

Als Formalist hat er ein nachtastendes Gefühl für die Rhythmiik der Architectur, und in Versen sucht er sie nachzubilden:

Die gothischen Bogen, die sich reich verweben,
Sind von Kojetten überblüht, gehalten
Durch Marmorhöfite, vom Balcon umgeben.

Andächtig steht er in Rom vor den Quellen, die die Tritonen spritzen, die aus dem Marmorbeden perlen und aus gigantischen alten Schalen; und im Pfeiler des Palazzo Farnese sieht er den Trophäe der Ewigkeit emporsteigen. —

So findet, wer mit Liebe zu suchen versteht, in Platen's Blättern unter unwucherndem Dichticht manche Blume. Und unvergessen muß ihm bleiben, daß er so edle Münzen aus der deutschen Sprache prägte. Von seinem Erbtheil hat mancher gehurt und ihm den Dankesjoll gependet; unter anderen Emanuel Geibel. Auf seinen Spuren wanderte von den Späteren dann vor allem ein Mann, der ihm in vielem ähnelte: Graf Schrad.

Am geredetsten hat ihn Jakob Grimm gewürdigt, indem er sagt: „Seine Reime sind fast ohne Tadel und stehen vorthelhaft ab von der Freiheit und Nachlässigkeit, die sich Schiller, zum Theil auch Goethe, zu schulden kommen lassen. Denn selbst diese Autoritäten dürfen ein seines Ohr nicht bestechen; es bezeichnet vielmehr die laue metrische Ausbildung dieser Zeit, daß sie so oft fehlerhaft gereimt und scandirt haben. Rückert's Sprache ist blühender und gezielter als Platen's, aber nicht so rein, auch nicht so ergreifend. Dagegen scheint mir Platen hin und wieder an das Kalte und Marmorne zu streifen.“ Und ferner: „Das Schicksal hat diesem edlen Dichter nicht vergönnt, seine Poesie mit einem großen Werke, wonach er rang und strebte, zu besiegeln, das würde Licht und Glanz auf seine frühere Laufbahn zurückgeworfen haben.“

Kochdruck verboten.

Aus der Hauptstadt Liguriens.

Von A. Caspary in Köln.

Sonderbar, gerade das scheinbar Unbedeutende prägt sich oft dem Gedächtniß am besten ein und haubert am sichersten Bergangenes in die Erinnerung zurück!

Da sitze ich, nach einem nur zu kurzen Fluge ins Welschland, wieder daheim, und den Vortag beschließen, wie gewohnt, die mächtigen Stimmen von den nahen Kirathürmen.

Doch, welch schrilles, vorwitziges, zudringliches „Bim, bim, bim“ klingt plötzlich dazwischen? Italienscher Glockenklang ist's, zweifelloß, — und ich lausche, lausche, während vor meinem geistigen Blick die Umgebung sich aufröhrt, in der dieser Ton, wie ein Mißklang, zuerst mein Ohr berührte: Genua.

Da liegt die Stadt, der einladenden, mastenreichen Bucht im Halbkreis sich anschmiegend, weiter amphitheatralisch, wie schon die Schulweisheit lehrt, fühner und fühner an die glücklichen Berge des Vittorals emporklimmend, deren zweiter, unregelmäßiger Halbkreis von sanft geschwungenen Linien den Abschluß des Bildes nach dieser Seite hin formt. Nach der anderen bildet diesen das Meer, das zur Schiffsahrt hinauswinkt, zu der am äußersten Horizont verschwimmenden, duftigen Ferne. Die die Bergesgipfel krönenden Befestigungswerke mit ihren Thürmchen, die ehemaligen Schützer der Einfahrt, jetzt nur noch todte Wächter einer vergangenen, historischen Größe, geben dieser sonst vielleicht allzu verführerischen Ideal-Schau sozu sagen das reale Rückgrat. Hier grünt und blüht Nähe und Ferne.

Eine Fülle phantastischer Farben und Formen gruppirt sich um leuchtende Willen; der Lorbeer ragt, und die Pinie wirft einsame Schatten. Es könnte Mignons Lorbeer sein, so südllich weht die Luft und mutzen Himmel, Meer und Land an.

Die Gestalt, die da im Wagen sitzt, auf der hölzernen Straße, die vom Hafen zur Stadt führt, ist ein echter Sohn des Südens: braun, schwarzäugig, zerlumpt. Er schmaucht mit innigem Behagen an einem so lang wie dünnen Krautstengel und — spud! Der hat „sein Sach“ auf nichts gestellt, hurrah! Sein fettes Grauthier, das eine wackelige Karre mit Leinwand urgemächlich zieht, trägt eine dicke Bluthnele hinter dem Ohr. — Welch' Gewirr von Stimmen, welch' Geräusch! Die Straße beginnt, die in das Innere der Stadt langsam emporsteigt. Karren, Karreten, Wagen, Pferdebahn-Wagen folgen, kreuzen einander immer dichter. Alles schreit und gestikulirt mit einer gefährlich aussehenden Beweglichkeit. Die Häuser selbst säreien. Ungemein hoch sich aufbauend, wirken sie krügend. Ihre gelbschmutzige Front ist mit architektonischen Gliedern und Ornamenten, wie Giebeln, Säulen, Pilastern, Blumen und Vasen, aus der Ferne läusend bemalt. Bis ins höchste Geschoh reicht diese Verzierung, friedlich neben Betten und Bekleidungs-Gegenständen, die dort zum Lüften oder Trocknen im Winde flattern. Thorartige Thüren, die immer offen zu stehen scheinen, bilden den Eingang. Hier sitzen auf Schemeln, in zerlumptem Beinkleid, mit lose über die Schultern geworfener Jacke, Repräsentanten des dolce far niente; andere, derselben Gattung zugehörig, lehnen an Thürpfosten, in der gleichen fleidsamen Tracht, durch die rothe Bastenmütze vervollständigt. Die Leute ähneln Parasiten; so verwachsen scheinen sie mit den Häusern, wie deren alcovenartige, verkommene Balcone, die am unteren Geschoh hängen. Gleich schwebend im Luft, lieblich anzuschauen, wirken dagegen von Seiten Altanen Citronen-, Kamellen- und Azalien-Bäume in Kübeln, und an den Wittern ranken Winden und Rosen.

Rechts und links zweigen sich jetzt, das Stadtbild erweiternd, Straßen ab, die Ausblicke auf Bucht und Gelände mehr und mehr hemmend. Gassen, die kaum ein Sonnenstrahl oder Fußtritt belebt, gähnen empor zu fast schwindelnder Steile; andere, noch unwirthlicher und verwahrloster, der Kehrichtort ihrer Bewohner offenbar, weisen an ihrem Ausgangspunkt gresles Licht: das Meer. Hier knien Weiber an Kinnalen und waschen, indem sie auf Holzunterlagen mit flachen Holzschlägern Linnen bearbeiten. Wieder wo anders sitzen vor ihrem umherliegenden Gemüse Verkäuferinnen in ihren bunten Ratturöcken und rothen Kopftüchern und halten höchst gelassen Markt ab. Markt wird eigentlich überall gehalten. In kleinen Ständen, an Tischen oder aus der Hand bieten Händler ihre meist nicht sehr einladende Ware feil: Polenta und Maccaroni, Niesen-Citronen, Lotterie-Lose, Zeitungen, Schwefelhölzer und Blumen. Bunte Schilder und Bilder an den Häusern machen Kellame, geben dem Geschwirr von Geschäftigkeit, Geschäftsthum und offenbarem Müßiggang das passende Relief. In dem Menschengewirr erscheint als immer wiederkehrender Typus der Priester; ferner, das helle Kleid, sowie Haar von schwarzem Flor bedekt, die Cameriera mit Fächer und einer Schleppe, trotz des unjaubereren Bodens.

Da, wo mehrere Straßen sich treffen, ist ein Plätzchen und an einer schützenden Mauer ein marmornes Brunnen-Bassin zu sehen. In die gerippte Muschel des Beckens plätschert es aus breitem Tritonen-Rund. Griechisches Giebelgefäß krönt, und Pilaster-Werk, voll von reizendem Akanthus-Gewinde, umrahmt das Ganze. Das Brunnchen ist eine wahre Augenweide, es offenbart anspruchslos, wie am Wege, die hohe Kunst. Und plötzlich, während illustre Künstlernamen in meinem Gedächtniß aufstauen, erscheint mir die ganze Umgebung wie umgewandelt, verklärt, bis herab auf die halbwüßige Jugend, die da auf den Marmorstufen, mit hochgezogenen, nackten Beinen, zerklüftete, abgerissene Zeitungen lieh, oder nur so thut. Wie mit einem Doppelgesicht befaßt, in einer seltsam gespannten Erwartung setze ich meinen Weg fort.

Die Straße hat sich verengt, sodah nur mit Vorsicht zwei Wagen einander auszuweichen vermögen; auch ihr Charakter ist verändert. Hohe Marmorpaläste, die ihresgleichen nicht haben, hemmen Licht und Luft. Ihr Keuzer weiß, trotz Säulen und Giebeln neben und über den Fenstern, jene einfache Bornehmheit, die sich selbst Schmutz genug ist. Bei der Enge des Standorts vermag der Blick kaum, die Consolen nebst Zahnschnitt oder die Triglyphen und Metopen unter dem Dachstuhl zu gewahren. Hinter den Eingangsgittern aber öffnen sich in blendender Helle märchenhafte Perspectives: fühl schimmernde Höfe und Hallen und edle Treppenanlagen. In stille Marmor-Bassins fällt ein einsamer Wasserstrahl, und die Tiefe der Aussicht beschließen grüne Grotten mit moosumspannenen, griechischen Götterweien und gewundenen Marmorbänken. Niemand ruht auf letzteren, und in den Hallen und Höfen träumt die Stille. Tropdem lebt hier, man fühlt es unabweisbar, ein Leben weiter, ein Leben voll schönster Harmonie und sinnigster Heiterkeit: das der unsterblichen Kunst.

Wie vertieft sich noch dieser Eindruck beim Betreten der wie geweichten Räume! Das Gitter klirrt, des Portiers Schritte sind verhallt, in der Eingangshalle des Palazzo Grimaldi sind wir allein, — und doch nicht! Denn aus den Wandresten daselbst blickt stolz und prächtig dieser Doge inmitten seiner demokratischen Freunde, der quersichigen Fieschi und anderer. Sein Charakter-Kopf gemahnt an jene berühmte List und Verschlagenheit, von Florenz so besonders gehaßt, durch die Genua sich das Grab seiner Größe selbst grub. Als die Grimaldi herrschten, hatte der Parteien Haß und Hader seinen Höhepunkt erreicht. — Und wo sind sie jetzt, die Erben dieses hochmüthigen Geschlechts? . . . Gestorben, verdorben! — Aber ihr Denkmal hat sie überlebt: jene idealen Säulenhöfe und königlichen Freitreppen, die den Kern ihres Palastes bilden, den mächtige Fensterreihen umschließen. In dieser Welt adeliger Formen, aus adeligstem Stoffe gebildet, kann einem eigen zu Muth werden. Da möchte die Phantastie träumen, die Hallen würden zum Atrium mit anschließendem Peristyl. Eine weibliche Gestalt in griechischer Gewandung, eine Amphora auf dem Lockenhaupt, träte, von der Sonne beliebigt, hinter einer Säule hervor. Eine Lyra ertönte! — Ja, die Sonne des alten Homer leuchtet noch, aber auf die Büsten und Statuen Mazzini's und Pincelli's hinab, die die Treppenaufstiege zieren. Der ehemalige Privatpalast ist Municipium geworden. Bedienstete und Schreiber, mit Papierbündeln, in den Händen begnügen und eben in den lustigen Gängen, die zum sinnenden Wandeln wie gemacht erscheinen. Ein munterer Alter in Livore

zeigt die Gemächer, darunter den prächtig gefärbten Sitzungs-
saal mit überladenen Barock-Plafond und vergoldetem Stuck an
den Wänden. Die Mosaik-Bilder von Marco Polo und Christoph
Columbus sind hier nebst mancherlei anderen Bildern und
Marritäten, nicht eben sehr werthvollen, zu sehen. Wie eigen
aber berührt die Gegenwart! Unser führender Alter hat sich
als feuriger Patriot und Franzosenhasser erwiesen und sein:
„Patria“, „Garibaldi“, „Vittore Emanuele“ tönt mir in der
StraÙe und durch ihren unschönen Lärm weiter in den Ohren,
auch noch in die löstliche Stille hinein, die mich gleich darauf,
wie ein Wunder, umfängt.

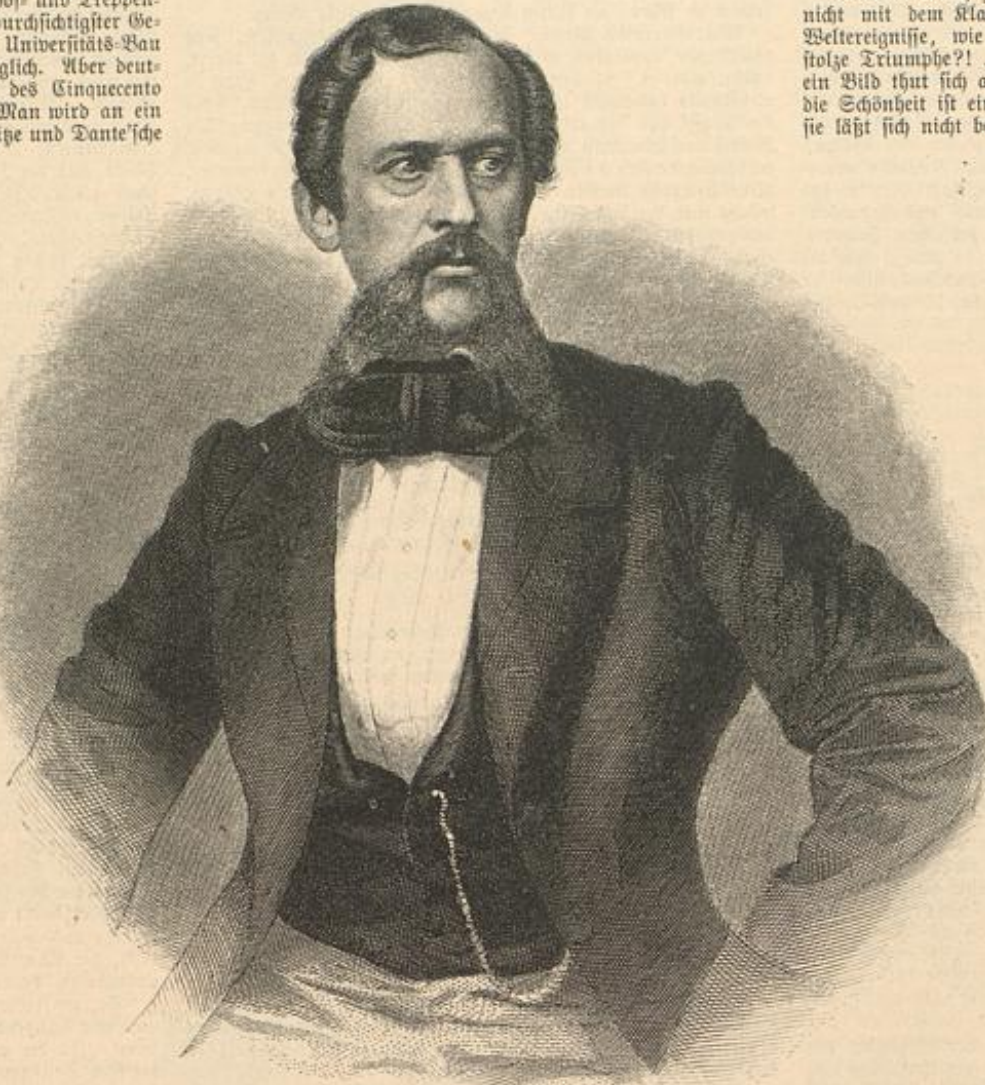
Wie der Marmor dämpft! — Eine neue Hof- und Treppen-
anlage, eine architektonische Symphonie von durchsichtigster Ge-
dankenthatigkeit erhebt sich wieder, den jetzigen Universitäts-Bau
umschließend. Vergleichen ist schwer, ist unmöglich. Aber deut-
licher, plastischer kann das innerste Wesen des Cinquecento
wohl kaum wiedergegeben werden, als hier. Man wird an ein
Kapitel aus Borraaccio, an Aretinische Geistesblitze und Dante'sche
Tiefsinnigkeiten zugleich erinnert.

Wie ließe sich dieser glücklich er-
hebende Eindruck schildern, wie über-
haupt die Reihe aller jener Paläste,
die im Grundton immer dieselben
sind?! Sie sind unvergessbar, die von
ihnen gebildeten Straßen: die Via
Balbi, Cairoli, Garibaldi, zugleich
die fashionabelsten und geschäftlich be-
deutendsten Theile Genua's. Denn
in den Erdgeschossen vieler Paläste
haben sich Bank-, Mobiliten- und son-
stige feinere Geschäfte niedergelassen.
Kutschen, mit galonnirten Dienern
auf den Böden, rollen pfeilschnell vor-
über. Auf den schmalen Fußsteigen
aus Marmor drängt sich eine uner-
schöpfliche Menschheit: Soldatesca, in
schwarz-grüner Uniform, mit kurzen
Seitengewehren und Spighüten mit
putzigem Hahnensfeder-Busch; Priester,
die entweder wie Bettelente oder
Bauern aussehen; Nonnen, kleine
Herrschaften mit ihren Bonnen, und
widerliche Bettler. Zwischen öffnen
sich seitwärts, so unvermuthet, daß
man diese Nähe von äußerster Ar-
muth gar nicht begreift, krummwink-
lige Gassen mit Ruinen von himmel-
hohen Häusern. Diese sind in-
dessen bewohnt. Farbiges hängt aus
den Fenstern, und irgendwo wird
auch wieder gewaschen. Ein übles
Mixtum von Gerüchen löst sich von
den Spelunken ab. Dennoch reizt
diese unbeschreibbar öde Stein-Wüste.

Da zweigt sich, zur Höhe gelangt,
ein Netz von Gassen und Höfen,
von Plätzchen und Höfchen ab. Un-
gepflegt, unscheinbar, misachtet er-
scheint alles, Orte, würdig für
Nachtgethier. Und dennoch, sich, wie
selbst hier, aus Schutt und Vergessen-
heit, die Kunst triumphirt! In un-
erschöpflicher Fülle und ohne jede
Prätension offenbart sie sich, wie
selbstverständlich, an Heiligen in
Nischen unter Baldachinen, an Er-
kerchen, kleinen Kapellen, Thoreinfassungen, Gittern. Lauter
Museums-Gegenstände, deren Studium Zeit und Ort wohl ver-
gessen ließe, breitete sich die Straße nicht plötzlich und führte
zu einem Plage hinab, auf dem, von mächtiger Kuppel beherrscht,
die Kathedrale, die Kirche San Lorenzo, schwerfällig sich erhebt,
mit ihrer theatralischen schwarz-weißen Fassade und backsteinernen
Seitenmauern. Wen stimmte dieser Anblick nicht profan?!
An den unvollendeten Thürmen und Außen-Decorationen wette-
eifert die antikkisirende mit der mittelalterlichen Kunst. Zwei
Löwenpaare, die Leonidas' Manen zur Ehre gereichten, bewachen
die marmorne Treppensucht zum Haupt-Portal, wo Hexen von
Bettlerinnen auf Raub ausschauen. Von ihren Jüdringlich-
keiten bis in die dämmerige Vorhalle geleitet, nimmt mich eine
imposante dreißigförmige Basilica, mit Halbbogen und Tonnenge-
wölben, jetzt auf. Es leuchtet und stimmert von den zahlreichen
Altären, und in den Seitenschiffen prunkt in kostbaren Grab-
mälern die Mahnung an das Jenseits. Auch wird gekniet und
gebetet; trotzdem scheint eher ein Gott der Künste hier zu
thronen, als der Gott unserer religiösen Ueberzeugung. Der Ort
ist zudem bewohnt, nicht besucht von Armuth, Krankheit und Alter
mit Hausgewohnheiten. Das Hüfteln und Räuspern, das schlür-
fende oder hinlende Ein und Aus, der gelegentliche Schrei von
Säuglingen in den Armen bittlerhafter Bäuerinnen, auch das
Schnupfern von Hundstodt segt nicht aus, selbst kaum, wenn die
Glorie des Allerheiligsten sich zeigt. Hinaus aus dieser ver-
brauchten Luft, ins Freie! Ah, wie grell das Licht auf jenem
Kreuz sich bricht, das hoch in der blauen Luft, wie ein Leis-
stern, die Straße gleichsam hinabschwebt, näher, näher. Ein
Priester hält es, gravitatisch vor einem Sarge herdschreitend, einem
schmalen, von einem Leintuch verhängten Kasten, den vier Knaben
tragen. Die am Kopfe des Sarges, den ein riesiger Kranz
blühender Blumen schmückt, sind in weiße, mondartige Ge-
wänder verummumt; nur die dunkeln Augen starren unheim-
lich aus den geschnittenen Oeffnungen heraus. Kinder eröffnen,
und Kinder, die Gespielen des Verstorbenen, beschließen das
Trauergeselle, das die rechts und links erwartungsvoll zu-
schauende Kinderwelt ab und zu noch vergrößert, während der
Aufzug immer weiter hinabschwankt und gleichsam an das Leben
anprallt, das von unten emporlärm.

Omnibusse keuchen näher, vorweltliche Kasten ohne Federn,
mit unsaubern wehenden Vorhängen vor den Holzbanketten.
Kutschen und Conducture gleichen Strolchen. Eines dieser
Behikel führt bis zum Campo Santo, dem Friedhof. Ein
italienischer Friedhof, — ich kann nicht widerstehen, und steige
ein. Die Raingehöfen, Typen für Didensche Studien, leiden
selbstredend insgesammt an Mangel an Seifenbenutzung und
heiler Gewandung. Doch wie belanglos ist das hier!

Derweilen wird die häßliche Via Venti Settembre, die nicht
minder reizlose Via San Vincenzo hinabgerastelt, zur Porta
Romana hinaus und an einer aus elenden Paraden gebil-
deten Straßenlinie entlang. Schenken und Schmieben, aber
ohne jegliches Colorit, gleib's hier, vor denen eine elende, arm-
selige Menschheit lungert. Sogar die Natur lacht. Träge
sidert das Flüsschen Bisagno an vertrodneten Diefen- und
Lehmerhöbungen vorbei, und die fahlen Berge mit ihren Aquä-
ducten in dem sich nähernden Vordergrunde scheinen zu trauern.



Graf August von Platen.
Siehe Seite 158.

Die ganze Gegend hat ihre Physiognomie von den Eindrücken,
die sie täglich empfängt.

Ein scharfes Biegen, ein Ruck, und der Omnibus steht.
Die letzte Station ist erreicht. Stillvoll wird wenigstens am
Ende die Reihe. Durch ein prachtvolles Marmorthor geht man
ein zu einer Stadt von Marmor, weit, weit in vielfachen Win-
dungen ausgedehnt und bis in die Hügel und Berge empor-
steigend. Die Weigheit schweigt in diesen Straßen, aus denen
es eisig entgegenweht: „Alles Fleisch ist wie Gras und alle
Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume.“ — Ober-
nein! Jene biblische Wahrheit predigt dieser Friedhof nicht;
allenfalls nur da, wo die Becheidenen dieser Erde unter Rosen-
beeten und schlichten Kreuzlein ruhen, wo süße Düfte wehen
und das Laub raschelt. Wohl zeigt sich der Tod in seiner
ganzen Gewalt, als ein König. Dem sonst, als ihm, sind
die mächtigen Treppen, die von Säulen getragenen Hallen
errichtet, unter denen es in unabsehbaren, von Engeln und
fadellühnenden Genien umgebenen Sarkophagen weiter modert?!
Und wären es nur jene! Aber die moderne italienische
Sculptur hat sich mit diesen verbrauchten Symbolen nicht be-
gnügt; sie arbeitet auf Effecte, nicht allein durch die wenn auch
noch so vollendete kleinliche Vertiefung in Zuthaten; — sie
zerrt Empfindungen zu Tage, die nur ins Verborgene gehören.

Da erscheinen, wie entgegenstreichend, die Gestalten derer,
die nicht mehr sind: aristokratische Greisinnen in Spitzen-
gewändern; Jungfrauen, mit den lieblichsten Gesichtern und
mitthig angethan bis ins kleinste; ach, und wie viele Kinder!
Zitternde Kinder, weil ihnen der Todesbote winkt, weinende
Kinder, die das Faltenkleid der nun auf immer scheidenden
Mutter umklammern; Seelen von Kindern, mit Lilienstengeln
in den kleinen Händen, zum goldenen Stern in der Höhe em-
porblühend. Auch ahnungslose Bräute mit Rosen im Haar,
vom Knochenmanne belauert, und am Todtenbette des Vaters
entsetzte Töchter, im Begriff, das Kopfstuch zum lezten Male
zu heben. . . . Krasse Scenen, wie aus einem Todtentanz;
aber welcher Adel künstlerischen Empfindens, wie viel verklärtes
Leid daneben!

Siehe die weibliche Gestalt, die die Stufen zu jener Py-
ramiden-Grust emporsteigt! Das Leben hielt ihr nicht, was es
einmal ihr versprochen, trotzdem muß sie sogleich eingeben durch
die nur angelehnte dunkle Pforte. Welche Ergebung spricht
aus der gebeugten Haltung, dem sanften Blick! — Oder steige
hinan in die Berge, wo die Liebe aus Cypressen säufelt, wo
die Olive grün-bläulich schimmert und die feierliche Pinte ragt.
Der Horizont hat sich herrlich geweitet. Jemand steigt da in
den balsamischen Aether ein Stück jonischen Giebelgebälks, von
einer einzigen, geborstenen Säule gehalten, eine Elegie in

Stein. Schön, so schön! Aber eine Traurigkeit umklammert
das Herz, daß es weinen möchte, weinen und — stehen,
stehen in die Fülle des Lebens, dahin, wo menschliche Größe
Tod und Vernichtung überdauert.

Und diese Sehnsucht kann auf eigenartige Weise befriedigt
werden.

Nach langer Fahrt winkt endlich von neuem eine Pforte,
auch ein Herrschertbor, vom Geist der Geschichte und Kunst
umlageret. Die dankbare Stadt schenkte hier „dem Vater des
Vaterlandes, dem edeln Andrea Doria“ eine Wohnstätte; so
prahlt noch die Inschrift über dem Thürsturz.

Andrea Doria, glorreichen Angedenkens! Wem paarten sich
nicht mit dem Klange dieses Weltnamens Erinnerungen an
Weltereignisse, wie Verschwörungen, blutige Rache-Acte und
stolze Triumphe?! . . . Doch schon öffnet sich ein Gitter und
ein Bild thut sich auf, wie eine Fee, wie ein Traum. Aber
die Schönheit ist eine Offenbarung, gleich Anadyomene selber;
sie läßt sich nicht beschreiben. Hier nur ihre sichtbaren Theile:

Ein alter, verfallender Palast mit
tiefen, meist verhangenen Fenstern,
von lustigen Hallengängen zu beiden
Seiten umschlossen. Ein auf Portiken
ruhender weiter Altan schiebt sich der
ganzen Breite des Mittelbaus vor.
Einladende Marmortreppen geleiten
zu terrassenförmig abfallendem, üppi-
gem Gartenkranz hinab, in dem die
Wasser nicht mehr in die Monu-
mental-Brunnen fallen. Ein gebie-
tender Marmorgang mit zierlichen
Galerien schließt den Garten, das
wahre Velvedere. Dann, hingegossen
in Licht und Schöne, grüßt Genova,
la Superba, und die Bai und das
Meer, bis das Blau im Horizont
endet.

Eine kleine Weile freilich, und
die glanzvolle Gluth wird verglim-
men, der Farbenshmelz erblasen,
der Abend da sein. — Tag und
Nacht, Helle und Dunkelheit, wie
symbolisch bist du für diese Stadt!

Nachdruck verboten.

Im Hamburger Hafen.

Zu dem Bilde von Gustav Wendling
und Carl Veder in Düsseldorf.

Siehe Seite 157.

Ueber der großen Stadt liegt eine
trübe Wolke, aus Wasserdunst und
Kohlenrauch gemischt, aus der das ferne
Rastengewirr und die grauen und grünen
Thurmspitzen nur ungewiß emporragen;
das ist die charakteristische atmosphärische
Stimmung, die an den meisten Tagen
des Jahres auf dem gewaltigen Handels-
Emporium an der Elbe lagert. Dafür ge-
winnt das Bild bei Sonnenschein, bei
stürmisch bewegten Tagen, bei Mond-
schein und überhaupt abends, wenn sich
überall die zahllosen Lichter im Strom
spiegeln, einen malerischen Reiz von höchster

Wirkung. Wir wählten da kaum ein anderes deutsches Stadtbild, das
sich mit diesem in der Fülle des Interessanten und Grobartigen messen
läßt, die berühmte Alster-Scenerie derselben Stadt nicht ausgeschlossen.
Es ist aber ein großer Unterschied zwischen dem Bilde des Hamburger
Hafens vor und nach dem Zoll-Anschlusse. Früher lagen die großen
Amerika-Dampfer an der Landungsbrücke der Hamburger Packet-Actien-
Gesellschaft in St. Pauli; von dort an erstreckte sich, immer dicht am
Quai, in vielfacher Reihe der Rastewald der vertauten oder ver-
ankerten Vollschiffe, Barken, Briggs u. s. w. nach innen. Es gewährte
freis das fesselndste Schauspiel, den bewegten Verkehr auf und zwischen
diesen Schiffen, von denen die Flaggen aller Herren Länder wehten,
die seemannischen Genre-Bilder, die sich auf ihren sauberen, oft aller-
lieblich bemalten und verzierten Oberdeck entwickelten, zu beobachten.
Dazu kam das viel buntere Schifftreiben am Lande, das freilich nicht
nur durch die Entfernung der Schiffe in die weit in das rückwärtige
Marshland schneidenden Freihafen-Anlagen verurtheilt worden ist, son-
dern auch durch das stark anwachsende Ueberwiegen des Dampferverkehrs
über die Segelschiffahrt. Der Dampfer kommt herein, löst seine La-
dung mit ausgezeichneten modernen Vorrichtungen überraschend schnell
und verläßt sofort wieder den Hafen. Das Segelschiff lag etwa ebenso
viele Wochen auf dem Strom, wie jenes Tage an den Quais, lösthe
allmählicher und nahm verhältnißmäßig langsam Ladung ein. Die
Seelente hatten sehr viel Zeit, ihr Geld am Lande zu verthun, und
Wirthshäuser, Händler, Rußballen u. s. w. ertrugen sich goldener
Zeiten. Auch heute ist das Treiben am Hafen und in St. Pauli noch
recht amüßant, allein mit dem früheren ist es als Gesamtbild nicht zu
vergleichen, trotzdem Handel und Schifffahrt, im Gegensatz zu den
Prophezeiungen der Schwarzseher und geschädigten Interessenten, sich
nach dem Zoll-Anschlusse noch ganz enorm gesteigert hat. Hamburg ist
eben nicht die politisch eng begrenzte Republik geblieben, sondern das
Haupt-Seethor des großen deutschen Reiches geworden. Wer dieses
neue Hamburg recht kennen lernen will, muß eine Dampfer-Rundfahrt
durch die weitgebehten Freihafen-Anlagen machen. Früher genügte so
ziemlich ein Spaziergang von dem hoch auf grünem Hügel gelegenen See-
mannshause bis etwa in die Gegend der Katharinen-Kirche.

Das Bild der Maler Wendling und Veder, das der Leser in unjener
heutigen Nummer findet, erweckt mehr Reminiscenzen an die alte Zeit.
Das Segelschiff, der Zinkenwerber Fischer-Ewer sind in den Vorder-
grund gestellt; über den trübgelben Strom fallen helle Lichter, während
man nur in Andeutungen den lebhaften Ueberverkehr erkennt. Es ist
ein schönes Bild, bei dem wir aber größeren Werth auf die Stimmung
und Behandlung des Vordergrundes legen möchten, als auf die Einzel-
heiten der Zeichnung.

W. J.



Franceschina Prevosti.

Nach einer Photographie von Wlth. Böllot, Hof-Photograph, Darmstadt.

Wohl selten hat eine Sängerin seit den Glanztagen der Patti die Hörer so zu fesseln und zu ergreifen gewußt, wie Franceschina Prevosti. Zu ihren großen Erfolgen als Sängerin gesellt sich ein noch größerer als Schauspielerin, und der Beinamen: „die singende Duse“, den man ihr zugelegt, ist ein wohlverdienter und berechtigter.

Franceschina Prevosti wurde 1865 in Livorno (Italien) geboren, ist also eine Landsmännin von Pietro Mascagni, der auch das Licht der Welt erblickte. — Schon früh betrat sie die Bühne des Scala-Theaters in Mailand. Obgleich sich ihre Eltern sträubten, sie die Bühnen-Laufbahn einschlagen zu lassen, wußte ihr Lehrer, der berühmte alte Gesangsmeister Caravoglia, alle Zweifel derselben zu zerstreuen, indem er der jungen Franceschina eine glänzende Zukunft voraussagte. Infolge ihres außergewöhnlichen schauspielerischen Talentes suchte man sie zu bestimmen, sich dem reitenden Drama zuzuwenden. Doch die junge Künstlerin ließ sich von dem gesteckten Ziel nicht abbringen. Unentwegt schritt sie vorwärts, rastlos arbeitete sie, um zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen.

Die Stimme der Prevosti ist ein nicht besonders starker Mezzo-Sopran, jedoch umfangreich und in allen Lagen ausgeglichen, dabei von seltener Weiche, feinstlicher Belegung und absoluter Reinheit. Dazu gesellt sich die virtuose Behandlung des Stimm-Materials, das mezza voce, die vollendeten Triller, die rapiden Staccati und Läufe, das jart hingehauchte piano und pianissimo. So ist sie eine echte Hohenpriesterin und Vertreterin des hohen alt-italienischen Kunstgesanges, der leider im Aussterben begriffen ist.

Welche Genialität die Künstlerin als Schauspielerin entwickelt, wird nur der ermessen können, der sie in Traviata als Violetta in dem realistischen Sterbe-Akt, — eine wahre Studie nach dem Leben, — oder als Lucia in der großen Wahnsinn-Szene gesehen und gehört hat. — Wie wachte sie nicht die alte Linda von Chamounitz von Donizetti zu beleben! Wie die Prevosti den Wahnsinn, sozusagen musikalisch zeichnet, ist ein Meisterstück musikalischer und gesanglicher Kunst. Und dann als Rosina, wie übermüthig! Ein Kobold voll Grazie, Laune und Schalkhaftigkeit!

Von Mailand ging die junge Künstlerin nach Rom, Genua, Turin, Florenz, Venedig, Neapel, überall die größten Triumphe feiernd.

In Genua hörte sie der greise Verdi, als Traviata. Freimüthig erklärte er sie für die beste und größte lebende Violetta. — Obgleich der Altmeister nicht besonders gut auf diese Jugendfünde zu sprechen ist, freute er sich, um der Kunst einer Prevosti willen, die Oper componirt zu haben. Von Italien ging die Kunstreise nach Spanien und Portugal und von da nach Mexiko, wo das Publicum in einen wahren Begeisterungs-Taumel gerieth. Auch in Moskau, wo sie die Nedda sang und die Simonetta in den Medici von Leoncavallo creirte, hatte sie rauschende Erfolge.

Im Jahre 1890 trat sie zum ersten Mal in Berlin bei Kroll auf, wo sie später fast jedes Jahr gastirte. Welchen Erfolg sie in musikalischen Kreisen errang, brauche ich nicht zu beschreiben. Man war sich darüber einig, hier einem wirklich gottbegnadeten Talent gegenüber zu stehen.

Selt dieser Zeit hat die geniale Künstlerin an allen größeren Hof- und Stadttheatern mit größtem Erfolg gastirt. Sie ist Kammerfängerin geworden, mit Ehren aller Art wurde sie überhäuft. Die Berliner Hofoper öffnete sich ihr auf den besonderen Wunsch unseres künftigen Kaisers.

Von deutschen Componisten liebt die Prevosti besonders Wagner, und lebhaft bedauert sie, nicht so viel Deutsch zu verstehen, um die Elisabeth, Elsa, vor allem aber die Senta singen zu können.

Mögen der liebenswürdigen Künstlerin auch auf ihren ferneren Kunstfahrten Lorbeer, Ehre und Ruhm zu theil werden. A. Hüniger.

Aus der Stamme Welt

Berlin. — Der rührige Vorstand der „Mädchen- und Frauen-Gruppen für sociale Hilfsarbeit“ hat sein neues Programm für das Arbeitsjahr 1896/97 verfaßt. Beigelegt ist demselben ein ausführlicher Plan der Vorlesungen über Armenpflege und Wohltätigkeit, die in diesem Winter von Dr. Rünkerberg, dem ehemaligen Leiter der Hamburger Armenverwaltung, für den Verein gehalten werden. Sehr dankenswerth erscheint es, daß auch Gäste den Vorlesungen beiwohnen können. Die Zahl der Mitarbeiterinnen der segensreich wirkenden Hilfsgruppen ist im letztvergangenen Jahre wieder um 55 gestiegen, so daß sie im ganzen 182 beträgt. Sie könnte, ja sie müßte aber dreifach so hoch sein, damit alle dem Verein jetzt schon

unmittelbar nahe liegenden Thätigkeitsfelder in der Armen- und Krankenpflege, in den Kinderbewah-Anstalten u. s. w. genügend von ihm bestellt würden. Zuschriften und Anfragen sind auch ferner an Frau Vöhrgermeister Kirchner, Alt-Roabit 90, zu richten.

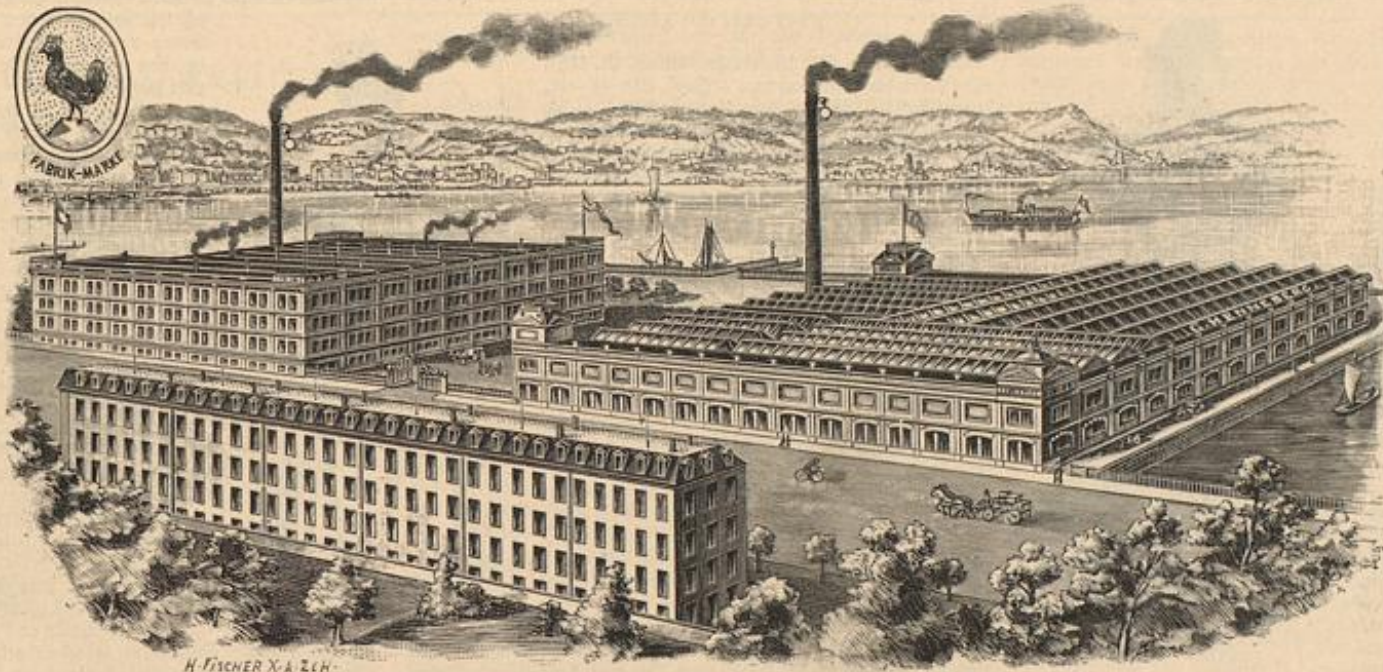
An der Humboldt-Akademie wirken in diesem Winterhalbjahre wiederum drei weibliche Dozenten. Fräulein Dr. med. Agnes Blum hält einen Vortrags-Cyklus über häusliche Krankenpflege mit Demonstrationen und praktischen Uebungen; Frau Dr. phil. Daszynska spricht über Rational-Ökonomie und Frau Dr. jur. Kempin über deutsches Familienrecht.

Sommerfeld. — Daß Frauen und Mädchen seit längerer Zeit schon als Stadtreisende auftreten und vermöge ihrer „angeborenen weiblichen Ueberredungskunst“ in dieser Thätigkeit günstige Erfolge haben, ist bekannt. Auch Niederländischer Tuchfabriken beschäftigen jetzt zum großen Theil junge Damen als Reisende und sollen dabei vor-treffliche Erfolge erzielen. Ein neues, wenn auch bescheidenes und mäßereiches, so doch erwerbbringendes Thätigkeitsgebiet dürfte sich der Frau des Mittelstandes hier eröffnen.

Hamburg. — Wieder hat unsere Bühne einen ihrer glänzendsten Sterne verloren! Katharina Klafsky ist gestorben. Erst achtund-dreißig Jahre alt, ist sie in Hamburg, der künftigen Stätte ihres Wirkens, an die sie von einer Gastspielreise durch Amerika soeben zurück-gekehrt war, nach nur heftigstem Leiden den Folgen einer Gehirn-haut-Entzündung erlegen. — Aus bescheidenen Anfängen hatte die berühmte Wagner-Sängerin sich durch die Kraft ihres Talentes empor-gearbeitet. Als Tochter eines Schuhmachers war Katharina in St. Johann in Ungarn geboren; von den Eltern, die beide im Kirchen-Chor mitwirkten, erhielt sie ihre erste gesangliche Ausbildung. In Wien wurde ihre Stimme entdeckt; der bekannte Komiker Hellmesberger veranlaßte, daß die Gesangsmeisterin Marchesi der Unbemittelten un-entgeltlich Unterricht gab. 1875 betrat die junge Künstlerin in Salz-burg zum ersten Mal die Bühne; später wirkte sie in Leipzig. Aber ihr eigentlicher Glanzstern ging erst auf, als Angelo Neumann sie an seine Bühne in Bremen und in Hamburg zog. Die Leonore im Fideleio und die Frauengestalten in Richard Wagner's Werken, vor allem die Brünhilde, waren wohl die meistertlichsten Gestalten der hochbegabten, temperamentvollen Künstlerin.

Karlsruhe. — Die unter dem Protectorat J. K. S. der Frau Großherzogin Luise von Baden stehende Malerinnen-Schule zu Karlsruhe hat ihren ersten Jahresbericht veröffentlicht. Unter den 64 Schülerinnen wird diesmal an erster Stelle Ihre Großherzogliche Hoheit Frau Fürstin Sophie zur Lippe genannt, die dem Unterricht in der Landschafts-Klasse während zweier Monate beiwohnte. Die Schule stellt sich bekanntlich die Aufgabe, dem weiblichen Geschlechte dieselben Vortheile für die Ausbildung in der Malerei zu verschaffen, wie sie den männlichen Schülern der Kunst-Akademien geboten werden. Der neue Jahres-Cursus des Instituts, das unter der Leitung der Maler Otto Kemmer und Max Roman, Karlsruhe, Weidenstr. 65 steht, begann im October.

Risko. — Zur Fertigstellung einer katholischen Kirche des heiligen Joseph in Risiko bittet ein Comité herzlich um milde Gaben. Risiko ist ein Ort mit 3000 katholischen Bewohnern, der bisher nur eine einzige, völlig ungenügende provisorische Kapelle besitzt. Beiträge



G. Henneberg's Seiden-Fabriken, (K. u. K. Hofliefer.) Zürich.

Henneberg-Seide

Nur ächt, wenn direkt ab meinen Fabriken bezogen —

schwarz, weiß und farbig von 60 Pfg. bis Mt. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, farriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.).	
Seiden-Damaste	p. Mt. 1.35—18.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	13.80—68.50
Seiden-Foulards	95 Pfg. — 5.85
Seiden-Maslen-Atlas	60 — 3.15
Seiden-Nerzeifzug	75 — 9.65
Seiden-Ballstoffe	60 — 18.65
Seiden-Grenadines	p. Mt. 1.35—11.65
Seiden-Bengalines	1.95—9.80
Seiden-Surahs	1.35—6.30
Seiden-Faille française	2.45—9.85
Seiden-Crêpe de Chine	2.35—10.90
Seiden-Foulards japan.	1.45—5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

empfangt dankend Marie Gräfin Keffégner, Nido in Westgalizien. Auch abgestempelte Briefmarken sind erbeten.

Kabul. — Leibarzt des Königs von Afghanistan ist bekanntlich die Engländerin Dr. Miss Hamilton. Die bewährte Kertzin hat sich leithin das neue Verdienst erworben, den Emir zu bestimmen, in seinem Herrschergebiete die Schutzvorden-Zimpfung einzuführen. Allerdings war gar manche Auseinandersetzung Miss Hamilton's nötig, begleitet von der Vorführung entsprechender Instrumente und Abbildungen, bis der König der Afghanen sich von der Nützlichkeit der Zimpfung überzeugen ließ und die einleitenden Schritte zu ihrer allgemeinen Anwendung befahl. — Auch die erste und bis jetzt einzige Apotheke in Kabul, die europäischen Begriffen entspricht, ist eine Schöpfung des genannten weiblichen Arztes. Alltäglich suchen hier etwa 400 Kranke Hilfe.

Mexico. — Als erster weiblicher Rechtsanwält der Republik hat sich Frau Dr. Maria Sandoval in Mexico niedergelassen.

San Francisco. — Bei einem Konkurrenz-Ausschreiben für Pläne zum Bau eines Sanatoriums erhielt die gemeinsame Arbeit zweier junger Architektinnen, Alice Hands und Marie Gamson, den ersten Preis.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Aus den Bergen, vom Seebrande, aus der friedlichen Stille des gutsherrlichen Parkes zurückgekehrt in das Treiben der Groß-



Hätschentaille zur Konzert-Toilette. Rückansicht zum Titelbilde des heutigen Festes.

stadt, gilt es, Umschau zu halten nach dem Neuen und Interessanten, was die Mode zum Willkommen bereitet. Schon winken Theater, Konzert und kleinere Gesellschaften, — da heißt es gerüstet sein für die verschiedensten Anforderungen. Die Konzert-Toilette, — das Titelbild des heutigen Festes, — bietet so viel des Beachtenswerthen, daß wir unseren Leserinnen die Gegenansicht nicht vorenthalten möchten. Vor allem festelt das duftige Taillen-Arrangement aus beinweissem Chiffon-Krepp für Einsatz und kurze Puffärmel der Taille, der ein vorn rundes Hätschen mit Stuart-Kragen ein ganz besonders elegantes Cachet giebt. Viel-



Umbang mit Seiden-Application.

farbige Zitter- und Perlen-Stiderei auf Gamme-Streifen nebst gelbem Spachtel-spihen-Einsatz, der das weisse Taffet-Zutter leicht durchschimmern läßt, bilden das Material, dazu als Umrandung Rüschen aus gelben Valenciennes. Natürlich bleibt es eigenem Geschmack überlassen, ähnliche Zusammenfügungen zu erfinden, kommt es doch dabei hauptsächlich auf



Kleid mit Rococo-Schleifen aus Spitzenbändchen.



Radfahrer-Mütze zum Promenaden-Kleid.

den-Zwecke, zur eleganten oder praktischen Toilette erfindet, behauptet der Dolman seinen besondern Platz. Die Darstellung gilt einer interessanten Variante desselben aus feinstem modifarbenen Tuch. Wirksam heben sich von dem hellen Grund arabeskenartige Applicationen aus dunkler Repp-seide ab, die mit härtester Cordonnét-Seide angenäht sind. Während die Rückentheile, durch einen Sammetgürtel gehalten, sich anschließen gestalten, bleiben die äpfeligen Vordertheile lose. Sehr originell ist der Kermel. In mäßiger Weise herabfallend und den Unterarm freilassend, erinnert er an die edle Form des griechischen Kermels. Der hohe, wellgefütterte Stuart-Kragen, den hinten volle Sammet-Rosetten säumen, umrahmt kleidsam das Köpfchen der Trägerin. Der Umlegebogen aus Pelz schrägt sich nach hinten ab und legt sich nur über Achsel und Vordertheile. Loque-Hütchen aus rothem Sammet mit wellenförmig gebogenem Rand, seitlich befestigten hellen Rosen und gekrausstem Paradies-Reißer. — Die graziose Spitzenbändchen-Verzierung im Rococo-Geschmack, über die wir wiederholt eingehend in Wort und Bild be-



Kleid mit Directoire-Hätschen.



Zwei Hüte mit hohem Kopf.

richtet haben, — siehe die farbigen Bilder, Pl. 1184, 1186, und die Nummern vom 1. Juni, Abb. 41—42, vom 15. Juni, Abb. 16, vom 15. Juli, Abb. 51—52, und diejenige vom 15. August, Abb. 1, 21, 45 und 49, — geht von den sommerlichen Gewändern im Triumph auf die Gesellschafts-Toilette über. Diesmal ist unser Modell in dem unsern Leserinnen wohlbetannten Kunst-Handarbeits-Atelier des Vette-Bereins hergestellt worden. Von pfirsichfarbener Seide heben sich die Redaillon- und Spitzenbändchen in zierlichen Ranken und Bandgewinden ab. Die Hätschentaille der Schoftaille öffnen sich über einer Blusenweise aus plissirtem weissen Chiffon.

Wien. — Die flotte Radfahrer-Mütze als herbstliche Kopfbedeckung für die Stadt, — das ist die letzte große Eroberung der Bicycleistin im Reiche der Mode, und jedenfalls ist sie bezeichnend genug für die wachsenden Sympathien weitester Kreise. Auch mit dem kleinen Gesichtschleier, der neuerdings fast durchweg feine weisse Tupfen auf schwarzem, braunem oder blauem Neptal-Fond aufweist, verträgt sich die Mütze vortrefflich, und sie ist sogar nicht nur ausschließlich für das jugendliche Alter kleidsam. Jedenfalls wird aber die übrige Toilette zum Charakter dieser originellen Kopfbedeckung stimmen müssen.

— Zum dritten Mal innerhalb weniger Jahre tritt die unverwundliche Directoire-Taille in den Kreis der Modenformen, diesmal in der Weise eines über einander liegenden Doppelhätschens mit hohem Stuart-Kragen aus dunkel goldbraunem über weissem Tuch. Das charakteristisch Neue dabei ist die mit großer Schnalle ge-

schlossene Brustspange in absteigender Farbe, — hier aus dunkel blaugrünem Sammetbande, — die mit dem Gürtel nicht übereinzustimmen braucht, was allerdings hier der Fall ist. Das Jabot besteht aus drei über einander fallenden Spitzen-Bolants. Dem Stil entspricht durchaus der breitrandige, aus Cylinder-Misch gefertigte Hut mit hohem Kopf, den ein grün-schillernder Hahnenfeder-Busch schmückt. Das zur weiteren Garnitur verwendete Chiné-Band zeigt auf Changeant-Taffet-Grund die für alle neuen Bandformen der Herbst- und Winter-Saison charakteristischen Weiden und Nachtvioleu statt der bisher üblichen Rosen-Deffins.

Paris. — Frau Mode liebt die Ueberraschungen. Gurtig schlägt sie unsichtbare Bräden über Raum und Zeit, und schneller fast, als uns lieb sein kann, beweist sie mit der ihr eigenen Souveränität, daß das gestern Neue heute bereits wieder alt, und längst Veraltetes das Akerneueste ist. So bringt die Herbst- und Wintermode uns als jüngste Gabe etwas ganz Besonderes, von dem bisher Betragenen völlig Abweichendes, das uns freilich, gleich einer historischen Erinnerung, auch wieder bekannt anmüthet: den Hut mit sehr hohem engen Kopf, breiter, gerader, zuweilen leicht geschweifeter Krempe und seitlicher Schleifen-Garnitur. Mit einem Schlage wird man auf überreichen Federhütchen noch nicht verzichten wollen, die beiden Strömungen werden neben einander laufen, aber im Interesse der gebildeten Erdbewohner ist zu wünschen, daß sich die allgemeine Gunst vornehmlich dem Blumen-, Band- und Spitzen-

schmuck zu wende. Die neue Hutform bietet wenig Abwechslung, dafür aber entschädigt sie durch Verschiedenheit des Materials und der Farbe. — Das mit Strauß- und Hahnenfedern garnirte Modell aus schwarzem Filz zeigt rechts vorn und hinten, hier als enche-peigne angebracht, Halbkränze aus leuchtend rothen Krepp-Blumen, dazu schwarzen Sammet. — Sehr apart wirkt an dem zweiten Hut die Zusammenstellung der beiden Farben: bleu pervenche für die Sammetstreifen, wie für die Bekleidung und Dunkelblau für das schmale Sammetband der Garnitur; Phantasi-Agraffen vertreten den Knoten an den Sammetstreifen. — Der leicht gebogene Rand eines dritten Hutes aus mattsrosa Seidenfilz erscheint mit braunem Sammet gefüttert. Breites gleichfarbiges Sammetband legt sich lose um den hohen Kopf und wird, — im Verein mit rosa und braun carcirtem Seidenband zu einer reichen Schleife geordnet, — seitlich von zwei Dahlien gehalten.

— Unter allem, was uns die Mode dieses Jahres gebracht hat, ist wohl kaum etwas so Vornehmer und zugleich Gräßliches zu finden, als das so oft beliebt gewesene und bei jedem neuen Erscheinen stets wieder freudig begrüßte Prinzesskleid. Unsere Skizze zeigt diese Form als elegante Straßen-Toilette aus handfarbenem Tuch. Leichte, zierliche Ranken in Stiderei bilden die Garnitur des Kleides, das seitlich unter der Stiderei schließt. Auch der enge, mit einer Rundung weit über die Hand fallende Oberärmel ist mit Stiderei verziert und sehr kleidsam mit hartem weissen Paspoil abgeschlossen. Promenaden-gerechte Servollständigung geben der Toilette zwei breite, im Rücken schließende Kragen; den Stidetragen bedt die beliebte volle Rüsche aus duftigstem weissen Illusion-Tüll. Allerliebste ist das zierliche Hütchen, dessen grüner Sammetkops auf weissen und schwarzen Tüll-Rosetten mit blauen Reichen ruht, darüber nicken die leicht geschwungenen Federn des Paradies-Vogels.

— Das dargestellte Promenaden-Kostüm aus blaugrauem Tuch zeigt auf der Vorderbahn des Rockes eine mit gleichfarbiger Schmuckerei umrandete Application aus weissem Tuch. Die Jackett-taille ist im Rücken anschließend, die losen Vordertheile bilden je eine große Doppelsalte; enge Kermel mit flacher Kugel. Filzhut mit hohem Kopf, und vorn wie hinten aufgebogenem Rand; ringsum Sammetblenden, vorn eine hochstrebende Sammetstreife nebst Blumentuff. B. de G.



Hut mit Seitenschleife aus Sammet- und Seidenband.



Prinzesskleid mit Doppeltragen.



Promenaden-Kostüm mit Jacke.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.

Direkter Verkauf an Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

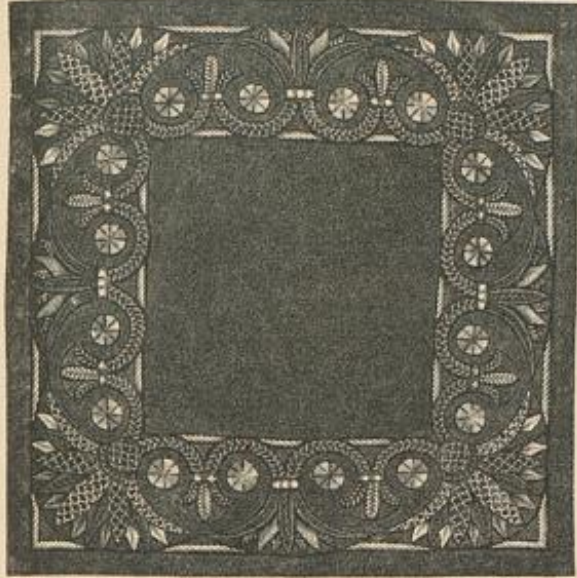
Porto- und zollfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Im ägyptischen und assyrischen Stil gehaltene Buntstickereien nehmen augenblicklich, neben dem englischen Blumenstil, das Interesse in Anspruch. Das Hauptmotiv bildet die Palmette, die je nach Bedarf drei-, fünf- und mehrtheilig austritt. Zur Anwendung gelangen verschiedene Techniken, vorzugsweise Aufnähs-Arbeit und Buntstickerei mit ihrem mannigfaltigen Stichen, unter denen Kreuznaht besonders geeignet ist, weil sie rasch fördert und reich wirkt. Die Farben sind kräftig, ohne grell zu sein, und dabei so gewählt, daß sie einen harmonischen Eindruck hervor-

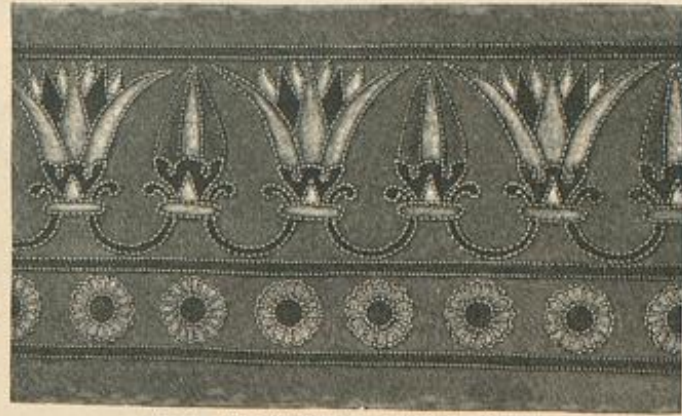


Deckchen oder Lampenteller. Buntstickerei nach ägyptischen Motiven.

bringen. Tuch oder Fries wird als Grundstoff gewählt, je nachdem es sich um ein kleines Deckchen, einen Vorhang, eine Wand-Decoration u. s. w. handelt. Von den beiden dargestellten Vorlagen gilt die erste einem Deckchen oder Lampenunterzap, die andere einer Vortie für Portièren- oder Fensterköpfe, Sopha-Behänge, Vordbretter oder dergl. Das Deckchen ist auf fensterfarbenem Tuchgrund mit Filofelle-Seide gearbeitet; der naturgroße Theil giebt einen Musterzap bis zur Wiederholung und zeigt, daß sich die Vordüre beliebig weiter führen läßt. Sämmtliche Contouren sind mit schwarzer Seide im Stielstich ausgeführt; die Füllung der Doppelbogen besteht in hell moosgrüner Kreuznaht, die kleinen Spitzen markiren sich kanariengelb. In gleichem Gelb ist die eine Hälfte der getheilten Muschen gehalten, während die andere hell lila, fast grau erscheint. An der Palmette in der Ecke sind das mittlere, sowie die beiden äußersten Blätter gitterartig mit gelben Fäden überspannt, die lila Ueberfangstiche befestigen; kupferfarben mit gelben Stichen ist die Füllung der anderen Blätter. Die vier halben Blätter, die zwischen den großen hervortreten, erscheinen moosgrün im Blattstich gearbeitet, die kleinsten vier in der Mitte kupferroth und die übrigen, je zwei an den Enden, hell lila. Die Mittel-Palmette besteht aus kupferfarbenen Hauptblättern, denen sich hellgelbe Blattstich- und grüne Kreuznaht-Blättchen gefellen. Am Außenrande wie innen schließen

schmale, kanariengelbe Leisten die Vordüre ab. Das vollendete Deckchen kann in seine Fächer ausgeklappt oder mit seidener Schnur umrandet werden. — An der Vortie sind Muster und Farben einer alt-ägyptischen Vortie entnommen. Das 26 cm breite, in zwei Figuren wechselnde Muster läßt sich beliebig lang einrichten. Den Grund bildet am Modell ein 37 cm breiter, dunkelblauer Streifen aus wollig kräftigem Fries; feineres Friesstuch dient für die Auflagen, bei denen das übliche Unterleben mit Papier fortfällt. Olivgrün erscheinen die 1 cm breiten, geraden Leisten, die den unteren Rand der Vortie aus 6 cm großen Rosetten einschließen und den Haupttheil der Vortie nach oben abgrenzen. Die Rosetten sind tief gelb, und zwar wirkt ihr mittlerer Theil noch dunkler und auch etwas rauher als der äußere Rand. Dieser rauhe dunkelgelbe Fries ist auch für die geschwungenen Formen des Hauptvortientheiles verwendet, an denen die verbindenden Rinde aber wieder heller erscheinen. An der Palmetten-Figur wirkt der untere Theil gelb, während an ihrem oberen Theil die größten Flächen oliv, die nächstfolgenden pompejanisch-roth und die kleinsten Spitzen weiß erscheinen. Weiß ist auch das Dreieck an der zweiten Figur, die unten pompejanisch-roth, oben gelb (der hellere Ton) erscheint. Rötlich-braune Lederstreifen, mit Ueberfangstichen aus gelbseidener Gordennet-Seide aufgenäht, befestigen und umranden die Auflagen.

E. J. — Viele unserer langjährigen Leserinnen werden sich noch der Gobelins-Stickereien erinnern, die wir nach altperuanischen Gewebemustern in den Jahren 1881-82 in Gestalt von Vortien, Fleins u. s. w. veranschaulichten. Diese aus der Inca-Zeit stammenden, in den Gräberfeldern von Ancon in Peru aufgefundenen Stoffe befinden sich bekanntlich im königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin, wo sie heute, wie vor Jahren, das regste Interesse erwecken. Einen Beweis hierfür bietet eine in der betreffenden Abtheilung ausgehängte Tafel, die meldet, daß nach den so charakteristischen Gewebemustern neuerdings moderne Woll- und Baumwollstoffe hergestellt wurden; die Zeichnungen fertigte Paul Schulze in Greifeld; die besonders für Portièren und Vorhänge geeigneten Stoffe fabricirt A. Müller, W. Kronenstr. 17.



Vortie. Aufnähs-Arbeit nach ägyptischen Motiven.

Gegenwart mehr als die alten, äußerst mühsamen Stickereien. Auch in dem technischen Theil der heutigen Nummer befindet sich unter Abb. 5 eine Vortie mit persischer Leinenstickerei; ein dazu gehöriges naturgroßes Musterstück ist mit Abb. 6 dargestellt. Sämmtliche Musterungen geben recht dankbare Vorlagen zur Aus-



Buntstickerei nach ägyptischen Motiven zum Deckchen.

stattung von Gebrauchs- und Decorations-Gegenständen; ganz besonders eignen sie sich für jede Art Leppische, für Decken, Vorhänge, Portièren u.

Zeugquellen: Konzert-Toilette: M. Basse, W. Leipzigerstr. 42. — Kleid mit Spitzenbündchen: Kunst-Handarbeits-Atelier des Lette-Bereichs, SW, Königgräberstr. 90. — Buntstickereien; Deckchen: E. Schmidt, W. Friedriehstr. 78. — Vortie: Geschw. Rehm, W. Leipzigerstr. 129

Sein erster „Fall“.

Von Pauline Chiger-Danzig.

Der junge Dr. Wilhelm J. war von Geburt ein armer Teufel, von Ueberzeugung ein Glückspilz und der Gelehrsamkeit ungehörig angehörig. Nichtsdestoweniger hat er Lust und Courage, sich in der prächtigen Residenzstadt M. als Heilkünstler niederzulassen, wozu ihm in geeigneten Zeitpunkte das kleine Erbtheil eines einsichtsvoll dahingeshiedenen entfernten Verwandten verhalf. Dr. J. hatte im Beginne seiner ärztlichen Laufbahn Zeit, in die Thüre seiner Wohnung ein kleines Loch zu bohren, durch das er mit mehr Eifer etwa herankommende Patienten suchte, als er seiner Zeit die ihm wenig räthselhaften medicinischen Fragen löste. Aber er mochte durch dieses eigenartige aller Monoclen noch so sehr die sanft ansteigenden Treppen und die auf denselben aufsteigenden Leute ins Auge fassen, zu Dr. J. fand keiner den Weg! Da verstopfte er sein Monocle und setzte sich, theils aus Verzweiflung, theils aus Wissensdrang täglich ins Café vor einen wahren Berg von Zeitungen. Seine von einem interessanten Zwicker äußerst doktorhaft eingerahmten Augen überflogen geringschätzig die politischen und sonstigen Tagesneuigkeiten, um stets nur jenen fettbedruckten Seiten in tiefem Studium sich zuzuwenden, welche wir als den Inseratentheil kennen. Er hat ein sehr lebhaftes Temperament, der junge Doktor, und diesem ist es zuzuschreiben, daß er oft wie folgt halblaute Ausrufe hören läßt: „Das wäre für den schwierigsten Fall!“ oder: „Wenn ich das nur mal versuchen könnte!“ u. s. w. Diese sehnsüchtigen Wünsche betreffen manche jener Inserate, da ärztliche oder sonst chemische Heilmittel ausgeschrieben werden. Eines dieser Mittel hat unseres Doktors besonderes Interesse erweckt. Er bestellte sich sofort eine bedeutende Quantität des annoncierten Heilmittels und trägt dasselbe aus Vorliebe stets in seiner Tasche umher. Es giebt ja Ahnungen! Dr. J. ahnt

wohl, daß dieses Heilmittel bei ihm das Sprichwort: „Der Dumme hat's Glück“ bewahrheiten soll.

Unterhalb der Wohnung unseres Doktors arbeitet an einem heißen Sommertage der bekannte Schriftsteller Pfauwedel an einem seiner neuesten Sensationsromane. Er ist eben daran, trotz eines intensiven Kopfschmerzes, der den phantasiereichen Dichter schon seit Jahren quält, den Schluß seines Romanes in gewohnt explosiver Weise zu gestalten. Er beginnt, die liebe Cigarette im Munde, mit der Entwicklung der Verwicklung, die wir skizziren: Schwarze Nacht, fliehendes Liebespaar, sie: moralische Reue, er: dauerhafte Gluth — plötzlich grauenhafter Schrei, Berräterhand jammt Bombe und Adolar zerrissen, in dessen sie — so weit ist Pfauwedel vorgeschritten, als plötzlich dicht vor seiner Nase ein heftiger Knall erfolgt, der ihn entsetzt in seinen Stuhl zurücksinken läßt, während ein lauter Schrei die Seinen zur Hülfe herbeiruft! Der Dichter hatte es, in seine Arbeit versunken, nicht bemerkt, wie ein, der Straßensugend entkommener kleiner Luftballon, durch einen tüdlichen Windzug getrieben, durch das offenstehende Fenster direkt an das glühende Ende seiner Cigarette flog, um hier sofort mit einem bedeutenden Knalleffekt zu explodiren, ohne indeß dem armen Pfauwedel sonst irgendwie nahe zu treten. Auf dem wilden Schrei im Zimmer des Schriftstellers stürzt dessen Gattin und Tochter hilflos und ängstlich ins Gemach, wo sie den armen Papa leichenblau vorfinden. Er hat indessen die Ursache seines Schreckens erkannt und erzählt seiner Familie, daß er im ersten Momente der Verwirrung sich mit dem zerrissenen Adolar identifizirt hielt — — — plötzlich stellt sich eine vehemente Wirkung des gehabten Schreckens ein; Pfauwedel greift an den Kopf und leichenblau zurücksinkend schreit er: „mein Kopf, oh, mein Kopf! ich werde noch wahnsinnig vor Schmerz!“ Alles eilt wirr durcheinander, und Elvira, des Schriftstellers einzige Tochter, eilt hinaus, der Rago zurend: „Den Doktor, schnell, er wohnt eine Treppe über uns!“ Dr. J. erster „Fall“. Als er in das Krankenzimmer geleitet wird, tritt er an das Lager des stöhnenden Kranken; derselbe hält mit beiden Händen seinen kranken Kopf und Dr. J. hat milde Gewalt anzuwenden,

um eine der Hände zwischen seine ärztlichen Finger zu bekommen. Er prüft sorgsam den Puls und erkundigt sich eingehend nach der Krankengeschichte, die ihm auch umständlich von den Damen des Hauses geboten wird. Der junge Arzt hat rasch und mit unglaublicher Sicherheit „ordinirt“. Er behändigte der zitternden Gattin zwei jener Pulver, die er stets bei sich führt, ordnet vollkommene Ruhe an, verpricht am Abend nochmals kommen zu wollen und empfiehlt sich; sein sicheres, zielbewußtes Handeln hat auf die hübsche Elvira sichtlich Eindruck gemacht und der Blick ihrer Augen muß dem jungen Arzte das verrathen haben, denn die Verbeugung, die er ihr macht, ist entschieden die anmutigere und tiefere von den zwei Büdlingen, die er an die Damen abgegeben hat. Als er am Abende dieses interessanten Tages wieder an das Krankenlager tritt, constatirt er eine merkliche Hebung des allgemeinen Wohlbefindens. Er verordnet dem Schriftsteller den jeweiligen Gebrauch der verabfolgten Pulver und wird von diesem mit wahrhafter Ekstase bedankt, denn er fühle sich so frisch und so wohl, wie schon lange nicht! Da sich die Behandlung des genialen jungen Arztes als dauerhaft heilkräftig erweist, wird derselbe der Hausarzt der Familie, gewinnt als solcher Gelegenheit, die seither des öfteren auftauchende qualvolle Migräne Elvira's auch durch radikale Behandlung zu verbannen, und es dauert nicht lange, so ist der Heilkünstler auf ewig der Familie Pfauwedel einverleibt. Nun bringen ihm die glänzenden Verbindungen des gänzlich genesenen Schriftstellers die früher so vergeblich ersehnten Patienten und mancher trostlose Fall ist seitdem durch den berühmten Spezialisten für Kopfleiden, Dr. Wilhelm J., in wahrhaft zauberhaft schneller Art und Weise geheilt worden. — Einigt in einer schwachen Stunde — große Aerzte sollen ja auch nicht frei von solchen sein — entspinnt sich ein inniges Geplauder zwischen dem Arzte und seiner kleinen Frau; sie fragt ihn: „Sag' Wilhelm, womit heißt du denn alle diese Kopfleidenen, ist's dasselbe Mittel, wie bei Papa?“ „Ja, Liebchen“ erwidert Wilhelm, „ich hatte das große Glück, mit richtigem Blick den Werth des annoncierten „Migränin-Höcht“ zu erfassen! Das ist mein und so vieler Glück geworden!

NESTLÉ's Kindermehl

enthält beste Schweizermilch. Altbewährteste Nahrung für kleine Kinder.

Toilette-Gegenstände in Nickel, gewunden.

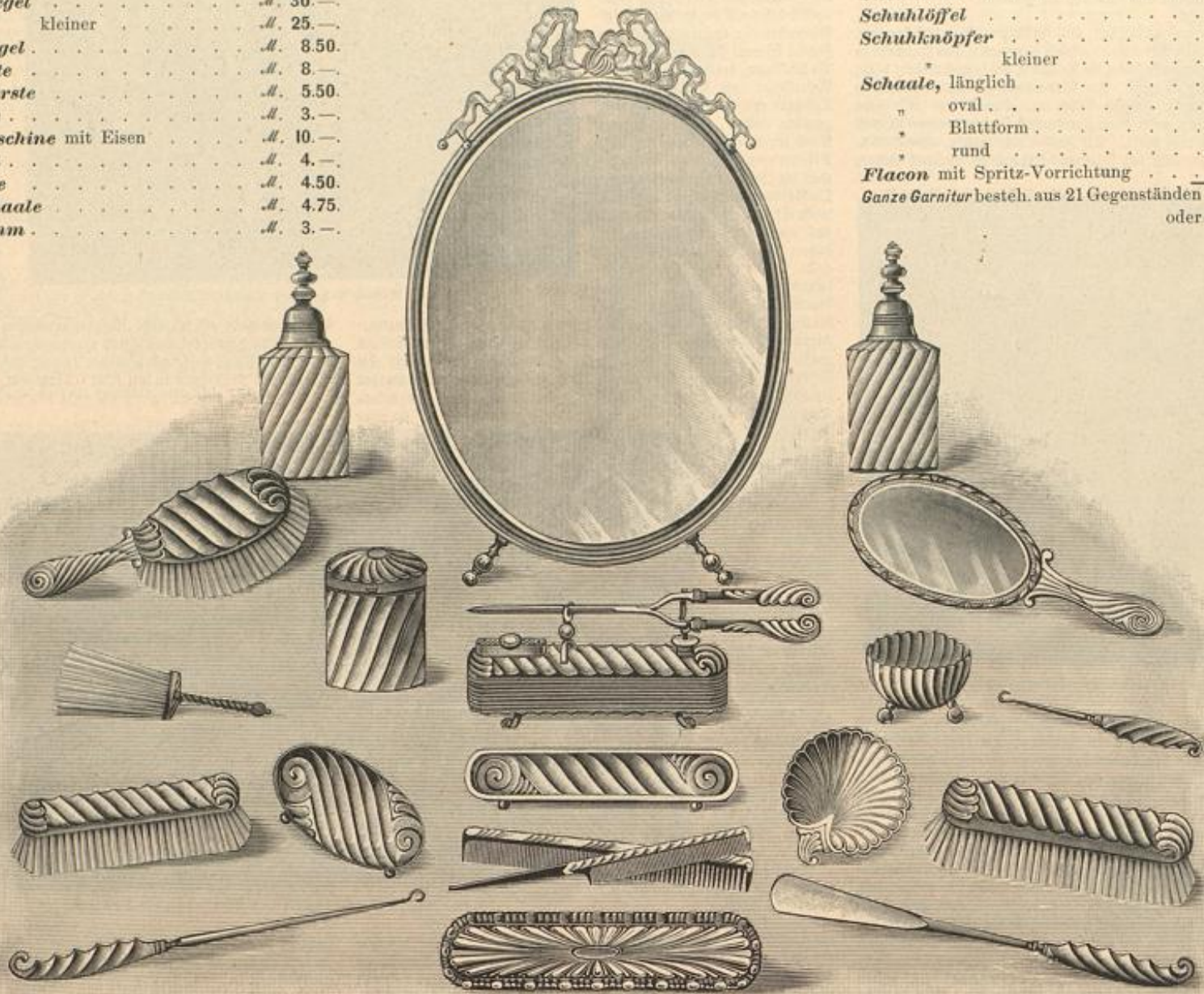
Einzel-Preise:

Toilettspiegel	fl. 30.—
„ kleiner	fl. 25.—
Handspiegel	fl. 8.50.
Kopfbürste	fl. 8.—
Kleiderbürste	fl. 5.50.
Hutbürste	fl. 3.—
Brennmaschine mit Eisen	fl. 10.—
Hutpinsel	fl. 4.—
Puderdose	fl. 4.50.
Kammschaale	fl. 4.75.
Frisirkamm	fl. 3.—

Einzel-Preise:

Stielkamm	fl. 3.—
Schuhlöffel	fl. 3.50.
Schuhknöpfer	fl. 3.—
„ kleiner	fl. 2.—
Schaale, länglich	fl. 2.50.
„ oval	fl. 2.75.
„ Blattform	fl. 2.50.
„ rund	fl. 2.50.
Flacon mit Spritz-Vorrichtung	fl. 3.50.
Ganze Garnitur besteh. aus 21 Gegenständen	fl. 110.—
oder	fl. 105.—

Aufträge nach ausserhalb sorgfältigst ausgeführt.



Ausführlicher illustrirter Haupt-Katalog nach überall kostenfrei.

„Ebenholz“-Garnituren, kleinere und grössere von M. 75.— bis M. 250.—
 „Elfenbein“-Garnituren, desgl. von M. 200.— bis M. 600.—
 „Schildpatt“-Garnituren, kleinere und grössere von M. 400.— bis M. 1500.—

„Silber“-Garnituren, („Königin Anna-Styl“) von M. 600.— bis M. 1800.—
 „Silber“-Garnituren, (Styl „Louis XV.“) von M. 700.— bis M. 1500.—

Genauere Abbildungen und Beschreibungen der verschiedenen Garnituren in „Ebenholz“, „Elfenbein“, „Schildpatt“, „Silber“ kostenfrei.

GUSTAV LOHSE,

Hoflieferant
 Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria,
 Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich,

Berlin W, Jäger-Str. 46.

— Parfümerien, Toilette-Seifen und Toilette-Artikel —

Filiale: Unter den Linden 16.

Solide schwarze Seide

direct aus der Fabrik.

Man verbrenne ein Musterschen des Seidenstoffes und etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage. Echte, rein végétal gefärbte, solide schwarze Seide hinterlässt weisse Asche. Verfälschte, beschwerte Seide, die leicht speckglänzig wird und bald bricht, hinterlässt dunkelbraune und hellbräunliche Asche.
 Bevor man anderweitig kauft, verlange man Muster aus der

Hohensteiner Seidenweberei „LOTZE“ Hohenstein i. S., Mech. Seidenstoff-Fabrik.

Grösste Collection schwarzer, weisser und farbiger Seidenstoffe.



C.A. Herpich Söhne

Pelz-Mode-Magazin

Berlin C, König-Strasse 20.
 (Gründung 1835)

Grösstes Lager fertiger Pelzwaren
 eigener Fabrikation.

Specialität:

Damen- u. Herrenpelze.
 Auf Wunsch Zusendung illustr. Preislisten gratis und franco.

Artisella. *

Wel. gesch. in allen Ländern.
 Beste und reichste
 glanzreichste
 Stuchseide.
 Erhältlich in allen besseren Kapfweber-
 geschäften; durch Unterzeichnete jedoch nur
 an Wiederverkäufer.
 Becker & Hotop, Cassel.

Sür 5 Mark

versenden wir eine reinwollene
 Cheviot-Robe,

doppeltbreit, 6 Meter

enthaltend

Verstandhaus

Königsfeld & Co.

Chemnitz i. S.

Wuster franco.

Kataloge gratis und franco.

Seidenstoffe

für Strassen-, Ge-
 sellschafts-, Ball- u.
 Braut-Toiletten.

Anerkannt gute Qualitäten. — Muster versendet franco.

N. N. Cätz, Crefeld

Gegründet 1846.

Seiden- u. Sammtmanufactur.

Beginn eines neuen Abonnements:

Ihr Anschaffung empfohlen!

Von bleibendem Werte!

Delhagen & Klafings

Monatshefte

Sieben erschien im XI. Jahrgang 1896/1897

Erstes Heft:

Monatlich ein Heft

Litterarisch

hervorragend

durch die Bedeutung der

Mitarbeiter.

Große Romane

Novellen und andere

Beiträge der namhaf-

testen Dichter und

Schriftsteller der

Gegenwart.



Septemberheft

für 1 M. 25 Pf.

Künstlerisch

reich illustriert

in Schwarz, Con- und

farbendruck.

Kunstbeilagen

nach Studien und Ge-

mälden erster Meister

in farbiger Autotypie

Chromolithographie und

Holzschnitt.

Den neuen Jahrgang eröffnen die großen Romane:

„Der weiße Tod“ von Rudolf Straß

„Die grüne Thür“ von A. von Klinkowstroem

und die

illustrierte Monographie: Lorenzo Magnifico de' Medici

von Prof. Dr. G. Henck-Heidelberg.

Durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen!

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 21, I. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M. Berlin und Wien, 1. November 1896. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M. XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Senella.

Novelle von A. Noël in Wien.

(2. Fortsetzung.)

„In merkwürdig begabtes Geschöpf!“ rühmte der Doctor. „Wenn die fünf Sinne hätte, wie andere... Und trotz alledem kann sie's noch mit mancher aufnehmen. So viel Ursprünglichkeit! Das muß man suchen unter allen den heutigen Modepuppen.“

„An Urwüchsigkeit dürfte ihr allerdings nicht so bald eine nahe kommen!“ gestand Robert lächelnd. „Man könnte es beinahe Wildheit nennen.“ Aber ich entschuldige an ihr gern selbst das, was häßlich aussieht; denn, mein Gott, wer weiß, wie wir wären in ihrem Falle.“

„Sehr wahr! Und sie könnte doch einen Mann sehr glücklich machen!“ behauptete der Doctor mit Eifer.

„Glücklich?“ wiederholte Robert nicht ohne Zweifel im Ton. „Vielleicht! Aber wer wird es mit ihr wagen? Wir Männer, wenn wir an die Gründung eines häuslichen Herdes gehen, verlangen die möglichste Sicherheit. Auf dem Meere der Leidenschaft sind wir ja vorher genug herumgeschleudert worden, nicht wahr? Selbst wenn sie uns das Glück böte, das Glück der Leidenschaft ist immer ein stürmisches, und wir suchen doch den Frieden. Nun vielleicht findet sich ein Muthiger, der diesen Vulkan nicht fürchtet.“

Er sagte das leicht hin, mit größerer Gleichgültigkeit, als er in Wahrheit empfand; aber es ärgerte ihn doch,



Alexander Baron von Roberts.
Nach einer Photographie von J. Barusch, Hof-Photograph, Berlin.
Siehe Seite 163.

daß Doctor Palm es für nöthig gefunden hatte, ihn derart wegen seiner etwaigen Geneigtheit, über Florentine's Gebrechen hinwegzusehen, auszuholen. Es kam ihm vor, als ob der Doctor aus der von ihm offenbar be-

obachteten Vorliebe Florentine's für ihn, gewissermaßen die Verpflichtung ableite, sich dieser Vorliebe zu opfern? Wußte der Alte denn nicht, daß er um Agathe's willen ins Haus kam? Und wenn er schon der Mensch gewesen wäre, ein solches Opfer zu bringen, aus seiner Sonnenhöhe zu dem unglücklichen Stiefkind des Geschicks in seinen tiefen Lebensschatten hinunter zu steigen, galt denn Agathe garnichts, und wäre es überhaupt möglich gewesen, ihr das anzuthun? Sie freilich ließ ihre Gefühle nicht erkennen, und deshalb nahm niemand darauf Rücksicht; aber er hatte doch eine Ahnung von dem, was in dem jungfräulichen Herzen vorging, und ein Narr hätte er sein müssen, um in seiner Wahl zu schwanken. Florentine konnte sich ja nicht einen Augenblick unsinnigen Hoffnungen hingeben. Nie hatte er ihr etwas anderes gezeigt, als brüderliches Mitgefühl. Doch nahm er sich vor, von nun an noch vorsichtiger zu sein. Er sah ein, daß er ihr nicht zu viel Theilnahme spenden durfte, denn sie war im Stande, jedem guten Wort eine Bedeutung beizulegen, wie einem feierlichen Liebesversprechen. Das war vielleicht nur zu begreiflich! Das bare, blanke Wort galt ihr alles. Den Ton, der das Maß abgiebt, wie viel oder wie wenig in einem Wort liegt, den hörte sie ja nicht, und so war es nur zu leicht möglich, daß sie sich über die Tragweite der Worte fortwährend täuschte, weil sie Ton und Ausdruck nicht mit wägen konnte.

Das Beste wäre es wohl gewesen, schon jetzt mit seinem Antrag offen hervor zu treten. Noch konnte er sich aber nicht dazu entschließen. Innerlich war seine Wahl ja entschieden; er war vollkommen davon über-



Despernde Rumäninnen.
Nach dem Bilde von Dora Hitz in Berlin. — Siehe Seite 168.

zeugt, daß Agathe die Richtige für ihn sei, die Einzige, mit der er glücklich werden könne, so wie er sich es vorstellte und wünschte. Er wußte auch, daß er nur zu fragen brauchte, um sein Glück in der Hand zu halten, obwohl Agathe seiner Erklärung mit keiner Miene, mit keinem Blick entgegen kam, sondern sich auf das Stumme, scheinbar ahnungslose Abwarten, welches die Sitte den jungen Mädchen der Gesellschaft vorschreibt, beschränkte. Warum zauderte er noch? War vielleicht doch noch ein Rest von Junggesellen-Zähigkeit in ihm, der sich gegen den entscheidenden Schritt sträubte, oder spielte nicht auch das Unbehagen mit, das er bei dem Gedanken daran empfand, was er wohl in Florentine's Augen lesen würde, wenn es einmal so weit wäre? Auf jeden Fall gestand er sich noch eine kurze Frist zu und ließ einige Tage mehr als sonst verstreichen, ehe er wieder hinausfuhr in das Bergdorf, wo die Villa Meerholz lag.

Wegen dieses Zögerns wurde er von Frau Meerholz mit leisem Vorwurf empfangen, dessen Echo er auch in Agathe's Blick las, und im Bedürfnis, sich zu entschuldigen, sagte er dann mehr, als er beabsichtigt hatte: daß er seine schönsten Stunden in der Villa Meerholz verbringe und sich nirgends glücklicher fühle, und dergleichen. Der warme Blick, der diese Worte begleitete, hätte eigentlich schon als Heirathsantrag gelten können. Es wurde ihm auch sogleich Absolution erteilt, und Robert saß eben ganz behaglich und glücklich mit Frau Meerholz und Agathe auf der schattigen Veranda, erfüllt von einem Wohlgefühl, das ihm die ganze übrige Welt als gleichgültiges Beiwerk zu dem kleinen Fleck Erde, dem warmen Mittelpunkt seines Herzensinteresses, erscheinen ließ, als vom Garten her ein Schuß fiel. Frau Meerholz fuhr zusammen, Agathe zuckte empor, und Robert fragte erstaunt: „Was ist das?“

„Florentine schießt wahrscheinlich nach Eichhörnchen,“ erklärte Agathe.

„Eichhörnchen sind nämlich ihre Lieblingsthiere,“ erklärte Frau Meerholz in dem Ton, mit dem sie zu meist von Florentine's Unbegreiflichkeiten sprach.

Da es noch einmal knallte, machte sich Agathe auf die Suche nach ihrer Schwester, und Robert folgte ihr, wie ihr Schatten. Sie beeilten sich nicht sehr, die Stumme aufzufinden, sondern vergaßen beinahe ihre Absicht beim Umherstreifen in den Alleen. Aber endlich gelangten sie zufällig zu einem kleinen, noch zum Garten gehörigen Wäldchen, das sich den Berg hinauszog und von dem freien Tannenwald oben zwar durch einen hölzernen Gartenzaun abgegrenzt, aber nicht von Natur aus getrennt war. Schon von weitem sahen sie da Florentine unter einem Tannenbaum stehen. Als sie näher kamen, bemerkten sie, daß sie ein Eichhörnchen in den Armen hielt und es mit Küffen bedeckte, dabei unarticulirte Kofelante murmelnd. Das abgeschossene Gewehr lag neben ihr im Wiesengrunde und bildete einen drastischen Gegensatz zu der Färllichkeitsszene.

„Warum tödten Sie das Thier, wenn Sie es lieb haben?“ fragte Robert zwischen Lachen und Aerger, nachdem er die Waffe aufgehoben hatte.

„Eben darum!“ sagte sie dumpf.

„Sie nimmt es ihm übel, daß es sich nicht fangen lassen will!“ meinte Agathe.

„Ein schöner Grund!“ Die Küffe, mit denen die Taubstumme das todte Thierchen überschüttete, ärgerten Robert. Er riß ihr die kleine Thierleiche aus der Hand und warf sie mit kräftigem Schwung über den Zaun in das Wäldchen hinein.

Florentine sah ihn starr an, aber das Schreien und Fußstampfen, das Agathe erwartete, blieb aus.

„Du weißt, daß Du Papa's Gewehr nicht nehmen sollst!“ sagte Agathe vorwurfsvoll.

„Oh, Papa! Papa ist nie böse auf mich!“

„Aber Mama bekommt Kopfschmerzen!“ Natürlich wollte Florentine den Zusammenhang zwischen dem am Ende des Gartens fallenden Schuß und Mama's Kopfschmerzen nicht verstehen. Das waren Dinge, die man sich ausdachte, um sie zu quälen.

Auf dem Rückweg nach dem Hause hing sich Florentine an Robert's Arm und hüpfte lachend neben ihm her, mit der leicht erkennbaren Absicht, Agathe damit zu ärgern. Sie betrug sich überhaupt, wie schon häufig, auch heute wieder, mehrmals in verletzender Weise gegen die Schwester, und als Robert später zufällig einige Augenblicke mit ihr allein war, ergriff er die Gelegenheit, ihr seine Unzufriedenheit darüber anzudeuten.

„Fräulein Agathe ist so gut!“ sagte er vorwurfsvoll.

Florentine entriß ihm hastig die Hand, die er gefaßt hatte.

„Gut! Gut!“ murrte sie: „Große Kunst! Sie hat alles, alles! . . . Und ich . . . O Gott! Ich weiß, ich bin wild . . . Niemand mag mich!“ Sie ließ ihren Kopf auf die Tischplatte fallen und fuhr sich mit beiden Händen in das Haar. Robert überkam wieder das

Mitleid mit ihrer Verzweiflung, er hob ihren Kopf in die Höhe und sagte tröstend: „Doch! Doch!“

Da verwandelte sich ihr unglückliches Gesicht so zauberhaft, daß er erschrocken ihr Sinn los ließ und zurücktrat. Hatte er schon wieder einmal seine Vorsätze vergessen?

„Ich — will — auch — gut — sein!“ sagte sie treuherzig, wie ein gescholtenes und bereuendes Kind, und als Agathe nun zurückkam, fand sie Florentine, die heute so besonders unliebenswürdig gewesen war, ganz verwandelt. Florentine ließ sich keine Mühe verbieten, Robert zu zeigen, daß sie auch gut sein könne. Es kam ein wenig gezwungen heraus, stand ihr aber allerliebste. Agathe schien sehr gut zu wissen, wem zu lieb Florentine so die Sammetpfötchen zeigte, und die plötzliche Freundlichkeit der Taubstummen berührte sie unheimlich. Robert ertappte sich, als er die Veränderung in Florentine's Wesen sah, auf einem stolzen Machtgefühl. Er würde sie schon erziehen, diese Halbwilde . . . Da fiel es ihm ein: Ja, er brauchte nur zu wollen, um dieses arme Geschöpf wie an einem Faden zu lenken. Aber dieser Faden verknüpfte ihn dann auch mit ihr und hielt ihn ebenso gut fest, wie sie. Es war doch besser, wenn er seine Vändigergeleüste unterdrückte.

Während der Vespermahlzeit begann es zu regnen, und da man also nicht spazieren gehen konnte, schlug Frau Meerholz ein wenig Musik vor: Die jungen Leute waren einverstanden. Beide fühlten sich nie wohler, als wenn sie am Klavier neben einander saßen, und schon lag das Pastorale aufgeschlagen auf dem Pult. Unerwarteter Weise verschwand Florentine nicht, wie sonst, sobald sie sich an den Flügel setzten, sondern rückte sich einen niederen Fauteuil neben Robert und verharrete so, den Blick auf die kräftigen Hände des jungen Mannes gerichtet und das Spiel der Finger verfolgend. Mit einer Hand das Holz des Klaviers berührend, fühlte sie dessen Vibrationen mit und hatte so einen gewissen Antheil an dem Vorgang. Als Frau Meerholz sah, daß Florentine im Zimmer blieb, verschwand sie selbst mit leisen Schritten. Die Stumme genügte vollkommen als Wächter. Aber allmählich zog diese die Hand vom Klaviere fort, und auch ihre Blicke ließen von der Beobachtung der musizirenden Hände ab. Sie stemmte den Arm auf die Lehne des Fauteuils, stützte den Kopf mit der Hand und saß in dieser Stellung lange in sich versunken da, daß ein Fremder gemeint hätte, das Anhören der Beethoven'schen Symphonie versehe sie in einen Zustand traumhafter Erstarrung. Obgleich Robert sich mit ganzer Seele dem Spiel und der angenehmen Nähe seiner Nachbarin zur Rechten hingab, vergaß er doch auch die links von ihm Sitzende nicht völlig. Ihre unbewegliche Haltung erfüllte ihn mit geheimer Unruhe. Er konnte ihr dunkel nachfühlen, was in ihr vorging, und nach dem stürmischen Gewitter des zweiten Satzes wandte er sich zu ihr, um ihr ein paar freundliche Worte zu sagen. Aber der Fauteuil an seiner Seite war leer. Er sagte nichts, und sie spielten weiter. Nachdem sie das Pastorale beendet hatten, machten sie eine Pause, während sie sich über die Empfindungen aussprachen, die die Symphonie in ihnen erregte, und eben suchten sie nach etwas anderem, um ihr Spiel fortzusetzen, als Anna, das Hausmädchen, kam, um Frau Meerholz zu suchen. Es sei jemand da, der sie zu sprechen wünsche. Agathe meinte, Anna solle die Mama lieber nicht aufsuchen, sie wolle selbst sehen, was es gäbe. Sie entschuldigte sich also bei Robert für einen Augenblick und verließ das Zimmer.

Robert benützte die Unterbrechung, um auf die Veranda hinauszutreten. Draußen verschwamm alles in einem silbergrauen Schleier. Leise, aber unaussprechlich rieselte der Regen nieder. Auf dem blechbedeckten Dach der Veranda klopfte es eintönig, und von den überhängenden Weinranken strömte der Ueberfluß zur Erde. Gerade unter einer solchen Ranke stand Florentine; die Arme auf der nassen Brüstung, starrte sie hinaus in den Regen. Langsam fiel ein Tropfen nach dem anderen von einem triefenden Weinblatt auf ihr Haar und auf ihre Schultern, ohne daß sie es beachtet hätte. Denn auch aus ihren Augen rann langsam Tropfen um Tropfen über ihre blassen Wangen, die sie hin und wieder mit ihrem zerdrückten Taschentuch abtrocknete, wobei ihr Mund von verhaltenem Weh schmerzlich zuckte.

Robert trat zu ihr, strich ihr leise mit der Hand über das nasse Haar und zog sie ein wenig zurück aus dem Bereich des Regens. Sie fuhr mit einem wilden Blick herum, aber als er nochmals ihr Haar streichelte, gab sie den Tropf auf, zog seine Hand von ihrem Kopf herunter und drückte mit einem dumpfen, unverständlichen Murren ihre Wange gegen seinen Armel. Auch ohne Worte verstand Robert diesen stammelnden

Schnuchtslaut. Es drängte ihn, sie in seine Arme zu nehmen, und, — da Worte nichts galten, — ihr heißes Weh, ihr Trostbedürfnis durch Liebkosung zu stillen. Aber er hütete sich wohl, das zu thun. Er konnte ihr doch einmal nicht helfen, — warum kümmerte er sich überhaupt um sie? Damit machte er es nur schlimmer. Die schwächliche Gutmüthigkeit verursacht oft mehr Schaden, als die Herzenshärte. So ließ er sie stehen in ihrem stummen Elend; an den feuchten Holzbalken gelehnt, um so verzweiflungsvoller, als das erquickende Niesel von oben und die köstliche Frische der abgekühlten Luft nach der erschöpfenden Hitze des Tages neue Lebenslust durch alle Adern sandte. Auch er empfand die Erfrischung, aber anders, so, wie der sie fühlt, dem nicht jede erhöhte Lebensregung zugleich das Bleigewicht des Unabänderlichen doppelt deutlich zum Bewußtsein bringt.

Auf einmal wurde es hell drinnen. Man hatte in dem dämmerigen Raum die Klavierlampen angezündet, deren Schein gelb hinausfiel in die hellgraue Regen-Atmosphäre. Agathe's lichte Gestalt erschien in der Thüre; Robert wandte sich zu ihr und trat in den Garten-Salon zurück. Von der Schwelle aus sah er Florentine über die kleine Veranda-Treppe in den Regen hinauslaufen.

„Das macht sie immer!“ sagte Agathe. „Ich weiß nicht, was für ein Vergnügen das ist, so tropfnass zu werden!“

Sie rief Anna und beorderte sie, Florentine mit dem Gummi-Mantel und einem Regenschirm zu folgen, damit sie sich nicht etwa erkälte. Dann begab sie sich zum Klavier zurück.

„Die Musik stimmt sie natürlich trüb!“ sagte Robert.

„Ich glaube, sie hat — geweint!“

„Geweint?“ rief Agathe kopfschüttelnd. „Sie müssen sich irren, — Florentine weint nie. Wenigstens kann sich niemand erinnern, es gesehen zu haben, — seit der Kinderzeit, natürlich.“

Eine leichte Härte lag in ihrem Ton, die Robert nicht entging. Er nahm sie ihr aber nicht übel, vielmehr bereitete es ihm eine Art Genugthuung, daß der sanfte Engel doch auch soweit Weib war, die leise Eifersucht nicht ganz bemeistern zu können, die sich ihrer bemächtigte, so oft er sich mit Florentine beschäftigte.

Einige Tage nachher sagte ihm die Hofrätin, sie finde es an der Zeit, daß er seinen Antrag stelle. Sie habe ihn bei Meerholz eingeführt und fühle sich für ihn verantwortlich. Wenn er sich jetzt über seine Gefühle noch nicht klar sei, möge er sich einfach zurückziehen. Robert gestand ihr gern zu, daß er seine Erklärung nicht länger verschieben könne, und sie kamen überein, daß sie am nächsten Sonntag, wo er bei Meerholz zu Tisch geladen war, mit einander hinausfahren wollten, und während Robert selbst sich Agathe's Jawort sichere, solle die Hofrätin die Sache mit den Eltern ins Reine bringen. So durfte er hoffen, den Nachmittag schon als glücklicher Bräutigam zu verleben.

Als sie aber am Sonntag in der Villa ankamen, fanden sie dort nur die Hausfrau. Agathe, nicht ahnend, welche Wichtigkeit der Tag für sie haben sollte, war des Morgens mit dem Papa in die Stadt gefahren, um einige Einkäufe zu besorgen, und kehrte erst mit dem nächsten Zuge zurück. Florentine befand sich im Obstgarten, meinte Frau Meerholz. Vielleicht wolle der Herr Doctor sie aufsuchen, um sich die Zeit vor Tisch zu vertreiben. Mit einem vielsagenden Blick auf die Hofrätin entschloß sich Robert, die Damen zu verlassen.

Träumerisch strich er in den mittagsstillen Laubgängen einher. Die heiße Mittagssonne brütete auf allen Wegen. Gesurr und Gesumme durchzog die Luft. Weiße Schmetterlinge verfolgten einander von Beet zu Beet. Tropischer Blumen Duft wallte von allen Seiten auf, und Robert's Herz schlug unruhig in der Brust. Unbestimmte Sehnsucht und Ungeduld schwoh in ihm.

Von nebelhaften Zukunftsbildern umgaukelt, gerieth er von einer Allee in die andere, irrte von Bosquet zu Bosquet, planlos, wie einer jener Schmetterlinge, die den Gefährten suchen. Zuletzt hatte er den Garten umkreist und befand sich in dem an der Bergseite gelegenen Theil, wo auf einer großen, wilden Wiese dicht am Berghang viele verstreute Obstbäume der verschiedensten Art standen, schwächliche Pflaumenbäume mit noch kaum vom Blättergrün unterscheidbaren Früchtchen, hohe Birnbäume mit reicher, aber noch schwach gefärbter Fruchtladung, knorrige Apfelbäume, die ihre Aeste weit ausstreckten und so viele unreife Früchte, wahre Frucht-Quirlen trugen, daß sie schon hatten gestützt werden müssen, schattige Nußbäume und alte, herrliche Kirschbäume. Als Robert unter einem von diesen, der fast mitten in der Wiese stand und seine Aeste nach allen Seiten aus-

breitete, wie ein Herrscher, vorübergehend, traf ihn ein Wurf ziemlich hart an der Stirne. Er blickte auf. Einige Kirschchen, durch Blätter und ein Astendchen verbunden, hatten ihn gestreift. Als er sich bückte, um sie aufzuheben, gewahrte er eine Leiter, die gegen den Stamm des Baumes gelehnt war, und zu Füßen der Leiter im üppigen Graze zwei kleine, etwas ausgetretene und abgeschabte, aber noch immer äußerst niedliche Schuhe, wahre Kinderschuhe. Oben in den Zweigen sicherte es, und ein Rascheln wurde vernehmlich. Auch sah er etwas Rothes schimmern; er wußte nun, wer oben war, und es fiel ihm ein, wie er Florentine zuletzt gesehen hatte, ein Bild des Leids, auf der dämmerigen Veranda trostlos in den Regenschleier hinausstarrend. Da war ihm nun ihr bleiches Gesicht nachgegangen, mit stillem Vorwurf Tag und Nacht, und als er wiederkam, sah er sie, wie ein Aeffchen, in der Gabelung eines Baumes hocken und mit Behagen von den süßen reifen Früchten schmausen. Es war eben jetzt kein trüber Regenabend, sondern sonnenheller, feiertäglich leuchtender Mittag. Wer hieß ihn auch ihre Stimmung so ernst nehmen? Um so besser, wenn die kleine Hexe heute froh gelaunt war. Er sah lächelnd zu ihr empor und ließ sich die hellrothen süßen Früchte, die sie ihm zuwarf, vortrefflich munden. Sie wies auf einen Korb, der unter dem Baume stand, und auf die Schürze, die sie vorgebunden hatte, und bedeutete ihm, daß sie nun noch mehr Kirschchen pflücken müsse, er solle sich unterdessen dorthin auf die Rasenbank unter den Nußbaum setzen. Damit warf sie ihm noch eine Hand voll Kirschchen zu und schlüpfte höher ins Gezweige.

Robert ging nach dem Nußbaum, der etwas höher stand, und streckte sich auf der trockenen Grasbank der Länge nach aus. Auf dem Rücken liegend, sah er den blauen Himmel durch das sonnendurchleuchtete Blattgewirr schimmern. Rings um ihn her lag der Schatten wie ein Goldgitter auf dem Rasen, leise im Lufthauch zitternd. Eintöniges Geschwirr von Käfern und Bienen umgab ihn einschläfernd. Sonst herrschte Sonntagstille ringsum. Roberts Unruhe verlор sich. Ihm wurde wohl und leicht zu Muth. Ein Moment wunschlosen Wohlseins war da, einer jener Augenblicke, in denen die Zeit stille zu stehen scheint. So lag er, mit offenen Augen, und wußte kaum, ob er wachte oder träumte. War es die Erwartung seliger Stunden, die ihn so still machte? Ja, das Glück war so greifbar nahe, wie noch nie vordem. Er schloß die Augen halb, um besser daran denken zu können; aber ein leises Knacken bewog ihn, sie wieder zu öffnen. Dort schimmerte das rothe Kleid hoch oben im Gezweige. Auf die höchsten Äste wagte sie sich, die Tollkühne, die freilich durch das verdächtige Geräusch nicht gewarnt wurde. Wie leicht konnte so ein dünner Ast brechen! Allein es geschah nichts. Behend, wie ein Eichhörnchen, schwang sie sich von Ast zu Ast, und er sah das rothe Kleid bald da, bald dort im grünen Laub auftauchen. Seine Lider senkten sich wieder, und fast erreichte sein Hindämmern jene Grenze, wo das klare Bewußtsein der Umgebung verschwindet, als es dicht neben ihm raschelte. Er richtete sich halb auf und erblickte Florentine, die erhitzt, mit leuchtenden Augen an seinem Lager stand. Mit kindischer Genugthuung hielt sie ihm mit beiden Händen den Korb zum Bestaunen hin, worin sie die Kirschchen gesammelt hatte. Es war ein hübscher Anblick, die frischen glänzenden Früchte. Nur blickte Robert nicht auf den Korb, sondern auf sie, die ihn trug. Wie sah sie aus! So hatte er sie noch nicht gesehen! Rosenglut lag auf ihren Wangen, und ihre Augen schwammen in feuchtem Schimmer. Ihr Haar hing zerzaust und halb aufgelöst über den Rücken hinab und um Wangen und Stirn, und mitten in die wirren Strähne hatte sie sich einen Kranz von Kirschchen mit sammt ihren Blättern und Ast-Enden gewunden, und die grünen Blätter und hellrothen Früchte stachen malerisch prächtig von ihren schwarzen Haaren ab. Auch über den „nutzlosen kleinen muschelförmigen Ohren“ baumelten Kirschchen, und ebenso kirschroth waren ihre feuchtglänzenden Lippen. Sie war in diesem Augenblick bezaubernd, phantastisch schön. Halb an die breite Rasenbank gelehnt, ließ sie ein Büschel Kirschchen vor Roberts Mund tanzen, näherte es ihm und entfernte es in lachender Rederei. Er gab sich dem Spiele hin, schnappte nach den Kirschchen, zog sich zurück, als wolle er sie nicht, und schnappte wieder danach. Es gelang ihm nicht, sie zu erfassen, und so schlang er den Arm um Florentine, um ihr Zurückweichen zu verhindern. Sie hob die Kirschchen in die Luft, dicht an ihre heißen Wangen. Er folgte mit dem Mund, die Hand nach dem höher emporstrebenden Arm ausstreckend. Jetzt waren die Kirschchen im Bereich seiner Lippen, er konnte sie erfassen. Allein in dem Augenblick, wo er die blühende, lebenswarme Gestalt im Arme hielt, überkam es ihn, wie ein Knack. Alle Besinnung verließ

ihn, er sah nur noch die glänzenden rothen Lippen, die ihn lockten, lockten. Jetzt berührte er sie, und durstig preßte sich sein Mund auf den des jungen Mädchens. Ob sie seinen Kuß erwiderte, das fühlte er in diesem Augenblick nicht, aber sie stieß ihn nicht zurück, ihre Augen öffneten sich weit, ihr Kopf sank an seine Schulter, ihr weicher Körper, dessen Lebensgluth durch die Hüllen brannte, schmiegte sich hingebend in seinen Arm.

In diesem Augenblick ertönte von fern her ein Pfiff an sein Ohr. Es war der Zug, der unten ankam bei der Station. Aber es hätte dessen nicht bedurft. Seine Besinnung kehrte schon von selbst zurück. Er ließ Florentine los und sprang auf, schwer athmend und innerlich entsetzt über sich selbst und die Sinnverwirrung, der er nachgegeben hatte. Florentine stand vor ihm, mit starrem Blick, gleichsam versteinert. Ihre Augen wurden immer größer und dunkler, fragender und erbitterter. Doch Robert hielt stand. Der ungeheure Zorn, den er gegen sich selbst und gegen sie empfand, wappnete ihn. Da stieß die Taubstumme einen halb ersticken Schrei aus, wandte sich um und entflo.

Als sie seinen Blicken entschwunden war, fühlte Robert eine Anwendung von Mattigkeit und setzte sich auf die Rasenbank nieder, innerlich suchend über seine Schwäche und über sie, die Versucherin. Und doch mußte er sich zugestehen, daß keinerlei Absicht bei ihr vorhanden gewesen war. Ahnungslos, wie ein Kind in Spiel und Scherz, war sie ihm so nahe gekommen. Seine Unbesonnenheit allein hatte ihm den tollen Streich gespielt. An dem Tag, der sein Verlobungstag sein sollte! Wie würde es jetzt werden? Es hing alles von der ab, die ihn zu dem kurzen Taumel verlockt hatte! Fruchtlose Neue qualte ihm, dann aber schüttelte er sie mit männlicher Ueberlegenheit ab. Was! Was war's weiter? Ein Kuß! Eine Abschlagszahlung auf spätere Bruderrechte. Allerdings war es kein Bruderkuß gewesen. Aber sollte dieser eine Moment jetzt alles zerstören? Nein, das durfte nicht geschehen. Hätte er nur wenigstens eine Ahnung, was das unberechenbare Geschöpf nun anfangen würde? Und in dieser Stimmung sollte er seinen Antrag stellen? Nein, heute nicht. Gleich wollte er hinein ins Haus, der Hofrathin einen Wink geben. Er brauchte Aufschub. Aber er hatte sich zu lange mit seinen Gewissensbissen herumgeschlagen. Jetzt hatte die Hofrathin sicher schon gesprochen. Als er sich dem Hause näherte, bemerkte er von ferne bereits Agathe. So wie sie angekommen war, in Hut und Handschuhen, hatte sie sich auf die Suche nach ihnen begeben. Als sie ihn erblickte, lächelte sie ihm freundlich zu, und, näher gekommen, reichte sie ihm die Hand mit einem befangenen Blick. Er preßte ihre Finger heftig zwischen den seinigen. Nie war ihm Agathe so holdselig und begehrenswerth erschienen, ebenso beruhigend anmüthig, wie die andere aufreizend schön war. Wie Balsam wirkte ihr Anblick auf seine Nerven. Eine Weile hindurch ließ er ihre wohlthuende Nähe besänftigend auf sich wirken, dann plötzlich, in einem schattigen Laubgang, den sie neben einander durchschritten, blieb er stehen und sagte schnell und fast rauh: „Agathe, wollen Sie mich haben, wie ich bin, mit allem Bösen und Guten, das in mir sein mag. Mit allen meinen vergangenen und zukünftigen Sünden? Keiner Engel, sag', willst Du mich?“

Er hatte sie in seiner Erregung hart an der Schulter gefaßt, und sie, auf die Gefahr hin, den großen weißen Tüllhut zu zerdrücken, lehnte den Kopf an seine Schulter und sagte in seliger Heiterkeit, die von seinem brüskten, fast düsteren Ton sonderbar abstach: „Ich will es wagen!“

Stumm, mit einer Freude, die mit Schuldbewußtsein gemischt war, drückte er sie an sich, aber er küßte sie nicht. Erst als sie in aller Unschuld den hinderlichen Hut abnahm, der ihr süßes Gesicht vertheidigte, berührte er mit den Lippen ihre Stirn, aber ein richtiger Kuß war das nicht. Den hatte die andere vorweggenommen.

Seine Erregtheit fiel der Braut auf. Er wollte nicht ins Haus gehen, hielt sie auf einer Bank zurück, die im Gebüsch verborgen stand, und konnte sich nicht entschließen, seinem Schicksal entgegenzugehen.

„Warum so aufgeregt?“ fragte Agathe schüchtern. „Fürchten Sie, daß meine Eltern „Nein“ sagen werden? Muß ich Sie darüber beruhigen?“

Ein Lächeln schwebte dabei um ihre Lippen. Sie blieben noch einige Minuten auf der Bank sitzen, Hand in Hand und Aug' in Auge, aber reden konnte Robert nichts. Er fühlte sich von Moment zu Moment schuldiger unter diesem klaren Blick und sagte sich, daß ihm nur recht geschähe, wenn sein ganzes Glück sich in einem Augenblicke erschöpfte.

Endlich erhob er sich und begab sich ins Haus zurück, Robert mit der Ueberzeugung, der widerwärtigsten

Scene entgegenzugehen. Wenn es nicht um Agathe's willen gewesen wäre, — am liebsten wäre er auf und davon gegangen. Drinnen hatte die Hofrathin ihm vorgearbeitet. Er brauchte nicht zu werben, nicht zu bitten, sondern wurde sofort als willkommenener Sohn begrüßt, mit gleich großer Herzlichkeit von Seiten des Vaters und der Mutter. Eine Viertelstunde verging im traulichsten Geplauder, in hoffnungsreichem Ausblick auf künftiges Glück. Dann aber meldete Anna mit wichtiger Miene, daß die Suppe aufgetragen sei, und Herr Meerholz sagte scherzend, gerade dies habe augenblicklich an seinem Glück gefehlt. (Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Alexander Baron von Roberts †.

Von Paul von Szeczevanski.

Siehe das Portrait Seite 161.

Vergleicht man die äußeren Erfolge, die Schriftstellern von weniger Eigenart zu theil geworden sind, mit denen, die dem am 8. September in Schreiberhau verstorbenen Baron Roberts beschieden waren, so kommt man zu dem betäubenden Schluß, daß die Welt dem liebenswürdigen, vornehmen, feinsinnigen Roberts manches schuldig geblieben ist. Wenn auch nicht in dem Maße wie Otto Noquette, dessen spätere Werke von niemandem mehr unbefangenen betrachtet wurden, weil jeder etwas Aehnliches wie „Waldmeisters Brautfahrt“ in ihnen zu finden erwartete, so hatte doch auch Roberts von seinem ersten Erfolge mehr Leiden als Freude. Die in einer Wiener Preis-Concurrenz mit dem ersten Preise ausgezeichnete novellistische Skizze „Es“, die später mit anderen kleinen Novellen unter dem Titel „Es und Anderes“ in Buchform erschien, machte durch jene Notizen unter dem Strich der Tageszeitungen, die für die meisten berühmten Leute der Gegenwart das Thermometer ihres Ruhmes sind, zwar den Namen des Dichters in ganz Deutschland bekannt, sie bezeichnete aber zugleich auch die Grenze, in der man ihm in Zukunft ein wirkliches Können zugestehen wollte. Baron Roberts war als feinsinniger Novellist unter die vielgenannten Schriftsteller der Gegenwart eingereiht worden, und er blieb für die Öffentlichkeit der feinsinnige Novellist, so viele Beweise er auch dafür gab, daß seinem Talent die Grenzen keineswegs so eng gesteckt waren. Allerdings kam die Sorgfalt, die Baron Roberts auf die Ausgestaltung seiner Arbeiten verwandte, die seine Gelfierung seiner Compositionen und seines Stils am meisten seinen novellistischen Stücken zu statten. Aber was er an Kraft der Darstellung besaß, wie reich seine Phantasie war, wie stark er in der Gegenwart lebte und aus der Wirklichkeit heraus schuf, — das vermag man doch nur zu würdigen, wenn man seinen Romanen gerecht wird. Um diesen Romanen aber gerecht zu werden, bedarf es einer Kenntniß des Lebensganges des verstorbenen Dichters, die zugleich verstehen lehrt, wie ganz seiner Eigenart entsprang, was ihm vielfach als eine Anlehnung an französische Autoren gedeutet worden ist.

Alexander Baron von Roberts war der Sohn eines preussischen Offiziers und selbst preussischer Offizier, bevor ihn der Wunsch, seinen literarischen Neigungen unabhängiger leben zu können, im Jahre 1883 veranlaßte, den Dienst zu quittiren. Daß er die militärische Carriere aus Passion für den Beruf ergriffen habe, ist nicht recht wahrscheinlich; denn in seiner innersten Natur lag eine feine, fast schüchterne Zurückhaltung und doch zugleich eine Selbstständigkeit des Denkens, die beide den Menschen nicht gerade auf den Exercier-Platz hinausdrängen. Daß sie auch hier bei gewissenhafter Pflückerfüllung nicht hinderlich zu sein vermögen, beweist Baron Roberts, der aus einer bevorzugten Stellung heraus, als Lehrer an der Erfurter Kriegsschule, sich entschloß, das Schwert ganz mit der Feder zu vertauschen, die er schon lange fleißig geführt, und die ihm eben den ersten größeren Erfolg auf der Wiener Preis-Concurrenz verschafft hatte. Die ersten Jugend-Eindrücke, die bestimmenden für die meisten Menschen aber waren für Roberts, trotzdem er einer preussischen Offiziers-Familie entstammte und, dem Beruf des Vaters folgend, selbst preussischer Offizier geworden war, nicht deutscher, sondern französischer Art. In der damaligen Bundesfestung Luxemburg — am 23. August 1845 — geboren, erhielt er seine Erziehung am dortigen Athenäum; dort wurde der Keim einer starken Vorliebe für die französische Sprache und für die französische Literatur in ihn gelegt. Paris wurde ihm durch längeren Aufenthalt vertraut, und sein erster Roman, — natürlich für jeden Autor, dessen Phantasie gern auf stärkere Eindrücke reagirt, — spielte in Paris, schilderte das Treiben der Pariser Lebewelt mit einer Treue, die bei einem deutschen Autor überraschen mußte. Sie überraschte in der That so sehr, daß man vielfach, laut oder leise, eine Uebersetzung oder doch eine starke Anlehnung an ein französisches Original in diesem Erstlings-Roman „Lou“ vermuthete, der ohne solche Voraussetzung ganz anders in Deutschland hätte paken müssen. Und doch findet sich ein solcher Anhang nirgends, nicht einmal an Goncourt's berühmten Artisten-Roman, trotzdem das Milieu stellenweis in beiden Romanen dasselbe ist. Gerade aus der Gegenüberstellung beider Romane würde man erkennen, wie viel in seiner Ausgestaltung Roberts von den Franzosen gelernt, nicht den Franzosen nachgemacht, hat, und wie sehr er im innersten Kern trotz einer halbfranzösischen Erziehung deutsch geblieben ist. Während Goncourt sich auf eine allerdings stark fesselnde und im ganzen auch naturwahre Schilderung des Artisten-Lebens beschränkt, liegt dem Roberts'schen Roman, der an äußeren Vorgängen nicht hinter Goncourt's berühmten „Les deux frères Zomganno“ zurücksteht, durchaus die höhere sittliche Idee zu Grunde. Denn der Gegensatz, in dem das schlichte Naturempfinden des auf das Pariser Pflaster geworfenen Regentknaben Lou zu der moralischen Haltlosigkeit der überkultivirten Pariser Lebewelt steht, wirkt erschütternd und regt zum Nachdenken und zur Einkehr an. Meinem Empfinden nach wird die Kraft der Darstellung, die sich schon in diesem ersten größeren Werk von Baron Roberts findet, nur noch in zweien seiner späteren Werke übertroffen, — in den beiden Romanen „Die schöne Helena“ und „Kajestät“. Während Roberts sonst durchaus auch da, wo er das Kleinliche schildert, dem er gerne

und mit Glück in vielen seiner Novellen eine humoristische Seite abgewann, eine poetische Verklärung des Alltagslebens für ein unveräußerliches Recht des Dichters hielt, hat er dem Vorwurf, den er in der „Schönen Helena“ behandelt, gar keine hellere Seite abzugewinnen gewußt oder sie ihm nicht abzugewinnen wollen. Und das ist's, was in mir die Ueberzeugung befestigt hat, daß Baron Roberts selbst niemals mit Passion Berufsoldat gewesen ist; das ist's auch, was meiner Meinung nach diesem literarisch ganz zweifellos hervorragendsten Werke des Dichters die Wirkung einigermaßen beeinträchtigt hat. Roberts schildert in der „Schönen Helena“ den preussischen Unteroffizier, und jeder der Typen, die er schilderte, ist sicher echt und eine Charakter-Studie allerersten Ranges. Aber unter allen den verschiedenen Typen fehlt gerade derjenige, der gewiß sehr häufig, wenn nicht am häufigsten, in der Armee vertreten ist, — der Unteroffizier mit einer angeborenen Passion für den militärischen Beruf. Was starke dramatische Wirkung, künstlerischen Aufbau der Handlung, psychologische Entwicklung der Charaktere und auch die Wahrheit der Schilderung im einzelnen anbetrifft, gehört die „Schöne Helena“ zu den wenigen

ehrer, als der lebenswürdige, feine, dem Lärm des Tages abholde, von einem glücklichen Familien-Leben und seinem wahrhaft künstlerischen Schaffen ganz in Anspruch genommene Dichter wohl selber ahnen mochte.

Nachdruck verboten.

Der St. Bernhardshund.

Von E. von Otto-Kredwitz in München.

Siehe die Abbildungen Seite 165.

II.



er St. Bernhardshund repräsentiert wohl eine der ältesten Rassen des Hundegeslechts. Die Gründung des Hospizes fällt auf den Wendepunkt des X. zum XI. Jahrhundert, und die Chronisten berichten über die Unsicherheit jener Zeit. Unter heidnischen und räuberischen Angriffen hatte das Hospiz viel zu leiden, und da mögen wohl die im Kriegshandwerk unerfahrenen Mönche starke Molosserhunde zu ihrem persön-

und gewölbtem Oberkopf. Sicherlich ist es nicht Zufall, daß der Künstler, dem die Aufgabe zufiel, die vier Hunde in heraldischer Form zu zeichnen, vier so grundverschiedene Typen wählte; es ist vielmehr anzunehmen, daß er nach vorhandenem Hunde-Material die wehrhafte Dogge, den mopsartigen Schoßhund, den jagenden Hund der Wälder und endlich den Hund, der auf den heiligen Bergen gehalten wurde, wiedergeben und zu präzisieren bestribt war.

Von Händlern, welche für ihre Kreuzungs-Produkte und Leonberger, unter dem Namen „Alpenhunde oder Berghunde“ Absatz und Liebhaber zu schaffen beabsichtigten, ist oft die Mär ausgesprochen worden, daß die ganze Rasse der St. Bernhards-hunde ausgestorben sei.

Thatsächlich ist ja wohl auch durch heftige Schneestürme in den Jahren 1812 und 1816/17 das Hunde-Material auf dem St. Bernhard stark decimirt worden, und mag auch unter dem für Aufzucht junger Hunde ungünstigen Klima, unter Inzucht (Verwandtschaftszucht) und Unfruchtbarkeit der Hündinnen, der Bestand öfter gelitten haben, doch standen in andern Hospizen, in den umgebenden Thälern, im Besitze von Liebhabern der



Aufgang zum Salomonischen Tempel.

Nach dem Bilde von G. Wauererfeind in München. — Siehe Seite 168.

Meisterwerken, die unsere Roman-Literatur aufzuweisen hat. Aber das „Grau in Grau“, in dem Roberts gemalt hat, ist wohl vielfach auf Widerspruch gestossen.

In den letzten Jahren versuchte der Dichter auch auf der modernen Bühne festen Fuß zu fassen. Seine in ein Drama umgewandelte Novelle „Satisfaction“ erzielte einen starken Erfolg, der sicher ein dauernder gewesen wäre, wenn der Dichter sich hätte entschließen können, zu der Duell-Frage, die er in dem Stücke anschnidet, wirklich Stellung zu nehmen. Aber in der Novelle geht der Held nicht an dem, von ihm aus Prinzip verweigerten Duell, sondern an seiner eigenen Inconsequenz zu Grunde; im gleichnamigen Drama ist die glückliche Lösung fast noch gewaltfamer. Ein nachgelassenes Drama soll in diesem Winter an einer Berliner Bühne zur Aufführung kommen. Vom ersten Jahrgange des Festschens der Illustrierten Frauen-Zeitung bis zu seinem Tode war er unsern Blatte ein getreuer und hochgeschätzter Mitarbeiter. Mit weniger vornehmer Zurückhaltung, als sie dem Verstorbenen auch dem literarischen Eliquen-Weien gegenüber eigen war, würde Baron Roberts bei seinen Lebzeiten wahrscheinlich lauter gelobt worden sein. Frenetisch ist der Beifall niemals an sein Ohr gellungen; er gehörte auch nicht zu den Dichtern, deren Name unter dem Strich der Tageszeitungen allzu häufig genannt wurde. Aber er und seine Werke hatten mehr aufrichtige Freunde und Ver-

lichen Schutze als Begleiter und Wächter gewählt haben. Nach und nach sind dann diese Hunde zu dem selbständigen Dienst, den sie heute noch erfüllen, herangezogen worden. Bernhardiner sowohl als Dogge stammen vom Molosser ab. Die eigenthümliche Kopf-Formation des Bernhardiners, die sich in dem gewölbten, dem Gehirn viel Raum bietenden, mächtigen Oberkopf, dem starken Stirnabsatz mit der kurzen, stumpfen Schnauze präzisirt, und als „Hospiz-Typus“ (vergleiche die vignette des ersten Artikels, die einen kurzhaarigen Hospiz-Hund aus der Züchtung von A. Cuny in München darstellt) bezeichnet wird, ist indessen eine uralte. Ein Vergleich der nebenstehend abgebildeten heraldischen Denkmäler, die aus dem XIV. Jahrhundert stammen und in der Stammtafel der Stadt Zürich sich befinden, beweist dies ganz deutlich. Da sehen wir zunächst im Wappen der Familie Loggenburg die kriegerische Dogge mit dem geöffneten Fang, wie ihn sonst in den Wappen nur reichende Thiere zu zeigen pflegen; die Ohren sind spitzig und lassen das coupirte Doggenohr deutlich erkennen. Bei der Helmszier der von Stubenweg handelt es sich um einen kleinen Hund, der fast wie ein Mops erscheint. Ausgesprochenen Typus des jagenden Hundes mit dem zum Fassen geeigneten langen Fang zeigt der Hund auf dem Wappen von Hailberg. Ganz anders der Hund auf dem Wappen von Halligberg. Das ist genau unser St. Bernhardshund mit kurzer, stumpfer Schnauze, starkem Stirnabsatz

Rasse noch genug St. Bernhards-hunde zur Verfügung, aus denen die Mönche ihr Material jederzeit haben rekrutiren können.

Andererseits ist aber auch die Meinung eine irrthümliche, daß nur die auf dem Hospiz selbst gezüchteten oder von solchen direct abstammenden Hunde rein und echt seien. Das Vorkommen der Rasse ist durchaus nicht auf das Hospiz des Großen St. Bernhard beschränkt, vielmehr waren wohl schon seit urdenklichen Zeiten diese Hunde in allen gebirgigen Theilen der Schweiz, vornehmlich in Wallis, Waadt, Bern, Freiburg heimisch, ja ihr Blut läßt sich sogar in den Bauernhunden der Ostschweiz erkennen. Allerdings erhielt die Rasse Berühmtheit und Nimbus dadurch, daß sie speciell in den Hospizen der Alpenpässe kultivirt wurden.

Ebensonenig gebührt nur den in der Schweiz gezüchteten St. Bernhards-hunden das Verdienst der Echtheit, ja man kann fast behaupten, daß man jetzt in Deutschland, England und Amerika mehr und bessere St. Bernhards-hunde trifft als in der Schweiz, eine einfache Folge der Thatsache, daß die besten und edelsten Repräsentanten für allerdings oft ganz enorme Summen ins Ausland zu wandern pflegen. Mit dieser Zucht-thieren züchteten unter sorgfältigster Auswahl zusammenpassender Elterntiere passionirte Liebhaber der Rasse weiter, scheuten keine Opfer und Mittel, ihren Hunden die für das

Wachstum günstigsten Lebensverhältnisse zu bieten, und so kam es, daß die Schweiz sich bald durch ausländische Züchter übertröfen sah. Allerdings sind auch noch Ausnahmen zu constatieren, und es giebt noch Schweizer Zwingler, die auch mit goldenen Schlüsseln nicht zu öffnen sind. Aber es sind in Folge des blühenden Handels, der längs der Fremdenstraße mit St. Bernhards-Hunden getrieben wurde, gute Exemplare, für

Langhaariger St. Bernhardsrude „Nero-Rürtingen“. Besitzer: Herr Karl Burdhardt in Nürtingen, Württemberg.



Langhaariger St. Bernhardsrude „Lord Barry“. Besitzerin: Frau Notar Ida Börsten in Düsseldorf.



Langhaariger St. Bernhardsrude „Lord Barry“. Besitzerin: Frau Notar Ida Börsten in Düsseldorf.

Klima und werden die noch gefunden Geistlichen nach 10 bis 15 jährigem Aufenthalt auf dem Hospiz zur Verwaltung von Pfarreien im Kanton Wallis verwendet.

Dieser wichtige Unterschied in der Wetterfestigkeit beider Varietäten kommt indessen für unser Klima und zumal da, wo die Hunde nicht beständig im Freien liegen, gar nicht in Betracht, sodas nur der Geschmack ausschlaggebend ist, ob man langhaarige oder kurzhaarige Hunde halten will. Echt sind beide als Rasse, sofern sie eben rein gezüchtet sind.

Während der Export von St. Bernhards-Hunden nach England schon in den dreißiger Jahren begonnen hatte, wurden sie in Deutschland bis vor etwa zehn Jahren nur vereinzelt gehalten. Im Jahr 1886 begann die Rasse in München Fuß zu fassen, doch wurde damals noch zu viel mit Leonberger gekreuzt. Erst mit Constituirung des St. Bernhards-Clubs, — Sitz in München, — dessen Club-Signette wir nebstehend geben, und der sich in wenigen Jahren zu dem größten und reichsten kynologischen Club Deutschlands entwickelt hat, wurde die Liebhaberei und Zucht in richtige Bahnen geleitet. Und nun ging es mit Riesenschritten vorwärts. Zahlreiche Importationen aus der Schweiz folgten, die Bernhardiner waren mit einem Schlage populär, und heute sind sie in Deutschland die verbreitetste und beliebteste Rasse, die selbst unsere nationale Rasse, die deutsche Dogge, in den Schatten gestellt hat. Sehr viel hat der St. Bernhards-Club durch Herausgabe einer illustrierten Brochüre, welche allen Interessenten auf Verlangen gratis und franco (zu erlangen vom Bureau des St. Bernhards-Clubs, München, Müllerstr. 48) zugeandt wird, gethan. Dieser rührige Club hält in jedem Jahre eine Ausstellung ab, in diesem Jahre sogar deren zwei, und zwar je eine solche zu München und Innsbruck, und gewährt seinen Mitgliedern gegen einen Jahresbeitrag von 10 Mk. jährlich gratis ein prächtiges Kunstblatt. Das Blatt pro 1896 ist in Kupferätzung hergestellt und für Nichtmitglieder zum Preise von 15 Mk. durch die Kunstanstalt von

Jos. Albert in München zu beziehen. Wer einen Hund dieser Rasse zu kaufen beabsichtigt, erhält durch den Club reelle Bezugsquellen jederzeit gratis nachgewiesen und wird auf jeden Fall gut thun, vor Ankauf dem Club als Mitglied beizutreten, da für die Club-Mitglieder die Preise niedriger gestellt zu werden pflegen und selbstverständlich solche auch bei Bewerbung um ein Thier immer den Vorzug, bezw. von den jungen Hunden die besseren

welche Engländer, Russen und Amerikaner jeden Preis zahlten, zeitweilig fast mythisch geworden, sodas sich das Vorhandensein bester Thiere auf mehr abgelegene Gegenden beschränkt.

Die Frage, ob der langhaarige oder kurzhaarige St. Bernhards-Hund vorzuziehen sei, wird wohl immer eine offene bleiben. Der Liebhaber und Laie, dem es um einen großen, schönen und imponirenden Hund zu thun ist, wird dem mit langem Haar geschmückten und durch dieses mächtiger erscheinenden Hunde den Vorzug geben. Der intime Kenner und Züchter zieht wohl immer die im Kopf scharfer markirte und typischere Varietät der kurzhaarigen vor. Langhaarige Bernhardiner können als schon um das Jahr 1800 (1803) existirend mit großer Zuverlässigkeit nachgewiesen werden. Einige Aquarelle und colorirte Kupferdrucke aus den allerersten Jahren dieses Jahrhunderts zeigen kurzhaarige wie langhaarige St. Bernhards-Hunde, meist weiß mit rothen oder grauen

Bei fortgesetzter Züchtung kurzhaariger Hunde wird nach einigen Generationen das Haar zu kurz und glatt für den Bergdienst; man zog deshalb in ganz gerechtfertigter Weise, da beide Hunde dieselbe Abstammung haben, von Zeit zu Zeit selbst auf dem Hospiz zur Zucht langhaarige Hunde hinzu. Hieraus erklärt sich das Vorkommen kurzhaariger Welpen*) im Wurf langhaariger Hunde und umgekehrt. Für den



Wappen der Familie Zoggenburg.



Helmzier der Familie Stubenweg.



Helmzier der Familie Michelberg.



Helmzier der Familie Sattigberg.



Club-Signette des St. Bernhards-Clubs in München.

Dienst auf den Hospizen sind indessen immer kurzhaarige oder, — wie es wohl richtiger heißen sollte, — stockhaarige Hunde verwendet worden, da die langhaarigen Hunde zu weichlich für jenes Klima sind, so wohl sie sich auch bei uns

selbst bei größter Kälte fühlen. Es ist eben ein großer Unterschied zwischen unserem Winter und dem Klima des Großen St. Bernhard, wo die Hunde 8 bis 10 Monate lang allem Unwetter ausgesetzt sind, wo es vorkommt, daß die Hunde im Frühjahr oder Herbst 3 bis 6 Tage abwesend sind. In einzelnen Fällen kommen schon todte geglaubte Hunde nach 10 bis 14 Tagen zu Skeletten abgemagert ins Kloster zurück.

Man muß das Terrain selbst kennen, um zu begreifen, daß der weichere, in Haut und Körper-Constitution empfindsamere langhaarige Hund in kurzer Zeit von Gicht und Rheumatismus zusammengerissen werden muß. Ein langhaariger Hund, der am Hospiz 2 bis 3 Tage sich durch Schnee hindurcharbeiten muß und oft vollständig zugebedt ist, sodas er sich oft einen Tunnel durch den Schnee graben und wühlen muß, ist diesen Anstrengungen nicht gewachsen, da er zu langsam trocknet und vor dem Trocknen wieder an die Arbeit geht, wobei sich bei der schneidenden Kälte thätigst Eis an seinem Körper in der Unterwolle der Behaarung festsetzt. Erliegt doch auch die Mehrzahl der Kloster-Geistlichen schon im Jugendalter diesem rauhen



Langhaariger St. Bernhardsrude „Bartas“. Besitzer: Herr Albert Lay in Euskirchen, Rheinland. Preisgekrönte Bernhardinerhunde. II. — Siehe Seite 164.

*) Welpen, Welsen = junge Hunde.

Exemplare erhalten. Außerdem stiftet der Club zu fast allen großen deutschen Ausstellungen Ehrenpreise, die indessen nur von Mitgliedern gewonnen werden können.

Zur allgemeinen geben die dieser Abhandlung beigelegten Illustrationen Aufschluß über das Aussehen eines reinrassigen Hundes, doch mag trotzdem eine kurze Beschreibung nicht überflüssig sein. Die am häufigsten vorkommende Farbe ist weiß mit rothgelben Abzeichen oder roth mit weißen Abzeichen, und zwar meist in regelmäßiger Zeichnung und etwas schwarzer Verbrämung am Kopf, wodurch dieser markiger erscheint. Einfarbige Hunde oder solche mit schwarzen Platten sind niemals als Bernharden anzupreisen. Charakteristisch ist der gedrungenen starke Kopf, die Schnauze darf weder spitzig noch lang erscheinen. Die Brust ist breit, der Rücken grad und kurz, die Ruthe in der Ruhe abwärts hängend, niemals über dem Rücken geringelt. Die Behaarung bildet beim kurzhaarigen Hunde ein halblanges Stockhaar, das sich an der Ruthe etwas verlängert, bei langhaarigen ein langes, indessen nie zu reiches, noch gar gerolltes Haar, allenfalls darf es über den Rücken und an der Ruthe leicht gewellt sein. Ausführlichen Aufschluß geben die officiellen Rassen-Kennzeichen, sowie die in der oben erwähnten Brochüre enthaltene Beschreibung, der auch Winke für Aufzucht junger Hunde, Zucht, Pflege, Behandlung u. angefügt sind. Ueber berühmte Hunde, Abstammung und Prämierung des in der Schweiz und Deutschland enthaltenen Materials von Zuchthunden und Ausstellungshunden giebt Bd. I des St. Bernhards-Stammbuches, das mit 80 Illustrationen und zahlreichen Stammbäumen versehen und gleichfalls vom Bureau des St. Bernhards-Clubs zu beziehen ist, den gewissenhaftesten und ausführlichsten Aufschluß.

Fütterung und Pflege dieser Rasse weicht nicht von der aller Hunde der größten Rasse ab. In der Jugend muß man zur Bildung von Knochen-Substanz reichlich Fleischkost und weiche Knochen (Kalbsknochen) bieten, täglich 3 bis 4 Mal füttern, dem Hunde reichliche, aber nicht überanstrengende Bewegung gewähren. Fehlt es an Knochen zur Fütterung, so genügen auch Surrogate, von denen das Kneipp'sche Knochenpulver (für Hunde präparirt und zu beziehen von B. Schinle in Meran, Tirol) das beste ist. Ist der Hund ausgewachsen, so erhält er nunmehr etwa 1/2 Fleisch und 1/2 Vegetabilien in ein er, höchstens zwei Tagesmahlzeiten, die regelmäßig zu geben sind. Was der Hund nicht sofort gern frisst, wird entfernt. Trockene Fütterung ist den Suppen, die Hunde bei wenig Bewegung zu fett machen, vorzuziehen. Hunde, über drei Jahre alt, sollen Knochen nicht mehr erhalten, sie benötigen solche nicht mehr, und man belastet den Magen überflüssiger Weise. Ein ganz vorzügliches Futter, das in sorgfältiger Beobachtung des richtigen Verhältnisses zwischen Fleisch und Vegetabilien hergestellt ist und die Mühe des Kochens erspart, sind die sogenannten Hundeflecken, die zum Preis von Mark 18,50 von der Firma „Sprat's Patent“, Berlin O., Kummelsburg, sowie den zahlreichen Filialen in fast allen größeren Städten zu beziehen sind.

Wir hoffen, durch unseren Hinweis auf diese Rasse den Dank der Hundliebhaber uns erworben zu haben. Ist doch kein Hund so vorzüglich als Freund der Familie, als Wächter im Haus, als Begleiter auf Spaziergängen geeignet wie dieser. Er beansprucht nicht den Auslauf, dessen die stürmische Dogge bedürftig und der unieren Hunden in den Großstädten so schwer zu gewähren ist. Er ist ruhig und deshalb leicht auch in der kleineren Wohnung zu halten. Seine imponirende Schönheit erfreut unser Auge, seine Größe löst Respect ein, seine Treue und Klugheit endlich stehen im vollsten Einklang zu seinem ausdrucksvollen Gesicht.

Wir unterlassen es, Adressen von Züchtern mitzutheilen und verweisen Reflectanten an das Bureau des St. Bernhards-Clubs, dessen Sekretär jedermann bereitwillig Aufschluß ertheilt. Erfreulicher Weise besitzt der Club auch eine Anzahl Damen unter seinen Mitgliedern, die theilweise selbst auch diese Rasse züchten. Die Namen derselben sind: Ihre Exc. Frau v. der Osten, Berlin, Frau Gräfin Larisch-Wallersee, München, Frau R. Unterstadt-Professor Lindemann, München, Frau Baronin von Woll, Villa Lagarina (Südtirol), Frau Notar Ida Borsken, Düsseldorf, Comtesse Schlieben, München, Frau Dir. C. Koch, Hof (Bayern), Gräfin C. v. Veroldingen, Gmünd (Oest.). Ehrenpräsident des Clubs ist S. D. Prinz Albrecht zu Solms-Braunfels, Präsident Herr E. Jörin-Gerber in Zürich, dessen großartiger Zwinger Hirslanden bei Zürich wohl einer der bedeutendsten des Continents ist.

Nachdruck verboten.

Die Rechnung ohne den Wirth.

Von Hermine Billinger in Karlsruhe.



ie Sonne neigte sich den westlichen Bergen zu. Ein herrlicher Nebel entströmte dem schmalen, langgestreckten Menzenschwander-Thal und überall, so weit das Wiesenland reichte, sah man rührige und thätige Menschen, alle beflissen, den reichen Deuflegen unter Dach zu bringen.

Da kam ein Bub aus dem Dorf gelaufen, gerade auf den nächsten Neuwagen zu, der eben mit kühnem Rud von der tiefer gelegenen Wiese auf die Landstraße fuhr. Ein junger Bursch führte die Kuh, der Bauer ging mit der Peitsche neben her; an ihn wandte sich der Bub: „Mayer Fidel, Ihr sollt schnell zum Bisp in Lade komme; 's isch ein Herr da von Karlsruhe, ein Professor soll's sein.“

„Ein Professor?“ wunderte sich der Bauer. „Sepp, fahr zu! Will geh' schaue, was so einer von mir kann wolle; ich hab' nix gethan und bin Gottlob kein Mensch was schuldig.“ Er wachte sich den Schweiß von der Stirn und trat zögernd in das gleich am Eingang des Thales liegende Lädchen mit seiner Auslage von Holzwaren, wie sie in dem kleinen Schwarzwaldsdorf und dessen Umgegend angefertigt wurden.

Der Sohn fuhr das Thal entlang nach Hintermenzenschwand, dessen tiefdachte Höfe sich in zerstreuten Gruppen bis zu den Füßen des Feldbergs hinzogen. Die Straße verengerte sich, der Bursche fuhr eine Anhöhe hinan und von dieser direct auf den Neuboden des rauchgeschwärtzten Bauernhofes.

Eine junge Dirn half beim Umladen des Heues, war noch einmal so flink, wie der Bursche, und fand trotzdem noch Zeit, alle zwei Augenblicke den Kopf zur Dachlufe des Neubodens hinauszustrecken. Der Bursche hatte ihr gesagt, wo

der Bauer geblieben war, und als sie ihn beimkommen sah, kletterte sie rasch wie eine Kape an der in die Scheune führenden Leiter hinunter und trat vor die Hausthür. Da stand auch schon die Bäuerin, das Gesicht mit einem Tuch verbunden, daß nur eine kleine dicke Nase und ein paar verschwommene Neuglein von ihr zu sehen waren. „Eh au, Mayer Fidel,“ rief sie dem Bauern entgegen, „schon im ganzen Dorf weiß man's, daß Ihr mit einem professorische Herr hintereinander komme seid!“

Er grinste schadenfroh: „Natürlich, natürlich, gleich ist's da, das wunderhübsig Weibervolk! Geht aber nur nicht was an, mich und den Sepp, und Euch gar nix! Sepp!“ schrie er, den Kopf nach der Stallthüre wendend, schob sich neben der dicken Mitbewohnerin vorbei und trat in seine Stube. Die Frauen folgten ihm jedoch auf dem Fuß, und als das Mädchen behauptete: „Was den Sepp angeht, geht gerad' so gut mich an,“ schalt der Bauer sie einen frechen Spaz und wollte sie zur Thür hinauswerfen. „Eh au,“ legte sich die Alte in's Mittel, „müssen Ihr denn immer händle mit'nander? 's Cilli meint ja nur, daß uns der Sepp so lieb isch, wie ein Eigenes, und des könnt' Ihr dem Meideli doch nit in übel nehme!“

„Alles nehme“ ich der Krott übel,“ erklärte der Bauer und fuhr in gleichem Athem den höchst gelassen eintretenden Burschen an, warum er so lang auf sich warten lasse? Er nahm auf der Bank hinter dem Tisch Platz und legte die Arme übereinander, während Cilli vor Ungeduld fast verging.

„So seh' Dich doch!“ rief ihr die Mutter von der Ofenbank zu, „mir werde schon noch eine Weil' Geduld habe müsse.“ Sie kannte den Hausgenossen und wußte, daß es kein größeres Vergnügen für ihn gab, als die Leute zu foppen und sich wichtig zu machen. Er war ein hageres, von innerm Ehrgeiz verzehrtes Männlein, der es trotzdem in seinem Leben zu nichts gebracht hatte. Er suchte sich einigermaßen dadurch zu entschädigen, daß er wenigstens gegen die Mitbewohner des Hauses den Ueberlegenen hervortrat und sich bemühte, ihnen das Leben so sauer wie möglich zu machen.

Allein in Cilli war ihm allgemach ein kräftiger Widerpart erwachsen; sie wußte recht wohl, daß dem Mayer Fidel das Prahlen vor leeren Stühlen kein Vergnügen war. „Komm, Mutter,“ sagte sie, „mir gehe, mir brauche uns nit zum Narre halte lasse!“

„Hi, hi,“ höhnte der Bauer, „als wenn i nit wüßt, daß eber die Welt unterging, als daß Ihr die Stube verlieset, bevor Ihr nit g'hört, was ich weiß. Jo, jo, ich red', ich sag's, weil ich ein gutmüthiger Mann bin, und nit so einer, der 's Best' für sich h'alt; ganz 'was anders thätet Ihr verdiene, denn werth seid Ihr — nix, aber ich bin gerecht. Und so drum: wer kennt ihn nit zu Menzenschwand, wer hat nit schon hundert Mal vom hier geborenen Franz Xaver Winterhalter gehört? Mei Voder selig isch mengmal mit g'lauff, wenn der alt' Fidel Winterhalter mit seine Bube drübe im Berg Schwämme g'ucht hat. War geringer Leut' Kind, der Franz Xaver, und isch ein berühmter Mann worde, der nur noch an Firnistafel g'esse hat. Jo, jo, so geht's, so kann's über einmal gehe. — Zieh' Dich an, Sepp, mach' Dich fein, wir geh' in Adler, dort list der Herr Karlsruher Professor; er hat Deinen verzierte Holzrahme beim Bisp im Lade g'feh, und jetzt soll ich Dich bringe und wirsch sehe, eh' Du Dich's verliesch, da hoch's und biß berühmt, und sie hänge Dein Bild, auch wie 'm Franz Xaver feins, beim Bürgermeister in der Stube auf. So, Ihr Weibseut', jetzt habt Ihr's, und wenn Ihr dran ersicht, so kann mir's recht sein!“

„Eh au, eh au!“ rief die Bäuerin aus und schlug ihre dicken Hände ein übers andre Mal zusammen, „eh, das isch jetzt auch ein Glück, eh, isch's denn auch möglich, der Sepp ein Berühmter!“

Die Cilli sagte nichts; sie stand am Fenster und rieb mit ihrer Schürze die Scheibe blank.

Vater und Sohn verließen die Stube; kein Wunder, daß der Alte so vergnügt seiner Wege trippelte. Endlich kam's, endlich sollte er's erleben, der Sepp konnte ihn reich machen.

„'s erscht isch,“ zischelte er neben seiner Peitsche hervor, „wir kaufe den Hof, und die Lenze und 's Cilli, — 'naus, 'naus mit dem Weibervolk! Vielleicht heirath' ich wieder, vielleicht auch nit, denn 's müßt eine sein, reich, jung und schön. Jetzt leg' Dich an Lade, Sepp, und sei nit blöd und sag' dem Herr was Du kannsch, denn wenn Du unser Glück jetzt nit machst, wo's vor der Thür steht, hau ich Dich kurz und klein.“

Der Sepp schwieg, was von jeher seine Haupteigenschaftlichkeit war; schon in der Schule sah er immer aus, wie aus den Wolken gefallen, so oft eine Frage an ihn gestellt wurde, denn statt aufzusprechen, schüttelte er allerlei Männlein und Thierlein in den Schultersch und ließ nicht nach, so viele Strafen ihm auch diese Nebenbeschäftigung eintrug.

Er war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, sah aber mit seiner schwächlichen Gestalt und seinem schmalen Mädchengesicht wie achtzehnjährig aus. Der Militärdienst ward ihm erlassen, denn er litt an einer Schwäche in den Beinen, was ihm von der englischen Krankheit, die er als Kind gehabt, zurückgeblieben war. Solang er lebte, war er nicht aus seinen Heimatbergen hinausgekommen: ihn kümmerte es wenig, was draußen in der Welt geschah; er hätte nicht einmal gewußt, was der Nachbar trieb, wenn ihn Cilli nicht über die Ereignisse des Dorfes auf dem Laufenden gehalten hätte. Sie hatte das, was ihm zum Vorwärtskommen abging: Energie und Ehrgeiz.

Das Ereignis mit Sepp, und was sein Vater über dessen Zukunft gesagt, hatte denn auch ein lebhaft bewegtes Nachspiel. Die Frauen waren hinübergegangen in ihre eigene Wohnung, eine Stube, in der die peinlichste Sauberkeit, die schönste Ordnung herrschte; auf einem Tisch am Fenster stand ein Stuhldrahmen, sorgsam mit einem Tuch umhüllt.

Mutter Lenze hatte sich mit dem Ausdruck vollkommener Rathlosigkeit auf einem wackeligen Holzstuhl niedergelassen, und so, die Augenbrauen bis unter das Kopftuch gezogen, die Hände auf die Kniee gestützt, schaute sie ihre Cilli an, die dünn wie ein Gertlein vor ihr stand und unter heftigem Schluchzen erklärte, sie wolle auch berühmt werden, gerad' so berühmt, wie der Sepp, denn sie sei ihr Leben lang klüger gewesen als er, und ob das die Mutter nicht sagen müsse, daß er alleweil ein Daps gewesen sei?

„Eh au, freilich!“ gab die Bäuerin zu, „ein rechter Daps, aber gut z' habe, kein böß' Aederle isch in dem Bub,“ und g'schickt isch er auch, das isch g'wiß, recht g'schickt isch der Sepp.“

„So, und ich?“ schrie Cilli, „hab' ich nit, wie ich noch ganz klein war, allemal die schönste Strümpf' zur Ausstellung in

die Schul' bracht? Und meine Sitterstopfet, der Wascheftich und erscht mei Wuschtertuch! Hab' ich nit eine Belobung kriegt von der Frau Großherzoge? Und wenn sie erscht mei Goldstückerle sieht?“

Sie rih das Tuch von ihrem Rahmen und wies diesen energisch der Mutter hin.

„Eh au, freilich!“ rief die Bäuerin aus, indem sie die feinen Goldblättchen auf schwarzem Sammet vorsichtig mit dem Finger betastete, „aber gelt, 's Mischterle hat Dir der Sepp zeichnet?“

„Was isch ein Mischterle,“ fuhr Cilli auf, „ich könnt's gerad' so gut selber, wenn ich wollt! Mir hat d' Industrie-Lehrerin g'sagt, schöner wie ich thäten sie nit einmal in Karlsruhe im Kurs stide.“

„Jo, jo, d' Industrie-Lehrerin,“ seufzte die Alte, „die hat viele neue Mode zu uns 'rauf' bracht; wem wär's auch früher eing'falle, sich alleweil zu wasche und so viel d' Fenscher aufz'perrre? Wer hat auch g'lebt, und viele sind recht alt worde, die nie ein Lüstle in ihr Stube g'laube.“

Sie erhob sich und watschelte zum Kachelofen, auf dem ein großer Topf stand.

„Komm,“ sagte sie, „hol' 's Brod aus der Lade, mir wolle z' Abend esse.“

Sie schenkte den schon mit Milch gemischten Kaffee in zwei irdene Schüsseln, setzte sich nieder und ließ sich mit Behagen vier, fünf Schüsseln des schwärzlichen Getränkes schmecken.

Nicht so Cilli; sie stand am Fenster und lugte aus, wurde erst roth und dann blaß, als sie die beiden kommen sah, und fragte sich im stillen: Ob der wüsch Mayer Fidel an der Thür vorbei geht, oder nit?

Er kam herein, mit einem Gesicht wie ein Hahn, der zu krähen gedenkt, den Sepp nach sich ziehend, der unwillig folgte.

„Cilli, geh' hol' zwei Schüsseln!“ sagte die Lenze. „Ihr trinke doch ein bißle Kaffee?“

„Bewahr' mich Gott!“ schrie der Bauer, „trinkt die alt' Schnitzbrüh' selber! Unserins hat mit dem Herr Professor Braten gespeist, einen ausgezeichneten Braten, und er hat gesagt, ein Talent sei er, der Sepp, ein Talent, und er will ihn nach Karlsruhe in die Kunstgewerb-Schul' nehme; ich soll nach St. Blas' zum Landsvoder gehe und ihn bitte, daß er dem Sepp ein Stip — Stip —“

„So ho,“ höhnte die Cilli, „der Mayer Fidel weiß nix!“ Er erhob seinen Stock, aber die Cilli flüchtete sich hinter den breiten Tisch, an dem die Lenze noch immer saß und Kaffee trank und topfschüttelnd die Dinge geben ließ, wie sie gingen. Da schnitt der Mayer Fidel dem Mädchen eine Nase: „Berühmt werde mir aber doch, da beißt keine Maus den Fude ab, und wenn Dich der Zorn halb umbringt!“

„So weit find mir noch nit,“ meinte das Mädchen, „denn leicht könnt's sein, daß Ihr die Rechnung ohne den Wirth macht, und, und dann isch 's Lade an mir!“

„D!“ schrie Cilli, nachdem die Hausgenossen die Stube verlassen, „der schlecht' Mensch, der falsch, heimtückisch! Zur Thür 'naus g'hört er g'worje, und Ihr bleibt fixe, Mutter, und saget kein Wort und lasset ihn schimpfe und schelte und mich mit Verachtung behandle!“

„Weisch, Meideli, er isch einmal so; ein dürrer Ast treibt keine Blüthe, das kann man nit verlange; aber unterhaltlich isch er darum doch, und ich kann's oft nit erwarde, bis der Mayer Fidel herkommt, denn er weiß alleweil ebbes Ken's.“

Cilli seufzte, nahm ihr Strickzeug und ging damit hinter's Haus. Hier war ein schmaler, mit Diefen angelegter Platz unter dem weit vorstehenden Dach, das noch den friedlich plätschernden Brunnen deckte. Längs der Wand des Hauses war das zum Bearbeiten bestimmte Holz in schönen, gleichmäßigen Scheiten bis zum Dach aufgebaut.

Es dämmerte, der Sepp saß, in Betrachtung verloren, auf seiner Schnitzbank und pfiß vor sich hin. Der junge Mensch war wie eins mit dem Frieden rings umher, mit dieser anspruchslosen, Poesie-durchwobenen Abendlandschaft, deren Schönheit seine künstlerisch veranlagte Seele stets von neuem entzückte.

Als Cilli erschien, entfuhr ihm ein Seufzer; er wußte, jetzt kamen die Vorwürfe; denn sie, mit ihrem Eifer, das, was sie als recht erkannt, zu verteidigen und durchzusetzen, begriff den Jugendgefährten nicht, für den es nichts Schrecklicheres gab, als Händel, und der sich um des Friedens willen lieber alle möglichen Unterlassungssünden zu schulden kommen ließ. Aber Cilli blieb heute stumm; sie sah mit hydrothen Wangen da, strickte, wie befehen, darauf los und erwiderte in dem Burschen das unbefugliche Gefühl, daß ein Sturm im Anzug war. Schüchtern sah er nach ihr hin, räusperte sich und meinte: „Glaubstch, 's isch noch sonst wo auf der Welt so schön, wie bei uns?“

Cilli zuckte die Achseln, als sei ihr das ganz einerlei; im nächsten Augenblick jedoch knäute sie ihren Strickstrumpf wie einen Lumpen zusammen und warf dem Jugendgefährten einen zornglühenden Blick zu: „Und wenn Du dann so ein großer Herr bißst, wie dem Winterhalter sein Bild beim Bürgermeister, kommstch dann auch ersch wieder heim, wenn Du alt bißst?“

„Was denstch!“ der Bursche schüttelte heftig das Haupt, „ich will ja nur 's Annale lerne, so wie der Bisp die Holzware von Nürnberg kriegt; weisch, mit Farbe drauf; bei uns kann's feiner, und das mücht' ich lerne.“

„Und bißch dann ein Berühmter?“ erkundigte sich Cilli.

„'s wird nit so arg sein,“ meinte er.

Sie sprang auf: „Und bißch's, — bißch's, — jo, so wart' nur, dann sollsch auch 'was an mir erlebe!“

Was, davon hatte sie freilich selbst keine Ahnung, sie war sich nur des einen bewußt: der Sepp durfte ihr nicht über den Kopf wachsen und sein Vater, der Mayer Fidel, nicht recht behalten.

(Schluß folgt.)



Nachdruck verboten.

Londoner Briefe.

Von Henriette Jastrow in London.

IV. *)

Quer durch London.

Nies und jedes ist hier anders, als zu Hause im lieben Deutschland. Nicht nur, daß alles hier „links“ ist, daß, entgegen der uns gewohnten Drillregel, links ausgewichen wird, der Herr seine Dame links führt und Straßenschilder uns mahnend anweisen: „Keep to the left“. Nicht nur die uniformen Straßenreihen, ein Haus in jeder Straße genau wie das andere, bis auf das Muster des Gartengitters und der Fliesen vor der Thür des typischen „Ein-Familien-Hauses“, aus dessen Schornstein zehn oder zwölf Thonröhren in Parade aufragen, wie preußische Grenadiere. Uniform ist auch der dienstbare Geist des Hauses, in Kattun gekleidet vormittags, und in schwarzem Kleid mit weißer Schürze und Krage und Manschetten nachmittags, bei Mrs. Smith wie bei Mrs. Brown, und bei Mrs. Brown wie bei Mrs. Miller; denn es ist ein ehernes Sittengesetz, und nur das Häubchen, das untrennbar zu sein scheint von dem Kopf eines englischen Dienstmädchens, weist in Mrs. Brown's Hause vielleicht längere und breitere Bänder auf, als in Mrs. Miller's. Doch von dem allen hatte ich schon zu Hause etwas gehört. Auch daß die Leute englisch sprechen würden in England, hatte ich mir in meiner Weisheit schon gedacht, — aber alle, ohne Ausnahme, das schien mir übertrieben. Es sah ordentlich eigenförmig aus. Der Pferdebahn-Conducteur J. B., der sollte doch deutsch sprechen! Aber gerade der hatte es böse im Sinn. Vor ihm stand ich, wie das bekannte Thier vorm Berge, als er mir für meine erste Fahrt nach Westminster „tripp's“ abverlangte. Tripps? Ich glaubte doch, alle englischen Münzen zu kennen: guinea, sovereign, crown, shilling, sixpence, penny, ja sogar von einem halfpenny, der heh'n'i ausgesprochen wird, und von einem farthing hatte ich schon gehört. Aber „tripp's“, was mag das sein? Ich mußte an jene Kolon denken, die von ihrem Advocaten gefragt wurde: „Ja, liebe Frau, haben Sie sich denn Ihre Sache so leicht vorgestellt?“ „O nein“, antwortete sie, „hab' ich mir noch viel schlimmer vorgestellt, aber hab' ich gedacht, ich stell' mir nur so vor.“ Außerlich gefaßt, reichte ich jedoch einen shilling hin und bekam, nicht mit Trinkgeld erwartendem Zögern, wie daheim, — denn ein Trinkgeld ist dem hiesigen Conducteur unbekannt, — 9 pence wieder. Tripps war also 3 pence. Zu Hause, — d. h. im boarding house, — wurde die Lektion vervollständigt. Tripps heißt es eigentlich, nur wenn er es sehr eilig hat, macht der Conducteur tripps daraus. Und toppens ist 2 pence, und halfpenny-Fahrten (5 Pfennig) giebt es hier auch. Und keine Haltestellen, man winkt dem Kutscher freundschaftlich zu, ebenso wie beim Omnibus. Der letztere hält aber doch an einigen größeren Stationen, an denen die Conducteure unermüdlich zum Einsteigen einladen unter Aufzählung all ihrer Strecken. Aber ach, wer kann sie verstehen in dem Gewühle und Gewoge des Londoner Lebens? Und wer kann die Fahrstrecke erkennen unter all den Annoncen, die ein Londoner Omnibus vorführt? Es dauert Monate, bis man sich daran gewöhnt, daß nicht die große, auffallende Schrift, sondern ein bescheidener Streifen in der Mitte, oder wo sich sonst ein Pläzchen findet, die Strecke verräth. Aber der rettende Engel ist hier wieder, wie in allen Nöthen, der poliooman. „Nennen Sie sie nicht Schutzleute, nennen Sie sie Schutzengel“, hatte mir eine Dame in Berlin gesagt, und sie hatte recht. Ja, ich konnte es auch jener Dame nachfühlen, die, wie sie versicherte, dem Schutzmann am liebsten um den Hals fallen möchte, wenn er inmitten des bedrückenden Gewühles seine Arme ausbreitet (das Haltezeichen für die Wagen), als wollte er sagen: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid!“ Die „Müheligen“, Alte oder Gebrechliche, oder Kinder ohne Begleitung, saßt er an der Hand und geleitet sie sicher durch die Wogen des Verkehrs bis über den Damm. „Beladen“ aber sind hier alle, nämlich mit Leder-taschen. Namentlich für jeden Herrn scheint eine Ledertasche ein unentbehrliches Mitbestück zu sein, und vollends die „Citymen“ lämen sich ohne bag unvollständig vor. Mit dem Einkauf einer Ledertasche beginnt denn auch die Kaufbahn jedes jungen Menschen, der etwas Rechtes werden soll. Und mit dieser Tasche mischt er sich stolz unter jene schwarzberockte Schar, die — Cylinderhut, Blume im Knopfloch, kurze Pfeife im Mund, bag in der Hand und die Zeitung vor der Nase, — dem Fremden schon bei der Einfahrt in London des Morgens bei jedem Vororts-Bahnhof auffällt. Die Zeitung, der treue Begleiter in anpruchsvollem Format, wird festgehalten bis zum letzten Augenblick. Zeitunglesend wird auf den Zug gewartet, zeitunglesend wird eingestiegen, im Fahren der Zeitung nicht eine Minute entzogen, ja manch einer, „beschleicht er im Bahnhof des Zuges Lauf, noch am Bahnsteig nimmt er die Zeitung auf.“ Die meisten aber lassen den Streifen in die Ledertaschen verschwinden, die sich wie auf Commando auf-thun, kurz, bevor der Zug das Endziel, die City, erreicht.

Die City von London, dieses geheimnißvolle Ungeheuer! Mit ihrem Nebel, dem Schmutz, dem Lärm, den engen Straßen, dem Hasten und Drängen, und der Jagd nach dem Gold, von den einen gehaßt, und verehrt und angestaunt und bewundert von den anderen, mit ihrer unerlöschlichen Mannigfaltigkeit, den glänzenden Magazinen, den unzähligen Stätten mercantilen und industriellen Fleißes, dem überwältigenden Verkehr und der wahrhaft bewundernswürthen Sicherheit und Ordnung in diesem Wogen und Treiben hier, im Herzen des Welthandels. Die City, für die Jugend von geheimnißvoller Anziehungskraft, befeelt, wie ein Magnet. „Was willst du werden?“ fragt man den Knaben. „In die City gehen.“ antwortet er. Die City schließt so ziemlich alles in sich. Will er Arzt werden, so tritt er als Lernender in ein Hospital ein, als künftiger Jurist geht er als „junior clerk“ zu einem solicitor in der City, die pharmaceutische Carriere beginnt gewöhnlich in der City, die technische, niedere oder höhere Ausbildung wird mit Vorliebe hier gesucht, und last not least, wurzelt der Handel in der City. Aber was dort zu ergreifen, erscheint dem Knaben eine secundäre Frage gegenüber dem geheimnißvollen Ziel seines Strebens, in die City zu gehen. — Gehen wir auch einmal

in die City! Von Liverpool-Station durch die enge und verkehrreiche Straße London Wall, vorbei an dem Müll, das offen vor den Häusern steht, frei für Wind und „Naturforscher“, vorbei an Müllwagen, deren Ueberlast auf unseren Kleidern Zustucht sucht, aalartig sich durchwindend durch Menschen und Fahrzeuge aller Art, wohl achtend auf die rothen Fahnen, die hier und da auftauchen und in die Höhe gezogene Ware ankündigen, vorbei an Schaufenstern, in denen Frauen schütern und Männer schneiden, und an anderen, in denen kulinarische Genüsse nicht eben ersten Grades prasseln, — Kartoffeln, Würste, Zwiebeln, Fleisch werden im Schaufenster gebraten, — so gelangen wir in den etwas breiteren Verkehrsanal, Moorgate Street. Der feste Junge, der auf Kollschuhen wie der Blitz das Gewoge durchkreuzte, ist uns längst voraus. Aber auch wir kommen schließlich, denn zum Glück haben wir unsere Ellenbogen mitgebracht, zu dem Knotenpunkt des Verkehrs, nach dem Hauptgebäude, der Bank von England, kurz „bank“ genannt, in Wirklichkeit ein Platz, der von der Bank, der Börse, dem Mansionhouse und von acht einmündenden Straßen eingefaßt wird und scheinbar ein Gewirre darstellt, daß der Fremde vermeint, nimmer hindurchzufinden. Hier centralisirt sich der Verkehr der Weltstadt. Lange Reihen von Omnibussen an jeder Straßenecke, Lastwagen, die die Erzeugnisse der Industrie-reichen City von einem Ende zum anderen befördern, eine schier unendliche Menge von Fahrzeugen der verschiedensten Art, Damen im eleganten Landauer, Geschäftslente in Kutschen oder zweirädrigen Droschken (hansom), Bicycles, Handwagen, Lastarren, Gießwägelchen, dazwischen taucht, wie der Blitz, der „Ksphaltjunge“ auf, der sich mit Schippe und Besen in das Gewühl wagt, der „special messenger“, der das Haltezeichen des Schutzmanns nicht abwarten zu können meint, der Zeitungsmann, der geschickt seinen penny vom Deck des Omnibus aufhängt und dafür ebenso geschickt sein „Neustes“ nach oben befördert, eilige Citymen erfassen die Pferde beim Bügel und winden sich durch, — wie die bewegte See erscheint dieses Plutben menschlichen Betriebes. Werden wir wirklich heil hinüber kommen? Dicht an unseren Vordermann halten wir uns; die Statistik weist nur einen geringen Procentzahn von Doppelunfällen auf, das tröstet uns. Aber wir bereichern alle die Statistik nicht, oder wenigstens nur negativ. Dank der trefflichen Schulung der Polizei und der Kutscher und dem Hand-in-Hand-Gehen von Polizei und Publicum kommen wir alle sicher hinüber. Auch jene Frau mit ihrem baby im Kinderwagen, die den Anschlag etwas verpaßt hat, kreuzt ruhig das Gewoge, denn ein „stop, please!“ des Schutzmanns bringt für ihr baby alles wieder zum Stehen. Aber dort ein Blinder, ein Blinder ohne Führer in der City von London! Ist es möglich?

Er stößt mit seinem Stock auf das Pflaster, und jeder beist ihm, ihm Platz zu machen und den Weg zu weisen. Wie aber wird er über den Damm, durch das schier unendliche Gewoge kommen? Wir bleiben auf dem Injel-Berron stehen, um es zu beobachten. Aber schon hat uns das wachsame Auge eines Schutzengels erfaßt, eine kräftige Hand berührt uns, und wir hören die zu unserer Beruhigung gemeinten Worte: „I'll take you over, madam.“ Vorbei ist's mit unserer Beobachtung. „Fine day, madam, is n't it?“ Denn auch der Schutzmann fühlt sich, wie jeder Londoner, verpflichtet, über das Wetter zu sprechen, und so gelangen wir unter ebenso sicherem wie freundlichem Geleit nach Chopside, dem High-lifo der City. Alle Erzeugnisse der Welt sind hier ausgebreitet. Was Menschen produciren, im Lande und weit darüber hinaus, vom einsamen Dorf im Schwarzwald bis zu den Schänen Indiens, alles, was fleißige Hände und Maschinen von ungeahnter Vollkommenheit geschaffen, Gegenstände des täglichen Lebens und des raffiniertesten Luxus, sie haben sich hier ein Stelldichein gegeben. Glänzende Schaufenster geben uns eine Vorahnung dieser Herrlichkeiten, eines verlockender, als das andere, und eines effecthafter, als das andere. Hier eine Bicycle-fahrende Dame im Schaufenster, — fast möchte man die Bewegungen für menschliche halten, — eine Reclame für Fahrrad und Schneider. Und Reclame, die in ein unästhetisches Ungeheuer ausgeartet ist, überall, wohin man blickt. Auf allen Seiten des Omnibus, auf jeder Stufe zum Verdeck, auf den eingezäunten Laternenpfehlen, auf jedem Baugerüste, auf jeder freien Wand. Jedes Theaterstück wird mit bilderreicher, geschmackswidriger Reclame angepriesen, selbst eine Marcella Sembrich muß es sich gefallen lassen, von „sandwichmen“, d. h. Männern, hinten und vorn mit Reclame-Placaten versehen, durch die Straßen getragen zu werden. Doch blicken wir vor uns und hinter uns und neben uns! Welch seltsames Gewoge! Alle Dialekte des Inselreiches, alle Sprachen der Welt schwirren an unser Ohr, alle Moden und Geschmacksrichtungen sind vertreten. Ein altes Bäuerlein neben einer Dame mit Monocle, Jungen in kurzen Eton-Jackets, breiten weißen Kragen und Cylinder-Hut, bluecoats, das sind Knaben des Christospital, mit ihrer historischen Tracht: gelben Knie-strümpfen, blauen Faltenröcken und ohne Kopfbedeckung; hier ein Junge mit langer Zöpfelmütze, Herren in Sport-Anzügen, in schneeweißem Flanel oder in Streifen von allen Farben des Regenbogens, Matrosen, „Soldaten“ der Heilsarmee, eine Frau in Lumpen neben einer in rauschender Seide, Damen mit Spazierstöcken, ein Dandy nimmt auf offener Straße seine Puderquaste zur Hand, — kaum, daß es einer beachtet, nichts fällt hier auf! Zu beiden Seiten des Damms die tradesmen der City. „Penny each“ ist ihre Losung, alles Mögliche bieten sie uns an. Der eine ist offenbar ein Anhänger des Arbeitsteilungs-Systems, er hat sich mit ganzer Kraft Hemdenknöpfen, und zwar nur leinernen Hemdenknöpfen hingeegeben; sein Nachbar weicht schon merklich von dem Princip ab, indem er seinen Schnürsenkeln noch Cylinder-Bürsten zugefellt. Jener Mann, der Badepöppchen, Rasirmesser und eine Broschüre „die Rede von Monte Carlo“ verkauft, scheint die verschiedensten Register menschlicher Empfindungen berühren zu wollen, während sein Freund auf den Magen als Bundesgenossen rechnet und auf seinem Karren alle Herrlichkeiten eines „sweet shop“ darbietet. Wieder ein anderer scheint dem Grundfatz zu huldigen: „wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen“, denn sein Karren enthält alles, was nach seiner Meinung ein Herz sich nur wünschen könnte. In einer Nebenstraße gewahren wir einen Handel mit aufgespießten Fleischstücken „für Hunde“, wie der Mann ausruft. Wirklich nur für Hunde? Wir können uns angefaßt seiner Kundschaft dieses Argwohn nicht verschließen. Dazwischen Zeitungsmänner, die die neuesten Ausgaben auf uns losbrüllen (denn

unsere Morgenzeitung ist längst veraltet und von „Nacht-ausgaben“ überholt, deren erste elf Uhr vormittags erscheint), aufdringliche Blumenmädchen, Obstfrauen, costermongors mit ihrem Karren, sandwichmen, wir lassen sie alle hinter uns und münden in St. Paul's Church Yard ein. Wenn auch nur auf einige Minuten, gehen wir in die imposante St. Paul's Cathedral und lassen die Wunder der Baukunst und die weishevollte Stimmung auf uns wirken. Aber beim Austritt tönt es: „The smallest little bible in the whole old world, penny! Penny only!“ rings um die heilige Cathedral und bringt uns wieder auf weltliche Dinge zurück. — Noch beliebter ist es inzwischen geworden. Wahre Ströme von Menschen ergießen sich, gewisse Häuser scheinen fast gestürmt zu werden. Es ist ein Uhr, die City von London geht zum lunch. Da setzen sie sich dicht neben einander an eine luncheon bar, wo ihnen ihr chop oder steak am schnellsten servirt wird, oder sie verzehren es stehend an der bar, die lebendige Illustration dazu, daß der Mensch nicht lebt, um zu essen, sondern ist, um zu leben. Hier ist auch eines von den zwei deutschen Wörtern zu hören, die die Engländer nicht übersehen: Lagerbier (lager beer) und Kindergarten. Mit Lagerbier aber scheint sich das Trinkgeld hier eingeschmuggelt zu haben. Daß es nicht „gegeben“ wird, ist zwar wörtlich richtig, der penny wird auf dem Tisch zurückgelassen, und das auch in Localen, wo Trinkgelder ausdrücklich verboten sind. An der luncheon bar mittleren und besseren Grades wird nie ein weibliches Wesen erblickt, aber „up stairs“ nehmen die tausende von Frauen, die ständig oder vorübergehend in der City zu thun haben, ungenirt ihr lunch, ohne ängstliche Vermeidung einer männlichen Nachbarschaft, wie bei uns daheim. Hierüber, sowie über „das weibliche Wesen nach zehn Uhr abends“ unterhalten wir uns noch ein andermal. Heute gehen wir weiter, durch weitere Menschenmassen, Ludgate Hill, Fleet Street, zum Court of justice. Menschen mit Talaren und weißen Perücken begegnen uns, gilt es eine Wassertrabe? Nein, es sind Gerichtspersonen; das Recht wird hier zu Lande in weißen Perücken gesprochen, kein Richter wäre ohne diese denkbar. „Was? In Deutschland tragen die Richter keine weiße Perücke im Amte? Wie sonderbar!“ sagte neulich eine Dame. So blind macht der Jopf. Oder sollten wir auch einen haben, trotz Nicht-Perücke? . . .

An der Grenze zwischen E. C. (East City) und W. C. (West City) sind wir angelangt, die eigentliche City, E. C., liegt hinter uns. Hier ersteigen wir einen bus, wie der Engländer Omnibus abkürzt, und nehmen auf dem Deck Platz, denn die Deckplätze sind hier keineswegs dem weiblichen Geschlecht verschlossen, wie noch vor kurzem in Berlin. Wie war es doch mit dem Jopf? Hatten wir einen? . . . Wir also nehmen einen „top drive“. Nach dem eleganten Westen wollen wir wandern, nach dem berühmten Trafalgar Square, dem vornehmen Piccadilly, dem Hyde Park, der den Stempel der Weltstadt auf sich trägt und es sabelhaft erscheinen läßt, daß gegenüber, im Groon park, eine Herde Schafe weidet. Und von dort gehen wir auf anderem Wege zurück in die City und nach dem Ofen Londons, dem East End mit seinen shuns. Ober zieht der gestrenge Herr Redacteur seine Stirn in Falten und gebietet für heute: „Bis hierher und nicht weiter?“ Dann auf Wiedersehen das nächste Mal!

Nachdruck verboten.

Von feinsten Spizengarnen und echten Spizengarten.

Technische und kunstgeschichtliche Schilderungen von Carl Sticker in Zürich.

Hie kam es, daß die echten Brabanter und Alençon-Spizgen (Points d'Alençon) so hohen Verkaufswert erreichen und behaupten konnten, selbst in der Zeit, als die kunstfertigste Handarbeit noch ziemlich gering bezahlt wurde? So fragte den Verfasser dieser Zeilen einst eine hochgebildete Dame, die am russischen Kaiserhofe werthvollste und prächtigste Spizgen genügend kennen gelernt, sowie bei ihren Reisen in Frankreich und Belgien die Erzeugung derselben an berühmtesten Stätten beobachtet hatte.

„Weil schon das zur Verwendung gelangende Garn nicht mit gediegenem Golde aufgewogen werden konnte,“ lautete die Entgegnung. — Spizengarne und feine Spizgen werden selten ihrem wirklichen Werth entsprechend beurtheilt.

Der Weltruf der echten Brüsseler Alençon-Spize gründete sich nicht bloß auf die wundervolle Ausführung zartester Spizgenmuster, sondern auch auf die außerordentliche Güte und Feinheit des dabei verwendeten Zwirns. Die besten und theuersten Spizgenzwirne wurden aus Frankreich, namentlich aus der Gegend von Valenciennes bezogen. 1835 setzte Boucher in Tournai die erste Maschinenspinnerei Belgiens in Betrieb, wo man das Garn bedeutend feiner herzustellen gedachte, als das zarteste Handgespinnst. 1841 bestanden schon acht dergartige Unternehmungen in diesem Lande und ihre Einwirkung war auf den Preis des Spizgenmaterials schon recht bemerkbar. Dennoch behaupteten die feinsten Garne einen hohen Preisstand. Die Firma Cooreman stellte 1841 auf der Ausstellung seiner Spizgenarme zu Brüssel Spizgenzwirne zur Schau, deren Verkaufspreise per Unze (= 2 Loth oder ca. 32 g) von 6 Franken 34 Centimes bis auf 188 Franken 64 Centimes beziffert wurden. Am gleichen Ort und zu gleicher Zeit sah man jedoch von den Herren Paridant erheblich feinere und theurere Spizgenzwirne-Sorten ausgestellt. Die feinste Paridant'sche Garnart besaß auf das geringe Gewicht einer Unze eine Fadenlänge von 62,500 Fuß. Da dieser außerst feine Zwirn aber aus zwei gleich zarten Fäden doublirt war, betrug seine ursprüngliche Fadenlänge auf das geringe Gewicht einer Unze (= 32 g!) berechnet, eigentlich: 125,000 Fuß.

Ein Pfund dieses feinen Fadens würde also zwei Millionen Fuß oder annähernd 79 geographische Meilen Längenausdehnung aufgewiesen haben. Hier wurde der Verkaufspreis freilich auf 254 Franken für die Unze und somit auf die ansehnliche Summe von 4064 Franken für das damalige Pfund (32 Loth) angegeben.

1858 wurde feiner Brabanter Flach-Spizgen-Zwirn per Pfund durchschnittlich für 1900 holländische Gulden (annähernd 2755 Mark deutschen Geldes) verkauft. 1865 fand die Ver-

*) Vergl. Heft 12.

wendung von Zwirnen, die das Pfund 1000—10000 Franken kosteten, schon seltener statt.

Der oft gebürte Vergleich „sein wie Spinnweb“ ist trotz der oben angedeuteten Feinheit des Spigenfadens gerechtfertigt.

Selbst wenn wir außer Betracht lassen, daß ein einziger Spinnenfaden sich eigentlich aus einigen tausend Fäden zusammensetzt, können wir nachweisen, daß in dem Feinheitverhältniß zwischen feinstem Spigenfaden und Spinnfäden noch ganz gewaltige Unterschiede bestehen.

Beispielsweise erscheint uns der Faden der großen Kreuzspinne ziemlich stark, und doch ergeben erst neunzig solcher Fäden zusammengebrocht ein Geppinnst, das an Stärke dem dünnen Coconfaden des Seidenwurmes gleicht.

Auch in Hinsicht auf die Zeit der ersten Spigen-Anfertigung bestehen große Irrthümer. Sagen, die sich im Laufe der Zeit über die Einführung der Spigen-Fabrication in verschiedenen Gegenden bildeten und im Laufe der Zeit den Charakter glaubwürdiger Ueberlieferung annahmen, können mit kunstgeschichtlichen Gegenbeweisen widerlegt werden.

Die ersten wirklich feinen Spigen wurden in Venedig hergestellt. Das im Jahre 1558 erschienene Musterbuch venetianischer Nadelarbeiten, — neu aufgelegt in Berlin 1891, — gab zuerst sichere Kunde vom Beginn der Spigen-Fabrication. Gleichzeitig begann auch zuerst auf den Gemälden hervorragender venetianischer Meister bei Ausführung der Bildnisse vornehmer und vermöglicher Personen die Darstellung der Spigen an Festgewändern.

Der prunkliebende Karl der Kühne von Burgund, der in seiner Zeit den weitestgehenden Prachtaufwand in Europa entfaltete und kunstgewerbliche Erzeugnisse Flanderns aus dem Bereiche der Weberei, Stiderei und Seidenwirkerei selbst während der Feldzüge in seiner glänzenden Hofhaltung mit sich führte, besaß noch keine Brabanter Spigen, da solche damals noch nicht angefertigt wurden.

In der reichen Stegeseute bei Granson (1476) fanden die Schweizer wohl kostbare Geschmeide, Juwelen und Prunkgewänder aus schwersten Brocat- und Seidenstoffen neben werthvollen Linnenzengen, aber keinen Gegenstand, der Spigen schund irgend welcher Art aufwies hätte.

Mit dem oben erwähnten Musterbuche, sowie mit Gemälden und deren Nachbildungen in Kupferstichen bester Art also verbreitete sich die Vorliebe für Spigen in vornehmen, aufwandslustigen Gesellschaftskreisen. Im letzten Lebensjahre Königs Heinrich II. von Frankreich, der als Gemahl der Katharina von Medici im Jahre 1559 starb, wurden auch am französischen Königshofe Spigen eingeführt und dann auch hier auf den Bildnissen hoher Personen mit besonderer Sorgfalt dargestellt.

In den kunstgewerblich vorgeschrittenen Südtheilen der Niederlande waren zwar die technischen Vorbedingungen wegen der dort hochentwickelten Kunststiderei und Kunstweberei äußerst günstig für eine schnelle Einbürgerung und gedeihliche Entwicklung der Spigen-Fabrication, aber die Kriegswirren jener Zeit erschwerten die Einführung des neuen Industrie-Zweiges dort vorläufig in schlimmster Weise.

In Flandern und Brabant, wo später die Spigen-Fabrication sich zu den hervorragendsten Erwerbszweigen ausbildete, konnte daher die industrielle Erzeugung der Spigen nicht so frühzeitig und so umfangreich sich entwickeln, als man allgemein annimmt.

Auf keinem Bildniß der Niederländer des sechzehnten Jahrhunderts erblickt man Spigen. Auch die prächtigsten Kostümstücke des Abraham Bruin († 1581) zeigen noch keine Spur von Spigen schund. Dagegen erblickt man diesen Jherat der Wäsche und der Kleidungsstücke dann auf den Kostümstücken seines Sohnes, der im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts die Spigen schon als flandrische Kunstzeugnisse gern darstellte. Andere Meister der Kunst behandelten die Wiedergabe feinsten und schwierig darzustellender Spigen dann mit gleicher Liebe und Sorgfalt.

Daß Herzog Alba durch Verschleudung niederländischer Kunstgewerbetreibender die Einführung der Spigen-Fabrication in England veranlaßt habe, erweist sich als unrichtig. Es mag weniger eine wirklich ältere Ueberlieferung als vielmehr britische Berechnung bei dem Berühmtwerden der flandrischen und brabanter Spigen den Anlaß zu solcher Darlegung geboten haben.

Unrichtig ist auch jene Sage, die der deutschen Erfinderin, Barbara Uttmann, durch eine vertriebene Brabanterin die erste Anleitung im Spigenklöppeln geben läßt!

Es ist eine geschichtlich feststehende Thatsache, daß Barbara Uttmann mit der Erfindung des Spigenklöppelns im Jahre 1561 hervortrat, also wenige Jahre nach Veröffentlichung des Musterbuches venetianischer Nadelarbeiten, und mehrere Jahre vor dem Beginne der Schreckensherrschaft des Herzogs Alba in den Niederlanden.

Barbara Uttmann, geborene von Eterlein, war eine im 48. Lebensjahre stehende Frau, die einem großen Familienkreise vorstand und ein bedeutendes Hauswesen leitete in Annaberg im sächsischen Erzgebirge, als sie mit der Erfindung des Spigenklöppelns mit praktischer Anleitung und Unterweisung in diesem Fache einen neuen Industrie-Zweig hervorrief.

Sowohl ihr Vater, Heinrich von Eterlein, als auch ihr Watte, der reiche, hochangesehene Bergwerksbesitzer Christoph Uttmann in Annaberg, waren technisch erfahrene Männer, in deren Familienkreise industrielle Neuerungen dieser Zeit mit Vorliebe erörtert wurden. Die Eterleins hatten Verwandte in Nürnberg, hier herrschte ein reger Handelsverkehr mit Venedig, der sich vielfach nach Sachsen und Thüringen hinein verzweigte und in mancherlei Hinsicht neue Anregungen in diesen Landesgegenden gab.

Jedenfalls kann man annehmen, daß auch Barbara Uttmann durch das zuerst wirkliche Spigenmuster aufweisende Buch über venetianische Nadelarbeiten (1558) praktische Anregungen erhielt und dann beim Punktiren der Muster mit Nadeln auch die ersten Ideen für die eigenartige Ausführung des Spigenklöppelns faßte. Sieben Jahre nach der ersten öffentlichen Einführung des Klöppelns als häusliche Industrie in Annaberg erschien in Frankfurt a. M. (1568) ein Modell-Buch für Spigenklöppelei, dessen Herausgeber sich Nikolaus Bassens nannte.

Als Barbara Uttmann im Jahre 1575 das Zeitliche segnete, hatte ihre Erfindung schon weite Verbreitung und vielfach erweiterte Verwendung gefunden. Meister der Zeichenkunst

lieferten jetzt Entwürfe für neue, eigenartig und kunstvoll sich erweisende Muster.

Dem 1568, wie erwähnt, von Nikolaus Bassens zu Frankfurt a. M. herausgegebenen Modell-Buche für Spigenklöppelei, ging im Jahre 1567 in Venedig ein neues Werk voran, das den Titel führte: „Perfettioni, la vera, del disegno di vario sorti di rocami e di oncore punti a fogliamo punti tagliati, punti a fili o rimossi etc. etc. Venotia, 1567.“

1597 gab Hans Sibmacher ein „Neues Stid- und Spigen-Musterbuch“ heraus, das in neuerer Zeit vom I. I. österrreichischen Kunstgewerbe-Museum in Wien in facsimilirten Copien neu herausgegeben wurde, dem 1604 ein gleiches Werk nachfolgte, das 270 Jahre darauf, 1874, von Dr. J. Georgens in Berlin, neu aufgelegt wurde.

Sibmacher hatte zwei zeitgenössische Nebenbewerber: Jacques Toillet, ein Meister, der mit allen technischen Schwierigkeiten der Ausführung sich vertraut zeigte, ließ sein Musterbuch im Jahre 1598 erscheinen, das gleichfalls im Jahre 1891 in Berlin wieder veröffentlicht wurde.

Ferner ist noch Wilhelm Hoffmann in diesem Fache rühmend zu erwähnen. Sein „Neues Modellbuch“ vom Jahre 1604 wurde 1891 in Berlin neu herausgegeben; wogegen sein Spigen-Musterbuch, Ausgabe vom Jahre 1607, vom I. I. österrreichischen Kunstgewerbe-Museum in Wien, 1876 der Bergessenschaft entrückt und neu aufgelegt wurde.

Daß diese vor Jahrhunderten erfundenen „Neuen Modelle“ und „Neuen Muster“ in unserer anspruchsvollen und kunstgewerblich regiam vorschreitenden Zeit Beachtung und Anerkennung an maßgebenden Lehrstätten fanden, spricht für den Werth und für die Bedeutung ihrer künstlerischen Eigenart. — Wenn auch während des großen dreißigjährigen internationalen Krieges in Mitteleuropa mit dem allgemeinen Einlen des Wohlstandes die Vorliebe für Spigenaufwand erheblich geschwächt und beschränkt wurde, so gestaltete sich der Spigenaufwand wieder äußerst großartig im darauffolgenden Zeitalter, namentlich zur Zeit König Louis XIV., 1643—1715.

Die Herrentrachten überboten jetzt womöglich noch die reichste Damenkleidung. Man betradte nur die sogenannten „Repräsentations-Bildnisse“ aus damaliger Zeit, und man wird leicht erkennen können, daß die Spigen-Fabrication dabei bald wieder zu einem angesehenen und einträglichen Industrie-Zweige sich erheben mußte. Zu dieser Zeit konnten mit erheblicher Verbesserung und Vervollkommnung des erforderlichen Materials, wie auch der fertigen Erzeugnisse, in Flandern und Brabant Erfolge erzielt werden, die den Weltruf dortiger Fabrication begründeten und sichern konnten. Die von Nierewald angefertigten und im Jahre 1630 in meisterhaften Stichen von Dessf vervielfältigten Bildnisse des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und seiner Gemahlin, der englischen Königstochter Elisabeth Stuart, geben u. a. Kunde von dem Spigenaufwand der damaligen Zeit.

Die Modernisierungen der folgenden Epochen veranlaßten zwar Nidgänge in den Verkaufspreisen gewöhnlicher Spigenfabricate. Der Werth echter, alter Spigen bester Qualität blieb jedoch auffällig hoch gegenüber allen anderen ähnlich getarteten Erzeugnissen.

Im achtzehnten Jahrhundert, im Zeitalter der Poppes, verschwanden die Spigen mehr und mehr vor den aus derberen Stoffen angefertigten Prunkgewändern, werden aber dafür bei der Herrenwäsche dieser Zeit um so mehr als Aufputz verwendet. Mit feinsten Spigen besetzte Jabots (Busenstreifen) und Manichetten bilden nun ein Haupterforderniß festlicher Tracht.

Die große französische Staatsumwälzung am Ende des achtzehnten und die langandauernden einflussreichen Kriegsjahre im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts brachten eine Vereinfachung der Herrenkleidung und der Herrenwäsche, und von nun an blieben die Spigen der Damenwelt und den Kindern als aesthetisch berechtigter Schund überlassen.

Mögen auch Spigen und Spigen noch so sehr als kunstgewerbliche Leistung gefeiert werden, leider gewahrt man an den Erzeugungstätten zumeist wenig Erhebendes, und die Bezahlung der Arbeit läßt da gewöhnlich noch manches zu wünschen übrig. Anscheinend recht hoch bezahlt, in Wirklichkeit aber äußerst mühevoll und zeitraubend, bringt die mit einfacher Handarbeit verrichtete Spigenklöppelei doch nur mäßigen Ertrag.

Das Massenangebot derjenigen, die in abgelegenen Gegenden während der rauhen Jahreszeit im Spigenklöppeln einen Neben- oder vielmehr Erwerbshandwerk häuslicher Art erblickten, mußte die Arbeitslöhne schon zu einer Zeit recht erheblich herabdrücken, in der die Concurrenz der mit Maschinenbetrieb und mechanischen Erleichterungs- und Vervielfältigungs-Apparaten arbeitenden Groß-Industrie hier noch gar nicht bemerkbar werden konnte.

Im französischen Departement Calvados an der Nordküste der Normandie zählte man z. B. im Jahre 1852 wenigstens 50000 Spigenklöpplerinnen und Stiderrinnen auf Lill. Dieselben erzeugten per Jahr für acht Millionen Franken Waren, deren Rohstoffe auf höchstens 1600000 Franken Anschaffungspreis beziffert wurden. Es blieben ca. sechs Millionen Franken im günstigen Falle zur Entlohnung der Arbeitenden, wobei auf die Person für den Tag der Betrag von 75 Centimes (= 60 Pfennige) entfiel!

Hierbei kommt auch der Umstand in Betracht, daß die im genannten Landesheile bei dieser Arbeit Beschäftigten nur während sechs bis sieben Monaten derartigen Verdienst fanden, in der übrigen Zeit aber raueste und beschwerlichste Landarbeiten zu verrichten hatten.

Zimmer wird sich die Spigenklöppelei als eine Haus-Industrie zeigen, die nur einen äußerst bescheidenen Ertrag gewährt.

Im achtzehnten Jahrhundert, im Zeitalter der Poppes, verschwanden die Spigen mehr und mehr vor den aus derberen Stoffen angefertigten Prunkgewändern, werden aber dafür bei der Herrenwäsche dieser Zeit um so mehr als Aufputz verwendet. Mit feinsten Spigen besetzte Jabots (Busenstreifen) und Manichetten bilden nun ein Haupterforderniß festlicher Tracht.

Die große französische Staatsumwälzung am Ende des achtzehnten und die langandauernden einflussreichen Kriegsjahre im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts brachten eine Vereinfachung der Herrenkleidung und der Herrenwäsche, und von nun an blieben die Spigen der Damenwelt und den Kindern als aesthetisch berechtigter Schund überlassen.

Mögen auch Spigen und Spigen noch so sehr als kunstgewerbliche Leistung gefeiert werden, leider gewahrt man an den Erzeugungstätten zumeist wenig Erhebendes, und die Bezahlung der Arbeit läßt da gewöhnlich noch manches zu wünschen übrig. Anscheinend recht hoch bezahlt, in Wirklichkeit aber äußerst mühevoll und zeitraubend, bringt die mit einfacher Handarbeit verrichtete Spigenklöppelei doch nur mäßigen Ertrag.

Das Massenangebot derjenigen, die in abgelegenen Gegenden während der rauhen Jahreszeit im Spigenklöppeln einen Neben- oder vielmehr Erwerbshandwerk häuslicher Art erblickten, mußte die Arbeitslöhne schon zu einer Zeit recht erheblich herabdrücken, in der die Concurrenz der mit Maschinenbetrieb und mechanischen Erleichterungs- und Vervielfältigungs-Apparaten arbeitenden Groß-Industrie hier noch gar nicht bemerkbar werden konnte.

Im französischen Departement Calvados an der Nordküste der Normandie zählte man z. B. im Jahre 1852 wenigstens 50000 Spigenklöpplerinnen und Stiderrinnen auf Lill. Dieselben erzeugten per Jahr für acht Millionen Franken Waren, deren Rohstoffe auf höchstens 1600000 Franken Anschaffungspreis beziffert wurden. Es blieben ca. sechs Millionen Franken im günstigen Falle zur Entlohnung der Arbeitenden, wobei auf die Person für den Tag der Betrag von 75 Centimes (= 60 Pfennige) entfiel!

Hierbei kommt auch der Umstand in Betracht, daß die im genannten Landesheile bei dieser Arbeit Beschäftigten nur während sechs bis sieben Monaten derartigen Verdienst fanden, in der übrigen Zeit aber raueste und beschwerlichste Landarbeiten zu verrichten hatten.

Zimmer wird sich die Spigenklöppelei als eine Haus-Industrie zeigen, die nur einen äußerst bescheidenen Ertrag gewährt.

Rachdruck verboten.

Despernde Rumäninnen.

Zu dem Bilde von Dora Hg in Berlin. — Siehe Seite 161.

Jenes Behagen, das wir selbst empfinden, wenn wir nach fleißiger Arbeit und eine Pause der Ruhe gönnen dürfen, strömt uns aus dem Bilde von Dora Hg entgegen, ein Behagen, das nicht auf dem Vergnügen am Nichtsthum beruht, sondern in erster Linie dem Bewußtsein entspringt, seine Pflicht gethan und die Ruhepause verdient zu haben. Man ist keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß diese despernden Rumäninnen fleißige Arbeiterinnen sind, die in kurzem mit derselben Lust wieder zur Sichel greifen werden, mit der sie sich jetzt an Speise und Trant ergötzen. Dora Hg, deren künstlerische Eigenart von der kunstfertigen Königin von Rumänien besonders geschätzt wird, hat längere Zeit in Bukarest gelebt. Eine Frucht dieses Aufenthaltes ist auch unser Bild, das neben seinen malerischen Qualitäten zugleich beanspruchen darf, eine Charakter-Studie der Rumäninnen aus dem Volke zu sein.

Rachdruck verboten.

Der Aufgang zum Salomonischen Tempel.

Zu dem Bilde von G. Bauernfeld in München. — Siehe Seite 164.

Jerusalem, die heilige Stadt, in der alle christlichen Bekenntnisse ihre Gotteshäuser haben, ist auch den Muhammedanern eine geweihte Stätte. Auf der Spitze des Berges Morija, auf der König David den Altar zum Brandopfer errichtete, und Salomo den Tempel erbaute, erhebt sich heute die „Moschee Omar's“, nach dem Grade des Propheten in Mekka das erste Heiligthum der Muhammedaner. Christen und Juden gilt die Moschee Omar's noch heute als der Tempel Salomonis, und es ist in der That unzweifelhaft, daß der gewaltige Bau noch Bestandtheile des alten Tempels aufweist, trotz all der wechselnden Schicksale, die er erlebt hat. Von Rebusdinegar zerstört, ließen ihn die aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrenden Juden in neuer Pracht erstehen; zum zweiten Mal zerstört, baute ihn Herodes wieder auf. Unter Hadrian wurde er zum Jupiter-Tempel umgewandelt, dann fiel er ganz der Vernachlässigung anheim, bis der Kalif Omar ihn nach der Eroberung Palästina's zur Moschee bestimmte. Die Kreuzfahrer machten eine Kirche daraus und errichteten einen Marmor-Altar auf der Stelle, auf der einst David geopfert hatte, und Sultan Saladin endlich gab ihn wieder dem Dienste Allah's zurück. Eine große Trümmerstätte umgibt heute den Tempel Salomonis, in der dem Nicht-Muhammedaner der Eintritt erschwert ist. Pierre Loti giebt eine glänzende Schilderung des nicht eintheilichen, aber gewaltig wirkenden Baues in seinem Bude „Jerusalem“, das im Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin auch in deutscher Uebersetzung erschien; die feierliche Stimmung, in die der aus der Erde aufstehende Wunderbau den Dichter versetzte, spricht auch aus dem Bilde des Künstlers zu uns. v. S.



Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter dem Schlagwort hin.)

Für Geld (152). — Wir möchten in Beantwortung Ihrer Frage, ob es Damen wirklich zu verargen sei, wenn sie für Geld Handarbeiten anfertigen, um ihr Taschengeld zu vermehren, besonderen Rachdruck auf das Wort Taschengeld legen. Die öffentliche Meinung hat längst über diese Frage entschieden, dennoch scheint es nicht überflüssig zu sein, abermals auch an dieser Stelle an das Gewissen so mancher Dame zu appelliren. Selbstverständlich kann es keinem Menschen verbaht werden, seine Fähigkeiten nach freiem Ermessen für sich nutzbar zu machen, so lange die Grenze des Anstandes gewahrt bleibt; der Kernpunkt bleibt nur, genau zu bestimmen, wo diese Grenze liegt. Daß das Arbeiten für Geld an sich den Anstand nicht verlegt, bedarf wohl keiner Erörterung; das „heimlich Arbeiten“ beruht ganz und gar auf falscher Scham. Es kommt auf das „Wie“ an. Wenn ich eine Arbeit billiger liefere, als meine Concurrenten, so scheint das zunächst meine Sache zu sein; ihre Klagen, daß ich ihnen die Preise verberbe, brauchen mich nicht gleich zu beunruhigen. Auch was ich mit dem verdienten Geld mache, ob ich es zum notwendigen Unterhalt oder zur Befriedigung meiner Luxus-Bedürfnisse brauche, geht sie im Grunde nichts an. Dann aber kommt die Grenzlinie, sobald ich überzeugt sein muß, daß mein im Mißverhältniß zu dem Lieferungswerth der Ware stehendes Angebot derart schädigend für meine Concurrenten wirkt, daß sie der Auszagung durch ihre Arbeitsgeber preisgegeben werden, so muß mein Gewissen mir Halt gebieten, und dies um so energischer, je mehr es offenbar wird, daß meine Concurrenten ihr Gewerbe nicht wechseln können, und ihre Existenz absolut davon abhängt, daß der Lohn sich auf einer gewissen Höhe hält; vollends aber, wenn ich nur einen Luxus zu befriedigen wünsche, während sie nichts wollen, als den Hunger von ihrer Schwelle fernhalten. Und thatsächlich haben sich die Verhältnisse, um die es sich bei der Concurrenz der Damen mit armen Lohn-Arbeiterinnen in Aufertigung von Handarbeiten handelt, allmählich auf diese schroffe Weise angepipt. — Es ist nicht die sogenannte „Kaufmanns-Moral“, die wir Ihnen hier vorführen, aber die des anständigen Menschen, und daß der bessere Theil der Geschäftswelt bemüht ist, erstere immer mehr mit letzterer zu indentificiren, von der sie in der That sich nie unterscheiden sollte, beweist unter anderem das Wesen gegen den unlauteren Wettbewerb, das jetzt im deutschen Reiche in Kraft getreten ist. — Die Rügenwendung aus obigen Zeilen werden Sie selbst zu ziehen wissen. W. J.

Alta. — Ihre Lage ist nicht so traurig, wie Sie sie ansehen. Rechnen Sie unbesorgt auf die Verschwiegenheit aller Redaktionen, wenn Sie, wie Sie uns schreiben, Ihrem schon lange gehegten heißen Wunsch, sich schriftstellerisch zu bethätigen, nur unter Pseudonym und unter der Voraussetzung, daß Ihr Name garnicht bekannt wird, nachgeben können. Sollten Sie nicht nur den heißen Wunsch, sondern auch ein großes Talent für diese Art der Bethätigung mitbringen, dann werden Sie eher, als Sie jetzt für möglich halten, nichts mehr dagegen haben, wenn Ihr Name sehr bekannt wird.



Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 21, II.

Jährlich 24 Hefen. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin und Wien, 1. November 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M.

XXIII. Jahrg.

Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung.

Nach Modellen und Modenzeitungen.



Das vielverspottete, carikierte und dennoch unausrottbare „Gigerlthum“ der jungen Herren nun auch auf die Frauentracht übertragen zu sehen, das ist die neueste, unerfreuliche Errungenschaft der Modenrichtung, die die Anlehnung der weiblichen Promenaden-Toilette an die Männertracht befürwortet! Unsere Zeichnung ist aber nicht etwa der Ausfluß einer jeden Künstlerphantasie, sondern ähnliche Erscheinungen sind in den Straßen der Großstadt oder auf dem fashionablen Sportplatze leider nichts Ungewohntes. Ja, man sieht wohl noch höhere, schornsteinartig aufgebaute Hüfte, noch verunstaltendere Frisuren! Dem vornehmen Geschmack sind sie eine eindringliche Mahnung, die Erscheinungen der Mode sorgfältig zu studiren, um ihre Ausschüß zu vermeiden und nie jene feine Grenze zu überschreiten, die Eleganz und Chic von bedenklicher Pikanterie trennen.

Prüfung oblag, ließ u. a. von den Candidatinnen Obstände verschiedener Art beschneiden. Die neuen Kurse nahmen im October ihren Anfang. Die völlige Ausbildung umfaßt zwei Jahre; für Damen vom Lande und für solche, die sich nur aus Liebhaberei mit Gartenarbeit beschäftigen wollen, ist ein einjähriger Course eingerichtet.

Bei der Preisvertheilung der am 14. October geschlossenen Internationalen Ausstellung für Amateur-Photographie im neuen Reichstags-Gebäude erhielten von den weiblichen Ausstellern die silberne Medaille: Hildegard Lehner-Verlin, die bronzene Medaille: Marie Kumbt-Verlin und Alex. Grahl-Dresden.

In Schulte's „Salon“, der vom kunstliebenden Publicum vielbesuchten Stätte, sind in der diesjährigen Herbstausstellung neben anerkannten Meistern auch die Frauen würdig vertreten. Frau K. von Sievers-Berlin stellt ein fein nuancirtes Stillleben aus: Herbstblumen und -Frische in köstlicher Farbenpracht; C. Brauer bietet Chrysanthen und zwei treffliche Fruchtstücke; A. Kempf ist mit einem hübschen Stillleben (Weintrauben) erschienen. Lulu Beders-Deimold ist die Wiedergabe von leuchtendem Rohn trefflich gelungen, während allzu grelle Farben-Reserve der Stockrosen während wirken. Interessant sind drei Aquarelle mit Blumen-Motiven der R. Ludolf, sowie die Landschaften, vor allem das Wald-Interieur mit Weiber, von A. Schaar Schmidt. Vorzügliches leistete Minna Stodt-München in ihrem Thierbild: Wachtelhühnchen und Kagen, während Toni Juller's-Berlin Herrenbildniß, R. Zeiß's-Berlin Studien-Kopf und Rica Coppini's-Florenz „Zurouable“ Zeugniß von feiner Beobachtung und tüchtigem künstlerischen Können ablegen.

Frau Baurath Elise Wenzel-Hedmann, eine der drei mit dem Wilhelm-Orden ausgezeichneten Damen, deren Bildniß wir in dem Hest vom 1. Mai d. J. den Leserinnen mittheilen durften, läßt in Schöneberg, zwischen Grunewald und Barbarossa-Straße, ein neues geräumiges Heim für die unter dem Protectorat der Kaiserin Friedrich stehende Pehalozzi-Stiftung aufführen. Das Heim besteht aus einem mehrstöckigen Hauptgebäude inmitten einer größeren Gartenanlage und einem kleineren Nebenhaus, das die heul'sche Kochschule aufnehmen wird. Hier erhalten, wie bekannt, die heranwachsenden Töchter niederer Stände ihre wirtschaftliche Ausbildung.

Frau Elli Lehmann-Kalisch hat im Königl. Augustahospital ein Freizeithaus zur Pflege armer Musiker und Sänger männlichen oder weiblichen Geschlechtes gestiftet. Auch Lehrer oder Lehrerinnen der Musik sind eingeschlossen. Meldungen sind an die Stifterin selbst oder an das Präsidium der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger zu richten.

Ein seit kurzem hier erscheinendes Blatt „Die Radlerin“, Sportblatt der radfahrenden Damen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, spricht sich energisch gegen die Vertheiligung der Damen am Radwettbewerb aus und theilt u. a. auch mit, daß der Niederländische Radfahrerbund verbietet, Damen-Rennen auf seinen Bahnen zu veranstalten.

Am Sonntag, den 8. November, von 11—4 Uhr findet Potsdamerstr. 39, Gartenhaus III, von Seiten des Vereins der Künstlerinnen eine Ausstellung der Concurrnz-Arbeiten in Oel- und Aquarell-Farben ihrer Mitglieder statt.

Man verbrenne ein Küstchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Asche, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verbleicht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe.

Bei der Preisvertheilung der am 14. October geschlossenen Internationalen Ausstellung für Amateur-Photographie im neuen Reichstags-Gebäude erhielten von den weiblichen Ausstellern die silberne Medaille: Hildegard Lehner-Verlin, die bronzene Medaille: Marie Kumbt-Verlin und Alex. Grahl-Dresden.

In Schulte's „Salon“, der vom kunstliebenden Publicum vielbesuchten Stätte, sind in der diesjährigen Herbstausstellung neben anerkannten Meistern auch die Frauen würdig vertreten. Frau K. von Sievers-Berlin stellt ein fein nuancirtes Stillleben aus: Herbstblumen und -Frische in köstlicher Farbenpracht; C. Brauer bietet Chrysanthen und zwei treffliche Fruchtstücke; A. Kempf ist mit einem hübschen Stillleben (Weintrauben) erschienen. Lulu Beders-Deimold ist die Wiedergabe von leuchtendem Rohn trefflich gelungen, während allzu grelle Farben-Reserve der Stockrosen während wirken. Interessant sind drei Aquarelle mit Blumen-Motiven der R. Ludolf, sowie die Landschaften, vor allem das Wald-Interieur mit Weiber, von A. Schaar Schmidt. Vorzügliches leistete Minna Stodt-München in ihrem Thierbild: Wachtelhühnchen und Kagen, während Toni Juller's-Berlin Herrenbildniß, R. Zeiß's-Berlin Studien-Kopf und Rica Coppini's-Florenz „Zurouable“ Zeugniß von feiner Beobachtung und tüchtigem künstlerischen Können ablegen.

Frau Baurath Elise Wenzel-Hedmann, eine der drei mit dem Wilhelm-Orden ausgezeichneten Damen, deren Bildniß wir in dem Hest vom 1. Mai d. J. den Leserinnen mittheilen durften, läßt in Schöneberg, zwischen Grunewald und Barbarossa-Straße, ein neues geräumiges Heim für die unter dem Protectorat der Kaiserin Friedrich stehende Pehalozzi-Stiftung aufführen. Das Heim besteht aus einem mehrstöckigen Hauptgebäude inmitten einer größeren Gartenanlage und einem kleineren Nebenhaus, das die heul'sche Kochschule aufnehmen wird. Hier erhalten, wie bekannt, die heranwachsenden Töchter niederer Stände ihre wirtschaftliche Ausbildung.

Frau Elli Lehmann-Kalisch hat im Königl. Augustahospital ein Freizeithaus zur Pflege armer Musiker und Sänger männlichen oder weiblichen Geschlechtes gestiftet. Auch Lehrer oder Lehrerinnen der Musik sind eingeschlossen. Meldungen sind an die Stifterin selbst oder an das Präsidium der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger zu richten.

Ein seit kurzem hier erscheinendes Blatt „Die Radlerin“, Sportblatt der radfahrenden Damen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, spricht sich energisch gegen die Vertheiligung der Damen am Radwettbewerb aus und theilt u. a. auch mit, daß der Niederländische Radfahrerbund verbietet, Damen-Rennen auf seinen Bahnen zu veranstalten.

Am Sonntag, den 8. November, von 11—4 Uhr findet Potsdamerstr. 39, Gartenhaus III, von Seiten des Vereins der Künstlerinnen eine Ausstellung der Concurrnz-Arbeiten in Oel- und Aquarell-Farben ihrer Mitglieder statt.

Aus der Stamerwelt

Berlin. — An der von Fräulein Dr. Elvira Castner geleiteten Gartenbau-Schule in Friedenau-Berlin haben kürzlich sieben Damen ihre Prüfung abgelegt. Diese ergab, wie Professor L. Wittmack mittheilt, durchaus befriedigende Resultate, sowohl auf praktischem wie theoretischem Gebiete. Der Obergärtner Cornelius, dem die praktische

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Küstchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Asche, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verbleicht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spedig wird und bricht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter, wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Jedoch man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. — Die Seiden-Fabriken von G. Henneberg (R. u. S. Hofl.), Zürich senden gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefern einzelne Roden und ganze Stücke porto- und steuerfrei ins Gaus.

1100
Stille Laubsäge-, Schnitz-, Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand-Malerei- etc. etc. Vorlagen auf Papier und Holz. Preisocourante m. 1200 Illustr., auch üb. Werks. u. Mat. f. 80 Pf. Briefm.
Mey & Widmayer, München.

Friestuch
elegante Neuheit für Stickerinnen; vorzüglich zu Chaiselougedecken, Tischdecken, Parade-Bettdecken, Portieren u. s. w. empfiehlt in allen Breiten und neuen Farben
A. L. Neubart,
Spezialgeschäft für Flanelle und wollene Decken.
Berlin C. Gertraudenstraße 23.

Nur für Damen!
Wenn Sie Ihre Herbst-Einkäufe besorgen, vergessen Sie nicht, Muster meiner weltbekannten, vorzüglichen **Damentuche**, 6 m doppeltbr., von 7,80 an, kommen zu lassen. Muster gratis.
Aif. Walters Tuchversand, Worms a. Rh. 7.

Specialität: FRANZÖSISCHE GOBELINS.
TAPISSERIE und KUNSTHANDARBEITEN
BERLIN **F. W. ERNST SCHMIDT** FRIEDRICHST. 78.
STETS NEUHEITEN IN STILVOLLEN DESSINS VORRÄTHIG.
STILVOLLE SMYRNAARBEITEN.

Der Wahrheit die Ehre! Wichtig für Damen!
In verschiedenen Blättern wird ein patentirtes Verfahren zur Herstellung der Smyrna-Arbeiten, bestehend aus auf Canevas mit Zwirn genähter Wolle, als neue Methode derartig angepriesen, dass sich unterzeichnete Firma veranlasst sieht, Folgendes zu veröffentlichen:
Wie Fachblätter und Damen, die diese Methode kennen gelernt, solche beurtheilen:
Verschiedene Blätter brachten eine Mittheilung über eine Smyrna-Näharbeit, die angeblich auf dem Gebiete der Smyrna-Handarbeit eine vollständige Umwälzung herbeiführen sollte. Wir haben uns durch den Augenschein überzeugt, dass die dem neuen Verfahren zugeschriebenen Hauptvorteile in Wirklichkeit Nachteile sind und dass die Erfindung mit Smyrna-Handknüpfarbeit, genau genommen, gar nichts zu thun hat. Bei der Smyrna-Näharbeit wird nämlich der Wollfaden nicht mit dem Canevas verknüpft, sondern auf diesen mit Zwirn aufgenäht. Es ist selbstverständlich, dass hierdurch zunächst eine geringere Haltbarkeit entsteht. Zweitens ist das Bild, welches die Smyrna-Näharbeit ergibt, verglichen mit der alten Hand-Knüpfarbeit, ein verworrenes und verschwommenes, besonders aber erlangt die Smyrna-Näharbeit auch nicht annähernd dieselbe Festigkeit, welche die Handknüpferei ergibt. Wir hatten Gelegenheit, das alte und das neue Verfahren auf denselben Weisen nebeneinander zu sehen. Die alte Handarbeit war fest, unbeweglich und klar in der Zeichnung, während sich diese neue Arbeit nach allen Seiten hin ziehen liess und Falten warf, so dass sie für Teppiche wohl überhaupt nicht zu verwenden ist. Wie hier von einem Fortschritt die Rede sein kann, ist uns daher unerfindlich, und es scheint auch bei dieser neuen Erfindung wieder das so oft beklagte System maassgebend gewesen zu sein, dass die Billigkeit auf Kosten der Güte und Dauerhaftigkeit erzielt werden soll.
Mit dieser Mittheilung hofft sich den Dank vieler Damen zu erwerben:
das Versandtgeschäft für Material zu Meissner Smyrna-Knüpfarbeiten
F. Louis Beilich, Meissen, Smyrna-Teppich-Fabrik.
Prämiirt mit höchsten Preisen auf allen beschickten Ausstellungen.

Jacob Ravené Söhne
Berlin C, 2. Stralauerstr. 28/29
empfehlen:
Frische Ofen
für Dauerbrand in einfacher und eleganterer Ausstattung mit feinen bemalten Fliesen belegt.
Runde Germanen-Dauerbrand-Ofen
mit Ventilations-Chamotte-Cylinder.
Preisliste 100 125 150 200 350 Obmtr.
Schwarz 26. 30. 38. 41. 55 Mt.
Bernsteint 35. 40. 49. 53. 66 Mt.
Gade's Pat.-Kamin-Ofen * Selios * Junfer u. Kuh * Weidinger-Reg.-Hühnen-Ofen * Kohlenkasten * Ofenheerde u. dergl. in großer Auswahl.
Complete Wirthschafts-Einrichtungen * Wasch- u. Bringmaschinen * Wäschrocken * Heißschneide- u. Wurstschneidmaschinen * Special: Transportabtl. Kochmaschinen.
Pferdestall- u. Geschirrkammer-Einrichtungen.
Zuflr. Preislisten u. Anschläge kostenfrei.

Lederschmitt,
Metallätzern, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterrichts-Atelier Ausföhrung und Entwürfe im von Johanna Helfer, Berlin, W. Dölnstrasse 21.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Bülowstr. 81a.

Schlafe gut!
Schlafbede aus weichem, baumwoll. **Velour-Lama,** 140x190 groß, versehen wir für **2 Mark** in herrlichen neuen Mustern.
Versandhaus **Königsfeld & Co. Chemnitz i. S.**

Madrid. — Christine Nilsson, die „Schwedische Nachtigall“, hat bei der Decoration ihres reizenden Wohnsitzes originelle Ideen verwirklicht. Die Sängerin ließ nämlich ihr Schlafgemach mit den Noten aller Lieder und Partien, die sie in ihrer langen Künstler-Laufbahn mit größtem Erfolge gesungen, tapezieren, ihr Wohnzimmer dagegen mit den quittirten Speise-Rechnungen aus Hotels, die sie auf ihren Reisen im In- und Auslande besuchte.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die exclusive Eleganz des auf dem farbigen Velde, Pl. 1205, der großen Ausgabe dieses Heftes dargestellten Abend- und Wagenmantels wird durch die kleine Skizze noch besonders hervorgehoben.



Abendmantel mit Chinchilla-Besatz. Gegenüber zum farbigen Velde, Pl. 1205 (große Ausgabe).

Als letzte Neuheit auf dem Gebiete der Mäntel begegnen wir einem halblangen Paletot aus schwarzem Sammet, dem sich Kassetten-träger und Gürtel aus Jet-Pailletten nebst schwarzem Straußfeder-Besatz zur Garnitur gesellen. Es übertrifft zunächst, diese bis dahin fast ausschließlich dem Ball- und Gesellschaftsleide zugehörnde Ausstattung auch dem Mantel beigegeben zu sehen, — ebenso befremdet vielleicht der zwar graziose, doch etwas unnüch wirkende Vogenabschluss am Schoß des Paletot; letzterer bleibt indessen in seiner Gesamtwirkung durchaus vornehm, sobald man die capriciose Zusammenstellung als durchaus gelungen bezeichnen darf. Kleine Straußfeder-Spitzen, dicht übereinander gelegt, umranden den Stuart-Kragen, den Schleißen aus schwerem Repsbände im Nacken stützen. Die glatt anschließende Taille gewinnt Umfang durch den weiten, vor der Hand Feder-



Sammet-Paletot mit Kassettenträgern aus Jet

befestigten Keulenärmel; der angeschnittene Schoß erscheint vorn glatt anliegend, im Rücken dagegen, der Weite des Kleiderrodes angemessen, in drei tiefe Toffalten geordnet. Hüften aus feinem grünen Seidenstoff mit schwarzem Tüll und Federn garnirt. E. Sch.

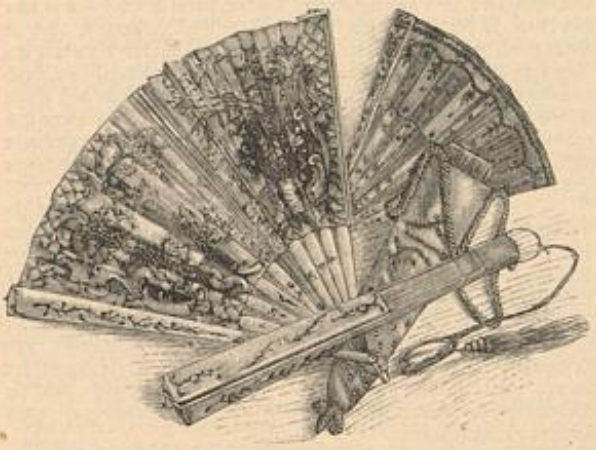


Konzert-Toilette mit Tablier.

Die flotte Skizze gilt einer sehr vornehm wirkenden Konzert-Toilette aus Chiné-Seide. In beiden Seiten von großen Straußfedern gehalten, treten die Falten des Kleiderrodes über das hoch-

moderne Tablier aus grüner Seide, jedoch dieses wie ein Unterkleid erscheint, ein Einbruch, der durch den schmalen, oben in Kassettenform geschnittenen Einfaß der Taille verstärkt wird. Den unteren Rand des Devants, sowie den oberen des glatten Stechkragens markirt wirksam ein Zobelstreifen. An der Taille fügen sich die Blusenanteile vorn leicht eingereicht einer Vasse an, während der Rücken bis zum Halsrand blusenartig bekleidet ist. Ein schmaler Gürtel mit Stoffschleifen best den Anfaß des zierlichen Serpentine-Schößchens, das erst auf der Hüfte beginnt. Die Innenseite des flotten Medicis-Kragens aus Chiné stattet sehr kleidsam eine weiße Krepp-Näse aus. Puffen aus gleichem Stoff und Spitzen-Rosetten bilden den Abschluß des breiten, vorn leicht auseinander tretenden Garnitur-Kragens aus cremefarbener, eingereicherter Spitze, dessen Laueränder faltige Krepp-Enden mit Spitzen-Rosetten besetzen. Dem mäßig weiten, leicht mit Gaze gestützten Keulenärmel liegt über weißer Atlas-Randschleife noch Epizengestalt auf. Für das Karet aus schwarzem Sammet mit gleichem hochragenden Federtuff bilden Bandeau und Rosetten aus Atlasband in der der Farbe der Chiné-Rüstung des Kleides die rechtsseitige Garnitur. A. K.

In der Theater-Loge, im Konzertsaal, in größerer Gesellschaft, überall gilt der Fächer als unentbehrliche Ergänzung einer eleganten Toilette, und wenn die Mode auch kostbare alte Erbstücke in jeder Form und Art gelten läßt, so schreibt sie mit Bezug auf die neueren Industrie-Erzeugnisse um so strengere Gesetze vor. Für die Grundform kommt fast immer Holz, Elfenbein und Schildpatt in Betracht, wie denn Federn, Spitzen und Gaze mit farbenprächtiger Malerei auch in dieser Saison für das Fächerblatt in erster Reihe Ver-



Fächer mit seitlichem Holzstücken. Fächer nebst Fächerstange mit Zitterbesatz.

wendung finden werden. Hochmodern jedoch ist augenblicklich für letzteres Verzierung durch Zitterbesatz, der auch dem Gefäß in unregelmäßigen Figuren oder graziosen Ranken und Mustern aufliegt.

Zum Schutz für den sehr zarten Grundstoff des Fächerblattes, Krepp oder Gaze, bedient man sich neuerdings fast stets der Fächerstange aus Atlas, in Farbe und Ausstattung mit der des Fächers selbst möglichst übereinstimmend. Starke Seidenschur dient zum Aufhängen der Tasche über den Arm.

Ganz neu und eigenartig erscheint ein gemalter Fächer, dessen gleichfalls mit Malerei gezierter helles Holzgestell seitlich zu einem vieredigen, der Länge nach dreieckig getheilten Köpfchens sich gestaltet. Geschlossen umhüllt es das Fächerblatt von allen Seiten; das unwillkürliche Öffnen verhindert eine Anhebelvorrichtung am oberen Ende des Fächerköpfchens.

Als weitere Neuheit nennen wir einen kleinen Theater-Fächer, dreitheilig zusammenlegbar, kaum 25 cm lang bei 18 cm Spannweite, dessen Zitter-besatzes schwarzes Holzgestell auch das Fächerblatt rings umgibt; der Fond des letzteren, schwarze Gaze, trägt zierliche Ranken und Schmälchen aus Stahlstücken. E. S.

Das vierblättrige Kleeblatt hat seinen Platz als Brosche, Broloque u. i. w. mit dem etwas exponirteren als Knopf der Hutnadel vertauscht; grüne Email auf Bronzegrund bildet das beliebteste Material für die niedliche Neuheit. E. S.

Paris. — Unter den ersten charakteristischen Neuheiten in den Theater-Logen erschien ein Hüßchen von capriciöser, überaus kleidsamer Form. Den ganz mit Jet-Stiderei bedeckten spitzen Kopf aus



Moderner Theater-Fächer mit Zitterbesatz.



Theater-Hut mit aufgeschlagenem Rand.

rother Sammet umgab eine breite, ringdum tief eingeschnittene Krempe aus leicht ins Köstliche spielendem grauen Filz. Seitwärts mit einem großen Federtuff zurüdgenommen und von Simili-Schnalle gehalten, ließ der Hutrand das wellige Haar ziemlich weit frei, während er sich dem Haarknoten dicht anschmiegte. Schwarzes schmales Sammetband begrenzte die Krempe und bildete, in Rosetten geordnet, die rüdfseitige Garnitur des aparten Hüßchens. — Man ist gewöhnt, der Straßenkleidung im großen und ganzen einen etwas weniger auffallenden Charakter zu verleihen, als ihn die dargestellte nach Belieben mit einem Cape zu ergänzende Promenaden- oder Visiten-Toilette trägt. Hier galt es jedoch, ein älteres Kleidungsstück zu modernisieren, und da macht man gern einige Zugeständnisse, solange man dem Resultat seiner Erfindungsgebe nicht das Beiwort „dürftig“ zu geben braucht. Robefarbenes Tuch für Rock und Kermel, etwas dunklerer Sammet und das Hauptbesatz-Material dieses Winters: Soutache-Stiderei auf heller Seide, wurden hier zu einem hübschen Kostüm verbunden, das



Promenaden- oder Visiten-Toilette. Taille mit Schleißenärmel. Gravate. Schulterhülle.

sicher nicht nur die Pariserin mit Grazie zu tragen vermag. Dem Vordertheil der jächenartigen Sammet-taille mit Jaltenschöß liegen zwei, unter dem tragenartigen Soutache-Besatz spitz in den Halsbund verlaufende breite Falten auf. Sammetpatten größerer Formate, in Verbindung mit Soutache-Stiderei, ergeben die Epaulette, kleinere die Abschluß-Garnitur des anschließenden Kermels. Gleichfalls aus Sammet bestehen Kragen und Vufenschleife, sowie die Schleißen auf dem modifirten Filzhütchen, das Chrysanthemem und Federbusch garnirt. Straß-Schnallen zieren die Schleißenknoten.

— Der den ganz engen Kermel in seiner Einfachheit, gegenüber dem bisher so reich ausgehatteten, nicht acceptiren will, der findet in dem Schleißen-Arrangement aus Sammet, wie unser Hüßchen zeigt, einen zwar bescheidenen, aber, — und dies ist die Hauptsache, — sehr kleidsamen Ersatz für die mangelnde Stoff-Hülle. Die im Rücken geschlossene glatte Taille, Gürtel und Kragen stattet man dazu gern mit Einfäßen oder Besatz in Soutache-Stiderei aus; der Rock bleibt unbefest.

— Aus der Zeit der Restauration stammt die dunkelseidene Gravate, welche die Pariserin jetzt wieder mit Vorliebe zum Chemisier mit Pattentragen trägt. Die kurzen spitzen Schleißen-Enden ziert in der Mitte eine Straß-Schnalle.

— Nicht immer reicht ein lustig flackerndes Kaminfeuer aus, um in noch nicht durchwärmten Räumen Behaglichkeit zu erzeugen. In der zierlichen Schulterhülle aus Spiegelstamm mit Spitzen-verzierterem Bolant begraben wir ein Toiletten-Stück, dessen sich an kalten Tagen auch die eleganteste Frau im Hause bedienen darf, ohne in ihrer Erscheinung an Chic einzubüßen. B. de G.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Glasätzung.

Unter den verschiedenen Kunsthandarbeiten, die sich in den Dienst des Hauses stellen und von geschickten Frauen zur Verschönerung des Heims, zur Ausschmückung der Gebrauchs-Gegenstände getrieben werden, verdient auch die Glasätzung einen Ehrenplatz. Mannigfach verwendbar und von eigenartig reizvoller Wirkung, ist die interessante Technik mit feinen großen Schwierigkeiten und Unkosten verknüpft. Auch ist die Furcht, welche vielleicht einige Damen hegen, daß die Arbeit einen langwierigen Reg-Proceß erfordere, wobei sich gesundheitsgefährliche Dämpfe entwickeln, völlig unbegründet; bei der neuen Jintha'schen Methode zählt das Regverfahren nur nach Sekunden, und die zur Verwendung kommende sogenannte Regtinte, eine weiße Flüssigkeit, ist bei verständigem Gebrauch ganz unschädlich. Etwa vor Jahresfrist hielt Herr Professor Jintha aus Varsalva über seine Technik im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin einen Vortrag, der, durch praktische Ausführungen

Schweizer Seide ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.

Direkter Verkauf an Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

erläutert, allseitiges Interesse erregte und wohl viele Hörer zu eigenen Versuchen veranlaßt haben mag; auf der letzten Weihnachtsmesse der Künstlerinnen fanden einige hübsche Arbeiten in Glasätzung, besonders zwei Spiegel von Fräulein Elise Adernann, ungetheilten Beifall.

Die erforderlichen Materialien, — je eine Flasche Resinöl und Asphaltlack, sowie eine Radirnadel, — sind von der Firma Hermann Höchstetter in München, Schillerstr. 8, zum Preise von 2,50 Mark zu beziehen. Da man nur sehr wenig von den Flüssigkeiten braucht, reichen sie für eine Anzahl hübscher Arbeiten aus. Die verschiedensten Gegenstände aus hellem oder farbigem Glas, — Trink- und Biergläser, Becher, Schalen, Krüsen, Dosen, Spiegel, Rahmen, — lassen sich in gefälliger Weise mit Monogrammen, Aufschriften, Wappen, Ornamenten, Blumenmustern, kurz Zeichnungen jeder Art versehen, die sich nach dem Kejen und nach dem stumpf vom glänzenden Grunde abheben. Das Arbeiten auf gebogenen Flächen erfordert jedoch einige Übung und große Sicherheit; deshalb ist es rathsam, einen ersten Versuch auf einer einfachen, geraden Glasplatte vorzunehmen. Nachdem diese oder der betreffende Gegenstand sorgfältig gereinigt ist, bestreicht man die zu ätzende Stelle mit einem Pinsel sehr dünn, aber gleichmäßig bedeckend mit einigen Tropfen Asphaltlack. Dieser Ueberzug muß an einem luftigen, nicht zu warmen Ort etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten trocknen; er darf sich nicht mehr klebrig anfühlen, aber auch nicht so hart werden, daß er beim Graviren abspriingt. Sollte man den Zeitpunkt veräumt haben, und sollte die Lackfläche zu fest und spröde geworden sein, so kann man sie leicht durch Ueberstreichen mit Terpentin weich machen und dann abermals trocknen lassen. Terpentin dient auch zum Verdünnen des Asphaltlacks, falls sich dieser nach langem Stehen in der Flasche sehr verdickt, ebenso zum Reinigen der Pinsel und zum Entfernen etwaiger Flecke.

Der Übung im Zeichnen und eine sichere Hand besitzt, ist vielleicht imhaupte, das betreffende Muster unmittelbar in den Grund zu graviren. Jeder spitze Gegenstand, eine Radirnadel, eine Ahle, ein Meißel oder ein Messer, kann hierzu verwendet werden. Man wählt das Werkzeug, je nachdem die Linien stärker oder feiner ausfallen sollen; immer aber ist darauf zu achten, daß der Lack ganz beseitigt wird und keine Spur zurückbleibt, und daß auch die zartesten Linien klar und durchsichtig erscheinen. In den meisten Fällen wird es wünschenswerth sein, die zu gravirende Zeichnung sorgfältig und genau auf die trockene Lackfläche zu übertragen; dies kann auf verschiedene Weise geschehen, am besten mit einem durchsichtigen Papier und weißer, pulverisirter Kreide. Wenn beim Ausstrichen anfänglich noch einige Fehler vorkommen sollten, so läßt sich der Schaden leicht bessern; man braucht nur den mißlungenen Theil ganz dünn mit Lack zu überziehen und nach dem Trocknen nochmals zu bearbeiten. In schließlich die Zeichnung nach Wunsch ausgefallen, so überstreicht man sie mehrere Male mit angefeuchtetem Finger, damit die fortgenommenen Lacktheile auch völlig entfernt werden und nirgends mehr die andrirteten Stellen zu sehen.

Nun folgt der sehr einfache Aetz-Proceß, welcher kaum länger als dreißig Sekunden dauern darf und am besten in der Nähe der Wasserleitung vorzunehmen ist. Nachdem man die Guttapercha-Flasche gut geschüttelt hat, taucht man einen diesem Zweck dienenden Pinsel in die Resinöl- und überstreicht hiermit schnell und gleichmäßig die Zeichnung. Keine Linie darf übergangen werden, wovon man sich leicht überzeugt, wenn man das Glas gegen das Licht hält. Sobald die Resinölflüssigkeit eine halbe, höchstens eine ganze Minute auf die Radirung gewirkt hat, wäscht man die Linie unter einem Wasserstrahl völlig ab und trocknet dann das Glas mit einem Tuche gut nach. Die Guttapercha-Flasche muß nach Gebrauch sofort verschlossen und der Pinsel mit Wasser gereinigt werden. Wie bei jedem Reagentium, ist auch bei dieser milchfarbenen Linte Vorsicht geboten, da die Flüssigkeit auf der Haut Jucken erregt, das aber bald nach Anwendung von Seife und Soda verschwindet. Von dem geätzten Gegenstand wird nun der Lack mit einem Messer leicht fortgenommen, dann beseitigt man die letzten

Spuren durch einen mit Terpentin befeuchteten Lappen. Nach nochmaliger Reinigung erscheint die Zeichnung in ihrer ganzen Schönheit und Feinheit. Bei einem grasgrünen, reichen Arabesken-Muster kommt jede Linie, jedes Bändchen, jeder Fierat zu gefälliger Wirkung, und die mattschimmernde, silberfarbene Zeichnung auf glänzendem Grunde bleibt ein dauernder Schmuck des Glases, so lange das zerbrechliche Material selber hält. Die Arbeit ist namentlich auf Spiegelglas von hohem Reiz; eine geschulte Hand vermag ähnliche Wirkungen zu erzielen, wie sie die alten geschliffenen Spiegel zeigen, mit ihrer eigenartig feinen, gemusterten Spiegelumrahmung.

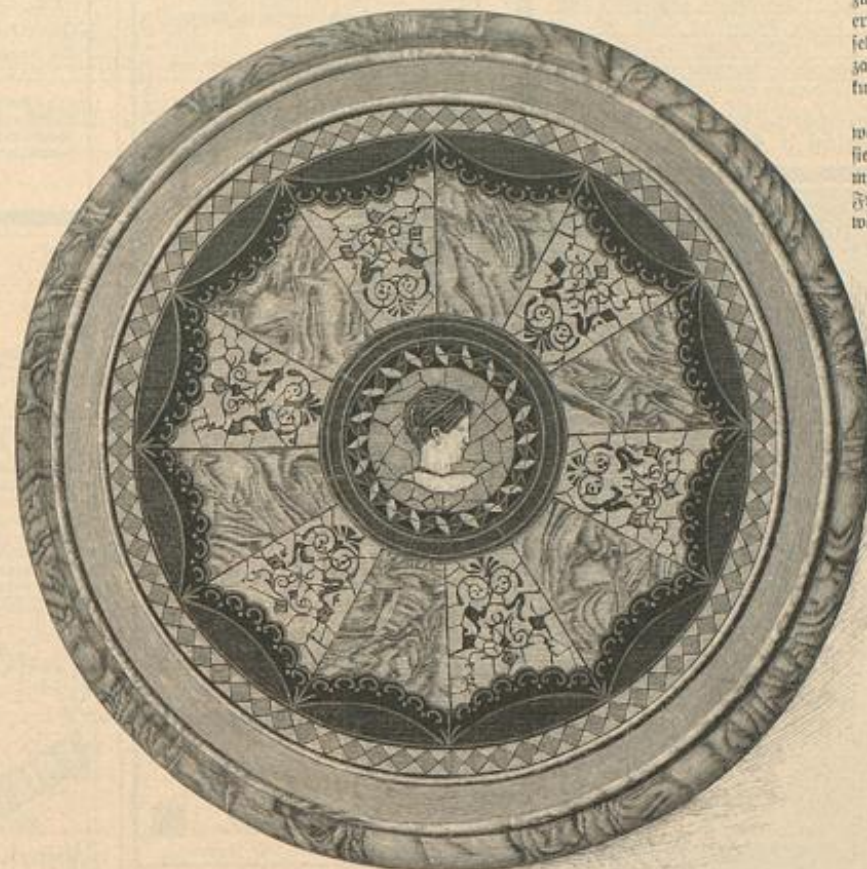
Häufig wünscht man den Eindruck der geätzten Zeichnung auf weißem und besonders auf farbigem Glase noch durch Vergoldung zu erhöhen. Das Verfahren ist sehr einfach. Man braucht nur das etwas erwärmte Glas mit gelbem Wachs zu überstreichen und das Bronze-

wird. Statt des einfachen Wachses ist eine besonders zubereitete Masse als Untergrund erforderlich. Man kocht zwanzig Theile feines Leinöl, giebt zwölf Theile pulverisirtes Colophonium und zwanzig Theile Wachs hinzu und verrührt alles gut mit einander. Hierauf fügt man zur Verdünnung Terpentin bei, setzt die Masse durch und mischt noch zwei Theile Weiniß hinzu. Die so präparirte Masse reibt man gut in die geätzte Zeichnung hinein und trägt auf diesen Untergrund das edle Gold auf, wobei man sich einer Nadel oder Ahle bedient. Soll die Vergoldung recht zur Geltung kommen, so muß man eine reich schraffierte Vorlage wählen, damit die Striche dicht an einander stehen.

Eine Aetzung auf hellem Glase läßt sich auch durch farbige Tönung wirkungsvoller gestalten. Zu diesem Zwecke finden meist trockene Anilin-Farben Verwendung. Die geätzte Zeichnung wird mit Terpentin angefeuchtet, ebenso ein Korb, mit welchem man die Farben einreibt, und zwar mehrfach, bis die Tönung recht kräftig erscheint. Auf Spiegelglas kann man auch sehr verdünnte Lackfarbe mit dem Pinsel zart auftragen, wodurch eigenartige Wirkungen erzielt werden können.

Durch die mancherlei Variationen, welche die hübsche Technik bietet, gewinnt sie stets neues Interesse; je mehr man sich mit dem Glasätzen beschäftigt, umso mehr Freude und Anregung wird die Arbeit gewähren, und um so schöner und reizvoller werden die Erfolge sein, die man erzielt. O. Kilmann.

Die Tischplatte aus Marmor zeigt die eingelegte Mittelfläche von 27 cm Durchmesser aus farbiger Mosaik zusammengesetzt, eine Technik, die unter „Handarbeiten“ in dem Heft vom 1. 95 gelehrt worden ist. Ein Kopf auf blauem Grunde nimmt die Mitte ein, umgeben von einem Rahmen aus schwarz-weiß-roth-grünen Steinen, den ein gelbbrauner glatter Streifen von dem großstrahligen Sterne trennt. Die einzelnen Felder erscheinen abwechselnd aus grün-weiß geaderten Marmorflächen und aus weißen mit schwarzen Linear-Verzierungen und bunten Blüten. Wirkungsvollen Abschluß erhalten die Sternfelder durch einen gelbbraunen, gemusterten Bogenrand und glatte grüne Ovale, die ein Randstreifen aus weißen Dreiecken und blauen Quadraten begrenzt. Die Tischplatte selbst, — 35 cm Durchmesser bei 2 1/2 cm Stärke, — ist bräunlich-grün gehalten; sie darf nur einem festen eisernen Fuß aufgelegt werden.



Tischplatte mit Mosaik-Einlage.

pulver, — nach Belieben Gold- oder andersfarbige Bronze, — mit einem Tuche oder einem Wattenballen trocken einzureiben. Freilich ist diese Art der Vergoldung nicht allzu dauerhaft, doch für manche Decorations-Stücke ganz ausreichend; auch läßt sie sich jederzeit ohne viel Mühe und Kosten erneuern. Etwas schwieriger ist die Herstellung einer echten Vergoldung ohne Einbrennen, die trotzdem bleibend vorhält und weder durch heißes Wasser, noch durch Säuren angegriffen

Verlagsquellen: Abendmantel: H. Holt, W. Jägerstr. 23. — Fächer: G. Sauerwald, W. Leipzigerstr. 20. — Material zur Glasätzung: Hermann Höchstetter, München, Schillerstr. 8. — Tischplatte mit Mosaik-Einlage: Fräulein Bertha Lehner, Leipzig, Hofstr. 35. — Material für Mosaik-Arbeiten: Schumacher, Elsestraße am Gatz, und Holzschimperle für Frauen, W. Leipzigerstr. 30.

Braut-Seidenstoffe

weisse, sowie schwarze und farbige jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Muster franco. Doppelt. Briefporto nach der Schweiz.

Adolt Grieder & Co., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten.

J. W. Sältzer Hannover
empfiehlt nachstehende

Kleiderstoffe
als aussergewöhnlich billig.

7 Meter reinw. Cheviot
eleganter Costumestoff, vorräthig in marine, grün, bordeaux tabac, braun, schwarz
das Kleid 4.20, 5.25, 5.95, 7 u. 8.75 Mk.

7 Meter Damentuch
gute Qualitäten, vorräthig in marine, grün, bordeaux, braun, tabac, olive, grau, schwarz
das Kleid 3.50, 5.25, 5.95 u. 7 Mk.

7 Meter Loden
vorzüglihe Kleider-Waare in grauen u. braunen Melangen, das Kleid 5.25 Mk.

7 Meter reinw. Damentuch
elegante solide Qualität, alle Farben
das Kleid 12.25 Mk.

7 Meter Woll dick (Halblama)
schwere Winterwaare für Haus- u. Schul-Kleider, d. Kleid 2.45, 3.15, 4.20 u. 5.60 Mk.

5 Meter grau u. schwarz Futtercöper
der Coupon 1.20, 1.40, 1.60, 1.80, 2.10 und 2.25 Mk.

In Saison-Neuheiten
bringe ich ca. 600 neue Muster von 60 Pf. bis 6 Mark pr. Meter.
Proben und Aufträge von 15 Mark an frei.

Stollwerck's
Chocolade & Cacao
anerkannt vorzüglich!



Damen-Mäntel-Specialhaus

Grösstes Lager vom einfachsten Mittelgenre bis zum elegantesten Genre.

Jägerstr. 27 BERLIN

HAIN & KRÜGER

Strassen- und Reise-Costumes.
Anfertigung nach Maass.

Gegründet 1856

Ansichtssendungen — bereitwilligst.

Baby-Bazar, M. Wolff
Berlin W., Leipzigerstr. 115.
Vollständige Baby-Ausstattungen.

Auswahlsendungen in Mänteln, Kleidern, Hüten etc. für Kinder bis 3 Jahre.

Neu! Vorgezeichnete Baby-Confection.

Gegenstände für **Brand-, Herbschnitt- und Gobelin-Malerei.**

Brennapparate.

Mehr. Preisliste gegen 50 Pf. in Betreffmt. Bei Bestellung von 6.— Mk. an wird der Betrag zurückvergütet.

Gustav Störig, Braunschweig.

In Max Hesse's Verlag in Leipzig, Eisenburgerstraße 4, ist erschienen:

Katechismus

des

guten Tones und der feinen Sitte

von Konstanze von Francken.

6. Auflage. Preis eleg. gebunden 2.50 Mk.

„Es will viel sagen, wenn man anerkennen muß, daß dieser Ratgeber des guten Tones der leichtste, geschmackvollste, in Kürze und Klarheit mündlichste ist, der neuerdings erschienen.“ (Neues Blatt 1896, Nr. 26.)

„Wäre dieses vortreffliche Buch nicht nur in der Hand eines jeden jungen Mädchens, sondern auch jeden jungen Mannes zu finden sein. Es ist ein vorzügliches Werkchen, würdig, die größte Verbreitung zu finden.“

„Es äußerte sich eine hochgestellte Persönlichkeit, der das Buch vorgelesen. Der Preis ist außerordentlich billig. Ausstattung vorzüglich.“

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von
Max Hesse's Verlag in Leipzig.

Die ROMANWELT.

Herausgeber:
Otto Neumann-Hofer und
Felix Heinemann.

Program:

Männertreu von Paul Hayss.	Das Hoffräulein von Ernst von Wolzogen.
Rheinlandlächter von C. Viebig.	Der Kaiser von Europa (n. d. Engl. d. F. A. Fawkes) von Bertha von Suttner.
Ein Roman (Titel noch nicht bestimmt) von A. Baron v. Roberts.	Mein Marstall von Viktor Blüthgen.
Ein Stimmungsbild von Gabriele Reuter.	Ninon von Ferd. von Saar.
Vom Lopätz von Rich. Bredenbrücker.	Sonnenuntergang am Tegeler See von Heinrich Seidel.

Ausserdem sind wieder Beiträge zugesagt von: Ernst v. Wildenbruch, Herrn. Sudermann, Ludo. Palda, Otto Erich Hartleben, Rudolf Stratz u. a.

Preis pro Quartal (13 Hefte) Mk. 3.75.

Probennummern gratis durch alle Buchhandlungen.

Einladung zum Abonnement auf die



MÜNCHENER ILLUSTRIRTE WOCHENSCHRIFT FÜR KUNST UND LEBEN.

Herausgeber:
GEORG HIRTH.

Redaktion:
FR. v. OSTINI.

Quartalpreis 3 Mark.
Die Nummer 30 Pfg.

Jede Nummer mit neuem farbigen Titelbild. Durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsagenturen zu beziehen. Zu finden in allen Hotels, Restaurants, Cafe's, Lesezirkeln und auf allen Bahnhöfen. Derzeitige Verbreitung über 32,000. — Probenummern kostenfrei.

G. HIRTH'S Kunstverlag in München.

Soeben ist erschienen:

Schillers Frauengestalten

VON
Julius Burggraf.

31 1/2 Bogen in feinsten Ausstattung.
Preis geb. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbriem M. 7.—.

Ein Seitenstück zu Goethes' Goethe und Schillers' Goethe! Dieses Buch erhebt den Anspruch, eine populäre Darstellung zu sein, die aber nicht länglich belästigt wiederholt, sondern nach vielen Richtungen hin neue Auffassungen und Beurteilungen bringt. Es ist warm und frisch geschrieben, durchdringt vom Geiste Schiller'scher Ideale, eine gebaltvolle Arbeit, die einen nicht so leicht an verdrängenden Plätzen in der Schillerliteratur einnehmen wird. Hochinteressante Beiträge für jeden Gebildeten, namentlich auch für unsere Frauenwelt. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag von
Carl Krabbe in Stuttgart.

Vornehmste Familien-Zeitschrift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Univerſum

Illustrirte Familien-Zeitschrift.

Leipzig
Philipp Reclam jun.

Alle 14 Tage ein Heft à 60 Pfennig.
Postabonnement vierteljährlich M. 3.90.

Speßartmühe

patent-antisch gezeichnet.



Zehn-Mark.

Für Winteraktion! Reines Gesehaar (Leporia) feine Wolle! Seidenwolle. Für Sport, Jagd, Bromenade etc. Für Damen u. Herren naturgrau, oliv, modl.; braun; marine; schwarz 6 W. Garn. Damenmühe mit Seidenband, Stiefleder, Spielbahn, Kronreiter 8, 10, 11 W. Kopfweite erwünscht. Durch Wichmann in Blasewitz 1/2.

Am Reich S. W. Nach Gesehaar 20. Juli 96. Ihre Kopfbedeckung auf „Seidenwolle“ habe ich 6. W. dem Kaiser gezeigt und hat sich die höchste Beweise sehr anerkennend darüber ausgesprochen. Graf Philipp in Calenberg (eigenh.) Kaiserlicher Beihalter.

Preisdruck 27. Dez. 1896.

Ich danke Ihnen verbindlich für die mir freundlich überlassene „Speßartmühe“, welche ich gern in Gebrauch nehmen werde. (Eigenhändig.) von Bismarck.

Ihre Leporinmühe gefällt mir sehr gut u. gefällt mir noch besser u. u. Stephan, Staatsminister, Chef der Reichspostämter.

Ihre Leporinmühe sind bequem u. angenehm. von Wilhelm, Major à la suite, Courcouronnes.

Jede sparsame Hausfrau

sammle die im Haushalt abgängigen **alten Wollschachen** und sende dieselben zur Umarbeitung in waschechte, haltbare und geschmackvolle **Reidertöffe**.

Unterrock- und Knagelstücke, Koden etc. an die Mechanische Spinnerei u. Weberei von **Siebrecht & Schoppe, Einbeck.** Mustercollection senden sofort franco.

Artisella.

Bei reich. in allen Ländern. Beste und **Stidseide.**

Erdtlich in allen besseren Tapisseregeschäften; durch Unterzeichnete jedoch nur an Webereiverkäufer.

Becker & Hotop, Cassel.



H. Sackhoff & Sohn, Berlin 146 SW., Zimmerstraße 79. Spezialfabrik f. geruchl. transp. Zimmer-Closets (schon von 9 Mt. an. Patentirt, prämiirt. F. Famil. u. Krankenzimmer. Preislisten gratis u. frei. Wiederholte Ref. für E. W. Wilhelm II.

Sind es Fettflecke? Garyflecke?—Zintenflecke?—Delfarbenflecke?

Das ist einelei, **Foraxolin**, das wunderbar herrliche Foraxolin entfernt alle diese Flecke u. überträgt die Sicherheit, ohne Stoff oder Farbe anzugreifen. — Foraxolin ist für 35 u. 60 Pf. in allen Galanterie-, Parfümerie-, Droguenhandlungen u. Apotheken käuflich. Ein gros-Lager: Joh. Grolsch in Brunn.

Wir empfehlen auf wärmste, als ebenso hübsches wie preiswertes Weihnachtsgeschenk die von Ihrer Durchl. der Fürstin Elisabeth v. Lippe Detmold h. wohlthät. Zwecke gemalten **Spruchkarten** mit Bildern der Thüringer Flora. Zu bez. d. Verlagsanstalt Frauenwerd, Dresden N., Melanchthonstrasse 10. Vermittlungsbüro für literarische Arbeiten, Malereien u. kunstgewerbliche Arbeiten.

Krinochrom

von J. Barthol, Inh.: B. Orlich, Berlin, Köpenickerstrasse 21a.

Bestes Haarfärbemittel

In Schwarz, Braun, Cendré, Cart. M. 4.50. Lager in Berlin: Gustav Lohse, Jägerstr. 46; E. Karig, Nachf.: Lohmann, Friedmann.

Schweineschmalz.

Garantirt reines hochfeines Schmalz, verpackt zu 40 Pf. per Pf. ; bei Abnahme von 25 Pf. sende franco gen. Nachn. nach jeder deutschen Bahnstation, welche genau angeben werden muß. Verpackung gratis.

Wilh. Lüdeking, in Vlotho (Westf.)

Nagel Arbeit

J. A. Pecht, Konstanz.

Kataloge gratis und franco.

Teppiche

in Sopha- und Salongröße à 3,75 5, 6, 8, 10 bis 100 Mart. Stadtatalog gratis.

Sophastoffe

einfarbig und bunt, reizende Neuheiten, billig! Prob. franco.

Teppich-Haus **Emil Lafèvre, BERLIN S., Oranienstr. 158.**

Echt chinesische Mandarinendannen

das Pfund Mk. 2,85, haltbarer und fullkräftiger als indische Dannen, **garantirt neu und staubfrei**, 3 Pfund zum grossen Oberbett ausreichend.

Tausende von Anerkennungschriften. Verpackung kostenfrei. Versand gegen Nachnahme von der **ersten Bettfedernfabrik mit elektrischem Betriebe Gustav Lustig, Berlin S., Prinzenstraße 46.**

Kleider-Sammet Velvet Mäntelplüſche

• aller Art (glatt, Krümmen etc.) • in Mohairwolle und Seide

Möbelplüſche, Leinenplüſche, Decken in reichster Auswahl liefert zu Fabrikpreisen direct an Private

E. Weegmann, Bielefeld, Plüschweberei und Färberei. Muster bereitwill. franco gegen franco.

Schwarzwälder Kinderstühlechen.

Stuhlhöhe 35 cm, aus Birchholz, 3. Brennen u. Walzen M. 3.—, mit Schwarzwaldbaus fertig gebannt M. 5.—, sehr schöne Ausführung versendet **H. Schick, Kunsttischm., Freiburg i. B.**

Für Kunstfreunde.

Unser neuer, vollständiger, reich illustrirter Katalog für 1897 über Tausende von Photographen und Photographien nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt. Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Griechische Weine.

1. Probekiste 12 grosse Flaschen in 12 Sorten 19 Mark

FRIEDR. CARL OTT Würzburg.

Preisbuch gratis u. franco. Kiste frei. Packung frei.

Blumen- u. Federnfabrik Christine Jauch BRESLAU

empfeilt Ballblumen, Federn, Fleurs animées, Pflanzen, Blumenfüllungen präparirte Balmen. — Preislisten franco. — Solide Preise bei bestmöglicher Arbeit. — Gegründet 1836. — 14. erste Ausstellungsmedaille.

Für 4 Mk. 50 Pfg.

besenden wir eine **Russische Tuchrobe** in braun, grün, dunkelblau, rotbraun, tabak, grau, doppeltbreit, 6 Meter enthaltend.

Verandhaus **Königsfeld & Co. Chemnitz i. S.** Kataloge gratis und franco.

MK MK MK MK MK MK MK MK

MAX KRAUSE, BERLIN SW.

MK - Papier - Ausstattungen bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorrätig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Mark**.

Strümpfe.

Bestes deutsches Fabrikat in nur garantirt soliden Qualitäten.

Abgabe zu Fabrikpreisen an Private.

Spezialität: **Nahtlose Strümpfe u. Socken.** Unübertroffene Neuheit. **Gotthardt Schröder, Zeulenroda.** Bitte Preisliste zu verlangen.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen.

Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 20.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder Platinbrennapparate für Industrielle. Dilettanten. Preis M. 14-26.

Leipzig Buchbinderei-Aktiengesellschaft vorm. Gustav Fritzsche. Illustr. Prospekte u. Preisverzeichn. franco u. grat.

Ferd. Steiner Friedrichsdorf

Hochfeine Spezialität **FRIEDRICHSDORFER ZWIEBACK** FEINSTES KAFFEE- u. THEEGEBÄCK - ARTZTLICH EMPFOHLEN

Versand in's In- und Ausland. Proben gegen 30 Pfennige. Niederlagen an Hauptplätzen.

In 3 Minuten

wird jedes störende Gesichts- u. Armhaar etc. unter Garantie beseitigt durch mein Enthaarungsmittel „Paratrich“, vollständig unschädlich, pr. Dose 2 Mark. Nur in Berlin, Königstrasse 59, bei **Max Schwarzlose, Hoff. S. M. d. Kais.**

Enthaarung!

BURCKHARDT & DIENER Hohenstein in Sachsen



Photographische Apparate von 10 Mk. an

Illustr. Preisbuch und Probebilder 20 Pf.

Ergrautes Haar

erhält, ohne jede Vorbereitung, durch einfaches Ueberbürsten mit durchaus **unschädlicher Birken-Brillantine** seine ursprüngliche Farbe dauernd und so naturgetreu wieder, daß niemand eine künstliche Färbung erkennen kann; auch dunkel tie rotes Haar zu schönem Braun. Vertriebigendster Erfolg sichere zu. à Fl. M. 3.60. **Bombelon & Schmidt, Nachf., Hamburg I.**

Wäsche-Mangeln

zu billigsten Preisen liefert **E. Krieg, Berlin W., Leipzigerstr. 112.** Man verlange Preisliste.



Thee: Messmer

BERÜHMTE MISCHUNGEN M. 2.80 & M. 3.50 pr. PFD — PROBE-PACKETE 60 & 80 PF. — FRANKFURT A. M.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 22, 1.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin und Wien, 15. November 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Fenella.

Novelle von A. Noël in Wien.

(Schluß.)

Es ist als man sich zu Tisch setzte, entdeckte man, daß Florentine fehlte; Anna jedoch sagte, sie hätte sie schon gerufen, sie werde gleich kommen. Im nächsten Augenblick trat sie ein, so bleich, daß Robert, dem das Herz übermächtig klopfte, sogleich fühlte, sie wisse schon alles. Ihr erster Blick suchte nicht ihn, sondern Agathe. Herr Meerholz faßte sie bei der Hand, zeigte auf das Brautpaar und bemühte sich, ihr die Thatsache der Verlobung klar zu machen. Aber in ihrem Gesicht regte sich nichts. Ein böser, kalter Blick, begleitet von einem verächtlichen Zucken der Mundwinkel, das war alles.

„Sie hat Dich nicht verstanden,“ erklärte Frau Meerholz, um Florentine's beleidigende Gleichgültigkeit vor der Hofrätin zu entschuldigen.

„Du sollst Agathe Glück wünschen,“ sagte Herr Meerholz sanft und eindringlich. Aus Florentine's Augen zuckte es, wie ein Blitzstrahl, ihre Züge verzerrten sich, und es schien, als ob sie in ein Hohngelächter ausbrechen wolle. Aber sie hielt an sich, drehte dem Brautpaar mit einer raschen Wendung den Rücken und setzte sich auf ihren Platz an den Tisch. Die Hofrätin konnte sich nicht enthalten, den Kopf zu schütteln, Frau Meerholz, die sich vor ihr Florentine's schämte, warf zornige Blicke, und Agathe war nahe daran, in Thränen auszubrechen. Herr Meerholz streifte alle die verstimmten Gesichter mit einem hülflosen Blick und sagte dann begütigend: „Laßt sie nur! Man muß nicht so mit ihr ins Gericht gehen!“



Villa in Pillnitz.

Nach einer Amateur-Photographie von Hildegard Lehner in Berlin — Siehe Seite 174.



Portrait-Studie.

Nach einer Amateur-Photographie von Marie Gräfin von Oriola in Schloß Badesheim in Oberhessen. — Siehe Seite 174.

Während des Mittagessens hob sich die allgemeine Stimmung nach und nach wieder, die durch Florentine so unliebsam gedämpft worden war.

Zum Nachtisch wurde die unausbleibliche Flasche Champagner gebracht, und nun sollte auf das Wohl des Brautpaares getrunken werden.

„Das wird Florentine aufmuntern!“ sagte Herr Meerholz, ehe er den Pfropfen springen ließ, mit einem Blick auf die bleich und unbeweglich Darsitzende, die heute noch vereinsamter schien, als sonst: „Den Champagner liebt sie. Da wird sie lustig!“

Der Pfropfen knallte, und rasch füllte Herr Meerholz die Gläser in der Runde, doch Florentine mußte er erst mit dem Ellbogen anstoßen, ehe sie aufstand und mit den anderen ihr Glas erhob. In dem Augenblick aber, wo Robert das seinige an den Mund setzte, sagte ihm ein Aufzucken in Florentine's Augen, daß jetzt etwas komme. . . . Mit einem wilden Drohen im Blick erhob sie ihr Glas, und ohne es zu leeren, schleuderte sie es mit aller Macht in den großen Spiegel, der in der Ecke der Veranda hing. In Splitter trachte das Glas, der Spiegel klirrte und zeigte in der Mitte ein sternförmiges Muster. Die Hofrätin stieß einen lauten Schrei aus, Frau Meerholz sank wimmernd auf ihren Stuhl nieder, und Agathe preßte leichenbläß die Hand aufs Herz. Selbst der gute Papa sah entsetzt drein und stand, wie versteinert. Florentine jedoch richtete noch einen drohend funkelnden Blick auf den Bräutigam, und wie in Flammenbuchstaben las er in ihren Augen die haßvolle Verwünschung: „So soll auch Dein Glück in Stücke gehen!“ Dann entfloß sie mit einem triumphirenden Gelächter.

„Was hat sie nur? Sie ärgert sich wohl, daß ihr die jüngere Schwester zuvorgekommen ist?“ fragte die Hofrätin. „Alteriren Sie Sich doch nicht so, liebe Frau Meerholz. Nicht so blaß aussehen, Mädchen! Führen Sie sie doch ein

bis hin ins Freie, lieber Freund, wir Aelteren wollen auf den Schrecken ein wenig schlafen."

Stumm und kleinlaut begaben sich die Verlobten in den Garten. In einer Ecke stand ein kühles Gartenhaus, ein lustiger Eisenbau, der mit bequemen Sitzmöbeln eingerichtet war. Dorthin führte Agathe ihren Bräutigam, und dort ließ sie sich trübselig in eine Ecke des bronzierten Eisensophas nieder, dessen Federn einen elastischen Aufesitz boten. „Das hab' ich gefürchtet," sagte sie seufzend, „daß sie es so aufnehmen wird! Ach, Robert, ich habe ja immer das Gefühl, als ob ich alles Glück, das mir zu theil wird, ihr raube. Und gar dies, das höchste, das ihr nie so zufallen kann, nie so reich, so groß, so schön."

„Nimm' es nicht so schwer, Liebste!" tröstete Robert, dem jetzt, nach Florentine's zornigem Streich, viel leichter zu Muth war: „Du weißt, sie hat Launen. Morgen ist es wieder anders. Sie fühlt sich in ihrem Erstgeburts-Recht verletzt."

„Nein, Robert, diesmal ist es nicht so!" entgegnete Agathe kopfschüttelnd: „Daran, daß ich zuerst heirathen soll, läge ihr gar nichts. Wenn es zum Beispiel Blau wäre, so hätte sie keinen Spiegel zerbrochen, das kannst Du mir glauben."

„Was meinst Du wohl?" fragte Robert mechanisch, von dem Sopha weggehend und auf den sonnenglänzenden Kies hinausstarrend.

„Ich meine, es ist etwas viel Tieferes!" sagte Agathe. „Du hast ihr Sympathie und Theilnahme gezeigt, und sie, sie hat es ernstlich genommen, hat vielleicht gehofft; o Gott, daß ich ihr auch da wieder in den Weg treten mußte! Ich habe diese ganze Zeit immer nur daran gedacht, ob ich nicht verzichten müßte, und wenn ich denken könnte, daß Du mit ihr glücklicher werden würdest —"

„Dann hättest Du mich ihr abgetreten?" fragte Robert vorwurfsvoll.

„Wenn Du sie geliebt hättest, Robert, hätte ich die Kraft haben müssen. Aber ich kann doch nichts dafür, daß Du mich liebst, nicht wahr? Ich konnte Dir doch nicht sagen: Ach, bitte, wählen Sie meine Schwester!"

„Beruhige Dich nur," sagte er, sich einen Stuhl zu ihr ziehend und ihre Hand streichelnd: „Florentine ist heftig und wetterwendisch. Jetzt wird sie mich hassen, und die Geschichte ist aus."

In einer Natur, wie derjenigen Florentine's, mußte sich zurückgewiesene Neigung in grimmigen Haß verwandeln, und wenn eine solche Feuerseele haßt, dann sinnt sie auf Vernichtung. Wohl schwieg sie von dem, was sich zwischen ihr und Robert zugetragen hatte, aber es war einfach nicht ihre Art, sich mit ihren Angelegenheiten an ihre Eltern zu wenden. Darum vergaß und vergab sie noch nicht. Robert sah dies nur zu gut an ihrem unheimlich starren und bösen Gesicht. Er hatte die Empfindung, als würde er jene Minute der Selbstvergeffenheit noch schwer büßen müssen.

Florentine's Gebahren fiel übrigens dem ganzen Hause auf. Sie war unzugänglich, als je, gegen ihre Nächsten, balgte sich nur noch mit Hund und Kape herum und kam und verschwand nach Willkür. Aber wenn sie sonst auch halbe Tage lang unsichtbar war und sich in der Gluth der Hundstage stundenlang ohne Hut und Schirm auf dem Berg herumtrieb, sobald Robert anwesend war, kam auch sie zum Vorschein und beunruhigte ihn durch ihr finsternes Starren und ihre steinerne, feindselige Miene.

Eines Nachmittags fand er Frau Meerholz, die jetzt, mehr als je, auf dem Kriegsfuß mit Florentine lebte, in besonderer Aufregung. Florentine hatte am Vormittag wieder im Garten nach Eichhörnchen oder Vögeln geschossen und dies so unvorsichtig, daß eine Kugel knapp an Agathe's Schläfe vorbeisprang.

Robert gerann das Blut in den Adern, als er die Geschichte hörte. Was den übrigen nur als strafbare Unbesonnenheit galt, er nannte es anders. Wenngleich ihm Agathe zu beweisen suchte, daß Florentine sich allein im Garten geglaubt hatte und keine Ahnung von ihrer Nähe haben konnte, er vermochte es nicht, diesen Schuß als zufällig zu betrachten.

Von dem Augenblick an hatte Robert keine ruhige Stunde mehr. Er gewann Agathe jeden Tag lieber und fühlte es immer tiefer, daß sie wirklich das Lebensglück für ihn bedeutete. Und nun mußte er davor bangen, dieses Glück zu verlieren, noch ehe er es ganz sein eigen nannte. In Florentine's höhnischem Blick, aus ihrem grausamen Lächeln, wenn sie ihn neben Agathe sitzen sah, las er die Drohung: „Du wirst Dich ihres Besitzes nicht erfreuen. Dafür laß nur mich sorgen!" Und mitten im Sonnenlicht schauderte es ihn dann, wenn er diesem Blick, diesem Lächeln begegnete.

Diese Erwartung einer Katastrophe zerrte an seinen

Nerven und verwandelte ihm den seligen Brautstand in die entsehlteste Zeit seines Lebens. Aber er konnte sich nicht helfen. Weder bei den Eltern, noch bei Agathe traf er auf Verständniß für die Befürchtungen, die er allerdings nicht auszusprechen, sondern bloß anzudeuten wagte. Frau Meerholz fand Florentine unheimlich, allein, daß sie Agathe „etwas anthun" könne, das fiel ihr nicht im Traum ein. Dennoch machte sich, auf sein Drängen und Bitten, Florentine für die Zeit bis nach der Hochzeit aus dem Hause zu geben, Frau Meerholz auf, um Fräulein Schöll zu Florentine's Aufnahme zu bewegen. Allein mit der Ärmsten ging es gerade zu Ende. Einige Tage später starb sie. Frau Meerholz selbst wäre nicht abgeneigt gewesen, Florentine wieder dem Institut anzuvertrauen, ihr Gatte jedoch wollte nichts davon hören, wenn der Umgang mit ihr auch Unbequemlichkeiten verursachte. Sie hatten sich's lange leicht genug gemacht. Man mußte das Kreuz auch einmal selbst tragen und es nicht immer auf fremde Schultern laden.

So blieb Florentine, um Robert weiter zu ängstigen. Sie las die Angst ganz klar in seinen Augen, und es gewährte ihr ein böses Vergnügen, ihm darin zu bestärken.

Einmal, als Anna auf der Veranda zum Kaffee gedeckt hatte, betrat Robert dieselbe vor Frau Meerholz und Agathe und gewährte dabei die Taubstumme, die sich mit den Tassen zu schaffen machte, und, als sie ihn erblickte, schnell vom Tisch fort trat. Sogleich fiel ihm ein, daß Florentine allerlei Säfte aus Giftpflanzen braue. Sich kleine Hausapotheken aus solchen gräulichen und gefährlichen Mixturen anzulegen, sei von Kindesbeinen an eines ihrer liebsten Sommervergnügen gewesen, hatte man ihm gesagt. So oft man ihre Fläschchen zerbrochen und auf den Aechricht geschüttet hatte, immer fing sie von neuem damit an. Und jetzt glaubte er, gesehen zu haben, wie sie bei seinem Erscheinen ein kleines Fläschchen in die Tasche gleiten ließ. Er verspürte nicht übel Lust, Lärm zu schlagen. Wenn er sich aber getäuscht hatte, wenn ihr verdächtiges Benehmen nur ein Schabernack war? Er that, als habe er nichts gesehen, und setzte sich vor die Tasse, bei der Florentine gestanden hatte. Es war Agathe's gewöhnlicher Platz, und seine Braut machte ihn lächelnd darauf aufmerksam. In Florentine's Augen dagegen bligte es tödtlich auf, als freue sie sich des Tausches. Das verwirrte ihn völlig.

„Du, ist das bitter!" sagte Agathe leicht schauernd, nachdem sie ihren Kaffee gelöst hatte.

„Bitter?" fragte er, während es ihn kalt überlief.

„Ja, ich habe nämlich noch keinen Zucker hineingethan," antwortete Agathe, dieses Versäumniß arglos lächelnd nachholend.

„Laß kosten!" bat Robert und führte einen Löffel Kaffee aus Agathe's Tasse zum Munde. Da traf ihn aus Florentine's Augen ein Blick wie ein Dolchstoß, sodaß er betroffen den Löffel sinken ließ. In der That, wenn sie ihn bis jetzt noch nicht gehaßt hatte, so mußte sie ihn, wenn er ihr Unrecht that, hassen lernen wegen des Argwohns, den sie auf dem Grund seiner Seele las. In mühsam verhaltener Erregung trank er seinen Kaffee, während Agathe ihre Tasse in vollständigster Ahnungslosigkeit leerte und sehr befremdet war über Florentine's Einfall, als diese sie nachher ingrimmig fragte, ob ihr denn noch immer nicht übel sei?

Nach diesem Vorfall begriff er in Augenblicken der Kaltblütigkeit, daß er sich von sinnlosen Schredgespenstern ins Bodshorn jagen ließ. Vielleicht genügte Florentine diese Strafe, vielleicht auch nicht. Vielleicht würde, wenn sie sich lang genug an seiner grundlosen Angst geweidet hatte, ihre Rache auf einmal niedersahren, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Vorerst ließ sie ihn die Qualen am Marterpfahl erdulden, die die Indianer ihren Gefangenen bereiten.

Durch diese Furcht wuchs ihm Agathe immer mehr ans Herz, während er auf die Taubstumme, die ihn so quälte, einen wüthenden Haß warf. Sein Mitleid war dahin. Manchmal hätte er sie erwürgen können, und er machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er sich Momente lang von ihrem teuflischen Reiz hatte bethören lassen. Es schmeichelte ihm nicht mehr, daß er dieses unbotmäßige Herz in seiner Gewalt gehabt hatte. Jetzt hätte er es gern gesehen, wenn man sie Edwin Blau gegeben hätte. Aber sie machte der Werbung des Beamten auf ihre elementare Weise ein Ende. Als er eines Sonntagsnachmittags bei einer Croquet-Partie ihr ein wenig zu nahe kam, stieß sie vor der ganzen Gesellschaft mit dem Fuß nach ihm.

Die Brautzeit verrann Robert in einer Stimmung, wie vor dem Weltuntergang. Seiner Zärtlichkeit konnte er sich nicht hingeben. Unter dem Auge der Stummen wagte er mit Agathe keinen Blick und keinen Händedruck zu wechseln, weil er fühlte, wie furchtbar der An-

blick ihrer Liebsohnen sie reizen mußte. Auch Agathe litt unter dem gleichen Zwang, wenn Florentine anwesend war. Instinctiv mieden sie einander dann, und ebenso instinctiv suchten sie sich der Beobachtung ihrer nachtschwarzen Augen zu entziehen. Aber die Taubstumme gehörte nicht zu denjenigen, die einen unerfreulichen Anblick meiden.

Eines Nachmittags war es den Verlobten geglückt, ihrer Bewachung zu entgehen. Sie schlenderten Arm in Arm im Garten umher, und da es sehr heiß war, suchte Agathe einen kühlen Ruheplatz. Als solcher erschien ihr jene Rasenbank unter dem Nußbaum, die Robert zu vermeiden pflegte, wie eine Unheilstätte. Umsonst versuchte er es, seine Braut von da fortzubringen. Sie erklärte, nirgends sei es so angenehm, wie hier, streckte sich auf der Grasbank aus und ließ Platz für ihn, daß er sich auf den Rand setzen konnte. Er widerstand nicht länger. Um sie her glühte die Hitze eines der letzten Augusttage. Dunstig graublau war der Himmel, die Luft schwül und schwer, den Athem beengend.

Robert riß einen Zweig von dem Nußbaum ab und führte Agathe mit den würzig duftenden Blättern Luft zu. Sie blickten einander wie verzaubert an. Es war still um sie her. Jeder Lusthauch brachte köstlichen Heudust. Träumerisches Sommerweben umnebelte die Sinne. Die finsternen Schatten verließen Robert, die schöne Stunde nahm ihr Recht. Wie hätte er am Glück zweifeln können, da er es im Arme hielt? Wieder und wieder bückte er sich zu Agathe's Lippen, unermülich, unersättlich, und als sie ihm endlich leise wehrte, sagte er lächelnd, die emsig summenden Bienen seien seine Lehrmeister, die sich nie genug thäten im Honigsuchen von Rosenkelchen. Plötzlich, mitten im Kosenden, zärtlichen Geflüster, zwang ihn etwas, aufzublicken. Und da, nicht sehr weit von ihnen, auf dem ansteigenden Wiesenboden des Obstgartens, unbedeckten Hauptes, unter der glühenden Sonne und trotz der sengenden Gluth mit tödtlich bleichen Wangen, saß auf einem moosigen Stein Florentine, unbeweglich, die Hände aufs Knie gelegt, die dunkeln Augen auf die Gruppe unter dem Nußbaum gerichtet. Robert erschrak über ihren Gesichtsausdruck. Er prägte sich ihm für ewig ein, und niemals sollte er sich ohne Schauern seiner erinnern. Gott weiß, wie lang sie schon dort saß, seine Küsse zählend. Agathe sah die Schwester nicht, denn sie wendete ihr den Rücken zu. Sie fuhr fort, dem Bräutigam hold lächelnd ins Auge zu blicken und von ihrem künftigen Leben zu träumen. Aber er verstummte, er küßte sie nicht mehr, wie kirchroth auch ihre Lippen glänzten. Da saß sie, die Anselige, und in ihrem Inneren braute ein Dämon den Trank, der ihre Rache stillen konnte. Doch nicht dies allein dachte Robert, er dachte auch daran, daß sie litt, einsam, stumm, unbemitleidet und hilflos der Qual der Leidenschaft preisgegeben. Zum ersten Mal seit langem schenkte er der verzweiflungsvollen Nacht ihrer Seele eine Regung des Bedauerns.

Wochenlang empfand Robert ein inneres Widerstreben gegen Florentine's Anblick und ihre Nähe. Heute schien es ihm eher möglich, sich ihr zu nähern, und er erwog, ob er es wagen solle. Doch als er nach einer Weile wieder zu ihr hinüber schaute, war der Stein leer, und bloß die Sonne brannte unbarmherzig auf ihn nieder. Auch Robert duldete es nicht länger unter dem Nußbaum. Er bat Agathe, mit ihm ins Haus zurückzulehren.

Nur mit großer Mühe und hauptsächlich Henriette's Bemühungen war es gelungen, Florentine zur Annahme der Brautjungfern-Rolle zu bewegen. Aus der Wahl der Toilette machte sie ein Geheimniß vor Mutter und Schwester. Nur Henriette, die mit ihr gleich gekleidet sein sollte, wurde eingeweiht. Sie verrieth sie nicht. Es sei wohl ein bißchen originell, meinte sie, aber nicht polizeiwidrig. Wenn es ganz verrückt wäre, würde sie sich doch nicht darauf einlassen. Damit beruhigte sich Frau Meerholz, und auch Robert fühlte nach so viel Aufregung eine gewisse seelische Beschwichtigung. Seit Florentine sich eine Brautjungfern-Toilette bestellt hatte, wagte er es erst, an seine Hochzeit zu glauben.

Aber am Tag der Hochzeit überkam ihn seine alte Angst noch einmal mit verstärkter Gewalt. Als er am Hochzeitsmorgen, — einem frischen, klaren September-Tag, — mit seinen Beiständen hinausfuhr zur Villa Meerholz, neckten ihn die beiden alten Herrn mit seinem schlechten Aussehen, das sie verliebter Ungeduld zuschrieben. Er vermochte seine Unruhe nicht zu bemeistern. Unmöglich konnte alles glatt ablaufen. Etwas Schreckliches war gewiß geschehen. So gefaßt er aber auf eine Stobs-Post war, so fühlte er doch sein Blut vor Entsetzen

erstarrten, — so weit entfernt ist selbst die wahrscheinlichste Befürchtung von dem Eindruck der Wirklichkeit! — als ihnen vor dem Seitenthore des Gartens, wo der Wagen hielt, Anna entgegenstürzte mit der aufgeregten Frage: „Haben's schon gehört, was geschehen ist, Herr Doctor?“

Er glaubte in den Boden hineinzusinken. Die grellsten Möglichkeiten zogen blisschnell vor seinem inneren Auge vorüber. Schauderscenen, wie er deren so viele voraus erlebt, entrollten sich vor ihm.

„Was?“ stammelte er leichenbläß.

„Der Blitz hat unten in der Kirche eingeschlagen,“ berichtete Anna mit der gewöhnlichen Schreckvergnügtheit solcher Leute.

„Und deshalb erschrecken Sie mich so?“ fuhr er wüthend auf. Anna sah ihn erstaunt an.

„Na ja! Die Leute sagen, es sei ein schlechtes Omen für die Hochzeit.“

Seine Beistände lachten, und er lächelte verzerrt mit, so schwer es ihm wurde, sich von dem Schreckschuß, den er empfangen, zu erholen.

„Ist viel geschehen?“ fragte einer der Beistände.

„Gar nichts! Bloß einen schwarzen Streifen sieht man, und an der Außenmauer ist die Erde aufgewühlt, wie wenn einer dort gegraben hätte. Aber einen Krach hat es gegeben, daß man hätte meinen können, die Welt gehe unter.“

Eine plötzliche Ruhe überkam Robert. Nachdem diese letzte Angst sich als blinder Lärm erwiesen hatte, stellte sich ihm die Abspannung ein, die nach großen Aufregungen unsere Nerven beschwichtigt. Nur noch wenige Stunden, und er entführte Agathe, und die lange unsinnige Dual war zu Ende.

In der Villa war nur eine kleine Hochzeitsgesellschaft versammelt, denn die meisten Bekannten der Familie Meerholz und Roberts weilten zur Zeit noch in Sommerfrischen und Kurorten. Robert machte noch eine lange Marter des Wartens durch, bis endlich Agathe erschien, deren anmuthige und mädchenhafte Erscheinung ihn entzückte. Er hätte das Knie beugen mögen vor ihr, so engel schön erschien sie ihm. Aber die Aufmerksamkeit der Hochzeitsgäste wandte sich von der Braut schnell den Brautjungfern zu, die hinter ihr eintraten. Ein Laut der Ueberraschung wurde hörbar, denn die beiden Bräutinnen waren, statt in zarte helle Farben, in feuerrothen Tüll gekleidet, und es sah aus, als ob an Stelle der üblichen Seraphe zwei pikante Teufelinnen Agathe zum Altare geleiten würden. Roberts Herz zog sich eigenthümlich zusammen, als er das rothe Kleid erblickte. Seit seinem Verlobungstag hatte sich die Taubstumme nicht mehr in Roth gekleidet. Ihr heutiger Anzug mahnte ihn unerwartet an ihre damalige Erscheinung, und als er schärfer hinsah, bemerkte er, daß Florentine keine Blumen im Haar trug, sondern einen Kranz von künstlichen Kirschen, dessen rothe Früchte und grüne Blätter auch heute in ihrem Nabenhaar dieselbe prächtige Wirkung erzielten, wie an jenem Tag. Die Damen tauschten Bemerkungen über das Ungewöhnliche dieses Kopfschmucks aus und fragten Henriette um Auskunft. Allein diese zuckte die Achseln: „Mein Gott! Eine Idee, wie eine andere!“ Sie selbst hatte aber diese Idee nicht nachgeahmt, sondern trug „brennende Liebe“, was nur passend gefunden werden konnte, da sie sich vor einigen Tagen verlobt hatte.

Während die Hochzeitsgäste theils Agathe, theils Florentine umdrängten, um sie zu begrüßen und zu bewundern, stand Robert in der Ferne mit sonderbaren Gefühlen. Also darauf war der vermeintliche Rachedurst der Beleidigten hinausgelaufen? Ueber diesem kindischen Streich hatte sie monatelang gebrütet? Das war ihre ganze Heimtücke, ihn an seinem Ehrentag an jenen schwachen Moment zu erinnern, den er sich zu vergessen bestrebt? Wenn es weiter nichts war, diese Rache konnte er ihr gönnen. Es wurde ihm leichter ums Herz, und jetzt fühlte er auch wieder Mitleid mit ihr, jenes mit geschmeichelter Eigenliebe gemischte Mitleid, das man verurthachten Herzensleiden widmet.

Die Trauung war vorüber. Alle Gäste tauschten mit den Neuvermählten Händedrücke oder Küsse, Florentine allein näherte sich ihnen nicht. Agathe schmerzte dies. An diesem Tag fühlte sie das Bedürfnis, mit ihrer unglücklichen Schwester gut zu sein, tiefer als sonst, und an Roberts Arm trat sie Florentine entgegen und sagte ihr mit schmerzlichem Vorwurf: „Wünsch' mir doch Glück, Flori.“

Florentine sah sie an aus Augen, vor denen es wie ein undurchdringlicher Schleier lag. Ihr Gesicht verrieth nichts von dem, was in ihr vorging.

„Glück wünschen? Wozu?“ fragte sie rauh, Agathe ihre Hand entziehend. „Du hast es ja, behalt' es.“ Sie kehrte sich ab und ging fort! Agathe sah bekümmert hinter ihr drein, aber Robert tröstete sie.

Florentine war während der Hochzeitsfeier vereinsamter, als je. Niemand hatte Zeit, sich um sie zu kümmern. Herr Meerholz mußte für seine Gäste sorgen, und auch Henriette besaßte sich nicht so viel mit ihr, wie sonst, denn ihr Bräutigam, Oberlieutenant Lindwall, war fortwährend hinter ihr her. Otto Meerholz, der mit Florentine erster Brautführer gewesen war, bemühte sich wohl um sie, fand aber so wenig Anklang, daß er sich lieber an andere junge Mädchen machte, wo er mehr Dank für seine Artigkeiten erntete. Robert hätte ihr gern ein paar versöhnende Worte gesagt, allein er wagte es nicht recht. Der helle September-Nachmittag wurde ihm sehr lang. Er sehnste sich danach, mit seinem Glück allein zu sein. Endlich, endlich stand seine junge Frau im Reise-Anzug neben ihm, und der Abschied spielte sich ab mit Küssen, Thränen, Scherzen und guten Wünschen für die Reise. Nur Florentine fehlte. Henriette brachte sie halb mit Gewalt herbei. Sie stand unsicher da, mit scheuem Blick, und als Agathe sie umarmte, riß sie sich plötzlich wieder heftig los und lief davon. Man mußte sie lassen. Agathe stieg weinend in den Wagen. Dann zogen die Pferde an, und fort ging es, hinein in das neue Leben.

Nach sechs Wochen berührte das junge Paar auf der Heimreise den Comer-See, und da, in Bellaggio, trafen sie im Hotel zwei andere Glückliche, Henriette Böhlinger, die seit gestern Henriette Lindwall hieß, mit ihrem Mann, deren Hochzeitsreise dort begann, wo die Agathe's und Roberts enden sollte. Es gab eine stürmische Begrüßung, aber sogleich fiel es Agathe auf, daß Henriette ihren Blick nied und eigenthümlich besangen war. Sie fragte, doch erhielt sie nur ausweichende Antwort. Dann aber, nach einiger Zeit, als alle vier vertraulich in dem kleinen Salon der Lindwalls beisammen saßen, warf Henriette einen Blick auf Agathe's Seidenbluse, die rosa Seidenbluse, die ihr so gut stand und Roberts Entzücken bildete. Ein Schatten legte sich über ihr lebenslustiges Gesicht, und sie seufzte tief auf.

„Was hast Du nur?“ fragte Agathe forschend.

Henriette hob den Kopf, und ohne die Freundin anzusehen, sagte sie fast leichtthin: „Die schöne Bluse wirst Du leider jetzt ablegen müssen.“

„Henriette!“ rief warnend ihr Mann, sehr erschrocken.

„Ablegen?“ fragte Agathe erstaunt.

„Wenn sie jetzt heimkehrt, muß sie es doch erfahren!“ antwortete Henriette mit trotzigem Achselzucken.

Agathe begriff. Sie wurde leichenbläß und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. „Mama!“ schrie sie auf, mit ihrem ersten Gedanken instinctiv zu dem Liebsten eilend, das sie daheim verlassen hatte.

Henriette lächelte trübe über diesen Selbstverrath.

„Beruhige Dich!“ sagte sie fast trocken. „Deine Mama ist wohl und Dein Papa auch.“

„Florentine?“ hauchte Agathe.

Henriette blickte auf Robert, dessen Züge ein jähes Erblichen überflog, und nickte.

„Was ist mit ihr? Was ist geschehen?“ rief Agathe ängstlich.

„Deine Schwester Florentine ist in der Nacht nach Deiner Hochzeit — gestorben.“

Robert machte eine Bewegung, als versehe ihm jemand einen Schlag, den er abwehren wolle, Agathe hingegen stieß einen Schrei aus und warf sich in die Sophakissen zurück.

„Gestorben? Nein! Sie hat sich umgebracht!“ schrie sie fassunglos.

„Natürlich!“ entgegnete Henriette bitter. „Vorau hätte sie sterben können, sie, so frisch und blühend, voll Leben?“ Ihre Augen strömten über, und da begann auch Agathe laut zu schluchzen. Die beiden Männer standen dabei, Robert dumpf verstört, Lindwall mit sichtlichem Verdruß über seine kleine Frau, die diese Scene hervorgerufen hatte. Konnte sie nicht schweigen? Wenn Agathe zu Hause die Sache erfuhr, dann brauchten sie nicht Zeugen ihres Schmerzes zu sein.

„Was? Wie?“ stammelte Robert. Er wollte fragen, wie Florentine es gethan hatte, vermochte es aber nicht.

„O, auf sehr einfache Weise!“ jagte Lindwall. „Sie hat Gift genommen!“

„Ihre Giftpflanzen!“ fuhr Agathe auf.

„Nein,“ entgegnete Lindwall. „Dieser Gedanke scheint jedem zuerst eingefallen zu sein, vielleicht war es auch ihr erster Plan. Sie soll ja viel mit dergleichen gespielt haben. Aber diese Gifte waren ihr wohl nicht sicher genug oder zu schmerzhaft. Hingegen besaß Frau Meerholz ein Fläschchen Opium. Doctor Palm hatte es ihr gegeben gegen Schlaflosigkeit und mit der Bitte um Vorsicht, weil der Inhalt genügte, um zwei oder drei Menschen zu tödten. Frau Meerholz hatte nicht ermangelt, die jungen Damen auf die

Gefährlichkeit des Fläschchens aufmerksam zu machen, obgleich sie es unter sicherem Verschluss hielt. Allein zu den Schlüsseln konnte Fräulein Florentine im Hochzeitsgetümmel leicht gelangen. Man fand das Fläschchen leer auf ihrem Nachttisch, daneben ein leeres Glas, das betäubend stark nach Opium roch.“

„Die Unselige!“ rief Agathe schluchzend. Sie konnte nicht weiter sprechen. Robert näherte sich ihr mit schwankenden Schritten, aber bevor er sie erreicht hatte, blieb er stehen und fragte dumpf, zu Lindwall gewendet: „Hat sie Abschiedsbriefe hinterlassen?“

„Nein, — kein Wort,“ entgegnete Henriette, sich die Augen trockend.

„O, ich, ich bin schuld an ihrem Tod, ich allein!“ rief Agathe, laut weinend.

„Sei still!“ sagte Henriette blaß und düster, ihre Hand auf die der Freundin legend. „Wenn jemand sich etwas vorzuwerfen hat, bin ich es.“

„Unsinn!“ brummte Lindwall. „Sich so etwas einzubilden! Mir hat sie etwas Schönes angethan, die arme Florentine. Ich hab' etwas ausgestanden mit Henrietten während unserer Brautzeit.“

„Du? Was könntest Du verschuldet haben?“ fragte Agathe.

„Das Schlimmste! Ich hätte das Unglück verhindern können. Es gäbe keine Selbstmörder, wenn jeder in den entsetzlichen Momenten vor dem letzten Entschluß eine theilnehmende Seele bei sich hätte. Eine solche Seele fehlte Florentine in ihrer letzten Stunde. Das Herz war ihr zum Brechen schwer. Als Ihr fortgefahren wart, — Ihr erinnert Euch, Flori lief beim Abschied davon, — bat mich Deine Mutter, nach ihr zu sehen. Ich fand sie im Obstgarten. Auf der Rasenbank unter dem Nußbaum.“

Eine Bewegung Roberts unterbrach die Sprecherin. Aber er sagte nichts, und sie fuhr fort: „Dort sah sie, in trostloser Haltung. Es war schon dunkel, aber ich konnte trotz der Dämmerung ihre Gesichtszüge noch gut unterscheiden. Gott, wie sah sie aus! Ich begreife noch jetzt nicht, daß mir nicht der Gedanke kam: So kann man nur aussehen, wenn man mit dem Leben abgeschlossen hat. Aber davon hatte ich nicht die leiseste Ahnung. Ich kauerte mich zu ihren Füßen ins Gras und sing an, sie zu lieblosen und allerlei Scherze zu machen. Wir hatten Mühe, uns zu verständigen, aber es ging doch. Ich sagte ihr, wie schön sie heute gewesen sei, wie gut ihr das Kleid stünde. Und da sagte sie, in dem Kleid und in dem Kranz wolle sie begraben werden, wenn sie einmal stürbe. Selbst da merkte ich noch nichts. Ich muß sagen: Ihre Lebenskraft war so überquellend, sie schien trotz ihres Gebrechens so geschaffen zur Freude, daß mir der Einfall nicht kam. Ich wußte noch nicht, daß man aus heißem Lebensdurst in den Tod gehen könne. Ich bemühte mich, Florentine ins Haus zurückzuführen, und es gelang mir. Sie schien mir auffallend gleichmüthig und half mir, mich zur Fahrt nach der Stadt vorzubereiten. Dann, als wir fortfahren wollten, hatte Deine Mama eine Eingebung. Sie fragte mich, ob ich nicht über Nacht draußen bleiben wolle bei ihnen. Ich könnte Dein Zimmer haben. Sie wünschte es Florentine's wegen, und ich fühlte es, daß ich bleiben sollte. Es war wie eine Stimme, die mich drängte: ‚Thur's, bleib' bei dieser Unglücklichen! O, hätte ich es doch gethan! Aber Florentine war so ruhig, und dann sprach auch noch eine andere Stimme in mir, die der Selbstsucht. Ich freute mich auf die Nachhausefahrt mit — ihm.“

Mit einem tropigen Erröthen, das ihr reizend stand, wies Henriette auf ihren Mann, der sie zärtlich anblickte.

„Warum sollte gerade ich die trübe Aufgabe auf mich nehmen? Das konnte wohl auch Deine Mama thun. Sie war ja die nächste dazu. ‚Thu' es doch, Zetti!‘ mahnte meine Mama. Unentschieden blickte ich auf Flori. Sie schüttelte leise den Kopf und wandte sich ab, und ich ging und war froh, daß ich fortkam. Nie, nie werde ich es mir verzeihen.“

„Sehen Sie, so macht sie's!“ sagte ihr Mann unwillig. „Als ob sie das Opium nicht hätte nehmen können, während Du im Nebenzimmer schliefst.“

„Sie hätte es vielleicht doch nicht gethan, wenn sich an diesem kritischen Abend eine Seele ihr ganz gewidmet hätte. Aber wir verließen sie, und so verließ sie uns. In ihrer Einsamkeit und an ihrer Einsamkeit ging sie zu Grunde.“

„O Gott, meine armen Eltern!“ stöhnte Agathe. „Hat sie denn keinen Abschied von ihnen genommen? Nichts?“

Henriette konnte nur schluchzend mit dem Kopfnicken. An ihrer Stelle antwortete Lindwall: „Doch! Doch! Sie küßte Frau Meerholz vor dem Schlafengehen, was sie sonst, wie ich höre, nie zu thun pflegte;

Herr Meerholz liebte sie und sagte ihr, jetzt sei sie an der Reihe, jetzt werde er für ihr Glück sorgen. Da soll sie ihm die Hände auf die Schultern gelegt und langsam und deutlich gesagt haben: „Mein Glück bereite ich mir selbst. Aber Du mußt es dann nehmen, wie es ist, und denken: Es ist ihr Glück.“ Darnach umarmte sie ihn lange und innig und ging. Das war das Letzte.“

„Deine Eltern legten sich ruhig nieder,“ löste Henriette ihren Mann ab. „So im Gleichgewicht war ihnen Flori schon lang nicht vorgekommen, und Dein Papa sagte hoffnungsvoll zu Deiner Mama: Du wirst

Wilde Rosensträucher stehen dort, und Otto erzählt, daß Flori auf den Nasen zu Füßen der Rosensträucher wies und mit auffallendem Nachdruck sagte: „Ein schöner Platz! Da möchte ich liegen!“ Otto war nicht in der Stimmung, auf diese Worte zu achten, er zankte mit Flori, weil er sie hatte suchen müssen, und drängte sie zum Wagen. Aber vergessen hat er doch nichts davon, und so ist sie an der Stelle begraben worden, die sie bezeichnet hat.“

„Friede ihrer Seele!“ sagte Lindwall, während die jungen Frauen von neuem aufschluchzten. „Nun hast Du richtig die traurige Geschichte aufs Tapet bringen und uns den schönen Tag verderben müssen.“

Wichtiges zu verhandeln hatte, und die es ihr immer wieder in die Hand hinein versprechen mußte, ihrer besten Schülerin zu gedenken, sobald die Landesmutter nach St. Blasien komme.

So war Cilli, als für Sepp die Abschiedsstunde schlug, der einzige Held und sah den Jugendgefährten ohne Thränen im Innern des Postwagens verschwinden. Sepp machte den Eindruck eines Menschen, der ins Gefängnis abgeführt wird. Sein Vater dagegen geberdete sich um so lauter, schrie nach dem Reisejad, der auf der Decke des Postwagens lag, schweißte vor Angst, den Zug in Lütjensee zu verfehlen, und hing Händel mit dem Aufscher an, der nicht vor der üblichen Stunde abfahren wollte. Als sich der Omnibus endlich in Bewegung setzte, hatte die Lenze-Mutter bereits ihre ganze Schürze von oben bis unten mit Thränen durchnäßt.

In Karlsruhe nahmen sich zwei Kunstgewerbe-Schüler des



Im Park von Schloß Rheinsberg.

Nach Amateur-Photographien von Alma Lessing, geb. Marshall von Bieberstein in Berlin. — Siehe Seite 174.

sehen, jetzt kommt eine bessere Zeit.“ Ja, eine bessere Zeit! Am Morgen fand man sie feif und kalt. Die schwarze Katze allein, die auf dem Bettrand saß und sauchte, hatte ihr Ende mit angesehen. Und merkwürdig, ich hatte es in der Nacht geträumt. Ich sah Florentine im Sarg in dem rothen Kleid und mit dem Kirschkranz, aber dabei sprach sie mit mir, als ob sie auf einmal hören könnte. Als ich erwachte, empfand ich eine unerklärliche Bangigkeit. Ich konnte das Grauen des Tages kaum erwarten. Als endlich das Frühstück kam, stand ich zu einer unerhörten Stunde auf und fuhr mit dem ersten Zug zu Euch hinaus. Ich fand Deine Eltern in Verzweiflung und meine schlimmste Ahnung übertroffen.“

„So recht glücklich sein und glücklich machen hätte sie doch nie können!“ meinte Lindwall. „Es hätte ewig ein großes Deficit gegeben zwischen der Sehnsucht ihres heißen Herzens und dem, was ihr das Leben gab. Man sollte ihr die Ruhe auf dem stillen Platz gönnen, den sie sich ausgesucht hat.“

Agathe sah fragend auf.

„Ja, sie hat sich ihren Ruheplatz selbst gewählt,“ erzählte Henriette. „Als Otto Meerholz von dem Unglück hörte, kam er und erzählte, nach der Trauung, nachdem schon alle Gäste die Wagen bestiegen hatten, habe er Florentine, seine Dame, nicht gesehen. Er suchte sie überall und fand sie schließlich auf dem kleinen Friedhof, der die Dorfkirche umgiebt. Sie saß auf den Stufen einer kleinen Kapelle an der Friedhofsmauer, von wo man einen schönen Ausblick auf das Thal hat.

„Den schönen Tag,“ dachte Robert. „Diesen und wie viele noch —.“

So war er gefallen, der Schlag, vor dem er so lang gezittert hatte. Endlich hatte sie sich doch gerächt, aber anders, als er es erwartete. Ein ruhiges Glück hatte er sich gewünscht und darum das heiße Herz zurückgewiesen, das sich an ihn klammern wollte. Dafür hatte sie ihn gestraft und seinen Frieden mit sich hinweggenommen.

Nachdruck verboten.

Die Rechnung ohne den Wirth.

Von Hermine Billinger in Karlsruhe.

(Schluß.)

Sepps Vater kehrte mit der Nachricht von St. Blasien zurück, es sei alles in Ordnung, der Landesvater freute sich sehr, daß der Sepp nach Karlsruhe komme, und er wolle auch alle Tag nach ihm sehen und ihm die ganze Residenz zeigen, flunkerte er dazu.

„Eh au, Meideli,“ sagte die Lenze-Mutter zu ihrer Cilli, „was bist auch so unftet auf einmal, tragsch mir ja alle Ruh' aus dem Haus! Sep' Dich lieber her und hilf mir ein bißle 'in Sepp seine Wäsch' ausbessere; das will ich nit erlebe, daß er wie ein Kesselflicker aussieht, wenn der Landesvater nach ihm schau' thut. Rei, seine Wäsch' muh in Ordnung sein, und wenn ich von meinem eigene Sach' hergebe muh!“

So kam die Aussteuer zu stand, gering genug, denn sie hatte reichlich in der uralten, wurstförmigen Reisetasche Platz, an der das Schloß fehlte, das aber die Lenze mit einer dicken Schnur zu erjehen wußte. Cilli rannte alle Tage ein paar Mal ins Borderdorf, zur Industrie-Lehrerin, mit der sie gar

Welt-unerfahrenen Schwarzwälders an; der Professor, der sich für Sepp interessirte, hatte die jungen Leute darum gebeten, sich ihres schüchternen Mitschülers zu erbarmen. Sie liehen ihm ein Bett in ihrer Stube herrichten und nahmen ihn mit zu ihrem Mittagstisch. Allein ihr strammes Wesen, sie waren Norddeutsche, ihre rasche Art, zu sprechen, waren wenig dazu angethan, dem ungewandten Schwarzwälder die Junge zu lösen. Sie hielten ihn mit seinem mädchenhaften Erröthen und den verwundert aufgerissenen Augen für ein Wesen untergeordneter Natur, das nicht ernst zu nehmen sei. Sepp, der das wohl empfand, hüllte sich in seinen Bauerntrop und setzte den Reden und Fragen der jungen Leute ein unwirksames Kopfschütteln entgegen. Sie liehen ihn bald in Ruhe und gingen des Abends ihrer Wege, Sepp seinem Schicksal überlassend. Aus Angst, sich zu verlaufen, traute er sich nicht aus der Bähringerstraße heraus, — er wohnte in derselben, — und ging nun unablässig die Gasse auf und ab, nach einem Lädchen spähend, das ihm unansehnlich genug erschien, um es wagen zu dürfen, sich darin sein Abendbrod zu kaufen. Er lag immer schon lang im Bett und schlief, wenn die beiden Schlafkameraden lärmend und guter Dinge in die Stube gestürmt kamen. Ihr Schwagen und Lachen riß ihn aus dem Schlaf, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach den Lauten seiner Heimat preßte ihm das Herz zusammen, sobald er zu winseln begann, wie ein junger Hund, was sich allmählich zu einem verzweiflungsvollen Schluhen steigerte. Als kein Fragen, kein Kluchen und Schelten ihn zum Schweigen brachte, kamen die Brüder mit einander überein: „Er muh ‚Gau'e haben, damit er wenigstens weiß, warum er brüllt.“

Dies geschah, und Sepp dachte bei sich selbst: ‚Wär' ich wie die Cilli, dann lieh ich mir's nicht gefallen.“

Er selber aber machte keinen Versuch, sich gegen die wader Zuhauenden seiner Haut zu wehren.

In der Kunstgewerbe-Schule zeigte er sich dann freilich von einer anderen Seite; was sich die Genossen mit Mühe anzueignen suchten, das ging ihm alles wie spielend von der Hand. Allein die freundlichsten Ermunterungen, das beste Lob, das



Bauern-Deputation.

Nach dem Gemälde von Franz von Steigeger in München. — Siehe Seite 176.

ihm der Professor zu theil werden ließ, alles prallte an dem jungen Menschen ab. In ihm lebte nur ein Wunsch, eine Sehnsucht: so bald als möglich heim zu kommen. Und als er die ersten Anfänge der Zeichnkunst inne hatte und ein wenig mit den Farben umzugehen verstand, hielt er sein Ziel für erreicht, sagte seinem Menschen ein Wort, packte sein Bündelchen und fuhr nach Haus.

Aber der Mayer Fidel war nicht der Mann, die große Zukunft des Sohnes so leichten Kaufes aufzugeben; er brachte ihn wieder nach Karlsruhe zurück und verabschiedete sich von

Sepp mit der Versicherung: „Wenn Du wieder kommst, bring' ich Dich um!“

Der Professor nahm sich nun des jungen Menschen besonders an: „Es wäre schade,“ sagte er zu ihm, „wenn Sie Ihre Zeit nicht anstielten, denn was Sie bis heute gemacht, zeigt eine entschiedene Begabung für das Ornament. Sie fangen schon an, die verschiedenen Stilarten in ihrer Eigenart zu begreifen, wie ich aus Ihren Arbeiten ersehe. Nun braucht's noch, um Neues schaffen zu können, das Studium der Thier- und Pflanzenwelt, und ich hoffe, es lockt Sie doch mehr, ein

tüchtiger Zeichner zu werden, dem die ganze Welt offen steht, als auf Ihrem Schwarzwald zu sitzen und Schachteln anzumalen.“

Was den Sepp mehr lockte, erwies sich gleich in den nächsten Tagen, indem er abermals eine Flucht ins Werk setzte; er wurde jedoch bei seinem Vorhaben ertappt, und von nun an bewacht, wie ein Verbrecher. Er bekam nie mehr Geld in die Hand, als er für den Tag brauchte, und wenn seine Schlafkameraden des Abends oder am Sonntag ausgingen, mußten sie den trübseligen Schwarzwälder, weder zu ihrem, noch zu seinem Vergnügen, überall mit hinschleppen.

Sepp fügte sich anscheinend, und der Professor glaubte, schon gewonnen zu haben; denn der junge Mann zeigte sich in seinen Arbeiten so tüchtig, daß der Lehrer seine helle Freude an ihm haben mußte.

Es war an einem kühlen Frühlingssonntag; die Kinder kamen mit großen Büschen Palmenfäpchen aus dem Wald, in dem alle Vögel jubiliren.

Die Kameraden Sepps, ihren Schwarzwälder hinter sich, wollten durch den Wald zum Schützenhaus gehen. Sepp weigerte sich, mit ihnen einzufehren, und da sie wußten, daß er ohne Geld war, ließen sie ihn laufen. Er träumte von einer neuen Flucht, und wie sie ohne Mittel wohl zu bewerkstelligen sei. Auf dem Weg, parallel mit dem seinen, schritt ein langer Zug von jungen Mädchen, die zwei und zwei mit einander gingen, lustig plaudernd, mit Palmensträußen in den Händen. Einige der Mädchen trugen ländliche Trachten, und Sepp, der eben mit einem scheuen Blick nach der fröhlichen Schar um die Ecke biegen wollte, blieb plötzlich wie versteinert stehen. Träumte er denn, war er denn bei Verstand? Wandelte da nicht ein goldgesticktes Häubchen vor ihm her, so wie es die Frauen in seiner Heimat trugen, schwarzgründig, mit flatternden Bändern? Dem Sepp hatte es förmlich den Athem verlegt, er rannte über die Wiese, direct auf den Zug los, den Blick wie verzaubert auf das goldglänzende Häubchen gerichtet, stolperte über eine Baumwurzel und fiel auf die Nase. Einige der Mädchen wandten sich nach ihm um, ein Gelächter entstand, er richtete sich verlegen auf, — da, wer war's, der vor ihm stand und ihm beide Hände hinstrckte: „Sepp, Sepp, o, grüß Dich Gott!“

„Güß!“ schluchzte er auf und fiel ihr um den Hals; sie lachten und weinten und waren so fassungslos in ihrer Freude, daß der ganze Zug still stand und dem Schauspiel zusah.

Das Mädchen fand sich zuerst wieder, schnell schob sie den Sepp, der ihre Hand nicht freigeben wollte, von sich weg. „Geh' geh'!“ rieferte sie ihm zu, „das gehört sich nit, daß Du da nebe mir herläuffst!“

Aber dem Sepp fiel's nicht ein, das so unverhofft gefundene Stückchen Heimat so schnell wieder los zu lassen.

„Zeit wann bist denn hier?“ fragte er, das Mädchen mit einem seligen Lächeln anblickend.

„Im Jänner bin ich komme,“ gab sie rasch, um ihn los zu werden, zur Antwort. „Die Industrie-Lehrerin hat's im Sommer bei der Frau Großherzogin ausgewirkt, daß ich in Karlsruhe einen Industrie-Curs mitmache darf.“

„Und Du haltst's aus?“

„Versteht sich!“

„Ich sterb' vor Heimweh.“

„Schäm' Dich!“

„Kommt, mir lasse alles liegen und stehe und geh' heim.“

„Seiner Lebtage nit,“ fuhr sie auf, „was solle denn d' Leut' denke, wenn wir gerad' so dumm heimkomme, als wir gange sind! Und ich bit' Dich, jezt geh'! D' Aufseherin hat schon zweimal herg'schaut.“

Er machte jedoch keine Anstalten, und durch die Mädchenreihen ging ein leises Gesich. Cilli wußte sich nicht zu helfen. Er that ihr ja im Innern recht von Herzen leid, — sein Gesicht war so mager geworden, und wenn er sie mit seinen blauen, unbefriedlich kindlichen Augen ansah, war ihr gerade, als müße sie ihn wirklich und wahrhaftig bei der Hand nehmen und mit ihm laufen, laufen, bis sie in ihren Bergen ankamen. Aber dann, — ja dann waren sie beide nichts geworden, und die alte Armelei fing von vorne an. Nein, eins von ihnen mußte Muth haben und Standhaftigkeit, und das war sie!

Sie schluckte ein paar Mal, dann wandte sie dem Jugendgefährten ein völlig wüthendes Gesicht zu: „Auf der Stell' gehst Du weg! — Ich will nit von so einem Daps, wie Du einer bist, wisse, — und wenn Du ein bißle Ehrgefühl hast, so laßst mich jezt in Ruh!“

Völlig niedergedonnert blieb er stehen und starrte dem Zug nach. Daß die Jugendgefährtin, gleich nach dem sie gesprochen, unter heftigem Schluchzen ihren Weg fortsetzte, das konnte er freilich nicht sehen, sondern dachte nur das eine: „s Cilli mag mich nimmer, — s Cilli will her zu mir!“

Run war er ganz verloren, nun war alles aus! Er ging heim, packte unter Thränen seine paar Sachen in den urväterlichen Koffer und verfuhr sich damit in die Wohnung seines Professors. Der, ganz betroffen über das verstörte Aussehen des jungen Mannes, fragte theilnehmend, was ihm sei, und Sepp gab zur Antwort: „Der Vater ist g'storbe, ich muß heim.“

Das, hatte er sich in seinem Gram ausgedacht, müße wirken, und so war's in der That; der Professor gab ihm das nöthige Geld zur Heimreise, und Sepp fuhr davon.

Als er St. Blasien im Rücken hatte, und die Gebirge seiner Heimatberge sich vor ihm aufthaten, — da nahm sich der Bursche in seinem tiefsten Innern vor: „Mich soll niemand mehr von daheim fortbringen!“

Und er blieb fest, ließ den Vater schimpfen und keifen und nahm seinen alten Platz ein, hinter dem Haus, auf der Schnitzbank. Wenn er auch kein Berühmter geworden war, so viel wenigstens hatte er gelernt, daß er mit seinen eigenartigen Holzschneidereien mehr als das doppelte wie früher zu verdienen vermochte. Und wenn sein Vater jammerte: „Jezt könnt' der Kerl ein zweiter Franz Xaver Winterhalter sein und in dem gepriesenen Italien sitze, wo's immer warm sein soll“, — da dachte der Sepp: „Mein Heimatklüßle ist mir lieber, und wenn's noch so frisch von den Bergen weht.“

Aber ganz zufrieden war er darum doch nicht; es fehlte etwas in dem alten Haus, das Leben, die Bewegung, es war so langweilig.

Wenn die Lenze-Mutter des Abends ein wenig vors Haus, zu dem Burschen sah, fing er immer an: „Ihr müßet's Cilli nit so lang von daheim fort lasse, 's thut sei gut, glaubt mir! 's wird hochmüthig da drunte, wartet nur, bis es Euch auch anfahrt, wie's mich angefahren hat; geschämt hat sich's meiner, und drum ruhet's zurüd, ruhet's zurüd, Lenze-Mutter, bevor's der Hochmuthsdeufel ganz verderbt hat!“

„Ch au, ch au,“ jammerte die Frau, „wenn ich auch nit so dumme Finger hätt', ich thät ihm ja gern schreibe, 's soll heimkomme, aber mit dem Finger, was ich da zu mache?“

„De, Lenze-Mutter, das Schreibe besorg' ich Euch gern,“ bot sich der Sepp an, „Ihr brauchet darum nit bekümmert zu sein, das ist gleich geschche.“

Er ging ins Haus, und die Lenze-Mutter folgte ihm, ganz gerührt vor Dankbarkeit, sodas sie gleich mit Nadel und Faden

kam, um dem Burschen die aufgetrennte Naht seiner Weste am Rücken zusammen zu nähen. Dabei schrieb er, das heißt, er zeichnete mit einer seltenen Leichtigkeit ihr beiderseitiges Wohnhaus auf den Briefbogen hin, ganz wie es war, mit dem tiefen Dach, sich selber, wie er an der Schnitzbank saß, und unter der Thüre stand die behäbige Gestalt der Lenze-Mutter, wie sie, das Gesicht mit der Hand beschattend, die Wasse entlang lugte. Um das Bildchen herum zeichnete er, wie zum Abschluß, ein allerliebtes eigenartiges Ornament, dessen Mittelpunkt ein rothfarbened Herz bildete, das lichterloh brannte. Darunter standen die wenigen Worte

„Liebe Cilli!

Du sollst auf der Stell' heimkommen! Dieses will Deine Dich liebende Mutter und Dein Dich liebender Sepp.“

Wierzehn Tage später, an einem Sonntag, in der Früh, kam die Antwort. Die Lenze-Mutter öffnete das Schreiben und sagte zum Sepp, den sie nicht erst hatte herbeirufen müssen: „Geh', lies nur auch das nett Briefle; ich hab' so gar dumme Auge; wann ich nur 'was Geschriebenes seh', isch mir's gerad, als ob die Buchstabe Fangis miteinander spiele thäte.“ Schon die Anrede: „Liebe Mutter!“ ergriff ihr leicht gerührtes Herz, und sie ließ sich's nicht nehmen, während der ganzen Dauer des Briefes darauf los zu schluchzen, als erfahre sie daraus die traurigsten Dinge der Welt. Daß dem jedoch nicht so war, bewies der Gesichtsausdruck des Mayer Fidel, der auf den Strümpfen herbeigefächelten war und an der halbhoffenen Thüre lauschte.

Der Inhalt des Schreibens war folgender:

„Liebe Mutter!

Wie mich das schöne Bildlein gefreut hat, das der Sepp auf das Briefpapier gezeichnet, kann ich unmöglich mit Buchstaben ausdrücken, obwohl ich in Schön schreiben noch weiter hier gekommen bin, als in der Schul', wo ich bereits die Best' war. Allein, ich werde von hier nicht abreise, ehe ich nicht meinen Stud-Curs vollendet und die Kleidermacherei. Ich kann mir gratuliren, daß mich ein gültiges Geschick in Gestalt der Frau Großherzogin hieher befördert hat, denn nicht nur die Handarbeit, auch alle gute menschliche Eigenschaften werden mit ergogen, und ich habe schon viel zur Vollendung meines Charakters beigetragen. Denn besonders in der Schadenfroheit bin ich noch nicht über dem Graben, und ich muß noch etwas Bescheidenheit lernen, wie es mir unsere liebe Vorsteherin, Fräulein Bedent, sehr warm ans Herz gelegt. Aber einmal will ich es doch noch, bevor ich mich ganz verändert, sagen: Der Mayer Fidel soll sich nur auch bei der Nas nehmen; warum hat er immer so ein Gethu gehabt mit dem Sepp und mich meiner Lebtage veracht? Da hab ich's freilich gemacht, wie die Weib, die man zwinkt, und die Hörner geweiß, was mir jezt noch als eine wüßte Gewohnheit anhängt. Aber bis zum Juli hab ich's hoffentlich weg, sowie meinen anderen Fehler, und dann komme ich heim als geprüfte Silderin und Kleidermacherin. Ihre königliche Hoheit haben sich schon die Ehre gegeben, bei mir Bestellungen zu machen: Zwei Hauben und zwei Nieder, wofür ich mich gnädig bedankt habe. Der Sepp soll aber nicht meinen, daß es mir damals im Nordwald mit dem Daps Ernst gewesen; ich hätte ihn ja sonst nicht los gebracht. Aber wissen thu' ich jezt, daß er 'was kann, und ich nicht allein, denn wir alle im Curs, wenn wir noch so schön stiden können, wie's ans Musterfinden geht, sind wir oft meistens auf den Kopf gefallen. Darum auch war meine Freude groß über das schöne Ornament, das der Sepp um die Zeichnung gemacht hat, und ich habe es gleich durchgeprüft. Nur das Herz habe ich heraus, weil man sonst etwas meinen könnt. Alsdann habe ich es Fräulein Bedent aufrichtig gestanden, daß nicht ich das Muster erfunden, sondern der Sepp, da wir nicht nur erwerbungs-fähig, sondern auch tugendhaft aus dieser schönen Anstalt scheiden sollen. Es ist nur schad', daß der Mayer Fidel nicht auch ein Mädel ist und so einen Curs an seine Besserung wenden kann, denn dann müßte er seine Prahlerei klar einsehen und sich's gestehen, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Sepp ist, Gott sei Dank, kein Berühmter geworden, und ich dagegen habe mir auch schon etwas Achtung verdient, denn wenn der Sepp schöne Muster zeichnen kann, so kann ich sie stiden, und so Gott will, werden wir einstens wohlhabende Leut' und bleiben ewig zusammen bis an unser seliges End', wie ich es mir immer vorgenommen habe.

Eure unversehrliche Cilli.

Nachdruck verboten.

Die internationale Ausstellung für Amateur-Photographie in Berlin.

Von Paul von Szczepekowski in Berlin.

Siehe die Abbildungen auf Seite 169 und 172.



Der Sommer 1896 ist an Ausstellungen reich gewesen. Berlin, Budapest, Dresden, Nürnberg luden die Ausstellungs-Besucher. Aber eine internationale Ausstellung hatte nur Berlin aufzuweisen. Nicht draußen im schönen Treptower Park, sondern in dem imposantesten geschlossenen Raum der Hauptstadt, in der Wandelhalle des neuen Reichstagsgebäudes. Die Amateur-Photographen aller Länder können stolz auf diesen ersten Erfolg sein, den sie einheimsten, noch ehe die weitere Leffentlichkeit von ihren Ausstellungs-Gelüsten erfuhrt; müssen stolz darauf sein, daß ihnen dieser Raum für ihre Zwecke zur Verfügung gestellt wurde. Sie haben dies Entgegenkommen der Protection der Kaiserin Friedrich zu danken, die die erste Anregung für die Ausstellung gab und auch die Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, die sich sonst wohl der Beschaffung eines geeigneten Ausstellungsraumes entgegengestellt hätten. Eine übersichtliche Ausstellung von Photographien braucht viel Raum und viel Licht. Ueber beides verfügt die Wandelhalle des Reichstagsgebäudes in reichem Maße, und das reine Weiß, in dem sie gehalten ist, war der wirkungsvollste Ton für die ausgelegten

Blätter, denen man einen Hintergrund von braunen Stoffwänden gegeben hatte.

Einen zweiten großen Erfolg errangen die Amateur-Photographen, indem sie den Nachweis brachten, daß ihre Ausstellung berechtigt war, diesen schönen und bedeutungsvollen Raum in Anspruch zu nehmen. Die Ausstellung ging weit über den Rahmen dessen hinaus, was der Name versprach. Neben den Bildern der Amateur-Photographen, — eine Bezeichnung übrigens, die nicht gerade schön ist, — brachte sie eine klare Uebersicht der Anwendung der Photographie zu wissenschaftlichen und zu künstlerischen Zwecken. Sie diente also keineswegs nur einer Liebhaberei. Aber wichtiger als diese Ausdehnung über den von dem Namen angedeuteten Rahmen hinaus erscheint es, daß das, was die Amateur-Photographen selbst ausstellten, geeignet war, ganz neue Anschauungen über Amateur-Photographie zu begründen. Während bisher die allgemeine Meinung dahin ging, daß der photographische Apparat in den Händen der Dilettanten eine hübsche Spielerei sei, mit der man sich eine Erinnerung im Bilde festhält und, wenn man Geschmac hat, auch wohl ein an sich hübsches Bild herstellen kann, lieferte die Ausstellung den Beweis, daß der Amateur-Photograph nicht notwendig ein Künstler sein muß, damit ihm selbst die Sache Spaß mache, aber daß er ein Künstler sein kann, daß ihm dieser Apparat, der scheinbar die Natur nur copirt, Spielraum genug läßt, seine eigene Individualität zu betheiligen.

Natürlich sind auch diejenigen Bilder zahlreich genug auf der Ausstellung vertreten gewesen, die weiter nichts, als eine dem Verfertiger interessante Scene festhalten wollen. Wenn diese Scene auch für weitere Kreise interessant ist, so ist gewiß die Ausstellung auch solcher Augenblicksbilder berechtigt. Das sah man an den Bildern des Grafen Primoli, die künstlerische Ansprüche gar nicht machten, — übrigens eigentlich merkwürdig, da Graf Primoli-Naparte durch seine mit künstlerischem Geschmac aufgestellten reichen Kunstsammlungen fast allen Rom-Weißenden bekannt geworden ist. Als Photograph begnügt sich Graf Primoli, Augenblicksbilder festzuhalten, aber er sucht sich Scenen heraus, an denen das Interesse nicht mit dem Augenblick erlischt. So sind seine Moment-Bilder vom Besuch des deutschen Kaisers in Rom entstanden, die im Laufe der Jahre den Werth von historischen Documenten erhalten werden, — ein Stückchen Weltgeschichte in Bildern. Daß diese Art von Augenblicksbildern, die ihren Werth in erster Linie dem Stofflichen verdanken, auch künstlerischer aufgefaßt und ausgeführt sein können, zeigte eine sehr reichhaltige Collection von Aufnahmen aus dem letzten japanisch-chinesischen Kriege, japanische Soldaten auf dem Marsch, japanische Aerzte bei der Arbeit, chinesische Gefangene und andere Kriegsbilder, die uns hier mit absoluter Treue die Ereignisse weit drüben in Ostasien vergegenwärtigen. Auch eine Reihe von Augenblicksbildern von den Nordlandreisen des deutschen Kaisers gehören in diese übrigens sehr zahlreiche besidnete Kategorie. Ob von den letzteren alle für eine öffentliche Ausstellung geeignet waren und nicht einige besser, als zu intim, zurückgehalten worden wären, mag dahingestellt bleiben. Wunderlich genug ist es, daß es immer noch Leute giebt, die Liebig-Bilder, zum großen Theil künstlerisch ganz werthlose Postkarten-Ansichten und Briefmarken sammeln, während der Sammelmeister solcher photographischer Moment-Aufnahmen sich noch gar nicht angenommen hat. Und er könnte doch, wenn er es thäte, hier ein Material zusammenbringen, das von unermeßlichem zeit- und kulturgeschichtlichem Werth wäre.

Andere Amateur-Photographen befandeten wieder andere Special-Interessen, die nicht in erster Linie darauf gerichtet sind, ein künstlerisch wirkendes Bild zu erzielen. So fand man z. B. in der portugiesischen Ausstellung eine reiche Collection von Abbildungen portugiesischer Volkstrachten, die für die Kostümkunde so schätzbares Material enthielt, wie Susanna von Bergen's Völker-Typen aus Central-Amerika für die Völkerkunde.

Aber allgemeineres Interesse erregten sicher die Leistungen derjenigen Amateur-Photographen, die sich lediglich als Künstler fühlten. Man kann sie trennen, wie man die Maler trennt, in Landschaftler, Genre-Maler, Portrattisten und noch einige andere Specialisten; nicht wenige streben auch, wie die Maler, auf ganz verschiedenen Gebieten nach Vorbeeren. Ob ich mich mit meiner Beurtheilung im Einverständnis mit der preisvertheilenden Jury befinde, weiß ich nicht, da ich das Ergebnis der Preisvertheilung absichtlich nicht verfolgt habe. Das Urtheil derselben wird vielfach von sachmännischen Erwägungen dictirt, die nicht nur dem Bilde selbst, sondern auch der Art seiner Herstellung gelten, und es ist daher wohl berechtigt, auch wo es dem Laien unverständlich bleiben muß. In einem Punkt aber hoffe ich mich mit der Jury einverstanden: die stärkste künstlerische Ader pulst in den Wiener Amateur-Photographen, den reinsten künstlerischen Genuß bot die Gesamt-Ausstellung des Wiener Camera-Clubs. Wollte man hier einzelne Namen der Aussteller nennen, so thäte man den Nichtgenannten Unrecht; unter den ausgestellten Blättern war auch nicht ein unbedeutendes, wohl aber eine ganze Anzahl, die bisher noch nie gesehene Wirkungen mit dem photographischen Apparat erzielten. Zumal die Landschaft-Studien der Oesterreicher schienen mir ganz außer Vergleich zu stehen. Daneben zu nennen sind nur die Stimmungsbilder des Hauptmanns Böhmer in Oppeln, der die intimsten Reize der norddeutschen Landschaft so fein wiedergiebt, daß seine Bilder sich wohl mit denjenigen seiner in einer bevorzugten Natur schmelzenden Wiener Kollegen messen können. Einseitiger als die Oesterreicher zeigten sich die Belgier, die ich ihnen in ihrer Gesamtheit am nächsten stellen möchte. Sie sind durchweg Realisten vom reinsten Wasser, theilweise sogar bis an die Grenze des Naturalismus; aber innerhalb dieser begrenzten Kunstanschauung sind sie Meister. Die Ausstellungen des Wiener Camera-Clubs und der Belgier waren die beiden einzigen, die eine Gesamt-Physiognomie zeigten, sodas man sich verjucht fühlen könnte, von einer Wiener und von einer belgischen Schule der Amateur-Photographie zu sprechen, wie man von Malerschulen spricht.

In den Ausstellungen anderer Länder war der Eindruck einzelner Aussteller stärker, als der Gesamteindruck. Von den fesselndsten Bildern der natürlich am zahlreichsten besidneten deutschen Ausstellung habe ich die Aufnahmen des Hauptmanns Böhmer bereits erwähnt. Hauptmann Böhmer bevorzugt die Landschaft, zumal die Küstenlandschaft, mit discret behandelte, aber charakteristischer Stoffage. Unübertrefflich giebt er die

Nachdruck verboten.

Literarische Streifzüge.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

VIII.



as bedeutungsvollste Werk, das in diesem Ueberblick des jüngst Erschienenen verzeichnet werden muß, ist das Shakespeare-Lebensbild von Georg Brandes¹⁾.

Um den Niefenschatten des größten Dramatikers haben bisher viele Literar-Historiker mit heißem Bemühen gerungen. Erbitterte Feinden wurden in den letzten Jahren vornehmlich darüber ausge- tragen, ob wirklich der Schauspieler Shakespeare der Verfasser dieser Menschheits-Dramen gewesen ist, die heute noch so stark erschütternd wirken, wie einst, oder der Kanzler der Königin Elisabeth, Bacon. Das Für und Wider dieses verwickelten Gezänks hier kurzulegen, ist nicht der Ort. Brandes ist überzeugend für das Recht Shakespeares eingetreten. Die Spitz- findigkeiten des braven Edwin Vornmann, der vordem sich damit begnügte, in harmlosen „Bismarck-Bersen“ das Lob seiner sächsischen Heimat zu verkünden, der dann aber als Shakespeare- Gelehrter sich aufsthat und die Urheberchaft des Dichters zu Gunsten Bacon's bezweifelte, sind in die Winde zerstreut.

Brandes wollte diesen Dichter, dessen Werke uns so nahe stehen, die uns immer noch so herrlich wie am ersten Tage erscheinen, uns menschlich näher führen. Er wollte aus dem Dunkel, aus dem Schatten der Vergangenheit, aus Mythe und Ueberlieferung das reine Bild beschwören. Dies Bild rekonstruirte er aus den Werken. Er betrachtet die Dramen chronologisch und sieht in jedem den Niederschlag einer bestimmten Alters-Epoche des Dichters. Wir kosten den feurigen Jugendfrühling voll Seelen- und Sehnsuchts-Ueberdramatik im „Sommernacht's Traum“ und in dem hohen Lied der Liebe, in „Romeo und Julie“. Wir sehen die Welt und ihr Getriebe mit der reifen, ersten und versichtenden Augen des Mannes auf der Höhe des Lebens, der den „Fear“ und den „Hamlet“ schreibt. Wir schlürfen mit grausamem Besagen Enttäuschung und Menschenverachtung mit dem Verbitterten, der mit grim- migen Händen den „Coriolan“ und „Timon“ schafft. Und wir wandeln schließlich in der milden Winterzone eines beschaulich, wehmüthig lächelnden Lebensausgangs, einer Sonne, die über „Cymbeline“ und dem „Wintermärchen“ steht.

Brandes ist mehr Künstler als Gelehrter. Sein Künstler- thum, seine Freude an einem glänzend rekonstruirten Bilde hat ihn vielleicht veranlaßt, allzu sicher aus den Werken das Leben des Dichters raslos herauszuspüren. Es ist gut, neben dies plastische Wärmor-Denkmal den wissenschaftlich peinlichen Stich zu halten, den Aloys Brandl in seiner Monographie von Shakespeare gegeben. Vollgenuß aber gewährt die Künstlerkraft Brandes', wenn er mit wunderbarer Feinfühligkeit die Werke uns analysirt, ihre Geheimnisse mit feinstem Reize, mit leiser, zarter Hand entschleiern. Und Farbe und Stimmung ruhen über diesen Kapitelen. Da giebt es keine trodene, isolirte Betrachtung. Mit anschaulichster Plastik steigt der Schauplatz, der Boden, auf dem diese Dichtungen reifen, vor uns auf: das lustige Old- England der Queen Beth. Wir gehen mit den Kindern dieser Zeit durch die Straßen, wir sitzen mit ihnen im Globe-Theater vor den schwarz ausgeschlagenen Bühnen und wohnen der Premiere von „Julius Cäsar“ bei.

Die bedeutendsten Werke der erzählenden Literatur aus der letzten Zeit sind auch diesmal wieder Frauenbücher. Voran gehen diesmal Marie von Ebner-Eschenbach und Emil Marriot.

Die österreichische Baronin, ein feines, vornehmes Frauen- antlitz, mit den gütig milden Augen des abgeklärten, schauenden Alters, mit vornehmen schlanken, etwas blaffen Fingern. Alle Bewegungen sind maßvoll und ruhevoll, ein selbstverständlicher Adel, eine natürliche, selbstaufgelegte Gemessenheit liegt über diesen Gestalten. Hier ist alles gemäßig und gebämpft, fast bis zur Kühle. Und nur mit halber Stimme wird gesprochen. Diese aristokratische Alterskunst zeigt auch die neueste Novelle der Unermüdbaren: „Mittmeister Brand“²⁾. Die verhaltene Herzenswärme und die liebevolle Güte werden hier durch kein überflüssiges, weidliches Wort verrathen, aber sie leuchten aus der Gesichtste strahlend hervor.

Soll äußerer Knappheit und Herbheit ist die Gestalt des Mittmeisters, der gewöhnt ist, sich zu beherrschen und zu ver- zichten, der dabei einen so starken inneren Gefühlsreichtum in sich trägt. Sie gehört zu den besten Charakter-Schöpfungen dieser nicht alternden Dichterin. Wie wird hier alles auf die Anschaulichkeit des Wesens angelegt, das durch unendlich viel kleine Einzelzüge vor uns sich entwickelt. Und wie tastvoll und discret führt Marie Ebner schließlich ihren einsamen Brand in die Arme seiner Jugendliebe.

Die zweite Novelle dieses Bandes „Vertram Vogelweid“ skizzirt die Schicksale eines geplagten Schriftstellers, der vor seinem Veruh nicht entfliehen kann. Sie ist in etwas grellen Farben geschrieben, mehr eine Humoreske, als eine Charakter- Studie. Sie befremdet etwas in dem Reigen der Ebner'schen Werke.

Unso lieber nimmt man die soeben erschienene Neu-Ausgabe ihrer „Bozena“³⁾ in die Hand. Diese Geschichte der treuen Magd, das ist ein Lebens- und Charakter-Bild, so aus einem Guß, so wirklich heilskräftig, daß man die prächtige, urwüchsig- geist, die nach menschlichem Fehlen eine wahre Heldin wird, nicht wieder vergißt. Wie genießt man hier die Kunst der Ebner! So unscheinbar fast und bescheiden beschreibt sie, und wie entsteht, Zug um Zug, ein Meisterbild! Zugleich aber wird eine glänzende Charakteristik von Land und Leuten in Wäthern vor Achtundvierzig gegeben. Ganz beiläufig, manch- mal nur in einer parenthetischen Bemerkung, entschleiert sich das Denken und Fühlen ganzer Stände und Generationen. Da ist nichts konstruirt oder erlesen, alles entspringt warmer, liebevoller Beobachtung, innigem Versenken, Nachfühlen und Verstehen. Darum ward alles so goldbeht.

Ganz anders als das stille, vornehme Portrait der Frau von Ebner wirkt das Bild ihrer Landsmännin, der Emilie Kataja, die unter dem männlichen Pseudonym Emil Marriot schreibt.

¹⁾ Georg Brandes: William Shakespeare. München, Albert Langen, 1896. — ²⁾ Berlin, Verlag von Gebr. Paetel, 1896. — ³⁾ Ebd.

Diese Züge sind nicht voll Ruhe, sondern voll flackernder Leidenschaft; Haß und Verbitterung haben scharfe Linien in sie gegraben. Sie blickt mit mitleidlosen Augen in die Welt und sieht durch die trüglichen Schleier hindurch auf den schlimmen Grund der Dinge, und mitleidlos sind auch ihre Hände, mit denen sie das Geschaute kraftvoll und sicher gestaltet. Es ist eines ihrer stärksten Bücher, der Roman, der jetzt erschienen, „Seine Gottheit“⁴⁾. Sie schildert in ihm mit einer stahl- harten Konsequenz, mit Messerschärfe, wie ein Mann an dem Weibe, das er liebt, und das sich ihm entzieht, zum Mörder wird. Es ist Schicksalszug und Unerbittlichkeit in dem Buch, das unbezwingliche Walten geheimnisvoller Naturmächte, die im Menschen liegen, die wie wilde Thiere aus dem Schlafe erwachen, die vernichten und zerstören.

Neben diesen wohlbekannten und viel genannten Schrift- stellerinnen möchte ich bei dieser Gelegenheit auf einen dem weiteren Publicum noch fremden Namen hinweisen, auf den Namen der Schweizerin Nicarda Huch.

Sie ist eine interessante, gelehrte Frau. Ihr bedeutendstes Werk sind die „Erinnerungen Ludwig Ursleus des Jüngeren“ (Berlin, Verlag von Wilhelm Herz), ein Werk, an dem manche Unklarheit tadeln kann, dessen bewußte Rebellhaftigkeit ver- stimmt, und das doch als die Schöpfung einer eigenen originellen Persönlichkeit feiert.

Die Geschichte, das Glüd und Ende eines Patricier-Geschlechtes unserer Tage, werden im Chronisten-Ton eines Quattrocentisten erzählt. Der Athem der Größe, das Hochheitsvoll-Schicksals- schwere, findet einen gewaltigen Ausdruck, gleich machtvollstem Einmütheln in Marmorplatten.

Die Gedichte dieser Dame, unter dem Namen „Richard Hugo“ (Dresden u. Leipzig, Pierjon) herausgegeben, zeigen ebenfalls persönliche Eigenart: das bunte Lebens-Kaleidoskop, wie es die modernste Lyrik zeigt, changirt hier nicht in wech- selnden Farben; hier ertönen die dunkeln Abendklänge der Gedankenfindung. Doch verschwimmt sie nicht in blaffen Abstracten, sondern ist immer plastisch gestaltet. So bringt sie trostlos einjames Suchen im Bild der Nacht: „In langen Gewandes Falten schwannt traurig die Nacht vom Berge“ . . .

Auch im Drama hat sich Nicarda Huch versucht. Ihr „Eoos“ spielt in der Zeit der Renaissance. Hier aber hat ihre Stilströmungs-Lust das blühende Leben so überwuchert, daß nur Schemen und Schatten übrig bleiben.

An Gedanken-Dichtungen fehlt es in neuerer Zeit sehr. Man drängt mehr auf hinfallige, concrete Gestaltung des Lebens. So wandelt ziemlich einjam daher der „Fortunat“ von Julius Groffe⁵⁾. Es ist ein glücklicher Versuch, den alten, viel verdichteten Volksbuch-Stoff in neue Form zu gießen. Das Ueberwiegen des Reflexiven ist vorthellhaft vermieden. Frische Scenen im Volkston auf Plätzen, unter den Siebeln und Zinnen altdeutscher Bauten, geben Farbe und Stimmung.

Unter den modernen deutschen Autoren tritt ein viel- versprechendes neues Talent jetzt mit seinem ersten Buch hervor, Richard Bredebrüder⁶⁾. Seine Welt sind die bayrischen und die Tiroler Alpen. Und ihre Bewohner läßt dieser Dichter in einer so verblüffend echten Art in Sprache und Wesen vor uns aufstehen, daß dagegen mancher wohl Accredittirte, wie z. B. auch Kosegger, ziemlich blaß erscheint. In seinem Buch „Dörcher- pad“ schildert er Leben und Treiben der fahrenden Leute so anschaulich und getreu, daß man mit ihnen zu wandeln glaubt. Und das ist keine nur äußerliche slavische Naturnachahmung, es ist ein tiefes künstlerisches Nachfühlen. Bredebrüder hat den Menschen, die er nachschafft, ins Herz gesehen.

Zum Schluß seien Novellen-Bände von zwei der begab- testen jüngeren Autoren erwähnt: Reinheit von Wilhelm von Polenz und Leidenschaften von Georg Freiherrn von Ompteda⁷⁾.

Am besten sind in beiden Büchern die Stücke gelungen, in denen sich der Blick der Verfasser für die Ironien des Lebens zeigt. Bei der Behandlung solcher Stoffe greift Polenz, der sächsische Gutsbesitzer, der Verfasser des tiefsten „Büttner- bauer“, kräftiger, derbhatirischer zu. Ompteda ist freihändiger, spielender, grazioser. Polenz ist germanischer, Ompteda wandelt gern auf den Wegen der Franzosen.

⁴⁾ Berlin, Freund & Jaedel. — ⁵⁾ Wien, Verlag des deutschen Dichterheims 1896. — ⁶⁾ Berlin, Verlag der Romanwelt. — ⁷⁾ Berlin, Fontane & Co.

Nachdruck verboten.

Die Bibliothèque Nationale in Paris.

Von R. Schirmacher in Paris.



aris ist in allem, was Schulen, Hochschulen und Studien betrifft, reich ausgestattet und groß- müthig verwaltet. Der Elementar-Unterricht ist, wie bei uns, obligatorisch und umsonst; in den höheren Schulen wird, — wiederum wie bei uns, Lehrgeld gezahlt; die Universität hingegen ist völlig frei; der Staat besoldet die Professoren, und kein Student giebt auch nur einen Pfennig Collegien-Geld. Da nun Paris der Mittelpunkt für eine völlig kosmopolitische Studentenschaft ist, will das etwas bedeuten: wenn Frankreich wollte, könnte es auf diese Art glänzende Geschäfte machen, es verschrenkt aber seine Wissenschaft und begnügt sich mit dem Ruhm, freigebig zu sein.

Freigebig ist Paris auch mit seinen Bücherschätzen. Von den Volks-Bibliotheken abgesehen, die in jedem Stadtviertel er- stehen, giebt es etwa sechzehn große Bibliotheken, in denen jeder, der eine Auskünst sucht oder wissenschaftlich arbeiten will, theils mit, theils ohne Formalitäten Einlaß findet. Die Lesesäle, zu denen der Eintritt jedem freisteht, wie die Bibliothèque Mazarine, Sainte Geneviève, das Arsenal sehen hauptsächlich Bücher- liebhaber, Examen-Candidaten, junge Lehrerinnen, Abitu- rianten, alte Rentner und, — besonders im Winter, — eine ganze Schar solcher, die sich einfach wärmen kommen. In dieser Hinsicht ist der öffentliche Lesesaal der Bibliothèque Nationale, wo alljährlich 60,000 Leser aus- und eingehen, eine wahre Studie. Die hartgejottensten Strolche kommen, und



Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 22, II.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin und Wien, 15. November 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XXIII. Jahrg.

Vom Internationalen Frauen-Congress in Berlin.

Ungefähr hundert Vorträge und Berichte sind allein in den Haupt-Tagungen des großen Internationalen Frauen-Congresses gehalten worden, der vom 19. bis 25. September in der deutschen Reichshauptstadt tagte. Auf nicht weniger denn auf alle Gebiete des neuzeitlichen Frauenlebens, auf Forderungen für eine fast völlige Gleichstellung des Weibes mit dem Manne, wie auf das altangestammte Thätigkeitsfeld der Frau, die Armen- und Krankenpflege, auf die Frage der Mädchen-Gymnasien und des weiblichen Universitäts-Studiums, wie auf diejenige der „Reform-Tracht“ u. s. w., u. s. w. erstreckten sich die Verhandlungen. Das Comité, in dem Lina Morgenstern, Hanna Vieber-Böhm, Minna Cauer u. a. wirkten, folgte dem Grundsatze, ohne Ausnahme Vertreterinnen aller Richtungen zu Worte kommen zu lassen.

Es ist selbstverständlich, daß bei einem so unbegrenzten Programm auch mancherlei extreme Bestrebungen laut geworden sind. Mag man nun aber für oder wider dieselben stimmen, mag man ein principieller Gegner der Frauen-Congresse als solche sein, das eine kann jedenfalls niemand leugnen, daß unter der runden Summe von ungefähr tausend Rednerinnen und Zuhörerinnen, die sich hier versammelten, eine große Zahl von Frauen war, die der höchsten Anerkennung würdig ist, nicht nur um deswillen, was sie erreichen wollen, sondern um deswillen, was sie, bei eigener echter Weiblichkeit, sich an Verdiensten um das Wohl der Allgemeinheit und um das des weiblichen Geschlechtes insbesondere schon erworben haben. Neben der Oberbürgermeisterin, deren ernstes Gewand drei Kriegs-Erinnerungs-Medaillen zierten, sah man den interessanten Charakterkopf der Vorsteherin des Victoria-Lyceums, Laura Herrmann, sah man den Schupengel der Armen von London, Georgina Hill, sah man viele andere Frauen, die in strenger Geistesarbeit und bei verständigstem Nachhalten in ihren Anschauungen Thätiges, ja, Großes heute schon geleistet haben. Geht man von der Boransetzung aus, daß diese Frauen, von denen zwei der bedeutendsten nebenstehend im Bilde gebracht werden, ernst zu nehmen sind, so kann

man notwendigerweise auch dem Congresse selbst eine positive Bedeutung nicht absprechen.

Für den „Verein Frauenbildungs-Reform“, hielt Ottilie Baronesse von Bisram einen in Form und Inhalt gleich vortrefflichen Vortrag über „Das Mädchen-Gymnasium zu Karlsruhe“. In klarer überzeugender Weise leitete sie die Daten, die sie über das erfreuliche Gedeihen dieses Institutes gab, durch in ihrer Sachlichkeit unwiderlegliche Betrachtungen über die nachgerade ja wohl allgemein anerkannte Nothwendigkeit einer erweiterten Schulbildung für die Mädchenwelt unserer Tage ein. Die auch als Schriftstellerin hochbegabte Frau hat sich seit längeren Jahren als Vortragende an Damen-Lyceen auf das vorzüglichste bewährt und auf ausgedehnten Reisen in vier Welttheilen erste Studien über die sociale Lage der Frauen in den verschiedenen Ländern gemacht.



Ottilie Baronesse von Bisram.
Nach einer Photographie.



Frau Dr. med. C. Krajewska.
Nach einer Photographie von Carl Diezner, Berlin.

Genf errang sie zuerst den Titel eines Bachelors der Naturwissenschaften und später den eines Doctors der Medicin. Ihre Doctor-Dissertation wurde von der société des sciences mit einem Preise von 500 Francs gekrönt; im physiologischen Institut von Prof. Schiff wirkte die junge Frau nun zwei Jahre als Assistentin. Im Jahre 1893 eröffnete sie die Wiener Professoren Schauta, Krafft-Ebing und Monti zum Zwecke des Weiterstudiums ihre Klinik, und bald darauf sandte das Oesterreichische Ministerium sie als Kreisärztin nach Dohnja Tuzla in Bosnien. Die Bevölkerung der österreichischen Occupation-Länder ist bekanntlich fast durchweg mohammedanisch. Die Frau des Problems aber darf sich aus religiösen Gründen vor keinem fremden Manne entschleiern; sie ist auch, wenn es sich um Leben und Sterben handelt, gezwungen, auf die Hilfe des männlichen Arztes zu verzichten. Auf die Thatsache hin hat Oesterreich in Bosnien und in der Herzegowina mehrere weibliche Aerzte angestellt. Frau Dr. Krajewska besitzt Beamten-Charakter und trägt Beamten-Linien; die Regierung selbst besoldet sie. In den drei Jahren ihrer Praxis hat die verdienstreiche Frau 2245 Personen behandelt, von denen 1408 Frauen sind.

G. v. Hieres und Wittau.

Abis der Frauenwelt

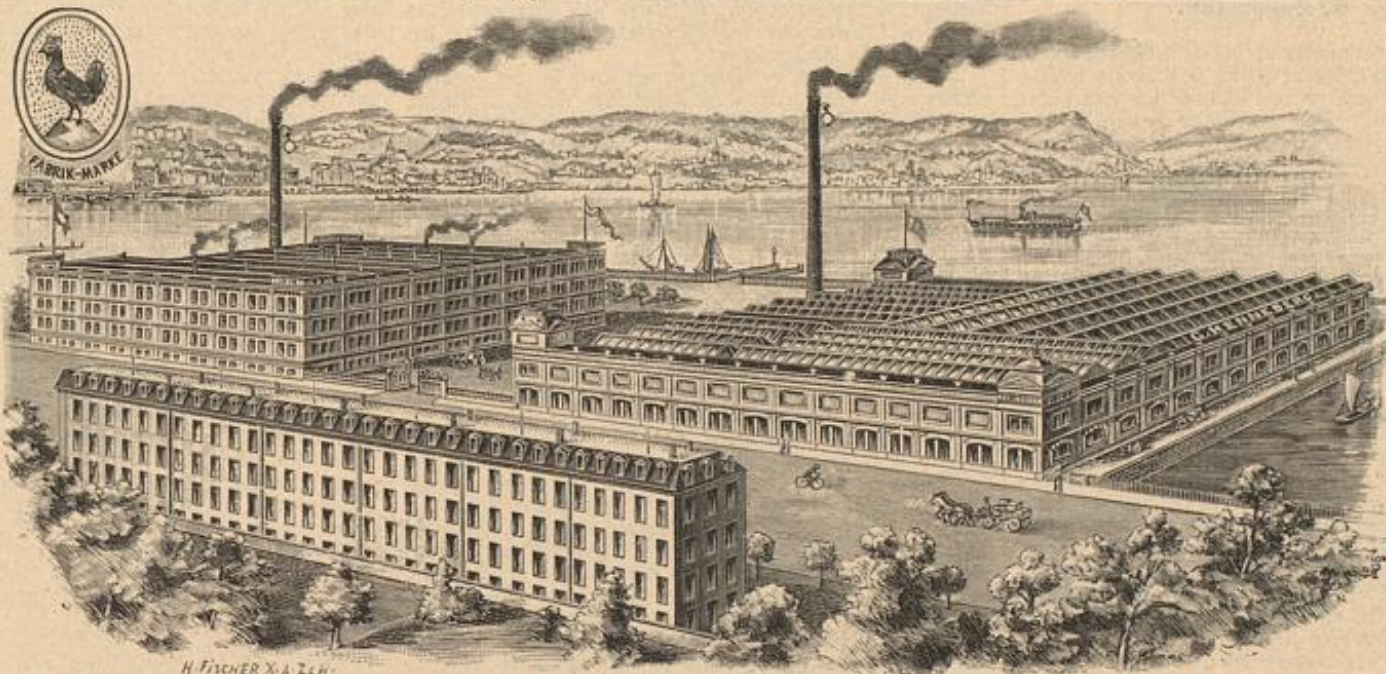
Berlin. — Besonders stark ist hier in diesem Semester der Andrang von Frauen aus den verschiedensten Nationen zum Universitäts-Studium. Trotzdem nur „Gastzuhörerinnen“ zugelassen werden, beläuft sich die Zahl der Anmeldungen bereits auf gegen vierzig. Am zahlreichsten sind die Amerikanerinnen vertreten; eine derselben hat bereits akademische Vorlesungen in ihrem Vaterlande gehalten.

— Prof. Hermann Grimm, der bekannte Kunsthistoriker, hat der Anzeige seiner Wintervorlesungen über Raphael folgenden Vermerk hinzugefügt: „Zuhörerinnen werden in diesem Semester nicht angenommen.“

— Im Laufe des Winters 1896/97 beabsichtigt der Zweigverein „Berlin“ des Vaterländischen Frauenvereins verschiedene Kurse für häusliche Gesundheits- und Krankenpflege, — Vorträge in Verbindung mit praktischen Uebungen, — abzuhalten. Die Kurse stehen Nichtmitgliedern wie Mitgliedern des Vereins frei. Der erste Kursus nahm seinen Anfang am 27. October; Anmeldungen für den zweiten, — vom 23. Februar bis 3. April währenden, wie für den dritten, sind zu richten an Herrn Dr. med. H. Weber, W. Rettelbeckstr. 17.

Bonn. — Von der Witwe des Musikdirectors Julius Langenbach ist eine Stiftung ins Leben gerufen worden, die den Zweck verfolgt, unbemittelten deutschen Musikwittwen und Musiklehrerinnen einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten. Drei Häuser, woselbst den Bedürftigen freie Aufnahme gewährt wird, und eine Baarsumme von 50000 Mark bilden den Grundstock der Stiftung. Durch Beitrittselder hofft man das Kapital auf eine den Kosten entsprechende Höhe zu bringen. Als Vertreterinnen der Stiftung, die von den ersten Musik-Pädagogen Deutschlands allen Musikbesessenen und Freunden warm empfohlen wird, haben sich in verschiedenen Städten Deutschlands Damen aus Künstler- und Privat-Kreisen vereint, u. a. die Königl. Kammerfängerin Frau Lilly Lehmann-Kalisch-Berlin, die Königl. Hofopern-Sängerin Charlotte Hubn-Dresden, und Frau Hofrath Müller-Hartung-Weimar.

Kassel. — Fräulein Auguste Förster, die jüngst von Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin durch die silberne Verdienst-Brosche am weißen Bande ausgezeichnete Inspectantin des Handarbeits-Unterrichts an den hiesigen Mädchenschulen, hat sich infolge mehrfacher Zuschriften und Anfragen seitens verschiedener Damen, Vorsteherinnen von Vereinen u. s. f. und auf Anregung des Vorstandes vom hiesigen Frauenverein veranlaßt gesehen, den ersten mehrwöchentlichen „Kursus behufs Einführung in gemeinnützige Frauenarbeit“ einzurichten. Theoretische und praktische Belehrung gehen hier Hand in Hand. Der Kursus umfaßt: 1. Wirtschaftslehre und häusliche Buchführung, 2. Gesundheitslehre, 3. Erziehungslehre (mit besonderer Berücksichtigung der betreffenden Einrichtungen), 4. Ernährungslehre, 5. Naturkunde (Wichtiges für das hauswirtschaftliche Leben aus Zoologie, Botanik, Chemie und Physik.) Endlich werden „Belehrungsabende“ eingerichtet, an denen die Organisation verschiedener Wohlfahrts-Anstalten besprochen



H. FISCHER N. A. Z. H.
G. Henneberg's Seiden-Fabriken, (K. u. K. Hofliefer.) Zürich.

Seide!

Schwarze, weisse u. farbige „Henneberg-Seide“ von 60 Pfg. bis Mk. 18.65

per Meter — glatt, gestreift, laviert, gemischt, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.).

Braut-Seide	von 95 Pfg. — 18.65	Seiden-Ballstoffe	von 60 Pfg. — 18.65
Seiden-Ripse	Mk. 1.85 — 13.45	Seiden-Surahs	„ Mk. 1.35 — 7.10
Seiden-Damaste	„ „ 1.35 — 18.65	Seiden-Taffete	„ „ 1.45 — 9.30
Seiden-Bastkleider p. Robe à	„ „ 13.80 — 68.50	Seiden-Grenadines	„ „ 1.35 — 11.65
Seiden-Foulards	„ 95 Pfg. — 5.85	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95 — 9.80
Seiden-Masken-Atlas	„ 60 „ — 3.15	Seiden-Faille française	„ „ 2.45 — 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 „ — 9.65	Seiden-Crêpe de Chine	„ „ 2.35 — 10.90

Durchschnittl. Lager: ca. zwei Millionen mètres.

Seiden-Armures, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, Louisine, Grisaille, Comtesse, Rhadames, Luxor, seidene Steppdecken und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Kupfer und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

auch meter- und robenweise an Private direkt!

porto- und steuerfrei ins Haus!

und die Damen zur Discussion angeregt werden sollen. — Anmeldungen nimmt die Vorfächerin entgegen.

Schwerin i. M. — Ein Meisterwerk der Smyrna-Teppichknüpferei soll der 4,40 m lange und 3,40 m breite Teppich sein, den die Schweriner Damen der Granz des Erbgroßherzogs von Oldenburg, Herzogin Elisabeth von Mecklenburg überreichten. Er zeigt das mecklenburgische Wappen in den Landesfarben (blau, gelb, roth) auf bordeauxfarbigem Grunde. Eine Bordüre umschließt ihn ringsum. Das Wappen, einschließlich der Krone, ist 1,50 m hoch und 1,30 m breit. Fleiß und Ausdauer der Damen, die an dem Teppich gearbeitet, sind staunenswerth, wenn man bedenkt, daß er in kaum zwölf Tagen fertig gestellt wurde. Der Teppich ist von 80 Damen in Streifen geflüpft worden, die von der Firma Schoen alsdann so künstlich zusammengestellt sind, daß die Gesamtwirkung in keiner Weise gehöhrt wird. Der Entwurf ist von dem Hof-Decorationsmaler von Decolowitz geliefert. Das Färben der Wolle zum Teppich hat viel Mühe gemacht, da es den Wappenfarben ganz genau angepaßt sein mußte. — 20 Damen überreichten der jungen Herzogin das Ehrengeschenk der Damen ihrer Heimatstadt.

Wien. — Die Erzherzogin Maria Theresia, Schwägerin des Kaisers Franz Joseph, nimmt einen hervorragenden Platz ein im Kreise der vielen fürstlichen Damen, die sich dem Radsporn widmen. Auch die Kronprinzessin Stephanie und ihr Töchterlein Elisabeth werden bald unter die fürstlichen Radlerinnen gezählt werden dürfen. Wie es heißt, wird im Laxenburger Schloße eine Jahrbahn errichtet, wofelbst die genannten Fürstinnen ihren Radfahr-Übungen obliegen werden.

Stockholm. — Vor kurzem wurde auf dem Grabe der hier auf dem neuen Kirchhofe ruhenden Frau Sonja Kowalewsky ein Denkmal errichtet. Die Verstorbene war bekanntlich seit 1884 Professor der Mathematik an der hiesigen Universität. Ihre Studien machte Frau Kowalewsky seiner Zeit in Heidelberg, Berlin und Göttingen, wofelbst sie die Doctor-Würde erlangt. Sie ist die Verfasserin mehrerer werthvoller, zum Theil deutsch geschriebener, wissenschaftlicher Werke und erhielt 1883 für eines derselben von der französischen Akademie der Wissenschaften einen Preis, den die Jury in Anbetracht der Vortrefflichkeit der Arbeit von 3000 auf 5000 Francs erhöhte. Weiteren Kreisen bekannt wurde die interessante Persönlichkeit durch die nach ihrem Tode von ihrer Freundin, Frau Edgren-Lessler, Herzogin von Cajanella, herausgegebene Biographie.



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Das tea-gown, von dem Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1207 (Große Ausgabe), die Gegenansicht giebt, bleibt ganz dem Charakter dieser bequemen Haus-Toilette treu und wird zugleich der Coquetterie gerecht, welche das erfinderrische Köpfchen der Pariserin gerade hier zu entfalten beliebt. An die spitzenüberlegte Jackenpasse treten vorn die losen Stofftheile, die im Rücken zu einer Watteau-Falte geordnet erscheinen. Schillernder Liberty-Sammet bietet das Material. Eine ganz aparte Composition ist der Kermel, — wir führen wohl nicht mit Unrecht seinen Ursprung auf die russischen Krönungs-Festlichkeiten zurück, die das Augenmerk auf den eigenartigen Reiz der altrussischen Hoftracht mit ihren charakteristischen Flügelärmeln richteten. Mit kleiner Variation giebt unser tea-gown diese Anregung wieder: dem modernen Keulenärmel, mit dicht gereihtem engen Bündchen, schließt sich,

oben eingekraust, der breite, edig geschnittene offene Theil an Stelle der langen Stalpe an. Eine schmale Spitzenrüsche vermittelt den Anlauf des abhebbenden Futterers. R. B.

Das aparte Directoire-Kostüm, — die Vorderansicht ist auf dem Umschlagbilde von Heft 21 abgebildet,



Tea-gown mit Watteau-Falte und Flügelärmeln. Vorderansicht zu Fig. 2 des farbigen Modenbildes, Pl. 1207 (Große Ausgabe).



Loose Jacke zum Directoire-Kostüm. Rückansicht zum Titelbilde des Heftes 21.

Keulenärmel wie Pafementerie-Grelots verzerrt. Auch der hohe, reich gestickte Stuart-Kragen zeigt, gleich dem mächtig weiten Keulenärmel, Krimmerstreifen am Rande. Apart wirkt dazu der flotte Chasseur-Hut mit Kuffenköpfe und Federbüschel, am Rande von zierlicher Gaze-Bandkränze begleitet.

Die verschiedenen Variationen, die der anspruchsvolle jugendliche Matrosenhut durchgemacht, gipfeln in der neuesten Modeform, die ihren bescheidenen Ursprung jedoch kaum mehr verrieth. Verblieben ist die gerade runde Krempe, aber der Kopf ist schornsteinartig enger gewachsen, mit einer leichten Schweißung nach innen, um nicht allzu ungraziös zu wirken. Bepel und Seidenfäz, noch eleganter Spiegelkamm in Schwarz oder Farblich, bilden das Material. Die Garnitur beschränkt sich bei diesen letzten Formen meist auf ein glatt umgelegtes schmales Band und auf gleiche Einfassung. Etwas reicher besteht dieselbe an dem Hut aus grünem Spiegelkamm in mehreren Reihen weichen schmalen Sammetbänder, dazu ein weißer Kieffeder- und Reiberbüschel, seitwärts gehalten von einer Kofette aus schrägem, doppelt gelegtem grünen Sammet, den gleichfalls weißes, schmales Sammetbändchen umrandet.

Neben den allgemein verbreiteten Modeformen sind für den erclustrierten Geschmack heutzutage einige besondere Neuschöpfungen vorhanden. Zu diesen gehört ein Mantel, den dunkel hangirendes Seidenfutter, große Perimeterknöpfe und schmalste wollene Jackenlappen ausstatten. Von

der glatten, zäsig geschnittenen Paffe fällt der Stoff lose herab; verdeckte Haken vermitteln vorn den Schluß; den aparten Chic geben die breiten Keubers mit aufgesetzten Knöpfen, der breit ausladende Tellerkragen und der Kermel, der schon als Vorkläufer der Frühjahrsmode zu betrachten sein dürfte. Der Kermel setzt sich zusammen aus der mächtig weiten Puffe, handbreit in schmale Säumchen gefaßt, und dem reichen, oben dicht eingereihten und leicht ausgerundeten weiten Faltenärmel.

Nicht minder originell wirkt der grüne Bepel-Hut, eine flotte Chasseur-Form mit sehr hohem engen Kopf, dem sich drei große, absteckende Straußfedern, unter leicht gewundenem Band angebracht, als Garnitur gesellen.

Das Tronfseau einer eleganten Wiener Blondine, ausschließlich in den Farben rosa und hellblau gehalten, zeigt neben allerliebsten Hausröschchen aus weiß-rosa und weiß-blau gemustertem Waffelstoff das besonders reizende Modell eines Régligé aus feinem Wollstoff. Glänzender weißer Taffet mit schwarzem Spitzenreißer, sowie weiche Applikations-Stiderei auf schwarzem Seiden-Muffelin bilden die reiche Garnitur; die weißen Kassei-Volants sind dicht pliffirt, an den Epaulette-Streifen sät sich ein ganz schmaler, gezogener Taffet-Volant. Die der Paffe in reichen Falten angelegte Hängerform kann durch ein zweimal umgebundenes, beliebig rückwärts oder vorn zur Schleiße geschlungenes Noire-Band anschließend gemacht werden.

Eigenartig und malefisch ist die Idee, einen in einfacher Empire- oder Hängerform gefertigten Schlafrock aus weichem Wollstoff durch ein echtes, orientalisches Jäckchen zu vervollständigen, das auf rothem Tuch-Bund die bekannten feinen und kunst-



Hut mit hohem Kopf.



Mantel mit Faltenärmeln. Chasseur-Hut aus Bepel.

vollen Nadel-Verzierungen mit goldfarbiger und etwas bunter Seide, zeigt, dazu Silberlilien und theilweise offene, geschnittene Kanten. Diese edsten Jäckchen, die zu jeder Art von Toilette Anwendung finden können,

Schoenfeld'sche Farben

von Professor C. Hausmann.

Der fortschreitende Naturalismus in der bildenden Kunst, der allen Eindrücken der äußeren Natur so nahe als möglich zu kommen sucht, hat auch in den Maltechniken eine wahre Revolution hervorgerufen. Man glaubte zu finden, daß die bisher verwandten Oelfarben, besonders bei pastosem Auftrag, wie ihn die schnelle Naturstudie der modernen Kunst erfordert, weder an Glanz, Leuchtkraft, noch an Haltbarkeit ihren Zweck erfüllten. Seltsames Spiel des Zufalls! Die alten Meister, deren Auffassung und Malweise von den jungen, den Seceffionisten, wie sie sich überall nennen, streng verpönt wird, mußten bezüglich ihrer Farben um Rath gefragt werden. Eingehendes Studium der Bilder, die sich Jahrhunderterte im selben Glanz und derselben Frische erhalten haben, ergab ein überraschendes Resultat. Von verschiedenen Seiten wurden neue Malverfahren auf den Markt gebracht, Tempera-, Kasein- und Petroleumfarben waren plötzlich modern und es erhob sich ein Krieg zwischen den verschiedenen Techniken, der heute noch nicht entschieden ist.

Der feste Pol in der Erscheinungen Flucht ist die Maler-Farben-, Maler- und Malutenfalten-Fabrik von Dr. Fr. Schoenfeld & Co. in Düsseldorf, die seit ihrer Gründung im Jahre 1842 stets die besten Farben auf den Markt brachte. Schöpfer der Firma ist der Vater der jetzigen Besitzer Herr Stephan Schoenfeld, der anfänglich in der Malerstadt den Verkauf von französischen und englischen Oelfarben betrieb, bis er in dem genannten Jahre zur Eigenfabrikation überging. Den Weg zum Weltruf beschritt aber erst der Sohn, der sich durch das Studium der Chemie zu der wissenschaftlichen Behandlung seiner Branche vorbildete. Heute sieht die anfänglich so bescheidene Fabrik auf einen mächtigen, imponirenden Häuserkomplex, dessen Bauwerke durch ihre kunstvollen Renaissanceformen als Muster eines guten Geschmacks gelten dürfen.

In diesen Räumen ist die Tradition der alten Meister erhalten geblieben, oder vielmehr wieder lebendig geworden, genau nach dem System dieser werden die Schoenfeld'schen Farben bereitet. Im Reibesaal arbeiten viele rüstige und gelbe Männer auf der Steinplatte mit dem Granitläufer. Was die Mühle nie kann, jeder Farbe ihre eigene Kraft abgeben zu lassen, das kann der denkende Mensch. Und wenn Rubens sagt, „Der Glanz und die Dauer meiner Bilder liegt in der Keule meines Keubers,“ so ist das ein Wort, das absolute Geltung hat und durch die unumstößliche Thatfache bewiesen wird. Die Firma Dr. Fr. Schoenfeld scheut die erheblichen Mehrkosten nicht, die ihr aus der Beschäftigung der Menschenkraft gegenüber der Dampfkraft erwachsen, dafür aber sind ihre

Farben auch berühmt in der ganzen Welt und ihr Absatzgebiet umfaßt ganz Deutschland, Oesterreich, die Niederlande, Italien, Spanien, Belgien und die Schweiz, den ganzen Orient, selbst in Frankreich und England, deren Malerfarben lange als die besten galten, werden diese als gleichwerthig verkauft. In Rußland, in Scandinavien, in Nord- und Südamerika, in Australien, Japan und den Südpolaren, überall wird mit Schoenfeld'schen Farben gemalt.

Wohin wir blicken, begegnen wir mit diesen Farben gemalten Bildern; die Dedengemälde im königlichen Schloß in Berlin, die Wandmalereien in den Rathhäusern Berlin, Erfurt, Münster, die letzten Wandgemälde der Berliner Ruhmeshalle, (die zuerst hergestellten Bilder in der Ruhmeshalle sind zum größten Theil mit Schoenfeld'schen Oelfarben gemalt), die Wandbilder des Landesdirektionsgebäudes in Danzig, sowie die in der Aula der Düsseldorfer Kunstakademie sind mit Schoenfeld'schen Kasein-Marmorfarben gemalt, einem der hervorragendsten und haltbarsten Präparate, die in der Maltechnik existiren.

Nicht nur die weite Verbreitung der Schoenfeld'schen Farben allein spricht für ihren Werth, sondern auch die Namen der Meister, die sich ihrer ausschließlich bedienen. Da leuchten vor allem die Namen der Brüder Andreas und Oswald Achenbach, dieser der glänzende Interpret der leuchtenden italienischen Landschaft, jener der Darsteller der ersten deutschen Natur und der grandiosen immer wechselnden See; Meister Andreas schrieb gelegentlich seines achtzigsten Geburtstages an die Firma Dr. Fr. Schoenfeld u. Co.: „Es gereicht mir zur großen Genugthuung, heute, nachdem ich mein 81. Lebensjahr angetreten habe, zu erklären, daß ich von Anfang meiner künstlerischen Thätigkeit an ausschließlich nur mit Schoenfeld'schen Farben gemalt habe und daß meine Bilder weder jemals gerissen, noch nachgedunkelt sind. Hiervon habe ich mich vor zehn Jahren, als zu meinem 70. Geburtstag eine Ausstellung von einer größeren Zahl meiner älteren und neueren Werke veranstaltet wurde, überzeugen können. Eine bessere Empfehlung kenne ich nicht. Düsseldorf, 20. Oktober 1895. A. Achenbach.“ Aehnlich äußert sich der Bruder, ähnlich der Meister der großen farbenreichen biblischen Kompositionen Eduard von Gebhardt, ähnlich der weitberühmte Kgl. Akademie-Direktor Professor Peter Hansen, dessen großartiges Bild „Die Worringer Schlacht“ ebenso wie die letzten Bilder von Gebhardt's mit Petroleumfarben dieser Firma gemalt sind.

Diese Petroleumfarben sind eine Entdeckung des Professors H. Ludwig in Rom, dem wir ein treffliches Handbuch über die Technik der Oelmalerei verdanken. Er hat nach fast zwanzigjähriger Arbeit diese ausgezeichnete Weise gefunden und Dr. Fr. Schoenfeld allein in die Geheimnisse der Fabrikation eingeweiht. Die nun entstandenen Farben erfreuen sich der Gunst einer Anzahl der trefflichsten Meister, worunter außer den genannten Düsseldorfer sich auch die Berliner Professoren Nülle, Gesellschaft, Hans Bude, Eugen Bracht und viele Andere befinden; sie sind etwas theurer als die gewöhnlichen Oelfarben, dafür aber reicher an Farbstoff im Verhältnis zum Bindemittel,

sie geben daher weit mehr aus, als die anderen. Wieder andere Künstler, die mehr der dekorativen Kunst zugewandt sind, aber die große Wandbilder zu malen haben, bedienen sich der Gerhardt'schen Casein-Marmorfarben, die infolge des Caseins, das mit dem Wandkalk zu einer festen Masse zusammentritt, eine absolute Wetterfestigkeit haben. Sie trocknen glanzlos auf und ermöglichen das mit ihnen gemalte Bild von jedem Standpunkt zu betrachten, dabei haben sie denselben Saft, Schmelz, Tiefe und Leuchtkraft wie alle anderen Farben. Sie werden wie die verbesserten Temperafarben Schoenfeld's mit Wasser verdünnt. Diese, nämlich die verbesserte Ei-Tempera, deren Bereitung einer nahezu zwanzigjährigen praktischen Erfahrung entspringen ist, entsprechen den weitgehendsten Anforderungen. Durch die Präparation des Eidotters ist der Charakter dieser Farbe dem der Oelfarbe genähert, sie bleibt aber doch eine Wasserfarbe und sind ihr daher alle Vortheile eines mit Wasser zu behandelnden Materials gewährt. Die Verwendbarkeit dieser Farbe ist die denkbar vielseitigste, denn sie eignet sich eben so wohl zu selbständiger Benutzung, als in Verbindung mit Oelfarben und Petroleumfarben, indem man sie nur zur Untermauerung benutz.

Damit sind wir in das Gebiet der Aquarellfarben gekommen, wo die Firma Dr. Fr. Schoenfeld geradezu Unerreichtes leistet. Schoenfeld'sche feuchte Wasserfarben in Tuben sind die handlichsten und technisch vollendetst gearbeiteten. Sie gestatten den weitesten Spielraum und lassen sich fast wie Gouache behandeln. Alle anderen Techniken, als Porzellan-, Gouache-, Emaille-, Photographie- und Bronzemalereien werden mit Farben aus der Schoenfeld'schen Fabrik versehen. Desgleichen finden wir in dem hochkünstlerisch ausgestatteten und außerordentlich reichen Hauptkataloge alle auch nur irgend denkbaren Gegenstände der Malkunst vertreten und zwar zu billigen Preisen. Da fehlt nicht die große Staffelei und nicht der feine zierliche Wardenpinsel in Gänsekiel. Da finden wir Malkasten, Studentkasten, Feldstaffeleien nach den bewährtesten von verschiedenen Künstlern entworfenen Systemen. Für den Dilettanten ist auch ein reiches, hochkünstlerisches Vorlagenmaterial beschafft, an dem er sich bilden kann und dem er zugleich die Motive zu entnehmen in der Lage ist, mit denen er die tausend Gegenstände zur Freude von Verwandten und Freunden schmücken kann. Auch diese Gegenstände sind zu haben. Kurz, es ist nichts vergesen. Und wie der Name Schoenfeld'sche Farben eine Ehrenbezeichnung auf dem Künstlermaterialienmarkt geworden ist, so sind auch sämtliche anderen Artikel in ihrer Vorzüglichkeit eine Norm für die Beurtheilung der gesamten Fabrikation.

Deutschland, das vor der Begründung und Erweiterung des Schoenfeld'schen Hauses in der Farbenfabrikation eine untergeordnete Rolle spielte, ist jetzt zu einer respektablen Macht auf dem Weltmarkt auch in dieser Branche geworden. Wir können stolz darauf sein, daß wir nun unsere Kunstwerke mit nationalen Mitteln schaffen können, die naturgemäß billiger sind, als die ausländischen.

ertragen die härtesten Strapazen; sie sind jedoch in geschickter Imitation ebenso modern. Um den Stil des Ganzen nicht zu beeinträchtigen, wurde als Hals- und Kermel-Garnitur an unserem Modell nur weicher Crêpe de Chine ohne jede Spitzenbeigabe gewählt. R. Br.

Paris. — Die letzten Moden-Erscheinungen ließen bereits eine



Schlafrock mit orientalischem gestickten Häkchen.



Négligé oder Hauskleid mit Fassen-Garnitur aus Applikations-Stickerei.

Wandlung in der Ausstattung des Kleiderrocks voraussehen. Durch tablierartige Einfüge, reichhaltige Garnitur am Rocksaum, mehrreihige, fast zu halber Rockhöhe aufsteigende Volants, machte sich das Bestreben geltend, eine weniger strenge Linienführung auch hier anzubahnen, dem fast traditionell gewordenen glatten weiten Glockenrock in seiner nüchternen Form der Absicht zu geben. Die dargestellte Besuchs- oder Färsühr-Thee-Toilette aus erdbeerfarbenem Tuch halbtzig bereits ganz der neuen Richtung. Sechs gezogene Volants, deren letzter und zugleich schmälster mit in den Rockbund gefaßt wird, decken rings, leicht übereinanderliegend, die nicht sehr weite gefeilte Grundform. Das Tablier markiren Pelz-Scharpes. Letztere, im Taillenschluß durch Sammetgürtel mit Strah-Schmalze gehalten, bilden die Fortsetzung des edig geschnittenen Viber-Pelztragens, der vorn reversartig den Spitzeneinsatz der Taille zu beiden Seiten begrenzt. Spangen aus lose zur Schleife gebundenem schmalen Sammetband in der Farbe des Pelzes legen sich über den Einsatz. Den engen Kermel mit kurzer Puffe zielt Vleckenbesatz, ein ziemlich breiter Volant aus dem Stoff des Kleides fällt über das Handgelenk. Beachtenswerth ist der Hut mit gezogenem

Kopf aus erdbeerfarbenem Tuch. Fond und Rand sind aus bräunlichem Sammet, ein Reisherzug bildet die seitliche Garnitur.

— Reizend ist ein kleines Theater-Hütchen, das ebenso gut zu einer hochgeleganten Biffiten-Toilette getragen werden kann. Ein winziges Ding in konischer Form, kaum größer als eine Handfläche, reich mit Goldstickerei bedeckt und rings von gezogenen farbigen Tüllkränzen dufsig umrandet, balancirt es auf der Höhe des Kopfes. Weiße Blüthen lugen hier und dort aus dem Kränzenkranz; Stoff-Rosetten als cache-peigne, dazu ein Paradiesvogel-Tuff, alles das zusammen ergibt ein Plüschchen von vornehmster Eleganz.

— Stillvoll umgibt den Hals der drahtgesteifte Engenotten-Kragen aus alten Spitzen, eine erwünschte Variante unter all den vielgefalteten bauschigen Hals-Garnituren, die man bisher mit Vorliebe trug. Hier bildet der glatte Kragen aus grünem Spiegelsammet zu dem farbig gestickten Kreppeneinsatz der Taille einen etwas kräftigen Halsabschluß; doch paßt derselbe gut zu dem gleichfarbigen Sammetmieder, das, vorn durch Strah-Knopfe geschlossen, hoch unter den Arm tritt; die gleiche Figur wiederholt sich im Rücken.

Der enge, ganz in schmale Falten ausgeführte Taffet-Kermel trägt über einem höchst bescheidenen Bausch pliffirte Epau-lettes aus Taffet; schmale Krepp-Pliffés fallen über die Hand.

Der Rock darf nach Belieben aus einfarbigem Taffet oder, wie hier, aus Damast in dem Farbenton des Sammets gewählt werden.

R. de G.

Einer Wiener Firma, den Vorkieferanten G. u. E. Spitzer, wurde auf Verwendung der russischen Kaiserin die Ehre zu theil, das Toiletten-Trouffseau der Prinzessin Helene von Montenegro, der Braut des italienischen Kronprinzen, herzustellen. Einfach vornehmer Geschmack und Rücksicht auf



Besuchs- oder Färsühr-Thee-Toilette.

die sehr schlank und hohe Gestalt der Prinzessin und ihre echt südlische Schönheit waren für die Zusammenstellung der reichen Ausstattung maßgebend. Das viel bewunderte Brautkleid aus mattweißem, schwerem Ducheffe-Atlas war nur am unteren Rande mit Silberstickerei und einer dichten Oran-geblüthen-Käpfe geziert; die darüberfallende, vier Meter lange Cour-Schleppe wurde auf ausdrücklichen Wunsch der Prinzessin Helene mit silbernen Margueriten gefickt, — eine Kuldbigung für ihre Schwiegermutter, die Königin Margherita, deren Lieblich die bescheidene Blume ist. Die Marguerite erscheint daher noch auf anderen Toiletten in legend einer sinnigen Weise angebracht.

Ihrer eigenen Spitzensammlung, in der die italienischen Spitzen-Techniken aller Zeiten vorzugsweise vertreten sind, entnahm Königin Margherita den Brautkleidern der Prinzessin Helene; es ist ein altvenetianischer Schleier, der der Katharina Cornaro gehört haben soll. Die Cour-Schleppe zum Brautkleide bestand aus Peau de soie mit weißem Pelz und weißheidenen Passementereien in abgelegten Ornamenten. In den italienischen National-Farben gehalten war die Braut-Robe, in der die Prinzessin in Rom feierlich einzuziehen sollte; grüner Sammet, mit weißen und rothen Blumen-Guirlanden reich geschmückt, bildete das Material. Einem pitaziengrünen Moiré velours-Kleid, dessen Tablier mit Gold und Perlen im Stil Louis XV. reich gefickt ist, und einer goldgelben Toilette mit reicher Silberstickerei haben die Wiener Damen den Preis der Eleganz zuerkannt; gerabegut märchenhaft wirkte ein weißes, mit gefakten Brillanten gesticktes Tüllkleid, durch welches lachsrothe Atlas schimmert. Größerer Prachtensaltung entspricht ein weißes Atlaskleid, mit rothem Kohn in künstlerischer Vollendung gemalt, dazu die Balltaille aus hochrothem Sammet. Das „Tea-gown“ für die intimen Nachmittags-Empfänge wurde aus einer seltenen, uralten National-Stickerei gefertigt, die als Ueberwurf auf eine rosa Brocat-Prinzeß-Robe fällt. Eine Pompadour-Brocat-Robe mit Relief-Applications-Stickereien, ein prachtvolles Cape aus schmecker weißer Gaijüre, mit Rosa unterlegt, ein zweiter Umhang aus Pelzstreifen und weißen Spitzen zusammengesetzt, wurden mit am meisten bewundert. Die Reife-Toilette aus marineblauem Tuch, mit gestickten schwarzen Passementerie-Porten und passender Ueberjade, und ein redbraunes Tüllkleid, mit echten, alten Spitzen, interessirten vor allem unter den Strahlenkleidern der Prinzessin. R. B.



Theater-Hütchen und -Taille mit gesticktem Kreppeneinsatz.

Lactophenin.

C. F. Voehringer & Söhne in Waldhof b. Mannheim.

So leicht, wie im Goethe'schen „Faust“ Mephisto es in seinem Gespräch mit dem Schüler darstellt, macht sich die moderne Medizin denn doch nicht; sie läßt nicht alles gehen, wie es der Natur gefällt, sondern müht sich, die Geheimnisse der Natur zu ergründen, um ihr Heilmittel abzugewinnen.

Die Heilmittel-Wissenschaft ist in steter Entwidlung und wie auf allen Gebieten des modernen Wissens macht sich auch auf diesem der Drang nach Vervollkommnung geltend. Das Bessere ist der Feind des Guten — und so sehen wir denn, wie in unserer Zeit Hand in Hand mit den erstaunlichen und erfolgreichen Bestrebungen der Hygiene und Biotik auch die Heilmittel, welche darauf abzielen, die Krankheit zum Stillstand zu bringen und die Empfindung gegen schmerzhaft Eingriffe herabzumindern, sich vermehren. Charakteristisch hierfür ist, was Medizinalrath Dr. Giesler hierüber in der Einleitung zu einer Abhandlung „Zur Typhustherapie“ erwähnt: „Ein Professor sagte mir einst, er prüfe die neuen Arzneimittel nicht gleich, er habe dann meistens gar nicht mehr nöthig, sie zu prüfen. Seitdem die Mittel gegen Fieberhitze, gegen Rheumatismus und Neuralgie wie die Pilze aus dem Boden schießen, giebt es wohl immer mehr Professoren und Aerzte, die ebenso denken und handeln. Daß dabei ein wirklich gutes Mittel zu Schaden kommt, glaube ich nicht, da das Gute sich immer wieder Bahn bricht.“

Dies Letztere trifft auch bei einem neuen Mittel zu, welches seit einiger Zeit durch die Firma C. F. Voehringer u. Söhne in den Handel kommt, bei dem Lactophenin, das, wie es scheint, dazu berufen ist, alle ähnlichen antipyretischen Mittel allgemach in den Schatten zu stellen.

Die Firma Voehringer hat mit ihren medizinischen Erzeugnissen ersichtlich eine glückliche Hand. In einem der nächsten Hefte werden wir auf ein weiteres äußerst erfolg- und segensreiches Mittel (Ferratin), das von dieser Firma verbreitet wird, hin-

weisen, in diesem Hest dürfen wir, gestützt auf sachmännische Urtheile, dem „Lactophenin“ eine glänzende Prognose stellen.

Die schmerzlinbernden und schlafbringenden Wirkungen des Lactophenin werden von allen Kompetenzen gebührend hervorgehoben. Dr. Landowski, „ancien interne à l'Hotel Dieu in Paris“ schreibt in den „Comptes rendus hebdomadaires des séances de la Société de Biologie“ u. A.: „Die Wirkung des Lactophenin ist eine mindestens ebenso rasche und ebenso energische als die des Antipyrin, es steht dem Phenacetin chemisch sehr nahe, ohne jedoch dessen Unzuverlässigkeiten zu besitzen. Neben der kräftig schmerzlinbernden Wirkung geht eine beruhigende und schlafherzeugende einher, welche bei einer Dosis von 1 Gr. eintritt.“

Dr. Landowski knüpft daran noch einige interessante Einzelbeobachtungen in Krankheitsfällen, in denen das Lactophenin wahre Wunder gethan, und schließt seine Betrachtungen mit der Bemerkung: „Das Medicament scheint berufen zu sein, neben das Phenacetin und ganz besonders neben das Antipyrin zu treten, dessen gute Eigenschaften es besitzt, vor welsch letzterem es aber den Vorzug hat, daß es selbst von jenen Kranken gut vertragen wird, welchen Antipyrin widersteht.“

Professor Dr. v. Jaksch in Prag beschäftigt sich speziell mit der Behandlung des Typhus abdominalis durch Lactophenin und berichtet von der heilkräftigen Wirkung dieses Mittels in schweren Typhusfällen. Sein Endurtheil ist: „das Lactophenin wirkt ungemein beruhigend auf die Typhuskranken. Die Delirien schwinden, das Sensorium wird frei und die Kranken erfreuen sich alle ohne Ausnahme eines subjektiven Wohlbefindens, wie ich es bis nun bei keiner anderen Behandlungsart des Typhus beobachtet habe. Auffallend ist, daß weiter bei allen sich sehr rasch Hungergefühl einstellte, ja, daß die meisten Fälle, sobald durch einige Tage Lactophenin verabreicht worden war, abgelaufen waren.“

In einem Sonderabdruck aus dem „Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte in Basel“ finden wir einen Artikel „Ueber die Wirkung des Lactophenin“ aus der Feder von Dr. A. Jaquet, in dem es u. A. heißt: „Unter den zahlreichen antipyretischen Mitteln, welche im Laufe des letzten Jahres untersucht und empfohlen worden sind, verdient wohl das Lactophenin am meisten Berücksichtigung zu werden.“ Und weiter schreibt derselbe Verfasser: „Lacto-

phenin ist ein angenehmes und zuverlässiges Antipyreticum, welches schon in Dosen von 0,5 g bis 0,7 g selbst beim hartnäckigen Erysipelsieber fast regelmäßig eine deutliche und anhaltende Herabsetzung der Temperatur bewirkt. — Der Hauptvorzug des Lactophenin liegt aber nicht in seinen antipyretischen Eigenschaften, sondern in der gleichzeitig mit der Antipyrese sich geltend machenden beruhigenden und hypnotischen Wirkung.“

Von interessanten Einzelfällen in Bezug auf die Heilwirkung des neuen Medicaments berichten Dr. Carl Sternberg, vom Wiener Allgemeinen Krankenhause, Frau Dr. G. v. Roth, aus der Prof. Reusser'schen Klinik, und Dr. Herm. Strauß aus Wiesen, von denen der letztere aus einer Erfahrung von 45 Fällen mit 900 Einzelbeobachtungen schreibt. Er vergleicht hierbei das neue Mittel mit den von früher bekannten wie Antifebrin, Phenacetin u. c. und kommt zu folgendem Resultat: „Die Inhalation ist schon längst begraben, das Antifebrin ist ein gefährliches Mittel und auch die neuesten Antipyretica, Pyrobin, Phenacetin, Phenocoll, Salipyrin sollen sich beim Typhus nicht sehr bewährt haben.“ Da nun gerade das Lactophenin in schweren Typhusfällen sich so außerordentlich bewährt hat, so ist es außer allem Zweifel, daß es den Höhepunkt der antipyretischen Mittel unserer Zeit bedeutet.

Hiermit stimmen auch die sorgsam vorbereiteten und auf Thatfachen fußenden Urtheile von 56 anderen Aerzten, die über die Wirkungen und Verwendbarkeit schreiben, überein. In diesen Urtheilen drücken sich die Erfahrungen in tausenden Einzelbeobachtungen aus und — facta loquuntur.

Die Kunde von einem so wichtigen Heilmittel zu verbreiten, daß sie in das Studierzimmer jeden Arztes und in jedes Krankenzimmer dringt, wird zu einer Nothwendigkeit, ja zu einem Verdienst. Es giebt Heilmittel, die trotz ihrer fremdsprachigen und dem Volksmund scheinbar nicht ganz geläufigen Benennung dem Volksbewußtsein vertraut geworden sind, wie die Dinge des täglichen Bedürfnis — sie sind Gemeingut des allgemeinen Verständnisses geworden. Jod, Karbol u. c. sind Beweise hierfür. Das neue Medicament Lactophenin ist zweifellos dazu berufen, die Reihe jener Begriffe in der Krankenpflege, die Jedermann kennt und werthschätzt, der Laie aus dem Bolke wie der Fachgelehrte, zu vermehren.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.

— Direkter Verkauf an Private. —

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

In Max Hesse's Verlag in Leipzig, Eisenburgerstraße 4, ist erschienen:

Katechismus der menschlichen Ernährung

von Dr. C. von Reichenberg.
Preis brosch. 2 Mk., gebunden 2.50 Mk.

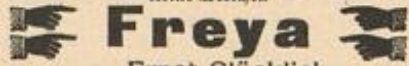
„Dem Niederrhein. Verein für öffentliche Gesundheitspflege“ wurde ich erlucht, über Ihren Katechismus der menschlichen Ernährung zu referieren und schatte ich mir, Ihnen auch direkt meine Freude über die vorzüglich gelungene Beantwortung der gestellten Fragen auszudrücken. Unter derartigen populären Büchern nimmt das Ihrige ohne Zweifel die erste Stelle ein u. s. w.“
Prof. Dr. med. H. Stupper in Bonn.

„Ich habe mit großem Vergnügen Ihr treffliches Buch über Ernährung von Anfang bis zu Ende gelesen und freue mich, darin durchweg Grundzüge vertreten zu finden, welche ich auch zu den meinigen gemacht habe.“
Prof. Dr. med. C. v. Noorden, Frankfurt a/M.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen, sowie direkt von
Max Hesse's Verlag in Leipzig.

Glückliche Braut

(möchte doch wohl jedes junge Mädchen werden!)
Dies Ziel bald und mit Sicherheit zu erreichen, lehrt das
keine Wertlos



Freya

von Ernst Glücklich.

Dasselbe ist reizend, geistig und dezent geschrieben, giebt vortreffliche Rathschläge für jede Lebenslage, um bald Braut u. glückliche junge Frau zu werden, und ist daher jeder jungen Dame nur warm zu empfehlen. Preis M. 1.20, Porto 20 Pf., auf Wunsch auch postlagernd.

Verlagshaus von A. Bosse, Berlin S.W. 47, Hagelsbergstr.



Haben Sie Kinder?

→ irgend welchen Alters → zu beschenken, denen Sie eine wirklich gute, unterhalt. u. nützliche Gabe bieten wollen, verlang. Sie unsern anerkannt grossart. ausgestatteten

WEIHNACHTSKATALOG

trabs. In den 5 Abteilungen finden Sie:
I Experimentierkasten, electr. Apparate.
II Gefährli. Dampfmaschinen, Lokomotiven, Schiffe, in unübertroffener Konstr., Nebenapparate u. Einzelteile zur Selbstanfertigung von Maschinen u. s. w.
III Optische Apparate aller Art, Guckkast., Zauberlaterna magica, Nebelbilder, Photogr. Appar. u. a. gefahrli. Physikal. Unterhalt.-Gaben f. d. Familie (Beschäftigungen, unterhalt. Spiele aller Art, mechan. bewegl. Gegenstände, Mal.-Zeichen.-Stückkasten, Turn- u. Spielgeräthe, Sammelutensilien u. s. w.)

Deutsche Lehrmittel-Anstalt
Franz Heinr. Klodt
Frankfurt a./M.

Für Kunstfreunde.

Unser neuer, vollständiger, reich illustrirter Katalog für 1897 über Tausende von Photographuren und Photographien nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft
Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Biel Vergnügen

Bereitet der Besitz eines photographischen Apparates, für Landbewohner auch guten Nebenverdienst. Wir liefern vorzähl. Apparate schon von 10 Mk. ab, mit denen Jeder nach beigem. Anleitung ohne Vorkenntnisse tadellos schöne Bilder fertigen kann. Führ. Preisbuch über photogr. Apparate, Utensilien etc. und Probebild 20 Pf. Prospect umsonst.
Burckhardt & Diener, Hohenstein No. 92, Seidisen.

Musikinstrumente



Prächtige Geschenke für den Weihnachtstisch!
Violinen, Bratschen, Celli, Contrabässe, Flöten, Clarinetten, Oboen, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Gitarren, Mandolinen, Pianinos, Harmoniums, Drehpianos, Symphonions, Orphonions, Musikautomaten, Intona- und Phönix-Drehorgel, Aristons, Piano-Melodico, Harpophons, Manopans, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Notronoms, Notenspulter, allerbeste Saiten, Noten zu allen Instrumenten.

Jul. Heinr. Zimmermann,
Fabrik u. Export, Leipzig.
Neue illustrirte Preisliste gratis!

Recensionen.

Der Katechismus der menschlichen Ernährung von Dr. C. von Reichenberg Max Hesse's Verlag, Leipzig, Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 2.50, ist ein Familienbuch im wahren Sinne des Wortes, das darüber belehren will, wie man sich und die Seinen, je nach Alter, Beruf und Lebensverhältnissen, gut und doch auch billig ernähret. Es wendet sich an Jedermann, an arm und reich, an jung und alt, an Gesunde und Kranke, an Jungfrauen und Eheleute, ist allgemein verständlich geschrieben und ist allen Hausfrauen, welche die Keimzelle der Ernährung, die der Kochkunst Zweck und Richtung giebt und ihr geistiges Leben verleiht, als den wichtigsten Theil ihres Berufes ansehen, bestens zu empfehlen. Ueber den Inhalt des Buches geben die Capitälüberschriften am besten Auskunft. 1. Was nützt uns eine Ernährungslehre? — 2. Was ist in unserer Nahrung enthalten? — 3. Was wird aus den Speisen in unserem Körper? — 4. Warum müssen wir essen? — 5. Wieviel müssen wir essen? — 6. Welchen Werth haben die verschiedenen Nahrungsmittel für unsere Ernährung? — 7. Worum muß sich die Kost schmecken? — 8. Was ist gute und kräftige Kost? — 9. Ist Fleisch zur Nahrung unentbehrlich? — 10. Wie sind Kinder in ihrem ersten Lebensjahr zu ernähren? — 11. Wie sind Kinder von dem zweiten bis sechsten Jahre zu ernähren? — 12. Wie sind die Säuglinge zu ernähren? — 13. Wie sind schwächliche, magere Menschen zu ernähren? — 14. Wie ist Heberernährung zu behandeln? — 15. Wie ist der Niererkranke zu ernähren? — 16. Wie nähert man sich gut und billig? — Schlusswort. — Das Büchlein giebt nicht am Scherzhaftigsten, sondern praktisch erprobte und praktisch brauchbare Rathschläge. Druck und Papier ist schön, der Preis mäßig, es kann somit bestens empfohlen werden.

Schillers Frauengestalten von Julius Burggraf. Feb. 3 Mk., geb. 6 Mk. Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. Auf Grund eingehender Quellenstudien behandelt der Verfasser hier ein Thema, das, so groß die Schillerliteratur auch bereits ist, bis dahin weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin eine Bearbeitung gefunden hat. Er stellt zunächst das Leben des Dichters, das in seinem gewaltigen Reichthum und in seiner ganzen Charakterlichkeit an dem Auge des Lesers vorüberzieht, unter die Beleuchtung der Frage, welchen Einfluß das weibliche Element auf sein Denken und Dichten ausgeübt hat. Aus der großen Zahl der Frauencharakteristiken heben sich durch Gründlichkeit der Besprechung und Eigenartigkeit der Beurteilung besonders hervor die Lebensbilder der Mutter des Dichters, seiner Schwester Christophine, der Frau von Kall, seiner Schwägerin Karoline von Wolzogen und vor allem seiner Erlebten und späteren Gattin Lotte von Kengenfeld. Burggraf vertritt in seinem Buche die Ansicht, daß eine ganze Reihe der weiblichen Gestalten in Schillers Balladen und Dramen, vorzüglich die Jungfrau von Orleans, poetische Abpiegelungen von Eindrücken seines Lebens sind, daß zwischen den Frauen, die er kannte und liebte, und denen, die er gebildet hat, ein unverkennbarer Zusammenhang besteht. Die Ausstattung des Buches ist sehr geistig und der Einband sehr reich. Wir empfehlen das Burggraf'sche Buch aufs Wärmste als hochinteressante Lektüre für jeden Gebildeten.

Jugend, Münchener illustrierte Wochen-schrift für Kunst und Leben. G. Hirth's Verlag in München und Leipzig. Das Gute an dieser Wochen-schrift ist, daß sie sich kein Programm in trivialen Sinne gesetzt hat. Jugend ist Gesundheit, Freiheit, Glück, Fröhlichkeit; Jugend ist das sorglose Leben; Jugend ist das kühne Herz und das glänzende Auge; Jugend ist Mut und Kraft; Jugend ist der geborene Feind aller Regeln, aller Conventionalität; Jugend ist Leben. Es giebt kein besseres Mittel gegen das Alterwerden und das Philistwerden, als Jugend. Sie dokumentirt sich durchaus nicht immer in blondem und dunklem Haar oder felslosen Zügen, sondern sie wohnt in beweglichen Herzen, in Bergen, die das muntere Pochen, das Glähen und Glanzen nicht verlieren können, so all sie auch werden. Schon dargelegt wird in dieser Zeitschrift der Reichthum des Gewollten und Gebotenen angedeutet durch die immer wechselnden farbigen Umschlagbilder, unter denen sich prächtige Creffter befinden. Nicht minder abwechslungsreich ist der Text: Stimmungssylf und Epigrammatisches, Erzählungen, Plaudereien, Aphorismen finden sich in bunter Reihe zusammen. Die Zahl der Mitarbeiter auf beiden Gebieten — dem zeichnerischen wie dem textlichen — ist so groß, die Eigenart der Einzelnen so verschieden und oft so neuartig, daß es wohl nicht möglich ist, hier in diesem knappen Raum die „herorragendsten Namen“ anzuzählen. Es begreifen uns eben Namen aus allen Lagern, weil diese Zeitschrift es sich zum Prinzip gemacht hat, Alles zu Worte kommen zu lassen, was gut und frisch ist. Daß neben dem Guten, was die „Jugend“ ihren Lesern vorsetzt, sich auch Leistungen von gemächtem, schablonenhaftem Modernismus finden, daß man allerlei Durchschnittsmaare, besonders poetischer Art, in den Kauf nehmen muß, daß kann bei der Natur eines periodischen Blattes dem Herausgeber nicht zum Tadel gerechnen. Der Preis ist vierteljährlich M. 3.—.

Die V. Auflage von Simons Lehrbuch: Das Gesicht und seine Pflege, welche in Höhe von 10,000 Exemplaren erschienen war, ist noch kaum vor Jahresfrist wieder vergriffen. Die VI. Auflage ist abermals bedeutend erweitert und erscheint unter dem Titel: Lehrbuch der Hygienischen Gesichtspflege und Schönheitspflege unter besonderer Berücksichtigung der Gesichtsmassage. Herausgegeben ist die neue Auflage in der Medizinischen Abtheilung des Institutes, welche bekanntlich unter der Leitung eines praktischen Arztes steht. Wie wir erfahren, ist die Firma Heine, Simons abermals genöthigt ihre Localitäten zu vergrößern und verlegt daher das Gesichtsmassage Institut und theilweise auch die Verkaufsräume am 1. November nach Neue Promenade 8 (vis-a-vis dem Bahnhofs Börse). Die Verkaufsstelle Potsdamerstraße 20 bleibt ebenfalls bestehen.

Einladung zum Abonnement auf die



MÜNCHENER ILLUSTRIRTE WOCHENSCHRIFT FÜR KUNST UND LEBEN.

Herausgeber:
GEORG HIRTH.
Redaktion:
FR. v. OSTINI.
Quartalpreis 3 Mark.
Die Nummer 30 Pfg.

Jede Nummer mit neuem farbigen Titelbild. Durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsgeneratoren zu beziehen. Zu finden in allen Hotels, Restaurants, Cafés, Lesezirkeln und auf allen Bahnhöfen. Derzeitige Verbreitung über 82,000. — Probenummern kostenfrei.

G. HIRTH'S Kunstverlag in München.

Für Monat Dezember

werden in allen Postanstalten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Abonnements entgegen genommen auf das

Berliner Tageblatt

— und vollständige Handels-Zeitung —

mit Effekten-Verloofungsliste nebst seinen 5 werthvollen Separat-Beilagen; dem illust. Wochblatt „ULK“, dem illustirten belletr. Sonntagsblatt der „Deutschen Lesehalle“, dem feuilletonistischen Beiblatt „Der Zeitgeist“, der „Technischen Rundschau“ und den „Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft“, zum Preise von nur

— 1 Mark 75 Pf. —

Alle neu hinzutretenden Abonnenten erhalten den bis 1. Dezember bereits abgedruckten Theil des neuesten Wortes von

Adolf Wilbrandt „Schleichendes Gift“.

Dieser fesselnde Roman des als Erzähler besonders geschätzten Dichters bietet interessante Einblicke in das Leben und Treiben der höheren und einflussreichen Gesellschaftskreise Wiens und wird als ein Spiegelbild der Wirklichkeit ungewöhnlich berechtigtes Aufsehen erregen.

Die Reiseberichte von Eugen Wolf

dessen Korrespondenzen aus dem Innern Afrikas und Madagaskars das regste Interesse hervorgerufen haben, werden demnächst fortgesetzt.
Diese Artikel erscheinen ausschließlich im „Berliner Tageblatt“.

Weihnachts-Katalog

versendet ihren Weihnachts-Katalog über

Leipziger Lehrmittel-Anstalt

Dampf-elektrische und mechanische Maschinen, Eisenbahnen u. Schiffe, Turn- u. Spielgeräthe, Mal- u. Tuschkasten, Holzgegenstände zum Bemalen, Spritzen u. Brennen, Tischler, Laubsäge, Kerbschnitt u. Buchdruck, Werkzeugkasten, Skulpturen, Laterna magica u. photographische Apparate, Naturalien-Sammlungen, unterhaltende u. belehrende Spiele in reicher Auswahl für Jung u. Alt gratis und franco.

Schulstr. 12 LEIPZIG

von Dr. Oskar Schneider.

Schulstr. 12 LEIPZIG

Pflege Dein Antlitz!



Man lese Simons Lehrbuch der Hygienischen Gesichtspflege (Schönheitspflege) VI. Auflage. Herausgegeben in der medizinischen Abtheilung des Institutes für Gesichtsmassage und Hautpflege, welche unter Leitung eines practischen Arztes steht. Jedes Gesicht wird unbedingt schöner und jugendlicher.

Höchste Anerkennungen! Wunderbare Erfolge!
I. Theil: Frauenaussage, II. Theil: Männeraussage. Preis à M. 1.20 franco (auch Briefmarken).

In einem Jahre über 12,000 Exemplare verkauft.
Patente auf Gesichtsmassage-Apparate in allen Culturstaaten. Prospekte deutsch, englisch und französisch, gratis.

Heinr. Simons, Institut für Gesichtsmassage und Hautpflege.

Fabrik feiner Toilette-Artikel.
Berlin C., Neue Promenade 8.
Filiale: Potsdamerstr. 20.
Brüssel, Rue de Ligne 48. Wien, Währing, Weinhäuserstr. 6a. München, Dienenstr. 30. Hannover, Augustenstr. 2. Frankfurt a. Od., Brückthorstr. 1. Altona u. Elbe, Allee 46. Helsingfors, Andreassstr. 29. Brooklyn-New-York, 1245. Broadway.

Brand-, Herbschnitt- und Gobelin-Malerei.

Gegenstände für Brennaparate.
Maßr. Preisliste gegen 50 Pf. in Briefm. Bei Bestellung von 6.— Mk. an wird der Betrag zurückvergütet.
Gustav Störig, Braunschweig.

MK MAX KRAUSE, BERLIN S.W.

Papier - Ausstattungen bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die MK-Marke.
MK MK MK MK MK



Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Farbige Vorlagen zu häuslichen Kunstwerken. Nr. 6. — Füllungen und Vorten für Kästen, Wappen, Dosen u. s. w. Bemalter Kerbschnitt. — Mit der dem heutigen Hefte beiliegenden farbigen Tafel bietet sich eine Anzahl Vorlagen zu verschiedenster Verwendung. Die erste derselben, eine nicht in ganzer Größe dar-



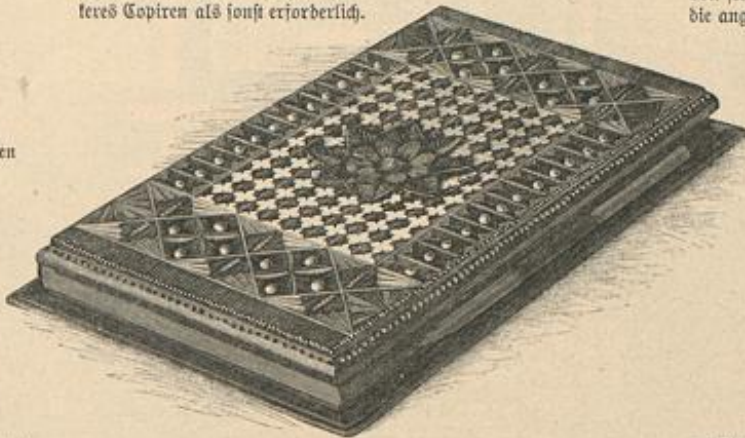
Dose. Schwedischer Kerbschnitt mit Bemalung. Siehe die dem Hefte beiliegende „Farbige Vorlage zu häuslichen Kunstwerken, Nr. 6.“

stellte Platte, ist als Deckel für einen Bloc gedacht, wie ihn nebenstehende Darstellung zeigt; sie kann aber ebenso wohl als Füllung eines Schränkchens oder als Deckel eines Kastens dienen, dessen Wände dann als Verzierung die breite Vorte, oder, bei größerer Höhe, beide Vorten über einander gestellt erhalten. — Das zweite farbige Muster ist dem Deckel einer zierlichen Schmutztruhe entnommen, deren Seitenflächen die gleichfalls auf der Tafel befindliche Vorte einnimmt. Aus dem Mittelstück des Deckels läßt sich durch einfaches Aneinanderfügen eine wirkungsvolle breite Füllung, und aus dem Mittelstreifen der Vorte ein hübscher Flein gewinnen. Sehr wirkungsvoll ist auch die zweite Vorte, von der nur ein Musterzug dargestellt ist. Die gleiche Breite dieser beiden Vorten gestattet eine gleich-

zeitige Anwendung durch Abwechseln der Kofetten. Die kleine Schmutztruhe mißt zu 15 1/2 cm Länge 8 cm Höhe, davon entfallen 2 1/2 auf den gewölbten Deckel. — Schwedischen Ursprungs ist die 6 cm hohe, braun gebeizte Dose, deren runde Deckelfläche die letzte Abbildung der Tafel naturgroß wiedergibt. — Je nachdem man weißes Holz oder Birnbaumholz für den Kerbschnitt verwendet, ist die Arbeit vor dem Bemalen zu beizen. Zur Bemalung dienen Aquarell-, Oel- oder Email-Farben und Goldbronze; die Aquarell-Farbe schäpft man durch einen Ueberzug aus Firnis. — Die „Farbigen Vorlagen“ sind auch einzeln, gegen Einfindung von 40 Pf. zu beziehen. E. F.

Photographisches Abziehpapier.

Eine neue Erfindung der rühmlich bekannten Firma Ed. Liesegang in Düsseldorf, das Abziehpapier, wird nicht nur die Berufs-Photographen, sondern auch die zahlreichen Amateure auf diesem Gebiet interessieren. Wenn erstere namentlich die Eigenthümlichkeit des Papiers schätzen werden, von jeder verunglückten, überexponirten, ja selbst verschleierte Platte noch ein brauchbares, kräftiges und klares Negativ zu erhalten, so wird für den Liebhaber wohl mehr ins Gewicht fallen, daß Liesegang's Abziehpapier die Möglichkeit bietet, die darauf photographirten Bilder auf Glas, Porzellan, Holz, Muscheln u. s. w. zu übertragen. Das Verfahren ist so einfach, daß jeder, der nur einige Vorkenntnisse im Photographiren besitzt, reizvolle durchsichtige Bilder, — Diapositive und Laternenbilder, — Uebertragungen auf Porzellan und Muscheln leicht herstellen kann. Man behandelt dies auscopirende Chlor Silber-Papier wie jedes andere Papier, muß es also auch trocken in der Original-Verpackung aufbewahren; doch ist, wenn das Bild später in der Durchsicht betrachtet werden soll, ein scharfes Copiren als sonst erforderlich.



Bloc. Bemalter Kerbschnitt. Siehe die dem Hefte beiliegende „Farbige Vorlage zu häuslichen Kunstwerken, Nr. 6.“

Zum Zonen kann man jedes gute bewährte Goldbad benutzen; am einfachsten aber ist ein Ton-Fixirbad, das in folgender Weise bereitet wird: Man löst 1 gr Chlorgold in 100 echem Wasser auf und mischt in einer anderen Flasche 100 gr unter schweflig-saures Natron mit 1 l Wasser. Nachdem man beide Lösungen gemischt hat, läßt man die Flüssigkeit zwei Tage stehen und legt dann den Abdruck, wie er aus dem Copir-Rahmen kommt, hinein. Wenn er die gewünschte Tönung erhalten hat, wird gründlich gewaschen.

In Bezug auf das Abziehen auf eine Glasplatte ist folgendes zu beachten: Eine sauber geputzte Glasplatte, die 1/2 cm größer als das Bild sein sollte, wird mittelst eines breiten, weichen Haarpinzels mit einer Gelatine-Lösung bestrichen, die richtig hergestellt sein muß; denn falls sie zu dick oder zu kalt aufgetragen wird, entstehen Unebenheiten und Luftblasen. 2 gr weiße Gelatine auf 100 gr Wasser und eine Temperatur von 25 bis 30° R. geben ein gutes Resultat. Man legt das aus dem Waschwasser kommende Abziehpapier mit der Schichtseite auf das Glas, bedeckt es mit einem Stück glatten Papiers und drückt es erst mit der Hand, dann mit einem Luetscher fest an, bis alle Luftblasen entfernt sind, wovon man sich leicht von der Glasseite aus überzeugen kann. Während das Bild antrocknet, wozu etwa 15 Minuten gehören, erwärmt man Wasser in einer Schale auf 35 bis 40 Grad R. Taucht man nun die Glasplatte einige Sekunden hinein, so läßt sich das Papier seitlich bequem abziehen, das auf dem Collodium-Häutchen befindliche Bild bleibt jedoch auf dem Glase haften. Schließlich wird die Platte noch einmal gleichmäßig, aber dünn mit der warmen Gelatine-Lösung überstrichen und getrocknet.

Will man Teller, Tassen, Muscheln u. s. mit Photographien decoriren, so ist es rathsam, das Häutchen mit dem Bild zunächst recht vorsichtig von seiner Papier-Unterlage zu lösen. Dies gelingt leicht, wenn man die angegebene zwei-procentige Gelatine-Lösung auf 40 Grad erwärmt und den Abdruck hineintaucht. Bei einiger Geschicklichkeit ist es dann nicht schwierig, den gleichfalls in die Gelatine getauchten Gegenstand unter die frei herum schwimmende Schicht zu schieben und diese aufzufangen. Nach dem Herausnehmen wird das Bild an die richtige Stelle gebracht und mit den Fingern oder einem Pinsel glatt und behutsam angebracht, sobald keine Blasen und Falten mehr sichtbar sind. Selbstverständlich läßt sich das so gewonnene Bild auf Porzellan-Gegenständen nicht einbrennen; für decorative Zwecke aber ist dies einfache Verfahren sehr empfehlenswerth.

Das Papier wird in Packeten zu zwölf Blatt abgegeben. Der Preis richtet sich nach dem Format; ein Paket 12x9 stellt sich auf 2,20 Mk.; 18x13 auf 3,85 Mk.

Verlagsquellen: Jode: K. Völsers, W. Friedrichstr. 66. — Gut mit hohem Kopf: Müller & Benig, O. Berberstr. 7. — Mantel: J. A. Deje, SW. Leipzigerstr. 87. — Regligé: E. Braun, Wien, I. Graben 8. — Kerbschnitt-Arbeiten mit Bemalung: — Bloc: Fräul. Thea Widow, Hannover, Marienstr. 16a. — Kasten: Frau Clara Roth, W. Bülowstr. 84a. — Dose: Frau J. Wain, Stockholm.

Lederschnitt, Metallkätz, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Sobolla-Versis-martin u. aller Phantasio-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im von **Johanna Helfer,** Berlin, W. Balowstr. 21.

Das Atelier der Kunststichschule des **Frauenwerbsvereins zu Dresden.** Ferdinandstr. 13, 11. empfiehlt eigene Musterentwürfe an Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorseichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fort. Arbeiten.

Glacée-Handschuhe jeder Art, versendet per Nachnahme 4 in. Damenhandschuhe, 1 in. Herrenhandschuhe 2 Mk. E. Heiss, Handschuhfabrikant, Schönebeck a. d. E.

Kerbschnitzerei Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Bülowstr. 84a.

Die Moden-Akademie zu Leipzig, Arndtstr. 30 b, staatl. bestätigte, sachmännlich geleitete, anerkannte Lehranstalt f. Schneidekunst, für Anfertigung u. Ausführl. Prospekt gratis.

Kurzhaarige St. Bernhards Hunde, 1/2 Jahr alt aus „Thelia v. Burgstädt“ von d. höchstbräm. „Barry-Frauenfeld“ verkauft **Wöllmer, Gr. Völkterfelde, Spämannstr. 11.**

Novelties in Embroideries. Miss Tebb's of 53 Carlisle Terrace Bradford, Eng. whose lovely Embroideries are famous (The Queen) is showing new designs in Table Centres, Tea cloths, Toilet covers etc. etc. — supplied "Completed" or "Finished".

Schneiderunterricht eri. Damen gebild. Stände in u. außer d. Hause **Frieda Müller, Berlin W, Dammstr. 25 III.**

„Kayserzinn.“ Becher Nr. 4067, M. 9.—



Höhe 15 1/2 cm, Inhalt 1/2 Liter.

Zu vornehmen Geschenken geeignete Gegenstände aus **„Kayserzinn“** finden Sie in dem gratis und franko zum Versandt kommenden illustrierten Preisverzeichnisse der Firma

E. Kayser, Königl. Hoflieferant, Berlin W., Köln a. Rh. Leipzigerstr. 124. Vierwinden. Frankfurt a. M., Rossmarkt 10. Telegramm-Adresse: „Kayserzinn.“ NB. Jeder Gegenstand ist mit dem eingetragenen Waarenzeichen „Kayserzinn“ gestempelt.

Glasen-Nachlichte, bewährt seit 1868, geruchlos; die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Sehr leichte Anstriche, u. A. I. Ehrenzeichen, 4 silberne u. 1 goldene Medaille (Lübeck 1903).

Für 4 Mk. 50 Pfg. versenden wir eine **Russische Tuchrobe** in braun, grün, dunkelblau, rotbraun, taubel, grau, doppeltbreit, 6 Meter enthaltend. **Verandhaus Königsfeld & Co. Chemnitz i. S.** Kataloge gratis und franko.

Platina-Brenn-Apparate. Kasten für Kerbschnitt und Ausgründen. Holz- und Lederwaaren dazu mit und ohne Aufzeichnung. * Vorlagen für Brandmalerei und Kerbschnitt. * **Werner & Schumann,** Berlin C. 19, Seydelstrasse 27. * Instr. Preislisten gratis. Reparaturen von Brennstiften billigst.

Das herrlichste Geschenk für Knaben jeden Alters ist der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photographische Apparat** **Phönix.** Er ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** — Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Moment-Aufnahmen). — Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.** Prospekt und Probebild kostenfrei. **Hess & Sattler, Wiesbaden.**

Es lohnt sich für jede Familie bei meinen billigen Preisen **Spielwaaren** — und praktische Geschenke — direkt aus **NÜRNBERG** zu beziehen. — Vollständig und reich illustr. mit über 7000 Nummern bitte gratis und **Preisbuch** franco zu verlangen. **Carl Quehl,** kgl. bayr. Hoflieferant, Nürnberg. besteht seit 1852. besteht seit 1852. Erstes und renommiertestes Geschäft. Sehenswerthe Verkaufslokale. Der kleinste Auftrag wird sorgfältig erledigt.

Blumen- u. Federnfabrik **Christine Jauch BRESLAU** empfiehlt Ballblumen, Federn, Fleurs animées, Pfanzen, Blumenfüllungen präparirte Palmen. — Preislisten franco. — Solide Preise bei bekannter bester Arbeit. — Stabirt 1836. — 14 erste Ausstellungspreise.

Keltz & Meiners Berlin W. Leipziger-Str. 10. **Gegenstände zur Brandmalerei** von Holz, Leder oder Pappe in grossartiger Auswahl. **Neueste Brandvorlagen, auch leibweise. Preislisten kostenlos.** Von unseren Platin-Holzbrand-Apparaten sind bis jetzt über 6000 Stück im Gebrauch; viele Anerkennungs-schreiben. Wir übernehmen Garantie und fertigen nur die besten

Platin-Holzbrand-Apparate.

Kaufhaus für Kunstgewerbl. Holzwaaren. **Carl Döring,** Berlin W. 9. Potsdamer Str. 127. Special-Geschäft für Holzwaaren zum Bemalen, Brennen, Schmelzen u. s. w. Holzbrand-Apparate-Kerbschnitt-Apparate. Brenn- u. Schnitz-Vorlagen. Illustrirte Preisliste auf Wunsch kostenlos.

ASPINALL'S ENAMEL FOR PAINTING EVERYTHING **schönste eleganteste beste Emailfarbe** der Welt, geeignet zum Malen, Decoriren und Anstreichen von Gebrauchsgegenständen aller Art, Möbeln, Zimmern, Bade-einrichtungen etc. etc. Broschüren, Farbenkarten und Preislisten gratis. Zu haben sind dieselben in vielen Farbenhandlungen oder direct vom Engros-Lager des Generalvertreters: **Aug. Kegelmann in Offenbach a. M.**

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 23, I

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin und Wien, 1. December 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/4 M. XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Zu verkaufen.

Novelle von Alexander Baron von Roberts †.

Die Droschke hielt endlich vor dem Gitterthor eines Gartens, und die Dame stieg aus, nachdem ihr der Kutscher mürrisch versichert, dies sei die richtige Nummer der gesuchten Villa. Denn die Thorpfeiler waren durch ein üppiges Geranke derart überwuchert, daß die jedenfalls auf einem derselben angebrachte Nummer nicht zu sehen war. Die Dame bezahlte den Kutscher; sein feistes, rothbraun gebeiztes Gesicht verzog sich zu dem Versuch eines schmunzelnden Grinsens infolge des Trinkgeldes.

Und während nun der Wagen, vom Hemmschuh verhalten, langsam die steile Straße zwischen den Willengärten hinab rutschte, schoben sich allerlei Gedanken, den abgesehenen Fahrgast betreffend, unter dem matten Filzcyliner, der zur Uniform der Wiesbadener Droschkenkutscher gehört.

Was mag sie in der Villa wollen? Doch nicht eine Verwandte des Besitzers? Ja, solche eleganten, schlanken — jungen Damen (hier stupte er ein wenig gleich aber, wie in Empörung über dieses Stutzen!) jung natürlich! — Höchstens dreißig! Und hübsch — sehr hübsch! Solche Damen also kann und darf und soll der verrückte Kerl dort gar nicht zu Verwandten haben! Das Trinkgeld schlägt auch ganz aus der Art des Hauptmanns; er, der Kutscher, hat ihn öfter hinaufgefahren, das Trinkgeld vergaß man stets: der Hauptmann kann eben keine freundlichen Gesichter sehen! Einer von den vielen militärischen Tagedieben, die den Kurpark und die Wilhelmstraße mit ihrem lautschnarrendem Organ unsicher machen!

Die Villa ist zu verkaufen, schon seit Jahren, doch scheint sie niemand zu wollen. Sie, die Dame doch nicht etwa? Ein etwas alter Kasten, und abgelegen dort auf der Höhe; — jedesmal eine Reise bis hinauf! — Freilich, die prächtige Aussicht, und solch ein Garten, jetzt zumal in seiner Frühlingspracht! Aber, was könnte sie damit anfangen? Eine pure Einsiedelei! Na, er, als Kutscher, wäre es schon zufrieden, wenn sich dieses abgelegene Viertel um einen solch noblen Fahrgast vermehrte. Sein Schimmel haßt zwar dies steile Viertel, das ihm die Knochen abradert. — „Hüh! nit einschlafe, Schimmelche!“

Die Dame hatte endlich den Klingelzug unter dem Weinlaub des rechten Thorpfeilers entdeckt; mit einem seltsam rostigen Klang hallte die Glocke durch die Stille. Die Villa schien zu schlummern im schwülverdämmerten Licht des Frühlingsmorgens. Sie sah wie verzaubert aus; nichts Lebendes, wie die paar Schmetterlinge, die müde um die hochstämmigen Rosen flatterten, golden glühende Marshall-Nel, wie sie das Wiesbadener Klima so üppig zeitigt. Die grünen Jalousien waren hier

nach der Sonnenseite geschlossen; kein Laut als das Nachzittern des Glockentons. Nur die peinliche Sauberkeit der Gartenanlagen paßte nicht in diese Verzauberung. Der graue Rheinkies der Wege glitzerte, und die Blumen der Beete leuchteten wie buntes exotisches Geschmeide.

Die Besucherin hatte den rothen neumodischen Saison-Schirm geschlossen über der Stirn erhoben, deren

von diesem Verkauf wissen wolle! Und mit dem anhaltenden Gezwinker ihrer wimperlosen, gerötheten Augen prüfte sie Gestalt, Gesicht und Kleidung der Besucherin. Das Resultat der Prüfung war eine Miene, die deutlich sagte: „Was? Du willst doch nicht die Villa kaufen? Du kriegst sie am wenigsten!“

Als Gegenpiel dieser feindseligen Miene huschte ein feines, fast schelmisches Lächeln über das ovale Antlitz der Dame: „Wenn Du mit zu verkaufen bist, so verzichte ich auf das Geschäft...“

Schließlich bequeme sich die Alte dennoch dazu, die Kauf-lustige durch die Räume zu geleiten. Schwere Möbel, von gleichsam störrisch steifem und ungastlichem Charakter, aus einer vergangenen Epoche, aber alles peinlich sauber gehalten; doch was da draußen im Garten so schmuck und verlockend anmuthete, das wirkte hier in der übertriebenen Accurateffe wie Bedanterie.

Es war eine Reihe sogenannter „guter Stuben“, die nicht bewohnt zu werden schienen, das eigent-

liche Reich des wunderlichen alten Wesens; denn die Studirstube des Besitzers machte einen anheimelnden Eindruck. Ihre Ausstattung bestand aus Büchern, Blumen und Käfigen mit lustig hüpfenden Vögeln. Hauptsächlich Bücher; Bücher überall, an den Wänden gleichsam hinanwuchernd, wie ein fruchtbares Unkraut, den Divan, die Stühle, ja einen Theil des Bodens überfluthend; auf dem offenen Schreibtisch, wieder mitten unter dickleibigen Bänden und Stößen von Broschüren, lag ein angefangenes Schriftstück.

„Aha,“ dachte die Dame mit einer leisen ironischen Bewegung der Lippen — „aha, einer von den dreihundert Schriftstellern ersten Grades, die Wiesbaden zur Zierde gereichen!“ Doch das üppig bestellte Blumenfenster, an dem in mehreren Käfigen lustig hüpfende und übermüthig zirpende Vögel ihr Wesen trieben, widersprach etwas dem Verdacht, daß hier ein, jeder Freude des Lebens abholder, Bücherwurm im trockenen Weisheits-Herbarium sein ausschließliches Genügen fände. Oben auf dem einen Büchergestell stand die Büste eines übel-launisch, ja bissig aussehenden alten Herrn. Die Dame hatte nicht übel Lust zu fragen, ob dies der Besitzer der Einsiedelei sei?

Sie wunderte sich daher nicht wenig, als sie im Nebenzimmer, einem hübschen, mit Korbmöbeln ausgestatteten Raum, auf das Del-Portrait eines stattlichen Officiers stieß, das sie mit freundlichem Ausdruck zu begrüßen schien, und als auf ihre Frage, ob der Herr Officier gewesen, das Weiblein stumm auf dieses Portrait hinwies: das sei er selbst.

Ein kurzes „Ah!“ entfuhr ihr. So hatte sie sich den Sonderling, der diese Räume bewohnte, gewiß nicht gedacht. Welch große, offene, geradezu gewinnende Blau-Augen! Welch ein vornehmer Gesichtsschnitt! — Unwillkürlich trat sie auf die Veranda hinaus. Was ist denn das? ... Wie um dem seltsam bannenden Blick dieser Augen zu entgehen...



Erbgroßherzogin Elisabeth von Oldenburg.
Nach einer Photographie von E. Vieber, Hof-Photograph, Berlin.



Erbgroßherzog Friedrich August von Oldenburg.
Nach einer Photographie von Hermann Sella, Hof-Photograph, Potsdam.
Siehe Seite 182.

glänzendes braunes Wellenhaar ein überaus fleidsames Capot-Hütchen krönte. Sie musterte das Anwesen! „Jamos!“ entfuhr es ihren Lippen, und dies: „Jamos!“ war sehr bezeichnend gerade für die gewisse energische Zeichnung dieser Lippen. Ganz das, was sie brauchte und suchte! Abgelegen von dem Gewühl des weltstädtischen Kurlebens, mit herrlichster Aussicht, ein schattiger Garten, und Blumen die Fülle; wie köstlich strömt gar der Ozonduft des nahen Waldes herein! Und sie taxirte nach den Fenstern und Erfern die Zahl und Anordnung der Innenräume. Jetzt erst gewahrte sie an dem einen Balkon, von grünem Gerank überschattet, den weißen Zettel mit der Aufschrift: „Zu verkaufen.“

Endlich öffnete sich die Thür des schlummernden Hauses, ein Weiblein erschien auf der Schwelle und blieb dort stehen, den einen Arm schirmartig, in ediger Haltung, über die Augen erhoben. Sie beilte sich durchaus nicht, die paar Stufen in den Garten hinabzulettern und den Kiesweg nach dem Gitterthor daherzuschürfen.

„Die Villa soll zu verkaufen sein? Darf man sie sehen?“

Sofort verfinsterte sich das in tausend feine, liniendünne Fältchen verwitterte Gesicht der Alten, das eine alterthümliche, hier zu Lande nicht übliche schneeweisse Tollenhaube eng umrahmte. Die Frau war klein und knorrig, mit bäurischen Bewegungen, ihr verblichener Kattunanzug duftete nach frischer Wäsche.

„Der Herr ist nicht zu Hause!“ wich sie aus; ihre Stimme hatte etwas von dem Rosiklang der Hausglocke.

„Sie dürften doch wohl die Erlaubniß haben, die Villa auch in Abwesenheit Ihres Herrn zu zeigen?“ Sehr bestimmt, fast barsch kam das heraus: „Der Zettel dort fordert doch zum Eintritt auf!“

„Aeh, der Zettel —“ knurrte die Alte, und sie zuckte die edigen Schultern, als wenn sie selbst nichts

Dort entfuhr ihr ein anderes, länger gedehntes „Ah!“ über die herrliche Aussicht. Am Horizont wellte sich in bläulichem Dufte die ganze Taunuskette, weiter vorn dunkelten im fatten Frühlingsgrün die Kluppen und Gründe des Nerobergs, und das vergoldete Schmuckstück der griechischen Kapelle ragte, einem funkelnden Märchen- traum gleich, aus der Waldespracht. Auf der anderen Seite lag die elegante Kurstadt, in die weite Thalmulde hingeschmiegt, von Parks und Gärten umkränzt; fern blühte, feartig von den Bergen eingebuchtet, ein Stück des Rheinstroms.

„Wundervoll!“

„Immer sehr zugig hier!“ knurrte die Alte, als mache es ihr eine Freude, den Enthusiasmus der Dame zu dämpfen.

Diese überhörte den Einwurf. Auch auf ihre anderen Fragen, die Verhältnisse des Anwesens betreffend, kamen ausweichende und nicht gerade die günstigsten Antworten.

„Heizen sich diese Räume gut?“

„Man muß stochern, wie in einer Hölle!“

„Sie haben Wasserleitung?“

„Letzten Winter, als sie eingefroren war, haben wir das Wasser jeden Krug voll heraufschleppen müssen.“

Zwischen solchen wirtschaftlichen Fragen entschlipfte der Dame zu ihrer eigenen Ueberraschung eine andere: „War der Herr verheirathet?“

Das Weiblein hob langsam die Schultern und schloß den Mund zu einer dünnen Linie, die sich mit bitterem Ausdruck nach den Enden ablenkte; das konnte ebenso wohl ein „Ja“ wie ein „Nein“ bedeuten. Geschieht ihr recht! Was hat auch solche Frage mit ihrem geschäftsmäßigen Besuch zu thun? . . . Und sie stieg mit der Alten zu den Bodenkammern empor, wo ihre Befriedigung über die luftigen Räume wiederum einen Dämpfer erhielt: — „Viel Motten!“

Aber all diese Versuche der Verschlechterung wollten sie nicht abhalten, dem Gedanken an einen Ankauf immer näher zu treten. Gerade das, was sie brauchte! Ihre gute Schwester würde glücklich sein über den Fund! Wie wird sie sich erholen an Körper und Seele! Die Villa war zwar alt, aber solid gebaut, die Räume überaus wohnlich zu einander geordnet; schon schaffte sie im Geiste die schweren altfränkischen Möbel fort und stellte dafür ihre und ihrer Schwester schmucke und modernere Einrichtung ein. Wie reizend wird sich dies Erkerchen decoriren lassen! Wie mollig werden wir dort in jenem Boudoir manchen Winterabend verbringen! Ach, und die Veranda! Den Garten! Wie wird ihr kleiner Kesse sich hier so fest genistet! — nun, das Studierzimmer soll seine Bestimmung nicht zu prinzipiell verändern: statt geistiger Nahrung soll hier künftig leibliche eingenommen werden. Statt der Bücher-Regale, Buffet und Credenz mit unserm alten Meißener in Parade!

Es ward ihr sogar schwer, sich von ihren Einrichtungs-Gedanken loszureißen. Endlich empfahl sie sich mit der Weisung, dem Herrn zu bestellen, daß sie wiederkehren wolle, um mit ihm selbst zu unterhandeln.

Die Alte nickte kaum merklich, als ob sie absichtlich nicht gehört hätte. Schier feindlich klang das Klirren des Kieses unter ihrem harten Tritt, als sie von dem Gartenthor, das sie sorgfältig, mit einer gewissen trotzig trumpsenden Miene verschloß, wie um den Besitzer vor neuen Einbrechern zu sichern, nach dem Hause zurückkehrte.

Am anderen Tage, gegen Abend, hielt abermals eine Droßke vor der Villa. Diesmal entstiegen derselben zwei Damen und ein Knabe. Die ältere von beiden sah kränklich aus, mit behutsamen Bewegungen, und bediente sich eines Stodes. Der Besitzer war selbst im Garten anwesend, und er kam mit der kleinen Blumenschere in der Hand an das Thor geschritten und öffnete, gemessen höflich, den weißen Panama lästend. Das Original war gegen das Del-Portrait ins Männlichere und Kraftvolle ausgereift; ein dunkler Vollbart schattete Kinn und Wangen, im Gegensatz zu dem glatten Kinn des Bildes und dem dadurch etwas unternehmender scheinenden Schnurrbart. Die Augen blickten ernster, fast düster. Er trug eine elegante Poppe von grauer Seide.

„Ich erlaube mir gestern die Villa zu besichtigen, Herr Hauptmann —“ begann die jüngere mit ihrem überaus klaren und deutlichen Organ. — „Fräulein von Kizing!“ und auf ihre Begleiterin deutend: „Frau Berings, meine Schwester!“

Der Hauptmann verbogte sich und stellte sich gleichfalls vor: „Hauptmann von Biel.“

Der Knabe, ein frisches, offenes, sechsjähriges Rundgesichtchen, streckte mit einem lauten und naiven: „Guten

Tag!“ sein Händchen zu ihm empor. Und seine klugen Braunaugen, die er mit Mama und Tante gemeinsam hatte, musterten genau den ganzen Mann!

„Aber Hans!“ rief Frau Berings. „Verzeihen Sie, Herr Hauptmann!“

„Er ist übrigens nicht gegen jedermann so freundlich —“ fiel Fräulein von Kizing ein.

Das Antlitz des so Begünstigten erheiterte sich jovial: „Freut mich, daß ich ihm so gefalle! 'N Tag, kleiner Herr! — Ah, also die Damen waren gestern schon hier? Daß mir die Alte nichts gesagt hat!“

Er schüttelte halb ärgerlich den Kopf.

„So? Sie hat Ihnen also nichts bestellt, Herr Hauptmann?“ fragte das Fräulein bedauernd.

„O, sie hat mir schon öfter den Streich gespielt und die Besucher gleichsam unterschlagen.“

„Ihr scheint nichts daran zu liegen, daß die Villa in andere Hände übergeht; — speciell ich schien ihr nicht zu gefallen.“

„Oho! — Nicht möglich!“ entfuhr es ihm, und über den Verrath dieses Rufes, der das Wohlgefallen an ihrer Erscheinung, gegen seine Art, etwas unvorsichtig deutlich verrieth, schien er selbst zu stupen.

„Sie würden sie schwerlich zwingen können, Herr Hauptmann“ — lächelte sie, ein Grübchen lächelnd, das ihr sehr hübsch stand.

Sie fühlte die leise Röthe über ihr Antlitz hauchen unter dem Blick seiner weitoffenen Augen. Jetzt waren es wieder ganz die Augen des Delgemäldes, denen sie gestern unwillkürlich ausgewichen. Und auch jetzt war es, als müßte sie ihnen ausweichen. O, er ist mit nichten der menschenfeindliche Sonderling, der in das Bücher-Chaos der Studirstube paßt!

„Eine brave Person, diese Alte!“ fügte er ein, „aber voll seltsamer Schrullen! So betrachtet sie sich z. B. hartnäckig als Inventar des Hauses.“

„Er sieht zwar nicht aus, als ob er sich von einem fortkartig eingetrockneten Weiblein unter dem Pantoffel halten ließe,“ meinte Fräulein von Kizing für sich. „Aber Junggesellen gewissen Alters sollen darin unberechenbar sein“ . . .

„Nicht wahr, herrlich hier?“ wandte sie sich zu ihrer Schwester, ein verlegenes Füllwort.

„Eine köstliche Luft!“ athmete diese auf, und der matte und etwas krankmüde Ausdruck ihrer Augen schien sich zu beleben.

„Herrlich!“ echote der Knabe altflug.

„Darf ich Sie dort zu der Laube begleiten, gnädige Frau?“

„Ich danke, Herr von — von Biel, — nicht so?“ antwortete statt ihrer Schwester das Fräulein. „Wir wollen Sie nicht stören; wenn Sie uns nur gestatten, nochmals das Innere in Augenschein zu nehmen? Vielleicht ist Ihre Dienerin so gütig? — Das ist sie doch wohl?“

„Ich habe sie in die Stadt geschickt. Dienerin, nun ja! Zugleich eine Art Pensionärin, die an dem Anwesen hängt. Es wird mir aber ein Vergnügen sein, die Damen selbst zu führen.“ —

Die Besichtigungs-Tour ging etwas langsam von statten, wegen der Leidenden, auch versang man sich in allerlei Gespräch, Wiesbaden und dessen Verhältnisse betreffend. Die Damen waren aus Schlesien hergezogen, wo sie nach dem Tode des Vaters von Frau Berings ein Gut verkauft hatten, um sich im rheinischen Nizza anzusiedeln; sie waren voll des Entzückens über den köstlichen Frühlingszauber, den sie hier gefunden.

Im Bibliothek-Zimmer konnte Fräulein von Kizing sich nicht versagen, nach der Bedeutung der grämlichen Büste dort oben zu fragen. „Arthur Schopenhauer!“ erhielt sie kurz zur Antwort.

„Schopenhauer? Ah, das ist ja der Weiberfeind!“ entfuhr es ihr etwas voreilig. Und wieder fühlte sie den Röthehauch über ihr Antlitz huschen.

Er hob seine breiten Schultern wie zur Entlastung des berückigten Pessimisten; doch seine gesunden Zähne lächelten nachsichtig unter dem dunklen Schnurrbart.

Die obere Veranda mit ihrer herrlichen Aussicht lud zu einer Ruhepause ein. Dort ward den Damen die erste flüchtige Andeutung, was den sonst gewiß nicht unfreundlichen Mann nach und nach zum Schopenhauer-Kultus getrieben haben könnte. Uebrigens war es fast selbstverständlich, daß jemand, der einen Besitz verkaufen will, zur Vermeidung jedes Zweifels in die Güte der Ware, seine Gründe darlegt.

Es waren kurze, hingeworfene Notizen, den Lebensgang seiner letzten Jahre betreffend, in jener gewinnenden Offenheit vorgebracht, die sein ganzes Wesen kennzeichnete. Also er hatte im Jahre 1873 den Abschied genommen, weil ihm die Folgen einer Verwundung, die er bei Orleans erhalten, das Reiten erschwerten. Er war verheirathet gewesen, — das kam so frei heraus,

wie alles andere, und Fräulein von Kizing wunderte sich ein wenig, wie der Klang seiner Stimme nicht um eine Nuance sich ändern wollte bei dem Wort. Also ein Witwer, der hier in der Einsamkeit um ein todes Glück trauert! Frau Berings entfuhr wider Willen ein überrascht-bedauerndes „O!“ Die Neugier von Fräulein von Kizing war aufs höchste gespannt. Mitleid, . . . was sonst? Die Villa war von ihm mit allem Inventar, auch seinen Bücherschätzen, anfangs gemietet worden, mit dem Recht des späteren Ankaufs. Nach der — „Katastrophe“, da der Besitzer, ein alter, bekannter Privatgelehrter von Verdienst, gestorben war, und trotz dieser „Katastrophe“, hatte er das Anwesen käuflich erstanden. Er ist großer Blumen- und Gartenfreund. Und die Bücher, ja diese Bücher! Er lächelte mit einer leisen, ironischen Bitterniß dabei. „Sie waren es, die mich eigentlich hier festklammerten, wo ich doch alle Ursache hatte, zu flüchten . . .“

„Katastrophe . . .“ beide Damen stutzten vor dem Wort. Warum nennt er das Unglück nicht beim Namen? Für den Tod eines geliebten Weibes klingt „Katastrophe“ ein wenig abstoßend. Oder sollte es nicht der Tod gewesen sein, der dieses Bündniß sprengte? Etwas anderes, — Unheilvolleres?

Mit einer gewissen Beklemmung fuhr es Fräulein von Kizing gegen das Herz. Nähere Erläuterungen waren natürlich nicht zu erwarten. „Katastrophe! . . .“ Und er blieb dann aus Trotz gegen das Schicksal! Oder hielt ihn die Erinnerung? Nun, er sagte ja selbst, die Bücher hätten ihn gefesselt, die Blumenzucht, die Garten-Passionen. Immerhin sehr seltsam! Die Situation kam ihr höchst anziehend vor. Ah, was kümmerte sie sich um die Verhältnisse dieses wildfremden Mannes? Nun, man will doch wissen, wenn man ein Haus ersteht, welche Schicksale darin ihr Wesen oder gar Unwesen getrieben . . .

Seltam, wie es ihm plötzlich daran zu liegen schien, sich aus dem Verdacht eines menschenhassenden Bücherwurms, der den großen Pessimisten Schopenhauer als sein Idol anbetet, auszuschalten. „Ich schreibe, aber fürchten Sie nicht“, lächelte er, „keine Romane, — die Wiesbadener Luft könnte zwar dazu verleiten; — Social-politisches, Militärisches und dergleichen.“

„Sehr interessant!“ fiel Frau Berings ein.

Aber nun wäre es Zeit, sich frei zu machen. Er wollte reisen, die Welt sehen! Vielleicht würde er nach Berlin übersiedeln. Unter diesen Worten gährte der Impuls, sich einen Wirkungskreis zu suchen, der geheime Vorwurf, daß er seine besten Mannesjahre unter Büchern, Blumen und Vögeln verbringe: „Verzeihen Sie, daß ich Sie mit meinen Plänen belästige!“ — schloß er, und dann mit einem leichten, befreienden Aufathmen abspringend zu einem anderen Thema: „Sie können übrigens von hier aus die Thürme von Eltville erkennen — dort hinten!“ Dabei wies er nach dem Stück Wasser Spiegel hin, das in der Ferne zwischen den violett-dunklen Bergen aufblühte.

„Also das ist Eltville!“ rief Hertha von Kizing mit übertriebener, geheuchelter Aufmerksamkeit. Und ihre großen Augen waren plötzlich ganz bewundernder Enthusiasmus für die köstliche Beleuchtung, die der Sonnenuntergang über das waldüppige Berggelände breitete: blaue, feuchtkühle Dufschatten in den Thälern, dagegen das jungstropende Grün der Berggrücken wie in kräftiger Bronze erglühend. So war sie, ganz in den Anblick versunken, auf die Balustrade lehrend geblieben, während die beiden anderen sich anschieden, ihren Rundgang fortzusetzen.

„Ein ähnliches Schicksal, wie meine Schwester“ — warf Frau Berings unterwegs hin. Der Hauptmann stutzte. „Nun auch sie ist verlobt gewesen, aber es war nicht der unerbittliche Tod, der den Bund trennte. Eine unselige Geschichte, die ihr aber den Sonnenschein ihres Gemüths durchaus nicht verdorben hat. Zwar war noch keine Villa beschafft, wie bei Ihnen, Herr Hauptmann, aber doch die Ausstattung fix und fertig, als die Verlobung zurückging; man paßte nicht zu einander.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau“, fiel er ein, „bei mir war es auch nicht der Tod —“

„Geschieden?!“ — Frau Berings rief es nicht mit Worten; nur der fast überraschte Blick ihrer Augen. Gleich sagte sie sich, stieß abermals wie vorhin ein bedauerndes „O!“ aus, und konnte es dann nicht unterlassen, noch einiges von ihren Verhältnissen zu erläutern. „Wie wunderschön!“ unterbrach sie sich plötzlich selber. Sie war dabei an ein Fenster getreten, in dessen grünumranktem Rahmen ein Stück des Gebirges, vom Rothgold des Abends verklärt, hereingrüßte.

Sodann rief sie nach der Veranda hin: „Hertha, willst Du nicht mit? — Sie ist in Ihre Villa vernarrt, Herr Hauptmann. Sie wird wohl nicht davon ablassen!“

Er machte eine Verbeugung für das Compliment. „Es ist nicht mein Verdienst, diese Lage! Nicht einmal die famose griechische Kapelle habe ich dort hingestellt.“ Ein Scherz, der überhört wurde.

Ein weiteres Gespräch wollte nicht mehr in Fluß kommen. Das Bekenntniß der beiderseitigen Schicksale lag wie ein Alp über ihren Worten. Uebrigens war es an der Zeit, sich dem Geschäftlichen zuzuwenden. Und es kam zur klaren Auseinandersetzung wegen der pecuniären Bedingungen, wobei sich Fräulein Hertha als eine vorzügliche Rechnerin erwies.

Endlich schien auch das erledigt. Die weiteren Formalitäten würden sich in den nächsten Tagen leicht abmachen lassen. Die Damen wohnten im Hotel du Nord, und sie wollten bis zur Ausfertigung eines eventuellen Contractes in Wiesbaden verbleiben.

„Sie werden hoffentlich viel Freude an dem Besiß erleben!“ sagte er.

Schon war der Wagen, in seinem Hemmschuh knirschend, zwischen den Gärten des steilen Bergweges verschwunden, als es dem Besißer der Villa einfiel, daß er eigentlich einen gewissen wichtigen Punkt des geplanten Abkommens zu erwähnen vergessen. Er stuzte, wollte nachsehen, hielt sich aber wieder zurück: „Eine Dummheit! Deswegen kann ich den Verkauf doch nicht unterlassen! Ueberhaupt, was lasse ich mich fesseln — durch irgend wen! Ich will fort! Ich muß! Ich will meine Freiheit haben! Basta!“

Und noch mehrmals während des Abends, da er in seiner Studirstube saß, von den blauen Wolken seiner Cigarre umschwebt, vergeblich seinen zerstreuten Sinn immer von neuem an die Arbeit zwingend, sprang er auf; und gewisse von den ehrwürdigen Wänden dort auf den Regalen machten ein offenbar verwundertes Gesicht: was ihn denn angewandelt, den bisher so consequenten Adepten der Wissenschaft, daß er in den Räumen auf und nieder rannte, mit der Ungebild eines edlen Wildthieres, das gegen die Eisenstäbe seiner Gefangenschaft anrennt: „Frei! — Frei!“ hörten sie ihn rufen, die Hände emphatisch redend. Wer hält ihn denn, zu gehen und zu thun, Gedanken zu spinnen und Zukunftspläne zu bauen, so viel er will? . . .

Jetzt stand er an dem offenen Fenster, nachdem er die schlecht brennende Cigarre mit einer gewissen Geste des Unwillens hinabgeschleudert. Ein köstlicher Duft wehte aus dem Garten herein; in den Büschen concertirten Nachtigallen mit virtuosenhaftem Selbstbewußtsein, während vom nahen Walde ein discreter Chor von Vogelstimmen seine leise Begleitung dazu gab. Zwischen den Laubmassen blühten Lichter und huschte magischer Lampenschein; silbernes Frauenlachen gellte herauf, er hörte deutlich das Gespräch geselliger Gruppen, die auf den Veranden der benachbarten Villen sich des wundervollen Frühlingsabends freuten. Fernher, wo der blauweiße Schein der elektrischen Lichtluth den jetzt jedenfalls voll froher und eleganter Menschen wimmelnden Kurgarten bezeichnete, kamen die Klänge einer prickelnden Musik herüber. Doch in seiner hehren Stille wölbte sich droben das dunkle Stahlblau des Himmels mit dem Uebermaß seiner Sterne. Auch von dieser Villa her hatte einst silbernes Frauenlachen erklingen durch die laue Frühlingsnacht. Auch ihren Balcon hatte magisches Lampenlicht überschimmert, Scenen seliger Glücksstunden belauschend. Dann war das Lachen schrill verklungen, das Lampenlicht war verblaßt; — nichts als der bittere Harm der häßlichen Erinnerungen, der über dem einsamen Schreibtisch mit seinem kopfstützenden Arbeiter lastete, jahrelang!

Aber genug dieser Erinnerungen! War es nicht, als hätte dieser Besuch ihn erst recht in seiner Revolte gegen den Bann seines Einsiedlerthums bestärkt?

Frei sein! — Abthun die Fesseln der Vergangenheit und den Bann der pedantischen Tagesgewohnheit, und den künstlichen Seelenrausch philosophischer Speculation! — Wieht es nicht da droben auch lustig blinzelnde, freudig erglühende Sterne? Bedeuten die ahnungsvollen Lichtpunkte nicht auch Welten voll Lust und Thorheit und beglückendem Augenblickszauber? . . .

Am nächsten Morgen, während des Frühstückes, das die beiden Schwestern an einem geöffneten Fenster des Hotels einnahmen, mit der Sicht auf die in jungem Grün prangenden Baumgruppen des Kurparks, ward Frau Berings durch den Groom ein Brief ausgehändigt. „Ah, von Deinem Sonderling!“ sagte sie, nachdem sie die Unterschrift geprüft.

„Wen meinst Du?“ fragte Hertha, die Theetasse in halber Höhe erhoben. „Ah so, Herr von Viel! Sonderling, wie so! Und wie so meiner?“

„Nun verzeih!“ scherzte Frau Berings, „ich th' ihm nichts! Er ist doch einer. Die vielen Bücher und der

griesgrämige Schopenhauer und, — und, — nun überhaupt! Du hast ihn übrigens entdeckt, deshalb „Deiner“. Was will er nur?“

Hertha hatte einige Mühe, ihre Neugierde zurückzuhalten: — „Was sie doch für famoses Gebäck hier im Hotel haben“, meinte sie, auf den Brodteller zeigend. „Nun?“

„Da lies, Hertha! Was soll das nur heißen? Herr Hauptmann Viel theilt uns mit, daß er einen wichtigen Punkt bei unseren vorläufigen Abmachungen vergessen. Wir müßten also mit der Villa ein gewisses Inventarstück mit in Kauf nehmen, ein altes Weiblein, nahe den Siebzig, das zu dem Anwesen gehört, und das er selbst damals von dem Besißer übernommen. Eine Klausel seines Contractes bindet ihn, bei einer weiteren Veräußerung die Verpflichtung weiter zu übertragen.“

„Nicht möglich! Die!“ rief Hertha; „Das unfreundlichste, ungeschickteste, mürrischste Frauenzimmer, was Du Dir denken kannst, Milly! Die sollen wir . . . aber da steht es ja! Du hast recht, ein etwas starker Sonderling! Welche Zumuthung!“

„Allerdings eine eigenartige Klausel“, ergänzte Frau Berings. „Seit wann werden denn alte Weiblein wie ein Möbelstück verhandelt?“

„Was kann es nur für eine Bewandniß haben“. . . . sagte Hertha. „Sie würde uns schlechtes Wetter machen! Sie würde uns den Aufenthalt dort droben gründlich verderben! Mich mag sie nun garnicht; wer weiß, ob sie an Dir Gefallen findet, Milly. Oh, das ist ja! . . . Welche Zumuthung!“

„Uebrigens Dore“, fiel Frau Berings ein, „Dore ist doch auch da, sie hat Mama die Augen zugeedrückt. Unsere alte, gute Dore! Schon allein aus Rücksicht für sie dürfen wir nicht acceptiren! Wir können doch nicht zwei solcher alten Pietäts-Stücke . . . Hans, sitz' gerade! — nein, daraus wird nichts! Ich schreib' ihm ab!“

„Etwas spitzig, hörst Du, Milly! Er soll sich, — er soll es sich weiterhin wohl sein lassen unter dem Pantoffel dieser — dieser . . . Du hättest sie nur hören sollen! Motten! — zugig! — die ganze Welt taugt nichts! Er dauert mich, — das heißt, er dauert mich nicht! Wir suchen etwas andres, nicht?“

„Gleich heute früh, Hertha! Ereisere Dich nur nicht! Du bist ja ganz echauffirt!“

„Er kann und darf sich von dem kostbaren alten Weibe nicht trennen, — puh!“ spottete Hertha.

„Trennen wir uns von unserer alten Dore, bei all ihren Launen? Dürfen wir? Wer weiß, welche Verpflichtung er hat! Er ist ohnedies wohl unglücklich genug. Was mag er für Zeiten durchgemacht haben! — Und diese — Katastrophe!“

„Wird ihm wohl auf irgend eine Weise recht geschehen sein! Ich brauche Dir wohl nicht erst zu beweisen, daß die Schuld fast immer auf der anderen Seite liegt.“

Sie meinte natürlich die männliche damit. Die Erinnerung an die eigne überstandene Leidenszeit, an die Unerquidlichkeiten der Entlobung, ihrer „Katastrophe“ fuhr wie ein Schatten über ihre zuerst so muthwillige Frühlaune. Doch nur kurz. Hatte sie sich nicht damals, nach der Ueberwindung der schweren Enttäuschung, gelobt, daß ihre angeborene Frohnatur dennoch keinen Schaden zu leiden haben sollte? Freilich, die Männer . . . o, sie hat kein Mitleid mit einem von ihnen! Mit diesem erst recht nicht. Und als Ausdruck dieser feindlichen Gesinnung fügte sie einigermaßen scharf hinzu: „Ein Mann, der nicht die Energie hatte, sich das böse Wetter in Gestalt eines ihm fremden alten Weibes abzuhalten, der . . . der . . .“

„Aber Hertha! Was ereisere Du Dich! Die Sache ist doch sehr einfach. Sofort schreiben! Wir bedauern sehr, paßt uns nicht! — Kellner, Tinte!“

„Recht spitzig, Milly!“

„Höflich, wie sich's gebührt, Herthachen! Selbstverständlich! Was hast Du nur gegen den Herrn?“

„O, nichts! Nichts!“ . . . lachte Hertha ironisch auf.

Darauf begannen sie von neuem nach einem Willensbesiß zu suchen, ohne daß sich etwas Passendes finden wollte. Nur das eine Mal waren sie in nähere Unterhandlungen getreten. Das betreffende Anwesen, nicht minder herrlich gelegen, als das Wiel'sche, fand den besonderen Beifall von Frau Berings. Bei einem Rundgang durch das Haus hatte jedoch Hertha plötzlich ein Veto eingelegt. Sie war von einer Veranda, wo sie Umschau gehalten, ins Zimmer zurückgetreten, mit einem seltsam plötzlichen: „Nein, das geht nicht! Diese nicht! Hier zieh' ich nicht her!“ zur Verwunderung ihrer Schwester wie des geleitenden Diensthofen.

„Warum denn nicht, Hertha? Was hast Du nun wieder?“

„Bitte, tritt heraus und sieh Dir 'mal die Gegend an! Weißt Du, wen wir zu unserem Vis-à-vis bekämen?“

„Ei, sieh da! Die Schopenhauer-Villa! Dein Sonderling als Nachbar, das fehlte noch!“ lachte Frau Berings. „Das ist aber wirklich komisch!“

„Sieh nur, Milly, das kostbare Inventar-Stück, das eben am Fenster staubige Bücher ausklopft; bei der Frühlingslust! — so recht charakteristisch!“

„Du hast ja einen förmlichen Haß auf das Grundstück, — ei, ei, Herthachen!“

„Nun ist's aber genug mit Wiesbadener Villen! Nun reisen wir! Versuchen es mit Darmstadt —“ decretirte Hertha. —

Nicht gleich. Noch einen weiteren Tag ließen sich die Damen von dem eigenartigen Zauber der elegant-üppigen Kurstadt und dem international-bunten Leben fesseln. Den nächstfolgenden Vormittag verbrachten sie auf der Seeseite des Kurhauses, und sie genossen den eigenartigen poetischen Reiz, den der Ort gerade zu dieser Stunde ausübt.

Die Damen hatten sich auf eine Bank in der Nähe des Kinder-Turnplatzes niedergelassen, wo Hans innigste Freundschaft mit dem Wärter geschlossen. Plötzlich kommt etwas von der Parkseite her auf dem Wege herangehumpelt: ein harter, bäurischer Tritt, der im Kiese knirscht, mit einem unbeholfen tastenden Stock. Ein altes Weiblein mit breiten, horizontalen Schultern, die der wohligen Wärme zum Trost mit einem grau-blumigen Wollentuch bedeckt sind; ihre Haltung ist etwas vornüber gebeugt, sodas von dem Gesicht, das ein steifes, weißes Tuch nach Bauernart umhüllt, nichts zu sehen ist. Etwas, das nicht hierher gehört unter die eleganten und müßigen Menschen, vor allem gehört der Seufzer nicht hierher, der unter dem Tuch hervorkommt, da das Weiblein sich nun auf der freien Bankstelle neben den Damen niederläßt, vorsichtig nur auf die Kante hin, als gäbe es kein Recht für Leute wie sie, solchen vornehmen Sitz zu benutzen.

Hertha betrachtet die Gestalt, und sie stuzt ein wenig: — das sieht ja fast so aus wie ein Pendant zu dem mürrischen Pietäts-Stück von Villa Viel! . . . Ei, das duftet ja genau so nach frischer Wäsche! — Jetzt streifen die sehnigen Arbeits Hände der Alten das gestärkte Tuch zurück: — holla, sie isst! Die vieltausend feinen Fältchen, die das Gesichtchen wie ein minutioses, sehr kunstvolles Muster durchkreuzen, die eigenjinnig eingezogenen Lippen, vor allem die hart wie Achat anmuthenden hellgrauen Augen mit den stechenden kleinen Pupillenpunkten.

Auch die Alte stuzt, und ihr gebückter Rücken macht einen Versuch des Neckens, sogar eine Bewegung, als will sie sich wieder erheben, um eine andere Bank aufzusuchen. Welch ein Zufall! Was hat sie auch hier zu suchen, da man längst die Billengeschichte überwunden hat? denkt man auf der Damenseite. Was muß ich sie auch gerade treffen, um derentwillen ich Villa und alles im Stich gelassen, — ja nur um derer Willen! — meint man auf der Altenweiberseite.

Aber die Neugierde übertrumpft auf der Damenseite die prinzipielle Abneigung.

„Warm, wie?“ beginnt nach einer gespannten Stille Fräulein von Kising.

Die Alte richtet ihre stechenden Pupillenpunkte auf die Fragende; sie bedenkt sich, will etwas sagen, wie die lebhafteste Bewegung ihres eingezogenen Mundes andeutet, versinkt in einen neuen Tropesvorfaß des Schweigens; schließlich nickt sie aber doch mit dem Kopf, wobei das steife Tuch hörbar knattert. Warum soll es nicht warm sein? Ist ihr doch heiß genug von dem Gang! Und abermals ein Seufzer.

Da stachelt das Fräulein ein Uebermuth: „Nun, was macht denn die Villa? Gestern wurden ja Bücher geklopft. Recht so, daß der alte Winterstaub 'mal tüchtig herauskommt!“

(Schluß folgt.)



Nachdruck verboten.

Ein Herbstbild.

Skizze von M. Schmidt-Carlton in Halle a/S.

Die malte die letzten grünen Blätter einer mächtigen alten Buche, deren Krone fast in den Himmel zu ragen schien; all das andere, was die Herbstsonne mit ihren wunderbaren, purpurleuchtenden Farben schmückte, waren welkes Laub, gelbe, von den Bäumen fallende Blätter. Es schien, als passe der grüne Baum nicht mehr hierher, als komme er sich selber einsam vor unter den stillen, braunen Gefährten, die doch mehr noch, als er, an das Scheiden und Welken des Lebens mahnten.

Sie trat von der Staffelei zurück, um aus der Ferne den ersten Eindruck ihres Bildes zu gewinnen; es war fast voll-

warf; einer der stolzeften Schwamm mit majestätischer Ruhe heran, schien aber durchaus nicht gewillt zu sein, gänzlich auf die Federbissen zu verzichten. Die Abendsonne färbte sein weißes Gefieder mit ihrem rosigen Schein, dann verschwand er hinter den Zweigen einer Trauerweide.

Marie Luise neigte sich über das Geländer der Brücke, auf der sie stand, um ihn noch weiter verfolgen zu können, als ihre Aufmerksamkeit von dem Vogel ab und auf einen der Fremden gelenkt wurde, der seine Schritte zu ihr hinauf in ihre Einsamkeit zu richten schien.

Sie erkannte ihn, für sie war er kein Fremder mehr! Sie hatten seit Wochen in einer der Kuranstalten auf Wilhelmshöhe, ohne wirklich Patienten zu sein, neben einander her gelebt, beide zu dem gleichen Zweck, in der köstlichen Herbstluft, fern dem Gewühl der großen Städte, ihre Nerven aufzufrischen.

Beide waren sich geistig näher getreten, als das gewöhnlich bei oberflächlichen Bekanntschaften der Fall zu sein pflegt, und

Sie lächelte, und sie war doch eben mit ihren Gedanken bei der Frühlingzeit des Lebens gewesen.

Nach echter Frauenart hatte sie den „kleinen Lieutenant“ verlobt. Sie sah in ihrer lebhaftesten Phantasie schon diejenige neben ihm, der sie ihn am meisten gönnte, das junge blonde Mädchen, das in der Anstalt zum allgemeinen Liebling ernannt war, und dessen sonnige Fröhlichkeit so gut zu der seinen paßte.

Und gewiß! Er „interessirte“ sich schon für das holde Geschöpf. Er hatte die Freundin so manchemal nach der kleinen Mary Dawson gefragt, und er war oft roth geworden, wenn Mary in deutscher Sprache mit ihm plauderte und ihre allerliebsten Fehler machte, — viel öfter als sie, und das war in Marie Luise's Augen der sicherste Beweis für ihre Annahme; denn sie wußte es noch sehr gut: das Rothwerden gehört nun einmal zu der Jugend und zu der Liebe.

So weit hatte sie gemalt an dem Zukunftsbilde ihres jungen



Der Waldsee.

Nach dem Gemälde von Peter Paul Müller in Gauting bei Starnberg. — Siehe Seite 184.
Photographie-Verglag von Jos. Albert, München.

endet. Sie hoffte, in der nächsten Kunstausstellung den wohlverdienten Preis für ihre Mühe zu erhalten, und hatte ein Recht auf dieses Hoffen; ihre Gemälde wurden seit Jahren geschätzt und gekauft, denn sie war eine echte Künstlerin, die durch ihr tiefes inneres Empfinden dem Leben abzulauschen wußte, was es an Reichtum in sich barg, die es verstand, durch die eigene Seele, die sie ihren Schöpfungen einhauchte, an desjenigen Seele zu pochen, der vor ihrem Bilde stand.

Ueber ihr schönes, geistvolles Gesicht flog ein Lächeln der Befriedigung, als sie jezt ihre Arbeit prüfte.

Jeder Gedanke war in ihren Zügen zu lesen; weder von eitlem Selbstüberhebung, noch von ängstlichem Zweifel gab es eine Spur darin; in ihrem ganzen Wesen, in dem klaren Bilde ihres Auges lag die ruhige Sicherheit einer Freude, die berechtigt ist, ein Menschenleben auszufüllen, die den Sieg davongetragen über Arbeit und Kämpfe einer mühevollen Laufbahn und nun stolz sein darf auf Ausharren und Schaffen.

Zu Hause, in ihrem Atelier, gab sie voller Ehrlichkeit zu, wäre das „Herbstbild“ vielleicht nicht so eigenartig schön geworden. Hier, in der wunderbar herrlichen Natur auf Wilhelmshöhe, den See voller Schwäne zu ihren Füßen, das Schloß durch die entlaubten Zweige der Bäume schimmernd, zu ihren Häupten das Rauschen der kleinen Wasserfälle, deren Murmeln und Plätschern ihr unermüdlich von all der Poesie vorplauderten, die sie gerade brauchte, — hier half ihr ein größerer Maler die Farben mischen; hier blieb sie die Schülerin, die nicht aufhören konnte, von diesem Meister zu lernen.

Ja, sie war wirklich glücklich in ihrem Beruf. Sie gehörte zu jenen harmonischen Naturen, die an einer bestimmten Grenze ihres Lebens sagen können: „Ich habe erreicht, was ich erreichen wollte! Ich bin zufrieden mit meinem Erdenloose!“

Das Auge der Malerin blieb plötzlich an den zahmen Schwänen haften, welche nach den Brodtrumen haschten, die das Publicum ihnen zum allgemeinen Ergögen ins Wasser

wenn auch der Altersunterschied zwischen ihnen groß war, so hatte sie sich doch leicht daran gewöhnt, ihn ihren jungen Freund zu nennen.

Wenn sie daran dachte, daß ihre Wege in kurzer Zeit wahrscheinlich für immer sich wieder trennen würden, that es ihr leid; ja sie war sogar der Ansicht, daß sie ihn vermiffen könnte!

Es war im Gegenfatz zu ihrer sonst so selbständigen Natur von der Macht der Gewohnheit abhängiger, als das kleinste Kind. Unter einem Abschied, unter dem Wechsel liebgeordneter Verhältnisse litt sie besonders schwer, vielleicht deshalb, weil sie ein Charakter war, der erst dann sein eigenes Selbst, sein volles Vertrauen anderen schenkte, wenn er sie dessen werth befunden, der aber dann auch in solcher Freundschaft tausendmal mehr Werth fand, als ihn die meisten Menschen, — durch eigene Schuld, — zu finden wissen.

Augenblicklich, als sie dem rüstigen Spaziergänger entgegen sah, wie er die steile Höhe zu ihrer Brücke so rasch erklimmte, hatte sie nicht die mindeste Lust zu ernstern Reflexionen über Welt und Leben.

In seiner Hand erblickte sie den üblichen Strauß gelber und rother Blätter, ohne den sie ihn nie von seinen täglichen Streizügen heimföhren gesehen.

Sie hatte so manchen Zweig mit ihm zusammen gepflückt, und seine beinahe kindlich-große Freude an besonders schönen Exemplaren hatte sie mehr als einmal entzündet.

Er schwenkte nicht den Hut, wohl aber winkte er mit dem Strauß und stieg tapfer zu.

Marie Luise trat an die Staffelei und zog mechanisch den weißen Gaze-Schleier, der zum Schutz für die Farben bestimmt war, über das Bild.

Vielleicht wollte sie ihn überraschen mit der fast vollendeten Arbeit. Ein weißer Spinnfaden, das Zeichen des Herbstes, schmiegte sich an ihre ausgestreckte Hand . . .

Freundes, — da stand er neben ihr und legte seinen herrlichen Strauß in ihre Hände.

„Für mich?“ fragte sie, ihn bewundernd, mit schelmischem Erstaunen.

„Ja, für Sie!“ sagte er, — „zum Andenken! — Ich muß morgen zum Regiment zurück. Werden Sie zuweilen an die vergangene Zeit denken?“

„Oft! Denn sie war sehr schön!“ Sie nickte ihm freundlich zu.

„Wunderbar glücklich!“

Er sprach die beiden Worte, als hätte sie ein anderer an seiner Statt gesprochen, als habe er sein kindlichfrohes Herz vertauscht; es zitterte ein tiefes Trennungswelch hindurch.

Ihr feines Ohr vernahm noch eine andere Stimme; sie wußte nicht, ob sie davor erschrecken, oder ob sie sie beseligend sollte? Sie klang sehr süß für das alleinstehende, ältere Mädchen.

„Haben Sie eine unerwartete Nachricht bekommen?“ unterbrach sie das minutenlange Schweigen. „Heute Mittag bei der Tablo d'hôte sagten Sie mir noch nichts von einer so eiligen Abreise. Was wird nur unsere kleine Miß Mary darüber denken?“

Und damit hatte sie das Thörichteste ausgesprochen, was sie in diesen Augenblicken hätte sprechen können. Als sie achtzehn Jahre gezählt, hatte sie es einmal ähnlich gemacht. Nun sie sich so alt und erfahren glaubte, lernte sie noch eine neue Weisheit, daß sich das echte Frauenherz nicht ändert mit den Jahren, daß es genau so empfänglich und genau so dankbar für Liebe bleibt, wie in der Jugend, — ja, daß es dankbarer wird, weil es ihren Werth erkannt hat, weil es zu schätzen weiß, wie viel Gott ihm damit gegeben! Warum mußte sie jene kleine „Miß Mary“ erwähnen, was doch so unnötig und so verkehrt war? Vielleicht, weil sie noch einmal eine Rose unter all dem herbstlichen Laub finden sollte, um die Erinnerung an sie mit hinüber in die Winterzeit ihres Lebens zu nehmen, — vielleicht, weil Gott es so wollte.



Jaguar-Jagd.
Nach dem Gemälde von Hugo Ungewitter im Zuffenb. — Siehe Seite 154.

Der junge Offizier nahm aus seiner Briestafche ein versiegeltes Couvert und faltete das darin enthaltene Schriftstück auseinander.

„Ein Epitaph-Brief!“ sagte er zerkürrt. „Weshalb glauben Sie, daß mich Miß Dawson's Gedanken interessieren sollen?“
„Weil ich es hoffe! Wissen Sie nicht, daß wir Menschen so leicht auch bei anderen voraussehen, was uns natürlich erscheint, und was wir besonders wünschen? Ist sie nicht reizend, die kleine fröhliche Mary, von der man so prächtig lernen kann, das Leben immer von seiner sonnigsten Seite zu nehmen?“

„Reizend, ja!“ und er wurde so roth dabei, wie sie ihn oft im Gespräch mit jenem lieblichen Geschöpf gesehen. „Aber von Ihnen dürfte ich hundertmal mehr lernen, Fräulein Marie-Luise! Sie iren Sie sich, wenn Sie vielleicht etwas anderes glaubten; — Miß Dawson's Ansichten über das Leben konnten mich wenig lehren, weil es dieselben sind, die ich selbst bisher darüber gehabt. Sie hat ein heiteres Gemüth, hat, so lange sie denken kann, noch keinen besonders großen Schmerz erfahren, sie ist in glücklichen Verhältnissen groß geworden, — da ist es keine Kunst, die anderen empfinden zu lassen, daß man glücklich ist. Sie haben mir so oft in Ihren Erzählungen das Leben von einer vollkommen anderen Seite geschildert, wie viel Armuth, wie viel Einsamkeit es bietet, und wie groß die Opfer sind, die es von den meisten Menschen fordert. Sie haben mir aber auch gezeigt, wie man trotzdem gut und stark und glücklich bleiben kann! Ich kenne nur noch daheim meine Mutter, die ebenso vollkommen ist, wie Sie! Ebenso —“

Sie unterbrach ihn.
„Ich weiß,“ sagte sie, die Blätter ihres Straußes anders gruppierend, als sie anfangs in ihre Hand gegeben waren. „In den ersten Tagen unserer Bekanntschaft habe ich's schon gewußt, daß Sie mit besonderer Liebe an Ihrem Mütterchen hängen, und gerade deshalb hätte ich Ihnen schon damals verathen können, daß wir beide einmal als die besten Freunde von einander scheiden würden!“

„Wieso? Sie hätten sich doch in mir täuschen können?“
„Schwerlich!“ Und ihr großes, schönes Auge heftete sich mit warmer Freundlichkeit auf seine Züge, in denen sich die verschiedensten Empfindungen malten.

„Seien Sie überzeugt, daß niemals das Herz einer Frau im Verkehr mit einem jungen Manne, mag sie selbst noch jung, oder schon alt geworden sein, leichter gewonnen wird, als wenn sie eine besonders große Liebe und Verehrung für seine Mutter an ihm entdeckt! Sie wird fast ausnahmslos von diesem so natürlichen Gefühl auf den Werth seiner Seele und von dort auf die Beschaffenheit seines ganzen Charakters schließen, und ich versichere Sie, sie wird sich beinahe niemals täuschen; sie wird in den meisten Fällen in dem guten Sohn auch einen guten Menschen finden, und wenn die beiden sich sonst verstehen,“ sie gab ihm lächelnd ihre Hand, „auch einen guten Freund für ihr eigenes Leben! Ich habe Sie so manches lehren dürfen, wie Sie mir vorhin gesagt, und Sie haben so vieles an mir idealisirt, wie es die Jugend so gern thut, — nehmen Sie dies als eine meiner werthvollsten Erfahrungen mit, weil sie auf völliger Wahrheit beruht!“

Er hatte ihre Hand erfaßt, und in diesem Moment schien alles Trennungswach aus seinem Herzen verschwunden, nur jubelnde, enthusiastische Liebe, die alle Hindernisse zu beseitigen, die jede Kunst überbrücken zu können meint, strahlte ihr aus seinen Augen entgegen.

„O, Marie-Luise!“ und es bekümmerte ihn nicht, daß sie leise ihre Hand aus der seinen zog, „warum sprechen wir denn fortwährend vom Scheiden, warum muß es denn nur Freundschaft sein, die zwei Menschen verbindet, wenn sie sich doch ganz verstehen? Warum wollen Sie es nicht „Liebe“ nennen, wenn sie es ist?“

Er hielt inne. . . Er fand sie so schön, wie sie vor ihm stand, wie sie ihr Gesicht bei seinen Worten über die farbigen Blätter seines Straußes neigte.

Er sah nichts von dem, was die Jahre gethan, was die Zeit des Kampfes, des Entbehrens an diesen einst wirklich schönen Zügen geändert hatte; er sah nur, was er sehen wollte, und das Abendroth half seiner Phantasie und seinem jungen Herzen mit seinem rosigen, zauberischen Glanz!

„Warum wollen wir uns traurig machen?“ fuhr er in glücklicher Erregung fort, und er hielt es für selbstverständlich, daß sie das Gefühl erwiderte, das ihn so ganz erfüllte. „Darf ich nicht wiederkommen, bald sogar, um Ihnen zu beweisen, wie lieb ich Sie habe? Sie sind so lange einsam gewesen, Marie-Luise, nun sollen sie es nicht mehr sein, denn ich will Sie schützen! Ich kann es, ich fühle die Kraft in mir, haben Sie nur Vertrauen zu mir und meiner Liebe!“

Sie hatte ihn ausreden lassen, denn ihre Seele konnte sich an diesem schönen, innigen Empfinden, so wie wir uns über die Sonnenstrahlen freuen, von denen wir wissen, daß sie die letzten des scheidenden Sommers sind.

Dann sah sie von den herblichen Blättern fort in das junge, begeisterte Gesicht.

„Wie alt sind Sie, mein junger Freund?“
„Es lag so viel Herzlichkeit, so viel ruhige Würde in dem Ton ihrer Frage, die doch zu gleicher Zeit eine Antwort hätte sein können, wenn er sie recht verstanden, daß ihre Prosa keine Kränkung für ihn enthielt.“

„Sechszwanzig Jahre!“ sagte er bastig, mit treuherziger Ehrlichkeit. „Sie finden es zu jung, nicht wahr? Aber häufig heirathen Kameraden schon früher, und Sie selbst haben mir einmal gesagt, daß Ihrer Ansicht nach nicht die Jahre, sondern der Charakter den Mann machen! Das ist kein Hinderniß für unsere Verbindung! Selbst in pekuniärer Beziehung steht ihr nichts im Wege; zum ersten Mal fast in meinem Leben segne ich den Werth des Geldes! Wir brauchen nicht zu warten! Wir dürfen glücklich sein, und Sie sollen mein Vorbild bleiben, liebe, liebe Marie-Luise!“

Sie legte leicht ihre Hand auf seinen Arm.
„Wissen Sie, wie alt ich bin?“
„Nein! Älter als ich gewiß, aber wie können die Jahre Einfluß auf die Liebe haben, auf solche Liebe, die keine Hindernisse kennt, die nur den inneren Werth und nicht den äußeren sucht?“

„Ich will es Ihnen sagen, wie alt ich bin!“ fuhr sie unbeirrt in ihrem Gedankengange fort, und ihr gewohntes, freundliches Lächeln trat wieder auf ihre Lippen, wenn es auch viel von einer wehmüthigen Freundlichkeit im Ausdruck hatte. „Ich werde bald vierzig Jahre, und dieser Altersunterschied zwischen uns beiden, Sie werden es zugeben müssen, wäre denn doch ein

gar zu großer, den auch die kühnste Phantasie, die größte Liebe nicht würden ausgleichen können! Nein, unterbrechen Sie mich nicht! Auch Sie würden es einsehen lernen, jetzt noch nicht, aber dann, wenn es zu spät geworden wäre. Sie würden mich als Ihre Freundin lieben, aber nicht als Ihr Weib! Das ist so eingerichtet von Alters her; und von weiser Hand, — wir können die Wege der Weltordnung nicht ändern und auch nicht vernichten, selbst wenn wir's wollten. Wir müssen sie anerkennen und uns den Segen aus ihnen nehmen, den sie uns bieten. Ich danke Ihnen für das, was Sie mir gegeben. Es hat mich sehr reich gemacht, aber lassen Sie mich nur Ihre Freundin bleiben! . . . Ich könnte sie Ihnen nicht rauben, Ihre goldene Jugend, die Ihnen heute noch ganz gehört.“

„O, Marie-Luise, wie wenig kennen Sie mich noch!“
„Wie gut!“ sagte sie leise, „so genau wie mich selbst, denn ich kenne das Leben.“

Sie trat an ihr Bild heran und nahm den Schleier fort, den sie vor kurzem darüber gezogen hatte.

„Sehen Sie her! . . . Es ist fast vollendet, — es darf Ihnen der beste Beweis für meine Worte sein. Das Knospen und Blühen des Frühlings ist etwas anderes, als wenn im Herbst die braunen Blätter fallen. Es paßt nun einmal eins nicht zum anderen!“

Sie sahen beide auf das Bild, — es war wirklich die deutlichste Antwort auf seine Frage; es sprach seine stille Sprache, die der Wahrheit, mit rührender Klarheit zu denen, die sie hören wollten.

Marie-Luise blickte auf die alte Buche, an deren letztem Grün sie noch vor einer Stunde mit besonderer Emsigkeit gemalt; sie stand mitten im Wald unter schon entlaubten Bäumen, auf deren schön gefärbten Blättern das Licht des purpurnen Abendhimmels lag, der durch die alten Stämme schimmerte.

Auf einem Stein am Wege sah eine menschliche Gestalt, ein altes Mütterchen, mit weißem Haar. Voller Kunzeln und Falten war das Gesicht; die Sorge, die schon an ihrer Wiege gestanden, die mit ihr gegangen, ihr langes Leben hindurch, war tief eingegraben in die Züge der Alten, aber es lag keine Bitterkeit, kein Lebensüberdruß darin; sie trug auf dem Rücken einen Paden Keiser, die sie sich im Walde gesucht zu haben schienen, und ihre Augen hingen an den Kupfermünzen, die sie in der hohlen Hand hielt, wahrscheinlich um zu berechnen, wie weit sie reichen würden fürs tägliche Brod.

Ihre Füße waren bedeckt von dem gefallenen Laube, das überall auf dem Waldboden und im Wege lag, und über ihr, auf dem kahlen Zweige einer Birke sah ein Nabe, der mit ausgebreiteten Flügeln vom Welken und Vergehen, vom Hunger und vom Sterben träumen wollte, — aber wenn sie auch hineinpakete, die Alte, in das Bild des Herbstes, es fiel doch ein Streifen Abendsonnen-Licht auf ihr weißes Haar! Sie machte doch den Eindruck, als müße es einst noch heller um sie werden, einst, wenn sie über der Vergänglichkeit dieses irdischen Lebens stehen würde!

Marie-Luise ging gleichsam in Gedanken den Weg entlang, den ihr Pinsel geschaffen hatte. Ihr Auge blieb an dem schmalen Stege haften, der über einen Waldbach führte.

Ein junges Menschenpaar beugte sich über das Geländer; er hatte seinen Arm um ihre zarte, weißgekleidete Gestalt gelegt, und ihre glücklichen Züge ließen deutlich erkennen, daß sie noch mitten in der Frühlingszeit des Lebens standen. Sie hatten sich abgewandt von dem sorgenden Mütterchen. Mit schelmischem Frohsinn blickten sie in das spiegelklare Wasser zu ihren Füßen; sie wollten ihr eigenes Bild darin wiederfinden, das Bild der Schönheit und Jugend! Sie pažten nicht zu der Alten und dem gefallenen Laube.

Gerade die scharfen Contraste des Bildes mußten ergreifend wirken; der Eindruck, den es machte, war ein merkwürdiger, — er mußte auf den ersten Blick tiefe Wehmuth hervorrufen, nach und nach aber verwandelte er sich in heiteren Frieden.

All jenes schmerzliche Entzagen, das die welken Blätter predigten, wurde überstrahlt von dem goldenen Licht der Sonne, von dem Glanz einer Zukunft, die weder Abschiednehmen, noch Todesfurchen kennt, die verklärt ist durch das Licht der Ewigkeit.

„Verstehen Sie mich, wie ich es meinte?“
Marie-Luise wandte sich wieder ihrem jungen Freunde zu. Der eigenthümliche Zauber, welcher auf dem Bilde lag, war auch über sie selbst ausgebreitet. Sie schienen das Gleichmaß ihrer Seele, die Zufriedenheit mit ihrem Erdenloose vollkommen wiedergefunden zu haben.

„Glauben Sie nun, daß ich recht gehabt? — Daß wir zwei nur für einander passen, wenn wir gute Freunde bleiben wollen? Gehen Sie hinein ins Leben! Seien Sie jung und froh! Machen Sie's wie jene beiden, die noch so deutlich von ihrem Glück und ihren Hoffnungen sprechen! Wir aber lassen Sie meine Kunst! — Ich werde nicht einsam sein mit dieser treuesten Gefährtin!“

„Wunderbar!“ Er sagte es tief ergriffen, noch ganz im Anschauen des Gemäldes verfunken. „O, Marie-Luise, warum muß es Herbst werden in unserem Leben?“

„Warum?“ wiederholte sie sanft und sah in die purpurne Sonne, die sich dem Untergang zuneigte. „Weil es sonst keinen Frühling auf Erden und jenseits der Gräber kein Aufstehen gäbe. Darum muß es so sein!“

Dann griff sie lächelnd nach den feinen, silbernen Fäden, die lustig zwischen ihr und der Sonne dahinslogen: sie wickelte sie sich schelmisch über die Finger.

„Spinnensädchen, für die alten Mädchen!“ sagte sie heiter, aber ihre Augen waren feucht geworden.

Nachdruck verboten.

Die Vermählung des Erbgroßherzogs von Oldenburg.

Von Otto Preuß in Berlin. — Siehe Seite 177.

er im September auf dem dem Prinzen Heinrich von Preußen gehörenden holsteinischen Gute Hemmelmark stattgefundenen Verlobung des Erbgroßherzogs Friedrich August von Oldenburg mit der Herzogin Elisabeth von Mecklenburg folgte schon am 24. October in Schwerin die Vermählung des fürstlichen Paares. Wie bekannt, ist der Stiefbruder der Herzogin Elisabeth, Großherzog Friedrich Franz III., durch seinen

Gesundheitszustand schon seit Jahren genöthigt, die Wintermonate im Süden zuzubringen, und da er der Vermählung seiner Schwester beizuwohnen beabsichtigte, durfte der Hochzeitstag nicht zu weit hinausgeschoben werden. Aus gleichem Grunde war auch der Kreis der Geladenen auf die nächsten Angehörigen beschränkt geblieben und von größeren Festlichkeiten abgesehen worden. Ein Hof-Konzert am Vorabend des Vermählungstages vereinigte die Hochzeitsgäste, unter denen auch der deutsche Kaiser und Prinz Heinrich von Preußen anwesend waren, in den Sälen des Schweriner Schlosses, und nach der vormittags elf Uhr beginnenden Trauungsfeierlichkeit fand ein Diner statt, dem bald die Abreise des jungen Paares folgte. In den oldenburgischen Landen hat die Wiedervermählung des Erbgroßherzogs nicht nur die herzliche Theilnahme erweckt, mit der ein loyales Volk die Festtage seines angestammten Fürstenhauses begleitet, sondern auch Besorgnisse zerkürrt, die die Oldenburger für die Zukunft hegen mußten. Von den drei Kindern aus der ersten Ehe des Erbgroßherzogs mit der Prinzessin Elisabeth von Preußen, der zweiten Tochter des Prinzen Friedrich Karl, lebt nur eine Tochter, die jetzt siebenzehnjährige Herzogin Sophie. Da der einzige Bruder des Erbgroßherzogs, Herzog Georg, unvermählt bleiben dürfte, lag die Befürchtung nahe, daß die Thronfolge einst an die russische Linie des großherzoglichen Hauses übergehen würde, deren Stammvater, Prinz Georg von Oldenburg, sich im Jahre 1809 mit der Großfürstin Katharina Paulowna von Rußland vermählte. Die Nachkommen aus dieser Ehe sind ihrer oldenburgischen Heimat ganz entfremdet, sie leben seit drei Generationen in Petersburg, und können nur der Abstammung nach noch als Mitglieder eines deutschen Fürstenhauses gelten. Trotzdem würden nach geltendem Fürstenrecht ihre Ansprüche auf den oldenburgischen Thron im Falle des Aussterbens der oldenburgischen Linie wahrscheinlich unangefochten haben bleiben müssen, und das deutsche Nationalempfinden des oldenburgischen Volkes konnte durch die Möglichkeit, einem in Rußland erzogenen, russisch sprechenden und russisch empfindenden Fürsten die Schicksale des Landes anvertraut zu sehen, nicht angenehm berührt werden. Daß die Oldenburger die Wiedervermählung des Erbgroßherzogs gerade mit der Herzogin Elisabeth von Mecklenburg ganz besonders freudig begrüßten, erklärt sich nicht nur aus den persönlichen Eigenschaften der jungen Erbherzogin, die viel von dem klugen und liebenswürdig-schlichten Wesen ihrer Großmutter, der jüngsten Schwester Kaiser Wilhelms des Siegreichen, geerbt hat. Es erklärt sich auch daraus, daß eine mecklenburgische Prinzessin besonders schnell in den oldenburgischen Landen heimisch sein wird, weil mecklenburgische und oldenburgische Art viel Gemeinsames mit einander haben. Erbherzogin Elisabeth von Oldenburg ist am 10. August 1869 geboren, eine Tochter des verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin aus seiner dritten Ehe mit der Großherzogin Marie, geb. Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt. Erbherzog Friedrich August von Oldenburg ist am 16. November 1852 geboren und gehört der preussischen Armee als General-Major und Kommandeur der 19. Cavallerie-Brigade an. Das erbherzogliche Paar wird in dem neubauten Palais in Oldenburg, das Ende dieses Jahres fertig gestellt sein wird, Wohnung nehmen.

Nachdruck verboten.

Der Handschuh.

Eine Plauderei von Heinrich Theen in Söby.

Es kommt uns durchaus nicht in den Sinn, von der Rolle zu sprechen, die dem Handschuh in der modernen Kleidung zugetheilt ist, ebenso wenig wollen wir uns über seine mannigfaltigen Arten und Gestalten oder über die Eigenschaften ergehen, die er zu Erfüllung dieses oder jenes seiner verschiedenen Zwecke besitzen muß; auch die Betrachtung seiner Herstellung und die Anführung der deutschen und nicht-deutschen Orte, wo diese Fabrication vorzugsweise ihren Sitz aufgeschlagen hat, soll nicht der Gegenstand der nachfolgenden Darlegung sein. Wir fürchten, durch dergleichen Mittheilungen Langeweile zu erwecken, — und nichts ist gefährlicher als diese. Unsere Absicht geht vielmehr nur dahin, einen Theil des kulturhistorischen Momentes ins Auge zu fassen, das sich an den Handschuh knüpft, besonders aber einige charakteristische Details aus seiner Symbolik anzuführen, wie sich diese besonders im Mittelalter ausgebildete.

Wenn man dem Handschuh auch heute noch nicht den Namen eines allgemein üblichen und acceptirten Kleidungsgegenstandes beilegen kann, so ist er dennoch eine uralte Erfindung. Eine innere Nothwendigkeit, — wenn wir uns so ausdrücken dürfen, — ein absolute Erfüllung heissendes Bedürfniß scheint man ihm kaum beimessen zu können; denn trotz einer wohl dritthalbtausendjährigen Geschichte hat er es nicht weiter gebracht als zu einem Luxus-Object und höchstens zu einem Schutzmittel gegen zu starke Kälte! Die Gelehrten nehmen an, daß Persien das Land war, wo zuerst Handschuhe erfunden und getragen wurden, und zwar zum Schutze gegen die eifigen Winde in den Gebirgen und Steppen. Durch Feldzüge kam der Gebrauch bald nach Hellas und später nach Rom. Die alten Griechen bedienten sich der Handschuhe bei mancher Arbeit, z. B. bei Gartenarbeiten, um sich die Hände nicht zu beschädigen, sowie auch bei Tische, wenn beim Vorlegen sich die Hände nicht zu verbrennen, die damals die Stelle der Gabeln vertraten. Uebrigens galt das Tragen von Handschuhen bei den Griechen sowohl wie bei den Römern als Zeichen von Weichlichkeit, wie es denn auch bei den letzteren mit der Verbreitung des asiatischen Luxus immer allgemeiner wurde.

In Deutschland trugen Fürsten, hohe Geistliche und reiche Edle bereits im achten und neunten Jahrhundert Handschuhe, oft mit überschwenglicher Pracht, mit Stiderei und Geschmeide verziert und von hohem Werth; bedeutend später erst bedienten auch eble Frauen sich derselben.

Man irrt jedoch, wenn man annimmt, Handschuhe seien schon damals, so wie heute, von unseren Vorfahren zum Schutze und zur Schonung der Hand getragen worden, dies war durchaus nicht der Fall; man bediente sich ihrer vielmehr als Schmud und Putz oder, — und das war die Hauptsache, — als äußeres Symbol der Würde und Macht. Wer von den alten Sachsen dem anderen einen Handschuh zuwandte, der wollte damit ausdrücken, daß er etwas schenke, übergebe, erfülle, zueigne. Hatte z. B.

eine Stadt beim Kaiser um Ertheilung des Marktrechtes nachgesucht, so fandte das Oberhaupt des Reiches ihm einen Handschuh, zum Zeichen, daß die Bitte des Ortes Gewährung gefunden habe. Schon im „Sachsenspiegel“, jener Sammlung von Rechtsvorschriften, die im Mittelalter, vornehmlich in Sachsen und den Landen des sächsischen Rechts, d. h. in Westfalen, Friesland, Oelfen, Niedersachsen, Brandenburg, Pommern, Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mähren, rechtsverbindliche Gültigkeit hatten, finden sich mehrere hierauf bezügliche Stellen. Es heißt da z. B.: „Es darf niemand einen Markt aufrichten, es sei denn, daß der Kaiser auf die Stadt seinen rechten Handschuh sandte.“ Um dies Gesetz durch ein Exempel zu belegen, erzählt das alte Rechtsbuch eine Geschichte: Als ein deutscher König von gewissen Kaufleuten gebeten wurde, ihnen einen Wohnsitz anzuweisen, und der König ihnen seine Hand reichte, begriff ihn einer der Kaufleute und zog ihm den rechten Handschuh ab.“ Listig machte sich der Jünger Mercurus des hohen Herrn Huld zu nützen, und nun konnte am Orte ungestört Handel und Wandel in Gang gesetzt werden. So lange Frankfurt a. M. noch freie Reichsstadt war, wurden alljährlich beim Beginn der Herbstmesse ein Paar weißer Handschuhe auf die Tafel gelegt, an welcher der Rath eben zur Sitzung versammelt war, — ein Gebrauch, der zweifelsohne auf die erwähnte Deutung des Handschuhs zurückzuführen ist.

Auch bei der Genehmigung und Gründung eines neuen Ortes spielte der Handschuh eine große Rolle. Ein aufgesteigter Handschuh bezeichnete den Platz, auf welchem eine neue Stadt gegründet werden sollte; er wurde zu ihrem Merkmal und Wahrzeichen. „Allwo man neue Städte erbauet“, heißt es im Sachsenspiegel weiter, „allda muß man ein Kreuz setzen auf den Markt, und man hängt auch des Königs Handschuh daran, daß man sehe, daß es des Königs Wille sei.“ Kreuz und Handschuh im Vereine, dies sollte nach der Auslegung des Gesetzes bezeugen: „daß das weltliche Gericht von dem Kaiser komme, das geistliche aber auf dem Kreuze beruhe, mithin einer solchen Stadt geistliches und weltliches Gericht gehöre.“

Zu gleicher Zeit befandte die Uebertragung von des Kaisers Handschuh auch die Verleihung des Münzrechtes. „Niemand mag neue Münz erheben, ohne des Fürsten Willen, in des Gerichts er lebet; auch soll der König durch Recht seinen Handschuh darzufinden, zu einer Beweigung, daß es sein Wille sei.“ Solche Kraft übte im deutschen Mittelalter der kaiserliche Handschuh aus!

Andererseits aber galt das Ueberreichen von Handschuhen auch als ein Zeichen der Unterwürfigkeit und des Unterthanenthums. Die Stadt Königsberg huldigte vordem ihrem Herzog, indem sie einen linken Handschuh, gefüllt mit dreihundert Pfennigen alten Geldes, überreichte. Das Kloster Arnberg bei Regensburg brachte noch im vorigen Jahrhundert im nämlichen Sinne dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt alljährlich ein Paar weiße Handschuhe dar. Die Wasenmeister in Thüringen mußten dem Landesherrn jedes Jahr ein Paar hundelederne Handschuhe schicken.

Auch als Zeichen der Erbeinsetzung diente der Handschuh, wie die Geschichte Conradins von Hohenstaufen zeigt. Ehe dieser unglückliche Kaiser zu Neapel sein junges Haupt auf den Bloß legte, schickte er seinen Handschuh an den König Peter von Aragonien, um ihn als seinen Erben in Italien zu bezeichnen.

Großer Luxus mit Handschuhen wurde in England getrieben, besonders unter der Königin Elisabeth, die eine reiche Verzierung derselben in Aufnahme brachte. Damals entstand in Großbritannien und auch in Deutschland die Sitte, Wittschriften ein Paar Handschuhe beizulegen. So lange es nur dabei allein blieb, kann man kaum viel Unrechtes darin erblicken; sehr bald jedoch begann man die Handschuhe mit Geld zu füllen, — und die Bestechung war fertig. Um sich füglich von solch schmälichem Verdacht zu reinigen, zogen Richter und Schöppen vor der Urtheilssprechung die Handschuhe aus. In England, wo man bekanntlich mit ängstlicher Sorgfalt alte Gebräuche hütet, dürfen noch heutigen Tages Richter im Gerichtssaale keine Handschuhe tragen, und der Scheriff vertheilt, wenn kein Todesurtheil gefällt, nach Schluß der Affisen an jeden Zeiger ein Paar. Einen eisernen Handschuh hatte man früher an vielen Orten Deutschlands bei Gerichtsverhandlungen, namentlich bei der Eidesleistung, um den Schwörenden daran zu mahnen, wie streng und schwer die Strafband auf den Meineidigen niederfallen würde. Während der Gerichts-sitzungen mußten, nach dem Sachsenspiegel, Schöppen und Richter ihre Handschuhe abziehen, wodurch ihre Unbestechlichkeit sinnbildlich veranschaulicht werden sollte. In England bestand noch unter der Regierung Eduards des Zweiten die Sitte, daß dem verurtheilten Uebelthäter vor der Hinrichtung feierlich die Handschuhe ausgezogen wurden.

Das Darreichen der Hand war allezeit und unter fast allen Völkern ein Akt der Freundschaft und des Friedens; in ganz ähnlicher Weise sollte der Handschuh symbolisch sein: — die deutschen Kaiser und Fürsten, die sich nicht persönlich ihrer gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnungen versichern konnten, tauchten durch ihre Gesandten miteinander ihre Handschuhe aus. Eine recht liebe Bedeutung aber hatte es, wenn jemand seinen Handschuh hinweg- und vor einem andern niederwarf. Schänderte ehemals ein Feldherr, der eine Stadt belagerte, seinen Handschuh fort, so war dies dem stillschweigenden Gelöbniß gleichbedeutend, daß er alles, Blut und Leben, daran setzen werde, den Ort zu erobern, keinesfalls dürfe sich dieser auf eine Aufhebung der Belagerung Hoffnung machen. Eine ähnliche Function war dem Handschuh bei den Zweikämpfen zugewiesen. Der Ausforderer sandte dem Geforderten seinen Handschuh zu; nahm dieser ihn an, so war damit zugleich das Duell angenommen und ausgesprochen, wie der Sieg als Darlegung der Unschuld betrachtet werden solle. Von dieser ritterlichen Sitte leitet sich die Redensart: „Jemandem den Handschuh hinwerfen“ (d. h. mit jemandem Streit anfangen) ab. Pflögten doch namentlich die Franken vor dem ihren Handschuh zu Boden zu schleudern, gegen den sie eine Streitigkeit ausfechten wollten. Hob der Gegner den Handschuh auf, so verpflichtete er sich dadurch, sich zu dem ihm dergestalt ange-tragenen Zweikampfe zu stellen.

Auch im Lehnswesen kam der Handschuh vielfach als Symbol in Anwendung. Bei den Franken hatte der Basall die Handschuhe abzulegen, wenn er irgend eine Bezeichnung in Empfang nahm. Der neuerwählte deutsche Kaiser ward unter besonderen Ceremonien mit purpurnen Handschuhen geschmückt. Bei der Krönung pflegte sich der König von Frankreich, altem Her-

kommen gemäß, mit Handschuhen zu bekleiden, die der Erzbischof von Reims, in dessen Kathedrale bekanntlich der feierliche Akt vor sich ging, zuweilen auch der Groß-Altmosener geweiht hatte. Im elften bis zum vierzehnten Jahrhundert, die und da auch noch später, wurde in Deutschland wie in Frankreich keine Belehnung vollzogen, die nicht durch Ueberreichung des Handschuhs ihre Symbolisirung erfuhr, ja unter den verschiedenen Lehnsgebühren wurden wohl die Handschuhe selbst mit berechnet und mit bezahlt. Auch die Päpste, wie die Bischöfe, wollten, die weltliche Macht nachahmend, durch offizielle Anlegung weißer Handschuhe ihre geistliche Jurisdiction und Gewalt ausdrücken bei vielen Anlässen, wo sie vor der Öffentlichkeit erschienen. Der neue Bischof, der seiner Kirche präsentirt wurde, erhielt bei dieser Festlichkeit, neben dem Fischerring und dem Krummstab, auch ein Paar weißer Handschuhe, die zusammen mit den beiden anderen Attributen die Handlung seiner sogenannten geistlichen oder canonischen Verlobung dem Volke vor Augen führen sollten. Selbst in protestantischen Ländern war es Brauch, dem Geistlichen, der die Taufe eines neugeborenen Kindes vollzog, zugleich mit den Gevatterinnen ein Paar Handschuhe zu überreichen, jedenfalls um dadurch den Rapport, die geistige, spirituelle Verwandtschaft anzudeuten, in die, den Anschauungen der Kirche nach, Geistlicher und Taufzeugen durch das Sacrament der Taufe versetzt werden. Diese Sitte hat sich noch bis in die Neuzeit erhalten, und Schreiber dieses fand vor zehn Jahren noch in einer norddeutschen Stadt die Sitte allgemein in Schwung, daß der männliche Taufpate seiner Partnerin am Taufstage ein Körbchen mit einem Paar Glace-Handschuhen überreichte.

Aus der Kirche und ihren Ceremonien hat unstreitig die Darreichung von Handschuhen zu den akademischen Promotionen und zu den Aufnahme-Gebräuchen verschiedener geheimer Gesellschaften, u. a. des Freimaurerbundes, ihren Weg gefunden. An manchen Universitäten war es Brauch, dem neu creirten Doctor ein Paar weiße Handschuhe zu übergeben, die gleichsam eine Verlobung mit der Wissenschaft bezeugen sollten. Die theologische Facultät zu Jena pflegte sogar jedem der bei einer derartigen Promotions-Festlichkeit anwesenden Doctoren ein Paar weiße Handschuhe zur Erinnerung an den denkwürdigen Tag zu verehren und sich dabei durch Ausdrücke der erlesensten Höflichkeit hervorzuheben.

Zu einem recht heillosen Zweck bedienten sich der Handschuhe die noch im vorigen Jahrhundert in Deutschland ein so zügelloses Unwesen treibenden Werber. In den Schenken, in denen diese Leute ihr Quartier nahmen, warfen sie hinterlistig ihre reich und schön ausgenähten Handschuhe auf den Tisch. Griff in seiner Einfalt nun vielleicht ein junger, kräftiger Burche neugierig nach dem militärischen Schmuckstücke, so erhob alsbald der auf einen solchen glücklichen Zufall lauerner Werber Anspruch auf den armen Menschen, den er dann oft genug unter Anwendung brutalster Gewalt hinwegzuführen lieb oder höchstens gegen ein ansehnliches Lösegeld wieder in Freiheit setzte.

Eine recht traurige Rolle spielte der Handschuh auch in den Orbalien oder Gottesurtheilen. Da gab es besonders schwere Fälle, in denen der eines Verbrechens Angeklagte seine Unschuld nicht anders erörtern konnte, als wenn er ein Paar glühende eiserne Handschuhe anzog, nachdem der Priester zuvor das Feuer mit schauerlichen Worten und Mahnungen beschworen hatte, auf daß es durch seine Gluth Schuld oder Unschuld des Verdächtigten an den Tag bringen möge. Gelang es dem Gefolterten, die Hände unverfehrt aus ihren entsetzlichen Hülsen zu lösen, so wurde er freigesprochen; zeigten sich dagegen Brandwunden, wie es kaum anders geschehen konnte, so ward er für schuldig erklärt. Nicht minder mußte der Handschuh sich auch zu einem Marterwerkzeuge bei den gräßlichen Christen-Verfolgungen hergeben, denen zumal unter dem römischen Kaiser Diocletian Tausende von Menschen zum Opfer fielen. Man peinigte die unglücklichen Jesus-Befenner, indem man ihre Finger in festankleibende eiserne Handschuhe einpreßte, die innen mit spitzen Stacheln versehen waren.

Auch sei noch jener tödtlichen Handschuhe Erwähnung gethan, die demjenigen, der sich arglos ihrer bediente, den Tod brachten. Vergiftete Handschuhe waren es, durch welche die Eifersucht einer Italienerin den deutschen Kaiser Otto III. im Jahre 1002 zu Palermo, umweit Biterbo, ermordete, und allgemein bekannt ist der durch dasselbe verrätherische Mittel herbeigeführte tragische Tod Johanna d'Albret's, der Herzogin von Navarra, Mutter des guten Königs Heinrich IV. von Frankreich.

Danken wir Gott, daß solche Zeiten vorüber sind, und daß heutzutage die Handschuhe nichts weiter sind und nichts weiter sein wollen und sollen als — Handschuhe! Immerhin zu beklagen ist es jedoch, daß die Kunst verloren gegangen zu sein scheint, die einem gewissen Padelet zu Durham in England ein Paar Handschuhe geliefert hatte, aus denen er, wenn er hineingriff, immer so viel Geld herausziehen konnte, als er dessen eben bedurfte. Zum Danke für diesen seinen Wunder-Handschuhen entaukelnden unerlöschlichen Segen ließ er in seiner Vaterstadt eine stattliche Kirche erbauen. Neben dem Portale dieses Gotteshauses befindet sich das Grabmal des benedictinerthener Handschuh-Besizers; auf demselben ist er in einem Steinbilde dargestellt, den Zauber-Hands Schuh mit der linken Hand emporhaltend und gleichsam aller Welt zur Schau stellend. Ein anderes Paar wunderthätiger Handschuhe war dem frommen Bischof Evermod von Rapeburg beiseht worden. „Hatte derselbige“, so heißt es in einer alten Chronik, „eine geistliche Verriehung, so nur mit bloßen Händen geschehen durfte, aber vor großer Andacht nichts um sich, darauf er seine abgezogenen Handschuhe niederlegen konnte, so blieben diese in der Luft schweben und hingen allda ohne etwelche Beihülfe höchst zierlich und anmuthig, seiner Dienste gewärtig.“

Nachdruck verboten.

Du aber kamst nicht!

Eine Phantasie von Dorothee Goebeler in Berlin.

Und ich war todt, — vorbei des Lebens Schein,
Vorbei, vorbei der Erde Lust und Hasen.
Auf harter Bahre lag ich, stumm, allein. —

Und ich war todt, und dennoch fühl' ich Leben,
Geheimes Leben durch die Brust mir fluthen.
Des Grabes Wölbung sprang, in Flammengluthen

Brach neuen Tages Licht zu mir herein;
Und aufwärts trieb es mich, empor zu schweben,
Empor, empor in dieses Licht hinein.
Schon lag die Welt, ein Schatten, mir zu Füßen,
Nur aus der ferne flimmerten noch matt, —
Ein leztes, traumverlorne Erdengrößen, —
Die wen'gen Lichter einer alten Stadt.

Und weiter stieg ich durch der Lüfte Meer,
Und immer heller ward es um mich her, —
In Nebeln schwand der Erde lezte Nacht.
In Nebeln schien der Sterne Glanz zerronnen,
Aus neuen Sphären tauchten neue Sonnen
Empor, in nie geahnter Wunderpracht.
Blau wölbte sich des Himmels ew'ges Haus:
Aus Luft und Licht gewob'ne, weite Hallen
Erglänzten strahlend in das All hinaus.

Und auf und ab ein Wogen und ein Wallen
Von lichtverklärten, seligen Gestalten.
Sie breiteten die Arme gegen mich
Und winkten lockend: Komm, o komm herein!
Ich aber sah sie nicht, ich suchte Dich,
Im ganzen Himmel Dich, nur Dich allein!
Dort auf der Erde weltentleg'nem Stern
Sind wir einander alles einst gewesen,
In meiner Seele schienst Du zu lesen
Mein Glück, Dein Glück, mein Wünschen, Dein Verlangen.
Jetzt ist vorbei des Todes Trennungsleid,
Jetzt bin ich Dein, — für alle Ewigkeit
Dein! — Dein! — Was zögerst Du mich zu empfangen?

Laut durch die Lüfte rief ich Deinen Namen,
Du aber kamst nicht! — Tausend and're kamen
Du aber kamst nicht, Du allein bleibst fern!

Da floh ich weinend aus der Sel'gen Haus
Und irrte wieder in das All hinaus.
Vor meinem Blick lag die Unendlichkeit
Verdämmernd in geheimnißvollen Tiefen,
Weit hinter mir versanken Raum und Zeit.
Ob nur ein Jahr, ob ein Jahrtausend schwand,
Ich weiß es nicht, in meiner Seele riefen
Nach Dir nur alle Fasern meines Seins.
Und dorthin kam ich, wo am Himmelsrand
Das Reich der Wahrheit und das Reich des Scheins
Schon wieder schemenhaft zusammenrinnen.
Und dort warst Du. Dort sahst Du traumverloren,
In Dich versunken auf die Welt zurück,
Als suchtest Du noch ein vergess'nes Glück
In jenem Land, das Dich und mich geboren.

Und dort warst Du, und jauchzend rief ich Dich,
Wie einst. Da wandtest Du zu mir Dich um
Und sahst mich an, kalt, regungslos und stumm, —
Und sahst mich an und schlugst die Augen nieder.
Dein Auge, drin das meine einst sich sonnte,
Vor dessen Glanz der Sterne Glanz zerfiel,
Dein Auge, das jetzt nicht mehr lägen konnte,
Dein Auge sprach: „Ich hab' Dich nie geliebt!
Ich hab' Dich nie geliebt! — Getäuscht, gelogen,
War alles, was mein Mund von Liebe sprach,
Dein Glück ein Wahn nur, Dein Vertrau'n ertrogen,
Mein ganzes Leben einer Lüge Schmach!“

Da sank des Himmels Glanz in nichts zurück,
Nacht ward es, dunkle Nacht, vor meinem Blick,
Du aber wandtest Dich zur Erde wieder. —
Aus ihrer grauen Schatten Nebelflor
Rang jetzt, auf lichtverklärten Sternenwegen,
Ein neuer Geist zur Sonne sich empor.
Und Du, — Du eiltest jubelnd ihm entgegen.
Du selber trugst ihn in das neue Sein,
Du ihn an Deiner Brust, in Deinen Armen; —
Ich aber stand am Himmelsrand allein, —
Nun mag sich meiner Seele Gott erbarmen!

Nachdruck verboten.

Eili Drefler.

Von Paula Margarethe Reber in München.

(Siehe das Bild, Seite 184.)

Eili Drefler ist eine der beliebtesten Künstlerinnen der Münchener Hof-Oper. Und doch ist sie in ihre Laufbahn ganz ohne ihr Zutun, ja sogar ganz gegen ihren Willen gleichsam hineingezwungen worden.

Als Tochter des Medicinal-Rathes Anton Drefler und seiner Gattin Franziska in Würzburg geboren, entwickelte sie früh jene kraftvolle, gesunde Lebendigkeit, welche an ihr so sehr geschätzt wird, und welche unter anderem ihren „Hansl“ (in Wette-Humperdink's Märchenoper) zu der vielbewunderten Kunstleistung macht. Die Eltern Drefler erzogen ihre Kinder mit aller Sorgfalt, und legten auch großen Werth auf gediegene musikalische Ausbildung. Keine Geringere als Frau Johanna Zachmann-Wagner war Eili's Lehrerin, und sie

entdeckte bald, welche ungewöhnlich schöne, bildsame Stimme der junge Wülfang von Schülerin besaß, eine Stimme, die sich immer mehr als echter „Mädchen-Sopran“ erwies. Diefem Wülfang aber taugte es gar nicht, daß er dieser Stimme wegen allerlei Vorsichtsmaßregeln sich unterwerfen sollte. Lili wollte kurzen Prozeß machen und die Stimme einfach vernichten, damit alle Qual des Unterrichts ein Ende habe. Deshalb that sie das Unglaublichste, um Erkältungen und Halsweh herbeizuführen. Sie schrie und mißhandelte ihr Organ in der unfinnigsten Weise — alles umsonst: die Stimme entwickelte sich immer erfreulicher, und endlich, als Lili einsah, es helfe nichts, gab sie als die Klügere nach und war nun in der That so klug, mit eisernem Fleiß und gewissenhaftem Eifer ihren Studien obzuliegen. Aber während sie selbst immer nur an ein Singen zum Vergnügen dachte, hatte Frau Jachmann längst andere Pläne gefaßt. Eines Tages eröffnete sie ihrem Liebling: dieser solle von ihr nach München mitgenommen werden, dort könne Lili dann einmal in den Räumen des Hoftheaters singen, zur Probe, wie stark ihre Stimme sei. Anfänglich meinte Lili: das sei doch ganz unnötig, da sie ja doch niemals zum Theater gehen werde. Allein die erfahrene Lehrerin wußte so viele Gründe anzuführen und der Schülerin die Sache so vorzüglich darzustellen, daß Lili nachgab — hauptsächlich um der verehrten Lehrerin eine Freude zu bereiten.

Alles ging glatt von Statten. Intendant von Perfall war schon vorher in Kenntniß gesetzt und empfing beide Damen sehr freundlich. Das Probensingen auf der Bühne begann, wobei Fräulein Drehler noch immer keine Ahnung hatte, daß es mehr als ein Spaß sein sollte. Diese Ueberzeugung und ihre angeborene muthwillige Munterkeit ließen die Singende frei von jedem Angstgefühl und völlig unbesonnen beginnen und so lange fortfahren, wie Excellenz von Perfall wünschte. Am Schlusse meinte Lili: es sei dies ganz unterhaltend gewesen; dachte aber: nun sei alles zu Ende. Da kam des anderen Tages ein zu unterscheidender Contract, welcher ihr unter günstigen Bedingungen ein Engagement anbot. Erst wußte die Ueberraschte nicht, was das heißen solle, und als Frau Jachmann ihr die Sache erklärte, theuerte sie unter Thränen: daß es sie todtungslüchlich machen würde, wenn sie zur Bühne müße. Auch würden das ihre Eltern nie zugeben. Nur nach langem Reden, und erst als die Lehrerin die schriftliche Einwilligung der Eltern vorzeigte, fügte sie sich endlich, und schickte den Contract an Seine Excellenz zurück. Sofort kam dieser persönlich, und rief beim Eintritt in das Zimmer: „Ist uns ein anderes Theater zuvorgekommen?“ Fräulein Drehler war sichtlich erstaunt. Sie hatte keine Ahnung gehabt, daß man einen Contract auch unterschreiben müße, und ihn daher ununterschieden zurückgeschickt. Der Fehler wurde gut gemacht, und Lili's erstes Auftreten auf den 13. März 1883 festgesetzt; Mozart's entzündende „Pamina“ war ihr als Antrittsrolle bestimmt.

Von ihren Gefühlen bei diesem erstmaligen Auftreten erzählt die Künstlerin: „Ich empfand weder Angst noch Freude, nur ganz schwachvoll neugierig war ich, wie sich das Publicum von der Bühne gesehen ausnehmen würde, und ob ich wohl meine Bekannten erkennen könnte.“ — Ihre Neugierde mußte sich vierundzwanzig Stunden länger gedulden, denn infolge eines plötzlichen Unwohlseins der Frau Baita, die die „Königin der Nacht“ zu singen hatte, mußte die Aufführung auf den 14. März verschoben werden. Die meisten Anfängerinnen würden das als ein böses Vorzeichen angesehen haben. Nicht so unsere Künstlerin: für sie giebt es bis heute weder gute noch schlimme Anzeichen, ihrer frohmüthigen Natur liegt jeder Aberglaube fern.

Frau Jachmann gerieth in Aufregung für ihre Schülerin, die, als sie auf ihr Stichwort hin die Bühne betrat, von so fabelhafter Unbesonnenheit war, daß sie, während alle Operngläser sich auf sie richteten, innerlich Betrachtungen anstellte: wach ganz heillose Verschwendung es doch sei, so viele, viele Lampenlichter zu brennen. Es ist wirklich ergötzlich, Bühnenmitgliedern, welche damals schon zu den besizigen Hoftheatern gehörten, über Lili Drehler's erstes Auftreten erzählen zu hören. Als sie bei ihrem ersten Abgang hinter die Coullissen kam, äußerte sie ganz ernsthaft: „Nun, wenn das meine Mutter sähe! Diese Menge Lampen links und rechts vom Souffleur! Da sind wir wirklich sparsamer erzogen.“ Man kann sich vorstellen, welche Heiterkeit sie mit diesen Worten bei ihrer Umgehung hervorrief. Ganz besonders erheitert aber war es für die übrigen Mitwirkenden, als Lili Drehler — beglückwünscht wegen des lebhaften Beifalls, welcher ihr schon bei diesem ersten Auftreten wurde — ganz verwundert fragte: ob denn das etwas besonderes wäre? Sie hatte geglaubt, es müße so sein, daß die Anwesenden klatschten, und die Auftretenden dafür wieder vor den Vorklang kämen, um durch eine, von artigem Lächeln begleitete Verbeugung ihren Dank abzuhatten.

Bald aber begann das Verfliehen des ihr entgegen gekommenen Berufes in ihr zu dämmern. Kurze Zeit nach ihrem Auftreten stellte Lili Drehler sich dem Münchener Publicum als „Margarethe“ in Gounod's „Faust“ vor. Da wurde ihr zweimal bei offener Bühne reichlicher Beifall während des Singens: „Eiße, sel'ge Luft“ und „Ich liebe Dich!“ Es durchzuckte die junge Sängerin wie ein Blitz des Erkennens und sie fühlte ihre Augen feucht werden vor stolzer, berechtigter Freude. Sie sah sich indeß rasch und mit Begeisterung führte sie ihre Rolle zu Ende.

Es sind die jugendlich-dramatischen Gestalten, deren Wieder-gabe den blühenden Vorbeerfranz um den Blondkopf voll muthwilliger Einfälle wand, und Lili Drehler in den Kreis der Münchener Liebhaber einreichte. Seit ihrer Zugehörigkeit zur Münchener Hof-Oper ist wohl an dieser kein bedeutenderes neueres Bühnen-Musikwerk aufgeführt worden, worin die

muntere Sängerin nicht eine hervorragende Rolle zu vertreten gehabt hätte. Ihr Fleiß und ihr Eifer, ihre ernste Liebe zu dem, man darf wohl sagen, ohne jedes persönliche Zutun ihr gewordenen Beruf, machten gar bald, daß man auch auswärts auf sie aufmerksam wurde, und im Jahre 1889, sechs Jahre nach Lili Drehler's erstem Auftreten überhaupt, ehrte sie die Aufforderung, in den Bayreuther Sommer-Vorstellungen die liebliche, holde „Eva“ in Richard Wagner's Oper: „Die Meistersinger von Nürnberg“ darzustellen. Es war selbstverständlich, daß Lili Drehler mit gehobenem Gefühl Bayreuth entgegenfuhr. Waren ihr auch die Harmlosigkeit und Munterkeit von einst geblieben, so hatte sie doch ganz



Lili Drehler
kgl. b. Hof-Opern-Sängerin.

Lili Drehler.

Nach einer Photographie von Gebr. Käpfer, Hof-Photograph, München.

Siehe Seite 183.

naturgemäß in den verfloßenen sechs Jahren alles „Welt-unbewußte“ verloren. Aengstlich war sie allerdings noch immer nicht geworden, allein in den stolzen Gedanken, auf der Bühne von Bayreuth zu wirken, mischte sich doch auch nicht mehr jene kindliche Neugierde, wie — von ihr ausgehen — das Publicum sich wohl ausnimmt?

Der Erfolg in Bayreuth war ein derart durchschlagender, daß die Bewunderer mit hochgemutheter Freude sich auch an die Bewältigung weiterer „Wagner-Rollen“ wagte. Und wer ihre „Brangäne“, ihre „Elsa“, ihre „Elisabeth“ kennt, wird sich gewiß nur freuen, daß sie diese Rollen mit in ihr Repertoire aufnahm. Innigkeit ist die Hauptstärke in Lili Drehler's Darstellungskunst, und darum wohl ist sie im jugendlich-dramatischen Fach so hervorragend, ja man darf wohl sagen, meisterhaft. Vollenbet künstlerisch sind jederzeit ihr Vortrag und ihre Darstellungsweise, wenn sie den Himmel bestürmt, also in den Gebeten „Lohengrin“ z. B. muß unbedingt erscheinen, wenn diese „Elsa“, alles sie umgebende vergeßend, mit aller Macht der gläubigsten Inbrunst um sein Kommen fleht, — wie ganz unwiderstehlich weiß da Lili Drehler die Zuhörer hinzureißen! — Ihre „Elisabeth“ in Wagner's herrlichem „Tannhäuser“, ist schon eine halb-Verklärte, ein Wesen, dessen Inneres sich bereits vollkommen von der Welt losgelöst hat, und von tiefstem Seelenweh nicht allein geadet, — viel mehr als das — schon geblüht ist.

Wäge die liebenswürdige Künstlerin noch lange sich selbst zum Ruhm und anderen zur Freude in ihrem schönen Beruf zu wirken!



Radbrud verboten.

Der Waldsee.

Zu dem Bilde von Peter Paul Müller in Ganting. Siehe Seite 180.

Peter Paul Müller, der ausgezeichnete Münchener Landschaftler, hat einen ungewöhnlichen künstlerischen Entwicklungsgang hinter sich. In Charlottenburg bei Berlin im Jahre 1853 geboren, machte er seine Studien auf der Berliner Akademie. Dem jungen Künstler schien nur eine südländere Sonne malenswerthe Motive und Farben zu bestrahlen. Er wandte sich über Italien nach Algier und Tunis, und die ersten Bilder, die den Künstler in weiteren Kreisen bekannt machten, schilderten bunte und farbenprächtige Scenen aus dem geräuschvollen Straßenleben nordafrikanischer Städte. Erst nach seiner Rückkehr in die Heimat ging dem Künstler das innere Verständniß für die intimen Reize der deutschen Landschaft auf, und er ruhte nicht eher, bis es ihm glückte, den poetischen Zauber derselben im Bilde wiederzugeben. Die Contraste berührten sich auch in diesem Falle, — es waren gerade die stillsten Winkel des deutschen Waldes, die Peter Paul Müller, der bisher geräuschvolles orientalisches Straßenleben so anschaulich wiedergegeben hatte, am mächtigsten anzogen. Die Heimat hat dem Künstler seine Heimatsliebe reich vergolten, — er ist heute einer der bekanntesten deutschen Landschaftsmaler, und seine Bilder aus dem deutschen Walde werden in Deutschland wie im Auslande gesucht und anerkannt.

Radbrud verboten.

Jaguar-Jagd.

Zu dem Bilde von Hugo Ungewitter in Berlin. Siehe Seite 181.

Es ist eine wilde und verwegene Jagd, die uns das Bild von Hugo Ungewitter schildert. Der Jaguar, das gefährlichste Raubthier Amerikas, ist auf die Strecke gebracht. Aber nicht von der Hintertail des Schützen aus sicherer Entfernung oder von dem vergifteten Pfeil, den der Indianer aus dem Hinterhalt einem Blasrohr entsendet und der in wenigen Minuten den Tod des Thieres herbeiführt. Der von der Hand des Gaucho geschleuderte Lasso hat sich um den Hals der Bestie gelegt, und das nach kurzer Wendung davonstürmende Pferd schleift den Jaguar, dem der sich immer mehr schürfende Riemen die Kehle würgt, mit sich. Nur so verwegene und sichere Reiter wie diese Gauchos, zum großen Theil ein Mißblut von Spaniern und Indianern, die als Pferdehirten im Gebrauch des Lassos von Jugend auf geübt sind, können diese Art der Jagd mit Erfolg betreiben. Der Jaguar, ein ebenso guter Schwimmer wie Baumkletterer, wählt mit Vorliebe die von großen Strömen durchzogenen Tiefebenern zu seinem Aufenthalt, die entweder mit Urwald oder mit langem Grafe bedeckt sind. Auf den letzteren, den baumlosen Ebenen, treiben ihn die Gauchos zu Pferde ein. Eine wilde Hejagad beginnt, sobald das Thier seine Feinde bemerkt hat und ihnen zu entfliehen sucht. Die Schnelligkeit seiner Bewegungen, die List, mit der es sich seinen Verfolgern durch das hohe Gras schleichend zu entziehen weiß, machen die Jagd oft erfolglos. Aber die Gauchos kennen die Schliche der Bestie, und ihrer Schnelligkeit wissen sie dadurch zu begegnen, daß sie ihr den Weg abschneiden. Ist einer der Reiter dem Thier erst auf Wurfweite nahe gekommen, so ist auch das Schicksal des letzteren besiegelt, und bald schmilzt das gesteckte Fell den Rancho des glücklichen Jägers. Das lebensvolle Bild Hugo Ungewitter's fand auf der letzten Berliner Kunst-Ausstellung allgemeinste Beachtung.

Redactions-Post.

Antworten.

Dankbare Abonnentin. — Wir können Ihnen leider über die Lebensbedingungen eines dauernden Familienaufenthalts in Vermont keine Auskunft geben. Vielleicht hat eine Leserin, die mit den Verhältnissen vertraut ist, die Liebeshäufigkeit, uns ihre Adresse zu geben, die wir Ihnen dann gern übermitteln wollen.

Bekehrerin der Sirtina. — Sie fragen, ob es denn wirklich möglich sei, daß die Sirtinische Madonna in der Dresdener Galerie plötzlich durch die bisher völlig unbekanntes Badrutt'sche Madonna entthront werden solle. Sie sind im Irrthum, wenn Sie annehmen, die Badrutt'sche Madonna sei bisher völlig unbekannt gewesen. Sie hat ihren Weg aus der Sammlung der Herzöge von Ferrara, aus der sie nach mancherlei Schicksalen in den Besitz eines Fräulein Bertoni gelangte, zu dem verstorbenen Sammler Badrutt in St. Moritz gefunden. Den Kunstgelehrten war sie wohlbekannt, hat aber niemals für ein Bild von der Hand Raffels, sondern immer nur für eine, und zwar für eine keineswegs hervorragende, Copie der Sirtina gegolten. Dabei wird es auch wohl bleiben, trotz aller Anstrengungen ihres jetzigen Besitzers, die Sache umzudrehen. Der Kampf um die Echtheit wäre wahrscheinlich im Keime erstickt worden, wenn die Dresdener Galerie gestattet hätte, beide Bilder neben einander zu stellen. Das hielt die Direction der Dresdener Galerie wohl nicht der Mühe für werth. Aber die Gründe ihrer Ablehnung sind vielfach mißverstanden und geschieht benutzt worden, um ein allgemeines Interesse für die Badrutt'sche Madonna anzuregen. Es wäre das Beste, wenn es den Besitzern der letzteren wirklich gelänge, die Autoritäten unter Kunstgelehrten und Kunstkenner zu einem Urtheil über beide Gemälde zu veranlassen: die Sirtina hat dasselbe unserer Meinung nach nicht zu fürchten.

Fräulein Ernestine W. — Marie Weisinger lebt auf ihrer Besitzung in Rastfeld bei Brud a. d. Mar. Aus der Künstlerin ist eine passionirte Landwirthin geworden, die auf ihre auf landwirthschaftlichen Ausstellungen der Umgegend erworbenen Auszeichnungen mindestens ebenso stolz ist, wie auf ihre einstigen künstlerischen Erfolge. Sie hat in diesem Jahre ihr sechzigstes Lebensjahr, — geboren am 26. Juli 1836, — vollendet. Ein Wiederauftreten auf der Bühne, auf der sie so große Triumphe gefeiert, ist wohl ausgeschlossen.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 23, II.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin und Wien, 1. December 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M. XXIII. Jahrg.



Hiergläser. Von Professor Karl Kocpping in Berlin.

Mit der Bezeichnung „Hiergläser“ wurden bisher in erster Reihe die venetianischen Gläser bedacht, deren phantastische, eigenartige Formen mit vollem Recht die Bewunderung der Kenner wie der Laien erregten. Ihnen zur Seite stellen sich plötzlich die reizvollen Schöpfungen von Karl Kocpping, in denen das realistische Element dominiert, die aber durch künstlerische Schönheit der Farben und Formen sich über eine Nachahmung der Natur erheben. In ihrer Einfachheit fesseln die Gläser besonders durch die schlanken Blätter, die sich ungezwungen zu grazios geformten Griffen gestalten, in deren Mitte der zierliche Blumenkelch sich auf seinem Stengel erhebt. Ist so schon die Form an sich eine das Auge erfreuende, so wird die Wirkung noch durch die Farben erhöht, wobei wieder das Glas mit seinen Lichtern und dem ihm eigenen Glanz fein berechnet wurde. In den durchgängig in verschiedenen Tönen Grün gehaltenen Blättern erscheinen die Blumen bald violett, bald von tiefem Gold zu Blau getönt, dann wieder wie ein farbensprechender Opal oder in sattem Rubinroth, das ein leichter Hauch bald grünlich, bald weiß, überzieht. Jaspidartig violett oder braun gestreift mit zartem rothen Glanz oder feinem Rand abschließend, ruhen andere Kelche auf matt-blauen oder hellgrünem Schaft, um den sich das tiefgrüne Laub rankt. Leider können unsere schwarzen Darstellungen nur annähernd einen Begriff von den Farben-Effekten geben, sie zeigen aber genügend die originellen Formen dieser epochemachenden Neuheit, die allgemein mit dem größten Interesse aufgenommen ist.

dieser Tag in besonderer Weise gefeiert werden müsse. Gern folgte der große Kreis der Freunde und Verehrer der Künstlerin der Aufforderung Ernst von Wildenbruch's zu einem Festessen im Kaiserhof am Vorabend des Geburtstages. Unter den Erschienenen waren Professor Hermann Grimm, Minister Delbrück mit Gemahlin, Professor Erich Schmidt, Julius Rodenberg, Karl Frenzel, die Palastdame Gräfin Hade, Frau von Helmholz, Frau Louise Vegas-Parmontier, Oberstlieutenant Joachims, Professor Joachim, Frau Schulgen von Ahen und viele andere hervorragende Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft. Vorträge der beiden zuletzt Genannten leiteten den Festabend ein; die Festreden, auf die Marie von Olfers mit der ihr eigenen jugendlichen Frische und Liebendwürdigkeit erwiderte, hielten Professor Hermann Grimm, Ernst von Wildenbruch und Julius Rodenberg. Unter den zahlreichen Glückwünsche-Depeschen, die während des Diners und am folgenden Tage einliefen, waren auch Telegramme der Kaiserin, die gleichzeitig im Namen des Kaisers gratulirte, und der Großherzogin von Baden. Die Wohnung der Künstlerin in dem Hause Margarethenstraße 7, in dem auch ihre beiden Schwestern, Gräfin Hort von Wartenburg und Frau Scheinrath Aebelen, wohnen, füllte sich am Geburtstage mit den herrlichsten Blumen Gaben.

Unter dem Protectorat der Frau Commerccienrath Hedwig Heyl sind von dem Chemiker und Physiologen J. Perino zwei Frauenbildungs-Curse eingerichtet (für ältere Damen jeden Sonnabend, Nachmittags von 1/2 5 bis 1/2 7 Uhr, für jüngere Damen und Schülerinnen jeden Montag, Nachmittags von 1/2 5 bis 1/2 7 Uhr), die den Zweck haben, das Interesse der Frauen für die wissenschaftliche Seite ihres häuslichen Berufes zu wecken und bedeutsame Fragen der Ernährung und Gesundheitspflege im Lichte der neuesten Forschungs-Ergebnisse eingehend zu behandeln. Die Dauer jedes Cursums ist auf ein Jahr berechnet; der Lehrstoff umfasst Chemie, Physik, Physiologie, Technik, Ernährungs- und Gesundheitspflege. Außer den Vortrags-Cyclus sind Practicanten-Curse in Aussicht genommen, die den Damen Gelegenheit bieten sollen, praktische Uebungen selbstständig auszuführen. — Die Vorträge finden im kleinen Hörsaal des „Victoria-Opereums“, Potsdamerstr. 39, statt. Das Honorar beträgt 12 resp. 9 M. pro Vierteljahr. Empfangnahme der Eintrittskarten bei der Pfortnerin des „Victoria-Opereums“. Nähere Auskunft ertheilt J. Perino, Schlachten-see, Villa Hoffmann.

Hamburg. — Mit der im August hier hochbetagt verstorbenen Frau Mathilde Arnemann, geb. Stammann (geb. 1809), ist

eine reichbegabte, in ganz Deutschland durch ihre Wohlthaten bekannte Persönlichkeit aus dem Leben geschieden. In den dänischen Kriegen war sie hervorragend thätig bei der Pflege der Verwundeten; ebenso leistete sie 1870/71 den durch Krieg verarmten Gemeinden im Elsaß durch Sammeln und Vertheilen von Liebesgaben werthvolle Hilfe. Ihr großes Organisations-Talent ermöglichte ihr, auch in anderer Weise Gutes zu schaffen, u. a. gründete sie die „Elisabeth-Rosen-Stiftung“, die mancher Kranken kostenlofen Aufenthalt und Kur in Karlsbad i/B. gewährte, sowie in Eisenach eine Handarbeits-Schule. Frau Arnemann war Dame des Luifen-Ordens erster Classe und mehrerer anderer Ehrenzeichen.

Marie von Olfers, die liebenswürdige Malerin und Schriftstellerin, beging am 27. October ihren siebenzigsten Geburtstag. So überraschend die Thatsache, daß die jugendfrische Künstlerin jetzt zu den „älteren“ Damen gezählt werden muß, allen ihren Bekannten kam, so einmüthig waren sie alle in dem Gedanken, daß

eine reichbegabte, in ganz Deutschland durch ihre Wohlthaten bekannte Persönlichkeit aus dem Leben geschieden. In den dänischen Kriegen war sie hervorragend thätig bei der Pflege der Verwundeten; ebenso leistete sie 1870/71 den durch Krieg verarmten Gemeinden im Elsaß durch Sammeln und Vertheilen von Liebesgaben werthvolle Hilfe. Ihr großes Organisations-Talent ermöglichte ihr, auch in anderer Weise Gutes zu schaffen, u. a. gründete sie die „Elisabeth-Rosen-Stiftung“, die mancher Kranken kostenlofen Aufenthalt und Kur in Karlsbad i/B. gewährte, sowie in Eisenach eine Handarbeits-Schule. Frau Arnemann war Dame des Luifen-Ordens erster Classe und mehrerer anderer Ehrenzeichen.

Koblentz. — Im Anschluß an ein Schreiben, worin die Großherzogin von Baden in warmen Worten ihre Anerkennung und Freude über die Errichtung des Kaiserin-Augusta-Denkmals ausdrückt, überwies die hohe Frau dem Oberbürgermeister Schuller ein Geschenk von 5000 M. Die Zinsen der Summe sollen alljährlich am 30. September, dem Geburtstage der verstorbenen Kaiserin, zu einem wohltätigen Zwecke verwendet werden.

München. — Als ein freudiges Ereigniß darf es betrachtet werden, daß die Prinzessin Elisabeth von Bayern und ihr Gemahl, der österreichische Oberlieutenant Otto Freiherr von Seefried, die Hauptstadt Bayerns nunmehr zum ersten Mal seit ihrer vor drei Jahren erfolgten Vermählung aufsuchten, und zwar zu einer Zeit, wo die Eltern der Prinzessin, das prinzipliche Paar Leopold, und der Großvater, der Prinz-Regent Luitpold, gleichfalls hier anwesend sind. Es erscheint damit wohl die völlige Versöhnung auch mit dem Großvater gewährleistet. Der Kaiser von Oesterreich hat seiner ältesten Enkelin bereits längst verziehen und ihr als Beweis seines Wohlwollens kürzlich die Herrschaft Kradsna bei Mefersich gekauft. Das freiberliche Paar (die Baronin Seefried wird nach wie vor „Königliche Hoheit“ titulirt) lebt sehr einfach, ganz dem militärischen Range des Freiherrn entsprechend.

Das Hans Wittelsbach zeichnet sich von jeher durch den Liebreiz und die Anmuth seiner Töchter aus. — Der erste König von Bayern, Maximilian Josef, besaß sieben Töchter, deren eine, die schöne Erzherzogin Sophie, die Mutter des Kaisers Franz Josef, und die jüngste, Prinzess Louise, spätere Herzogin in Bayern, die Mutter der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich war. Gleich seinem Ahn hat auch Prinz Ludwig, der älteste Sohn des Prinz-Regenten und präsumtive Thronfolger, sieben Töchter, deren zweite, die jugendliche Prinzessin Maria, vor einiger Zeit mit dem Prinzen Ferdinand Pius Maria von Bourbon sich verlobte. Die Mutter der Prinzessin, Erzherzogin Marie Theresia von Oesterreich-Este, ist der letzte Abkömmling des berühmten Hauses der Este, dessen Erbtochter, Maria Beatrice Ricarda, einen Sohn der Kaiserin Maria Theresia geheiratet und so die Linie Oesterreich-Este gegründet hat. Als Curiosum sei daran erinnert, daß die Prinzessin von einer kleinen katholischen Partei in Großbritannien als die Rechtsnachfolgerin der Este, auf welche durch Verwandtschaft die Ansprüche der Stuarts übergegangen sind, als die einzig legitime Königin angesehen und, — sehr gegen den Willen der Prinzessin, — Maria III. genannt wird. Prinz Ferdinand Pius Maria von Bourbon ist der Neffe des letzten Königs von Neapel, Franz II., seit dessen Tode der Vater des jungen Prinzen, Graf Alfons von Caserta, der Chef der neapolitanischen Linie des Hauses Bourbon ist.

Rürnberg. — Anlässlich der Wiederkehr des fünfzigsten Geburtstages ihres verstorbenen Gemahls spendete die Witwe des Commerccienrath's Schudert eine Summe von 300000 M., aus deren Zinsen den Söhnen und Töchtern Schudert'scher Arbeiter eine gute Sachausbildung gegeben werden soll.

Stuttgart. — Am 22. October beging Frau Luise Wenzel das Jubiläum ihrer fünfzigjährigen Künstlerthätigkeit am hiesigen Hof-Theater. Als Festvorstellung wurde „Dorf und Stadt“ gewählt, worin die Jubilarin das Bärbel darstellte, secundirt in der Rolle der Lorle von ihrer Tochter Leonie Pappeler, der Gattin des Hof-Theater-Regisseurs in Hannover, die gekommen war, um in dieser Aufführung mitzuwirken.

Der Daag. — Unter den Geschenken, welche der Königin Wilhelmine zu ihrer Confirmation dargebracht wurden, erregte ein vom deutschen Kaiser übersandtes Kreuz allgemeine Bewunderung. Das aus der Werkstatt des Berliner Hof-Goldschmiedes Hugo Schaper hervorgegangene Kunstwerk ist einem im Berliner Museum befindlichen alten niederländischen Kreuze nachgebildet; es setzt sich aus sieben von Brillanten umgebenen Chrysolithen zusammen.

Blus der Frauenwelt

Berlin. — Von J. M. der Kaiserin wurde folgenden Damen der Luifen-Orden erster Abtheilung mit der Jahreszahl 1896 verliehen: der Stiftsdame des Klosters Rehdenia, Freiin Elisabeth von der Goltz, der Witwe des Kaufmanns Weist, Marie, geb. Schmiebel, zu Breslau, und der Witwe des Seminar-Directors Günther, geb. Freiin von Schorlemer, zu Dresden. — Die zweite Klasse der zweiten Abtheilung des Luifen-Ordens mit der Jahreszahl 1895 erhielten: die Gattin des Landraths a. D. Geh. Regierungsraths von Doetinchem de Rande zu Sangerhausen, die Witwe des Geh. Commer-

Seide mit 25% Rabatt

auch meter- und robenweise an Private!

Lehtjährige Dessins, Farben und Qualitäten in: Seiden-Damasten, bedruckter Foulard-Seide, glatter, gestreifter, kariertes

„Henneberg-Seide“

etc. porto- und steuerfrei ins Haus! — Muster umgehend.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich

(K. u. K. Hoflieferant).

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches Conrad Fehr und H. Hausmann, für Landschaft W. Hamaacher u. Max Uh, für Blumen P. Barthel, für Illustration H. Looschen, für Modelliren O. Riosch, für Kupferstechen Prof. G. Eilers, für Perspektiv W. Herwarth. — Vorbereitungsklassen. — Privatunterricht. Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Lederschnitt, Metallkron, Korb-schnitt, Holzbrand etc.
Lobell-Vernis-martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im von Johanna Helfer, Balowstrasse 21, Berlin, W.

Villa Primavera, Gardone, Gardone, Riviera am Gardasee, Italien.
Pension unter ärztl. Aufsicht v. San.-Rath Dr. Koeniger. Leiterin: Frau N. Stöling (blsh. Schwost. d. Victoriahaus. z. Berlin).

Schneiderunterricht
ert. Damen gebild. Stände in u. außer d. Hause Frieda Müller, Berlin W., Dennewitzstr. 25 III.

Gegenstände für **Brand-, Kerbschnitt- und Gobelin-Malerei.**
Brennapparate.
Mäkte. Preisliste gegen 50 Pf. in Briefmkt. Bei Bestellung von 6. — M. an wird der Betrag zurückergallt.
Gustav Störig, Braunschweig.

Kinderwagenbazar
Max Brinner, Berlin SW, Zerkulmerstraße 42
Berufsbekannt.
Großartigste Auswahl, beites Fabrikat, bill. Preise. Viele Anerkennungen. Musterbuch gratis und franco.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Wertgegen, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. Clara Roth, Berlin W., Rüppowstr. 84.
Frisch getrock- Blumen, Moose und note, gepresste Farn, sowie Arbeiten aus diesem Material, Tischkarten, Gratulationskarten etc. empfiehlt M. Schindelmesser, Hirschberg l. Schl.

Conrad Felsing, Königlicher Hof-Uhrmacher, Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt größtes Lager in Uhren, Bronzen und Musikwerken zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franko

Schweib. Spezialitäten.
Kaiser-Macronen Cart. M. I. Früchtenbrod Pfd. M. I. Kaiser-Pralinen p. Cart. M. 3. Condit. Beutter-Stahl, Stuttgart.

Glacée-Handschuhe
jeder Art, versendet per Nachnahme 4 M. Damenhandschuhe, 1 M. Herrenhandschuhe 2 M. E. Heiss, Handschuhfabrikant, Schönebeck a. d. B.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Während unsere Toiletten die größten Variationen zeigen, behauptet sich unter den Haartrachten immer noch der schlichte, halbhohle Nackenknoten, soviel auch neuerdings von hohen Frisuren die Rede ist.



Zwei moderne Frisuren.

Zu ausgeschnittenen Kleidern erweist sich häufig das einfache Band mit voller Schleife um den Hals als sehr reizend. Eine auf der Achsel ganz schmal durch einen Knoten zusammengefaßte volle Schleife aus Seide dient als Kermel, — eine sehr beliebte Neuheit für die winterliche Ball-Saison. — Kofettier schaut das zweite Gesichtchen unter seinem reidenden blonden Gelock hervor. Zwei schmale Seitenkammchen, mit Simili dicht besetzt, schieben das Scheitelhaar puffig empor, sodas das Haar in duftiger Fülle sich bauscht. Die Halbröhre aus zartem Krepp beleben weiße breite Spitzenjaden mit Bänder-Application, Erica-Zweige lugen rechts und links aus der Spitzenfülle.

Bei der großen Auswahl an schönen Stoffen und an Besatz-Material gehört eigentlich wenig Kunst dazu, um eine so stilvolle, elegante Toilette zusammenzustellen, wie unsere Abbildung, die Vorderansicht zu Fig. 1 des farbigen Modebildes, Pl. 1210, sie zeigt. Mattblaue Chiné-Seide, prächtige Points und der an allen reicheren Toiletten vertretene, märchenhaft glitzernde Blätter- und Perlbesatz vereinigen sich an der Taille zu reizvoller Wirkung. Den wiederigen Ausschnitt markirt edelmütiges Noire-Band. Einsatz und Verthe aus Spitzen erscheinen von fitterbesetzten Stoff-Revers begleitet; auf der Schulter fassen scheinbar Nippelschleifen aus Noire-Band den kurzen Busfarnel mit dem Ausschnitt zusammen. Ein im Rücken geschlossener und hier schneckenartig aufsteigender Bandgürtel legt sich, vorn durch Strah-Schnalle gehalten, um die Taille. Blaue Chiné-Seide bildet auch den Rock der Ball-Toilette, — abweichend von dem Geschmack der vorjährigen Mode, die Rock und Taille aus verschiedenen Stoffen in abtönenden Nuancen zu vereinigen liebte. E. S.

— Hochinteressant ist eine neue Panier-Taille, deren Vorderansicht mit Fig. 3 des dem heutigen Heft beigegebenen farbigen



Bildes, Pl. 1210, zur Darstellung kommt. Dem kurzen Schoß der festen Taille schließt sich ein Panier an, der sich leicht dreipiert um die Hüften legt; den Reiz der aparten Form erhöht die feine Farben-Zusammenstellung: zu schwarzem Seidenrock die Taille aus schwarz und weiß gestreifter Seide, mit Revers und Manschetten aus geranium-rottem Sammet, dazu der Einsatz aus plissirtem Krepp. Die Sammet-Revers sind stark gestift und stehen

Ball-Toilette mit Spitzenverthe und Revers. Vorderansicht zu Fig. 1 des farbigen Bildes, Pl. 1210.

graziös von der Schulter ab. Mit dem Rock harmonirt die Hals-Garnitur aus schwarzen Atlasfalten. Besonders hübsch erscheint der halblange, geraffte Kermel mit seinen vier abgenähten Schlaufen und der enganschließenden Taille mit abtönender Sammet-Manschette. R.

Wien. — Unsere zierlich gewachsenen Frauen und Mädchen bevorzugen weitaus jene Taillen-Arrangements, die die Gestalt voll zur Geltung bringen. Häufig erscheinen die Vordertheile der glatten Taillen gechlüßigt und dann zusammengehalten durch schräg liegende Knospfatten, — ein augenblicklich überhaupt höchst beliebter Verschluss für englische Kleider und Jacketts. Als weitere Auskattung zeigt dann das Kostüm eine dem Radfahrkleid entnommene lange, gefüllte und in der Hüfte eingebundene Herren-Gravate aus schwerem broschirten Seidenstoff, die mit Vorliebe in Hochroth oder Grün mit hellen Mustern getragen wird. Eine etwas schräg eingestekte, ziemlich grobe und möglichst werthvolle Cravaten-Nadel hält den Knoten fest.

Das Interesse der Mode wendet sich der Weste nicht weniger lebhaft als dem Jäckchen zu, und es ist erstaunlich, wie viel Phantasie und Geschmack sich in derartigen Arrangements entfaltet. Weniger geschmackvoll vielleicht als pikant ist der Gedanke, Westen aus weich präparirtem Halbfell herzustellen, das vorzugsweise von weiß und lichtgelb oder hellbraun gefärbten Thieren genommen und mit allen Unregelmäßigkeiten seiner Zeichnung verwendet wird. Hierliche Knöpfe vermitteln den Schluß; für Jägerinnen, denen diese Westen besonders zugebracht sind, auch Knöpfe aus Hirschkornen, in Silber gefaßt. An unierem Modelleid aus braunem Sammet, mit kurzem, edigem Jäckchen, ist das ergänzende Chemiset aus hochrother Seide gefertigt: eine schwarze Atlas-Gravate mit Büfennadel vervollständigt das eigenartig pikante Ensemble.

So sehr beherrscht das kurze Jäckchen die gesamte Toilette, daß es auch an einem hocheleganten Abendmantel erscheint, der aus großwilligem, altrosafarbenem Matelassé-Krepp hergestellt und mit gleichfarbigem, aber Eiderbaunen abgehephtem Atlasfutter versehen ist. Vorn und rückwärts sich öffnend, besteht das Jäckchen, gleich dem hochstehenden Stuart-Kragen und der Verbrämung der weiten, etwas eckig geschnittenen Kermel aus Netz, welchen Köpfchen, Krallen und Schwänzen des Thieres mehr originell als geschmackvoll verzieren. Die Schläge der Jackettheile erscheinen durch zackige Blätterrischen aus changirendem alt-rosa Taffet gefaßt, die sich auch innen längs der vorderen Mantelränder fortsetzen. R. R.

Paris. — Die Wintermode dieses Jahres bringt der Formen für Mantel, Jacket und Paletot so viele, und jede derselben verdient in ihrer Art so voll auf das Prädicat „hic“, daß man davon absehen muß, einer oder der andern den Preis zuzuerkennen. Einer graziösen Gestalt schmiegt sich der Paletot am besten eng um die Hüften, wie unser Figürchen veranschaulicht. Kleine, durch Pelzbesatz markirte Taschen in den Vordertheilen des zu halber Rocklänge hinabreichenden Schoßes scheinen den wärmenden Kuff entbehrlich zu machen; sie genügen, um den Fingerzpitzen für einen Moment Unterschlupf zu gewähren und ein Spitzentüchlein aufzunehmen. Der durch Spitzenrischen und hohe Band-Garnituren verweidlichte Hals verdeckt sich in einem hohen, mit Pelz gefütterten Stehkragen. Pelz und

Panier-Taille. Rückansicht zu Fig. 3 des farbigen Bildes, Pl. 1210.

Abendmantel mit rundem Jäckchen.



Abendmantel mit rundem Jäckchen.

Soutache-Stiderei verzieren Schoß und Keulen-Kermel des Paletot, dessen schrägen Schluß unsichtbare



Anschließender Paletot mit Soutache- und Pelzbesatz. Sackjacket aus Astrachan.

großen wie kleinen, — Vierfüßler goldene Tage blühen. In der That läßt sich kaum ein vornehmeres und passenderes Besatz-Material für Winterhülle ganz aus Pelz, wie sie gerade jetzt so hochmodern ist. Wir bringen unieren Leierinnen mit der kleinen Halbfigur die Ansicht einer Sackjacket aus Astrachan mit hohem Kragen und feillichem, durch fünf große Perlmutternüpfle vermitteltem Schluß; an einer zweiten, stehenden Figur erscheint eine ganz besonders originelle Verbindung von Jobel und keilförmigen Einsätzen aus Goldspitze über bronzefarbener schwerer Seide an den Vordertheilen, wie zur innern Bekleidung des hochgeschlagenen Kragens. Der Rücken dieser Jacket gestaltet sich eng anschließend; der angechnittene kurze Falten-schoß zeigt, gleich dem Vordertheilen, einen Knag von je vier Jobel-schwänzchen, die vorn als eine Verlängerung der edarpeartigen Pelzstreifen zwischen den Einsätzen anzusehen sind. Die Grundform des Muffes decken gleichfalls Jobel und Spitzen; ein flottet Schleifen-Arrangement aus schwerem, doppelseitigem Atlasband, in Farbe der Einsatzseide, vervollständigt die Garnitur.



Sport-Toilette mit Weste aus weißem Halbfell.

Den capriciös gebogenen Hut aus bronzefarbenem Belpel zieren Bandschleifen und Straußfedern; Chrysanthemen legen sich biademartig über den Haarknoten. Schräg verarbeiteter, blau und grün carrirter Koppé bildet das „Schneiderkleid“, dem man für Promenaden-Zwecke den Vorzug giebt. B. de G.

Bezugsquellen: Haarfrisuren: J. Somorograt, W. Sannierstr. 1. — Schildpatt-Kämme: Gustav Kohle, W. Jägerstr. 46 und C. Kapler, W. Leitzgerstr. 124. — Ball-Toilette: J. Landauer, W. Leitzgerstr. 19. — Neunkönig-Taille: F. Baogen, W. Wilhelmstr. 69b. — Abendmantel: Chr. Trecoff, Wien 1, Kohlmarkt 11.

Daken und drei große Perlmutternüpfle vermitteln. Das leidbame Faltenhäfchen aus Sammet garnirt vorn Strah-Schnalle, rechts feillich ein Reithertüß.

— Astrachan, Jobel, Netz und Chinshilla, — kurz, jegliches Kunstwerk, selbst das minder kostbare, findet in dieser Saison Freunde und Abnehmer, sodas dem Pelzhändler auf Kosten der armen, —



Sackjacket mit Einsatz aus Goldspitzen und Pelzbesatz.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfg. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

Indische Seidenstoffe

f. Kleider, Blonsen, Kissen etc.
Liberty's Velvets, Muslins u. Madrasstoffe
für Zimmerdecorationen u. Gardinen,
Echte japanische u. chines. Stoffe für Kleider und Draperien, in hochaparten Mustern u. Farbenstellungen
Proben bei näherer Angabe des Gewünschten portofrei.
Seidenwarenhau Albert Krohne, Dresden-A.
(Einzig in seiner Art in Deutschland.)

Die Moden-Akademie
zu Leipzig, Arndtstr. 30 b.
Haar-, beschnittene, sachmännlich geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidewerk, für Anfertigung zc. Ausführ. Preisgeld gratis.

Biel Geld

Ökon. gebild. Damen mittels einer neuartigen häuslichen Beschäftigung dauernd verdienen.
Pros. geg. 5-Pf. Karte vom Patentinhaber
J. Benk, Dresden, Post 14.

Mohr'sche Margarine

aus der Fabrik von **A. L. Mohr** in **Altona-Bahrenfeld** (Jahresproduction 32 Millionen Pfund) besitzt nach Gutachten erster deutscher Chemiker denselben Nährwerth und Geschmack wie gute Naturbutter, und ist als billiger und vollständiger Ersatz für feine Butter zu empfehlen, sowohl zum Aufstreichen auf Brod, als zu allen Küchenzwecken.

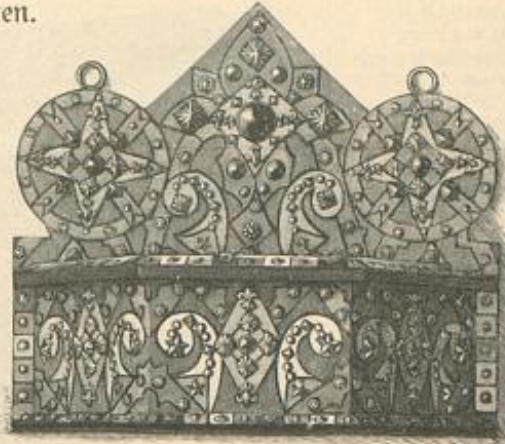
Ueberall käuflich!

NB. Man verlange ausdrücklich: **Mohr'sche Margarine.**

Weihnachts-Arbeiten.

Wohl zu keiner Zeit sind neue Arbeiten willkommener, als in den letzten Wochen vor dem Weihnachtsfest. — gilt es doch hier, nicht allein unseren Lieben mit selbst gefertigter Arbeit eine Freude zu bereiten, sondern auch etwas zu finden, das den allbekanntesten Auspruch Venetianer's zweifelhaft erscheinen läßt. So dürfte diesmal bei unseren Verehrten die „Orientalische Nagelarbeit“, eine farbenprächtige Variation der längst bekannten Technik, der freundlichen Aufnahme umso sicherer sein, als die beiden dargestellten Gegenstände, ein Staubtuch- oder Birnenbehälter und ein Werkzeugkasten, gleichzeitig praktischen Bedürfnissen dienen.

Die orientalische Nagelarbeit verlangt als Material Wasserfarben in Roth, Gelb, Mattblau, an dessen Stelle bisweilen Grün tritt, dazu Nägel verschiedener Größe und Form in Gold, Silber, dunkeltem Stahl und in Kupfer. Alle Holzgegenstände müssen aus weissem Lindenholz gefertigt sein, damit man die Nägel nur mit Hilfe des Stechers, der an betreffender Stelle Löcher vorbohrt, in das Holz drückt und den Hammer entbehren kann, oder doch nur andernfallsweise zu benutzen braucht. Für große Nägel sticht der Stecher möglichst tief, für kleine Nägel dem entsprechend weniger; zum Eindringen der Nägel bedient man sich des Schußholzes, das stets über den Kopf des Nagels greifen muß, auch wenn der Hammer ihn festschlägt. Zunächst überträgt man das Muster auf das Holz und malt der Reihe nach die einzelnen Formen in der gewünschten Farbe aus; ist die eine Farbe völlig trocken, so beginnt man mit der zweiten und so weiter, bis zuletzt der Grund braun gebeizt wird. Hierauf contourirt man das Muster mit schwarzer Farbe mittelst Pinsel oder Pausfeder. Sobald auch die Contouren trocken geworden, reibt man die Flächen mit einer Wachs- oder Bohnermasse ein und hierauf mit einem Leinentuch so lange, bis ein schöner Glanz erreicht ist. Zum Schluss werden die Nägel eingeschlagen. Der Staubtuch- Behälter hat 30 cm Höhe in der Mitte der Rückwand, 26 cm bei den Rosetten; Boden und Deckel messen hinten 31 cm, vorn 28 cm und an den schrägen Seiten 13 cm Breite; die Wände sind 9 cm hoch und treten um 1 cm auf dem Boden zurück. Von dem braunen Grunde hebt sich das große Ornament in der Mitte der Wand roth ab, ebenso der Kern und vier Strahlen der von einem gelben Kreise eingeschlossenen Rosetten-Sterne, deren vier Hauptstrahlen sich blau markieren.



Staubtuch-Behälter mit orientalischer Nagelarbeit.



Kasten mit orientalischer Nagelarbeit.



Photographie-Rahmen aus schattirtem Glas mit Bemalung.

Gelb sind ferner die bandartigen Streifen, blau die gebogenen Hörner. In dem Randabschluß wechseln Gelb, Blau, Roth und Schwarz. — Der Kasten wirkt weniger bunt, da das Roth hier matter gewählt ist und Blau vorwiegend neben den gelben Bandstreifen auftritt. Auch die Nägel, die auf dem Staubtuch-Behälter alle vier Metallsorten zeigen, wechseln nur in Gold, Silber und Kupfer. Zur Nachfertigung des Kastens mögen folgende Maße dienen: 38 cm Länge, 28 cm Breite und 7 cm Höhe bei 1 cm Stärke der Holzplatten. Die innere Einrichtung mit Schreib-Material und Handwerkzeug dürfte sich ebenfalls zur Nachahmung empfehlen. Die fertig eingerichteten Kästen sind auch unverziert käuflich und können nach Belieben mit Holzbrand oder Schnitzerei ausgestattet werden. — Eine im Laufe des Jahres (siehe die Nr. vom 15/6) gelehrt Technik, das Bemalen von Glasgegenständen mit Vorzeichnung, gelangt auf dem yerliden Rahmen zur Anwendung. Zum Anhängen wie Aufstellen eingerichteten Kästen sind auch unverziert käuflich und können nach Belieben mit Holzbrand oder Schnitzerei ausgestattet werden. — Eine im Laufe des Jahres (siehe die Nr. vom 15/6) gelehrt Technik, das Bemalen von Glasgegenständen mit Vorzeichnung, gelangt auf dem yerliden Rahmen zur Anwendung. Zum Anhängen wie Aufstellen eingerichteten Kästen sind auch unverziert käuflich und können nach Belieben mit Holzbrand oder Schnitzerei ausgestattet werden.

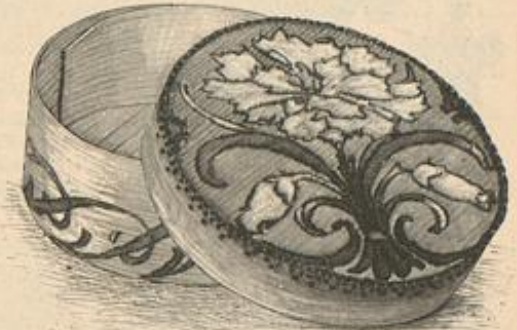


Platte, als Einlage für Kästen. Venetianische Glas-Mosaik.

richtet, zeigt die Glasfläche unten tief violett, oben lichtblauen Grund, dem sich die zarten Bergfarnzweige stimmungsvoll anpassen; einzelne Stiele mit Wäldchen und Knospen legen sich als sinniger Schmuck über das Bild. Die von feinen Goldlinien umrandeten Musterformen sind in matter weißer Farbe eingebrannt und lassen sich weit besser bemalen, als dies sonst auf glatter Glasfläche der Fall ist. Aquarell-, Del- wie Email-Farben sind zum Bemalen geeignet; prächtige Wirkung erzielt man mit den früher erwähnten Glasfarben von Beun und Nantbe. Email- und Glasfarben trocken glänzend auf, wogegen Del- und Aquarell-Farben ein Ueberstreichen mit Firnis Soehnle freres verlangen. — Die Mosaik-Platte, als Einlage für ein Schränkchen oder den Deckel eines Kastens, ruft eine andere amüsante und keineswegs schwierige Technik, die venetianische Glas-Mosaik, in die Erinnerung zurück. Eingehend gelehrt haben wir die hübsche Arbeit in der Nr. vom 1/10. 93, die auch Hinweis auf Vorlagen u. s. w. enthält. — Ein allerliebtes Geschenk ist das Geburtstags-Büchlein mit reicher Verzierung in Lederchnitt. Im ganzen 13 zu 10 1/2 cm messend, hat das Deckel-Ornament 11 zu 8 cm und jede Ecke, einen Beschlag imitierend, 2 1/2 cm im Quadrat; diese Verzierungen sind nur gerigt, während der Baum mit seinem Laub hoch herrlich erscheint. In gleicher Anstaltung giebt es kleine Büchlein, die dem Gedächtnis bei anderen Dingen zu Hilfe kommen sollen; da sind Theater- und Konzert-, Jagd- und Sportbüchlein, jedes die Monate und Daten vorgebrukt für die etwaigen Notizen enthaltend. — Blumen sind eine stets willkommene Gabe, und hier dürften sie es doppelt sein, wo sie in einem so reizvollen Behälter geboten werden. Einer altholländischen Flaschenform nachgebildet, zeigt die Vase eine Verzierung in farbigem Email. Von feinen Gold-Contouren begrenzt, markieren sich die prächtigsten Arabesken in Grün, Roth und Chamois, dazwischen die bekannten Motive holländischer Landschaften: Schiff und Windmühle. An der 24 1/2 cm hohen, doppelheftigen Flasche mißt der schlanke Hals 10 cm Höhe. — Zunächst zur Aufnahme von Confect, später für Nadeln u. dergl. bestimmt, bietet die



Vase mit Email-Verzierung.



Spannschachtel mit ausgemaltem Holzbrand.

auch, sodas die Linien nicht durch die Beize verwischt werden können. Einen guten Effect erzielt man gleichfalls mit Mahagoni-rother Beize; diese, wie die grüne sind fertig präparirt vorrätlich und leicht zu handhaben. (Siehe Bezugsquellen.) Wer des Schnitzens unkundig ist, aber den Pinsel zu führen versteht, malt ein weißes oder buntes Blumenweizen auf den grün oder rothbraun gebeizten Holzgrund und darf sicher sein, auch mit dieser Ausstaltung der kleinen Puppenmama Freude zu bereiten. — Einen hübschen Schmuck für den Näh- oder Toiletten-Tisch bildet das hübsche Nadelkissen in Gestalt eines Blumenzweiges, der sich mit dem Stiel an der Wand befestigen läßt. Diejenigen unserer Verehrten, die im Blumenmachen nicht unerfahren sind, werden das niedliche Ding mit wenig Mühe selbst anfertigen. Nach dem kleinen Schnitt hat man sechs Blumenblätter aus lila gefärbtem Baumwoll- oder Seidenstoff zu fertigen, dann mit gleicher Anilin-Farbe jedes Blatt abzutönen, die Adern mit einer Stricknadel von der Rückseite einzudrücken und zuletzt auf diese ein Enden Draht als Stütze zu stecken. Um den Kelch, — ein Wattebausch mit lila Sammet bezogen, — befestigt man zunächst fünf kleine lanzettförmige Blättchen, je 5 1/2 cm lang und 2 cm breit, und hierauf die großen Blätter, deren Ränder sich gegenseitig decken; sodann klebt man mittelst Gummi auf die Rückseite des Kelches ein kreisrundes Stückchen Pappe, das ein ausgebogetes Stückchen grüner Blätterstoff deckt. Aus diesem sind auch die Kelchblätter der Blüthen zu schneiden, von denen eine die kleine Hülse zur Aufnahme des Fingerringes umschließt. Diese Hülse besteht aus einem Sammetstreifen von



Gebrurtstags-Büchlein mit Lederchnitt.

einfache, mit farbiger Brandmalerei verzierte Spannschachtel einen Schmuck für den Toiletten-Tisch. Bei 5 cm Höhe hat die Schachtel 11 cm Durchmesser. Der Deckel zeigt auf matt blaugrün übermaltem Grund eine gelb-rothe Kette mit Knospen und dunkelgrünen Blättern; Contouren und Adern sind gebrannt, ebenso der schmale Rand und die arabeskenartig verschlungenen Blätter der Wandung, deren oberer Theil noch blaugrün mit Aquarell-Farbe überstrichen wurde. — Neben den Geschenken für die Erwachsenen nehmen die Gaben für die Kinder einen breiten Raum ein. Von einer hübschen Schlafzimmers-Einrichtung für Puppen, zu der, außer dem Bett, Stühle, Tisch, Schrank und Kommode gehören, stellen wir die letztere dar, da sie unsere Vorfassungen allenfalls auch als Schmuckstück dienen kann. Die niedliche Kommode mißt 11 cm Höhe zu 6 1/2 cm Tiefe; Deckenfläche und Boden sind 13 1/2 cm lang. Von dem moosgrün gebeizten Grunde hebt sich das zierliche Blumen-Ornament weiß ab. Zur Ausführung desselben bedarf es des Pierbohrers und eines feinen Hohlseisens. Die Vorzeichnung wird auf das weiße Holz vor dem Beizen übertragen, und zwar am besten mit der Pausnadel (eine Stricknadel thut's



Puppen-Kommode oder Schmuckkasten. Holzschitzerei.

2 cm Breite zu $6\frac{1}{2}$ cm Länge. Blumen, Knospen und Blätter in mehreren Tönen Grün werden schließlic mit feinem Blumenbraun an einem kräftigen Drahtstiel vereinigt und dieser mit schmalen Streifen braunen Seidenpapiers umwickelt. — Dem mittleren Theile eines Altar-Bildes gleich die Form des geschnittenen Stehrahmens,



Blume als Nadelkissen. Siehe den Schnitt für die Blumenblätter.

Schnitt für die Blumenblätter.

der zur Aufnahme eines Heiligenbildes bestimmt ist. Durch Vergoldung erlangt die verzierende Kerbschnitzerei eine besonders reiche Wirkung. In dem harten Holze der Vorlage ist der Kerbschnitt nicht tief gelegt, wohl aber mit peinlicher Sorgfalt ausgeführt, sodass die einfachen feinen Formen klar hervortreten, gehoben durch die leuchtenden Kanten der in Tiefgold gehaltenen Flächen. Nach Beleben lässt sich die Vergoldung mit echtem Blattgold oder mit Bronze herstellen; letzterem hat man etwas Siccatif beizumischen. Bei echter Vergoldung ist die Holzfläche mit französischem Firnis zu bestreichen und dann das Blattgold aufzulegen; an die Stelle von Firnis kann auch „Goldgrund“, beim Vergolder künstlich, treten. Nachdem das Gold mit einem Wattebausch festgedrückt worden, kann man es mit einem Glättkolben anreiben. Wie mit Bronze, so lässt sich auch die Holzfläche mit echtem Gold bemalen; hierzu muß dieses folgendermaßen präpariert werden: man legt Blattgold auf eine Glasplatte, zerreibt es mit ein wenig aufgelöstem Gummi mittelst eines Glasläufers, setzt tropfenweise etwas dehydriertes Wasser hinzu, bis man mit Hilfe einer Lupe kein Metallstückchen mehr sieht, sondern



Stehrahmen. Vergoldeter Kerbschnitt.

in ein Porzellan-Näpchen gefüllt und kann aufbewahrt werden. An unserer mit echtem Gold bemalten Vorlage mißt die ganze Höhe $33\frac{1}{2}$ cm, die größte Breite $11\frac{1}{2}$, während die Breite der Rahmenleisten $1\frac{1}{2}$ zu 1 cm Stärke beträgt; für das Bild selbst bleibt ein Raum von 18 cm Höhe bis 9 cm Breite. — Mit der zierlichen, bunt bemalten Schmucktruhe bieten wir das Modell, dem die auf der „farbigen Vorlage“ Nr. 6 befindlichen Deckfläche und Vorle entnommen sind. Die kleine Truhe aus Birnbaum-Holz mißt zu $15\frac{1}{2}$ cm Länge 8 cm Höhe, einschließlich des gewölbten Deckels. Bei Gegenständen aus Birnbaum- oder Satinholz bleibt der Holzton bestehen, bei weißem Holz werden sie nach dem Schnipen hellbraun gebeizt. Ueber Verteilung und Wirkung der Farben giebt die erwähnte farbige Vorlage



Deckel zur Dose. Brandmalerei auf Holz.

Nr. 6 genaue Anweisung; das Muster selbst ist auch ohne Bemalung empfehlenswerth und bedarf keiner besonderen Erklärung. Die Verzierung des Deckels läßt sich ebenso gut für einen flachen Kasten anwenden. — Wiederum ist es die hochbeliebte Blumenstickerei, die das 46 cm breite, 35 cm hohe Kissen aus nilgrünem Atlas ausstattet. Vom unteren Rande aufsteigend, messen die steil emporstrebenden Blumen und Gräser $14\frac{1}{2}$ cm größte Höhe; man füllt mit feiner Seide in Stiel- und Blattstich die Gräser und Stiele ostgrün, die Blumen gefällig wechselnd sahllila, mode und weiß, mit einem tiefgelben Feld. Die über den Blumen schwebende Libelle zeigt zwei braune Töne. Verwendbare Blumenborten brachten wir in großer Auswahl, z. B. in den Nummern vom 1/9 95, 1/10 95, 1/2 96, 1/7 96 und 1/8 96. Den oberen Theil des Kissens überspannt in 13 cm Höhe gefaltete indische Seide; ihren unteren Rand besetzen ein matt- und ein tiefgelbes Band (3 cm breit)



Rissen mit englischer Blumenstickerei.

mit Schleifen-Abschluss an den Seiten. Seidene Schnur, seidenes Futter. — Als Einlage für Kissen, Truhen u. s. w. oder als Buchdeckel ist das naturgroß wiedergegebene, in Zinn bossirte Blumen-Ornament gedacht. Die Zinnplatte hat 1 mm Stärke, ist daher leicht zu bearbeiten und wirkt, in Holz, dunkelfarbigem Sammet oder Tuch gefaßt, wie Alt-Silber. Blumen und Blätter sind von der Rückseite aus ge-



Deckel oder Einlage für Kissen. Bossir-Arbeit in Zinn.

trieben, die Adern mit dem Stichel gravirt; auch die Randlinien hebt der Stichel heraus. Der Grund kann mit der Laubsäge entfernt oder heraus „geschrotet“ werden, d. h. mit dem Punzen herausgeschlagen werden. Hierzu setzt man den Punzen auf die Contour-Linie, schlägt scharf mit dem Hammer auf, schiebt den Punzen vorwärts, schlägt von neuem mit dem Hammer darauf und so weiter, bis sich das zu entfernende Stück leicht herauslösen läßt. Eine eingehende Anleitung für Treiben und Eiseln finden die Leserinnen in „Häusliche Kunst“, Bf. 8-9. Zierlich und praktisch sind die letzten drei für den Arbeits-tisch wie den Schreibtisch gleich brauchbaren Gegenstände. Der kleine, vorstige



Schmucktruhe. Bunt bemalter Kerbschnitt. Siehe die „farbige Vorlage“ Nr. 6 in Heft 22.

Tintenwischer steckt in einer becherförmigen Hülle aus Leder, die seine Schnittarbeit verziert. Graziöse Rosenzweige, mit farbiger Bronze möglichst naturgetreu bemalt, umgeben die Hülle. Die Seitenränder des zur Rundung vereinigten Lederstreifens verbindet eine Kreuznaht mittelst schmaler Lederriemenchen, aus denen auch die schnurrartige Verbindungsnah am Boden besteht. — An die Stelle des braunen Rindleders, wie es der Tintenwischer erfordert, tritt weiches Schafleder für das kleine Scheren-Stul, dessen Länge $12\frac{1}{2}$ cm zu $4\frac{1}{2}$ cm oberer und 1 cm Endbreite beträgt. Zwei gleich große Ledertheile,



Tintenwischer mit bemaltem Lederschnitt.



Scheren-Stul. Farbige Brandmalerei auf Leder.

von denen der eine um die Höhe der Klappe, 3 cm, gefügt wird, sind an den Außenrändern in kleinen Fächern auszufüllen und dicht oberhalb derselben durch Steppnaht zu vereinigen. Ein aufstrebender Blütenzweig dessen Contouren der Platina-Stift brennt, und der mit Aquarell-Farbe bunt bemalt wird, schmückt jede der beiden Flächen. — Die weiße, $6\frac{1}{2}$ cm hohe Holzdose, deren Deckfläche naturgroß dargestellt ist, kann zur Aufnahme eines Bindfaden-Ränuels oder einer Garnrolle dienen; zum Durchleiten des Fadens hat man den Knopf des Deckels zu entfernen. Wie ersichtlich, sind die leichten Ornamente ziemlich tief eingegraben und der Grund durch Schraffiren gefüllt. C. J.

Verlagsquellen: Orientalische Nagelarbeiten und Werkzeuge: H. E. Heegewald, Potsdam, Moltstr. 6. — A. Krengeberg, Dresden, Melancthonstr. 10. — Rahmen und allerlei Glaswaren zum Bemalen: Franz Rieger in Oaida (Böhmen). — Venetianische Glasmosaik-Arbeiten und Material: Werner & Schumann, C. Seidelstr. 27. — Lederwaren: G. Dulbe, W. Leipzigerstr. 121. — Holländische Blumen-Dose: C. Hirschwald, W. Leipzigerstr. 117/118. — Rinderhülzen, geschnitzter Rahmen, Dose, Holzwaren zum Schnipen und Stechen, sowie Holzbeizen (moosgrün und mahagonifarben): Frau Clara Roth, W. Magowstr. 84a. — Nadelkissen in Blumenform: Buchh. Guttertag, Dresden, Bragerstr. 20. — Eisen-Arbeiten in Zinn, Werkzeuge und Unterlicht: H. Thomas, W. Sülzowstr. 79.



Dose mit Brandmalerei. Siehe den naturgroßen Deckel.

Geschäftliches.

Patentkugel-Zylinder für Petroleum-Lampen. Unter den zahlreichen im Laufe der letzten Jahre im Handel aufgetauchten Lampen-Zylinder verdient eine der Firma Gröhner & Winter in Deuben bei Dresden patentierte Keimung besondere Beachtung. Der neue insbesondere für Rundbrenner bestimmte Zylinder soll infolge seiner eigentümlichen Gestaltung eine weisse brennende Flamme, vollständige Ausnützung des Brennstoffes und gänzlichen Ausschluß von Explosions-Gefahr bewirken. Der neue Zylinder weicht infolgedessen von der gewöhnlichen Form ab, als er statt der üblichen Einschnürung nur eine, innen stumpf verlaufende Abstützung hat. Auf letztere folgt ein schlanker, zylindrischer Theil, in dem die Flamme brennt, und weiter nach oben eine kugelförmige Ausbauchung, die in einen verjüngten Stutzen ausläuft. Der Patentkugel-Zylinder, an Stelle des gewöhnlichen auf die Lampe gesetzt, erzeugt eine erheblich längere, intensiver brennende Flamme, deren Leuchtkraft durch Emporschrauben noch erhöht werden kann. Die Anordnung der kugelförmigen Ausbauchung verhindert das Rucken der Flamme, die durch die Verengung des oberen Stutzens mehr als gewöhnlich verlängert wird. Der neue Kugel-Zylinder ist aus feinstem Kristallglas hergestellt und kann sowohl direct von obgenannter Firma, als auch von allen größeren Lampenfabriken und besseren Glashandlungen bezogen werden. Der Preis des Patentkugel-Zylinders stellt

sich nur um einige Pfennige teurer, als der für den gewöhnlichen Kniff-Zylinder.

Der Anblick eines glücklichen Kindes wirkt auf uns, wie der Sonnenschein auf die Pflanze. Es ist deshalb unsere vornehmste Aufgabe, dem Kinde diese Glückseligkeit zu verschaffen, und nichts trägt mehr dazu bei, als wenn wir auf die Körperpflege unserer Kinder achten und namentlich dem so wichtigen Kapitel der Hautpflege unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Zur Pflege der Haut ist das wirksamste, jetzt existierende Mittel, das aus Lanolin hergestellte „Lanolin-Toilette-Cream-Lanolin“, das auch als Schönheitsmittel für Erwachsene sich unentbehrlich gemacht hat. Dasselbe findet sich in Tuben und Blechdosen in allen Apotheken und Drogerien. Beim Einkauf achte man wohl darauf, daß sämtliche Packungen zur Garantie der Echtheit die Schutzmarke „Pfeilring“ tragen.

Der Jugend gehört die Zukunft! jagt man wohl; aber doch nur, wenn wir ein stark und kräftig Geschlecht hinterlassen, das auch körperlich derart veranlagt ist, den großen Aufgaben gewachsen zu sein, die ihrer Lösung und Entscheidung in der Zukunft harren. Aber fast könnte uns um diese bangen angesichts der sich häufenden Mißstände und Schwierigkeiten der Ernährung gerade im ersten Lebensalter, welche grundlegend ist fürs ganze Leben. Hierbei ist Nestlé's Kindermehl das beste Hilfsmittel; denn dasselbe ist reine Schweizermilch, vermag wegen seiner zweckmäßigen Zusammensetzung sowohl die Muttermilch, wie frische Kuhmilch, thätlich zu ersetzen und hat seit 30 Jahren Tausende und Abertausende über sehr bedrohliche Situationen glücklich hinweggebracht.

Da unser Wohlbefinden und gutes Aussehen zum großen Theil von der Hautpflege abhängt, ist es ganz natürlich, daß wir uns dauernd nach neuen Mitteln umsehen, welche diesem Zweck am besten

dienen. Unter den hundert in den letzten Jahren in den Handel gebrachten Toilette-Seifen und Seifen-Sulvern darf die neue Pflanzenfaserseife „Ubrigin“ den größten Aufbruch auf Beachtung erheben. Wie keine andere Seife reinigt sie die Poren von Fett- und Schmutztheilen, ohne auch nur im geringsten die Haut anzugreifen und zu reizen. Beim Gebrauch der Pflanzenfaser-Seife „Ubrigin“ lösen sich die Pflanzenfasern und üben dadurch eine wohltätige, frottierende Wirkung auf die Haut aus. Je mehr Fasern mit dem Seifenschaum auf die Haut gerieben werden, desto besser ist es. Der Preis für „Ubrigin“ ist 10 Pfg., doch kann man auch extrafein gemahlene und parfümirte Stücke für 35-75 Pfg. erhalten. „Ubrigin“ ist von jeder besseren Drogeriehandlung oder direct ab Versandstelle „Ubrigin“ Berlin, NW, Alt-Moabit, Nr. 133, zu beziehen.

Für unsere Leserinnen dürfte die Mittheilung von Interesse sein, daß sie sich beim Einkauf von Belours' Schuhborde jetzt leicht davon überzeugen können, ob ihnen auch wirklich das Vorwerk'sche Original-Fabrikat verabreicht wird. Gegenüber den vielen Nachahmungen, die größtentheils in Qualität und Haltbarkeit erheblich geringer sind, aber vielfach als Vorwerk's Belours' Borde verabsolgt werden, hat nämlich der Erfinder zur besseren Kenntlichmachung seiner Originalware seit kurzem die Einrichtung getroffen, daß seiner Borde der Name „Vorwerk“ in kurzen Zwischenräumen deutlich und halbar aufgedruckt wird. Dadurch ist es den Damen möglich, sich von der Echtheit der im Laden gefaßten oder an einem neuen Kleide gelieferten Borde zu überzeugen, und es wird ihnen dies jedenfalls angenehm sein, da es wohl bei keinem Artikel so sehr auf gute Qualität und Dauerlichkeit ankommt, wie bei Kleiderfußborde, und das Vorwerk'sche Fabrikat sich seit fast zwei Jahren als ganz vorzüglich bewährt hat.

Seidenstoffe
Hohensteiner Seidenweberei „Lotze“
Hohenstein i. S.
Mechanische Seidenstoff-Fabrik

Direct aus der Fabrik von 50 Pfg. per Meter an.
Beste Bezugsquelle für Private zu Fabrikpreisen.
Schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe in glatt, gemustert, gestreift, karirt etc.
Specialität: Brautkleider.
Man verlange Muster aus der Hohensteiner Seidenweberei „Lotze“, bevor man anderswo kauft.

Dieses Sortiments-Kästchen zu Mk. 8.—
einschließlich Kästchen und Porto ist als
Weihnachtsgeschenk sehr zu empfehlen.



Die darin enthaltenen 47 Stück **Auden und Plätle** sind von vorzüglichster Qualität und ist darunter gewiß für jeden Geschmack etwas zu finden. Die Sortiments-Kästchen haben wegen ihres vorzüglichen und gut sortierten Inhaltes überall Beifall gefunden und werden mit nur ganz frischem Backwerk versehen. Auch Kästchen zu Mk. 5.— mit 35 Auden u. Plätle, zu Mk. 6.— mit 41 Auden, zu Mk. 10 mit 53 Auden und Plätle, werden gegen vorherige Einzahlung des Betrages per Post verschickt.

Jede sparsame Hausfrau sammelt die im Haushalt abgelaufenen **alten Wollsaachen** und sende dieselben zur Umarbeitung in waschechte, haltbare und geschmackvolle **Riederstoffe, Unterrock- und Anzugstoffe, Boden etc.** an die Mechanische Spinnerei u. Weberei von **Hiebrecht & Schoppe, Elbeck.** Mustercollektion senden sofort franco.

Im eigenen Interesse unserer Leserinnen

wissen wir darauf hin, dass sie bei Bestellung auf die **Illustrirte Frauenzeitung gratis und franco die neue Winterpreisliste der Firma Sieghart Levy, Berlin G. Jerusalemstr. 23** erhalten können. Dieselbe enthält Abbildungen und Preise der modernsten Bolero-Jäckchen, Perl- u. Passementerie-Garnituren, Husaren-Garnituren, Perl- u. Passementerie-Bezüge, Perltulle, Spitzen, Spitzenstoffe, Spitzenjäckchen, Spitzenkragen, Ballgarnituren, Tressen, Soutaches, Knöpfe und andere Besatzereien.

G. Wronker
Berlin 128
Charlotten-Strasse 2.
Fabrik für **Bambus-Möbel** und **Rohrmöbel**
Illustrirte Preisliste franco gegen franco.

Nur für Damen!
Wenn Sie Ihre Herbst-Einkäufe besorgen, versäumen Sie nicht, Muster meiner **Weltbekanntesten, vorzüglichen Damenuche**, 6 m doppeltbr., von 7,80 an, kommen zu lassen. Muster gratis.
Aif. Walters Tuchversand, Worms a. Rh. 7.

Vorteilhafter Kauf!
Durch günstigen Abchluss verkaufen wir 1 schwarze reinwollene, elegante, gemusterte **Crêpe-Robe** für 6 Mark, neuester Artikel, 6 Meter doppeltbreit. Berner über 850 verschiedene neue Muster in schwarz, Weiß- und Seidenstoffen. — Proben frei.
Versandhaus **Königsfeld & Co. Chemnitz i. S.**
Gegründet 1881.



Müller & Hennig, Dresden.
Mal-Utensilien Holzwaarenfabrik.

Farben und Malutensilien
für Porzellan-, Glas-, Öl-, Aquarell-, Majolika-, Bronze-, Gobelin-, Chromo-, Pastellmalerei etc.
Platin-Holzbrandapparate und Holzgegenstände für Brandmalerei. Geschnitzte Holzsaachen, Kürbisfäschchen, Ofenschirme, Promethin-Gegenstände, montirte Filzgegenstände für Aquarell- und Pastellmalerei, Roccocoschilder, Staffeleien, Malkasten, Modellirwerkzeuge, Terracottavasen und Schalen, Apparate für Spritzmalerei, Gummiknetmasse, Feldstühle, Paletten, Tuschkasten, Farben und Gegenstände für Emailmalerei etc. etc.
Ritterschilde und flache runde Schalen von Weissblech zum Bemalen mit Oelfarben als Zimmerschmuck.
Anleitung für Porzellanmalerei M. 1,75, für Pastellmalerei M. 1.—, für Gobelinmalerei M. 1.—, für Modelliren M. 1.—, für Blumenmalerei M. 1.—.

Berlins größtes Specialhaus für
Teppiche
in Sopha- und Salongröße 4 3,75 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark.
Weihnachts-Pracht-Katalog
(144 Seiten stark) gratis und franco!
Sophastoffe auch **Reste**
reizende Neuheiten, billig! Prob. franco.
Topplih-Haus **Emil Lafèvre, BERLIN S., Oranienstr. 158.**
Zu Weihnachtsgeschenken
empfehle ich vorgezeichnete und angefangene **Gandarbeiten** in reichster Auswahl u. a. **Damen- u. Kinderkleider, wolle u. baumwoll. Kinderkleider, Pointé- u. Arbeiten.** Mit Auswahlendung stehe gern zu Diensten.
Oscar Hornemann, Magdeburg.

80 Pfennige kosten 20 Meter
80 Fenster-Wattleisten
(gef. geschägt) fertig gummiert zum Einleiten.
Wattensabrik Berlin, Sebastian-Strasse 3.

Was soll ich schenken?
ist eine Frage, die sich Jeder vorlegt beim Heran-nahen des Weihnachts-Festes und deren Erledigung oft sehr viel Kopfzerbrechen macht.
Unser neuester, reich illustrierter Katalog enthält eine grosse Anzahl wirklich praktischer Gegenstände für den Schreibtisch, Privat-Bureau, Herrenzimmer und Reise, welche sich durch ihre geschmackvolle, solide und sorgfältige Ausführung zu Geschenken vorzüglich eignen.
Der Katalog wird franco und gratis versandt.
Aug. Zeiss & Co.
Leipzigerstr. 126. **BERLIN W.,** Leipzigerstr. 126.
Inhaber: **Aug. Zeiss**, Kgl. Bayr. Hoflieferant, Hoflieferant Sr. Majestät d. Königs von Italien, Kgl. Rumänischer Hoflieferant, Grossherzogl. Sächs. Hoflieferant und Hoflieferant Ihrer Hoheit der Herzogin zu Anhalt-Bernburg.
Fabrikation patentirter Neuheiten und Artikel der Schreibwaren-Branche.

Wenn Sie schon erscheinen wollen, dürfen Sie nicht sein. Geg. 20 Pf. Marke (siehe Prospekt) ab. seit Jahren bewährte und garantiert unersch. Schönheit für Damen, welche eine gute Figur und schöne Formen zu erhalten wünschen, das **chemische Laboratorium** von **L. Pietsch, Blasewitz-Dresden.** Behändig erhalte ich die besten Mittel.

Kerbschnitt-Kerbschnitt-Kerbschnitt-Gegenstände
aus verschiedenen Holzarten in 300 gesetzlich geschützten v. Künstlerhand entworfenen Mustern. Vorgezeichnete Gegenstände zum Brennen und Malen sowie zur Laubsägerarbeit.
Alle Werkzeuge zum Schneiden, Brennen und zur Laubsägerarbeit.
● **Kerbschnittkasten,** ● **Brandmalereikasten** mit nur bestem Werkzeug.
Illustrirte Kataloge 20 Pfennig.
Paul Kühn + Leipzig, Fabrik von Werkzeugen und Holzwaaren.

Schering's Condurango-Wein
findet in neuerer Zeit bei chronischen Magenleiden, Magenkatarrh (Magenkrampf) als Linderungsmittel weitgehende Anwendung.
China-Wein rein mit Eisen Vorzüglich im Geschmack u. in der Wirkung. Als ausgezeichnet. Mittel von Aerzten bei Nervenschwäche, leichsücht und besond. für Reconvalescent. empfohlen. Preis für beide Präparate per Fl. 1.50 u. 3 M., bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt.
Schering's Grüne Apotheke Berlin N Chausseestr. 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Drogeriehandlungen.

Berlin W. S. Gustav Cords. Leipziger Str. 36.

Ball- und Gesellschafts-Stoffe.

Seiden-Gaze,
Seiden-Gaze für Ballkleider und Garnituren, gestreift, gaufrirt und brochirt, Ball-Tüll, Seiden-Mousseline in allen neuen Lichtfarben.
Breite 55, 110, 120 cm, das Meter 0,90, 1,00, 1,10, 2,00, 2,50, 3,00 bis 6,50 Mk.

Seiden-Crépon, Crêpe gaufré.
Leichte, seidene, gekräuselte und gepresste Qualitäten. Mousseline rayé und caro. Brillante Lichtfarben.
Breite 45/51 cm, das Meter 1,80, 2,00, 2,40, 2,90, 3,20, 3,80, 4,20 Mk.

Bengalines, Popelinettes u.
Epinglés in glatt und façonnirt. Glanzreiche Qualitäten in sehr schönen Lichtfarben.
Breite 50/52 cm, das Meter 1,60, 1,90, 2,30, 2,50, 3,50 Mk.

Ganzseiden Shanghai u. Japon.
Leichtes feines Gewebe für Kleider und Blusen in den brillantesten Lichtfarben.
Breite 52/54 cm, d. Meter 1,00, 1,50, 1,80, 2,00, 2,20, 2,40 M.

Seidenstoffe in grosser Auswahl. Damas nacré. Damas ombré. Epinglé. Gros de Londres façonné. Taffetas picoté. Taffetas caméleon. Surah u. Armure façonné. Moiré figuré. Moiré française changeant. Shanghai. Japon. Satin Duchesse Merveilleux etc. in sehr reichen Farbensortimenten.

Jacquard-Gewebe mit Seide.
Kleine abgesetzte u. Ramage-Figuren auf Popeline-, Crêpe- u. Epinglé-Grund in elfenbein u. Lichtfarben.
Breite 100/105 cm, das Meter 2,00, 2,30, 2,50, 2,70, 3,00, 3,30, 3,50 Mk.

Mohair und Alpaca.
Deutsche und englische glänzende Qualitäten in glatt und gemustert. Schöne Lichtfarben und Elfenbein.
Breite 90, 100, 120 cm, das Meter 1,90, 2,10, 2,50, 3,30 bis 5 M.

Weiche ganzwoll. Kammgarn-Stoffe.
Mousseline. Battiste foulé. Diagonale. Whipcord. Tuch, Armure, Piqué, Jacquard in elfenbein und neuen Lichtfarben.
Breite 75, 95, 100 bis 120 cm, das Meter 0,75, 0,90, 1,30, 1,60, 2,00, 3,00, 4,40 Mk.

Ganzwollene Cheviots und Crépons.
Cheviot-Loden, Croisé, Diagonal, Caro, Crépon uni und mit Streifen, Mohair-Crépon, Plissé-Stoffe in elfenbein und Lichtfarben.
Breite 100, 105, 130 cm, das Meter 1,40, 1,60, 2,00, 2,50, 3,00 bis 4,40 Mk.

Cataloge, Muster und alle Aufträge von 10 Mark an franko.

Grossartiger Erfolg!!

Duplex-Rockfutter D R G M 53130
eine Verbindung von baumwoll. Futterstoff mit dem Zwischenfutter, verleiht den Kleider-Rücken wie kein andres Futter einen wunderbar reichen vollen Faltenwurf, der durch nichts zerstört werden kann. Reissen oder Wechwerden durch Nässe etc. ist absolut ausgeschlossen! Dabei

Grosse Ersparniss an Zeit und Arbeit!

Duplex-Einlage für Revers u. Umlegekragen
gibt Revers u. Kragen stets einen tadellos glatten unverwüsthlichen Sitz. Revers mit Duplex-Einlage können nach Belieben geknickt werden, ohne jemals eine Falte oder Bruch zu zeigen, sind dabei ausserordentlich angenehm u. weich im Tragen.

Man überzeuge sich durch einen Versuch!
Zu haben in allen besseren Geschäften.

Keltz & Meiners Berlin W. Leipziger-Str. 10.

Grösstes Special-Geschäft für Mal- und Zeichenbedarf.
Holz-Gegenstände für Malerei, Holzbrand und Kerbschnitt mit und ohne Vorzeichnung zu mässigen Preisen.

Stets die neuesten Malvorlagen, auch leihweise.
Unsere reichillustrirte Preisliste B, welche nach auswärts kostenlos versandt wird, giebt einen Ueberblick unserer grossartigen Collection aller

Gegenstände zum Bemalen etc.

Lohse's Liliemilch-Seife

von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche rosigweisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis in's Alter zart und geschmeidig.

Nur ächt
mit der vollen Firma des Erfinders
GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, BERLIN.

In allen guten Parfümerien, Drogerien sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

Unverwüsthliche Schürzen- u. Kleiderstoffe
doppelbr. = 100 cm breit, von 75 Pf. bis 1,10 Mk. p. Mtr.

Für Weihnachtsgeschenke
hervorragend geeignet.

Bitte, verlangen Sie Muster.
Francke & Co., Gnadenfrei
Weberei u. Versandhaus Schlesien.

Parfüms und Blumenseifen.
Specialartikel von **Schlimpert & Co., Leipzig.**

Neuheit:
Extra- Veilchen.

Zu haben bei den meisten Frisuren und Parfümeriehändlern.

Das herrlichste Geschenk
für Knaben jeden Alters ist der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte photographische Apparat

Phönix.

Er ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** — Jedermann kann damit sofort ohne alle Vorkenntnisse vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Moment-Aufnahmen). — Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 29 Mk.** Prospekt und Probebild kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Unübertroffen u. unzweifelhaft das bewährteste u. billigste Zahn- u. Mund-Reinigungsmittel

Bergmann's Zahn-Pasta
selbst bereitet von **A. K. Bergmann** in **WALDHEIM** im Königr. SACHSEN.
Amlich geprüft und zunächst zur Reinigung und Reinhaltung der Zähne empfohlen.

Bergmann's Zahnseife
sind gesetzlich als Waarenzeichen geschützt

Vor Nachahmungen wird gewarnt!

ODONTA ZAHN-WASSER
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne

F. WOLFF & SOHN
Hoflieferanten Karlsruhe
Filiale Wien Kärntnerhofgasse 6.

Verkaufsniederlagen in allen besseren Parfüm-, Friseur- und Drogergeschäften

Thierack's hygienische Fettseife No. 690
ist die beste Seife zur Pflege der Haut.

Schlafe gut!
Schlafbede aus weichem, baumwoll. **Velour-Lama,** 140x190 groß, bedienten wir für **2 Mark** in herrlichen neuen Mustern.

Versandhaus **Königsfeld & Co. Chemnitz i. S.**

Platina-Brenn-Apparate.
Kasten für Kerbschnitt und Ausgründen.
Holz- und Lederwaaren dazu mit und ohne Aufzeichnung.
Vorlagen für Brandmalerei und Kerbschnitt.

Werner & Schumann,
Berlin C. 19, Seydelstrasse 27.

Illustr. Preislisten gratis. Reparaturen von Brennstiften billig.

schönste eleganteste beste Emailfarbe

ASPINALL'S ENAMEL
FOR PAINTING EVERYTHING

der Welt, geeignet zum Malen, Decoriren und Anstreichen von Gebrauchsgegenständen aller Art, Möbeln, Zimmern, Bade-einrichtungen etc. etc. Broschüren, Farbenkarten und Preislisten gratis.

Zu haben sind dieselben in vielen Farbenhandlungen oder direct vom Engros-Lager des Generalvertreters:

Aug. Kegelmann in Offenbach a. M.

OTTO HERZ & CO

berühmt durch **SOLIDITÄT**
ELEGANZ und **vorzügl. PASSFORM**

Frankfurt a. Main.

anerkannt **bestes Fabrikat.**

Engros Export
Detail-Vertretung an allen grösseren Plätzen.

Photogr. Apparate
eigener Fabrikation
EMIL WÜNSCHE
CENTRALE **DRESDEN-A.**
Marschallstrasse No. 39.

LEIPZIG, Saizgässchen 1. (am Markt).
BERLIN, W. 8. Charlottenstrasse 50-51.
DRESDEN, verlängerte Moritzstrasse 20.
BODENBACH/BÖHMEN, (nur für Oesterreich-Ungarn).

Vorteilhafteste Bezugsquelle für Wiederverkäufer.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 24, 1. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin und Wien, 15. December 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M. XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ohne Wunsch.

Eine Weihnachtsgeschichte von Marie von Olfers in Berlin.

Weihnachten kam. Es gab so viele Wünsche und dazu die entsprechenden Dinge, daß man nicht mehr wußte, wer besser daran war, der Wünschende oder der Verkäufer, der Gebende oder der Nehmende; denn obgleich Geben seliger ist als Nehmen, — es giebt ein Empfangen, da ist der Dank dem Geben gleich.

In einem großen Stadthaus wohnte Herr Bebedäus. Er besaß alles, was sich der Mensch nur denken und wünschen kann an Nöthigem und Unnöthigem, in Kunst und Natur, in Garten und Haus.

Dazu war er jung, gut aussehend und steuerte sein Lebensschiff stattlich unter prächtiger Flagge, klug durch die gefährlichen Klippen des Reichthums.

Auf das Innere, die Gemüthswirtschaft, hatte er weniger Werth gelegt, und so fand er sich bald ohne Freude am Leben, ohne Interesse, ohne jeden Wunsch, ein Mensch, wie ein unbewohntes, herrliches Schloß.

Seine Schwester Bertha war vom Vater enterbt. Sie hatte eine Mißheirath gemacht, das heißt, einen jungen Menschen geheirathet, der nichts hatte, nichts war trotz aller Ansprüche auf einen hervorragenden Posten in der Welt, denn er besaß einen hellen Kopf, voller Erfindungen und Anschläge, von denen er aber bis jetzt keinen zur Geltung zu bringen oder in klingende Münze umzusetzen verstanden hatte.

Frau Berthchen dagegen arbeitete sehr im Realistischen, brachte ihm alle Jahre ein Kind, manchmal sogar zwei, und war nie anders zu sehen, als den Säugling im Arm und ein Rudel verschiedenster Jahrgänge am Rock.

Wenn auch der Gold-Onkel mit aller Gewalt helfen wollte, so ging das nur mit größter Vorsicht, denn Berthchens Mann war stolz. „Ich brauche niemand,“ sagte er immer, „ich komme allein durch die Welt.“

Allein ging das ja auch, aber mit den vielen? — Frau Berthchen wußte es nun klug, auf Frauenart, einzurichten.

So viel Geburtstage, Namenstage, wie in dieser Familie, gab es in keiner anderen.

Onkel Bob überstrahlte sie. Den Kindern schien er ein Zauberer, einer, der alle Wünsche zu erfüllen vermochte, die sich nur je irgend wer ausdenken konnte. Sie hielten ihn für den Glücklichsten aller Sterblichen und begriffen nicht, wenn Mutter Bertha ihn manchmal arm nannte. Sich ihm zu nähern, wagte bis jetzt keines, da er oft erklärte, Kinder und Hunde seien ihm greulich, beide wären unreinliche Fresser.

Da sie das Gewissen eines fast nie gestillten Appetits hatten und oft schmutzige Mäulchen und Finger, sahen sie die Nichtigkeit seiner Beschuldigung ein, standen erschrocken von fern und wußten nicht einmal für all die großen Geschenke zu danken.

Onkel Bob war heilsfroh darüber; Dank empfangen ist meist noch unbequemer als schenken.



Wer kauft?

Nach dem Gemälde von J. Vogt in Dresden. — Siehe Seite 192.

So selten wie möglich begab er sich in die drangvolle Häuslichkeit Frau Bertha's, wo einem immer etwas im Wege war, sei's nun Kind, Hund, Gegenstand oder eins von den Versuchs-Modellen des unermüdeten Erfinders.

Wieder kam die unglückselige Weihnachtswoche; da mußte Onkel Bob zu Frau Bertha, wie sehr er sich auch wehrte und mit den kostbarsten Geschenken sich loszukaufen suchte.

Alles, was dort aufgebaut wurde, kam von ihm.

Berthchens Mann, der immer in den Wolken wandelte, merkte davon nichts. Selbst Frau Bertha vergaß fast in der Wonne des Einkaufs, woher das Geld kam, hatte sie doch alles ausgesucht, ausgedacht; auch der Dank der Kinder ging dahin, wo das Herz gab.

Aber da sein mußte er, mußte die klebrigen Händchen, wie er schauernd sagte, drücken und sogar hie und da einen Kuß erdulden.

Wie hatte Frau Bertha ihn jahraus jahrein mit Fragen nach seinen Wünschen geplagt!

Da er nie einen wußte, hatte sie unermüdet fragwürdige Dinge angefertigt, die er alle in einer großen Kommode aufbewahrte, in der Motten und andere Thiere die ausschweifendsten Orgien feierten.

Dies Jahr wenigstens unterblieb diese Plage. Er hatte sich jedes Geschenk ernsthaft verboten.

Frau Bertha theilte den Kindern mit, Onkel Bob wolle nichts vom Christkind haben. Mit starren Augen und offenen Mäulchen vernahmten sie die unglaubliche Mär.

„Ich glaub's nicht!“ flüsterte klein Berthchen, ein blondes Mädchen von etwa fünf Jahren. „Mutter sagt doch, Onkel Bob sei arm, Arme lassen sich doch gern etwas schenken!“

„Das verstehst Du nicht,“ belehrte sie Bob der Jüngere stolz. „Mutter sagt ‚arm‘, weil er uns nicht hat, keine Kinder.“

„Er mag ja gar keine!“ hohnlachte Fritz. „Mein Himmel! Kinder giebt's doch genug in der Welt! Nein, Onkel Bob ist zu reich, darum kann man ihm nichts schenken.“

„Ich glaub's nicht!“ flüsterte wieder Berthchen.

Die Weihnachtsglocken läuteten. Frau Bertha kam mit ihrer Schar aus der Kirche, wo jedes auf seine Weise das Christkindchen beschworen hatte, zu ihm zu kommen. Ihr Mann hielt sich für zu klug dazu und hatte keine Zeit für dertei Gebräuche.

Onkel Bob erschien erst im letzten Augenblick. Manches Jahr hatten die Kinder, wie sie glaubten, eine Ewigkeit auf ihn gewartet. Heute kam er wenigstens pünktlich.

Der feierliche Augenblick des Thüröffnens war gekommen. Ein Wonneausbruch der Kinder, — dann Stille. Das kleine Berthchen trat vor und sagte den ersten Vers des Weihnachtsliedes, die andern folgten. Frau Bertha, den Säugling auf dem Arm, weinte Freudestränen, daß die ganze Kinderschar wohl und munter unter der Krippe stand, und ihr Mann machte sie aufmerksam auf gewisse besonders künstliche Einrichtungen seiner Erfindung am Weihnachtsbaum, wodurch mehrere Engel wirklich erstaunliche gymnastische Kunststücke ausführten.

Onkel Bob konnte es nicht lange aushalten in diesem Zimmer voll Tannenduft, Lichterglanz, Lärm und Lachen.

Er liebte vor allem seine Bequemlichkeit, sein vornehm, stilles Haus mit den großen Hallen und Sälen.

Frau Bertha ging es übrigens bei ihm ebenso.

Diese Rede, diese Leere bedrückten sie, wie ihn der Lärm. Noch schlimmer, brachte sie eins der Kinder mit; dann schwebte sie in fortwährender Angst, ihr kleines Ungeheuer hätte es darauf abgesehen, diese feierliche Pracht muthwillig zu zerstören oder auf dem glatten Fußboden sich selbst Hals und Beine zu brechen.

Jedes war froh, wenn es wieder in seiner eignen Behausung anlangte, weil sie die rechte Umrahmung für sein Lebensbild abgab.

Als aber diesmal klein Berthchen hörte, daß Onkel Bob die Thür angriff, verließ sie ihre Schätze, lief ihm nach, hielt ihn am Kock und flüsterte: „Onkel Bob, ist es wahr, daß Du vom Christkindchen nichts willst?“

„Es kommt darauf an, was es ist,“ antwortete er ausweichend, bedrängt durch diese Katechisation.

„Ich sag' es doch! Ich habe etwas vom Christkindchen für Dich, etwas so Schönes, so Schönes! — Aber es muß ein Geheimniß zwischen uns beiden bleiben.“

Er sagte: „Morgen, morgen, Berthchen!“

„Nein, heut,“ flüsterte das Kind, „morgen ist es zu spät!“ Und sie zog ihn in ihr Schlafkammerlein. Aus dem finstersten Winkel holte sie ein dunkles Etwas, erst in Papier, dann in allerlei Puppenkleider gewickelt.

„Gieb's nur schnell her!“ sagte er ungeduldig.

„Nein, Onkel Bob,“ erwiderte sie hausmütterlich,

„so geht das nicht! Erst muß ich Dir sagen, wie Du es behandelst. Mutter meint, davon verstehst Du nichts.“ Und sie enthüllte eine alte, etwas angefodete Blumenzwiebel. „Du mußt sie in schöne, sehr schöne Erde pflanzen, alle Tage begießen, in die Sonne setzen, in den Schatten und dann — dann,“ fuhr sie fort, und ihr Gesichtchen nahm eine verzückte Miene an, „dann wächst eine wundervolle Blume daraus, — eine Lilie, — denk doch, eine Lilie!“

„Wo hast Du sie denn her?“ fragte er, zum ersten Mal in echte, unschuldige, blaue Kinderaugen blickend.

„Aus dem Kehrloch,“ antwortete sie aufrichtig.

„Denk doch, Onkel Bob, sie haben sie hinausgeworfen aus dem Fenster, da wo die reichen Leute wohnen, und ich hab' doch gesehen, wie herrlich sie geblüht hat! Mutter sagt, wenn sie gepflegt wird, blüht sie alle Jahre.“

„Na, denn gib nur her!“ sagte er, um schnell fortzukommen.

„Freust Du Dich nicht?“ fragte das Kind erstaunt.

„Gewiß!“ antwortete er lachend, „Du sollst einen ganzen Lilienbusch dafür haben, in meinem Glashaus blühen wer weiß wie viele.“

„Aber doch nicht solche!“ Dabei blieb sie. „Versprich mir, daß Du sie einpflanzen wirst, gleich heute, versprich es mir!“

Er versprach alles.

Auf der StraÙe wollte er das schmutzige Ding fortwerfen; es war aber, als ob ihn die blauen Augen bittend ansähen, und so steckte er die Zwiebel wieder in die Tasche, nachdem er sie von einer Lumpendecke befreit, die sich gewiß klein Berthchen schwer von ihrem Puppenmutter- Herzen gerissen hatte.

Er hatte seinen Leuten erlaubt, miteinander Weihnachtsnachten zu feiern. Hell fand er sein Haus, und das in allen Ecken, wie das jetzt Sitte ist. Es war ihm lieb, daß niemand sah, wie er heimlich, als habe er sie gestohlen, die Zwiebel aus der Tasche holte. Schon war das Fenster geöffnet; nein, heut Nacht wollte er sie noch behalten.

Sonderbar verflocht sie sich in seine Träume. Aus einem fuhr er auf, als hätte sie ihn geweckt, — hatte er nicht versprochen, sie einzupflanzen? —

Wie ein Dieb schlich er nach dem Treibhause, das an sein Zimmer stieß, holte einen Blumentopf und steckte die Zwiebel hinein.

Am Morgen entdeckte es der Diener. Onkel Bob schämte sich ordentlich. „Laß das nur stehen,“ sagte er, „das besorge ich.“

Berthchen sollte sich ihre Blume wiederholen.

Er fand sie allein unter dem Christbaum, sie strahlte ordentlich, als er erzählte, er habe die Zwiebel eingepflanzt.

„Nun nimm sie wieder zu Dir,“ schloß er, „ich verstehe nicht, sie zu pflegen.“

Da hing sie das Köpfschen und sagte: „Bei uns gedeihen keine Blumen, wir haben keinen Platz, keine Sonne, und die wilden Jungen zerstören alles. Wenn Du nur erlaubst, daß ich hinüber komme, ich helfe Dir.“

Alle Tage Kinderbesuch! Onkel Bob wurde der Entschluß schwer, aber — sonderbar! — abschlagen konnte er es ihr doch nicht. Er strich ihr über das blonde Köpfschen und sagte: „Du allein!“

„Gewiß,“ versicherte sie, „es ist ja unser Geheimniß!“

„Nun,“ dachte er beim Nachhauseweg, „sie wird ja bald einsehen, daß nichts daraus wird.“

Aber als der Gärtner das verdorrte Ding fortwerfen wollte, fuhr er ihn grimmig an.

Die kleine kam sehr regelmäßig, alle Tage. Wunderbarer Weise störte sie ihn garnicht, sondern er fing an, nach ihr auszugehen, auf sie zu warten; ihre kleinen Schritte konnte er ganz genau, er freute sich, wenn er das Trippeln auf der Treppe hörte.

Die Zwiebel machte indes noch gar keine Anstalt, sich dankbar zu erweisen. Er begriff es nicht; an nichts mehr hatte er eigentlich Interesse gehabt, und nun beschäftigte ihn Tag und Nacht diese abgelebte, weggeworfene Knolle. Sogar mit dem Mikroskop studierte er daran herum, um nur sofort den geringsten Keim zu entdecken und es seiner kleinen Gefährtin zuzurufen, wenn sie so fröhlich angelaufen kam. Ihr fehlte nie Geduld und Hoffnung.

„Gewiß wird sie blüh'n“, versicherte sie immer, „je länger man darauf wartet, je schöner ist es, g'rad' wie beim heiligen Christ.“

Endlich, — endlich steckte die Zwiebel ein zaghaftes, grünes Fährchen aus und wieder eins.

Das Kind schrie nicht vor Freude, wie er erwartet hatte, sondern faltete andächtig die kleinen Hände und murmelte ein altes Liedchen: „Sonne, laß mein Blümchen sprießen . . .“

Die Sonne schien es auch gehört zu haben; sie kam

alle Tage, und alle Tage entfaltete sich ein Blättchen, bis ein hoher, schlanker Stengel daraus wurde mit einer Knospe. Entzückt stand Berthchen davor.

„Wenn sie blüht, rufen wir die Eltern und Geschwister,“ jubelte sie; „alle müssen Freude daran haben! Sorge muß man allein tragen,“ sagt die Mutter, „aber Freude muß man mit allen theilen. Nicht wahr, jetzt hast Du auch einen Wunsch, Onkel Bob? Du wünschst, daß meine Blume blüht?“

„Ja, das wünsch' ich, Berthchen.“

Nachdruck verboten.

Zu verkaufen.

Novelle von Alexander Baron von Roberts †.

(Schluß.)

Fur eine kurze Verwunderung bei der Angeredeten. „Was gehen jene die staubigen Bücher des Herrn Hauptmanns an?“ scheinen dann die Pupillenpunkte zu fragen, und durch die tausend Fältchen vibriert ein leises feindliches Wettern.

Aber Fräulein von Kipping läßt sich durch dies Wetterleuchten nicht abschrecken. Gerade heraus: „Wir kennen uns, — nein“, — und sie stößt in der Anrede „Fräulein“, das paßt doch nicht recht auf ein so neutrales Lebewesen wie die Alte! — „Sie erinnern Sich vielleicht, ich war bei Ihnen oben. Ich wollte die Villa kaufen.“ Das „ich“ scharf betont.

Die Lippen der Alten vollführen eine stärkere Schmedbewegung: — „Paßt für Sie auch nicht, unsere Villa!“ — kommt es knurrend hervor, wie der Klang der heiferen Gartenglocke dort oben.

„Zuviel Motten, wie?“ — erwidert Fräulein von Kipping. „Büchermotten, was?“

Wieder ein Schmecken der eingezogenen Lippen, dann das Knarren der Stimme in einem helleren, feindlicheren Ton: „Die Villa ist die schönste in ganz Wiesbaden!“

„Bezeuge ich nicht, sonst hätten wir nicht solchen Gefallen daran gefunden —“

Frau Berings aber glaubte der offenbar von einem mühsamen Gang abgeheften und von Kummer bedrückten Alten eine Art Weisheit schuldig zu sein: „Hübsch von Ihnen, Fräulein, daß Sie Sich so Ihrer Herrschaft annehmen!“ sagte sie.

„Herrschaft“ — das schien der Alten nicht ganz zu passen. Uebrigens was soll sie Umschweife machen! Gerade heraus: „Nun kann er ja thun, was er will, kann die Villa (sie sprach „Villa“ aus) verkaufen oder nicht, — an wen er will!“ —

„Wir — wir wollen sie ja garnicht einmal —“ fiel Bertha ein.

„Weil Sie mich nicht wollen! — ja, Sie brauchen nicht ‚nein‘ zu sagen, meine Dame! Er (sie nannte ihren Herrn immer nur „er“), hat mir Ihren Brief vorgelesen. Und er war schön wüthig. Nichts anmerken lassen, — aber ich kenn' den Ton seiner Stimme. Was sollen Sie auch mit mir? Ich bin ein altes, unnützes Stück. Ich hätt' mich nit sollen wie ein Möbel in einen Contract setzen — lassen! Ich hätt' gehen sollen, als mein alter Herr ging. Aber nun bin ich fortgemacht. Nun kann er ja thun, was er will! Adjes! Ich hab' vierzig Jahr oben ausgehalten; ich meint' auszuhalten bis zu allerlegt. — Sollt' nit sein! — Adjes Villa!“

„Wieso? Sie haben sich doch nicht deswegen mit dem Hauptmann entzweit?“

Die Alte nickte energisch, und sie wies auf das Bündelchen, das sie am Arm trug, das Zeichen ihrer Auswanderung. Ihre Augenränder rötheten sich feucht, und nun schien es, als nähme das Gesichtchen einen seltsamen, hilflos-kindlichen Ausdruck an.

Nach einer Pause, die ein paar gedämpfte Zanfarenstöße aus dem Probesaal des Kurssaales erfüllten, begann sie wieder, und jetzt hatte auch ihre Stimme einen weicheren Ausdruck:

„Ich hätt' schon lang' gehen sollen! An dem Tag, wo er den Bettel heraustrug. Es war so gut, als sag' er Adjes zu mir. An einen andern hätt' ich mich doch nit mehr gewöhnt. Ich hätt' geh'n sollen, weil er geh'n will! Er war nit mehr zu halten! Vier Jahr hatt' er ausgehalten, nachdem sie davongegangen —“

„Wer?“ entfuhr es Bertha.

„Sie, — wer denn? Sie! — Die!“ Und dabei regte es sich in den Händen des Weibchens wie ein zorniges Zucken. „Vier Jahr war Fried' und Ruh' in der Villa, er that so schön studiren, und was unsere Rosen so schön geblüht, wie früher nie! Er hätt' die Ruh' wohl verdient, nach all dem, was er durchgemacht. Aber er

„kriegt' es mit dem Reisen. Auf einmal! Fort! In die weite Welt! Was will er da? Aber das Fortmachen hätt' uns allein nit auseinander gebracht...“

„Was dann sonst, Frauchen?“

„Ich hab' ihm die Wahrheit gesagt. Schnads heraus! Herr Hauptmann, hab ich' gesagt, Sie wollen sich einfach — einfach wieder verheirathen, hab' ich gesagt, und das kann ich nit dulden!“

„O! Heirathen!“ rief Hertha.

„Da haben Sie auch ganz recht, daß Sie solches nicht dulden!“ fiel Frau Berings lachend ein. „Zum Heirathen ist er auch viel zu schade!“ Gleich aber that ihr der Spott leid: hat er nicht schon einmal gebüßt?

„Ist er auch! Zu schab', grad' das ist er!“ bekräftigte das Weiblein. „Weiß ich am besten. Ich hab' das ganze Glend mit ihm durchgemacht. Wie aus dem frischen, hübschen Herrn so ein Nähr-mich-nit-an und Studirter geworden ist, und kein freundlich Wort für niemand mehr. Die, — die Englische, was seine Frau war, hat ihn auf dem Gewissen. Fein, — puh, mit einem Federhut, so breit! — Und schön und flott, — hier im Kurgarten, des Abends, da soll sie alle verrückt gemacht haben mit ihren blühblauen Augen und Gethue. So eine Englische! — Miß nannten sie die, und es war auch miß mit ihr, — hergelaufen, wie es in Wiesbaden viele giebt, alles nur so ein Hui! obenhin, weiter nichts dahinter. Meinetwegen hätt' er sich für eine andere so placken sollen! Sie war es nit werth! — Sie nit! — Und — und keine!“

Hiernach schwieg sie mit einem sehr bedeutungsvollen Einziehen der Lippen.

„War Ihr armer Herr lange verheirathet?“ fragte Frau Berings.

„Grad' genug, um kreuzunglücklich zu werden. So ein paar Monat' hat die Comödie schon gedauert. Er zuerst wie verhezt, — und sie verstand sich darauf, glauben zu machen, sie wär' ein purer Engel, diese Englische. Aber miß! Dann aber thaten ihm die Augen aufgeh'n. Scharmuziren und sich die Cour schneiden lassen von anderen, das konnt' sie nit lassen; ohne den Kurgarten mit seinem — seinem, sie hatt' einen Ausdruck für das, — ich glaub' „Glirt“ that sie es nennen, — konnt' sie nit leben. Es gab wüste Scenen. Herr, Du Jesu mein! — Wenn ich daran denke! Aber die Augen thaten ihm aufgeh'n. Hallo und Spektakel. Auch geschossen ist worden, hinter dem Neroberg, — auf Leben und Tod, — und mein armer Herr kriegt' eine Kugel in den Arm. War sie aber los, — heidi! — Ne, ne, sie war es schon nit werth, keine ist es werth, — keine!“

Dies mit einem anzüglichen Seitenblick nach ihrer Nachbarin hin: „Keine!“ wiederholte sie abermals, und es klang wie eine offenbare Herausforderung.

„Sie thun ja so, Frauchen, als hätte eine von uns beabsichtigt —“ lächelte Frau Berings.

„Grad' heraus — Sie! — Sie!“ (und sie wies, den Ellenbogen hebend, auf Hertha hin) „o, ich weiß! Ich hab' gleich gewußt, was kommen thät, als ich Sie sah, — da!“ Und die tausend Fältchen wetteten in hellen Triumph, daß es heraus war.

„Oho! — Wundervoll! Das ist doch offen gesprochen, — famos!“ riefen die Damen. „Also Hertha, Du!... nun sich nur an! Wie kommen Sie denn auf den verbrecherischen Verdacht, gutes Frauchen?“

„Sie!“ wiederholte die Alte, wieder mit dem Ellenbogen auf ihre Nachbarin deutend. „Gleich, als ich Sie sah, da dacht' ich mir, — da wußt' ich —“

„Daß ich gekommen wäre, um die kostbare Ruhe Ihres . . . Ihres . . .“ Hertha fand nicht recht das Wort. Statt dessen lachte sie hell auf. Das war ja ein köstlicher Spaß! Die Alte ist unbezahlbar! Aber vergeblich kämpfte sie mit ihrer stürmischen Heiterkeit gegen den Purpur an, der ihr Antlitz übergoss.

„Lachen Sie nur, meine Dame! Ich hatt' recht. Er ist in Sie ver — ver — grad' heraus, er liebt Sie!“

„O je!“ entfuhr es Hertha.

„Wieso?“ drängte Frau Berings lachend, „das ist ja sehr interessant!“

„Weiß ich, — weiß ich, — weiß ich!“ tropte die Alte in der Art eigensinniger Kinder. „Er ist wie verhezt, seitdem Sie da waren; — die Bücher machen ihm kein' Spaß mehr, die Blumen, — selbst das Rauchen thut ihm nit mehr schmecken. O, ich versteh' mich darauf. Das sind die Merkmal! Und dann die geheime Rage, als Sie abschrieben.“

„Ei, ei, Herthachen . . . Und da haben Sie Ihr Beto eingelegt, Frauchen?“

„Beto, — nu ja, nennen Sie es so, ich weiß nit, was das ist. Ich hab' ihm vorgehalten, wie unglücklich er wegen der andern gewesen.“

„Und Sie dulden nicht, Frauchen, daß er sich abermals so hineinstürzt?“

„Ja, das hab' ich ihm gesagt, Madam. Er ist ein braver Herr, ein guter Herr, er hat ein Herz wie Gold, und er verdient nit, daß er, wie damals mit dem englischen Engel, büßen soll.“

„Das war wirklich hübsch von Ihnen, Frauchen, und was nun?“

„Ja, was nun?“ echote Hertha in nervöser Heiterkeit. Wie heiß es doch ist! Warum sie dieser Stuthröthe auf ihrem Antlitz nicht Meister werden kann?

„Was nu? Da bin ich fortgemacht. Weil es einen Streit gegeben hat, und ich ihm die Wahrheit gesagt, und er hat leugnen wollen, daß es so ist, wie ich gesagt. Und alles andere, — weil er doch die Villa verkaufen will, und ich mich nit noch 'mal wie ein Möbelstück verhandeln lassen will. Und weil er mich doch nit freiwillig hätt' laufen lassen, bin ich gegangen, heidi und ohne Adjes, wie die Englische!“

„Heimlich? Er weiß von nichts, Frauchen?“

„Braucht nit! Soll nit! Nu hat er Bescheid! Nu kann er machen, was er will. Auch heiraten meinetwegen! — Aber nein,“ verbesserte sie sich mit einem energischen Kopfschütteln, „das nit!“ Dann mit einem Seufzer: „Ich kann es freilich ja doch nit hindern, daß er wieder in sein Verderben rennt. Thut er auch. Nix dagegen zu machen. Nu muß ich aber gehen!“

„Wohin, Frauchen?“

Sie zögerte; und ihre Pupillen prüften mit argwöhnischem Ausdrucke die Gesichter der beiden Damen.

„Damit Sie nit denken, ich wär' an die Villa verkauft! O, ich komm' schon durch, — ich! Dacht' schon, ich thät meine alten Tage da oben bleiben, mollig und geheuchlig, — aber is besser so! — So ein unnützes Stüd! Ich bin ihm im Weg, — allen bin ich im Weg! — Auch Ihnen, Fräulein! Nu kann er thun, was er will! Und Ihr auch. Ich wünsch' ihm viel, viel Glück! Allen braven Leut' wünsch' ich viel Glück . . .“

Ihre Augenwimpern rötheten sich wieder feucht, sie zerrte das Kopftuch tiefer über das Gesicht und erhob sich von der Bank.

„Wohin, Frauchen?“

„In der Dohheimer Straße, da ist mein Bruder im Altteuhause, — da sind' ich schon ein Plätzchen! Adjes auch!“

„Halt, gute Frau!“ rief Frau Berings. „Auf ein Wort! Sollen wir nicht . . .“

Aber die Alte humpelte schon davon ohne Umschauen, den Stock mit einem trotzigem Stapfen in den Kies stoßend.

Hertha bohrte ihrerseits die Spitze ihres Sonnenschirms in den Kies: „Ist das nicht wundervoll? Ein prächtiges Abenteuer! Sie! — Sie!“ Und sie ahnte die Ellenbogengeste der Alten nach. „Also ich! Daß ich's weiß! Ich bin schnurstracks von Schlessien nach Wiesbaden gereist gekommen, um diesen Griesgram, — pardon, ihn — zum zweitenmal unglücklich zu machen!“

„Bei aller Sonderheit dauert sie mich,“ entgegnete ihre Schwester. „Eine brave alte Person! Ins Altteuhause, . . . Aus dem warmen Villenneß! Mollig nannte sie es, und dabei traten ihr die Thränen in die Augen. — Und wir sind nun schuld daran!“

„Ja, was denn, Willy? Soll ich ihr etwa nachlaufen, sie in eine Droschke packen und im Triumph ihrem — fast hätt' ich gesagt, rechtmäßigen Besitzer wieder abliefern, als eine ehrliche Fänderin?“

„Spotte nicht, Hertha! Wie wär's, wenn wir den Hauptmann benachrichtigten. Er wird nach ihr suchen. Er wird sich um sie sorgen . . .“

„Auf keinen Fall, Willy! Wir wollen dies an und für sich ganz allerliebste Abenteuer nicht auf die Spitze treiben! Das ist so die rheinische Luft. Das schwirrt voll solcher hübschen Aventuren. Ich hätte wohl Lust hierher zu ziehen . . . Hier erlebt man doch 'was! Ich glaube gar, es standen zuletzt Thränen in ihren Augen. Du hast recht, — sie kann einem leid thun! — Aber nein, nun ist's genug!“

„Das arme, alte Weiblein!“

„Der arme, nun der Aufsicht enthobene Herr Hauptmann! Nun ist er wehrlos! Was wird ihm jetzt für ein Unglück drohen! Weißt Du was, Willy? — Wir, wir wollen eiligst fort, sonst . . .“

Aber Hertha hatte Mühe, die seltsame Art von Befangenheit, die ihr Herz umstürmte, durch den erzwungen übermüthigen, anscheinend gemüthskalten Ton zu verbergen.

„Also ich bin gekommen, um ihn — unglücklich zu machen! — Hoho! Bin ich denn so eine Zauberin? Sollte man mir immer noch solche Zaubergewalt zutrauen?“ — Und während sie spät am Abend sich im Zimmer allein sah, war ihr Blick auf die Spiegelfläche der Pische vor ihr gerichtet, prüfend, ein wenig kritisch, ein wenig zweifelnd, dann mit wachsender Befriedigung. Um ihren edelgezeichneten Mund spielte jetzt ein grazioses

Lächeln, und ihre großen Augen strahlten, ohne ein Zucken der langen dunklen Wimpern, das Spiegelbild an. Das wenigstens brauchte sie nicht durch ihre Ironie zu täuschen. Also er ist, — er ist, — wie sagte die Alte doch noch? — Er liebt . . . Unsinn! Aber was? Auch jetzt noch erröthe ich darüber? Ei, ei! — Schade, daß es nicht auf eine Art Zweikampf ankommen soll, wer von beiden den andern am unglücklichsten — oder gar am glücklichsten zu machen fähig ist! . . .

Ruthwillige Koboldgedanken! Wir Schlesier müssen uns erst an solche rheinische Luft gewöhnen. Jetzt aber genug davon, und gute Nacht!

Der nächste Tag war ein Sonntag; nicht gerade der richtige Tag, um nach Darmstadt zu fahren und Villen zu suchen, wo Wiesbaden, dem herrlichsten Frühlingswetter zu Ehren, all seine festlichen Reize spielen lassen würde. Also nochmals bleiben, heute noch, — dann aber genug!

Die Nacht hatte Hertha von Kitzing unruhig verbracht. Allerlei Gedanken, flitternde, gaukelnde, märchenhafte Ausblicke in sonnig beschienene Glücksthäler; dazwischen ganz pedantisch grübelnde; dann düstere, schattendunkle; — von den grübelnden behielt einer die Oberhand über das Erwachen hinaus: „Eigentlich hab' ich das alte „Stüd“ — (wie wenig hübsch die Benennung klingt!) recht hart behandelt! Ganz gegen meine sonstige Art! Spöttisch, ironisch, während der armen Person die Thränen zwischen den gerötheten Wimpern zitterten. Ich bin doch schuld daran, daß sie gegangen ist, daß sie ihr molliges Nest drangegeben hat. — Vierzig Jahre in treuen Diensten, . . . und nun zum Schluß das Altteuhause! Ich bin schuld! — Wieso ich? — eine Marotte der drolligen alten Person! — Er ist ver . . . ver . . . Dummheit! Warum hab' ich heute Nacht immer wieder die knarrende Stimme das Wort aussprechen hören? — Wenn er, — nun er (der er der Alten) es erfahre, wie hart ich mit dem kostbaren Inventar-Stüd umgegangen! Das wäre . . . (hier lachte sie auf, mit ein paar kurzen Staccato-Lachstönen, die plötzlich innehielten). Nichts wäre! Was habe ich denn gethan? Verzeihen Sie, Herr Hauptmann von Wiel, daß ich auch da bin! Aber ich geh' schon! Wir reisen ja! Adjes! wie die Alte sagt . . .“

Doch unmöglich, den gewissen einen Gedanken los zu werden! Ihr war, als würde die Erinnerung an die schöne Gartenstadt wie ein häßlicher Fleck zurückbleiben, des Weibleins wegen, das sie aus seinem Nest verjagt. Und es dann noch obenein schlecht zu behandeln! Ja, was soll sie denn thun? Etwas hingehen, das alte verlorene Inventar-Stüd ausstöbern, es um Verzeihung bitten, ihm versichern, ja verschwören, daß ihr nichts ferner gelegen, oder noch läge, anzunehmen, oder zu hoffen, oder nur mit einer Spur einer Idee daran zu tasten, daß sie eben diesen kostbarsten aller Hauptleute, . . . was doch nur? Wiederum alles Unsinn! Derlei Gedankenspinne, das ist ja wie ein Plaid, in den man sich zu fest eingewickelt hat und aus dem man sich nur schwer befreien kann . . .

„Ich möchte wohl wissen, ob das „Altteuhause“ dasselbe ist, wie ein Armenhaus! Dann duld' ich's nicht, daß sie dort bleibt! Dann geh' ich hin, sie zu holen! Das duld' ich nicht auf meinem Gewissen! Dann soll sie zurück! Sie muß! Ich, ich soll sie ins Armenhaus gejagt haben!? Nimmermehr!“

Und sie wickelte sich immer fester in den Gedanken-Plaid. Kein Wort darüber am Frühstückstisch, als wenn ein gewisser Entschluß zu seinem Reisen der völligen Ruhe vor fremden Einsprüchen bedürfte. Nach dem Frühstück machte sie sich auf, einen Morgen Spaziergang auf eine der bewaldeten Höhen vorschüßend. Sie wußte die Begleitung des Knaben abzuhalten; ihre Schwester war durch ihren Zustand ohnedies von solchen Gängen ausgeschlossen.

Ohne Ziel schlenderte sie zuerst die Anlagen entlang, gelangte auf die Rheinstraße, spazierte die schattige Platanen-Allee hinauf, zwischen frühlingmäßig gepuhten Menschen, die zum Bahnhof eilten, um nach dem Rhein oder dem Taunus auszustiegen, während der sonore Klang der Glocken über die im Morgendunst verblauende Stadt daherjummte. Jetzt hatte sie mit dem Ende der Allee das freie Feld erreicht, von wo man, über grüne Saaten hinweg, fern den Rhein Spiegel zwischen den Bergen flimmern sah. Sie wollte auf einer Parallelstraße zurückkehren, die sie ihres frischen Grüns und ihres Garten-Charakters wegen besonders reizte. An dem einen Hause stand der Straßename: „Dohheimer“ — „Was? Ist das nicht die Straße, wo das Altteuhause?“ Sie stutzte. „Welch ein Zufall! Umdrehen, als fürchtete ich mich davor? Ich kann es mir doch wenigstens von außen ansehen, — warum nicht?“

Sie stand also vor dem langen, einstöckigen, gelben Gebäude mit der etwas großen Aufschrift, die seine Bestimmung anzeigte. Davor der Gemüsegarten mit seinen pedantischen Beilen, sehr accurat und sauber gehalten, dahinter eine zweite selbstartige Gartenweite, von den Kronen blühender Obstbäume in Weiß und Rosa überdeckt, während das Waldgebirge in seinem kräftigen Frühlingslaub verheißend darüber emporragte. Nur ein kurzes Zögern, dann zog sie an der Glocke. Einen „guten Morgen“, den ist sie dem Weiblein schon schuldig nach dem Geschehenen! Was ihr Begehrt? fragte der militärisch straffe Hauswart, an dessen Rock das Band des Eisernen Kreuzes schimmerte. Sie wollte eine alte Frau auffuchen, die gestern . . .

wäre dies Alter sein Verdienst, „unsere Damen, die besonders, conserviren sich bei uns.“

Also hier! Nun, hier wäre das Inventar-Stück ja prächtig aufgehoben! Es wäre nicht das trübste Loos, und sie könnte beruhigt über das Schicksal der von ihr Verjagten wieder umkehren. Aber zuvor reizte es sie doch, die Einrichtung des Hauses kennen zu lernen; den Speisesaal mit seinem gedeckten Tisch, darauf die Couverte sonntäglich frisch mit mathematischer Peinlichkeit geordnet; dann die Küche, wo etliche von den „Damen“ hantirten, ja das originelle Rauchzimmer für die alten „Herren“, ein enges von einem Oberfenster beleuchtetes Kästchen, mit einer Holzbank rings um ein kleines Eisenöfen, natürlich jetzt nicht in Gebrauch; denn der Garten

mir nichts übelnehmen. Ich bin ja an nichts schuld, — und Ihnen das zu sagen, bin ich da. Wenn Sie auch meine Hand verschmähen, so biet' ich Ihnen doch meinen Arm. Kommen Sie, — so! — Da marschirt sich's besser!“

In ihrer frisch zussprechenden Art hatte sie einfach den Arm der Alten erfaßt, und ihn in den ihren gezwängt. — „So, — sooo, — gutes Frauchen! Nun wollen wir uns 'mal aussprechen!“

Dazu kam es nicht gleich. Eine plötzliche Verlegenheit hatte Hertha ergriffen; der Muth war ihr ausgegangen, ihr, der aufmerkenden Alten davon zu berichten. Als fürchtete sie den Verrath ihrer eigenen Worte.

Also: „Welch ein wunderschönes Wetter!“ . . .



Der Scharmarkt in Hamburg.

Nach dem Gemälde von Valentin Ruths in Hamburg. — Siehe Seite 190.

„Ihrem Herrn, dem Herrn Hauptmann von Viel davongelaufen ist“ — ergänzte der energische Ton des früheren Militärs. Aber unterhalb seines sonntäglich gewichsten Schnurrbartes gab es einen Zug freundlichen Lächelns: — „Nun, nun, wir sind nicht so! Sie soll schon bleiben, — einsteifen! Wir haben aber Herrn Hauptmann den Verbleib melden müssen.“

O, sie wollte ja auch nur nachfragen, wie es mit der alten Person ginge. Etwas wie ein unerklärlicher Schreck hatte sie befallen.

„Wollen Sie nicht die Anstalt in Augenschein nehmen, mein Fräulein? Sehr gern!“

Und da öffnete er ihr auch schon diensteifrig eines der Stübchen. Ein nicht zu enger, durchaus nicht zellenartiger Raum, von der voll hereinstühenden Sonne mit goldiger Helle verklärt; die weißgetünchten Wände mit einigen bunten Bildern, patriotischen und religiösen, verziert; ein altfränkischer Sessel stand an dem kleinen Fenster, dessen Breit blühende Blumen schmückten; das hochbepackte Bett mit seinem hellcarrierten Bezug nahm den größten Theil des Stübchens ein; alles traulich, heimlich, peinlich sauber, zum Verweilen ladend.

„Hier haben wir also den Deserteur untergebracht, mein Fräulein. Die Nummer war gerade disponibel, — Nummer 27; vorigen Monat starb hier unsere Aelteste von hundertunddrei Jahren“ —

„Hundertunddrei, welches Alter!“ rief Fräulein von Ritzing.

„Ei, ja wohl“ — schmunzelte der Verwalter, als

hatte die ganze Insassenschaft, soweit sie nicht dienstlich im Hause beschäftigt war, ins Freie gelockt. Unter den tief herabneigenden Blüthendolden der Bäume humpelten die Weiblein zwischen den hohen Buchseinfassungen der Wege; gruppenweis, in nicht zu eifrigem Gespräch, die ältesten von den weniger Alten geführt; während die Männer in der grellen Sonne an der Hauswand aufgereiht saßen, einige still für sich rauchend, einzelne in Unterhaltung, die meisten nur dem stummen Genuß der wohligen Wärme hingegeben.

„Ei, sieh da, gutes Frauchen!“ rief plötzlich das Fräulein, auf jene kleine, knorrige Alte zuschreitend, die allein, wie im isolirten Troß, der sie sich noch nicht in die gesellige Art der anderen hatte einfügen lassen, den breiteren Mittelweg daherschlich; jedoch den Stock straff aufstapfend in den Ries.

„O, meine Dame!“ und die Augen der Alten zwinzelten verwundert.

„Das heißt, wenn Sie mich nicht haben wollen, da geh' ich sofort wieder, Frauchen! Wollte nur sehen, wie es Ihnen geht.“

Die Alte nahm die Hand, die ihr das Fräulein reichte, nicht auf, wohl nicht aus Feindschaft, sondern nur in Wirkung der Ueberraschung: — „Sie kommen um mich . . . um mich . . .“ stammelte sie.

„Zu holen? — O nein! Ich komme aber, um Ihnen einiges zu sagen, — um mich mit Ihnen auszusprechen. Ich war gestern nicht so, wie ich sollte und wollte Ihnen gegenüber, — ach, was red' ich da! Sie dürfen

„Wunderschön! —“ kam es knurrend zurück. Und eine Pause.

„Wie die Bäume bei Euch so üppig blühen! —“

„Droben, unsere, waren noch voller . . .“

„Unsere . . .“ Ah so, die der Villa! Sie hat Heimweh nach dem Besitz, die brave Alte! Hertha wollte eben mit ihrem Anliegen heraus: — „Nun wollen wir 'mal ein vernünftig Wörtchen reden, Sie und ich —“ begann sie; aber plötzlich hielt die Alte stutzend an und stieß ein „O je!“ aus.

Sie horchte nach einem schnellen energischen Tritt hinter ihnen! Noch ehe sie sich umschaute, wußte sie, — o, sie kannte den Tritt! Hat sich denn alles gegen sie verschworen? Ei, das ist wohl abgefartet! Hat sie also doch recht gehabt: der Hauptmann und das Fräulein! Die sind eins! Die gehören zu einander! Nun haben sie sich gar hier, im Altkleutchenhaus der Dogheimer Straße ein Stellchen gegeben! . . .

Und in einer jähen Bornes-Aufwallung entriß sie ihrer Führerin den Arm.

„Sie hier, mein gnädiges Fräulein . . .?“

„Herr Hauptmann . . .“

„Die thun nur so;“ meint die Alte, beide beobachtend. „Alles abgefartet! Die sind längst einig! — J, hat er denn gar kein Wort für seine alte Christe? Als wenn die garnicht da! — als wenn die ganz in dem Blendeglanz der Jungen, Schönen, Eleganten verschwände!“

Endlich: „Was soll das denn heißen, Christe, daß Ihr mir davonlauft! Meint Ihr, ich hätte mir keine



Weihnachtswunder.

Nach einer Original-Zeichnung von F. Rinner in München. — Siehe Seite 191.

schwere Sorge um Euch gemacht? Ich habe meine Droschke draußen halten, Ihr fahrt sofort mit mir zurück, — hört Ihr?"

"Ich zurück? Ich bleib! Nun erst recht!" trotzte die Alte. "Meine Meinung von der Sache kennen der Herr Hauptmann. Und ich hab' recht gehabt! — o, ich hab' recht gehabt!"

"Sie müssen ihr manches verzeihen, mein Fräulein! — Christe, Ihr seid närrisch! — Aber, offen gestanden, mein Fräulein, ich glaubte zu träumen, als ich Sie mit unserer Christe Arm in Arm daherspazieren sah. Wie kommen Sie denn hierher?"

"Da müßt' ich weit ausholen, um Ihnen das zu erklären, Herr Hauptmann. Ich weiß selbst nicht, wie es, ... wie ich ..."

"Ich aber weiß ganz genau!" fiel die Alte heftig ein. "Mir macht keines was vor! Ich sag' dem Herrn Hauptmann schon, daß er in diese Dame ver... ver... grad' heraus, — daß sie es ihm angethan! — Und sie, — o, ich weiß, ich sah's ihr an, jetzt eben, — auch sie! O, mir macht keines was vor!"

"Alte, was schwätzt Ihr da!" fuhr jener ärgerlich auf. "Laßt das! — Verbitt' ich mir!"

"Was ist, — ist! Da könnt Ihr beide nicht davor!" fuhr die Alte fort. "Ich wußte, daß es so kommen muß! Gleich, als die Dame das erste Mal zur Villa kam, wußt' ich's! Deshalb ging ich auch!"

"Laßt den Unsinn, Christe! — Mein Fräulein, ich bitte um Verzeihung an ihrer Stelle!"

"Sie haben eine Droschke draußen, Herr von Wiel, darf ich die benutzen?" gab Hertha zur Antwort, ihre Erregung mit dem gemessensten Ton bemeisternd.

"Wie, Sie wollen schon fort, mein Fräulein?"

"Gleich! Ich bitte Sie! Ich habe hier nichts mehr zu verhandeln!"

"Sie lassen mich die Marotten dieser alten Frau entgelten!? Nur auf ein Wort! Bitte ..."

"Ich möchte nicht die Veranlassung sein, Herr Hauptmann, daß zwischen Ihnen und ihr da die Dinge sich noch weiter zuspitzen!" Und mit einem kleinen ironischen Accent: "Sie gehört zur Villa. Wir wollen und dürfen nicht stören! Auch war ich gekommen, um zu veranlassen, daß sie ..."

"Und ich, — ich möcht' niemand im Weg sein, — ich geh!" rief die Alte dazwischen. "Ich geh! Ru seid Ihr frei! Die Christe will Euch nicht hinderlich sein! Ei du mein Herrgottchen, — ne! Adjes also!" Und trotzig stieß der Stock in den Kies und sie humpelte davon, die beiden in der schier seltsamen Verlegenheit zurücklassend.

"Christe, was soll das!?"

Aber sie ließ sich nicht halten. Jetzt schob sie mit dem Arm, halb unwillig, einen der tief herabhängenden Blüthenzweige zur Seite, und suchte in schnellen stapfenden Schritten das Haus zu gewinnen, wo an der sonnen- durchglühten Wand die Altmänner aufgereiht saßen. Dort war ja auch ihr Bruder, einer der schweigsam Rauchenden.

Eine Pause des stummen Gegenüberstehens, die das feierlich hallende Getöse der Kirchenglocken überzitterte, hielt die beiden wie gebannt von der unvermutheten Pflöchlichkeit solchen Alleinseins.

Endlich brach er das Schweigen. Keine Stille schien es ihnen, dies Schweigen, nein, wie ein gewaltiges Brausen und Rauschen, ihre Gedanken fast betäubend. Was ist es nur?

"Daß ich Sie hier wiedersehen sollte, mein Fräulein —" sagte er, es war wie ein Taufen.

"Ich hatte der Alten wehe gethan, gestern ..."

Wenigstens ihre Lippen sagten dergleichen, den Ton verdeckte das seltsame Brausen und Rauschen.

"Wie? Sie hatten sie schon gestern gesehen?"

"Im Kurgarten, — auf der Flucht von Ihnen."

"Welch ein Geschick des Zufalls!" rief er kühner werdend.

"Ich wußte, daß sie hierher geflüchtet. —"

"Und da sind Sie ihr gefolgt, um sie —"

"Um sie zur Rede zu stellen!" Fräulein von Kitzing redete sich mit einer leichten Empörung heraus. "Viel- leicht auch, weil mich mein Gewissen trieb, —" fügte sie leiser hinzu.

"Deshalb bin ich auch da, mein Fräulein! Sie ist eine drollige Person; was sie sich einmal in den Kopf gesetzt, das bleibt hart darin haften. Darf ich wissen, wessen sie sich an Ihnen vergangen, mein Fräulein?"

"O, ich bitte, Herr von Wiel, daß wir es nun genug sein lassen!"

"Sie soll beichten, — sie soll Sie um Verzeihung bitten! Wir — (das besonders betont) dürfen uns doch nicht von ihr gefallen lassen, daß ..."

"Genug, genug!" wehrte Hertha. "Keine neue Erörterung darüber, ich bitte Sie! — Es ist ja nun alles in Ordnung!"

"Erst recht alles in Alarm!" rief er dagegen. Seine Stimme vibrirte und in seinen schönen, offenen Blauaugen war etwas, wie ein feines Flackern der Begeisterung.

"Sie wird einfach mit Ihnen auf Ihre Villa zurück- fahren, damit gut! Ich — wir, wir, wollte ich sagen, — werden keine Veranlassung sein, daß sie aus ihrem molligen Nest, wie sie es selber nennt, verjagt werde."

"Ich weiß, sie hat Ihnen gerade heraus, in ihrer zutappenden Art erklärt, ich — ich ... ich wäre ..."

Das Wort auszusprechen, das, dazu reichte sein wachsender Muth dennoch nicht aus.

"Ich weiß, ich weiß," rief sie. Und die helle Gluth schoß über ihr Antlitz. Dann sich fassend: "Sie waren so gütig, mir Ihre Droschke zur Verfügung zu stellen, mein Herr —"

"Sehr gern, mein Fräulein! Darf ich um die besondere Gunst bitten, Sie bis zu Ihrem Hotel geleiten zu dürfen?"

"Es thut mir leid, Sie Ihres Wagens zu berauben, aber ..."

"Sie verweigern mir die Begleitung?"

"Wir haben uns nichts mehr zu sagen! — Der Fall wäre erledigt! — Uebrigens — (hier gab sie sich Mühe, den Schild der Prüderie vorzuhalten, so sehr der Ausdruck ihrer Augen solche Abwehr Lügen strafte) übrigens habe ich nicht die Ehre Sie zu kennen, mein Herr!"

"Freilich, ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein. Kennen, — freilich nicht nach dem üblichen gesellschaftlichen Kodex! Ich war der Verkäufer, Sie die Käuferin. Und doch meine ich, wußten wir von einander —"

"Sie dürften Ihrer Christe verbieten, daß sie nicht Ihre Schicksale fremden Damen auf Kurhaus-Bänken ausplaudert —"

"Sie wissen von meinen Schicksalen?"

"Sie hat uns alles erzählt. —"

"Ich kenne das Ihre, mein Fräulein —"

"O! Hat Ihnen meine Schwester verrathen?" Ein Unwille ließ die feingezeichneten Brauen zucken.

"Zürnen Sie ihr deshalb nicht! Ich preise diesen Berrath! Es thut wohl, Gleichgestimmte zu finden. Leute, die auf Zeichen geben, würden sagen: Das gleiche Leid bindet und fesselt. Romantiker würden behaupten, es verpflichte unsere — nun ja, unsere Herzen ... mein Fräulein!"

"Sie gestatten, daß ich nunmehr Ihren Wagen nehme?"

"Bitte! — Bis dorthin darf ich Sie wenigstens begleiten?"

"Bitte!"

Wenige Schritte gingen sie schweigend neben einander; ringsum über den Beeten und Ackerzeilen das Gesumm und Gefurr der blüthennaschenden Insecten; über ihnen die Luft durchzittert von dem feierlichen Sonntags- glockenklänge. Lauter als alles aber vernahmen sie das Pochen ihrer eigenen Herzen.

Eben im Begriff, den tief herabhängenden Blüthen- zweig eines Apfelbaumes, denselben, den die Alte vorhin unwillig zur Seite geschoben, vor seiner Begleiterin in die Höhe zu beugen, hielt er: — "Fräulein von Kitzing!"

Wie ein Flehen klang es. Wie getroffen hielt auch sie. Und den Blüthenzweig, von dem einzelne Blättchen leis herabflatterten, noch in Händen, sagte er, die Augen weit offen, strahlend in die ihren gerichtet:

"Ich dachte Sie nicht wiederzusehen, — ich ver- zweifelte daran. Ich vermuthete, meine schwaghafte Alte hat Ihnen auch davon berichtet. Seit ich Sie gesehen, . . . es war sehr sonnenlos, all das Fernere in meiner künftigen Lebensführung, das ich mir zu denken wagte — ohne Sie! — O, Sie, Sie!"

Und er ließ dabei den Blüthenzweig aufschnellen, daß es wie ein Gestöber flatternder Blättchen sie beide umwehte.

"Sie sind gekommen, wie ein erster triumphirender Frühlingstag, beglückend, — beseligend —"

"Halten Sie ein! — Lassen Sie mich!" Doch nur ein tonloses, hinhauchendes Ersterben ihres Widerstandes.

"Genossen des gleichen Leides, dürfen wir nicht das gleiche Glück muthig herausfordern? — Sie zürnen mir? Sie senken das Antlitz? — O, nur das eine Mal Sie wiedergesehen zu haben unter diesen Blüthenbäumen, beim Hall dieser Glocken, — welch eine Fülle beglückender Erinnerung für mich! — Und Sie gehen? Von mir — nein, mit mir! — Einzige! — Geliebte! sagen Sie nicht nein! — o, nicht nein! . . ."

In ihr war alles ein einziges Schwanken und Beben, aber wie das Beben des Sonnenlichtes, das durch bewegtes Frühlingslaub gaufelt. Sie hielt den Kopf immer noch lautlos gesenkt und über die Blässe ihrer Wangen rannen langsam zwei Thränen. Was wollen die? Sie meinte doch zu lächeln, — abwehrend halb, halb eingestehend zu lächeln, und seltsam! nun kamen

Thränen, so verwirrte sie dieser plötzliche Glückesüberfall. Jetzt meinte sie zu nicken: ja! ja! ja! als Antwort auf sein stürmisches Begehren, — aber nichts weiter als das stumme, beharrliche Niederhalten ihres Antlitzes. — Endlich entfloß ein "O Gott!" ihren erregt geöffneten Lippen.

"Nicht so, — Süße, Einzige! Darf ich nicht voll in Ihre Augen schauen?"

Langsam, langsam hob sie den Kopf, und da trafen sich ihre Blicke glückestief, gebend und empfangend in selbigem Einklang. —

Eine halbe Stunde darauf fuhren sie unter den Lindenkronen der Dogheimer Straße nach dem Kurpark hinab, um im Nord-Hotel der Schwester die frohe Bot- schaft ihres soeben geschlossenen Bündnisses zu verkünden. Ihnen gegenüber das alte Weiblein, "die Stifterin ihres Glückes", — war sie das nicht? Werden sie das kost- bare Inventar-Stück trotz seiner Schrullen von jetzt ab nicht doppelt sorglich hüten?

Es hatte der dringenden Ueberredung bedurft, um die Alte überhaupt zu einer Rückkehr zu bewegen. Ihr Glaube an die Wiederholung eines unseligen Ver- hängnisses ihres Herrn schien noch nicht völlig erschüttert. Nun, sie wollte es mit ansehen, einstweilen, sie wollte das Glück der beiden mit ihren wachsamem Augen scharf controliren! Wehe ihnen, wenn sie recht behielte! Ihr selbst bliebe als Zuflucht ja wohl die Nummer siebenundzwanzig der Hundertunddreißigen hier droben im Altleutehaus!

Doch auch darüber sollte anders beschlossen werden. Am Nachmittag geschah es, daß in frohester Stimmung und mit schelmischer Feierlichkeit der Zettel mit dem "Zu verkaufen," auf Villa Wiel eingezogen wurde. Frau Berings war in den Besitz des herrlich gelegenen Anwesens übergegangen. Und die Verlobten? Stand ihnen nicht die Welt offen, in unbegrenzter Weite, ihrer Glückeszuversicht gleich?

Nachdruck verboten.

Aus dem Hamburger Dom.

Plauderei von Ilse Frapan in Zürich.

(Siehe das Bild Seite 188.)

Hamburger Weihnachtsmarkt, sagen Sie? Puh, so affectirt sind wir nicht hier in Hamburg! Aber wenn Sie vielleicht den Hamburger Dom meinen, — den kann ich Ihnen zeigen, steht nichts im Wege! Wollen gerade los!"

Der Fremde wundert sich, daß es so sonder- bar verschiedene Sprachgebräuche giebt in unserem lieben Vater- lande, aber er geht mit. "Das heißt, wir müssen noch 'n kleinen Augenblick warten; meine Frau mit den zwei Weltten kommt gleich runter, und Doris mit der Kleinen muß auch mit. Ohne Kinder, — nee, das wär' keine rechte Domwanderung!"

Diesmal ist der Fremde einverstanden, nur weiß er nicht, wer Doris ist. "Doris? Das ist unsere Kinderfrau. 'n Erb- stück, wissen Sie, — und wenn Sie sich immer noch nicht über das Wort 'Dom' beruhigen können, — Sie sind wohl 'n Sprachforscher, nicht? — dann kann ich Ihnen so viel sagen: wissen Sie, wo das Johanneum steht? Die Gelehrtenschule? — Jawoll, jawoll, was Sie bei sich Gymnasium nennen; ich hab' Ihnen ja schon gesagt, wir sind für das Einfache, was nicht so hoch klingt. Na also, auf demselben Platz, wo nu die Gelehrtenschule ist, hat die alte Domkirche gestanden, bis sie denn nu mit der Zeit wadelig wurde und abgerissen werden mußte. In der Kirche war das ja natürlich geschüttert, als auf der offenen Straße, und so heißt es denn, hatten die Zuderbäder und Aufklärer und Spielzeug-Händler und was all' dazu gehört, ihre Buden zum Weihnachts-Einkauf in der Domkirche, in den großen Kreuzgängen da. Eigentlich 'ne praktische Idee, nicht? Ja, unsere Alten waren garnicht so dumm! Das war für Käufer und Verkäufer nicht mehr als angenehm. Nu weiß ich nicht, sind wir heutzutage frommer geworden, oder sind wir weniger in der Kirche zu Hause als dazumal? Denn jetzt wär' doch so 'was nicht mehr möglich!"

"Ha, da sind die Bören! Na, Domgeld wollt Ihr auch noch haben, Zungens? Je, denn hilft das woll' nich; ich kann mir denken, daß Ihr Parier Pflastersteine kaufen wollt und Klentjes!). Hier, Doris, haben Sie auch 'was für Sie, aber geben Sie der Kleinen man lieber keine Pfeffernüsse ab!"

Der Zug legt sich in Bewegung. Milde Luft, seiner Regen empfängt die Hinausstretenden. Am sammet-schwarzen Himmel blüht kein Stern, aber die Straßen sind taghell.

"'n richtiges Domwetter! Der Schnee ist morgen wieder weg; seh'n Sie, schon Pflügen zwischen den Pflastersteinen! Nu muß das noch so 'n hüßchen um die Ecke sausen und pfeifen, denn is es echt." Plötzlich lacht die junge Frau auf. "Ach, Gustav, hör' mal, was Doris fragt!"

"Na, was sagt sie denn?"

"Oh, id will man seggen, Herr, kamt wi woll oof na de Citronen-Hoall?" Der Fremde horcht auf; das ist ja eine platt- deutsche Kinderfrau.

Nun lacht auch der Mann: "Aha, Doris, Sie meinen wohl die Central-Halle?" Die Kinderfrau schüttelt mit zufriednem Lächeln den Kopf: "Wo dat heet, dat is mi ganz egal, wenn dat man nütlich antotiefen is."

Kein, in den Weihnachts-Bazar, in die Central-Halle, gehen sie nicht, sie wollen draußen bleiben, auf den menschen-durch- wogten, lichtstrahlenden Straßen, an dem spiegelnden Alster- Bassin hin, das im Kranz der elektrischen Lampen wie blaue Seide schimmert.

"Hamburg ist eine beauté de nuit," sagt der Fremde entzückt.

1) Bonbons aus Syrup.

„Hamburg ist Hamburg!“ erwidert der Führer ruhig, selbstbewußt, indem er der Auster junikt. „Haben Sie das mal im Mai oder Juni gesehen, wenn Megatta ist? All das da, und denn die Außenalter? All die weißen Segel? Im Sonnenschein?“ Die junge Frau mit den Knaben winkt: „Kommen Sie auf diese Seite, hier ist der Karrenhandel schon im Gange; das ist noch 'n Ueberrest von dem Dom auf dem Gänsemarkt, wo nu der Leßing steht, wissen Sie.“

Eine lange Reihe Karren mit Lichtern und Lampen, umschrien und umdrängt, zieht sich am Trottoir entlang. „Stück für Stück 'n Groschen! Kost' man tein Penn! Kuddelmuddel! Kuddelmuddel und nix im Buddel!“ schallt es an das Ohr des Fremden. Dazwischen klägliche Kinderstimmen: „Tein Penn' de Hampelmann, de Arm und Been bewegen kann!“ „Weihnachtenlicht! Weihnachtenlicht!“ Und von der Erde her in bebähigem, eindringlichem Ton: „Sallt col Büdel sin? Fette Büdel hüt Obend!“ „Kofosnöt? Datteln?“ Eine Karre voll der zuckerreichen, braunen Früchte, die zu einem glänzenden Klumpen zusammengedrückt sind, steht neben der andern; der kleine Verkäufer leckt sich die Finger ab, wenn er eine Tüte gefüllt hat. Aus den Kofosnüssen sind natürlich „Kameruner“ gemacht, mit eingefestigten Augen, roter Zunge und wallendem Haupthaar. Und da singt es auch schon zu der Drehorgel in unternehmenden Klängen: „Ich kenn' in Europa die Schönen, drum will ich nach Afrika gehn, an Schwarz und an Braun nich gewöhnen. — Auch die Schwarzen und Braunen sind schön!“

Die Kinderfrau steht vor einem Placat mit lebensgroßen Figuren, sie kann sich nicht losreißen: „Madam, Madam, hieken Se 'mal de Fuchbeis an! Dat jünd Kerks!“ „Fuchbeis ist gut! Meint wohl Jodens? Sie meinen solche, wie bei dem Nennen draußen, nich, Doris?“

Auf dem Gänsemarkt winkt ihnen plötzlich ein hübsches Tannengehölz. Qualmende Lampen sind hier und da aufgehängt und werfen ein rothes, phantastisches Licht auf dunkelgrüne Wipfel, in dichtes Gezweig, auf dem feiner Schnee die Nadeln überzieht und hervorhebt. Kräftiger, harziger Waldgeruch strömt aus von den Haufen loser abgehauener Äste, die überall liegen. Die Jungen haben sich schon jeder einen Zweig angepickt und ihrem Papa einen gebracht: „Das riecht nach Weihnachten! tuck mal!“ Die Tannenbaum-Versäufer trappen auf und ab und schlagen mit den Armen; auf einem Kohlenfeuer seitwärts wird Kaffee gewärmt; die Frau, die daneben lauert und in die zusammenfließende Gluth bläst, giebt ein ganz niederländisches Bild. Nun blickt sie zu den Vorübergehenden auf: „Haben Sie all 'n Tannenbaum? All schön und gesund! Warten Sie man nich, bis das Beste weg is.“ „Gustav!“ ruft die junge Frau, „es war doch viel hübscher, als die Buden noch auf'm Gänsemarkt standen, nicht? Der arme Dom! Immer weiter wird er aus der Stadt gedrängt! Jetzt, auf der Ringstraße, das ist doch nur das Dalbe. Weist noch, Gustav, wie wir hier gebummelt haben, so als Götzen, in der Budenstraße, die Braunschweiger Bude? Weist noch?“ „Wo Du mir 'mal die Liebesküsse gabst! 'ne ganze Tüte voll! Verstehtlicher Weise!“ „Liebesküsse müssen Sie heute auch noch probiren, Herr Sebald“, sagt schelmisch die junge Frau. Der Fremde nickt so bereitwillig, — erkaunt, daß sie schnell ihr erröthendes Gesichtchen wegwendet und sich mit dem Armknud zu schaffen macht.

„Apfelzinnah!“ schreit es neben ihnen; so durchdringend die Stimme des Ausrufers, so durchdringend wird auch die Säure dieser Apfelsinen sein, das sieht man ihrer Magerkeit und Blässe an. Aber jetzt raffelt und paukt und jähret und trommelt es ohrbetäubend; ein Gewirr von Stimmen, Lichtern und Farben dringt auf die Wandelnden ein. Drunten freilich sperren schwarze, winddurchhauste Äste dem Lichte den Weg, vom Stadtgraben heraus kommt es fuchstalt, aber hier oben am Wall, in der Ringstraße, blüht und glänzt der „Dom“, das Kinder-Paradies.

Eigentlich ist's uralter Vergnügungs-Apparat; Messen, Kirchweihen, Jahrmärkte kennen sie in Stadt und Land, diese grell-freistufigen Leinwandbuden mit Spielwaren, diese Affentheater und Schachstände, diese Menschenfresser, die mit lebenden Kaninchen vorlieb nehmen, „Eva huh! Wie swatt büst du!“ — diese „Schreden zur See und zu Lande“, diese Wachsfiguren-Cabinette mit den beängstigend naturgetreuen Mördern und Giftmischerinnen, die so unheimlich starre Augen auf die Zuschauer richten!

„Kommen Sie 'rein, meine Herrschaften, hier ist die Braunschweiger Bude!“

„Aha! Da haben wir sie! Für fünfzig Pfennig Liebesküsse, Frau, zur Erinnerung! Und für die Jungens Plastersteine.“ Aber die junge Frau giebt nicht acht auf die rosenrothen Bonbons und die zuckerbedeckten Honigkuchen. Ihre ganze Aufmerksamkeit gilt dem blaffen jungen Menschen, der mit glänzenden dunkelgeringelten Augen auf die ausgelegten Kuchen starrt. Plötzlich greift seine Hand krampfhaft in die Luft, wie nach einem Halt, Todesblässe bedeckt sein Gesicht, er wankt und schlägt auf den Boden. „Gustav! Ach sieh doch, Gustav!“ Nun sind sie beide um ihn, der Mann hat dem Niedergefallenen den kräftigen Arm unter den Nacken gehoben, die Frau beugt sich in angstvollem Mitleid über das ensinkende Gesicht. Er schlägt schon wieder die Augen auf. „Was ist Ihnen?“ flüstert die junge Frau. Da formen seine zitternden Lippen ein einziges Wort: „Brod!“ „Großer Gott! Gustav!“ Sie sagt es ihrem Mann ins Ohr, fürmt in die Bude und reißt einen großen Honigkuchen von der Theobank. „Hier! Hier! Für den ersten Augenblick! Jetzt lauf' ich zum Schlachter!“ Inzwischen beräthet der Hungernde: „Zwei Monate keine Stelle, fremd in Hamburg, seit drei Tagen fast keinen Bißchen.“ „Und geschlafen?“ „Auf einer Bank im Freien.“ „Sie sind Commis?“ „Ja.“ Ernst sind sogar die Kinder geworden. Der kleine Alfred schiebt ihm seine Tüte hin: „Ich mag doch nich mehr.“ Und da kommt die Mama zurückgelaufen, ein Paket im Arm. Sie flüstert mit ihrem Manne und winkt dem blaffen jungen Menschen: „Können Sie wieder gehen? Wir wohnen nicht weit. Daß Sie doch 'n ordentliches Abendbrod kriegen, wenigstens.“

„Für diesmal ist's vorbei!“ schreit Kasper¹⁾ und verbeugt sich vor dem Publikum, „andermal mehr!“ Sie nicken dem alten Freunde zu: „Morgen kommen wir wieder, Kasper!“ Das Kleinste aber hat zu weinen angefangen, und Doris, unbekümmert um all die Menschen, ihr runzeliges Winterpfeils-Gesicht an das seine drückend, singt ihm im Nachhausegehen den alten Weihnachtslied:

„Weihnachtenabend
Denn stahn wir dor haben.“²⁾

¹⁾ der Polizeikommissar. — ²⁾ da oben.

Dem klingen de Glocken,
Denn dazzen de Pöppen!¹⁾
Dem piepen de Mäse!²⁾
In Grootvadder sin Häse.“

¹⁾ Puppen. — ²⁾ Mäuse.

Nachdruck verboten.

Hinter den Coulißen.

Von Robert Misch in Berlin.

II.

Theater-Proben.

Hinter den Coulißen des Stadt-Theaters, das hinter die Coulißen führt, steht ein schwägendes Häuflein Menschen. Eben schlägt es Neun vom nahen Thurm. Ein älterer, würdevoller Herr, der Director in eigener Person, durchschreitet mit höflichem Kopfnicken die Schor seiner grühenden Mitglieder, um noch vor Beginn der Probe mit dem Theater-Regisseur das Nöthige zu besprechen. Die Bühne ist leer, öde, halbdunkel; spärliche Flammen beleuchten kaum die aufgestellte Zimmer-Decoration. Einige Holzstühle und Tische sind dazwischen aufgestellt. Das Ganze ist so faßl und frostig, so verstaubt und ungemüthlich, daß den Leuten, der die Bühne nur abends in voller Beleuchtung und Ausrüstung kennt, ein Grauen befallen würde, könnte er unversehens in diese streng gehüteten Räume eindringen. Dabei befinden wir uns hier an einem besseren Stadt-Theater, seiner sogenannten „Schmiede“.

Graue Leinwand, Laternenwerk und Pappendekel, dazu eine Anzahl schlecht rasirter Herren und mäßig gekleideter Damen in möglichst dicken Vermummungen, fauend, schwägend, ihre Rollen lesend, dies alles beleuchtet von einem faßlen Licht, das sich aus Gas und dem verlorenen Schimmer mischt, der durch die Fenster der hintersten Bühnen-Rückwand dringt: so präsentirt sich das äußere Bild einer Bühnenprobe.

Am Souffleur-Kasten steht ein Tisch, darauf eine brennende Lampe; von dort leitet der Regisseur die Probe, die jedoch mit einem Klingelzeichen beginnt, und die, weil sie die erste ist, „Arrangir-Probe“ genannt wird. Wie ihr Name besagt, dient sie hauptsächlich dem äußeren Bühnenbild. Auf ihr wird genau festgestellt, von wo die Personen eintreten, wohin sie abgehen, und wo sie zu stehen, zu gehen und zu sitzen haben. Bei Massen-Szenen, Gesellschaften, Volksversammlungen, Straßen- und Kampfgewühl ist dies natürlich das Wichtigste.

Es giebt zwei verschiedene Arten von Regisseuren. Die einen haben bereits vorher, zuerst im Kopf und dann auf dem Papier, alle Stellungen sowie jede Veränderung derselben genau festgestellt. Sie sind die Gewissenhaftesten. Die Genialeren überlassen sich dem Moment, dem Eindruck des Bildes der Scene und scheuen sich nicht, heute umzustossen, was sie gestern selbst arrangirt.

Bei der ersten Probe die größte Arbeit gethan, so dienen die folgenden, die sogenannten „Stückproben“, zur feineren Ausfeilung. Die Schauspieler dürfen nun nicht mehr aus dem Rollenheft eifrig ableien, sondern müssen auswendig sprechen, richtig betonen, Pausen machen, agiren, mit einem Wort „spielen“. Hierbei ergeben sich gewisse Stimmungen, gewisse Arrangements, an die man vorher kaum gedacht, ganz wie von selber. Im modernen Lustspiel pflegt man auch seit einigen Jahren das „Nüßenspiel“. Man läßt die Personen nicht mehr wie früher vor dem Souffleur-Kasten stehend sprechen, sondern placirt sie auf Stühlen, an Kaminen etc. und läßt sie im Laufe des Gespräches diese Plätze wechseln, ganz wie im Leben. Heute statten selbst die mittleren Bühnen ihre Zimmer glänzend, resp. beim „Dinterhaus“ realistisch getreu aus, während man sich früher damit begnügte, je links und rechts einen Stuhl mit Tisch oder Sopha aufzustellen. Ganz besonders traurig sah es ehemals in den klassisch-historischen Stücken, bei den Königen und Helden aus: ein Tisch, eine Bank, ein Stuhl oder Thron. Man fragte sich immer: „Ja, haben denn diese Herrschaften eigentlich niemals gefessen?“ Noch Heinrich Laube, der größte Regisseur der alten Schule, gerieth außer sich, als ein am Wiener Stadt-Theater gastirender Künstler als Hamlet noch einen zweiten Sessel verlangte, um sich bei seinem Monolog darauf zu stützen. Laube vernachlässigte das äußere Bühnenbild, legte aber den höchsten Werth auf das gesprochene Wort, auf die Herausarbeitung des geistigen und seelischen Inhalts des Bühnenwerkes. Heute ist es meist umgekehrt: sehr viele unserer Regisseure sind nichts als höhere Bühnen-Tapezierer und Massen-Arrangeure.

Die Meininger waren bekanntlich die ersten, die auch bei den arg vernachlässigten Klassikern die stimmungsvolle und realistische Ausgestaltung der Scene einführten. Doch hatten es die Meininger durchaus nicht, wie manche ihrer geistloseren Nachahmer, auf bloßen Decorations-Prunk und phalerische Kostümpracht abgesehen. Das war ihnen nur Mittel zum äußeren Zweck, tüchtiger zu sein und lebensvolle, getreue Bilder des Ortes und der Zeit zu geben. — Ihr innerer Zweck, ihre eigentliche Absicht war es jedoch, den Stimmungsgehalt der Dichtung auszuküpfen und durch eine möglichst starke Verlebendigung den Dichter thätigst zu unterstützen. Hierauf näher einzugehen, verbietet uns leider der beschränkte Raum. Nur einige interessante Einzelheiten darüber, wie die Meininger probirten! Sie hatten ihre Bühne mit Kreide in numerirte Quadrate eingetheilt, um leicht und genau die einzelnen oder ganze Massen dirigiren zu können. Berühmt war auch der Meininger Volkslärm (Cäsar, Fiesco etc.), der vom leichtesten Gemurmel durch alle Grade bis zur wildesten Empörung oder Begeisterung anjchwoll. Der Herzog, — er war ja der eigentliche Regisseur, — hatte seine Scharen deshalb in sogenannte „Murmeler“, in „Zischer“ und „Schreier“ eingetheilt, die sich gegenseitig ergänzten. Falls der Dichter nicht bestimmte Worte vorgeschrieben hatte, mußten die „Statisten“ wirkliche Worte murmeln. Abschnitte aus einer Lese-Bibel, einer Zeitung oder einem Rechnungsbuch, was die Natürlichkeit bedeutend erhöhte. Diese Statisten waren aber meist jüngere Schauspieler, die gelegentlich auch „Kollen“ spielten.

Unvergessliche Erinnerung, wenn der Senat und das Volk bei der Ermordung Cäsars in einen einzigen Angschrei ausbrachen und dann plötzlich vor Entsetzen verstummten, unvergesslich die Antheilnahme des Volkes, der Stimmungsumschlag, wenn Marc Anton es durch seine Rede zur wilden

Ruth entflammte! Nur durch Monate währendes Proben konnten freilich solche Reultate erzielt werden, denen noch länger dauernde Studien für Kostüme, Decorationen etc. vorgegangen waren. Im ganzen haben die Meininger eine wirkliche Reform des Bühnenwesens zu Stande gebracht. Immer mehr Bühnen eifern denn auch ihrem Vorbilde nach.

Im allgemeinen probirt man aber an unseren deutschen Bühnen viel zu wenig. Die Pariser Theater mit ihren fünfzig bis sechzig Proben sind uns darin weit über. Natürlich ist das in der Provinz nicht möglich; aber auch in Berlin geben die meisten Bühnen gewöhnlich nicht über acht bis zehn Proben hinaus. Die Provinz-Theater machen eine Novität aber schon mit drei bis höchstens fünf oder sechs Proben ab. Natürlich muß dann der Souffleur am Abend tüchtig mithelfen, und vieles bleibt einfach dem Zufall überlassen, denn nur die größten Wirkungen sind direct herausgearbeitet.

Es ist drollig, wenn bei einer solchen Provinz-Probe der „Oeld“ entrüstet in den Kasten hinunterschreit: „So schlagen Sie doch an, Souffleur! Man braucht doch eine Hüffe!“ — und zehn Minuten später, wenn er zufällig eine Scene gut memorirt hat: „So schreien Sie doch nicht so! Ich kann ja meine Rolle.“

Endlich naht der Tag der Vorstellung, an dem die meisten Bühnen erst die General-Probe abhalten, die eigentlich „Kostümprobe“ heißt. Kleinere Bühnen schecken sich aber die Kostüme und probiren nur mit den Möbeln und Requisiten, die abends gebraucht werden, was die besseren Theater natürlich schon vorher besorgen. Es kann da sehr unangenehme Ueberraschungen geben, z. B. wenn der Schauspieler in der Vorstellung an einem Stuhl vorüber will, der ihm den Durchgang verperrt, während bei den Proben dessen kleinerer Vertreter nicht so anspruchsvoll viel Platz wegnahm.

Klappt alles, — meist klappt es nicht, und der Theater-Aberglaube legt dies und Jant bei der letzten Probe als günstiges Omen aus, — dann kann „der Guch beginnen“. Hoffentlich fällt das Stück nicht durch, sonst war der Liebe Müß' umsonst!

Nachdruck verboten.

Weihnachtswunder.

Von Frida Schanz in Berlin.

Siehe das Bild Seite 189.

„Hallelujah!“ jubelt das Himmelsgefind.
Was werden sie schauen, die bangen Hirten?
Im niederen Stall nur ein schlummerndes Kind
Bei armen Eltern, bei wegverirrten.

Im dunkeln Stalle ein Kindlein nur!
Und doch in den Herzen ein tiefes Beben!
Eine neue, goldene, ewige Spur
Zog die Liebe über das dunkle Leben.

Die Engel singen: „Das Heil ist da!“
Aufs Krippelein weisen die himmlischen Sterne.
Der Himmel offen! Die Gottheit nah,
Die zitternd erschauete, die ewigferne.

Froh lauschen die Völker. — Könige ziehn
Daher aus der Richtung der Morgentwinde
Und liegen betend auf ihren Knien
Im dunkeln Stall vor dem garten Kinde.

Aus ihren Bahnen reißt's die Natur.
Erlösend greift es ins Leidgetriebe. —
Im niederen Stalle ein Kindlein nur,
Auf dessen Stirn stand: „Ich bin die Liebe!“

Nachdruck verboten.

Vierzig Jahre eines deutschen Dichters.

Von Paul von Szczepanski in Berlin.

Ein Beispiel von Theodor Fontane, Otto Noquette und Felix Dahn ist nun auch der sich den Siebenzigern nähernde Julius Groffe gefolgt; unter dem Titel „Ursachen und Wirkungen“ (Braunschweig, Verlag von George Westermann) schilderte der Dichter die ersten vierzig Jahre seines Lebens. Wenn Julius Groffe es auch beklagt, daß ihm niemals beschieden war, die großen Ereignisse des Jahrhunderts in einem Brennpunkt des öffentlichen Lebens mitzuerleben oder sie aus nächster Nähe sich vollziehen zu sehen, so ist sein Leben doch reicher an Ereignissen gewesen als das der meisten Menschen; reich an Ereignissen, die bestimmend auf ihn selbst eingewirkt haben. Diese Ereignisse sind häufiger Geminnisse als Förderungen seines dichterischen Berufes gewesen, und der Weg, den Julius Groffe gehen mußte, führte nicht immer in directer Linie auf das Ziel. Aber in einem ist er sich selbst immer treu geblieben, — in unermüdblicher, hoffnungsfreudiger Arbeit. So kann er, am Abend seines Lebens auf den zurückgelegten Weg zurückblickend, sich getroßt sagen, daß er trotz vielfacher Zickzacklinien, die ihm aufgewungen wurden, doch vorwärts gekommen ist, und nicht nur vorwärts, sondern auch aufwärts zu jener Höhe, auf der stehend man begreift, vergeißt und sich bescheidet.

Julius Groffe wurde am 25. April 1828 als Sohn des Consistorialraths und späteren Oberpredigers des vierten Armee-corps Groffe in Erfurt geboren. Die Familie väterlicherseits war seit Jahrhunderten in thüringischen Pfarrhäusern heimlich, die Familie seiner Mutter gehörte dem Patriciat der Stadt Leipzig an. Sehr ansprechend weiß der Dichter von seiner erftend Jugend zu erzählen, von glücklichen Kindertagen, in denen der große Kreis von Onkeln und Tanten seine hervorragende Rolle spielt. Sie nahmen durch die Verheirathung des Vaters nach Magdeburg allerdings schon 1832 ein frühes Ende, da die Familie Groffe durch sie dem Verwandtenkreise, der nun nur noch in Ferientagen aufgesucht werden konnte, ferner ge-

rückt wurde. Auch fand die Familie in der großen Stadt niemals das Behagen der thüringischen Heimat.

Früh zeigten sich des Knaben künstlerische Anlagen, die bei dem Vater allerdings auf keine Förderung rechnen durften. „So mild mein Vater als Dogmatiker, so streng war er in sittlicher Beziehung,“ sagt Große von seinem Vater, dem er eine ehrfürchtige Dankbarkeit bewahrt hat, trotzdem auch hier die ältere Generation der jüngeren nicht immer ein volles Verständnis entgegengebracht hat, und die Stellung des Vaters zu den angeborenen künstlerischen Neigungen des Sohnes charakterisiert er in Folgendem: „Die Rigorosität meines guten Vaters hat aber noch weit mehr in anderer Weise auf meine Lebensbahn eingewirkt, namentlich sein Anathem gegen alles, was Kunst hieß; doch möchte ich hier nicht mißverstanden werden. Sein Widerwille war sicher nur theoretischer Art und entsprang der Befürchtung, daß solche Allotria den Schulpflichten nachtheilig seien. War er auf Reisen in Berlin oder Dresden, so besuchte er gern die Hoftheater und erzählte offen von seinen Eindrücken. In Magdeburg selbst wich er aus Standesrücksichten dem Theater aus, erlaubte es aber, daß Mutter am Abonnement ihrer Freundinnen theilnahm. Glücklicherweise fanden meine künstlerischen Neigungen Schutz und Schirm bei der Mutter, die, mit seltenster Vielseitigkeit begabt, eigentlich Anlage für jede Art von Kunst und, was noch mehr werth, Begeisterungsfähigkeit, Geschmack und erfinderiische Phantasie besaß.“ Diese Vielseitigkeit der Mutter hatte, vielleicht leider, der Sohn geerbt. Ein Zeichen- und Maltalent zeigte sich bei ihm viel früher und viel intensiver als die Begabung für literarisches Schaffen und bestimmte ihn, da er doch nicht hoffen durfte, dem Vater die Einwilligung zu einer rein künstlerischen Laufbahn abzurufen, die Architekten-Carrière einzuschlagen. Nach den damaligen Bestimmungen konnte Große erst darauf rechnen, von der königlichen Bau-Academie in Berlin als Bauschüler angenommen zu werden, nachdem er ein Jahr als Eleve bei einem Feldmesser gearbeitet, sein Feldmesser-Examen bestanden und ein weiteres Jahr sich als praktischer Geometer bewährt hatte. Große hatte das Examen bestanden und das Jahr praktischer Thätigkeit fast hinter sich, — da zwang ihn ein plötzlich erwachender, unbefleglicher Widerwille gegen den erwählten Beruf, seinen Vater um die Erlaubniß zu bitten, studieren zu dürfen, „gleichviel was immer, nur um aus dieser geisttödtenden, handwerksmäßigen Seladenarbeit loszukommen.“ Der Vater gab die Erlaubniß ohne viel Vorwürfe, und Große kehrte in das Elternhaus zurück, um zunächst sein Abiturium nachzuholen. Das Wagniß glückte; aber ehe noch Große auf die Universität abgehen konnte, brachte des Vaters Tod die einschneidenden Aenderungen der Verhältnisse mit sich. Die Familie verließ Magdeburg und siedelte nach Halle über, wo Julius Große im Herbst 1849 als Student der Rechte immatriculiert wurde. Ein Student, auf den der Zauber der Studentenzeit nicht mehr überwältigend wirken konnte: „Ich kam nicht von der Schulbank zur Universität, sondern aus drei Jahren praktischen Lebens, aus drei Jahren Freiheit. Sehr begreiflich, daß die Zauber-Romantik des Studententhums für mich längst vorgekommen war, zusammen mit der Naivität, die sich noch beim Schoppen und Rundgesang, auf dem Festboden und im Verbindungssport begeistern konnte. Weiter wohnte ich auch nicht allein, wie andere Burichen und Corpsbrüder, sondern war an den Familienkreis gefesselt. Inbes kann ich auf Ehrenwort versichern, daß ich diesen Familienbann an keinem einzigen Tage als Fessel empfunden habe, im Gegenteil, jenen burichlichen Illusionen fand mein früh erworbene Stüdchen Weltkenntniß mit großer Gleichgültigkeit gegenüber. Die schimmernden Regenbogenfarben des Comments waren längst erloschen im Weltleben und im Gewittersturm der Zeitlage. Allerdings, für die großen politischen und nationalen Fragen, für die Erregungenschaften und Kämpfe der Gegenwart konnte ich erglücken und mich erhitzen, zumal in der Opposition zur begonnenen siegreichen Reaction.“

In Halle treffen Julius Große's Erinnerungen vielfach mit denen Otto Noquette's zusammen: beide wurden hier befreundet, und Otto Noquette führte den Freund im Hause des Universitätsrichters Thümmel ein, der mit seiner Gattin Matilde den Mittelpunkt eines Kreises bedeutender Menschen mit schöngestirnten Interessen bildete. In Halle auch reisten die ersten literarischen Früchte Julius Große's; eines seiner Dramen erschien im Buchverlag, ein anderes brachte August Förster zur erfolgreichen Aufführung, und im „Hallischen Courier“ verdiente sich Julius Große die kritischen Sporen. Daß er der juristischen Laufbahn nicht treu bleiben würde, war ihm längst gewiß. Und als er sich dann endlich entschloß, vom Wege abzulenken und einen neuen Weg einzuschlagen, war es scheinbar wieder ein Zwang, den er betrat. Der äußere Anlaß dazu war ein dreifacher. „Der erste Anlaß war Otto Noquette's Abschied von Halle, nachdem er promoviert hatte. Beim Abschied ließ er mir zum Andenken seinen wohlgefüllten Malkasten zurück, zum ersten Mal Oelfarben in Tuben, während meine früheren selbstgezeichneten Fabricate gewesen waren. Gleichzeitig begann eine große Kunstaussstellung in Halle. Das glänzendste Novum der Ausstellung war ein Erstlingswerk eines damals noch unbekanntes Malers, welches allgemeines Aufsehen erregte: die Spieler, von Ludwig Knaut, drei verlotterte Galgen-Candidaten, die im Kartenspiel einen Greenbad ausplündern, während ein Kind, von der Mutter geschickt, den leichtsinnigen Vater am Rode zupft — ein Werk von köstlicher, humorvoller Charakteristik, bewundernswürth in seiner Schlichtheit des Vortrags und Kraft der Contrasten wie im Rembrandt'schen Hellbunzel des Kellers — ein Bild, neu in der Lebenswahrheit und neu in der realistischen Technik. — Aber so etwas könntest du auch machen, wenn du wolltest — vielleicht kannst du es noch — sagte ich mir, und ich konnte wirklich noch componiren; in wenig Wochen entstand eine ganze Reihe von Entwürfen, sowohl Contouren als ausgeführte Zeichnungen: Bauern um einen Brunnen — Auswanderer auf einer Kirchentreppe lagernd — Räuber im Gebirge — ein schlafendes Dornröschen — Mädchen am Pfingstmorgen in altdeutscher Hausthür — schließlich eine historische Scene: Brutus und Cassius im Zelt vor Sardes, jenes berühmte Gespräch des vierten Actes, außerdem in Oelfarben ausgeführt: eine Antigone auf dem Grabe des Oedipus, nach einem Lichtbilde von Emil Jakob, sowie die beiden Köpfe meiner Schwestern. — Dann kam noch ein Anlaß. Im April wurde ich als majoren erklärt und erhielt von der Magdeburger Obergewerkschaft mein väterliches Erbtheil ausgezahlt.

Die Summe war nicht groß, doch nach meinem Gutdünken hinreichend, mich zwei bis drei Jahre lang auf einer Academie zu erhalten, in diesem Jahre hoffte ich so viel gelernt zu haben, um mit einfachen Genrebildern à la Knaut zu beginnen, und falls dies mißglückte — das war damals schon mein bewußter, wenn auch verschwiegener Hintergedanke — dann mußte der Schriftsteller seine Flügel entfalten und den Kampf um das Dasein beginnen.“

Das waren die drei Anlässe, die Julius Große bestimmten, nach München zu gehen und Maler zu werden. Man wird vielleicht über die Naivität des in Farben dilettirenden Jünglings lächeln, der vor einem Bilde von Knaut glaubte, „so etwas kannst du auch machen, wenn du wolltest,“ und der von diesem Gedanken seine Zukunft bestimmen ließ. Aber die über ihn lächeln, verstehen Julius Große nicht, und sie werden nicht mehr lächeln, wenn sie seine Erinnerungen gelesen haben. Denn das ist eben der Grundgedanke dieser Erinnerungen, die Quintessenz der Erfahrungen eines an der Schwelle des Greisenalters stehenden bedeutenden Mannes, daß wir im Grunde unser Schicksal so ganz und gar nicht selbst bestimmen, daß die unbedeutendsten Ursachen oft die ungeachtetsten Wirkungen hervorbringen. Otto Noquette's Malkasten, ein Erstlingsbild von Knaut, das vom Genie mühelos auf die Leinwand geworfen, den Unversahren über die Kraft seines eigenen Talents täuscht, ein kleines väterliches Erbtheil, in den Jahren zur Auszahlung gelangend, in denen der Muth der Jugend vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckt, sind Anlaß, daß der Jüngling zum zweiten Mal den sicheren, zu Amt und Brod führenden Weg verläßt. Jünglicher Leichtsin, werden Viele sagen, oder Mangel an Stetigkeit. Wenn jemand Zeit seines Lebens gearbeitet hat, auch in den Jünglingsjahren schon, wie Julius Große, dann ist das, glaube ich, eine phylisterhafte Auffassung. Julius Große verkennt nicht das Unbedeutende der Ursachen, die ihn nach München führten; sie erhalten heute für ihn ein Schwergewicht erst dadurch, daß sie ihn gerade nach München wiesen. Denn in München gestaltete sich sein Schicksal, in München reiste er zum Manne. Dort entfaltete, wie er vorgeahnt hatte, der Schriftsteller seine Flügel, in München fand er seine Gattin und begründete er seine Hauslichkeit. Für das, was Julius Große in seinen „Ursachen und Wirkungen“ überzeugend demonstirt, hat die Sprache der gläubigen Christen die sehr schöne Bezeichnung „Führungen.“ Julius Große macht kein Hehl daraus, daß er der Kirche ziemlich entfremdet ist, die Bezeichnung wird ihm also nicht sympathisch sein, trotzdem auch sie, wie seine Gegenüberstellung von Ursachen und Wirkungen, auf das Fehlen jedes Zufalles innerhalb des Menschenlebens hindeutet. Merkwürdig ist es, daß gerade Große, dessen Verstand sich weigert, die Mythen des Christenthums gläubig als Mythen hinzunehmen, mit einer ungemein sensiblen Beobachtungsgabe für mysteriöse Vorahnungen und Zusammenhänge begabt ist. In meinen Augen geben diese Epochen den Erinnerungen Julius Große's einen ganz besonderen Reiz, weil die mitgetheilten Thatsachen, aus dem Munde eines glaubwürdigen und nach seiner Vortragsweise zu urtheilen, keiner Selbsttäuschung fähigen Mannes kommen. Eine Erklärung dafür weiß ich allerdings noch weniger zu geben als Julius Große, weil mir auf diesem Gebiet keinerlei eigene Erfahrungen bisher beschieden gewesen sind: ich habe in spiritistischen Kreisen, denen Julius Große übrigens auch ziemlich fern zu stehen scheint, niemals etwas erlebt, und habe meine Träume immer noch auf ganz natürliche Ursachen zurückführen, sie auch niemals als eine Vorahnung künftiger Ereignisse deuten können. Trotzdem habe ich Shakespeare's „Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt“, trotz unserer seit Shakespeare erweiterten Kenntnisse noch niemals bezweifelt, und mich gefreut, das Wort durch Julius Große's Erfahrungen, die nichts mit Tischrücken, schwebenden Stühlen und von der Zimmerdecke regnenden Rosen zu thun haben, bestätigt zu sehen.

Wie bekannt, wurde Julius Große in München kein Maler, trotzdem er malen lernte, bis sein kleines Erbtheil aufgezehrt war. Dafür sah er sich bald in jenem Kreise von geistig bedeutenden Männern, die König Maximilian um sich versammelt hatte. Die Große's Erinnerungen aus der Hallenser Zeit mit denen von Otto Noquette vielfach zusammenfallen, so hat auch die Münchener Zeit bereits ihre Schilderer gefunden. Das kann das Interesse an Julius Große's Erinnerungen für jeden, der sich überhaupt für das geistige Leben Münchens unter Maximilian und Ludwig II. interessiert, nur erhöhen. Denn so künstlerisch objectiv auch jeder Erzähler zu Werke gehen mag, was seiner Erzählung Farbe giebt, sind doch die subjektiven Empfindungen. In jenem Kreise bedeutender Männer, die König Maximilians Ruf nach München geführt hatte, scheint Julius Große Weibel und Heise am nächsten getreten zu sein. Nicht nur ganz fern ist ihm dagegen Richard Wagner geblieben, sondern Julius Große hat sich in offenem Gegensatz zu ihm befunden, dem er den Vorwurf machen muß, ihn aus einer Stellung, die er sich in arbeitsreichen Jahren errungen hatte, hinausgedrängt zu haben. Es sollte mich nicht wundern, wenn Julius Große durch die Offenheit, mit der er seine Beziehungen zu Wagner beleuchtet, den Zorn der Wagnergemeinde in hohem Maße auf sich heraufbeschworen hätte, trotzdem er selbst nach so viel Jahren ohne Zorn und Eifer von Thatsachen berichtet. Die Wagnerianer sind in ihrer Verherrlichung des Menschlichen Wagner neuerdings so weit gegangen, — proklamirt doch Chamberlain in seiner Biographie Richard Wagner's die These, daß das Genie zu keiner Dankbarkeit verpflichtet sei, und daß diejenigen, die Wagner in seinen menschlichen Nöthen selbstlos beigetragen haben, sich höchstens den Vorwurf machen müßten, ihm nicht ausreichend genug beigeprungen zu sein, — daß man diesen Uebertreibungen gegenüber eine Stimme von anderem Klang nicht ungerne hört. Große macht es Wagner zum Vorwurf, daß er seinen persönlichen Einfluß bei Ludwig II. dazu benutzte, um alle jene Männer, die Maximilian herangezogen hatte, zu verdrängen, ohne daß diese Wagner's Wünschen irgendwie ein Hinderniß gewesen wären. „Man beachte wohl: Es hieß hier nicht: siehe auf und hebe dich weg, damit ich mich setze. Richard Wagner sah fest und sicher, auch ohne daß andere von ihrem Stuhl aufstanden. Es war in keiner Weise von jenem Kreise der Berufenen provocirt oder gereizt oder beschränkt worden. Es war auch nicht nur der Uebermuth und die Kampflust des

revolutionären Prinzips an sich, es galt in den Augen eines warmführenden Idealisten — und das war der König damals — alles zu diskreditiren, was sein Vater gewollt und geschaffen, es galt allein die ausschließliche Herrschaft über seine Seele zu gewinnen, mochte dabei auch die zarte Pflanze der Pietät vor den väterlichen Strebungen für immer aus der Brust des Sohnes gerissen werden. Weibel's Stirnadern schwoilen noch nach Jahren vor Zorn, wenn nur der Name Wagner's genannt wurde, und wenn ich hier den Streich des neuen Großkophta wieder an das Licht gestellt habe, um seinen Werth zu würdigen, so geschah es zugleich im Namen der Manen unseres unvergeßlichen Meisters Emanuel. Wagner mag als Musiker ein halber oder ein ganzer Gott sein, als Schriftsteller hat er seinem eigenen menschlichen Charakter leider einen Makel beigebracht, der in der Geschichte der Litteratur ebenso fortbauern wird, wie die Beweise der Denkart, die Voltaire am Hofe Friedrichs II. kundgegeben, unvergeßlich geblieben sind.“

1870 siedelte Julius Große als General-Sekretär der deutschen Schillerstiftung nach Weimar über, und mit dieser Ueberriedelung schloßen die „Ursachen und Wirkungen“ vorläufig ab. Es ist keine leichte Lektüre, die den Lesern darin geboten wird. Dies und jenes wird auch des Lesers inneren Widerspruch wecken. Aber ohne Nutzen wird niemand das Buch aus der Hand legen, ohne große Bereicherung seines Wissens, seiner Empfindungen und seiner eigenen Erfahrungen.

Nachdruck verboten.

Wer kauft?

Zu dem Bilde von J. Mogl in Dresden. — Siehe Seite 185.

Wie eilig es alle Menschen haben, wie sie vorüberhasten an dem kleinen, arbeitsigen Verkaufstande mit seinen paar Hampelmännern und den zum Schmutz des Weihnachtsbaumes bestimmten fliegenden Engeln! Und doch sind sie alle unterwegs, um zu kaufen, um ihre Einkäufe für das Fest zu machen. Aber die großen Läden mit ihren hell erleuchteten Schaufenstern, mit ihren glänzenden Auslagen von nützlichen und angenehmen Dingen locken sie mehr als diese arbeitsigen Hampelmänner. Armseelig! Wißt Ihr denn nicht, Ihr, die Ihr vorüberhastet, ohne einen Blick für sie übrig zu haben, wie viel Nachstübchen eine arme, kranke Frau und ihre darbedenden Kinder sich abgequält haben, um diese Hampelmänner und diese paßbädigen, trompetenden Engel fertig zu stellen, — wißt Ihr nicht, wie viel letzte Hoffnungen an diesem arbeitsigen Kinderpielzeug hängen? Kostbar sind sie, kostbar, trotzdem das Stück nur zehn Pfennig kostet. Wer kauft? Wer kauft? Wenn es die Kleine doch hinausschreien könnte mit einer so gelenden Stimme, wie sie die kleinen Strafen-Bagabunden haben, die nicht weit von ihrem Stande ihr Konkurrenz machen. Die finden für ihren Aram reichenden Abja; mancher kauft von ihnen, nur um diese gelenden, den Lärm des Weihnachtsmarktes überdönenden Stimmen für einen Augenblick zum Schweigen zu bringen. Die Kleine kann's nicht, sie kann ihre Bitte nicht laut hinausschreien. Nur aus ihren Augen spricht ein stummes Flehen: „Kauft! Kauft doch! Ihr müßt kaufen! Seht Ihr nicht, daß ich andere Weihnachten gekannt habe? Daß ich zum ersten Mal hier sitze, hungernd und frierend, nur aufrecht gehalten von einer großen, stillen Hoffnung? Wer kauft? Wer kauft?“ — Wem wird unser Bild für die Weihnachtszeit nicht nur Hände und Herzen offen machen, sondern auch die Augen, um die verschämte Armuth zu sehen und das Glend, das sich nicht aufdringlich zur Schau stellt? P. v. S.

Die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ beginnt mit dem nächsten Quartal ihren XXIV. Jahrgang.

Dem Dank für unsere Leserinnen, die unserm Blatte durch so viele Jahre treu geblieben sind, glauben wir am besten Ausdruck zu geben, indem wir den nächsten Jahrgang der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ zu einem Sammel-punkt der beliebtesten deutschen Autoren machen. Wir beginnen das nächste Quartal mit der Novelle

„Neue“ von Adalbert Meinhardt.

Wie allen Erzählungen des berühmten Verfassers, dessen Novellen bisher fast ausschließlich in der vornehmsten deutschen Monatsrevue erschienen, sind auch dieser neuesten Arbeit psychologische Tiefe, lebhaft Darstellung und spannende Handlung eigen.

Daneben veröffentlichen wir die neueste Erzählung von

Bianca Bobertag: „Die Allmende.“

Die in der schlesischen Heimat der Dichterin spielende Dorfgeschichte zeigt alle die Vorzüge, die für Bianca Bobertag charakteristisch sind: scharf gezeichnete Individualitäten, realistische Schilderung der Verhältnisse und spannende Konflikte.

Eine liebenswürdige Schilderung der Großmutterzeit giebt Ernst Behrend in seiner Novelle „Mamiell Värthens Maier“; eine Reiseerinnerung in novellistischer Form: „Die schöne Cadoranerin“ stellte uns Georg Freiber von Ompeda zur Verfügung. Marie von Ebner-Eschenbach, Ilse Frapan, Julius Lesing, Hermine Billinger, Carl Busse, Frida Schanz, Emil Roland, S. v. Ahlenberg, Goswina von Verlepsch, Clotilde von Schwarzkoppen, Dorothea Gorbeler und andere Autoren ersten Ranges werden des neuen Jahrgangs treue Mitarbeiter sein.

Zahlreiche illustrierte Artikel und Feuilletons behandeln Stoffe aus allen Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes, der häuslichen Interessen und der Gesundheitspflege, der modernen Frauenbestrebungen, der wissenschaftlichen Forschung und des gesellschaftlichen Lebens.

Für den Bilderschnitt unserer Hefte ist durch die ersten Künstler Deutschlands, deren Gemälde wir in Muster-Holz-schnitten wiedergeben, reich gesorgt.

So dürfen wir hoffen, auch im neuen Jahrgange allen Anforderungen zu genügen, die ein Publicum von gebildeten Leserinnen an ein Familienblatt zu stellen berechtigt ist.

Berlin W.

Die Redaktion der

„Illustrirten Frauen-Zeitung.“



Standuhr mit Kerbschnitt-Arbeit.
Von Clara Roth in Berlin.

Neben der gefälligen Form zeigt die im ganzen 40 cm hohe Uhr ein sorgsam den Flächen angepaßtes Muster, das, mit peinlicher Sauberkeit ausgeführt, die Feinheiten des Kerbschnittes voll zur Geltung gelangen

läßt. Auf der 8 cm hohen Vorderwand des unteren, kastenförmigen Theiles ist das wirkungsvolle Palmetten-Motiv als Rosette, wie als Umrahmung gewählt; die Füllung besteht aus einem Schuppenmuster, das sich durch die verleihte Stellung dreieckiger Zaden bildet. Der mittlere, 15 cm hohe Theil, das eigentliche Uhrgehäuse, wiederholt den Palmetten-Rand und, als Abschluß des 7 cm im Durchmesser betragenden Zifferblattes, das Zadenrändchen auf der Höhe der getheilten Leiste; in den Ecken vereinigt sich die Randmusterung der Palmette zu vierfachen „Vergißmichnicht“. Sehr gut wirkt auch der zwölftheilige Stern in der Mitte des 15 cm hohen Aufsatzes, der neben den gerauten Flächen plastisch hervortritt. E. J.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Die im Alter von nahezu 91 Jahren hier verstorbene Fürstin Mathilde Radziwill, geb. Gräfin von Clary und Albrigen, Mutter des General-Adjutanten Fürsten Anton Radziwill, war die Witwe des am 5. Aug. 1870 verstorbenen Fürsten Wilhelm und Schwiegertochter des künftigen Fürsten Anton Radziwill und der Prinzessin Luise von Preußen, einer Nichte Friedrichs des Großen. Ihre Schwägerin, die durch ihre große Schönheit berühmte Prinzessin Elise Radziwill, erlag, wie bekannt, im Jahre 1834 zu Freienwalde a./O. in noch jugendlichem Alter einem Brustleiden. Die entschlagene Fürstin Mathilde war eine der interessantesten Frauengestalten der Berliner Gesellschaft. Voll lebhaftem Interesse für Kunst und Wissenschaft, gehaltenen sie und ihr Gemahl das Palais in der Wilhelmstraße, das sie im Verein mit dem Fürsten Bogislaw und seiner Gemahlin Leontine, einer Schwester der Fürstin Mathilde, bewohnten, zu einem Mittelpunkte von hoher gesellschaftlicher Bedeutung. Nach dem Tode ihres Gemahles und ihres Schwagers siedelte Fürstin Mathilde und ihre Schwester nach dem Pariser Platz über; auch als Wittwen blieben sie mit dem Hof eng verbunden. Fürstin Leontine starb im Jahre 1890; im November dieses Jahres folgte ihr die Schwester, tief betrauert von ihren drei Söhnen und ihrer Tochter, die mit dem Fürsten Hugo zu Windischgrätz vermählt ist. An der Trauerfeier für die Verstorbene in der Hedwigskirche nahm S. M. die Kaiserin in Person theil. Ihre letzte Ruhestätte fand die Fürstin in der Familiengruft zu Antonin bei Ostrowo.

Bei der Preisvertheilung für die vom Verein der Künstlerinnen ausgestellten Concurrrenz-Arbeiten in Oel- und Aquarell-Farben sind von der Jury, — bestehend aus den Malerinnen Frau V. Wegas-Parmentier, Frau E. Hedinger, Fräulein Katharina Klein und den Herren Professor Franz Starbina und Professor Woldegar Friedrich, — folgende Damen ausgezeichnet worden. Angelika von Poppel und Anna Peters erhielten je einen ersten Preis (150 M.), den zweiten Preis (100 M.) errang Hildegard Lehner, zwei dritte Preise (à 50 M.) trugen Baronin von Falkenstein und Anna Kühl davon; S. Stinde wurde eine ehrenvolle Erwähnung zu theil.

— Auf der Weihnachtsmesse des Lette-Vereins, die im Abgeordnetenhaus abgehalten wurde, ließ S. M. die Kaiserin zahlreiche Kunst-Gegenstände ankaufen. Die Kaiserin Friedrich traf eine Auswahl verschiedener Gegenstände, auch Kleidungsstücke, die als Weihnachtsgaben Verwendung finden sollen. Von der Großherzogin von Baden war der Messe eine Anzahl hübscher Schwarzwalder-Uhren als Geschenk überwiesen worden.

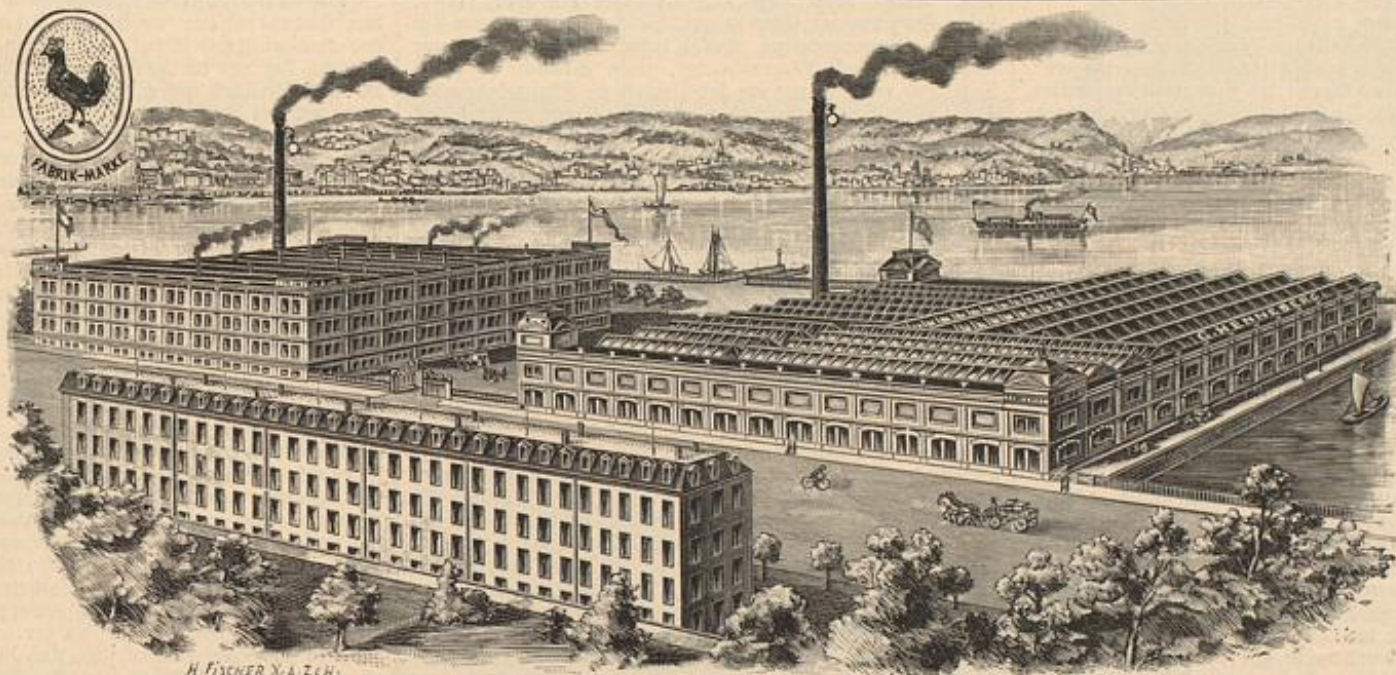
Frankfurt a. M. — Frau Hermine Claar-Delia und ihr Gemahl, der Intendant Emil Claar, feierten vor kurzem das Fest ihrer silbernen Hochzeit. Zunächst als Bühnenleiter des Residenz-Theaters, dann in seiner Eigenschaft als Intendant des hiesigen Stadt-Theaters zeigte Emil Claar sich in jeder Beziehung als reichbegabt und einsichtsvoll. Seine Gattin ist öfter als Gast auf großen Bühnen, — auch vor König Ludwig von Bayern, — aufgetreten. Das lebenswürdige Künstlerpaar erfreut sich in allen deutschen Künstlerkreisen allseitiger Sympathien, wie auch zahlreicher persönlicher Freunde und Verehrer.

Bad Nauheim. — Das Kinder-Sanatorium „Emmaheim“ der Frau Sanitäts-Rath Müller hat beträchtlich seinen Wirkungskreis dahin erweitert, daß dort Mädchen aus gebildeten Ständen zu Kinderpflegerinnen und Kinder-Krankenpflegerinnen ausgebildet werden. Den theoretischen Theil des Unterrichtes haben zwei Kerze übernommen, während die Lehrschwestern in dem praktischen Theile von der Vorsteherin, die ihre Ausbildung s. J. in der v. Bergmann'schen Klinik in Berlin genoss, die nothwendige Anleitung erhalten, wobei ihr eine praktisch und theoretisch ausgebildete Ober-schwester zur Seite steht. Vor kurzem fand durch Herrn Sanitäts-Rath Müller und zwei Lehrer die Prüfung der Schülerinnen statt, die ein außerordentlich günstiges Resultat ergab. Die neu ausgebildeten Pflegschwester haben durch Vermittelung des „Emmaheims“ bereits Stellung gefunden.

Wien. — Von dem Curatorium der Bauernfeld-Prämien-Stiftung wurden den Dichterinnen Frau Johanna Ambrosius und Fräulein Emilie von Kataja (Emil Marriot) Ehrengaben von je 500 fl. vertheilt.

Kopenhagen. Das glänzige Ergebnis der vorjährigen Frauenarbeits-Ausstellung, — ein beträchtlicher Ueberschuß an Baarmitteln, — hat Veranlassung zu dem Plan gegeben, die vorhandene Summe für den Bau eines „Frauenpalastes“ zu verwenden. Hier sollen einestheils regelmäßige Ausstellungen von Frauenarbeiten stattfinden, andertheils, außer Lesesaal, Bibliothek und Restaurations-Räumen, auch Wohnungen für alleinstehende Frauen eingerichtet werden. Ein Ausschuß unter dem Vorsitz der Schriftstellerin Frau Emma Gad beschloß, unter den arbeitsfähigen dänischen Frauen eine National-Subscription einzurichten. Wenn nur ein Fünftel der Gesamtzahl einen monatlichen Beitrag von 25 Dore (27 Pfg.) dem Fond zubrächte, so würden die fehlenden Mittel bis zum Jahr 1900 gesammelt werden können. Man schätzt die Baukosten des Palastes auf etwa 400000 Kronen.

New-York. — Nach den letzten Testaments-Bestimmungen der verstorbenen Frau Vanderbilt fällt ihren armen Verwandten eine Summe von 4400000 M. zu; 1000000 M. sind der hiesigen Bartholomäus-Kirche vermacht, die Frau Vanderbilt mit Sorgfalt zu besuchen pflegte.



G. Henneberg's Seiden-Fabriken, (K. u. K. Hofliefer.) Zürich.

Seide!

Schwarze, weisse u. farbige „Henneberg-Seide“ von 60 Pfg. bis Mk. 18.65
per Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.).

<table border="0"> <tr><td>Braut-Seide</td><td>von 95 Pfg. — 18.65</td></tr> <tr><td>Seiden-Ripse</td><td>„ Mk. 1.85 — 13.45</td></tr> <tr><td>Seiden-Damaste</td><td>„ „ 1.35 — 18.65</td></tr> <tr><td>Seiden-Bastkleider p. Robe à</td><td>„ „ 13.80 — 68.50</td></tr> <tr><td>Seiden-Foulards</td><td>„ 95 Pfg. — 5.85</td></tr> <tr><td>Seiden-Masken-Atlas</td><td>„ 60 „ — 3.15</td></tr> <tr><td>Seiden-Merveilleux</td><td>„ 75 „ — 9.65</td></tr> </table>	Braut-Seide	von 95 Pfg. — 18.65	Seiden-Ripse	„ Mk. 1.85 — 13.45	Seiden-Damaste	„ „ 1.35 — 18.65	Seiden-Bastkleider p. Robe à	„ „ 13.80 — 68.50	Seiden-Foulards	„ 95 Pfg. — 5.85	Seiden-Masken-Atlas	„ 60 „ — 3.15	Seiden-Merveilleux	„ 75 „ — 9.65	<table border="0"> <tr><td>Seiden-Ballstoffe</td><td>von 60 Pfg. — 18.65</td></tr> <tr><td>Seiden-Surahs</td><td>„ Mk. 1.35 — 7.10</td></tr> <tr><td>Seiden-Taffete</td><td>„ „ 1.45 — 9.30</td></tr> <tr><td>Seiden-Grenadines</td><td>„ „ 1.35 — 11.65</td></tr> <tr><td>Seiden-Bengalines</td><td>„ „ 1.95 — 9.80</td></tr> <tr><td>Seiden-Faille française</td><td>„ „ 2.45 — 9.85</td></tr> <tr><td>Seiden-Crêpe de Chine</td><td>„ „ 2.35 — 10.90</td></tr> </table>	Seiden-Ballstoffe	von 60 Pfg. — 18.65	Seiden-Surahs	„ Mk. 1.35 — 7.10	Seiden-Taffete	„ „ 1.45 — 9.30	Seiden-Grenadines	„ „ 1.35 — 11.65	Seiden-Bengalines	„ „ 1.95 — 9.80	Seiden-Faille française	„ „ 2.45 — 9.85	Seiden-Crêpe de Chine	„ „ 2.35 — 10.90
Braut-Seide	von 95 Pfg. — 18.65																												
Seiden-Ripse	„ Mk. 1.85 — 13.45																												
Seiden-Damaste	„ „ 1.35 — 18.65																												
Seiden-Bastkleider p. Robe à	„ „ 13.80 — 68.50																												
Seiden-Foulards	„ 95 Pfg. — 5.85																												
Seiden-Masken-Atlas	„ 60 „ — 3.15																												
Seiden-Merveilleux	„ 75 „ — 9.65																												
Seiden-Ballstoffe	von 60 Pfg. — 18.65																												
Seiden-Surahs	„ Mk. 1.35 — 7.10																												
Seiden-Taffete	„ „ 1.45 — 9.30																												
Seiden-Grenadines	„ „ 1.35 — 11.65																												
Seiden-Bengalines	„ „ 1.95 — 9.80																												
Seiden-Faille française	„ „ 2.45 — 9.85																												
Seiden-Crêpe de Chine	„ „ 2.35 — 10.90																												

Durchschnittl. Lager: ca. zwei Millionen mètres.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, Louise, Grisaille, Comtesse, Rhadames, Luxor, seidene Steppdecken- und Fahnenstoffe etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppelttes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

auch meter- und robenweise an Private direkt!
porto- und steuerfrei ins Haus!

Die Mode

Rathbrud auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Rebenstehende Rückansichten veranschaulichen zwei Eislauf-Kostüme, deren interessante Formen auf dem farbigen Bilde, Pl. 1211, des heutigen Heftes (große Ausgabe) voll zur Geltung kommen, und die unseren jugendlichen Leserinnen besonders gefallen dürften. Die kurze Jacke aus blaugrauem Tuch zeigt an Kermel, Vorderteil und Haltenschuh schwarzen Sammetband- und Treppenbesatz. Grauer Krimmer deckt Revers und Umlegebogen und bildet ferner den Rand des kleinen Toque-Hütchens aus schwarzem Sammet, das außerdem Federknoten zieren. — Stiefel liebt es die



Kurze Jacke mit Treppenbesatz; Promenaden-Kostüm aus zweifarbigen Tuch. Rückansichten zum farbigen Bilde, Pl. 1211, dieses Heftes.



Ball- und Dinner-Toiletten. Rückansichten zum farbigen Bilde, Pl. 1212, dieses Heftes.

das die Modefarbe des Winters, Violett, in zwei Tönen zur Geltung bringt, — die lichtere Farbe für Kermel, Voléro und breiten Haltengürtel. Pelzbesatz, der auf dem Rock entweder in Rängsstreifen oder, wie hier, in Zaden aufgesetzt ist, giebt dem Kleide sein besonderes Cachet. Den Hut aus Chenille-Gewebe in der Farbe des Pelzwerks, garniren Band, Federn und Reilschen.

Auch die reizvollen Taillen-Arrangements der beiden Toiletten auf dem farbigen Bilde, Pl. 1212 (große Ausgabe dieses Heftes) erhalten in kleinen Skizzen ihre ergänzenden Ansichten. An der Ball-Toilette wiederholt sich die Form des Lapptheiles als Einsatz im Rücken. Krepp-Volants markiren das zierliche Voléro-Käppchen und die kurzen Kermel; den runden Ausschnitt umgiebt grazios in Schleifen geordnetes grünes Sammetband. Reiche Stickerei aus Seide, die sich auch durch Malerei erheben läßt, ziert Tablier und Lapptheil der Taille; jeden einzelnen Volant des weiten Reitrodes umrandet dementsprechend ein gefittetes

oder gemaltes schmales Band. — Die Ausstattung der Dinner-Toilette aus blaugrünem Damast besteht aus Perlen-Guimpe und Valenciennes-Einsätzen; letztere legen sich kreuzweise über das Rock-Tablier aus cremefarbener Seide, wie über die gereihten Gaze-Puffen des Lapptheiles an der edig angeschnittenen Taille. Originell ist der Abschluss des kurzen, ziemlich weiten Bausch-Kermels: Guimpe-umrandete Stoffpatten in Uebereinstimmung mit dem Schoß der Taille; diese umgiebt ein feillich unter Rosetten geschlossener Haltengürtel. E. S.

Räßig weiter, leicht schleppender Rock und reich garnirte, rund oder edig angeschnittene Taille mit kurzen Puff-Kermeln, — das ist noch immer der Charakter, den die elegante Dinner- und Ball-Toilette aufweist. Eine ganz aparte Garnitur zeigt die Vorlage aus feingrüner, schillernder Seide: Grelots aus Schmelzperlen mit je einer Wachsperle, über einer kleinen Holzform aufgereiht; — wir widmen der originellen Verzierung eine naturgroße Abbildung. Der matte, warme Glanz der Perlen, die sich auch in die Rosetten-Rüschen der Äpfel gleich Thautropfen verketten, verleiht der Toilette bei abendlichem Licht eine wunderbare Wirkung. Der breiten Gürtelschleife aus Noire-Band schließen sich seitlich lang herabfallende Enden an.

Paris. — Bei jugendlichen Ball-Toiletten will die Mode in diesem Winter fast nur den runden Ausschnitt gelten lassen, der die Schultern frei läßt, dem Kermel aber trotzdem Gelegenheit zu mannigfacher Gestaltung giebt. Kurze Puffen, Rüschen-Bandear oder Plisfés, von Bandeschlappen und Spitzen grazios gehalten, oder gar halbblange Kermel verfallen den Oberarmen. Für die Ball-Modze giebt es wohl nichts Anmuthigeres, als das einfache weiße Kleid aus busfigem Krepp oder Spitzen; daneben sind augenblicklich wieder Stoffe mit Transparent-Stickerei über farbiger Seide sehr beliebt. Rosa und Mattblau müssen freilich häufig dem modernen Violett weichen, das selbst das jüngste Mädchen ohne Scheu tragen darf. Krepp-Plisfés bildet die Kermel unseres Modells; den Ausschnitt umgiebt Atlasband in der Farbe des Unterkleides, seitlich durch eine ciselirte silberne



Grelot, naturgroß.



Dinner- oder Ball-Toilette mit Grelots-Besatz.



Ballkleid für junge Mädchen.

Ball-Toilette. Ball-Prisur.

stickerei ausgeführten Ranken verziert ist. Schmale Goldspitze überspannt den im Rücken breit ausladenden Tellerbogen und garnirt in mehreren Volants die kleine Äugel, sowie den unteren Rand des engen Keulen-Kermels. Auch der leichte Rocco-Spitzenflügel zeigt flotte Arabesken und Blüthenzweige, mit Gold-Santille ausgeführt. B. de G.

Die tonangebende Pariserin schmückt neuerdings ihre Glacé-Handschuhe mit echten Steinen — Diamanten, Rubinen, Perlen und Türkisen, je nach der Farbe des Leders. Die Kostbarkeiten, welche um den Hals und dient als Gürtel. — Die zweite Toilette, — der Rock ist aus beinweißer Seide mit glatt darüber gespanntem Krepp, — zeigt auf Vorder- und



Gesellschafts-Toilette mit Besatz aus Goldspitze.

Bezugsquellen: Jacke: J. Bister, NW, Unter den Linden 8. — Promenaden-Kostüm: J. A. Heise, SW, Leipzigerstr. 87. — Standuhr: Frau Clara Roth, W, Ellgowerstr. 84a.

Blut und Eisen.

Von „Blut und Eisen“ spricht man viel in der Weltpolitik — aber auch in der Medizin spielt das Eisen eine nicht unwichtige Rolle, wenn es sich darum handelt, „das Blut zu verbessern“. „Eisen ins Blut“ heißt die Parole der Blutarmuth gegenüber, unter der Reiche und Dürftige gleichmäßig leiden und die nicht nur unter den „oberen Zehntausend“, sondern auch unter den in Fabriken und Werkstätten arbeitenden Bevölkerungsschichten die Wangen bleicht und die Kräfte lähmt. Nach der rationellsten Methode der Heilung und Kräftigung durch Eisenmittel strebt die ärztliche Welt seit je, und jeder Fortschritt hierin wird mit begrifflicher Freude begrüßt.

Seit Kurzem nun tritt ein neues Präparat in die Reihe der Heilmittel, welches nach Allem, was von seinen Wirkungen gemeldet wird, berufen zu sein scheint, im Kampf gegen jene Krankheit von sensationeller Bedeutung zu werden.

Ferratin heißt dieses Heilmittel und einer Information, die die Herren Dr. Jaquet und Dr. Kündig in dem „Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte“ über dieses neue Präparat geben, entnehmen wir, daß sein Erfinder Schmiedeberg das Ferratin zuerst aus der Schweineleber isolirte, in welcher er eine Stoffverbindung fand, die er als direkte Vorstufe zur Blutbildung, also als Reserverstoff für den Organismus aufsaßte. Nach mehrjährigen Versuchen ist es dann dem Erfinder geglückt, die gleiche Substanz künstlich darzustellen und so das Präparat auf eine breite Basis der Herstellung zu bringen.

Die Genannten führen in ihrem Aufsatz mit genauestem Beleg von Daten und gewissenhaftester Aufzählung auch von Einzelheiten eine Reihe von Heilwirkungen an, welche dem Ferratin zu danken sind und welche, auf Zahlen und Thatfachen gestützt, dieses neue Mittel über alle Anzweiflung hinaus erheben.

Da heißt es z. B. in einem Falle als Krankheitserscheinung: Kopfschmerzen, Müdigkeit, Appetit und Schlaf schlecht, Aussehen

bläß. Schon neun Tage nach Gebrauch des Ferratins: Keine Kopfschmerzen, Appetit gut, Patient verrichtet ohne Ermüdung Zimmerarbeiten, Schlaf besser. In einem anderen Falle: Abundante Magenblutung, große Schwäche — sieben Tage nach erster Benützung des Ferratins: Allgemeinbefinden besser, keine Ermüdung, Appetit gut. In einem dritten Falle: Krankheitserscheinung: Anämie, seit 2 Jahren oft Kopfschmerz, Schwindel, Herzklopfen, Müdigkeit, Appetitlosigkeit, Aussehen bläß. Nach 9 Tagen: Besserung des Allgemeinbefindens nimmt täglich zu, Schleimbäume und Wangen geröthet, Heißhunger, Gewichtszunahme in drei Wochen ca. 4 Kilo. Und so fort in ungefähr 30 Fällen, deren Beobachtungen sorgsam registriert sind. Zum Schluß erlassen die Vorgenannten, die mit dem Hülfsmittel der Fachwissenschaft versehen, ihre Meinung auf unwiderlegliche Zahlen stützen, folgendes Resümée:

„Das Ferratin wurde von allen Kranken ohne Ausnahme sehr gut ertragen und nur dreimal beobachteten wir während der Behandlung Erbrechen bei Personen, die auch vorher schon öfters sich erbrochen hatten. — Die Aenderung der Blutbeschaffenheit brachte objektiv in allen Fällen Besserung des allgemeinen Befindens, eine Abnahme der anämischen Symptome. . . Sehr auffallend war bei unseren Beobachtungen die während oder geradezu in Folge der Medication auftretende Zunahme des Appetits. Wir hatten sogar Gelegenheit, Fälle zu verfolgen, bei welchen vollständige Anorexie bestand und die durch Ferratin wieder zum Essen zu bringen waren. Bei zwei feldergestalt leidenden Patienten, bei welchen der Reize nach die verschiedensten appetitregenden Mittel ohne Erfolg angewendet worden, und welche in Folge der Verweigerung jeder Nahrungsaufnahme einer raschen Consumtion anheimfielen, gelang es durch fortgesetzte Ferratinbehandlung eine Hebung des Appetits zu erzielen und derart eine wesentliche Besserung des Allgemein-zustandes herbeiführen. . . .“

Auf Grund dieser Beobachtungen ist man wohl berechtigt, dem Ferratin eine entschiedene Bedeutung als diätetisches und therapeutisches Mittel zuzusprechen. Wenn wir berücksichtigen, daß wir im Ferratin ein Mittel besitzen, von dem wir mit Sicherheit wissen, daß es vom Organismus absorbiert wird, was bei den anderen Eisenpräparaten nur in kaum wahrnehmbarem Grade geschieht, wenn wir uns ferner vergegenwärtigen, daß diese Eisenverbindungen als gleichwerthig anzusehen ist der in den Nahrungsmitteln enthaltenen — und wenn wir schließlich noch die Thatfache beifügen, daß selbst bei wochenlang fortgesetzter Anwendung von hohen Dosen des Präparates wir nie die geringsten Verdauungsstörungen beobachtet haben, daß selbst kleine Kinder das Mittel sehr gut vertragen, so stehen wir nicht an, in demselben ein werthvolles Präparat zu erblicken, welches allem Anschein nach eine große Zukunft bei Behandlung von anämischen Zuständen haben wird. — So das Urtheil gewichtiger Stimmen, auf Zahlen und Thatfachen basierend und Zahlen und Thatfachen beweisen immer am schlagendsten.

Die Firma C. F. Boehringer & Söhne in Waldhof bei Mannheim erwirbt sich durch fabrikmäßige Herstellung des Ferratins ein wahres Verdienst um die leidende Menschheit, ein Verdienst, um so höher zu schätzen, als der Nutzen des Ferratins schon erwiesen ist, was bekanntlich nicht von allen mit großem Tamtam in die Welt hinausverfündeten Heilmitteln gesagt werden kann. Das Ferratin, das in zweierlei Form in den Handel gebracht wird, 1. als freies in Wasser unlösliches, 2. als Natriumverbindung) zu erproben, stellt sich als Pflicht für alle diejenigen dar, die für das leibliche Wohl ihrer Nächsten zu sorgen berufen sind, und für den Genußenden wird es eine angenehme Pflicht sein, den Ruhm des Ferratins zu verbreiten.

Schweizer Seide ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfgs. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.

Direkter Verkauf an Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von

Seidenstoffen nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch und Dänisch Indien.

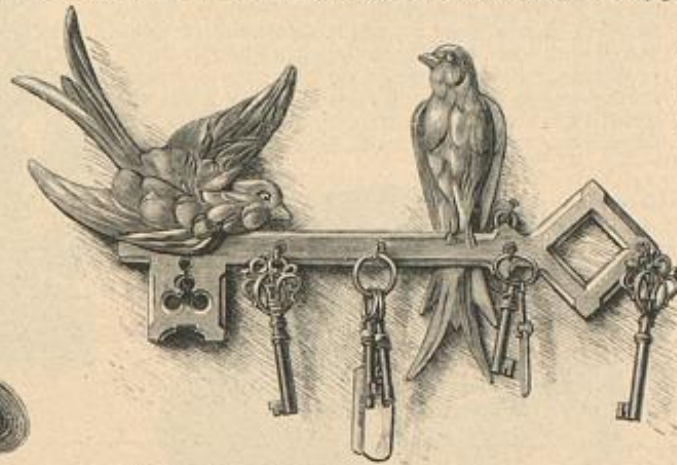


Weihnachtsarbeiten.

Wand-Decoration. Malerei auf Leinen. Muster-Vorzeichnung: siehe Bezugsquellen.

Den mannigfaltigen Vorlagen der vorhergehenden Nummer lassen wir heut eine weitere Anzahl Arbeiten folgen, die Pinsel, Brennstift, Schneidmesser, Pünzgen oder auch die Nadel verlangen; — auch ein Puppenpärchen hat sich zu guter Letzt noch eingefügt.

Wir beginnen mit einer originellen Wand-Decoration für Speisezimmer, die, von den üblichen, auf Holz gemalten Wandtafeln abweichend, auf dunkelblauem Filzstuch ein von Bändern gehaltenes Fruchtgehänge darstellt. Der Grundstoff,



Schlüsselbrett. Schnittharbeit, zum Bemalen und Brennen.

brennt den Schlüssel und malt nur die Vögelein, oder endlich man wendet ausschließlich Beize an.

Als ein Nachklang der Berliner Gewerbe-Ausstellung mit ihren erotischen Wägen ist das Kameruner Pärchen zu betrachten, das in seinem europäischen Staate ungemein drollig wirkt und sicher ganz besonderes Vergnügen bereiten wird. Beide Püppchen sind dunkelbraune Kugel-Gelenkpuppen von 35 cm Höhe. Das Negerfräulein ist bekleidet mit Hemd und Beinleid aus Schirting, gleichen spitzenbesetzten Unterröcken, darüber das Kleid aus hell lila Popeline, das seitlich je eine breite, mit Spitze überlegte Falte zeigt. Spitze umgibt als Berthe den runden Ausschnitt; der Puffärmel schließt mit Köpfchen ab. Zweige aus Flieder und Bandtschleifen aus 1 cm breitem lila Atlasband dienen zur Garnitur. Das fettere Strohhütchen erhält lila Futter, Blumen und Bandtschleifen. Schwarze Strümpfe und gelbe Lederhühe. Der Anzug des jungen Herrn besteht aus gelben Bengaline-Beinkleidern, einem Batist-Oberhemd mit Umlegekragen und schwarzer Cravate, brauner Sammetweste; dazu gleiche mit Bengaline gefütterte Jacke. Kattosenhut mit schwarzem Band. Schwarze Strümpfe und helle Lederhühe.

Zu dem reich mit Leberschnitt-Arbeit ausgestatteten Visiten-Karten-Etui ist ein 12 zu 12 1/2 cm messendes Etui hellbraunen Rindleders erforderlich. Zusammengelegt zeigt das Etui 6 cm Breite, die zu zwei

Drittel von dem prächtigen Blatt-Ornament eingenommen wird. Dasselbe ist ziemlich hoch getrieben und hebt sich hell von dem dunkelbraun gebeizten Grunde ab, der mit der feinsten Perlunze gemustert ist. Nach vollendetem Hoffren fügt man auf der Innenseite über Atlasfutter zwei Taschenteile, je 12 zu 5 cm ein, die mit dem Haupttheil längs des Außenrandes durch schmale Lederriemchen languettenartig

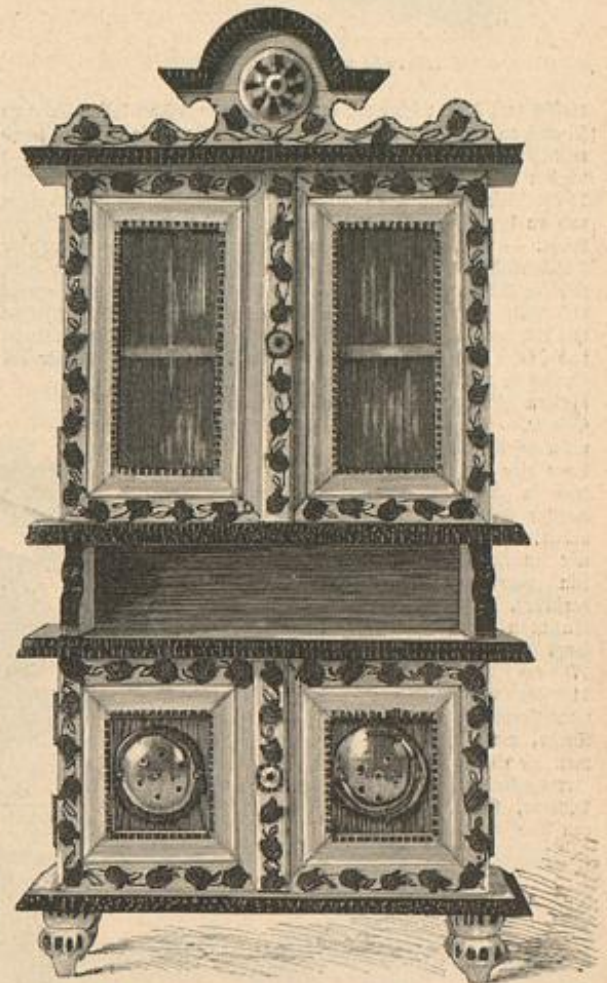


Puppen; Kameruner und Kamerunerin. Naturgroße Schnitt: Hemd, Beinleid, Weste und Jacke: 30 Pf. oder Hemd, Beinleid und Kleid: 30 Pf.

schwarzfarbenedes Batistleinen, war von einer Sommer-Toilette übrig geblieben, das nun hier prächtige Verwendung fand. Bei 194 cm Länge mißt der Leinenstreifen ungefähr 40 cm Breite. Auf diesen überträgt man zunächst die Zeichnung, die man dann mit Aquarell- (Gouache-) Farben in den natürlichen Farben der Früchte ausmalt. Äpfel, Pfäunen, Weintrauben, Birnen, Rohnköpfe, Mais, Ananas und Kürbisse mit ihrem Laub sind, um auch den Winter nicht auszufüllen, mit Tannen- und Kieferzweigen in reizvoller Anordnung vereinigt. Etwas Goldbrünze, — Pulver mit Dextrin gemischt, — wird als helles Licht aufgesetzt, zumal an den kräftig gemalten Contouren, denen folgend die völlig getrocknete und auf der Rückseite geplättete Malerei anzuschneiden ist. Mit gewöhnlichem Tischkleim, den man längs der Contouren auf der Rückseite dünn aufzutreiben hat, wird die Malerei dem entsprechend langen, 80 cm breiten Filzstuch-Grunde aufgesetzt. Auf diesen sind nach völligem Trocknen, nach oben wie nach unten, leichte Kiefernzweige mit Aquarell- und Bronzefarben zu malen. Als oberer Abschluß empfiehlt sich ein schmales Wandbrett; im übrigen wird die Fläche straff über einen schmalen Blechrahmen gespannt. — Ordnung ist die erste Tugend, die dem Kinde früh gelehrt, der Hausfrau später zu statten kommt. Diese Ordnung überall anrecht zu erhalten, sollen vor allem Schlüsselbrett und Schlüsselbord dienen. An dem geschnittenen



Visiten-Karten-Etui. Leberschnitt-Arbeit.



Puppenschrank mit Brandmalerei.

zu vereinigen sind. — Ihren Kleinen das Puppenheim so hübsch als möglich herzurichten, gereicht jeder Mutter zur Freude, deshalb wird ihr das einer Kücheneinrichtung zugehörige Schränkchen aus weißem Holz sicher willkommen sein. Zur Verzierung sind die bereits in der Nr. vom 1/12 95 erwähnten Decorations-Spitzen von Emil Rohm in Karlsruhe verwendet, die auf einen, für diesen Zweck spitz gebogenen Brennstift gesteckt werden; vorhandene Formen sind Kreise,

Ovale, Dreiecke, Herzformen, Blätter u. s. w., jedoch jeder Gegenstand der Einrichtung in anderer Weise sich ornamentiren läßt. (Es giebt im ganzen 20 Muster; der vollständige Satz kostet 16 Mark, die einzelne Spitze 1 Mk.) Unser dargestellter Vorrathsschrank mißt 25 cm ganze Höhe, davon beträgt die des oberen Theiles 14 cm, die des unteren 11 cm. — Ein direct weihnachtliches Gepräge zeigt die Brandmalerei-Verzierung der Schmucktruhe, deren Höhe 18 zu 26 cm Länge mißt. Der gewölbte Deckel ist 5 cm hoch, während die Tiefe des Kästchens oben 16, unten 13 cm beträgt; auf sechs Füßchen ruhend, springt der Boden ringsum 1 cm vor. Auf dem Deckel sind in einem 18 zu 14 cm messenden Oval große und kleine Cherubin-Köpfchen angebracht; Doppellinien trennen sie von den, theils leicht, theils tiefbraun gebrannten Eck-Rosetten. Vorder- und Rückwand erscheinen in bogenförmige abgeschlossene Felder eingetheilt, von denen je zwei kleine Winterlandschaften mit Weihnachtsglocken oder Bögen und Eisgajfen als Umrahmung zeigen. Die halben Felder haben eine mittelst Stempeln herbeigebrachte Füllung, die sich in anderer Zusammenfassung auf den Seitenwänden wiederholt. Ein 3 cm



Schmucktruhe mit Brandmalerei. Muster-Vorzeichnung: siehe Bezugsquellen.



Blumenzweig zum Rahmen. Venetianische Perlenarbeit.

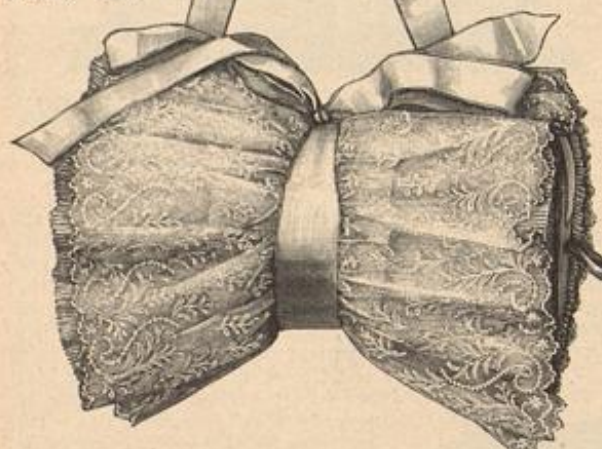
Schlüsselbrett, das in weißem Holz fertig künstlich ist, kann sich außer dem Pinsel auch der Brennstift bethätigen. Entweder malt man den Schlüssel mit brauner Beize, Goldbrünze oder Aquarell-Farbe, die Schwälbchen in den natürlichen Farben und überzieht das Ganze mit Firnis, oder man

breiter, gerader Rand schließt Vorder- und Rückwand nach oben ab; auf den Seitenwänden paßt sich das Ornament der gebogenen Form an. Das Abkönen der Handstreifen an Mittelfelder und Deckfläche mit heller Beize belebt das Ganze. An die Stelle der Engelköpfe kann ein Spruch, Monogramm mit Jahreszahl u. s. w. treten. — Amerikanischen Ursprungs sind die beiden folgenden, für den Schreibtisch bestimmten Gegenstände: eine Truhe und ein Papierständer, beide in beliebiger Größe anzufertigen. Die Brieftruhe, im Inneren durch Carton-Wände in große und kleine Fächer eingetheilt, eignet sich vornehmlich zur Verwendung alter schöner Stoffreste, Vorken oder gestickter Streifen, sowie auch zum Beziehen mit den originellen Liberty-Seiden oder Sammetgeweben,



Brieftruhe mit Kusnäh-Arbeit.

die sich zum Theil wieder mit farbiger Seide ausnähen lassen. Erinnert sei auch an eine Bekleidung aus Ledertapete, die farblich ausgemalt und mittelst ausgeklagener Lederränder und mehrfarbiger Ziernägel befestigt werden kann. Unser Modell, das 18 cm Höhe zu 22 cm Länge und 11 cm Tiefe hat, ist mit gemusterter, ausgenähtem Vollstoff bezogen und an den Ecken, sowie um dem überfallenden Deckel mit Goldborte besetzt. — Eine eigenartige Form zeigt der Ständer für Papier oder Photographien. Auf einem Sockel von 12 cm Breite zu 6 cm Höhe sind die fächerartig geöffneten Wände befestigt. Oben leicht gerundet und seitlich geschweift, werden sie auf beiden Seiten mit Stoff bekleidet und ringsum mit Plüsch eingefasst, der auch den schrägen Fuß, ein Sockel und fächer verbindender dreifarbiger Stab, bedeckt. Das Muster des Stoffes ist mit Seide und feiner Chenille ausgenäht. Im übrigen gilt von dem Ständer das von der Brieftruhe Gesagte. — Den vielen Rahmen in den verschiedensten Techniken gefüllt sich heute eine Vorlage in venetianischer Perlenarbeit, von der wir ein Zweiglein naturgroß darstellen. Der Rahmen verlangt eine feste 17 cm hohe, 11 cm breite Grundform aus Draht, um die man die einzeln herzustellenden Blumen, Knospen und Blät-



Krappe als Kuff.

terzweige gefällig ordnet. Jedes der kleinen Tausendschönchen besteht aus zwölf Blättern; jedes Blättchen verlangt auf seinem Blumenbraut sechs rothe, fünf bläuliche und wieder sechs rothe Krystallperlen aufgereiht, worauf man den Draht zur Schlinge zusammenbiegt und schließlich sämtliche Draht-Enden zu einem Stiel zusammendreht; den Kelch bilden zwei mit gelben Perlen bedeckte Draht-Defen. Für die Knospen sind theils die gleiche Anzahl Blättchen, theils weniger erforderlich; anstatt sie trauförmig auszubreiten, drückt man sie ein wenig zusammen. Zu den grünen Blättern, von denen je fünf an einem Stiel vereinigt sind, gehören je 18—20 Perlen; nach jeder Blatt-Defe folgen 10—12 Perlen für den Stiel. Im ganzen gelangen 42 Blumen und 42 Blattstiele zur Verwendung. Schmale grüne Seidenpapier-Streifen werden um die Stiele gewickelt, die man mit grünem Garn an der Rahmen-Grundform befestigt. Querüber gespannte Gummibänder dienen später als Halt für die einzuschiebende Photographie. — Durch schönen, gleichmäßigen Glanz, feine, saubere Arbeit und zarte Färbung verdienen die sogenannten Eborit-Gegenstände aus Holz die Beachtung der malenden Damenwelt. Besonders beliebt sind kleine seegrüne oder rosafarbene Dosen, die, von geschickter Hand mit einem zierlichen Strauß bemalt, einen Schmuck für jeden Nähtisch bilden, sich aber auch für Bonbonnièren, Schminkebehälter u. eignen. Die vollständige Garnitur besteht aus 5 Dosen

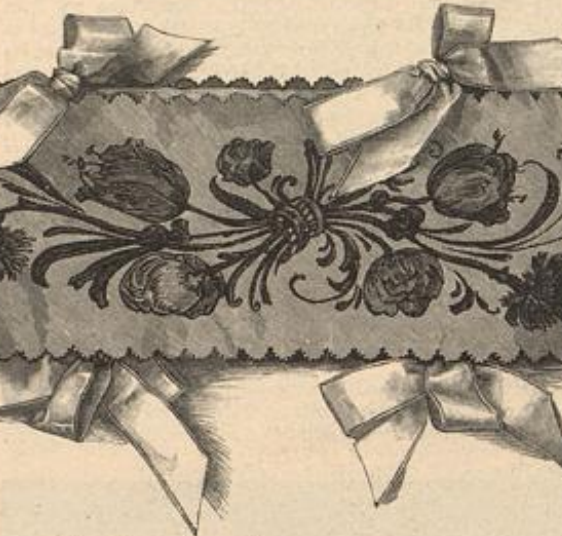


Papier- oder Photographie-Ständer mit Kusnäh-Arbeit.

verschiedener Größe mit einem Durchmesser von 5 bis 9 cm; der Preis beträgt 1 Mk. bis 2,25 Mk. pro Stück. Unsere Abbildung veranschaulicht eine kleine seegrüne Dose, mit einigen leicht hingeworfenen Weiden gefällig decorirt. Andere Dosen zeigen rosa Grund, von dem ein fein gestimmter Kellensstrauch sich wirkungsvoll abhebt. — Eine ungemein dankbare Aufgabe bietet das Handschuh-Sachet aus naturfarbenem Schafleder, auf beiden Seiten mit farbiger Brandmalerei verziert und mit Schleifen aus rosa Repsband ausgefattet. Die beiden Ledertheile messen je 35 cm Länge zu 13 1/2 cm Breite und sind ringsum in kleine gezackte Bogen ausgeklagert. Auf der Innenseite hat man je eine mit rosa Seide überlegte parfümirte Wattepolster mit feinen, das Leder nur zur Hälfte erfassenden Stichen zu befestigen. Zwischen Wattepolster und Leder treten die zur Verbindung dienenden Bänder von je 25 cm Länge. Das Muster wird mittelst Pausen und Graphitpapier auf die glatte Lederfläche übertragen, worauf sämtliche Contouren, sowie Aëren, Gliederungen



Eborit-Dose mit Malerei.



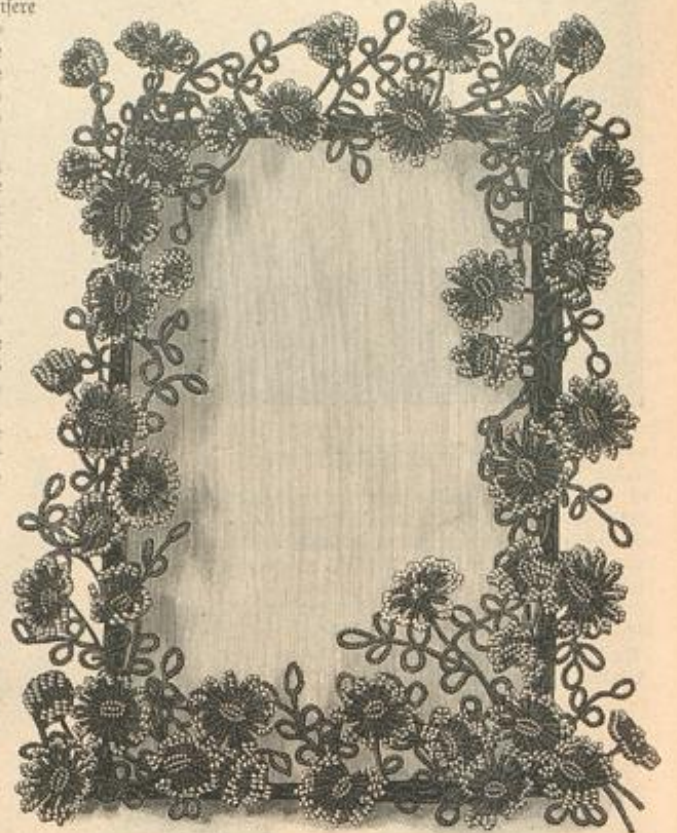
Handschuh-Sachet. Farbige Brandmalerei auf Leder. Muster-Vorzeichnung: siehe Bezugsquellen.

und kleine Ausläufer zu brennen sind; dann erfolgt das Bemalen mit Aquarell-Farbe und zwar meist losierend, damit die Marken des Ledergrundes nicht verschwinden. Die Blumen, Kelch und Tulpen, erscheinen roth schattirt, die Blätter grün, das um die Stiele geschlungene Band braun. — Unter den vielen Krappen, die zum Weihnachtsfest für Confect oder zur Aufnahme kleiner Geschenke bestimmt sind, dürfte der Kuff, als saisongemäß, Beachtung verdienen. Ein cylinderförmiger Carton von 16 cm Länge zu 25 cm Umfang, der an einem Ende mit



Sessel mit Kerbschnitt-Arbeit. Siehe das Extra-Blatt, Nr. 85.

Deckel schließt, ist zunächst glatt mit rosa Papier überzogen, dann mit drei doppelten Solanis aus rosa Krepp-Papier von 11, 8 und 4 cm Breite besetzt, über die sich 11 cm breite weiße Spitze legt; den Aufsatz der beiden zur Rundung geschlossenen Spitzen (70 cm) deckt ein 3 cm breites



Bilderrahmen. Venetianische Perlenarbeit. Siehe den naturgroßen Blumenzweig.

rosa Atlasband mit Schleife aus 11 und 15 cm langen Schlaufen und zwei, je 20 cm langen Enden. Gleiches Band dient als Träger. — Den Körbchen verschiedenster Form aus weichem Spangeflecht gefüllt sich neuerdings ein kleiner eiförmiger Behälter, bestimmt Bindfaden- oder Garnrollen aufzunehmen und so am Schreib- oder Arbeitstisch seinen Platz zu finden. Diese Spankörbchen, in drei Größen, auch unbemalt für ein Geringes käuflich, lassen sich in der dargestellten Weise mit Brennstift und Farbe oder nur mit dem Brennstift verzieren. An der 12 cm hohen Vorlage zeigen kleine Blüthenzweige, deren Contouren gebrannt und deren Flächen in den natürlichen Farben ausgemalt sind, bis zu dem 3 cm breiten Rande empor; dieser zeigt 1 cm breite gebrannte Streifen und 2 cm große Zwischenräume, die man abwechselnd gelb und roth bemalt. Kleine Resingstifte, inmitten gebrannter

Punkte, befestigen scheinbar den Rand. Messing-Defen dienen zum Durchleiten farbiger Bänder oder geknüpfter Schnüre. — Den Schluß unserer Darstellungen macht ein Sessel, dessen Sitzfläche das Extra-Blatt Nr. 85 einzeln nicht einem naturgroßen Mustertheil enthält. In der kräftigen Kerbschnitt-Arbeit wäre nur hinzuzufügen, daß dieselbe sowohl in Eichen-, wie in Erleholz sich ausführen läßt und der großen Formen wegen tiefe Schnitte und sehr scharfe Ecken verlangt. Die ganze Höhe des Sessels beträgt 47 cm, die Stärke der Platte 3 1/2, die Höhe der Beine 44 cm. An der stärksten Stelle haben die schräg einzuflughenden Beine 18 cm Umfang, an der dünnsten 7 1/2 cm. Knäufe und Keifen sind polirt; von den dazwischen liegenden geschnittenen Flächen messen die obere 3 1/2, die mittlere 16 und die letzte 3 1/2 cm Höhe. Das mittlere Ornament entspricht dem Rückenrand der Sesselplatte. Das Extra-Blatt Nr. 85 vom 15. Dec. 1896 ist auch einzeln zum Preise von 50 Pf. zu beziehen; die Abonnentinnen erhalten dasselbe für den Preis von 25 Pf. bei Einzahlung des Betrages und der Abonnements-Umleitung an die Expedition. C. F.



Spankorb als Kuffel-Behälter. Farbige Brandmalerei.

Bezugsquellen: Schlüsselfrett bemalt und unbemalt: G. Kollwe, W. Kurländerstr. 74. — Puppen, auch unbemalt: C. B. Matthes, W. Leipzigerstr. 115/116. — Puppenmöbel, Spankörbe, auch unbemalt, Sessel: Frau Clara Roth, W. Kuffowstr. 81a. — Eborit-Dosen, auch unbemalt: Schmitzschulte für Frauen, W. Leipzigerstr. 30. — Rahmen in Perlenarbeit, auch Material: Frau M. Gahn, Dresden-A., Serestr. 8. — Handschuh-Sachet: Verein „Bienenkorb“, W. Kuffowstr. 73. — Willstorfarten-Etuis und Lederwaren: G. Hulbe, W. Leipzigerstr. 121. — Decorations-Zinken zum Brennen: Emil Rohm, Karlsruhe i. B. u. Reih & Meiners, W. Leipzigerstr. 10. — Liberty-Stoffe: M. Wasse, W. Leipzigerstr. 42. — Muster-Vorzeichnungen: Frau C. Riemann, W. Steglitzerstr. 4. — Schnittmuster für die Puppen: Schnitt-Muster-Atelier der Rodenwelt, W. Boddamerstr. 38.

Geschäftliches.

Die Verwendung des Saccharin im Haushalte. Die Eigenschaften dieses nun seit einem Jahrzehnt von der Firma **Fahlberg, Gist & Co.** in Salzb. Westerb. a/Elbe in den Handel gebrachten Süßstoffes wiesen in erster Linie auf dessen Anwendung als Diätetikum hin. Da Saccharin kein Kohlehydrat ist und kein Fett bildet, so war es von Anfang an für jeden Zuckerkranken und Fettleidenden ein höchst willkommenes und erlaubter Ersatz des so sehr entbehrten Zuckers, und alle an eine strenge Diät gebundenen Magenkranken erblickten in dem Saccharin ein vorzüglich bekömmliches Versüßungsmittel, das keine Säure im Magen bildet, vollkommen indifferent ist und daher selbst von Leuten mit schwacher Verdauung unbeschadet genossen werden kann.

Die angenehm reine Süße, die außerordentlich leichte Anwendung dieses Süßstoffes, und vor Allem dessen Wohlfeilheit, die für Hausfrauen eine wesentliche Ersparnis in ihrer Wirtschaft ermöglicht, haben aber immer mehr auch zur allgemeinen Anwendung des Saccharin als gesundes und billiges Versüßungsmittel in Küche und Haus geführt. Zur Versüßung von Kompotten, Fruchtarmen, Suppen u. s. w. wird namentlich das leicht lösliche raffinierte Saccharin mit Vortheil angewendet und zum Versüßen von Kaffee, Thee, Milch, Orog, Bismilch, Barmbräu u. s. w. haben sich namentlich die kleinen Saccharin-Tabletten als praktisch erwiesen. Saccharin ist in den mit Schutzmarke versehenen Originalpackungen der Saccharin-Fabrik in den meisten Drogeriehandlungen und Apotheken erhältlich.

Wie schwer es ist, für die Ernährung eines Krankenlebens zu sorgen, das wissen am besten die Hausfrauen, die unermüdblichen und sorgsamsten Pflegerinnen ihrer leidenden Familienmitglieder. Die eine Nahrung mündet nicht, die andere ist zu schwer oder bekommt nicht wegen ihrer Eigenart, die Lieblingsweise kann gerade nicht beschafft werden — kurzum, die Anforderungen des Magens bereiten auch in solchen Fällen gar viel Sorgen. Da ist zu neuerer Zeit ein sehr werthvoller Helfer in der Noth erschienen, und das ist das **Fleisch-Bepton** der Compagnie **Liebig**, hergestellt nach Prof. **Kemmerich's** Methode. Der Leidende, der es einmal genommen, verlangt fortan danach, denn das **Fleisch-Bepton** vereinigt hohen Nährwerth mit unübertrefflich leichter Verdaulichkeit, die den Magen der Anstrengung, aus der Speise die dem Körper nöthigen Bestandtheile zu ziehen, fast völlig überhebt; das

Fleisch-Bepton verdaut sich sozusagen von selbst. Daher verordnen es die Aerzte den Schwachen, Blutmarmen und Kranken, namentlich den Magenleidenden. Wo ein Unwohlsein Schöpfung und Pflege erforderlich macht, sollte auch stets das **Fleisch-Bepton** angewandt werden.

Eines der prächtigsten Weihnachtsgeschenke für Kinder jeden Alters sind die unerreicht dastehenden **Richter'schen Anker-Steinbaustein**. Sie sind das einzige Spielzeug, das in allen Ländern ungetheiltes Lob gefunden hat, und deshalb sollte es auch in keinem besser situirten Hause fehlen. Denn schon der einfache Kasten der Kinder Lust und Interesse vollauf behältigt, so ist mit der Einschaltung der Ergänzungskarten unserer Jugend ein Mittel gegeben, im nie ermüdbenden, stündlich neu anregenden Spiel, sich selbst unbewußt, alle Geisteskräfte in harmonischer Weise zu entspannen. Fühlen, Denken und Wollen, verständiges Erwägen und glückliches Phantasieren vereinigen sich bei der fröhlichen Arbeit in einer Art, die jedem Erzieher höchste Werthschätzung für dieses werthvolle Spielsystem abnötigt. Die jedem Anker-Steinbaustein beigegebenen Vorlagenhefte enthalten in überraschender Mannigfaltigkeit allerliebste Vorbilder, die mit äußerster Sorgfalt gezeichnet und gedruckt sind.

Die regnerischen, rauhen Herbsttage bringen dem ungewohnten Körper wieder mancherlei Unbequemlichkeiten und Krankheiten. Es giebt wohl nur Wenige, die in dieser unangenehmen Uebergangszeit nicht an Schnupfen oder Husten u. s. w. zu leiden haben. Während nun Schnupfen in der Regel ohne besondere Mittel nach einigen Tagen wieder von selbst vergeht, ist bei Husten immer Vorkehrung geboten, denn leicht artet dieser in Katarrh aus und greift schließlich die Athmungsorgane an. Zur Vermeidung dieses lästigen Gastes bedarf man ein angenehmes und wohlbeduftenes Hausmittel, das Schering'sche **Malz-Extrakt**, ein zur honigbilden Masse eingedampfter **Malz-Auszug**, welcher alle löslichen Bestandtheile des Malzes in unveränderter Form enthält und überaus wohlwollend und nahrhaft ist. Dieser reine **Malz-Auszug (Malz-Extrakt)**, recht frühzeitig angewandt, hat bei Reizzuständen der Athmungsorgane (Husten, Heiserkeit u. s. w.) stets Linderung gebracht und ist daher den meisten der angepriesenen Hustenmittel unbedingt vorzuziehen. Schering's **Reines Malz-Extrakt** ist aber auch ein vorzügliches Hausmittel zur Kräftigung geschwächter Verdauung und zur Hebung des Appetites, vorzüglich bei Kranken und Wiedererholenden. **Reines Malz-Extrakt** wird von den Aerzten auch als Ersatz des Lebertranes empfohlen, doch wird es auch in Verbindung mit diesem von Schering's **Grüne Apotheke**, Berlin N., hergestellt; in dieser Mischung ist die Schwerverdaulichkeit und der unangenehme Geschmack des Lebertranes fast aufgehoben. Schering's **Malz-Präparate** sind in jeder Apotheke oder Drogeriehandlung zu haben.

Ueber den Theegenuß. Obwohl guter Thee in richtiger Bereitung der Gesundheit viel zuträglich ist als Kaffee, bleibt dessen Hauptverbrauch doch noch immer auf die feineren Kreise beschränkt. Unser großes Publicum kennt eben noch nicht die Vorzüge einer guten Tafel Thee, beobachtet zu wenig die bei diesem schwierigen Artikel besonders nöthige Vorsicht beim Einkauf und weiß auch nicht, daß Thee thatsächlich fast um etwa die Hälfte billiger ist als Kaffee; kaum theurer also als Malzkaffee oder sonstige sog. Kaffeezusatz oder Ersatzmittel. — Prof. **Justus v. Liebig** und viele andere Autoritäten auf dem Gebiete der Nahrungsmittelkunde, rühmen übereinstimmend: Thee ist geradezu ein Heilmittel für Gutmägen und Fleischfresser, weil er dem Blute Eisen zuführt. Er wirkt anregend auf die Denkkraft und steigert dieselbe ohne nachtheilige Folgen zu hinterlassen. (Dr. **Worin**.) Man wird zu sinnigem Nachdenken gestimmt und die Aufmerksamkeit läßt sich leichter auf einen bestimmten Gegenstand concentriren, während Kaffee die Phantasie erregt und auf den Geist zerstreuen einwirkt. Aus diesen Gründen schon wäre in unserem Zeitalter, welches an den Geist so hohe Anforderungen stellt, jedermann lässiger Theegenuß zu empfehlen, insbesondere aber unseren schulpflichtigen Kindern.

Es sind indessen noch andere Gründe, welche für den Thee sprechen: er ist z. B. viel einfacher zu bereiten als Kaffee und erweckt im Magen nicht jenes Gefühl der Sättigung, das im Grunde nur auf einer Magen-Läusung beruht, denn, eigentlichen Nährwerth besitzt Kaffee ebenso wenig als Thee.

Was nun die Bekömmlichkeit und der Wohlgeschmack des Thees betrifft, so wirken Gewohnheit, Sorgfalt beim Einkauf und der Bereitung geradezu Wunder. Wer einmal 8 oder 14 Tage lang Thee getrunken hat, wird sich kaum mehr nach dem meist etwas süßig oder dreglich schmeckenden Kaffee zurückwenden und selbst finden, daß Thee leichter verdaulich und ungleich feiner schmeckt. Die Bereitung, Grad und Stärke des Aufgusses und dessen Verdünnung mit sprudelnd gehaltenem Wasser lernt sich rasch durch die Praxis. Die rühmlichst bekannte Theefirma **Mesmer** empfiehlt wie bei der Orog-Bereitungen zu verfahren, d. h. erst in einem kleinen Gefäß einen stärkeren Extract zu machen und diesen in der Tasse oder dem Glase zu Thee von beliebiger Stärke zu verdünnen. Wir müssen gestehen, daß diese Art der Bereitung richtiger ist als wenn die Theeblätter in der Kanne mit dem ganzen Wasservorrath überschwemmt werden und dem Zufall überlassen bleibt, ob der Thee zu stark oder zu schwach wird.

Beim Einkauf sollte man das Beziehen von losem (offenem) Thee aus kleinen Geschäften überhaupt vermeiden, und wie es in Russland und England geschieht, dem Badethee erster Firmen, welche durch Firma und Preisdruck den Inhalt quasi garantiren, den Vorzug geben.

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Roth**, Berlin W., Südgöwstr. 84a.
Das Atelier der Kunstschule des **Frauenwerbervereins zu Dresden**, **Ferdinandstr. 13, II.** empfiehlt eigene Musterentwürfe von Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Schneiderunterricht

ert. Damen gebild. Stände in u. außer d. Hause **Frieda Müller**, Berlin W., Dammstr. 25 III.

Zeichnerin

mit Kunstschul-Ausbildung sucht Stellung bei einer Modezeitung. Gef. Adr. u. J. P. 9115 an **Rudolf Mosse**, Berlin SW.

Lederschnitt

Metallzäun, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Atelier Ausführung und Entwürfe im **Berlin, W.** von **Johanna Helfer**, **Bismarckstr. 21.**

Villa Primavera, Gardone

am Gardasee, Italien.
Pension unter ärztl. Aufsicht v. San.-Rath Dr. **Koeniger**. Leiterin: **Frau N. Stöltzing** (blsh. Schwest. d. **Victoriahaus** u. Berlin).

Mit Blitzbackpulver

backt man sehr rasch vorzügliche Kuchen. 10 Packchen mit Rezepten gegen **1.10 Mk.** in Briefmarken franco. Dr. **W. Koim**, Adler-Apoth., Oestrich, Rheing.

Christbaum mit Musik

selbst drehend, selbst spielend. 40 000 Stück gelief.
J. C. Eckardt, Stuttgart. Illust. Preisbuch direct od. durch jede Musik-, Uhren-, Spielw., Klein- u. Haus- u. Kleinh.-Handl.

Spezialität seit vielen Jahren: Schimmer-Einrichtungen.

Stuhl m. Rückenst. u. nebenst. massiv Eichen. gew. 8,50 Mk. d. St. u. s. w. Eichen. gem. 15,00 Mk. Fern. fr. jed. Eisenbahn-Deutschland. Verkauf nur a. Preis, daher Zwischenhändler umgangen. Zeichnungen franco zu Diensten.
Conr. Sauer Söhne, **Möbel-Fabrik** m. Dampfdr.

MK - Papier - Ausstattungen bieten das gediegene Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Mark**.

Zu Weihnachtsgeschenken

empfehle ich vorgeseichnete und angefangene Handarbeiten in reichster Auswahl u. a. **Damen- u. Kinderstrümpfe**, wollene u. baumwoll. **Rinderfleiden**, **Pointläce-Arbeiten**. Mit Auswahlendung siehe gern zu Diensten.
Oscar Hornemann, Magdeburg.

Die schönsten Damen-

Reiderstoffe. **Vuddins** u. liefert gegen alte Wollstoffe.
Franz Riemann, **Gotha 48**. Enorme Muster-Auswahl; Aufträge von **M. 15** — franco. Umtausch gestattet. Vertreter gesucht.

Viel Geld

könn. gebild. Damen mittels einer neuartigen häuslichen Beschäftigung dauernd verdienen. Preisl. geg. 5 Pf. Karte vom Patentinhaber **J. Benk**, Dresden, Post 14.

Novelties in Embroideries.

Miss **Tobbs** of 53 Carlisle Terrace Bradford, Eng. whose lovely Embroideries are famous (The Queen) is showing new designs in Table Centres, Tea cloths, Toilet covers etc. etc. — supplied "Commeled" or "Finished".

Ich ertheile Unterricht im Ol-, Aquarell- und Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befindet sich Berlin W. Südgöwstr. 112.

Marie Peller.

Zum Weihnachtsfest: Baumkuchen.

in anerkannt tadellof. Qual. beriebet täglich franco mit Versand. für **M. 5** — u. größer **Paul Lange**, Conditor, **Hofstr. 11**, **Berlin**.
Friedr. Aug. Derson, **Bachf.**, **Bischofswerda**, **Sachsen**.

Artisella.

Best. ger. in allen Ländern. **Beurtheilung** und **Stichseide**. Erhältlich in allen besseren Papiergeschäften; durch Unterscheidet jedoch nur an Wiederverkäufen.
Becker & Hotop, **Cassel**.

Gine Dame der höheren Stände, die seit Jahren als Oberin fungirt, in der Krankenpflege ausgebildet, sucht Stellung als Leiterin eines gr. Krankenhanf, Kinderheimanstalt od. e. Erholungsanst. Off. unt. „Oberin“ a. die Exped. d. Zig.

Soeben erschienen: Köhler's Verlag, Dresden. Preis 1 Mk. Gesundheitslehre für unsere Töchter.

Wie erhalte ich mich gesund, schön, jung? Von **Ely Fülle**. Heil- und Fortbildungsinstitut für bleichsüchtige, schwächliche junge Mädchen, **Dresden-Strehlen**.

C. L. Flemming Globenstein

Post Rittersgrün, Sachsen Holzwaarenfabrik empfiehlt

Wäsche-Trockengefelle

Praktisch und solid. Für jeden Haushalt zu empfehlen. Nimmt wenig Platz ein u. kann bei Nichtgebrauch leicht zusammengelegt und in jedem kleinsten Raume aufbewahrt werden.

In Breiten 70 95 120 cm 5 6 7 W. Stüd.

Weihnachtsgeschenke für Kinder u. Erwachsene in großer Auswahl. Man verlange Preisliste 113.

Fritz Borstell's Lesezirkel.

verbunden mit der **Nicolaischen Buchhandlung** in Berlin N. W. 7. **Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut** von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500,000 Bände.
Jahres-Abonnements für auswärtige Leser und Lesegesellschaften:
4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände 100 Bände
30 Mk. 40 Mk. 50 Mk. 90 Mk. 175 Mk. 300 Mk.
Vierteljahrs-Abonnements:
10 Mk. 13 Mk. 15 Mk. 30 Mk. 50 Mk. 90 Mk.
Wechselseitig beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

In 3 Minuten

wird jedes störende Gesichts- u. Armhaar etc. unter Garantie beseitigt durch mein Enthaarungsmittel „**Paratrich**“, vollständig unschädlich, pr. Dose 2 Mark. Nur in Berlin, Königstrasse 59, bei **Max Schwarzlose**, Hof. S. M. d. Kais.

Enthaarung!

Friestuch

elegante Neuheit für Stutzerkreise; vorzüglich für **Chaifelongdecken**, **Tischdecken**, **Parade-Bettdecken**, **Portieren** u. s. w. empfiehlt in allen Breiten und neuen Farben
A. L. Neubart, **Spezialgeschäft für Flanelle und wollene Decken**, **Berlin C**, **Getraudenstraße 23**.

„UNICUM“

neueste patentirte **Fleischschneide-Maschine** übertrifft alle anderen Maschinen durch ihre Leistungen!

Dieses „**UNICUM**“ schneidet ohne Messer mit unglaublicher Schnelligkeit nicht nur **rohes und gekochtes Fleisch**, sondern auch **Fett**, **Fisch**, **Gemüse**, wie **Spinat**, **Grünsohl**, **Kartoffeln**, **roh und gekocht zu Purée**, **Rosinen** u. durch anwechselbare Schneeden **grob und fein**.

Die Reinigung ist die denkbar einfachste, es sind nur 2 Theile in heißem Wasser mittels einer Bürste zu reinigen.
Es bleibt fast nichts in der Maschine zurück! — Das Fleisch wird wie mit einer Schere geschnitten und nicht gepresst, jedoch dem Fleisch das Blut nicht entzogen wird.
Fritz Wienecke, **Berlin SW.**, **Markgrafstrasse 20**.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin. Lehrbücher der Modenwelt. Zweite Auflage.

Band I. Die Anfertigung der Damen-Garderobe. Mit 419 Abbildungen. M. 10.—
II. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe. Mit 380 Abbildungen. M. 1.60.
III. Die Anfertigung der Leib- u. Hauswäsche. Mit 493 Abbildungen. M. 7.60.

Bismarck-Denkmal

60 Bogen. Gr. 4 auf amerikanischem Kunstdruckpapier, 20 farbige doppelseitige Kunstbeilagen, 650 Vollbilder u. Textillustr.

für das Deutsche Volk.

Wir bieten mit diesem Werk, dessen Text frei von aller Parteilichkeit ist, ein in seiner Art einziges Buch. Ein geschichtlicher Treuer, noch nie in solcher Vollständigkeit veröffentlichter Illustrationsatz, welchen wir zum großen Teil der näheren Umgebung des Fürsten verdanken und wie ihn nur die Photographie lebensgetreu veranschaulichen kann, zeichnet diese volkstümliche Biographie vor allen bestehenden aus. Hervorragende Kunstblätter unserer ersten Historienmaler verherrlichen in farbigen Reproduktionen die Thaten und Zeitsgeschichte des Kanzlers von der Geburt bis zur Sonnenhöhe seines Ruhmes. — Ein Buch, das des Beifalles jedes Deutschen sicher ist!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verlage der **Werner Company**, **Berlin, Equitable-Palast**.

Spitzen jeglicher Art

in sauberster Ausführung und in den verschiedensten Mustern, in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spigen-Klöppel-Industrie in **Prettan**, Post **Steinhaus**, **Tirol**.
Bei Bedarf wolle man sich wenden an **Pfarrer Franz Kleintrecher**, oder an **Thella Koffer**, Spigenhändlerin, ebenda.

Seidenstoffe

In allen existierenden Geweben und Farben von 90 Pf. bis 30 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen nähere Angabe des Gewünschten erbeten.

Spezialhaus für Seidenstoffe und Sammete
Michels & Co. Hoflieferanten Berlin Leipzigerstrasse 43.

Keltz & Meiners Berlin W. Leipziger-Str. 10.

Grösstes Special-Geschäft für Mal- und Zeichenbedarf.

Holz-Gegenstände für Malerei, Holzbrand und Kerbschnitt mit und ohne Verzierung zu mässigen Preisen.

Stets die neuesten Malvorlagen, auch leihweise.

Unsere reichillustrierte Preisliste B, welche nach auswärts kostenlos versandt wird, giebt einen Ueberblick unserer grossartigen Collection aller

Gegenstände zum Bemalen etc.

C. F. W. Lademann Söhne.

Berlin C, Wallstr. 84/85.

AusstattungsMagazin für Haus- und Küche empfohlen besonders passend als Weihnachtsgeschenke:

Reinickel- und Aluminium-Kochgeschirre, Terrinen, Bratenschüsseln, Kaffee- u. Theemaschinen u. -Service, Theekomforts, Weinkühler, Brotkörbe, Salatschüsseln, Menagen, Cakes- und Butterdosen, etc. — Wasch-, Wring- und Mangelmaschinen.

Elektrische Heiz- und Kochapparate.
 Gas-, Petroleum- und Spirituskocher.

Illustrierter Weihnachtscatalog gratis und franko.

Einziges Etablissement, welches in Paris mit goldener Medaille ausgezeichnet wurde.

Pariser Mieder (Corsets)

Madame H. Weiss, (aus Paris)

Wien, I., Sauer Markt 8.

Preise der Mieder v. 10 Pf. aufwärts. Bei Bestellung d. Korrespondenz erbit man das Mass in Centimet. v.:

1. Ganzer Umfang von Brust u. Rücken, unt. d. Armen genommen,
2. Umfang d. Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge v. unt. d. Arme bis z. Taille. Das Mass ist am Körper über das Kleid z. nehmen ohne abzurechnen. Postversandt nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

Baby-Bazar, M. Wolff

Berlin W, Leipzigerstr. 116.

Vollständige Baby-Ausstattungen.

Auswahlhandlungen in Mänteln, Kleidern, Hüten etc. für Kinder bis 3 Jahre.

Neu! Vorgezeichnete Baby-Confection.

Nur für Damen!

Tuchkleid „Diana“ 6 m doppeltbr. Stoff 7.80 M.
 Lodenkleid „Sirena“ 6 „ „ 9.90
 Cheviotkleid „Iris“ 6 „ „ 11.40
 Tuchkleid „Victoria“ 6 „ „ 13.50

Versand franco gegen Nachnahme. Grossartige Auswahl. Muster gratis.

Alf. Walters Tuchversand, Worms a. Rh. 7.

Ergrautes Haar

erhält, ohne jede Vorbereitung, durch einfaches Ueberbürsten mit durchaus unschädlicher Birken-Brillantine seine ursprüngliche Farbe dauernd und so naturgetreu wieder, daß niemand eine künstliche Färbung erkennen kann; auch dunkel sic rotes Haar zu schönem braun. Wirkendigen Erfolg sichere zu, à Fl. 3.60.

Bombelon & Schmidt, Nachf., Hamburg 1.

Halb-Roll v. ca 25 qm bahnfrei d. g. Deutschl.

Linoleum „Henel“

Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1.60 M.
 Gemustert 2 „ „ 1.80
 Einfarbig 3 „ „ 2.30
 Einfarbig 3 1/2 „ „ 2.85
 Gemustert 4 „ „ 3.30

Granit, ca. 4 mm in durchgeh. Must., tritt sich nie ab, qm 3.75

Neu! Wand-Linoleum zur Bekleidung v. Wänden i. Küchen, Badesimm. etc. in weissblau Fliesen, bunt apart. Blumen oder Arabesk. Muster. 100 cm breit. Mtr. 3.60 M. Läufer u. Teppiche in allen Grössen.

Jul. Henel vorm. C. Fuchs, Hoflieferant mehrerer Höfe. BRESLAU, Am Rathhaus No. 24/27.

Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Allen Damen

empfehlen wir unsere bestens bewährte unsichtbare Stirntouffe von naturkraus-welligem Haar, sehr kleidsam zur Schonung der eigenen, sowie zum Decken u. Verstärken bei dünnem Scheitelhaar. Preis M. 6 u. 8, m. langem, welligem Haar M. 10 u. 12. Neu! Zöpfe, teilbar zum Selbstfrisieren, für jede Frisur verwendbar, von M. 10—30.

Nagel & Barth, Colifours, Berlin, Charlottenstrasse 55, am Schauspielhaus.

Vorteilhafter Kauf!

Durch günstigen Absatz verkaufen wir 1 schwarz reitmoosene, elegante, gemusterte

Crêpe-Robe für 6 Mark,

neuester Artikel, 6 Meter doppeltbreit. Berner über 350 verschiedene neue Muster in schwarz, Wolf- und Seidenstoffen. — Proben frei.

Versandhaus
Königsfeld & Co.
 Chemnitz i. S.
 Gegründet 1881.

Echt chinesische Mandarinendaunen

(Gansdaunen) das Pfund

2,65 Mk.

In Mandarinendaunen das Beste. Nur durch den grossen Umsatz dieser billige Preis. Es genügen zum grossen Oberbett 3 Pfund, zum Kopfkissen 1 Pfund.

Magazin A. Lubasch
 Berlin, Kommandantenstr. 44/45.

Versand geg. Nachnahme od. vorherige Einzahl. d. Betrag. Verpackung unberechn. Preislisten gratis und franco.

Neu! „All right“ Neu!

Die beste und billigste automatische Caffeemaschine mit Milchkocher.

Erhältlich in allen besseren Geschäften; falls nicht, bei:

Art & Fricke, Berlin S.O.

Jede sparsame Hausfrau sammelt die im Haushalt abgängigen alten Wollsaachen und sende dieselben zur Umarbeitung in waschechte, haltbare und geschmackvolle Kleiderstoffe.

Unterrock- und Auszugstoffe, Loden etc. an die Mechanische Spinnerei u. Weberei von Siebrecht & Schoppe, Einbeck. Kullercollektion senden sofort franco.

Biel Vergnügen

bereitet der Besitz eines photographischen Apparates, für Landbewohner auch guten Nebenverdienst. Wir lief. vorzügl. Apparate schon von 10 Mk. ab, mit denen Jeder nach begeben. Anleitung ohne Vorkenntnisse tadellos schöne Bilder fertigen kann. Muster. Preisbuch über photogr. Apparate, Utensilien etc. und Preisbild 20 Pf. Prospect umsonst.

Burckhardt & Diener, Hohenstein No. 92, Sachsen.

Matrosen-Mützen

Neuheit! Mk. 3.—

prakt. Kopfbedeckung f. Knaben u. Mädchen.

Alfred Bender, Frankfurt a.M.

Für Weihnachten!

Griechische Weine

Mavrodaphne
 fünfjähriger feiner Dessert, Medizinal-Malvasier der deutschen Weinbaugesellschaft Achaia in Patras. 12 Grosse Flaschen Mark 21,60 Pf. Kiste und Packung frei ab Würzburg.

Friedr. Carl Olt
 Preisbuch gratis u. franko. Würzburg.

Packet 10 Pfg.

DEUTSCHES REICH 1896
 10 PFENNIG

Teichels Karlsbader Kaffee-Zusatz

schmeckt vorzüglich.

Überall käuflich.

Aet.-Cichorien-Fabrik Mügeln-Dresden.

CACAO-VERO

entölt, leicht löslicher + Cacao + in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL
 Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatessen- und Drogerie-Geschäften.

Elegante Geschenke-Kisten.

enthalten:

- Schwäbische Weibchen 10.
- à M. 6.—
- 8.—
- 10.—

Conditorei Beutler-Stahl, Stuttgart.

Kleider-Sammet Velvet Mäntelplüsch

• aller Art (Hatt, Krimmer etc.) •
 in Mohairwolle und Seide

Möbelplüsch, Leinenplüsch, Federn in reichster Auswahl liefert zu Fabrikpreisen direct an Erbitate

E. Weegmann, Bielefeld, Plüschweberei und Färberei. Kupfer bereitwill. franco gegen franco.

Man verlange

Cotillon & Carneval

Gelbke & Benedictius, Dresden

Preisbuch

Matrosen-Mützen

Neuheit! Mk. 3.—

prakt. Kopfbedeckung f. Knaben u. Mädchen.

Alfred Bender, Frankfurt a.M.

Station: Freiburg und Denzlingen.

Naturheilstadt
GLOTTERBAD Im bad, Schwarzwald.

Dirig. Arzt: Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.
 Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

PAPIER FAYARD & BLAYN

Das wirksamste und billigste Papier-Pflaster für Heilung von Husten, Influenza, Rheumatismus, Schmerzen, Wunden. Ausgezeichnetes Mittel gegen Hühneraugen. (In allen Apotheken.)

Wer seine Augen

schonen, Kopf- und Gesichtsnerven vor lästiger Lampenhitze schützen und gut sehen will, gebrauche: Wolff's hygienischen Lampenschirm „Augenschutz“

D. R.-Patent und patentirt i. f. allen Staaten. „Augenschutz“ ist der vollkommenste und beste Lampenschirm und darf an keiner Lampe fehlen! Probe-Exemplar für jede Lampe passend franco gegen M. 1.20. Spezial-Modelle zum Bemalen u. z. Stickerie, Stück 1.50 bis 2 M. Prospekte mit vielen Anerkennungen gratis.

Josef Rodenstock, Optiker, H. S. M. Hoflieferant, Berlin W., Leipziger Special-Institut für Augenlinsen, Str. 101.
 Reichillustrierte Preisliste über Operngläser, Barometer etc. postfrei.

Blumen- u. Federnfabrik Christine Jauch

BRESLAU

empfiehlt Ballblumen, Federn, Flours animées, Pflanzen, Blumenfüllungen, präparierte Balmen. — Preislisten franco. — Solide Preise bei bekanntester Arbeit. — Gegründet 1836. — 14 erste Ausstellungsmedaillen.

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt Arthur Seyfarth

Köstritz, Deutschland.
 Weltbekanntes Etablissement. Gegründet 1864.



Lieferant vieler europäischer Höfe. Prämiiert mit höchsten Auszeichnungen. Versand diverser Specialitäten: moderner Renommir-, Luxus-, Salon-, Jagd- u. Sporthunde! Jagd- u. Vorstehhunde, Pointer, Setter, Schweisshde., Grackon, Dachshunde, Russ. Windhunde, Bernhardiner, Neufundländer, Wolfshde., Mastiffs, Kolossal-Doggen, Dänische Dogg., Dalmatiner, Bulldoggen, Terrier, Pudsel, Fattler, Affenpinscher, Mops, Zwergpinscher, Spitzer, Malteser, Wachtelhunde, Colleys, Schäferhunde. Garantirt erstklass. Qualitäten. Illustr. Album u. Catalog 1,25 franco. Das interessante Werk „Der Hund u. seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten“ — Mk. 6 franco. Export nach allen Welttheilen!

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen

sind die besten zur Erhaltung einer zarten Weissen Haut.



Indische Blumenseife

hochfeine Toiletteseife, 50 Pf. pr. St.

PALMITIN-SEIFE

neutral - gut - billig.

Für Familien u. Kinder. Das Stück 425 Pf. in allen Städten Deutschlands.

F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
 Filiale: Wien, Kölnhofgasse 6.

Mandelkleie mit Veilchengeruch

macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch

Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.

Alleinige Erzeuger:
A. Motsch & Co.
 WIEN, ILUGECK N° 3

Generaldepöt bei J. Frochownik, Berlin SW., Ritterstr. 48.

S. ERLANGER

Ulm - Stuttgart

Passementerie
 Alle Zubehöre für Damen-Schneiderei

Neueste Maschinen zur Herstellung hochstehender Falten

Jed. Auftrag findet sofortige Erledigung.

Heizbarer Badestuhl

verbessert Construction, in welchem man sich mit 5 Pfg. Kohle i. Jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preisliste kostenfrei.

Kosch & Teichmann, Berlin S., Prinzenstrasse 43, Fabrik heizbarer Badestühle, Baderwannen, Doucheapparate, Closets.

Das Beste für die Haut

Dr. Graf's Boropurarin Geschütztes Warenzeichen

BYROLIN

Berühmter u. unparth. in 1/2, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Wiederholte u. Sommer unentgeltlich. Alle Preise u. Prospekte bei Dr. Graf's Boropurarin in jedem Souvenir-Verkaufsstelle. Dr. Graf & Comp., Berlin O. 34.

Im eigenen Interesse unserer Leserinnen

weisen wir darauf hin, dass sie bei Bestellung auf die illustrierte Frauenzeitung gratis und franco die neue Winterpreisliste der Firma Stegbert Levy, Berlin C, Jerusalemstr. 23 erhalten können. Dieselbe enthält Abbildungen und Preise der modernsten Bolero-Jäckchen, Perl- u. Passementerie-Garnituren, Husaren-Garnituren, Perl- u. Passementerie-Beize, Perlhülle, Spitzen, Spitzenstoffe, Spitzenjäckchen, Spitzenkragen, Ballgarnituren, Tressen, Soutaches, Knöpfe und andere Besondereheiten.

Strümpfe.

Bestes deutsches Fabrikat in nur garantirt soliden Qualitäten. Abgabe zu Fabrikpreisen an Privat.

Spezialität: Nahtlose Strümpfe u. Socken. Außerordentliche Neuheit. Gotthardt Schröder, Zeulenroda. Bitte Preisliste zu verlangen.



Radbrud verboten.

In Canada.

Novelle von Robert Barr.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Jeanne Friedländer in Berlin.



ohn Trenton, der Maler, beendigte den Brief, den er soeben geschrieben, und überlas ihm dann. Er lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Ed! Am 27. dieses Monats gedenke ich mich einzuschiffen; doch möchte ich dieses Land nicht verlassen, ohne noch einmal die Shawenegan Wasserfälle gesehen zu haben. Ihr Brausen klingt mir Tag und Nacht in den Ohren; beständig sehe ich die weißschäumende Wand vor mir. Die Skizzen, die ich machte, genügen mir nicht, darum würde ich jetzt meine Camera mitbringen, um einige möglichst getreue Aufnahmen dieser herrlichen Wasserfälle zu machen. Meine Bitte ist nun die folgende: Reservieren Sie Ihr Canoe und die beiden Wilden für diesen Dienstag für mich! Sagen Sie den beiden Leuten, daß es ihr Vortheil sein soll, wenn sie mich ebenso sicher, wie das vorige Mal, den St. Maurice hinauf- und herunterfahren.“

Es ist mir eigentlich unverständlich, daß die Amerikaner, die die Schönheiten unseres Landes besser zu würdigen wissen, als wir selber, von dieser wunderbaren Naturkraft in eigenen Lande nichts wissen. Da ich vermute, daß Ihr neues Canoe noch nicht fertig ist, und die übrigen in den Wäldern sind, schreibe ich Ihnen, damit Sie das eine für mich zurückhalten. Ich möchte nicht vergeblich kommen, da es vorläufig mein letzter Besuch bei Ihnen sein wird. Schicken Sie mir ein Briefchen hierher in das Quebec-Hotel, ob Sie meine Bitte erfüllen können. Auf Wiedersehen dann am Dienstag Morgen bei Tagesanbruch!

Ihr Freund

John Trenton.

Eduard Mason war Millionär und König der Holzhändler, aber jedermann nannte ihn Ed. Er besaß fürstliche Besitzungen in den Wäldern, und seine Sägemühlen zählten nach Hunderten. Seine Bekanntschaft mit John Trenton war erst wenige Wochen alt, doch schon war aus ihr eine herzliche Freundschaft entstanden. Ein gemeinsamer Bekannter in Quebec, dem der Künstler den Wunsch geäußert hatte, die Shawenegan-Fälle zu sehen, hatte ihm eine Empfehlung an den Holzkönig mitgegeben, dank welcher Trenton eine vorzügliche Aufnahme bei Mason gefunden hatte. Denn jeder, der die Shawenegan-Fälle bewunderte, hatte bei Mason einen Stein im Brett. Ohne seine Hilfe konnte man nicht gut zu den Wasserfällen gelangen; mit der größten Lebenswürdigkeit stellte er indes jedem, der diese zu sehen wünschte, ein Canoe und zwei vorzügliche Ruderer kostenlos zur Verfügung; das Trinkgeld an diese beiden war der einzige Tribut, den der Fremde zu entrichten hatte.

Der Künstler hatte nicht lange auf eine Antwort zu warten, sie lautete: „Mein lieber John! Das Canoe, die Ruderer und die Wasserfälle stehen für Dienstag zu Ihrer Verfügung. Mit herzlichem Gruß der übrigen Ed Mason.“

Am Montag Abend langte John Trenton in Throes Rivers an. In seinem grauen Touristen-Anzug, mit dem photographischen Apparat über der Schulter, hätte man in dem jungen Mann nicht den berühmten Landschaftsmaler vermutet, den man in London nur im eleganten Straßen- oder Salon-Anzug kannte.

John Trenton war nicht Mitglied der Akademie, aber seine zahlreichen Freunde behaupteten, daß er es längst wäre, wenn die Akademie nicht von einer Clique beherrscht würde, und daß es trotzdem nur noch eine Frage der Zeit sei. John selber war dieser Ansicht, gefand es aber keinem anderen ein.

Er bestieg den Hotel-Dummbus, mit dem er bis zum Hotel St. Lawrence fuhr, wo er sich ein Zimmer nahm und befahl, daß man ihn am nächsten Morgen bei Tagesanbruch wecken sollte. Nachdem er noch denselben Aufseher, der ihn das vorige Mal gefahren, engagiert hatte, begab er sich zu Bett.

Der nächste Morgen war kalt und dunkel. Als Trenton aus dem Hotel trat, stand das leichte Wägelchen, bereits seiner harrend, vor der Thür. Er legte seine Camera unter den Sitz, der aus einer Art von Kasten bestand, knöpfte seinen Lederrod fest zu und bestieg das Gefährt. Ein großer, weißer Dampfer, der am Abend nicht dagewesen war, lag jetzt festgeankert im Hafen, — „das Montreal Boot“, erklärte der Aufseher im Abfahren.

Der erste Theil des Weges war eben und sandig, dann aber mußte man bergauf und bergab, sodas Trenton auf dem sehr leichten, unbedeuten Wägelchen tüchtig durchgeschüttelt wurde. Auf vielen dieser Hügel waren Holzdamme angelegt, um Lasten, die man nicht durch den tiefen Sand schleppen konnte, rollen zu können.

Am Anfang der Fahrt lagen die Häuser noch alle im tiefsten Dunkel; allmählich aber sah man hier und dort schon einen Lichtschein aus dem Fenster blinken; fleißige Leute entzündeten ihr Feuer. Als nun das Tageslicht langsam die Landschaft zu enthüllen begann, hörte man auch an verschiedenen Stellen deutlich das Schlagen einer Art; es waren Arbeiter, die sich dem täglichen Holzbedarf füllten.

„Sehen Sie, wie der Dämmerchein nach und nach die Landschaft hervortreten läßt?“ fragte der Künstler den neben ihn sitzenden Burische.

Dieser sah nichts Besonderes darin. Es war jeden Morgen so. „Also ist der Sonnenaufgang hier stets so gut zu beobachten? Ich bin nämlich nicht oft so früh schon auf.“

Der Burische wünschte, daß er es auch nicht wäre.

„An dieser Stelle steigen die Herrschaften meistens aus, um sich durch das Gehen zu erwärmen,“ meinte er mit deutlicher Anspielung nach einer Weile.

„Nein, mein Freund,“ jagte Trenton, „das möchte ich nicht. Ich habe diese Fahrt bezahlt und will sie dafür nun gründlich auskosten. Mit Ihnen ist das aber etwas anderes; wenn Sie absteigen wollen, dann thun Sie es. Ich kann selber kutschieren.“ Der Burische übergab ihm die Zügel sehr bereitwillig und sprang hinab.

Trenton, der sich an diesem Morgen leicht und glücklich wie ein Kind fühlte, gab dem Pferde einen Schlag und fuhr im jähen Galopp davon. Als er nach einer halben Stunde schnellen Fahrens nach dem Burischen sich umwandte, in der Erwartung ihn hinterher sehen zu sehen, erblickte er ihn ganz beböghlich rittlings auf dem hinteren Auerballen des Gefährtes sitzen; dann, nachdem sich das Pferd wieder in Bewegung gesetzt hatte, sprang der Burische ab und marschirte, ohne ein Wort oder ein Lächeln, neben dem Wagen einher.

Auf der Spitze eines hohen Hügel angefangen, erblickten sie die Sonne, die sich jenseits des St. Maurice-Flusses über den dunklen Bäumen majestätisch, langsam erhob. Trenton ließ die Zügel sinken, die Bewunderung raubte ihm den Athem. Der Burische sah an dem Zaumzeug nach, ob irgend etwas gerissen sei, denn das einer anhalten sollte, nur um die Sonne anzusehen, das war ihm noch nicht vorgekommen.

„Ist das nicht herrlich?“ rief Trenton aus, als er mit Entzücken das langsame Emporsteigen der feurigen Sonnenkugel beobachtete. Die dunkeln Bäume hoben sich deutlich von der Sonne ab, bis diese, immer höher und höher steigend, sich ganz von ihnen löste, um sich in ihrer vollen Pracht am Himmel zu entfalten.

Der goldene Sonnenschein, der jetzt das herblich gefärbte Laub der Bäume beleuchtete, verlieh der Landschaft einen so lebenswarmen Ton, wie ihn der Künstler noch nie vorher wahrgenommen hatte.

„Ihr Götter!“ rief er enthusiastisch aus, „der Anblick ist allein die Reise übers Meer werth!“

„Wenn Sie Ed Mason noch treffen wollen, ehe er in die Wälder geht, müssen Sie sich beeilen, es ist schon sehr spät.“

„Sie haben recht, Kutscher! Sie haben mich von der Sonne wieder auf die Erde zurückversetzt. Haben Sie schon einmal von dem Manne gehört, der von der Sonne auf die Erde herabstürzte?“

„Nein, noch nie!“

„Ja, das war vor Ihrer Zeit. Ihnen würde solch ein Absturz nicht passen. In diesem Lande betet man wohl nicht die Sonne an?“

„Nein, so etwas thut man hier nicht.“

„Seltsam! Als ich heute mit Ihnen forschte, war ich achtzig Jahre, und wie alt glauben Sie wohl, daß ich jetzt bin?“

„Achtzig Jahre, Herr!“

„Keine Ahnung! Ahtzehn Jahre! Die Sonne that's, die hat mich verjüngt. Und da sagen die Menschen noch, daß es keinen Jungbrunnen giebt! Was für Narren die Menschen sind, mein Sohn!“

Der junge Burische machte ein höchst schlaues Gesicht und nickte Trenton beistimmend zu.

„Und er hat doch Humor!“ murmelte der Künstler. Als das Gefährt jetzt um eine Ecke bog, sahen die Insassen das Döhrden, ihren Bestimmungsort, vor sich liegen. Schon hörte man das Brausen der über die Granitfelsen stürzenden Wassermassen, von denen das Dorf den Namen führt. Im großen Halbbogen floß zu rechter Hand der mächtige Strom daher, sein dunkles Wasser mit weißem Schaum bedeckt, der von den kleinen Fällen hier und dem großen Katarakt weiterhin, herstammte.

Der Herbsttag versprach ein vollendet schöner zu werden. Der Himmel, der Trenton vor Sonnenaufgang bedeckt erschienen war, strahlte jetzt im tiefsten, wolkenlosen Blau.

Nun machte das Gefährt vor Mason's Hause Halt. Der eigentliche Wohnort des Holzkönigs war zwar Throes Rivers, aber da Mason oft draußen nötig war, bestand hier auch jahraus, jahrein ein regelrechter Haushalt, den eine alte französische Haushälterin führte. Diese öffnete jetzt in höchst eigener Person dem Maler die Thür, wohl eingedenk der lebenswürdigen Schmeicheleien, mit denen sie der nette Engländer bei seinem vorigen Besuche, in Begleitung eines sehr bemerkenswerthen Händedruck, überhäuft hatte. Er war in der That entzückt gewesen von der Sauberkeit und Ordnung, die im ganzen Hause herrschte.

Mr. Mason sei nach dem Ufer gegangen, um nach dem Canoe zu sehen, bestellte sie Trenton, er würde aber sogleich wieder zurück sein.

Der Maler, der das Haus gut kannte, öffnete die Thür zu seiner Redten, um bis zu Mason's Rückkehr im Wohnzimmer zu bleiben, auch um seinen Ueberzieher dort zu lassen, dessen er jetzt nicht mehr bedurfte. Er fuhr jedoch erschrocken zurück, als er bei seinem hastigen Eintritt in das Zimmer eine hochgewachsene, schlank, junge Dame am Fenster, ihr den Rücken zuwendend, stehen sah. Ohne ihren Platz zu verlassen, wandte die Dame langsam ihren Kopf nach dem Eindringling um. Trenton's erster Gedanke war der Wunsch, anstatt im bequemen Touristen-Anzuge, in Besuchs-Toilette zu sein. Aber der Blick, den ihm das Fräulein am Fenster über die Schulter zuwarf, verwandelte diese Empfindung schnell in eine ganz andere. Einem solchen Blick voll zorniger Entrüstung war Trenton noch niemals begegnet; wie beleidigt und wie vorwüthend durchbohrten ihn diese Augen!

„Was habe ich verbrochen?“ dachte der Unglückliche, und laut sagte er:

„Ich, — — ich — bitte vielmals um Entschuldigung! Ich glaubte, daß — hm, — das Zimmer leer sei.“

Die räthselhafte Weise seiner Rede beleidigt erscheinende junge Person antwortete nicht; sie blickte wieder zum Fenster hinaus, und Trenton nahm seinen Rückzug mit möglichstem Anstand.

Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust, als er sich wieder im Freien befand.

„Das war das Größte, was ich je eine Dame habe thun sehen,“ sagte er zu sich. „Denn sie ist eine Dame, trotz alledem. Aber sie hätte mir doch wenigstens eine Antwort geben können!“

Ich möchte nur wissen, was ich gethan habe? Es muß etwas Unverzeihliches sein! — Himmel!“ murmelte er, plötzlich von einer fürchterlichen Ahnung befallen, „das Mädchen wird doch nicht auch an die Shawenegan wollen?“ Trenton war eben kein Damenheld. Die Anwesenheit von Damen brachte ihn stets in Verlegenheit; er hatte den Fehler, meistens etwas Ungeheures zu äußern und erst nachher zu wissen, was er hätte sagen müssen.

Er stand am Gitter, auf Mason wartend. Da fiel es ihm plötzlich schwer auf die Seele, daß er hier sich gerade in der Seblinie jener zornigen Augen am Wohnzimmer-Fenster befände, und schleunigst flüchtete er nach der alten Mühle am Ufer. Das Brausen des Wassers beruhigte die Nerven des braven Mannes, der sich wie fast ein Verbrecher vorfand und doch für sein Leben nicht hätte sagen können, was er verbrochen hatte. Dann wanderte er am Ufer entlang, wo er die beiden Wilden beschäftigt fand, das Canoe bereit zu machen. Dort traf er auch zu seiner Freude den cordialen Ed Mason, der ihn mit einer, wie ihm scheinen wollte, übertriebenen Freude begrüßte. Offenbar lag dem guten Ed etwas im Sinn.

„Hallo, alter Freund!“ rief er, Trenton's Hand herzlich schüttelnd, „schon lange da? Ist das eine Freude, Sie hier zu haben! Wollen einen schönen Tag hier verbringen, wie? Ich freue mich wirklich riesig, Sie wieder zu sehen!“

„Wenn jemand einen das in demselben Athem zwei Mal sagt, muß man es bezweifeln, Sie gutmüthiger Mensch! Wo drückt Sie der Schuh? Was habe ich gethan? Komme ich unangelegentlich? Sehen Sie mich an, Ed Mason, warum freuen Sie sich eigentlich so sehr?“

„Anstun, Sie wissen, daß ich mich wirklich freue. Keiner könnte mir willkommener sein, als Sie! Uebrigens ist meine Frau hier. Sie kennen sie noch nicht, nicht wahr?“

„Ich sah eine junge Dame —“

„Nein, nein, das ist Miß —. Nebenbei bemerkt, Trenton, da fällt mir gerade ein, daß ich Sie um einen großen Gefallen bitten wollte. Natürlich steht das Canoe heute zu Ihrer Verfügung, aber das junge Frauenzimmer da möchte durchaus auch heute an die Shawenegan. Hätten Sie was dagegen, daß sie mitfährt? Ich habe kein anderes Boot hier, und sie kann nur heute bleiben. Wollen Sie, Trenton?“

„Mit dem größten Vergnügen!“ erwiderte Trenton, aber er sah nicht danach aus.

II. Kapitel.

Eva Sommerton aus Boston hatte das Bewußtsein, in dem vornehmsten Theile dieser vornehmen Stadt zu Hause zu sein, und dieses Bewußtsein kam in dem Ausdruck ihres stolzen Köpfchens, in jeder Bewegung ihres prächtigen Körpers zum Ausdruck.

Die Boston besuchenden Fremden, — dazu gehören auch sämtliche Einwohner der „United States“, sofern sie nicht in Boston wohnen, — halten Boston für eine große Stadt mit lebhaftem Handelsverkehr, vielen Zeitungs-Unternehmungen, belebten Straßen und einem ausgebreiteten Eisenbahn-Netz. Der „Bostonian“ aber weiß, wie irrig diese Ansicht ist. Das eigentliche Boston wird von keiner Eisenbahn durchfahren; das Läuten der elektrischen Straßenbahn wird in dieser auserwählten Stadt nimmer gehört. Im Vergleiche zu dem gewöhnlichen Boston ist es dasselbe, was London in der stillen Zeit im Verhältnis zu seinem sonstigen Leben ist. Dem Fremden, der in dieser Zeit die Metropole besucht, kommt der Gedanke nicht, daß London „leer“ sei, aber der Aristokrat, der das Unglück hat, dann einmal die Stadt besuchen zu müssen, weiß, daß „keine Seele“ dort ist.

Miß Sommerton besaß über vieles sehr irrige Ansichten; glücklicherweise aber für ihre Gemüthsruhe hatte sie noch nie einen unerschrockenen Freund gehabt, der es genogt haben würde, ihr das klar zu machen, denn das hätte mehr Tapferkeit und Muth erfordert, als es die Durchschnitts-Gesellschaftsmenschen besitzen. Die jungen Herren ihrer Bekanntschaft erklärten einstimmig, sie habe überhaupt keine Fehler; und wenn die Damen ihres Kreises anderer Ansicht waren, so äußerten sie diese jedenfalls nur in gesellschaftlichen Vereinigungen, die Miß Sommerton nicht mit ihrer Anwesenheit beehrte.

Eva Sommerton selbst aber hielt sich nicht für stolz; sie besaß nur soviel von dieser edeln Eigenschaft, — ihrer Meinung nach, — wie ein sich selbst achtender Mensch besitzen muß.

Sie hatte auch den eiteln Glauben, daß wahres Verdienst allein den Werth eines Menschen ausmache; wenn aber „wahres Verdienst“ das Unglück gehabt hätte, Miß Sommerton in einer nicht ganz ebenbürtigen Person vorgestellt zu werden, so ist aller Grund zu der Annahme vorhanden, daß es dieser Person nicht vergönnt worden wäre, sich in dem Lächeln dieser stolzen, schönen „Bostonian“ zu sonnen. Ihr größter Irrthum aber war ihr Glaube, eine Künstlerin zu sein. Sie hatte alles gelernt, was Boston in der Zeichenkunst lehren konnte, und dieses Wenige war mit einer Politur fremder Kunst, die sie sich auf Reisen erworben hatte, überzogen worden, sodas ihre Freunde ihre Skizzen „einfach wunderbar“ fanden. Vielleicht hätte es Miß Sommerton dazu gebracht, sich einen Namen in der Kunstwelt zu schaffen, wenn ihr Kapital nicht die Höhe ihres jetzigen monatlichen Einkommens überstiegen hätte. Der Reiche schriekt aber bei den Mühen zurück, die sich ihm in dem Streben nach großem Erfolge entgegenstellen, wenn dieser letztere nur durch harte Arbeit und nicht durch Geld zu erwerben ist.

„Hochmuth kommt vor dem Fall,“ heißt es im Sprichwort, und so griff auch in Miß Sommerton's Künstler-Laufbahn eine Episode ein, die ihrer Selbstzufriedenheit einen argen Stoß versetzte. Sie kaufte das lange von ihr bewunderte Landschaftsbild eines berühmten Malers, schrieb diesem einen Brief, in welchem sie ihrer Bewunderung für seine Werke Ausdruck gab, einige ihrer eigenen Skizzen beilegte und um ein aufrichtiges Urtheil über diese bat.

Das erbetene „offene Urtheil“ erchien ihr aber so grob und unhöflich, daß sie in ihrem Aerger den Brief in lauter kleine Stücke zerriß und mit ihren reizenden Füßchen so heftig darauf herumtrampelte, wie es niemand von der würdevollen, sich in

ihrer vornehmen Ruhe stets gleichbleibenden Miß Eva Sommer-ton zu für möglich gehalten hätte.

Dann betrachtete sie die geschmälerten Skizzen und mußte die traurige Wahrnehmung machen, daß sie ihr selber nicht mehr so fehlerlos erschienen, wie ehemals.

Dieser Inspection folgte eine nachdenkliche, tränenreiche Periode, an deren Schluß die junge Dame die Stücke von dem Fußboden ihres Boudoirs aufsammlte und sie sorgsam auf einen Briefbogen auflebte, in welcher Form sie noch heute die erste aufrichtige Meinung, die sie je erhielt, bewahrt. In der Stille ihres arbeitsreichen Studier-Zimmers sagte Miß Sommerton dann den ersten Voratz, ihr ganzes Leben der Kunst zu weihen. Sie wollte sich die Anerkennung der großen Meister erringen. Und nicht zum wenigsten spornte sie dabei der Gedanke an, auch dem Künstler, der ihre Bilder so schlecht gefunden hatte, einstens Bewunderung abzuwenden.

Aber die wenigsten Menschen leben gerade so, wie sie es sich in einer weisvollen Stunde vornehmen, und Miß Sommerton bildete keine Ausnahme von dieser Regel. So ununterbrochen, wie sie beabsichtigte, arbeitete sie nicht; sie zog sich auch nicht von der Gesellschaft zurück. Doch als sie ein Jahr später wiederum einige in Quebec aufgenommene Skizzen unbekannter Wasserfälle dem Künstler zuschickte, erhielt sie einen so freundlichen Ermunterungsbrief als Antwort, wie sie ihn nicht erhofft hatte. Der Künstler erinnerte sich der früheren Skizzen und freute sich über den großen Fortschritt der Senderin. Wenn die Zeichnungen der Wasserfälle der Wirklichkeit entsprächen, würde er diese gern besichtigen. Wo sie sich befänden?

Die Dame war glücklich und stolz auf ihre im nördlichen Quebec gemachte Entdeckung und beschrieb in einem langen Briefe die Wasserfälle und ihre Lage auf das genaueste; ein überaus höflicher Dank für die freundliche Information seitens des Künstlers endete die Correspondenz.

Miß Sommerton's Liebling unter den Wasserfällen war jener mächtige Katarakt des St. Maurice, der eigentliche und größte Shawenegan-Fall. Sie hatte ihn schon ein Dutzend Mal mindestens von den verschiedensten Standpunkten aus skizziert und ihren Freunden davon vorgeschwärmt, d. h. wenn eine so würdevolle junge Dame wie Miß Sommerton überhaupt schwärmen konnte. Auf ihre Empfehlung hin hatten einige Bostoner die Fälle besucht, hatten aber einen weit größeren Eindruck von den Unbequemlichkeiten der Reise als von der Herrlichkeit des Wasserfalles erhalten, sodaß Miß Sommerton beschloß, keine Propaganda mehr für ihre Lieblinge zu machen. Jährlich wallfahrte sie nach St. Maurice und glaubte schließlich schon ein gewisses Privat-Eigentumsrecht auf diesen Strom zu haben, was Mr. Majon stets höchlich belustigte. Sie mißbilligte es entschieden, daß andere die Fälle besuchten, und was das schlimmste war, dort Picnics veranstalteten, deren Ueberreste in Gestalt leerer Weinsflaschen und Sardinenbüchsen ihr künstlerisches Auge noch Tage lang nachher beleidigten. Als sie in diesem Sommer einmal nach Tho Groys gefahren war und dort schon für jeden Tag der Woche eine Picnic-Gesellschaft angemeldet gefunden hatte, war sie umgehend zurückgefahren und hatte Mr. Majon gesagt, sie werde erst wiederkommen, wenn sie die Fälle „für sich“ haben könne.

„Sie erinnern mich an Miß Porter,“ erwiderte ihr der Holzfüßler damals.

„Miß Porter? Wer ist das?“

„Als Miß Porter bei einem Besuch in England von Gladstone gefragt wurde, ob sie die Niagara-Fälle gesehen habe, antwortete sie: Gesehen? Ich besitze sie!“

„Was meinte sie damit? Ich muß gestehen, daß ich die Pointe nicht herausfinde, oder ist es vielleicht gar kein Scherz?“

„Doch, gewiß ist es ein Scherz! Sie müssen meine guten Wiße nicht so kritisch seziern. Sie meinte im Ernst, was sie sagte. Die Familie Porter besaß oder besitzt noch Goat Island nebst dem gegenüber liegenden Ufer, auf dem sich die amerikanischen Fälle befinden. Der Scherz, — ich erkläre zu ungerm Scherz, besonders einer so hübschen Bostonerin, wie Sie es sind, — ist der lächerliche Gedanke, daß irgend ein Mensch etwas, wie die Niagara-Fälle, sein ausschließliches Eigentum nennt. Aber ich glaube, daß Sie das auch fertig brächten; das glaube ich wirklich!“

„Besten Dank, Mr. Majon!“

„Ich mußte ja, daß Sie mir dankbar für die Erklärung sein würden. Nun will ich Ihnen einen Vorschlag machen: Wenden Sie sich an die canadische Regierung behufs Verkaufs des Shawenegan-Falles. Ich glaube, daß sie ihn für eine beträchtliche Summe geben würde, da sie ihn nur als Hindernis der Schifffahrt betrachtet, welches sie noch obendrein veranlaßt hat, mehrere tausend Dollars für einen Holzdamn auszugeben.“

„Wenn mir der Shawenegan gehörte, würde ich zu allererst den Holzdamn beseitigen lassen.“

„Was? Und damit die Holz-Industrie dieser Gegend zerstören? Nein, das thäten Sie ja doch nicht! Wenn Sie wirklich daran dächten, will ich Sie nur vorher warnen, daß ich mich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln diesem Projecte widersetzen werde. Sie müßten im Gehörtheil der Regierung sagen, daß Sie beabsichtigen, die Industrie dieser Gegend durch den Bau einer Sägemühle zu heben!“

„Einer Sägemühle?“

„Ja, warum nicht? Ich habe selber schon oft die Idee gehabt, dort eine Mühle zu bauen. Es ist doch jammerschade, solch herrliche Wasserkraft unbenutzt zu lassen!“

„Sie würden doch nicht im Ernst daran denken, Mr. Majon, einen derartigen Frevel zu begehen?“

„Frevel! Nun, das ist gut! Ich sage Ihnen, daß derjenige, welcher dort eine Sägemühle errichtet, wo nie vorher eine gestanden hat, ein Wohlthäter seiner Mitmenschen ist. Lehrt man in Boston keine Social-Defonomie? Ich dachte, Sie hätten Sägemühlen gern? Sie haben doch ein hübsches Bild von der, die unten am Strome steht, gemacht?“

„Die ist so malerisch, weil sie alt und zerfallen ist, darum bewundere ich sie; aber eine in Thätigkeit begriffene Sägemühle finde ich entsetzlich.“

„Nun, wie wär's, wenn Sie demnach heute an die Fälle fähren? Ich versichere Sie, daß Sie eine höchst exklusive Gesellschaft dort vorfinden. Es ist sogar ein hoher Regierungs-Beamter dabei, denken Sie nur!“

„Das kann mich wenig verlocken. Ich will die Shawenegan-Fälle sehen und nicht eine biertrinkende Picnic-Gesellschaft.“

„Sie thun den Leuten wirklich Unrecht, Miß Sommerton; heute ist ja die Champagner-Gesellschaft an der Reihe; die Biergesellschaft ist erst morgen fällig.“

„Ganz gleich, das Princip ist dasselbe!“

„Aber die Kosten sind es nicht! Wenn ich mich übrigens recht besinne, war da neulich eine junge Dame aus Neu-England, die sich ihr Frühstück auch an die Wasserfälle mitnahm. Ich erzähle Ihnen das nur so als Erfahrung, die ich gemacht habe, verstehen Sie mich recht!“

„Gewiß! Ich nahm mein Frühstück mit; das thue ich immer und würde es auch heute thun, wenn ich hinauffähre und Mrs. Majon mir einige Sandwiches gäbe, — nicht wahr, Mrs. Majon, das thäten Sie?“

„Sie sollten augenblicklich fertig sein, wenn Sie nur hierbleiben wollten, Eva!“ erwiderte die Angeredete, die während dieses Gesprächs das Zimmer betreten hatte.

„Ich habe gegen das Frühstück an sich nichts einzuwenden. Nur finde ich es empörend, lediglich um dort zu frühstücken, zu den Fällen zu fahren. Ich gehe der Landschaft wegen, und das Frühstück ist Nebensache.“

„Wissen Sie,“ ipottete Ed, „was wir machen wollen, wenn Sie die Fälle gekauft haben? Wir wollen einen Trupp Wilder an der Landungsstelle positioniren, die keinen landen lassen dürfen, der seine Bewunderung über den großen Katarakt nicht genügend ausdrückt. Zu diesem Zwecke erhalten die Wilden von Ihnen eine Liste der erforderlichen Adjectiva, und jeder Besucher, der nicht zum mindesten drei von diesen in Bezug auf die Fälle in verächtlichem Tone ausspricht, muß so lange im Boot bleiben, bis er es gelernt hat.“

„Kehren Sie sich nicht daran, Eva; er will Sie nur ungeduldig machen! Denken Sie, was ich aushalten muß, denn so geht es den ganzen Tag!“ jagte Mrs. Majon.

„Ich fühle mich ungeheuer geschmeichelt, mein Schatz! Du wirst zugeben, daß ich in meinem Hause, so ganz unter uns, unmöglich stets so geistvoll plaudern kann! Das ist nur für Gesellschaft.“

„Aber Mr. Majon,“ warf Miß Sommerton ein, „ich glaube nicht, daß Sie mich als Gesellschaft betrachten; ich hoffe, mich der Freundschaft der Familie Majon zu erfreuen.“

„Das thun Sie auch, ganz gewiß. Die Gesellschaft, die ich meine, war der Regierungs-Beamte, den ich juft, ehe Sie kamen, an das Boot begleitete und davon war nur noch ein bißchen Lebenswürdigkeit bei mir hängen geblieben. Aber nach dem weiten Weg sollten Sie nun doch wirklich lieber hier bleiben!“

„Ach ja,“ bat Mrs. Majon, „Eva, thun Sie das! Bleiben Sie bis zur nächsten Woche bei mir in Three Rivers; dann können Sie ganz allein nach dem Shawenegan fahren. Es ist gerade jetzt sehr hübsch in Three Rivers, und außerdem könnten wir auf einen Tag zum shopping nach Montreal hinüberfahren.“

„Wenn ich nur könnte!“

„Selbstverständlich können Sie!“ sagte Majon. „Und denken Sie an die Bonne, mit welcher Sie die in Montreal gekauften Sachen nach Boston schmuggeln würden! Sie müssen zugeben, daß das ein Vergnügen ist, das Sie noch nicht gelostet haben.“

„Ich gebe den Reiz, der darin liegt, gern zu, aber da ich mich mit meinen Freunden, von denen ich mich nur auf diesen Tag beurlaubt habe, für heute Abend und morgen früh in Quebec verabredete, kann ich leider durchaus nicht bleiben. Doch im Herbst, wenn es für Picnics zu spät ist, will ich wiederkommen, dann muß ich aber ein Canoe für mich ganz allein haben!“

Als der Wagen mit Miß Sommerton um die Ecke verschwunden war und Mr. und Mrs. Majon nach dem Hause zurückgefahren, meinte die Dame: „Was für ein eigenartiges Mädchen die Eva ist!“

„Sehr eigenartig! Findest Du nicht, daß sie ein ganz klein wenig egoistisch ist?“

„Egoistisch? Eva Sommerton? Wie kommst Du nur auf diese Idee? Weißt Du nicht mehr, wie lebenswürdig sie gegen mich war, als ich sie in Boston besuchte?“

„Wer könnte gegen Dich anders als lebenswürdig sein, mein Schatz? Ich selber wäre es gewesen, wenn ich Dich dort getroffen hätte.“

„Aber Ed, mach' Dich nicht lächerlich!“

„Das ist also lächerlich, wenn man gegen seine eigene Frau lebenswürdig ist? Nur sieh' mal, Eva's Entrüstung über jemand, der mit ihr zugleich die Wasserfälle besucht, ichen mir, — nun natürlich nicht mir selber, sondern mir, wenn ich als Fremder urtheile, — ein bißchen sehr egoistisch zu sein.“

„Oh, Du verstehst sie nicht! Sie hat ein künstlerisches Temperament, und daher ist ihr Wunsch, allein zu sein, ganz berechtigt. Wenn sie also wieder kommt, Ed, mußt Du das Canoe für sie allein reserviren; vergiß das, bitte, nicht, wie Du sonst das meiste, was ich Dir sage, zu vergessen pflegst. Du kannst dann allen Leuten, die an demselben Tage fahren wollen, sagen, daß die Boote reparirt würden.“

„Das wird sich finden!“ entgegnete er.

„Aber Ed, sei so freundlich, daran zu denken, daß ich im Winter auf einige Wochen nach Boston reisen will.“

„Aha, so steht die Sache! Also nicht nur Philanthropie!“

„Unfinn! Das Canoe soll bereit liegen, weiter will ich nichts.“

Als Mrs. Majon zu Beginn des Herbstes Miß Sommerton's Brief empfing, in welchem die junge Dame ihren Besuch für den und den Tag ankündigte, gab sie diesen ihrem Mann, ihn an sein gegebenes Versprechen erinnernd. Da der Tag erst in einigen Wochen war und Ed Majon sich niemals eher den Kopf über eine Sache zerbrach, als bis er ihr gegenüber stand, steckte er den Brief in die Tasche und dachte nicht eher an diese Angelegenheit, bis er an jenem schönen Herbst-Nachmittage, zu der Zeit da unser erstes Kapitel spielt, seine Gattin in Begleitung von Miß Sommerton ankommen sah.

Die junge Dame, die Mr. Majon für einen der glücklichsten Menschen hielt, durchzuckte heute bei seinem Anblick der Gedanke, ob dieser lebenswürdig-joviale Mann nicht doch eine heimlich an ihm nagende Sorge hätte, von der die Welt nichts ahnte.

„Aber Ed,“ rief auch Mrs. Majon aus, „Du siehst krank aus; fehlt Dir etwas?“

„Nein, nein, es ist nichts, so gut wie nichts! Ein kleiner Geschäftsräger, das ist alles.“

„Ist etwas Schlimmes vorgekommen?“

„O nein, bewahre!“

„Hast Du mit den Leuten Keger gehabt?“ beharrte die bejorgte Gattin.

„Nein, nicht mit den Leuten!“ erwiderte der unglückliche Mr. Majon, dem dieses Verhör den Angstschweiß auf die Stirn trieb.

„O, Mr. Majon, ich fürchte zu unrechtlicher Zeit gekommen zu sein! Wenn dem so ist, scheuen Sie sich nicht, es mir zu sagen; aber wenn ich Ihnen irgendwie von Nutzen sein kann, so wissen Sie, daß ich gern dazu bereit bin,“ sagte Eva.

„Sie kommen sehr gelegen,“ erwiderte der Holzfüßler, „und sind mir, wie stets, von Herzen willkommen. Wenn ich Ihrer Hilfe bedürfen sollte, was leicht möglich sein kann, dann werde ich Sie an Ihr Versprechen erinnern.“

Damit er die Aussprache mit seiner Gattin so lange als irgend möglich hinausschiebe, ging Majon nach dem Stall, um zu sehen, ob dort alles in Ordnung sei. Der Stallknecht wunderte sich ob der ungeheuren Sorgfalt, mit der sein Herr juft heute inspicierte. Allein, man kann eine unvermeidliche Krise noch so lange aufschieben, schließlich muß sie doch überwunden werden. Mit dieser Erkenntniß begab sich Mr. Majon bangen Herzens nach dem Hause zurück, wo ihn seine Gattin voller Ungeduld erwartete.

„Also Ed, um was handelt es sich?“ begann sie die Verhandlung, nachdem sie zuvor die Thür sorgfältig geschlossen hatte.

„Wo ist Miß Sommerton?“ war Majon's unbefriedigende Gegenrede.

„Auf ihrem Zimmer. Ed, befreie mich aus dieser Unge-wißheit! Was giebt's?“

„Bestimmst Du Dich auf John Trenton, der im Sommer bei uns war?“

„Ja, Du sprachst viel von ihm. Ich war damals nicht hier, weißt Du.“

„Ganz recht! Siehst Du, dieser Trenton ist ein netter Kerl, wirklich ein ganz besonders netter Kerl, d. h. für einen Engländer.“

„Und was hat Trenton hiermit zu thun?“

„Alles, mein Schatz, alles!“

„Ah! Ich verstehe! Trenton besuchte die Shawenegan-Fälle?“

„Jawohl!“

„Und möchte sie zum zweiten Male sehen?“

„Jawohl.“

„Und Du hast ihm das Canoe für morgen versprochen?“

„Die Klugheit einer Frau ist das wunderbarste, was es auf Erden giebt.“

„Es ist nicht halb so wunderbar, wie die Nachlässigkeit, (um nicht zu sagen die Dummheit) eines Mannes!“

„Weien Dank, Jenny, für Dein Jarzeitgehl, obgleich ich glaube, daß ich mich besser fühlen würde, wenn Du nicht so großmüthig wärst!“

„Nun, und was willst Du machen?“

„Ja, siehst Du, mein Schatz, mit dieser selben Frage habe ich meinen Kopf seit der letzten Viertelstunde zermartert. Und was thätest Du in meiner Lage?“

„Ich könnte garnicht in solche Lage gerathen.“

„Ja, das ist wahr, Jenny. Entschuldige, daß ich die Möglichkeit dieses Falles voraussetzte. Ich glaube fest, daß diese Sorge mein Gehirn ein bißchen angegriffen hat. Aber was würdest Du Deinem Manne, — wenn eine so vernünftige Frau überhaupt einen Mann haben kann, der sich in solche Lage bringt, — nun raten?“

„Ich bitte Dich, Ed, laß den Scherz! Es ist zu ernsthaft.“

„Mein Schatz, kein Mensch kann den Ernst dieser Sachlage tiefer erfassen, als ich es thue. Ich habe das Gefühl, das Mark Twain empfand, als er die Geschichte schrieb, die er zu keinem Ende bringen konnte. Ich habe die Sache auf einen Punkt gebracht, von dem aus sie nicht weiter zu bringen ist. Jeder Ausweg scheint versperrt. Wenn sich Miß Sommerton doch mit zehntausend Fuß feinsten Holzes abfinden ließe!“

„Wenn Du nicht vernünftig sprechen kannst, Ed, habe ich Dir nichts mehr zu sagen!“

„Die Sache ist mir über den Kopf gewachsen. Ich bitte Dich, Jenny, wende Dich nicht von mir ab. Ich werde mit Trenton sprechen; er wird nichts dagegen haben, daß Miß Sommerton mitfährt, ich glaube fast, daß es ihm ganz angenehm sein wird.“

„Um Himmelswillen, Ed, weiter bist Du noch nicht? Ueber Mr. Trenton braucht man sich doch nicht zu beunruhigen, mit dem werden wir schon fertig werden; aber Eva! Da liegt die Schwierigkeit. Denkst Du, sie würde das Canoe besteigen, wenn sie sich dafür bei einem Fremden bedanken müßte? Kannst Du Mr. Trenton nicht veranlassen, seinen Besuch auf übermorgen zu verschieben?“

„Nein, das geht nicht! Denn er will sich tags darauf einschiffen. Außerdem hat er meine schriftliche Zusage, während Miß Sommerton keinen schriftlichen Beweis erbringen kann, falls diese Sache vor Gericht kommen sollte. Sieh' mal, Jenny, ich wußte doch nicht, daß die beiden gerade dasselbe Datum geschrieben hatten, und schrieb deshalb an Trenton —“

„Aber Ed! Du versuchst noch, Dich herauszureden! Du wußtest doch, daß Du Eva's Brief in der Tasche hattest. Für diese Vergeßlichkeit giebt es keine Entschuldigung!“

„Ja, Jenny, Du hast ganz recht. Aber da nun ich einmal in der Patzschke sitze, muß ich doch versuchen, wieder herauszukommen!“

„Dazu weiß ich nur ein einziges Mittel. Miß Sommerton muß denken, daß das Canoe ihr gehört und sie Mr. Trenton nur aus Großmüth mitfahren läßt, und Du mußt sie darum bitten, daß sie es thue.“

„Willst Du nicht die Bitte übernehmen, Jenny?“

„Nein, das will ich nicht! Deine einzige Chance liegt in der Ungeächlichkeit, mit der Du Deine Bitte vorbringen wirst, sodaß Eva Mitleid mit Dir haben und Dir deshalb Deine Bitte erfüllen wird.“

„O, wenn der Erfolg in der Ungeächlichkeit liegt, dann werde ich schon fertig werden.“

„Sei nicht allzu sicher, Ed! Ich vermute, daß Trenton morgen bei Tagesanbruch hier ist. Ich werde Eva jetzt bitten, herunterzukommen.“

„Du brauchst Dich meinetwegen nicht so sehr zu beeilen, Jenny. Ich möchte noch einige Minuten Zeit haben, um mich zu sammeln. Selbst einem Mörder giebt man Zeit!“

„Je schneller diese Sache erledigt wird, desto besser ist es, Ed.“

„Vielleicht hast Du recht,“ murmelte Majon mit einem tiefen Seufzer. „Laß das Opfer beginnen, Jenny!“

Mrs. Majon ging auf die Treppe und rief hinauf: „Liebste Eva, kommen Sie doch, bitte, ein Augenblickchen herunter. Sie sollen uns aus einer Verlegenheit befreien.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Rachdruck auch im einzelnen unterjagt. — Die Zeilenspalten hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die beschlagnahmten Fragen hin.

Geselligkeit.

Blumen- und Dessert-Arrangements für die Festtafel. — Frohe Festtage, dem Ausruhen und der heiteren Geselligkeit bestimmt, folgen den Schaffens für die Weih-



„Schönste Poinsettie“ (Weihnachtsstern).

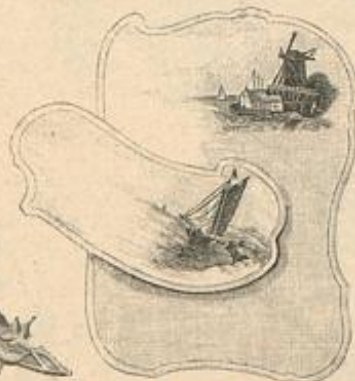
womit wir andere, und andere uns erfreuen, kommt jetzt zur rechten Geltung, und in die Freude über das Voll-

brachte mischen sich Pläne für neu zu Schaffendes, denn der Be- thätigungsantrieb ist uns modernen Menschentindern nun ein- mal in Fleisch und Blut übergegangen. Wie wundervolle Geräte zum Schmuck der modernen Festtafel uns auch die Industrie liefert, so streben wir doch danach, eigene Geschicklichkeit und Erfindung zu verwerthen. An dem kleinen Kübel aus getriebener Alfe- nide (9 cm hoch) befhätigt sich erstere freilich nur in dem Arrangement von allerlei Blumen und Blattwerk. So duftig und leicht wie möglich, ist hier die Lösung, und deshalb wurden vorwiegend Sellaginellen und feines Frauenhaar gewählt. Sechs gleich geformte und über- einstimmend decorirte Kübel sollen die Festtafel zieren, die dafür jeden andern Schmuck entbehren kann. — Leicht selbst zu fertigen ist die Dessert-Decoration in Form eines Palmenbaumes. Ein unge- fähr 1/2 m hoher, glatter Holzstab bildet den Stamm. Für die Blätter hat man, je nach der Größe, 7-22 cm lange, lanzett- förmig geschnittene Stücke Krepp-Papier über einen dünnen Draht der Länge nach doppelt zusammen zu biegen und mit Gummi fest zu kleben; mittelst feinen Blumendrahtes werden dieselben dann so an dem Stamme befestigt, daß die kürzeren oben und unten, die längeren in der Mitte stehen. Streifen von Krepp-Papier um- hüllen den Stamm und decken den Blattansatz. Die Früchte des Baumes imitiren Chocolade-Kugeln, in Staniol eingehüllt, die man mit Draht genau in der Art anbringt, wie die Datteln wachsen. Um dem schlanken Gewächs Halt zu geben, ist es not- wendig, den Stamm in einen festen runden Holzfuß einzuleimen. Sodann stellt man ihn in die Mitte eines runden Tablets auf zierliche Unterlage aus Spitzenpapier und häuft Datteln mit Marzi- pan-Füllung, grüne Mandeln und Bananen aus Confect-Masse, also ganz ausschließlich südliche Früchte, wie sie zu einer Palme passen, um den Stamm. — Echt weihnachtlichen Charakter trägt ein anderes Dessert-Arrangement. Hier wächst

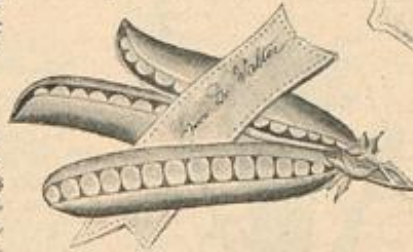
Genre geltend, und gar wirkungsvoll erscheint auf dem weißen, porzellanartig glatten Carton-Grunde der dunkelblaue Druck, den kunstgeübte Hände durch Aquarell-Malerei erflehen. An unseren Vorklagen zeigt die Form zierliche Rococo-Schweifungen. — Immer wieder lehren Blumen-Motive, so in zwei Marguerites aus Carton, die zu beiden Seiten über den Rand des Weinglases hängen, verbunden durch einen Carton-Streifen mit dem Na- men des betreffenden Gastes. Noch origineller präsentirt sich das kleine, auf dem Glase thronende Blumensträußlein; hier wird der Name der großen Blüthe aufgeschrieben, in die das Per- fümchen die Hände wie in einen Ruff steckt. — Eine ganze Sammlung kleiner, je 5 1/2 cm im Quadrat großer Kärtchen, deren erste den Namen des Tischgastes trägt, vereinigt sich, über einander gelegt, zu einer einzigen, 14 cm langen Karte. Die Decors sind mit der Feder auf braunes Car-



Tischkarte mit geprechten Blumen.



Fisch- und Menu-Karte im Delfter Geschmack.



Tischkarte mit Federzeichnung.



Tischkarte mit Federzeichnung.

ton-Papier gezeich- net; ganz gut könnte man auch jedes der Quadrate etwas ver- größert, als selb- ständige Karte ver- wenden. Gleichfalls mit der Feder auf braunem Grund ge- zeichnet sind die Erbsenschoten, zwis- chen die sich ein weißer Papierstreifen mit Namenszug schiebt. — Hübsch ist die Idee, natürliche, gepreßte Blumen zum Schmuck von Tischkarten zu verwenden, wie es hier mit Veilchen geschehen ist, die einer glatten Karte auf- geklebt wurden. Die Karte selbst scheint auf einem Zweige von Eichenblättern zu liegen, die durchbrochen gepreßt sind und wie „ausgebüßet“ wirken. — Veilchen zeigt auch ein anderes Kärt- chen, und zwar in der bekannten Papier-Kitarbeit, die durch Einschneiden der Contouren das Muster im flachen Relief her- aushebt. Harmonisch paßt sich dem Motiv der mattviolette Ton des Cartons an. — Schließlich darf unter dieser Sammlung von Tischkarten auch das glückbringende Kleeblatt nicht fehlen! Das- selbe ist aus zart grünlichem Carton geschnitten und mit schma- lem Goldrand umgeben. — Die fünf zuletzt beschriebenen

Mehl, 200 g Zucker, 4 Eidotter, 2 ganze Eier, 2 Eßlöffel Butter werden zu einem Teige verarbeitet, dick ausgerollt und in kleine Würfel geschnitten, die man in Fett gelbbraun bädt. Dann läßt man 875 g Zucker in etwas Rosenwasser schmelzen (nicht tochen) und giebt hinzu: 100 g kleinwürfelig geschnittene Orangen- Schale, die zerschnittene Schale einer frischen Citrone, 70 g süße, 30 g bittere, in Streifen geschnittene Mandeln, 15 g gestoßenen Zimmt, 8 g Kellen, 6 g Cardamom, das Gewürz fein ge- stoßen, und vermischt alles mit den Teigwürfeln. Nun preßt man die Masse fest in eine erwärmte, mit weißem Wachs ausgefritzte Form, läßt sie erkalten und stürzt den Kuchen ungebacken auf eine Schüssel.

Versehene Sandwich-Recepte. — 1. Amerikanische Sandwiches. Zwischen zwei gleiche, feine Weißbrotschnitten wird nachstehende Mischung gestrichen und mit einem Scheibchen Kalbs- oder Hühnerbraten belegt: Etwa 125 g gekochter Schinken, 1/2 Theelöffel Senfpulver 1 Messerspitze Cayenne-Pfeffer und 100 g schaumig geschlagene Butter, gut durcheinander gerührt.



Glücksklee als Tischkarte.



Tischkarte mit Papier-Kitarbeit.

Fleisch und vermischt alles gut. Kalt gestellt, wird die Masse steif und läßt sich auf geröstete Semmel- scheiben streichen.

4. Käse-Sandwiches. 90 g Schweizer- oder Holländer-Käse, in kleine Stücke geschnitten, mit 30 g Butter, 1 Theelöffel englischen Senf und 2 entgräteten Sardellen zu Brei gerührt, auf geröstete Brotschnitten gestrichen, mit feinen Scheibchen Schin- ken oder Rauchfleisch belegt und mit gleichen Brot- schnitten bedeckt.

5. Königin-Sandwiches (sehr fein). 6 Sar- binen gehäutet und entgrätet, mit 4 Eßlöffeln frischer Butter zu Brei vermischt, die Masse dick auf zierliche Weißbrots- oder Graham-Brotscheiben gestrichen, mit einer dicken Lage frischer, gut verlesener Gartentresse überlegt, mit gleich großen Brotschnitten bedeckt, diese leicht angedrückt und das Ganze zierlich zurecht gestutzt.

6. Salat-Sandwiches. Zwischen zwei feine, gebutterte Weißbrotschnit- ten wird eine Lage Brunnen- oder Gartentresse mit dicker Mayonnaise- Sauce gemischt, gelegt.

7. Sellerie- Sandwiches. 2 Messerspitzen Cayenne-Pfeffer, mit dicker, saurer Sahne und ge- riebenem Parmesan-Käse zu einem Brei ver- rührt, auf zier- liche leicht ge- butterte Sem- melcheiben ge- strichen, reichlich mit in Salz- wasser weichge- kochtem feingewiegten Sellerie bestreut und mit einem zweiten Weißbrotscheibchen bedeckt. Diese Sandwiches dürfen nicht lange stehen.

In allen Sandwiches ist das sogenannte „englische“, in großen Würfeln gebackene Weißbrot, 2-3 Tage alt, am geeignetsten und vortheilhaftesten. In der Stadt bekommt man es bei jedem Bäcker, kann es aber auch leicht selbst in der Herdröhre herstellen. v. J.

Versehene Punsch-Recepte. — 1. Warmer Weinpunsch. 4-6 Flaschen Rheinwein werden mit 3/4 Flasche Arak und Zucker, auf jede Flasche ungefähr 125 g, bis zum Kochen erhitzt und dann servirt.

2. Familien-Punsch. 1/2 kg Zucker, auf dem man die Schale von 3 Citronen abgerieben, wird mit 2 Tassenbpfen voll heißem Wasser aufgelöst, der Saft von 5 Citronen, 1/2 l Arak und 1 1/4 l schwacher, tochenheißer Thee hinzugegossen.

3. Schwedischer Punsch. — 750 g Zucker und 750 g ge- stoßener, weißer Mandeln werden mit 1 1/2 l Wasser gekocht, vom Feuer genommen, 2 Flaschen Arak, 1 Flasche Champagner oder Selter- wasser und der Saft einer Citrone hinzugefügt. Der Punsch wird nach dem Erkalten servirt.

4. Warmer Eierpunsch. — 4 ganze Eier und 8 Eidotter werden in einer großen Gasserole zu Schaum geschlagen; 750 g Stüden- zucker, auf welche die Schale einer Citrone abgerieben worden, giebt man hinzu und schlägt die Mischung so lange, bis sie weißschäumig wird, drückt den Saft von 4 Citronen hinzu, gießt 1/2 l Weiß- wein, 1/4 l Arak und 3/4 l Wasser darauf, läßt das Ganze



Tischkarten im Rococo-Geschmack.



Blumen-Decoration für die Festtafel.



Dessert-Arrangement für die Festtafel.



Dessert-Arrangement für die Festtafel.

Karten wurden aus von Freundinnen unseres Blattes als selbst gearbeitet zur Verfügung gestellt, alle andern sind durch die unten angegebenen Firmen zu beziehen. C. C.

Küche.

Knäppelchen. — (Vorzüglich, sehr lange haltbar). 1 Pfd. feines

aus einer Hülle zierlich in Papier- formen gehüllten Confectes pilzartig ein japanischer Papierschirm auf, vom Christkindchen im weißen Watter- gewande gekrönt. Kametta-Fäden hängen an den Stäben des Schirmes hernieder, die süßen Schätze halb verschleiern. C. C.

Menu- und Tischkarten er- scheinen alljährlich in neuen, mehr oder weniger originellen Formen. Auch hier macht sich das Delfter

unter fortwährendem Schlagen so lange auf dem Feuer stehen, bis es in die Höhe steigt, und servirt es dann sogleich. A. S.

Zu Neujahr.

Blumenspenden zu Neujahr. — Die große Gedeckendigkeit der Weihnachtszeit wirkt noch nach, und allerlei kleine Gaben, mehr Zeichen eines freundlichen Gedankens als wirkliche Geschenke, sind zum Neujahrsest an der Tagesordnung. Am liebsten erscheinen sie in Verbindung mit frischen Blumen, eigentlich nur als Vorwand, um diese in hübscher Weise darzubieten zu können. Es ist daher auch die beliebte Verwendung von vorhandenem Material erlaubt, — selbstverständlich aber nur dann, wenn es sich um Geschenke für die allernächsten Freunde und Verwandten handelt. Da läßt sich z. B. eine Blumen-Ampel aus einer runden Fliegenglocke von grün lackirtem Draht herstellen. Nachdem man diese golden bronzirt, werden am Rande in gleichen Zwischenräumen vier Messing-Verzierungen alter Gardinen-Halter befestigt, von denen vier starke Goldschmüre ausgehen, die man oben durch eine Schleife aus frischgrünem Moiré-Bande vereinigt. Mit Schling-Gewächsen, kleinen Schiefblättern u. s. w. bepflanzt, gewährt die Ampel einen gar reizenden Anblick.

Eine andere Ampel, zur Aufnahme abgeschnittener Blumen bestimmt, bietet sich als Arbeit für unsere „basteienden“ Knaben. Drei Einzeltheile aus Laubsäge-Arbeit, 13 cm lang, 4 cm breit, werden durch Leimen an zwei Holzringen befestigt, der obere von 6, der untere von 5 cm Durchmesser; das Ganze umschließt ein matt-roth abgetöntes Biederlackglas. Jedem der drei Trägertheile fügt sich ein Goldblech an, wie es für 20 Pf. das Meter in jeder Eisenhandlung käuflich ist; die Enden verbindet eine Schleife.

Auch die zierliche Blumen-Base aus einem abgetrochnen Champagner-Kelch, dessen Bruchstelle vom Glaser abgeschliffen wurde, ist allerliebste. Das Glas ruht auf einem Gestell aus drei aufrecht stehenden, sich in der Mitte kreuzenden Schlehorn-Zweigen von ziemlich gleicher Länge, die durch seinen Draht recht fest vereinigt werden. Als vierten Fuß wickelt man noch einen kürzeren Zweig dagegen und verbindet dann alle Füße durch Querhölzchen mit einander, um das Feststehen zu sichern. Auch



Blumen-Ampel aus einer Fliegenglocke.



Blumen-Ampel mit Gestell aus Laubsäge-Arbeit.

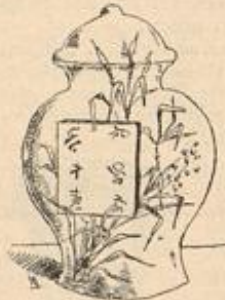
herstellen, indem man je zwei Karten mit der Adressen-Seite zusammenlebt, die Ränder auszackt und die Schrift wiederum je mit Kalenderblättern beklebt. Durch alle sechs Doppellücken werden dann am oberen Rande zwei Löcher gebohrt, wohin durch man ganz schmales Band leitet, das die Blätter zusammenhält und zugleich zum Aufhängen des Kalenders dient. — Ein junger Freund unseres Blattes hat eine besonders originelle Art Glückwunsch-Karten ausgeführt, die dem aktuellen Interesse für China-Japan Rechnung tragen. Die Base und die einfache, darunter liegende Karte sind nur aus weißem Carton geschnitten und mit der Feder ausgezeichnet; an dem Würfel kann auch die Bandschleife aus Carton geschnitten werden, wie an unserer Vorlage, oder man leitet ein winzig schmales Seidenband durch Einschnitte in den Carton und knüpft es zur Schleife. Tauschend ist der Eindruck, den die „chinesische“ Schrift macht. Viel man sie jedoch von seitwärts, so sehen sich die krausen Schriftzeichen sofort in unser geliebtes Deutsch um, und wir überlassen es unseren Lesefreunden, die Lösung dieser Inschriften zu finden. — Noch sei ein zierliches, 17 cm langes Buchzeichen aus Carton erwähnt, mit Blumen geschmückt, mit farbigem Seidenbande durchzogen, dessen Aufschrift: „Die besten Wünsche“, oder „Viel Glück“ es zugleich zur Glückwunschkarte stampeln.



Kalender aus Postkarten mit Ansichten.



Kalender aus Postkarten mit Ansichten.



Glückwunsch-Karten mit chinesischen Schriftzeichen.



Einer Flasche mit Burgunder-Punsch-Essenz wird als Oberkörper ein Riesen-Pfannuchen mittelst zweier Stricknadeln und jenem als Kopf eine Citrone mit einer Hutnadel aufgesteckt; die Arme stellen zwei große Knall-Bombons vor, mittelst Draht an dem Pfannuchen oben rechts und links befestigt. Die so gebildete Figur staltet man nun reich und phantastisch aus, indem man sie zunächst mit grünem, falgigen Roß, lachsfarbenem, reichgerastetem Leberkleid und einer Wiedertaille, alles aus Krepp-Papier, bekleidet; buntschillernde Knall-Bombons fallen vom Gürt herab und schmücken ringsherum das Leberkleid; eine zweifarbige Krause umschließt den Hals, und ein Miniatur-Zuckerhut, unter dem die reiche Vorkenfülle aus gekräuselten Papierstreifen mit Scherz-Devisen hervorquillt, bedeckt den Citronentopf mit seinem Gewürznagel-Gesichtchen. In einer Hand trägt die kleine Dame ein Körbchen mit allerlei Tratsen für die zwölfte Stunde, u. a. zwei Ruchschalen mit eingeklebten Lichtchen, Frage- und Antwort-Zetteln, einen Schlüssel und Blei zum Gießen, in der anderen Hand auch gleich den Löffel hierzu. — Das Blündern all dieser Herrlichkeiten ist ein ganz besonderes Vergnügen, und die Devisen bieten prächtige Gelegenheiten, die poetische Ader fließen, sein Licht leuchten zu lassen. Die Industrie erweist sich jedoch auch hier, wie immer, hilfreich.



Glückwunsch-Karte als Buchzeichen.

Kalender und Glückwunsch-Karten. — Allerliebste Kalender lassen sich aus den Postkarten mit Ansichten herstellen, zu deren Verwendung wir schon verschiedentlich Anregung gegeben haben. Man beklebe ein schmales Leinenstück auf beiden Seiten mit sechs solcher Karten und fasse den so entstandenen Streifen mit Band ein, das, nach oben auslaufend, zugleich die Schleife zum Anhängen bildet. Die beschriebene Theile der Karten hat man zuerst sorgfältig mit weißem Papier und darüber mit den Blättern aus einem kleinen Taschenkalendar beklebt. Noch einfacher läßt sich ein anderer Kalender

kaufte ich bei Pohl u. Weber, Berlin S. Dreßdenerstr. 79; Gießlöffel und Blei: bei J. Ravené u. Co., C. Stralauerstraße 28/29; Burgunder-Punsch-Essen; bei J. G. F. Schwabe, W. Leipzigerstr. 112; Miniatur-Zuckerhut: bei Hartwig und Vogel, W. Friedrichstr. 187. A. S.

Gärtnerei.

Die „schönste Poinsettie“ (siehe die Darstellung S. 3), im Volksmunde „Weihnachtsstern“ genannt, trägt ihren Gattungsnamen nach dem Amerika-Reisenden Poinsette, der sie im Jahre 1828 in Mexico auffand. Sie gehört zur Familie der Wolfsmilch-Gewächse, deren meiste Arten in den Tropen vorkommen. Dort, z. B. schon in Cairo, wachsen diese „Weihnachtssterne“ gleich Riesenbüschen, höher als unser Jasmin, während sie in unseren nördlichen Regionen nur Stengel von etwa 1-2 m Höhe treiben, aus denen bei der kleinsten Berührung jener weiße Milchsaft hervorquillt, der für die Wolfsmilch-Gewächse charakteristisch ist, und der Familie auch ihren deutschen Namen eingetragen hat.

Die abwechselnd stehenden, dünnen, gelbgrün gefärbten Blätter sind eiförmig. Ueber denselben beginnen sich vom Spätherbst an in allen Spizzen der Triebe die grünlich gefärbten, ganz unscheinbaren Blüthen zu entwickeln; doch nicht diese sind es, die der Poinsettie ihren hervorragenden Schmuckwerth verleihen, sondern die prächtigen, feurig roth gefärbten Hüllblätter, wissenschaftlich Brakteen genannt, die dichtgedrängt und strahlenförmig die Blumen umgeben. Der Laie hält stets diesen Hüllblätter-Kranz für die Blumenblätter, die eigentlichen Blumen dagegen nur für Griffel und Staubgefäße. Wenn die kugeligten, grünen Blüthen der Poinsettie schon ziemlich entwickelt sind, gewöhnlich in den ersten December-Tagen, beginnen erst die Brakteen Farbe anzunehmen und auszuwachsen. Am Fenster einer nicht zu warmen, sonnig gelegenen Stube nehmen nun die Hüllblätter bei regelmäßiger Bewässerung und öfterer schwachen Dünung von Tag zu Tag an Größe zu, bis sie gegen Weihnachten ihre vollständige Entwicklung erlangt haben. Drei bis vier Wochen erhält sich jetzt die Pflanze in voller Schönheit, dann beginnen Brakteen und Blätter abzufallen, und bald steht der kleine Strauch, den man vorher schon spärlicher gegossen hatte, völlig kahl. Die Poinsettie ist nun in die Winterruhe eingetreten, sie wird deshalb völlig trocken gehalten und auf den Schrank einer kühlen, aber frostfreien Stube gestellt. Hier verbleibt die nur sehr selten einmal angefeuchtete Pflanze bis zum April, denn erst dann ist ihre spät begonnene Winterruhe beendet. Wir fangen nun an, die Töpfe wieder mäßig zu gießen, stellen sie an das Fenster des Wohnzimmers, schneiden die vorjährigen Triebe kräftig zurück und warten, bis junge Zweige aus den schlummernden Augen hervortreten. Ist dieser Zeitpunkt gekommen, dann werden die Poinsettien in gute, mit Sand und etwas altem Lehm vermischte Mistbeet-Erde umgepflanzt.

Trotz ihres fremdartigen Aussehens gehört die „schönste Poinsettie“ zu den besten Zimmerpflanzen und stattlichsten Winterblüheren. Die Pflanze kann während des ganzen Sommers auf dem Blumenbrett vor dem Fenster oder im Garten in voller Sonne gepflegt werden, und sie begnügt sich wiederum zur Blüthezeit mit mäßiger Zimmerwärme. So sei denn diese schöne Weihnachtsblume, die sich zwar nicht durch Wohlgeruch auszeichnet, aber durch leuchtende Farbe und einen gewissen märchenhaften Reiz besticht, als Winterblüherin bestens empfohlen. Max Heßdorffer.



Punchdame als Schwester-Scherz.

Bezugsquellen:

- Tischkarten: Blumenkarten, Tischkarte und Menu im Feinster Geschmack, Preiszeichen: H. Schlittermann, C. Seydelstraße 14. Tischkarte in Papier-Arbeit: Fr. G. A. Wagner, Berlin-Schöneberg, Koburgerstr. 6. Tischkarten mit gepressten und getrockneten Blumen: Fr. G. Kühnemann, Magdeburg, Breiter Weg 262. Blumenstängel in silberner: H. Hirschwald, Hohenschöllern-Rauschau, W. Leipzigerstr. 117/118.

„Schönste Poinsettie“: G. Schmidt, Frankfurt. Punchdame: Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstraße 111. Commissionen nach Abb. aus dem Leserkreise: Fr. A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Nachdruck verboten.

In Canada.

Novelle von Robert Barr.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Jeanne Friedländer in Berlin.

(1. Fortsetzung.)

it dem lieblichsten Lächeln auf den Lippen erschien Miß Sommerton gleich darauf, ihr Kleid, das sie mit dem Reifkleid vertauscht hatte, mit der Hand glättend. Sie näherte sich, edles Mitgefühl in den Augen, Majon, dem sie in diesem Augenblick so schön erschien, wie — nun, wie nur seine eigene Gattin ihm als Braut erschienen war. Ihre ganze steife Würde als Bostonerin schien Eva Sommerton mit dem Reifkleid zugleich abgelegt zu haben.

„O, Mr. Majon,“ sagte sie herzlich, „es thut mir zu leid, daß Sie irgend welchen Kummer haben. Ich hoffe nur, daß ich Ihnen wirklich helfen kann!“

„Das können Sie in der That, Miß Eva. Ihr freundliches Mitgefühl hat schon jetzt die Hälfte meines Kummers vertrieben, und ich bitte Sie nun, mir Ihre Hilfe zur Vertreibung der anderen Hälfte nicht zu versagen.“

Ein verstoßener Blick auf das Gesicht seiner Gattin ermutigte Majon, in diesem scheinbar aufrichtigen Tone fortzufahren.

„Miß Sommerton, ich sehe Sie an, mir zu helfen, ich gebe mich Ihrer Gnade anheim!“

Ein leichtes Stirnrunzeln der gnädigen Frau belehrte den armen Sünder, daß er wohl zu eifrig stehe.

Um die Wahrheit zu sagen, hat meine Frau —

Diese räusperte sich hier entschieden mißbilligend, sodas Majon sich unterbrach und sich nervös mit der Hand über die Stirn strich.

„Gegen Sie sich meinerseits keinen Zwang auf, Mr. Majon,“ sagte Miß Sommerton, „wenn Sie es mir lieber nicht sagen möchten.“

„O nein, ich muß es Ihnen sagen, Sie müssen es wissen!“

Er blickte zu seiner Frau hinüber, doch keine Rettung winkte dort; so stürzte er sich kopfüber in das Wagniß.

„Also, die Wahrheit ist, daß einer meiner Freunde morgen an die Shawenegan fahren möchte, und da er sich übermorgen nach Europa einschifft, hat er keinen anderen Tag mehr dazu frei.“

Die Bostoner Gemessenheit kehrte plötzlich zurück.

„O, wenn es weiter nichts ist, — darüber hätten Sie sich keine Sorge zu machen brauchen! Ich kann ja meinen Besuch aufschieben.“

„Ja, können Sie das?“ rief Majon freudestrahlend.

Mit einem tiefen Seufzer der Verzweiflung sank Mrs. Majon in einen Sessel, während ihr unverbesserlicher Gatte außerordentlich diplomatisch zu sein glaubte, indem er sagte: „Dann werden Sie dieses Mal nicht von Ihren Freunden in Quebec erwartet und können einige Tage bei uns bleiben?“

„Eva's Freunde sind in Montreal und erwarten sie dort,“ warf Mrs. Majon ein, „sie kann nicht bleiben.“

„Ach, dann — dann ist morgen Ihr einziger freier Tag?“

Aber das macht ja gar nichts aus, Mr. Majon! Ich verschiebe meinen Besuch mit dem größten Vergnügen, um Ihrem Freunde, — nein, nein,“ verbesserte sie sich schnell, als sie Majon's hülfesuchenden Blick wahrte, „um Ihnen, Mr. Majon, gefällig zu sein. Nun, bin ich nicht gut?“

„Nein, Sie sind grausam,“ entgegnete Majon. „Sie fahren morgen nach den Wasserfällen, ich besterhe darauf!“ Es ist abgemacht, das Canoe steht zu Ihrer Verfügung.“ Ermunternd nickte ihm seine Gattin zu. „Wenn Sie mich peinigern wollen, weigern Sie sich zu fahren; wenn Sie mir aber einen Gefallen thun wollen, dann lassen Sie meinen Freund in Ihrem Canoe mitfahren!“

„Wie? Allein mit einem Fremden fahren?“ rief Miß Sommerton eifrig.

„Nein, nicht allein; die Wilden sind ja dabei!“

„Glaubten Sie vielleicht, daß ich mein Canoe selber rudern würde?“

„Nun, Sie sahen mir ganz danach aus, als könnten Sie Ihr Schiffschen selber lenken!“

„Aber Edward!“ warf Mrs. Majon ein.

„Er möchte so gern einige Aufnahmen von den Wasserfällen machen und —“

„Aufnahmen? Aber Ed, Du sagtest mir doch, er sei Künstler?“

„Ist ein Photograph kein Künstler?“

„Du weißt ebenso gut wie ich, daß er es nicht ist.“

„Aber, mein Schatz, sie nennen sich doch alle Künstler! Doch beruhigen Sie sich, meine Damen! Er ist ein Amateur-Photograph; ein solcher ist doch nicht so schlimm, wie ein professioneller, nicht wahr, Miß Sommerton?“

„Schlimmer; denn ein professioneller macht wenigstens gute Bilder!“

„Er ist ein älterer Herr und —“

„O, wenn er das ist,“ rief Miß Sommerton, „dann ist die Sache erledigt, dann mag er kommen. Ich glaube, es sei irgend so ein junger Amateur.“

„Nein, ganz ältlich. Sein Haar ist grau, sehr stark melirt wenigstens.“

Die Falten auf Miß Sommerton's Stirn glätteten sich, und ihr entzündendes Lächeln erschien wieder, welches das Herz des armen Majon wahrhaft erquickte. Er verglich es im stillen mit dem herrlichen Schauspiel, das die Sonne am Morgen bietet, wenn sie die Wolken durchbricht.

„Ich bin doch wirklich sehr selbstständig gewesen, Mr. Majon; das müssen Sie mir verzeihen. Wie lächerlich, daß Sie um einen Sitz in Ihrem eigenen Boot so bitten mußten!“

„Nein, nein, es ist ja Ihr Canoe, von Mitternacht an wenigstens; da beginnt unser Contract in Gültigkeit zu treten.“

„Das Abkommen scheint mir ein bißchen ungewöhnlich; doch sind wir ja hier in Canada und nicht in Boston. Aber eine Bedingung habe ich noch: Stellen Sie mir diesen Mann nicht vor, damit er keine Unterhaltung anfangen kann, denn ich wünsche, morgen nicht zu sprechen.“

„Herosischer Entschluß!“ murmelte Majon.

Ich möchte also den Herrn nicht eher sehen, als bis ich im Canoe bin. Sie brauchen auch gar nicht dabei zu sein. Mrs. Perrault wird mich hinbegleiten, mit der ich nur Französisch sprechen kann, das er wahrscheinlich nicht versteht.“

„Das ließe sich wohl einrichten.“

„Also abgemacht! Hoffentlich haben wir gutes Wetter zu der Fahrt!“

Mrs. Majon sprang auf und küßte die junge Bostonerin auf die Stirn, während Majon sich vergnügt die Hände rieb und eine Freude empfand, ähnlich der, die ihn als Knaben besetzt hatte, wenn es einen Schulsferientag gab.

„Es ist zu lieb von Ihnen, Eva!“ flüsterte die ältere Dame.

„Nicht der Rede werth,“ gab die jüngere zurück. „Ich hasse diesen Menschen aber, ehe ich ihn gesehen habe!“

III. Kapitel.

Als John Trenton am Dienstag Morgen im Frühstückszimmer erschien, fand er Freund Majon bereits dort. Dieser lebenswürdige Mann schien noch immer an einer kleinen Verstimmung zu leiden, sagte aber nur so nebenher: „Die Damen haben schon gefrühstückt; sie sind mit den Vorbereitungen zur Fahrt beschäftigt. Wir zwei können daher noch gemütlich plaudern, bis ich Sie an das Boot begleite.“

Nach dem Frühstück gingen sie miteinander an den Strom, wo das Boot mit den beiden Rudern bereit lag. Auf dem Boden des Canoes waren einige Felle ausgebreitet, die bis über die am Rande angebrachten Bretter reichten, welche als Lehnen für die niedrigen Sitze dienten.

„Und nun,“ sagte Ed Majon, roth werdend, denn es war ihm unmöglich, eine Nothlüge ohne Jögern auszusprechen, „muß ich mich nach meinem Arbeiter umsehen, der heute früh in der Sägemühle erheblich verletzt wurde. Sie sollten nur in dem Canoe Platz nehmen und so Ihren Passagier erwarten, der wahrscheinlich, wie alle Damen, nicht allzu pünktlich sein wird. Segen Sie sich auf den hinteren Sitz, da Sie der Schwerere von beiden sind. Ich hoffe, Sie wissen noch, was ich Ihnen über das Fahren in einem Canoe neulich mittheilte? Steigen Sie vorsichtig ein; während diese beiden Leute es festhalten, setzen Sie sich mit ebensolcher Vorsicht nieder, und sitzen Sie ruhig, was auch passieren mag. Sie könnten Ihre Camera lieber hier vorn hinlegen.“

„Nein,“ sagte Trenton, „ich behalte sie lieber über der Schulter. Sie ist nicht schwer, und wenn ich sie abnehme, fürchte ich stets, sie liegen zu lassen.“

Trenton bestieg das Boot, und Majon ging davon, mit einem nagenden Schuldbewußsein im Herzen. Es fiel ihm nicht ein, Miß Sommerton ihrer Handlungsweise wegen zu verurtheilen, sondern er schrieb einzig und allein sich selber die Schuld an dieser Verwicklung zu.

John Trenton nahm seine Peise aus der Tasche und stopfte sie. Aber in dem Augenblick, wo er sie anzünden wollte, fiel ihm ein, daß er ja hier auf eine Dame wartete, und mit einem Seufzer der Enttäuschung steckte er die Peise wieder ein.

Es war die schönste Zeit des Jahres. Die Sonne schien noch so warm, wie im Sommer, aber die Blätter hatten schon begonnen sich zu färben, was der Landschaft ein entzückendes Aussehen verlieh.

Jetzt sah Trenton Miß Sommerton, in Begleitung der alten Mrs. Perrault, auf das Boot zukommen. Er wollte aufstehen, um der Dame beim Einsteigen behilflich zu sein, wurde aber von dem einen Ruderer daran verhindert, der ihm auf Französisch zurief: „Bleiben Sie still sitzen, das ist sicherer! Wir helfen der Dame.“

Miß Sommerton sprach eifrig, mit fast übertriebener Schnelligkeit, auf Mrs. Perrault ein, stieg dann leichtfüßig in das Boot und ließ sich, ohne von ihrem Mitreisenden die geringste Notiz zu nehmen, ihm gegenüber nieder. Ihre Bewegungen verriethen dabei die sichere Gewandtheit eines Menschen, dem das Besteigen eines Canoes nichts Neues ist.

Die beiden geschmeidigen Ruderer, der eine im Vorder-, der andere im Hintertheil des Schiffes, ruderten mit schnellen, gewandten Schlägen den Strom hinauf. Trenton konnte nicht umhin, im stillen die große Geschwindigkeit der Leute zu bewundern, welche, dank ihrer genauen Kenntniß des Stromlaufes, alle dessen Launen zu ihrem Vortheil auszunutzen verstanden. Der St. Maurice ist auf dieser Strecke zwischen dem kleinen und dem einige Meilen aufwärts sich befindenden großen Katarakt ungefähr von der Breite einer halben Meile, in deren Mitte sich viele kleine Inseln gebildet haben. Manchmal schoß das Boot geradeüber nach dem anderen Ufer, um sich dort von einem Miniatur-Golfstrom eine Strecke tragen zu lassen, dann wieder fuhren sie in der Mitte des Stromes, ein andermal so nahe am Ufer, daß die herüberhängenden Baumzweige die Gesichter der Fahrennden freisten. Jetzt lehnte sich der Ruderer, der hinter Trenton stand, zu diesem herab und flüsterte: „Sie können jetzt rauchen, wenn Sie Lust dazu haben; der Wind geht stromabwärts.“

Natürlich hatte Trenton Lust zum Rauchen; dabei fiel ihm ein, daß die Bitte um Erlaubniß vielleicht eine Unterhaltung mit der Dame würde eröffnen können; denn, obgleich er auch ein Freund gelegentlichen Schweigens war, schien es ihm doch zu unnatürlich, daß sich zwei Leute stundenlang gegenüber sitzen sollten, ohne ein Wort miteinander zu reden.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, meine Gnädige,“ begann er, „daß ich mir die Frage erlaube, ob Sie etwas gegen das Anzünden meiner Peise einzuwenden hätten? Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich ein Slave dieser Gewohnheit bin.“

Nach einem Augenblick, in dem man nur den regelmäßigen Schlag der Ruder hörte, erwiderte Miß Sommerton: „Wenn Sie diesen lieblichen Ort durch Rauchen zu entweihen wünschen, so vermute ich, daß auch meine Mißbilligung Sie nicht daran verhindern wird.“

Trenton, verblüfft von der unumwundenen Grobheit dieser Worte, wurde dunkelroth vor Zorn, dann sagte er: „Sie scheinen eine sehr schlechte Meinung von mir zu haben!“

Worauf Miß Sommerton kurz erwiderte: „Ich habe überhaupt keine Meinung über Sie.“

Dann aber fuhr sie, mit weiblicher Inconsequenz fort, ihre Ansicht zu entwickeln, indem sie hinzufügte: „Ein Mann, der hier rauchen kann, würde es auch in einer Kirche thun!“

„Da sind Sie sehr im Irrthum,“ war Trenton's in ruhig sachlichem Tone gegebene Antwort. „Ich könnte hier rauchen, würde aber niemals daran denken, es in einer Kirche oder auch nur in der bescheidensten Kapelle zu thun.“

„Mein Herr,“ sagte Miß Sommerton, sich stolz aufrichtend, „ich kam hierher, um die herrliche Umgebung des St. Maurice-Flusses zu genießen, — wie ich gehofft hatte, allein. Ich bin darin enttäuscht worden; aber ich besterhe darauf, sie wenigstens schweigend zu genießen. Ich wünsche durchaus nicht, eine Unterhaltung fortzusetzen, noch habe ich Lust, eine Discussion über irgend ein beliebiges Thema mit Ihnen zu beginnen. Ich bedaure, dies sagen zu müssen, allein es scheint nothwendig zu sein.“

Diese wohlgelegte Rede überraschte Trenton dermaßen, daß er sich nicht einmal über sie zu ärgern vermochte. Im Gegentheil, sein Zorn schien zu verwauchen und dem angenehmen Gefühl, eine seltene und nützliche Erfahrung zu machen, zu weichen. Noch niemals war ihm eine Dame begegnet, die auf diese Weise den einfachsten Geboten der Höflichkeit ins Gesicht schlug.

„Wollen Sie mir verzeihen,“ sagte er mit scheinbarer Unterwürfigkeit, „wenn ich Ihrem Wunsche zu schweigen nicht nachkomme, indem ich Sie bitte, entschuldigen zu wollen, daß ich es wagte, Sie anzusprechen?“

Hierauf gab Miß Sommerton keine Antwort, und die weitere Fahrt ging in tiefem Schweigen von statten.

Die Ruderer hatten jetzt schwere Arbeit. Man war an den Theil des St. Maurice-Flusses gelangt, wo er durch eine lang sich hinziehende Insel in zwei Theile geschieden wird. Mit colossaler Schnelligkeit stießen hier die dunkeln Wassermassen über die unsichtbaren Felsriffe, um sich an dem Fuße in weißem Schaum aufzulösen. Da galt es, nicht nur hart arbeiten, denn das Boot kam nur Zoll für Zoll vorwärts, sondern die Ruder durften auch nicht eine Secunde bewegungslos bleiben; in demselben Augenblick wäre das Boot sonst von den reißenden Fluthen verschlungen und an den Stromschnellen zertrümmert worden. Eine halbe Stunde dauerte diese gefährvolle Strecke; dann kam der Strom in einen ruhigeren Lauf, und die beiden Wilden konnten einen Augenblick die Ruder einziehen, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Ohne ein Wort zu sagen, nahmen sie darauf wieder die Ruder zur Hand, und bald legte das Boot an der Landungsstelle an. Nur das deutliche Geräusch der herabstürzenden Wasser des Shawenegan-Falles unterbrach die tiefe Stille ringsumher. Miß Sommerton erhob sich und betrat mit sicheren Schritten das Land; ohne sich noch einmal umzuwenden, stieg sie den Hügel hinauf und verschwand bald in dem dichtbelaubten Walde. Nach ihr verließ auch Trenton das Boot.

„Ihr habt ein schweres Stück Arbeit mit jenen Stromschnellen gehabt,“ sagte er zu den Rudern auf Französisch. „Hier, theilt Euch diesen Fünf-Dollarschein, und ein zweiter erwartet Euch, wenn Ihr uns ebenso sicher wieder zurückbringt.“

Die Leute waren, und das mit Recht, über diese Freigebigkeit sehr erstaunt, denn das Höchste, was sie erwarten durften, war ein Dollar für jeden.

„Ah,“ sagte der ältere mit einer bezeichnenden Geberde, „wenn wir öfter solche noblen Herren, wie Sie, zu fahren hätten!“

„Ihr müßt nicht so materiell denken!“ entgegnete der Künstler. „Es müßte Euch weit angenehmer sein, schöne, junge Damen zu fahren, die, wie ich höre, auch oft hierher kommen.“

„Ja,“ sagte der Ruderer, „das ist ja ganz nett, aber außer Miß Sommerton geben die Damen immer sehr wenig Trinkgeld.“

„Wirklich?“ antwortete Trenton, „und wer ist Miß Sommerton?“

Der Mann nickte nach dem Weg, auf dem diese junge Dame verschwunden war.

„Ah, sie heißt so! Das wußte ich nicht!“

„Ja,“ fuhr der Bootsmann fort, „sie ist sehr freigebig und bringt uns immer noch außerdem Tabak mit, guten Tabak.“

„Tabak!“ rief der Künstler aus. „Die Lügnerin! Also sie bringt Euch Tabak mit, nicht wahr? Habt Ihr verstanden, was wir im Boot miteinander sprachen?“

Ein Funke von Intelligenz kam in das Gesicht des jüngeren Mannes, und er öffnete schon seinen Mund, um „ja“ zu sagen, als ihm das Stirnrunzeln des älteren zu schweigen gebot. Dieser schüttelte den Kopf und erwiderte: „Wir verstehen kein Englisch.“

Der Maler aber verstand den vorsichtigen Wilden und fragte nicht mehr.

Als Trenton rüstigen Schrittes den steilen Bergweg hinaufschritt, brummte er vor sich hin: „Die junge Person scheint nicht die geringste Dankbarkeit zu empfinden. Ich bin gutmüthig genug, mein Canoe mit ihr zu theilen, und sie behandelt mich wie einen hergelaufenen Eindringling!“

Und während Miß Sommerton sich dem Wasserfall näherte, dachte sie: „Was für ein unheimlicher Mensch das ist! Mr. Majon hat ihm doch zweifellos gesagt, daß er mir Dank schuldig ist, dafür, daß ich ihn in meinem Canoe mitfahren lasse; und dabei will er mir noch, obgleich er einsehen muß, daß ich nicht reden will, eine Unterhaltung aufzwingen!“

Nach einem anstrengenden Marsch von ungefähr einer Meile endigte der Weg plötzlich auf dem Gipfel eines colossalen Granitfelsens, dem gegenüber die schäumenden Wasser des Shawenegan ihren Weg in die Tiefe nahmen. Unten zerfielen sie an dem Granitfels, machten dann eine Wendung nach rechts, um als Stromschnellen ein Bild zu gewahren, das selbst dem der Niagara-Fälle an Größe und Wildheit gleichkommt. Ueber diesem wunderbaren Anblick vergaß Miß Sommerton völlig ihren Kerger über den „unaussprechlichen Reizegefahrten“. Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und betrachtete, den Kopf auf die Hand gestützt, unverwandt den herrlichen Wasserfall, träumerisch seinem gleichmäßigen Brausen lauschend. Das offene Skizzenbuch lag unberührt in ihrem Schoße. Da wurde sie plötzlich durch das Geräusch eines in ihrer Nähe sich befindenden Menschen aus ihren Träumen emporgeschreckt. Sie sprang auf und hatte so völlig alles andere vergessen, daß sie einen Augenblick lang in stummem Erstaunen Trenton anstarrte. Er stand in einiger Entfernung hinter ihr, neben seiner Camera, die auf ihrem schlanken Gestell ruhte. In Verbindung mit der Klappe befand sich an dem Apparat ein langes, schwarzes Röhrchen, so dünn wie eine Schnur, deren Ende Trenton in der Hand hielt. In demselben Augenblick, in dem Miß Sommerton aufsprang, fiel die Klappe vor, und sie wußte, daß ihr Bild aufgenommen war, und zwar als Hauptgegenstand im Vordergrund.

„Sie haben mich photographirt, Herr!“ rief sie mit zorniger Stimme und blinkenden Augen Trenton zu.

„Ich habe den Wasserfall photographirt, das erwarte ich wenigstens,“ entgegnete der Künstler.

„Aber mein Bild ist im Vordergrund; Sie müssen diese Platte vernichten!“

„Sie müssen entschuldigen, Miß Sommerton, daß ich diesem Verlangen nicht nachkommen kann. Obgleich ich stets gern die Bitte einer Dame erfülle, ist es mir in diesem Falle unmöglich. Dies ist nämlich meine letzte Platte, und das Bild wird das beste von allen sein, die ich gemacht habe; daher werde ich diese Platte nicht vernichten!“

„Dann, Herr, sind Sie kein Gentleman!“ rief die junge Dame heftig, mit vor Zorn gerötheten Wangen.

„Ich habe nicht von Ihnen verlangt, mich als solchen anzuerkennen,“ bemerkte Trenton ruhig.

„Ich werde mich an Mr. Majon wenden, vielleicht hat der ein Mittel, Ihnen klar zu machen, daß es nicht erlaubt ist, das Bild einer Dame gegen deren Wunsch aufzunehmen.“

„Wollen Sie mir gestatten, Ihnen zu erklären, warum es unmöglich wäre, diese Platte zu zerstören? Wenn Sie irgend etwas vom Photographiren verstehen, müssen Sie einsehen —“

„Glücklicherweise verstehe ich nichts vom Photographiren, noch wünsche ich, etwas davon zu lernen! Ich will keine Erklärung von Ihnen, mein Herr! Sie weigern sich, die Platte zu zerstören, das genügt mir. Ihr Benehmen während des heutigen Tages ist geradezu unerhört. Sie haben sich, durch Mr. Majon's Vermittlung, in meine Gesellschaft eingedrängt! Das Canoe gehörte mir für diesen Tag, das wußten Sie. Ich gab meine Erlaubnis, daß Sie mitkommen dürften, unter der Bedingung, daß ich nicht mit Ihnen zu sprechen brauchte. Auch dies haben Sie nicht erfüllt. Jetzt werde ich zurückfahren und die Ruderer bezahlen, die Sie heute Abend wieder abholen werden.“

Mit solchen Worten schritt Eva Sommerton in stolzer Haltung davon, den unglücklichen Trenton schon zum zweiten oder dritten Male an diesem Tag in starres Erschrecken verlassend. An der Landungsstelle angelangt, befahl sie den Leuten, sofort abzuholen, sie hätten nachher den Weg noch einmal zu machen, um Mr. Trenton abzuholen. Sie würde ihnen die Extra-Tour reichlich vergüten. Aber selbst diese Aussicht schien die Leute nicht zu verlocken.

„Es wird fast dunkel sein, bis wir zurückkehren können,“ sagte der Aeltere.

„Das kommt nicht in Betracht,“ antwortete Miß Sommerton kurz.

„Aber es ist gefährlich, den St. Maurice im Dunkeln zu befahren.“

„Das ist mir gleichgültig!“

„Aber er hat nichts —“

„Je länger Sie sich die Sache überlegen, desto später wird es, bis Sie zurückkehren können. Wann Sie aber für die Sicherheit jenes Herrn besorgt sind, so bleiben Sie hier bei ihm, dann werde ich das Boot selber heimruden.“

Der Wilde sagte nichts mehr, sondern fügte sich dem Befehl. Mit riesiger Schnelligkeit fuhren sie den Strom hinab. Mit Erbitterung gedachte Miß Sommerton der vielen Enttäuschungen und Negergebnisse, die ihr dieser Tag gebracht hatte. Aber nun da sie fort war, fiel ihr plötzlich ein, daß der Mann, den sie dort in den Wäldern, ohne ein Mittel zurückzukommen, verlassen hatte, offenbar ein guter Freund von Mr. Majon sei, dem dieser gern gefällig sein wollte. — Schweigend, wie auf der Hinfahrt, ruderten die beiden Männer, bis der Aeltere, nachdem die gefährliche Strecke der Stromschnellen überwunden war, dem anderen einige Worte zurief, die Miß Sommerton's Herz stillstehen ließen.

„Was sagten Sie soeben?“ fragte sie scharf.

Der Mann antwortete nicht, sondern ruderte schweigend weiter.

„Antworten Sie!“ gebot Miß Sommerton nochmals. „Was sagten Sie von dem Herrn, der heute morgen mit uns hinausfuhr?“

„Ich sagte,“ antwortete der Ruderer mit grimmigem Ernste, „daß ihm das Canoe heute gehörte.“

„Wie dürfen Sie das sagen? Das Canoe war mein, Mr. Majon hatte es mir versprochen.“

„Davon weiß ich nichts,“ erwiderte der Mann mürrisch.

„Ich weiß nur soviel, daß Mr. Majon vor drei Tagen mit einem Briefe dieses Herrn zu mir kam und mir sagte: Pierre, Mr. Trenton soll am Dienstag das Canoe für sich haben. Sieh, daß es gut in Ordnung ist und kein anderer für Dienstag angenommen wird! Das hat Mr. Majon zu mir gesagt, und als er heute morgen mit Mr. Trenton am Ufer war, hat er ihn gebeten, Sie mitfahren zu lassen, und Mr. Trenton hat ja gesagt.“

Miß Sommerton war über diese Erklärung so entsetzt, um etwas darauf entgegen zu können. Eine wilde Empörung gegen die Doppelzüngigkeit des Majon's erfüllte sie zuerst, um aber schnell dem Entsetzen über ihr eigenes Benehmen während des heutigen Tages zu weichen. Sie hatte einen fremden Herrn

wie einen Taschendieb behandelt und ihm, dem sie eigentlich zu Danke verpflichtet war, das Canoe, das ihm gehörte, entführt!

Ueberwältigt von diesen schrecklichen Gedanken, die jetzt mit Blitzesschnelle ihr Hirn durchleuchteten, verbarß sie ihr Antlitz in die Hände und brach in Thränen aus. Aber das wahrte nur einen Augenblick. Dann erhob sie den Kopf, und in jenem gebietenden Tone, der für sie charakteristisch war, befahl sie den Bootleuten: „Nehren Sie, bitte, augenblicklich um!“

„Wir sind aber schon fast da,“ erwiderte der Aeltere, über die weibliche Inconsequenz dieses Befehles verwundert.

„Thun Sie, was ich sage! Sie sind doch nicht zu ermüdet, um die Fahrt nochmals zu machen?“

„Nein, Miß Sommerton, durchaus nicht! Aber es ist so unnötig, da wir gleich zu Hause sind. Wir wollen Sie zuerst an das Land bringen, dann ist das Boot leichter, und wir kommen schneller zurück.“

„Ich will mit zurückfahren; thut, wie ich sage, und es wird Euer Schade nicht sein!“

Der Mann gab seinem Gefährten den Befehl umzuwenden, und wiederum flog das Canoe wie ein Pfeil stromaufwärts.

IV. Kapitel.

Die Sonne war schon untergegangen, als Miß Sommerton das Land betrat.

„Wir werden ihn suchen,“ sagte der Bootsmann.

„Bleibt hier, ich gehe selber,“ gebot die junge Dame und trat den Weg an. Sie vermutete Trenton noch an dem Wasserfall und machte sich daher darauf gefaßt, den Weg von einer Meile zurückzulegen. Aber schon nach einer knappen Viertelstunde schnelles Gehens fand sie den Gesuchten. In ihrer Herzengunst und Verwirrung hatte sie sich vorgestellt, wie Trenton düster blickend hin und her schritte, finsternen Gedanken über die Undankbarkeit des weiblichen Geschlechtes nachhängend. Aber er befand sich in einer weit weniger romantischen Verfassung. Er lag nämlich ausgestreckt unter einer weißen Birke, die Camera als Kopfstütze benutzend. Offenbar hatte er für einen Tag genug von den Shawenegan gesehen und war, ermüdet von dem frühen Aufstehen, der langen Fahrt und dem anstrengenden Gehen und Sehen fest eingeschlafen. Sein weicher, grauer Filzhut lag daneben. Miß Sommerton betrachtete den Schlafenden und dachte dabei an Mr. Majon's Beschreibung des „äthlichen Herren“ mit nicht geringer Bitterkeit. Zwar war das Haar an den Schläfen leicht ergraut, aber dennoch zeigte sich die Erscheinung dieses Mannes als eine durchaus jugendliche. Er war ein stattlicher, hübscher Mensch, und Miß Sommerton wunderte sich, daß sie das nicht früher bemerkt hatte; wobei sie freilich vergaß, daß sie ihn bis jetzt kaum eines Blickes gewürdigt hatte. Sie fand es unverzeihlich grob von ihm, daß er sich gewiegert, ihr Bild zu zerstören; doch mit welcher Reue dachte sie jetzt daran, wie sie sich gerühmt, daß ihr das Boot gehöre, während er nicht die geringste Andeutung gemacht hatte, daß er für heute der rechtmäßige Eigentümer sei. Sie überlegte gerade, ob sie zurückgehen und einen der Leute herbeischicken sollte, um Trenton zu wecken, als dieser plötzlich die Augen aufschlug, wie es einem oft passiert, wenn man im Schlafe angefaßt wird. Er sprang schnell auf und griff mit der Hand nach dem Kopfe, um den Hut zu ziehen, fand ihn aber nicht und hob ihn nun, verlegen lachend, von der Erde auf.

„Ich, — ich hatte Sie nicht erwartet!“ stotterte er.

„Warum sagten Sie mir nicht, daß Mr. Majon Ihnen das Boot versprochen hatte?“ fragte Miß Sommerton.

„Himmel!“ rief Trenton, „hat Ihnen Ed Majon das gesagt?“

„Ich habe Mr. Majon nicht gesehen,“ entgegnete sie; „ich erfuhr es durch eine zufällige Bemerkung des Bootsmannes. Ich möchte Sie nun meines Betragens wegen um Verzeihung bitten.“

„O, das macht ja nichts, gar nichts, ich versichere Sie —!“

„Wie? Mein Betragen macht nichts?“

„Nein, nein, so meinte ich das nicht, ich — Sie haben mich allerdings sehr schroff behandelt, aber ich erkannte gleich, wie die Sache lag. Sie betrachteten mich als Eindringling, und Ihre Ausdrucksweise gegen mich war daher ganz gerechtfertigt. Ich bin, selbst an meinen besten Tagen, sehr ungewandt gegen Damen, und heute hatte ich durch das frühe Aufstehen schon so wie so keinen „besten Tag“, da habe ich denn gewiß sehr unhöflich gesprochen. Aber es macht wirklich nichts aus!“

„Ich denke doch, daß es etwas ausmacht, mir wenigstens sehr viel! Ich behauere lebhaft, Sie so behandelt zu haben, und hoffe, daß Sie mir das nicht nachtragen werden.“

„O, das ist schon vergessen,“ antwortete Trenton, die Camera über die Schulter nehmend. „Aber es wird dunkel, Miß Sommerton, lassen Sie uns schnell gehen!“

Als sie zusammen den Hügel hinabschritten, fuhr er fort: „Ich möchte Ihnen, wenn Sie es gestatten, gern eine kleine Unterweisung im Photographiren erteilen.“

„Ich habe sehr wenig Interesse für die Photographie, besonders für Amateur-Photographie,“ entgegnete Miß Sommerton mit theilweiser Wiederkehr ihrer früheren Unliebenswürdigkeit.

„O, ich habe auch nicht die Absicht, einen Amateur-Photographen aus Ihnen zu machen! Sie skizziren recht hübsch und —“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Miß Sommerton scharf, ihn fest anblickend. „Sie haben doch keine Skizzen von mir gesehen.“

„Ach nein,“ stotterte Trenton, „nein! — Das heißt — doch! Sind nicht die Aquarell-Bilder in Majon's Haus von Ihnen?“

„Mr. Majon besitzt einige meiner Skizzen; ich wußte nicht, daß Sie die gesehen hätten.“

„Was ich sagen wollte,“ fuhr Trenton fort, „ich habe absolut nicht die Absicht, Sie zum Photographiren zu bewegen. Die Resultate sind in der That oft mehr als zweifelhaft. Ich fürchte, wenn Sie meine Aufnahmen sähen, daß auch diese Ihnen keinen größeren Respect vor der Kunst abnöthigen würden. Aber ich wollte Ihnen erklären, weshalb ich Ihrer Bitte, die Platte zu zerstören, nicht nachkommen konnte.“

„Bitte, sprechen Sie nicht über das, was ich zu Ihnen gesagt habe! Ich versichere Sie, daß es mir höchst peinlich ist, und Sie wissen, daß ich Sie schon ein oder zwei Mal deswegen um Verzeihung bat!“

„O, das meine ich nicht; ich müßte mich entschuldigen! Aber ich hoffe, Ihnen erklären zu dürfen, daß ich Sie nicht, wie Sie glauben, photographirt habe.“

„Nicht photographirt? Ich sah es doch mit meinen eigenen Augen, und Sie gaben es selbst zu?“

„Ja, sehen Sie, das ist es eben, was ich Ihnen erklären wollte! Ich nahm Ihr Bild auf und that es auch wiederum nicht. Ihr Bild wird auf der Platte nur ein Schatten, ein schwacher Umriß sein, weiter nichts. Es ist nämlich völlig unmöglich, einen ganz dunklen und einen ganz weißen Gegenstand zugleich aufzunehmen. Wenn das Bild von dem Wasserfall, wie ich hoffe, gut sein wird, dann ist Ihr Bild ein völlig unkenntlicher Schatten.“

„Aber es werden so viele Aufnahmen gemacht, auf denen der Wasserfall als Hintergrund benutzt wird, nicht wahr? Ich entfinne mich deutlich, Bilder von Gruppen gesehen zu haben, die am Niagara aufgenommen waren, und das mißfiel mir dermaßen, daß daher, wie ich glaube, meine Abneigung gegen die Camera herrührt.“

„Diese Bilder, Miß Sommerton, sind nicht das, was sie zu sein scheinen; sie sind gefälscht. Das heißt, sie sind aus zwei Platten, von denen die eine die Personen und die andere den Wasserfall wiedergibt, zusammengestellt. Wenn Sie ein solches Bild genau betrachten, werden Sie einen kleinen Hof um die betreffende Person bemerken; dies beweist einem geübten Photographen, daß das Bild zusammengesetzt ist. Das hintergegangene Opfer der Camera glaubt, daß die Wiedergabe, auf der er sich im Vordergrund befindet, den Fall in demselben Augenblick darstellt, in dem er selber verewigt wurde, während in Wahrheit auf diesem Bilde überhaupt nichts von dem Wasserfall zu sehen ist. So verhält es sich mit meinem Bilde. Sie werden sich mit der größten Mühe nicht darauf finden können; darum weigerte ich mich, die Platte zu zerstören.“

„Ich fürchte,“ entgegnete Miß Sommerton niedergedrückt, „daß Sie meine Schuld immer größer machen. Ich halte Sie in der That für sehr grausam. Sie wissen, wie ich diese ganze Sache auffasse, und rauben mir nun durch Ihre kunstgerechte Erklärung noch den letzten kleinen Punkt, in dem ich glaube, mit Recht empfindlich sein zu dürfen.“

„Um ganz aufrichtig zu sein, Miß Sommerton, so bin ich schuldiger, als Sie glauben, und es ist wohl nur das schlechte Gewissen, das mich so offen sein ließ. Nun will ich aber ohne Rückhalt beichten. Als Sie, Ihren Kopf in die Hand gestützt, ganz verfunken in den Anblick des Wasserfalles, dasahen, da habe ich mit größter Vorsicht auch eine Aufnahme von Ihnen gemacht, die Sie, wie ich hoffe, genau wiedergeben wird.“

Schweigend schritt Miß Sommerton neben ihm her, ohne daß er merkte, ob sie nun wieder böse auf ihn wäre. Endlich sagte er: „Wenn Sie es wünschen, werde ich die Platte vernichten.“

Sie antwortete nicht eher, als bis sie fast an der Landungsstelle angelangt waren, dann meinte sie, mit einem Lächeln zu ihm aufblickend: „Es wäre schade, ein Bild zu zerstören, mit dem Sie solche Mühe gehabt haben.“

„Ich danke Ihnen, Miß Sommerton!“ rief der Künstler hoch erfreut. Er haß ihr in das Boot und nahm dann selber darin Platz. In dem Dunkel bemerkten weder er noch sie die Angst in dem Blick des älteren Ruderers. Der kannte die Tüde des St. Maurice-Flusses.

V. Kapitel.

Aus den Worten, die der ältere Bootsmann hastig dem Jüngeren zurief, entnahm Trenton, daß es den Leuten darum zu thun war, die Stromschnellen zu passiren, ehe es noch viel dunkler wurde.

An der Landungsstelle ist der Fluß verhältnißmäßig ruhig; am Fuße des Wasserfalles macht er eine scharfe Wendung nach Westen, während er dann eben so plötzlich seinen Lauf nach Süden zu verändert.

Die kurze, weißlich fließende Strecke vom Wasserfall bis zur Landungsstelle strömt so wild und reichend, daß sie für Schiffe jeder Art völlig unpassirbar bleibt. Von der Landungsstelle bis zu Majon's Haus ist der St. Maurice zwar auch noch wild, doch bis auf eine Stelle gut passirbar. Diese Stelle so bald wie nur möglich zu überwinden, das bildete jetzt das Ziel der anstrengenden Arbeit der beiden Ruderer. Mit der Schnelligkeit eines Pfeiles flog das Boot über die dunkle, braufende Wasserfläche dahin. Wären nur ein oder zwei Personen in dem Canoe gewesen, dann wäre es wahrscheinlich sicher heimgekommen, so aber führte plötzlich ein verunglückter Ruderer des jüngeren Wilden eine Katastrophe herbei. Das Boot fuhr auf einen scharf kantigen, verborgenen Felsen und wurde von diesem, wie mit einem Messer, aufgeschnitten.

Trenton fühlte das Wasser in das Boot dringen und so rapide steigen, daß er, selbst wenn er gewußt hätte, was zu thun wäre, dies nicht hätte ausführen können.

„Still sitzen!“ rief ihm der ältere Bootsmann zu und befahl dann dem Jüngeren: „Nach dem Ufer!“

Doch ehe sie dieses noch erreicht hatten, ging das Boot ganz auseinander und die vier Personen stürzten ins Wasser. Trenton griff mit einer Hand nach einem überhängenden Zweig und mit der anderen packte er Miß Sommerton am Arm. Einen Augenblick lang war es zweifelhaft, ob der Zweig halten würde, denn er bog sich stark unter der Last.

„Halten Sie sich an mir fest,“ rief Trenton, „fassen Sie meinen Rock, ich brauche beide Hände!“

Miß Sommerton that, wie ihr Trenton befahl. Er selbst arbeitete sich langsam, Schritt vor Schritt, an dem Zweig empor, bis er an dem Stamme angelangt war, dann zog er Miß Sommerton mit festem Griff auf das Land. Nachdem er dann auch selbst sicher stand, sah er sich nach den Ruderern um und rief ihre Namen. Doch umsonst! Kein Lebenszeichen verrieth, daß der Strudel sie wieder freigegeben hätte.

„Glauben Sie, daß sie ertrunken sind?“ fragte Miß Sommerton angstvoll.

„Nein, das nehme ich nicht an; ich glaube nicht, daß ein Wilder überhaupt ertrinken kann. Sie haben sich rechtliche Mühe gegeben, uns zu ertränken, da ihnen das aber mißlungen ist, sehe ich nicht ein, warum sie selber ertrinken sollten.“

„Ach, es ist meine Schuld, alles meine Schuld!“ jammerte Miß Sommerton.

„Ja, das ist es!“ antwortete Trenton kurz.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Konrad auch im einzelnen unterlagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Nerven-Heilanstalt. — Erbeten werden Adressen und nähere Angaben über Heilanstalten im milden Klima Deutschlands oder im Auslande, wo nervenleidende Personen in Begleitung jüngerer, gesunder Familienglieder Aufnahme finden; für letztere wäre besonders Gelegenheit zu gefelligem Verkehre erwünscht.
Eine langjährige Abonnentin.

S. in S. — Rote, unebene Narben zu entfärben und zu glätten, ist so schwer, daß es schneller und sicherer zum Ziele führt, sie von einem guten Operateur herauslösen zu lassen, wonach nur eine ganz schmale, linienförmige und kaum sichtbare Narbe bleibt. Erfolgreiche Besserung wird zuweilen nach längerer Zeit durch Jodsalz (eine Art Behandlung durch Elektrizität) oder Galvanisation erzielt. Ein Versuch mit Massiren von sachverständiger Hand und Einreibungen mit Ergotin-Salbe können nicht schaden. Dr. D.

Kindererziehung.

Ueberfluß bringt Ueberdruß. — „Ach, was kann man sich nur zum Geburtstag wünschen?“ fragt der kleine Willy; „man hat so schrecklich viel, und dann kriegt man immer wieder dasfelbe!“

Mit kritischem Blicke mustert der Kleine den vollbesetzten Spieltisch; ein ängstlicher Blick der Sonne fliegt zu der Mutter, doch diese fühlt sich nicht im mindesten getroffen, sie lacht nur hell auf: „Bist ja ein, Hampfkeel, Willy! Andere Jungen beneiden Dich, und Du jammertest!“

„Ja, aber Weihnachten ist doch erst gewesen, und da soll ich schon wieder einen Wunschzettel schreiben!“

„Armes Kind, dem so die ganze Befriede, das ganze Wünschen, Hoffen und Sehnen verdorben wird! Und wie vielen geht es ebenso, wenn sie es auch nicht in dem Maß empfinden und ausdrücken, wie der kleine, ehrliche Willy!“

Und Ihr thörichten Eltern oder sonstigen Verwandten, die Ihr so geflissentlich die Fähigkeit, sich zu freuen, im Keim erstickt, um wie viel Freuden bringt Ihr auch Euch selbst! Denn giebt es etwas Schöneres und Herzerfrischeres, als sich die heißen Wünsche eines Kinderherzens anvertrauen zu lassen, seine zitternde Erwartung zu theilen, dann das vor Entzücken strahlende Kinderauge zu sehen und die überquellende Dankbarkeit zu vernehmen?

„Es kann sich so reizend freuen,“ das wird als eine besondere Gabe anerkannt. Das „überfüllte“ dagegen ist eben kein normales, gesundes Kind mehr, und wenn das nil admirari schon bei Erwachsenen unangenehm berührt, um wieviel mehr noch in der Kinderstufe!

Und was ist die Folge? Das Kind achtet seine Sachen gering, von Liebe dazu ist gar keine Rede mehr; es zerbricht sie oder nicht sie achtlos bei Seite.

Den Sextaner schmückt schon die Uhr, die kleinen Mädchen bekommen ungezählte Rippfäden und Gagären dazu; dann ein Nähtischchen, wohl gar einen Schreibtisch, und in nothwendiger Folge das eigene Stübchen.

Wenn ich erzähle, daß ich mir mit siebzehn Jahren ein silbernes Armband „brennend“ wünschte, den Wunsch jedes Jahr von neuem aufschrieb und mich, als ich es endlich nach fünf Jahren bekam, unfernig freute, werden mich die heutigen jungen Mädchen mittheilig belächeln.

An dem „alles Verfrühen“ kann unsere Zeit; das geht weiter und weiter, wie weit, — wer weiß es? Aber die Zeit ist zu eifrig, um so gedankenlos Luxus und Genußsucht groß zu ziehen, darum erzieht Eure Kinder zur Einfachheit! Glaubt mir doch, es bedarf nur eines Anstoßes, und viele Mütter folgen nach! Sprecht Euch offen gegen das übertriebene Schenken aus und beschränkt es selbst bei den eigenen und fremden Kindern! Feiert die Geburtstage nur im Familienkreise, damit nicht jede der kleinen Freundinnen einen überflüssigen Gegenstand aus dem Fünzig-Pennig-Bazar oder Schokolade-Börse dem verwöhnten Prinzchen zu Füßen legen. Erst dann werden Eure Lieblinge an den Gaben ihrer nächsten Angehörigen ungetrübte Freude und — für das nächste Jahr etwas zu wünschen haben.
Hanna Norden.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Ladenmädchen. — Wie lange täglich hat ein Berliner Ladenmädchen im Geschäft zu sein? Welcher Unterschied ist dabei zwischen den sog. feineren und den übrigen Geschäften? Wie ist der Lohn? Und wie lange höchstens treibt wohl jemand diesen Beruf?
Fanny.

Vermittlungs-Bureau. — Wer könnte mir ein Vermittlungs-Bureau für Verkäuferinnen oder Cassirerinnen in Graz oder Wien angeben?
Eine Abonnentin.

Handarbeits-Unterricht. — Ist vielleicht eine Lehrerin in Ausland in der Lage, mir mitzutheilen, ob es sich lohnen würde, in einer der großen deutschen Colonien Russlands Privat-Unterricht in sämmtlichen weiblichen Handarbeiten zu ertheilen? Auch für Details der ihr etwa bekannten Verhältnisse einer mittelgroßen Stadt wäre sehr dankbar.
Eine Oesterreicherin in Süd-Rußland.

E. 3. 91. — Wenden Sie sich an die Verlagsanstalt „Frauenwerk“, Dresden-N., Melanchthonstr. 10. D. Red.
Mtze B. — Die Firma Böttcher & Weigand, Berlin, C, Friedrichsgracht 61, giebt Aufträge für seine Handarbeiten, besonders Häutelei. D. Red.

Geselligkeit.

Cotillon-Ueberraschungen. — „Papa hat's erlaubt!“ — Sei, wie das die Phantasie beflügelt, wie der Gedanke an all die kommenden Freuden und Ueberraschungen eines Hausballes die jungen Herzen erwartungsvoll schlagen läßt! Und nun geht's an die Vorbereitungen: Toilette, — Menu, — und, ja vor allem, an die Vorbestimmung der Cotillon-Scherze, denn, ob auch großstädtische Stafrtheit den allhergebrachten Tanz verpönnen möchte, immer noch gilt er als die Krone des Abends, und seine „Louren“ verfehlen nie, das höchste Interesse bei Jung und Alt zu erregen. Willkommen daher all die reizenden Spielereien aus Atlas, Blumen, Band und dem neuen, gold- und silber-

meist nur die jüngeren Glieder der Gesellschaft huldigen. Reiferer, gebiegener Geschmack wird von derartigen Neuerungen kaum berührt; seine anspruchsvolle Vorliebe legt nur Werth auf die Güte des Cartons und tadellos ausgeführte Lithographie der Schrift. Aufdringliche Verzierung, wie Golddecken und -Ränder, oder auffällige Form, wie die ganz quadratische mit quer laufenden Ramen, sind Spielereien von mindestens zweifelhaftem Werth. — Größere Freiheit herrscht auf dem Gebiete der Tanz- und Tischarten. Hier äußert sich die Vorliebe für Rococo- und Blumenmuster. Die Bestimmung der Tischordnung sollen dem Hausherrn und der Hausfrau sogenannte Führungskarten erleichtern. Es werden den Herren der Gesellschaft nämlich kurz vor dem Aufbruch zur Tafel winzige Kärtchen überreicht, Miniatur-Briefchen, nach Art der Billet-doux unserer Großeltern gefaltet und nur an der einen Ecke geschlossen, die eine gedruckte, durch eigenhändige Ramens-Dinzufügung vervollständigte Anweisung enthalten: „Bitte . . . zu Tische zu führen“. — Sehr scherzhaft verrathen die Einladungskarten zu den verschiedensten Gelegenheiten oft schon in der äußeren Ausstattung ihren Charakter. So zeigt z. B. eine Tauf-Einladungskarte einen Täufing in den Armen seiner Wärterin liegend; — als lustiges Biergespräch jagen die Aste eines Kartenspiels in die Welt, um zu einem „gemüthlichen Scot“ einzuladen, und „Familie Lampe“, vor dem Jäger flüchtend, bittet jagdlustige Herren zum Aeseltreiben oder einer fröhlichen „Suche auf Has“. Solchen und ähnlichen Darstellungen liebt man nur kurz und bündig das Datum der Festlichkeit beizufügen; im übrigen sprechen die Karten für sich selbst. Unsere mit Pinsel und Stift vertrauten Leserinnen brauchen wir wohl kaum darauf hinzuweisen, daß sich ihrer Kunstfertigkeit und Erfindungsgabe auch hier lohnende Gelegenheit zur Bethätigung bietet.
E. Sch.



Cotillon-Kranz und Strauß.



Cotillon-Fächer.



Anall-Bonbon in Blumenform.



Anall-Bonbon in Lütenform.

gemusterten schillernden Krepp-Papier in den zartesten Nuancen! Die Industrie liefert in reicher Auswahl die jetzt fast allgemein üblichen Damenpendeln, elegante wie einfache; neben kostbaren Atlas-Pompadours bescheidenere Confect-Lüten, neben Stoff-Jäckern, mit zarten Feder-Decoros anspruchsvollere Blumenfächer, wie z. B. der dargestellte aus leichtem Wirsengelicht, über das sich grazios ein Gewinde aus feinen Blüten legt. Die künstliche Blume mit ihren weniger vergänglichem Reizen als die der schnell welkenden frischen Gefährtin beherrscht fast ausschließlich den Ballsaal. Besonders reizvoll ist eine Blumen-Polonoise, bei welcher die Damen einzelne naturgetreue Blumen erhalten. Die Kelche dieser Nelken, Tulpen, Mohndolmen und Chrysanthemnen bergen, gleich der von uns wiedergegebenen Wasserrose, einen Anall-Bonbon mit allerlei zierlichen Kopfbedeckungen, die sich beim Lösen der Staubfäden entfalten. Zierliche Kränzchen, z. B. aus Hederosen, wirken sehr anmuthig; dazu gehören für die Herren lange Schultererschleifen aus zweifarbigen Atlasband mit der entsprechenden Blume, wie unsere Skizze es zeigt. Eine besondere Ueberraschung gewähren die bunten, farbigem, rosa, gelb, roth, grün und blau schillernden Lüten-Anall-Bonbons mit reichem Gelatine-Federbusch, die sich mit ihrem scherzhaften und überdies süßen Inhalt ebenfalls für Louren-Tänze eignen und, in pyramidenartigen Drahtgeständern arrangirt, einen reizenden Schmuck für Ballsaal und Festsaal bilden.
A. S.

Bombe und Granate aus Chocolate. — Als „Ueberraschung“ in mehr als einer Hinsicht liegen uns zwei eigenartige Hüllen für Confect vor, in Form von Bomben und Granaten aus Chocolate, die in einer fröhlichen Tischversammlung viel Vergnügen bereiten dürften. Die Granate in 15 cm Höhe bei 5 cm Durchmesser, wie die etwa 7 cm im Durchmesser haltende Bombe werden, nachdem sie sorgfältig aus ihrer Verpackung genommen, behutsam auf den Tisch gesetzt, worauf man mit einem Streichholz den oben befindlichen Schwamm anzündet. Alsobald erfolgt die Explosion der — übrigens ganz ungefährlichen — Mine, und die Geschätze entladen ihren süßen, in verschiedenem Confect bestehenden Inhalt.
E. Sch.

Bisiten-, Tanz- und Einladungskarten. — Die schmale, lange Form, die sich in den letzten Jahren für die Bisitenkarte eingebürgert, muß bereits wieder einer neuen, mehr quadratischen Form weichen, von etwa 5 1/2 zu 9 1/2 cm für Damen und 6 zu 10 cm für Herren. Einen Wechsel der Mode auch in solchen Dingen mitzumachen, ist persönliche Liebhaberei, der

Musikalisches.

Stummtes Klavier (7). — Ein solches hat den Umfang von 2-3 1/2 Octaven, enthält, wie ein anderes Klavier, halbe und ganze Töne und wird auf gleiche Weise gespielt. Zerlegbar ist es nicht, was auch bei der Kleinheit keinen Zweck hätte. Das Instrument ist kastenartig und kann auf den Tisch gestellt werden.
Anonym.

Als Bezugsquellen für ein neues stummtes Klavier werden uns die folgenden genannt: G. A. Klemm, Ruffalien-Handlung, Leipzig; Jgnaz Luz, Wien I, Rothenthurmstr. 29 (Preis 36 Mk., bis 3 1/2 Octaven Umfang); G. Kilian, Königsberg, Mittel-Anger 25; für ein schon gebrauchtes (20 Mk.): Frau Dr. Bloch, Berlin, Regentenstr. 14; Frä. Anna Brzoad, Musiklehrerin, Salzburg; Mirabellschloß und Eugen Münch, München, Ansbelfstr. 14.

Klavatur-Zither (7). — Wer Klavier spielt, kann auch die Klaviatur-Zither spielen; das Instrument ist durch jeden musikalischen Menschen leicht zu stimmen. Bezugsquellen: Jgnaz Luz, Wien I, Rothenthurmstr. 29. M. G., Wien.

Die Klavierschule von Damm ist für den Selbstunterricht sehr zu empfehlen. Preis 4 Mk. Anonym.

Häusliche Kunst.

Ersatz für den Brenn-Apparat. — Schon lange bewunderte ich sehrnützlich die schönen Brandmalereien; zur Beschaffung eines Apparates reichte mein Taschengeld nicht, auch würde derselbe sich kaum rentirt haben, da mir für die Kunst nur wenig Feiertunden bleiben. So sann ich auf ein Aushilfsmittel und fand es endlich in — Stricknadeln. Zehn derselben, in verschiedener Stärke, umwickelte ich zunächst, der bequemeren Handhabung halber, mit Baumwolle; beim Arbeiten breite ich die Nadeln dann auf einem Stapel Bücher in passender Höhe über einer kleinen Spiritus-Lampe drartig aus, daß ihre Spitzen der Flamme ausgelegt sind und bald glühend werden. Immer die heißeste auswählend, arbeite ich mit meinem primitiven Brenn-Apparat so sicher, daß selbst herbe Kritiker meine „Kunstzeugnisse“ den mittelst Brennstiftes hergestellten gleich achten. Da die Nadeln schnell erkalten, ist es wichtig, schon vor dem Aufnehmen derselben genau die in Angriff zu nehmende Stelle ausgewählt zu haben.
J. S.

Bewegliches Blumenbrett mit Klein-Eisenarbeit. — Schon seit die Modewelt in der Nr. vom 12. Aug. 1894 ein so reizendes und praktisches Blumenbrett und später in der Nr. vom 1. Mai 1895 einen Blumenkasten mit Klein-Eisenarbeit brachte, habe ich versucht, Ähnliches zu schaffen. Heute ferne ich mich, den lieben Leserinnen das Resultat meiner arbeitsamen Stunden vorzeigen zu dürfen, und hoffe, daß es noch manche derselben zur Beschäftigung mit dieser hübschen, jetzt vielgeübten Kleinkunst begeistern möge. Anleitung zur Klein-Eisenarbeit fand ich, außer in der Modewelt, in Lieferung 9 der „Häuslichen Kunst“ v. J. Lipperheide; auch die Herstellung der Blumen aus Eisenblech lernte ich aus derselben Lieferung. Das patentirte Blumenbrett lieferte mir J. G. Schmidt in Erfurt. An das Drahtgestell desselben befestigte ich meine Arbeit, ein selbstentworrenes, durch



Bewegliches Blumenbrett mit Klein-Eisenarbeit.

weg schwarz lackirtes Arabesken-Muster, das oben eine bronzierte Zacken-, unten eine ebensolche Bogenreihe abschließt; bronzierte Rosen heben sich hier und da von dem unregelmäßigen Zweigwerk ab.
A. v. C.

Fürs Haus.

Natur-Wollwäscherei. — Die Anregung, welche in der Nr. vom 1. Juni 1895 zur Einrichtung einer Wollwäscherei gegeben wurde, hat zu unserer Freude das gewünschte Resultat erzielt. Die Geschwister Krause haben sich in Schöneberg bei Berlin, Kolonnenstr. 6 part., etablirt, und wir glauben, das junge Unternehmen unseren Leserinnen warm empfehlen zu dürfen. Weiße und farbige Wollschachen, Schlafdecken, wollene Hemden, Unterleider, wollene und seidene Strümpfe, Shawls, Kinder-Garderobe, Balltücher, Foulards, Kaschmir-Sachen etc. werden auf natürlichem Wege (nicht chemisch) gewaschen und wie neu wieder hergestellt. Auf solche Art behandelte Wäsche behält die ursprüngliche Wärme und Elasticität. Neue Strümpfe werden gewaschen und purgirt; dadurch bleiben sie wollig und halten wärmer. Auf Wunsch wird die Wäsche auch abgeholt. Die Red.

Doppelschüssel für Gemüse etc. — Ein ebenso gediegenes als praktisches Tafelgeräth bietet uns die Industrie in einer runden oder ovalen Doppelschüssel mit Deckel, dessen abnehmbarer Griff unterhalb mit einer Rute in die Oeffnung des Deckels eingreift und durch eine halbe Drehung leicht auszuheben ist. Diese sinnreiche Vorrichtung verwandelt in kürzester Zeit den Deckel, wo dieser entbehrlich ist, in eine zweite, etwas kleinere Schüssel. G. G.



Doppelschüssel, geschlossen und geöffnet.

Etagen-Dampfstopf. — Obwohl es längst bekannt war, daß durch Dampf bereitete Speisen weit wohlschmeckender und zarter als die in Wasser gekochten sind, so danken wir der Industrie auf diesem Gebiete doch erst seit kurzem Neuerungen, die das Kochen durch Dampf auch der Privat-Häuslichkeit zugänglich machen. Außer den genannten Vorzügen bietet der neue Etagen-Dampfstopf in seiner praktischen Zusammenstellung noch die sehr wesentlichen Vortheile der Raum- und Feuerungs-Ersparniß, da er die gleichzeitige Zubereitung von Fleisch, Gemüse und Kartoffeln auf nur einer Feuerstelle ermöglicht, sei es auf Maschinenfeuer, Petroleum oder Gas. Von den vier in- und aufeinander gestellten Töpfen, deren oberster ein Deckel schließt, dient nach unserer Abbildung der untere große Topf als Wasserbehälter und Dampfstopf. Durch Röhren wird der Dampf um den Einhängetopf, der das Fleisch aufnimmt, sowie zu den für Gemüse und Kartoffeln bestimmten zwei Aufsatztöpfen geleitet. Nachdem der Kessel ungefähr halb voll Wasser gefüllt worden, legt man das vorbereitete Fleisch ohne jede Flüssigkeit in den Einhängetopf, auf dessen Siebboden, und unter diesen das erforderliche Gewürz. Das Fleisch bleibt auf diese Weise bedeutend schmackhafter und zarter. Nur wenn Brühe zur Vereitung der Speisen gebraucht wird, gießt man auf 1 kg Fleisch 1 1/2 l Wasser. Die beiden oberen Töpfe dienen zur Aufnahme von Gemüse und Kartoffeln; ersteres schüttet man in den dritten Topf, letztere auf den Einlegeboden des obersten Topfes, beides jedoch vollständig trocken, ohne Wasser, da sich die Dämpfe zum Theil in den Gefäßen condensiren und den Speisen die nötige Flüssigkeit zuführen. Einige Köpfe Fleischbrühe, während des Kochens aufgefüllt, geben den Gemüsen einen angenehmen Geschmack. Der Etagen-Dampfstopf ist in jeder Beziehung empfehlenswerth; die einzelnen Speisen nehmen keinen Geschmack von den darüber oder darunter bereiteten an, nur ist zu



Etagen-Dampfstopf in seinen einzelnen Theilen.

beachten, daß man Gemüse und Kartoffeln später als das Fleisch, welches gewöhnlich 2-2 1/2 Stunden Kochzeit braucht, aufzusetzen hat, damit alles zur gleichen Zeit gar wird. Der Etagen-Dampfstopf ist in drei Größen vorräthig. A. G.

Eine alte Referin. — Wir empfehlen Ihnen: Hesse, Hauswirthschaftliche Chemie; Johnston, Chemie des täglichen Lebens; Franke, Die Chemie der Küche. D. Red.

Petroleum-Kocher „Vulcan“ (8). — Ueber den Schnell-Koch- und Heiz-Apparat „Vulcan“ kann ich nach 1 1/2-jährigem Gebrauch nur Gutes sagen. Derselbe functionirt vorzüglich und völlig geruchlos, verbraucht außerdem nur wenig Petroleum. Mein Küchenherd ist jetzt ganz außer Thätigkeit gesetzt, da ich mir den zweiten „Vulcan“ zugelegt habe und auf diesen beiden Apparaten die Mahlzeiten für fünf Personen kochte. Ich stelle des Morgens beide Apparate in das Zimmer, mache darauf das Wasser für den Kaffee und die Wirthschaft heiß, und in einer Stunde ist auch die Wohnung angenehm durchwärmt. — selbstverständlich nur an nicht allzu kalten Tagen. Viele Damen meiner Bekanntschaft haben darauf hin den Apparat auch angeschafft, der wirklich in jeder Weise zu empfehlen ist. Die Firma Hugo Kerschmann, Berlin SW, Lindenstr. 87, versendet bereitwillig Prospective. Eine praktische Referin der Modenwelt.

Frau Henrice in A. — Als leicht transportable Heiz-Apparate ohne Rauchrohr giebt es Gasöfen in einfachster Ausführung schon von 17 Mk. an, oder, falls Gasleitung nicht vorhanden ist, Petroleum-Öfen, die, nach dem neuesten System hergestellt, vollständig geruchlos sind. Der kleinste Apparat für einen Raum von 40-50 cbm ist schon von 27 Mk. an erhältlich; von 40 Mk. für 100 cbm Raum, allerdings in einfacher Ausführung; elegant ausgestattet für ca. 70 Mk. Bezugsquelle: Th. Müllmann, Berlin C, Jerusalemstr. 31. A. G.

Teppichklopfen (3). — Ich rathe Ihnen, sich eine Bissel-Teppich-Reinigungs-Maschine anzuschaffen. Diese säubert die Teppiche vorzüglich, ohne Staub zu verursachen, und ist äußerst leicht zu

handhaben. Nachdem ich die Maschine seit einem Jahre gebrauche, habe ich noch nicht den geringsten Nachtheil an meinen Teppichen wahrgenommen. Dagegen halte ich das energische Klopfen für weit schädlicher. Eine treue Abonnentin.

M. N. — Mit unsauber gewordenen Photographien läßt sich nichts anderes anfangen, als dieselben mit weichem Gummi leicht abzureiben. Sind sie außerdem verblasst, so taucht man sie in eine verdünnte Natriumchlorid-Lösung, bis die gelbliche Färbung nachgelassen hat, und spült sie mit reinem Wasser nach. Das Bild wird danach wieder klar und ausdrucksvoll. A. G.

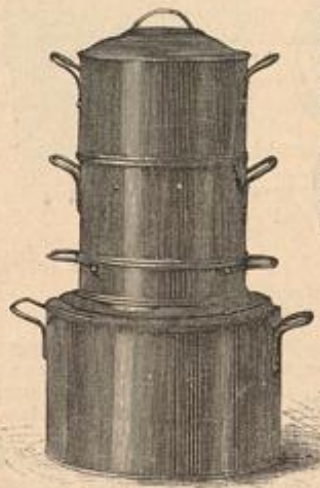
Eine langjährige Abonnentin. — Nichts schadet Delgemälden mehr, als das Waschen mit warmem Wasser und mit Seife. Sollten sie hiermit nicht bereits ganz verdorben sein, so versuchen Sie das Reinigen auf folgende Weise: Die Delgemälde werden mit einem in 95%igen Spiritus getauchten Schwamm leicht abgewaschen, mit weichem Tuch getrocknet und dann mittelst eines feinen Pinsels mit nachstehender, im Wasserbade erwärmten Mischung bestrichen: 100 g weicher Mastix, 5 g venetianischer Terpentin, 1,6 g Kampfer, 5,3 g bestes, rectificirtes Terpentinöl und 124 g Alkohol von 96%. A. G.

S. P. — Blind und fleckig gewordene Schildpatt-Gegenstände erhalten meist ihren Glanz wieder zurück, wenn man sie mit einem weichen Planell-Lappchen andauernd abreibt, anderenfalls müssen sie vom Drechsler oder Kammmacher aufpolirt werden. A. G.

Auffrischung von gepreßtem Leder. — Könnte mir eine Leserin erprobten Rath und Anweisung geben, wie man benutzte Stühle aus gepreßtem Leder wieder auffrischt? P. P., Alexandria.

Zimmergärtnerei.

Das Begießen der Topfpflanzen. — Die Pflanzen des freien Landes breiten ihre Wurzeln weit aus und können infolge dessen selbst aus ziemlich trockenem Boden noch ihren Bedarf an Wasser aufnehmen; anders verhält sich dies bei den Topfpflanzen, deren Wurzeln auf einen kleinen Raum zusammengedrängt und deshalb ausschließlich auf rechtzeitige Wasserzufuhr durch Gießen angewiesen sind; letzteres ist also die erste Bedingung für gutes Gedeihen derselben. Nichtiges Gießen erfordert namentlich im Winter viel Aufmerksamkeit; es würden weniger Pflanzen kränkeln oder zu Grunde gehen, wenn sie nicht dem häufigen Wechsel von zu großer Trockenheit oder Nässe ausgefetzt wären. Wie viel und wie oft eine Pflanze begossen werden muß, läßt sich ohne weiteres nicht beantworten; vielmehr hängt dies von mancherlei Umständen ab. Es ist z. B. nicht gleichgültig, ob eine Pflanze frisch verpflanzt oder durchwurzelt ist, ob sie



Etagen-Dampfstopf, geschlossen.

sich im Wachsthum oder in der Ruhe-Periode befindet etc. Im allgemeinen halte man fest an folgender Regel: Man gieße, wenn die Erde trocken, so viel, daß der ganze Ballen vom Wasser durchzogen wird. Pflanzen in großen Gefäßen gieße man mehrmals hintereinander, bis das Wasser unten abfließt. Wann die Bewässerung nötig ist, erkennt man bei einiger Übung schon an der Farbe der Erde (vorausgesetzt, daß diese nicht, wie es bei Azalien, Camilien u. a. der Fall ist, größtentheils aus Moerverde besteht), besser und zuverlässiger aber am Klang des Topfes, wenn man mit dem Finger an denselben schlägt. Ist die Erde wasserarm, so löst sie sich vom Rande los, und der Klang ist hell. Niemals soll man in voraus bestimmten regelmäßigen Zeiträumen gießen, sondern man trage insbesondere bei der Pflanzlinge umgebenden Temperatur Rechnung. Durch übermäßige Rässe wird die Erde fester, der Luftzutritt zu den Wurzeln aufgehoben, und die Folge ist schließlich Fäulniß der Wurzeln, die sich in krankhaftem Aussehen der Blätter und vermindertem Wachsthum äußert. Um stauende Rässe zu vermeiden, Sorge man schon beim Verpflanzen für genügenden Abzug des überflüssigen Wassers durch Saug-Unterlagen; auch ist das Gießen in die Unterfeßer bei den meisten, außer bei Sumpf- und Wasserpflanzen zu verwerfen. Ist eine Pflanze derart trocken geworden, daß Blätter und Triebe welken, so gebe man wiederholt kleine Wassermengen bei gleichzeitigem Bespritzen der oberirdischen Theile. Ein plötzliches Unterwassersehen ertragen nicht alle Pflanzen. Am zuträglichsten ist Regen-, Fluß- und Teichwasser. Ist man jedoch genöthigt, Brunnenwasser zu nehmen, so sollte man es vor der Verwendung erst eine Zeit lang an der Luft oder im Zimmer stehen lassen; mit kaltem Wasser, das tief unter der Zimmer-Temperatur steht, soll man überhaupt nicht gießen. Sehr vorteilhaft wirkt das tägliche Bespritzen, wodurch Staub und Ungeziefer entfernt werden. M. G.

Ornamentirter Pflanzentübel. — Schlankt Palmen mit ihren anmuthigen Bedeln und andere Blattgewächse bilden den schönsten Zimmereschmuck, zumal wenn auch die Behälter gefällig wirken. An den bisher gebräuchlichen Holzgefäßen äußern Erde und Feuchtigkeit schon nach wenig Jahren ihren zerschlagenden Einfluß; die Tübel faulen und werden unbrauchbar. Dieser Uebelstand wird durch eine praktische Neuheit, die durch Geseß geschützt und mehrfach auf Ausstellungen prämiirt worden ist, vollständig beseitigt. J. G. Aurin in Nordbavien fertigt ornamentirte Pflanzentübel,

die gefällige Form und Verzierung mit zweckmäßiger Einrichtung und großer Haltbarkeit vereinen; sie vereinigen auch die eleganteste Einrichtung zum Schmuck und begünstigen zugleich das Gedeihen und Wachsthum der Pflanzen. Das schön ornamentirte Gefäß bildet nur die äußere Hülle, während ein innerer, leicht aber dauerhaft gearbeiteter Einfasstübel, der auf einen Unterfah gestellt wird, zur Aufnahme der Pflanze dient; einige Löcher im Boden des Außenbübels vermitteln den Zutritt der Luft. Da das Wasser in den Unterfah abläuft, kann der äußere, decorirte Tübel keinen Schaden nehmen, ebenso wenig Teppich oder Fußboden. Wünscht man die Pflanzen durch andere zu ersetzen, so braucht nur der Einfasstübel herausgenommen zu werden. Ein weiterer Vorzug dieser Pflanzentübel besteht darin, daß sie auf Rollen gehen, so daß sie sich bequem rücken lassen; der Preis richtet sich nach gewünschter Größe und Ausführung. Die ersten Exemplare, welche in den Besitz des Fürsten Bismarck gelangten, waren aus Eichenholz gefertigt, reich ausgestattet und mit Widmung versehen. D. A.

Frau S. A., Frankfurt a. M. — Da wir nicht wissen, welche Cacteen-Art Sie besitzen, können wir Ihnen leider keine bestimmte Belehrung geben. Der weitaus größte Theil der Cacteen blüht nicht sehr dankbar und wird deshalb nur der interessanten Körperformen und der Bestachelung halber kultivirt. Mit Ausnahme weniger Arten, die stets feucht und etwas schattig gehalten werden müssen, pflegt man die Cactusegewächse im Sommer in voller Sonne und gießt sie regelmäßig; im Winter dagegen hält man sie sehr trocken und verwahrt sie dann am besten in einem nur wenig geheizten Zimmer. M. G.



Ornamentirter Pflanzentübel.

Allgemeines.

Frau Prof. A. in D. — Ganz gewiß! Wir stellen die Rubrik „Aus dem Leserkreis“ unsern Abonnentinnen nicht allein unentgeltlich zur Verfügung, wir honoriren, viellecht im Gegensatz zu anderen Frauenblättern, auch jeden, noch so kleinen, von uns abgedruckten Beitrag, ausgenommen Fragen. Die Honorirung erfolgt sofort nach Erscheinen der betreffenden Nummer; als Jellenhonorar nehmen wir einen Minimal-Satz von 10 Pf. an, der in Fällen, wo die Arbeit und besonders hübsch erscheint, entsprechend steigt. Also frisch gewagt! — Den Arbeiten aus Ihrer gewandten Feder sehen wir mit Interesse entgegen. D. Red.

Tintenwischer und Lesegerichten mit Brandmalerei auf Leder. — Für Bazar-„zu guten Zwecken“ immer wieder Neues und Originelles auszubedenken, das außerdem in der Herstellung wenig kosten darf, ist nicht leicht. Diesmal standen mir kleine Lederabsätze zur Verfügung, deren zwei für das Lesegericht in Schildform geschnitten und mittelst Gummi zusammengelastet wurden; die oben eingeklungene blaue seidene Schnur mit Endquastchen harmonirt mit dem eingebraunten und farbig ausgefärbten Bergkristall. Ein Miniatur-Zufußack und das lustige Gesichtchen sind als Federwischer gedacht; sie zeigen dementsprechend nur an der oberen Seite Leder, das zwei Tuchblättern gleicher Form aufgeklebt ist und zugleich die Stiche verdeckt, die jene in der Mitte oder an drei Seiten zusammenfassen. Geschickt gefügt, imitirt der Brennstift den Pelzbesatz an dem oberen offenen Rand des 5 cm großen Zufußacks und contourirt den farbig gemalten Hedenrosen-Strauß; dem 14 cm großen Gesichtchen dagegen wurde fein braunes Kleid nur mit dem Brennstift angezogen; ein maigrünes Seidenband mit toller Nackenfleise umschließt den Hals. In gleicher Weise lassen sich andere Thiergestalten und allerlei Buchzeichen herstellen. Gern liefere ich auch auf directe Bestellung ganz ausgeführte oder die zum Brennen fertigen kleinen Gegenstände. (Siehe Bezugsquellen). D. Sch.



Tintenwischer und Lesegerichten mit Brandmalerei auf Leder.

Bezugsquellen: Cotillon-Fächer, das Dhd. 9 Mk.; Gr. Jauch, Breslau, Chlauer Stadtgraben 21. — Cotillon-Artikel: Fohl u. Weber, Nachf., S. Dresdenerstr. 79. — Bomben und Granaten aus Chokolade: Hartwig u. Vogel, W. Friedr. str. 187. — Visiten-, Tanz- und Einladungskarten: Adolf Jahn, W. Jägerstr. 22; M. Kimmelstiel u. Co., W. Leipzigerstr. 36; H. Schlittermann, C. Seidelstr. 14. — Doppelschüssel: E. Neuhadt, W. Leipzigerstr. 101/102. — Etagen-Dampfstopf: Gebr. Eberlein, Dresden, Altmatt 7. — Tintenwischer u. mit und ohne Brandmalerei, das Dhd. 3-6 Mk., ungebraunt: Fr. H. Schwarz, NW, Luisenstr. 62.

Beilage: Franz Vespertheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redakteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Vogemann, Wien. — Druck: Giese & Becker, Leipzig.

Nachdruck verboten.

In Canada.

Novelle von Robert Barr.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Jeanne Friedländer in Berlin.

(2. Fortsetzung.)

„Da wollte sich stolz aufrichten, allein da sie zu nah und durchsätet war, um heroisch zu sein, sank sie stöhnend auf einen Baumstumpf nieder. „Bitte, verzagen Sie nicht!“ sagte der Künstler weich. „Ich hätte Ihnen nicht zustimmen dürfen. Ich bitte Sie um Entschuldigung, es gethan zu haben; aber nun wir einmal hier sind, müssen Sie Ihren Antheil an den Pflichten übernehmen. Ich möchte, daß Sie Holz zum Feuermachen suchen.“

„Holz suchen?“ rief Miß Sommerton entsetzt. „Jawohl, Holz suchen! Sie haben uns in diese Verlegenheit gebracht und müssen nun die Konsequenzen tragen.“

„Wollen Sie mich, weil ich hier hilflos bin, unausgeheft beleidigen, Mr. Trenton?“

„Wenn es eine Beleidigung ist. Sie zu bitten, herumzugehen und Holz zu sammeln, dann will ich Sie allerdings höchst nachdrücklich beleidigen. Ich werde auch suchen, da wir viel Holz brauchen.“

Miß Sommerton erhob sich entrüstet und wollte just drohen, den Platz zu verlassen, als ihr noch rechtzeitig einfiel, daß sie nicht wisse, wohin sie gehen könne, und da sie sich hier im dunkeln Wald nicht so sicher und müthig fühlte, wie in Boston, begab sie sich kleinlaut auf die Suche nach dürren Zweigen. Als sie das Gefundene neben den großen Haufen, den Trenton zusammengetragen hatte, warf, brach sie in Lachen aus.

„Sehen Sie etwas Lächerliches in dieser Situation?“ fragte Trenton, vor Kälte zitternd. „Ich nicht!“

„Das Lächerliche dieser Lage ist, daß wir Holz zusammenschleppen, ohne ein Streichholz zum Anzünden zu besitzen; denn, wenn Sie welche bei sich hatten, sind sie durch die Nässe unbrauchbar geworden.“

„O nein, durchaus nicht! Sie müssen bedenken, daß ich aus einem sehr feuchten Klima komme, in dem man gewohnt ist, seine Streichhölzer vor Nässe zu sichern. Außerdem bin ich schon vielfach auf dem Wasser gewesen und trage daher meine Streichhölzer immer in einem silbernen, für Feuchtigkeit unzugänglichen Kästchen.“ Bei diesen Worten zog er das Kästchen aus der Tasche, zündete einige Streichhölzer an, die er auf die kleinen, trockenen Zweige und Blätter legte; nachdem alles ordentlich aufgestammt war, legte er auch größere Stücke Holz darauf, sobald ein lustiges Feuer entstand.

„Und nun,“ sagte der Künstler, „können Sie, was Sie an entbehrlicher Einhüllung anhaben, ausziehen, um es hier am Feuer trocknen zu lassen. Dann setzen Sie sich erst mit dem Gesicht und dann mit dem Rücken gegen das Feuer, bleiben etwas mit Händen und Füßen in Bewegung, und in kurzer Zeit werden Sie einigermassen warm und trocken sein.“

Miß Sommerton lachte, aber ihr Lachen klang nicht heiter. „Hat es schon jemals etwas so Lächerliches gegeben?“ fragte sie. „Ein englischer Gentleman, der Feuer anzündet, und eine Dame aus Boston, die sich daran erwärmt! Es ist nur ein Witz, daß Sie kein Journalist sind, denn sonst könnten Sie sich versucht fühlen, einen Artikel über diese Situation zu veröffentlichen.“

„Woher wissen Sie, daß ich kein Journalist bin?“

„Nun, das hoffe ich doch! Ich denke, Sie sind ein Photograph?“

„O, keiner von Profession!“

„Das ist schade! Ich ziehe den Professions-Photographen dem Amateur vor.“

„Das höre ich gern aus Ihrem Munde.“

„Wieso? Es ist doch nichts weniger als ein Compliment?“

„Gerade darum höre ich es gern! Wenn Sie mir ein Compliment machten, würde ich fürchten, daß Sie sich erkälten hätten und erkranken würden. So aber sehe ich, daß Sie wieder Sie selbst sind.“

„Wieder ich selbst!“ rief die junge Dame. „Was wissen Sie von mir? Von meinem eigenen Selbst? Unsere Bekanntschaft ist doch erst sehr kurz.“

„Der Zeit nach, ja. Aber ein Vorfall in der Wildnis, wie dieser, thut mehr zur Bildung einer Freundschaft oder des Gegentheiles, als Jahre gewöhnlicher Bekanntschaft in Boston oder London. Sie fragen, wieso ich wisse, daß Sie wieder Sie selbst seien? Soll ich Ihnen das erklären?“

„Ich bitte darum.“

„Nun, ich vermüthe, daß Sie eine sehr verwöhnte junge Dame sind. Sie sind wahrscheinlich sehr reich und haben stets Ihren eigenen Willen gehabt. In der That nehme ich an, daß niemals jemand Sie offen auf Ihre Fehler aufmerksam gemacht hat, und selbst wenn es jemand gethan hätte, bezweifle ich, daß Sie eine Lehre daraus gezogen hätten. Ein Kaiserbüschel wäre die Belohnung gewesen, die Miß Sommerton dem Muthigen, der ihr ihre Fehler gesagt haben würde, hätte zu theil werden lassen.“

„Mir scheint, Sie besitzen Muth genug, mir meine Fehler zu zeigen, ohne ein Kaiserbüschel zu scheuen.“

„Er pflegt nicht zu den Tugenden gerechnet zu werden.“

„In diesem Lande haben wir die Ansicht, Mr. Trenton, daß jeder Mensch einen gewissen Stolz besitzen muß.“

„Einen gewissen Stolz, das ist richtig. Es handelt sich nur darum, wie weit dieser gewisse Stolz geht.“

„Nun, bitte, den Fehler Nummer zwei.“

„Fehler Nummer zwei,“ begann Trenton in dem Ton eines sachlich vortragenden Dozenten, „ist Ihre Mißachtung der Empfindungen anderer. Das resultirt, glaube ich, zum Theil aus Fehler Nummer eins. Sie pflegen die große Masse der anderen Menschen als in allen Dingen unter Ihnen stehend zu betrachten und vergessen dabei, daß Leute, die Ihnen vielleicht unympathisch sind, Gefühle haben, die zu verletzen Sie kein Recht besitzen.“

„Ich vermüthe, daß Sie sich auf heute Morgen beziehen,“ entgegnete Miß Sommerton ernst. „Ich habe mich bereits zwei- oder dreimal deswegen entschuldigt. Ich habe stets gehört, daß ein Herr die Entschuldigung eines anderen Herrn als das Ausheben einer Beleidigung ansieht; warum nicht auch, wenn die Entschuldigung von einer Frau kommt?“

„O, jetzt spielen Sie die Sache auf das persönliche Gebiet hinüber, während ich nur allgemein sprach. Ich theilte Ihnen nur mit Offenheit Ansichten mit, die ich mir auf Grund einer sehr kurzen Bekanntschaft gebildet habe. Bedenken Sie gefälligst, daß Sie selbst mich darum ersuchten!“

„Ich bin Ihnen dafür außerordentlich verpflichtet! Ich fürchte, daß Sie zum Theil recht haben, und hoffe nur, daß die Liste nicht gar zu lang werden möge.“

„Nein, sie ist bereits hier zu Ende. Ich nehme an, daß Sie mich für den unhöflichsten Mann halten, der Ihnen je begegnet ist.“

„Wir pflegen Grobheit von den Engländern zu erwarten.“

„Dann hätte ich also nur den Ruf meiner Landsleute befristigt? Haben Sie schon das Vergnügen gehabt, viele unhöfliche Engländer kennen zu lernen?“

„Nein, das kann ich nicht sagen! Die meisten Engländer, die ich kennen lernte, besaßen ganz das Benehmen von Gentleman. Aber der unhöflichste Brief, den ich je erhielt, stammte von einem Engländer; er war nicht nur unhöflich, sondern auch undankbar, denn ich hatte eine seiner Landschaften zu sehr hohem Preise gekauft. Es war der Maler John Trenton. Kennen Sie ihn?“

„Ja,“ sagte Trenton zögernd, „ich kenne ihn; ich kann sogar sagen, daß ich ihn recht gut kenne. Er ist überdies ein Namensvetter von mir.“

„Ja? Wie eigen, daß mir das nicht aufgefallen ist! Ist Ihr Vorname auch John, wie der seinige?“

„Ja.“

„Ist er mit Ihnen verwandt?“

„Um, nein! Ich kann ihn nicht als Verwandten betrachten. Ich weiß nicht einmal, ob ich so weit gehen darf, ihn meinen Freund zu nennen; er ist ein Bekannter von mir.“

„O, erzählen Sie mir von ihm!“ bat Miß Sommerton enthusiastisch; „er ist einer von den wenigen Engländern, deren Bekanntschaft ich seit langem ersehne.“

„So haben Sie ihm seinen groben Brief verziehen?“

„Schon lange! Ich glaube fest, daß er gar nicht unhöflich war. Er war nur aufrichtig, und die Wahrheit verletzte mich.“

„Ja,“ sagte Trenton, „mit der Wahrheit muß man sehr behutsam umgehen; sie kann zu leicht verletzen! Sie hatten ein Landschaftsbild von ihm gekauft, nicht wahr? Welches war es denn?“

„Es war ein Bild des Themse-Thales.“

„So? Ich kann mich im Augenblick nicht darauf besinnen. Wahrscheinlich ein ganz gewöhnliches Bild! Gewiß schickte er es nach Amerika, weil er es in England nicht verkaufen konnte.“

„O, Sie scheinen zu glauben, daß wir hier alles, was den Engländern nicht gut genug ist, kaufen! Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß dieses Bild einen Platz in der Royal Academy in London hatte, und daß es von der Kritik einstimmig bewundert wurde. Ich kaufte es in London.“

„Ah, jetzt besinne ich mich darauf; die Themse im Sonnenschein. Ganz gewöhnlicher Gegenstand! Immerhin recht nett gemalt!“

„Recht nett gemalt! Ich halte es für eines der besten Landschaftsbilder des Jahrhunderts.“

„Nun, in dieser Hinsicht würde Trenton ganz Ihrer Meinung sein.“

„Das geschah nur im ersten Impuls. Das Zusammenstehen war die Bitte um Verzeihung.“

„Und Sie wollen ihn mir niemals zeigen?“

„Nein.“

„Haben Sie ihn beantwortet?“

„Ich werde Ihnen nichts mehr erzählen! Es thut mir leid, überhaupt davon gesprochen zu haben. Sie lieben Mr. Trenton's Werke nicht!“

„O, verzeihen Sie, da sind Sie sehr im Irrthum, Miß Sommerton. Er hat in England keinen größeren Verehrer als mich, — sich selber ausgenommen, natürlich.“

„Es scheint Ihnen gleichgültig zu sein, daß ich solche Bemerkungen nicht hören mag!“

„Und ich dachte gerade, daß Ihnen diese Bemerkung gefallen würde! Mr. Trenton, müssen Sie wissen, ist, meine Wenigkeit ausgenommen, der Unhöflichste aller Engländer. Ich fange an zu vermüthen, daß Mr. Trenton's Brief es war, der Sie veranlaßte, die ganze englische Race zu verurtheilen; denn Sie geben ja selbst zu, daß die Engländer, die Sie kennen, gar nicht unhöflich sind.“

„Sie vergessen, daß ich seit der Zeit Sie kennen lernte!“

„Sehr gut zurückgegeben!“

„Hat Mr. Trenton viele Freunde in London?“

„Nein, nicht viele. Er ist ein fleißiger Arbeiter und sucht, wie ich schon vorhin sagte, seinen Stolz darin, die Wahrheit zu sagen. Und das schlägt in London so wenig an, wie in Boston.“

„Ich achte ihn darum.“

„O gewiß, das thut jeder in der Theorie. Aber es ist keine Eigenschaft, die einem Freunde erwirbt.“

„Wenn Sie bei Ihrer Rückkehr Mr. Trenton sprechen, so sagen Sie ihm, bitte, daß eine Dame in Amerika lebt, die seine Freundin sei, und daß, wenn er irgend welche Bilder habe, die er in England nicht verkaufen könne, er sie hierher schicken solle; seine Freundin würde sie kaufen.“

„Dann müssen Sie aber sehr reich sein, denn seine Bilder werden selbst in England zu hohen Preisen verkauft.“

„Ja,“ entgegnete Miß Sommerton, „ich bin reich.“

„Ich denke es mir sehr hübsch, reich zu sein,“ antwortete der Maler seufzend.

„Sie sind es wohl nicht?“

„Nein, ich bin es nicht, wenigstens nicht im Vergleich mit Ihren amerikanischen Vermögen. Ich bin reich genug, um in der Welt herum zu reisen, soviel es mir beliebt, und im St. Maurice-Flusse fast zu ertrinken.“

„Ach, ist es nicht seltsam, daß wir von den Bootsleuten nichts gehört haben? Sie werden doch wirklich nicht ertrunken sein?“

„Das glaube ich kaum; aber es wäre immerhin möglich.“

„O, sagen Sie das nicht! Ich komme mir sonst wie ein Möder vor.“

„Nun, ich dachte auch, daß es zum größten Theil Ihre Schuld wäre!“

Miß Sommerton blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Bin ich noch nicht genug bestraft?“

„Für den Tod zweier Menschen, wenn sie wirklich todt sind? Du lieber Himmel, nein! Glauben Sie in der That, daß hier zwischen dem Unrecht und der Sühne das richtige Verhältnis besteht?“

Miß Sommerton schlug die Hände vor das Antlitz und weinte bitterlich.

„Dann ist Beacon Street wohl eine der Hauptstraßen Bostons, ja?“
 „Eine der Hauptstraßen? Lächerlich! Es ist die Straße! Es ist Boston!“
 „Gut, nun fahre ich fort: „Ich zögere, Ihren werthen Brief zu beantworten, weil die mir überhändigten Skizzen so schlecht sind, daß ich nicht verstehe, wie man sie einem Künstler zur Begutachtung schicken kann. Wenn Sie jedoch im Ernst eine Kritik wünschen, so kann ich nur sagen, daß die Skizzen nach meinem Urtheil absolut keinen Werth besitzen, selbst die Zeichnung ist schlecht, während die Farben in einer Weise aufgetragen sind, die verräth, daß Sie von den allerersten Principien der Malerei nicht die geringste Ahnung haben. Wenn Sie die Malerei als Erwerb betreiben wollen oder müssen, rathe ich Ihnen dringend, sie an den Nagel zu hängen. Wenn Sie aber eine reiche Dame sind, können Sie sie fortsetzen, so lange es Ihnen beliebt.“

Ergebenst

John Trenton.

Miß Sommerton, deren Augen vor Erstaunen immer größer und größer geworden waren, sagte jetzt scharf: „Er hat Ihnen den Brief gezeigt! Sie haben ihn gelesen!“
 „Das gebe ich zu,“ antwortete der Künstler.
 „Dann will ich alles glauben, was Sie über Mr. John Trenton sagen!“
 „Warten Sie einen Augenblick, Miß Sommerton, verdammen Sie ihn nicht zu schnell! Ich weiß, daß Mr. Trenton diesen Brief niemand zeigte.“
 „Sie sagten doch aber soeben, daß er ihn Ihnen zeigte?“
 „Das that er. Dennoch sah außer ihm selbst niemand den Brief.“
 Miß Sommerton sprang auf. „Dann sind Sie selbst John Trenton!“
 „Miß Sommerton, ich bekenne mich schuldig!“

VI. Kapitel.

Miß Eva Sommerton und Mr. John Trenton standen sich, jeder auf einer Seite des hellbrennenden Feuers, gegenüber.
 Ein schwaches Lächeln spielte um die Lippen des Künstlers; Miß Sommerton's Gesicht dagegen war tiefcrüft. Sie sprach zuerst.
 „Mir scheint es,“ sagte sie langsam, „daß diese Sache sehr nach falschen Vorpiegelungen schmeckt.“
 „Von meiner Seite, Miß Sommerton?“
 „Selbstverständlich von Ihrer Seite! Sie mühten schon lange wissen, daß ich es war, die Ihnen den Brief und die Skizzen geschickt hatte. Und das hätten Sie sofort sagen müssen.“
 „Dann lassen Sie mir keine Gerechtigkeit widerfahren für meine Ehrlichkeit, es jetzt gesagt zu haben! Wenn ich nicht den Wunsch gehabt hätte, in dieser Sache ganz aufrichtig zu sein, hätte ich es auch jetzt nicht sagen brauchen.“
 „Ja, das spricht allerdings etwas zu Ihren Gunsten!“
 „Nun, Miß Sommerton, ich hoffe, daß Sie soviel wie möglich zu meinen Gunsten werden gelten lassen. Denn, sehen Sie, wir sind nun doch schon alte Freunde.“
 „Alte Feinde, wollen Sie wohl sagen!“
 „Nein, nein! Ich möchte mich lieber als Ihren Freund betrachten.“
 „Der Brief, den Sie mir schrieben, war aber nicht sehr freundschaftlich.“
 „Das wollen wir noch dahingestellt sein lassen. Sie wissen ja, daß wir über diesen Punkt uneins sind.“
 „Ich glaube, daß wir über die meisten Punkte uneins sind.“
 „Nein, da bin ich wiederum nicht Ihrer Meinung! Immerhin würde ich lieber Ihr Feind als —“
 „Mein Freund sein?“ fiel Miß Sommerton ein.
 „Nein, als Ihnen gleichgültig sein.“
 „In der That, Mr. Trenton, finden Sie nicht auch, daß unsere Bekanntschaft rapide Fortschritte macht?“ fragte die junge Dame, ohne den Künstler anzusehen.
 „Ich freue mich, Ihnen in diesem Punkt zustimmen zu können, Miß Sommerton. Wie ich schon vorhin bemerkte, thut ein Vorfall, wie dieser, mehr dazu, eine Freundschaft oder —“ der junge Mann hielt inne und vollendete den Satz nicht.
 „Nun,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „was soll es sein: Freund oder Feind?“
 „Das zu entscheiden, überlasse ich Ihnen.“
 „Dann sage ich: Freund! Lassen Sie uns das mit einem Händedruck bekräftigen.“
 Sie hielt ihm freundlich die Hand entgegen, als er um das Feuer herum auf sie zuschritt; und wie er nun die Hand herzlich schüttelte, durchfuhr es ihn so seltsam, daß er, dem augenblicklichen Impulse nachgebend, das Mädchen an sich zog und es auf die Stirn küßte.
 „Wie können Sie das wagen!“ rief Miß Sommerton, ihn entrüstet von sich stoßend. „Halten Sie mich vielleicht für irgend ein hergelauenes Mädchen, das sich geschmeichelt fühlt, nach vierundzwanzigstündiger Bekanntschaft von dem „großen Künstler“ geküßt zu werden?“
 „Bierundzwanzigstündige Bekanntschaft, Miß Sommerton? Nicht doch! Ein Jahr, zwei, nein, zehn Jahre lange Bekanntschaft! Mir kommt es überhaupt so vor, als ob ich Sie immer gekannt hätte!“
 „Sie benehmen sich allerdings so, als wäre es der Fall. Ich hatte vor einiger Zeit geglaubt, daß Sie ein Gentleman seien, aber Sie nutzen meine hilflose Lage aus!“
 „Miß Sommerton, lassen Sie mich demüthig um Vergebung stehen!“
 „Nein, ich nehme Ihre Entschuldigung nicht an! Dafür giebt es keine Entschuldigung! Ich muß Sie bitten, mich, bis Mr. Mason kommt, nicht wieder anzusprechen. Sie können sich noch glücklich schätzen, wenn ich Mr. Mason nichts von dem, was hier vorgefallen ist, erzähle!“
 John Trenton antwortete nicht und warf einen neuen Haufen Holz auf das Feuer.
 Miß Sommerton sah sehr niedergeschlagen an der heißen Wähe.
 Während einer halben Stunde sprach keines von ihnen. Plötzlich sprang Trenton auf und horchte angestrengt.
 „Was giebt's?“ rief Miß Sommerton, ebenfalls emporkommend.
 „Nein,“ jagte Trenton, „das gilt nicht! Wenn ich nicht zu

Ihnen sprechen darf, müssen Sie auch keine Fragen an mich richten.“
 „Ich bitte um Entschuldigung!“ erwiderte Miß Sommerton kurz.
 „Aber ich wollte wirklich etwas sagen und nur Sie zuerst zum Sprechen bringen. Davi ich es sagen? Mir fiel jaust etwas ein.“
 „Wenn Ihnen etwas eingefallen ist, was uns aus dieser Lage heraushelfen kann, soll es mich sehr freuen, es zu hören.“
 „Ich glaube nicht, daß uns mein Vorschlag aus unserer Lage erlösen kann, aber in dieser wird er jedenfalls nützen. Sie wissen, daß ich meine Camera über der Schulter trug und sie so aus dem Schiffsbruch rettete?“
 Miß Sommerton antwortete nicht; offenbar hatte sie kein großes Interesse für Trenton's Camera.
 „Das Futicral dieser Camera ist wasserdicht; es ist wirklich eine sehr gute Einrichtung, trotzdem Sie sie keines Bildes würdigten.“
 „Wiederum keine Antwort.“
 „Gut; in diesem Kasten befindet sich zuerst die Camera, dann kommen die Trockenplatten und, was mir augenblicklich am wichtigsten erscheint, zwei oder drei belegte Butterbrode aus Mrs. Major's Küche. Was sagen Sie zu meinem Vorschlag, jetzt Abendbrod zu essen?“
 Nun mußte Miß Sommerton doch lächeln; und dies als Zeichen der Zustimmung auffassend, packte Trenton schleunigst seinen Kasten aus und brachte dann nebst sauber verpackten Butterbroden eine weiße Serviette zum Vorschein.
 „Nun,“ fuhr er fort, „habe ich noch eine Feldflasche mit Sherry und einen Becher bei mir. Gott, wie vergeßlich ich bin! Sie hätten in demselben Augenblick, in dem wir das Land betreten, einen Schluck Sherry haben müssen! Uebrigens wollte ich noch bemerken, daß ich Ihnen nur so energisch gebot, Holz zu sammeln, damit Sie sich durch das Hinsetzen in den feuchten Sachen keine Erkältung holten, nicht, weil ich Hülfe brauchte.“
 „Sehr lebenswürdig!“ bemerkte Miß Sommerton.
 Aber ihr Ton verrieth nicht die Aufrichtigkeit dieser Worte.
 „Wenn Sie doch sagen wollten, daß Sie sehr hungrig sind! Haben Sie während des Tages etwas zu essen gehabt?“
 „Zu meiner Schande muß ich gestehen: ja,“ entgegnete sie.
 „Ich hatte Frühstück bei mir und ah es im Boot. Darum beunruhige ich mich so Ihrewegen, da ich glaube, daß Sie den ganzen Tag nichts gegessen hätten; ich wollte Ihnen eigentlich etwas anbieten, konnte mich aber nicht dazu entschließen und glaubte auch, daß wir bald bei Majons anlangen würden. Es ist mir sehr lieb, daß Sie etwas zu essen bei sich haben.“
 „Wie wenig die Amerikaner doch unsere große britische Nation kennen! Ein Engländer hat sein Augenmerk stets auf das Praktische gerichtet.“
 Nach einer kurzen Pause begann er wieder: „Wie wäre es, Miß Sommerton, wenn wir ungeachtet aller Zwischenfälle unseren alten Kampf wieder aufnehmen? Ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen —“ hier zögerte er bedenklich und fügte dann hinzu: „des Briefes wegen, den ich Ihnen vor Jahren schrieb.“
 „Es sind zu viele Entschuldigungen zwischen uns ausgetauscht worden,“ antwortete Miß Sommerton; „ich werde von jetzt an keine mehr annehmen, noch erbitten.“
 „Das ist auch das Allergeschickte,“ entgegnete Trenton.
 „Aber eigentlich mühten Sie mich ein bißchen freundlich behandeln, weil ich durch Ihre Schuld hier bin.“
 „Das ist eine der Saden, um derenentwillen ich Sie schon verschiedentlich um Verzeihung gebeten habe. Wollen Sie mir das immer nachtragen?“
 „O, ich meine doch nicht den Vorfall von vorhin! Ich meine meinen Aufenthalt hier in Amerika. Ihre Skizzen und Ihre Beschreibung der Shawenegan-Hölle brachten mich nach Amerika, und außerdem hoffte ich, Sie kennen zu lernen.“
 „Wie können Sie das lernen?“
 „Gewiß! Vielleicht wissen Sie gar nicht, daß ich in Ihrem Hause in Beacon Street war, aber den Besuch erhielt, Miß Sommerton sei mit Freunden in Canada. Zu meiner Rechtfertigung muß ich sagen, daß ich Empfehlungen von Leuten in der Tasche hatte, die Ihnen so ebenbürtig sind, wie es Nicht-Bostoner überhaupt sein können. Ich sah Ihr Haus in Boston; daher befinde ich mich nicht in dem Glauben, Sie seien irgend ein „hergelauenes Mädchen“, wie Sie mich vorhin beschuldigten.“
 „Ich wünschte, Sie kämen nicht immer wieder darauf zurück!“
 „Gut! Nun habe ich eine Frage an Sie zu richten, eine Bitte; darf ich sie aussprechen?“
 „Es kommt darauf an, was diese Bitte enthält.“
 „Ja, das können Sie nun freilich nicht eher beurtheilen, ehe ich sie ausgesprochen habe. Nun werde ich es wagen, bitte Sie aber vorher, zu bedenken, daß Sie mir das Abendbrod schuldig sind. Miß Sommerton, geben Sie mir ein bißchen Tabak!“
 Miß Sommerton stand starr vor Staunen.
 „Ich habe nämlich,“ fuhr der Künstler fort, ohne sich beirren zu lassen, „meinen Tabak bei dem Schiffsbruch verloren, glücklicherweise aber ist meine Pfeife gerettet worden. Ich gebe ja zu, daß diese Gegend hier sehr schön ist, wenn wir sie nur sehen könnten! Da es aber ringsumher dunkel ist, so kann es, trotz des Mondschein's, keine Entwehung sein, wenn ich ein Pfeischen rauche, und ich bin überzeugt, daß Ihr Tabak vorzüglich sein wird. Wollen Sie meine Bitte nicht erfüllen, Miß Sommerton?“
 Zuerst schien Miß Sommerton die Dreistigkeit dieser Bitte überlächeln zu wollen; dann flog ein Blitz des Verstehens über ihr Antlitz, und instinctiv hielt sie die Hand auf die Tasche gepreßt.
 „Nein,“ rief der Künstler, „leugnen Sie nicht, daß Sie Tabak bei sich haben! Ich sagte Ihnen ja, daß ich Gedankenleier bin! Außerdem habe ich mir jagen lassen, daß die jungen Damen in Amerika selten ohne dieses edle Kraut seien, und zwar sollen sie stets die besten Qualitäten führen.“
 Die Situation war zu lächerlich für Miß Sommerton, als daß sie länger die Entrüstete spielen konnte; sie griff in die Tasche und zog ein Päckchen Tabak heraus, das sie dem Künstler reichte.
 „Besten Dank! Ich werde mir eine Pfeife voll borgen und Ihnen das übrige zurückgeben. Haben Sie einmal die

englische Marke birdseye probirt? Ein ganz ausgezeichneter Tabak, ich versichere Sie!“
 „Ich nehme an,“ sagte Miß Sommerton, „daß Ihnen die Bootleute erzählt haben, daß ich ihnen immer Tabak mitbringe?“
 „Ach, nun zweifeln Sie an meiner Kunst, Gedanken zu lesen! Nun, ich will ehrlich sein und geben, daß sie es mir verriethen. Sagen Sie 'mal, war das nicht ein bißchen Humbug von Ihnen, so empört über das Rauchen zu sein? Wenn Sie es aber wirklich nicht vertragen können, unterlasse ich es selbstverständlich.“
 „Ich kann es sehr gut vertragen; ich bedaure nur, daß ich Ihnen keine gute Cigarre anbieten kann.“
 „Sehr lebenswürdig! Aber dies Kraut ist auch gut. Wir rauchen in England selten diese Art Tabak; ich finde ihn in der That ausgezeichnet!“
 „Ich muß gestehen,“ erwiderte Miß Sommerton, „ich interessire mich sehr wenig für diesen Gegenstand. Warum sollte aber hier der Tabak nicht gut sein? Er wächst doch hier.“
 „Ja, das ist richtig!“ entgegnete der Künstler.
 Er saß mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, nachdenklich rauchend, und studirte den Widerschein des Feuers auf dem Antlitz seiner Gefährtin, deren Aufmerksamkeit das Feuer selbst völlig in Anspruch zu nehmen schien.
 „Miß Sommerton,“ begann Trenton endlich wieder, „ich bitte um die Erlaubniß zu einer zweiten Frage.“
 „Ich gebe Sie Ihnen,“ erwiderte die junge Dame, ohne aufzublicken. „Um eine Enttäuschung zu vermeiden, muß ich Ihnen aber gleich sagen, daß es der ganze Tabak war, den ich bei mir hatte; der übrige blieb im Canoe.“
 „Ich werde versuchen, diese Enttäuschung, so gut wie möglich, zu überwinden. Aber meine Frage ist ganz anderer Natur. Ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll. Sie haben vielleicht bemerkt, daß es mir schwer wird, das richtige Wort zu rechter Zeit zu finden. Ich bin ein ungewandter Mensch.“
 „Es giebt Leute,“ antwortete Miß Sommerton streng, „die sich etwas auf ihre Ungewandtheit einbilden. Sie scheinen diese als Ausrede zu gebrauchen, um grobe Dinge zu sagen. Man hat so eine Art von Aberglauben, daß Grobheit und Ehrlichkeit zusammengehören.“
 „Das ist nicht sehr ermutigend. Indessen bilde ich mir gar nichts auf meine Ungeschicklichkeit ein, ich bedaure sie im Gegentheil. Ich wollte nur die Thatfachen constatiren, mich ihrer nicht rühmen. In diesem Augenblick glaube ich aber, Ihnen beweisen zu können, daß Ehrlichkeit die Ungewandtheit begleitet. Ich wollte Sie ungefähr folgendes fragen: Vorausgesetzt, daß ich Ihnen meine Empfehlungsbriege überbracht hätte, daß wir uns eine Zeit lang gekannt hätten, daß alles sehr conventionell zugegangen wäre, alles dieses vorausgesetzt, würden Sie dann etwas, was ich vorhin gethan habe, ebenjo ungerathlich gefunden haben, wie Sie es jetzt thaten?“
 „Sie wollten doch nicht mehr auf das Rauchen zurückkommen!“
 „Thue ich auch nicht! Ich meine den Kuß.“
 „Mein Herr,“ entgegnete Miß Sommerton, ihr Gesicht mit der Hand beschattend, „Sie kennen mich ja garnicht!“
 „Das ist ein Ausweichen der Frage.“
 „Nun, ich kenne Sie garnicht!“
 „Damit weichen Sie zum zweiten Mal aus. Ich nehme an, daß wir beide uns ein wenig kennen.“
 „Ich denke, es käme ganz darauf an, wie die fortgeschrittene Bekanntschaft die Lage gestaltete. Dieser Fall ist nur eine bloße Annahme, sodas ich Ihre Frage nicht beantworten kann. Ich denke, Sie kennen das Sprichwort, das besagt, man könne eine Brücke nicht passiren, ehe man sich an derselben befinde.“
 „Ich fürchtete es schon, ich würde meine eigentliche Frage nicht verständlich ausdrücken können. Darf ich nun wieder mit der Thür ins Haus fallen und Sie fragen, ob Sie verlobt sind?“
 „Nein, fragen Sie, bitte, nicht! Ich will Ihnen vorher mit „Nein“ antworten. Ich sage Ihnen das unter der Bedingung, daß diese Frage die letzte war.“
 „Wie kann eine zweite Frage die letzte sein? Jedes Gesetz wird dreimal verlesen, und der Auctionator ruft: „Zum dritten und letzten“, und das Aufgebot zur Heirath wird dreimal gemacht. Also leben Sie, daß ich noch zu einer dritten Frage berechtigt bin!“
 „Gut; aber man mag oft im Rechte sein, etwas zu thun, und doch wäre es thöricht, von seinem Rechte Gebrauch zu machen.“
 „Ich acceptire Ihre Warnung,“ antwortete der Künstler, „und behalte mir mein Recht vor.“
 Nach einem Augenblicke des Schweigens fragte Miß Sommerton: „Wie spät wird es sein?“
 „Ich habe keine Ahnung; meine Uhr ist stehen geblieben.“
 „Glauben Sie nicht, daß, wenn die Bootleute gerettet wären, sie jetzt schon hier sein könnten?“
 „Ich weiß es wirklich nicht, kenne auch die Entfernung nicht. Vielleicht nehmen sie als sicher an, daß wir ertrunken sind, und kommen garnicht zurück.“
 „Vorhin sprachen Sie anders! Sobald Mr. Mason von dem Schiffsbruch hörte, wird er aufgebrochen sein, um uns zu suchen, gleichviel, was das Ende dieser Katastrophe sein konnte.“
 „Sie mögen recht haben. Ich werde einmal versuchen, auf diesen Aussichtspunkt hinaufzuklettern; der Mond steht jetzt über dem Wasser, und wenn sie nicht gar zu weit weg sind, muß ich sie von diesem Hügel aus sehen können.“
 Der Künstler kletterte den schlüpfrigen Felsen hinauf, der über das Wasser hinausragte. Mit angstvollen Blicken beobachtete Miß Sommerton jede seiner Bewegungen; sie an den überhängenden Zweigen festhaltend, troch und kletterte er mühsam hinauf.
 „Bitte, Mr. Trenton, seien Sie vorsichtig,“ rief ihm die junge Dame zu; „bedenken Sie, daß Sie dort über dem Wasser stehen!“
 „Der Felsen scheint sehr schlüpfrig zu sein,“ rief Trenton, „aber ich habe feste Schuhsohlen.“
 „Bitte, nehmen Sie sich in Acht, denn, so unangenehm Sie auch sind, möchte ich doch nicht ganz allein hier zurückbleiben.“
 „Ich danke Ihnen, Miß Sommerton!“
 Trenton stand auf der obersten Spitze des Felsens, und indem er sich an einem Zweige festhielt, beugte er sich vor und spähte den Fluß hinunter.
 „O, Mr. Trenton, lassen Sie das,“ rief die junge Dame entsetzt; „kommen Sie schnell herunter!“

(Zerluß folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

„Die Mutter unter ihren Kindern“, ein Büchlein für Mütter von Agnes Sapper. Verlag von D. Gundert in Stuttgart.

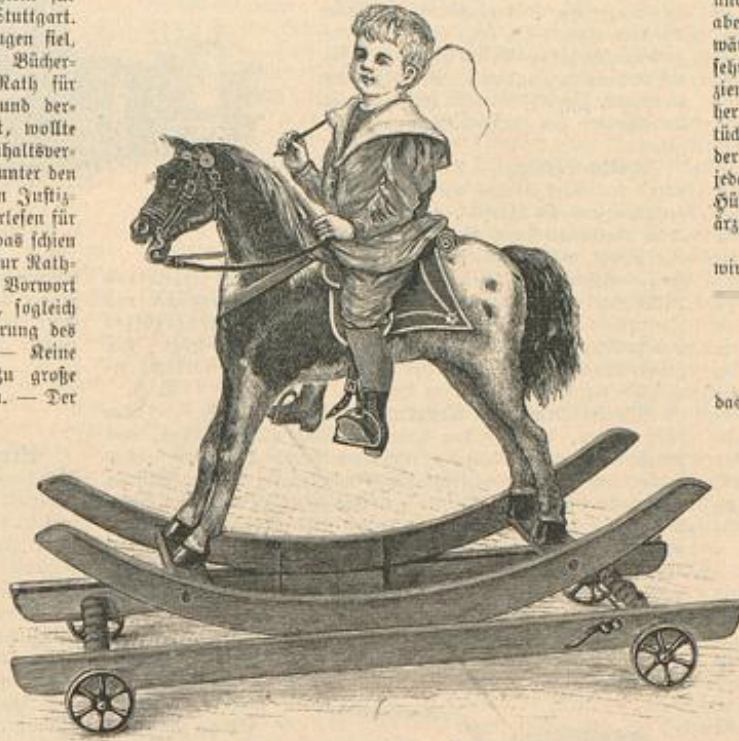
Diese Ueberschrift war das erste, was mir in die Augen fiel, als ich kürzlich ein vom Buchhändler mir zugesandtes Bücherpaket öffnete. Da ich's gewohnt bin, daß ein „Guter Rath für Mütter“, „Pflege des Kindes im ersten Lebensjahr“ und dergleichen sich von Zeit zu Zeit unter meine Bücher verirrt, wollte ich es zuerst bei Seite legen, als ein Blick in das Inhaltsverzeichnis meine Aufmerksamkeit erregte. „Ein Tageslauf unter den Kleinen.“ — „Unter den Schulkindern.“ — „Einiges aus dem Justiz-Departement.“ — „Am Krankenbett.“ — „Ergählungen zum Vorlesen für kleine Patienten.“ — „Die Mutter mit Stiefkindern“ etc., — das schien ja etwas ganz anderes zu sein, nicht wieder und wieder nur Rathschläge, die leidliche Pflege der Kinder betreffend! Das Vorwort der Verfasserin, einfach und ansprechend, machte mir Lust, sogleich zu hören, was sie zu sagen hatte über: „Paßt die Forderung des unbedingten Gehorsams zu der modernen Erziehung?“ — „Keine Ausdauer beim Spiel.“ — „Eigensinn.“ — „Weichlichkeit.“ — „Zu große Rücksicht der Mutter.“ — „Wenn Kinder nicht essen wollen.“ — „Der regnerische Vacanz-Tag.“ — „Arbeit für die Armen.“ — „Spaziergang mit offenen Augen“ etc. etc., — und bald war ich so vertieft in den ganz köstlichen Inhalt des Büchleins, daß ich mich kaum davon losreißen konnte. Mit einem so feinen Verstand für die Kindesseele, mit so viel Humor und liebevollem Eingehen auf die unzulässigen kleinen Schwierigkeiten, die einer jungen Mutter täglich vorkommen, ist der Tageslauf geschildert, und geradezu unübertrefflich sind die Rathschläge, die von der lebenswürdigen Verfasserin gegeben werden! Wir haben uns wohl seiner Zeit von Karl von Raumer's „Erziehung der Mädchen“ helfen lassen, unsere Kinder zu erziehen, aber wie manche geplagte und wohl selbst noch nicht ganz „erzogene“ junge Mutter hat uns gestanden, es sei ja ein vorzügliches Buch und zeige einem in großen Zügen das Ideal, nach welchem man bei der Erziehung zu streben habe, aber in einer Kinderstube mit noch Kleinen, oft so verschieden veranlagten Kindern, dann mit den Schulkindern und besonders mit den heranwachsenden Knaben wisse man sich oft gar nicht recht zu helfen, und dafür seien jene Rathschläge zu allgemein gehalten.

Für solche junge Mütter ist nun das vorliegende Büchlein von Agnes Sapper ein Geschenk, wie es praktischer, nützlicher gar nicht gedacht werden kann. Aber auch die Mutter, die in übertriebener Gewissenhaftigkeit mit ihren Geistes- und Körperkräften nicht haushalten versteht, sich überarbeitet, empfängt beachtenswerthe Winke für sich selbst, und ich kann mir's nicht versagen, eine Stelle aus dem ersten Abschnitt wörtlich anzuführen:

„Es ist eine große Erquickung für eine vielbeschäftigte Hausfrau und Kindermutter, wenn sie sich abends eine kleine geistige Erholung gestatten kann. — Wo durch den Mann oder durch ge-

empfohlen. Der billige Preis (50 Pf.) ermöglicht jeder Familie den Ankauf. D. Red.

Frau Regierungsrath L. in P. — Die Deser'schen „Briefe an eine Jungfrau über die Hauptgegenstände der Keuschheit“, be-



Schaukelpferd auf Schienen.

arbeitet von W. Grube, bieten manchen dankenswerthen Hinweis; auch dürfte der Leitfaden, nach dem „Grundriß der Kunstgeschichte“, von Prof. W. Lübke, bearbeitet von Widenhagen, Ihren Zwecken entsprechen. D. Red.

Gesundheits- und Körperpflege.

Unentgeltliche Unterrichts-Curse der häuslichen Krankenpflege. — Der „Zweigverein Berlin des Vaterländischen Frauenvereins“ veranstaltet auch in diesem Winter für Mitglieder und Nichtmitglieder unentgeltliche Curse der häuslichen Krankenpflege unter ärztlicher Leitung. Außer den Aufgaben der Pflege bei Krankheiten in der Familie und der ersten Hülfsleistung bei Unglücksfällen und Verletzungen, umfassen die Curse auch die Lehre von Verhütung der Krankheitsansteckung. Der neue Course, vom 25. Februar bis 31. März 1896, findet statt: Dienstags und Freitags von 11^{1/2}-1 Uhr, im Local des Vaterländischen Frauen-Vereins, Berlin, W., Zimmerstr. 90/91, Vorderhaus, III., wohin auch Anfragen und Anmeldungen zu richten sind. D. Red.

Gitterbetten zum Verlängern. — In der Modewelt vom 1. Juli 1895 war eine Kinderbettstelle zum Vergrößern empfohlen, doch müßte diese neu angeschafft werden; die Vergrößerung läßt sich nicht an einer alten anbringen. Ich möchte hier ein allerdings nur in die Länge wachsendes Bett beschreiben, das jeder Tischler für wenige Mark aus einem schon vorhandenen Gitterbettchen herstellen kann. Vor nahezu sieben Jahren wurde meinem einzigen Töchterchen das ihre zu kurz, und da ich das gut erhaltene Möbel noch nicht bei Seite stellen mochte, kam ich auf folgenden Einfall: Ich ließ die Vorderwand (s. Abbildung) ausschneiden und die dadurch gewonnene Klappe mit zwei Scharnieren befestigen, sodas sie mittelst zweier Haken und Ketten sowohl ganz wagerecht oder in beliebiger schräger Richtung gestellt werden kann. Die Matratze läßt man vorrücken und am Kopfende mit Bettkissen nachhelfen, oder ein langes Unterbett wird auf Bett und Klappe gelegt. Bei sehr beschränktem Raum kann man tagsüber durch eine stählerne Schiebervorrichtung, die im Innern der Klappe angebracht ist, diese wieder in ihre ursprüngliche Lage einfügen. Wer besonders Sinn für decorative Ausschmückung hat, möge die Seitenwände der Bettstelle, wie die oberen Leisten noch mit einem aufgemalten Muster, in der Art des angegebenen, schmücken, das etwas dunkler als der Polirur-Grund in Delfarbe ausgeführt sein muß. Frau M. A.

Amundine ist uns nicht bekannt, auch nicht, ob sie gesundheitschädlich ist. Die unzähligen Geheimmittel mit mehr oder weniger schönen Namen und, — was die Hauptsache ist, — theuren Preisen zu untersuchen, übersteigt unsere Kräfte. Dr. D.

Elisabeth. — Ueber den Rath eines Arztes zu urtheilen, und noch dazu ohne persönliche Untersuchung, halten wir uns nicht berufen. Wenden Sie sich doch an einen Spezialisten oder eine Klinik, die Sie in nächster Nähe haben! Dr. D.

C. M., Mainz. — Speiseregeln für Magentränke zu geben, überschreitet Zweck und Raum dieser Antworten. Ein populäres Buch (s. B. von Boas) wird Ihnen vielleicht nützen. Dr. D.

C. M. W. — Zum Schlangbleiben können verschiedene Wege führen, die aber für den Einzelfall nur durch einen Arzt mit genauer Kenntniß der Persönlichkeit gezeigt werden können. Andere, ohne solche Führung eingeschlagene Wege, sind oft Holzwege und können sogar in gefährliche Sumpfe führen, das heißt, die Gesundheit ernstlich schädigen. Dr. D.

Natur-Heilanstalt. U. — „Frauenleiden“ sind äußerst mannigfaltiger Art; ob ein solches mit Erfolg überhaupt oder in einer Natur-Heilanstalt behandelt werden kann, vermag nur ein in solchen Dingen erfahrener Arzt nach genauer Untersuchung und Beobachtung zu entscheiden. Dr. D.

Irene, Ungarn. — Gegen Frostbeulen giebt es wohl ziemlich so viele Mittel, wie Tage im Jahre. — ein Beweis, daß keines davon sicher und immer hilft. Die Frostbeulen sind nämlich recht verschieden an Ursache und Beschaffenheit und müssen danach verschieden behandelt werden. Versuchen Sie als mildestes und gewiß unschädliches Mittel Einreibungen mit Glycerin-Salbe abends und morgens, sowie nach jedem Waschen, letzteres mit erwärmtem Wasser und sorgfältigem Abtrocknen. Sind die Beulen sehr blauroth, so können sie außerdem vor dem Schlafengehen mit ziemlich starker Lösung von essigsaurer Thonerde gepulvert und nachher gesalbt werden. Außerdem ist es nöthig, den Blutumlauf durch tüchtige Leibesbewegung kräftig zu fördern, namentlich auch den der Hände und Arme (etwa nach Dr. Schreiber's Zimmer-Gymnastik), jedenfalls für bessere Blutbildung zu sorgen, vielleicht mit Hülfe von Lebertran, Eisen u. dgl. m., letzteres aber nur nach ärztlicher Verordnung! Prof. E.

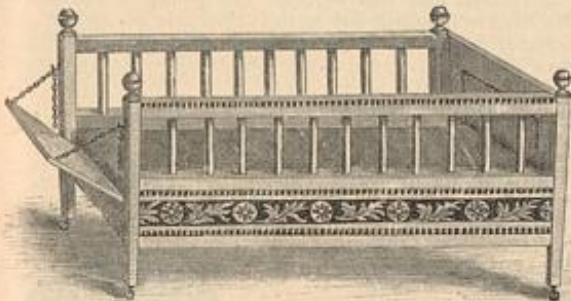
M. C., Linz. — Der genannte Specialist ist uns wenig bekannt; wir nennen Ihnen Dr. Cassar, Berlin, NW, Carlstr. 19. D. Red.

Beschäftigung der Jugend.

Schaukelpferd auf Schienen. — Unter allen Geschenken, die das verfloffene Weihnachtsfest meinem fünfjährigen Jungen brachte, scheint keines so viel Freude und dauerndes Interesse erweckt zu haben, als das Schaukelpferd, das ein guter Pächter-Untel, — eigentlich ganz gegen meinen Willen, — dem ohnehin schon verwöhnten kleinen Prinzen schenkte. Nun muß ich ja zugeben, daß es hübsch und äußerst praktisch, für Mütter mit „Nerven“ eine unbezahlbare Erregungssache ist, und daß mein neugefridener Fußboden im Kinderzimmer sich immer noch ohne Schrammen präsentirt, trotzdem oft drei bis vier wilde Kameraden dort mit meinem Bubem um die Wette spazierenfahren und reiten. Ich nehme mir hauptsächlich aus diesen Gründen die Freiheit, hier auf das neue System des Schaukelpferdes hinzuweisen. Auf vier, an eisernen Achsen laufenden Eisenträgern mit Gummireifen ruhen zwei, wiederum durch gedrechselte Holzstäbe verbundene, 133 cm lange, hell polirte Leisten, die, oben fast wie Eisenbahnschienen gefaltet, zugleich als Träger der gleichfalls hell polirten Gängel von 130 cm Länge dienen. Letztere schaukeln auf Federn und bewegen sich an und auf der innern Seite der Schienen, sobald das Gefährt in Gang gebracht wird. Das 64 cm lange Pferd steht auf den Verbindungsleisten der Gängel und ist mit echten Rossfell bezogen, Mähne und Schwanz sind gleichfalls echt Rosshaar. Sattel und Zaumzeug bestehen aus hellem Leder mit blau und weißen Rosetten und blauer Einfassung; die Satteldecke ist aus rothem Tuch gefertigt. Frau Anne.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Waschanstalt. — Unter den verschiedenen, für Damen geeigneten Erwerbszweigen möchte ich, als ganz besonders rentabel, das Errichten von kleineren Waschanstalten empfehlen. In der oberhessischen Gättengegend, namentlich in den größeren Städten, wie Gleiwitz, Bentzen, Königshütte, Kattowitz, Laurahütte, Zabrze u. s. w., leben sehr viele junge, unverheiratete Beamte, die ihre Wäsche außerhalb des Hauses waschen lassen müssen. Nun giebt es dort wohl auch Waschanstalten und Wäscherinnen, doch ist allgemein die Klage, daß sie nicht sorgfältig mit der Wäsche umgehen. Es wäre dringend zu wünschen, daß jemand dort eine Waschanstalt errichte, die alle Wäsche schonend behandelt, dieselbe tadellos gewaschen, geplättet und ausgebeßert abliefert, das Waschen und Herrichten von Gardinen, Spitzen und feinen Waschkleidern, und womöglich auch noch das Reinigen von Wollstoffen übernehme. Wohnungen, Arbeitskräfte und Lebensmittel sind nicht theuer, Heiz-Material billig zu beschaffen, sodas ein Fortkommen durchaus gesichert ist. In einigen kleineren oberhessischen Orten, wie Rosen-berg, Lublinitz, Guttentag, Rybnitz, Proskau u. a. m. fehlt es an



Gitterbettchen zum Verlängern.

willigen Vertehr viel geistiges Leben in das Haus kommt, wird sich auch die Frau geistig immer weiter entwickeln. Wo das aber nicht der Fall ist, muß sie selbst darauf bedacht sein, denn Stillstand ist Rückschlag.

Jetzt genügt sie noch den Kindern, ihren kleinen, geistigen Bedürfnissen; später wird sie schmerzlich empfinden, daß sie denselben nicht mehr nachkommen kann.

Die Kinder sind nicht nur die Kinder ihrer Eltern, sie sind auch die Kinder ihrer Zeit, und wenn die Mutter ohne Interesse für alles, was in der Welt vorgeht, stehen bleibt auf dem Standpunkt, den sie vielleicht als vierundzwanzigjähriges Frauchen eingenommen hat, so versteht sie später das Denken und Streben ihrer eigenen Kinder nicht mehr; sie wird vielleicht nicht minder geliebt von ihnen, aber sie hat keinen Einfluß mehr auf sie, und innerlich tritt dadurch allmählich eine Entfremdung ein. Deshalb möchten wir der jungen Mutter, die ganz und gar aufgeht in ihrem Haushalt und dadurch ihren Kindern am besten zu dienen meint, zurufen: Sorge auch für dich, du sorgst damit für das beste Gut deiner Kinder!

Ich schließe diese Besprechung, indem ich der Uebersetzung Nachdruck gebe, daß alle Eltern, die aus dem Büchlein „Die Mutter unter ihren Kindern“ sich Rath's erholen, der Verfasserin von ganzem Herzen dankbar sein werden. Julie Trebes.

Wismar-Frauentalender für 1896. — Unter dem Motto: „Deutschland, und nicht die Partei“ liegt uns ein Büchlein vor, mit nur bescheidenem Ansehen angethan, aber reichen Inhalt bergend, das sich in erster Linie an die Frauenwelt wendet und ein Mittel werden möchte „zur Hebung der Wohlfahrt des weiblichen Geschlechts“ und „zur Hochhaltung des deutschen Reichthums in Wismar's Sinne“. Eine Wismar-Frauentalender zu gründen, ist seit laugen das Streben der gesammten Frauenwelt; aus ihr sollen die Bedürftigen, besonders Lehrerinnen, unterstützt werden, und dem Fond dieser Stützung soll auch der größere Theil des Erlöses aus dem Verkauf der „Wismar-Frauentalender“ zufallen. Wer gediegene, vielseitige Leclüre, Hinweise auf die verschiedensten Berufszweige der Frau in kleinem Rahmen sucht, dem sei das Büchlein, — auch um seines guten Zweckes willen, — warm



Edör-Flaschen.

tüchtigen Handarbeits-Lehrerinnen, auch Kleinkinder-Verwahranstalten wären noch an einigen dieser Orte zu errichten. Eine Abonnentin.

Häusliche Kunst.

Edör-Flaschen. — Zur jüngstverfloffenen Weihnachtszeit hatte ich mich vergeblich bemüht, meine Angehörigen durch „neue Erfindungen“ zu überraschen; da fielen mir vor einiger Zeit ein paar verstaubte „Würzburger Bocksbeutel“ ins Auge, die, als jetzt

überflüssig, weil leer und doch nicht gerade verwerfliche Gegenstände in einen Winkel gefetzt waren, wo sie, wie mir schien, recht trübselig der schönen Zeit gedachten, in der sie noch als „Spender köstlicher Kaffees“ inmitten fröhlicher Gesellschaft eine Rolle spielten. Nun war die Faschingszeit nahe, und die armen Dinger fingen an, mir leid zu thun; ich beschloß, ihnen den Platz in der Gunst des Publicums wieder zu erobern, da sie ja in der langen Wartezeit wenigstens ihre Behäßigkeit nicht eingebüßt hatten und immerhin repräsentationsfähig geblieben waren. Ich wollte nichts an der Eigenart meiner beiden Schützlinge ändern, sie nur in neuem Kleide als Behälter von süßem und bitterem Vörwieder in die Gesellschaft einführen. So kramte ich denn eines schönen Tages Pinsel und Palette hervor und begab mich an die Darstellung ihrer „Charaktere“, indem ich mittelst Felfarben hier einen vergnügten, dort einen verdrossen blickenden Mond, mit der Parletinsmütze bedeckt, aus dem stern- und wolkenbedeckten Himmel schauend, der Breitseite einer Flasche auftrug und letztere mit zweifarbigen „Parletins“-Stöpfel, wie sie jeder Korbschneider liefert, verschloß. Gesichter und Aufschriften sind grün, die Kappe des traurigen Mondes roth, die andere weiß gehalten, die Sterne wurden mit Blattgold gebedt. — In dieser oder ähnlicher Verkleidung werden hoffentlich auch andere Flaschen wieder zu Ehren kommen und freundliche Aufnahme unter den Freunden eines harmlosen Faschingsherzes finden.



Behälter für Streichhölzer.

Behälter für abgebrannte Streichhölzer in Luftballon-Form.

— Einen praktischen und dabei doch zierlichen Gegenstand zur Aufnahme verbrauchter Streichhölzer zu finden, war schon lange mein eifrigstes Bestreben. Schließlich brachte mich eine nicht mehr verwendbare Glühlicht-Birne, die aus Zufall ihren Platz auf dem Nächtisch neben meinem Fadenkörbchen aus japanischem Rohrgeflecht gefunden hatte, auf den Gedanken, aus diesen beiden Einzelheiten ein Ganzes, einen kleinen „Luftballon“ zu schaffen, der, unter Lampen oder neben den Beleuchtungs-Gegenständen aufgehängt, als bequemer Aufbewahrungsort für verbrauchtes Material dienen sollte. Mit einer Dose zum Aufhängen anfangend, häkelte ich zuerst aus rother Cordonnnet-Seide die dachartige Verkleidung für die Glühlicht-Birne. 7 Luftmaschen werden zu einem Ring geschlossen, noch andere 7 um der Mitte des Ringes angefügt und sodann fest behäkelt, um die Dose dauerhaft zu gestalten. Jetzt folgt die erste Tour eines, in bekannter Weise mit beibehaltener dichter Gärte aus einfachen Stäbchen hergestellten vierzispeligen Tuches, der noch 1 Tour mit gleichen Stäbchen und 3 Touren mit Doppelstäbchen folgen. Eine 6. Tour zeigte als Abschluß ringum einfache Stäbchen. Dies „Dach“ verband ich mit dem Körbchen durch vier 14 cm lange Schnüre aus Kettenmaschen, die ich durch den oberen Rand des Körbchens leitete und an der Innenseite mittelst großer vorgeloteter Glasperlen befestigte. An dem unteren Theil der Birne saßte ich die vier Schnüre in gleicher Entfernung mit 2 cm breitem rothen Atlasbande zusammen; gleiches Band, in zierlichen Schlupfen geordnet, durch rothe Seiden- und Woll-Pompons abgeschlossen, bilden den Auszug der kleinen Gondel, die nun, mit der Glühlicht-Birne vereinigt, als „Luftballon“ mein Wohnzimmer ziert und so allgemeine Bewunderung und zu meiner Freude auch allseitige Verwendung als Streichholz-Behälter findet, daß ich meinen Mitleserinnen diese kleine „Erfindung“ nicht vorenthalten möchte.

Frau v. W. Ruhrort. — Es freut uns, daß die Pugenscheiden-Imitation in der Nr. vom 10. Kovbr. v. J. Ihren Beifall hat. Die gefächelt geschlachten Ringe sind durch Fel. Pauline Flammenschmied, Friedrichshagen in Württemberg, in drei Größen: Nr. 1, 2 und 3 zum Preise von 4 Mk. für 100 Stück, desgl. Bändchen 20 Pf. das Hundert zu beziehen. Von Ringen Nr. 2 braucht man zu einem Fenster etwa 100 Stück, und Sie hätten natürlich nur das Zusammensetzen mittelst der Bändchen zu bewerkstelligen.

Fürs Haus.

Garnirte Sardinen-Büchse nebst Bested. — Selbst wenn mein Mann und ich allein unsere frugalen Mahlzeiten einnehmen, nicht nur wenn fremde Gäste oder liebe Freunde geladen sind,



Garnirte Sardinen-Büchse nebst Bested.

muß der Tisch hübsch und zierlich geordnet sein. Nur die Sardinen-Büchse war bis vor kurzem ohne festlichen Ausputz erschienen. Meine strengen „Schwester“ mögen es mir daher verzeihen, daß ich meine

kostbare Hausfrauenzeit heute 'mal dieser „Spielerei“ widme. Ich erhielt nämlich ein reizendes Sardinen-Bested geschenkt: eine kleine silberne Schaufel und vierzählige Gabel dazu, das aber neben dem Blechbehälter der Sardinen gar nicht zur Geltung kommen wollte. Da schien mir das Einfachste, die unschöne Büchse zu verdecken, und das machte ich so: Eine durchbrochene, flache Tbschale hatte leider einen Sprung bekommen und durfte infolge dieses Mißgeschickes nicht mehr ihrem eigentlichen Zwecke dienen, was mir sehr leid that, denn es war altes, schönes Porzellan. Die holte ich hervor, verband den Sprung mit grünen durch das Durchbruchmuster gezogenen Atlasstreifen, schnitt einen Bogen grünen Seidenpapiers an seinen Rändern etwa 6 cm lang ein und arrangirte nun Büchse und Bested auf der Schüssel, wie es die Skizze andeutet. Der Effect war so reizend, daß ich mir nicht versagen kann, ihn hiermit der Leserschaft zu übergeben.

Mokka-Service. — Den in Nr. vom 15/12 95 dieses Blattes erwähnten Tafelgeräthen aus Goldbrünze, deren Eleganz ihren praktischen Zweck in keiner Weise beeinträchtigt, will ich hier noch ein Mokka-Service hinzufügen, dessen schmales, 40 cm langes Tablet aus Nidel eng neben einander gestellt, Rännchen, Sahngießer und Zuckerschale aus gleichem Metall, sowie zwei zierliche Mokka-Löffel aus polirter Goldbrünze nebst zwei Porzellan-Täschchen trägt. Ein hoher Nidel aus Nidel, in der Mitte des Tablets befestigt, ermöglicht ein leichteres Tragen desselben.

Allerlei praktische Neuerungen für die Küche. — Man sollte denken, die Industrie habe allmählich alles geliefert, was die häuslichen Verrichtungen erleichtern kann, und doch tauchen immer noch wieder neue Gegenstände auf, die bei näherer Prüfung genügende Vorzüge aufweisen, um Beachtung zu verdienen. Zunächst will ich auf einen Schuhzirk aus Gummi hinweisen, der, über den Rand des Ausgussbeckens gelegt, das Zerbrechen und Verbeulen von Eimern, Töpfen zc. sicher verhindert. — Als zweckmäßig erweist sich auch ein Messerputzer in länglicher Brettform, der, mit einer Korkplatte belegt, den Messern die Politur erhält und sie vor Schrammen und dem Stumpfswerden bewahrt. Zu Tafelgeräthen übergehend, möchte ich eines neuen Paste-



Pastetenhalter.

tenhalters gedenken, der in gefälliger Form aus stark verbleibtem Draht den kleinen Porzellan-Napf hält und, in einen



Spiznadel „Ideal“.

Geschirrwäscher.

Zum Spizen bietet sich als wesentliche Erleichterung die neue Spiznadel „Ideal“ aus Nidel, in Form einer Schere, die in eine zweitheilige Nöhre ausläuft. Man führt die spitze untere Hälfte der Nadel in das Fleisch ein, steckt einen Speckstreifen in die offene Nöhre mit Nachhilfe des beigegebenen Holzstäbchens und zieht die Spiznadel, indem man sie oben zusammendrückt, wieder heraus.

Ein Geschirrwäscher in der handlichen Form einer Doppelbürste mit Holzgriff empfiehlt sich zur rationellen Reinigung von Kannen und Töpfen mit seiner Vorsten-eingefügten Hälfte, während die weichen Fadenbüschel der Rückseite befondere Schonung beim Waschen geschliffener und ornamentirter Gläser zc. garantiren.

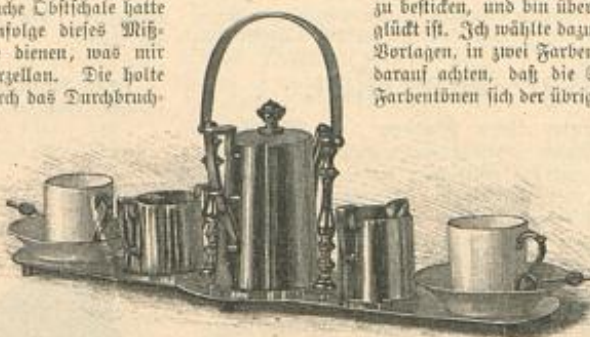
Gas-Kochapparate. — Das allgemeine Interesse ist seit kurzem den Bestrebungen zugewandt, welche die Einführung guter Gas-Kochapparate zum Ersatz des Herdfeuers beabsichtigen, hauptsächlich wegen des unlängst in Kraft getretenen billigen Preises für Kochgas. Als sorgsame Hausfrau suchte ich, ehe ich meinen Gas-Kochofen anschaffe, mich mit den Neuheiten auf diesem Gebiet bekannt zu machen, prüfte lange und wählte schließlich einen solchen aus der Fabrik von Friedrich Siemens, Berlin W. Leipzigerstr. 46. — Diese Firma hat es sich zur Aufgabe gestellt, Gas-Kochapparate zu construiren, die bei stärkster Heizkraft der vollkommen geruchlosen Flamme sich den speciellen Bedürfnissen der Küche in so ausgezeichneter Weise anpassen, daß es ein Vergnügen ist, der Vorführung dieser Apparate in ihrer umfangreichen Gebrauchsfähigkeit zu folgen. Neben der leichten sicheren Anpassung des Feuers an den augenblicklich erforderlichen Wärmebedarf, bieten die Siemens'schen Gaslöcher durch entsprechende Zusatz-Apparate bequemste Gelegenheit, ohne jede Gefahr des Anbrennens der Speisen, zu kochen, zu backen, Fleisch zu rösten, den Betrieb eines Tellerwärmers zu unterhalten, Kaffee zu brennen, die gleichzeitige Beheizung zweier Töpfe auf einer Kochstelle vorzunehmen, als Platt-eisen-Heizer verwendbar zu sein, zum Back- und Bratofen umgewandelt und zur Heizung der Küche dienstbar gemacht zu werden. Alle diese Betriebe lassen sich durch wenige Handgriffe einrichten, und ebenso schnell erfolgt die Zurückverwandlung zur einfachen Kochstelle. — Jetzt, nach 6 Monaten, entdecke ich noch immer neue Vorzüge und finde, abgesehen von den zahlreichen Erleichterungen gegenüber der Herdfeuerung, auch eine wesentliche Ersparniß heron.

Ersparame Hausfrau.

Binnereinrichtung.

Stühle mit besticktem Rohrgeflecht. — Immer störte mich an den Stühlen unserer Wohnzimmer die kahle Rückernheit des

Rohrgeflechts. Da erinnerte ich mich von früheren Besuchen bei einer lieben alten Tante eines farbig bestickten Papierkorbes aus Rohrgeflecht, der damals mein ganzes Entzücken erregte. Ich beschloß, das Experiment an meinen Stühlen zu versuchen, Sitz und Lehne mit dicker Embrna-Wolle, wie über Canovas, zu besticken, und bin überrascht, wie gut es ge- glückt ist. Ich wählte dazu altdeutsche Kreuzstich- Vorlagen, in zwei Farben; natürlich man muß darauf achten, daß die Stickerei sich in ihren Farbentönen sich der übrigen Zimmerrichtung gut anpaßt.



Mokka-Service.

wenn man es nicht vorzieht, sie in der Farbe des Holzes auszuführen. Den Anfsah des Rohrgeflechts am Holzrande bedeckte ich durch ein Wollbürtchen, das mittelst Ziernägel zu befestigen ist, wie solche zu Nagelarbeiten verwendet werden. Um in der Lehne die Rückseite der Stickerei zu verbergen, packte ich einen Pappdeckel, der vorher mit Futterstoff in Holzfarbe bezogen wurde, in den Rahmen des Rohrgeflechts.

Therese D.

Allgemeines.

Elegantes Hauskleid „tea-gown“. — Dies Kleidungsstück in Prinzessform erfreut sich bei den Damen Englands größter Beliebtheit, und im letzten Winter lernte auch ich dessen praktischen Werth jenseits des Kanals kennen und schätzen. Eigentlich dazu bestimmt, beim „Fünf-Uhr-Thee“ seiner Trägerin als bequemes und dabei doch elegantes Gewand zu dienen, findet er auch weit darüber hinaus Verwendung als einfaches Hauskleid; aus reicheren Stoffen und mit Spitzen garnirt, gestaltet er sich sogar zur Empfangs- und Gesellschafts-Toilette, wie ich häufig zu beobachten Gelegenheit hatte. Am meisten aber lernt man den tea-gown schätzen, wenn man nach längerem Besorgungsgang durchstrotzen nach Hause kommt und schnell hinein schlüpfen kann. Warm, weich und bequem schmiegt er sich an, die Halskraute umgiebt behaglich den Nacken, und man fühlt sich nun um so williger, seinem häuslichen Tagewerke wieder nachzugehen. Nachdem mir das klar geworden und meine schönen, neuen Toiletten mit den feigefütterten, falligen Röden durch das Tragen zu Hause, namentlich durch längeres Sitzen, betrübend gelitten hatten, beschloß ich, mir selbst einen tea-gown zu schneiden. Ein Versuch darf nicht theuer werden; ich beschloß daher zunächst meinen Kestervorrath und fand hier manches für mein Unternehmen prächtig geeignet: einige Stücke fein geblümten Woll-Ruffelins und breite Spitzen von einer alten Diner-Toilette. Dazu kaufte ich 8 m guten rothen Flanellstoff (einfach breit) und schmales, rothes Taftband zu Rüschen, alles zusammen, — nebst dem Futterstoff zur Taille, — für 12 Mk.! Dann machte ich mich an die Arbeit, deren Resultat die beigeigte Skizze veranschaulicht. Während der tea-gown der Engländerinnen weit und fliegend, meist ohne Tailenanfschluß gearbeitet ist, war ich bemüht, dem meinigen das Schlafrockähnliche zu nehmen. Im übrigen steht ein tea-gown außerhalb der eigentlichen Mode; man kann bei seiner Anfertigung die Phantasie und den eigenen Geschmack frei walten lassen und ihn mehrere Jahre hindurch tragen, ohne daß er veraltet. Aus allen diesen Gründen kann ich den tea-gown meinen Mitleserinnen nur aufs wärmste empfehlen.

Spitzen. — Um sich über Spitzen zu unterrichten, können wir Ihnen nichts Besseres empfehlen als das Handbuch der Spitzenkunde von Tina Frauburger (Leipzig, E. A. Seemann). Wir finden in dieser trefflichen Arbeit nicht nur einen interessanten Ueberblick über Geschichte und Entwicklung dieses schönsten Schmuckes unserer Gewandung, das Buch lehrt auch in vielen einzelnen Mustern und Darstellungen die verschiedenen Arten der Spitze kennen und unterscheiden und wird dadurch zugleich zu einem bequemen Nachschlagebuch, das schnell und sicher über alles im Augenblick Wünschenswerthe Auskunft giebt. Als werthvolle Zugabe ist der Anhang über das Reinigen und Ausbessern von Spitzen besonders zu betonen. Dieser Abschnitt begnügt sich nicht mit allgemeinen Hinweisen, er wird durch liebevolles Eingehen jeder Eigenart der Spitze gerecht.



Elegantes Hauskleid: „Tea-gown“.

Eine Schreibluftpige. — Der Wille ist gut, die verfochtenen Ansichten sind jedoch zu wenig neu, als daß wir dieselben zum Abdruck bringen könnten.

Bezugsquellen:

Schaukelpferd auf Schienen: Emma Bette, Sud & Lohmann, Berlin, W. Leipzigerstr. 31/32. — Schuhzirk für Ausguss-Becken, (Preis 1,75 Mk.), Messerputzer, Spiznadel: Jacob Ravnés Söhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29. — Geschirrwäscher, Pastetenhalter, Mokka-Service aus Goldbrünze und Nidel: P. Raddak u. Co., Berlin W, Leipzigerstr. 11.



Nachdruck verboten.

Mutterchen bangt sich!

Von Hans von Spielberg in Berlin.

Er ist am ersten dieses Monats eingetreten und hat des Königs Rock angezogen.

Des Königs Rock bedeutet in diesem Fall zwar nur die Kadetten-Uniform, und der junge Kriegsmann zählt erst zehn Jahre. Aber das ist ja gerade das Schreckliche an der Sache: so jung und schon aus dem Elternhause, in die Fremde, unter andere Menschen, unter das rauhe militärische Commando...

Mutterchen bangt sich!
Es war schon eine schwere Zeit vor dem Abschied des zukünftigen Feldmarschalls. Der Vater zwar, der selbst Kadett gewesen ist und so lange des Königs Rock getragen hat, hält die Ohren steif, obwohl es auch ihm nicht ganz leicht ums Herz ist. Er fühlt und weiß, er darf sich nichts merken lassen: um des Vaters willen, um seiner Frau willen nicht. Wenn er weich werden wollte, würde unfehlbar ein Thränenstrom fließen, der Mutter und Kind den Abschied nur noch schwerer machte. Er ist für das liebende Mutterherz ja auch so schon schwer genug!

Aber wie dem Jungen der Neiz der Neuheit über das Bevorstehende hinweghilft, so der Mutter die sorgende Thätigkeit für die Ausstattung des geliebten Kleinen. Du mein Gott, es ist freilich ja so wenig, was die strengen Vorschriften dem königlich preussischen Kadetten mitzubringen gestatten! Auf einem winzig kleinen Zettel steht es verzeichnet: ein Handkoffer, höchstens drei Hemden und die übrige Wäsche in entsprechender Stückzahl, — noch dazu mit dem graufamen Vermerk, daß der Kadett diese Sachen nur auf Urlaub tragen dürfe, — Kämme, Bürsten, eine Briefmappe und sonstiger Kleinram. Aber mit welcher Liebe und Sorgfalt wird jedes Stück gekauft, und jedes Stück, außer in dem schönsten Papier, auch noch mit tausend Segenswünschen eingepackt! Und wenn ein leises Thränchen dabei fließt, — Meinet: es ist eine heilige Mutterthräne!

Dann kommt der Tag, an dem der Junge abreist. Der Vater, der Gusti nach dem Corps begleiten will, hat seine alte Uniform herausgeholt und sich überlegt, ob er nicht am Ende gar, anstatt seines unmodernen schwarzen Paletots, sich mit besonderen Unkosten einen neuzeitlichen grauen machen lassen soll. Der kühne Gedanke wird aus Sparsamkeit verworfen, jedoch dafür werden die arg blindgewordenen Knöpfe mit besonderem Eifer gepußt. Am letzten Tage giebt es alle Lieblingsspeisen des Scheidenden: doch selbst der schönste Freundschaftslecker, „Namm-ri“ genannt, wird heute wenig gewürdigt. Mutterchen nimmt sich gewaltig zusammen. Sogar auf der Bahn, beim letzten Abschiedskuß, drängt sie die Zähne zurück, und erst als Vater und Sohn aus dem Fenster des abfahrenden Zuges noch einmal Grüsse zurückwinken, sieht der erstere, daß sein geliebtes Weib das Taschentuch kramphast vor die Augen gedrückt hält.

Armes Mutterchen! — Du bangst Dich!
Ja, sie bangt sich. Als der Vater zwei Tage darauf heimkehrt, sieht's ihr nur allzu deutlich auf dem leidenden Gesicht geschrieben, und durch alle ihre Fragen klingt der Schmerzton hindurch: „Wie geht es ihm, meinem Gusti?“

„Gut geht's dem Bengel! Nur daß er, anstatt nach der Daimia, nach Sexta gekommen ist, das ist bedauerlich. Sonst aber, — paß' mal auf, wie prächtig er sich einleben wird!“ Der Herr Papa hat gut reden. Was er auch Schönes von den vortrefflichen Einrichtungen im Corps verkünden mag, von der Freundschaft der Offiziere und dem netten, adretten Wesen der kleinen Kameraden, von dem ausgezeichneten Essen, das er selbst mitgetheilt, und von hundert anderem mehr, — es ist alles in den Wind gesprochen. Mutterchen bangt sich und verzehrt sich in der Sorge um den fernern Liebling, um ihr Neißhölchen. Zehn Jahre hindurch hat sie den Gusti erzogen und, — ehrlich gestanden, — auch verzogen: ein klein wenig zwar nur, glaubt sie, aber wie's eben doch ein Mutterherz thut! — Wie wird er's nun unter den fremden Menschen, unter der strengen Nacht anshalten, der zarten Bube? Und dann die Nüchternheiten, die der und jener, ja der Garde selbst, aus seiner Kadettenzeit ihr früher vorgezwängt, und die sie im alten Winterfeld las!

Die schrecklichen Geschichten von der Rohheit der Aelteren, der „Broddjäder“ und „alten Häuser“, gegen die „Schnappjäder“, die Neu-Eingetretenen, die Erzählungen von allen möglichen und unmöglichen penemalistischen Folterqualen, denen solch ein süßer Stütz unterworfen sein sollte! Was Gusti wohl jetzt beginnt? Was er, das kleine verwöhnte Ledermäulchen, wohl heute zu Mittag bekommt? Ob er überhaupt etwas ist vor Sehnsuchtschmerz? Und wie wohl sein Bettchen sein mag? Zehn Jahre lang hat sie Abend für Abend mit ihm gebetet, ihm den Gutenachtluß auf die Stirn gedrückt! „Ach, wenn ich ihm doch nur heute sein Kopfkissen zurecht legen könnte, nur einmal heute mit der Hand über seinen lieben Lockenkopf gleiten dürfte!“

Mutterchen bangt sich!
Und Tag für Tag steigert sich die angstvolle Sehnsucht, das schmerzliche Weh!

Warum er nur nicht schreibt? Sie hat ihm Postkarten mit der vorgeschriebenen Adresse eingepackt und ihm wohl hundertmal eingeschärft, daß er auch fleißig, recht fleißig Nachricht geben solle. Und nun sind schon ganze vier, nein fünf Tage vergangen, ohne daß er von sich hören läßt! Ob er am Ende gar krank ist? Himmel! Wenn er krank wäre, und sie ihn nicht pflegen dürfte!

Dann kommt endlich eine Karte. Sie enthält nur drei äußerst flüchtige Zeilen:

„Liebe Eltern! Es ist sehr hübsch hier. Ich bin gesund und grüße euch herzlich. Grüßt auch Minna und Caro. Euer Gusti. In unserem Spinde dürfen wir Kippsachen haben, schickt mir doch welche.“

Alles in freihändiger Handschrift und in einer Rechtschreibung, die das Verdienst für den nochmaligen Besuch der Sexta höchst gerecht erscheinen läßt. Aber Mutterchen ist glücklich über

die Karte; sie drückt sie wohl hundertmal an die Lippen, und dann legt sie das Kärtchen als den Beginn einer großen Sammlung säuberlich beiseite.

Aber Mutterchen bangt sich trotz der guten Nachricht nicht minder als vorher. Und allmählich kommen allerlei Bedenken. Natürlich, der Gusti dürfte ja gar nicht schreiben, daß es ihm nicht gefiele. Das würden ja die schrecklichen „Broddjäder“ und die „alten Häuser“ gar nicht zugeben! Ja, und hier in der Ecke, — in Wahrheit zielt dort ein Dintenleck die Karte, — hier ist eine Thräne des armen Jungen auf das Papier gefallen! „Ach, wenn ich ihn doch erst wieder sehen könnte! Nur auf eine Stunde; nur einmal an das Herz drücken möchte ich ihn!“

Mutterchen bangt sich so sehr, daß der gestrenge Hausherr und Gatte ein väterlich-ehegattliches Mitgefühl empfindet. Vielleicht spielt er auch nur den Hartbergigen; vielleicht hat auch er Sehnsucht nach dem Gusti, nach Männerart nicht so weich wie Mama, aber doch Sehnsucht! Da das Kadetten-Haus in einer Stunde Bahnfahrt zu erreichen ist, wird beschloffen, am Sonntag hinüberzu fahren.

Mutterchen graust, als sie das große, langgestreckte Haus zu Gesicht bekommt. Sie hat sonst durchaus keine Abneigung gegen Kasernen gehabt, aber diese Kaserne, — ah! — diese hohen kalten Mauern! — „Wann, wir hätten den Jungen doch bei uns behalten sollen!“

Auf dem Hofe spielen einige Duzend Kadetten. Sie sehen nicht gerade sonderlich schmutz aus, denn der altpreussische G. ist der Sparsamkeit waltend auch hier und hat ihnen als Hauskleid, anstatt des livengeschmückten Waffenrockes, eine schlichte blaue Littenka verordnet, die gewiß äußerst praktisch ist, aber so unsagbar nüchtern aussieht gegenüber den stotzen Blusen und den hübschen Knickböcken der heutigen Kadetten.

Gusti ist nicht unter den Spielenden. Einer der Kadetten, ein älterer Tertianer mit ungenühter, wichtiger Miene, bezieht sich, ihn von der Stube herunterzuholen.

Da kommt er an, immer drei Stufen der Treppe auf einmal nehmend, und steigt in die Arme der Mutter. Diesmal meint sie wirklich, und auch dem Gusti haben sich die Augen geöffnet. Und sie halten sich umschlungen, fest, ganz fest, — Mutter und Kind. Und dann beginnt sie jeden Zug seines lieben Kindergesichtes zu studiren, kaum daß der Vater dem Jungen einen Kuß geben darf. Er ist Nebenperson heute, und er müßt sich auch, eine besonders martialische Miene feitzuhalten, als wolle er die Weichheit der Mama, auf die der umstehenden Kadetten-Schar schon mit leichter Mißbilligung zu schauen scheint, quitt machen.

Gott sei es gedankt: frisch und wohl sieht der Gusti aus! Das süße Kindergeßicht, freilich nicht mehr umrahmt vom blonden Lockenschmuck, hat sogar einen bräunlicheren Anstrich erhalten, dank der fleißigen Bewegung in der freien Luft und im Sonnenbrand der Frühlingstage. Jetzt blicken auch die hellen Augen schon wieder lustig drein, und als die Eltern dann mit dem Jungen sich ein wenig abseits in die schattigen Parkgänge schlagen, da beißt der Gusti mit vollen Backen in die beiden Pfannkuchen, die der Papa heimlich in den Taschen seines Leberziehers mitgebracht hat. Wem's noch so schmeckt, den verzehrt das Heimweh nicht!

Mutterchen beruhigt sich ein wenig, zumal Gusti sogar heiter über all' seine kleinen und großen Freuden plaudert. Es wird auch der eine oder andere der heute nicht beurlaubten Stubenkameraden, darunter Gusti's „Namm“, der ältere, ihm zum Anlernen beigegebene Stubenkamerad, herangeholt, und sie schauen alle so munter und vergnügt in die Welt, daß man wohl merken muß, es geht ihnen gut. Ja, als Mutterchen den Gusti beiseite und in ein ernst's Verhör nimmt, ob ihn auch die Aelteren, vor deren Mißthaten sie eine ungläubliche Scheu hat, nicht hicaniren und quälen, da ist der kleine Bengel ganz entrüstet: „Das kommt nicht vor, Mama, wahrhaftig nicht! Aber der Herr Hauptmann hat auch befohlen, daß jeder von uns Neuen, der geßlungen wird, es sofort melden muß, sonst wird er selbst bestraft!“ — Vater steht dabei und schüttelt den Kopf. Zu seiner Zeit war das anders! Er erinnert sich noch deutlich der verchiedenen „Tangenten“, der „Promenade auf dem Bauch“, der „Corps-Keile“, des „Sterneguldens“ und verschiedener anderer niedlicher Qualereien, die er als „Schnappjäder“ erst durchgeßloßt, die er dann nach dem Geßze der Vererbung als Stubenältester an den jüngeren ausgeüßt hat. Wie sich doch die Zeiten ändern! Selbst unter den Kadetten werden die Sitten und Bräuche milder; — ob sie auch so weiterfest und stramm wird, die neue Generation, wie es die alte einst geworden?

Aber das Vaterherz freut sich doch, daß die Zucht eine andere ist, als ehedem, — freut sich schon um des bangenden Mutterherzens willen. Mutterchen hat sich sichtbar beruhigt. So, als sie dann von dem Offizier vom Dienst eingeladen wird, dem Abendessen der „Kadetten“ beizuwohnen, als sie sieht, daß ihr Gusti mit dem vortrefflichsten Appetit von der Welt seine zwei Eier und seinen „Bulken“ Brod mit reichlicher Butter verzehrt, als sie den Thee mit Milch und Zucker selbst kostet und ihn gegen und über jede Erwartung vorzüglich findet, da hat sie sich fast ganz mit dem bösen Corps verböhnt. „Er ist doch gut hier aufgehoben, unser Gusti!“

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

Gusti hat sehr, die Eltern möchten sich doch sein Spind ansehen. Das war auch ganz nach Mutterchens Sinn, die gar nicht tief genug in die Geheimnisse des Corps, — Gusti sprach bereits nur von dem „Kasten“, — eindringen konnte. So ging's nach der Stube. Die anderen Kadetten waren noch beurlaubt oder spielten auf dem Hof. Gusti war mit den Eltern ganz allein „oben“, und er freute sich sichtlich, daß der Mama seine Stube und sein Schrank so gut gefielen, — die oberen Fächer bereits zierlich ausgeschmückt mit der Photographie des Kaisers und den Bildern von Mama und Papa, mit allen möglichen kindlichen Schnurpfeisereien; unten Bücher und Wäsche, Kamm und Kästchen x. Und wie ordentlich es in dem Schrank aussah, in Gusti's Schrank, der sonst stets der Schreden der ordnungsliebenden Mutter gewesen war!

Da kam aber das Unglück! Das Mutterauge fiel auf die Stiefel des kleinen Burschen, ganz manierliche Stiefel, fest, doch

gar nicht übel, selbst nicht für ein besorgtes Muttergemüth. Was mochte aber unter dem Kalbsleder stecken?

„Gusti zieh' doch 'mal einen Stiefel aus!“
Er that's ganz aralos. Ein weicher, wollener Strumpf kam zum Vorschein; des Vaters harmloses Gemüth athmete bereits erleichtert auf.

Aber Mutterchens Auge sah schärfer: die Strümpfe waren gestopft! Und wie waren sie gestopft! Did und silzig hoben sich die knollenartigen Auswüchse, die die einstigen Löcher verhüllten, an allen Ecken ab. Die Hände hätte man gen Himmel emporheben mögen, daß so etwas einem armen Kinderfuß zugemuthet werden konnte! Der arme Kinderfuß schien sich zwar in den viel ach Gestopften ganz wohl zu fühlen; Gusti konnte auch das Entsetzen der Mama nicht recht begreifen. Und der hartberzige Papa, der sich wieder einmal der noch ganz anderen Fußbekleidung von ehedem erinnerte, wollte ebenfalls gar kein rechtes Einsehen haben. In Mutterchens Herzen aber waren all' die guten Eindrücke, die sie heute sonst von dem Corps empfangen, mit einem Male durch die „Ungeheuer“ von Soden ausgewischt! Das ihrem Gusti! Mit diesen Vollkähnen sollte er womöglich exerciren; er sollte sie eine ganze halbe Woche hindurch auf seinen süßen Weinden tragen! Sie sah ihn schon mit wund'n Füßen, mit Blasen und entzündeten Stellen, ruiniert, vielleicht für das ganze Leben! Und keine Möglichkeit, ihm andere, eigene Soden zu senden. Keine Möglichkeit der Einsprache, der Beschwerde! Ja, der Vater weigerte sich, er, der sich sonst so sehr weigerte, einen Wunsch der Gattin zu erfüllen; er weigerte sich auf das entschiedenste, sich besagter Soden halber an den Compagnie-Chef, an den Major, an das Commando des Kadetten-Corps, womöglich an den Chef des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens zu wenden.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

In Canada.

Novelle von Robert Barr.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Jeanne Friedländer in Berlin.

(Schluß.)

„Sagen Sie „John“ dann komme ich,“ antwortete der Künstler.

„O, Mr. Trenton, thun Sie das nicht!“ rief Miß Sommerton, als er sich noch weiter vorbeugte, den Zweig über Gebühr anstrengend.

„Sagen Sie „John“!“

„Mr. Trenton, bitte!“

„John!“

Der Zweig krachte, als Trenton in seiner vorgebeugten Stellung verharrete.

„John!“ rief die junge Dame scharf, „kommen Sie augenblicklich herunter!“

Sofort kam Trenton diesem Befehle nach und sprang mit einem großen Satz auf den Boden. Empört wich Miß Sommerton einige Schritte zurück; aber Trenton, die Hände in den Hosentaschen, kam ihr nach und sagte: „Ja, Eva, ich kam nur zurück, weil Sie mich riefen!“

„Es war eine Erpressung,“ antwortete sie. „Wir Amerikaner sind gegen solche Mittel.“

„Ich auch, Miß Eva; ich wage jetzt meine dritte und letzte Frage und empfinde dabei mehr Angst, als je vorher in meinem Leben. Die Frage ist die: Eva, wollen Sie —“

„Gott sei Dank! Da sind Sie! In meinem Leben habe ich mich nicht so gefreut, jemand zu sehen!“ rief plötzlich Ed Mason's freundliche Stimme, während er durch das Gebüsch brach.

Trenton wandte sich um. Er schien Mason's Freude über diese Begegnung durchaus nicht zu theilen.

„Wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?“ fragte er, „ich hatte gerade nach Ihnen ausgeschaut!“

„Ja, sehen Sie, wir hielten uns ganz dicht am Ufer; haben Sie uns nicht rufen hören?“

„Nein, wir hörten nichts! Nicht wahr, Miß Sommerton, wir haben sie nicht rufen hören?“

„Nein,“ erwiderte das junge Mädchen, in das Feuer starrend, das verglimmend einen glühend rothen Schein auf ihr Antlitz zu werfen schien.

„Na, wissen Sie,“ sagte Mason, „es sieht fast so aus, als ob Sie sich gezannt hätten! Ich glaube, daß ich gerade zur rechten Zeit kam.“

„Sie sind stets zur rechten Zeit da, Mr. Mason,“ sprach Miß Sommerton; „denn wir stritten uns in der That, und zwar darüber, wer von uns beiden der rechtmäßige Eigentümer des Canoe sei.“

Mason lachte herzlich, weshalb Miß Sommerton ihn äußerst ungnädig anblickte.

„Sie haben also meine List entdeckt? Ich dachte es mir gleich, daß Sie das herausfinden würden, ehe der Tag um sei. Ich habe es nicht oft mit zwei so schwierigen Leuten, wie Sie beide es sind, zu thun. Aber schließlich kommt es nicht mehr in Betracht, wer der Eigentümer des Bootes ist; ich will es dem schenken, der es wiederfindet.“

„O, Mr. Mason,“ rief Miß Sommerton erschreckt, „sind die Leute mit dem Leben davon gekommen?“

„Selbstverständlich! Ich habe ihnen jedoch den Laufpaß gegeben, weil sie nicht zu Ihnen zurückeilten. Allerdings sind die Wälder undurchdringlich; so hielten sie es für das beste, zuerst mir den Vorfall zu melden, und hier sind wir mit zwei Canoes zur Rückfahrt.“

„Weiß Mrs. Mason von dem Unfall?“

„Nein; aber sie ängstigt sich trotzdem sehr und begreift nicht, wo Sie bleiben.“

„Sie kann sich nicht vorstellen,“ bemerkte Trenton, „was für eine Anziehungskraft die Shawanegon-Fälle auf Personen mit ausgeprägtem Natursinn ausüben.“

„Kommen Sie,“ drängte Mason, „wir wollen die Zeit nicht mit unnützem Reden hier verbringen; Sie müssen ja halb tot gefroren sein!“ Dann rief er einen seiner Leute, um das Feuer auslöschen zu lassen.

„Machen Sie doch keine Umstände!“ sagte Trenton; „das Feuer wird bald heruntergebrannt sein.“

„O, gewiß!“ gab ihm Ed Mason zur Antwort, „aber wenn sich nun ein kleiner Wind erheben sollte, wo bliebe dann mein schöner Tannenwald? Ich möchte keinen Waldbrand hier wüthend sehen, nur weil Ihr Euch gestritten habt!“

Der begleitende Wilde warf den Haufen brennenden Holzes in den Strom und erstickte die kleinen Ueberbleibsel mit den Füßen. Dann stiegen alle in die Canoes ein und langten nach einer schnellen, guten Fahrt bald bei der Landungsstelle an. Trenton sprang zuerst ans Land und reichte Miß Sommerton die Hand, welche diese mit lebenswürdigem Lächeln annahm.

„Miß Sommerton,“ flüsterte ihr der Künstler zu, „ich hatte die Absicht, mich morgen einzuschiffen; ich überlasse Ihnen die Entscheidung, ob ich es thun soll, oder nicht?“

„Sie fahren nicht!“ verietzte das Mädchen hastig.

„O, ich danke Ihnen! Sie ahnen nicht, wie dieses Wort mich beglückt!“

„Wieso denn?“

„Nun, Sie wissen doch wohl, was ich aus Ihrer Antwort schließe?“

„Mein Herr, ich sagte Ihnen, Sie würden nicht reisen, und Sie werden es aus folgenden Gründen nicht thun: Damit Sie Ihr Schiff erreichen könnten, müßten Sie den heutigen Nachtzug nach Montreal benutzen, um von dort nach New-York zu fahren; der Montreal-Zug ist aber schon abgegangen, daher kämen Sie zu spät! Noch nie habe ich übrigens jemand mit solcher Freude seinen Zug verfehlen sehen! — Gute Nacht, Mr. Trenton, Gute Nacht, Mr. Mason!“ rief sie dann und verschwand im Hause.

„Sie scheinen doch beide ganz befreundet zu sein,“ meinte Ed, als er mit dem Künstler zusammen ins Haus schritt.

„Ja, scheint es so? Darauf kann man nichts geben; der Schein trügt oft. In diesem Augenblick kann ich selber nicht sagen, ob wir Freunde oder Feinde sind!“

„Nun, Feinde doch gewiß nicht! Miß Eva ist ein sehr nettes Mädchen, wenn man sie erst versteht.“

„Verstehen Sie sie vielleicht?“

„Nein, das kann ich nicht behaupten. Ich glaube fast, daß niemand sie versteht.“

„Also ist es ebenso gut möglich, daß sie gar kein nettes Mädchen ist!“

„Nun, vielleicht ändern Sie Ihre Meinung doch eines Tages, wenn Sie erst besser mit ihr bekannt sind,“ meinte Ed Mason, Trenton die Hand schüttelnd. „Da Sie Ihren Zug verjäumt haben, rathe ich Ihnen, sich tüchtig auszuschlafen. Gute Nacht, lieber John!“

VII. Kapitel.

Als Trenton am nächsten Morgen erwachte, überdachte er die Situation nochmals in aller Ruhe und beschloß dann, die verhängnisvolle dritte Frage noch heute zu stellen.

Im Frühstückszimmer fand er Freund Ed allein am Tische. „Wollen wir nicht auf die Damen warten?“ fragte Trenton.

„Wieder nicht; denn wir hätten sonst etwas lange zu warten. Wann Miß Sommerton wieder herkommen wird, weiß ich gar nicht, und Mrs. Mason wird auch vor acht Tagen nicht wieder hier sein. Sie haben jetzt schon den halben Weg nach Threo Rivers zurückgelegt.“

„Himmel!“ rief John Trenton erschrocken, „warum riefen Sie mich nicht? Ich hätte die Damen sehr gern begleitet.“

„O, sie wollten nicht, daß Sie gestört würden, und außerdem sind unsere amerikanischen Damen daran gewöhnt, sich selber zu begleiten, Mr. Trenton. Das habe ich schon lange herausgefunden.“

„Dann soll der Kutscher mein Bäckelchen anspannen und mich nach Threo Rivers bringen.“

„Ihren Kutscher habe ich längst fortgeschickt,“ antwortete der Holzkönig. „Ich jahre Sie selber heute in meinem Jagdwagen nach Threo Rivers.“

„Also ist es unmöglich, die Damen einzuholen?“

„Ja! Meine Frau können wir wohl noch erreichen, indessen wird Miß Sommerton, wenn wir in Threo Rivers ankommen, schon in Quebec oder Montreal sein; ich weiß nicht genau, in welcher dieser beiden Städte. Sie scheinen sich ja lebhaft für diese junge Dame zu interessieren; natürlich einfach, künstlerisches Interesse! Sie scheinen die Gelegenheit gut wahrgenommen zu haben. Wie alt ist Ihre Bekanntschaft nun eigentlich? Schon ganze vierundzwanzig Stunden, wie?“

„Unterstützen Sie sie nicht, Mason; schon sechsunddreißig Stunden.“

„So lange schon? Nun, ich möchte Sie nicht entmuthigen, Sie aber doch warnen, Ihrer Sache nicht allzu sicher zu sein.“

„Ich meiner Sache sicher? Gott bewahre!“

„Wohl, das ist die richtige Stimmung! Denn Sie würden sonst falsch handeln. Sie sind nicht der Erste, der sich um das Interesse der stolzen Eva Sommerton aus Boston bemüht.“

„Das glaube ich gern; dennoch fahre ich nach Boston.“

„Ach, es ist eine hübsche Stadt,“ meinte Mason mit völlig harmloser Miene; „war hat sie nicht die Vortheile von Threo Rivers, aber in vieler Hinsicht ist sie auch recht anziehend.“

„In vieler Hinsicht ja,“ bestätigte Trenton kühl.

Zwei Tage nach diesem Gespräch klingelte Trenton zur Besuchszeit an dem Hause in Beacon-Street.

„Miß Sommerton ist nicht zu Hause,“ lautete die Antwort des Dieners; „sie ist nach Canada gereist.“

Trenton ging nach seinem Hotel zurück und beschloß, so lange in Boston zu bleiben, bis Miß Sommerton wieder käme; dann sollte sie ihm seine dritte, so verhängnisvolle Frage beantworten! Er wollte seine Empfehlungsbriefe nirgends abgeben, sondern ganz zurückgezogen leben. Als er das erste Mal nach Boston gekommen war, hatte er die Absicht gehabt, das gesellschaftliche Leben, die Kunstbewegung und die Bevölkerung jener Stadt kennen zu lernen; da er aber nirgends eingeführt war, hatte er unbeachtet von der „Gesellschaft“ Bostons in ihrer Mitte gelebt. Er gedachte, es nun ebenso zu machen. Allein in seiner Abwesenheit schien Boston zu der Erkenntniß gelangt zu sein, daß ein lebender Künstler von Bedeutung sich in seinen Mauern befinden habe, und daß noch nichts gethan

worden wäre, um diesem Künstler von jenseits des Wassers zu zeigen, daß die Hauptstadt der Welt nicht London, sondern die Capitale von Massachusetts sei. Dieser Fehler sollte jetzt wieder gut gemacht werden.

An dem ersten Tage seines Bostoner Aufenthaltes erhielt Trenton den Besuch eines jungen Mannes, der sich als Reporter einer großen Tageszeitung einführte.

„Sind Sie Mr. Trenton, der berühmte englische Maler?“

„Mein Name ist Trenton; ich bin Maler von Beruf, aber das Beinwort ‚berühmt‘ kann ich nicht beanspruchen.“

„Schon gut! Sie sind der Mann, den ich suche. Ich wollte wissen, wie Sie über die augenblickliche Kunstbewegung in Amerika denken?“

„Ich bin erst seit sehr kurzer Zeit in Amerika, habe noch keine Ausstellungen oder Auktionsversteigerungen, so daß ich mir, wie Sie sehen, keine Meinung darüber bilden konnte.“

„Amerikanische Künstler kennen gelernt? Ja?“

„In Europa, jawohl! Und recht bedeutende Leute fand ich unter ihnen.“

„Europa ist uns in Kunstfachen wohl noch über?“

„Ich verstehe Sie nicht recht. Meinen Sie, daß die Productivität in Europa eine größere sei?“

„Nein, ich meine so das Ganze der Sache.“

„Ja, sehen Sie, ich habe, wie ich schon vorhin bemerkte, zu wenig Erfahrungen hier gesammelt, um mir ein Urtheil erlauben zu können! Aber nirgends hat man diese wunderbare Natur, wie hier.“

„Schon nach den Rockies gewesen?“

„Rockies? Was ist das?“

„Die Rocky Mountains.“

„O nein! Ich habe mir ausschließlich Canada angesehen.“

„Zu welcher Kunstschule gehören Sie?“

„Schule? Ich glaube nicht, zu einer speciellen zu gehören. Darf ich fragen, ob Sie ein Kunstkenner sind? Sind Sie der Kunstkritiker Ihres Blattes?“

„Ja? Bewahre! Ich habe keine Ahnung von Kunstfachen; darum schickte man mich gerade zu Ihnen.“

„Ich dachte, wenn Ihr Chef-Redacteur etwas Leisewerthes hierüber schreiben lassen wollte, dann hätte er jemand schicken sollen, der wenigstens mit dem Thema, das er behandeln will, vertraut ist.“

„Gott bewahre! Auf diese Weise schreibt man keine schneidigen Artikel! Nehmen Sie z. B. einen Kunstkenner, der hat Vorurtheile. Er hält eine Schule für die beste und eine andere für schlecht, er hat eine eigene Meinung. Wenn nun unser Mann die französische Schule gern hat und die englische schrecklich findet, oder die deutsche Schule, oder die italienische Schule, welche es auch sei, und Sie wären für eine andere, dann würde er natürlich gegen Sie losziehen und finden, daß Sie überhaupt nichts wissen! Ich bin dagegen ohne jede Vorurtheile. Ich will einen guten, lesbaren Artikel schreiben, zwei Spalten lang, und kümmerge mich den Teufel darum, welche Schule die beste sei!“

„Ah, ich sehe, Sie scheinen allerdings keine Vorurtheile zu hegen!“

„Das will ich meinen! Nun, wer ist der beste Maler in England?“

„In welchem Fach?“

„In jedem Fach. Wer ist der Erste? Wer ist der Führer? Wer überträgt sie alle? Wer ist der Raphael?“

„Das kann ich leider nicht sagen. Ueberhaupt erfordern alle Ihre Fragen ein wenig Ueberlegung.“

„O, das würde zu lange dauern! Von dem, was Sie mir gefragt haben, kann ich schon zwei Spalten machen.“

„Zwei Spalten? Wirklich? Nun, da rathe ich Ihnen aber, vorsichtig zu sein. Sie könnten leicht dem Publicum Falsches mittheilen!“

„Ach, darauf kommt es dem Publicum nicht an! Alles, was es verlangt, ist ein schneidig und hübsch geschriebener Artikel. Das will das Publicum!“

Der Reporter verabchiedete sich, und am nächsten Morgen las Trenton den erlaunlichsten Bericht über seine eigenen Kunstansichten in der Zeitung. Der Verfasser zeigte offenbar die größte Hochachtung für den Künstler; daß dieser Boston und nicht New-York als Aufenthaltsort gewählt hatte, bewies in den Augen des Reporters viel Geschmack und hohen Verstand.

Nicht lange danach fand sich Trenton zu seinem größten Erfraumen in sämtlichen Clubs der schönen Stadt Boston eingeführt und, was ihn oft mit leisem Grauen erfüllte, zum Löwen der Bostoner Gesellschaft gestempelt.

Die Großartigkeit dieser festlichen Veranstaltungen übertraf meistens die der Londoner Gesellschaften, die Trenton besucht hatte. Auf einer der glänzendsten bat ihn die Wirthin, eine junge, lebenswürdige Frau: „Mr. Trenton, ich möchte Sie einigen unserer Kunstliebhaber vorstellen, deren Bekanntschaft Ihnen gewiß angenehm sein wird. Ich weiß zwar, daß die Künstler nicht die Amateure lieben, aber ich hoffe, daß Sie in diesem Falle recht lebenswürdig sein werden; ich bitte Sie darum! Wir geben viel auf diese Amateure und freuen uns, sie von fremden Autoritäten anerkannt zu sehen.“

„Soll ich in diesem Fall die ‚fremde Autorität‘ sein?“

„Sie sind es, Mr. Trenton!“

„Nein, das ist schlecht von Ihnen, Mrs. Lennox, jetzt, wo ich anfangs, mich ebenso heimlich zu fühlen, wie in London! Ich verstehe Sie, daß ich mich nicht im geringsten fremd hier fühle!“

„Wie hübsch Sie das sagen, Mr. Trenton! Ich hoffe, daß Sie der jungen Dame, der ich Sie vorstellen will, etwas ebenso Hübsches sagen werden; sie ist wirklich ein reizendes Mädchen, die Ihnen gewiß gefallen wird. Nebenbei bemerkt, ist sie, wie wir alle, ein glühender Bewunderer Ihrer Bilder.“

Dabei führte sie Mr. Trenton zu der betreffenden Dame.

„Miß Sommerton, gestatten Sie mir, Ihnen Mr. Trenton vorzustellen.“

Miß Sommerton erhob sich mit graziöser Nachlässigkeit und reichte dem Künstler die Hand.

„Ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mr. Trenton! Sind Sie schon lange in Boston?“

„O nein! Ich kam erst vor einigen Tagen von Canada hier herauf.“

„Herauf? Sie meinen herunter? Wir sagen von Canada ‚herunter‘.“

„Ah, sagen Sie so? Nun, in England sagen wir ‚nach London herauf, von wo wir auch kommen mögen, und so müßte man auch stets sagen, von welchem Theile der Welt man immer käme, nach Boston herauf.“

Die Wirthin schien von diesem Beginn der Conversation entzückt zu sein und rief: „Nun lasse ich Sie beide ein Weilschen allein, damit Sie sich bekannt machen können. Sie wissen, Mr. Trenton, daß Sie heute Abend sehr in Anspruch genommen werden!“

„Glauben Sie das?“ fragte der Künstler Miß Sommerton.

„Da Mrs. Lennox es sagt, ja! Sie zweifeln doch hoffentlich nicht an den Worten unserer Wirthin?“

„Bewahre! Ich meine das nicht im allgemeinen, sondern nur im besondern.“

„Ich verstehe Sie nicht recht, Mr. Trenton. A propos, Sie sagten, Sie wären in Canada gewesen, finden Sie dieses Land nicht auch sehr schön?“

„Schön, Miß Sommerton, ist nicht der Ausdruck dafür. Ich finde es einfach paradiesisch!“

„Ah, das sagen Sie, weil Canada zu England gehört. Ich gebe zu, daß es wunderbar ist, aber es giebt in Amerika noch andere, ebenso schöne Gegenden. Sie scheinen eine besondere Vorliebe für monarchische Verfassungen zu besitzen?“

„O, ist Canada so monarchisch?“

„Nun, es ist eine Colonie, und das mißfällt mir. Denken Sie nur, ein solch herrliches Land von hundert, tausenden Kilometern mit den schönsten Bergen und Strömen, abhängig von einer kleinen Insel, die weit dort hinten zwischen dem Atlantischen Ocean und der Nordsee in Nebel und Regen liegt! Von einem mächtigen Kaiserreich, wie Rußland, abhängig zu sein, das wäre nicht schlimm, aber von einem kleinen Inselreich! Wenn ich daran denke, verliere ich allen Respect vor Canada.“

„Um, die Vereinigten Staaten waren doch auch einst abhängig!“

„Das ist ein schlechter Vergleich, Mr. Trenton! Denn, in dem Moment, in dem die Colonien großjährig wurden, schüttelten sie das Joch der Vormundschaft ab und wurden selbstständig. Bedenken Sie, daß Sie in Boston sind, und daß der Hafen in der Nähe ist!“

„Soll das heißen, daß ich die Gelegenheit wahrnehmen und mich einschiffen soll?“

„O nein, so unhöflich kann ich doch nicht sein, Mr. Trenton! Vielleicht kennen Sie die Geschichte unseres Kampfes mit England nicht genau? Bedenken Sie sich nicht, daß er im Hafen von Boston thatsächlich begann?“

„Ich erinnere mich dessen. Es war etwas mit Thee, nicht wahr?“

„Ganz richtig!“

„Da wir gerade von Thee sprechen, Miß Sommerton, dürfte ich Sie vielleicht nach dem Wintergarten führen und Ihnen eine Tasse Thee bringen?“

„Könnte ich anstatt dessen ein Schälchen Eis haben, Mr. Trenton?“

„O gewiß, gern!“

Als sie den Wintergarten betraten, sagte Miß Sommerton: „Nun, das nenne ich ein gutes Benehmen von uns beiden! Ich entziehe der Gesellschaft den Löwen des Tages, und der Löwe selber vergißt die Pflichten gegen seine Wirthin und die übrigen Gäste.“

„Schadet nichts! Ich möchte aber gern Näheres von Ihnen erfahren, wie Sie über die verschiedenen Arten der Abhängigkeit denken. Ich stimme darin gar nicht mit Ihnen überein. Ich finde, daß ein besiegtes Land von dem siegenden Lande abhängig werden sollte. Ich glaube an das Recht des Eroberers.“

„Sie scheinen sehr bestimmte Ansichten über dieses Thema zu besitzen, Mr. Trenton.“

„In der That, Miß Sommerton, die besitze ich! Man sagt, ein Engländer wisse nicht, wann er besiegt sei; das finde ich aber sehr falsch. Kein anderer erkennt so schnell an, seinen Meister gefunden zu haben, als ein Engländer es thut.“

„Ah, Sie haben diese Person also schon gefunden, Mr. Trenton? Lassen Sie mich Ihnen dazu Glück wünschen.“

„Thun Sie das noch nicht! Ich bin nicht sicher, ob ich den Glückwunsch schon annehmen darf.“

„Ich hoffe von Herzen, daß Sie ihn baldigst empfangen können.“

„Meinen Sie das im Ernst?“

Miß Sommerton blickte ihn ruhig und fest an.

„Glauben Sie,“ fragte sie ihn, „daß ich Dinge zu sagen pflege, die ich nicht meine?“

„Das glaube ich!“

„Nun, Sie sind aber nicht ein bißchen höflicher geworden, als Sie — es — sonst waren.“

„Sie wollten sagen, als ich es an den Ufern des St. Maurice war?“

„Ach, Sie haben den St. Maurice besucht! Wie weit der von Boston entfernt zu sein scheint, nicht wahr?“

„Es ist allerdings eine große Entfernung, Miß Sommerton. Aber jedenfalls ist diese nicht halb so groß, als der Umweg, den wir jetzt machen. Miß Sommerton, ich habe hier in Boston auf Ihre Rückkehr gewartet. Ich will abhängig werden. Ich erkenne mich als besiegt an. Ich will Miß Eva Sommerton von Boston Treue schwören, und jetzt frage ich Sie, wollen Sie auf diesen Vertrag eingehen?“

Miß Sommerton zögerte ein wenig mit der Antwort, und ehe sie sie aussprechen konnte, rauchte Mrs. Lennox eilig in das Zimmer. „O, Mr. Trenton, ich habe Sie überall gesucht! Da sind hundert Leute, die Ihnen vorgestellt werden möchten. Kann ich ihn jetzt haben, Miß Sommerton?“

„Aber Mrs. Lennox, wenn ich hierauf mit ‚ja‘ antwortete, würde ich mir ein Recht über ihn zusprechen!“

Mit starker Betonung fiel Trenton ein: „Ich kam mit Miß Sommerton hierher, um ihr ein Schälchen Eis zu bringen, was mir bis jetzt noch nicht gelungen ist. Wollen Sie — das Eis — annehmen, Miß Sommerton?“

Die junge Dame erröthete und blickte zu dem Künstler empor.

„Ja!“ hauchte sie kaum hörbar.

„Aber Eva,“ rief Mrs. Lennox, als Trenton davonstürzte, „Sie acceptiren ein Schälchen Eis so feierlich, als antworteten Sie auf einen Heirathsantrag!“

Hierauf soll Miß Sommerton sehr eigenthümlich gelächelt haben. — — —

*) Anmerkung. Anspielung auf die Verrentung englischer Theesäfte im Bostoner Hafen, eine der Ursachen, die den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg einleiteten.

Aus dem Leserkreise

Rothdruck auch im einzelnen unterlegt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Abonnentinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir außerdem vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersehen sollen, kann die Aufnahme nicht gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Thematika zurückzukommen, und bitten deshalb, vor der Fragestellung stets die in der letzten Zeit veröffentlichten Antworten nachzulesen. Anfragen nach Bezugsquellen der im „Leserkreis“ beschriebenen Gegenstände können im einzelnen nicht beantwortet werden, da die Adressen stets in den betreffenden Artikeln selbst, oder am Schlusse der letzten Seite des Unterhaltungsblattes angegeben werden. — Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsendenden versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgeschickt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen. D. Red.

Gesundheits- und Körperpflege.

Gesundheits-Corset für Mädchen. — So sehr ich gegen jegliches Einengen des wachsenden Körpers bin, so unentbehrlich scheint mir eine Stütze für denselben, die freilich den Anforderungen der Hygiene durchaus zu entsprechen hat. Ich war erfreut, vor kurzem ein Mädchen-Corset zu sehen, das ganz nach den Principien entstanden ist, wie das bewährte Gesundheits-Corset, Abb. 55 der Nr. 24 vom 8. September 1895. Gleich jenem aus porzellanem Stoff, doppelseitig zu tragen und an den Seiten geschnürt, zeigt es außer den Seitenschlingen für das Befestigen der Unterleider breite elastische Achselbänder, um das Hinuntergleiten zu verhindern und die Last der angeknüpften Kleiderstücke tragen zu helfen. Ein weiterer Vorzug besteht in der Verwendung von Doppelschnüren,



Gesundheits-Corset für Mädchen.

die gleich den Stangen vor der Wäsche herausgenommen werden; damit hat ein für allemal die Noth der fehlenden Knöpfe nach der Wäsche ein Ende, denn das Corset ohne Knöpfe geht glatt durch die Ringmaschine. Eine Mutter.

Stille aus L. — Entlastung der Nasenspitze durch den mit der Athem-Feuchtigkeit gefrorenen Schleim, die nach scheinbarer Heilung beim Eintreten kühler Witterung sich durch Röthung wieder bemerklich macht, ist keine Seltenheit. Versuchen Sie Einreibungen mit Ergotin-Salbe, oder, wenn die Haut fettreich ist und etwa sichtbare Grübchen zeigt, mit überfetteter Ergotin-Seife, von der man zwecks stärkerer Wirkung abends den Schaum antrocknen läßt und erst morgens abwäscht. Dr. D.

H. D., Jnnobr. — Professoren der Ohrenheilkunde befinden sich an allen Universitäten und auch in Ihrem Wohnorte. Einen einzelnen besonders zu empfehlen, halten wir nicht für angemessen. Dr. D.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Die Ausbildung der Krankenpflegerin. — Man ist in Deutschland daran gewöhnt, dem Auslande in Bezug auf die Berufsbildung der Frauen unbedingt den Vorrang einzuräumen. Dennoch darf unser Vaterland sich rühmen, früher als die gedriessenen Länder der Frauenfreiheit, Fürsorge für die berufsmäßige Schulung der Lehrerin, der Kranken- und der Kinderpflegerin getroffen zu haben. Diese drei Berufsweige werden dem Gemüthe der Frau stets am meisten zusagen, weil sie, wie keine anderen, Gelegenheit bieten, den Erfolg und den Fortschritt der Arbeit von Tag zu Tag zu verfolgen und, gleichzeitig mit der Thätigkeit der Hand und des Verstandes, auch den Reichtum der Liebe und Güte zu verwirklichen, welcher der Frau als besonderes Kapital mit auf den Weg gegeben wurde. Die Krankenpflege gewährt, mehr noch als die erzieherische Thätigkeit, die Möglichkeit, den Erfolg des täglichen Wirkens mit zu erleben. Schaffensfreudige, willensfeste, umsichtig veranlagte Frauen werden gerade auf diesem Gebiete mit ganz besonderer Befriedigung arbeiten. Mit überschwänglicher Empfindsamkeit darf man freilich an einen so ernsten Beruf nicht herantreten. Ist doch, wie die neuere Wissenschaft freiwillig zugiebt, in die Hand der Pflegerin die Behandlung des Kranken während der ganzen Zeit gelegt, in der der Arzt nicht anwesend ist. Ihre Verantwortung ist also in gewisser Hinsicht nicht geringer,

als die des akademisch gebildeten Mediciners. Wenn die Ehre eines Berufes nach dem Grade der geforderten Verantwortung gemessen wird, so muß an denjenigen der Krankenpflegerin ein besonders hoher Maßstab gelegt werden.

Die berufsmäßige Ausbildung von Krankenpflegerinnen wurde zuerst von kirchlicher Seite in Form des Diakonissen-Wesens unternommen. In den katholischen Orden war sie schon früher angebahnt, doch sind z. B. die sog. „graues Schwestern“ in sehr ähnlicher Weise thätig, wie die protestantischen Diakonissen. Von einer Diakonistin wird keinerlei Gelübde gefordert; das Mutterhaus gewährt ihr den Schutz eines festen Heims und Versorgung im Alter. Niemand kann sie sich weltverlassen und einsam fühlen, denn im Mutterhause findet sie während aller Arbeitspausen in ihrem Beruf eine Ruhestätte, an welche sie dasselbe Anrecht genießt, wie ein Kind an das Elternhaus. Besonders werthvoll ist bei der Ausbildung der Diakonisse der Umstand, daß sie auf diese Vorzüge bei mangelnder Begabung für die Krankenpflege nicht zu verzichten braucht. Die „Schwestern“ werden in der verschiedensten Weise, je nach ihrer besonderen Begabung im Lehr- oder Missionsdienst, als Anstalts-Vorsteherinnen u. s. w. beschäftigt. So sind z. B. mehrfach musikalisch hochgebildete Diakonissen als Organisten an den Kirchen der Anstalten angestellt.

Von den zahlreichen Mutterhäusern seien die folgenden genannt: Altona, Berlin (Bethanien, Paul Gerhardtstift), Bielefeld, Braunschweig, Bremen, Breslau, Cassel, Danzig, Darmstadt, Dresden, Hildesheim, Kranzstein i. Schl., Frankfurt a. M., Groß-Heppach, Halle, Hamburg, Hannover, Kaiserswerth, Königsberg i. Pr., Karlsruhe, Kraschnitz, Ludwigslust i. M., München, Neuenbittelsau, Neu-Torney, Nonnenweier, Posen, Stettin, Speyer, Straßburg i. E., Stuttgart u. s. w.

Anmelbungen nehmen die Oberinnen der Anstalten entgegen. Es wird gefordert: Ein selbstverfaßter Lebenslauf, Sittenzugniß des Seelsorgers, Taufschein und Einwilligung der Eltern. Alter 18—40 Jahre. Probezeit: 1 Jahr.

Nicht allen, die den Beruf der Krankenpflegerin ergreifen, ist es möglich, in jenem engeren Verhältnis zur Kirche und zu kirchlichen Dingen zu treten, welches das Diakonissen-Wesen voraussetzt. Sehr häufig machen auch bestimmte Pflichten gegen theure Angehörige den Eintritt in ein Diakonissen-Haus unmöglich, während die Ausbildung für einen festen Beruf gleichzeitig sehr wünschenswerth erscheint. Es lag daher ebenso sehr im Interesse der allgemeinen Krankenpflege, wie in demjenigen der erwerbssuchenden Frauen, einen Theil der Krankenpflegerinnen von der Diakonie unabhängig zu machen. Eine Anzahl von Vereinen, die sich dieser Aufgabe widmen, sind zunächst durch das Bedürfnis ins Leben gerufen, für Kriegesfälle einen ausreichenden Etat von geschulten Pflegerinnen zur Verfügung zu halten. Der Johanner-Orden, dessen Satzungen im 30. Jahrgang der Modenwelt (Nr. 19, S. 52) ausführlich besprochen wurden, ging bahnbrechend in dieser Richtung vor. Das Victoria-Haus für Krankenpflege in Berlin, Oberin: Frä. Fuhrmann, fordert 300 Mark Caution, einjährige Lehrzeit und zwei Jahre Arbeit im Dienste des Vereins; später kann die Pflegerin sich unabhängig machen oder in Beziehung zum Victoria-Hause bleiben, das Altersversorgung gewährt. Eine große Anzahl von Lehrgängen zur Ausbildung in der Krankenpflege hat der „Vaterländische Frauen-Verein“ ins Leben gerufen. In Berlin besteht der Tabea-Verein, Vorsteherin: Frä. v. Hobe, Trammstraße 104; in Frankfurt a. M.: Frau Oberst Luigart v. Kampff, Königswarterstr. 16; in Hamburg: Frä. Näher, Nyl am Schump; in Hannover das Clementinen-Haus; Oberin von Lührerde. Bremen, Cassel (Verein Frauenwohl), Straßburg i. E. und andere Orte besitzen ähnliche Anstalten; hierher gehören auch die Unternehmungen des Alice-Vereins in Darmstadt, des bairischen Frauen-Vereins in München, Türkenstr. 35, des badischen Frauen-Vereins in Karlsruhe, des Marien-Frauen-Vereins in Schwerin i. M., der Albert-Zweigverein in Leipzig, Gerhardtstr. 9 (Dresden, Carola-Hospital), der Hilfschwestern-Verein, Berlin (Gräfin Wittberg, v. der Heydtstr. 8), das Sophien-Haus in Weimar, das Schwesternhaus Salem bei Stettin (Oberin v. Hünerbein) und das Mutterhaus für Krankenpflegerinnen in Kiel. Als Stützungen sind zu nennen: Das deutsche Samariter-Ordensstift zu Kraschnitz in Schl. (Oberin: v. d. Rede-Vollmarstein), die Rahlensberg-Stiftung in Magdeburg (Frä. Henni Sattler) und das Ernst Moritz Arndt-Stift zu Ederberg bei Stettin (Pastor Bahr). Alle diese Anstalten gewähren ihren Zöglingen die Vortheile der Vereins-Zugehörigkeit und überheben sie mehr oder minder der Schwierigkeit, sich selbst ein Arbeitsfeld zu suchen, ohne dabei ihre Mitglieber dauernd zu binden. Die Bestimmungen sind natürlich sehr verschieden; Statuten werden überall auf Verlangen verabfolgt. Die Verwerthung des Gelernten zu Erwerbszwecken ist hier an mancherlei ungleiche Bedingungen geknüpft. Lehrgänge für Privat-Krankenpflegerinnen, die keinem Verein beitreten wollen, werden im Augusta-Hospital in Berlin, Scharnhorststr., abgehalten, ebenso in der Charité und in den städtischen Krankenhäusern zu Breslau und Karlsruhe und im akademischen Krankenhaus in Heidelberg. Der Berliner Samariter-Verein (General v. Egel, Rathhähnlichstr. 19) läßt theoretische Lehrgänge für Frauen abhalten.

Sehr vielseitig und unter Berücksichtigung großer persönlicher Freiheit ist das Diakonie-Seminar in Herborn von Prof. Dr. Zimmer eingerichtet. Auch das Augusta-Victoria-Heim in Neustadt-Eberswalde fordert keinen Anschluß an die Schwester-Vereinigung, obwohl die Ausbildung kostenlos erfolgt. Auch in Elberfeld besteht ein Diakonie-Seminar; ein anderes wird im April in Zeitz errichtet werden, da die Nachfrage nach gebildeten Pflegerinnen dieser Anstalten sehr schnell steigt. S. Hagen.

*) Die mit * gezeichneten legen besonderes Gewicht auf lutherisches Bekenntniß.

Haushaltungs-Schule. — In einer Landeshaupt- und Freudenstadt Oesterreichs wäre einer Lehrerin durch Ablösung einer Haushaltungs-Schule mit nur 1000 fl. Gelegenheit zur Gründung einer Existenz geboten. E. E. Salzburg.

Langjährige Abonnentin. — Für die Ausbildung als Kindergärtnerin empfehlen wir Ihnen die Schule für Kindergärtnerinnen Berlin SW, Zoffenerstr. 55 und Wartenburgstr. 26; zur Ausbildung als Kinderpflegerin die Schule Berlin S, Etalischreiberstraße 54.

Geselligkeit.

Fünf-Uhr-Thee. — Diese zwangloseste und angenehmste Art von gefelligen Zusammenkünften hat sich mehr und mehr auch in Deutschland eingebürgert, und es erscheint wohl angezeigt, ihr besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil sie denkbar bescheidenste



Kaffee- und Thee-Service aus „Altsilber“.

Ansprüche an Zeit, Geld und Leistungsfähigkeit sowohl der Wirthin als der Gäste stellt und daher, wie keine andere, für den gebildeten Mittelstand geeignet ist.

In England sind die „five o'clocks“ feierlicher, als in Deutschland, und in Paris, das sich diese englische Sitte ebenfalls längst zu eigen gemacht, gestalten sie sich meist zu großen repräsentativen Empfängen, zu denen sich elegante Frauen sogar besondere Toiletten „componiren“ lassen. In Berlin ist man praktischer. Es genügt hier durchaus ein guter Besuchs- oder auch Straßenanzug, der meist dunkel gewählt wird. Etwas mehr Aufwand, z. B. kleine Gesellschafts-Toilette, wie man sie etwa zu Theater und Konzert anlegt, ist dabei nicht ausgeschlossen, doch keineswegs Bedingung. Damen, die nur ganz kurze Zeit zu verweilen gedenken, legen nicht einmal den Hut ab, ganz gleich, ob dies ein großer runder, oder eine graziose kleine Capote ist. Bei kurzen Verweilen bleibt man in den Handflächen; manche Damen entledigen sich des rechten Handschuhs, während sie den linken anbehalten; Herren erscheinen im schwarzen Gehrock oder Smoking.

Dem Belieben der Gastgeber bleibt es überlassen, diese Thee-Empfänge allwöchentlich an einem bestimmten Tage festzusetzen oder Einladungen dazu gleich für den ganzen Winter auszugeben. Zuweilen setzt man die Zusammenkünfte auch ganz unregelmäßig, etwa ein- oder zweimal im Monat, fest und läßt je nachdem besondere Einladungen dazu ergehen. In letzterem Fall ist die Bewirthung gewöhnlich etwas reichlicher: man giebt nach dem Thee und Gebäck noch belegte Bröbchen nebst Wein und Bier, während es sonst bei ersterem bleibt; auch den Anzug wählt man etwas sorgfältiger als an den ständigen Empfangstagen. Gerade die einfache Art der Bewirthung ist das Angenehme bei dieser Art Geselligkeit; die Gäste beweisen durch ihr Erscheinen, daß sie wirklich nur der Menschen wegen und nicht in Erwartung irgendwelcher materieller Genüsse kommen. Meistens werden Thee und Gebäck, ebenso ein etwaiger weiterer Imbiß ganz zwanglos, ohne großen Apparat von überflüssigen Tellerchen und Deckchen herangereicht und verzehrt, wo man gerade sitzt oder steht. Nur aus zierlichen Theegeräth, hübsche Tassen, Gläser, Dosen etc., legt man Gewicht.



Marmeladen-Behälter.

Es liegt auf der Hand, daß bei der untergeordneten Rolle, welche die Bewirthung bei den Fünf-Uhr-Thees spielt, der geistige Theil derselben, also die Unterhaltung, um so angeregter ist, denn man kam ja nur, einander zu sehen, zu begrüßen, zusammen zu plaudern! Und da sich die verschiedenen Gäste aus allen möglichen Berufskreisen einzufinden pflegen, — denn nur für Leute, die einen großen Verkehrskreis haben, bieten die Nachmittags-Thees eine wirkliche Annehmlichkeit, — hört und erfährt man in diesen Stunden so viel von Tagesereignissen, neuen Erscheinungen auf Kunstgebieten, der letzten Premiere und der neuesten Mode, als einem sonst in Wochen nicht zu Ohren käme. Ein weiterer Vorzug dieser Zusammenkünfte ist, daß die lieben Mitmenschen nicht kritisiert werden können, da der Kreis hier zum guten Glück nicht klein und intim genug ist. B. W. Zell.

Kaffee- und Thee-Service. — Mit dem Fünf-Uhr-Thee halten auch allerlei reizvolle Geräthe aus Metall, aus Porzellan, aus weissem und farbigem Glas ihren Einzug in unsere Gesellschaftsräume, und gern weilt das Auge auf dem zierlichen Service, das je nach dem Belieben der Gäste, Kaffee oder Thee spendet. Aus stark versilbertem, innen vergoldetem Metall hergezeilt, unter dem Namen „Altsilber“ im Handel, macht es den Eindruck gediegener Schönheit und besticht durch die originellen pomologischen Formen.

Marmeladen-Behälter. — Gleichfalls in Obsthform stellt sich ein Marmeladen-Behälter dar, dessen Hohlraum aus weichem oder farbigem Glas in einem Ridelrand auf einem Unterfah in Plattform ruht. Metallbedel und zierlich gebogener Rüssel.

Häusliche Kunst.

Wandbrett mit Malerei auf Glas. — Ich bin eine große Freundin für künstlerischen Zimmerschmuck und habe daher auch in meine

Feierstunden immer etwas zu bearbeiten vor, was meinen Freunden und Verwandten oder mir selbst die Häuslichkeit zu zieren bestimmt ist. Vor kurzem sah ich ein hübsches, maschinen-geschmiedes Wandbrett mit Console, in etwa 55 cm Breite bei 35 cm Höhe, das mir der Beachtung würdig schien, denn es enthielt in origineller Weise eine Glas-scheibe der-artig einge-fügt und mit Oefnungen für zwei Ca-binet- Pho-tographien versehen, daß die Ma-lerin so-gleich in mir erwachte und vor meinem Geistesauge die Glas-fläche sich bereits in einen Was-fer-spiegel verwandelt, wo Storch und Reiher, Frosch und Ente in friedlichem Durcheinander zwischen Mummeln und weißen Wasserrosen das hohe Schilf bewillkerten. Aber da kam mir zum Glück noch das Bedenken: „Was sollen die beiden lieben kleinen Kinderge-sichter, die da aus dem Stabrahmen schauen werden, in dieser nassen Umgebung?“ Und — es wurde nichts mit meinem Jdyl „Am Meerande“! Dafür ranken sich nun, mit Delfarbe aufgetragen, leuchtende Mohnblumen mit krausem Blätter-ge-wirr um meine Lieb-linge, denen es gut dazwischen zu gefallen scheint. Rahmen und Con-sol-Brett sind moosgrün gestrichen, und die Rückseite des Glases bildet, mit Delfarbe in graugrünem Ton überlegt, einen schönen Hintergrund für die Blumen. Die Photographien befestigte ich mittelst rückwärts überspannter Wach-sleinwand, die schmale, mit Leim aufgetriebene Holzleisten halten.



Wandbrett mit Malerei auf Glas.

L. W. Bramtengattin Brünna. — Gasetten zur Aufbe-wahrung von Bisten-Karten fertigt man aus Lederpappe, auf die wir verschiedentlich hingewiesen haben, u. a. im Leserkreise der Nr. vom 10. November 1895. Brenn-stift- und Malerei-Verzierung hebt sich prächtig von dem braunen Grunde ab.

D. Red.

Fürs Haus.

Neue Kaffee-Maschine. — Besonders für alleinstehende Damen oder Jungesellen dürfte sich diese Kaffeemaschine als praktisch erweisen, da sie des braunen Trankes dampfende Labe mühe- und tabellos der bereitstehenden Tasse zuführt und zugleich in ihrer hübschen Form und gediegenen Ausführung die Zierde jedes Kaffeetisches bildet. In polirtem Kupfer gearbeitet und innen verzinkt, zeigt die kleine, auf einem Unterfah mit Spirituslampe stehende Maschine in ihrem System gewisse Ähnlich-keit mit den älteren Wiener Maschinen. Hier wie dort wird das kochende Wasser aus dem Behälter durch eine Röhre dem Siebbehälter mit dem darin befindlichen Kaffeemehl zu-geführt, fließt aber, abweichend von den früheren Maschinen, nicht in den Behälter zurück, sondern direct und selbstthätig durch einen am oberen Rande des Behälters, un-mittelbar unter dem Glasbedel befindlichen Ausguß in die darunterstehende Tasse. Der Unterfah mit Spirituslampe, dessen intensive Flamme durch Aufsehen eines Ring-deckels wesentlich gemildert werden kann, eignet sich überdies noch zum schnellen Wärmen von Speisen.



Neue Kaffee-Maschine.

Seidel-Anfasser in Fischform. — Eine freundliche Erinnerung an meinen vorjährigen Aufenthalt in einem Dfisebade, wo die Industrie allerlei Kleinigkeiten für Geschenke zum Mitbringen anfertigt, ist dieser wirklich hübsche und zugleich praktische Seidel-Anfasser in Fischform. Das drollige Gebilde besteht aus zwei gleichen Theilen von bronzebraunem Tuch, die, mit Fries unter-füttert, durch eine verstärkte Raht zusammengefügt werden. Die Schuppen sind ganz naturalistisch mit Vauquetten-Stichen aus



Seidel-Anfasser in Fischform.

bronzebrauner feiner Seide ausgeführt, auf dem Rücken dunkler, nach unten heller. Mit Gold-Gantille und rother Seide erscheinen die Riemenbedel markirt, die Zeichnung des Kopfes wiederum mit bronzebrauner Seide; das eingesehte Glasauge blinzelt gar munter und listig. Auch die Flossen fehlen nicht, sondern sind in Gestalt rother Tuschfäden dem Wasserbewohner eingeseht, der nun in vollendetester Form als Anfasser für allerlei heiße Seidel ein seinen sonstigen Lebensgewohnheiten durchaus entgegengesetztes Dasein führt.

G. G.

Eine, die belehrt werden will — und **E. M. in A.** — Sie meinen zweifellos unsere Preisaus-schreiben über Eintheilung der Haushaltungs-Ausgaben in den Nummern 15, 16 und 17 des Jahrganges 1894. Eine erschöpfendere Anleitung zu wohl überlegter Spar-samkeit in einem bürgerlichen Haushalte läßt sich kaum denken.

D. Red.

Küche.

Warme Eier à la Parma. — Für die Fastenzeit dürfte diese Eierspeise willkommen sein: Acht frische Eier schlägt man vorsichtig, ohne sie auseinander laufen zu lassen, in eine dick mit Butter ausgestrichene und reichlich mit Parmesan-täse bestreute Porzellan-form, übergießt sie mit einem Tassenlopf voll süßer Sahne, der Salz und etwas gestochener weißer Pfeffer hinzugerührt wurde, streut wieder Parmesan-täse darüber und belegt dieselbe mit kleinen Butter-stückchen. $\frac{1}{4}$ Stunde vor dem Serviren stellt man die Eierspeise in den mäßig geheizten Ofen und glasirt sie danach mit der Glasir-schaufel. Die Form darf erst in dem Augenblick, wo man die Eier baden will, vorbereitet und gefüllt

A. G.

werden, da sonst die Masse durcheinander laufen würde.

Maccaroni mit Dacht. — Erforderlich für diese sehr gute Schüssel sind: Ein Dacht von 2 kg, $\frac{1}{2}$ kg Maccaroni, 250 g Butter, 250 g geriebener Parmesan-Käse. Der Dacht wird in Salzwasser gelocht, dann gehäutet und von den Gräten gespült; nachdem die Maccaroni in Stücke gebrochen und in Salzwasser weich gelocht sind, schüttet man sie zum Abtropfen auf ein Sieb und packt darnach beides schichtweise in eine Mehlspeisen-Forn. Nun schwitz man in einer Casserole einen Dössel voll Butter mit ebenso viel Mehl, quirt $\frac{1}{4}$ l des Fischwassers und $\frac{1}{4}$ l Fleisch-brühe mit der übrigen Butter und dem Käse, giebt es zu dem Schwichmehl, läßt das Ganze zu einer feimigen Sauce verdicken und gießt diese über die Speise, die in dem Ofen recht heiß werden muß, um so auf die Tafel gegeben zu werden.

A. R.

Thee-Extract. — Hat schon jemand versucht, Thee-Extract in der Art des Kaffee-Extractes zu bereiten, und wie verfährt man dabei?

A. G. in A.

Eine unbescheidene Abon-nent-in. — Ein angenehmes, nicht zu süßes Theegebäck ist ein Zwieback nach folgendem Rezept: 25 g Hefen werden in lauer Milch aufgelöst, mit 200 g Butter, 200 g feinem Zucker, einer Stange gepul-verter Vanille und Milch gemischt und mit so viel feinstem Weizen-mehl durchgerührt, daß der Teig sich gut kneten läßt. Sobald diese Masse an einem warmen Ofen gut aufgegangen ist, formt man kleine Källchen davon, setzt sie auf ein mehlsbestreutes Blech und bäckt sie schön gelbbraun. Nach dem Erkalten schneidet man sie durch und röstet sie von beiden Seiten im Ofen. In einem Blechkasten halten sie sich wochen-lang vorzüglich.

A. G.

Langjährige Abonnent-in in Prag. — Gutes nach englischem Rezept bestehen aus $\frac{1}{2}$ Pfd. (engl.) Butter, $\frac{1}{2}$ Pfd. feinstem Mehl, $\frac{1}{2}$ Pfd. Zucker und 6 Eiern.

Die schaumig geschlagenen ganzen Eier werden mit der zerlassenen Butter gut untereinander gerührt, nach und nach fügt man das erwärmte Mehl und den fein gestiebten Zucker hinzu. Sobald der Teig gehörig durchgearbeitet ist, bäckt man kleine, davon abge-stochene Rindungen auf einem mit Butter bestrichenen Bleche bei mäßiger Ofenhitze in $\frac{1}{2}$ Stunde gar.

A. G.

Langjährige Abonnent-in. — Das Gelingen jeder Art von Gebäck hängt nicht nur von der Menge, sondern hauptsächlich von der Qualität der Zuthaten und ihrer Behandlung ab, auch spielt die Ofenhitze dabei eine große Rolle; je besser das Mehl, desto fester wird der Teig; dasselbe gilt für den Honig, mäßige Ofenhitze trocknet und härtet allmählich, große Hitze treibt auseinander. — In dem ersten Rezept zu den Schweizer Leckerli mußte es natürlich heißen: 500 g gestochener Zucker, $\frac{1}{10}$ l statt 4-10 l Honig u. s. w., auch dem Knüppel-Ruchen in der Nr. vom 1/1 96 sollten nicht 875 g, sondern nur 375 g Zucker zugeföhrt werden. Der böse Druckfehler-Leusel!

A. G.

Besorgte Mutter und sparame Hausfrau in M. — Wir möchten Ihnen Brown & Polson's Mondamin als gutes, die Verdaulichkeit der Milch beförderndes Nahrungsmittel für Kinder und Kranke empfehlen. Es ist der kochenden Milch nur so viel davon zuzusetzen, daß sie leicht feimig wird. Auch zu leichtem Mehlspeisen eignet sich Mondamin vorzüglich; natürlich wird durch Zusatz von etwas Vanille oder Citrone der Wohlgeschmack er-höhht; auch mit Feuchtkast findet die Speise viele Liebhaber. Sie kaufen Mondamin in Packeten von $\frac{1}{4}$ bis 1 Pfd.

D. Red.

Gemüse- und Zimmergärtnererei.

A. G. in A. — 1. Die Zimmerlinde (*Sparmannia africa-na*) ist eine der dankbarsten Stubenpflanzen. Dieses groß-blättrige Strauchgewächs verträgt im Winter die Behandlung im warmen Zimmer, ist in kühler frostfreier Stube indessen besser aufgehoben. Im Sommer wird die auch ganz hübsch blühende Pflanze im Freien oder am sonnigen Fenster einer luftigen Stube gepflegt. Die Zimmerlinde wächst rasch, ihre großen Blätter verdunsten viel Wasser; sie muß deshalb reichlich begossen werden.

Im üppige Exemplare zu ziehen, ist auch öfteres Verpflanzen in sehr nahrhafte Erde durchaus erforderlich. — 2. Ihr Zwiebelgewächs ist keine eigentliche Amorphis, aber eine amorphisartige Pflanze, die purpurfarbige Ballota. Diese Pflanze ruht nie ganz, sie verliert auch im Winter die Blätter nicht, treibt im Sommer und blüht in den Monaten August und September. Die Behandlung ist einfach: Die Zwiebeln werden im Frühling in gute Erde ver-pflanzt, von Pfingsten bis zum October auf dem Blumenbrett außerhalb des Fensters gepflegt und im Winter bei geringer Be-wässerung nur mäßig warm gehalten.

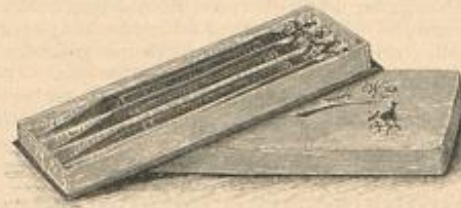
M. G.

Adelheid J. Berlin. — Die Ueberwinterung der kleinen Wassermelonen-Sämlinge gelingt nicht. Sie hätten die Samen, die mehrere Jahre keimfähig bleiben, im Frühling und nicht im Spätherbst auslösen sollen. Uebrigens gehört die Melone nicht zu den Zimmergewächsen; sie entwickelt sich nur im sehr warm ange-legten Mistbeete unter sachkundiger Pflege zur tragfähigen Pflanze.

M. G.

Allgemeines.

Siegelkasten. — Die Mode schwingt ihr Scepter nicht nur im Reiche der Toilette, sondern wie in allen anderen Dingen, auch auf dem Schreibtisch, und zwar hier, mit Vorliebe nach dem Beispiele der Engländer. Auch diesmal ist eine reizende Neuheit von jenseits des Kanals geradezu zu mir auf den Schreibtisch geflogen:



Siegelkasten.



Monogramm-Preße.

ein zierlich ausgestattetes, 7 zu 20 cm großes Pappläst-chen, enthaltend 4 Stangen fein parfümirten Siegellackes in den Farben schwarz, roth, gelb und grün. Jede der griffel-förmig zugespitzten Stangen ziert ein vergoldetes Krönchen, das dem „crown-wax“ seinen Namen giebt und zugleich die nicht zu unterschätzenden Vor-theile bietet, eine bequeme Handhabe zu sein und den Verbrauch des Siegellacks bis auf das letzte Pröbchen zu ge-statten. Ich ertappe mich, — seit ich den niedlichen Siegel-lacken besitze, — auf Ver-schwörung von Papier und Federn, denn nie schrieb ich so

viele Briefe, als jetzt, da ich dem Couvert das hübsche Siegel mit meinem Namenszuge aufstrichen kann. — Um das Monogramm eigen-händig auf Papier zu übertragen, bediene ich mich seit kurzem eines kleinen patentirten Geräthes, der „Monogramm-Preße“, zweier 4 $\frac{1}{2}$ cm zu 1 $\frac{1}{2}$ cm großen, an einer Schmalseite zusammenhängenden Celluloid-Platten, mit dem betr. Monogramm, einem Buch-staben u. s. w. Nachdem das Papier, — am besten nicht zu starkes, — dazwischen geschoben, wird auf einer Unterlage mit dem Holz-bein kräftig darüber gerieben, wodurch der Abdruck deutlich auf dem Papier erscheint.

Lona v. B.

Photographie-Ständer. — Hübsch und überaus prak-tisch! — So rief ich aus, als ich die aus vernickeltem Draht ge-bogenen kleinen Ständer erblickte. Sehen und kaufen war eins. Frei-lich, große Ansprüche an Schönheit wollen meine Ständerchen nicht machen; Glas und Rahmen können die gebogenen Häkchen auch nicht tragen, aber eine Photographie, ein Genrebild, in Bisten- und Cabinet-Größe, oder sonstige kleine selbst-geschaffene „Wunder der Malerei“ nehmen sich sehr gut da-rin aus. Ich kann auch versichern, daß sie wenig Platz einnehmen und vor allem fest stehen. Die Ständer kaufte ich in zwei Größen in der Dorn'schen Buch- und Papierhandlung in Biberach, Württemberg.



Photographie-Ständer.

E. v. D. — Wir erfüllen Ihren Wunsch um so lieber, als sich die russische Durchdrucharbeit schnell begeisterte Freundinnen erobert hat, welche die Erklärung des Wortes Wjreschtsa gleichfalls interessieren wird. Wjreschtsa kommt nur im kleinrussischen Dialekt vor und dürfte von dem Worte „merik“ deutsch „messen“, abzuleiten sein; die Silbe „schtsa“ deckt sich mit unserer Verkleine-rungssilbe „chen“! Wjthin bedeutet das Wort im Deutschen „kleines Maßwerk“; auch „Höhlsteinraum“ gäbe die kleinrussische Bedeutung des Wortes wieder.

A. F.

Bezugsquellen: Gesundheits-Corset für Mädchen: Frau A. Wuppermann, Charlottenburg, Börsenstr. 107. — Thee- und Kaffee-Service, Marmeladen-Behälter: G. Kahler, W. Leipzigerstr. 124; G. Hirschwald, Hohenzollern-Kauf-haus, W. Leipzigerstr. 117/118. — Kaffee-Maschine: Jacob Rabené Söhne, C. Straßenerstr. 28/29. — Siegelkasten: M. Kimmelfiel u. Co., W. Leipzigerstr. 36. — Monogramm-Preße: G. Schlittermann, C. Seydelstr. 14.

Kommissionen nach Abb. Aus dem Leserkreise“ übernimmt Frau A. Herrmann: Charlottenburg, Kantstr. 111.

Nachdruck verboten.

Im Schatten.

Novelle von Annie Bod in Berlin.

Es war immer so gewesen! Seit ich zurückdenken konnte, war Dora der verhätschelte Liebling aller gewesen, während mich die meisten übersehen, oder doch zum mindesten nur sehr oberflächliche Notiz von mir nahmen. Ich hatte mich mit der Zeit schon so daran gewöhnt, daß ich mich kaum mehr darüber wunderte; im Gegenteil, es hätte mein höchstes Erstaunen hervorgerufen, wenn Papa oder Mama mich in ihre Arme gezogen hätten und Dora unbeachtet daneben stehen gelassen wäre, wie es umgekehrt doch so oft der Fall war! Mehr als ein Mal hatte ich stille, heiße Thränen in mein Kopfkissen geweint, wenn Mama abends noch in unser Schlafzimmer kam, zu mir, als der Ältesten, zuerst herantrat, mir einen kühlen Kuß auf die Stirn drückte und dazu sagte: „Gute Nacht, Therese“; und wenn sie dann hinüberging zu dem anderen weihverhängten Bettchen, dort niederkniete und, Dora's kleine Gestalt in ihre Arme ziehend, sie küßte und küßte, als befürchtete sie, es könnte ihr über Nacht jemand ihr Kind rauben. Niemand sah die heißen Thränen, die dann aus meinen Augen quollen; niemand hörte das Schluchzen, das aus meiner Kehle kam, denn ich ersüßte es in meinen Küssen. Aber nicht allein die Eltern waren es, die Dora so vor mir bevorzugten, — im Schulzimmer war es ganz das gleiche. Wie sauber auch meine Hefte waren, wie gut ich meine Aufgaben auch machte, ich erhielt stets nur ein kühles, gemeines Lob für meinen Fleiß; wenn Dora aber, — der kleine Sprüchlein, halb schmolzend, halb trotzig ausrief: „Ich habe die Aufgabe gar nicht gemacht!“ so lag selbst in dem Verweis, den die Lehrerin ihr geben mußte, noch eine zärtliche Liebkosung. Wir wohnten Jahr aus, Jahr ein auf unserem Gute, etwa eine halbe Stunde von A. . . . und acht Stunden von der Residenz entfernt. Unser Wohnhaus war ein großes, altes Gebäude mit einem prächtigen Park, in dem wir Kinder nach Herzenslust herumtollen konnten, und der Dritte in unserem Bunde war stets Kuno Frankenstein, der Sohn unseres Gutsnachbarn. Kuno war unser beständiger Spielgefährte. Er war etwa fünf Jahre älter als ich und ein schöner, großer Junge und vielleicht der einzige, der mich lieber hatte als Dora. Er behauptete stets, sie sei eigensinnig, befehlshaberisch und verwöhnt. Alle anderen jedoch zogen die kleine Dora mir vor, und häufig sah ich auf der Rasenbank im Schatten der mächtigen alten Eichen und grübelte, bis der Kopf mir weh that, warum das wohl sein mochte.

Endlich, an einem Nachmittage sollte es mir klar werden! Wir hatten draußen gespielt: Verstecken, Haischen, Ball, alles Mögliche, und wie immer war auch heute Dora die Beschleude, ich die Gehorchende gewesen. Kuno war bereits nach Hause gegangen; da hörten wir Papa's Stimme.

„Kommt herein, Kinder,“ rief er, — „es wird kühl!“ — Und wir gingen ins Haus hinein und begaben uns nach Papa's Zimmer, von dessen Fenster er uns gerufen. Wie werde ich diese Stunde vergessen, sie hat sich zu deutlich meinem Gedächtnisse eingeprägt!

Es war ein großer Raum, dieses Arbeitszimmer unseres Vaters; die Wände waren ringsherum mit Bücherregalen dicht besetzt. Mitten im Zimmer stand ein Schreibtisch, an dem Papa ganze Tage zu verbringen pflegte, denn er war ein weisere Mann gewesen vor seiner Vermählung mit unserer Mutter und schrieb nun seine Reise-Eindrücke nieder. Heute aber sah er behaglich in der Sopha-Ecke und Mama neben ihm.

Als wir eintraten, hatte ich das Gefühl, als hätten die Eltern soeben von uns gesprochen; ihre Blicke musterten uns beide vom Kopf bis zum Fuß und blieben dann in einander haften, als wollten sie etwas bestätigen, das einer zum andern gesagt. Unwillkürlich traf mein Blick die Thür, die nach Mama's Zimmer führte; sie stand offen, und ich konnte die ganze Länge des Zimmers hinabsehen bis zu dem großen Pfeiler-Spiegel, der den Raum zwischen den beiden Fenstern von der Decke bis zum Boden ausfüllte, und da traf mich zum ersten Mal bligartig die Erkenntniß!

Da stand ich, groß für mein Alter, lang aufgeschossen, mager und knochig; mein dunkelblondes Haar fiel in einem dünnen Zopf glatt über den Rücken; ich sah deutlich meine etwas lange Nase, meine hellblauen Augen, ich sah, wie ungeschickt meine Arme und Hände mir zu beiden Seiten hinabgingen. Und neben mir sah ich, — war das Dora, meine kleine, um drei Jahre jüngere Schwester Dora?

O, in dem Augenblick verzog ich den Eltern, den Lehrern, den Freunden, den Dienstboten, — allen, allen die Zurücksetzung, die mich neben Dora so oft traf! Dieses entzückende kleine Geschöpf, mit den runden, zierlichen Gliedern, mit den graziösen, geschmeidigen Bewegungen, den großen, feuchtschimmernden dunkeln Augen, mit dem frischigen Farben-Colorit des Gesichtchens, den tiefdunkeln, widerspenstigen um den Nacken hängenden Ringellocken, dem entzückenden kleinen Kinn, in dessen Mitte ein allerliebtestes Grübchen sich zeigte, dem kleinen rothen Munde, der immer nur zu lächeln schien, um die Grübchen in den Wangen zu zeigen, — das war die kleine, von jedermann verhätschelte Dora! Ah, wie bezaubernd sah sie selbst jetzt noch aus, in dem mit Staub und Sand bedeckten weißen Kleidchen und der dunkelrothen Schärpe! Wie ein aus seinem Rahmen getretenes Bild, leuchtend von Farbenpracht! Und daneben ich, so blaß, so farblos, so ungeschickt! Kleine, süße Dora! Konnte ich mich nun noch wundern, daß Mama sie auf ihren Schoß zog und das reizende Gesicht mit tausend Küßchen bedeckte, und daß Papa nur freundlich, ohne jede weitere Liebkosung, die Hand auf meinen Kopf legte und über mein Haar gleiten ließ? — Nein, nein, ich war zur Erkenntniß gekommen, und nun konnte ich mich über nichts mehr wundern! Von diesem Tage an weinte ich nicht mehr über meine Zurücksetzung; alle Welt bevorzugte Dora, also mußte das ja wohl richtig und natürlich sein, und

ich war dumm und eitel, zu beanspruchen, daß man ebenso freundlich zu mir sein sollte, wie zu der kleinen Schwester!

Täglich, während ich mein Haar vor dem Spiegel ordnete, sagte ich mir das von jetzt an vor; bei jeder Zärtlichkeits-Bezeugung, die Dora zu theil wurde und mir nicht, sagte ich es mir, obwohl noch immer ein krampfhaftes Weh mein Herz ergriff.

Und bald hatte ich, das zwölfjährige Kind, meine Lektion so gut gelernt, daß ich in der Vergötterung, die mit Dora getrieben wurde, die anderen womöglich noch überflügelte. Sie nahm das alles so hin, als müßte es so sein; war sie es doch von klein auf nicht anders gewöhnt; dabei aber konnte sie so hinreißend zärtlich sein, konnte, wenn man ihr einen Wunsch verjagen wollte, einen so beständig süß mit den dunkeln Augen anblicken, daß jeder Widerstand hinwegschmolz, wie Schnee vor der Sonne.

So gewöhnte ich mich denn allmählich daran, im Schatten zu stehen und mich nur von Ferne an den Sonnenstrahlen zu erfreuen, die auf Dora fielen. So vergingen noch zwei Jahre, Jahre des beständigen Sonnenscheins für Dora, der frühzeitigen Entfaltung, Enthaltensamkeit und Ergebung für mich.

Dann kam ein trüber, trüber Tag für uns und unser Haus! Unsere Mutter lag im Sterben! Woran sie starb, wurde uns damals nicht gesagt; erst viel später erfuhr ich, daß das neidische Geschick uns nicht vergönnt hatte, den kleinen Bruder zu besitzen, dessen Kommen die Eltern so sehnlichst erwarteten hatten, und der von allen mit solchem Jubel begrüßt worden wäre! Auch den kleinen Sarg sahen wir nicht, der zu früher Morgenfrunde aus dem Hause getragen wurde, als wir noch schlummerten. Er hatte kaum eine Stunde gelebt, der kleine Bruder! — Alles dieses habe ich erst viel später erfahren; damals sagte man uns nur, Mama sei sehr krank; wir dürften zu ihr gehen, — aber ganz leise, — leise; kein Geräusch machen, auch nicht weinen, — denn das würde sie nur aufregen.

Diese Stunde ist mir unvergesslich geblieben! Wie heute sehe ich es noch vor mir, das verdunkelte Krankenzimmer. Die Fenster standen offen, und die laue, süße Maienluft strömte durch die zugezogenen Vorhänge hinein. Man hörte die Vögel singen und zwitschern, man hörte das leise, träumerische Klirren des Windes in den Zweigen der Bäume; von Zeit zu Zeit hob ein stärkerer Windstoß den Zipfel eines der Vorhänge ein wenig empor, und der plötzliche Lichtstrahl, der dann in das Zimmer drang, sah fast aus wie eine weiße Hand, die winkte, als wollte sie sagen: „Komm, — komm!“ Ach, sie brauchte nicht lange zu winken; die Seele der Kranken bereitete sich schon vor zu ihrem Fluge nach oben. So blieb ich unsere Mutter aus, wie sie da lag in den weißen, spigenbesetzten Kissen! Die Augen hielt sie halb geschlossen, eine Hand ruhte auf der Bettdecke, eine weiße schmale Hand; sie sah fast wachern aus in dem dunkeln Zimmer. Neben dem Bett sah Papa; er hatte die Augen mit der Hand beschattet; bei unserem Eintritt ließ er sie sinken, und mit Schrecken sah ich, daß seine Augen roth waren, als hätte er lange geweint. Der alte Doctor lag mit festgeschlossenen Augen in einem Lehnstuhl. Ich fand es damals herzlos, daß er schlief, während Mama so krank war; erst viel später habe ich gehört, daß er die ganze Nacht schon an ihrem Bette gewacht hatte.

Als wir eintraten, schlug Mama die Augen auf, und ein Freudenstrahl erhellte ihr Gesicht. Zum ersten Mal bemerkte ich, wie groß doch die Ähnlichkeit zwischen ihr und Dora war; die gleichen bezaubernden Augen, der reizende Mund, das dunkle Lockenhaar, — alles, alles! Und doppelt fiel es mir auf, wie ich so gar nichts von all' ihrer Schönheit bekommen hatte. Das schlichte, nicht allzu üppige Haar, die häßliche Nase, der farblose Teint, — alles vom Vater!

Beide traten wir mit möglichst geräuschlosen Schritten ein, — und das erste Wort, das über Mama's Lippen kam, als sie die Augen aufschlug und uns erblickte, war: „Dora, — meine kleine, süße Dora!“

Aber Dora sprang nicht, wie sonst, fröhlich auf sie zu; sie hielt meine Hand mit den beiden übrigen fest umklammert und bewegte sich nur langsam vorwärts, als fürchte sie sich in dem dunkeln, stillen Zimmer und vor der schönen, aber so blaffen, veränderten Mutter. Endlich erreichten wir die freie Bettseite und traten zu unserer sterbenden Mutter heran. Als sie Dora an sich zog und leidenschaftlich küßte, brach diese in Thränen aus. Ich konnte nicht weinen; theils unterdrückte ich die Thränen, weil man uns befohlen hatte, die Kranke nicht aufzuregen, theils konnte ich nicht weinen, weil es so dumpf, so schwer auf meiner Brust lastete. Ob Mama das kaltherzig von mir fand? Ich weiß es nicht, aber sie nahm kaum weitere Notiz von mir. Ihr Liebling Dora lag in ihren Armen und schluderte; das war für sie genug!

„Sei still, mein süßes Kind!“ flüsterte sie matt und bedeckte den kleinen Vordenkopf mit Küßchen. Ich hätte in dem Moment etwas darum gegeben, hätte auch ich weinen können; ich rang die Hände. Warum kam auch nicht eine einzige Thräne aus meinen Augen? Nur eine, nur eine einzige, damit sie auch mich so in ihre Arme schloß, mich so küßte! — Aber es kam keine; ich konnte nur neben dem Bett niederknien, und indem ich meinen Kopf in der Decke verbar, fühlte ich nur das eine: wie schön, wie herrlich es doch sein mußte, so geliebt zu werden, wie Dora, und wie ich doch immer noch eiferfüchtig auf sie sein konnte, trotz der ernsthaften Predigten, die ich mir selbst so oft deswegen gehalten. — Endlich brach Mama's matte Stimme wieder das dumpfe Stillschweigen.

„Laß mich mit den Kindern einen Augenblick allein, Erich!“ sagte sie zu Papa, und er erhob sich, ohne ein Wort zu erwidern, und ging hinaus. Da legte sie ihre Hand auf meinen Kopf und sagte: „Sieh mich an, Therese, und höre, um was Deine sterbende Mutter Dich bittet! Ich muß Euch jetzt verlassen, meine Kinder, aber oben im Himmel werden wir uns einst wiedersehen! Du, meine Therese, bist schon ein vernünftiges Mädchen; Dora ist noch ein Kind, ein tolles, unvernünftiges Kind, und bedarf so sehr der Mutter. Erzeuße Du sie ihr, soviel Du irgend kannst; stehe ihr stets liebevoll und stark zur Seite und bewahre sie, soweit Du es vermagst, vor jedem Unglück! Erzeuße mich, Therese, laß sie die Mutter nie vermissen! Versprichst Du mir das?“

Dabei hatte sie mich plötzlich an sich gezogen und sah mir so freundlich ins Gesicht. Dieser Blick, diese Umarmung! Wohl schwoll mein junges Herz vor Bitterkeit, daß sie auch jetzt noch, in dem Augenblick, wo sie uns verließ, nur an Dora dachte; aber sie hielt mich doch liebevoll umschlungen, sie küßte mich so zärtlich! Was hätte ich ihr in diesem Augenblick wohl nicht versprochen!?

„Ich verspreche es Dir, Mama!“ erklärte ich. Sie küßte mich dann nochmals, und auf Dora deutend, die auf ihrem Bette saß und mit großen thränenwollen Augen uns anblickte, sagte sie: „Schwöre mir, mein Kind, daß Du über sie wachen willst, als ob Du ihre Mutter wärest!“ Und feierlich schwur ich es der sterbenden Mutter. „Und nun rufe Papa wieder herein!“ — sagte die matte Stimme. Da öffnete sich schon die Thür, und er trat von selbst herein. Ein leiser Ausruf entfuhr ihm, als er die auffallende Veränderung in Mama's Zügen bemerkte, die auch mir nicht entging. Der Arzt stand auf und trat an das Bett. Papa hielt Mama umschlungen. Ihre freie Hand aber tastete nach Dora's Vordenkopf, und während sie nach diesem suchte und Dora sich schon und ängstlich vor der tastenden Hand zurückzog, bedeckte ich diese mit Küßchen. O, sicher glaubte sie, es wären Dora's Küsse! Sicher! Dann weiß ich noch, daß Papa sich weinend über Mama auf das Bett warf, und daß der alte Doctor freundlich zu uns sagte: „Geht nun hinaus, Kinder!“ Und wir küßten den einen Vorhang ein wenig und schlichen Hand in Hand durch die große Glashür hinaus in den Garten. Hier sahen wir einander an und brachen beide in Thränen aus. Jetzt konnte auch ich weinen! — Und die Sonne strahlte so prächtig, die Vögel sangen so munter, der Aelieder duftete, der Wind rauschte leise in den Blättern der Bäume. Mir aber war's, als sei mein Leben zu Ende, als sei ich selbst soeben da drinnen gestorben. —

Ich überbringe in meiner Geschichte einen Zeitraum von über sechs Jahren, in denen wir ein ruhiges, zurückgezogenes Leben auf dem Gute führten. Wir waren in dieser Zeit eigentlich vollständige Waisenkinder, denn Papa hatte einige Monate nach Mama's Tode seine Koffer gepackt und war auf Reisen gegangen. Er konnte es zu Hause nicht aushalten, sagte er. Das hatte Mama wohl auch mit dem klaren Blick einer Sterbenden vorausgesehen und darum mich schwören lassen, über Dora zu wachen. Kuno war fern von uns, in einer Universitäts-Stadt am Rhein, und sollte ein flotter Student sein, wie wir hörten; so waren wir denn allein mit unserer Großmutter väterlicherseits und den alten erprobten Dienern. In unserem Leben hatte sich sonst in der Zeit wenig oder nichts verändert. Nach wie vor war Dora durchs Leben getragen worden auf den Händen aller, die uns umgaben. Ich half weidlich mit, die kleine Schönheit vergöttern. Wußte ich doch, wußten doch alle, daß sie das Herzblatt, der Abgott der todtten Mutter gewesen, und wurde sie doch von Jahr zu Jahr schöner, bezaubernder in ihrem Keuchern, hinreißender in ihrem Wesen. Dazu zeigte sich, um sie noch verführerischer zu machen, eine große musikalische Begabung bei ihr und eine süße kleine, melodische Stimme, die mit der Zeit wundervoll zu werden versprach. Dora liebte es jetzt schon, mit ihren sechzehn Jahren die junge Dame zu spielen. Das dunkle, rebellische Lockenhaar mußte hoch oben auf dem kleinen Kopfe aufgetürmt werden, und einzelne kleine Löckchen lagen kunstvoll geordnet auf der weißen Stirn. Dazu das volle Gesichtchen mit den wunderbaren Augen und die errieten langen Kleider, die sie mit einer Grazie trug, ihre unmaßahllich war, — kurz, das Kind war wirklich zur Dame geworden, wenn auch die großen Augen noch so unschuldig fragend in die Welt blickten. — Ich hatte mich wenig verändert. Ich war nicht häßlicher, aber auch nicht schöner geworden und sah neben der Marfart'schen Farbenpracht Dora's genau so farblos aus, wie in früheren Jahren! Darum muß man aber nicht etwa glauben, daß ich mein Leben nicht genoss. Daß Dora schön war und ich nicht, war nun einmal eine feststehende, von allen anerkannte Thatsache, aber alles andere hatten wir gemeinschaftlich. Auch ich war jung, kräftig und gesund; wir hatten die gleichen Lehrer gehabt, wir bewohnten das gleiche alte, große Haus, — wir durchstreiften denselben Wald, denselben Park, — wir ruderten auf dem gleichen See, — wir besuchten die gleiche Kirche, erhielten die gleichen Geschenke aus fernen Ländern von Papa geschickt und verträumten beide eine selbige, sorglose Jugendzeit. Die erste lebhaftere, aus unserer Ruhe uns aufstörende Discussion entstand, als unser alter Musiklehrer, der allwöchentlich zweimal aus der benachbarten Stadt nach unserem Gut kam, um uns zu unterrichten, erklärte, mit mir wäre eben nicht viel los, — aber es wäre eine Sünde und Schande, wenn Dora nicht ein paar Winter in der Residenz zubringen könnte, um ihre Stimme, die herrlich zu werden versprach, auszubilden. Das war Wasser auf Dora's Mühle. Sie war seit längerer Zeit schon nicht mehr recht zufrieden mit unserem stillen Landleben. Sie wußte, daß sie schön und reizend war, und wollte wohl ihre Schönheit nicht für immer und ewig hinter den grünen Bäumen des Waldes verborgen wissen. Sie hatte eine feurige Seele, ein leidenschaftliches kleines Herz und mochte sich nach einem bewegteren Leben sehnen, als wir es hier auf dem Gute führten. Mehrmals schon hatte ich sie in Mama's Zimmer getroffen vor dem großen Pfeiler-Spiegel, mit entzückten Blicken und glühenden Wangen das reizende Bild betrachtend, das sich ihr darbot; und wenn ich dann plötzlich eintrat, so flog sie mir an den Hals, und sagte mit schmeichelndem Tone: „Nicht wahr, Resi, liebe Resi, ich bin schön, nicht?“ „Natürlich bist Du schön, Herzblatt!“ — entgegnete ich, — „eigentlich solltest Du es gar nicht wissen, aber jedermann zeigt es Dir ja deutlich genug, da kann es Dir kein Geheimniß bleiben.“ „Liebe, weiße Resi!“ rief sie übermüthig, „und wenn mir's auch keiner sagte, keiner zeigte, — habe ich nicht meinen Freund, den Spiegel? Der sagt mir die Wahrheit, Resi!“ — Und mit einem Seufzer brach sie ab. „Was, mein Kind?“ fragte ich zärtlich. „Ich möchte gern einmal irgendwo anders hin, — ganz wo anders, in eine große Stadt, wo ganz andere, ganz fremde Menschen sind.“ „Wozu?“ „Ach,“ flüsterte sie erröthend, „um zu sehen,

ob die mich auch schön finden würden.“ „Und dazu allein möchtest Du fort von hier?“ erwiderte ich vorwurfsvoll, „fort von mir, von der Großmutter, von dem lieben alten Hause, in dem wir geboren sind?“ „Zu dem Hause kann man auch wieder einmal zurückkommen!“ antwortete sie fröhlich; „Du aber, und die Großmutter, Ihr müßt mitkommen; allein könnte ich nicht unter die fremden Menschen gehen! Aber fort möchte ich einmal, — fort, in die Welt hinaus, — in die schöne, weite, große Welt, — alles sehen!“ Ich war ganz erschauert; mir, in meinem ruhigen, friedlichen Gemüthe, waren solche Wünsche noch nicht gekommen, kaum, daß ein derartiger Gedanke mich je befehligen hätte; — hier aber, das sah ich, war es anders. Das Keusere eines Menschen läßt selten. Die Gluth, die in Dora's dunkeln Augen flammte, wohnte in ihrer Seele. Ihr junges Herz pochte ungestüm und verlangte nach Dingen, die sie vor der Hand nur ahnen, nicht kennen konnte. Aber ich versuchte, ihr solche Gedanken auszureden. „Wozu denn, Dora?“ sagte ich. „Wozu denn alles sehen wollen?“ „Lesen wir nicht in unseren Büchern, wie es draußen aussieht in der Welt? Wie die großen Städte sind, die Menschen in ihnen, wie sie leben, was sie treiben?“ „Gewiß lesen wir es!“ rief sie ungeduldig aus; „was nützen mir aber die gedruckten Worte, die toten Buchstaben? Sehen will ich es mit diesen meinen eigenen Augen,“ und sie drückte lachend die Finger auf ihre sprühenden Augen — „hören mit meinen Ohren, nicht nur das Lesen, was andere darüber geschrieben! Kann Dir das wirklich genügen, Rest?“ „Aber warum denn nicht?“ gab ich in meiner nüchternen Ruhe zur Antwort. Nun aber sprudelte alles aus ihr heraus, wild ungestüm, daß mir fast Hören und Sehen verging. „So bist Du auch am Ende zufrieden, nur zu lesen über die Liebe?“ rief das Kind aus. „Aber Dora, an was für Dinge denkst Du nur?“ antwortete ich ganz erschreckt. „An Dinge, an die jedermann denkt!“ gab sie zur Antwort, — „und von der Liebe ewig nur lesen zu wollen, wäre gerade so, wie sich nur erzählen zu lassen, daß die Erdbeeren im Walde prächtig schmecken, aber sie nie selber zu kosten! Ich lese doch nicht nur, daß die Sonne, der Mond und die Sterne scheinen, — ich sehe es mit meinen Augen. Keinen Beflagenswertheren kann es für mich geben, als einen Blinden, der nichts aus eigener Erfahrung kennt, sondern alles aus Treue und Glauben hinhören muß, wie die anderen es ihm erzählen!“

„Und er muß doch zufrieden sein, Dora!“
 „Er muß, ja, — eben weil er blind ist, ein Unglücklicher, ein Bemitleidenswerther, ein Krüppel! Ich aber bin kein Krüppel, — bin nicht blind, ich will alles sehen, alles wissen, alles kennen lernen!“ rief sie leidenschaftlich, und ich hatte die größte Mühe, sie zu beruhigen und zu vertrösten auf die wahrscheinlich nun bald erfolgende Heimkehr unseres Vaters, der dann schon Rath schaffen würde.

Da kam jener Vorschlag des alten Musiklehrers. Warum sollte man nicht ein, zwei Winter in der Residenz verbringen? Dora war Feuer und Flamme. Dem alten Lehrer gab sie einen Kuß, weil er so ihrem innigsten Wunsch zuvor kam. Aber die Großmutter erklärte, unter keinen Umständen diesen Wunsch erfüllen zu wollen, ohne die Einwilligung unseres Vaters. Und Dora, die sonst so träge, kleine Dora, setzte sich hin und schrieb einen langen Brief an Papa. Sie gab ihn mir zum Durchlesen, als sie fertig war. Er begann mit: „Lieber Papa, bitte, erlaube es doch,“ — dann kam: „ich möchte so gern, — ich kann nicht anders, — schließlich: „ich will, — Du mußt ja sagen!“

Papa schrieb „ja“. Sein Herzenskind sollte unter allen Umständen seinen Wunsch erfüllt bekommen. Und wenn Großmutter oder ich es vorzögen, den Winter auf dem Gut zu verbringen, so konnte Dora ganz gut bei seiner Schwester in der Residenz wohnen. Unter keinen Umständen wollte ich das zugeben. Mein Kind, mein, mir von der sterbenden Mutter anvertrautes Kleinod, Dora, allein nach der Residenz gehen lassen? Nein, — ich ging mit, gleichviel, ob gern oder ungern! Dora selbst hätte sich nur schwer von mir getrennt, das wußte ich, — waren wir doch in unserem ganzen Leben noch keinen Tag auseinander gewesen! Eine Wohnung wurde also in der Stadt gemiethet, und zum September sollte die Uebersiedelung vor sich gehen. Dora war selig. Sie konnte nicht mehr ruhig gehen; sie stieg und tanzte die Treppen hinauf und hinunter, durch die langen Corridore, durch die schattigen Parkwege, und überall hörte man ihre bezaubernde Stimme die fröhlichsten Lieder singen. Aber es sollte anders kommen. Ganz kurz vor dem Tage, der für unsere Abreise festgesetzt war, erkrankte unsere Großmutter. Der Arzt, derselbe alte Doctor, der am Sterbebett unserer Mutter gewesen, der uns in allen unseren Kinderkrankheiten behandelt hatte, erklärte, die Sache sei durchaus nicht gefährlich, die alte Frau müsse aber gehorcht werden, und an die geplante Uebersiedelung sei für sie vor Weihnachten oder Neujahr gar nicht zu denken. Ueber Dora's reizendes Gesichtchen stieg angehängt dieser Enttäuschung ein solcher Schatten, — und obwohl sie sich schnell abwendete, hatten wir doch alle die rasch aufsteigenden Thränen in den dunkeln Augen gesehen, — daß der Doctor hinzusetzte, man möge doch den Unband inzwischen allein oder mit mir zu Tante Clara gehen lassen; es läge nicht der mindeste Grund zu ernstlicher Besorgniß vor, und die beiden „Kinder“, so nannte er uns immer noch, könnten die paar Monate auch ohne die Großmutter sein, zumal wir ja zu Verwandten kämen. In meinem Herzen kämpften die widersprechendsten Gefühle. War es nicht herzlich, von der kranken, alten Großmutter fortzugehen? Aber andererseits, — konnte, durfte ich das Kind allein gehen lassen? Ich sprach mit Dora darüber. „Du bist nun ein großes Mädchen, Dora, und vernünftig genug, um selbst zu urtheilen. Muß ich nicht bei Großmutter bleiben?“ Sie war sich schlüssend in meine Arme. „Ich habe auch schon daran gedacht, Rest,“ sagte sie, „aber wie werde ich es ohne Dich dort aushalten können?“ „Nun, mein Liebling,“ tröstete ich sie, „wir werden einander ja schreiben. Wenn Du es nicht aushältst ohne mich, so komme ich zu Dir! Hoffentlich wird ja Großmutter auch bald wieder besser sein; aber wie es auch sei, wenn Du mich brauchst, so fliege ich sofort zu Dir!“ Und gleich darauf war sie auch schon getrübt und sprach mit glänzenden Augen von dem herrlichen Winter, der, ihrer Meinung nach, vor ihr lag. Wenige Tage später trat sie in Begleitung unserer alten Nonne ihre Reise nach der Residenz an, und am Abend meldete ein Telegramm von der Tante uns die glückliche Ankunft unseres Lieblings.

Die Krankheit unserer Großmutter war, wenn auch nicht

gefährlich, so doch langwieriger, als man anfangs geglaubt. Ich sah fast die ganzen Tage über bei ihr, las ihr vor, plauderte mit ihr, oder träumte und dachte an mein zum ersten Mal von mir getrenntes Kind. Und gerade in dieser stillen, einformigen Zeit, ohne daß auch nur das leiseste Vorgefühl einer Ahnung mich befehligen hätte, kam mein Schicksal. Man spricht doch so oft und so viel von Ahnungen, von Vorbedeutungen, — von allem möglichen Derartigen. Warum blieb nur ich so ruhig an jenem denkwürdigen, trüben Novembertage, da es schon um halb drei Uhr nachmittags so dunkel war, daß wir die Lampen angezündet hatten? Wieder sah ich mit einem Buche neben dem Bett der Großmutter, — aber ich las nicht; meine Gedanken weilten bei Dora.

Heute gerade hatten wir den ersten langen Brief von ihr erhalten. Und wenn auch jede Zeile darin sprudelte von Freude, Lebenslust, Aufregung und Glück, so konnte ich doch zwischen den Zeilen auch ihre innige Liebe für mich herauslesen, und sogar etwas, wie Sehnsucht nach mir. Da öffnete sich leise die Thür; der alte Diener Richard trat schmunzelnd ein. „Fräulein Theresie,“ sagte er, „es ist ein Herr da, der Sie sprechen möchte.“

„Ein Herr, ein Fremder bei uns?“ dachte ich. So etwas kam sonst nie vor. „Wer ist es?“ wollte ich schon fragen, aber Richard hatte sich bereits wieder zurückgezogen und mir blieb nichts übrig, als ins Nebenzimmer zu treten, wo ich mich einem großen, breitschultrigen, kräftigen, jungen Mann gegenüber sah. Einen Augenblick sah ich mich stumm an, dann sagte er: „Kennst Du mich wirklich nicht mehr, Rest?“

„Kuno!“ rief ich freudig aus. „Du bist's? Aber nie hätte ich Dich wiedererkannt! Wie hast Du Dich verändert! Nur der Klang der Stimme ist der gleiche geblieben!“

„Du hast Dich auch nicht wenig verändert,“ meinte er, während er mich betrachtete. „Du bist eine junge Dame geworden!“

„Das will ich meinen! Ich bin fast zwanzig Jahre alt.“

„Und ich fünfundsiebenzig!“ seufzte er scherzend. „Ich kann schon ein Jubiläum feiern. Ein vierteljahrhundertliches Erdennollen!“ Und dann lachte er, wir beide lachten. Ich freute mich so sehr, den Jugendgepielen wieder zu haben; was hatten wir einander nicht alles zu erzählen! Auch zur Großmutter kam er herein und plauderte so liebenswürdig und witzig mit der alten Frau, daß diese Thränen lachte und behauptete, sich seit Jahr und Tag nicht so gut amüßert zu haben. Ich hörte zu, stillselig, wie noch nie in meinem Leben, und bewunderte ihn. Der schöne Knabe war zum schönen Mann geworden! Und daß er auch gut war, von Herzen gut, das sah man an dem herzlichen Blick der grauen Augen, die einen durch und durch, bis in die Seele hinein, zu bliden schienen.

Von nun an wurde es wieder lebhaft bei uns, seit Dora's Abreise war es aber auch gar zu still gewesen! Kuno kam täglich zu uns. Wie ehemals, durchnisterten wir auch jetzt zusammen den Wald und den Park; wie ehemals, so plauderten wir auch jetzt unaufhörlich miteinander. Er erzählte mir von dem schönen Heidelberg, von dem noch schöneren Bonn, wo er seine herrlichen, sorglosen Studentenjahre verlebte hatte. Er hatte sich eigentlich dem Staatsdienste widmen wollen, aber nun er wieder zu Hause war, hatte er diese Idee aufgegeben. Er wollte doch lieber daheim bleiben, ein tüchtiger Landwirth werden und seine Güter selber bewirtschaften, die sich bisher, da seine Eltern schon lange todt waren, in der Hand eines Verwalters befanden.

Die Heimat ist doch das Schönste, was man auf der Welt hat,“ erklärte er, „warum sich freiwillig von ihr verbannen?“

Ich gab ihm recht. Auch ich liebte mein Vaterhaus und jede Stelle darin zu sehr, um mich je freiwillig davon trennen zu können.

Und was erzählte ich ihm? Eigentlich immer von Dora, immer und immer nur von ihr. Wie schön sie war, — wie gut, wie lieb, wie süß, — ach! — was für Worte gab es denn überhaupt, die ihr Gerechtigkeit widerfahren ließen?!

So vertrauten, verplauderten wir miteinander die Tage und Wochen und Monate. Und wenn ich heute so zurückdenke, so glaube ich, diese wenigen Monate waren die seligste Zeit meines ganzen Lebens! Von Dora kamen freudestrahlende Berichte. Sie wurde, wie überall, geliebt, bewundert, vergöttert; sie war munter und fröhlich, und ihretwegen konnte ich folglich ganz unbesorgt sein! Großmutter erholte sich, wenn auch langsam, so doch zur Zufriedenheit des Arztes; ich konnte mich somit ganz und voll dem Genieß des Augenblicks hingeben. Und welchen Genuß der tägliche Verkehr mit Kuno mir gewährte, darüber war ich mir sehr bald klar geworden!

Wir war es, als hätte ich eine lange, lange, helle aber frostige Winternacht durchwandelt, in der es mich mitunter sehr gefroren hatte, und nun plötzlich sah ich das Morgenroth vor mir, wie es langsam, mattrosa aus der Meeresstiefe emporsteigen schien, um bald gluthroth meinen ganzen Lebenshimmel zu überziehen und eine wunderbare, wohlthunende Wärme auf mich auszustrahlen. War ich das noch, die ruhige, blaße Theresie, die jetzt dem Morgen entgegen jubelte, wenn sie erwachte, die vor ihrem eigenen Spiegelbilde erröthete, weil es ihr ein so verändertes Antlitz zeigte? War ich das noch, die bisher immer nur im kühlen Schatten einhergewandelt war und nun die Augen schließen mußte vor den heißglühenden Sonnenstrahlen, die auf mich herniederfielen und mich durchwärmten bis in das Innerste meiner Seele? War ich es wirklich, die da saßen neben ihm auf der grünen Rasenbank geessen und zärtliche, süße Worte der Liebe gehört hatte, die mein Herz vor Glück erbeben machten? Mit der ersten jungen Frühlingssonne ging auch die Sonne an meinem Lebenshorizont auf. Kuno liebte mich, und ich liebte ihn! Die Kinderfreundschaft war zur Liebe fürs Leben geworden.

Zuerst konnte ich es kaum fassen! War es denn wahr, denn möglich? Mich konnte man lieben? So lieben, daß ich ihm alles sein konnte, — sein Glück, — sein Leben, — sein Weib? Das waren Kuno's Worte gewesen, als er mich in seine Arme nahm, und als ich im Uebermaß meines Glückes schluchzend, wortlos den Kopf an seine Brust barg! Ich hatte ihn ja so lieb! Jetzt kam mir's vor, als hätte ich ihn lange schon geliebt, immer, immer, schon da wir noch Kinder waren. Ich bewunderte ihn! Er war so hübsch, klug, stolz und so gut, — ach, so gut!

Und dieses freudige Erlaunen der guten Großmutter, als wir ihr Zimmer betraten, — Kuno voraus, mich, die Widerstrebende, an der Hand hinter sich her schleppend, — und wie er ausrief: „Großmutter, Großmutter, wir bitten um Ihren

Segen! Theresie sagt, sie liebt mich und kann ohne mich nicht leben, folglich wird sie meine Frau!“

Großmutter war wieder wohltauf. Behaglich sah sie in ihrem weichen Lehnstuhl am Fenster und ließ sich von den milden Strahlen der wärmenden Aprilsonne bescheinen. Sie hatte ein Buch vor und schien zu lesen; aber bei Kuno's Worten ließ sie es fallen, schob die große Brille zurück und rief aus, indem sie die Hände zusammenschlug: „Nein, — diese Idee! Ihr wollt Euch heirathen, Kinder, und fragt gar nicht erst viel, sondern verlobt Euch gleich so mir nichts, dir nichts?!“ Aber die innigste Freude leuchtete dabei aus ihren Augen.

„Großmütterchen, was sagst Du nur?“ flüsterte ich, indem ich vor ihr niederkniete, „er hat mich lieb!“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Mutterchen bangt sich!

Von Hans von Spielberg in Berlin.

(Schluß.)



s wurde ein trauriger Abschied, es wurde eine trübe Heimfahrt! Und über Gusti's Strümpfe erwachte das fast schon gedämmte, erste, heftigste Sehnsuchtsweh mit vielfach verstärkter Macht.

Mutterchen bangte sich in der nächsten Woche noch zehntausend Mal mehr um ihr Nesthäkchen, als vorher! Wachend und im Traum sah sie ihn mit den wollenen Anzügen, mühsam sich hinschleppend, humpelnd, hinkend, schmerzhaft stöhnend. Wie soll er das aushalten? Wie kann er das ertragen? Und dabei lag daheim im Wäscheschrank noch ein tadellofes Dugend hübscher Wigogne-Socken, die er so häufig getragen, ganz nutzlos und unverwendet, und es war nicht angängig, sie ihm zu senden.

Der Mittwoch wurde ein Wendetag. „Heute früh zieht Gusti die schrecklichen Dinger aus!“ frohlockte Mutterchen am Morgen. Aber sofort kam der Nachtag: „Wie werden nun erst die anderen sein, die er heute über seine lieben kleinen Beine streifen muß?“

An die Strümpfe, diese Unglücksdinger, die den Frieden des ganzen Hauses störten, knüpften sich auf den Umwegen der regen Mutter-Phantasie die verwegenssten anderen Befürchtungen für den Kleinen. Hatte er nicht eigentlich recht elend ausgesehen am letzten Sonntag? Hatte er sich nicht am Ende nur aus Rücksicht auf seine Mama verstellt, der liebe, zart-sinnige, feinfühlende Junge? Hatte er nicht doch mit Thränen gekämpft, als sie ihn in ihre Arme schloß? Und hatte seine Stimme nicht doch einen ganz fremden, wehmüthigen Klang gehabt?

Und nun schrieb er wieder nicht, trotzdem er es doch so hoch und heilig versprochen hatte. Das mußte seinen besonderen Grund haben, daß er nicht schrieb; gewiß, das hatte irgend eine tragische Ursache, denn der Gusti würde sonst seine liebe „Mummi“ doch nicht in Angst und Sorge lassen.

Ein Briefchen flog hinüber, äußerlich mit Beherrschung geschrieben, um dem geliebten Kinde das Herz nicht unnötig schwer zu machen. Zwischen den Zeilen aber stand von eitel Angst und Pein zu lesen, und am Schluß hatte die Mama doch auch nicht unterlassen können, hinzuzufügen: „Dein Mutterchen bangt sich so sehr um Dich!“

Tags darauf schon brachte der Stephansbote eine Karte:

„Liebe Mama! Ich habe auch Bange nach Dir und nach Minna und Caro, auch nach Papa. Sonntag kriegt ich Urlaub, und da freue ich mich schon unmenslich darauf. Gestern Abend gab es Hering und Pellkartoffeln, und die mag ich nicht. Es grüßt Euch alle. Euer Gustav.“

„Siehst Du, Mann, daß das Kind sich vor Sehnsucht verzehrt? Da! — Nun hast Du's schwarz auf weiß! Ach mein armer, armer Gusti! — Gusti? — Er traut sich ja nicht einmal mehr, das herzige „Gusti“ zu schreiben. „Gustav“ — wie das kalt klingt und fremd!“

Vater hatte die Karte mit etwas gemischten Gefühlen gelesen. Darüber, daß der Bengel ihn hinter den Dohndrangirte, kam er nicht weg, und diese Zusammenstellung ließ ihm auch die „Bange“ seines Kabetten in einem anderen Lichte erscheinen. Er war den Klagen seiner Gattin gegenüber allmählich etwas hart geworden, und als sie jetzt unter Thränen meinte: „Heringe! Ja, die hat mein Gusti nie getragen können! Nun ist er gestern gewiß hungrig zu Bette gegangen!“ da entgegnete er außergeräuschlich energisch: „Daran wird die kleine verwöhnte Rube auch nicht zu Grunde gehen!“ — So kam der Sonntag heran.

Gegen zwölf konnte Gusti eintreffen, und von zehn Uhr an war schon das ganze Haus in Aufregung. Mutterchen lachte und weinte in einem Athenzuge, und Minna badete und briet in der Küche, als ob sie heute ein Regiment Grenadiere speisen müßte. Gewiß, der junge Herr Kadett, — zu dem sie ja nun auch „Sie“ sagen sollte, — kam ausgehungert heim, da mußte man vorsorgen! Mutterchen wollte freilich davon nichts wissen. Was wird er an Essen und Trinken denken, mein Gusti? Ich sehe ihn schon vor mir, wie er die Arme ausbreitet und mich umfaßt, und wie sein liebes Stimmchen wieder so schmerzlich zittert vor innerer Spannung und Erregung. Er ist so innerlich, der liebe, zarte, kleine Kerl! Der, und bei der ersten Heimkehr ins Elternhaus an Essen denken! Ihr kennt ihn alle nicht! Nur ich verstehe sein reines, süßes Kinder-gemüth, — und ach, wie ich mich bange um ihn!

Endlich klingelt es. Athemlos stürzt alles zur Thür. . . . Da steht er im schmutzen Wassenrod mit den blickblanten Knöpfen, die rothumfahnte Mütze ganz fest auf dem Ohr! „Mein Gusti, mein Junge, mein Lieb! Gott grüß' Dich daheim!“ jubelt Mama ihm unter Thränen entgegen.

Der kleine Kadett aber thut nichts, als daß er den Eltern lachend die Hände hinreicht: „Guten Tag, Mama! Guten Tag, Papa! Bitte, unterschreib' mir gleich meinen Urlaubszettel! — Und, Mama, giebt es heute Mittag auch Flammeri? Ich hatte so furchtbare Sehnsucht darnach!“

Also „Flammeri“ war der Gegenstand seiner „furchtbaren“ Sehnsucht gewesen! —

Seit diesem Urlaubstage hat Mutterchen, Gottlob, aufgehört, sich um ihren Gusti mehr zu bängen, als andere vernünftige Mütter dies gethan hätten.

Aus dem Leserkreise

Abdruck auch im einzelnen unterliegt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Reform-Baumwoll-Unterkleidung. — Infolge des unter „Gesundheits- und Körperpflege“ in der Nr. vom 16. Mai 95 gegebenen Hinweises auf Hygienisches Schuhwerk, wie des Artikels „Häusliche Hygiene“ in der Nr. vom 8. Sept. 85, die sich beide auf die Principien Dr. Lahmann's stützen, sind so viele Zustimmungsschreiben aus dem Leserkreise an uns ergangen, daß wir uns heute veranlaßt sehen, unsere Leserinnen durch Wort und Bild auf die großen Vorzüge der Reform-Baumwoll-Wäsche aufmerksam zu machen, die ihren Ursprung gleichfalls dem bekannten Hygieniker verdankt. Längst war man darüber im Klaren, daß gewebte Leinen- und Baumwoll-Stoffe wegen ihrer mangelhaftesten Durchlässigkeit als gesundheitschädlich zu verwerfen sind, aber es ist nicht leicht, mit alter, Generationen hindurch geheiligter Gewohnheit zu brechen, und fast unmöglich erscheint es der deutschen Frau, Abschied von dem „blüthenweißen Linnen“ zu nehmen. So waren es zunächst hauptsächlich Männer, die zum Theil durch die von Professor Jäger empfohlene Wollkleidung für das Durchlässigkeits-System gewonnen wurden. Die Vortheile dieser Normal-Kleidung sind bekannt, aber auch ihre Unzulänglichkeiten. Die Haut wird durch Woll-Unterkleider stark gereizt und überhitzt und, statt abgehärtet, doppelt Temperatur-empfindlich; die Wollwäsche schrumpft oft schon beim Tragen, allmählich aber in der Wäsche derartig zusammen, daß sie unbrauchbar, also geradezu gesundheitschädlich wird. Nun gelang es, nach einfach physikalischer, nicht chemischer Behandlung des Roh-Productes, ein Baumwoll-Tricot-Gewebe herzustellen, das alle Vorzüge der Wolle ohne einen ihrer Nachteile hat, und das verufen scheint, die endgültige Lösung der Bekleidungsfrage zu bringen. Diese Reform-Baumwoll-Stoffe bleiben unverändert, durchlässig weich, warm und schmiegsam, sie verfilzen sich nicht und zeichnen sich durch größte Dauerhaftigkeit aus. Die Herstellung der von Dr. Lahmann empfohlenen Wäsche geschieht fast ausschließlich auf Strumpf-Strickmaschinen, wodurch der Stoff dehnbar und fast jede Naht vermieden wird. Sämmtliche patentirte Gegenstände werden nur von einer Fabrik in sauberer, aber ziemlich schmuckloser Ausführung hergestellt. Dem Wunsche der an elegante Wäsche gewöhnten Frau, diese fertig gekauften Dinge zierlich mit Stickerei, Häkel- oder Strickarbeit auszustatten, kommen unsere Darstellungen entgegen. Nur das Taghemd entspricht genau dem uns vorliegenden Modell; die einfache Form vervollständigt eine in der Mitte 8 cm breite, gerundete Pöffe in Guipure-Möppelarbeit nebst 5 cm breitem Nermelabschluß. Rann man sich von dem weichen Chiffon- oder Batisthemd einwilligen nicht trennen, so empfiehlt sich darunter das halbblau unterhemd, das in Act der bekannten Corset-Schoner patent geformt und durch das gehäkelte Spitzchen mit Banddurchzug (siehe Abb. 20 der technischen Nummer) hübsch und praktisch verzieren erscheint. Sehr eifrige Anhängerinnen des Luft-Princip's begnügen sich, wenigstens im Sommer, mit diesem Hemdchen an Stelle jedes anderen. Das Beinkleid, das knapp anliegend noch durch angefügte Dreiecktheile vorn wie hinten übergreifend umgelenkt wird, wurde mit der unter Abb. 24 der technischen Nummer naturgroß dargestellten gestrickten Spitze garnirt, die man dem unteren Rande durch Auffassen der gewebten Mädchen anstrickt. Das Nachthemd, in der ganz glatten Form der bekannten Unterjacken, gestattet für Stragen, Nermelränder und Schlüßstreifen zierliche Ausstattung mit Gestickstickerei, wie sie Abb. 18 der technischen Nummer bietet. Besonderen Hinweis verdient das Corset aus ganz grobem, extra gewebtem Ganevas; nur die Stab-Einlagen sind mit Corset-Dressstreifen bedeckt. Unter dem Arm erscheint jede Corset-Hälfte wiederum getheilt und durch sieben, je 2 cm breite Gummibänder verbunden, die der Form des Seitentheiles entsprechen, indem sie nach oben kürzer, über der Hüfte länger eingefügt wurden. 2 cm breite doppelte Dressstreifen, unterbrochen durch ein 10 cm langes Gummiband, dienen als Achselbänder. Freilich gestattet Dr. Lahmann auch dieses Corset nur ungenügend und empfiehlt, besonders für Kinder, junge Mädchen und leidende Frauen, einen Kordgürtel, dem die möglichst zu beschränkenden Unterkleider angeknüpft werden. Bemerkte sei noch, daß ein illustrierter Katalog (siehe Bezugsquellen) über die sämmtlichen für Herren, Damen, wie Kinder vorräthigen Wäsche-Gegenstände, ferner über die Bettwäsche gleichen Systems Auskunft giebt. Die Tricot-Stoffe sind übrigens auch vom Stück zu beziehen, sodas die Herstellung der Wäsche in Form wie Ausstattung ganz nach eigenem Geschmack geschehen kann. D. Red.



Nachthemd. Taghemd. Beinkleid. Unterhemd. Corset.
Reform-Baumwoll-Unterkleidung.

Eine Feindin des Corsets im Namen vieler Damen aus der Großstadt N. — Sie wollen das Corset verbannen und kommen damit vielleicht den Wünschen mancher unserer Leserinnen entgegen; im großen und ganzen aber ist es nicht durchaus zu verachten, da es nur, wenn von allzu eiteln weiblichen und männlichen Erdbewohnern gemißbraucht, der Gesundheit schadet, im anderen Fall aber eher die gute Haltung und folglich die Gesundheit befördert. Auch vom Standpunkt der Aesthetik aus möchten wir uns eher für als wider eine maßvolle Verwendung des Corsets aussprechen; gerade in unserer Zeit, wo die Blase eine so

große Rolle spielt, könnten manche Gestalten dieser Stütze nicht entathen, Saloppheit im Anzug wie in der Haltung würde das Schönheitsgefühl sicher in mehr als einer Beziehung verletzen, und wenn selbst die Griechinnen, trotz ihrer schönen schmiegsamen Gewandungen, sich des Corsets bedienten, wie sollte denn wohl die moderne Frau seiner sich entäußern wollen? Die Empire-Tracht, — Königin Luise, — bedurfte gleichwohl dieses festen Haltens, und gar zur Zeit des Rococo haben wir die schlimmsten Uebertreibungen des Schmürens zu verzeichnen, — einen Fehler, in den die Damen des 19. Jahrhunderts hoffentlich nie verfallen werden. Der „goldene Mittelweg“ war stets die Lösung für alle auf der Bahn zur Vollenbung Wandelnden; wir verlangen nicht die Abschaffung des Corsets, doch dürfen wir hoffen, daß gesunder Menschenverstand einem Mißbrauch entgegenarbeite! G. Sch.

Anonym. — Die Ursache der häufigen Gelbfärbung weißer Haare, auch einzelner Streifen, ist nicht bekannt, auch nicht wie man der Verfärbung vorbeugen oder abhelfen kann. Wir rathen zu einer jebeifalls unschädlichen Entfettung durch Waschen der Streifen mit Seifen- oder Sodawasser, Nachspülen mit reichlichem reinem Wasser, sorgfältigem Trocknen, mit einem feinen Kamm zu schlächten und endlich mit einer 10 bis 20% Lösung von Wasserstoff-Peroxyd waschen und offen trocknen zu lassen. Dr. D.

D. S. — Ob die Gyllag-Pomade in Deutschland verboten ist, läßt sich nicht beantworten, da es kein amtliches Verzeichniß verbotener Schönheitsmittel giebt. Daß nicht jeder, die diese Pomade gebraucht, Haare wachsen, wie das Bild zeigt, darf als sicher angenommen werden. Dr. D.

Esra, Arma, u. a. — Nicht verfarbte Gesichtshaut in der Gesichtshaut entstehen aus Talgdrüsen mit verstopfem Ausführungsgänge. Kleine werden durch Reiben der (besinfectirten) Oberhaut und Ausdrücken, größere, von einer ziemlich festen Haut umgebene durch Ausschälen entfernt. Schmerzen macht die kleine Operation kaum, richtig ausgeführt auch keine Narben. — Das von Ihnen genannte Haar-Färbemittel ist uns nicht bekannt. Ruffschalen-Extract (braun) ist unschädlich. Dr. D.

Beschäftigung der Jugend.

Kinder als Blumenfreunde. — In neuerer Zeit hat man angefangen, das erziehlche Moment, welches in der Pflege der Blumen liegt, praktisch zu verwerthen, indem man im Frühjahr an Schulkinder Blumen vertheilt, die im Herbst öffentlich ausgestellt werden. Die Besitzer der bestgepflegten Exemplare erhalten dann Preise im Werthe von 50 Pf. bis 3 Mk. Der Gartenbau-Verein zu Steglitz vertheilte zuerst in der dortigen Gemeindefchule des Herrn Rector Jarth im Frühjahr 1891 an 150 Kinder je zwei Pflanzen. Die Schüler wurden aus den drei oberen Klassen der Anaben-, sowie Mädchenschule durch das Los bestimmt. Ende September stellten die Kinder die Pflanzen aus, und es konnten 58 Preise im Werthe von 60 Mk. gegeben werden. Nur neun

der vertheilten Pflanzen waren nicht ausgestellt worden. Jahr für Jahr hat nun die Vertheilung von Pflanzen stattgefunden, und auch im letzten Jahre wurden ebenfalls 150 Anaben und 150 Mädchen mit je einer Pflanze erfreut. Bei der Vertheilung erhielten die Kinder Anweisung, wie die Pflanze zu behandeln sei. Ein Vorrath Blumenerde, der auf das Schut-Grundstück gebracht wurde, blieb den Kindern zur Benutzung überlassen. Es wurden dann im Herbst 37 Mädchen und 30 Anaben mit Prämien bedacht. Die Arten der Pflanzen wechseln auch in den verschiedenen Jahren. In dem verfloffenen hatten die Mädchen Fuchsen, die Anaben Begonien erhalten. — Es ist interessant zu beobachten,

wie bei den Kindern von Jahr zu Jahr die Liebe zu den Blumen und die Sorgfalt in deren Pflege zunimmt, und wie dadurch die Kinder zu Ordnung, Aufmerksamkeit und zielbewußtem Handeln angeleitet werden. Elisabeth S.-r.

Geselligkeit.

Damentasse mit Vierklee-Gebäd. — Gute Freundinnen zum Kaffe zu laden, ist eine alte gute Sitte, und besonders an kleinen Orten wird der moderne Fünf-Uhr-Thee noch lange zu warten haben, ehe er sich einbürgert. Wir, d. h. die Frau des Predigers, Doctors, Apothekers und noch eine Reihe älterer verheiratheter und unverheiratheter Damen, Freundinnen und zum Theil Gespielinnen in früherer Jugend, lieben es, beim Täßchen guten Kaffees zu plaudern, die veränderten Sitten und Anschauungen zu beleuchten und dazwischen auch ein bißchen von Kunst und Literatur zu schwärmen; alles das geht prächtig bei Kaffee und Kuchen, und wir verfallen dabei, — zur Ehre unseres Städtchens sei's besonders hervorgehoben, — nie in den Fehler des „Katschens“. Vielleicht kommt's daher, daß kaum Ursache dafür vorhanden, vielleicht auch daher, daß wir nicht böartig genug dazu sind, am meisten aber geblüht das Verdienst wohl den „Erfinderinnen“ unter uns, d. h. denen, die durch allerlei selbst-



Gebäd in Vierklee-Form.

erachtete Scherze dafür sorgen, daß unser „Damentasse“ nicht einseitig und langweilig wird, sondern daß auf eine oder die andere Art eine „frische Strömung“ die Stagnation verhindert. Diesmal war das Originelle an unserem Kaffee eine Fülle von Gebäd in Vierklee-Form, so zierlich und hübsch, daß wir alle einstimmig beschloßen, unseren Schwestern durch den „Leserkreis“ dieser Blätter mit einem freundlichen Gruß die Anregung zur Ausrichtung eines ähnlichen „Scherztasses“ und die Recepte zum Gebäd zu geben. Unser Kaffeezeitung zeigte diesmal, zum Erkennen der Gäste, statt der sonst üblichen Blumenfülle zierliche Blumentöpfchen mit Vierklee (oxalis oculosenta), der im Leserkreise vom 9. Juni 1895 als „Glückskele“ bezeichnet wurde. Kleine Vierklee-Servietten, aus weißem Seidenpapier geschnitten, lagen neben den Tassen; in der Mitte der Tafel prangte ein großes Vierklee mit „Herzlich Willkommen“, große und kleine, farbige und weiße, glatte und gemusterte Vierklee-Kuchen aus Mürbeteig, mit und ohne Glasur, mit und ohne Auflagen aus Gelée und farbigen Früchten, bildeten das Kaffee-Gebäd. Auch die später folgenden süßen Speisen waren mit Vierklee in Saifers-Masse garnirt, dazu Macronen, gleichfalls in Vierklee-Form. Die Mühe der Herstellung für all die Herrlichkeit schien uns Gästen fast zu groß um solch einfachen Damentasses willen, aber unsere Wirthin versicherte: „Wer so viele Nichten hat, wie ich, und noch dazu junge Nichten, denen Kochen und Baden noch eitel Fremd' und Herrlichkeit ist, der darf sich einmal im Jahre solch Scherzchen wohl erlauben“, und in der That, reizend war der Vierklee-Kaffee, das netteste aber daran, daß auch die jungen Mädchen alle theil nahmen und uns Alten durch fröhlichen Jugendübermuth fast ganz der weißen Haare in unseren Scheiteln vergessen ließen!

Einen Mürbe- oder Speculations-Teig rollt man in bekannter Weise aus und schneidet nach den aufgelegten Carton-Figuren die Kleeblätter, glastirt diese nach dem Baden und verzieht sie entweder mit ganz kleinen Kleeblättern in bunter Glasur oder mit Inschriften „Viel Glück“, „Geduld“ etc., oder man bestreut sie nach vorgezeichneten und mit feuchter Glasur bestrichenen Figuren mit buntem Streuzucker. Nachdem die Buchstaben mit Bleistift in römischer Schrift vorgezogen, füllt man sie mit gelochter, warmer Chocoladen-Glasur aus. Aber nicht etwa mit der Feder, sondern mit dem Kopf einer feinen Stopfnadel wird die etwas zähe Glasur in den Buchstaben hin und hergezogen; manchmal geht es auch mit dem Rücken einer Stahlfeder, solange die Glasur noch recht flüssig ist. Falls sie ganz kalt und dick wird, muß sie wieder erwärmt, nöthigenfalls ein Theelöffel Wasser zugefetzt und mit diesem dann nochmals aufgelockt werden. Die Schrift muß einige Stunden lang in warmer Zimmerluft trocknen. Auf diese Weise lassen sich auch längliche Schmittchen, runde oder ovale Plätzchen, sowie andere Backwerke aus Biskuit- oder Blätterteig, kleine Sand-

lörtchen, Anisplätzchen etc. verzieren. Einen großen Kuchen bestreicht man zuerst glatt mit Eiweiß-Glasur und läßt diese ein wenig in der Röhre trocknen. Dann theilt man die Oberfläche (mit dem Messer eingericht) in 16 Felder, zeichnet in jedes nach aufgelegter Carton-Figur ein Kleeblatt, in die Mitte ein größeres, markirt die sternartige Verzierung und kleben Streifen ebenso und umgiebt letztere, sowie sämmtliche Kleeblätter mit einem schmalen Rand aus ganz feiner Eiweiß-Glasur. Nun spritzt man die sternartige und äußere Randverzierung hin und läßt dies alles 2 bis 3 Minuten in großer Backofen-Hitze trocknen; die Spigen der Verzierung bekommen dadurch ein wenig gelbliche Färbung

und die Glasur bleibt innen weich. Beim Erkalten fällt man die umrandeten Figuren mit dunkelrothem Johannis- oder Himbeer-Gelée aus oder belegt sie mit blätterförmig geschnittenem Citronat, Quittenläse oder eingemachten Äpfeln. Kleines Backwerk läßt sich auf diese Art ebenfalls verzieren, namentlich schmeckt Blätter- und Bisquit-Teig in dieser Zusammenstellung sehr gut.



Wandbrett mit Brandmalerei.

M. G. in D.
Ausgezeichnete mürbe Sandtuchen. — Rühre 150 g Butter, 3 Eidotter, 4 Eßlöffel Zucker, einen halben Kaffeelöffel voll Zimmt, nebst 125 g Mehl zu einem glatten Teig, rolle davon in der mit Mehl bestäubten Hand kleine Kuchen, drücke sie mit dem Mangelholz flach und backe sie schnell, aber mit Vorsicht, in heißem Ofen goldgelb.

Ph. Fr.

Häusliche Kunst.

Wandbrett mit Brandmalerei. — Brennstift und Pinsel übernehmen auch an diesem hübschen Zimmerschmuck die Ausführung der Blumen-Arbeiten, deren kräftige Brennstift-Contouren sich mit bunter leuchtender Farben-Ausfüllung von dem gelblichen Holze des Wandbrettes abheben; ein leichter Lacküberzug schützt die Malerei. Drei Plüsch-bezogene und mit kleinen Ziernägeln umrandete Bretchen Blumenwäse, Bücher Rippes, denen man Platz anweist. Das Wandbrett kann in beliebiger Größe vom Tischler angefertigt werden.

M. S. P.

Fürs Haus.

Corona-Bringer. — Der Apparate für die Wäschebehandlung giebt es bereits eine große Anzahl; bei jeder neuen Erscheinung auf diesem Gebiete hat man also in erster Reihe zu fragen: Ist sie praktischer, bewährt sie sich andauernder als das alte erprobte Gerät? Mir scheint, als ob der Corona-Bringer, der, wie jede andere Bringmaschine, am Waschtisch angeschraubt wird, vor allem die Wäsche weniger angreift, als meine alte Bringmaschine. Die Walzen sind nicht beide mit Gummi belegt, sondern die untere ist ohne jeden Gummiüberzug, aus nickelplattirtem, nicht rostendem Metall hergestellt, und die Gummelirung derselben bewirkt entschieden unter dem Druck der sehr elastischen, mit absolut reinem Gummi bezogenen Uterwalze einen energischeren Transport der von beiden Walzen einmal gefassten Wäsche, als meine frühere Bringmaschine. Bei deren Gebrauch passierte es öfter, daß die Wäsche vor den Walzen festsaß; bei energischem Weiterdrehen, — wie es unachtsame Mägde oft üben, — kam es wohl vor, daß ein oder das andere Stück Wäsche, besonders die Gardinen, nicht ohne Schaden davon kamen. Nun ist die Regulierung des Druckes an diesem Corona-Bringer aber derart, daß ersterer nur in volle Wirksamkeit tritt, wenn sich Wäsche zwischen den Walzen befindet, letztere im Ruhezustande aber fast völlig entlastet sind. Noch bleibt der Vorzug zu erwähnen, daß weder Schrauben noch Stellen an der Maschine nötig ist, und daß sämtliche Eifenstücke einschließlich der Arbeitswelle durch starke Verzinkung gegen Rost geschützt sind.



Corona-Bringer.

sie bequem auf dem Fensterbrett aufgestellt werden können.

Die zierlichsten der Blütenpflanzen entfielen in diesem Winter nur eine Vertreterin auf den Blumenmarkt, ein Heidekraut, *Erica gracilis* genannt, dessen unzählige winzige Blumen gleich rothen Tröpfchen zwischen dem feinen nadelartigen Laub hervortreten. Gleich seinen näheren und ferneren Verwandten gehört dieses Heidekraut zu äußerst beliebten, aber leider auch zu den allerschlechtesten Zimmerpflanzen. Dauert die Vorliebe für niedliche Blumen an, so bringt uns vielleicht schon der kommende Febr. die wunderbaren Blüten der neuholländischen Flora, die vor Jahrzehnten einmal bevorzugte Modestimmen gewesen sind, dann aber vollständig durch stattlichere, indessen auch steifere und weniger anmutig verdrängt wurden.

Max Hessdörffer.

Die japanische Goldband-Lilie.

Lilium auratum, eignet sich wegen ihrer großen Anfruchtbarkeit auch zur Kultur für das Blumenfenster; im Garten aber giebt es kaum etwas Schöneres, als diese dankbare Blüherin mit ihren großen weißen, schön gezeichneten, duftenden Blumen, von denen eine starke Pflanze oft mehr als zwanzig hervorbringt. Man pflanzt die Zwiebeln von Anfang März bis Ende April. Etwa 20 cm weite Töpfe füllt man zur Hälfte mit einer Mischung von guter Laub- oder Tüngerde, altem Lehm und Flußsand, drückt die Erde mit der Hand etwas fest, setzt die Lilienzwiebel in die Mitte und füllt rings um dieselbe so viel von der Erdmischung auf, daß die Zwiebel mit der Oberflache der Erde abschneidet. Gegoßen braucht die eingesezte Zwiebel vorläufig nicht zu werden, hingegen ist es gut, wenn man die Töpfe zum Schutze gegen das Austrocknen der Erde in den Garten bringt, und sie bis an den Rand in den Boden setzt. Sie bleiben dort so lange, bis sich aus der Zwiebel der junge Trieb zu entwickeln beginnt. Wenn kein Garten zur Verfügung steht, so können die Töpfe auch vorläufig im



Japanische Goldband-Lilie.

Verlag: Franz Vipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Vogemann, Wien. — Druck: Doffe & Becker, Leipzig.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Zierliche Zimmerpflanzen. — Viele Jahre hindurch fanden Pflanzen mit zierlichen Blättern und kleinen Blüten kaum irgendwelche Beachtung; mit dem Einzuge des Winters, der eigentlich Saison der Luxus-Blumen, prangten nur stolze Blatt- und Blütenpflanzen in den Schaufenstern der großstädtischen Blumenhandlungen. Jedenfalls wieder angeregt durch die leichten *Medeola*-Ranken (siehe die Nr. vom 1. Januar 1894), jene eleganten Vertreter der Pflanzenwelt, die seit drei Jahren bei Tafel-Decorationen eine hervorragende Rolle spielen, macht sich jedoch in diesem Jahre eine auffällige Vorliebe für zierliche Blattgewächse und ganz bescheidene Blüher bemerkbar. Der Gärtner zieht *Medeola* an 3 bis 4 Meter langen Seidenwäben, die sich in einem Sommer dicht mit ihrem zierlichen Grün umweben. Mit nadelartig feinem Blattwerk sind auch die randenden afrikanischen Zierspargel-Arten ausgestattet, die ihre Triebe gleichfalls zu Tafel-Decorationen opfern müssen, sich aber von der *Medeola*, mit der sie nahe verwandt sind, dadurch vortheilhaft auszeichnen, daß sie zu den besten Zimmergewächsen gehören. Schon die botanischen Namen der schönsten Zierspargel-Arten, *Asparagus plumosus*, *plumosus nanus* und *tenuissimus*, deuten auf größte Eleganz hin.

Eine immer gern gesehene Erscheinung des Pflanzenmarktes ist gegenwärtig auch die zierlichste aller Palmenarten, eine *Cocospalme* von meist nur 50-60 cm Höhe und ausgestattet mit den denkbar graziösesten Fiederblättern, — *Cocos Waddoliana* ist der wissenschaftliche Name dieser in nicht zu warmem Zimmer sehr widerstandsfähigen Palmenart.

Der Vorliebe für das Zierliche haben es auch kleine Nadelhölzer zu verdanken, daß man sie der Ehre würdigt, im Zimmer gepflegt zu werden. In Berlin trifft man sie jetzt überall in den Schaufenstern der Blumenhandlungen, und sie werden den als „Zimmertannen“ empfohlen. In Wirklichkeit sind diese Gewächse aber nicht Tannen, sondern kleine Wachholder-Sämlinge, und erst mit fortschreitendem Wachstum treiben sie ihre charakteristischen, leider nur gar zu spigen Nadeln. Immerhin ist der in kleinem Topfe stehende Wachholder gerade für die Winterkultur als gute Pflanze zur dauernden Ausschmückung der Doppelfenster sehr zu empfehlen, denn der derbste Frost kann ihm nichts anhaben. Die schönsten Nadelhölzer für Zimmerkultur sind die *Arancarien* oder *Andentannen*, die sich durch etagenförmigen Wuchs auszeichnen und in kühlem Zimmer sehr gut ausdauern. Während früher nur eine Art, die hohe *Andentanne* (*Arancaria excelsa*), den Markt beherrschte, treten jetzt hier und da sehr zierliche andere Arten auf, von denen man in kleineren Exemplaren, je nach ihrer Seltenheit, mit 40 bis 60 Mark das Stück bezahlt.

Auch stachelige Gewächse, Miniatur-Cacteen in kleinsten Töpfchen aus rothem Thon, bilden in der gegenwärtigen Saison einen beliebten Handels-Artikel und werden hier und da sogar in winzigen Treibhäusern stehend verkauft, die oft so klein sind, daß sie bequem auf dem Fensterbrett aufgestellt werden können.

Die zierlichsten der Blütenpflanzen entfielen in diesem Winter nur eine Vertreterin auf den Blumenmarkt, ein Heidekraut, *Erica gracilis* genannt, dessen unzählige winzige Blumen gleich rothen Tröpfchen zwischen dem feinen nadelartigen Laub hervortreten. Gleich seinen näheren und ferneren Verwandten gehört dieses Heidekraut zu äußerst beliebten, aber leider auch zu den allerschlechtesten Zimmerpflanzen. Dauert die Vorliebe für niedliche Blumen an, so bringt uns vielleicht schon der kommende Febr. die wunderbaren Blüten der neuholländischen Flora, die vor Jahrzehnten einmal bevorzugte Modestimmen gewesen sind, dann aber vollständig durch stattlichere, indessen auch steifere und weniger anmutig verdrängt wurden.

Max Hessdörffer.

Die japanische Goldband-Lilie.

Lilium auratum, eignet sich wegen ihrer großen Anfruchtbarkeit auch zur Kultur für das Blumenfenster; im Garten aber giebt es kaum etwas Schöneres, als diese dankbare Blüherin mit ihren großen weißen, schön gezeichneten, duftenden Blumen, von denen eine starke Pflanze oft mehr als zwanzig hervorbringt. Man pflanzt die Zwiebeln von Anfang März bis Ende April. Etwa 20 cm weite Töpfe füllt man zur Hälfte mit einer Mischung von guter Laub- oder Tüngerde, altem Lehm und Flußsand, drückt die Erde mit der Hand etwas fest, setzt die Lilienzwiebel in die Mitte und füllt rings um dieselbe so viel von der Erdmischung auf, daß die Zwiebel mit der Oberflache der Erde abschneidet. Gegoßen braucht die eingesezte Zwiebel vorläufig nicht zu werden, hingegen ist es gut, wenn man die Töpfe zum Schutze gegen das Austrocknen der Erde in den Garten bringt, und sie bis an den Rand in den Boden setzt. Sie bleiben dort so lange, bis sich aus der Zwiebel der junge Trieb zu entwickeln beginnt. Wenn kein Garten zur Verfügung steht, so können die Töpfe auch vorläufig im

Keller oder einem anderen kühlen Raum untergebracht werden. Zeigt der junge Trieb, daß die Zwiebeln Wurzeln gefaßt haben, so werden die beim Pflanzen nur halbgefüllten Töpfe nach und nach mit kräftiger Düngererde gefüllt, um den aus dem unteren Theile des Stengels hervordringenden Wurzeln möglichst viel Nahrung zuzuführen. Während des Wachstums darf nun die Erde in den Töpfen nie ganz austrocknen, da andernfalls das Gedeihen der Pflanze in Frage gestellt ist. Beim späteren Auspflanzen der Zwiebel, die übrigens unseren Winter ganz gut im Freien aushält, setze man sie reichlich tief in den Boden und bedecke sie im Herbst zum Schutze gegen die Kälte mit Laub. F. Joithe.

Allgemeines.

Scheinwerfer „Helios“. — Nichts ist lästiger und bei dem ohnehin angreifenden Rotenlefen beim Klavierpiel schädlicher fürs Auge, als giebt es zwar rechts und angebracht Scheinwerfer auf das eine große richtung ist allzu praktischen Lampen das voll Verdes Obmal das Klavier.



Scheinwerfer „Helios“.

setzt und zugleich als Lichtschirm dient. Ich freue mich, auch meine Mitleserinnen an dieser Stelle darauf aufmerksam machen zu dürfen. Der „Helios“ besteht aus einem 16 zu 21 cm großen Spiegel, der auf der Rückseite mit weißlackirtem Blech gedeckt ist. Zwei rechts und links angeordnete, nach Form der Lampenkappe bezogene, 12 cm lange Messingdrähte halten Spiralen, an deren einer wiederum ein Kettenchen befestigt ist, das sich mittels Federn dem der anderen Spirale angefügten Dese einfügt. Beim Befestigen des Scheinwerfers stellt man zunächst das Kettenchen auf die Länge der Kuppel, hält diese mit der Linken und zieht mit der rechten Hand den „Helios“ bis auf den die Kuppel tragenden, auf drei Messingstäben ruhenden Messingrand herunter, bis der Apparat, bei etwas gespannten Spiralfedern, die Stellung wie auf der Abbildung hat. Am unteren Rande des „Helios“ kann als Verlängerung des Lichtschirmes eine Franze, Gaze oder Seidenpapier angebracht werden, auch eignet sich die Rückseite des Scheinwerfers sehr gut zur Verzierung durch Malerei u. s. w.

Rufit-Viehhaberin.

Der Bauer'sche Kamm-Bremms-Apparat für Rettung aus Feuersgefahr. — Angesichts der vielfachen Unglücksfälle bei Bränden erscheint es im Interesse aller, auf diesen Apparat hinzuweisen. Leichte Befestigung, rasche Handhabung, absolute Sicherheit und vielseitige Verwendbarkeit sind die Vorzüge, deren er sich vor anderen Selbstrettern rühmen darf, und praktische Veruche mit denselben haben zu glänzenden Ergebnissen geführt. Der Bremms-Apparat, in Form eines sehr starken Kamms aus Metall, über dessen fünf Zinken sich nach Einstechen der an beiden Enden mit Ring oder Carabiner versehenen Rettungsleine ein ebenso kräftiger Verchlusshügel legt, regulirt das langsame oder schnelle Herablassen der mittelst Ledergürtel und Keil-Schleife an der Rettungsleine befestigten Person. Die Construction des Apparates ermöglicht es, in 2 bis 3 Minuten 6 bis 8 Personen ohne jegliche Gefahr der Ueberlastung retten zu können, da die Leinen auf 700 bis 900 kg Tragfähigkeit geprüft sind. Die Erfinderin, Frau L. Bauer, Frankfurt a. M., versendet bereitwillig Prospekte; die Ausführung und den Vertrieb hat die Feuerweh-Akquisition-Fabrik H. Müller & Co., Offenbach a. M., übernommen. D. Red.

Mize B. — Auf Seite 31 vom 15. Januar wurde irthümlich die Firma Böttcher & Weigand angegeben; es ist Herr & Wegner, Berlin C, Stralauerstr. 39, gemeint. D. Red.

Krankenheim. — Wo findet eine leidende Dame, 39 Jahre alt, Beamtentochter, die nur über sehr bescheidene Mittel zu verfügen hat, ein angenehmes Heim? Ein einfaches Zimmer mit Bedienung und Verpflegung, sowie das Besorgen der Wäsche wird beansprucht. Darmstadt wäre bevorzugt. Wie hoch würden sich die jährlichen Kosten belaufen? Eine Abonnentin in der Pfalz.

A. S. G. — Ein unsauber gewordener Gummistrumpf wird mit kaltem Wasser und Seife gewaschen und nachgepült, zwischen weißen Tüchern ausgewrungen und im Schatten getrocknet. A. G.
Frau Oberst V. in V. — Die auf verschiedenen Ausstellungen mit goldenen und silbernen Medaillen ausgezeichnete Universal-Metall-Putzpomade von Alalbert Vogt & Co., Berlin-Friedrichsberg, erweist sich als höchst brauchbar, besonders da sie als säurefrei empfohlen wird und daher das Metall schnell blank polirt, ohne es anzugreifen. D. Red.

Verzugsquellen: Reform-Baumwoll-Kleidung: Max Kühl, SW, Jerusalemstr. 59. — Wandbrett mit Brandmalerei: J. A. Becht, Konstanz i. B. — Corona-Bringer: Paul Knopp, SW, Beuthstr. 16. — Japanische Goldband-Lilien-Zwiebel: Rewes, Meyer Nachf., Samenhandlung, Gr. Frankfurterstr. 124. — Scheinwerfer „Helios“: H. G. Engel, Minden in Westfalen.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Verkekreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kanthstr. 111.

Hausthiere.

Frau Baronin Voitz, Schloß Boscan bei Sedlcan. — Hinweise über Hühnerzucht finden Sie im Verkekreise vom 1. Jan. 1895, über Bezug von Hühnern im Verkekreise vom 1. Juni 1895 unter „Stubenvögel und Hausthiere“. D. Red.

Nachdruck verboten.

Im Schatten.

Novelle von Annie Bod in Berlin.

(Schluß.)

Nun, und Du magst ihn nicht?" scherzte meine Großmutter, indem sie meinen Kopf mit beiden Händen emporhob, um mir in die Augen zu sehen. — Ach, ob ich ihn liebte!

Von diesem Tage an trug ich meinen Kopf noch einmal so hoch als zuvor. Ich kam mir gehoben vor durch seine Liebe. Es ist wirklich wahr: die Liebe eines guten Mannes adelt eine Frau in aller Augen, namentlich aber in ihren eigenen! Das erste, was mein Hochgefühl ein klein wenig dämpfte, war ein Gespräch zwischen der Köchin und dem Hausmädchen, das ich durch Zufall anhörte.

"Das hätte ich doch nicht geglaubt, daß unser Fräulein Theresie einen so hübschen Mann kriegte," sagte die eine.

"Na," meinte die andere, "am Ende war es ihr Glück, daß Fräulein Dora nicht zu Hause war, sonst hätte der junge Herr sich doch sicher in die verliebt!"

Diese Worte brachten mich ein wenig zum Bewußtsein meiner Unbedeutendheit zurück, und ich konnte nicht umhin, einmal mit Kuno davon zu sprechen.

"Nicht wahr, Kuno," sagte ich, "es ist schade, daß ich nicht schöner bin?" Er sah mich ganz erstaunt an. "Warum denn, Kind?" "Warum?" Ich wußte es selber kaum zu sagen. Vermochte er mich denn inniger zu lieben, selbst wenn ich schöner gewesen wäre?

"Nun," antwortete ich heiter, "es ist wahr, wir können ja auch nicht alle schön sein! Und wenn man eine so schöne Schwester hat, wie ich, so muß man sich's damit genügen lassen, nicht?"

"Ist Dora denn wirklich so schön?" fragte er. "Sie muß doch noch ein halbes Kind sein!"

"Ach nein!" — entgegnete ich, "ich nenne sie zwar stets mein Kind, aber vergiß nicht, daß sie nur drei Jahre jünger als ich und fast siebzehn Jahre alt ist. Komm, ich muß Dir ihr neuestes Bild zeigen!" Und ich legte ihm sämtliche Photographien Dora's vor, die ich besaß, fast mit dem gleichen Stolz, als wäre sie wirklich mein Kind, und er bewunderte sie gebührend, aber meiner mütterlichen Eitelkeit immer noch nicht enthusiastisch genug. "Warte nur!" sagte ich, "in drei Tagen ist sie hier, dann wirst Du sie sehen, und ich bin überzeugt, daß Du noch nie ein schöneres Mädchen geschaut hast! Bewundere sie nur nicht gar zu sehr," fügte ich scherzend hinzu. Ich konnte jetzt wirklich darüber scherzen, — über dieselbe Sache, die mich in meiner Kindheit zahllose Thränen gekostet hatte!

Zah war ja jetzt so zufrieden, so glücklich! Er liebte mich! Was konnte ich noch mehr verlangen? Ihm war ich schön genug! Was kümmerte mich dann die ganze übrige Welt? — Welch herrliche Pläne für unser zukünftiges Leben entwarfen wir, wenn wir Arm in Arm die schattigen Laubgänge des Parks durchstreifen, auf dem kleinen See ruderten oder die ersten Waldblumen pflückten! — Der trübste Moment in meinem glücklichen jungen Brautstande war Dora's subelnder Glückwunschbrief gewesen. Sie wußte sich gar nicht zu fassen vor Freude und Verwunderung! In einem Athem nannte sie mich das vergauberte Dornröschen, das Prinz Kuno aus dem Schlafe geküßt hatte, oder die im Schlafe belagene Brünhilde, von Siegfried, dem Helden, wach geküßt, während sie ahnungslos auf ihrem Felsen schlummerte. Und dann machte sie noch mehr solche bilderreiche Vergleiche; sie freute sich kindlich darauf, einen Schwager zu bekommen, und daß es gerade der „große, alte Kuno“ sei, wäre gar zu reizend, — er, der immer schon ihr großer Bruder gewesen! Auch Kuno freute sich darauf, das nun erwachsene Mädchen kennen zu lernen; sie war erst zehn Jahre gewesen, als er uns verließ, und in seinem Gedächtnisse lebte nur das Kind Dora.

Endlich war der Tag da, der sie zu uns brachte. O, wie freute ich mich darauf! Wie ungestüm klopfte mein Herz, als ich auf der Freitreppe vor dem Hause stand und an Kuno's Seite der Ankunft der geliebten kleinen Schwester entgegen sah. Wie reich kam ich mir vor! Solch ein Selbster, eine solche Schwester! Noch wenige Tage, und auch Papa würde zu Hause eintreffen. Ich bezweifle, daß es auf dem ganzen Erdball ein Mädchen gab, das glücklicher war als ich, die unshöne Theresie, in diesen Tagen!

Da, eine mächtige Staubwolke, — ein Geräusch und Getöse von Rädern auf der Chaussee, dann ein Knirschen auf dem Kieswege des Parks, und schon kam auch der Wagen in Sicht. Mit einem Ruck ließ Franz, der alte Kutscher, die beiden Brauen um das Blumen-Rondel vor dem Hause herum schwenken, — der Wagen hielt, und Dora sprang heraus und hüpfte sich jubelnd in meine Arme.

Sie achtete nicht Kuno's, nicht der Großmutter. „Alte, liebe Nesti," rief sie halb lachend, halb weinend, "was machst Du für Geschichten! Kaum hat Dein Kind den Rücken gewendet, da läßt Du auch schon mir nichts, Dir nichts die Ritter in Dein Schloss einziehen! Glück, tausendfaches Glück wünsche ich Dir!" — Und ich hielt sie fest in meinen Armen, glücklich, sie nach so langer Zeit wiederzubablen. Ueber ein halbes Jahr hatten wir einander nicht gesehen.

"Laß Dich doch ansehen, Liebling!" sagte ich und hielt sie mit beiden Händen von mir ab, um sie besser betrachten zu können, "und hier ist Kuno! Kennst Du ihn nicht mehr? Er wartet darauf, Dich zu begrüßen!" Und voll Zuversicht blickte ich nach Kuno hinüber, mich im voraus schon freudig auf den Eindruck, den die reizende Erscheinung auf ihn machen würde. Damit konnte ich nun allerdings zufrieden sein. Wie geblendet stand er einen Augenblick da und starrte sie an, — dann trat er vor, und unwillkürlich sich angezogen dieser sieghaften Schönheit tief verneigend, bot er ihr die Hand und sagte: „Willkommen daheim, schöne Schwägerin!"

Dora lachte, daß man ihre schelmischen Grübchen sah und sagte: „Auch ich heiße Sie willkommen! Ich freue mich unendlich

darauf, einen Schwager zu haben, und doppelt, weil es mein alter Freund und Spielgefährte ist! Wollen Sie mein Bruder sein für alle Zeit?"

Und sie reichte ihm die kleine Hand hin, von der sie, während sie sprach, den Handschuh abgestreift hatte; er ergriff sie mit seinen beiden Händen und sagte: „Ob ich will? Mit tausend Freuden, wenn Sie es gestatten!" Sie blickte bei diesen Worten zu ihm auf, und einen Moment standen sie so da, Auge in Auge; dann entzog Dora ihm ihre Hand, ich aber rief lachend aus: „Das ‚Sie‘ aber verbitte ich mir! Wo bleibt das geschwisterliche ‚Du‘? Zum Bestiegeln der neuen Brüderschaft gebt Euch gleich einen Kuß!"

Sie gehorchten schweigend. Dora reichte Kuno ihre Wange hin, die dieser flüchtig mit den Lippen berührte. Wir erschienen der Kuß für einen geschwisterlichen ein wenig kühl, aber ich jagte nichts und gab mich zufrieden. Dora umarmte die Großmutter und lief dann ins Haus hinein. „Nun, habe ich Dir zu viel gesagt?" flüsterte ich Kuno rasch zu, "ist sie nicht geradezu entzündet?" „In der That, ein reizendes Mädchen!" sagte er. „Diese kleine Dora! Sie hat sich wundervoll entwickelt!" Nun war meine mütterliche Eitelkeit befriedigt, und ich folgte rasch Dora, die ich schon oben in ihrem Zimmer fand, athemlos, mit glühenden Wangen in einem Sessel liegend. Unverändert liebevoll und zärtlich war sie zu mir, nur viel schweigsamer, als sonst, und drängte mich förmlich, sie allein zu lassen und zu meinem Bräutigam hinterzugehen. „Liebchen! Ihn habe ich ja alle Tage," rief ich übermüthig, "und Dich nicht! Und ich habe Dich so lange entbehren müssen!"

Ich war so glücklich, daß ich mir schon gestatten durfte, übermüthig zu sein, vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben. Wenige Tage später kam Papa an, und nun war mein Glück vollkommen. Die Hochzeit wurde in allem Ernste besprochen, und aller Wünsche stimmten darin überein, sie so bald wie möglich zu feiern. Kuno und ich wünschten ja natürlich nichts fehnlicher, als baldmöglichst vereint zu sein, und Papa hatte schon wieder eine größere Reise nach Kleinasien im Sinne, die er im Frühherbst antreten wollte. Die reinste Harmonie herrschte in unserem Kreise. Wie ein Donnererschlag traf es mich daher, als Dora plötzlich erklärte, wieder nach der Stadt zurück zu kehren. Sie wollte ihre Gesangs-Studien nicht auf so lange Zeit unterbrechen, auch kamen täglich Briefe von Tante Clara, die darüber jammerte und klagte, daß ihr Liebling so lange fortbliebe — u. s. w.

„Zu Eurer Hochzeit komme ich natürlich wieder, Nesti!" sagte Dora, mich umschlingend.

„Das möchte ich mir auch aussprechen!" entgegnete ich halb scherzend, halb traurig, "sonst ging es auch nicht. Wie sollte ich einen so wichtigen Schritt thun, ohne daß mein Liebling da wäre, um mir Glück zu wünschen?"

Dora war ein wenig bleich, anstatt hier draußen in der gesunden Landluft aufzuleben, schien sie matt und trübe zu werden. Ich glaubte schon, daß sie am Ende Heimweh nach irgend jemand in der Stadt hätte. Sie war zwar noch sehr jung, aber dafür doch nicht mehr zu jung! Ich versuchte, sie sanft auszuforschen. „Nicht wahr, mein Kind, ich würde es doch erfahren, wenn Dein Herz schon gesprochen hätte? Mich würdest Du doch ins Vertrauen ziehen?"

„Ja, Nesti!" sagte sie einfach und blickte mich mit ihren wunderbaren Augen so eigenthümlich, halb sinnend, halb traurig an.

„Es ist nichts, wirklich nichts! Nach Dir nur gar keine Gedanken, liebe Schwester!" fügte sie rasch hinzu. „Aber ich möchte zurück zur Tante. Ich habe mich nun seit Monaten an ein bewegteres Leben gewöhnt, als das untrübe hier ist, und Du hast ja auch jetzt voll zur Verfügung, sodas Dir gar keine Zeit bleiben wird, um mich zu vermissen. Acht Tage vor der Hochzeit bin ich wieder hier."

Und da half kein Widerspruch. Was Dora sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, mußte geschehen. War ihr denn auch je im Leben ein Wunsch versagt worden? Papa selbst begleitete sie nach der Residenz zurück und brachte von dort allerlei Ueberraschungen mit zu unserer Hochzeit.

Dora hatte recht; ich hatte in der That voll zur Verfügung. Freilich, vermissen that ich sie ja immer, aber die Tage verflohen so rasch, jagten einander förmlich vorbei. Die Hochzeit stand nun schon so nahe bevor! Nur noch vier Wochen, und ich war Kuno's Frau! O, welche Seligkeit erfüllte mich, wenn ich daran dachte! Aus der Residenz kamen Kisten und Kisten mit Kleibern, Hüten, Mänteln und allem möglichen Schönen. Das mußte alles probirt, besesehen und bewundert werden, was viel Zeit in Anspruch nahm. Jede Minute, die ich fern von Kuno verbrachte, schien mir verloren. Er hatte auch viel zu thun. Einen ganzen Flügel seines großen Hauses ließ er neu in Stand setzen, das gab Arbeit die Menge! — Ich war glücklich! Wie ich eigentlich dazu kam, mein Glück als etwas so Sichereres, so Selbstverständliches hinzunehmen, ich, die doch von Klein auf nicht gewöhnt gewesen war an allzuviel Sonnenschein, ist mir heute, wo ich meine Geschichte niederschreibe, eigentlich ein Räthsel. Diese Sicherheit konnte eben nur aus meiner übergroßen Liebe für Kuno entspringen. Es wäre mir so wenig eingefallen, an der Beständigkeit meines Glückes zu zweifeln, wie an Kuno selbst.

Noch zwei Tage fehlten zur Hochzeit, da standen wir wiederum auf der Freitreppe vor dem Hause und erwarteten die kleine Ausreislerin Dora. Papa war nach der Bahn gefahren, sie abzuholen. Ich stand neben Kuno. Ich weiß es noch genau; als ob es heute passirt wäre, so deutlich sehe ich die ganze Situation vor mir. Ich lehnte an der Balustrade, die über und über mit grünem Gerank bewachsen war, und bog die Ranken ein wenig auseinander, um besser sehen zu können; da vernahm ich auch schon das Rollen von Rädern.

„Sie kommt!" rief ich freudig und blickte zu Kuno empor. Aber der Ausdruck seines Gesichtes erschredete mich fast. Wie aus Granit gemeißelt, so versteinert waren seine Züge, und als fühlte er selbst diese Erstarrung, fuhr er sich rasch zwei-, dreimal mit der Rechten über das Gesicht, das trotzdem seine todtenähnliche Erstarrung beibehielt; die andere Hand hing, zur Faust geballt, herab.

„Kuno, bist Du krank?" rief ich ganz entsetzt aus. Er sah mich an, so traurig, daß es mir ins Herz schnitt, und sagte: „Nein, nein! — Warum denn?"

Dann eilte er rasch die Stufen hinunter und öffnete den Schlag des Wagens, der soeben hielt, und dem Dora liebreizender als je entstieg.

Ich konnte es mir damals noch nicht erklären, warum mein Auge so scharf auf ihr und ihm ruhte, aber es interessirte mich plötzlich alles, auch das kleinste Detail. Es war mir, als presse Kuno die kleine Hand Dora's fest, so fest, als sie sie beim Aussteigen einen Moment in die seine legte! Mir schien, als wäre der flüchtige Blick, den sie dabei wechselten, ein verständnisvoller, als hielt er ihre Hand länger als nothwendig in der seine. Es schien mir, — ach! wurde ich wahnsinnig? Meine Schwester, mein Kind, — und mein Bräutigam, — in zwei Tagen mein Gatte!? Um Gotteswillen, war ich so nervös, daß ich am hellen, lichten Tage Geipenier sah! — Dennoch konnte ich nicht umhin, Dora sowohl als Kuno den ganzen Tag zu beobachten; aber ich schalt mich selbst deshalb Grundlos Eiferstücht hatte mich erfaßt, so sehr liebte ich ihn! Sie sprachen wenig miteinander, wie überhaupt zur Conversation sich kaum Gelegenheit bot, so beschäftigt war jeder einzelne mit dieser und jener Vorbereitung zu dem festlichen Tage.

Es war der letzte Tag meines Mädchenlebens. „Ist es denn möglich?" dachte ich. „Kommt das Glück wirklich nun zu mir? Mein Güter, mein Schöner, mein über alles Geliebter wird morgen schon mein Gatte!" — Früh schon war ich auf. Es duldete mich nicht im Bette. Ich trat an das Fenster. Welch ein herrlicher Sommertag! Wie lustig zwitscherten die Vögel! Wie strahlte die Sonne! Wie prangten die Rosen in üppiger Fülle! Wie schön, wie herrlich, wie reich war doch die Welt! Und in dieser reichen Welt die Reichste von allen — ich! — Dora's Wesen war ganz sonderbar an diesem Tage! Bald flog sie mir stürmisch an den Hals, mich fast erstickend mit ihren Liebesküssen, bald wieder wich sie mir schein, fast ängstlich aus. — „Gott sei Dank, daß die Geschichte endlich morgen zu Ende ist!" sagte sie ganz plötzlich einmal, und als sie meinen erstaunt fragenden Blick bemerkte, fügte sie rasch hinzu: „Die Erwartung solch eines aufregenden Tages macht einen ganz nervös!"

Am Nachmittag zog sie sich in ein Zimmer des Erdgeschosses zurück, in dem ganze Körbe voll duftender Rosen standen; sie wollte Kränze winden, wie sie sagte. Ich wurde von Großmutter gerufen. Mein Brautkleid war angekommen, und ich sollte es anprobiren.

Ein heiliger und zugleich süßer Schauer durchrieselte mich, als ich das schneeige Kleid anzog und, gleichsam zur vollständigen Probe, mir auch den langen, duftigen Schleier befestigen ließ. Vom Fenster aus konnte ich Kuno sehen, wie er in dem schattigen Laubgange des Parks sinnend, mit auf dem Rücken verchlungenen Händen und auf den Boden geheftetem Blick einerschritt. Mit Stolz blickte ich ihm nach, mit Stolz ließ ich die weiche, schimmernde Seide meines Kleides durch die Finger gleiten. Thränen traten in meine Augen, Thränen des Glücks und der Dankbarkeit. O, wie wollte ich alles thun, was in meinen Kräften stand, um ihn glücklich zu machen! Morgen, morgen! — Ich legte das festliche Gewand wieder ab, schlüpfte wieder in mein einfaches Kleid hinein und ging heiter, und doch feierlich gestimmt, die Treppe hinunter ins Freie. Aber ich fand weder Kuno noch Dora im Park.

„Sie wollte ja Kränze winden, die Kleine!" sagte ich zu mir und richtete meine Schritte nach der offenstehenden Glashür des Speisimmers, in dem ich Dora vermutete. Die Vorhänge waren heruntergelassen; ich faßte mit der einen Hand einen ihrer Rippen, um einzutreten, — ach mein Gott! Warum fuhr nicht in dem Augenblicke ein zündender Blitz hernieder auf mein Haupt? Besser wäre es für mich gewesen, tod niederzufallen, als das zu sehen! Aber nein! Beim Schicksal giebt es kein Erbarmen, — sonst hätte es mich wenigstens mitleidig mit Blindheit geschlagen! — Mitten im Zimmer sah Dora auf einem niedrigen Sessel, neben ihr stand ein großer Korb, bis an den Rand angefüllt mit dunkelrothen Rosen, von denen eine Menge auch am Boden um sie her verstreut lag; aber zum ersten Mal in meinem Leben blieben meine Blicke nicht auf dem reizenden Anblick haften, den Dora bot, sondern voll Entsetzen sah ich — Kuno auf den Knien vor ihr! Beide Arme hatte er um ihre schlanke Gestalt gelegt, während ihre Hände seinen Hals umklammert hielten und Thränen aus ihren dunkeln Augen herniederrieselten. Wie betäubt ließ ich den schon erhobenen Rippen des Vorhangs wieder fallen, taumelte zurück und preßte beide Hände auf den Mund, um einen verzweifelungs-vollen Aufschrei zu ersticken.

Ich sah nichts mehr; aber ich hörte, — ach, ich hörte! Jeder Nerv in mir schien gespannt auf das, was ich vernahmen würde. Ich hätte mich nicht von der Stelle zu rühren vermocht, nicht, wenn ich gewußt hätte, daß der nächste Augenblick mir den Tod bringen würde! — Ich mußte hören, was sie sprachen! Und ich hörte alles, jedes Wort, obwohl ich jeden Augenblick glaubte, umsinken zu müssen. „Dora, Dora, Dora!" flüsterte Kuno. Ich mußte mich erst fragen, ob das auch seine Stimme war! Diese verklärte, halb erstarrte Leidenschaft in jedem Ton! Ach! hatte er jemals zu mir so gesprochen? Nein! — „Dora, ich liebe Dich!" flüsterte er, „ich liebe Dich! Seit dem Moment, da ich Dich zuerst erblickt, hat sich diese glühende Liebe, diese wahnsinnige Leidenschaft in mein Herz gestohlen! O, wärest Du doch nicht gekommen! Hätte ich Dich doch nie wieder gesehen!" Nun ist mein Frieden hin auf ewig! Ein lautes Aufschluchzen Dora's unterbrach ihn. — „Und meiner!" stammelte sie. „Kuno, ich habe es ja versucht, Dich zu fliehen, ich wollte Dich nicht wiedersehen, denn mir ist es ebenso ergangen wie Dir! Ich liebe Dich, seit ich Dich kenne! O mein Gott, wäre ich doch nicht gekommen, wäre ich doch fern von hier geblieben!"

„Was hätte es genügt, Dora?" unterbrach er sie, und mein Herz mußte ihm recht geben. „Ueber lang oder kurz wären wir uns doch begegnet, und der Kampf wäre ganz der gleiche gewesen! — Sage lieber, warum mußten wir uns jetzt erst begegnen? Uns beide hat das Schicksal einmal

Nachdruck verboten.

Eheliches Güterrecht.

Eine juristische Plauderei von Emma Behring in Köln.

Bei der großen Anteilnahme, welche die Beratungen über den Entwurf zu einem deutschen, bürgerlichen Gesetzbuch auch bei der Frauenwelt erweckt haben, dürfte Nachstehendes ein gewisses Interesse besitzen:

Vor mehreren Jahren heirathete in Köln eine meiner Freundinnen, ein hübsches junges Mädchen, einen höheren Beamten. Die junge Frau brachte ein Vermögen von etwa hunderttausend Mark in Werthpapieren mit in die Ehe; ihr Gatte dagegen war mittellos und hatte nur sein sicheres Einkommen, das mit Hinzunahme der Zinsen des Frauenvermögens zur Bestreitung des Haushaltes gut ausreichte. Die Ehe blieb kinderlos und war leider nur von kurzer Dauer: denn schon nach anderthalb Jahren entriß ein plötzlicher Tod der jungen Frau den geliebten Gatten. Ein Testament war nicht vorhanden. „Aber wozu auch?“ wird da mancher fragen; „die Sache war doch ganz einfach: der verstorbene Ehemann war mittellos gewesen, Kinder waren keine da, das von der Frau eingebrachte Vermögen fiel also an diese zurück!“ So selbstverständlich dieses klingt, so wenig entspricht es den Thatsachen. Da ein Ehevertrag nicht abgeschlossen worden war, so hatten die Ehegatten nach dem in Köln herrschenden französischen Rechte in gesetzlicher Gütergemeinschaft gelebt. Das ganze von der Frau eingebrachte Vermögen war also das gemeinschaftliche Eigenthum der beiden Ehegatten geworden. Durch den Tod des Ehemannes, der kein Testament hinterlassen hatte, fiel daher nur die eine Hälfte des von der Frau eingebrachten Vermögens an diese zurück. Die andere Hälfte aber erhielten Seitenverwandte des Verstorbenen, die diesen persönlich nie näher getreten waren, und denen jetzt plötzlich eine Erbschaft in den Schoß fiel, an die sie niemals auch nur im entferntesten gedacht hätten. Denn eine weitere, Laien völlig unverständliche Eigenthümlichkeit des französischen Rechtes ist die, daß mangels eines Testaments der entfernteste Seitenverwandte die Frau von dem Nachlasse ihres verstorbenen Mannes ausschließt. „Welche Ungerechtigkeit!“ wird da mancher und namentlich „manche“ erlauten ausrufen; denn wir Frauen wissen noch leider gar zu wenig von dem, was das Gesetz über uns selbst und unsere Habe verfügt. Es ist wahrlich nöthig, daß auch wir Frauen einmal einen Blick ins Gesetzbuch werfen; die Fälle, in denen eine Frau durch Unerfahrenheit und Unkenntniß des Gesetzes in der Ehe um ihr Vermögen gekommen ist, sind leider weit häufiger, als man denkt. Wie oft ist es schon vorgekommen, daß das Vermögen, welches die Frau mit in die Ehe brachte, dazu dienen mußte, um Schulden, die der Mann als Junggeheile gemacht hatte, zu bedecken; oder daß der Mann, dessen Wille ja allein für die Verwaltung des Gütergemeinschaftlichen Vermögens maßgebend ist, dieses durch leichtsinnige Ausgaben oder in unsinnigen Speculationen vergeudet hat. Diese Gefahren sind sicherlich keine eingebildeten; auch die Motive zu dem Entwurfe eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches sprechen davon, daß das eingebrachte Vermögen der Frau bei dem System der Gütergemeinschaft „dem Leichtsinne und der Mißverwaltung des Ehemannes preisgegeben ist“ (Motive, Band 4, S. 147). Das einzige Mittel aber, das die meisten Gesetzbücher der Frau an die Hand geben, um sich gegen die Folgen der Mißverwaltung des Ehemannes zu schützen, ist das Recht, auf Güterfondierung anzutreten. Dieses Mittel gewährt der Frau aber nur einen sehr dürftigen Schutz; denn abgesehen davon, daß die Anwendung desselben fast immer einen tiefen, und oft unheilbaren Riß in das sittliche Verhältniß der Ehegatten mit sich bringt, wird durch dasselbe in der großen Mehrzahl der Fälle dem Bedürfnisse nicht abgeholfen, da, wenn die Voraussetzungen vorliegen, unter welchen die Anwendung jenes Mittels zulässig ist, — die Hilfe regelmäßig zu spät kommt.“ (Motive S. 148).

Ich habe in Vorstehendem namentlich auf das französische Güterrecht Bezug genommen, das für ungefähr ein Siebentel der Bewohner Deutschlands noch jetzt gültig ist; doch werden diese Ausführungen auch auf die große Mehrzahl der sonst in Deutschland herrschenden ehelichen Güterrechte zutreffend sein. Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Güterrechte verbietet schon deren Menge; beläuft sich doch ihre Zahl nach den Motiven auf weit über hundert!

Diese Zeilen haben vor allem den Zweck, Eltern und Vormünder, denen das Wohl ihrer Töchter und Mündel am Herzen liegt, darauf aufmerksam zu machen, wie sehr durch Gesetzesunkenntheit und durch mangelnde Schließung eines Ehevertrages gefehlt werden kann. Daß ein junges Mädchen vor der Hochzeit weder an einen Ehevertrag, noch an gesetzliche Gütergemeinschaft, noch daran denkt, was das Gesetz in Ermangelung eines Ehevertrages für das Vermögen der Ehegatten vorsieht, finden wir nur natürlich. Umso mehr aber ist es die Pflicht von Eltern und Vormündern, für die Sicherung des Vermögens ihrer Pflegebefohlenen zu sorgen und, soweit erforderlich, auf Abschließung eines Ehevertrages hinzuwirken.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß in dem Entwurfe eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches das System der gesetzlichen Gütergemeinschaft aufgegeben und an dessen Stelle das System der sogenannten Verwaltungsverwaltung getreten ist, das der Frau das Eigenthum an dem von ihr eingebrachten Vermögen wahrt und die Verwaltungsverwaltung des Mannes in wesentlichen Punkten einräumt.

Die Unterhaltungs-Beilage zur „Illustrierten Frauen-Zeitung“ beginnt ihr neues Quartal mit der Veröffentlichung des spannenden Romans:

„Baronin Fifi“ von Mary Wisch.

für einander bestimmt, konnte es uns dann nicht auch rechtzeitig zusammenführen? Und wäre es nicht noch viel schärfer gewesen, wenn wir uns erst gesehen und geliebt hätten — nachdem — wenn es zu spät —? Hier brach er ab, und ich mußte in meinem Herzen ihm wiederum recht geben. Ja, das wäre doch viel schlimmer und trostloser gewesen! Weiter hörte ich nichts, nur noch einen erstarrten Ausruf Dora's, als ob sie ihr Antlitz an seiner Brust berage, und dann raste ich, wie von Furien verfolgt, davon, die Treppe hinauf und in mein Zimmer, dessen Thür ich hinter mir abschloß.

Viele, viele Jahre sind seitdem verfloßen, aber noch heute, wenn ich daran zurückdenke, fühle ich das Jucken meines armen, zu Tode getrossenen Herzens: noch heute durchlebe ich dann von neuem diese qualvollste Stunde meines Lebens.

Als ich damals die Thüre verschlossen hatte, blieb ich einen Moment stehen und preßte den Kopf in beide Hände, als wollte ich ihn zermalmen. Auf demselben Fleck blieb ich stehen, denn ich hatte nicht Willenskraft genug, mich weiter fortzubewegen; mir war, als erstarre das Blut in meinen Adern langsam zu Eis. Was hatte ich gesehen, was gehört, was hatte ich eben dort erlebt!? Den Geliebten und die Schwester verloren, — beide zugleich. Als dieser Gedanke mir völlig klar ward, ergriff ein so furchtbares, schneidendes Weh mein Herz, daß ich mit dem lauten wilden Aufschrei eines todtwunden Thieres zu Boden sank und Thränen weinte, — Thränen, wie man sie wohl kaum mehr als einmal im Leben weint! —

Aber als dieser Paroxysmus vorüber war, fühlte ich, wie allmählich eine Ruhe, eine fast gleichgültige Ruhe über mich kam; die Ruhe eines Menschen, der auf einen Schlag alles, was er bejah, verloren hat und nun nichts mehr fürchtet, weil er ja nichts mehr hat, was man ihm rauben kann.

Klar und mit vollem Bewußtsein nahm ich meine trostlose Lage in Augenschein. Hatte er mich überhaupt je geliebt? Ach ja! Ich mußte es wohl jedenfalls geglaubt haben, — bis — ja, bis er Dora sah! Und die Worte, die ich damals in der Besinnungsstube gehört, fielen mir wieder ein: „Es war ihr Glück, daß Fräulein Dora nicht zu Hause war, sonst hätte der junge Herr sich doch sicher in die verliebt.“

Ja, ja, so war es auch, so mußte es sein! Es war ja ganz natürlich; wer konnte sie sehen und nicht lieben?! — Und nun veruchte ich, mir die Situation auszumalen: wie alles sein würde, wenn ich kein Wort sagte, wenn ich zu vergessen suchte, was ich gehört und gesehen. Dann würde ich morgen Mittag an Kuno's Seite am Altar stehen in Brautkleid, Schleier und Kranz. Und hinter mir Dora als Brautjungfer! Mit mir würde man ihn trauen, — mit mir, die er nicht liebt, — und sie, die er liebt, mußte es stumm ertragen. — Und dann mußte er schwören, mich zu lieben, und würde in seinem Herzen doch wissen, daß es eine Lüge sei, und ich würde es wissen, und Dora würde es, — — — entsetzlich! Nein! — Es dürfte nicht sein! — Ich wußte, was ich zu thun hatte: niemals dürfte diese Hochzeit stattfinden! Kuno sollte frei sein. Meine Gedanken flogen zurück zu dem Tage, als unsere Mutter gestorben, — als wir an ihrem Bette gestanden und ich ihr gelobt hatte, jedes Unglück von Dora fern zu halten, wenn es in meinen Kräften stand. „Mutter, Mutter!“ höhnete ich im Uebermaß meines Schmerzes, „bist Du nun mit mir zufrieden? Sieh, ich halte meinen Schwur! Nein, Dein Liebting soll durch meine Schuld nicht unglücklich werden!“ — „Geißt, — äußerlich wenigstens, — erhob ich mich, glättete mein Haar, wusch meine Augen und ordnete meinen Anzug. Dann ging ich hinunter. Ich ließ meinen Bräutigam zu mir bitten. Aber als ich dem geliebten Manne gegenüberstand, da entschwandten mir alle die wohl zurechtgelegten Worte, die ich schon in Bereitschaft gehabt hatte, und ich hatte nur das einzige Gefühl: wäre ich doch vorher nicht in den Park gegangen! Hätte ich doch nichts gesehen und gehört! In Unwissenheit und Unschuld dürfte ich dann mein Glück hinnehmen und genießen, dürfte morgen sein Weib werden! Aber der zweite Gedanke verjagte den ersten sofort wieder. „Gut, Du wärest glücklich, sprach es in mir — und Dora, — und er?! — Nein, nein! — So wie es gekommen war, war es am besten, das sah ich wohl ein! — Und nun vorwärts!“ — Ein kurzer, wenn auch herber Schmerz, und es ist vorüber!

Ich hatte mich einmal nur hineinverirrt in das Gebiet der Sonne und war hart genug dafür bestraft worden! Nun galt es, wieder umzukehren. Vorwärts! — Dennoch konnte ich nicht sprechen, als er mein seltsames Wesen, meine gerötheten Augen, die blassen Wangen und das wie im Fieber Aufeinanderhageln meiner Zähne gewahr wurde. Erst als er mich umfassen wollte, als er sagte: „Therese, mein Kind, was fehlt Dir, bist Du krank?“ Erst da fand ich die Kraft, nach der ich suchte. Mit der zitternden Rechten zog ich den Ring vom Finger, den ich mit solcher Wärme getragen, meinen Verlobungsring, und reichte ihm denselben hin. „Nimm ihn zurück, ich bitte Dich!“ — sagte ich, und, als ich seine gänzliche Fassungslosigkeit bemerkte: „nimm ihn und gib mich frei, denn, Kuno, — ich kann Dein Weib nicht werden!“

„Du bist krank, Therese, Du redest irre! Vergißt Du, daß morgen unser Hochzeitstag ist?“

„Ich vergesse nichts!“ entgegnete ich fest, „aber unser Hochzeitstag ist nicht morgen, nicht übermorgen, — er wird nie sein, nie!“ Und von neuem reichte ich ihm den Ring; aber er starrte mich immer noch an, nahm den Ring nicht, und dieser fiel zwischen uns zu Boden.

„Therese, weißt Du, was Du sprichst?“ stammelte er endlich. „Ja, ich weiß es; ich weiß, daß ich Deine Frau nie, niemals werde!“ Und warum?“ Er war freudig bei der Frage. „Erlasse mir die Antwort!“ „Du leinest Fall! Wenn man am Tage vor der Hochzeit sein Wort zurückzieht, so muß man für ein solches Benehmen doch einen stichhaltigen Grund haben!“

„Den habe ich!“ erwiderte ich und sah ihm fest ins Auge. „Ich will keinen Gatten haben, der mich nicht liebt, keinen Gatten, der ein anderes Mädchen liebt, und der, wenn er mich heirathete, mir sowohl wie jenem Mädchen gegenüber sich als Christen fühlen müßte!“ — Nun sah er, daß ich alles wußte. Bis in die Lippen war er weiß geworden, aber meine Anklage hatte ihn nicht niedergeschmettert; hochauferichtet stand er mir gegenüber.

„Ich frage Dich nicht, Therese,“ sagte er, „woher Du diese Kenntniß hast —“

„Durch Schicksals Fügung!“ unterbrach ich ihn rauh, und er beugte leicht den Kopf.

„Gut, nennen wir es Schicksal! Du hast das erfahren, was niemals über meine Lippen hätte kommen dürfen, — aber für einen ehrlosen Betrüger darfst Du mich nicht halten. Als ich Dir sagte, daß ich Dich liebe, daß Du mich glücklich machen könntest, war es die reinste Wahrheit; später erst, nachdem wir schon verlobt waren, zog diese andere Leidenschaft in mein Herz ein, und ich konnte nicht, konnte sie nicht bannen!“ fügte er leiser hinzu. — Und von neuem krampfte sich mein Herz zusammen vor Eifersucht und dem brennenden Schmerz verächtlicher Liebe.

„Aber,“ stieß ich mühsam hervor, „war es dann nicht Deine Pflicht, sofort zu sprechen, die Wahrheit zu gestehen, mir alles zu sagen?“

„Dir?“

„Ja, mir; ich hätte Dich freigegeben! — Oder glaubst Du, ich möchte die lebende Scheidewand sein zwischen meiner Schwester und ihrem Glück?! Ich mache Dir keinen Vorwurf, daß Deine Gefühle diese Veränderung erlitten, — das mußte wahrscheinlich so sein, und Du konntest nichts dafür; daraus aber mache ich Dir einen Vorwurf, daß Du Dein Geständniß an der unredlichen Stelle abgelegt hast. Du hättest mir Deine Liebe für Dora zu gestehen, von mir Dich zuerst zu befreien, bevor Du daran denken durftest, mit ihr zu sprechen, den Frieden ihrer Seele zu stören. So lange sie nicht wußte, daß Du sie liebst, war sie vielleicht unglücklich, — jetzt aber ist sie es zehnmal, denn in mir muß sie das einzige Hinderniß für ihr Glück sehen! Der Gedanke kann sie nicht mehr verlassen, daß sie glücklich sein könnte, wenn ich nicht wäre!“

Er stand lange schweigend da; wir wagten es nicht, einander in die Augen zu blicken. Endlich war er es, der das Stillschweigen brach: „Und was befehlst Du, daß geschehen soll?“

„Du mußt Deine Pflicht thun, unverzüglich!“ gab ich zur Antwort. „Du bist frei! Ich bin Deine Braut nicht mehr, — ich deutete auf den am Boden liegenden Ring, — „und Du wirst Dora heirathen!“

„Therese, Therese, Du weißt nicht, was Du sprichst,“ rief er aus, „meinst Du das im Ernst?“

„Im vollsten Ernst! So werden doch wenigstens zwei Menschen glücklich! Und warum solltest Du nicht das Mädchen heirathen, das Du liebst, und das auch Dich liebt? — Ich würde Deine Frau doch niemals nach dem heutigen Tage, bliebest Du auch ewig unvermählt! Aber es ist Deine Pflicht, sie zu heirathen, nachdem Du ihr das Geständniß ihrer Liebe entlockt hast! — Und nun gehe, laß mich allein!“ Ich fühlte es, meine Selbstherrschung fing an zu weichen, er aber durfte meine Verzweiflung nicht sehen, er am wenigsten von allen. Er verbeugte sich und wollte gehen, aber als er bereits an der Thür angelangt war, hielt ich ihn zurück. „Noch eines! Wir werden allen, Dora, — unserem Vater, — allen, allen sagen, daß wir noch im letzten Moment eingesehen, daß wir uns getäuscht haben, daß das, was wir für Liebe gehalten, doch nichts mehr war, als die Erinnerung an die zusammen verlebte Kindheit, an unsere langjährige Jugendfreundschaft. Ich werde es meinem Vater sagen, Du kannst es ihr mittheilen. Halte sie aber von mir fern! Ich möchte sie vorerst nicht sehen. Und vor allen Dingen: Schnell! Schnell! — Es muß alles rasch geschehen. — Vergiß nicht, daß alle Welt morgen noch die Hochzeit erwartet!“

Damit wandte ich mich ab. Kuno wollte auf mich zutreten, meine Hand ergreifen, aber voll Entsetzen wich ich zurück.

„Was, was willst Du noch? Geh!“

„Kannst Du mir vergeben, Therese?“

„Später vielleicht!“ stieß ich hervor, „jetzt geh, befreie mich von Deinem Anblick, — ich kann ihn nicht ertragen!“

Er ging, und es war die höchste Zeit, denn im nächsten Augenblick brach ich zusammen.

Unsere Erklärungen riefen natürlich die stärkste Aufregung hervor. Papa war hauptsächlich ungehalten, weil er geglaubt hatte, nun bald die ganze Sache erledigt zu sehen und wieder abreisen zu können.

„Ob Ihr Mädels wohl je wißt, was Ihr wollt!“ rief er ärgerlich aus, „und dieser Kuno auch! Es ist ein Scandal! Erst will er Dich, und dann fällt ihm auf einmal ein, daß er doch lieber die Dora will! Ich beneide wahrhaftig die Väter, die nur eine Tochter haben! Und Du, auf wen hast Du denn nun Dein Auge geworfen? Wer wird der nächste sein, ohne den Du nicht leben zu können glaubst?“

„Ich werde nie heirathen, Papa!“

Es mußte doch etwas in dem Ton meiner Stimme gelegen haben, was ihn befreumdete, denn er blieb plötzlich vor mir stehen, nahm meinen Kopf zwischen seine Hände und sah mir tief in die Augen. „Kein, mein Kind!“ sagte er dann und zog mich an sein Herz. Weiter nichts! Aber ich fühlte, daß er mich verstanden hatte, und ich weinte mich in seinen Armen aus. Wir haben nie wieder darüber miteinander gesprochen, doch von dem Tage an lag etwas so rührend Liebevolltes in seiner Sorgfalt um mich, daß es Balsam für mein krankes Herz ward.

Dora hat die volle Wahrheit nie erfahren. Zu der ersten Unterredung mit ihr wappnete ich mich mit meinem ganzen Muth, und es gelang wirklich, sie halbwegs davon zu überzeugen, daß ich Kuno nie mehr geliebt hätte, als einen Freund. Ach, und sie wollte ja so sehr gern überzeugt sein!

Vier Wochen später war Kuno's und Dora's Hochzeit. Die Trauung hatte zu Hause auf dem Gute stattgefunden, aber das junge Paar reiste gleich danach ab und sollte den Winter in der Residenz verbringen. Kuno hatte darauf bestanden und war damit ja glücklicherweise Dora's Neigungen entgegengekommen, obwohl sie jetzt, in ihrer neuen Glückseligkeit, auch mit der Einformigkeit des Landlebens vorlieb genommen hätte.

Aber es war so besser für uns alle! — Ob Kuno wohl doch mitunter Gewissensbisse hat, wenn er an mich denkt, ich weiß es nicht! Jedenfalls ist mein Liebting glücklich.

Sie mußte glücklich werden! Sie war ja ein Sonnenkind, die reizende Dora; — wie hätte sie je leben sollen, ohne die erquickenden Strahlen der Sonne? Ich aber blieb im Schatten. Ich starb nicht daran, — ich wurde auch nicht einmal krank; ich war es ja von jeher so gewöhnt gewesen.



Aus dem Leserkreise

Redaktion auch im einzelnen unterliegt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Die weltliche Krankenpflege und „ärztliche Gehülfinnen“.
— Abgesehen von der Meinung des großen Publicums, das dem Frauen-Studium noch immer gleichgültig, wenn nicht ablehnend gegenübersteht, verbietet sich das Universitäts-Studium schon von selbst der großen Mehrzahl von Frauen, die weder über genügende Geistes- noch Körperkräfte verfügen, wie sie z. B. für den Beruf als Ärztin nötig sind. Diesen eröffnet sich dafür ein weites Gebiet als Pflegerin und „Gehülfin des Arztes“, und namhafte Gelehrte, wie der berühmte Chirurg Prof. Albert in Wien, sprechen sich durchaus günstig für die Verwendung der Frau in diesem Amt aus. „Selbstverständlich müssen vorbereitende, theoretisch-praktische Unterrichts-Curse in den Elementen der Medicin, der Chirurgie und Gynäkologie stattfinden, sowie einige Kenntnisse der Physik, Chemie, Anatomie, Physiologie und Hygiene vorhanden sein. Die „Candidatinnen“ sind als Wärterinnen an den betreffenden Abteilungen unserer Kliniken zu verwenden, sodas hierdurch auch die „Wärterinnen-Risere“ Abhilfe erlangen würde. Ich glaube auch, das sich in dem Rahmen eines „Assistentinnen-Berufes“ selbst eine gewisse specialistische Ausbildung in der Augen-, Ohren-, Kehlkopf- und Zahn-Heilkunde anstreben ließe.“ — So äußerte sich Professor Albert.

In mir regen diese Ausführungen Wünsche und Gedanken wieder lebhaft an, die mich seit Jahren beschäftigen, und denen ich in Nachstehendem Ausdruck geben möchte.

Unter uns Frauen giebt es der „geborenen Hausfrauen und Mütter“ eine große Anzahl, die diese vornehmste und edelste Lebensaufgabe des Weibes zu erfüllen wohl befähigt sind, die aber weder in eigener Häuslichkeit, noch im Freundes- und Verwandtenkreise, oder unter Fremden den Platz gefunden haben, den ihnen die Natur, ihrer Eigenart nach, vor allem bestimmte; diesen, und in erster Reihe den mittellosen unter ihnen, einen Weg zu befriedigender und zugleich lohnender Thätigkeit zu bahnen, soll der Zweck meiner Zeilen sein, und es wäre zu wünschen, das das Interesse derer, die mit Rath und That das Streben einzelner Frauen nach Selbstthätigkeit und Erwerb zu unterstützen vermögen, sich dem Gebiete der „weltlichen Krankenpflege“ zuwendete. Was wir von der Krankenpflege religiöser Vereine kennen (siehe die Nr. v. 15. 2. 96), verdient so allgemeine Hochachtung und Anerkennung, das nicht nur die Diakonissen oder „barmherzige Schwestern“ allein in der Krankenpflege Gelegenheit zur Bethätigung uneigennütziger Nächstenliebe, sondern auch „die Frau“ hier mit Erfolg ein Feld des erweiterten Schaffens finden dürfte. Der „Diakonien-Verein“ in Elberfeld und andere streben schon lange diesem Ziele nach, aber die Organisation eines „weltlichen, erwerblichen Vereins für Krankenpflege“ stößt auf Hindernisse, die zwar nicht unüberwindlich sind, wenn sich die Begüterten unter uns der Sache annehmen, die aber sonst jegliches Gelingen ausschließen; es fehlen die nötigen Geldmittel. Die „freiwillige Krankenpflege der Schwesternschaften“ ist gewiß lobenswerth, und fern sei es von mir, der Barmherzigkeit aus reiner Nächstenliebe Schranken setzen zu wollen, aber denken wir einmal nicht nur an die begüterten Berufsbedürftigen, von denen die Krankenpflege als am meisten „handbegreiflich“ erwähnt wird, auch nicht an die Kranken selbst, die gewiß unter ihrer Pflege in den besten Händen sind, sondern denken wir in einer Zeit, wo die Nothwendigkeit, Erwerbsberufe für Frauen zu schaffen, von Tag zu Tag größer wird, vor allem und zuerst an die gesunden Darbenden! Nur ein zielbewusstes Zusammenwirken kann die große Noth der Zeit, den Erwerbsmangel unbemittelter gebildeter Frauen, heilen durch Schaffung eines Berufes, der nicht das Mark der Arbeitenden, ihre besten Kräfte aufzehrt, sondern der neben der Versorgung mit täglichem, wenn auch langsamem Brod doch wenigstens die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter bietet! Die „Schwesternschaften“ befinden in ihren „Mutterhäusern“ eine feste Zustuchtsstätte, und ihre Mitglieder sind insofern „verpflegt“, als ihnen außer theilweise gewährter Kleidung zwar nur geringes Taschengeld (monatlich 3 bis 7 Mk.), den Dienstunfähigen, Altersschwachen oder eine Pension gesichert wird und die Sorge für pflegebedürftige „Schwestern“ dem „Mutterhause“ bis zuletzt zufällt. Die Ursache, weshalb sich nur äußerst wenige Frauen und Mädchen dem Berufe der weltlichen Krankenpflegerin, der „Gehülfin des Arztes“, anwenden, liegt zum großen Theil an der fehlenden Altersversorgung. Zwar ist bereits von einigen „Vereinen“ der Anfang auch dazu gemacht (u. a. vom Victoria-Haus in Berlin), aber das allein reicht nicht aus. Eine Privatpflegerin kann, selbst bei einem täglichen Verdienste von durchschnittlich 5 bis 10 Mk. bei freier Station nicht so viel erübrigen, um davon ein Kapital zu sammeln, dessen Renten sie im Alter vor Noth und Entbehrung schützen; den Wochen anstrengender Krankenpflege folgen andere der Erholung, der Arbeits- und Verdienstlosigkeit, vielleicht eigener Krankheit, in denen die alleinstehende „weltliche“ Pflegerin von dem Verdienste der vergangenen Wochen leben muß. — der Ausgaben für Kleidung und anderer Bedürfnisse gar nicht zu gedenken. Ihr fehlt eben das „Mutterhaus“ der „barmherzigen Schwester“, die Stätte der Zukunft in Noth und Bedrängniß, die Heimat und somit auch das Gefühl des Geborgenseins für den Fall, das ihre Körperkräfte in dem schweren Berufe versagen. Ein Mutterhaus für weltliche Krankenpflegerinnen zu gründen, wäre demnach das erste, dies Mutterhaus in eine Pflegerinnen- oder ärztliche Gehülfinnen-Schule für interne und externe Schülertinnen unter Leitung tüchtiger Aerzte umzuwandeln, das weite Bedürfnis, und diese würden in natürlicher Folge das dritte nach sich ziehen: die Schülertinnen der Krankenpflege später,

nach absolvirter Probezeit und bestandenen Examen, mit Arbeit in und außer dem Hause zu versorgen. Nun sind es ja scheinbar große Ansprüche, die an die Philanthropen unseres Jahrhunderts in diesen drei Nothwendigkeiten herantreten, aber es giebt der Reichen so viel und der Armen noch mehr! Der Verein wird sich selbst helfen, sobald er nur ins Leben gerufen ist, ja, mit der Zeit sich selbst erhalten 1) durch Zinsen von überwiesenen Kapital, 2) durch Unterrichtsgelder, die von Externen oder von bemittelten Pensionärinnen dem Fond zuzuführen müßten, und 3) durch Einnahmen aus dem Entgelt für geleistete Hilfe an Private. Die unbemittelten Pflegerinnen würden von dem Mutterhause freie Ausbildung, dann bestimmtes, mit den Jahren sich vergrößerndes Gehalt, endlich eine Altersrente empfangen aus dem „Fond“, also gewissermaßen aus ihren, nach bestimmter Taxe regulirten Verdiensten, die, gleichfalls in bestimmter Höhe, dem Mutterhause zuzuführen müßten, damit dieses das Lehramt an neuen jungen, das Pflegeramt an arbeitsunfähigen alten Schülertinnen seinerseits weiter übernehmen und fortführen könnte. Lehrer für den theoretischen Unterricht würden sich für die Gehülfinnen-Schule in bewährten Aerzten finden lassen; an Hospitälern und Privatankalten wäre Gelegenheit für praktische Thätigkeit zu finden und — Schülertinnen! — Wie viele Tausende, außer solchen, die die Krankenpflege als Lebensberuf erwählen, giebt es, z. B. Gutsbesitzer-, Prediger-Töchter und Frauen und andere, deren Lebensstellung sie zu berufenen „Pflegerinnen“ ihrer Untergebenen macht, und die nur sehnlichst das Momentes harren, wo sich eine „weltliche Schule für Krankenpflege“ ihrer Ausbildung annehmen, damit sie bei plötzlichen Unglücksfällen oder in Krankheiten die erste Hilfe selbst zu leisten im Stande sind! Das Bedürfnis nach einer „Mutterhaus-Schule für ärztliche Gehülfinnen“ ist also vorhanden, — möge sie zum Heile der dazu Berufenen und der Kranken bald ins Leben treten! E. Schmidt.

Häusliche Kunst.

Behälter mit gemalten Blumen für Briefpapier. — Die Ausschmückung meines Zimmers, besonders des Schreibtisches, bereitet mir großes Vergnügen, zumal wenn es mir gelungen ist, irgend einen Gegenstand aufzufinden, der von der alltäglichen Form abweicht.



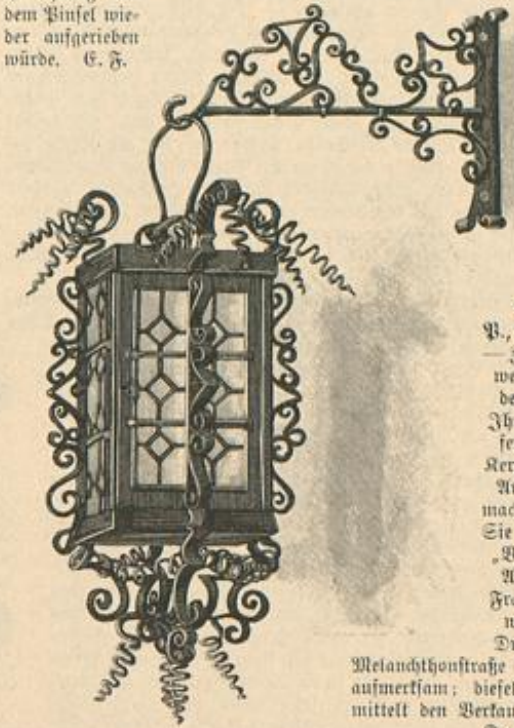
Behälter mit gemalten Blumen für Briefpapier.

Nache und eckige Kästen für Briefpapier hatte ich für Freunde und Bekannte so oft angefertigt, das mir ein Briefpapier-Behälter in Pullform als etwas verlockend Neues erschien. Weiße dünne Holzplatten, oder solche aus Giegarthen-Holz eignen sich gleich gut zur Herstellung nach folgenden Maßen: die Rückwand hat 24 1/2 cm Höhe zu 29 cm Breite, dieselbe Breite mißt die 14 cm hohe Vorderwand, die Charniere mit dem 10 1/2 cm tiefen Boden verbinden; ebenso befestigt man den mit 9 cm langen Blech-Beschlägen verzierten Pulldeckel von 10 cm Höhe auf dem, den Seitenwänden aufgesetzten, 6 cm breiten Deckel. Die Nahe der Seitenwände ergeben sich von selbst: von 6 cm verbreitern sie sich bis auf 10 cm. Die Innen-Einrichtung mit trennenden Wänden wird durch das Format des Papiers bestimmt. Meinem Briefkasten gab ich zunächst mit grüner Aquarell-Farbe einen schönen, wirkungsvollen Grund für die bunten Wiesenblumen-Sträuße, die mit Email- und Aquarell-Farbe darauf gemalt wurden; rothe Randstreifen begrenzen die einzelnen Felder. Damit mir aber niemand nachsagen kann, ich wolle mich mit fremden Federn schmücken, gestehe ich ehrlich, das ich die naturgroßen Vorlagen für die Blumen der Abhandlung über „Wismuth-Malerei“ Lieferung 6 in „Häusliche Kunst“ entnahm, — der Ruhm selbständiger Verwerthung genügt meinem Ehrgeiz durchaus. Eine, die gern bastelt.

Vaterne mit Klein-Eisenarbeit für Treppen, Corridore etc. — In Bathhäusern, wo viele Gänge und Corridore die verschiedensten Beleuchtungs-Gegenstände erfordern, wo man aber nicht, wie in der Stadt, gleich alles käuflich findet, heißt es oft: „hilf Dir selbst“, und das Resultat einer solchen Selbsthilfe ist die dargestellte Ampel. An einer einfachen Stall-Vaterne von 19 cm Höhe zu 11 cm Breite wurde zunächst das Glas innen mit Bogen-scheiben-Papier beklebt, das in Roth und Grün wechselt. Außen legt sich über jede Scheibe, wie über die Thür, ein ungefähr 50 bis 54 cm langer, 1 cm breiter Blechstreifen, dessen Enden einzu-biegen und aufzurollen sind; schmale Bunde befestigen ihn an dem Gitter der Vaterne. Auf diesem Haltestab bringt man die bekannten kleinen Verzierungen in S- und C-Form an; außerdem erhalten die gewundenen Enden noch Spiralen aus Knapp 1/2 cm breiten Streifen, die sich schon beim Schneiden von selbst winden oder über einem Quirlstiel gedreht werden. Ein langer eiserner Haken, wie man ihn für Kronleuchter oder Ampeln braucht, wird in die Wand eingelassen, wobei er gleichzeitig ein 12 cm langes, 2 cm breites Blechschild durchbohrt; dieses hat man oben und unten zu schlißen und mit zwei Löchern zum Befestigen an die Wand zu versehen. C- und S-Figuren, sowie kleine Spizen werden schließlich zu einem gefälligen Ornament zusammengestellt und durch Bunde mit dem Haken vereinigt. Das Ganze ist mit schwarzem Eisenslack ein- bis zweimal zu überstreichen. E. F.

E. S., Erfeld. — 1. Das Bemalen der Photographien lehrten wir in „Häusliche Kunst“, Vief. 11 (einzeln käuflich zum Preise von 50 Pf.); außerdem werden wir eine längere Anleitung zur Chromo-Photographie demnächst in der Illust. Frauen-Zeitung bringen. — 2. Weiße, in heißem Wasser gelöste Gelatine wird

mit breitem Pinsel über den Stoff gestrichen; die Lösung muß völlig trocken sein, ehe man darauf malt, weil sie sonst durch die Berührung mit dem Pinsel wieder aufgerieben würde. E. F.



Vaterne mit Klein-Eisenarbeit.

mir jemand aus dem Leserkreise eine Firma angeben, die Vorlagen für Wald-Mosaik führt?

Marie V., Gotha. — Zur Verwerthung der von Ihnen gefertigten Kerbschnitt-Arbeiten machen wir Sie auf die „Verlags-Anstalt Frauenerwerb“, Dresden, Melanchthonstraße 10 ptr., aufmerksam; dieselbe vermittelt den Verkauf. D. Red.

Fürs Haus.

Möbel aufzupolieren. — In meinem Schrank für Mal-, Buch- und andere Utensilien befindet sich ein Fach, darin eine Reihe kaum angebrochener Flaschen mit Möbel-Polituren prangt. Ich habe sie nach einander ausprobiert und alle feufend ad acta gestellt, denn gelaugt haben sie sämmtlich nichts. Da hat mir nun neulich der Zufall eine Möbel-Politur ins Haus gespielt, — ich könnte sie eine Erfindung nennen, wenn sie nicht schon längst von anderen, freilich auch zu anderem Zweck, erfunden worden wäre. Ein halb angetrockneter Klebs von Email-Farbe auf einer polirten Tischplatte war die Ursache zu der großen Erfindung. Der Versuch nämlich, den Klebs mit rectificirtem Terpentin-Öl zu entfernen, gelang nicht nur glänzend, sondern das Mittel ließ zugleich auch alle, oft vergeblich attackirten Tinten- und andere Flecke verschwinden, und ein leichtes Nachreiben mit einem wollenen Hanell-Lappen brachte auf der nun ganz tadellos sauberen Platte einen Hochglanz hervor, der seitdem nicht mehr verschwunden ist. Weitere Versuche führten zu den „glänzendsten“ Resultaten, und die Erfahrung läßt sich dahin zusammenfassen: 1) Man bediene sich nur des feinsten rectificirten Terpentin-Öls; 2) man führe den Reinigungs-Prozess mit einem stets recht feucht gehaltenen Leinenlappen aus; 3) man reibe mit wollenem Hanell nach.

Die Reinigungs-Fähigkeit des Terpentin-Öls ist allein schon den Versuch werth; — es ist geradezu erstaunlich, wie alte, lang eingetrocknete, keinen anderen Mittel weichende Flecke unter dem Öl verschwinden. Freilich ist auch ein Uebelstand dabei, — der Geruch, — indes, offene Fenster und dann 1/4 stündliches Räuchern mit der unentbehrlichen Jägerlampe (Platinlampe) vertreiben ihn sehr schnell, und wohlgefällig weilt das Auge der Hausfrau auf der blanken Politur. Das einfache Mittel ist thät-sächlich unfehlbar, wenn — überhaupt noch Politur auf den Möbeln war. Freilich, wo diese abgenutzt, weggerieben oder -ge-fressen ist, da hilft kein Terpentin-Öl mehr, da hilft nur noch der Tischler!

Das lästige Ausschwigen neuer Nußbaum-Möbel verreibt kräftiges Abreiben mit einem in Petroleum getauchten Woll-lappen. Um den Geruch zu entfernen, wäscht man sogleich mit klarem Wasser nach, am besten mit feuchtem Leintuch, worauf eine nachdrückliche Bearbeitung mittelst Lederlappens folgen muß, um den Glanz zurückzugeben. Die Politur leidet nicht durch diese erprobte Behandlung. E. Sch.



Theebecher aus gemaltem Porzellan. Theeglas mit Ridel-Dedel und Griff.

Thee-becher aus gemaltem Porzellan. — Ein herrliches Bronze-Gestell umschließt den hübschen weißen Porzellan-Becher, um den sich auf lachsfarbenem Grunde, unter schmalen Goldrändern, eine farbig gemalte Blumentranke schlingt. Die vorrätige Fabrik-Ware dient kunstgeübten Händen als Anregung zu eigenem Schaffen.

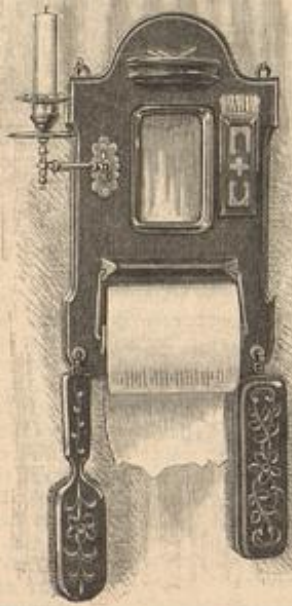
Theeglas mit Ridel-Dedel. — Als Thee- oder Grog-Glas verwendbar erweist sich dies praktische Tafelgeräth. Untersag und Rand aus Ridel werden hier nur durch den kräftigen gedrehten Henkel aus gleichem Metall verbunden. Der Ridel-Dedel saßt leicht über den Glasrand. B. B.

Neue Geräte für die Küche. — Unter den vielen patentirten Erfindungen, über die das Patent- und technische Bureau von Lüdens in Götting berichtet, befinden sich auch einige von Wichtigkeit für die Hausfrau. Einen praktischen Kochtopf hat P. Lindley hergestellt. Der obere Rand desselben ist zackenförmig ausgeformt, wodurch erreicht wird, daß der Dampf auch bei dem mit einem Deckel geschlossenen Gefäß frei abziehen kann, und daß ein Uebertochen ausgeschlossen ist; ebenso läßt sich das Wasser von Kartoffeln bequem abgießen. — Die stets zunehmende Verwendung der Conserven macht in jedem Haushalt einen Büchsenöffner erwünscht. Während aber derartige Instrumente bisher oft un bequem und schwierig zu handhaben waren, zeichnet sich ein neuer, von America aus eingeführter Apparat durch seine zweckmäßige Einrichtung und leichte Verwendbarkeit aus. Er besteht aus einer mit Spigen versehenen Platte, auf der ein Knopf befestigt ist, aus einer in der Mitte der Platte drehbar angebrachten Gabel und einer Schneidvorrichtung mit Handgriff. Sobald man die Platte mit den Spigen in den Deckel der Büchse treibt, das Messer in die Seitenwand derselben stößt und kreisförmig um die Büchse herum führt, wird ein schmaler Streifen Blech sauber abgeschnitten und die Büchse geöffnet.

Kochunterfaß. — Ein unverbrennbarer Kochunterfaß aus Aluminium-Abest, der das Kochen regulirt, das Uebertochen und Anbrennen der Speisen, sowie das Durchbrennen und Aufhellen der Töpfe vermeidet, darf umso mehr als unentbehrlich für jede Hausfrau bezeichnet werden, da sich die saubere, helle Abestplatte mit Aluminium-Umrandung auch auf dem Speisetisch als Unterfaß für heiße Schüsseln zum Schutz gegen Brennflecke in der Politur bewährt.

Herdpuffer. — Das Sauberhalten der Kochmaschinen gehört nicht gerade zu den Lieblings-Beschäftigungen unserer dienstbaren Geister; sie erleichtern sich die mühevollen Arbeit des Plankschleuens der Eisenplatten gern durch einfaches Schwärzen derselben, unbekümmert, ob die schwarzen Ränder der Schüsseln später auf die sauberen Tablet-Decken oder das schneeweiße Leinen der Tischtücher übertragen werden. Ein neu konstruierter Herdpuffer, der nun auch hiergegen Abhilfe schaffen soll, gleicht einem Vöcher, wie wir ihn auf unseren Schreibtischen benutzen, und weicht in der Form von diesem nur durch seinen handlicheren Griff und seine unten ganz ebene Fläche ab, die hier eine leicht auszuwechselnde scharfe Schmirgelplatte trägt. Bei der Benutzung wird die mit wenig Tropfen Del benetzte Herdpuffer kräftig mit dem Apparat bearbeitet und erst nach dem schönsten blühenden Eisenspiegel.

Garnitur für Toiletten-Räume. — Durch eine Hausfrau, deren Ordnungsliebe sich nicht nur auf die Empfangs-Salons allein beschränkt, und die daher schon oft zu einem Beispiel für uns jung verheiratete Frauen geworden ist, wurde ich kürzlich auf eine Toiletten-Einrichtung aufmerksam gemacht. In ihrer praktischen Anordnung gefiel mir dieselbe so überaus, daß ich sie auch gleich in meiner kleinen Häuslichkeit einführen wollte. Auf einem etwa 35 cm langen, nußbaum-polirten Brettchen vereinigen sich in gefälliger Weise Leuchter, Spiegel, Bürsten etc., kurz all die für Toiletten-Räume erwünschten Gebrauchs-Gegenstände. Der Preis, — 11 M. für die Garnitur in Nußbaumholz, 9,80 M. für solche in Eiche, — schien mir anfangs recht hoch für solch kleinen hauswirthschaftlichen Gegenstand, bedankt man aber seine Vielseitigkeit, so ist's doch mit der Ausgabe nicht so schlimm. Natürlich reizten mich die glatten Flächen der Bürsten, und der Brennholz wurde schleunigst in Thätigkeit gesetzt.



Garnitur für Toiletten-Räume.

Blättern werden ca. 50 bis 70 cm hoch und tragen schon im ersten Jahr eine Menge der schönsten zimmerrothen Blütenknospen. Die hochrothe Kirche, welche im Innern der Knospen sitzt, ist giftig; deffenungsachtet färben sich die Japanerinnen die Lippen mit deren Saft. — In Deutschland kommt eine kleine Art der Physalis als rankende Pflanze mit kleineren und weniger schön gefärbten Knospen vor.

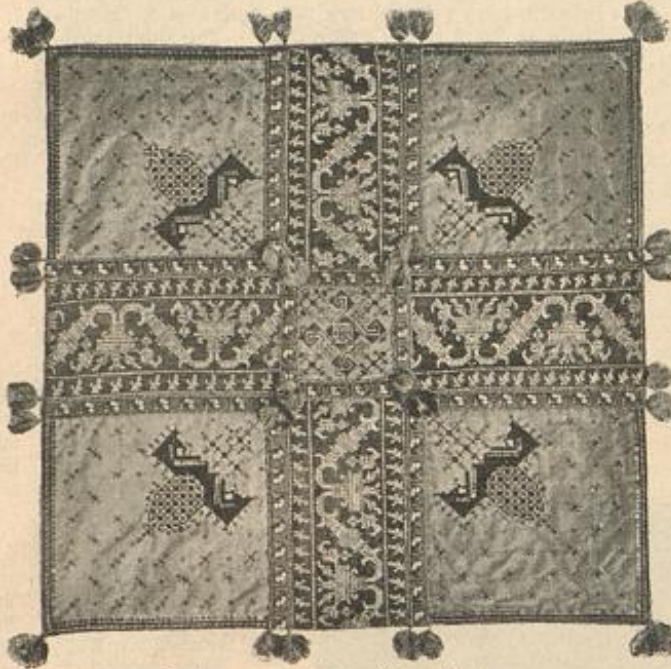
Nun giebt es aber auch eine Physalis nodelis, eine einjährige, ehbare Art; ich cultivire diese schon seit einigen Jahren, fand sie aber kürzlich als Neuheit in einer der feinsten Delicateß-Handlungen Berlins. Die gut gereifte Frucht, d. h. die Kirche im Innern schmeckt sehr fein und aromatisch, etwas säuerlich, ähnelt am meisten den Stachelbeeren und kann auch roh, sowie in Zucker eingelegt, genossen werden; die Form der Früchte gleicht den japanischen Judentirschen, die Farbe jedoch ist tiefgelb; ist die Frucht reif, so wird die sie umschließende Kapself grau und dürr. Der Same muß zuerst ins Frühbeet gesät, die Pflanzen pikirt und dann in guten Gartenboden gesetzt werden. Die Büsche

breiten sich ziemlich aus, werden ungefähr 1 m hoch und sind reich an Früchten.

Lunaria rediviva, die Atlaspflanze, oder wie die Franzosen sagen: „la monnaie du Pape“, ist eine perennirende Pflanze und als wirklich hübscher Beitrag zu Winter-Bouquets wohl überall bekannt.

Die einjährige Pflanze Martina, — Gemshorn, — giebt es in verschiedenen Arten. Es ist ein sich breit ausdehnendes Gewächs mit wolkigen Stengeln und Blättern, großen lüthenmaulartigen rothen oder gelben Blumen; die sich bildenden Samenknospen haben die Form eines Horns und werden in ganz kleinem Zustande zu Mixed Pickles verwendet. Ausgereift sind die Hörner, namentlich die der gelben Sorte, oft bis zu 25 cm lang; die reifen Samen, hart getrocknet und von der äußeren grünen Haut befreit, spalten sich von selbst von der Spitze aus.

Zweier durch ihren Samen sehr eigenthümlichen Pflänzchen möchte ich noch erwähnen, da beide wenig bekannt sind und zu Wald-, resp. Garten-Rosairt Verwendung finden können: Der Dornenklee, einjährig, ein kleines Schlinggewächs, dessen Samen zuerst ins Frühbeet oder in Blumentöpfe gelegt wird. Erst wenn kein Frost mehr zu befürchten, werden die Pflänzchen ins freie Land gesetzt, wo sich bald Ranken mit grünen Akerblättchen bilden, deren Mitte eine rothbraune herzförmige Zeichnung zeigt.



Decke aus marokkanischen Vorten.

Die Blüten sind unscheinbar, gelb, aber der Samen ist desto interessanter; derselbe bildet sich zu einer, aus einer stählischen Spirale gewundenen Angel zusammen, die, auseinander gezogen, eine wunderliche Dornenkrone darstellt, in deren Windungen sich die Samenknospen befinden. Am Gitter oder an kleinen Felspartien emporgezogen, sieht die Pflanze sehr hübsch aus.

Die Chenille-Pflanze, einjährig, ist ein am Boden rankendes, auch durch seinen Samen sehr eigenthümliches Gewächs. Es giebt zwei Sorten, die große und die kleine „grüne Raupe“, deren Behandlung sehr einfach ist. Sie wird im April oder Mai in guten Boden gesät, bekommt seine, lanzettförmigen Blätter und gelbe Blüthen. Der Samen bei beiden Arten sieht einer geringelten grünen Raupe täuschend ähnlich.

Die Samen der übrigen Pflanzen werden im März ins Frühbeet gesät, als kleine Pflänzlinge später (etwa April) sorgfältig herausgezogen und gleich in mit guter Blumenerde vorbereitete kleine Blumentöpfe versetzt, dies nennt man pikiren. Mit einem spigen Hölzchen stößt man Vöcher fast so tief, wie das Pflänzchen lang ist, in die Erde und drückt dasselbe in die Vöcher ein; — man kann ziemlich viel Pflanzen einer Sorte in einem Topf setzen, doch müssen dieselben jetzt noch unter Glas stehen und werden erst, wenn gar kein Frost mehr zu befürchten ist, auf gute Compost-Beete gesetzt, die sonnig liegen. Eine Ausnahme macht hier von die Physalis (Judentirsche), die auch mit geringem Boden fürlieb nimmt, d. h. auf einem Platz, wo sie sich ausbreiten kann, weil sie sich sehr vermehrt.

Frau G., Schloß Th.

Frau M. W.-Pl., Rottweil a. N. — Ihrem Gummibaum, der bis zur Decke gewachsen ist, schneiden Sie im März unbarmherzig den Kopf ab; es bilden sich dann Nebenzweige, und die jetzt nur aus einem Trieb bestehende Pflanze wird schon im Laufe des Sommers zum stattlichen Kronenbaum. Sie dürfen ein gut meterlanges Stück des Triebes abschneiden; ein tüchtiger Gärtner kann Ihnen aus demselben viele junge Pflanzen heranziehen. M. P.

Allgemeines.

Das Waschen von Seiden-Stidereien auf Leinwand. — Oft hatte ich Gelegenheit, schön mit Seide auf Leinen gestickte Tischläufer, Puffet-Decken etc. nach der ersten Wäsche zu sehen, und mußte dabei mit Bedauern der flehigen Hände gedenken, die diese mühsamen Arbeiten angefertigt hatten, — diese waren durch das Waschen gänzlich verdorben, die Farben der Seide ausgezogen und in das Leinen getreten. Immer hörte ich dann dieselbe Klage, daß die als waschrecht gekaufte Seide beim Waschen doch die Farbe verändere. Ich selbst beschäftigte mich aus Liebhaberei seit Jahren mit Seiden-Stiderei auf Leinen, und jedes Arbeitsstück wird nach der Fertigstellung sofort gewaschen, aber noch nie ist es mir, weder bei dem erstmaligen noch bei wiederholtem Waschen vorgekommen, daß die Seide ihre Farben verloren hätte. Das Verfahren, ist folgendes: In einem Waschgefäß wird weiche Acauseife mit heißem Wasser zu einer kräftigen Lauge geschlagen und durch Abkühlen oder Zusatz von kaltem Wasser auf lauwarme Temperatur gebracht. In diese Lauge sind die trockenen Stidereien zu tauchen und sofort auszuwaschen. Sollen mehrere gewaschen werden, so

darf man nicht alle zugleich in die Lauge legen, sondern jede wird einzeln eingetaucht und sofort gewaschen; auch ist keine Seife weiter zu benutzen, da diese, auf die Seide gebracht, die Farben leicht angreift. Sollte bei diesem Auswaschen der Gegenstand nicht völlig rein geworden sein, so ist er noch einmal in einer frischen kühlen Lauge zu waschen. Nach dem Waschen wird in kaltem Wasser ausgegallt, bis die Lauge vollständig entfernt ist. Die Stiderei wird nun auf ein trockenes Tuch, Handtuch oder dergl. gelegt, das aber etwas größer als sie selbst sein muß, und dann derart fest in das Tuch eingerollt, daß das Tuch sich überall zwischen der ausgegallten Stiderei befindet. Man läßt dieselbe nun eine Stunde lang liegen, und nachdem dann das weiße Wasser von dem Tuche aus der Stiderei aufgenommen ist, wird dieselbe mit nicht zu heißem Gifen links halb trocken gebügelt; dann muß sie auf der rechten Seite unter starkem Druck fertig gebügelt werden, bis sie ganz trocken ist. Man veräume ja nicht das Fertigbügeln auf der rechten Seite vorzunehmen; nur hierdurch wird ein glatter, glanzvoller Faden erzielt, während links gebügelte Seiden-Stidereien mattes Aussehen und fast immer unansehnlich aussehende, wellige Stidfäden zeigen.

Glasplatte zum Schutz des Toiletten-Tisches. — Da man uns Leserinnen der Modewelt kaum gönnt, um Erfahrungen oder eigene Erfindungen mitzutheilen, so möchte ich wohl einer Neuheit für den Toiletten-Tisch erwähnen, die sich als sehr praktisch erweist. Nach der Anleitung in dieser Zeitung (Nr. 3 vom 1. Novbr. 1894) hatte ich mir einen reizenden Toiletten-Tisch hergestellt, mit hellem, rosen-gemustertem Sammet-Greyon so schön bezogen, mit Spigen und Schleifen so hübsch geschmückt, daß es mir eigentlich leid that, alle meine Toiletten-Sachen, Kämmen, Bürsten, Radeln etc., auf die empfindliche stoffbezogene Platte zu legen. Auf Anrathen einer Freundin ließ ich mir deshalb vom Glaser eine Glasplatte, 1/2 cm dick, schneiden, die genau auf den Tisch paßt. Der Stoffbezug wird nun natürlich geschützt, und das Blumenmuster kommt doch hübsch zur Geltung durch das Glas. Dosen, Parfümflasken, Schmuckkästchen, die ihren Platz auf der Glasplatte vor dem Stehspiegel finden, sind, um das unangenehme Geräusch beim Hinsetzen zu vermeiden, mit kleinen gehäkelten Deckchen unterlegt. Noch eine andere allerliebste Deckchen-Garnitur fertigte ich aus besticktem Congref-Stoff mit Durchbrucharbeit ringum.

Elisabeth E.

Decke mit marokkanischen Vorten. — Ich habe das Glück, kunstfertige Freunde zu besitzen, die meine Vorliebe für schöne Handarbeiten kennen, mir aus aller Herren Länder die Erzeugnisse geschickter Frauenhände mitbringen. So besaß ich seit längerer Zeit einige Stücken der prächtigen marokkanischen Fledertisch-Stiderei, deren rothe Seide durch das Alter einen wunderbar warmen Ton angenommen hatte. Ein Material, das sich prächtig zur Zusammenstellung mit der Stiderei eignet, fand ich in seegrüner Seidenjammet. Ich schnitt davon vier, je 25 cm große Quadrate und bestickte jedes derselben mit Bäumchen-Figuren über Samet mit rother Seide in Kreuzstich; winzige Goldfäden, in Plein und Bäumchen verstreut, erhöhen die malerische Wirkung. Mit Hilfe von gewebten indischen Vorten, die als einzige Reste von einem kostbaren Empire-Schal meiner Großmutter übrig

geblieben waren, verband ich nun Garreaux und Vorten zu der kleinen Decke. Die Mitte füllt ein 10 cm großes, gleichfalls besticktes Sammet-Garreau, und um meine Freunde an dem Gelingen vollständig zu machen, entbede ich unter alten Schätzen eine merkwürdige Vortenfranze, die in Büscheln von bunter Seide gewebt ist. Diese Büscheln zer schnitt ich zu Quasten, und so bilden sie einen wirkungsvollen Abschluß der Decke. Vielleicht dient diese Anregung mancher Leserin zur Verwerthung oft unscheinbaren Materials!

G. A.

Decorations-Fächer aus Papageien-Federn. — Wenn meine geliebte „Vora“ während der jährlichen Rawer ihr prächtiges Federkleid wechselt, sammle ich jedesmal genug Material, um einen nach indischer Art gefertigten Fächer als eigenartige und stets mit großer Freude begrüßte Handarbeit verschicken zu können. Die Fächerform wird aus doppelter Steif-Gaze 24 cm breit und 18 cm hoch geschnitten. Zwischen dieselbe, ungefähr bis zur Hälfte, schiebt man ein Stück fester Pappe und näht es mit der Gaze zusammen. Als Griff dient ein Rohrstückchen, das oberhalb gespalten wird, um den Fächer hineinschieben zu können; befestigt wird er mit 2 kleinen Nägeln. Die Federn ordnet man ganz nach Geschmack. Die großen kommen natürlich nach oben und werden an den Rielen so angehängt, daß ihre Fahnen etwa handbreit über die Form hinausragen; die kleinen befestigt man mittelst Gummi. Hübsch ist es, wenn die Farben der Federn zu beiden Seiten harmonisiren. Nachdem dann die Rückseite des fertigen Fächers mit grünem Seidenpapier sauber überzogen worden, erhält der Stiel noch ein geschmackvolles Band-Arrangement als Verzierung. Gertrud F.

Tausendköpchen, Thorn. — Schwarzen Chantilly-Spigen giebt man das tiefe Schwarz und die Appretur wieder durch leichtes Ausdrücken in lauem Galleisen-Wasser; danach spült und stärkt man ihn in schwachem Gummiwasser, klopft ihn zwischen Tüchern halb trocken und spannt ihn sorgfältig auf. A. P.

Frau Gerichtsrath N. in M. — Wir bitten um Ihre Adresse.

Verlagsanellen: Theebeker aus gemaltem Porzellan: Kroll u. Wolf, S. Alexanderstr. 93. — Theeglas mit Ridel-Deckel und Griff: G. Meier in Augsburg, Carolinenstr. D. 42. — Kochunterfaß, Garnitur für Toiletten-Räume, J. Ravens Schme, Berlin C, Stralauerstr. 28/29. — Herdpuffer (Preis 1 M. 50 Pf.) und dazu passende Schmirgelplatten (Preis 30 Pf. pr. Duzend): Emil Reußardt, W. Leipzigerstr. 101/102.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Verleichte“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Kachdruck verboten.

Baronin fifi.

Roman von Mary Nisch in Berlin.

Frau Hilbert hatte fast immer Wetterglück bei ihrer großen Wäsche, und die Hausfrauen der Nachbarschaft, Frau Doctor Bröck, Frau Rotar Müller und andere, pflegten sich deshalb streng nach ihr zu richten. Heute aber hatte sie das Vertrauen der Damen schmählich getäuscht. Es zogen Wolken auf. Erst waren es nur kleine zierliche, leicht dahin schwebende weiße Wölkchen, die niemand beachtete. Nach einer Weile aber näherten sich die zierlichen Lämmernchen einander; zwei bildeten plötzlich nur eins, ein drittes schob sich an, sodas mit einem Mal eine richtige, ausgewachsene, dicke Wolke daraus wurde. Und auch die anderen Lämmernchen thaten desgleichen und brachten so Frau Hilbert's Ruf in arge Gefahr.

Diese Dinge, eine große, überichlante Erscheinung, in deren unregelmäßigem, magerem, aber sympathischem Gesicht nur die freundlichen braunen Augen schön waren, stand unter der Ladentür eines hübschen, zweistöckigen Hauses, in dem sich das elegante Modewaren-Geschäft ihres Gatten befand.

Die schmalen Hände nervös reibend, schaute sie links die Straße hinunter.

Herr Hilbert hatte versprochen, pünktlich aus seinem Magazin herauszukommen, um das neue Fräulein vom Bahnhof abzuholen. Nun kam er nicht! Dafür aber strich plötzlich ein heftiger Windstoß daher, der allen Staub der Straße, — und das war nicht wenig, denn es hatte seit Tagen nicht geregnet, — in die Höhe wirbelte und Frau Hilbert in die sorgenvollen Augen trieb.

„O Himmel, die Wäsche!“

Hastig schloß sie die Thür und eilte mit großen Schritten durch den Laden, in dem zwei hübsche Blondinen Nähseide sortirten.

„Es kommt ein Gewitter, Frau Hilbert, nicht wahr?“ fragte die eine, deren blaue Augen schwärmerisch aus dem feinen, blauen Gesicht schauten.

„Ach Gott, ja! Und was für eins! — Ein richtiger Sturm! Helfen Sie mir doch die Wäsche abnehmen, Fräulein Lina!“ rief die Hausfrau zurück, ehe sie durch das hintere Thürchen des Ladens verschwand, das zum Hausflur führte, von dem man in den Hof und über eine gewundene Treppe in die Wohnung gelangen konnte.

Fräulein Lina erhob sich eifertig, solange Frau Hilbert noch sichtbar war; dann aber strügte sie sich mit beiden Armen auf die Stuhllehne und seufzte tief.

„Wenn dieses neue Fräulein nur nicht recht unangenehm ist, Marie!“ sagte sie nachdenklich und seufzte wieder.

„Sie meinen, wenn sie nur nicht recht hübsch ist!“ erwiderte Fräulein Marie, eine sehr zur Fülle neigende junge Dame, mit schalkhaftem Blinzeln.

„Ach, das ist stark! Sie meinen wegen Harter? O, wenn er so wäre, wenn jede, die da ankommt, — nein, Sie sind aber komisch!“ Lina lachte etwas gezwungen und beendigte die Unterhaltung, indem sie schleunigst Frau Hilbert folgte, die auf dem Hof in Gesellschaft der brunnig dreinblickenden Köchin und der beiden Hausmägde die Wäsche von den straff gespannten Seilen zerrte.

„Hei, wie der Wind die großen Laken und Tischtücher peitscht! Wie er sie packt, in die Höhe riß und wie ein Segel auseinander breitet!“

„Es ist gerade zum Weinen!“ seufzte Frau Hilbert, als sie bei einer augenblicklichen Windstille Athem zum Reden fand. Aber schon kam ein neuer, gewaltiger Windstoß, und zugleich fielen die ersten, schweren Regentropfen, denen ein fünfstimmiger Schreckensruf folgte.

„Herunter, rasch herunter!“

In rasender Eile flogen die halbtrockenen, blüthenweißen Wäschestücke in die großen Körbe; ein Seil nach dem anderen leerte sich, und endlich stand Frau Hilbert mit ihren Helferrinnen athemlos und erhört, aber doch zufrieden lächelnd vor dem gethanen Werke.

„Nun rasch hinein damit!“ commandirte sie, einen düsteren, vorwurfsvollen Blick zum Himmel werfend, der in tiefstes Schwarz gebüllt, eben seine Schleusen öffnete.

Sie folgte den Mägden, welche die mächtigen Körbe mühsam in den Flur schleiften, und befahl ihnen, sie sorgsam zu bedecken. Erst als alles in Sicherheit war, kehrte sie in den Laden zurück.

„Ist mein Mann dagewesen?“ fragte sie hastig.

Fräulein Marie sah bequem in ihren Sessel zurückgelehnt, die Füße aufgestützt, und nähete an einer großen Stiderei, die ihren Schoß bedeckte.

Auf Frau Hilbert's Frage schaute sie langsam auf.

„Ob Herr Hilbert dagewesen ist?“ murmelte sie wie geistesabwesend vor sich hin, und erst nach längerem Besinnen erklärte sie, daß der Herr nicht dagewesen sei.

Frau Hilbert riß entsetzt ihre Uhr aus dem kleinen Täschchen.

„Halb sechs! Und um drei Viertel sechs kommt der Zug! Es muß sofort jemand in das Magazin laufen und meinen Mann heraufholen!“

Das „Magazin“, wie man es nannte, war ein zweites Geschäfts-Local, in dem Herr Hilbert zu seinem Special-Vergnügen die feinsten und kostbarsten Pariser Nouveautés hielt; die wurden besonders von den österreichischen Aristokraten gekauft, die fast täglich aus dem nahen Bregenz herüberkamen.

Fräulein Marie schien die Aufforderung ihrer Herrin wieder nicht verstanden zu haben und nähete so eifrig weiter, als hinge ihr Seelenheil davon ab.

Hilfflos wandte sich nun Frau Hilbert an die eben eintretende Lina: „Bitte, laufen Sie doch schnell nach dem Magazin hinunter! Mein Mann soll gleich nach dem Bahnhof gehen! — Sie sind jetzt doch schon nah, da geht es in einem hin!“ fügte sie beruhigend hinzu, als sie Lina einen besorgten Blick auf die Straße werfen sah.

Fräulein Lina hatte Sinn für Logik, und außerdem war sie ein gutes, gefälliges Mädchen. Sie nahm ihren Regenschirm und marschirte, das Kleid hochgeschürzt, in den strömen-

den Regen hinaus, „da sie ja doch schon nah war“. Der Wind ließ sie kaum vorwärts kommen. Es dauerte eine geraume Weile, ehe sie mit der Mittheilung zurückkehrte, daß Herr Hilbert hinunter an den Hasen gegangen sei.

Frau Hilbert zog bei dieser Nachricht ihr gutes Gesicht in strenge Falten und schaute die Fräulein herausfordernd an.

„Dann muß jemand von uns gehen!“

Fräulein Marie hatte einen neuen Anfall von Taubheit. Fräulein Lina aber zeigte mit vorwurfsvoll ausgestrecktem Zeigefinger auf die nasse Spur, die ihr triefender Kopf hinterließ.

„Ich kann wohl hinaufgehen und mich umziehen?“

Die Frage klang so wenig wie eine Frage, daß ein zustimmendes Nicken als Antwort erfolgte.

„Ja doch, ja!“ Mit diesen Fräulein war nie fertig zu werden, nie! Und jetzt kam noch eine neue dazu!

Frau Hilbert wurde nervös. Zitternd vor Ungeduld lief sie mit langen Schritten auf und nieder und trommelte im Vorübergehen mit den Fingern laut auf den Ladentisch. Dann ergriff sie lebhaft eine Schere, betrachtete sie aufmerksam, legte sie wieder hin, nahm eine seidene Luaste, betrachtete auch diese ebenso aufmerksam und trommelte dazwischen wieder auf den Tisch.

Plötzlich stürzte sie an die Thür und riß sie auf.

„Herr Wegner! Gott sei Dank! Lieber Herr Wegner, kommen Sie einen Augenblick herein!“

Ein mittelgroßer, untersepter Herr, in Mitte der Zwanzig, mit dunkeln Haaren und einem hübschen, vollen, lustigen Gesicht, trat ein. Er hatte den Kopf mit hochgeschlagenen und ein Taschentuch über den Hut gebrüht, den er einer sorgsam Prüfung unterzog, ehe er zu sprechen begann.

„Vrr, das ist ein Wetter! Frau Hilbert befehlen? Fräulein Marie, freut mich sehr, Sie zu sehen!“ murmelte er unter dem nassen Schnurrbart hervor, während seine Augen zugleich prüfend über seine zierlichen Stiefeletten flogen, ob sie nicht etwa Schaden gelitten hätten.

Herr Wegner war stets um seinen äußeren Menschen besorgt; er behauptete, die Kleidung beeinflusse auch den Charakter. Glücklicherweise erlaubte ihm sein Portemonnaie diese Anschauung, denn er war ein wohlstuurter junger Mann. Sein Vater besaß in einer thüringischen Stadt außer einer großen Buch- und Kunsthandlung ein renommirtes Verlagsgeschäft, und der einzige Sohn war zugleich der einzige Erbe. Aber schon jetzt sich in dem väterlichen Geschäft zu vergraben, war nicht nach seinem Geschmack; er hatte es vorgezogen, sich erst anderswo umzusehen und nach Herzenslust zu amüsiren. So war er vor einem Jahre auch nach V. gekommen, dessen herrliche Lage am „Schwäbischen Meer“ ihn veranlaßte, bei der großen Buchhandlung von Lorenz Wendler, der mit seinem Vater in Geschäftsverkehr stand, einzutreten.

Die Häuser Hilbert und Wendler lagen neben einander, und da deren Herren vertraute Freunde waren, so verkehrte bald auch Herr Wegner freundschaftlich in dem Nachbarhause.

Beideren Reiz aber hatte für ihn der Hilbert'sche Laden. Im Hintergrund, an den Ladentisch gelehnt, verbrachte er seine freie Zeit damit, dem Verkauf zuzuschauen, mit Frau Hilbert, wenn sie herunterkam, zu plaudern, oder sich mit Fräulein Lina und Fräulein Marie zu janken. Diese beiden Damen wußte er durch seinen überlegenen Sarkasmus, den er allen jungen Mädchen gegenüber zur Schau trug, oft zur Verzweiflung zu bringen. Aber sie freuten sich trotzdem, wenn er kam, da er gegen dieses „infectiore“ Geschlecht überaus dienstfertig war, alle kleinen Besorgungen für sie übernahm und nie zu erziehen pflegte, ohne irgend etwas, ein Buch, eine Nähserie, Blumen oder den Plan zu einem Vergnügen mitzubringen.

„Gott sei Dank!“ hatte Frau Hilbert heute bei seinem Anblick gerufen, und dieses Vertrauen zu seiner Gefälligkeit hatte sie nicht getäuscht. Sie hatte die Schilderung ihrer Noth, daß Fritz, ihr Mann, nicht heimkäme und auch sonst, — Frau Hilbert warf dabei einen sprechenden, möglichst strengen Blick auf Fräulein Marie, — auch sonst niemand sich entschließen könne, zum Bahnhof zu gehen, kaum beendigt, als Herr Wegner schon nach seinem Hut griff.

Das neue Fräulein, ein ganz junges Mädchen, wie Frau Hilbert sagte, allein bei diesem Wetter, fremd und hilflos, eingeschüchert, angstvoll umherirrend, wie ein verirrttes Vögelchen: Herr Wegner war hingerissen.

„In acht Minuten bin ich bei ihr! Entschuldigen Sie, meine Damen!“

Er hüchtete sich und krämpelte in größter Hast den unteren Rand seines Weinleides um.

„Ja, es regnet stark, der reine Wolkenbruch!“ meinte Fräulein Marie, behaglich den Blick nach außen richtend.

„Und da haben Ihnen Ihre zarten Kräfte, holde Bavaria, nicht gestattet, zum Bahnhof zu gehen!“ erwiderte Herr Wegner spöttisch.

Marie wendete anklagend den Kopf zu Frau Hilbert; aber ehe sie etwas entgegenkommen konnte, hatte Herr Wegner bereits seinen Hut und Regenschirm ergriffen, den Laden verlassen und rannte mit fast übernatürlicher Schnelligkeit, — denn der Wind war hinter ihm und schnellte ihn vorwärts, — um die nächste Ecke dem Bahnhof zu.

„Gott sei Dank!“ Frau Hilbert, athmete erleichtert auf.

Bald aber überfiel sie eine neue Umrähe. Was in aller Welt machte ihr Mann am Hasen, bei solchem Wetter? Und er trug gerade heute nicht den dicken Lodenrock! Wäre es nicht rathsam, ihm den Ueberrock nachzuschicken?

Im Zweifel darüber begann Frau Hilbert, wieder auf und ab zu laufen und alle Gegenstände, die ihr dabei zwischen die Finger geriethen, einer zerstreuten Untersuchung zu unterziehen. Diese Angewohnheit pflegte sogar Fräulein Marie, die „Bavaria“, aus ihrer sonst unerschütterlichen Ruhe in eine gewisse Nervosität zu bringen.

Auch jetzt beobachtete sie mit unruhigen Blicken, wie Frau Hilbert erst die kleinen Gewächter der Wage, darauf einen Handspiegel von allen Seiten musterte, den gleich danach eine Schachtel mit Perlmutter-Knöpfen, ein Metermaß, ein Ballen mit Strickwolle und ein Damenhut ablösten.

Fräulein Marie hätte mit Vergnügen zwei Stunden ihres Sonntag-Morgenschlafes gegeben, — ein ungeheures Opfer für sie, die so gern schlief, — wenn sie Frau Hilbert ein einziges

Mal bei diesem anmuthigen Spiele hätte auf die Finger schlagen dürfen. Da dies aber ihre abhängige Stellung verbot, und sie es doch nicht länger mit ansehen konnte, so erhob sie sich rasch, um sich zu entfernen, setzte sich aber ebenso schnell wieder und stellte ihren Fuß auf einen Gegenstand, der mit dumpfem Knack von ihrem Schoße herabgeglitten war.

„Was fiel da?“ fragte Frau Hilbert zerstreut und nahm hintereinander ein Nadelkissen, ein Einschreibebuch und ein Papiermesser in die Hand.

„O, nichts! — Ein Taschentuch!“ erwiderte Fräulein Marie und escamotirte das dicke Leihbibliothek-Buch wieder verstohlen auf ihren Schoß.

Frau Hilbert war zu sehr in Gedanken verfunken, um für das räthselhaft schwere Taschentuch Interesse zu hegen. Sie sah hinaus in den strömenden Regen und horchte auf den Wind, der über den See her kam und in den unheimlichsten Tönen jaulte und pfliff. Als ärgere ihn der Widerstand, so wüthend rüttelte er an den Mauern, daß die Ziegel flogen und die Fensterscheiben klirrten.

Auf der Straße war kein Mensch mehr zu sehen. Alles hatte sich in den Schutz der Häuser geflüchtet.

„Der arme Wegner findet gewiß keinen Wagen!“ seufzte Frau Hilbert angstvoll und öffnete ein wenig die Thür.

Der Regen schlug ihr ins Gesicht, und schon wollte sie wieder zurück, als sie erschreckt inne hielt.

Da kam ja ihr Mann angelassen, ohne Regenschirm, vollständig durchnäßt und erhört vom Laufen!

Es kimmerte sie nun nicht mehr, daß auch sie nass wurde; sie schloß die Thüre hinter sich und ließ ihm einige Schritte entgegen.

„Fritz! Du wirst Dich erkälten!“

Herr Hilbert hatte das zu viel, was seiner Marianne fehlte. Er neigte zur Corpulenz und sah schon jetzt, trotzdem er erst fünfunddreißig Jahre zählte, überaus „stättlich“ aus. Dies kam von dem vielen Table d'hôte-Essen behauptete er, scherzhaft mit den stahlblauen Augen zwinkernd, das er zehn Jahre lang als Reisender für Passementerie hätte über sich ergehen lassen müssen, ehe er in die sparsamen Hände seiner Frau gerieth.

„Du wirst Dir den Tod holen!“ rief Frau Hilbert erschreckt, als sie sah, wie ihr Gatte vor Nässe und Hitze ordentlich dampfte.

Er wuschte erst abwehrend mit der Hand und ließ an ihr vorbei, kehrte aber nach wenigen Schritten wieder um. Die sorgenden, guten Augen seiner Frau, die so erschreckt und enttäuscht die seinen trafen, zogen ihn zurück.

„Komm hier herein!“ sagte er und führte sie in den Hausflur neben dem Laden, während er sich mit dem Taschentuch die Schweiß- und Regentropfen aus dem Gesicht und dem blonden Badenbart wuschte. „Ich will zum Wendler hinüber. Der junge Ginsberg ist in seinem Segelboot draußen auf dem See, ganz allein! Von den Schiffen will keiner hinaus; sie haben ihn alle vorher gewarnt. Es sieht schlimm, sag' ich Dir!“

„Woher weißt Du denn —?“

Die Baronin hat den Jean heraufgeschickt, um zu fragen, ob Wendler ihren Sohn begleitet hätte. Er hörte aber schon von den Schiffen, daß der Baron allein ist. Die Baronin soll ganz rabiat sein vor Angst. — Wendler, Lorenz! ... Ge! Warr' mal!“

Herr Hilbert stürzte hinaus und winkte einem Herrn zu, der aus dem benachbarten Buchladen trat und seinen Regenschirm aufspannte. Mit zwei Säpen sprang Hilbert hinüber, sprach heftig gestikulirend auf den Herrn ein, worauf dieser in seinen Laden hineinlief, gleich darauf, mit einem großen Feldstecher bewaffnet, wieder zurückkehrte und mit solchen Niesenschritten die Straße hinab gegen den Hasen zu rannte, daß ihm Herr Hilbert kaum folgen konnte.

Seine Gattin schaute ihnen verblüfft nach. Sie wußte wohl, warum ihr Nachbar, Herr Lorenz Wendler, es so eilig hatte. Der erste Mensch war ja immer außer Rand und Band, wenn es sich um die Ginsbergs handelte. Wenn er nur keine Dummheiten machte am Hasen und sich in Gefahr brachte, oder etwa gar ihren Fritz dazu verleitete!

Von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, lief Frau Hilbert durch den Hausflur, die drei Stiegen hinauf in eine kleine Bodenlammer, die als Aufbewahrungsort für ausgerangte Waren diente. Durch ein kleines Dachfensterchen konnte man hier bei gutem Wetter den Hasen überschauen. Mit Lebensgefahr kletterte sie auf eine hohe Kiste; aber vergebens lugte sie hinaus. Nichts war zu sehen, alles grau, — Himmel, See, Hasen nicht von einander zu unterscheiden!

Seufzend stieg sie wieder hinunter. Welch ein Wetter! Wenn diesem Herbst von Ginsberg ein Unglück zustiehe, — bei einem so wilden Menschen lag die Möglichkeit nahe, — was würde dann aus der alten Baronin und ihrer Tochter, der stolzen Baroness Fifi? Daß sie bis über die Ohren verschuldet waren, wußte man nicht nur in den Kreisen der Aristokratie. Es wurde bereits erzählt, daß der junge Baron sich deshalb nächstens mit einer bürgerlichen Millionärin verloben würde.

Frau Hilbert vertiefte sich in diese Gedanken, wobei sie in Ermangelung anderer Gegenstände ihre Hände musterte, bis das Fenster bedenklich klirrte. Jetzt erst sah sie, daß der Wind mit wildem Pfeifen ganze Wassermassen hereinjohleuderte, und sie beeilte sich, die Luke zu schließen. Noch einmal schaute sie durch das trübe Glas und schlug ein Kreuz für die, die „draußen“ waren, worauf sie seufzend und fröstelnd den ungemüthlichen Raum verließ.

Im Laden war unterdessen Herr Wegner in Begleitung des glücklich heimgebrachten neuen Fräuleins angekommen. Beide patztnah, da natürlich, wie immer in solchen Fällen, weit und breit kein Wagen aufzutreiben gewesen.

Marie hatte sich erhoben, scheinbar um der jungen Dame beim Ablegen behülflich zu sein, in Wahrheit aber, um sie recht genau zu mustern. Die Angekommene schritt aber gelassen an ihr vorbei, marschirte durch den Laden, bis zu dem künstlichen Erker, den Herr Hilbert für seine Frau hatte hergerichtet, ließ sich dort in dem bequemen Lehnstuhl nieder, zog ein Taschentuch hervor, schlug den rechten Reifschleier zurück und begann herzbrechend zu schluchzen.



Corio-Toilette. — Beschreibung siehe Seite 83.

„Herrje!“ sagte Fräulein Marie verblüfft und schaute fragend Herr Wegner an, der seinerseits recht hilflos dreinschaute.

In diesem kritischen Augenblick kam glücklicherweise Frau Gilbert zurück, die sich ganz erschrocken über die Weinende beugte und in dem guten, mütterlichen Tone, der bei ihrem steifen, würdevollen Wesen überraschte, mit ihr zu sprechen begann: „Sie sind Fräulein Betty, nicht wahr?“

Die junge Dame nickte, wischte sich die Thränen aus dem Gesicht und erhob sich ungestüm.

„Ich will gleich wieder fort!“ stieß sie, noch ein wenig schluchzend, hervor und langte nach ihrer kleinen Handtasche.

„Fort?“

„Ja, ich habe schon genug hier!“

„Aber Fräulein!“

„Es gefällt mir hier nicht!“

„Aber, mein Gott, warum denn?“ fragte Frau Gilbert erstaunt und schaute Herrn Wegner an.

Dieser lächelte gezwungen und sah gar nicht so geschickt aus, wie sonst.

„Gefällt Ihnen unser Geschäft nicht?“ fuhr sie, ein wenig verlezt, fort.

Fräulein Betty hob den gesenkten Kopf und überflog mit den lebhaften braunen Augen die langen Reihen offener Stelagen, die hohen Glasschränke, das hübsche Arrangement von Blattpflanzen, Hauteuils und Spiegeln nächst der Thür, das dem Raum alles Nüchterne und Geschäftsmäßige nahm und

dafür etwas Gemüthliches und Wohlliches gab; dann schüttelte sie lebhaft den hübschen Kopf.

„O nein, hier ist es sehr nett!“ Mit einem raschen Blick in Frau Gilbert's gutes Gesicht fügte sie verlegen lächelnd hinzu: „Darf ich jetzt in mein Zimmer gehen?“

„Na, Gott sei Dank!“ Herr Wegner plagte mit diesem Ausruf heraus, um sofort wieder zu verstummen, als die launische junge Dame ihn hochmüthig von oben bis unten maß und, ohne sich von ihm zu verabschieden, mit Frau Gilbert den Laden verließ. Herr Wegner schlich sich, vielleicht um Fräulein Marie's Fragen zu entgehen, hierauf ebenso eifertig und sichtlich verlegen davon.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Nach einmal der „Kinderverein“. — Obgleich ich mich sehr gut in die Gedanken der wohlmeinenden Einsenderin (siehe die Nr. vom 13/10 95) versetzen kann und verstehe, daß sie die Jugend mehr zu allgemeiner Menschenliebe angeleitet wissen möchte, so hat doch dieser „Kinderverein“, wie jedes Ding, seine zwei Seiten. Durch derartige Vereine wird man allerdings erreichen, daß die Kinder mehr bewußt das Gute thun; nur liegt zugleich die Gefahr nahe, daß Selbstgerechtigkeit und ein unkindlicher Geist Platz greifen. Wie betrübend, wenn die kleinen Mitglieder, Brüderchen und Schwesterchen, etwa beim Nachtgebet ausrechneten, welches von ihnen die meisten gütigen Handlungen gethan hätte! Weshalb überdies so künstliche Mittel anwenden, wenn wir Eltern es in der Hand haben, durch tägliche Selbsterziehung vor Gott unsern Kindern ein besseres Beispiel zu werden und ohne viel Reden die jungen Seelen durch die Macht unseres Einflusses und Vorbildes dahin zu bringen, daß sie selbst das Gute wählen? Kinder, die von klein auf lernen, daß sie Gottes Kinder sind und ihm zur Ehre leben sollen, brauchen keinen anderen Verein, als jenen, in dem alle aufrichtigen, selbstlosen Christen ohnehin leben. Nach meiner Meinung ist es pädagogisch weniger richtig, das Kind auf ein oder zwei gute Werke des Tages aufmerksam und stolz zu machen, als daß man es darauf hinweise, wie nöthig es sei, alle schlimmen Eigenschaften des Charakters einzuschränken. Wenn die Kleinen sehen, daß es den Erwachsenen trotz aller sonstigen Sparsamkeit stets eine Freude ist, nicht nur den Freunden des Hauses, sondern auch den Bedürftigen oder Fernerlehrenden Gutes und Erfreuliches mitzutheilen, so wird ihnen das Nachahmen bald zur Lust werden. Diese Art und Weise der Gewöhnung hat auch noch den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß die Kinder nicht jedesmal glauben, etwas Besonderes gethan zu haben. Je einfacher und stiller, je selbstverständlicher solche Liebeswerke geschehen, um so werthvoller sind sie, und um so eher werden sie Frucht bringen. Das Beste, was wir Mütter unsern Kindern geben können, ist ein hülfsbereites und — demüthiges Herz. „Lasset die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.“ Eine Mutter.



Bilderrahmen als Osterei.

Kinderverein. — Seit einigen Jahren besteht in Deutschland ein solcher nach englischem Muster, unter Leitung des Herrn Pastor Etting, Berlin N, Littenstr. 147, III (früher Pastor an der St. Georgs-Kirche in London).

Frau M. Br.

Gesundheits- und Körperpflege.

Frauengeundheit und Frauenleiden. — Ärztlicher Berath für gebildete Frauen und Mütter von Dr. med. N. Arnoldi, prakt. Arzt. (Düsseldorf, Verlag von G. Vofsius.) Preis geb. 3 M., broch. 2 M.

Das ist wirklich einmal ein treffliches Buch, mit vorzüglichem Inhalt in vorzüglicher Form und würdiger Ausstattung! Die Gesundheitspflege unserer Tage setzt, wie der Verfasser mit Recht sagt, „an Stelle dumpfer Unterwerfung unter die Lebensbedingungen deren systematische Besserung“. Die Gesundheit aber will gelebt sein, will tagtäglich wieder verdient sein durch eine vernünftige Gesundheitspflege. Unser ärztlicher Berath will der deutschen Frau die Kunst eines gesunden langen Lebens lehren und will der deutschen Mutter helfen, ihre Kinder, besonders die Töchter, so zu erziehen, daß sie selbst wieder echte deutsche Frauen und starke Mütter einer zu immer höherer Entwicklung aufstrebenden Blüthe unseres Volkes werden, und er findet mit Recht in diesem Ziel eine nationale und sociale Bedeutung von höchster Wichtigkeit. Nach einer kurzen Einleitung über die kulturgeschichtliche Bedeutung des Weibes und das sociale Problem der Frauenfrage nach dem heutigen Standpunkt der wissenschaftlichen Forschung, begleitet der Verfasser das Weib von frühesten Kindheit bis zum höchsten Alter, zeigt überall die Gefahren, die der Gesundheit drohen, und weist auf die Mittel und Wege hin, nicht bloß diese Gefahren zu vermeiden, sondern auch die Gesundheit, und damit zugleich die Schönheit zu erhalten. So sehen wir in bestem Sinne praktisch belehrend und in unterhaltender Form die Gesundheitspflege des Kindes, des Weibes und der Matrone vor uns entwickelt, und im Schluß-Kapitel auch derjenigen beratend gedacht, die aus irgend einem Grunde nicht dazu kommen, zu heirathen. Wir sind überzeugt, daß keine gebildete Frau, die dies kleine, aber doch so inhaltsreiche Buch zur Hand nimmt, es unbefriedigt bei Seite legen, sondern es lesen und wieder lesen und als ständigen Berath zur Hand nehmen wird. Wir wünschen aber auch dringend, daß Ehemänner und Väter sich mit seinem Inhalt vertraut machen, damit sie ihrer Pflichten gerecht und geschickt werden, für der Ihrigen und ihr eigenes Glück danernd und zuverlässig zu sorgen! Wir begleiten das treffliche Buch des sachkundigen und darstellungsgewandten Verfassers mit unsern allerbesten Wünschen.

Dr. Fr. Dornblüth.

M. D. A. V., Langjährige Abonnentin (7). — Aus dem Leserkreise sind folgende Adressen von Nerven-Heilanstalten zugegangen: Villa Dabehn in Mautenburg a. S., Ludwig-Rudolfstr. 15; Borst. Zsl. Siegburg und Zsl. v. Löwentern,

— die Heilanstalt von Dr. Pelizaeus in Eubrode a. S., — die Anstalt von Dr. Georg Fischer in Konstanz am Bodensee. — Von verschiedenen Seiten wird die Nerven-Heilanstalt des Dr. Bahmann, Weißer Hirsch bei Dresden, empfohlen. D. Red.



Bilderrahmen als Osterei. — Ein zum Osterfest geeigneter Scherz und zugleich eine hübsche Gelegenheit, seinen Freunden die eigene Photographie oder die eines kleinen Lieblings zu überreichen, ist der leicht herzustellende Bilderrahmen in Eiform. Man läßt sich denselben vom Buchbinder aus gewöhnlicher weißer Holzpappe in der Höhe von ungefähr 30 cm zu 22 cm Breite herstellen. Die hintere Deckwand muß die entsprechende Größe für eine Cabinet-Photographie haben. Nun beklebt man den Papprahmen mit dünnem weißem Malpapier, das auch die Teufung für das Bild zudeckt, hier aber vom Klebstoff frei bleibt, und verzert die Vorderseite, nachdem das Papier auf der Pappe gut festgetrocknet, mit Blüthenzweigen, Gräsern und Holmen in Aquarell-Malerei. Dann ritzt man die Papierfläche über dem Ausschnitt des Rahmens mit scharfem Messer unregelmäßig strahlenförmig ein, Sprünge in der Eierschale nachahmend und steckt jetzt erst die Photographie dahinter. Des Empfängers Sache wird es sein, die „Sprünge“ in der Eierschale zu vergrößern, indem er das eingeritzte Papier ganz löst und so weit zurückbiegt, daß das Bild sichtbar wird. Als Wegweiser ist der Gabe der folgende kleine Vers beigegeben:

Zum Osterfest ein großes Ei?
Doch sieh, — o weh! — es ist entzwei,
Und vor dem großen, großen Knick
Schreck' ängstlich bebend ich zurück. —
Nun bleibt der Inhalt nur noch mein
Und ganz behutsam bring' ich ein:
Da seh' ich dann vor meinen Blicken
Ein wohlbekanntes „kleines Küden“! A. v. W.

Verschiedene Ostergaben und -Scherze. — Das Ei, als althergebrachtes Oster-Symbol, wird geschickten Händen immer willkommenen Anlaß zu allerlei Scherz-Verzierungen bieten, und fröhliche Gebehalte bethätigt sich in dieser Festzeit gern durch eigene kleine Werke, bei denen sich der Phantasie ein weites Spielraum eröffnet. Anregung zur Ausführung neuer Ideen dürfte daher für Groß und Klein unseres Leserkreises von Interesse sein. Von Kinderhänden leicht herzustellen, wären zunächst die in bekannter Weise bunt gefärbten, aber mit Hinzufügung von Figuren-Abdrücken geschmückten Ostereier zu nennen. Man belegt die gewaschenen Eier hierfür mit frischen, zartgefiederten Blättern oder mit kleinen, ausgehauenen Papier-Silhouetten, näht sie in Mull fest ein und legt sie in die lauwarme Farblösung, worin sie 20 Minuten kochen und dann erkalten müssen. Sind Umhüllung, Mäntel und Figuren danach vorsichtig abgelöst, so zeigen sich deren Formen in zarter Abtönung. Ueberpinseln mit Copal-Lack giebt den Eiern Glanz. Mehr Geschicklichkeit und auch Farbeninn erfordern die buntglitzernden Eier mit Glimmer-Verzierung, deren vorgezeichnete Figuren, zusammenhängende Sterne, Dreiecke, Kreise, jede einzeln mit flüssigem Leim genau innerhalb ihrer Contouren mittelst feinem Pinsel zu bestreichen und dann sofort mit Glimmer zu bestreuen sind. Ist eine Figur trocken, so wird die nächste mit einer anderen Glimmerfarbe fertiggestellt, und so fort, bis das ganze Ei in harmonischem Farbenwechsel mit Gold-, Silber-, Kupfer-, Smaragd-, Amethyst- und Artis-Glimmer bedeckt ist. In gleicher Weise stellt man vorgezeichnete Monogramme mit zwei Farben Glimmer her; als einzige Verzierung nehmen sie sich sehr hübsch auf dem weißen Ei aus. Eine andere Bekleidung für Hühner- und Taubeneier sind Hülsen von buntem Seidenpapier, die, in den entsprechenden Farben und in der Form möglichst naturgetreu gehalten, allerlei Früchte darstellen. Für Himbeeren, Erdbeeren, Pflaumen sind Taubeneier in rothes, rosa, dunkelblaues Papier fest und knapp einzudrehen und mit Deckblättern und stroh gedrehtem Stiel aus



Allerlei Ostereier.

grünem Papier zu belegen. Rabieschen werden mit rothem Papier und grünem Blätterbüschel hergestellt (siehe die Bonbon-Rabieschen in der Nr. vom 1. Jan. 95). Für den Humor an fröhlicher Tafelrunde sorgt die neue, originelle Idee, in Eierbechern hart gekochte

Eier zu serviren, die nach dem Kochen als Köpfe mit dem verschiedensten Gesichtsausdruck bemalt (in Wasserfarben direct auf das Ei) und mit humoristischen Kopfbedeckungen von Seidenpapier oder Stoff bedeckt werden. Unsere kleinen Darstellungen zeigen den phlegmatischen Chinesen mit langem Seidenzopf und rother Kappe, die lomische Alte mit ihrem vorfünftüthlichen „Bibi“ in den himmelstreichendsten Farben, daneben ein kokettes Badfischchen unter einem zart rosa Hut mit mattblauen Schleißen und ein süßes Baby-Köpfchen, das eine langohrige Hasenkappe aus weißem Flanell deckt; sie mögen hier nur als Beispiele für weitere Ausführungen gelten. — Zu einer hübschen Ostergabe gestaltet sich eine von Hasen getragene Sänfte, deren Bestimmung es ist, süße und duftende Ostergrüße vereint zu übermitteln. Zur Ausführung der Sänfte wird ein kleiner, vieredriger Carton mit einer reichgefalteten Hülle von rosa Krepp-Papier pompadourartig umgeben; zwei feine Längsstäbe, ebenfalls mit rosa Krepp-Papier und darüber mit silbernem Kraus-gepinnt umwunden, bilden, zu beiden Seiten des Cartons befestigt, die Trageklangen. Vier andere, in derselben Weise bekleidete Stäbchen, die an den vier Carton-Ecken aufwärts stehen und oben kreuzweise mit Draht verbunden sind, tragen den Baldachin, der aus Krepp-Papier mit breit herabfallendem Volant gefertigt und an seinen vier Ecken von rosa Pompons gehalten wird. Der Carton, zu dessen weiterem Schmuck vier rosa Atlaschleifen dienen, birgt in grünem Moos duftige Blüthen und Gräser, während die beiden rosa beschleiften Häslein, als Sänfenträger die süßen Ostergrüßen mit sich führend, einen „fröhlichen Ostergruß“ überbringen.

Färben der Ostereier in Rußland. — Schon gleich nach Weihnachten haben wir als Kinder Umschau gehalten, ob in Mütterdiens Hütchen wohl alte bunte Seidenlappchen, Reste, unbrauchbarer Bänder, sowie grellfarbige bunte Wollfäden vorhanden waren. Diese rupften wir alle aus und legten die Fäden in einen dazu bestimmten Kasten. Je mehr und je bunter die Seidenfäden sind, desto schöner später die Farbewirkung auf den Eiern. Das Färben derselben geschieht folgendermaßen: Die rohen Eier unwidelt man mit der ausgezapften Charpie, sodas jeder Theil bedeckt ist, schlägt dann jedes in weiße Leinen- oder Baumwolllappchen und unwidelt es fest mit Zwirn oder einem dünnen Bindfaden. Die Packetchen werden nun in heißes Wasser gelegt und 10 bis 15 Minuten gekocht; nach dem Auswickeln sind die Eier vollkommen marmorirt. Man kann auch aus Papier geschnittene Figuren oder Buchstaben vor der Charpie dem Ei auflegen, die Buchstaben dann mit derselben bedecken und weiter wie oben verfahren. Die Papiere sind nach dem Kochen gleichfalls abzunehmen;



Hasen als Sänfenträger.

die Figur erscheint dann weiß auf marmorirtem Grunde. Dies Verfahren ist in Rußland fast ausschließlich angewendet, da man ganz sicher dabei ist, daß die Kinder keine giftigen Farben in die Hände bekommen.

Blumenständer als Ostergabe. — Man unwidelt drei Stricknadeln so dicht mit rother Seide, daß bloß die Spitzen frei bleiben und faßt sie über Kreuz in der Mitte mit je einem Schleißen zusammen. Dann befestigt man eine Eierschale, oben zierlich ausgebrochen und mit rother Seide umhüllt, mit einem Schleißen an den drei oberen Enden der Nadeln und füllt sie mit einem Frühlingssträußchen aus frischen Blumen.

Ostereier als Sparbüchse. — Ein Ostereier, wie er überall zu kaufen ist, bekommt einen kleinen Tragkorb auf den Rücken. Derselbe wird mit Moos gefüllt, aus dem man ein ausgeblasenes bronzirtes Ei zur Hälfte herausbläuen läßt. In dieses hat man vorher vorsichtig oben einen Einschnitt gemacht, so groß, daß gerade ein Pennig hindurch kann. Als Verzierung erhält das Ei die Aufschrift: „Wer den Pennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth.“ B. F.

Stechnadel-Schale aus einem halben Enten. — Einen Ständer mit Schälchen fertigt man wie folgt: Ein recht großes Entenei wird der Länge nach halbiert; die eine Hälfte bronzirt man und verzert sie mit Streublümchen. (Des Malens Unkundige können auch keine Abziehbilder nehmen.) Nun werden vier dünne Lannenzweige, etwa 15 cm lang, von denen man die Nadeln entfernte, mit grüner Bronze bemalt und zu zweien gekreuzt, die Kruppen nach oben. Zwischen diesen zwei

Ständern befestigt man die Schale mittelst ganz dünner grüner Seidenschur und schmückt das Ganze noch beliebig mit schmalem Bandschleifen aus.

Fürs Haus.

Berschiedene Eierbecher. — Oftern ist die Zeit der Eier; Chocolate, Zuder und Marzipan müssen in dieser Form als Vorkesseln für die Kleinen in die Welt wandern. Aber auch für frische Eier ist jetzt eine reiche Erntezeit. Häufiger als sonst während des Jahres sieht man auf der Frühstückst- und Abendtisch reichgefüllte Schalen mit frischgekochten Eiern und daneben die unentbehrlichen Eierbecher ihrer Dienste warten. Die Industrie bietet



Ei-Service aus matten Silber.



Ei-Service aus Nidel.

immer Neues. Längst hat man die Zerbrechlichkeit der Porzellanbecher unangenehm empfunden, aber erst mit dem allgemein in Aufnahme gekommenen

Nidelaescher sind auch allerliebste kleine Ei-Service aus diesem Metall in den Handel gebracht, die in zierlicher Ausführung, aber glücklicherweise nicht in Kostbarkeit mit den silbernen wetteifern. Das Ei-Service für eine Person trägt auf einem handlichen runden Metall-Untersatz mit Handgriff und Augenschildchen einen Becher nebst Salzfaß und Pöffel; eine Vertiefung nimmt das zweite Ei auf. Sehr viel kostspieliger, — mehr zu Geschenken, besonders für Pathentinder, geeignet, — erscheint ein anderes Ei-Service aus matten Silber. Ein plüschgefülltes Kästchen enthält den Becher, der in Form einer oben zackig ausgebrochenen Gierchale auf drei kreuzweise verbundenen Baumzweigen aus massivem Silber ruht. Das Pöffchen, um dessen zweigartig geformten Stiel sich eine Schlange windet, ist ganz aus Silber und innen verguldet. — Sehr beliebt sind jetzt Eierlöffel aus Perlmutter, die den Vorzug haben, beim Gebrauch nicht anzulaufen. Daneben bedient man sich nach wie vor der beinernen und Porzellan-Pöffchen, von denen ersteren, der Haltbarkeit wegen, der Vorzug einzuräumen ist.

Küche.

Gründonnerstags-Suppe (besonders für Vegetarier). — Man kochte reichlich Wurzelwerk und Porree eine Stunde lang in 3 Liter Wasser und feibe es durch, dämpfe dann drei Eßlöffel Mehl in 60 g Butter hellgelb, rühre es mit der Brühe an und bringe es wieder auf das Feuer. Wenn es kocht, füge man Spinat und Sauerampfer-Blätter, Petersilie, Korbil, jungen Salat, Portulak und ein wenig Schnittlauch, alles fein gehackt und im ganzen drei Eßlöffel voll, hinzu, sowie eine ebenfalls fein gehackte Chalotte, Salz und etwas Muskatnuß, lasse die Suppe aufkochen, legire sie mit drei Eidottern, die man mit drei Eßlöffeln süßen Rahmes verflocht hat, und richte die Suppe nun über in Butter geöstete Weißbrod-Würfel an. — Hat man vielleicht ein und anderes von dem Grün nicht, so nehme man etwas mehr von dem übrigen, aber dem Volksglauben nach muß man, um das ganze Jahr lang gesund zu bleiben, am Gründonnerstag siebenverlei Grün essen.

Feine Gerichte für die Oftertafel. — 1. Morschelbrühe und englische Zungen-Tosast; 2. Gefüllte Puteneier; 3. Parma-Pastetchen; 4. Zander-Filetts mit Champignons; 5. Gefüllte Aubergines; 6. Gedämpfter Rehzimmer mit Hummern; 7. Fasan à la Brillat-Savarin, Compot, Salat; 8. Ananas-Crème in Marzipan-Croustade; 9. Käsefängen. — Morschelbrühe: (Je nachdem es sich um ein Frühstück oder Mittagessen handelt, servirt man dieselbe in Tassen oder auf Tellern.) Gereinigte und in Scheiben geschnittene Morscheln dünstet man mit gehackter Petersilie in Butter weich, füllt kräftige Fleisch- oder Hühnerbrühe darauf, läßt sie einige Zeit damit kochen, gießt sie durch ein Sieb und legirt die Brühe mit einigen Eigelben. — Gefüllte Puteneier: Von 6 hartgekochten, geschälten Puteneiern schneidet man die stumpfen Spitzen soweit ab, daß die Eidotter herausgenommen werden können; nun legt man die ausgehöhlten Weifeier kurze Zeit in eine Marinade von Essig, Del, Pfeffer und Salz, bereitet eine Farce aus den mit 60 g Butter zerriebenen Eidottern, 2 frischen Eigelben, einem halben, in Milch geweichten Weißbrod, 2 fein gehackten Sardellen, etwas Pfeffer und Salz, füllt die Eier damit, stellt sie aufrecht in eine Remoulade-Sauce und garnirt die Schüssel mit Krebschwänzen, Capern, Sardellen und Champignons. — Parma-Pastetchen: 50 g Mehl werden mit 1/2 l Sahne klar gerührt und mit 50 g Butter unter stetem Rühren aufgekocht, hierauf mit 100 g geriebenem Parmesan- und ebensoviele Schweizertäse gemischt und nochmals aufgekocht. Unter die noch ziemlich heiße Masse werden 5 Eigelb, etwas Salz, Capern-Pfeffer und ein wenig Zucker gerührt, dann füllt man sie in kleine Pastetenformen von Porzellan, läßt sie 10 bis 15 Minuten im Ofen backen und stellt sie auf einem Rechaud auf die Tafel, wo sie sich leicht halten, ohne zu-

sammen zu fallen. — Zander-Filetts mit Champignons: Ein großer, aus Haut und Gräten gelöster Zander wird in Scheiben zerlegt und mit Zitronensaft, Salz und weichem Pfeffer eine Stunde marinirt. Inzwischen schneidet man 15 Champignons, einige Chalotten und etwas Petersilie, alles fein gehackt, in Butter, legt die Filetts hinein, gießt 1 Glas Weißwein und die Marinade hinzu und dünstet den Fisch darin gar. Danach verkocht man die Sauce mit etwas brauner Coulis, schärft sie mit Sardellenbutter ab und servirt sie mit kleinen, in Butter und Zitronensaft weich gedünsteten Champignons über die Zander-Filetts. — Gefüllte Aubergines: Die violetten Eierfrüchte, denen man den Vorzug vor den weißen und rötlichen giebt, werden halbiert und ausgehöhlt; das Fleisch wird mit 2 Chalotten, 10 Champignons und etwas Petersilie fein gehackt, mit in Milch geweichter Semmel, etwas zerlassener Butter, Pfeffer und Salz gemischt und diese Farce in die ausgehöhlten Früchte erhaben gefüllt. Dann stellt man sie in zerlassene Butter, gießt kräftige Fleischbrühe daran und dünstet sie auf gelindem Feuer unter einem Kohlenbedeckel weich. — Gedämpfter Rehzimmer mit Hummern: Die fein zerstoßenen Fische, sowie die Schalen der Scheren und Schwänze von drei Hummern läßt man mit 250 g Butter auf mäßigem Feuer dämpfen, gießt nach und nach 1/2 l kräftige Fleischbrühe hinzu und gießt sie durch ein Sieb. Inzwischen belegt man den Boden einer länglichen Deckelpfanne mit Speckscheiben, legt den gespickten Rehrücken hinein, gießt die Hummerbrühe, 1/2 l Sahne und 1/4 l Rothwein darüber, gießt Wurzelwerk hinzu und deckt den festschließenden Deckel darauf. Nun läßt man den Zimmer unberührt 4-5 Stunden im Bratofen dämpfen, gießt danach die Sauce durch ein Sieb, verkocht sie feimig und giebt das in kleine Stücke zerlegte Hummerfleisch hinein, servirt den tranckirten Rehzimmer damit und garnirt ihn mit silbernen Spießen, auf die in Rothwein gedämpfte Morscheln gezogen sind, und mit frischen Stechpalmen-Zweigen. — Fasan à la Brillat-Savarin: Sobald ein gut abgelegener Fasan den richtigen Grad eines feinen Hautgoldes erlangt hat, wird er gerupft, ausgenommen, sorgfältig mit dünnen Speckschäden durchgezogen und mit einer feinen Farce gefüllt. Hierzu wird das ausgehöhlte Fleisch (125 g) von zwei Schnepfen mit gedämpftem Rindermark zerhackt und mit geschabtem Speck, Salz, Pfeffer, feinen Kräutern und einigen Trüffeln vermischt. Die Eingeweide und Lebern der Schnepfen verrührt man mit zwei Trüffeln, einer Sardelle, etwas geschabtem Speck und einem Stück frischer Butter zu einer anderen Farce, bestreicht damit gleichmäßig eine lange, geröstete Weißbrod-Scheibe und legt sie unter den mit Speckscheiben und einem gebutterten Papier leicht umbundenen Fasan, sodas sie mit dem ganzen Saft betränfelt wird, der während des Bratens am Spieß von dem Fasan abfließt. Mit Pomeranzen garnirt, servirt man ihn und reicht Pfirsich-Compot und Burgunder dazu. — Ananas-Crème in Marzipan-Croustade: Eine feine Marzipan-Masse, wie sie jedes Kochbuch lehrt, wird mit Hälfte von Puderzucker zu einer nicht zu dünnen, runden Platte ausgerollt, eine tiefe, glatte, mit Mandelöl ausgeglichene Croustade-Form damit ausgelegt und mehrere Stunden in einem ziemlich ausgekühlten Ofen zum Trocknen gestellt. Sobald die Marzipan-Croustade ganz fest geworden ist, hebt man sie vorsichtig aus der Form heraus auf eine Schüssel und füllt sie mit folgender Crème: Eine geschälte und auf einem Reibeisen geriebene Ananas wird mit einer halben Tasse Wasser, in welchem die Schalen ausgekocht wurden, und mit 250 g feinem Zucker gemischt und einige Minuten gekocht. Diesen durch ein Sieb passirten Brei verrührt man mit 35 g aufgelöster Gelatine und nach einigem Verköhlen mit 1 l feisgehaltener Sahne, füllt die Crème in die Croustade und garnirt einen Rand von Macronen darauf.

Ofterzeit-Speise. — Man läßt eine Viertel-Stange Vanille in 1/2 l Milch auf dem Feuer ausziehen, rührt 25 g abgeschälte, fein gestohene, süße Mandeln und Zucker nach Geschmack, etwa 30 g, und 30 g weiche, in etwas Wasser aufgelöste Gelatine darunter. Diese Flüssigkeit läßt man aufkochen; vom Feuer genommen, rührt man noch eine Weile und schüttet sie nun in Eierbecher, die mit Wasser ausgepült werden; dann stellt man sie zum schnellen Steifwerden möglichst kalt.

Jetzt bereitet man rothen Wein-Gelée in folgender Art: Man läßt die Schale einer Citrone in einer Flasche weißem Wein ausziehen und 200 g Stücken Zucker darin schmelzen. Nun löst man 60 g rothe Gelatine in etwas heißem Wasser auf, rührt sie mit dem Saft der Citrone unter dem Wein und läßt ihn erkalten, aber nicht steif werden, setzt die Hälfte der Eier in eine enge Krystall-Schale, füllt reichlich die Hälfte des Gelée darüber und läßt sie vollständig kalt werden.

Hierauf stellt man den Rest der Eier darauf, füllt die erwärmte Wein-Gelée darüber, aber nur so hoch, daß die Spitzen der Eier heraussehen, und läßt die Speise vollständig erkalten.

Binnereinrichtung.

Lampen-Cylinder als Blumen-Vase.

Der Geburtstag hat meinen langersehnten Wunsch erfüllt und mir einen großen, erkerartigen Fenstertritt beschert. Von einer Palme beschattet, stehen dort mein Kästisch, ein Phantastie-Stühlchen, bequeme Hocker und ein Bierfränkchen; reizende Wandteller, sowie allerlei Rippstücken tragen dazu bei, das Plätzchen einladend und zum allgemeinen gemüthlichen Lieblingsaufenthalt zu machen. Meine größte Freude besteht darin, das Gächchen durch kleine, selbstgefertigte Gegenstände zu verschönern. So stellte ich kürzlich mit wenig Kosten eine zierliche Vase her, die, mit Blumen gefüllt, einen gar hübschen Schmuck abgiebt. Man umwindet einen gewöhnlichen Lampen-Cylinder kreuzweise von unten nach oben mit ein- oder zweifarbigem, 1 1/2 cm breitem Seidenband (ich wählte zartgrün und rosa) und vereinigt es oben in zierlicher Schleife. Letztere wird an einem um die obere Rundung geschlungenen Stüchchen Band befestigt. Nun schneidet man zwei Bogen Seidenpapier, in den Farben des Bandes, zum Quadrat (40 cm), und kreppelt es in der bekannten Art, indem man es in der Mitte faßt und mehrere Male durch die Hand zieht. Die zwei so erhaltenen Tüten steckt



Lampen-Cylinder als Blumen-Vase.

man ineinander (rosa innen, grün außen) und stellt den Fuß des Cylinders hinein. Um den Ansaß windet man eine rosa Schleife. Die Spitzen des Krepp-Papiers werden leicht auseinander gebogen und die Vase mit künstlichen Blumen gefüllt. Sehr hübsch wirken u. a. Iris oder Nelken, die ich nach dem Extra-Blatt Nr. 52 herstellte. Dorita.

Frau Marie S., Dorpat. — Das neueste Bild der Königin Luise mit dem Prinzen Wilhelm als blondblondigen Knaben an der Hand ist von Professor G. Biermann gemalt und zwar nach authentischen Gemälden und Bildwerken, was ihm anderen Reproduktionen gegenüber doppelten Werth verleiht. In all dem Vortrieb, von dem die Zeitgenossen berichten, aber auch in aller feingliedigen Würde hat der Künstler die hohe Duldnerin wiedergegeben. Die Kunstakademie von G. Heuer u. Strause, Berlin W., bietet das schöne Bild in vollendeter Kupferätzung, 69 zu 96 cm Blattgröße auf China-Papier, zum Preise von nur 15 Mark. Eine Kunstfreundin.

Abonnentin aus der Hanjastadt. — Das Holzwerk an Rococo-Möbeln ist entweder weiß oder elfenbeinfarben lackirt und mit farbigem Rand verziert, oder helles italienisches Kufbaum, beides mit hellen, ein- oder mehrfarbigen Bezügen. Schwarze, geschweifte Möbel mit Goldverzierung stammen aus etwas späterer Zeit und sind „Stil Louis XV.“; der Marie-Antoinette-Stil (Louis XVI.) wurde vielleicht noch später hinzugefügt. Da nicht bemerkt ist, welchen Stil die zu vervollständigende Zimmer-Einrichtung repräsentirt, bedauern wir, keinen weiteren Rath geben zu können. D. Red.

Allgemeines.

Abfallkörbchen aus einer Cacao-Büchse. — Bei fleißigem Nähen, Sticken und Stopfen weiß man oft nicht, wohin mit den Fadenabfällen, zerbrochenen Nadeln, gelegentlichen Stoffschmizeln, schlechten Knöpfen und dergl. Da habe ich nun eine praktische Abhilfe geschaffen. Leere Cacao-Büchsen gab's in unserem Haushalt eine ganze Anzahl; eine derselben beliebete ich folgendermaßen: Ich kaufte für 10 Pf. Silberstramin, schnitt davon nach Umfang und Höhe der Büchse einen Streifen von 26 cm Länge und 12 cm Höhe nebst einem knapp passenden runden Boden und bestickte das große Stück mit bunter Seide in fortlaufendem Kreuzstich-Muster, den Boden mit einem Stern. Dann nähte ich den Streifen mit kleinen Kreuzstichen um die Büchse fest, sodas die Hülle sich bequem abziehen läßt, befestigte an diese den Boden und garnirte den oberen und unteren Rand mit in Faltfalten gelegtem Seidenband. Der 28 cm lange Henkel kann



Abfallkörbchen aus einer Cacao-Büchse.

entweder gleichfalls aus besticktem, an den Rändern eingefasstem und mit Schleife verzierten Stramin gefertigt werden, oder man verwendet, — je nach der übrigen Ausstattung, — Seidenband oder Woll-Nize. Am Fensterhims hängend, ist das „Abfallkörbchen“ mir jetzt stets bequem zur Hand. Die Büchse läßt sich gut reinigen und im Nothfalle leicht ersetzen.

Schutzdecke für die Nähmaschine. — Als wirklich praktisches Geschenk möchte ich folgende Arbeit empfehlen. Die Nähmaschine fehlt heutzutage fast in keinem Haushalt. Gensbühlich hängt als Schutz eine gerade entbehrliche Decke ober ein buntes Tuch darüber, das den Schönheitsfuss verlegt und wohl mancher Hausfrau mißfällt, die auf peinliche Ordnung hält. Sie möchte die hübsche, werthvolle Maschine zur Geltung kommen lassen, fürchtet aber, daß die Politur durch offenes Dastehen leidet. Da empfiehlt sich nun eine über Tisch und Kasten reichende Decke aus Kohleleinen, die nur 2 cm über den Rand reicht. Rings herum wird ein hübsches, nicht zu kleines Bogenmuster schablonirt und abwechselnd nach bulgarischer Art mit rothem, blauem und gelbem Garn festonirt, die Bogen schneidet man vorsichtig aus. Auf die eine Schmalseite sticht man eine etwa 20 cm breite bunte Bulgaren-Borte, auf die andere eine schmälere. Die kleine Arbeit belohnt sich selbst durch den praktischen Werth, den sie mit hübschem, gefälligen Neuhären verbindet. M. G.

Frau Gräfin A. in Alt-D. — In Frankreich ist es Sitte, daß der Bräutigam seiner Braut während der Verlobungszeit täglich frische Blumen schickt, und zwar, gleichviel ob die Braut ein junges oder ein älteres Mädchen ist, ein Bouquet aus weißen Blumen, Flieder, Rosen etc. Der Braut, überhaupt jungen Mädchen, bei irgend welcher Gelegenheit farbige Blumen zu überreichen, wäre ebenso verlegend und gegen die gute Sitte verstoßend, als wenn man für eine verheirathete Frau weiße Blumen als Gabe wählte; ihr kommen ausschließlich bunte Blüthen zu. Am Hochzeitstage schickt der Bräutigam der Braut blühende Orangen, und neuerdings bürgert sich sogar der Brauch ein, statt dieser Bouquets kleine Orangen-Bäumchen, ganz mit weißen Blüthen überfüllt, zum Schmuck für die Hochzeitstafel zu schenken. M. de L.

Verlagsquellen: Oherlarten: A. Jahn, Berlin W., Jägerstr. 22. — Fajen, Das Schirme, Cröpe und Seidenpapier, farbiger Glimmer: Vohs & Weber Nachf., Berlin SO, Dresdenerstr. 79. — Oherleier und Confect: Th. Gildbrandt & Sohn, Berlin C, Spandauerstr. 47/48. — Porzellan-Eierbecher mit Weiss und Rippeln: Jacob Havens Söhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29. — Charakter-Äbste auf Gähneletern: Peter Geh, Walter und Reichner, Inhaber des „Berliner Grabmalles Kunst-Institut“, Berlin W, Unter den Linden 20. — Hasenfüße und Oher-Arrangements aller Art: Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Ei-Service aus matten Silber: J. S. Werner, Hof-Juwelier, Berlin W, Friedrichstr. 173. — Ei-Service aus Nidel: Emil Reubold, Berlin W, Leipzigerstr. 101/102.

Commisionen nach Abbildungen „Aus dem Beserkreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Wachdruck verboten.

Baronin Jifi.

Roman von Mary Nisch in Berlin.

(1. Fortsetzung.)

Man am Hafen herrschte große Aufregung. Die Leute von den Dampfern, Matrosen und Fischer schrien mit ihren heiseren Stimmen sich heftig an, und wenn sich einer dazu entschließen konnte, die Hände aus den Taschen zu nehmen, dann deutete er mit langausgestrecktem Arm hinaus nach dem See. Der Regen schlug ihnen peitschend in die weiterharten Gesichter, deren Augen, alle der gleichen Richtung zugewendet, die dichten, grauen Regensträhne zu durchdringen suchten.

„Da hilft alles Schauen nix, er ist zu weit drauß'n,“ meinte ein alter Schiffer, der, die kalte Peise zwischen den stumpfen Zähnen, auf dem Brückengeländer hockte.

„Ja, Du hilfst freilich net!“ schrie ihm ein junger, baumlanger Matrose wüthend zu. „Wenn's loaner probirt, is freilich g'fehlt. Herste'n und Maulaffen feil halt'n, ta a jeder!“

„Was soll man denn thun? Ich hab' den Baron g'warnt g'nug; er hat mir aber ins G'sicht gelacht. — Euch und dem Deumel zum Trost fahr' ich! hat er g'sagt. Na, jetzt hat er's! Mit dem Boot kommt ma net 'naus, die Wellen werfen's g'rück, — das muß jeder einseh'n!“

„Und ich probir's!“ schrie der Junge. „I ta net zuschau'n, wie a Mensch in dem Laß Wasser da verhaunt. Dös is ja gar Ioan Wosser, — dös is a Supp'nteller voll Fleischbrüh, a Leich für d'Goldfisch, a Lach'n is, a Pfütz'n!“

„Halt jetzt Dei Maul Du, Linger!“ brüllte ein anderer. „Unser See is schlimm und groß g'nug zum Verfaulen, so gut wie Dei Donau. Aber jetzt wird no la G'fahr sein; der Dampfer muß ja jeden Augenblick kommen von drüben, der nimmt ihn scho mit.“

Als Lorenz Bendler und Hilbert, athemlos vom schnellen Laufen, bei der Schiffsbrücke anlangten, kam von der anderen Seite ein Bedienter in silbergrauer Livree auf sie zugeführt. Seine Hochschöbe flogen in wilder Tanze um ihn, während er einen vom Wind vollständig umgestülpten Regenschirm anlagend gen Himmel streckte.

„Wohin, Jean?“ rief ihm Hilbert zu. „Die Frau Baronin schickt mich alle fünf Minuten herunter, ob der Herr Baron noch nicht zurück sei, und jetzt soll ich die Baronesse nach Hause holen. Der Wind hat mir meinen Hut entführt; ich werde mich erkalten!“

„Warten Sie einen Augenblick!“ rief Bendler und lief auf die Brücke, von wo er sich mit einem Satz auf das hohe Geländer schwang. Den linken Arm um einen Pfeiler geschlungen, richtete er das Fernglas gerade aus, nach der Mitte des Sees.

„Mehr links, Herr Bendler! Mir scheint, er liegt jetzt im Wind. I begreif's gar net vom Herrn Baron! Am End' —“ der junge Matrose, der Bendler und den Baron Ginsberg schon oft bei gefahrvollen Segelfahrten begleitet hatte, dämpfte seine Stimme, — „am End' is er gar net mehr drin! Wie wär's, Herr? Wir zwoa sein ja schon öfter mit'n Herrn Baron bei schlechtem Wetter drauß'n g'wesen und hab'n uns net g'fürcht!“

Jean stand mit offenem Munde dabei und hörte zu. So schlimm stand es, — der Herr war in Lebensgefahr!

Er wäre nun trotz Wind und Regen gern hier geblieben, um später bei der Herrschaft eine wichtige Rolle spielen zu können. Das war ja wie im Theater! Der Sturm und das Geschrei und draußen der Herr Baron, der vielleicht dran glauben mußte!

Und es wurde immer interessanter! Herr Bendler zog seinen Rock aus und schlug die Hemdsärmel zurück. Was der für Muskeln hatte, der Bendler!

Aha, jetzt wurde ein Boot losgebunden! Die wollten wohl gar hinausrudern, mitten hinein in die manns hohen Wellen?! Jean schüttelte sich vor Grauen.

Die kleine Schiffsstreppe wurde angehängt und das Boot in das Wasser gelassen, wo es wie verrückt hin und her tanzte. Na, weit kam man damit nicht, davon war Jean festeste überzeugt. Drauf wetten wollte er, daß sie nicht einmal hineinkamen in das Boot, das seinen Augenblick still hielt. Zwanzig Mark wollte er darauf wetten!

Es schien eine Zeitlang wirklich, als sollte der See-unkundige Jean recht behalten. Der Finger Matrose kletterte hinunter und versuchte, mit einem eisernen Haken das Boot festzuhalten; aber kaum hatte er es gefaßt, so riß es sich wieder und wieder los. Er suchte, die anderen Matrosen suchten aus Theilnahme mit und brüllten ihre Rathschläge hinunter; aber es half alles nichts!

Eine große Welle wälzte sich drohend heran, schlug gegen das Boot, als wollte sie es zermalmen, und wich wieder zurück, um den Anprall mit neuer Kraft zu wiederholen.

In diesem Augenblick der Ruhe, — es war nur ein Augenblick, — sprang Herr Bendler mit einem weiten Satz von der Treppe hinunter in das Fahrzeug und warf sich dort auf den Boden nieder.

„Hurrah!“ schrie der junge Matrose, und alle anderen schrien ihm nach, während Jean erschrocken zurücktaumelte und „Na, aber so was!“ stotterte.

Herr Hilbert hatte große Lust, sich selbst zu ohrfeigen, so wüthend war er auf sich. Wenn jetzt ein Unglück passirte, trug er natürlich die Schuld. Ruhte er auch seinen Freund Bendler extra zu der Besichtigung herholen; konnte er sich nicht vorher sagen, daß der Mann wie toll wurde, wenn man nur den Namen Ginsberg aussprach?! Bendler mußte wieder zurück, er durfte sein Leben nicht so leichtsinnig aufs Spiel setzen.

Mühselig kletterte Hilbert die Schiffsstreppe hinunter und beschwor den Freund herauszukommen: „Du wirst ertrinken und rettst ihn doch nicht!“

„Dann grüße Deine liebe Frau von mir!“
„Du kommst heraus, Bendler! Bist Du denn verrückt? Gedankt wird Dir das doch nicht!“
„Gedankt?“

„Na ja, wir kennen uns, Freundel! Mir machst nichts vor! Komm heraus, mir zu lieb!“

„Holla!“ Der Finger Matrose sprang in das Boot. „Strid los!“ rief er den Zuschauenden auf der Brücke zu.

„Nein! Nicht los machen!“ Herr Hilbert stolperte mit erstaunlicher Schnelligkeit das schmale Treppchen hinauf; aber schon hatte oben ein Dienstfeger den Knoten gelöst, der das Boot an der Brücke festhielt. Es half ihm nichts mehr, daß er in hellem Zorn auf den Wissethater losgrüzte, ihn für alles Unglück verantwortlich machte und einen gewissenlosen Mörder schalt.

Auf der Brücke und dem Dammbau hatte sich indes trotz des heftigen Windes und strömenden Regens eine neugierige Menge versammelt. Viele davon wunderten sich, daß man solch Aufhebens mache; der Baron von Ginsberg, der fast allen bekannt war, treibe doch noch viel tollere Dinge. An das Geländer gedrängt, horchten sie auf die Ausrufe der Schiffer, die über die Bewegungen des abgehenden Bootes ihre Meinungen austauschten.

Lorenz Bendler und der Matrose ruderten mit wunderbarer Geschicklichkeit. Das Boot immer mit dem Bug den anstürmenden Wellen behend entgegendrehend, gelangten sie weiter und weiter hinaus, ihrem Ziele zu.

Ihrem Ziele? Sie befanden sich noch weit davon entfernt, als ein Schiffer an Herrn Hilbert herantrat und ihn suchte anstieh.

„Haben Sie nicht gesehen, Herr?“

„Was denn?“

„Das Segelboot vom Baron ist gekentert.“

„Ich kann es nicht erkennen!“ stotterte Herr Hilbert erschreckt.

„Ich seh's mit'm bloßen Aug! Seit fünf Minuten liegt's schon immer auf einer Seit'n!“

Der Sprecher trat hierauf gleichmüthig von ihm fort und theilte seine Beobachtung den anderen mit, jedoch die Kunde bald von Mund zu Mund flog.

Jean hatte sich, wenn auch ungern, endlich entschließen müssen, den Schauplatz zu verlassen, um die Baronesse Ginsberg zu benachrichtigen. Diese befand sich seit mehreren Stunden bei Frau von Mörhing, wo sie, wie Jean vermutete, durch das Wetter zurückgehalten wurde. Man bestätigte ihm dies, als er sich in dem Mörhing'schen Domestiken-Zimmer erst etwas „prärentabel“ machte, wobei er gleichzeitig dem Personal die Vorgänge am Hafen mit dramatischer Lebendigkeit und in den grellsten Farben schilderte.

Oben in dem kleinen Empfangs-Salon hatte man die Jalousien heruntergelassen und die schweren, dunklen Vorhänge vor die Fenster gezogen, um eine künstliche Dunkelheit zu erzeugen, welche durch den strahlenden Kerzen-Lichte und mehrere große Salon-Lampen wieder verdeckt wurde.

Man hörte den Wind gedämpft um die freistehende Villa lauten, den Regen gegen die Fenster klatschen und empfand dadurch erst recht die vornehme Behaglichkeit, die hier innen herrschte.

Feiner Cigarettenrauch, vermischt mit dem Duft englischen Parfüms, schwebte wie ein durchsichtiger, bläulicher Schleier über dem eleganten Raum.

Baronin Mörhing, eine blonde Schönheit mit echt englischem Gesicht, das sie von der Mutter, und mit österröcherischer Lebendigkeit, die sie vom Vater ererbt hatte, lag in einem Sessel und rauchte mit halbgeschlossenen Augen Cigaretten.

In der Mitte des Salons, auf die Lehne eines Sessels gestützt, stand Jifi von Ginsberg und unterhielt sich mit einem jungen österröcherischen Husaren-Offizier, einem Vetter des Hausherrn, der häufig, seit einiger Zeit sogar auffallend häufig, zum Besuch über die Grenze kam. Ihr aristokratisches Gesichtchen mit den großen, ein wenig hochmüthigen, grauen Augen strahlte vor Heiterkeit, und mit schelmischem Lächeln wehrte sie die Schmeicheleien ab, mit denen sie der flotte Husar attackirte.

Herr von Mörhing, ein stattlicher Bierziger mit langem Vollbart und kurzgeschorenem Haar, schenkte aus einer kleinen Strohhafschale Maraschino in winzige Gläschen und war eben im Begriff, sie eigenhändig herumzureichen, als er durch den Diener hinausgehoben wurde.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und gab seiner Frau ein unauffälliges Zeichen. Diese warf ihre Cigarette in den Aschbecher und erhob sich ebenso unauffällig.

„Was ist Dir?“

„Wieso?“

„Du siehst ja ganz verstört aus!“

Herr von Mörhing wiederholte ihr leise, was er eben von Jean gehört hatte und setzte hinzu: „Ich gehe natürlich sofort mit Franz hinunter; aber wie machen wir es mit Jifi? Sie unnütz ängstigen, wäre grausam, andererseits —“

„Ach was, unnütz ängstigen!“ unterbrach ihn seine Frau kurz. „Wenn ein Unglück passiren sollte, ist es besser, sie ist vorbereitet! Laß vor allem den Wagen anspannen!“

Und zu der jungen Dame tretend, legte sie den Arm leicht um deren Taille und sagte: „Jifi, Ihre Mama schickt nach Ihnen!“

„Nach mir? Warum denn?“

„Sie ängstigt sich!“

„Warum? Um mich?!“

„Nein, — aber Ihr Bruder treibt sich noch auf dem See herum!“

Die Baronesse erblähte bis in die Lippen.

„Herbert?! Ist ein Unglück —?“

„Durchaus nicht! Regen Sie sich nicht auf! Sie wissen doch, daß Ihr Herbert mit Vorliebe solche Sachen macht, die sein kostbares Leben in Gefahr bringen! Aber diese Waghalse haben stets Glück, nicht wahr, Franz? Sie haben auch noch immer nicht den Hals gebrochen!“

„Nein, noch nicht! So etwas Seltenes erlaube ich mir höchstens, wenn's der Baronesse Jifi Spaß macht!“ meinte der Husar, indem er einen bewundernden Blick über die junge Dame gleiten ließ.

Diese antwortete nicht. Dem Diener, der mit ihren Sachen hereinkam, Hut und Umhang aus der Hand reißend, machte sie sich in sieberhafter Hast fertig. Mit zitternden Fingern band sie sich den Schleier fest und nestelte an den Schließen

ihres Regenmantels. Als Herr von Mörhing, zum Ausgehen angekleidet, erschien, eilte sie auf ihn zu: „Sie begleiten mich? Warum wartet unser Jean nicht?“

„Ich habe ihn weggeschickt, damit er der Baronin mittheile, daß Sie kommen!“

„Herbert ist mit der ‚Möbe‘ draußen?“

„Ja, ich glaube!“

„Er jagelt doch so gut! Nicht wahr, Sie halten es nicht für möglich, daß ihm etwas passiren könnte?“

Herr von Mörhing zupfte heftig an seinem Schnurrbart: „Offentlich nicht, Baronesse! Aber der Teufel hole die übertriebene Sportsucht! Wirf Deinen Mantel über, Franz, wir gehen hinunter an die Brücke!“

„Ich gehe mit!“ rief die Baronesse lebhaft.

„Nicht doch! Hören Sie nur, wie es gießt, und wie der Wind heult!“

„Und Herbert ist auf dem See! Mein Gott, mein Gott!“

„Ist er von der Brücke zu sehen?“ fragte der Husar seinen Vetter.

„Ich glaube, ja! Jean sagt, der Buchhändler Bendler und ein Schiffer veruchen, ihn entgegenzurudern!“

„Ah, Herr Bendler!“ Es war ein tiefer Seufzer der Erleichterung, den Jifi ausstieß. Trotzdem bestand sie darauf, mit den beiden Herren hinunter zur Schiffsbrücke zu fahren. Herr von Mörhing mußte endlich, sehr gegen seinen Willen, nachgeben.

Die Fahrt währte nur kurz, kaum fünf Minuten, aber Jifi sah sie eine Ewigkeit zu dauern. Sie achtete nicht auf die tröstenden Bemerkungen ihrer Begleiter; angstvoll lauschte sie dem Heulen des Windes und dem Geplätscher des strömenden Regens und starrte zum Wagenfenster hinaus in die plötzlich hereinbrechende Dunkelheit.

Der Wagen hielt kurz vor dem linken Seitenflügel der Brücke. Jifi warf einen entsezten Blick um sich.

„Am Gotteswillen! So viele Menschen! — Sind sie wegen Herbert —?“

Herr von Mörhing, den die Physiognomien der Leute erschreckten, bat sie inständig, im Wagen sitzen zu bleiben, bis er sich umgesehen habe. Aber Jifi legte, nur einen Augenblick zögernd, entschlossen ihren Arm in den seinen und zog ihn vorwärts.

„Seine Schwester!“ flüsterten einige, als sie schnellen Schrittes vorübergingen, und drängten sich vor, um bereitwillig Auskunft zu geben. Aber schon kam ihnen Herr Hilbert aufgeregter entgegen.

„Baronesse werden zu Hause erwartet!“ rief er, Herrn von Mörhing warnende Blicke zuwerfend.

Jifi sah trampfhaft seinen Arm.

„Ist Gefahr?“ stieß sie heiser hervor.

„Man weiß noch nicht, — man kann nichts mehr sehen!“ stotterte Herr Hilbert.

„Wo ist Herr Bendler?“

„Roh draußen, Baronesse, das heißt, der Dampfer bringt ihn, — vielleicht, aber, — ich weiß selbst nicht!“

Jifi trat an das Geländer, wo die Schiffsleute ihr schweigend Platz machten, und starrte hinaus. Trotz der Laternen, die man auf der Brücke bereits angezündet, und dem hellen, elektrischen Licht des Leuchtturms konnte sie kaum einige Meter weit den wilden Wellenschlag sehen. Aber sie hörte die Brandung und den Sturm heulen und davorischen langgedehnte, dumpfe Signale eines herankommenden Dampfers. Das Herz zog sich ihr vor Entsetzen trampfhaft zusammen. Wenn Herbert ertrunken wäre, jetzt da draußen läge! — Aber es war ja nicht möglich, nicht möglich!

Herr Hilbert schilderte den beiden Herren, wie es stand. Des Barons Boot verschwunden, — die Helfer mit den Wellen kämpfend, suchend, auf dem Wasser umherirrend. Wie dann endlich der Dampfer von der Schweizerseite sie aufgenommen, und wie nun kein Zweifel mehr bestehen könne, daß der Baron ertrunken sei!

Wieder ertönt der schrille, klagende Ton des Nebelhorns, der Jifi entsetzt zusammensinken läßt, — diesmal schon ganz nahe. In der Dämmerung sieht sie eine dunkle, schwere Masse langsam herankommen. Der Dampfer wälzt sich mühsam gegen die Brücke, als drücke ihn die Schwere des Unglücks, das er mit sich führt. Und das Unglück bringt er, Jifi fühlt es an dem wahnwitzigen Klopfen ihres Herzens, an der entsetzlichen Angst, die sie sieberhaft durchschauert. Weit hinaus beugt sie sich über das Geländer und sucht die Menschen auf dem Schiff zu erkennen. Mit einem zornigen Ruck schüttelt sie die Hand von sich ab, die sich sanft auf ihre Schulter legt. Herr von Mörhing versucht trotzdem, sie von hier zu entfernen, und redet ihr gütig und väterlich zu, sich nach Hause bringen zu lassen, oder doch mit Herrn von Waldegg zum Wagen zurückzufahren. Auf ihr erwidertes „Warum?“ giebt er keine Antwort, und Jifi versteht dieses Schweigen so gut, daß sich eine dunkle Wolke vor ihre Augen legt und sie einen Augenblick umzusenken fürchtet.

Ein gellender Pfiff, das Zeichen der Einfahrt, bringt sie wieder zu sich. Der Dampfer liegt vor der Brücke und versucht anzulegen. Menschen drängen sich an das Geländer, Matrosen schieben lange, mit eisernen Haken versehene Stangen vorsichtig zwischen ihnen durch. Der Dampfer schwankt gewaltig hin und her und reißt das angelegte Brett immer mit sich zurück. Als es endlich festliegt, springt Herr Bendler zuerst darüber und eilt die Treppe hinauf. Er ist totenbleich; das braune Haar fällt ihm wirr in die Stirn; die Kleider sind triefend naß. Wie er auf der Brücke steht und seine von der Helle geblendeten Augen hebt, treffen sie auf ein anderes Paar, auf lebende, fragende Augen, deren Blick ihn festhält.

„Wo ist mein Bruder?“

Unter dem Zwange dieser fragenden, beschlenden Augen antwortet er, sagt unbarmherzig gerade heraus: „Es war zu spät!“

„Ertrunken!“ Es ist ein heiserer, markerschütternder Schrei, den Jifi ausstößt. Dann wendet sie sich von Bendler ab und merkt, daß alle sie anstarren. Theilnahme, schmerzliches Bedauern sieht sie in den fremden Gesichtern und sogar Thränen. Mit schneeweißem Gesicht, die Zähne fest aufeinander gebissen, eilt sie davon, dem Wagen zu. Nur ein Gedanke beherrscht

sie: — fort, nach Hause, — nicht vor fremden Leuten! Sie fühlt es, sie ist am Ende ihrer Fassung!

Die Giesberg'sche Villa liegt so nahe, daß es kaum der Mühe lohnt, einzukommen. Schräg von der Landungsbrücke über den freien Platz, noch fünfzig Schritte auf einer schmalen Fahrstraße, und schon hält der Kutscher mit einem scharfen Knut.

Ein eisernes Thürchen führt in den kunstvoll gepflegten Vorgarten. Alle durchschreiten ihn rasch und verschwinden im Hause. Herr Bendler, der halb unbewußt nachgelaufen ist, bleibt unten im Vestibül stehen. Das Wasser rinnt von seinen Kleidern, aber er beachtet es nicht. Die Dienerschaft rennt verstimmt an ihm vorbei, die Treppen hinauf und herunter. Vorgebeugt steht er und horcht nach oben.

„Du, bist Du verrückt geworden? Kennst du hinter dem Wagen drein und stellst Dich jetzt dabei, patinaf! Und ich bin so dumm und lauf Dir nach! Ich dachte, Du hättest jetzt genug gethan! Marich, beim!“

Herr Hilbert klappert mit den Zähnen, so friert er, und so zornig und aufgeregter ist er.

„Es ist mir unmöglich, sie so leiden zu wissen! Sie erträgt es nicht!“

Herr Hilbert betrachtet kopfschüttelnd das kummervolle, bleiche Gesicht und die Tyränen in den ersten, tiefen Augen.

„Jetzt stehst er gar! Himmel, Herrgott! Sie wird's schon ertragen! Der Lieutenant wird sie schon trösten! Das ist ja doch nichts für Dich! Lorenz, — Alter, — Bruder! Sei froh, daß Du heut nicht Dein Leben für sie eingebüßt hast! Komm! Komm heim ins Bett!“

„Die arme Fifi!“ sagte der Lieutenant von Waldegg eine Stunde später zu seinem Vetter, als sie sich wieder auf dem Heimweg befanden. Sie waren noch einmal am Hofen gewesen, da aber bei dem fortwährenden Sturm an ein Suchen nach der Leiche vorläufig nicht zu denken war, blieb nichts übrig, als heim zu gehen.

„Die arme Fifi!“ wiederholte der Lieutenant und drehte seinen blonden, vom Regen nassen Schnurrbart. „Was wird nun aus ihr werden?“

Herr von Wöhring hob den Kopf aus dem hochgeschlagenen Rockfragen und schaute seinem Vetter prüfend in das hübsche, weiblich zarte Gesicht.

„Einer ihrer Courtmacher wird sie heirathen!“ antwortete er.

„Hm!“

„Sie ist ja auch ein hübsches Mädchen, und von vollendetem Chic!“

„Hm! Fiehl ist sie, — aber überspannt!“

„Ueberspannt? Die Fifi?“

Der Husar nickte. „Sie heirathet nur einen, der noch nie eine andere geliebt hat, hat sie mir heute erklärt!“

„Nun, und —?“

„Na, hör' mal, an solch'n Troddel giebt's doch net!“

Herr von Wöhring mußte über seines Veters komische Ent- rüstung lächeln.

„So ganz ausgeschlossen ist das doch nicht,“ sagte er; „es giebt hier jemand, der Fifi wie ein Nasendorn liebt und vorher zum mindesten noch nicht oft sein Herz verkehrt hat!“

„Ah! Wer denn?“ Franz schaute seinen Vetter miß- trauisch an.

„Du machst doch keinen Unfuss, Egon, und meinst etwa gar mich?“

„Dich? Nein! Dein Herz kenn' ich! Es ist jemand, bei dem das begreiflicher ist, als bei Dir! Der Ludwig Bendler ist es!“

Franz von Waldegg setzte seine hochmüthigste Miene auf und sagte gedehnt: „Der?! So! Sag' mal, Egon, ich hab' mich schon öfters gewundert, — wie kommt denn der zu Euch, oder Ihr zu ihm?! Besonders exclusiv scheint Ihr mir hier herüber nicht zu sein! Mit dem Bandeltramer, dem Hilbert, red' Ihr auch wie mit Unfernein! — Der Herzog von L. hat neulich, wie ich's letzte Mal herüber war, gar Du zu ihm gesagt. Wie kommt denn das?“

„Wir huldigen eben der Auffrischungs-Theorie!“ antwortete Wöhring kurz und ein wenig ärgerlich. „Wenn wir uns hier abschießen wollen, langweilen wir uns! Im übrigen be- schränkt sich der Verkehr auf den Bierisch und das Hilbert'sche Geschäft, in dem sich unsere Damen Rendezvous geben.“

„Das nehm' ich als selbstverständlich an,“ meinte der junge Offizier lässig. „Wie kommt dann aber der Herr — Bendler dazu, sich in die Baronesse Fifi zu verlieben?“

Herr von Wöhring zuckte die Achseln.

„Das wird wohl an dem armen Herbert gelegen haben. Solch eingestrichelter Aristokrat er war, hatte er doch eine merk- würdige Vorliebe für Originale, wahrscheinlich weil er selbst eins war. Und der Bendler ist eben ein ganz sonderbarer Mensch! Tollkühn, fast so rücksichtslos tollkühn, wie der Herbert, auch so, — ich möchte sagen, lebensüberdrüssig, nur daß der Herbert das Leben genossen hat, während der Bendler nichts davon kennt. Er ist erstaunlich scharf und zurückhaltend und schaut, glaube ich, nie ein Weib an. Wenigstens sagen es die, die ihn genau kennen. Der Herbert hat natürlich, wie er ihn so oft eingeladen, mit keinem Gedanken daran gedacht, daß der Herr Buch- und Kunsthändler dabei auch die Fifi sieht und dem Anblick nicht gewachsen sein könnte. In der Be- ziehung war er ihm eben doch nur der Herr Bendler!“

„Woher kennst Du denn die Gefühle dieses Herrn?“

„Ach? Ach, ich glaub', die kennt jeder, der die beiden bei einander sieht!“

„Na, und die Fifi?“ fragte Franz von Waldegg spöttisch und lächelte siegesbewußt.

„Die Fifi?“

Herr von Wöhring blieb trotz des heftigen Regens stehen und schaute zu dem Horizont empor, an dem schwarze Wolken von Sturm gepörscht dahin jagten, während hinter diesen der Himmel grau und schwer hernieder hing. „Die Fifi? Ja, bis heute wird sie wohl nur darüber gelacht haben. Aber, sieh Dich um, da draußen im See liegt der arme Kerl, der Herbert, ihre einzige, aber wirklich ihre einzige Stütze! Wenn sich jetzt nicht ganz schnell eine passende Partie für die Fifi findet, — ja, dann meine ich, braucht der Bendler noch nicht zu verzweifeln!“

Im Hilbert'schen Geschäft gingen die Cravaten und die Herren-Handschuhe aus. Nicht nur die Pariser Neuheiten, als da waren: die ganz langen Cravaten mit dem Schifferknoten und die ganz kurzen schleifenartigen, die vierknöpfigen rothen

Glacés und die köstlichen Wildleder-Handschuhe mit Patent- verschluss, — nein, auch die unscheinbarsten, ältesten Ladenhüter gingen in dieser glorreichen Geschäftszeit den Weg ihrer Pflicht. Die junge Männerwelt von L. schien eine grohrtartige Paiste in diesen Artikel zu erwarten und sich vorzüglich auf Jahre hinaus mit Vorrath zu versehen. Besonders das Militär er- gönzte sein „Civil“ in einer erstaunlichen, für Hilbert höchst erfreulichen Weise. Hätte sich nicht die Nachbarschaft über das ewige Säbelfirren beklagt, wäre sein Glück vollkommen gewesen.

Woher aber nun dieser plötzliche Aufschwung? Herr Wegner nebenan lächelte noch satirischer als sonst, wenn er sich diese Frage beantwortete.

Das neue Fräulein! Dieses Fräulein Betty, „der kleine, schwarze Kader“, wie Herr Wegner sich dachte, sie war der Wagnet! Ihr verdankte man es, daß nun in dem sonst so vornehm-ruhigen Geschäfte von morgens bis abends „junge Lämmel“ aus- und einliefen, daß ihm sein schönstes Vergnügen, an den Hilbert'schen Ladentisch gelehnt, stundenlang den aristokra- tischen Käuferinnen und den niedlichen Verkäuferinnen zuzuschauen, bitter gestört war. Denn es zeigte sich unverkennbar, dieses Fräu- lein Betty war gegen Herrn Wegner nicht so liebenswürdig, wie gegen alle anderen. Sie hatte etwas gegen ihn! Sie brüskierte ihn! Sie ließ ihn links liegen! Er kam nie dazu, satirisch oder ein wenig unhöflich zu sein, wie er es sonst jungen Mädchen gegenüber mit gutem Erfolge zu thun pflegte. Sie kokettirte mit aller Welt, nur mit ihm nicht! Herr Wegner hatte Frau Hilbert auch bereits ernsthafte Vorwürfe darüber gemacht, daß sie die junge Person viel zu viel vermöhne. Das war ja noch nicht dagesungen! Er hatte von Fräulein Lina und von Fräulein Marie die genauesten Aufschlüsse über das selbst- herrliche Gebahren des neuen Fräuleins erhalten und ärgerte sich gründlich darüber. Es ging ihn ja eigentlich nichts an, es ging ihn eigentlich „absolut nichts“ an, aber nichtsdesto- weniger ärgerte sich Herr Wegner.

Und Fräulein Lina und Marie hatten sich anfangs auch geärgert. Sie waren geradezu empört! Diese Ansprüche der Neuen! Lina gab ziemlich deutlich zu verstehen, sie sei „auch“ aus einer guten Familie und an das Beste gewöhnt. Marie, deren Eltern kleine Leute waren, ließ etwas von Bevorzugung und verschiedener Behandlung verlauten, die sie nicht vertragen könne und wolle. Es gäbe ja Stellen genug! Da sie das aber vorsichtiger Weise nur unter sich sagten, so hatte es weiter keine Folgen.

Fräulein Betty stellte aber auch wirklich die ganze bestehende Ordnung des Hauses Hilbert auf den Kopf. Schon am Tage ihrer Ankunft fing es an. Wie man sich erinnern wird, führte Frau Hilbert sie aus dem Laden hinaus, um ihr ihren zu- künftigen Schlafraum anzuweisen. Es war dies ein einfach möblirtes, aber helles und sauberes Dachzimmerchen, in welchem bereits die beiden anderen Fräulein einträchtiglich hausten.

Die Hausfrau hatte ein drittes, blendend weiß bezogenes Bett, eine Commode und einen Kleiderstank hineinstellen lassen. Aber siehe da, Fräulein Betty räumte die Nase!

„Das kann ich nicht, zu dritt in einem Zimmer schlafen!“ erklärte sie erregt. „Wenn ich nicht ein Zimmer, sei's auch nur ein ganz winziges Stübchen, für mich allein bekommen kann, dann will ich lieber wieder abreisen!“

Frau Hilbert war indignirt, aber was war zu machen? Sie räumte das Fremdenzimmerchen aus, und Fräulein Betty nahm triumphirend davon Besitz.

Es bedeutete ihr nichts, daß es unter dem Dache lag und eine schräge Wand hatte; das Fenster ging dafür auf die Straße. Fröhlich legte sie ihren Mantel und Hut ab, wobei Frau Hilbert erst bemerkte, wie hübsch die neue Hausgenossin eigent- lich wäre, und lief hinaus, um ihren großen Koffer herauf- transportieren zu lassen.

„Mein Gott, Fräulein, was haben Sie denn da alles drin?“ fragte Frau Hilbert verblüfft, als das Ungethüm endlich nach harten Kämpfen durch die enge Thüre gezwängt war.

„Da habe ich alles drin, außer den Möbeln!“

„Was? Außer den Möbeln? Bringen Sie etwa auch noch Möbel mit?“ rief Frau Hilbert erschrocken.

Die schelmischen braunen Augen in dem hübschen Gesichtchen vor ihr füllten sich mit Thränen.

„Ach nein! Die wurden verkauft, als Mama starb; aber unsere anderen Sachen habe ich alle mitgenommen.“

Frau Hilbert blickte gerührt auf das lederbezogene Unge- thüm. Für das arme Mädchen barg es die Erinnerungen an die Heimat, an die Mutter.

„Naden Sie nur aus, liebes Kind,“ sagte sie gütig, „und seien Sie vergnügt, es wird Ihnen schon bei uns gefallen!“

Fräulein Betty ließ sich das nicht zweimal sagen. Kaum war Frau Hilbert draußen, begann sie zu trällern und herum- zuhüpfen. Dann schloß sie den Koffer auf und ging dem In- halt auf den Grund. Kleiderpracht enthielt er nicht; ein niedliches, modisches Kostüm und ein schwarzes Kaschmir- kleidchen war alles, was in den Kleiderstank wanderte. Dann aber tauchten Albums, Photographien in Rahmen, hübsche Nippgeschälchen auf, die auf der Commode placirt wurden, nachdem vorher eine selbstgestickte Decke darüber gebreitet war.

Auch ein kunstvoll, geschlitztes Eisen-Grucifix fand dort seinen Platz. Das ganze Arrangement sah herrlich aus, und so war es nicht zu verwundern, daß Betty ein wenig davon herumtanzte. Dann ging die Arbeit wieder weiter. Eine hübsch gestohene Ansicht von Tegernsee kam über das kleine, harte Sopha, ein gesticktes Kissen darauf, und ein Fußstiefen davor.

Die Hauptsache aber war der Teppich, ein weicher, molliger Teppich, der das halbe Zimmerchen bedeckte. Der Raum erhielt dadurch etwas so Gemüthliches, daß sich Betty abermals einen kleinen Freudentanz gestattete. Ach, und das Einräumen der Commode! Das war einfach entzückend! Im oberen Fach die Handschuhe, die Nippgeschälchen mit den Taschentüchern, das spanische Epigontuch, das eingelegte Schmuckkästchen, — noch ein Braut- geschenk von Mama, — und alle die kleinen Andenken von früher.

Im zweiten und dritten Fach die Wäsche, schneeweiß, alles mit rothen Bänderchen umwickelt.

„Wenn das unordentlich ist,“ murmelte Fräulein Betty in räthselhafter Entrüstung, „wenn das schlampig ist, wenn man damit keinen Mann bekommt, will ich Hans heißen! Der Dummkopf!“

Am Morgen des zweiten Tages begann des Fräuleins Thätigkeit im Geschäft.

„Was kann ich thun?“ fragte sie, mit den Händen ihre schlank Taille umspannend und unternehmend auf den Fuß- spigen wippend.

Fräulein Lina hatte sich geärgert und war schlechter Laune. Sie war selbst hübsch, das wußte sie, aber wie konnte man nur „so“ hübsch sein!

„Sie können alle diese Cartons abstauben und sich gleich über den Inhalt orientiren,“ erklärte sie kühl und beschrieb mit der rechten Hand einen Kreis, der alles in sich schloß, was in dem Laden zu finden war.

Fräulein Betty ließ sich nicht verblüffen. Leichtfüßig klet- terte sie die hohe Stiehlleiter hinauf, — wobei Fräulein Lina durch einen Seitenblick entdeckte, daß die schwarzen Stiefelchen, die dabei zum Vorschein kamen, noch kleiner waren als die ihren, — und holte die Schachteln herunter, welche die köst- lichsten Dinge bargen: Pariser Blumen, echte Spitzen, Strauß- federn, Jet, Handschuhe, Cravaten.

Blitzgeschwind besah sie sich alles, merkte sich die Preise, legte die Deckel wieder darauf, fuhr mit dem Staubtuch darüber hin und stellte die Cartons an Ort und Stelle, so sicher und gewandt, als wäre sie schon jahrelang hier zu Hause. Als nach einiger Zeit mehrere Kunden auf einmal erschienen, wußten Fräulein Lina und Marie es so einzurichten, daß eine sehr energische Dame, die wegen ihres Wählens im Geschäft ge- fährdet war, Betty zufiel. Sie wünschte Hüte anzusehen, ob- wohl sie schon vorher wisse, daß nichts Geschicktes da sei. Ein- reden und Schwarz für Weiß vormachen, liehe sie sich aber nicht, das sagte sie gleich, um dem Fräulein die Mühe zu er- sparen. Betty antwortete mit einem bescheidenen Lächeln, das sei auch nicht nöthig; gnädige Frau hätte ja einen exquisiten Geschmack, das sähe man schon an ihrer Toilette. Und dieser Gut paße für das griechische Profil der gnädigen Frau; wenn er ihr aber nicht gefiele, wolle sie probeweise einige Hüte machen. Dabei schaute sie so treuherzig aus ihren braunen Augen, schwang so liebenswürdig, daß es keine zehn Minuten dauerte, bis die wählerische Dame ihren Hut ausgesucht hatte.

„So, die wäre draußen!“ sagte Fräulein Betty lustig, ohne sich um das Geflüster ihrer beiden Collegeninnen zu kümmern. Die sollten nur wispern, diese Land-Pomeranzen; sie war ihrer Sache sicher! Sie wollte es ihnen schon zeigen, ihnen und — andern, was sie eigentlich war. Plagen sollten sie alle, — ja, plagen!

Dieser barbarische Gedanke mußte für die junge, tem- peramentvolle Dame etwas sehr Ergötliches haben. Sie begann, als der Laden wieder leer war, vergnügt zu trällern und hüpfte vor den Stiehlspiegel, wo sie sich einen sehr kostbaren Pfeil probeweise in das Haar steckte.

„Der stände mir auch gut!“ meinte sie und wandte sich halb zu Fräulein Lina und Marie um, die ihr indignirt zu- schauten.

„Ein sehr hübscher Pfeil, ja!“ fuhr sie fort. „Aber das hindert nicht, daß ich Hunger und Durst habe. Was frühstückt man denn hier?“

„Man kann im Eßzimmer oben ein Butterbrod essen, falls man vormittags Hunger haben sollte,“ erklärte Fräulein Marie, mit Lina Blide wechselnd.

„Falls man Hunger haben sollte?! Ich habe gerade vormittags immer Hunger! Ist da in der Nähe kein Wirtshaus, wo man Bier bekommt?“

„Bier?!“

„Ja, ich hab' Durst.“

„Im Geschäft darf man aber kein Bier trinken.“

„Warum denn nicht?“

„Weil es nicht erlaubt ist! Herr Hilbert sagt, die Kunden könnten es sehen.“

„Ach, Unfuss!“

„O bitte, Fräulein, Herr Hilbert spricht keinen Unfuss“, mischte sich jetzt Fräulein Lina in das Gespräch. „Er hat ganz recht, denn vom Bier wird man schläfrig.“

„Ja, ich muß immer gleich fürchterlich gähnen,“ bestätigte Fräulein Marie und riß ihren nicht allzu kleinen Mund auch ohne das Schlafmittel erschreckend weit auf.

„Ach, Jaren!“ Betty drehte sich noch einmal mustern- d vor dem Spiegel, marschirte zur Ladenthüre hinaus und kam schon nach zwei Minuten wieder zurück, ein kleines Glas Bier und eine Salzbrezel in der Hand.

„s ist ja gleich nebenan, das ist famos!“ meinte sie lachend und biß vergnügt in die Brezel.

„Guten Appetit!“ rief Herr Wegner, der, frisch und schneidig wie immer, hinter ihr hereinkam.

„Danke! Sie wünschen?“

„Ich? Ich wünsche nichts! Ich komme zum Besuch!“

„Besuch? Das ist gelungen!“

Das Bier mußte plötzlich lauer und die Brezel zu salzig geworden sein, denn Fräulein Betty hatte keine Freude mehr daran. Mit untergeschlagenen Armen stand sie da und bombardirte den armen Herrn Wegner in der ungeschicklichen Weise mit einer solchen Fluth von verächtlichen Blicken und spitzen Reden, bis dieser zum Erstaunen der beiden anderen Damen, die nie mit ihm fertig werden konnten, seinen Hut ergriff und in feiger Flucht davon stürzte.

Als später Herr Hilbert zum Mittagessen hinauf kam, sagte er zu seiner Frau: „Das neue Fräulein ist immer auf dem Sprung. Sie hat mir eben gekündigt, ich hab' sie aber wieder berückigt. Die anderen Mädels meinten, wegen dem Wegner wäre sie außer sich gewesen, aber das ist wohl nicht möglich!“

„Sie hat auch um eine eigene Lampe gebeten und um ein größeres Waschbecken. Ich fürchte, sie hat noch viele Wünsche!“ seufzte Frau Hilbert bellmönch.

Der Gegenstand ihrer Sorge erschien bald danach mit Fräulein Marie im Eßzimmer. Es war Sitte im Hilbert's- chen Hause, daß zwei der Fräulein mit der Familie speiseten, während das dritte, — heute Fräulein Lina, — über die Mittagsg- zeit im Laden bleiben mußte. Schon saßen alle an dem schnee- weiß gedeckten Eßtisch und Frau Hilbert schöpfte bereits die Suppe in die Teller, als Fräulein Betty plötzlich, nach einem prüfenden Blick auf die vor ihr liegende, blankgeschleuerte Zin- gabel, aufstand und hinauslief. Als sie nach einer Minute, die von Frau Hilbert durch einen Seufzer und staunendes Kopf- schütteln ausgefüllt wurde, zurückkam, brachte sie ein silbernes Eßbesteck mit und legte es hümm vor sich hin.

„Donnerwetter, Fräulein Betty speist nur mit Silber!“ bemerkte Herr Hilbert, ein wenig verlegen und ärgerlich lachend.

Diese nickte triumphirend.

„Den Vössel habe ich zur Taufe bekommen, die Gabel zur heiligen Communion und das Messer von meiner Firmpatin!“

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt. — Die Seitenschriften hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Die Nähmaschinen-Stickerei.

Von Tina Fraunberger.

Vorsteherin der Düsseldorf-Kunststickerei-Schule.

Von den einen gefürchtet, bespöttelt und verlacht, von anderen bedächtigt beschaut und geprüft, von den Optimisten endlich in den Himmel gehoben, hielt die Nähmaschinen-Stickerei vor ungefähr zwei Jahren von Amerika aus ihren Einzug in die alte Welt.



Blume im schattierten Blattstich. (Nähmaschinen-Stickerei.)

farbiger Maschinen-Nähseide, die bei den Flachstickereien wahre Malereien, bei den Spitzenstichen wahre Spinnweben hergesteuert hatte. Daß man hinsichtlich der „Nadelmalerei“ häufig zu weit gegangen war, bedeutete gegenüber der Wichtigkeit der Technik nicht viel, und das große Publikum schien gerade von den gestickten Bildern (eine Gruppe junger Hunde, Jäger mit Hunden, der alte Rathsherr, eine Marine etc.) besonders angezogen zu werden.

Die Umwandlung der Nähmaschine in ein Werkzeug, mit dessen Hilfe man sticken, sogar kunstreich sticken kann, ist mit keinerlei Mühen und Kosten verknüpft, da man keines besonderen Apparates bedarf. Man entfernt den Transporteur und den Presserfuß, die mit Leichtigkeit wieder eingesetzt werden können, falls man die Maschine zum Nähen benutzen will. Der zu bestickende Stoff, gleichviel ob Leinwand, Seide oder Seiden-Gaze, wird zwischen zwei runde, leichte, gut in einander passende Holzreihen stramm gespannt, worauf man ihn mit dem Rahmen unter die Nadel der Maschine bringt. Während die Füße das Triebwerk langsam bewegen, haben die Hände den Rahmen unter der auf- und wiedergehenden Nadel hin- und herzuführen. Je taktmäßiger Füße und Hände arbeiten, um so leichter geht das Sticken von statten. Je sicherer die Hände sind, die Stelle, an welcher der Faden (bzw. die Nadel) durch den Stoff geführt werden soll, unter die Nadel zu bringen, um so schöner werden die Formen, um so glatter Stich und Fadenlage. Daß die Regelung der Spannung des Ober- und Unterfadens gut und genau dem zu bestickenden Stoff angepaßt sein muß, versteht sich von selbst. Bei dem Bearbeiten feinen Fadens muß der Unterfaden stets um ein wenig fester gespannt sein als der Oberfaden, der infolge dessen bei jedem Stich etwas auf der Rehrseite des Stoffes hinabgezogen wird, sodaß die Umschlingung beider Fäden auf der Rückseite erscheint.

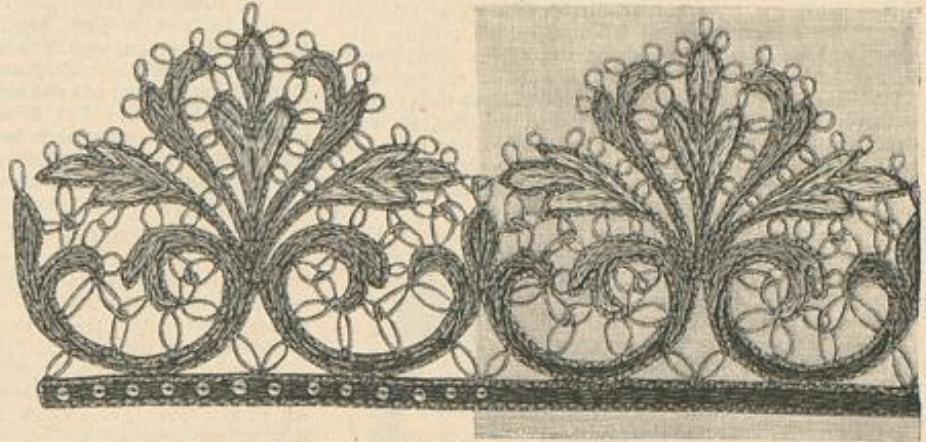
Aus der Nothwendigkeit, den Rahmen mit der Hand unter der Maschinennadel hin- und herschieben zu müssen, ergibt sich, daß das Sticken mit der Nähmaschine weit entfernt ist von mechanischer Arbeit. Das Mechanische besteht einzig und allein in der Führung des Fadens durch den Stoff vermittelst der Maschine, die der Fuß in Bewegung hält, während die Stichlage, die Stichgröße, die Gleichmäßigkeit der Stiche ausschließlich der ausführenden Persönlichkeit anheim gegeben sind, der es auch obliegt, durch Zurechtlegen der vorgezeichneten Linien, durch Einsetzen der verschiedenen Farben, den Flachstickereien Gestalt, Reiz und Leben zu verleihen. Die Optimisten mußten eine große Enttäuschung erfahren; dagegen alle, welche die Nähmaschine als ein die Handstickerei schädigendes und vielleicht verdrängendes Werkzeug fürchteten, hatten die Freude, zu sehen, daß es bei der Nähmaschinen-Stickerei auch Schwierigkeiten zu überwinden gebe, genau so, wie bei der Handstickerei. Die Optimisten fielen nach der Enttäuschung in den Fehler, das

der ersten Begeisterung ohne Prüfung der eigenen Befähigung und Ausdauer zum Anlauf einer Ringspulen-Nähmaschine entschlossen und die Arbeit erlernten, trösteten sich viele damit, daß sie ja in der Stickmaschine zugleich eine vorzügliche Nähmaschine erworben haben. Und dieser Trost ist vollaus berechtigt nach den guten Erfahrungen, die man mit dieser Maschinenart überall gemacht hat. Man hatte sich die Lehrzeit zu kurz berechnet und die Hoffnungen nach irgend einer Seite hin zu hoch gespannt, sei es, daß man glaubte, alles genau so machen zu können, wie bei der Handarbeit, sei es, daß man erwartete, innerhalb einer Stunde vollenden zu können, was sonst Wochen erfordert. Man war eben der Meinung, daß das Sticken auf der Nähmaschine gerade so leicht erlernt werden könne wie das Nähen auf der Nähmaschine, was durchaus nicht der Fall ist; und weil man nicht geneigt war, sich selbst die Schuld zuzuschreiben, wenn die Arbeit nicht sofort gelang, so suchte man durch allerlei Einwendungen die naturgemäße Entwicklung dieser Neuerung zu beeinträchtigen.

Ich habe im Laufe der Zeit, seit wir zu dem Unterricht in der Handstickerei die Nähmaschinen-Stickerei gefügt haben, eine ganze Menge von Einwendungen hören müssen. Ich weiß aber, daß die Arbeit nur eine Sache ernstes Willens und Nachdenkens, gründlicher Übung, guter Ausdauer und eine Frage der Zeit ist, die man darauf verwendet, und daß sie dann viele Freude und schöne Ergebnisse zeitigen wird.

Wer zu viel verlangt, wird immer enttäuscht, wer wenig verlangt, wird meist befriedigt.

Die Arbeit mit der Nähmaschine steht, da sie keine durchaus mechanische ist, der Handstickerei in Durchführung und Wirkung

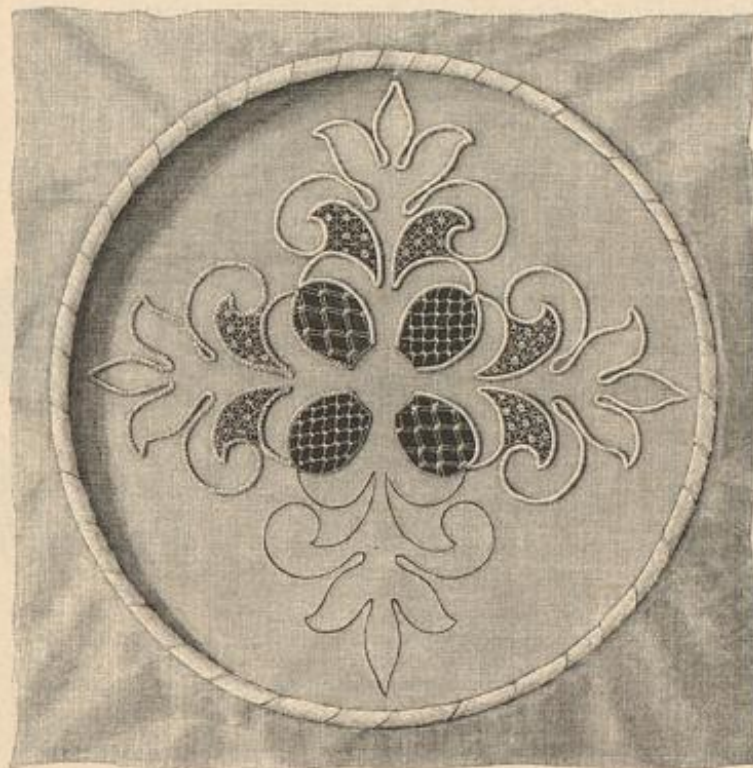


Spitze. Spanische Stickerei. (Nähmaschinen-Stickerei.)

nahezu gleichwerthig zur Seite gestellt werden. Trotz des feinen Fadens, mit dem die Flächen bestickt werden, ist ein Zeitgewinn gegen die Handarbeit feststellbar, und gerade mit dem feinen Faden ist es möglich, das Ornament und die Blume, die man sticht, auf das feinste zu tönen.

Auch die Größe der Stickereien ist durchaus nicht eng begrenzt, denn man hat nicht nöthig, den Stoff selbst, den man besticken will, in den Rahmen zu spannen. Derselbe kann, zumal wenn das Muster auf großem Raume vertheilt ist, in den Ausschnitt eines festen, in den Rahmen gespannten Stoffes eingestickt, bezw. eingenäht werden; die Masse des über den Rahmen hinausragenden Stoffes wird glatt eingerollt und mit einer Hülle von dünnem Stoff oder Seidenpapier vor Flecken geschützt. Ist ein Theil fertig gestickt, so wird der zunächstliegende eingenäht u. s. f. Es bedarf nur einiger Übung, um das Umspannen der Arbeit ebenso schnell und sicher zu bewerkstelligen, wie das Fadenvernähen, Einfädeln der Nadel etc., das bei der Handarbeit in sehr kurzen Zwischenräumen erforderlich ist. Aber wenn etwas schneller als früher geht, so möchte man es noch schneller gehen sehen!

Was man mit der Nähmaschinen-Stickerei machen kann? Nun, die Amerikaner haben bei ihrer Ausstellung gezeigt, daß vielerlei damit zu machen ist. Sie sind uns in der vielseitigen Verwendungsart entschieden „über“ und weitaus muthvoller. Sie fragen nicht viel nach Stil in Form und Verwendung, sondern lassen ihren Gefühlen freien Lauf. Bis wir uns entschließen, haben sie bereits ausgeführt, und wenn wir auch einerseits über das „Wie“ lächeln, so können wir andererseits von ihnen lernen, wie man den Augenblick rasch erfassen und ausnützen sollte. — Von den durch die Ausstellung bei uns bekannt gewordenen Techniken ist die Flachstickerei als das gehätschelte Kind hier geblieben, auf das dann alle erzieherische Sorgfalt verwendet wurde. Ueber den gestickten bunten Blumen, sogenannten Nadelmalereien, hat man erstens die Spitzenstiche, die, ich gebe es zu, von der Ausführenden große Sorgfalt und Genauigkeit, auch einige Vorkenntnisse in der Durchführung von Handarbeit dieser Art erfordern, nicht genügend in Betracht gezogen, und gerade diese Technik scheint mir, wie schon bemerkt, ganz besonders der Würdigung werth. Sie ist rasch und angenehm durchzuführen, wird meist in einer Farbe (crème, oder hellgrün, hellgelb, hellblau, hellroth) gehalten, wobei man das häufige Auswechseln der Spule mit anderer Farbe, wie es bei der Blumenstickerei erforderlich ist, erspart, und schließlich ist die Arbeit vielfach verwendbar. Freilich ist das Uebersticken der mit einer Schur unnähten Umrißlinie, innerhalb welcher der Stoff weggeschnitten wird, um die frei in die Luft gearbeiteten Spinnen, Kläbchen, Rehe und Sitter aufzunehmen, wieder etwas langwieriger, immerhin aber weit rascher als mit der Hand auszuführen. Für die im deutschen Haushalt so vielfach gebrauchten Decken und Decken, neuerdings besonders für Tisch- und Bettwäsche, für große und kleine Gardinen, sogenannte Stores, für breite und schmale Spitzen ist die Arbeit geeignet und häufig zweckentsprechender als die Blumenstickereien, deren Anwendung dem guten Geschmack oft sehr zuwiderläuft. Aber es giebt auch eine Anzahl anderer Techniken, die mit der Nähmaschine ausgeführt werden können, die von der amerikanischen Geschmacksrichtung absehen und mehr in der kunstvollen Handarbeit ihre Wurzel haben. (Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)



Runder Rahmen mit eingespannter Spitzenstich-Stickerei. (Nähmaschinen-Stickerei.)

sehr nahe. Wie bei dieser, können sehr gute und kunstreiche, aber auch sehr mangelhafte Leistungen erzielt werden. Je mehr Kenntnisse und Fertigkeit die Arbeiterin im Sticken mitbringt, um so Besseres wird sie mit der Maschine leisten. Freilich ist hierbei häufig die Erfahrung zu machen, daß die gewandte Handstickerin nur sehr selten und meist nur zwangsweise Ausdauer besitzt, sich die nicht allzu rasch erreichbare manuelle Geschicklichkeit im Sticken mit der Nähmaschine anzueignen. Sie verfügt ja ohnedies über eine solche Menge von Hilfsmitteln, die ihr ein flinkes Durchführen der Arbeit ermöglichen, und über eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit von Stick-Materialien, daß ihr die Nähmaschinen-Stickerei unzulänglich erscheint.

Und dennoch, wer einmal über den Berg hinüber gekommen ist, die Maschine flink und verständig handhabt, wird in ihr manche Erleichterung finden, die er nicht erwartete. Das Verhältniß in der Schnelligkeit der Handstickerei zur Nähmaschinen-Stickerei ist 1 zu 4 bis 1 zu 6, bei gewissen Techniken, insbesondere jener der Spitzenstiche 1 zu 10. Die letzteren sind eine mit der Nähmaschine sehr leicht ausführbare und völlig aus ihr heraus entwickelte Arbeitsart, die in dieser Weise durchzuführen, der Hand unendliche Mühe machen würde. Bedauerlicherweise ist sie über der Flachstickerei, die ihren Einbruch auf das große Publikum nie verfehlt, vielfach nicht genügend gewürdigt worden.

Die Wirkung der Nähmaschinen-Flachstickerei ist allerdings, wenn sie von künstlerischem Geiste befeuert und von geübter Hand ausgeführt wird, die denkbar beste und kam der Hand-Flachstickerei



Eisbedecken. Persische Durchbrucharbeit. (Nähmaschinen-Stickerei.)



Persische Durchbrucharbeit zum Eisbedecken. Naturgroß.

Kind mit dem Bade auszuschnitten; die anderen glaubten, nunmehr getroßt der Maschine entrathen und der Entwicklung der Sache gleichgültig gegenüber stehen zu dürfen. — Von jenen, die sich in

Verkaufsstelle. — Kann mir eine Leserin mittheilen, ob es auch in Oesterreich Verkaufsstellen für weibliche Hand- und Kunstarbeiten giebt, ähnlich dem Verein „Bienenkorb“ in Berlin, der „Verlagsanstalt Frauenerwerb“ in Dresden und der Verkaufsstelle des „Frauen-Gewerbe-Verein“ in Leipzig? P. in Prag.

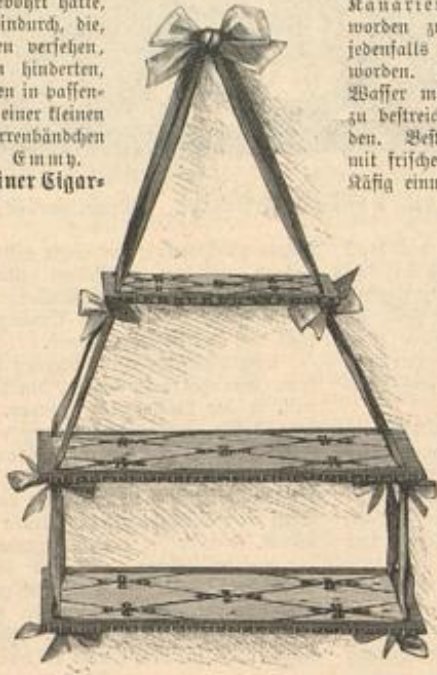
Handarbeit. — Bewähren sich Durchbrucharbeit und Filet-Einfäße in Rissen als haltbar? — Wer übernimmt Anfertigung von Häfelarbeit und Filet-Guirpüre zu annehmbarem Preise? Für freundliche Beantwortung wäre dankbar. „Schwarzwälderin“.

Schneiderin. — Wo könnte eine tüchtige Schneiderin, die auch bessere Handarbeiten versteht, sich etabliren? Nähe der Berlin-Hamburger Bahn bevorzugt. B. D.

G. A. — Für Koch- und Schneider-Curse empfehlen wir: Lette-Verein, SW, Königgräberstr. 90; für Schneider-Curse allein: Gulda Thieme, Lehrerin für wissenschaftliche Zuschneidkunst, SW, Leipzigerstr. 40; Joh. Knipp, Frauen-Industrie-Schule, Dresden, Glasplatz 4 (mit Stellen-Nachweis). D. Red.

Häusliche Kunst.

Wandbrett aus Cigarrentisten-Holz. — Man traut uns Badfischen immer nichts Rechtes zu, und doch habe ich mit meiner kleinen Erfindung „den Vogel abgeschossen“, wie mein Bruder behauptet, der seit seinem letzten Geburtstage glücklicher Besitzer des Wandbrettdienstes ist und auch wirklich prächtige Verwendung dafür hat. Cigarrentasche und -Spitze, Streichhölzer, Aschenbecher und ein Kästchen Cigaretten haben auf dem niedlichen Dinge ihren ständigen Platz gefunden, und so ersetzt es einstweilen den opulenteren Rauchtisch. Drei Bretchen, von einer leeren Cigarrentiste herflammend, 22 zu 8 cm, 20 zu 8 cm und 14 zu 5 cm groß, beizte ich am Rande etwa 1 cm breit dunkelbraun und verzierete sie ringsum, wie auf der Oberseite mit dem Brennstift in anspruchsvollem Linien- und Punkt-muster. Nachdem ich dann an den vier Ecken jedes Brettes ein Loch gebohrt hatte, leitete ich Cigarrentändchen hindurch, die, unter jedem Brett mit Knoten versehen, das Hinuntergleiten derselben hinderten, und verband so die drei Bretchen in passender Entfernung von einander zu einer kleinen Stabgere. Schleifen aus Cigarrentistenbänden bilden den Auszug. *Emmy.*



Wandbrett aus Cigarrentisten-Holz.

Puppen-Bettstelle aus einer Cigarrentiste. — Mit wenig Mühe und geringen Kosten fertigten wir zum Geburtstag unserer Jüngsten aus einer Cigarrentiste eine allerliebste Puppen-Bettstelle. Dieselbe erregte so großen Jubel und wurde so vielfach bewundert, daß ich die amüsante Arbeit allen Müttern empfehlen möchte, zumal das Spielzeug sich als sehr haltbar erweist. Die Cigarrentiste wird zunächst vom Deckel befreit; dann schneidet man die Seitenteile der Form einer Bettstelle entsprechend nach der Mitte zu mit einer Laubsäge etwas aus, während Kopf- und Fußende gerade bleiben können. Für die Füße dienen vier gleiche kleine Garnrollen. In der Mitte des Kopfendes befestigt man einen ziemlich starken Messingdraht, der in einer Höhe von etwa 6 bis 7 cm nach vorn herübergebogen wird und als Träger einer weißen Tüll-Gardine mit rosa oder himmelblauer Atlas-Unterlage fungiert. Gleichfarbige Atlasstreifen dienen zum Auszug. Vor dem Befestigen der Gardine wird die Bettstelle mit brauner Farbe angestrichen, mit Goldbronze umrandet und mittelst Brennstiftes oder Goldbronze mit Gitterzierungen und Mittelstern an Kopf- und Fußende versehen; die Füße verguldet man. *C. S.*

Frau Antmann A. auf D. — Das Restaurieren werthvoller Delgemälde muß von sachkundigen Händen ausgeführt werden, da die Gemälde sonst sehr darunter leiden können. Frau Antmann A. auf D., Berlin W., Bülowstr. 104, besitzt langjährige Erfahrungen auf diesem Gebiete und übernimmt das Restaurieren von Delgemälden jeder Art, sowohl im eigenen Atelier, wie an Ort und Stelle. *D. Red.*

Fürs Haus.

Dampf-Apparat. — Um Druckstellen und Regenflecke aus Sammetstoffen und -Bändern zu entfernen, mußte man diese bisher in recht unbequemer Weise über Gefäße mit dampfendem Wasser halten und sie dann über ein umgelegtes Plättchen ziehen, was sich trotz aller Mühe gewöhnlich als unzureichend erwies. Nun entdeckte ich kürzlich einen neuen, kleinen „Dampf“-Apparat von Blech, der, einem plattgedrückten Trichter ähnlich, auf die Stelle eines kochenden Theekessels gesteckt wird; zieht man dann das Band oder den Stoff über den Rand des Trichters, so wird zu gleicher Zeit das Dämpfen und Glätten bewirkt. *Else S.*



Dampf-Apparat.

Garnrollen als Fensterklöge. — In dem Biergestell und dem Vogelbauer-Ständer hat die Modernwelt schon zweimal hübsche Verwendung für Garnrollen gegeben (siehe die Nr. vom 1. Dec. 93 und 1. Dec. 94). Eine weitere können sie als Fensterklöge finden, um die Fenster offen zu halten. Kurze Rollen lassen sich der Länge nach bequem zwischen Fenster und Rahmen einschleiben; größere werden der Höhe nach derartig eingeklemmt, daß die obere, hervortretende Rundung sich zwischen Rahmen und Fenster befindet. Man ladet die Rollen weiß oder der Farbe des Fensterrahmens entsprechend und bindet sie an ein Seiden- oder Wollenband, dessen Farbe zu den Lebergardinen paßt. Das Band verbindet beide Rollen und wird mittelst eines kleinen breittüppigen Nagels am Fensterbrett befestigt, um bequemes Ein- und Auslegen der niedlichen Fensterklöge zu ermöglichen. *J. V.*

Hausthiere.

M. A. — Die schwarzköpfige Graasmücke zählt zu den Insecten-Fressern, gewöhnt sich im Käfig aber leicht an ein Futter aus geriebener Semmel und ganz klein gewiegten getrockneten Heigen, vermengt mit einigen Ameiseneiern, wozu man dem

Vogel täglich einige Mehlwürmer reicht. Auch empfiehlt sich besonders für Graasmücken ein Gemisch von Ameiseneiern, geriebener Semmel, Käsequark und dem Weihen von hartgekochten Hühner-eiern, mit einem Zusatz von geriebenen Mohrrüben und gequelltem Hantfarn. — Mehlwürmer züchtet man am einfachsten, indem man einige der Thiere, die man in jeder Vogelhandlung kaufen kann, in einen, ungefähr zum Drittel mit Papierschnitzeln oder Stoffläppchen gefüllten Blumentopf legt und eine dicke Schicht Mehl darüber streut. Das Verfahren ist jedoch umständlich und nicht immer erfolgreich, da die Thiere auch pflegebedürftig sind. Am besten kaufen Sie die Würmer für jedesmahligen Bedarf. *F. A.*

Geishw. R., Gomenz i. Schl. — Ihr Kanarienvogel scheint arg vernachlässigt worden zu sein, denn das Aufkleben ist jedenfalls durch Unreinlichkeit verursacht worden. Wir rathen Ihnen, die Füße in warmem Wasser mehrfach abzubaden und dann mit Vaseline zu bestreichen, auch die zu langen Krallen zu beschneiden. Bestreuen Sie den Käfigboden immer reichlich mit frischem Sand und waschen Sie den hölzernen Käfig einmal gründlich mit heißem Wasser aus, da sich jedenfalls Ungeziefer in denselben eingenistet hat. *M. S.*

G. A., Amüg. — Ihre zahme Amazone beizt, wie Sie richtig annehmen, nur aus allzugroßer Härtslichkeit. Gewöhnlich wissen diese Vögel genau, wie weit sie zu gehen haben, d. h. sie beißen nicht derart, daß Verletzungen zurückbleiben. Wir können Ihnen nur empfehlen, den Vogel nach jedesmaligem Beißen zu strafen, ihn auszuzanken und einzusperren, ihm auch wohl einen leichten Schlag auf den Schnabel zu geben. Ist der Vogel jung, so läßt er sich auf diese Weise gut erziehen. *M. S.*

Frau C. S., Berlin. — Die pilzartigen Gewebe an den Scheiben Ihres Aquariums sind Algen. Diefelben bilden sich in allen Aquarien aus Glas und an den Steinen, sind aber nicht schädlich, sondern nützlich, denn sie scheiden, gleich den höheren Wasserpflanzen, Sauerstoff aus, den die Fische nothwendig brauchen. Kästig werden die Algen nur dadurch, daß sie die Scheiben blind machen; sie lassen sich jedoch mit einer Zahnbürste leicht entfernen. Handelt es sich bei Ihnen um die sogenannte Faden-Alge, deren fadenartige Gewebe rasch das Innere des Wassers erfüllen, so rathen wir Ihnen, das Aquarium vollständig zu leeren und, ebenso wie Sand und Felsen, mit kochendem Wasser gründlich abzuwaschen. Im übrigen werden sie aus unserem in der Nr. vom 12. Juli 95 veröffentlichten Artikel über Aquarien-Pflege bereits erfahren haben, daß Sie Ihr Aquarium völlig unrichtig behandeln. Sorgen Sie nur für gesunden Pflanzenwuchs und erneuern dann das Wasser vorläufig überhaupt nicht mehr. Sollte früher oder später einmal eine Neufüllung nothwendig werden, so dürfen Sie dazu nicht kaltes Leitungswasser verwenden; dadurch würden Thiere und Pflanzen zu Grunde gehen. *M. S.*

Gärtnerei.

Ehbare Lilien. — Unter dem Namen Jamma Juri und Tabero wird gegenwärtig eine aus Japan neu eingeführte Lilie angeboten, deren Zwiebel sehr wohlnehmend sein soll. Die Japaner genießen bekanntlich verschiedene Arten der als herrliche Zwiebelgewächse so beliebten Lilien. Die jetzt als Gemüsepflanze auch bei uns angebotene Lilie, deren Zwiebel aber im Geschmack mit unseren Speisewiebeln keinerlei Ähnlichkeit hat, ist, meiner Ansicht nach, entweder die schon lange als Pflanzpflanze bekannte Tigertilie (*Lilium tigrinum*) oder eine Abart derselben; jedenfalls hat die Tabero mit der Tigertilie eine täuschende Ähnlichkeit, und wie diese, so bildet auch sie in allen Blattachsen kleine Knöllchen, durch welche die Vermehrung stattfindet. Man bereitet die Zwiebeln wie Spargel und Blumentohl zu, um sie dann mit holländischer Sauce zu genießen. *M. S.*

A. v. S., Prag. — Ferkarten sind am Gap der guten Hoffnung und in Amerika heimische, zu den Schwertlilien (*Iridoae*) gehörige interessante Zwiebelgewächse mit sehr eigenartigen, aber nur einige Stunden blühenden Blumen. *Ferraria undulata* blüht im April; die Blumen sind flach geöffnet, violett purpurbraun, zeigen einen weißen Ring und an den Rändern gelbliche Punkte. Die bekannteste Art, *Ferraria Pavonia* syn. *Tigridia Pavonia*, die Tigerblume oder Pfauenlilie, hat wundervolle getigerte Blumen von 12 bis 15 cm Durchmesser. Die Zwiebeln werden im Frühling gepflanzt; sie überwintern im südlichen Deutschland im Freien. *M. S.*

Abonentin, Breßburg. — Das Gelbwerden der Gummi-baum- (*Ficus*)-Blätter kann verschiedene Ursachen haben. Gewöhnlich tritt diese unerfreuliche Erscheinung bei Nahrungs-, Licht- und Luftmangel und bei zu warmem Standort ein. Der Gummi-baum hat viel Nahrung nöthig, er muß deshalb in jedem Frühjahr versetzt werden; im Sommer liebt er die freie Luft und will im Winter am Fenster einer nur wenig erwärmten Stube gepflanzt sein, sollen die Blätter gesund und straff bleiben. Befolgen Sie auch einmal die Blätter auf der Rückseite genau und waschen Sie dieselben mit Seifenwasser, falls sich dort winziges Ungeziefer zeigt, das oft sehr verderblich bei unrichtig behandeltem Gummi-bäumen auftritt. *M. S.*

L. W., Hafelbach in Krain. — Es ist uns kein Fabrikant für Neben-Vereblungs-Bänder aus Gummi bekannt. Das Veredeln auf amerikanischen Wildbreiten wird übrigens kaum in Aufnahme kommen, denn nach den Mittheilungen des Freiherrn A. v. Babo gelangen nur 40% der Veredlungen; hiervon geht wieder ein Theil beim Anspinnen zu Grunde, und schließlich werden noch jährlich etwa 15% Nachpflanzungen erforderlich. *M. S.*

Allgemeines.

Speffart-Mütze. — Eine Universal-Kopfbedeckung möchte ich die sogenannte Speffart-Mütze betiteln, die ich kürzlich aus Frankfurt a/M. erhielt. Aus naturgraum präparirtem Hasenhaar gewebt, oder gebleicht und später grün, braun etc. gefärbt, seideweich und glänzend, dabei leicht und schmiegsam und aus der ursprünglichen Topfform in jede beliebige Form zu bringen, eignet sich die „Speffart-Mütze“ vorwiegend zu Sportzwecken für Damen und Herren. Beim Tennis, Radfahren, als Jagd-, Reife- oder Strandmütze dürfte sie sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Tief über die Ehren und fest über den Kopf gezogen, war mir die Speffart-Mütze die angemessene Kopfbedeckung bei Wind und Wetter während der letzten beiden Wintermonate; jetzt habe ich die Krone aufgeschlagen und trage mein Mützchen mit großem Behagen bei gärtnerischer Beschäftigung. *C. P.*



Speffart-Mütze in verschiedener Form.

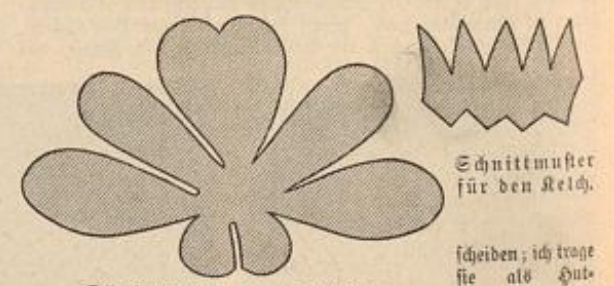
Farbige Gürtel. — Die jetzt so beliebten Gürtel zu Blusen etc. kann man sich selbst in allen Farben und Größen auf sehr einfache Weise und ziemlich kostenlos herstellen, indem man breite Hercules- oder Mohair-Borten mit einem Gürtelschloß versehen, das Mäntelchen gewiß noch aus der eigenen Jugendzeit aufbewahrt. Schmale, wollene Borten näht man zu passender Breite mit kräftiger Seide in derselben Farbe überwendlich zusammen. Weicht lassen sich diese Gürtel dann hübsch ausstatten durch Zierfische von bunter Seide, Aufnähen von Perlen und Goldfäden etc. Auf schwarzem Grund sieht eine farbig ausgeführte Goldspitze besonders gut aus. *M. S.*

Anfertigung von Beilchen aus Stoff. — Zur Selbstanfertigung von Beilchen, der unvergänglichen Modeblume aller Jahreszeiten, dürfte eine Anleitung meinen Mitleserinnen vielleicht willkommen sein. Das Material ist dichter weißer Batist oder Taffet, Staubfäden (duzendweise in jedem Blummengeschäft käuflich), lila und grüne flüssige Anilin-Farbe und ein Fläschchen Syndeton. — Zunächst schneidet man aus dem Stoff die Blüthenformen genau nach der naturgroßen Abbildung und legt sie so lange in die Anilin-Farbe, — die man am besten in ein kleines Porzellan-Gefäß gegossen, — bis sie ganz durchtränkt sind; dann drückt man sie sorgfältig aus, damit die Farbe keine Flecken giebt und plättet sie zwischen zwei Löschblättern mit heißem Eisen, wodurch sie etwas steife erhalten. Für heller nuancirte Blüthen ist die Farbe mit einigen Tropfen Spiritus zu verdünnen. Die so vorbereiteten Formen legt man auf eine weiche Unterlage und zieht mit einer Stricknadel auf jedem Blatt strahlenförmige Striche. Nach der ebenfalls naturgroß dargestellten Figur aus dem weißen Stoff geschnitten, werden die Kelchblätter und 1/2 cm breite gerade Stoffstreifen zum Bewickeln der Stiele mit der grünen Anilin-Farbe gefärbt. Nachdem dann die Drahtstiele der Staubfäden mit den grünen Streifen umwickelt worden, legt man je einen Staubfaden zwischen die beiden kleinsten Blüthenblätter, schlägt diese dicht unter dem Staubfaden-Knötchen zusammen und klebt sie mit Syndeton fest aufeinander. Dadurch bildet sich die Blüthe, auf die zuletzt der Kelchblätterkranz festgeklebt wird. Derartig angefertigte Beilchensträuße sind kaum von gelaufenen zu unter-



Beilchen aus Stoff.

Einzelnes Beilchen.



Schnittmuster für die Blüthe.

Schnittmuster für den Kelch.

und freue mich stets aufs neue über den billigen, effectvollen Schmuck. *Bilma B.*

Bezugsquellen: Nähmaschinen-Stickerien: Anstalt für Kunststickerei und Frauenerwerb, Düsseldorf, Gneisenaustr. 13. — Dampf-Apparat: P. Kadday u. Co., Berlin, W., Leipzigerstr. 11. — Speffart-Mützen, Louis Dill, Frankfurt a/M. Zeit 67. — Ehbare Lilien, Ferrarien-Zwiebeln: J. G. Schmidt, Erfurt. **Commissionen** nach Abbildungen „Aus dem Ferkertreie“ übernimmt Frau A. Deermann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Nachdruck verboten.

Baronin Fifi.

Roman von Mary Wisch in Berlin.

(2. Fortsetzung.)

Frau Hilbert war in ihren Gefühlen als sorgliche, weiße Hausfrau bitter gekränkt. Sie hatte bis jetzt die Fingergabeln als gut genug für die jungen Mädchen erachtet, und es hatte sich auch noch keines erlaubt, anderer Meinung zu sein. Es war wirklich recht unpassend von dem Fräulein, sehr unpassend! Auch Fräulein Marie gab durch unwilliges Kopfschütteln, Räuspfern und spöttisches Lächeln kund, daß sie diese Ansicht theilte. Nur die Verbredlerin that ganz harmlos, ließ sich's mit ihrem silbernen Löffel prächtig schmecken und setzte ihrer Arroganz die Krone auf, indem sie von dem Dienstmädchen einen zweiten Teller verlangte, was abermals eine unerhörte Neuerung war, da bis jetzt nur Herr Hilbert einen solchen verlangt und erhalten hatte.

„Das geht nicht, — das geht nicht!“ stöhnte Frau Hilbert nach dem Essen und wiederholte diesen Ausruf noch entschiedener nach dem Abendbrot.

„Es geht absolut nicht mit dem Mädchen,“ sagte sie, die Hände ringend, ihrem Gatten, als dieser, wie immer, Punkt zehn Uhr von seinem Stammtisch heimkehrte. „Es geht deshalb nicht, weil sie die ganze Ordnung auf den Kopf stellt. Sie ist kein Kuchen, denke Dir, Fripel, keinen Kuchen! Ich lasse, wie jeden Donnerstag, einen Pflaumentuchen zum Abendbrot backen, gebe jedem Fräulein ein großes Stück davon und ein Gläschen süßen Wein dazu. Alle essen es gern, was aber, meinst Du, thut das schreckliche Mädchen? — Sie schaut den Kuchen befremdet an, dann geht sie und holt sich für ihr Geld ein Stück Leberwurst und eine Semmel und ist alles in meiner Gegenwart auf. Und schließlich ist sie den Kuchen auch noch! Was sagst Du dazu, Fripel?“

„Daß sie einen beneidenswerthen Appetit hat!“

„Wie? Fripel!“

„Na, laß gut sein, Marianne!“ beruhigte Herr Hilbert, dessen Stimmung durch den Stammtisch-Trunk für die augenblickliche Situation unbedingt zu heiter war, vergnügt, „laß es nur gut sein; wir werden ja weiter sehen, ob es geht! Vielleicht hat sie jetzt keine Wünsche mehr. Sie macht sich, glaub' ich, im Geschäft, scheint ja ein stinkes Jüngelchen zu haben, die Kleine!“

„Weiß Gott, ja!“ seufzte Frau Hilbert, betastete erregt nachsichernd eine Tischglocke, ein Nähkörbchen und eine Blumenvase, wonach sie sich kummervoll in das Schlafzimmer zurückzog. Seitdem waren acht Wochen verstrichen, und die Situation hatte sich, wie schon erwähnt, vollständig zu gunsten von Fräulein Betty geändert. Man hatte sie lieb gewonnen, um so mehr, da sie nun keine besonderen Wünsche mehr hatte, oder, wie Herr Wegner meinte, weil sie alles thun durfte, was sie wollte. Sie hatte sich, wie Herr Hilbert es gehofft, im Geschäft gemacht; sie war die stillste und gewandteste von den drei Verkäuferinnen und wurde von den Damen sichtlich bevorzugt, da sie unverändert heiter und dienwillig blieb, mochten die Freundinnen auch noch so lange wählen und kritteln. Und die junge Herrenwelt war einfach außer Rand und Band! Sie nannten sie unter sich „reizend“, „entzündend“, — „einen allerliebsten, schwarzen Käfer!“

Unter anderen Umständen hätte diese „Anstimmung“ ihre Freuden Collegeninnen wohl auf das tiefste empört und alle Furien der Eifersucht in deren Busen entfesselt. Wie es aber jetzt stand, seit Betty ihre Vertraute und Busenfreundin geworden, duldeten sie es mit milder Nachsicht. Hatte doch Fräulein Lina längst ihre anfängliche Zurückhaltung aufgegeben, ihr von dem bewußten Post-Assistenten, Herrn Daxler, erzählt und ihr den Schwur abgenommen, nie mit diesem ihren Eigentum zu theilhaben, was Betty sofort großmüthig versprochen und auch bis zur Stunde treulich gehalten hatte. Daß jenes treulose Individuum trotzdem nach ihr schielte und sogar im Wirthshaus auferte, „die Neue“ sei eine „reizende Schnecke“, war nicht ihre Schuld. Und auch Fräulein Marie's Vertrauen hatte Betty errungen, obwohl deren Herzens-Angelegenheit keine kleine Sache war. Es handelte sich dabei um ein Geheimniß, um eine Staats-Angelegenheit, und es bedurfte der zauberhaften Schönheit einer Vollmondnacht, in welcher die drei Mädchen ihre Köpfe zu Betty's kleinem, mit Reseda-Stöcken geschmücktem Fensterrahmen hinausstreckten und den Mond anschwärmten, um Marie's verschwiegene Busen ihre dunkle Liebesgeschichte entschließen zu lassen.

Vorher hatte sie sich nur in seltsamen Andeutungen ergangen, welche in Betty die Besorgnis ausfließen ließen, die so überaus wohl aussehende junge Dame sei etwas übergeschnappt.

So sagte diese eines Tages, als sie in der Mittagsstunde mit Fräulein Betty zu Tisch ging: „Ich bin froh, daß es in Aboissien keine Treppen giebt. Dort haben die Häuser alle nur Bel-Etage, auch das königliche Schloß!“

„So?“ hatte Betty verblüfft geantwortet.

„Ja! Und ich steige sehr ungerne Treppen, besonders in Aboissien, wo es doch sehr heiß sein soll!“ vertraute sich ihr Fräulein Marie weiter an, indem sie sich auf das Treppengeländer stützte.

„So! Sie waren wohl schon in Aboissien?“ antwortete Betty noch verblüfft, worauf die geheimnißvolle Blondine nur kurz mit dem Kopf schüttelte und, ohne sich weiter zu erklären, majestätisch davon schritt.

Ein andermal wieder, als die drei Damen schon vertrauter waren und ihre Ansichten über Männer im allgemeinen und besonderen austauschten, äußerte Betty harmlos, recht dunkle Männer seien ihr riesig interessant, worauf ihr Fräulein Marie plötzlich gerührt um den Hals fiel, ihr unter Küßchen dankte und Andeutungen von zukünftiger Belohnung fallen ließ.

Betty, der die junge Dame unheimlich zu werden anfing, wünschte von Fräulein Lina Näheres zu erfahren. Diese versicherte aber, sie hätte geschworen, nichts zu verrathen, und

bekam dabei einen Lachkrampf, der in einem Weinkrampf endete, sodah Betty die Frage nicht zu wiederholen wagte.

In der zauberhaften Mondnacht aber erfuhr sie endlich das Geheimniß. Es handelte sich um einen Königssohn. In Karlsruhe hatte ihn Marie kennen gelernt, als sie dort in einem Weißwaren-Geschäft thätig war, während der Königssohn badische Kultur, resp. Tischlerei studierte. Der junge abessinische „Prinz“, — es wurde nicht recht klar, ob aus Aboissien, der Congo-Gegend oder Kamerun, — hatte sie gesehen und sich gleich mit abessinischer Feuer in sie verliebt.

„Und er wird mich heirathen!“ rief sie, schwärmerisch zum Mond aufschauend. „Wenn sein Vater stirbt, besteigt er den Thron und dann —“

„Und dann giebt's, wenn Du so schreist, vorläufig wieder einen Küffel von Herrn Hilbert wegen zu langen Ausbleibens!“ setzte Fräulein Lina hinzu, worauf die zukünftige Regentin empört die Unterhaltung beendete.

So war Betty nun Mitwisserin der Herzensgeheimnisse ihrer beiden Collegeninnen, ohne dies Vertrauen durch gleiche Offenheit zu belohnen.

Sie hätte einfach nichts zu erzählen, erklärte sie, schüttelte verächtlich ihren kleinen, schwarzen Kopf, lachte spöttisch und meinte, daß sie sich aus allen Männern nicht „so viel“ gemacht habe und noch mache, wobei sie die äußerste Spitze ihres kleinen Fingers zeigte, was in der That sehr wenig war.

Lina und Marie standen diesem Räthsel sprachlos gegenüber. Nicht verliebt? Einen solchen traurigen, öden Zustand konnten sie sich gar nicht vorstellen. Am unbegreiflichsten aber erschien ihnen Betty's Benehmen gegen Herrn Wegner. Es mußte etwas dahinter stecken; das meinte sogar Frau Hilbert.

Er schien er zu einem Plauderstündchen im Laden, so rannte Fräulein Betty mit übertriebener Geschäftigkeit hin und her und erklärte, sie müsse gegen ihre angeborene Faulheit ankämpfen.

Wurde Sonntag Nachmittag ein gemeinschaftlicher Ausflug gemacht, und Wegner kam, um sich anzuschließen, so drehte Betty sich sofort aufgeregt um sich selbst, schaute ängstlich an sich hinunter und fragte zehnmal, ob sie auch gut aussehe, ob ihr keine Lippen vom Koch herunter hingen, ob sie nicht zerzaust wäre oder gar schmutzig, da er ein anständiger Mensch sonst nicht mit ihr gehen könne. Oder sie plauderte und lachte vergnügt, schlug sich dann plötzlich erschrocken auf den Mund und entschuldigte sich, daß sie sich „so“ benommen habe.

Wurde in seiner Gegenwart vom Heirathen gesprochen, so warf sie spitzig hin, sie müsse ledig bleiben, da sie einen Mann ihrer schlechten Eigenschaften wegen doch nur todunglücklich machen würde.

Und bei allen diesen Bemerkungen wurde Herr Wegner roth und schaute sie hilflos und verlegen durch seine Zwidergläser an, als könne er nicht bis drei zählen. Es mußte also, da er doch sonst nicht auf den Mund gefallen war, etwas dahinter stecken! Aber weder aus ihm noch, aus Betty war das Geringsste heraus zu bekommen. Herr Wegner ballte nur stumm und ingrinnig die Faust im Saal, stürzte aber trotzdem wie ein Begehrter aus seinem Laden, sobald das graziose Fingerring seiner Freundin in Sicht kam; und Fräulein Betty lächelte, wenn sie von ihm sprach und sagte: „der Dummkopf!“, ohne sich näher zu erklären, weshalb sie so grausam von ihm denke. Dabei lockte sie, nach wie vor, die junge Männerwelt in den Laden, zu Herrn Hilbert's Freude und Genugthuung.

Baroness Fifi öffnete die hohe Glashür, die vom Salon auf den Balcon führte, und trat hinaus. Sie war bleich, und die schwarze Boa, die sie sich um den Hals geschlungen, ließ die Blässe ihres Gesichtchens noch mehr hervortreten. Fröstelnd lehnte sie sich auf die Brüstung und schaute in den Garten hinab. Wie gelb die Blätter geworden, wie kahl und öde die Beete! Nur noch einige späte Astern und dürres Laub auf dem Boden. Es war Herbst geworden; nun kam der Winter, der sonst so viele Freuden für sie brachte. Jetzt wußte sie nicht mehr, was Freude war, und würde es nie mehr wissen. Nie, nie mehr! Sie schauerte zusammen. Ein ganzes Leben, wie die letzten drei Monate! Immer das bittere Weh im Herzen, die Trauer um Herbert und die Sorge um's Dasein! Diese fürchterliche Sorge um die Existenz, die sie nie gekannt, nie geahnt hatte! Sie hatte nicht gewußt, daß sie nicht reich wäre. Herbert, hieß es jetzt, sollte das Vermögen vererben haben; aber Herbert hatte auch dafür gesorgt, daß sie auf dem gewohnten Fuße leben konnten. Freilich nur, indem er Schulden machte! Jetzt wußte sie auch dies. Die Schulden mußten nun bezahlt werden. Sie, Baroness Fifi, und ihre Mutter, die Baronin Ginsberg, waren dadurch auf das Gnadenbrot, oder auf die Arbeit ihrer Hände angewiesen.

Jetzt wirklich! Denn der letzte Hoffnungsanker war heute zerbrochen. Mit bitterster Beschämung mußte sie sich eingestehen, daß sie ihr ganzes Hoffen auf einen Mann gesetzt hatte, der nichts von ihr wissen wollte, daß sie den Werth ihrer Persönlichkeit weit überschätzt hatte. Da stand es! Fifi holte aus der Tasche ihres schwarzen Trauerkleides eine große, goldgeränderte Karte hervor:

Franz von Waldegg,
Valerie Gräfin Mörtenbeck.
Verlobte.

Gräfin Mörtenbeck war eine vornehme, junge Witwe und sehr reich. Die mußte man freilich ihr vorziehen; sie war ja unglücklich und arm. Die Wahl war ihm nicht schwer geworden. Er war oberflächlich und leichtsinnig; sie wußte das, und sie liebte ihn auch nicht. Aber er war aus ihren Kreisen, er hätte ihr das Leben geboten, an das sie gewöhnt war. Sie wäre geborgen gewesen und hätte sich nicht ihr Brod verdienen müssen, — als Gesellschaftlerin oder Erziehlerin, wenn man sie dazu für befähigt genug hielt. Sie hätte nicht hinaus in die Welt zu gehen brauchen, unter fremde Leute, — sie, die so empfindlich und verwöhnt war! Und Fifi von Ginsberg neigte ihren blonden Kopf auf die Steinbrüstung und weinte bitterlich.

Von innen klopfte es an die Glasscheibe. In langschleppendem schwarzen Trauerkleide stand die Baronin Gins-

berg hinter der Thür und rief mit ihrer schrillen Kinderstimme nach Fifi.

„Was machst Du da draußen? Ich glaube wahrhaftig, Du schläfst! Du wirst den Schnupfen bekommen!“

Fifi wandte sich um, ohne ihre Thränen abzuwischen, und ging in den Salon zurück.

„Ich habe nicht geschlafen, Mama, ich habe geweint. Ich möchte immer weinen, ich möchte mich tod weinen!“ rief sie leidenschaftlich und brach dabei abermals in ein heftiges Schluchzen aus.

Die Baronin schlug die Hände zusammen.

„Fifi! Hör doch auf, zu weinen! Ich habe ja Pläne, Fifi, ausgezeichnete Pläne! Setze Dich zu mir, dann werde ich sie Dir mittheilen. Komm, komm, Kind, beruhige Dich, Du hast ja noch eine Mama, die für Dich sorgt!“

Baronin Ginsberg schlang bei diesen Worten den Arm um ihre Tochter und sah an ihr hinauf. Sie war um einen ganzen Kopf kleiner als Fifi, ungemein zierlich und behend. „Lazertchen“ hatte sie ihr Gatte, der verstorbene Baron, stets genannt, und auch jetzt, da sie alt geworden war, hatte sie noch etwas eidesenhaft Hinkeles an sich. Und so lebhaft und wechselnd, wie ihre Bewegungen, war auch ihr jauguinisches Temperament, das sich durch nichts niederdrücken ließ und auch dem Unglück gegenüber nicht „still halten“ konnte.

„Was für Pläne? Ich halte nichts von Deinen Plänen, Mama!“ murmelte Fifi noch schluchzend unter dem Taschentuch hervor.

„Nichts von meinen Plänen? Ah, das ist stark!“ rief die Baronin entrüstet. „Meine Pläne und Einfälle waren stets verübt in der Gesellschaft!“

„Ja, Mama, wenn es sich um Gesellschaften handelte, — aber vom Lebenskampf verstehst Du nicht viel!“

„Ich war über zwanzig Jahre verheirathet!“

„Mama!“

„Nun ja, das ist nur ein Wig, — natürlich! Aber auch ernsthaft verstehe ich etwas davon. Du wirst gleich hören und staunen. Fising, meine große Tochter, komm, setze Dich neben mich und höre!“

Die Baronin legte sich behaglich auf eine Chaiselongue und schmeigte sich wie ein Kätzchen in die seidene Kissen. Fifi setzte sich resignirt neben sie.

„Hier in unserem lieben, kleinen Heim —“, die Baronin stotzte, sah einen Augenblick starr vor sich hin und seufzte schmerzlich, — „also hier dürfen wir nicht bleiben! Herbert, unser armer Herbert hat zu viele Hypotheken darauf genommen. Weißt Du denn eigentlich, was Hypotheken sind, Fifi?“

„Ja, Mama!“

„Der Sinn davon ist, daß man uns hinauswerfen kann. Darauf dürfen wir aber natürlich nicht warten; wir müssen freiwillig gehen.“

Fifi nickte traurig.

„Und nun kommt meine Idee! Diese, unsere kleine Villa müssen wir aufgeben; nun kaufen wir uns eine größere, eine ganz große! Diese neue Villa, mein Kind, möbliren wir dann mit feinstem Geschmack. Ich habe ihn ja, Gott sei Dank! Decoreure und dergleichen Leute habe ich bei solchen Arrangements niemals dreinreden lassen. Ich bestimme alles selbst! Ach, ich habe mir Dinge ausgedacht, — Du wirst pass sein!“ Die Baronin richtete sich lebhaft auf und zog ein Blatt Papier aus ihrer Tasche. „Sieh, hier habe ich mir schon Notizen gemacht. Der Salon wird 'mal etwas Neues: Gesticktes Tuch! Was sagst Du dazu, Fising?“

Fifi zog die Augenbrauen in die Höhe und sah ihre Mutter kopfschüttelnd an.

„Nähen wir in dieser Villa Wäsche für die Leute, oder was machen wir sonst, um leben zu können?“

„Unfinn! Lächerlich! Fifi, ein bißchen schwerfällig bist Du ja, hilflos wie ein Kind, oder vielmehr wie Dein guter Papa, der auch keinen Unternehmungsgeist hatte! Nein, wir nähren nicht Wäsche, — schrecklicher Gedanke! Wir — vermieten die erste Etage der Villa an eine fürliche Persönlichkeit! Das ist keine Schande, das kann man ungenirt. Man sagt dann einfach: die Villa ist für uns beide zu groß.“ Fifi dachte nicht eine grobartige Idee? Sind wir dadurch nicht gerettet?“

Fifi lachte laut auf. „Woher nehmen wir denn das Geld, Mama, um die herrliche Villa zu kaufen?“

„Das nehmen wir auf, ganz einfach, von irgend einem Geldverleiher! Herbert hat auch stets Geld aufgenommen! — Was wollen Sie, Marie?“ unterbrach sich die Baronin ungeduldig, als sie ihre Jungfer eintreten sah. „Wer ist draußen!? Herr Wendler? Dieser Wendler ist ein Unicum, Fifi, der Mensch amüßirt mich! Wir lassen bitten!“

Herr Wendler kam seit dem jungen Barons plötzlichem Tode sehr häufig in die Villa. Die ersten Tage ließ er sich nicht sehen, um sich nicht vorzudrängen, und wartete discret die Condolenz-Besuche ab. Dann kam er und fragte, ob die Damen seiner Dienste bedürften. Und sie hatten seiner Dienste sehr bedurft. Die Baronin verbarg ihre klägliche Lage ängstlich vor ihren Standesgenossen und selbst dem befreundeten Herrn von Möhring mochte sie sich nicht anvertrauen. Dem am wenigsten! War doch der junge Waldegg sein Vetter und dessen Interesse für Fifi unverkennbar, — kurz, er brauchte nicht zu wissen, daß sie gar nichts mehr besaßen als Schulden.

So griff sie denn mit beiden Händen zu, als Wendler erschien und sich ihr „ganz“ zur Verfügung stellte. Sie sah es nun als ein Glück an, daß sie auch früher schon so freundlich gegen diesen bürgerlichen Schlingling ihres armen Herbert gewesen war. Nun lohnte sich's, um so mehr, als sich bereits die Gläubiger meldeten.

Am liebsten hätten diese die Villa mit allem, was darin war, auf der Stelle veräußern lassen. Aber Herr Wendler verhinderte es. Er unterhandelte, machte Vorstellungen und auktete sich halb tod, bis er einen Ausschub von einem halben Jahr erlangt hatte. Einer, ein Bankier, war besonders ungebärdig und wollte nur warten, wenn jemand Bürgschaft übernahm. Da es sich um eine größere Summe handelte, zögerte Herr Wendler, aber endlich leistete er selbst die Bürgschaft, mit dem Vorbehalt, daß das Geld in größeren Zwischenräumen bezahlt werden durfte. Damit war auch diese Gefahr beseitigt,



Promenaden-Tollette. — Beschreibung siehe Seite 107 der Roden-Nummer.

und die Damen hatten sechs Monate Zeit, sich an die neue Situation zu gewöhnen.

Herr Bendler führte ja ihre Angelegenheiten und brachte gewiß alles wieder in Ordnung! Als aber eines Tages die kleine Baronin, ausnahmsweise mit einem ernsten Blick, die Bemerkung hinwarf, was wohl später aus ihnen werden würde, gingen Jisi die Augen auf. Seitdem wiederholte sie sich diese Frage immer öfter und immer ängstlicher, ohne eine Antwort darauf zu finden. Und sie wußte noch nicht einmal alles,

wußte nicht, daß die kleinen Schulden und Baron Herberts Begräbniß das Letzte verschlungen hatten, was noch da war. Sie wußte nicht, daß ihre Mutter die Familien-Brillanten verkaufen ließ, um Bargeld zum Leben zu haben. —

„Ich störe die Damen doch nicht?“ Herr Bendler machte schon unter der Portièrre seine ehrerbietige Verbeugung.

„Nein, Sie stören nicht, Herr Bendler,“ erwiderte die Baronin mit lebenswürdiger Herablassung, indem sie auf ihn zukam und ihm die Hand reichte. „Sie stören durchaus nicht!“

„Ich wollte mir erlauben, mich nach dem Befinden der Damen —.“

„Sehr lebenswürdig von Ihnen! — Um?“ Herr Bendler wurde roth, räusperte sich verlegen, blickte schief nach Jisi hin und nickte dann leicht mit dem Kopf.

„Ah! Wie viel?“

„Fünfhundert!“ antwortete er noch verlegener.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Abonnentinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einreichung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir außerdem vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersehen sollen, kann die Aufnahme nicht gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen, und bitten deshalb, vor der Fragestellung stets die in der letzten Zeit veröffentlichten Antworten nachzulesen. Anfragen nach Bezugsquellen der im „Leserkreis“ beschriebenen Gegenstände können im einzelnen nicht beantwortet werden, da die Adressen stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse der letzten Seite des Unterhaltungsblattes angegeben werden. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgeschickt werden, noch vermögen die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen. Gleichzeitig machen wir unsere Lesersinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage in „nächster Nummer“ in keinem Falle thutlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Manuscripte z. frühestens sechs Wochen nach Eintreffen in unserer Redaction zum Abdruck gelangen können. D. Red.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Die Nähmaschinen-Stickerei.

Von Tina Frauberger,

Vorsichterin der Düsseldorfer Kunststickerei-Schule.

(Schluß.)

Auf meine Veranlassung hat Fräulein Mathilde Wermescher (Lehrerin an der Düsseldorfer Kunststickerei-Schule), die das Sticken mit der Nähmaschine bei mir erlernte, Versuche gemacht, die Maschine zur Ausführung von Techniken zu benutzen, die nicht unter den amerikanischen Vorbildern vertreten waren, so für die sogenannte spanische Spitzenarbeit, die à jour-Stickerei, die Smyrna-Teppich- und die Aufnääh-Arbeit.

Das Verfahren, das zur Erzeugung der Plattstich-Arbeiten führt, wurde bereits erklärt; hinzuzufügen wäre noch, daß man fast gleichzeitige Stickereien erhält, wenn man unten einen gleichen Faden wie oben anwendet, und daß mit der Nähmaschine die lockersten Stoffe bestickt werden können.

Sehr leicht stellt man auch Durchbrucharbeiten mit der Nähmaschine her, wie das in voriger Nummer dargestellte Rähmchen eine solche eingespant zeigt. Zur Herstellung derartiger Spitzenstücke mit Schnur-Umrandung ist als Grund kräftige Müller-Gaze zu empfehlen. Die Formen des Musters werden zunächst mit Steppstichen ausgeführt. Dann ist die Stelle, die man mit einem Kettwert füllen will, etwa 2 mm von der Steppnaht entfernt, auszuscheiden. Sind mehrere Stellen mit Spitzenstichen zu füllen, so darf die zweite Stelle erst ausgeschnitten werden, wenn die erste vollendet ist,

langsam von sich ab oder gegen sich schiebt, dabei taktmäßig das Trittbrett der Maschine bewegend, sobald sich Ober- und Unterfaden umschlingen, während der Faden über die Lücke geführt wird. An der gegenüberstehenden Stoffseite der Lücke angelangt, näht man einige Stiche, und der erste Faden zum Bau des Reges ist gespannt. In dieser Weise „spinnt“ man sich die ganze Lücke mit einem Reg aus, das man beliebig eng- oder weitmaschig anordnet. An den Kreuzungen der Fäden des Reges kann man Knötchen wie auch sogenannte „Spinnen“ einsticken, oder Kreuzungen zusammenfassen und mit einem Knötchen besticken, wodurch sich die Fäden des Reges verschieben und ein neues Muster entsteht. Ein kleiner Versuch wird der Leserin zeigen, wie leicht und dankbar diese Arbeit ist, die künstlerischem Schaffen den weitesten Spielraum läßt. Sind die Rege vollendet, so wird die Schnur

(dickes Hädelgarn, Knüpfgarn, oder dicker weißer Bindfaden), den Umrisse des Musters folgend, aufgenäht. Man bestickt sie mit einigen Stichen am Anfang der Linie, hält den Stickeren mit der rechten, die Schnur mit der

linken Hand und arbeitet in Zickzackstichen darüber hin und her. Ist das Aufnääh vollendet, so wird die Schnur übersticht. (Geschickte Hände ersparen sich das Aufnääh und sticken die Schnur ohne vorherige Befestigung ein.) Das Uebersticken besteht darin, einmal rechts, dann links, dann wieder rechts u. s. f. neben der Schnur einzustechen, so dicht, daß die Schnur völlig mit der Seide bedeckt wird.

Wer die Schnurstickerei versteht, dem wird die Aufnääh-Arbeit (Applications-Stickerei) kaum Schwierigkeiten machen. Es ist nur zu bemerken, daß es sich bei der Verwendung von Sammet als Grundstoff empfiehlt, denselben mit Steif-Gaze zu unterkleben (als Klebemittel wähle man Mehlkleister), wodurch das Einspannen in den Rahmen erspart wird und selbst ein größeres Stück Stoff, noch bevor man zu sticken beginnt, der ganzen Fläche nach mit den zu applicirenden Stoffstücken bedeckt werden kann, die man mit Schnur oder einem Doppelfaden Filofelle- oder Filostoffe-Seide umnäht.

Auch zur Herstellung der spanischen Spitzenarbeit dient am besten Müller-Gaze als Grundstoff. Nachdem das Muster aufgezeichnet und der Stoff eingespant ist, wird das erstere im Plattstich ausgeführt. Dann werden zwei Fäden Goldschnur in die Umrislinie genäht, wobei man die Stiche am besten im Zickzack über die Schnüre führt, deren äußere die Schlingen-Picots bildet. Hat man das Muster mit Schnur umnäht, so ist die Rückseite mit Mehlkleister zu überstreichen. Nach dem Trocknen wird der Rahmen vom Stoff genommen und dieser den Umrislinien entlang mit einer spitzen Schere weggeschnitten. Um die Wirkung der Arbeit noch zu erhöhen, kann man hier und da Goldfäden oder Gantille mit der Hand aufnääh.

Die Ausführung der à jour-Stickerei gleicht jener der Handarbeit, nur sind die Stoff-Fäden bei der Maschinenarbeit zweimal zu umfassen, damit sie sich recht fest zusammenziehen. Bei größerem Congreß-Stoff kann man die Fäden auch drei- bis viermal umfassen, man muß nur bei der Durchführung des Musters die einmal festgestichte Stichzahl einhalten, um Unebenheiten zu vermeiden. Wer die vielen Muster dieser Arbeit mit der Hand zu machen versteht, der wird sie ohne Mühe mit der Nähmaschine ausführen oder dafür umsehen und dabei die Annehmlichkeit finden, eine ganze große Fläche ohne Unterbrechung der Arbeit durch Einfädeln der Nadel mit dem einen Faden besticken zu können. Bei der Handarbeit wird das öftere Einfädeln gerade für diese Art der Stickerei unangenehm empfunden, weil die Befestigung des Fadens in dem lichten Stoff leicht sichtbar ist.

Um die Smyrna-Arbeit mit Hilfe der Nähmaschine durchzuführen, ist grober Stramin zu verwenden, auf den man das Muster mit Tinte oder Tusche zeichnen kann, um das Auszählen zu ersparen. Die gleichmäßig geschnittenen Wollfäden werden Stück für Stück, an der Kreuzung der Stoff-Fäden des Stramins mittelst

mehrerer Stiche aufgenäht, was reihenweise geschieht. Anstatt Seidenfaden wird hierbei zum Nähen weißes oder schwarzes Garn verwendet.

Vorzugsweise, angenehm und vielfach auszunützen ist die Aufnääh-Arbeit von Streumustern. Man sticht eine stilisirte Blume oder Kante im Plattstich mit der Nähmaschine, bestreicht sie mit Kleister, schneidet sie aus wenn der Kleister getrocknet ist, und näht sie mit der Hand auf einen anderen Stoff. So kann man diese Streublumen dicht nebeneinander aufzeichnen und bei einem einmaligen Aufspannen 6, 8, ja 12 Stücke hintereinander arbeiten, dann bestreichen, ausschneiden und, mit dicker seidener oder mit Goldschnur umrandet, zur Verzierung eines Sophasessens, eines Behanges, ganzer Portièren u. verwenden.

Wenn ich nun noch erwähne, daß die Maschine auch dickes Stief-Material verarbeitet, wozu einige kleine Veränderungen, die aber den Gebrauch der Maschine zum Sticken nicht hemmen, vorgenommen werden müssen, so glaube ich gezeigt zu haben, daß die Verwendbarkeit der Nähmaschine für Stickereizwecke nicht so eng begrenzt ist, wie es



Stuhlborte. Aufnääh-Arbeit. (Nähmaschinen-Stickerei.)

zuerst scheint, und ich bin auch überzeugt, daß uns die Zukunft noch manches Neuartige, manche Verbesserung für die Ausnützung der Nähmaschine bei der Stickerei bringen wird.

Ganz abgesehen davon, daß eine Nähmaschine heute mit Recht als ein Hausmöbel angesehen wird, liegt der Hauptwerth für die Stickerei schon jetzt darin, daß sie in der Nähmaschine ein Hilfsmittel zur Erleichterung der Arbeit besitzt. Bietet sich die Gelegenheit zur Ausnützung nicht heute, so vielleicht morgen oder über Jahr und Tag, und wenn die Stickerei die Handhabung der Maschine zum Sticken erst gründlich versteht, so wird sie den Werth derselben bald sehr hoch anschlagen. Gerade in ihrer Hand ist die Maschine tausendmal leistungsfähiger als in der Hand derer, die überhaupt nichts von Stickerei verstehen. Von dieser Ansicht ausgehend, habe ich keinen Augenblick gezögert, neben dem Unterricht im Handsticken den der Nähmaschinen-Stickerei in unserer Schule einzuführen, um, wenn der Handstickerei wirklich eine Gefahr durch die Nähmaschine drohe, dieselbe zu kennen und meinen Schülerinnen die gegnerische Waffe überliefern zu können. Wer erst einmal, wie man sagt, den „Stier bei den Hörnern“ gefaßt hat, der zwingt ihm auch das Joch auf; was vorher Gefahr war, wird dann ein Schutz und eine Hilfe, die, je zeitiger man sich ihrer bedient, desto werthvoller und mächtiger sein werden.

Augusta-Bazar. — Könnte mir vielleicht eine Leserin Näheres über den „Augusta-Bazar“ mittheilen? Derselbe übergiebt christlichen Damen bei Anzahlung von 175 M. eine Agentur, — Atelier für Vorzeichnen, Verkauf von Schablonen u. — und böte damit Gelegenheit zum selbständigen Erwerb eines Lebensunterhaltes.

Posamentir-Geschäft. — In welcher kleinen Stadt mit Bahnverbindung könnte ich ein rentables Posamentir-Geschäft, verbunden mit Damenschneiderei, eröffnen? K. G., Berlin.

Conditorerei. — Wo wäre die Errichtung einer Conditorerei erwünscht? Kleinere oder mittlere Stadt in Preußen bevorzugt. K. S. in B.

Frau M., Landshut (87). — In der Verkaufsstelle des Renten- und Unterstützungs-Bereins für Frauen und Mädchen, München, Burgstraße 9, sollen gegen geringe Entschädigung für Mäheverwaltung Handarbeiten zum Verkauf angenommen werden. G. P. in Böhmen.

Frauenwerb-Berein. — Von der Verlagsanstalt des Vereins, Dresden-K., Melanchthonstr. 10 pt., geht uns der Jahresbericht zu, dessen Haupt-Inhalt mancher unserer Lesersinnen interessant sein dürfte. Der Verkauf von eingeleisteten Arbeiten ergab folgendes: Lebhafteste Nachfrage war nach kleinen und größeren Teppichen in Smyrna- und schwedischer Flossa-Arbeit, gestickten und gemalten Gobelins, Rocco- und Delister Malereien, Lederarbeiten aller Art, gemalten Tischkarten, Tuschschirmen, Toiletten-Rissen, Zählern, Lampenschirmen und -Zellern, gemalten Käufern und Decken, gemalten Porzellan und Glas, Brandmalerei. Weniger Anklang fanden Wandteller und -Bretter, fertige Stickereien, gestrickte und gehäkelte Sachen; an Handarbeit herrscht Ueberproduction; nur wirklich künstlerisch ausgeführte und dabei preiswerthe Arbeiten aus diesem Gebiete finden Abnehmer. D. Red.

Häusliche Kunst.

Einbanddecke. — Es vergeht selten eine Woche bei uns, in der nicht wenigstens einmal die Unterhaltungs-Beilage der Frauen-Zeitung hervorgeholt wird, um ihren vielseitigen Inhalt zu studiren und bei Gelegenheit einen guten Rath daraus zu entnehmen, — zu unserer Freude noch nie vergeblich! Damit nun dieses von uns so häufig gelesene Blatt nicht zu sehr abgenutzt oder verloren wird, was bei losen Blättern leicht möglich ist, fertigte ich mir folgende Einbanddecke an: Aus grauer Brennmappe schnitt ich die beiden Deckelhälften genau nach dem Format der Zeitung und zeichnete mittelst des Brennstiftes auf dem einen Deckel einen Heckenrosen-Zweig mit Bügeln, dazwischen in hübsch verzierten und vergoldeten Buchstaben die Worte „Unterhaltungsblätter“. Die Rückseite des anderen Deckels zeigt mein Monogramm und längs des

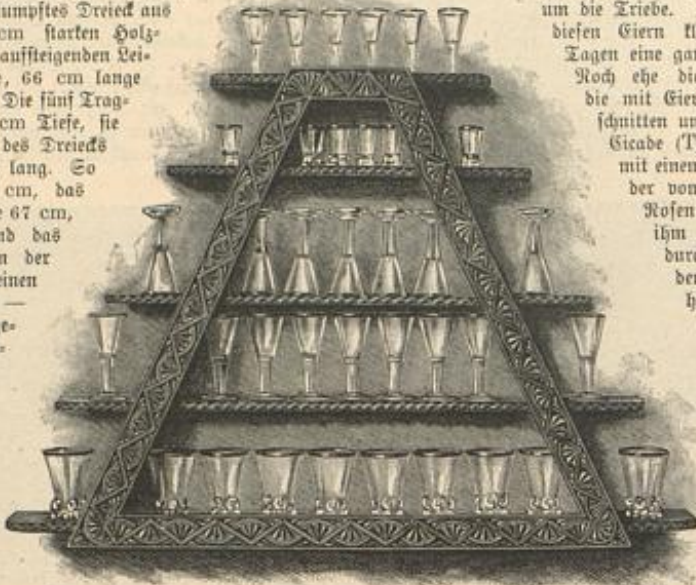


Rissen. Smyrna-Arbeit. (Nähmaschinen-Stickerei.)

die dritte, wenn die zweite vollendet ist u. s. f., da andernfalls der ohnedies dünne Stoff jeglichen Halt verlieren würde. Der ausgeschnittene Theil wird jedesmal mit einem Bitterwert gefüllt, indem man, an der einen Seite der Lücke beginnend, den Rahmen

Randes eine schmale Blumentauke. Der Buchbinder verband darauf beide Deckel zu einem Buch; statt der Blätter heftete er 24, etwa 1 1/2 cm breite, gummirte Papierstreifen hinein. Nach jedesmaligem Erscheinen der Nummer klebe ich nun das Unterhaltungsblatt auf einen dieser gummirten Streifen und habe so am Ende des Jahres alle Blätter hübsch beisammen. G. v. L.

Geschlitztes Wandbrett für Gläser etc. — Zur Aufnahme von Gläsern verschiedenster Art, — Wasser-, Limonaden-, Wein- und Likör-Gläser, — die man gern rasch zur Hand hat, habe ich mir ein besonderes Wandbrett construirt, das, hübsch geschlitzt, eine wirkliche Zierde unseres Zimmers bildet. Nach einem wendischen Original ließ ich mir beim Tischler ein oben abgestumpftes Dreieck aus 4 1/2 cm breiten, 1 cm starken Holzleisten anfertigen; den aufsteigenden Leisten sind 10 cm breite, 66 cm lange Seitenwände angefügt. Die fünf Tragbretter haben alle 10 cm Tiefe, sie sind jedoch, der Form des Dreiecks entsprechend, verschieden lang. So mißt das unterste 95 cm, das zweite 81 cm, das dritte 67 cm, das vierte 50 cm und das letzte nur 39 cm in der Länge; die Ecken erscheinen leicht abgerundet, und, — von unten nach oben gerechnet, — in den Zwischenräumen von 17, 15, 18 und 12 cm zwischen beiden Holz-Dreiecken angebracht. Nur die Vorderseite des Wandbrettes verzierte ich mit Kerbschnitt, die Brett-ränder zeigen einfaches Rückenmuster, die breiten Leisten dagegen Palmetten.



Geschlitztes Wandbrett zur Aufnahme von Gläsern.

Fr. v. B.

Fr. Dr. W., Karlsruhe. — Wir freuen uns, daß die im Lesezettel vom 1. Oct. 95 gegebene Anregung über Brandmalerei auf Sammet Sie zur Nachahmung veranlaßt hat. Von einem nochmaligen Hinweis auf diese Art der Malerei glauben wir absehen zu dürfen. D. Red.

Beschäftigung der Jugend.

Wippe. — Meine Kinder erhalten im Laufe des Jahres recht wenig Spielzeug, weil ich ganz der Ansicht bin, die Hanna Norden unter „Leberflus bringt Leberdruf“ (siehe die Nr. vom 15. Jan. 1896) so trefflich zum Ausdruck bringt. Dagegen wähle ich gern haltbare, gebogene Sachen, Spielgeräthe, an denen nicht nur eines, sondern alle meine Kinder Freude haben, und die auf lange hinaus ihren Reiz nicht einbüßen. Mir scheint, daß ich auch diesmal wieder „einen Treffer“ gemacht habe in der Wahl einer Wippe, die sowohl im geräumigen Kinderzimmer, wie auf dem kleinen Spielplatz neben unserm Flechtigen Garten hier in der Großstadt ihren Platz finden kann und großen Jubel bei meiner Kinderchar hervorgerufen hat. Die eigentliche „Wippe“, ein 2 1/2 m langer, sehr kräftiger viereckiger Balken, mit verschiebbarer Sitzvorrichtung an beiden Enden, ruht, von einem kurzen dicken Eisenstab gehalten, in dem gabelförmigen Träger, der wieder mit einer äußerst kräftigen Eisenschraube durch die runde Deckplatte bis auf den Boden des viereckigen, pyramidenartigen Untersatzes reicht. Letzterer mißt unten 60 cm im Quadrat und ist 40 cm hoch; Untersatz und Gabel zusammen zeigen eine Höhe von 1,25 m. Die „Wippe“ kann nach Belieben hoch oder tief gestellt werden; es sind zu diesem Zweck Löcher in der 85 cm hohen, 35 cm im Quadrat messenden Gabel angebracht. Diese, sowie der Balken bestehen aus Eichen-, der Untersatz und die Sitzvorrichtungen aus polirtem Erlenholz. Die Mitte des Wipp-Balkens zeigt einen kräftigen Beschlag aus Bandeisens, um das Spalten des Holzes zu verhindern. Früher, auf dem Lande, halfen wir Kinder uns mit einem Baumstamm, über den ein beliebiges Brett gelegt wurde, und die Wippe war fertig, — den modernen Stadtkindern wird es bequemer gemacht! Das hübsche Spielgeräth stammt von Emma Bette, Bud u. Lachmann, W., Leipzigerstr. 31/32, und ich fand den Preis, 26 Mk., auch nicht allzu hoch, meine aber, daß, — wo die primitive Baumstamm-Wippe nicht ausreicht, — jeder Tischler an kleinen Orten oder der Rademacher auf Gütern etc. ein solches Geräth leicht herstellen könnte. Der kunstfertigen Hand böte sich überdies Gelegenheit, um den Brennflist fleißig anzuwenden oder hübschen Nagelbeschlag anzubringen.

Eine nicht ängstliche Mutter.

Gärtnerei.

Die schlimmsten Feinde der Rose und ihre Vertilgung. — Weit mehr als andere Ziergewächse hat die Königin der Blumen durch Feinde zu leiden. Kaum beginnt die Rose im Juni ihre Triebe kräftig zu entfalten, so muß die Blumenfreundin zu ihrem Leidwesen wahrnehmen, daß sich gerade an den hoffnungsvollsten Trieben einzelne Blätter angegriffen und zusammengeroht zeigen. Wickelt man ein solches Blatt auf, so findet man darin ein grünes oder graues nacktes Räumchen. Diese Schädlinge sind die Rauven der Rosenwickler (Tortrix), die aus den zusammengerohten Blättern

die Spitzen der jungen Triebe umspinnen, sie am Emporwachsen verhindern, schließlich die Blüthenknospen ausfressen und sich dann verpuppen. Aus der Puppe geht das vollkommene Insekt, ein kleiner Schmetterling, hervor, der seine Eier am liebsten wieder an trockenen Rosenzweigen ablegt, woran sie überwintern. Man dulde daher kein trockenes Holz an den Rosen, untersehe dieselben schon jetzt täglich genau und zerbrüde hierbei alle zusammengerohten Blätter; die Räumchen werden dadurch getödtet, noch bevor sie ernstlichen Schaden gestiftet haben. Ein zweiter Rosenschädling ist die Raupe des Ringel-spinners (Bombyx noustria), der übrigens auch unsere Obstbäume nicht verschont. Der Ringelspinner legt seine stahl-blauen Eier in Form eines festverklebten Ringes um die Triebe. Im Mai und Juni schlüpfen aus diesen Eiern kleine Räumchen, die in wenigen Tagen eine ganze Rosentrone laß fressen können. Noch ehe die Rauven auschlüpfen, müssen die mit Eier-Ringen behafteten Zweige abgeschnitten und verbrannt werden. Die Rosen-Cicade (Tyblocyba rosea) ist ein kleiner, mit einem Saugrüssel ausgestatteter Kerf, der vom Mai bis zum August auf den Rosen lebt und so flüchtig ist, daß man ihm nicht gut beikommen kann. Dadurch, daß die Cicade den Blättern den Saft entzieht, erhalten diese ein häßliches Aussehen. Taschenberg giebt den Rath, jene Rosen, welche im Sommer stark von Cicaden befallen waren, zeitig im Frühjahr kräftig zurückzuschneiden und dann die abgeschnittenen Triebe zu verbrennen. Einer der gefährlichsten Rosenfeinde ist die Rosenblatt-Wespe (Empyrtus cinctus), die die Unterseite der Triebe anfricht und in jede so entstandene Wunde 40 bis 50 Eier legt. Die angestochenen Triebe, welche sich krümmen und auch

durch einen schwarzen Fleck an jeder Stichstelle kenntlich sind, müssen abgeschnitten und verbrannt werden. In neuerer Zeit treten außer der Rosenblatt-Wespe verschiedene Wespenarten als Rosenschädiger auf, deren Larven sich theils von oben, theils von unten her in das Mark der Rosentriebe einbohren und, da sie dieses Mark in der ganzen Länge der Triebe aufressen, dieselben zum Absterben bringen. Die wellenden Triebspitzen zeigen das Vorhandensein der Larve an. Die befallenen Zweige werden abgeschnitten und verbrannt. — Zur Zeit befassen sich verschiedene Rosenzüchter und Insecten-Kenner mit der Begründung des Lebensganges der gefährlichen bohrenden Blatt-Insecten, die man bei einer in neuester Zeit häufig auftretenden Art wahrscheinlich noch gar nicht als entwickeltes Insect kennt. Der bekannteste und lästigste Rosenfeind aus dem Thierreich ist unbedingt die Rosenblatt-Laus (Aphis rosae), die oft in vielen Tausenden von Exemplaren alle Rosenweige dicht bedeckt. Mit dem sonst sehr wirksamen Zacherlin und anderen Insecten-Pulvern richtet man gegen diesen Schädiger wenig aus, dagegen habe ich gefunden, daß er durch Tabakstaub, den man in allen Cigarren-Fabriken billig und kostenlos erhält, sicher vernichtet wird. Man bringt letzteren am frühen Morgen oder nach einem Regen auf die Rosen, wo er an den nassen Trieben und

bei Regen in unseren Hof, damit sie sich tüchtig erfrischt. Alle zwei Jahre versee ich die Pflanze in frische Heide-Erde, die ich mit beim Gärtner holen lasse. Im Sommer mache ich über Düspäne einen Aufguß von kochendem Wasser, lasse ihn einige Tage stehen und begieße alle Blumen mehrmals damit. Ende September werden die Töpfe des Abends ins Zimmer geholt; wird es kälter, kommen sie auf einer kleinen Bank, — da sie für die Fensterbank zu groß sind, — dicht an ein Fenster mit reichlich Morgen- oder Mittagssonne, in ein ungeheiztes Zimmer, und werden stets feucht gehalten. Die Töpfe, die im Februar blühen, hatten letztes Jahr im October schon Knospen, erst bei strenger Kälte habe ich sie ins warme Zimmer an ein sonniges Fenster gesetzt. Zwei Azaleen bekamen meine Kinder vor drei und vier Jahren zur Confirmation, und jedesmal um Ostern mahnen ihre Knospen und Blüthen an den schönen Festtag und an die lieben Blumenpender. Frau Major B.

Allgemeines.

Reinigung zarter Stoffe mit Kartoffelmehl. — Durch ein völlig unschädliches Mittel, erhitztes Kartoffelmehl, kann man die meisten Flecke, außer wenn sie von lebrigen Süßigkeiten herrühren, vollständig beseitigen. Dies Mittel ist für alle Stoffe, Wolle, Halbwolle, Seide und Sammet, zu gebrauchen, denen Fleckmittel aller Art, Wasser und Seife, mehr schaden als nützen. Ein erwärmtes reines Tuch, am besten Rubber-Stoff, und heißes, immer von neuem aufgeriebenes Kartoffelmehl sind unentbehrliche Hülfsmittel, die ich jedem Fleckwasser vorziehe. Natürlich können duffige Stoffe nicht gerieben werden, aber die oben genannten, auch gefärbte (ebenso wie Wollschuße, Möbelsstoffe u. dergl.), die unsauberen Säume der Röcke, sowie die Tailen, an ihren durch Hängeopf und Frisur beschädigten Rücken- und Tragenpartien, erhalten durch diese wohlthätige Ein- oder Abreibung ihre Frische oft wunderbar wieder. Wenn bei einem hartnäckigen Fleckstück lange und fast gerieben werden muß, jedoch ein weißlicher, fahler Schein entsteht, so mische man dem heißen Kartoffelmehl ein wenig entsprechenden Farbstoff bei, z. B. Ultramarin, Oder, Veinschwarz und wie die trockenen Farben, die jede Droguerie führt, alle heißen. Der Versuch kostet wenige Pfennige; möchten die verehrten Leserinnen ihn stets mit bestem Erfolg machen. G. G.

Conservirung von Eiern. — Jetzt, in der Gierzeit, wird gewiß mancher Hausfrau ein Hinweis zur Conservirung der Eier erwünscht sein, die, so heißt es, besser ist, als die altbekanntesten Mittel. — Eintallen, Wasserglas-Behandlung etc. — da sich die Eier ohne Beigeschmack erhalten und die Schalen nicht brüchig werden sollen. Zur Verwendung kommt ein von Otto Leopold in Stuttgart erfundener Conservirungs-Apparat, Dvator genannt, nebst einer Flüssigkeit, dem „Gierbad“, welches das Frischbleiben der Eier bewirkt soll. Der „Dvator“ besteht aus einem etwa 20 cm im Durchmesser haltenden, 30 cm hohen Blechgefäße, dem „Tauch-Apparat“, der ein Drahtgestell mit zwei Böden, jeder mit Raum für 5 Eier, aufnimmt. In das Drahtgestell legt man die frischen Eier mit der Spitze nach unten und gießt die Conservirungs-Flüssigkeit langsam über die Eier, bis sie überdeckt sind. Nun hebt man das Drahtgestell mit den Eiern hoch und halt es in den festgestellten, aufrecht stehenden Bügel des Tauch-Apparates zum Abtropfen. Nach zwei Minuten sind die Eier so trocken, daß sie nochmals getaucht werden können. Nach nochmaligem Abtropfen und Trocknen, — 5 bis 6 Minuten genügen, — packt man die Eier, die Spitze nach unten, in eine Ritze mit Kleie. So verpackt man sie zugedeckt an einem kühlen, frostfreien Ort. — Diese Art der Behandlung soll nach amtlicher Bestätigung des württembergischen Landes-Chemikers die Eier so conservirten, daß sie im Winter an Aussehen und Güte den frischen gleichkommen. Der Preis, 5 Mk. für den Dvator, 1,50 Mk. für die Flüssigkeit, die für eine große Anzahl hinreicht, dürfte kaum zu hoch sein im Vergleich zu dem Vortheil, der der sparsamen Hausfrau durch das Frischhalten der Eier für den Winter erwächst. Den Verkauf hat die Firma Carl Otto Zindl in Feuerbach bei Stuttgart übernommen.

Frau D. A.

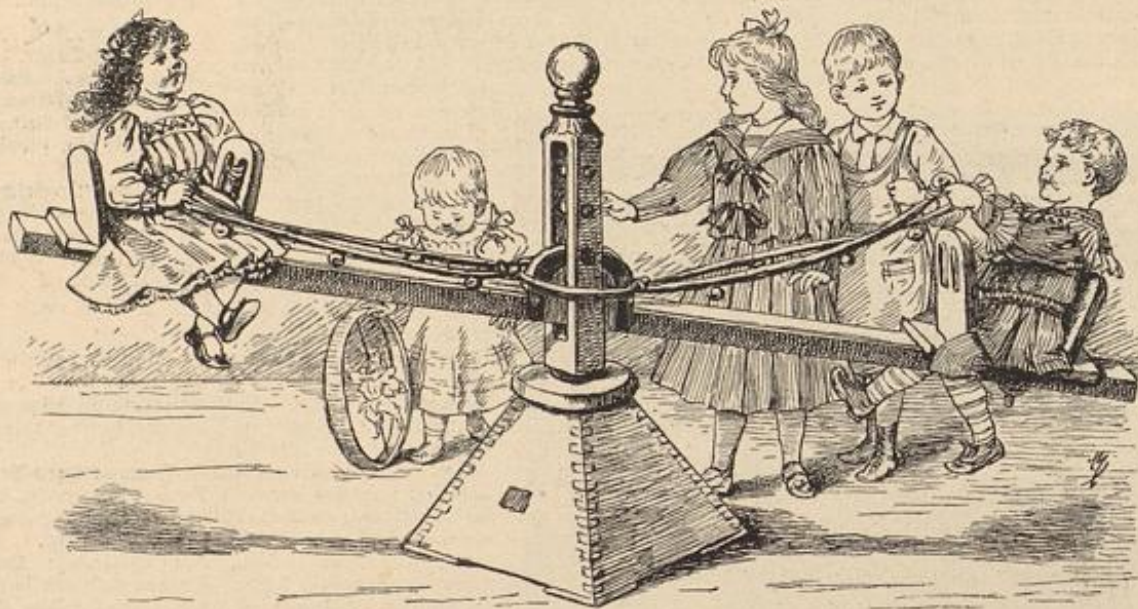
Zum Verstärken der Ferien und Spitzen in feineren Strümpfen wähle man statt des sogenannten Beilaufgarnes in Wolle oder Baumwolle, Nähseide in der entsprechenden Farbe. Dieselbe trägt weniger auf und hält ungleich besser. In Schwarz sind alle Stärken vorrätzig, aber auch die feineren Nummern der farbigen Maschinenseiden genügen voll-

kommen, und eine Doze für 7—10 Pf. reicht für zwei große Ferien. Diese kleine Ausgabe macht sich durch die viel größere Haltbarkeit der feinen Strümpfe reichlich bezahlt. G. G.

Briefmarken. — Wie verwerthet man gestempelte Briefmarken verschiedener Länder (keine Seltenheiten)? Es sollen Firmen existiren, die für eine große Zahl gesammelter Marken entsprechende Vergütung leisten. J. D. in München.

M. D., Wien. — Eau de Cologne nach Dr. J. Versch: 3 l rectificirter Weingeist, 7 g Petitgrain-Öl, 2 g Nérolé pétale, 7 g Rosmarin-Öl, 15 g Drangenshalen-Öl, 15 g Limon-Öl, 15 g Bergamott-Öl werden, innig gemischt, auf Flaschen gefüllt und luftdicht verkorkt. A. G.

Wesagoquellen: Nähmaschinen-Stickerien: Anhalt für Nähstickerie und Trauenerwerb, Düsseldorf, Gneisenaustr. 13. — Nähmaschinen für Stickerien: Singer-Co., N. G. (vorm. G. Reibinger), Hamburg. — Geschlitztes Wandbrett: Berlein „Bienenkorb“, W. Lippowstr. 73. — Wippe (Preis: 26 Mk.): Emma Bette, Bud & Lachmann, W. Leipzigerstr. 31/32.



Wippe mit verstellbaren Sitzen.

Blättern haften bleibt, was seine Wirkung erhöht. — Zur Zeit rascher Temperatur-Wechsel und nach plötzlichen kalten Regengüssen tritt häufig auch der Mehlthau bei den Rosen auf. Dies ist ein feiner, sich auf der Oberfläche der Blätter, auf Stengel und Knospen festsetzender Pilz, der sich rasch durch seine weiße Färbung verräth und den Pflanzen erheblichen Schaden zufügt. Das beste Mittel gegen den Mehlthau ist nach vielfachen Erfahrungen die Schwefelblüthe; wenn die befallenen Pflanzen bei Sonnenschein damit gründlich besäubt werden, entwickelt sich schwefelige Säure, die den Pilz vernichtet, ohne der Rose Schaden zuzufügen. Bruno Celtis.

Die Kultur der Azaleen. — Der Sonnenschein hat bereits im Februar zwei meiner Azaleen zum Blühen gebracht, und drei andere zeigen noch Knospen. Ein größeres Bäumchen blühte dieses Frühjahr zum siebenten Mal, und jedermann möchte wissen, wie ich meine Azaleen behandle. Nach Ostern, wenn keine Nachfröste mehr zu fürchten sind, setze ich die Pflanzen auf ein Blumenbänkehen vor ein Fenster mit Morgen- oder Mittagssonne, begieße sie reichlich, bei großer Hitze oft zweimal täglich, auch trage ich sie



Nachdruck verboten.

Baronin Fifi.

Roman von Mary Nisch in Berlin.

(3. Fortsetzung.)

Wie laut Bendler's sprödes Organ klang, und wie verwundert Fifi's große Augen auf ihm ruhten! Warum konnte die Baronin auch nicht warten? Er hatte ein Collier für sie verkauft, war eigens zu diesem Zweck nach der Hauptstadt gefahren und kam nun, um das Geld zu überbringen. Comtesse Fifi sollte nichts davon wissen, aber nun würde sie sicherlich fragen. Und lügen gehörte zu den Dingen, die Lorenz Bendler nicht verstand, besonders Fifi gegenüber nicht, vor der seine Geistesgegenwart immer Reizhaus nahm.

Aber Fifi fragte nicht. Sie brauchte nicht zu fragen, sie konnte sich's denken. Es handelte sich jedenfalls um Geld, um geliebtes Geld. Und wie in letzter Zeit schon oft, überkam sie wieder ein Gefühl des Geborgenheit in Herrn Bendler's Nähe. Er sah jetzt der Baronin gegenüber, hörte dieser zu und spielte mit der Quaste an der Lehne seines Sessels. Fifi ließ ihre Augen prüfend über ihn gleiten. Hübsch im Sinne eines jungen Mädchens war er nicht, aber auch nicht grade häßlich, — sogar merkwürdig interessant. Unterseht, breit-schulterig und dennoch geschmeidig. Und welch eigentümlicher Kopf! Ein slavisch wildes Gesicht mit breitem, energischem Kinn und kühner Nase. In diesem tropischen Gesicht dann aber, unter den beinahe zusammenengewachsenen dunklen Augenbrauen, ein Paar treuherzige, gute Augen, als hätte die Natur plötzlich ihren Plan geändert und aus einem wilden Wütherich einen ausnahmsweise guten Menschen machen wollen.

Fifi mußte unwillkürlich über diesen Gedanken und über ihre eingehende Musterung lächeln. Herr Bendler bemerkte die Musterung und das Lächeln und empfand beides wie die bitterste Kränkung. Sie lachte ihn also aus! Er machte wohl eine höchst unglückliche Figur in dem schwarzen Besuchrock mit seiner unglückseligen Befangenheit! Mitten in einem Satz stockte er, wandte ihr sein Gesicht voll zu und schaute sie fragend und vorwurfsvoll an.

Fifi begriff sofort, was in ihm vorging, und nickte ihm lächelnd und freundschaftlich zu. Es war ganz die herablassende, gnädige Zutraulichkeit, wie sie junge Mädchen gegen Männer haben, deren Liebe sie kennen und nicht zu erwidern gewillt sind. Als sie aber die strahlende Glückseligkeit bemerkte, die sich über Herrn Bendler's Gesicht breitete, war es ihr, als hätte sie etwas Unrechtes getan; sie erröthete und schlug die Augen nieder. Aegerlich über sich selbst, erhob sie sich gleich darauf und verließ das Zimmer, ohne ihn noch einmal anzusehen.

Als sie allein waren, überreichte Herr Bendler der Baronin das Geld, das er für die Juwelen empfangen hatte, und hörte abwesenden Geistes ihre Dankesworte an. Wie im Traum empfahl er sich, immer das verlegene Erdröthen des feinen Gesichtchens vor sich sehend, mit der Bescheidenheit wahrhaft Liebender so freudig bewegt, als wäre ihm ein großes, ein unermeßliches Glück begegnet.

Einige Tage später feierte Fifi ihren dreißigsten Geburtstag. Schon beim Erwachen, als ihre Blide auf Blumen fielen, die über die seidene Decke gestreut waren, hätte sie Thränen vergießen mögen. Der erste Geburtstag ohne Herbert, der letzte vermuthlich in unabhängiger Freiheit!

Schweren Herzens kleidete sie sich an und ging in das Frühstückszimmer, wo ihre Mutter auf sie wartete. Die Baronin umarmte sie zärtlich, meinte ein wenig und meinte, es würde schon noch alles gut werden. Sie hatte, wie sonst, einen Geburtstagstisch arrangirt, aber, wie sie verlegen lächelnd sagte, „nur nützliche Sachen“ aufgebaut. Fifi war nahe daran, laut aufzuweinen, als sie diese nützlichen Sachen betrachtete. Ein Ring aus Mama's Schmuckkasten, echte Spitzen aus Mama's Vorrath, eine entzückende Antiquität, die Mama, als von ihrem Großvater herrührend, stets sorgsam verwahrt gehalten, lauter Dinge, die sich Mama entzog, um ihr eine Freude zu machen und doch kein unnützes Geld auszugeben.

„Wir sind jetzt arm, Fifi,“ meinte die Baronin, als sie das ernste, traurige Gesicht ihrer Tochter bemerkte, „aber weicht Du, wenn wir erst die große Villa vermietet haben, hole ich alles wieder nach!“

Die Zärtlichkeit, mit der Fifi nach diesen Worten ihre Mutter umarmte und von ihr umarmt wurde, that beiden wohl. Sie wenigstens hatten einander noch und hatten sich lieb. Alles war leichter zu ertragen, wenn ihnen nur das Eine, Bitterste erspart bliebe: sich trennen zu müssen.

„Und wenn nur heute keine Besuche kommen, Mama!“ meinte Fifi beim Frühstück. „Ich bin froh, wenn ich niemand sehen muß. Ich will mir nicht gratuliren lassen! Sie sind alle so unendlich zartfühlend, daß ich ganz nervös davon werde. Und so weise sind sie mit ihren Vorschlägen, aber geholfen hat uns bis jetzt keiner, — außer Herr Bendler, der ist der einzige. Möhrings werden sich heute natürlich auch nicht sehen lassen, ihres verlobten Betters wegen, und ich bin froh! Sie sind doch alle falsch und denken nur an sich, und, weißt Du, Mama, das von der Zusammengehörigkeit in unseren Kreisen, das ist auch nur so eine fable convenue! Es ist gerade wie bei den anderen Leuten! So lange es einem gut geht, gehört man dazu, aber wenn das Unglück kommt, steht man allein!“

Fifi hatte sich aber doch getäuscht. Schon in der Frühe kamen dienstbare Geister, die Sträuße und Gratulations-Karten brachten, und gegen Mittag erschienen auch Besuche. Einige junge Frauen, mit denen sie sonst verkehrt, stellten sich ein; nachdem die erste Schen vor den Trauerkleidern der beiden Damen überwunden war, wurden sie lebhaft, sie lachten und scherzten sogar, als wenn nicht erst vor wenig Monaten der Tod durch dies Haus geschritten wäre. Wie oberflächlich, wie vergänglich und egoistisch doch die Menschen sind! Auch diese Möhrings, die sich bald darauf einstellten! Der Baron nickte

sich mit einer der jungen Frauen, und sie schlug ihn lachend mit dem Taschentuch.

Diese harmlose Lustigkeit erbitterte Fifi. Was kamen sie in dies Haus des Unglücks, wenn sie sich amüsiren wollten? Nun, sie sollten nichts von ihrem Weh merken! Und Fifi entfaltete plötzlich eine so krampfhaft Lebhaftigkeit, daß man sie überrascht und befremdet betrachtete.

Herr von Möhring war übrigens nicht nur gekommen, um dem jungen Mädchen zu gratuliren. Er war durch die Verlobung seines Betters Franz mit der Gräfin Moerenbeck aufs höchste verstimmt. Der junge Offizier hatte während der verfloffenen Saison Fifi so auffallend den Hof gemacht; er brauchte so wenig aufs Geld zu sehen, daß man eine baldige Werbung, besonders in der jetzigen Situation, als selbstverständlich voraussetzte. Möhring hatte sich deshalb auch nicht sonderlich um die pecuniäre Lage der Damen gekümmert. Franz war reich, der konnte alles in Ordnung bringen. Nun war der Junge abgesprungen! Wenn er das unter „exclusiv“ verstand, so war das eine sonderbare Bornehmheit! Herrn von Möhring war es grenzenlos peinlich gewesen, Fifi unter die Augen zu treten, — gerade, als wäre er der Schuldige. Es bedurfte der ernststen Mahnung seiner Frau, daß etwas für Fifi und ihre Mutter geschehen müsse, um ihn zum Mitgehen zu bewegen.

Nun standen sie vor dem Geburtstags-Tisch und bewunderten die Geschenke, wobei Fifi plötzlich mit harmlosester Liebeshübschheit äußerte: „Gratulire zu der Verlobung Ihres Herrn Betters! Die Gräfin Moerenbeck soll sehr schön sein!“

„Ach, das ist ja ein dummer Kerl, der Franz, ein richtiger Efel!“ brummte Herr von Möhring verblüfft und unbehaglich. Seine gerade Natur befand sich in einem beständigen Kampf mit der gesellschaftlichen Etikette, und auch jetzt mußte er diese stark zu Hilfe nehmen, um Fifi nicht bedauernd die Hand zu schütteln und über den Verlust zu trösten.

Seine Frau wechselte rasch das gefährliche Thema, tropdem sich die anderen Besucher bereits entfernt hatten.

„Sie haben Ihr Wort nicht gehalten, Fifi, Sie hatten mir versprochen, mich recht oft zu besuchen!“

„Ich will Sie nicht belästigen!“

„Belästigen? Aber liebtes Kind, was soll denn nun das heißen? Seit wann belästigen Sie mich denn? Ich wollte mit Ihnen über allerlei sprechen! Aber, — es interessiert mich doch, — schließlich muß doch Ihre Zukunft, nicht wahr —?“

„Wie?“

Der Eintritt der Baronin half Frau von Möhring aus der Verlegenheit, in die sie durch Fifi's abwehrenden Gesichtsausdruck und weit geöffnete, erlauchte Augen verjagt wurde.

O, sie begriff die Empfindlichkeit des jungen Mädchens vollkommen! Fifi war eine durch und durch vornehme Natur, stolz und empfindlich, um nicht zu sagen hochmüthig. Sie bedauerte sie aufrichtig, aber was war zu thun? Die Damen standen doch nun einmal vis-à-vis de rien und mußten sich darein finden. Wenn sie wenigstens reiche Verwandte gehabt hätten! Eine diesbezügliche Frage zu thun, ging nicht an, wenn die beiden Damen sich so reservirt verhielten.

Es schien in der That, als sollte das Gespräch keine intimere Wendung nehmen, als Herr von Möhring, dem der eigentliche Zweck seines Besuchs plötzlich eingefallen sein mochte, sich an die Baronin wandte. „Bleiben die Damen in der Villa wohnen?“

Das war mit der Thür ins Haus gefallen! Frau von Möhring hustete verlegen; aber sie beruhigte sich schnell wieder, als die Baronin Ginsberg heiter lächelnd entgegnete: „O nein, wir verkaufen diese und nehmen uns eine größere!“

„Ah?“

Fifi's Gesicht überzog sich mit einer dunklen Röthe, als die Baronin ihr Project ganz ungenirt austramte. Welche Thorheit von Mama, diesen lächerlichen Plan ernsthaft zu erzählen! Ihre Hüßlosigkeit damit kund zu thun! Sich auslachen zu lassen!

Herr von Möhring drehte verlegen lächelnd an seinem Schnurrbart.

„Eine ganz gute Idee!“ sagte er, als die Baronin ihn fragend und triumphirend mit ihrem alten Kindergeächelchen ansah. „Ganz gut unter anderen Verhältnissen! Aber in diesem Falle: zwei Damen allein, und dann, — Geld gehört auch dazu! Meine Frau meint, nicht wahr, Mary, Du meinstest, Baronesse Fifi sollte unter Leute kommen, gesehen werden —.“

„Ich meinte, Fifi, Sie mit Ihren ausgezeichneten Eigenschaften, mit Ihren Talenten, dürften Sie jetzt nicht so ganz zurückziehen! Man hat Sie überall gern, und es wäre eine Kleinigkeit, etwas Passendes, ich meine, eine entsprechende —.“

„Stellung!“ half Fifi der Dame nach, als dieselbe zögernd inne hielt.

„Ja, meinethwegen Stellung, oder sagen wir lieber, ein neues Heim zu finden. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, liebe Baronin? Ich glaube, Ihrer Zustimmung gewiß zu sein, und habe der Prinzessin eine Andeutung gemacht, die nichtig nicht unbeachtet blieb. Es wäre ein Glück für Sie, Fifi, glauben Sie mir das!“

Die Prinzessin war der leuchtende Mittelpunkt der aristokratischen Gesellschaft. Sie besah an einem der schönsten Punkte, dicht am See, ein entzückendes Schloßchen und lebte fast die Hälfte des Jahres mit ihrem Gemahl und ihren fünf Kindern darin.

„Ich will mich nicht von Mama trennen!“ entgegnete Fifi leise.

„Aber mein liebtes, armes Kind, das ist doch wohl kaum zu umgehen! Was wollen Sie sonst machen? Wir können doch offen sprechen, nicht wahr? Sie wissen ja, wie sehr wir Ihnen zugethan sind. Also, wie denken Sie sich Ihre Zukunft? Wollen Sie zu Ihren Verwandten?“

„Nein!“ rief die Baronin so laut, daß ihr Stimmchen überschnappte, „zu denen da oben in Dänemark gehen wir auf keinen Fall! Das sind ja Eskimos; die haben sich nie um uns gekümmert. Nicht einmal zu Herbert's Begräbniß sind sie gekommen!“

„Nun also! Was beabsichtigen Sie sonst? Sie sind doch ein kluges Mädchen und täuschen sich nicht über den Stand

der Dinge. Und was könnte sich da nun Besseres bieten, als ein Placement bei der Prinzessin? Als, — quasi als —.“

„Höhere Kammerjungfer!“ fiel Fifi mit so bitterem Tone ein, daß Frau von Möhring sich verlegt erhob.

„O, — bitte! Als Vorleserin, Gesellschafterin natürlich! Aber ich sehe, Fifi, Sie sind nicht in der rechten Stimmung. Es thut mir leid, Sie verstimmt zu haben, ich meinte es gut!“

„Ich weiß es! Ich muß mich nur erst daran gewöhnen!“ murmelte Fifi in so verstörtem, gequältem Ton, daß Frau von Möhring ihren Aerger vergaß und sie freundschaftlich auf den Mund küßte.

„Ueberlegen Sie es sich!“ sagte sie gütig. „Es ist ja noch ganz unbestimmt und hängt vorläufig außer von dem ihren, auch noch von dem Willen der Hoheit ab!“

„Eine ungemüthliche Dame, die Prinzessin!“ brummte Herr von Möhring und schüttelte Fifi theilnehmend die Hand.

„Aber durchaus nicht!“ widersprach seine Frau. „Sie ist sehr wohlwollend und gütig! Gemüthlich braucht eine Prinzessin doch auch nicht gerade zu sein! Fifi beansprucht das gewiß nicht, nicht wahr?“

Während sich Frau von Möhring von Fifi verabschiedete, erschien die Kammerjungfer, — den Diener hatte die Baronin bald nach ihres Sohnes Tod entlassen, — und präsentirte ihrer Herrin eine Visiten-Karte. Kaum hatte diese einen Blick darauf geworfen, als sie in ihrer lebhaften Art auf Fifi zuhüpfte.

„Es ist die Wedding, denke Dir, die Wedding! — Ich lasse bitten, sehr erfreut!“

Frau von Möhring lächelte triumphirend. „Das geht schnell!“ sagte sie halblaut. „Die Aussichten scheinen also günstig. Nun seien Sie nicht thöricht, Fifi! Es wäre ein Glück für Sie, glauben Sie mir. Das ist die Atmosphäre, in die Sie gehören, gerade Sie!“

Fräulein Hildegard von Wedding, die Hofdame und Vertraute der Prinzessin, rauschte herein. Sie machte einen regelrechten, wenn auch leichten Hoffniz vor den Anwesenden und setzte sich dann, der Aufforderung der Baronin folgend, in steifer Haltung auf einen kleinen Blüsch-Divon, den sie vollständig ausfüllte. Ein schwarzes, mit alten, überaus kostbaren Spitzen garnirtes Atlaskleid umspannte beängstigend prall ihre starke Figur gegen deren Hüfte sie seit Jahren wie gegen einen furchtbaren Feind zu Felde zog. Sie that dies um so energischer, wenn auch ganz fruchtlos, als der Prinz vor einiger Zeit zu ihrem maßlosen Kummer lächelnd geäußert hatte, sie sei für eine Hofdame eigentlich zu umfangreich; er müsse daran denken, ihretwegen einen Anbau am Schloße machen zu lassen.

Trotz ihrer Hüfte aber war Fräulein von Wedding vornehm bis in die Fingerspitzen, — solange sie nicht in Erregung gerieth. Dann freilich passirte es ihr mitunter, daß sie ihr mühsam gelerntes Hochdeutsch gänzlich vergaß und sich in den unverfälschtesten schwäbischen Naturlauten hören ließ. Jetzt aber war sie die vollendete Hofdame und hatte das dicke, regelmäßige Gesicht nach Möglichkeit in die aristokratischsten Längsfalten gezogen.

Noch viel hochmüthiger sah Fifi freilich aus. Jeder Nerv in ihr bebte vor Empörung. Was wollten denn diese Leute?! Mit welchem Recht müßten sie sich in ihre Angelegenheiten? Hatte sie ihre Selbstbestimmung verloren? Hatte sie eine „Stellung“ gesucht? Wie kamen sie also dazu, ihr eine solche anzubieten?

Fräulein von Wedding ahnte natürlich nichts von Fifi's aufrührerischen Gedanken. Sie lächelte ihr huldvoll, wenn auch ein wenig von oben herab zu. Nach einigen Phrasen kam sie zur Sache. Sie hätte Fifi etwas Ueberraschendes mitzutheilen, ihr ein Geschenk mitgebracht, etwas, das ihr gewiß Freude machen, um das sie sicherlich von vielen jungen Damen beneidet würde! Und besonders in ihrer Situation sei es etwas sehr Wünschenswerthes!

Fifi unterbrach sie, indem sie in scharfem und doch bebendem Ton fragte, welche „Situation“ Fräulein von Wedding meine, worauf die Hofdame die Anwesenden bestürzt anblickte und erwiderte, die sei doch klar genug.

Klar genug! Baronin Ginsberg bestätigte es mit einem tiefen Seufzer, dem sie ein heiteres Lachen und die Bemerkung folgen ließ, die Herrschaften machten alle entsephliche Leidensbitter-Mienen, die an einem Geburtstage nicht angebracht seien.

Fräulein von Wedding zog die Längsfalten in die Breite. Das sei wahr, und sie wolle nun auch gleich mit ihrer Ueberredung herausrücken. Sie drehte ihre vollen Schultern Fifi zu und musterte sie lächelnd und vielbedeutend. Dann erklärte sie würdevoll: „Die Prinzessin hat eingewilligt, Baronesse, und wünscht Sie morgen schon zu sehen!“

Fifi bekämpfte vergeblich den kindischen Trost, der sie erfaßte. Mit ihren großen, grauen Augen schaute sie die Hofdame kalt und herausfordernd an.

„Mich?! Weshalb?!“

„Weshalb? Nun, natürlich um sich zu überzeugen, ob Hoheit ein faibles für Sie gewinnen kann, ob Sie ihr gefallen!“

„Aber weshalb soll ich ihr denn gefallen? Ich bin ihr ja längst vorgestellt, und sie hat mich seitdem oft genug gesehen!“

„Ja, aber bestes Fräulein, ich begreife Sie nicht! Ein Engagement bei der Prinzessin Melanie ist doch nicht so en passant abzumachen!“

„Ein Engagement? Habe ich denn ein solches gewünscht?!“

Fräulein von Wedding schlug sich mit der fein behandschulten Rechten ärgert auf das Knie und schaute fragend im Kreise herum.

„Ja, was ist denn das? Bin i verrückt, oder d' Baronesse?“ fragte sie mit der tiefen Stimme, wie sie allen Schwämmen in reiferem Alter eigen.

Frau von Möhring zuckte die Achseln.

„Fifi scheint keine große Lust zu haben!“ meinte sie, verlegen an ihren Handschuhen knöpfend.

„Ach, da hört aber doch alles auf! Keine Lust? Keine Lust bei einer Prinzessin, die amal Regierende wird! Bei der i mit wohl süß! I bin ganz pass! Und die Blamage jetzt vor der Hoheit! Was soll i denn jetzt sagen? Baronesse

Ginsberg hat keine Lust! Auf einmal daß's ihr nimmer. Sie bring'n mich da in a nette Patzche, Frau von Wöhring! Uebrigens, i begreif' gar net, was will denn die Fifi? Fifi, jezt sagen Sie mir amal, was wollen Sie eigentlich?" Fräulein von Wedding erfaßte Fifi's beide Hände und schüttelte sie. "Sie müssen sich jezt Ihr Brod verdienen, das ich nun amal net anders, und ich kein' Schand', weiß Gott! Was kann sich Ihne da no Besseres bieten, als eba das? Sie sind doch kein Kind mehr und keine das Leba auch! Herrgott, 's isch do a Glück für Sie, und i den' wunder, was i Ihna für a Freund' mach'! A Glück isch 's für Sie, sag i no amal!"

"Das habe ich auch gefagt!" warf Frau von Wöhring dazwischen.

"Was sagen jezt Sie zu dem dummen Mädcl, Baronin?" rief die Hofdame Fifi's Mutter zu, die nervös auf ihrem Stuhl hin und her rutschte.

"Ach? Aber, meine Damen, das ist doch alles nicht so tragisch zu nehmen. Muß das denn so über Hals und Kopf —? Es ist ja überaus liebenswürdig von Ihnen, und Fifi wird gewiß nicht unvernünftig sein; aber ich dünkte doch, es wäre jezt das Allerbeste, wenn Sie eine kleine Erfrischung —, nicht wahr?"

Baronin Ginsberg schnellte erleichtert in die Höhe und wollte der Klingel zufliehen, aber Fräulein von Wedding hielt sie mit kräftigem Griff zurück.

"Nein, danke!" sagte sie hochdeutsch, da ihre Erregung einem wirklichen Aerger wich. "Ich danke für eine Erfrischung, ich bin abgekühlt genug! Ich habe jezt meine Pflicht, meine Menschenpflicht gethan und muß Sie nur noch bestimmt fragen, Baroness, ob Sie also thatsächlich auf diese Glücks-Chance verzichten, damit ich meiner lieben Hoheit bestimmten Bescheid bringen kann!"

Die hochmüthige Kälte der Dame erschreckte Fifi nun doch. Sie bedauerte, so schroff gewesen zu sein. Schließlich, worin lag eigentlich die Beleidigung, die man ihr angethan? War es nicht wirklich eine Glücks-Chance, die sich ihr hier bot? Und doch, es war so schwer, sich seine Armut, seine Nichtigkeit so ins Gesicht werfen zu lassen! Aber Mama, — sie selbst, — was sollte aus ihnen werden? Und sie meinten es ja gut, sie meinten es sicherlich alle gut mit ihr.

"Ich bitte um Verzeihung," sammelte sie leise, "ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Güte! Nur, wenn Sie erlauben, möchte ich es mir noch heute überlegen!"

Fifi wendete sich nach diesen Worten ab und ging schnell aus dem Zimmer, aber alle hatten gesehen, daß ihre Augen in Thränen schwammen.

"Na ja, jezt weint sie gar no! Herrgott, Herrgott, 's isch a Kreuz mit der heutigen Jugend! Sensibel wie zu Berrthers Zeita! 's isch allerdings kein Wunder bei der Frau Mama!"

Während sich die Baronin Ginsberg verblüfft gegen die Hofdame verteidigte, ließ Fifi die Treppen hinunter bis in den Musik-Salon, der portiere zunächst der Lausthür lag. Sie ließ instinctiv dorthin, nur mit dem einen Gedanken: allein sein, weinen zu können! Sie stürzte hinein und stand Herrn Bendler gegenüber, der hier das Fortgehen des Besuches abwartete.

Als Fifi ihn sah, wollte sie sich beherrschen, aber vergeblich. So blieb sie mitten in dem Gemach stehen, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Lorenz Bendler war so erschüttert, daß er sofort das heftige Verlangen in sich verspürte, herzhaft mitzuweinen. Dann stieg ihm plötzlich der Bohn auf. Man mußte sie beleidigt haben, gekränkt bis zu Thränen, dieses süße, reizende Mädchen! Während ballte er die Hände und starrte Fifi ganz fassungslös an.

"Wer hat Ihnen weh gethan?" stotterte er endlich hervor. "Ach, niemand! Aber es ist mir unerträglich, alles das! Diese guten Freunde mit ihrer Theilnahme und ihren Anerbietungen! Alle sind sie mir verhaßt! So brüsk, wie sie einem das anbieten! So herablassend, wie sie sind! Es ist gerade, als ob man ein anderer Mensch geworden, als ob man nicht mehr eine Ginsberg wäre! Wenn der Herbert das wüßte! Und heute ist mein Geburtstag!"

"O! Ich gratulire tausendmal!" stotterte Lorenz Bendler ganz heiser vor Aufregung.

"Danke! — Und dann, — ich kann gar nichts und soll eine Stellung annehmen, bei der Prinzessin! Da muß man doch etwas arbeiten, nicht wahr? Ich habe es ja selbst oft genug gesehen, was diese armen adligen Fräuleins alles thun müssen! Vorlesen, nicht wahr?"

"Ja, ich glaube, — ich weiß nicht! —"

"Und sehen Sie, lieber Herr Bendler, das ist mir grauenhaft! Jemand etwas vorlesen, wenn ich gerade keine Lust habe, oder etwas, was mich langweilt! Ich bin das nicht gewöhnt, — ich bin das wirklich nicht gewöhnt! Oder vielleicht mußte man mir gar zu, Tischentlicher einzustücken, was ich gar nicht kann!" Fifi legte abermals ihre Hände vor das Gesicht und schluchzte aufs neue.

Lorenz Bendler's Gesicht wurde aschfahl und sein Herz hörte auf zu klopfen, als er leise sagte: "Ich würde Sie auf Händen tragen!"

Nein, die Erde stürzte nicht ein! Sie öffnete sich nicht und verschlang ihn, wie er gefürchtet hatte. — Fifi lehnte ihm auch nicht mit heiterem Miene den Rücken zu und ließ ihn durch den Gärtnerburgen hinauswerfen, wie er gleichfalls gefürchtet. Sie that gar nichts, sie drückte nur die jarten Hände fester auf die Augen, obwohl sie plötzlich zu schluchzen aufhörte.

Weiter war Lorenz Bendler nicht vorbereitet! Ueber diesen Moment hinaus gingen auch seine kühnsten Träume niemals. "Ich würde Sie auf Händen tragen!" Das hatte er tausendmal in seinen Gedanken zu ihr gefagt, allein über ihre Antwort war er sich nie klar geworden. Nun sagte sie gar nichts, und er mußte weiter sprechen! Er sah plötzlich ein blendendes, unfasbares, unbegreifliches Glück vor sich, auf das er nie zu hoffen gewagt.

"Wenn ich dürfte, mein ganzes Leben würde ich Ihnen weihen!"

Er stellte sich ein wenig seitwärts hinter die junge Dame, damit sie ihn nicht ansehen konnte, wenn sie die Hände vom Gesicht zog.

Fifi rührte sich aber nicht, und eine große, dicke Thräne mußte ihren Weg durch die feinen Finger suchen, die sich auf die dunkel erröthenden Wangen pressten.

Herrn Bendler's Muth wuchs durch seine gestörte Stellung.

Das Blut stieg ihm zu Kopf und drang nach seinem Herzen, das so stark klopfte, daß er unwillkürlich die Hand dagegen drückte.

"Ich hätte nie gewagt, Ihnen das zu sagen, wenn nicht, — wenn Sie nicht geweint hätten! — Aber ich habe Sie schon lange lieb, Baroness — Fifi, schon seit ich Sie das erste Mal sah! Es ist gar nicht möglich, daß irgend ein Mann auf der Welt Sie lieber haben kann! Es ist auch das erste Mal, daß ich einem Mädchen das sage. Ich finde vielleicht gar nicht die rechten Worte, — aber, das ist jedenfalls wahr: — ich habe mir schon tausendmal den Tod gewünscht, aus Verzweiflung darüber, daß ich ein Leben ohne Sie leben soll!"

Er setzte das Letzte leise, mit unbeschreiblich rührendem, wahren Ausdruck hinzu, und nun löste Fifi auch die Hände vom Gesicht.

"Ja, ich weiß es, daß Sie mich lieben!" sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und ernstem Ausdruck. "Ich habe es immer bemerkt, wenn Sie sich auch Mühe gaben, es zu verbergen!"

"Wie hätte ich wagen dürfen, so etwas zu sagen? Ich, der ich weder von Rang und Adel, noch Offizier bin, noch sehr reich!" erwiderte Herr Bendler, Fifi düstern anblickend, die stumm zu Boden sah.

"Aber arm bin ich nicht! Mein Geschäft ist gut, ich habe ein eigenes Haus, und — ich würde Sie auf Händen tragen, Fifi, Sie und Ihre liebe Mama! Ich würde Ihnen mein Leben weihen, ich würde Sie anbeten wie eine Heilige! Sie können ja nicht wissen, wie sehr, wie sehr ich Sie liebe!"

Fifi beugte sich zögernd über den festig atmenden, leidenschaftlich erregten Mann herab, der sich vor ihr niedergeworfen hatte und sein Gesicht auf ihre Hand presste.

Sie schaute verwirrt auf ihn nieder. Die Gedanken jagten sich in ihrem Hirn. Dieser Mann warb um sie! Wenn sie „ja“ sagte, war sie geborgen. An diesem guten, treuen Herzen mußte alles Leid aufhören. Und sie war ihm zugethan, — sehr! Wie seine Schultern zuckten, — er weinte! So liebte er sie!

Eine tiefe Nührung erfaßte Fifi, und in ihrem Herzen walle es heiß auf. War eine solche Liebe nicht allein schon Glück? Tausendmal mehr werth, als alle die unwahren Schmeicheleien der anderen? Er war nicht von Adel, — nein, aber wo waren sie denn jezt, die Aristokraten und Offiziere, die sie begehrten? Dieser war besser, als sie alle! Wenn sie „ja“ sagte, brauchten sich auch die Herrschaften da oben nicht mehr zu bemühen, um eine Stellung für sie auszufundstücken. Da war eine andere Glücks-Chance! Da war Freiheit, — kein ewiger Zwang, — da war Liebe, eine große, mächtige Leidenschaft, die sie auf Händen tragen würde!

Fifi legte plötzlich mit einer entschlossenen Geberde sanft ihre Hand auf Lorenz Bendler's Kopf.

"Auch ich habe Sie gern!"

"Fifi!" Es war ein halb erstarrter Jubelschrei.

"Ja, ich habe stets sehr viel Sympathie für Sie gehabt," fuhr Fifi fort, ohne zu ahnen, wie seltsam diese Bethuerung in einem solchen Augenblick war. "Sie waren mir stets lieb, Herr Bendler!"

"O Fifi!" Lorenz Bendler sprang auf und küßte mit Inbrunst die schlanken Hände, die sich ihm entgegenstreckten.

"Sie wollen mein sein, mein — mein geliebtes Weib werden?" sammelte er, außer sich vor Freude.

"Ja!"

Als er sie festig in seine Arme zog und einen heißen Kuß auf ihre Lippen drückte, zitterte sie einen Augenblick. Nun gehörte sie einem Manne an! Und die Welt, was würde die Welt dazu sagen? Was, was ging sie die Welt an! —

Lorenz Bendler sollte morgen kommen und um ihre Hand anhalten. Sie hatten es verabredet, und er war gegangen, das Glück so sichtlich in seinen treuerzigen Augen tragend, daß Fifi ihm gerührt und ärtlich nachschaute.

"Mein Bräutigam!" Sie sagte es laut vor sich hin, als er elastischen Schrittes durch den Garten ging und sich an der Thür noch einmal nach ihr umwendete. Das war also ihr Bräutigam!

Und nun krampfte sich ihr Herz doch schmerzhaft zusammen. Das war das Ende ihrer großen Lebenshoffnungen! Sie, die Baroness Ginsberg, heirathete einen Buchhändler! Mitten hinein unter die Spießbürger!

Fifi presste die Lippen zusammen und starrte mit weiten Augen hinaus durch die Bäume, von wo der See blau herüberstimmerte.

Wenn Herbert das wüßte! Aber gerade Herbert hatte ihn gern gehabt und oft bewundernd geäußert, welch schneidiger Mensch doch dieser Bendler sei. Und schließlich, sie konnte ja eine Ausnahmestellung einnehmen, um so mehr, als Bendler obnedies mit den Herren der „Gesellschaft“ verkehrte. Er ritt, segelte und schoß so gut, wie diese, und war ein viel edlerer, besserer Mensch, als sie alle!

Ja, sie hatte recht gethan! Es gab jezt gewiß ein Gerede und ein Verwundern, wenn die Verlobung bekannt wurde; aber das war zu ertragen. Dafür blieben nun auch die Gläubiger fort und die Noth und die Angst vor der Zukunft und die Furcht vor dem Lebenskampf. Nun war es nichts mit der Stellung, — Gott sei Dank!

Fifi schüttelte die deprimirende Stimmung, die sich ihrer bemächtigen wollte, gewaltsam von sich ab. Es war doch schön, so plötzlich geborgen zu sein, wieder ein Heim zu haben, ein eigenes Haus, — und das Haus war sehr hübsch mit seinem Balcon und den zwei feudalen Thürmchen.

Ein triumphirendes Gefühl überkam sie, als sie die teppichbelegten Stufen langsam hinaufstieg. Nun hatte alle Sorge ein Ende! Nun gab es jemand, der sie auf Händen trug und die arme, kleine Mama mit ihren unaussführbaren Plänen und Lustschlößern auch! Und er war so dankbar dafür, daß sie seine Frau werden wollte! Er erkannte es als so selbstverständlich an, daß sie eigentlich eine andere Partie hätte machen müssen, sie, die Baroness Ginsberg. Aber sie hatte ihn gern, ja, sie liebte ihn, wenn auch nicht so, wie er sie, so gewaltig, so anbetend, so über alles!

Fifi lächelte voll mädchenhafter Eitelkeit über diese Liebe. Es war ein glückliches, zufriedenes Lächeln, und es umspielte noch ihre Lippen, als sie den Besuch-Salon betrat.

"Ah, Mademoiselle la baroness hat das Trogsöpfchen abgesetzt und sich überlegt, daß wir nicht die Absicht haben, sie ins Gefängniß zu sperren!" rief Fräulein von Wedding überaus vornehm und ironisch lächelnd. "Ich habe es mir gleich gedacht! Die jungen Mädchen heutzutage sind so launen-

haft wie der April, man darf nicht allzuviel auf diese Stimmungungen geben. Aber ich habe nun auch keine Zeit mehr! Baroness Fifi, ich hoffe, Sie recht bald bei mir zu sehen, und werde Ihnen dann mittheilen, wann meine Hoheit Sie empfängt. Au revoir!"

"Wenn Sie gestatten, begleiten wir Sie," sagte Frau von Wöhring und reichte Fifi zum Abschied etwas kühl die Hand.

"Gott sei Dank, daß ich wieder einmal so ein lustiges Lachen auf Ihrem Gesichtchen sehe!" flüsterete ihr, als Nachzügler, Herr von Wöhring zu. "Das hat gewiß der Bendler zu stande gebracht. Ich habe durchs Fenster ihn kommen und eben wieder gehen sehen. Ja, das ist ein prächtiger Mensch! Wissen Sie, Baroness, wenn ich ein Mädchen wäre, den würde ich heirathen!"

"Ich auch!" rief Fifi lachend.

"Wie? Sie auch?"

"Ja, ich auch! Adieu, Herr von Wöhring, und sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin, sie soll nicht böse sein, daß ich ihr so viel Mühe umsonst gemacht habe. Es ist nämlich nichts mit der Prinzessin!"

Herr von Wöhring rief die Augen weit auf.

"Das bedeutet?" fragte er gebedt und schnippte dann verständnißvoll mit den Fingern. "Holla, Baroness, das wäre ein geschickter Streich! Aber vielleicht irre ich mich, wie?"

"Ihre Frau Gemahlin wird ungeduldig!" mahnte Fifi, ihn glücklich anlächelnd. Es that ihr wohl, daß er sie errathen hatte und sich nicht darüber wunderte.

Als sie allein waren, ging Fifi auf ihre Mutter zu, zog sie auf einen Stuhl und kniete vor ihr nieder.

"Mama," sagte sie, "ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen."

Baronin Ginsberg hielt sich die winzigen Ohren zu. "Hab' Erbarmen, Fising, ich kann jezt nichts Ernsthaftes mehr hören! Hilf, Himmel, wie ist das Leben schwer! Diese Wedding! Diese Wöhring! Wie die Unglücksfülen saßen sie da und kühlten Dich an Deinem Geburtstage, als wenn Du kein Dach mehr über dem Kopfe hättest! Schlimm genug freilich steht es ja, und vielleicht wäre es doch ganz gut, wenn Du zu der Prinzessin . . . Aber das hat ja Zeit, nicht wahr, große Tochter? Das muß nicht so auf einmal sein? Nein, diese Wedding! — Ich hätte mich halb tod lachen können, wie sie schwäbisch wurde, und der Wöhring konnte auch kaum das Lachen verbeihen, der nette Kerl!"

"Ich habe mich verlobt, Mama!" sagte Fifi ruhig, als die Baronin inne hielt.

"Was?"

"Es ist keine gute Partie, Mama, und Du wirst enttäuscht sein. Aber er ist ein guter Mensch, und ich habe ihn gern!"

"Fifi, Du bist wohl toll!" rief die Baronin, vor Erstaunen die Hände zusammenschlagend. "Verlobt?! Mit wem denn? Ich weiß absolut niemand, aber absolut niemand, der es sein könnte! Der Waldegg, der Dummkopf, tann's ja nicht mehr sein!"

"Es ist Herr Bendler, Mama!" Es fiel Fifi nun doch recht schwer, es zu sagen.

"Herr — Bendler?!" Die Baronin sprach den Namen lang gedehnt aus und lehnte sich, die Augenbrauen hoch hinauf gezogen, kopfschüttelnd in ihrem Stuhl zurück.

"So, so, Herr Bendler?! Ein Unicum, dieser Bendler, ich habe es immer gefagt!" murmelte sie vor sich hin.

Plötzlich sich befinnend, beugte sie sich zu Fifi hinunter und sagte mit schriller Stimme: "Du machst Unsinn, Fifi, was? Du hältst mich zum besten? Es ist gar nicht wahr, wie?"

"Doch, Mama, es ist wahr!" sagte Fifi leise, während sie erröthete.

"Na, das ist lächerlich! Das ist kein Mann für Dich!" rief die Baronin und sprang empor. "Du wirst unglücklich werden! Du, eine Ginsberg, einen Bendler! Das ist ja entsetzlich! Das ist einfach unmöglich! Das compromittirt unsere Familie! Compromittirt sie fürchterlich! Allerdings haben wir nach dem Gesindel nichts zu fragen, das ist auch wieder wahr! Diese Lappfünder kümmern sich um uns auch nicht! Aber Du machst Dich unmöglich in der Gesellschaft, Du wirst verpöht! Mit einer Bendler verkehrt man nicht!"

"Ach, Mama, die Gesellschaft!" sagte Fifi wegwerfend. "Wir sind jezt arm, und wenn man arm ist —"

"Allerdings! Ich bin übrigens dem Bendler eine Unmenge Geld schuldig. Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich nicht so jämmerlich gespart und den Jean entlassen und meine Brillanten verkauft! Jezt kannst Du es ja wissen, ich habe das Collier und den Stern und die Armbänder durch den Bendler verkaufen lassen. Wovon hätten wir denn sonst gelebt? Aber natürlich muß er mir die Sachen nun sofort wieder besorgen, unserer Familienshämud; — er wird das begreifen, wenn er auch von Traditionen und dergleichen nichts versteht!"

"Er wird es sehr gern thun, Mama!"

"Na, das nehme ich auch als selbstverständlich an!" erwiderte die Baronin, deren Augen unternehmend zu funkeln begannen. "Sieh einmal an, der Bendler! Sein Haus ist übrigens allerliebste und der Garten auch. Die Wohnungseinrichtung wird ja allerdings plebejisch sein, das läßt sich denken. Da muß er mir vollständig freie Hand lassen!"

"Er hat gefagt, er wird mich und Dich auf Händen tragen!" warf Fifi erleichtert dazwischen.

"So? Nun ja, er hat stets ein ungeheures faible für mich gehabt! Er hat sich in der That stets sehr nett benommen, der gute Bendler. Aber, großer Gott, wie hat er denn das gemacht, als er um Dich anhielt? Das hätte ich sehen mögen! Nun ist es also nichts mit der großen Villa und dem Bermiethen, und Du brauchst nun auch nicht, etwas zu werden." Das war mir das Schmerzlichste, Fising, weil Du eben doch so sensibel wie zu Berrthers Zeita bist, wie die Wedding sagt." Baronin Ginsberg lachte herzlich und vergnügt, blieb dann plötzlich vor Fifi stehen und schaute ihr ernst in die Augen.

"Factisch, Fifi, machst Du Dir etwas aus ihm?! Fifi wurde roth, lachte und wendete sich in mädchenhafter Verlegenheit ab.

"Wahrhaftig, sie ist verliebt in ihn," schrieb die Baronin lustig. "Nun, dann ist's gut! Er ist auch wirklich ein interessanter Mensch, ein Unicum, dieser Lorenz Bendler. Ja, aber um Gotteswillen, Fifi, — die Baronin hielt starr vor Schreck die Hände weit von sich ab, — um Gotteswillen, dieser Unglücksmanne heißt ja Lorenz! Du kannst ihn doch nicht — Lorenz nennen. Bring mir einen Kalender, Kind! Oder weißt Du was? Nennen wir ihn nach Deinem Großvater! — Guido, — Guido Bendler, das klingt gar nicht übel!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Rachdruck auch im einzelnen unterlagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

A. W., Romno. — Heftige Kopfschmerzen, die den starken Haarausfall begleiten, deuten an, daß ein Nervenleiden zu Grunde liegt. Dies muß jedenfalls beseitigt werden, und zwar je nach seinen Ursachen: durch Schonung und Ruhe, Regelung aller Körperverrichtungen, gesunde, kräftige Ernährung und Lebensweise, nöthigenfalls durch ärztliche Behandlung, bei der vorzugsweise Wassercur, Electricität, Eisen, Chinin und Arsenit zur Anwendung kommen können. Bei Rötthung und Abschuppung der Kopfhaut (Gneis und Schinn) sind gleichzeitig spirituelle Waschungen (mit Sublimat, Resorcin, Salicyl u. dgl. m.), bei trockener Haut fettige Einreibungen von Lanolin (mit Resorcin, Schwefel u. s. w.) anzuwenden. Häufigkeit und Stärke der Waschungen oder Einreibungen müssen dem örtlichen Zustande angepaßt werden und lassen sich ohne Untersuchung nicht bestimmen. Dr. D.

Eine Abonnentin. — Die mit Höllestein-Lösung zu färbenden Haare müssen zuvor entfettet werden; dann benetzt man sie mit ammoniacalischer Höllestein-Lösung und nachher mit einer Auflösung von Pyrogallus-Säure. Beide Stoffe sind giftig und deshalb vorsichtig zu handhaben; etwaige wundte Stellen läßt man vorher heilen! Die Färbung muß, um zu bleiben, alle paar Wochen wiederholt werden. Dr. D.

Blondspitzen. — Die rothen Pünktchen in Ihrer juckenden Kopfhaut deuten allerdings auf ein örtliches Leiden, das als Flechte bezeichnet werden kann. Solche Krankheiten erfordern stets genaue ärztliche Untersuchung und meistens längere Behandlung mit wechselnden Mitteln. Diese müssen aber ebenso wie die Waschungen, die auch neben anderen Mitteln zu gebrauchen sind, mit möglichster Schonung der Haare die Kopfhaut selbst treffen und deshalb unter Teilung der Haare streifen- oder bahnenweise eingerieben werden. Etwas Ausdauer wird auch bei den kräftigsten Mitteln nöthig sein. Dr. D.

V. A. 20. — Die von Ihnen geschilderte Nasenrötthe beruht auf schwacher Gefäß-Innervation und kann durch verschiedene Körperzustände veranlaßt werden. Solche Störungen sind sorgfältig aufzufuchen und zu beseitigen, sowie alle Gelegenheitsursachen, in diesem Falle kaltes Waschen und anregende Getränke, durchaus zu vermeiden. Viel Milch ist meistens zweckmäßig. Dertlich empfehlen sich Waschungen mit Gichhorst's Ergotin-Seife (zu beziehen von Ferd. Mühlens, Adm. a. Rhein, Glockengasse 4711), deren Schaum man abends antrocknen läßt und morgens mit warmem Wasser abwäscht. Dr. D.

Eine Veirgote in Giffloranz. — Zu reichliches Bürsten der Zähne mit Zahnpulver ist allerdings in mehrfacher Hinsicht schädlich. Dasselbe sollte nur alle acht bis vierzehn Tage angewendet werden. Zum täglichen Gebrauch diene ein der zahlreichen spirituellen Mundwasser, womit gespült und vom Zahnfleisch zur Krone gebürstet wird. Bei losem Zahnfleisch empfehlen sich Pinselungen mit einer tannin-haltigen Tinctur, etwa China- und Katanhia-Tinctur zu gleichen Theilen. Sollte eine Krankheit des Zahnfleisches zu vermuten sein, so ist selbstverständlich ein Zahnarzt, — nicht ein bloßer Techniker, — oder auch ein Arzt zu fragen. Dr. D.

Bremen. — Wer weiß, oder auch nur vermutet, daß er an Nierensteinen leidet, kann nichts Besseres thun, als sich genau nach den Vorschriften seines Hausarztes, nöthigenfalls unter Hinzuziehung eines Spezialisten für dergleichen Krankheiten, zu richten. Alles Herumprobiren nach irgend welchen gutgemeinten, aber nicht fachverständigen Rathschlägen, kann großen Schaden anrichten. Dr. D.

Fürs Haus.

Berandlisten. — Immer hatte ich Noth, passende Verpackung-Geräthe zu finden, wenn es galt, meinen fernem Kindern die übliche „Monatsliste“ zu schicken. Die allerwunderbarsten Behälter, Kisten und Schachteln, ungefüge, von dem Hof-Nademaacher roh zusammen gezimmerte Kasten, ja selbst Beutel in verschiedensten Formen und Dimensionen wanderten in die Pension, — alles zum festen Kummer meiner Mamsell, die für sichere Verpackung der zu Kaisers Geburtstag oder anderen hohen Festtagen erlaubten Beifügungen aus Speisekammer und Küche Sorge zu tragen hatte. Kürzlich fiel mir nun eine Kiste über Vaccani's Postversand-Kisten in die Hände und veranlaßte mich, mir einen Satz derselben, — drei Kisten in verschiedener Größe, zusammen für 5 Mk., kommen zu lassen. Ich kann nur sagen, daß ich ganz entzückt bin von diesen sauberen, waschbaren, festen und dabei leichten Holzstücken; dieselben sind an den Ecken blechbeschlagen und werden mittelst Schiebedeckels geschlossen; an beiden Enden sind Klapp-Scharniere, die über eine in der Kiste befindliche Leiste fassen. Ein Bindfaden greift durch diese beweglichen Oesen, hält dieselben hoch und bewirkt dadurch den sicheren Verschluss, den ein Siegel „beglaubigt“. Seitwärts befindet sich eine Vorrichtung zum Einschleiden der Adressen, deren das Stück 1 Pf. kostet, und die, außer in vielen Papierhandlungen, gleichfalls bei dem Erfinder der Kisten: Gaetano Vaccani, Fabrik für Reib- und Zeichen-Werkzeuge in Calle a/S., zu haben sind.

Frau Oberamtmann P.

Universal-Reibeule „Eise“. — Als ebenso praktisch wie bequem erwies sich mir die Universal-Reibeule „Eise“, welche die mühsame Doppelarbeit des Einträufelns von Del mit der einen und des ununterbrochenen Rührens mit der anderen Hand bei Bereitung von Mayonnaise-Saucen wesentlich erleichtert. Der

hohle, starkwandige Hartglasgefäß nimmt durch einen an seinem oberen Ende angebrachten, trichterförmigen Holzgriff das Speise-Öel in sich auf und giebt es durch eine winzige Oeffnung in der eigentlichen Reibeule von Hartholz während des Rührens tropfenweise der Sauce ab. Durch Zerlegen in drei einzelne Theile wird bei diesem Geräth die rationellste Reinigung ausführbar.

Frau Inspector Alice B. in Guben.

Spargelschüssel mit Wärmevorrichtung. — Das leichte Erkalten der Spargel während des Präsentirens wird stets als ein Uebelstand empfunden, dem eine neue Spargelschüssel abhelfen soll. Die Porzellan-Schale in der beliebtesten Form einer flachen runden Muschel, die auf ihrem Ansatz eine Saucière aus Nickel trägt, ruht mit dieser auf einem flachen Nickel-Untersatz, dessen Doppelboden so viel heißes Wasser aufnimmt, daß während des Präsen-



Spargelschüssel mit Wärmevorrichtung.



Universal-Reibeule „Eise“.

tirens der Spargel vollständig warm bleibt. Zwei Seitengriffe erleichtern das bequeme Handhaben der heißen Schüssel, deren Preis von 18,50 Mk. bei der eleganten Ausführung nicht zu hoch gegriffen erscheint. G. E.

A. W., Romno. — Mit weißem Zell bezogenes Kinder-Spielzeug, wie Hunde, Schafe u. s. w., reinigt man durch Abreiben mit Benzin, bestreut es danach mit pulverisirter Kreide und legt es mehrere Stunden in die Sonne, um es dann gründlich auszuklopfen und auszubürsten. — Farbige Seidenstrümpfe wäscht man nach vierundzwanzig-stündigem Einweichen in klarem Wasser mit venetianischer Seife, spült sie tüchtig, läßt sie halb trocken werden, zieht sie glatt und plättet sie trocken. A. G.

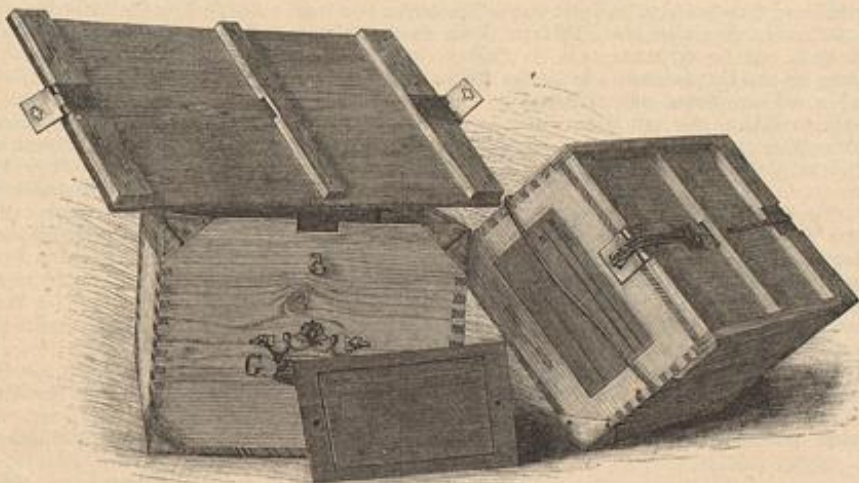
Frau Senator v. S., Hamburg. — Einen widerstandsfähigen Gußeisen-Ritt bereitet man aus Asbest-Fasern, die man mit Weisweiß zu einer dicken Pasta verrührt. A. G.

Küche.

Rührei mit Spargelstücken. — 10 ganze Eier, etwas Salz und 1/2 l Schlagobere werden in einer Casserole geschlagen, 120 g Butter hinzugefügt und auf gelindem Feuer gerührt, bis die Masse halb fest ist. Zuletzt giebt man Spargelstücke hinzu, die vorher in Salzwasser blanchirt wurden. A. G.

Spargelsalat. — Geschälter, in 4 cm lange Stücke geschnittener Spargel wird in Salzwasser weich gekocht und, sobald er erkalte ist, mit seinem Oliven-Öel, ein wenig französischem Essig nebst weißem Pfeffer und Salz untermischt. A. G.

Kleine Pasteten von Krebs-Ragout. — Von 30 Krebsen werden die Schwänze und Scheren aus den Schalen gebrochen, die gestoßenen Schalen in 125 g lodende Butter gethan, unter stetem Rühren mit 1 Löffel Mehl durchgeschwigt, 1 l guter Fleischbrühe hinzugegossen, das Ganze dick eingekocht, durch ein Sieb paßst und mit Sardellenbutter und Citronensaft gewürzt. Nun giebt man das Krebsfleisch, würfelig geschnittenen, gekochten Zander und Kalbsmilch, wie in Butter weich gedünstete Champignons in die Sauce, füllt das Ragout in die Formen, streut Parmesanfäse darauf, träufelt Krebsbutter darüber und bäckt die Pasteten bei guter Hitze im Ofen hellbraun. A. G.



Berandlisten mit beweglicher Adresse.

Tauben mit Morcheln. — Junge Tauben werden gereinigt und in einer Bräse fast weich gedämpft. Nach dem Erkalten theilt man sie in Hälften, garnirt sie mit Eigelb und geriebenem Weißbrot und brät sie auf dem Rost von beiden Seiten goldbraun. Angerichtet werden sie um Morcheln, die, in Butter gedünstet, in Fleischbrühe und einem Glase Weißwein mit Salz, Pfeffer, etwas Muskatnuß weichgekocht, mit Citronensaft abgeschärft und mit etwas in Mehl gekneteter Butter feimig gemacht sind. A. G.

Curry-Pulver. — Die theure, für pikante Fisch- und Fleisch-

gerichte kaum entbehrliche Würze kann man mit verhältnißmäßig geringen Untkosten leicht selbst herstellen: 2 g spanischer Pfeffer, 6 g Cardamom, 15 g Coriama, 8 g weißer Pfeffer, 8 g Kümmel, 8 g Ingwer und 15 g Coriander, werden im Ofen getrocknet, im Mörser zu feinem Pulver gestampft und in einer hermetisch verschließbaren Flasche aufbewahrt. A. G.

Englisches Weißbrot zu Sandwiches u. — Hierzu gehört: 1 kg feines Weizenmehl, 22 g Preshefe, 1/2 l Milch, 40 g Butter. Die in etwas lauer Milch aufgelöste und mit 2 Löffel voll Mehl angerührte Hefe giebt man, sobald sie gehörig aufgegangen, in das erwärmte Mehl, knetet mit der lauwarmen Milch, etwas Salz und der gut ausgewaschenen Butter einen Teig daraus, bestäubt ihn mit Mehl und läßt ihn zugedeckt in der Nähe des Ofens 2 bis 3 Stunden aufgehen; nach tüchtigem Durcharbeiten formt man kleine Brode, die man mit zerquirtem Ei bestreicht und in 1 bis 1 1/2 Stunden gar bäckt. A. G.

Josefine Rottenburg, Wien. — Die 50 Pfennig-Küche von Robert, zum Preise von 1 Mark durch die Gsellius'sche Buchhandlung, Berlin W, Mohrenstraße 52, zu beziehen, dürfte Ihren Wünschen entsprechen. Ein anderes Kochbuch, mit Portionen für nur 2 Personen berechnet, ist uns nicht bekannt; übrigens ist das Verkleinern der größeren Portionen für 2 Personen doch sehr leicht zu bewerkstelligen. A. G.

F. B., Frankfurt a. M. — Es existirt kein Kochbuch, welches die Behandlung der Speisen im Dampf-Kochtopf berücksichtigt. Die Gebrauchs-Anweisung liegt jedem Dampf-Kochtopfe bei. D. Red.

Frau Prof. B. — Ihre Frage überrascht uns; selbstverständlich trägt Liebig's Fleisch-Extract wesentlich zur Verbesserung der Brühe wie der Sauce bei. D. Red.

Zimmereinrichtung.

Stuhlklissen zum Anknüpfen. — Auf den hohen geschweiften Lehnen meiner Gartenstuhl-Stühle wollten die bekannten Doppelklissen durchaus nicht halten; ich beschloß daher, ganz davon abzusehen und längliche Rückentissen zu verwenden, die ich in höchst einfacher Weise an den Stuhllehnen anbrachte. Inmitten der Rückseite des mit geblühtem indischen Mull, — einem Rest von meinen Stores, — überzogenen Kissens befestigte ich eine etwa 8 cm lange, sehr kräftige Schnur-Dese. Diese verband ich mit dem über die Stuhllehne geführten, am oberen Rande des Kissens befestigten 3 cm breiten Knopfbande, dessen Anfang eine Stoffschleife deckt. Das Kissen liegt fester als ein Doppelkissen und weilt außerdem den Vorzug auf,



Stuhlklissen zum Anknüpfen.

daß es auch an Stühlen mit Rohrgeflecht-Lehnen gebraucht werden kann. Die Schnur-Dese ist dann durch eines der Löcher im Geflecht zu führen und mit dem Knopfe zu verbinden. Frau A. B.

Fenstervorsetzer. — Hübsche japanische Fenstervorsetzer findet man jetzt in den meisten Wohnungen; sie sind auch recht dazu geeignet, die moderne gedämpfte Beleuchtung in unseren Räumen herzustellen, und schüßen zugleich vor den neugierigen Blicken unserer Nachbarn. Wer hätte aber nicht schon erfahren, daß ein einziger unvorsichtiger Stoß das zarte Gewebe zerreiht? — Dem ersten Riß folgt dann bald ein zweiter, und nach kurzer Zeit hängt die düstige Gaze in Fetzen in dem Rahmen, während letzterer selbst noch vollkommen tadellos ist. Daher versuchte ich es, die japanische Gaze durch anderes Material zu ersetzen und habe jetzt an meinem weit haltbareren Fenstervorsetzer die größte Freude. Ich spannte mattrosa Organdi stoff in den Rahmen, indem ich den Mull ringsum mit kleinen Tapetier-Stiften annagelte. Aus durchsichtigen Cretonne und Musselin, worin es jetzt so besonders hübsche Muster giebt, schnitt ich graziose Blumenranken und Blätter, sowie Vögel, Schmetterlinge, kleine Libellen und Käfer sauber aus, arrangirte alles möglichst zierlich auf dem Mull und klebte es sorgfältig mit gutem dickflüssigen Mehlkleister auf. Ueberfließenden Kleister tupfte ich schnell mit einem Tuch ab, damit der Mull an den unbeliebten Stellen durchaus sauber blieb. Der auf diese wenig mühevoll hergestellte Fenstervorsetzer macht einen sehr aparten Eindruck und wirkt, da alle Stoffe durchsichtig sind, gegen das Licht besonders reizvoll. Thesi.

Galter für Wandteller. — Manche Hausfrau hat unter ihrem Porzellan Teller, die als Wand-Decoration ein hübscher Zimmerschmuck sein würden; aber es fehlt oft an einer Vorrichtung um sie aufzuhängen. Ich helfe mir da in ganz einfacher Weise: Kräftiger Messingdraht, ungefähr 1 1/2 mal so lang als der Durchmesser des Tellers wird in der Mitte zu einem Winkel von circa 45° gebogen und an den Enden umgelenkt, so daß der Teller in den Fächchen ruhen kann. Dann ziehe ich schwächeren Draht durch die Biegung, drücke auch dessen Enden an geeigneten Stellen um, und der Teller sitzt fest. An dem Knotenpunkt wird schließlich, gleichfalls aus Draht, eine Dese zum Aufhängen angebracht. Frau Oberlehrer K.

Englischer Klappstisch. — Unter dem Vorvater-Hausrath ist der mächtige eichene Klappstisch, bald mit runder, bald mit langer Platte, gar häufig vertreten; während er damals nur als Speisetisch diente, erscheint er heute als zierliches Möbel, das im Arbeitszimmer oder Salon seinen Platz beansprucht. Von England zu uns herüber gekommen und durch zwei weitere bewegliche Platten vermehrt, sind die Tische rasch dorthin, wo sich im Salon eine Gruppe von Besuchern bildet, zu rollen, sei es, um eine Erfrischung zu bieten, sei es, um Kunstblätter, Bücher u. zur Ansicht darauf zu legen. Rauslich sind diese Tische nur mit gezeigten Flächen, vorwiegend in grüner Färbung; dieser Grundton kann einer in

Delmalerei oder mit dem Brennstift ausgeführten Decoration zu fassen können. Doch sind nur flotte, leicht hingeworfene Ornamente hier am Platz, in Art der Schwäbischen Holzbrand-Technik oder der Tiroler Bauern-Ornamentik, beide in kräftiger bunter Bemalung. **E. F.**

Ginrichtung für Gartenzimmer, Veranden etc. — Unsere Illustration bietet ein Gesamtbild, wie es künstlerischer mit einfachen Mitteln kaum erreichbar sein dürfte. Die Möbel zeigen bequeme, zur Ruhe einladende Formen, die durch aufgelegte passende Stickerien an Eleganz gewinnen; denn bei aller Schlichtheit, — gleichviel ob es sich um Holzgestelle oder Korbgewebe handelt, — verleiht gerade die Ausstattung mit Handarbeit den Gegenständen jenes Cachet von Eleganz und Wohllichkeit, das man ungern entbehrt. Neben gefälligen und originellen Formen verlangt man auch Leichtigkeit, damit gegebenen Falles ein Etablisement sich rasch von der Veranda in den Garten bringen läßt. Tische und Stühle allein genügen aber nicht, um ein lauschiges Plauderreden zu gewinnen; ein Schirm oder eine spanische Wand hat den Raum nach einer Seite hin abzuschließen, während Blattgewächse in Kübeln und Ständern dem Ganzen ein freundliches, einladendes Aussehen verleihen. Zur Ausstattung der dargestellten Gartenmöbel ist die Gesecht-Stickerie, Abb. 74 im Hauptblatt, gewählt, und zwar wurde der fortlaufende Flein gleich einem beliebigen Stoff für die Sitzflächen, wie für die Lehnen von Banl und Stuhl verwendet. Auch Vorhänge, die vor den Sonnenstrahlen schützen sollen, würden sich in passender Weise verzieren lassen. **E. F.**

Gärtnererei.

Die Bepflanzung der städtischen Balcons und der Loggien. — In den Großstädten hat man sich daran gewöhnen müssen, die Gärten mehr und mehr durch Balcons und Loggien zu ersetzen, und so zeigen die Neubauten fast in allen Etagen derartige Einrichtungen, die selbst an den Hintergebäuden kaum je fehlen. Man kann den Balcon, der oft in schwindelnder Höhe in die Luft hineinragt, den Garten des Großstädters nennen, vereint er doch in bescheidenem Maße die Annehmlichkeiten des Hausgartens: Gelegenheit zum Einathmen frischer Luft und zur Beschäftigung mit Blumen.

Für erfolgreiche Blumenpflege sollte der Balcon eine sonnige, den Winden nicht allzusehr ausgesetzte Lage haben, und schon in der zweiten Hälfte des Mai darf die Blumentriebarbeit mit der gärtnerischen Ausschmückung beginnen. Auf jenen Balcons, deren elegantes Gitterwerk eine Einrichtung zur Aufnahme von Blumentöpfen trägt, lassen sich nur Blumentöpfe von mäßiger Größe aufstellen; die Pflanzen gedeihen aber hier nur schlecht, weil in den Blumentöpfen, die schußlos dem Sonnenbrand preisgegeben werden, die Erde schnell und übermäßig austrocknet und die Faserwurzeln verbrennen. Am meisten Freude bereitet ein Balcon mit solidem Gitterwerk, stark genug, um vorn und an beiden Seiten Blumenkästen zu tragen. Der Tischler muß an Ort und Stelle das Maß nehmen; die Kastenbreite und -Länge hat sich genau nach der Breite der Balconbrüstung zu richten; die Höhe sollte nicht unter 20 cm betragen. Als bestes Material ist das harzreiche amerikanische Kiefernholz zu wählen. Holz als schlechter Wärmeleiter schützt die Wurzeln gegen Sonnenbrand und verhindert ein übermäßig schnelles Austrocknen der Erde; nur bei halbbrunden Balcons muß das Holz, der leichteren Bearbeitung halber, durch Blech ersetzt werden. Die fertigen Kästen streicht man mit grüner Farbe an. Vor Beginn der Pflanzung werden die im Boden eines jeden Kastens befindlichen Abzuglöcher mit Topfscherben bedeckt. Hierauf bringt man in jeden Kasten eine 4-5 cm hohe Lage Torfmüll, der vor der Verwendung 24 Stunden in Wasser eingeweicht und darnach tüchtig ausgedrückt wurde. Torf besitzt nämlich die Eigenschaft, größere Wassermengen aufzusaugen und allmählich wieder an die Erde abzugeben; er verhindert das lästige Wassertropfen nach dem Gießen, und die Wurzeln dringen auch gern in ihn ein. Auf die Torfschicht bringt man das zur Aufnahme der Blumen bestimmte Erdreich; vier Theile Mistbeet-Erde, ein Theil Lehmerde und ein halber Theil grober Sand, eine Mischung, der als nachhaltig wirkender Dünger vorher eine kleine Hand voll Hornspäne für jeden Blumenkasten beigegeben wurde. Nach beendeter Pflanzung muß in jedem Kasten ein etwa 3 cm hoher freier Rand als Raum für das Gießwasser bleiben.

Da der städtische Balcon so eingerichtet werden soll, daß man beim Verweilen dort einerseits nicht den Blicken neugieriger Nachbarn ausgesetzt ist und andererseits doch freie Aussicht genießt, so bepflanzt man die Kästen längs der Schmalseiten gewöhnlich mit Schlinggewächsen, den vorderen Kästen nur mit Blumen von mäßiger Höhe. Zum Anheften der Schlinggewächse befestigt man an die Kästen der Schmalseiten einfache Spalere, die auch zu einer Laube verbunden werden können; der Balcon überwächst dann im Laufe des Sommers vollständig, und die Anbringung einer künstlichen Schattenvorrichtung wird überflüssig. In den meisten Fällen klettern die Schlinggewächse am Spalier nicht selbständig empor und sind daher mit Raffia-Bast, — nicht etwa mit Wollfäden, — hier und dort anzubinden.

Die verwendbaren Schlinggewächse lassen sich in zwei Gruppen einteilen: in ausdauernde und in einjährige. Unter den ausdauernden Vianen ist die Wahl nicht groß; es kommen nur wilder Wein, Ephen und allenfalls noch die schön blühenden Cle-

matid oder Waldreben in Betracht. Diese ausdauernden Pflanzen können schon sehr zeitig in die Kästen gesetzt werden, bei künstlicher Düngung mehrere Jahre unverändert in denselben verbleiben, ja man kann sie auch im Winter draußen lassen, falls dann durch alte Decken genügend Schutz gegen die Kälte geboten wird. In Berlin findet man die Balcons fast ausnahmslos mit Vianen, vorzugsweise mit dem wilden Wein, auch Jungfernebe genannt, bepflanzt. Die lieblichsten und dankbarsten Blüher findet man unter den krautartigen einjährigen Vianen; man sät sie im Zimmer oder laßt sie jung in den Gärtnereien, um sie dann in der zweiten Hälfte des Mai in die Kästen zu verpflanzen. Empfehlenswerth sind die niedlichen Maurandien, der rankende Kammsamen, beide mit röhrenförmigen Blumen, die rankende Cobaea mit violetten Glockenblüthen. Zierliche Kürbisgewächse empfehlen sich meist nur durch ihren Blätter Schmuck, so vorzugsweise die Melothria aus Abyssinien. Die Samen einzelner einjähriger Pflanzen, der bekannten Kapuzinerkresse, der wohlriechenden Wicke, der verschiedenartigen Binden und des bunten japanischen Hopfens, können direct in die Kästen ausgelegt werden. Die einjährigen Vianen, welche im Mai klein gepflanzt, bezw. gesät werden müssen, haben den einen Nachtheil, daß sie erst im Hochsommer ihren Zweck voll zu erfüllen beginnen; deshalb sind die ausdauernden Vianen von größerem Werth. Für jeden kleinen Balcon-Kasten genügen drei Schlinggewächse. Als „malerische Ergänzung“ möchten wir einige Hängegewächse, vor allem die duftende Reseda empfehlen, die sich nicht verpflanzen läßt, sondern gleich an Ort und Stelle gesät wird.



Einrichtung für Gartenzimmer, Veranden etc. Nach einer Zeichnung von Karl Nidelt in München.

Bilden auch die Vianen den wichtigsten Theil der Balcon-Bepflanzung, so sollen doch auch hübsch blühende, strauchartige Gewächse nicht fehlen. Diesen gehört die Vorderseite des Balcons. Hier bietet sich der Blumenfreundin eine reiche Auswahl: Fuchsen, Pelargonien, Heliotrope, Petunien, Blüthen-Begonien, Verbenaen und selbst nicht zu raschwüchsige Rosen erweisen sich als uner-müdliche Blüher, — das Bild soll jedoch nicht zu unruhig sein, und allzu bunte Schattirungen müssen vermieden werden. Bringt man in den Blüthenkästen der Hauptsache nach nur die Vertreter einer Pflanzengattung in verschiedenen Sorten, um die Ränder dann verschiedene Ampelgewächse, vielleicht Ephen-Pelargonien oder bunte Tradescantien, so genügt das. Mitunter ist die Balcon-Brüstung sehr hoch, und der beplanzte, auf die Brüstung gestellte Kasten würde die Aussicht versperren; in solchen Fällen stelle man den Kasten auf den Boden und beplanze ihn entweder mit kleinen Schlinggewächsen oder mit Ephen-Pelargonien, bezw. Petunien. Diese Pflanzen lassen sich mit Leichtigkeit um das Gitterwerk schlingen, das sie bald in eine grüne, mit Blüten besäte Wand verwandelt.

Die Bepflanzung der Loggien wird nach gleichen Grund-sätzen ausgeführt. Die Loggia hat nur Seitenöffnungen, sie ist oben geschlossen. Die entbehrlichen dieser Oeffnungen verwandelt man durch Vianen in grüne oder blühende Wände; die Pflanzen werden hier an senkrecht gespannten Schnüren emporgezogen, auch kann die malerische Wirkung des ganzen Arrangements durch hübsch beplanzte Blumenampeln erhöht werden. Ebenso leicht ist es, die geräumige Loggia in ein einladendes Gärtchen umzuwandeln, Decorationen aus beplanzten Zuffsteinen oder Korrinde anzubringen, Palmen und sonstige immergrüne Blattgewächse aufzustellen, für welche im Sommer in den Zimmern kein Raum vorhanden ist. **Max Heddörffer.**

Allgemeines.

Verwendung von japanischen Bildchen. — Allerlei Kleinigkeiten zur Decoration lassen sich mit Hilfe der bekannten japanischen Reispapier-Bilder herstellen. Hübsche Stuhlschoner arbeitet man, indem man ein solches Bildchen mit etwa 10 cm breiter, billiger Spitze umgibt, und zwar so, daß der Spitzenrand auf das Bild fällt; um den Fuß der Spitze setzt man ein baumenbreites Atlasband in beliebiger Farbe und außen herum abermals eine

Spitze. Die Spitze ist nach Belieben mit farbigen Seidensäden zu durchziehen und das Atlasband mit einer bunten Stichorte zu verzieren. Auch zu Umschlägen für ungebundene Bücher eignen sich die Bildchen vorzüglich. Man schneidet zuerst zwei leichte Pappflächen so groß, wie die Umschlagshälften sein sollen, bezieht sie je einseitig mit einem Reißbilde und klebt sie abdam mit Fischleim auf die rechte Seite eines Stückes Atlas von der Größe des ganzen Umschlages. Ein zweites Stück Atlas wird Rücken auf Rücken dagegen geheftet; sodann schlägt man beide Stofftheile schmal ein, fügt sie zusammen, indem man gleichzeitig ein feines, zum Atlas passendes Seidenschwürchen ringsherum mit festnäht. Man kann auch die innere Seite des Umschlages auf jeder Hälfte mit einer schmalen Tasche versehen, in welche die Buchdeckel eingeschoben werden, oder man näht innen in der Mitte, je unten und oben ein schmales Bändchen an, welches durch die Mitte des Buches gezogen und gebunden dasselbe festhält. **H. v. L.**

Altdenische Tischtücher. — In älteren Haushaltungen finden sich noch häufig Reste von Großmutter's Weinschlag, u. a. Tischzeug aus selbstgesponnenem Leinen. Die Tischtücher lassen sich verbrauchen, was aber macht man mit den Servietten, „den unverwüthlichen“? Viel zu stark im Jaden für unseren heutigen Geschmack, viel zu groß, um sich den modernen Servietten-Ringen einzufügen, waren sie mir bisher eine unnütze Last im Wäschekranz, bis ich auf die Idee kam, mir Tischtücher für den täglichen Gebrauch daraus herzustellen. Starke gewebte leinene Canevas-Streifen ohne Picots, 10 cm breit, mit den Vorken altdenischer Weinstickerie aus der ersten Rappe der Lipperheide'schen Sammlung bestickt und kreuzweise durch überwendliche Naht verbunden, bilden mit je vier Servietten die passende Größe. Nachdem das Monogramm aus dreien der Servietten herausgetrennt, wurden schräg gestellte Bäumchen über Canevas-Auslage ziemlich tief in die Fläche hineingewirrt gestickt und ebenso am Kreuzungspunkt der gestickten Vorken, je vier Bäumchen einen Stern bildend. Die Leinenborten müssen, bevor sie mit echt rothem Leinengarn gestickt werden, eine Viertelstunde in reinem Wasser lochen, damit das spätere Einlaufen innerhalb des gewaschenen Leinens vermieden wird. Reine „Kuther-Tischtücher“ finden viel Befall, und ich erspare durch sie die zum täglichen Gebrauch so unpraktischen, gestickten Tischläufer mit ihrem meist unwaschbaren Farben. In ähnlicher Weise lassen sich von überzähligen Damast-Servietten reizende Kaffeegedecke herstellen. Die kreuzweise Verbindung durch gehaltete Einfüge, oder für elegantere Gedecke, durch seine Leinenstreifen, in die mit weißem Leinengarn ein schönes, echtes Gardangermuster gestickt wurde, empfiehlt sich am meisten, —

dazu als Abschluß eine entsprechende Köpffspitze. **M. R. in Fr.**

Wasserspender. — Einen selbstthätigen Zerstäuber in Gestalt einer großen, blanken Kugel liefert die Firma Schmidt in Erfurt (Blumenschmidt). Der Apparat beruht auf dem bekannten Princip des Herons-Balles. Durch das mit Druck hineinfließende Wasser wird die in der Kugel vorhandene Luft derart zusammengepreßt, daß sie das Wasser nachher durch ein angebrachtes Röhrchen mit derselben Kraft wieder hinausdrängt. Auf diese Weise kann man ein feinstrahliges Springbrunnen herstellen, das anfangs bis 10 Fuß hoch springt, vorausgesetzt, daß der Apparat mit der Kraft der Berliner Wasserleitung gefüllt wird. Dem Apparate wird neben einigen gewöhnlichen strahlerzeugenden Mundstücken auch ein sogenannter Zerstäuber beigegeben, der durch Patent geschützt ist. Durch einen sehr einfachen Mechanismus zertheilt sich der austretende Strahl in ganz feinen Wasserstaub. Derselbe reinigt nicht nur die Luft, sondern giebt bei seiner feinen Vertheilung auch reichlich Feuchtigkeit an dieselbe ab. Wenn man den Ballon mit dem Zerstäuber auf einen etwas erhöhten Platz stellt, kann man eine mächtige Wolke feinsten Wassertropfchen von der Höhe dieses Standes her bis zum Boden erzeugen. Ein untergelehtes großes Becken oder Wadstuch muß den Fußboden schützen. —

Wo keine mit starkem Druck verfehene Wasserleitung vorhanden, ist der Apparat so nicht zu benutzen; man müßte dann eine Vorrichtung haben, um das Wasser mit Druck hineinzupumpen oder in den theilweise mit Wasser gefüllten Ballon Luft zu pressen. **Dr. S.**

Spezial-Mägen. — Die Bezugsquelle für Spezial-Mägen ist nicht Louis Dill, Frankfurt a/M., wie in der Nummer vom 15/4 96 angegeben war, sondern die Spezial-Mägen-Agentur von L. Wichman in Blasewitz bei Dresden. **D. Red.**

Wollspinnerei. — Ich bitte um Angabe einer Spinnerei, die auch ein ganz kleines Quantum (2 1/2 kg) Schafwolle zu Garn verarbeiten würde. **Marianne W., Alpyo.**

Bezugsquellen: Spargelschüssel: Emil Neustadt, Berlin W, Leipzigerstr. 101/102. — Universal-Reibekente „Eise“: Jacob Ravené Söhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29, und G. A. Dreßler, Leipzig, Petersstr. 30. — Englische Klappische: G. Hirschwald, Berlin W, Leipzigerstr. 117/118.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Vortriebe“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Nachdruck verboten.

Baronin Fifi.

Roman von Mary Nisch in Berlin.

(4. Fortsetzung.)

Als Fifi diese Nacht schlafen ging, trat sie noch von ihrem Zimmer hinaus auf den Balcon. Der volle Mondschein überfluthete den Garten und den schmalen Weg, der draußen vorüberführte, mit einem Meer von Licht. Dort stand Lorenz Bendler und schaute herüber. Er hatte sie noch nicht bemerkt und fuhr freudig zusammen, als sie leise „Gute Nacht!“ rief. „Gute Nacht, gute Nacht, Fifi!“ rief er zurück und schwenkte seinen Hut.

Sie schloß langsam die Vorhänge. Ein dankbares, zärtliches Gefühl durchströmte sie, ein frohes Behagen voll Sicherheit und Sorglosigkeit. Er stand Wache vor ihrem Glück; sie konnte ruhig schlafen gehen, ohne vor der Zukunft zu bangen. Er nahm jetzt alle Sorgen auf sich, der gute, treue, aufrichtige Mann!

Der Schnee auf den Bergen lag noch „haußhoch“, wie Fräulein Betty mit der Uebertreibung ihres lebhaften Temperaments zu sagen pflegte, als an einem stillen Vormittag die stille Hochzeit von Lorenz Bendler und Fifi von Ginsberg stattfand; und die ganze Welt duftete schon nach Weichen, als das junge Ehepaar von der Hochzeitsreise in sein Heim in der Langgasse zurückkehrte, enthusiastisch begrüßt von Herrn Wegner, der durch die Abwesenheit des Chefs allzu sehr von seinen eigenen, wichtigen Angelegenheiten im Nachbarladen abgehalten wurde; noch freudiger von der Baronin, die sich nach Fifi sehnte und nicht erwarten konnte, bis man die neue, nach ihren Angaben besorgte Wohnungseinrichtung bewunderte.

Die Rückkehr des jungen Paares weckte den Klatsch, der nach ihrer Verheirathung eingeschlagen war, wieder aufs neue; doch war dem fait accompli gegenüber die Stimmung bereits eine gleichgültigere geworden. Das maßlose, befremdende Erstaunen, das in Fifi's Kreisen ihre Verlobung hervorgerufen hatte, wich bereits einem bedauernden Achselzucken, da der Baroness, wie man zugeben mußte, keine große Wahl geblieben war. Nur in der Langgasse und besonders in der nächsten Nachbarschaft der Neuwermählten wurde das Ereigniß noch immer mit höchstem Interesse besprochen, und das Thun und Treiben der jungen vornehmen Frau genau zu erforschen gesucht.

Seitdem waren nun abermals acht Wochen verstrichen, und die bescheidenen Weichen hatten den prunkvolleren Rosen weichen müssen, die in allen Gärten blühten und dufteten und den Balcon des Bendler'schen Hauses in einen Rosengarten verwandelten. Ein sanfter Wind strich darüber hin und trug den süßen Duft hinein in die Zimmer, deren Fenster weit geöffnet waren. Die grünen Jalousien, herunter gelassen, um die heiße Mittagssonne abzuwehren, verbreiteten ein wohlthuendes Dämmerlicht in dem capriciös ausgestatteten Zimmer, das die Baronin „Fifi's room“ getauft hatte, und das in der That mit seinen originellen, verschiedenfarbigen Polstern und Stühlen, den hohen weißen Rococo-Spiegeln und den zarten Seiden-Drapieren einen eigenartigen Rahmen für die graziose Schönheit der jungen Herrin bildete.

Fifi lag weit zurückgelehnt in einem Schaukelstuhl, die Augen halb geschlossen, die Hände hinter dem Nacken gekreuzt, und gähnte, wobei sie die Lippen fest zusammenpreßte und die zierlichen Nasenflügel weit ausblähte. Müde blinzelte sie unter den langen Wimpern hervor nach dem Paar, das vor ihr auf- und abspazierte.

Die Baronin hatte sich an den Arm ihres Schwiegerjohns gehängt und sprach in ihrer lebhaften Art auf ihn ein, ohne zu bemerken, daß er ein höchst unglückliches Gesicht und vergebliche Versuche machte, sie zu einem Sessel zu dirigiren, um die Promenade abzubrechen.

„Looz, Sie können sagen, was Sie wollen,“ schrie sie und klopfte ihm mit ihrer kleinen Faust mehrere Male sanft gegen die Brust, „das hilft Ihnen alles nichts! Sie müssen ein Bassin bauen lassen! Eine Badestube allein thut's nicht! Glauben Sie, ich wäre noch so elastisch ohne meine kalten Bäder? Sie müssen nicht vergessen, Looz, ich bin das gewöhnt und, was sicher ausschlaggebend für Sie ist, Fifi auch!“

„Es ist vorläufig kein Platz dazu da, Mama!“

„Looz, — was zuden Sie denn so zusammen?“

„Wollen Sie mich nicht bei meinem ehrlichen Christennamen nennen, Mama?“

„Nein, niemals! Looz ist komisch, ich gebe es zu; aber Guido oder Eustach war Ihnen auch nicht recht, und Lorenz, Lorenz Bendler, das klingt, — entschuldigen Sie, Lieber, das klingt — ordinär! Nicht Fifiing?“

„D, ich habe mich schon daran gewöhnt!“ sagte Fifi gedehnt. „Man gewöhnt sich an alles!“

„Sogar an mich? Wie?“ Lorenz befreite sich mit einer geschickten Bewegung von der Baronin und beugte sich über seine Frau. Seine Augen umfaßten zärtlich das blüthenweiße Gesicht, in dem jede Linie so entzückend fein war. Die gerade, kleine Nase, das zierliche Kinn, die rosigen, zartgeschwungenen Lippen, auf die er immer wieder und wieder die Lippen hätte pressen mögen. Aber Fifi liebte es nicht, wenn er sie wie ein „Wildes“ küßte. Er erklärte sich das damit, daß sie vor seiner Leidenschaft erschrecke, und das war kein Wunder bei dieser großen, unmenhlichen Liebe, die er für sie empfand.

„Sogar an Dich?“ bestätigte Fifi lächelnd; als sie aber sah, wie seine Augen sich verdüsterten, lächelte sie ein wenig und drückte sanft seine Hand.

„Fifi! Mein Weib! Hast Du mich lieb?“ jauchzte Lorenz Bendler und riß sie stürmisch zu sich empor. Der Schaukelstuhl gerieth dadurch in heftiges Schwanken, überschlug sich und kam ihm zwischen die Füße.

„Du thust mir weh! Ich kann es ohnedies nicht leiden, dieses derbe Anfassen!“

„O, verzeih!“ Er ließ sie los und hob langsam den Stuhl auf. „Ich bin ungeschickt gewesen. Die Zimmer sind aber auch so voll gestellt, man kann sich gar nicht mehr rühren.“

Die Baronin wendete sich vom Fenster, an das sie discret getreten war, um und schlug erstaunt die kleinen Hände zusammen.

„Voll? Lieber Sohn, das verstehen Sie nicht! Sie waren übrigens entzückt, als Sie meine Arrangements sahen, wenigstens thaten Sie so! Wenn ich Ihnen sage, die Wohnung ist tadellos eingerichtet, dürfen Sie sich ruhig darauf verlassen. Darin war ich stets groß, — was, Fifiing? Sie haben fünf Zimmer, jedes in einem anderen Stil, — von Ihrer Schwiegermutter, also mit Geschmack eingerichtet. Was können Sie noch mehr verlangen? Voll sind sie durchaus nicht; man muß sich nur mit Grazie darin bewegen, und das können Sie von mir lernen, alter, dider Looz, was?“ Die Baronin streckte ihm, da sie niemand betrübt oder ernst sehen konnte, ohne sich selbst unbehaglich zu fühlen, verächtlich die Hand entgegen; und erst, als er ein wenig trübe lächelnd eingeschlagen hatte, häufte sie vergnügt zu Fifi. „Na, Fifi, nun sei ihm auch wieder gut! Du hast ohnedies unrecht; er hat Temperament, das ist ja sein einziger Vorzug. Ueber zu viel Liebe haben Frauen selten Ursache zu klagen, was, Looz? Wir, die wir die Welt kennen, wissen das!“

Fifi lachte leicht auf, raffte, ohne zu antworten, die Schleppe ihres weißen Hauskleides zusammen und setzte sich an das offene Klavier, wo sie zu spielen begann.

„Singe, bitte!“ rief sie ihrem Gatten ein wenig herrisch über die Noten zu und begann selbst, mit ihrer weichen, hellen Stimme die ersten Takte eines Volksliedes zu trällern.

Lorenz zog seine Uhr heraus, warf einen Blick darauf und schüttelte dann den Kopf.

„Ich muß hinunter ins Geschäft, ich habe mein Mittagstündchen ohnedies zu lange ausgezehnt, es giebt viel zu thun!“ Er blieb einen Augenblick zögernd stehen und kämpfte sichtlich mit sich selbst, ehe er hinter Fifi trat und ihren Kopf in seine Hände nahm. „Gestatten, gnädige Frau, daß ich einen ehrwürdigen Kuß auf die hochedlen, süßen Lippen drücke?“

Fifi nickte und spielte weiter; sie sah deshalb auch nicht das schmerzliche Zucken, das über sein Gesicht flog. „Laß Dich ja nicht hören!“

Der Baronin die Hand küßend, ging er zur Thür, an der er nochmals stehen blieb. „Morgen ist Herrn Wegner's Geburtstag. Sollen wir ihn nicht zum Mittagessen —?“

„Nein, durchaus nicht!“ rief Fifi, ihren Gesang unterbrechend. „So etwas wollen wir doch gar nicht einführen, nicht wahr!“

„Ich dachte nur, weil er doch ganz allein hier ist; ich bin früher sehr viel mit ihm zusammen gewesen, er ist ein sehr gebildeter, netter Mensch.“

„Früher? Ja, das war auch etwas anderes! Und überhaupt, weißt Du, — Fifi sah recht hochmüthig in diesem Augenblicke aus, — weißt Du, mir wäre dann, als wenn der ganze schreckliche Buchladen an unserem Tisch säße! Nein, nein, unsere Wohnung wollen wir davon frei halten, bitte!“

Lorenz blickte erschrocken auf, suchte leicht die Achseln und ging hinaus, ohne etwas zu sagen.

Der rückwärtige Eingang in das Bendler'sche Geschäfts-Local, befand sich im Hausflur, am Fuß der Treppe. Eine schwere eiserne Thür führte direct in Herrn Bendler's Privat-Comptoir, in dem er seine Correspondenzen zu erledigen pflegte. Als er herunterkam und den kleinen Raum betrat, fand er Herrn Wegner vor dem Tische sitzen und tiefinnig vor sich hinstarren. Ein mit blauer Seide bezogenes Cigarrenstüchlein stand vor ihm, bis an den Rand mit Rüssen gefüllt, von welchen er nach den herumgestreuten Schalen zu urtheilen, bereits gegessen haben mußte.

„Schmedt's?“ fragte Herr Bendler gutmüthig. Er hatte stets sehr viel Sympathie für Wegner gehabt; in diesem Augenblicke aber war er ihm, aus halb unbewußtem Trotz gegen Fifi, doppelt zugethan.

„Schmeden?! Nein, schmeden thut's mir nicht! O, diese Weiber, diese Weiber! — Entschuldigen Sie, Herr Bendler, daß ich mit dieser Bejehung hier hereingekommen bin, aber der Bengel draußen hätte mich nicht schlecht ausgelacht, wenn er das gesehen hätte.“

„Woher ein Geburtstagsgeschenk, schon heute?“

„Jawohl, haha!“ — es war ein Hohlachen, das Herr Wegner ausstieß — „jaidohl, ein Geburtstagsgeschenk, von den drei Hexen drüben bei Hilbert's! Da kann man so recht sehen, was die Madels im Kopf haben, seit der schwarze Mader, die Betty, da ist! Nichts, aber rein nichts wie Dummheiten! Und wie sie ihre Zeit vergeuden! — Der arme Hilbert kann mir leid thun!“

„Aber das Kästchen ist doch recht hübsch und der Inhalt gewiß gut!“

„Um! Bitte, probiren Sie! Schmedt ausgezeichnet!“

Herr Bendler nahm zwei Rüsse in die Hand und drückte sie krachend gegeneinander. Als er die Hand öffnete, lagen nur die Schalen darin.

„Die sind ja hohl!“

„Natürlich! Alle!“ Wegner lächelte sardonisch. „Diese Fräuleins von drüben haben sich die Zeit genommen, die Kerne zu essen und dann die Rüsse wieder zuzukleben; alles nur, um mir eine Geburtstagsgeschenke zu machen!“

„Das ist wirklich stark!“ meinte Herr Bendler lachend, „da müssen Sie sich aber tüchtig revanchiren!“

„Na ob!“ Wegner zog ein Notizbuch hervor und hielt es triumphirend in die Höhe. „Vorläufig habe ich ein Gedicht gemacht. Wenn Sie noch Zeit haben, Herr Bendler, lese ich es Ihnen vor; es ist nämlich wirklich gar nicht schlecht. Jedenfalls für die Ganschen drüben viel zu schade! Also! Um, hm!“

Hohl die Rüsse, kalt die Herzen,
Taub die lieben, kleinen Ohren,
Ach, ich wußt' es, keine Hoffnung!
Alles ist für mich verloren!

Hättet Ihr nur nicht so deutlich
Mir es zu verstehn gegeben,

Daß umsonst sich meine Augen
Zu den Stolzen, Spröden heben,

Daß mein Sehnen und mein Hoffen
Und mein stilles, treues Darren
Lediglich die Wirkung hatte,
Daß Ihr hietlet mich zum — Narren.

Und nun, — hört's, Ihr ew'gen Sterne! —
Schwör' ich, keiner mehr zu trauen,
Keiner mehr ins schöne, falsche
Aug' zu tief hineinzuschauen.

Hohl, wie Eure tauben Rüsse,
Ihr's im Wuseln und im öde;
Krieg erklär' ich Euch und ew'ge,
Unverföhntlich schwere Fehde!

Unverföhntlich? — Höchstens müßt Ihr
Mir für jede von den Rüssen
Noch ein Vösegeld bezahlen
Von unzählbar vielen —!

„Na?“ machte er, als er geendet.

„Sehr wüthend klingt das grade nicht!“

„Nein, das nicht,“ meinte Wegner ein wenig verlegen, „aber allzuscharf macht sich in der Lyrik nicht gut! Ich werde den Dreien schon noch mündlich in deutscher Prosa meine Meinung sagen! Das könnten übrigens auch Sie bei dem sanften Heinrich draußen besorgen, Herr Bendler. Ich habe ihn tüchtig bei den Ehren genommen, aber er läßt's nicht! Gewiß ist er jetzt wieder dabei; es ist unglaublich, — ein vierzehnjähriger Bub!“

Herr Wegner legte das Gedicht erst sorgfältig in sein Notizbuch, dann öffnete er rasch die Tapetenthür, welche in den Laden führte.

„Heinrich! Na, Heinrich, wo steckst Du?“

Hinter dem langen Auslagetisch, der sich durch den vieredigen Raum zog und mit Büchern, Musikalien, kleinen Staf-felien und Photographien bedeckt war, schneelte der Gerufene empor. Ein hübscher, hoch aufgeschossener Junge, mit Schreib-ärmeln über den langen Armen und einer großen, grünen Schürze um die Taille zur Schonung des sauberen, dunklen Anzugs.

„Was soll ich, Herr Wegner?“ fragte er in eifertigem Tone und hob schon den Fuß, um davon zu scheifeln und das etwa Gewünschte auszuführen. Sein rundes Kindergesicht nahm dabei einen geschäftsmäßigen und wichtigen Ausdruck an, und seine Stirn schob sich in sorgenvolle, tiefe Falten, als läge eine Welt von Pflichten und Lasten auf seinen jungen Schultern.

„Was hast Du denn da unten gemacht, Heinrich, he?“

„Eine dunkle Röhre zog sich über Heinrich's Gesicht.“

„Ich bin mit dem Abstaube fertig, Herr Wegner, und mit dem Sortiren auch!“

„Na, und was hast Du nun da unten gemacht?“

„'n bißel bloß, Herr Wegner!“

„Zeig's mal! Vorwärts!“

Heinrich wurde noch röther als vorher, bückte sich aber doch zögernd nieder und holte aus dem unteren Fach des Tisches einen halbfertigen, langen, dunkelblauen Strumpf hervor.

„Was sagen Sie dazu?“ wandte sich Wegner entrüstet an seinen Chef. „Ist das nicht eine Schande für so einen großen Bengel? Sigt da unter dem Tisch und strickt heimlich, wie ein kleines Madel!“

„Macht Dir denn das Vergnügen?“ fragte Herr Bendler und strich dem Jungen gütig über das kurz geschnittene Blondhaar.

In die großen, runden Augen, die aufgeregt von einem zum anderen schauten, traten Thränen.

„Vergnüge macht's mir zu net, aber die Mutter hat doch kein Zeit, weil sie die Woch bejezt hat. Und d' Strümpf müße ab'lefert werden!“

Frau Holbach, die Mutter Heinrich's, wusch für die Leute, machte Aufwärterdienste und strickte in ihren seltenen Ruhestunden Strümpfe für Welt.

Sie hatte vier Kinder, — zwei Mädchen, die schon im Dienst standen, und zwei Knaben, wovon der eine bei Hilbert im Magazin als Lehrlinge und Ausläufer thätig war.

Durch Hilbert's Fürsprache hatte sie es nun auch erreicht, daß ihr Nesthaken, ihr Heinerle, eine so „feine“ Stellung gefunden hatte. „Zu fein“, wie Herr Bendler erst ablehnend meinte, als die geschäftige Frau in ihrem besten Anzuge zu ihm kam. Sie sollte ihren Jungen lieber ein Handwerk lernen lassen, meinte er; aber sie war dieser Meinung nicht. Ihre Kinder sollten 'was Rechtes werden, sie sollten unter Leute, die brav seien, wo sie nichts Schlechtes hören könnten; und gar der Heinrich, der sei „intellektuell“, sei ihr eine Stütze gewesen, wie er noch kaum laufen konnte. Er sei ganz wie sie, gar nicht wie der Vater, und käme gewiß vorwärts.

Die ungeheure Sorgenlast, vier Kinder mit ihrer Hände Arbeit zu erhalten und zu braven, wohlgezogenen Menschen zu machen, hatten der Frau etwas Geschäftiges aufgedrückt, als ob sie immer auf dem Sprunge sei. Ihre vom Nachtwachen eingesunkenen Augen hatten den aufmerksamen, gewissermaßen aufhorchenden Blick aller angestrengten Mütter.

Triumphirend brachte sie den gerühmten Heinerle zur Ansicht. Als Herr Bendler den Jungen sah, der mit seinen runden Kinderaugen unter der sorgenvoll gefalteten Stirn nicht minder aufmerksam und dienstfertig in die Welt schaute als seine vielbeschäftigte Mutter, vermochte er nicht, ihr eine abschlägige Antwort zu geben.

„Es ist net leicht, Herr, für a Weib,“ sagte sie, nachdem sie sich bedankt hatte, „ganz allein vier Kinder groß z' bringa. Der Vater, mei Mann, ich eba scho lang net mehr z' rechna; der ich a Lump, aber jonst doch a braver Mensch!“

Der Heinrich wurde darauf von Herrn Bendler angestellt und war jetzt schon vier Wochen im Geschäft; er verstand bereits, die Musikalien nach ihren Componisten zu sortiren und die meisten literarischen Werke nach dem Namen der Autoren zu schägen. Nur zwei Dinge hatten ihm schon ein paar Mal



Toilette für Wade-Orte etc. — Beschreibung siehe Seite 131 der Modes-Nummer.

von Herrn Wegner handgreifliche Ermahnungen zugezogen. Erstens seine Leidenschaft, unter dem Ladentisch heimlich Strümpfe zu stricken, und zweitens, seinen Zwillingbruder zu prügeln. Er ging zu diesem Zweck alle fünf bis sechs Tage abends, wenn er sicher war, den Zwilling allein zu treffen, in Herrn Hilbert's Magazin. Ein kleines Nebengeläß diente dort als Aus- und Einpackraum und war der ständige Aufenthaltsort des kleinen Ausläufers. Dort nun suchte Heinrich seinen Bruder auf und hielt strenge Umschau und Nachfrage. Wehe dem unglücklichen Zwilling, wenn die Waage der Gerechtigkeit zu seinen Ungunsten sank! Er wurde dann von dem

bedeutend stärkeren Heinerle elend durchgebläut. „Den Holbach ausklopfa“, nannte diese Prozedur der sonst so sanfte Heinrich und meinte damit: die Laster seines Vaters vertreiben.

Karl schlug ein wenig diesem abweichenden Familien-Oberhaupt nach, das war nicht zu leugnen. Er faulenzte gern und begriff durchaus nicht, warum er mehr arbeiten sollte, als durchaus nötig war; und nötig war es doch nur, wenn ihn jemand beobachtete. Daraus entstanden nun stets Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Heinrich, die letzterer auf seine drastische, von der Mutter erlernte Manier schlichtete. Er hatte dies seit seinem Eintritt in das Wendler'sche Geschäft

schon öfters bejorgt und am gründlichsten vor acht Tagen, als er den Zwilling mit einer kleinen Flasche am Mund erwischte, deren Inhalt er sofort als Brenn-Spiritus erkannt hatte. Der Schreden darüber war ihm erst in die Häute gefahren, dann aber klopfte er den „Holbach“ so energisch aus, daß die Leute aus den Nebenhäusern herbeieilten und dem jämmerlich brüllenden Zwilling zu Hülfe kamen. Heinrich hatte aber bereits Bedeutendes geleistet und murmelte befriedigt vor sich hin: „Der wird so schnell net mehr saufe!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Rachdruck auch im einzelnen unterlagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Arma in Ostland. — Ausländerinnen können nur an einer einzigen Universität der deutschen Schweiz, in Zürich, studieren. Die dortige medicinische Facultät ist sehr gut. Für das medicinische Staats-Examen am Ende des etwa sechs Jahre währenden Studiums ist es unerlässlich, vor dem Beginn des letzteren die sogenannte „Schweizer Matura“ in Zürich abzulegen, sonst hat das ganze Studium seinen Werth. Bei Ihren Vorkenntnissen wird Ihnen diese Matura, die etwa dem Abiturienten-Examen eines deutschen Real-Gymnasiums gleichkommt, wenig Mühe machen. Das genaue Programm scheidt Ihnen das Secretariat der Universität Zürich gegen Postmarken ein. Sie können jedoch schon vor Ablegung der Schweizer Matura in Zürich immatriculiert werden, was sehr wichtig ist, da Ihnen diese Semester, — Sie werden vielleicht zwei für Ihre Vorbereitung brauchen, — mit angerechnet werden. Die Arbeit wird sich bewältigen lassen, weil Sie in den ersten Semestern des medicinischen cursus nur Vorlesungen zu hören und keine praktischen Arbeiten zu leisten haben. Bei bescheidenen Ansprüchen werden Sie mit 100 Franken monatlich für Wohnung und Essen auskommen. Die medicinischen Collegien der ersten Semester sind nicht sehr kostspielig; vielleicht 100 Franken Collegien-Geld pro Semester. Die Practica der späteren Semester werden jedoch mit dem zwei- und dreifachen Preise der gewöhnlichen Vorlesungen bezahlt. — Ueber den Beginn des Semesters unterrichtet Sie der Vorlesungs-Katalog der Universität Zürich, den Ihnen das Secretariat gleichfalls scheidt. Um immatriculiert zu werden, müssen Sie aber persönlich anwesend sein. — Eine Anstellung nach beendigtem Studium ist nicht principieil ausgeschlossen, aber natürlich nicht mühelos zu erreichen. Dr. Rätke Schirmacher.

Frau Jutzirath Gr. — Wenn Sie sich speciell über Vondorners Wohlfahrts-Bestrebungen fürs Volk näher unterrichten wollen, so empfehlen wir Ihnen die Broschüre „Ein Streifzug auf philanthropischem Gebiet in London“ von G. v. Bojanowoska (Separat-Abdruck aus dem „Deutschen Frauenverband“). Derselbe schildert in übersichtlicher, eingehender Weise die Anfänge und Fortschritte aller diesbezüglichen Einrichtungen. D. Red.

Gesundheits- und Körperpflege.

„Diätetik und Kochbuch für Magen- und Darmkrante“ nennt sich ein Büchlein, von Prof. Dr. Biedert und Dr. Langemann nach eigenen Erfahrungen für Ärzte und Kranke bearbeitet. Prof. Biedert hat bereits in seiner musterhaften „Kinder-Ernährung im Säuglingsalter“ mit gutem Erfolg den Versuch gemacht, seine Arbeiten bei absoluter wissenschaftlicher Intactheit für den weiten Kreis gebildeter Laien verständlich zu machen, und denselben Weg betritt er, — diesmal mit seinem früheren Assistenten Langemann, — auch in dem obengenannten Werkchen. „Aus eigenem Misgeschick für sich zu lernen und andere zu belehren, das scheint für den Menschen die Bestimmung des Unglücks in der Welt zu sein und wandelt es ihm zum Heil“, — das sind die Worte, mit denen Biedert seine eigene Krankengeschichte beginnt, die er als Einleitung und Trost für Mitleidende an den Anfang des Büchleins gesetzt hat. Die Lectüre derselben ist für den Kranken nicht nur lehrreich, sondern sie giebt ihm vor allem ein Beispiel, wie Geduld und Energie selbst über schwere Gefahren und Beschwerden hinweghelfen können, wie der Magenleidende nur durch jene zur Heilung oder doch zu einem erträglichen Zustande geführt werden kann. Das Interesse des Lesers, das durch die persönlichen Mittheilungen des Verfassers angeregt wird, bleibt dauernd gefesselt durch den warmen Ton, in dem das Werkchen sich an den Kranken und dessen Pfleger wendet. Im „medicinischen Theil“ werden die häufigsten Magen- und Darmkrankheiten eingehend und leicht faßlich behandelt; der aufmerksame Leser kann sich, — auch nur bei geringen chemischen Vorkenntnissen, — ein klares, aber keineswegs über die Vorgänge im normalen Magen und deren Störungen machen, und er wird in den Stand gesetzt, zu verstehen, warum er diese oder jene Verordnung erhält. Die Zeiten sind ja glücklicher Weise vorüber, wo der Kranke das dunkle Rachtwort des Arztes mit heiligem Schauer vor dem wissenden Mann und in zweifelloser Ergebenheit entgegennahm; jetzt will die gebildete Laienwelt, so wie in andere Wissenschaften, auch Einblick haben in die Medicin, die ja doch nur eine Naturgeschichte des gesunden und kranken Menschen ist. — Es ist ein ganz besonderes Verdienst, das sich Biedert erworben hat, dadurch, daß er seine Arbeiten, die von der wissenschaftlichen Welt seit Jahrzehnten vollumfänglich gewürdigt sind, auch dem Laien zugänglich zu machen sucht, eine Aufgabe, die freilich mehr Mühe und Geschick erfordert, als der Leser ahnen mag. — In dem zweiten, diätetischen Theile werden zunächst allgemeine diätetische Grundzüge erörtert, im speciellen Theile folgen sodann Tabellen über die chemische Zusammensetzung der häufigsten Gemüß- und Nahrungsmittel und endlich der vor allem für die Hausfrau und Pflegerin wichtigste Theil: Speisezetteln und Koch-Recepte.

Sieben verschiedene Typen von Krankenloft, entsprechend ebenso vielen Erkrankungsformen, werden aufgestellt; für jeden Typus finden sich Speisezetteln für jeden Tag einer Woche mit genauester Angabe von Zeit und Maß nebst angefügten Variationen, die dem individuellen Geschmack und dem Bedürfnis nach weiterer Abwechslung Rechnung tragen. Bei jedem einzelnen Gerichte, ebenso wie bei den Variationen, ist der Calorien-Werth des betreffenden

Gerichtes genau angegeben; diese exacte Angabe von dem Nährwerth eines Gerichtes, die im Text genügende Erklärung findet, dürfte bisher in keinem Kochbuch vorhanden sein. Die genaue Vorschrift für die Zubereitung der aufgeführten Speisen giebt das Kapitel „Koch-Recepte“.

Unter den verschiedenen Krankheits-Typen findet die Hausfrau die mannigfachste Abstufung in der Diät, von der leichtesten bis zur Kostloft, und sie kann das hier Gebotene in vorzüglicher Weise auch außerhalb der Krankenpflege verwenden. — Die eigene Erfahrung des durch ein Magenleiden schwer geprüften einen Verfassers und seine außerordentliche Genauigkeit in den Angaben, die stets bis in das kleinste durchgeführt sind, geben die Garantie, daß man, von diesem Buche geleitet, nicht fehlergehen und seinen Pflegebefohlenen nicht schaden wird. Den Schluß des Buches bildet eine Anzahl von Krankengeschichten, die dem Leidenden Rath spenden sollen zur Konsequenz in seiner Diät, und die hoffentlich diesen guten Zweck auch erfüllen werden.

Das Büchlein ist nicht nur zur Verwendung bei der Pflege von Magenleidenden zu empfehlen, sondern es wird auch jeder Hausfrau eine willkommene Belehrung bieten über die Vorgänge bei der Verdauung, die Verdaulichkeit und den Nährwerth der Speisen, Dinge, über welche sie aus den gebräuchlichen Kochbüchern begreiflicher Weise keine Belehrung schöpfen kann. Dr. G.

Sommerpocken-Mittel. — Möchte eine Abonnentin, die das Sommerpocken-Mittel von Th. Ledtch, Prag, Brenntegasse 18, gebraucht hat, mir mittheilen, ob es unschädlich ist, und die Flecken so vertreibt, daß sie nicht wiederkommen? G. S. in B.

Citronen-Aur. — Eine vieljährige Abonnentin bittet die Leserinnen um freundliche Mittheilung von Resultaten der Citronen-Aur bei Leber- und Gallenstein-Leiden. Frau A. V.

A. v. B. — Das Streichen mit dem Hufeisen-Magneten und die Ozonisierung der Luft mit der Influenz-Maschine wirken sicher nur auf suggestivem Wege, d. h. durch mächtige Erregung der Einbildungskraft. Zu hygienischen Zwecken dergleichen anzuwenden, ist gefährliche Spielerei oder verwerfliche Charlatanerie. Dr. D.

A. v. Sp. — Die Pflege der Fingernägel

auch nicht zu viel überragen. Die Haut neben und unter den Nägeln darf nicht durch harte Instrumente verletzt oder geriebt werden. Gegen Sprödigkeit und Risse schützt der Gebrauch von warmem Waschwasser und milder Seife, in schlimmeren Fällen abendliche Einreibungen mit Gold-Cream, Lanolin-Creme etc., oder Einhüllen mit einem Teig aus Weizenmehl und Honig und Ueberziehen weicher Lederhandschuhe. Dr. D.

Ida G. Grundhof, Thüringer Wald. — Kopfschmerz und Haarausfall können von sehr verschiedenen Ursachen herühren und auch bei gleichzeitigem Vorkommen ganz unabhängig von einander sein. Einfache Mittel dagegen kann es also nicht geben, sondern es ist ärztliche Untersuchung und Behandlung notwendig. Dr. D.

Henriette G. — Daß ein Arzt Fettleibigkeit durch Fasten kurieren will, ist kaum glaublich! Es giebt verschiedene Arten von Entfettungs-Kuren, die aber alle gewisse Gefahren mit sich bringen, wenn sie nicht genau der Persönlichkeit des zu Entfettenden angepaßt werden. Dies kann natürlich nur ein Arzt, der die zu entfettende Persönlichkeit genau kennt. Auf Ihre sehr kurze Frage läßt sich eine genauere Antwort nicht geben. Dr. D.

Unsere Kinder.

Wiegen- oder Wagentende mit Stickerei.



Wiegen- oder Wagentende mit Stickerei.

Babys erste Ausfahrt war ein großes Ereigniß in der Familie, zu welchem liebe Tantenhand eine prächtige Wagentende stiftete, die ich meinen Mitleserinnen in Wort und Bild vorführen möchte. Aus diesem weihen Hainell ist die Decke 67 cm breit zu 101 cm lang geschnitten und ringsum in Bogen ausgefaltet; 22 cm der Stofflänge dienen für den Ueberschlag. Große und kleinere Bergkuppen nicht-Sträußchen, hier und da auf der

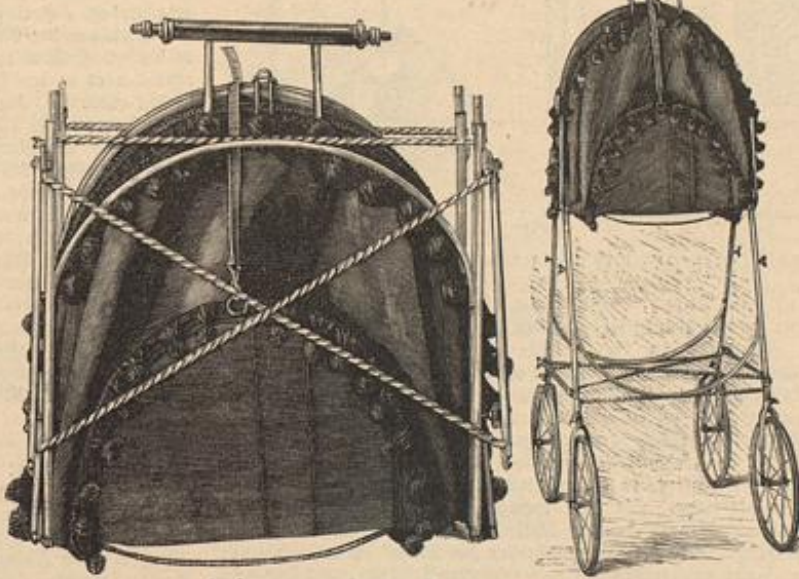
Decke verstreut, umgeben das Wort „Baby“. Blätter und Stiele sind mit leichtem Platt- und Stielstich in drei Tönen olivfarbener Filofelle-Seide, die Blüten im Knötchenstich mit blauer ropsi-silk ausgeführt; den Kelch bildet ein Knötchen aus gelber Filofelle-Seide. Die Schleifenfüllung aus Plattstich-Stickerei in weißer Filofelle-Seide contourirt ein Faden hellblauer ropsi-silk mit Ueberfang-Stichen aus weißer Filofelle-Seide. Frau v. M.

Kinderwagen zum Zusammenlegen. — Wer genöthigt ist, eine Ausrüstung für junge Kinder mit in die Sommerfrische zu nehmen, dem wird gewiß dieser Kinderwagen eine höchst willkommene Neuheit sein. Zwar nicht ganz so fest gefügt, wie die torngelochtenen, nimmt er doch, wenn zusammengelegt, so wenig Platz ein und ist so leicht zu handhaben und zu transportieren, daß er als eine wirkliche Errungenschaft gelten darf. Beim Zusammenlegen schraubt man zunächst die Gummi-belegten Räder ab und bringt sie in zwei besonderen Leinentaschen unter. Der eigentliche Wagen nebst den Traghändern ist nun durch Lockern von drei an jeder Seite befindlichen Schraubenmuttern zu einer Tasche zusammenzufalten, die auch die Leinentaschen mit den Rädern birgt und so construirt ist, daß der Handgriff auch bei der „Tasche“ zur Verwendung kommt. Das Verdeck liegt in der Mitte der Tasche; eine Klammer schließt dieselbe, und zur größeren Sicherheit ist sie noch mit einem Lederriemen umschnürt. Zum Schutz für das goldbronzirte Gestell, wie für das Verdeck aus schwarzem Ledertuch und den Wagentorb aus doppeltem grünen Vellstoff dürfte sich ein „Reisebezug“ aus grauem festen Leinen empfehlen. Junge Mutter.

Ueber Kinder-Ernährung. — Mein Töchterchen von 4 Jahren nahm seine Milch, auch Milchspeisen, wie Grießbrei etc., nur mit Widerwillen. Infolgedessen fragte ich meinen Hausarzt um Rath. Er meinte, das Kind müsse als Hauptnahrung unter allen Umständen Milch haben, ich solle es hungern lassen, dann würde es schon zur Milch Lust bekommen. So quälte ich denn die arme kleine Person immer wieder mit Milch und Brei, die sie auch nahm, denn sie ist zum Gehorsam erzogen. Dabei sah das Kind aber so schlecht aus und magerte derartig ab, daß ich ängstlich wurde und einen besonderen Kinderarzt consultirte. Dieser verbot nun vor allem die Milch, da dieselbe, wie er sagte, nicht genügend Nährstoffe für ein Kind dieses Alters enthalte und den Appetit zu anderen Speisen verberbe. Sein Nüchternzettel, den ich des vorzüglichen Erfolges wegen hier mittheile, lautet: Morgens: 1 Tasse Malzkaffee mit halb Milch; Butterbröckchen dazu. Frühstück: Butterbrot oder Bröckchen, dick geschmiert, mit Schinken oder Ei. Mittags: Fleischsuppe, leichtes Gemüse, wie Spinat, Blumenkohl, Rosenkohl, Wirsing etc. und mageres Fleisch, ohne fette Saucen, sowie reichlich Compot, das keinen Tag fehlen darf. Nachmittags: 1 Tasse Cacao mit Butterbröckchen oder Zwieback. Abends: eine sehr kräftige Suppe, dick legirt mit Quaker Oats, Hartmann's Leguminose Nr. 3 oder Knorr's Mehlen, von denen ich meist Hasfermehl nehme. Das Kind gedeiht bei dieser Nahrung und täglichen Spazierengehen in frischer Luft prächtig, hat vorzüglichen Appetit und nimmt jede Mahlzeit mit großem Vergnügen. A. G.



Kinderwagen zum Zusammenlegen.



Zusammengelegter Kinderwagen.

verlangt, daß diese nicht zu kurz geschnitten werden, besonders nicht an den Ecken, sondern daß sie Hals und die Kuppen ein wenig, aber

*) Diätetik und Kochbuch von Prof. Dr. Biedert und Dr. G. Langemann, Stuttgart, Ferd. Enke 1895. Preis broch. 3 Mt., geb. 4 Mt.

Frau v. A., Riesa. — Zu den praktischen Gebrauchs-Gegenständen einer vollständigen Baby-Ausstattung gehört auch ein neuer, mit allen erforderlichen Dingen ausgestatteter Waschtisch aus Bambus. Nur etwa 40 cm hoch, findet derselbe seinen Platz auf dem Auszug der Widel-Gommode, sodas er beim Gebrauch bequem zur Hand ist. (Bezugsquelle: Baby-Bojar, W. Leipzigerstr. 115.) D. Red.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Erwerb durch Handarbeit. — Es möchte einem das Herz bluten, wenn man von dem Glend liest, das in der Klasse der Handarbeiterinnen herrscht. So wurde unlängst eine arme Näherin in Oesterreich vor Gericht citirt, weil sie das ihr anvertraute Material aus Noth verlegt hatte. Gelegentlich der Gerichtsverhandlung gewann man einen Einblick in die Zahlungsvhältnisse der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die arme Frau, die drei Personen ernähren mußte, erhielt für einen pelzverbrämten Mantel 70 Kreuzer Arbeitslohn (1 Mark 8 Pf.)! Sie wurde vom Richter freigesprochen und wird wahrscheinlich durch die Veröffentlichung ihres Namens und ihrer Adresse in den Zeitungen von vielen Seiten unterstützt werden. Eine andere Frau verfertigt die feinen Haarneze; sie muß selbst das Material liefern und erhält für ein Netz 2 Kreuzer (3 Pf.)! Derartige kann man nicht vernehmen, ohne daß der dringende Wunsch nach Abhilfe solch trauriger Verhältnisse sich regt. Was sollen, was müssen wir dazu thun? Baronin Sch.-A., Wien.

Aufenthalt in Frankreich. — Ich möchte einer jungen Lehrerin meiner Bekanntschaft gern Gelegenheit geben, ihre Sommerferien in einer französischen Familie unentgeltlich zuzubringen behufs Verbesserung ihrer französischen Sprachkenntnisse. Als Gegenleistung: Deutsch, Klavier- und Malunterricht. Würde mir eine Leserin dieser Zeitung einige französische Zeitschriften entsprechend unserm Daheim empfehlen, in denen man annoncieren könnte? Rita in West-Preußen.

Sprach- und Musikunterricht. — In welcher größeren Stadt Oesterreichs könnte eine Dame durch Ertheilung von Sprach- und Musik-Unterricht genügende Mittel zum Lebensunterhalt erwerben? Frau E. V.

Sport.

Racket-Ständer und Tennis-Uhr. — Bei uns wird während des Sommers so viel Tennis gespielt, daß es sich tagsüber kaum lohnt, die Rackets in die Presse zu legen. Nun habe ich als Ersatz für diese einen Racket-Ständer konstruirt, der eigentlich in der Halle stehen soll, aber es ist so bequem, ihn auch auf dem Spielplatz gleich neben der „Tennis-Uhr“ bei der Hand zu haben, daß er eigentlich nur nachts unbenutzt in der Veranda steht, wenn die Rackets in der Presse liegen, um Façon zu behalten. Der Ständer aus Eichenholz mißt 63 cm Höhe. Die Platte, in deren Ausschnitten, wie ersichtlich, die Rackets hängen, hat 52 cm Länge zu 16 cm Breite, der Verbindungsteg ebenfalls 52 cm Länge zu nur 5 cm Breite. Kertschnitt und leicht getönte Aquarell-Malerei auf dunkel gebeiztem Grunde ziert die glatten Flächen der Seitenwände, sowie die Seiten- und Oberfläche der Platte und der Strebeleiste. Auch das Zifferblatt der Tennis-Uhr wurde ähnlich ausgestattet. Die nur zum Theil angegebenen Kertschnitt-Muster entlehnte ich sämmtlich der „Hauslichen Kunst“ (Verlag von F. Vipperheide), und zwar: Rand-Ornament für die Deckplatte, Vierung 10: Seite 154, Fig. 4 von oben; schmale Borte an der Kante der Deckplatte: Seite 149 auf dem Musterbrett, Fig. 1, sechstes Muster; Ornament der Strebeleiste: Seite 153, Fig. 1; verzierte Scheibe: Seite 155, Fig. 4. E. M.

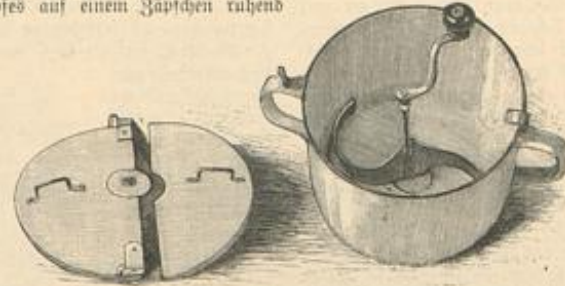
Fürs Haus.

Unter den vielen verbesserten Geräthen für die Wäsche, die uns in den letzten Jahren angeboten wurden, finden wir endlich auch einmal eins für das „Blauen“. Wenn man auch im allgemeinen die Wäsche nicht mehr so stark blaut wie früher, so mag man doch nicht gern auf einen bläulichen Schimmer verzichten, der sie besonders klar erscheinen läßt. Das erwähnte Geräth, erfunden von G. Scholz, wird durch das Patent-Bureau von Rich. Lüders in Görtz eingeführt. Es besteht aus einem durchlöcheren Zylinder, auf dessen Boden sich ein die Farbe tragender Schwamm befindet; durch den Druck eines Kolbens wird die aufgelöste Farbe an das Spülwasser abgegeben. Auch ist der Liebestand ausgeschloffen, daß durch Vorbeifallen von Stücken Blau Flecke auf der Wäsche entstehen. D. A.

Das Reinigen der Bettfedern. — Nach längeren Krankheiten, aber auch um die Betten vor dem Zerbrechen durch Ungeziefer zu bewahren, ist es rathsam, die Federn öfter zu waschen. In den meisten Fällen übergiebt man die Betten einer Reinigungs-Anstalt, doch läßt sich dies nicht überall ermöglichen, und auf dem Lande, wo größere Räume im Keller, wie auch Schuppen zum Trocknen der Federn zur Verfügung stehen, dürfte das Reinigen der Bettfedern im eigenen Hause vorzuziehen sein. Wenige Hausfrauen werden eine genaue Kenntnis von der Behandlung der Bettfedern besitzen, deshalb wird eine Anleitung zur Reinigung derselben vielen willkommen sein; sie finden diese in einem kleinen Heftchen, das von der Besitzerin einer bekannten Bettfedern-Wäscherei zu Ruh und Frommen tüchtiger Hausfrauen geschrieben ist. Das kleine Werk ist durchaus empfehlenswerth, zumal es auch die Behandlung der Koffhaart- und Wollmatrizen eingehend bespricht,

Der Titel des Werchens lautet: Praktische Anleitung für den Hausgebrauch, Bettfedern zu waschen, entfetten, bleichen, desinficiren und geruchlos zu machen. Von Sophie Maier-Streib. — Schwäbisch Hall, Wilhelm German's Verlag, Preis 1 Mt. — E. A.

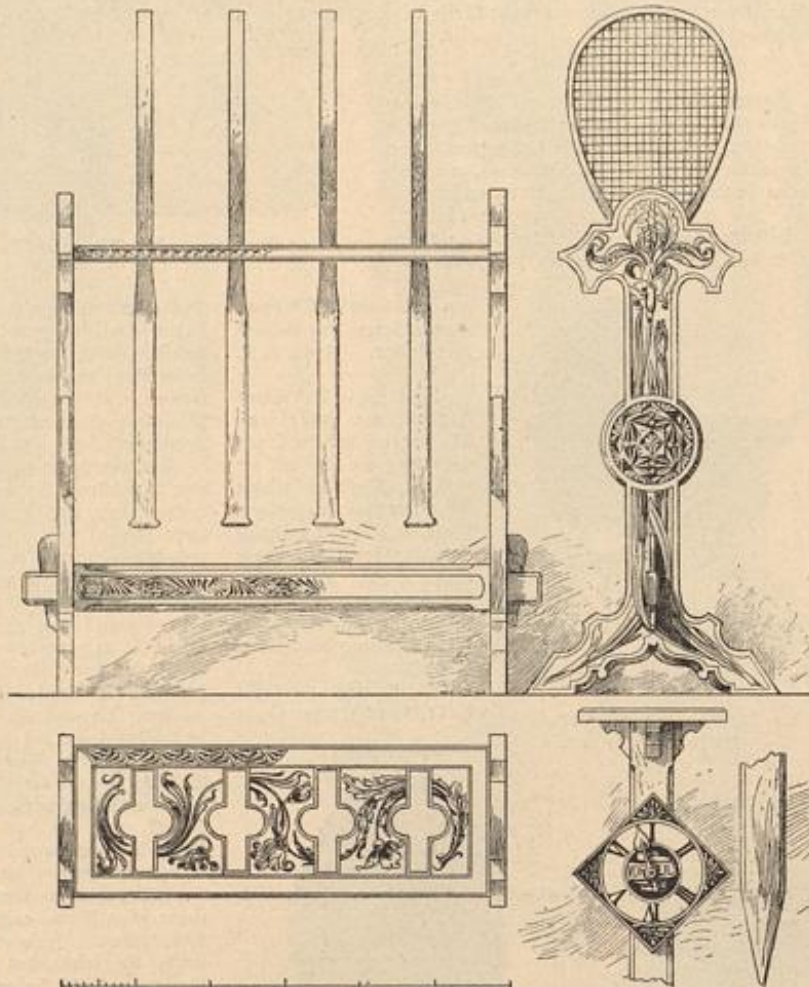
Kochtopf mit Rühr- und Mischvorrichtung. — Zeitersparende Geräthe für die Küche sind uns vielbeschäftigten Hausfrauen stets willkommen, besonders wenn sie sich so praktisch erweisen, wie ein jüngst in meiner Küche erprobter Kochtopf aus weiß emaillirtem Eisen mit Rühr- und Mischvorrichtung. Der verzinnte Mischflügel, im Innern des Topfes auf einem Zapfchen ruhend und mit einer durch den zerlegbaren Deckel geführten Kurbel in Bewegung gesetzt, verhindert das Anbrennen und bewirkt durch Drehen der Kurbel nach rechts das Umrühren der Speisen. Durch Drehen nach links zerleinert er sie und ist dadurch besonders geeignet zur Bereitung von Apfelsauce, Kürbis-Kartoffeln u. dgl. Die Konstruktion des getheilten Deckels, in dessen größerer Hälfte die leicht auszuhebende Mischvorrichtung ruht, gestattet das Zugießen und Würzen der Speisen während des Kochens auch ohne Entfernung der Mischvorrichtung, während ihre Zerlegbarkeit die denkbar größte Sauberkeit beim Reinigen ermöglicht. Frau E. V.



Kochtopf mit Rühr- und Mischvorrichtung.

Frau Senator v. S., Hamburg. — Spröde gewordene Gummisachen werden wieder elastisch, wenn sie in warmem Seifenwasser gewaschen und dann tüchtig mit Glycerin durchgeknetet werden. Sind sie bereits vollständig verhärtet und brüchig, so hilft überhaupt kein Mittel mehr. — Nach einem anderen Verfahren lassen sich Gummisachen erweichen durch ein kurzes Einlegen in Ammoniak-Wasser (1 Th. Ammoniak auf 2 Th. Wasser), wozu je nach dem Grade der Erhärtung 5 Minuten bis 1/2 Stunde erforderlich sind. A. G.

Eine alte Anhängerin der Zeitung in Steyr und V. G. Abazia. — Fettflecke entfernt man aus Lederseifen durch Abreiben mit geschlagenem Eiweiß; veraltete Flecke erfordern eine durchgreifendere Behandlung durch Abreiben mittelst eines Schwammes und lauwarmen Wassers, dem einige Tropfen Essigsäure zugefügt sind. Man befeuchtet den sehr sauberen Schwamm mit dieser Lösung, windet ihn aber zwischen Lächern so fest aus, daß er halb trocken ist. Selbst eine Vergoldung des Leders leidet bei einiger Vorsicht unter dieser Behandlung nicht. Drap-farbenes Leder ist jedoch so außerordentlich empfindlich,



Racket-Ständer und Tennis-Uhr mit Malerei und Kertschnitt.

Abonentin V. M. — Sobald der Rieselbeschlag eines eisernen Ofens durch übermäßiges Heizen blau angelauten ist, giebt man ihm durch sehr kräftiges Abreiben mit Stearin-Öl und Wiener Putzalk oder den Otto'schen Putz-Präparaten seinen vollen Metallglanz wieder. Allerdings erfordert dies ganz besondere Kraftanstrengung; gelingt es trotzdem nicht, so muß der Ofen vom Fabrikanten neu vernickelt werden. In Berlin übernimmt dies die Firma Th. Möllmann, C. Jernalemerstr. 31. A. G.

Frau E. V., Königsberg (20). Zur Ergänzung der fehlenden Stücke aus Ihrem englischen Tafel-Service wenden Sie sich an das altbewährte Porzellan-Geschäft von Davenport in Hamburg, Neuer Wall. Dort habe ich kürzlich passende Stücke zu einem 55 Jahre alten Tafel-Service nachgekauft.

M. S. in Zittau. Die alte und berühmte Firma Minton in London dürfte Ihnen die fehlenden Porzellan-Stücke ergänzen können. Engländer in Deutschland.

Eine Sparfame. — Sollten Sie nie von den Herbig'schen Lederfarben gehört haben, mit denen man getragene Handschuhe selbst in jeder beliebigen Nuance färben kann? Sie erhalten die Farben in jeder Trocken-Handlung, ebenso direct von dem Fabrikanten Herbig, Nieder-Schönweide bei Berlin.

L. M., Lud. — Tischsachen in verschiedener Form kaufen Sie bei P. Radde u. Co., Berlin W. Leipzigerstr. 11. D. Red.

Allgemeines.

Florentiner Strohhut mit Federn. — Ist hören meine Schwester und ich von fremdem Munde ein bewunderndes Lob unserer reich garnirten Hüte. Wir lächeln dann wohl einander verständnißvoll an und sagen leise: „Ja, wenn Ihr wüßtet!“ — Hier sei unser Geheimniß zum Besten unserer Mitleserinnen verrathen: Meine Schwester und ich erhielten zur „feligen Brautzeit“ je einen schönen Florentiner Hut mit einer damals gewiß recht theuren Feder garnirt. Im Lauf der Zeit kamen noch einige kleine Federn hinzu, die Hutform wurde auch beim Waschen mehrmals verändert, und eine geschickte Putzmacherin verstand mit Hilfe von einigen Kleingeldstücken: Blumen, einer weißen Handschleier, schwarzen Spitzen, Flügeln, Rosetten von schwarzem Sammet zc. dem Ganzen stets einen modernen, geschmackvollen Anstrich zu geben. Ich kann durchaus nicht sagen, daß mir das Tragen meines Hutes je langweilig geworden wäre; — im Gegentheil, meine Schwester und ich tragen unsere Florentiner heute noch so gern, wie vor 10 Jahren und finden, daß es zur hochsommerlichen Toilette kaum etwas Schöneres geben kann. Wer also einen wirklich gediegenen und praktischen Hut besitzen will, dem sei hier zur Anschaffung eines Florentiner Strohhutes nebst einer guten weißen Feder gerathen. Erscheint der Kauf auch im ersten Augenblick etwas theuer, so wird sich bald herausstellen, daß in diesem Falle, wie so oft das Beste zugleich das Billigste ist. M. Sch. in G.

L. A., Elberfeld. — Nachstehende Zeilen sollen die Beantwortung Ihrer Frage sein, wie es sich am vortheilhaftesten mit einem Einkommen von 8—10,000 Mt. wirtschaften läßt. Indem wir eine Anstellung versuchen, muß aber darauf hingewiesen werden, daß es nur möglich ist, im allgemeinen feststehende Eöge anzugeben, die je nach Lebensstellung, Neigung, Aussicht auf Zu- oder Abnahme der Einkünfte den persönlichen Verhältnissen angepaßt werden müssen. Wir bringen zwei Systeme; das erste von dem bekannten National-Ökonomen Lorenz v. Prim herrührend. Derselbe stellt für einen bürgerlichen Haushalt den Grundsatz auf, daß die Einnahme des Mannes in sechs Theile getheilt werden müsse: 1. Die Wohnung. 2. Häusliche Bedürfnisse, Kleidung, Dienstboten. 3. Krankheitsfälle, Versicherung, Verluste, Steuern, Erholung. 4. Ausstattung, eventuell Studium der Kinder, Reserve. 5-6. Wirthschaftsgeld der Frau. — Das folgende zweite System ist dem praktischen Leben der Großstadt entnommen und nach einem Einkommen von 9000 Mt. festgesetzt: 1. Wohnungs-Miethe 1500 Mt. 2. Wirthschaftsgeld der Frau 3000 Mt. 3. Heizung 250 Mt. 4. Steuern 630 Mt. 5. Kleidung des Ehepaares 1200 Mt. 6. Lohn und Krankenkasse für 2 Leute 450 Mt. 7. Bier und Wein 250 Mt. 8. Feuerversicherung 20 Mt. 9. Arzt, Zahnarzt 150 Mt. 10. Zeitungen, Zeitschriften zc. 50. 11. Reparaturen, kleine Beschaffungen 180 Mt. 12. Lebens-Versicherung, Vergnügen, Wohlthätigkeit, Geschenke, Vereine 1320 Mt. — zusammen 9000 Mt. Bei dem letzten Etat ist ein junges kinderloses Ehepaar gedacht, das, angenehm lebend, seine Einkünfte verzehrt ohne, — mit Anschluß der Lebens-Versicherung, — an größere Ersparnisse zu denken. Sollten diese wünschenswerth sein, so müßten die Beschränkungen in den sieben letzten Positionen gemacht werden, da in den ersten fünf kaum etwas zu ändern sein dürfte. Es würde zunächst der zweite Dienstbote in Fortfall kommen, zweitens könnte im Budget für Vergnügen und Geschenke gespart werden, drittens ermäßigt sich die Feuer-Versicherung durch pränumerando Zahlung der Prämie auf fünf Jahre. Ebenso würden sich die Eintheilungen bei wachsender Familie und gleich bleibendem Einkommen verschieben, doch wird es jedem leicht werden, hier das Rechte zu treffen, sobald er überhaupt gelernt hat, mit gegebenen Summen zu rechnen. Eine große Weisheit ist die Beschränkung im Kleinen; wer es über sich gewann, augenblicklichen, oft unbedeutend scheinenden Gelüsten zu widerstehen, der wird am Ende erkaunt sein, sich einen großen Wunsch gewähren zu können, dessen Erfüllung ihm unendlich schien. Hoffen wir, daß die lieben Leserinnen diese Kunst verstehen, und daß sie mit unserer Anleitung einverstanden sind. Frau E. A.

Bezugsquellen: Wiegendecke: Franz Reinede, Hannover, Bahnhofstr. — Kinderwagen: Thiele und Dirksen, Eberswalde, und G. Uhlmann, Berlin W, Markgrafenstr. 36. — Kochtopf mit Rühr- und Mischvorrichtung in drei Größen: Jacob Kadene Söhne, Berlin, C, Stralauerstr. 28/29, und G. A. Dreher, Leipzig, Peterstr. 30.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Vektoreis“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Nachdruck verboten.

Baronin Jifi.

Roman von Mary Nisch in Berlin.

(5. Fortsetzung.)

Näher diesen zwei Eigenthümlichkeiten aber war Heinrich der beste Lehrling, der je existierte, und hatte eine rührende Anhänglichkeit an Herrn Wegner, dem er alles an den Augen abschaute. Mit seiner „Intellektualität“ hatte er auch bereits herausbekommen, daß es mit Herrn Wegner und dem Fräulein Betty von drüben etwas gab. Welcher Art dieses Etwas war, wußte er freilich noch nicht. Einmal kam es ihm vor, als wäre der Herr „wichtig“ auf das Fräulein, und ein andermal wieder, als wäre das Fräulein der Fall. Seine Mutter, die verständige Frau Holbach, meinte, als ihr Heinrich seine Zweifel vortrug, wenn der Herr recht grob sei, dann sei er unglücklich verliebt; ein Unglück sei's aber auf jeden Fall, wenn sich ein Mannsbild um „a Mädle“ bekümmere, sei's im Guten oder Bösen.

Heute nun hatte Heinrich keinen Zweifel mehr an dem Herzenszustand seines Vorgesetzten. Dieser war grob, recht grob sogar.

Der Chef hatte sich längst in sein Cabinet zurück begeben, als Herr Wegner endlich zu brummen aufhörte und Anstalten zum Ausgehen machte, indem er seine engen, hellgelben Glacé-Handschuhe anzog. Jetzt gerade fühlte er sich in der richtigen Stimmung, um hinüber zu gehen und den Mädels sein Gedicht als geistvolle, überlegene Antwort auf ihre Albernheit zu überreichen.

Vor dem kleinen Spiegel hinter dem Auslagefenster unterzog er sich einer eingehenden Musterung und fand sich kriegerisch zu dem Feldzug, — das will heißen, sein Scheitel war tadellos gezogen, und die hochmoderne, in Schleifenform gebundene Cravate paßte vortrefflich zu dem neuen, hellgrauen Anzug.

„Heinrich, komm her!“

Heinrich schob dienstfertig hervor und riß erwartungsvoll die noch thränennassen Augen auf.

„Ich gebe ein wenig hinüber zu Herrn Hilbert. Du nimmst Dir jetzt die Schreibarmel und die Schürze ab, und wenn jemand kommt, zeigst Du Dich drüben an der Thür, verstanden?“

Heinrich nickte lebhaft mit dem Kopf. Er freute sich jeden Nachmittag auf diesen Auftrag, der ihn gewissermaßen zum Vertrauten des jungen Mannes machte und ihm eine Wichtigkeit verlieh, wie er sie früher daheim bei der Mutter besessen hatte.

Wenn Herrn Wegner's Besuch wirklich nur dem Besitzer des nachbarlichen Geschäftes galt, so konnte er getrost wieder umkehren; er war noch nicht über die zwei Steinstufen vor der Thür hinunter gekommen, als Herr Hilbert ihm entgegen trat.

„Heiß heute, was?“ sagte er und wischte sich die Schweiß-tropfen von der Stirn.

„Um, — ja!“

„Wie können Sie es nur aushalten in dem engen Krage? Und, Herrjehes, Lachstiefel hat er an, bei der Hitze!“ staunte Herr Hilbert, der in seinem leichten, weißen Anzug schwitzte, als befände er sich in Afrika.

„Sie neigen eben zur Fettsucht, und ich nicht!“ erklärte Herr Wegner lakonisch. Er konnte es nicht leiden, wenn man sich über seine Eleganz wunderte.

Herr Hilbert lachte gutmüthig.

„So schlimm ist's noch nicht, aber ich werde trotzdem nächstens ein bißel schwenigern!“ meinte er, indem er liebevoll über die sanfte Erhöhung strich, auf der seine Uhrkette ruhte. „Wo ist denn der Vordler? Noch droben bei der Frau Gemahlin?“

„Nein, drin im Cabinet! Gehen Sie nur, lassen Sie sich nur nicht aufhalten!“ mahnte Wegner und schaute mit strafendem Lächeln hinüber zu dem Nachbarladen, wo hinter der Glashüre drei übermüthige, lachende Mädchengesichter auf-tauchten.

„Lassen Sie sich auch nicht aufhalten!“ spottete Herr Hilbert, der es bemerkte.

Wegner ließ sich das nicht zwei Mal sagen, grüßte und begab sich eilenden Fußes hinüber, wo, von unsichtbaren Händen geöffnet, die Thür vor ihm aufstieg und schallhaftes, lautes Gelächter sein Erscheinen begrüßte.

Herr Hilbert fand seinen Freund im Cabinet Briefe schreibend vor und setzte sich, um nicht zu stören, still auf das kleine Sofa. Er nahm eine Zeitung zur Hand, ließ sie aber bald wieder sinken und wendete seine Aufmerksamkeit dem Schreibenden zu. Daß Vordler seinem Neuhieren bedeutend mehr Werth beilegte, seitdem er verheirathet war, hatte er schon früher bemerkt; so hart, wie heute, aber war es ihm noch nie aufgefallen. Da-gegen war ja selbst Wegner ein Waijenknabe! Diese Eleganz! Tadellos! Und Hilbert verstand sich darauf, bestellte er doch in Paris persönlich die geschmackvollsten Herren-Neuheiten, über die Vordler früher oft gepötte hatte. Der gute Junge, der sich jetzt pudte, wie ein Vögel, der geborenen Ginsberg wegen!

Es war doch merkwürdig, was die Weiber alles aus den Männern machen können! Wenigstens manche Weiber aus manchen Männern!

Er, Hilbert, freilich gehörte nicht zu denjenigen, und Marianne, die gute Frau, auch nicht; sie begnügte sich gern mit ihrem Fritz, so, wie er war.

Aber die gnädige Frau Vordler, die geborene von Ginsberg, die war ganz dazu geschaffen, einen so liebestollen, weichherzigen Menschen, wie den Vordler, umzukehren gleich einem Handschuh. Schön und eingebildet und klug genug war sie ja, die junge Frau, und empfand es offenbar sehr lebhaft, daß sie sich zu einem Bürgerlichen „herabgelassen“ hatte.

Wenn's nur gut abließ!

Wenn er nur Oberhand behielt, der arme Kerl, und sich kräftig gegen den vornehmen Summs wehrte! Vorläufig freilich lag er noch auf den Knien vor seiner Jifi, aber das pflegt schließlich in jeder Ehe nach einiger Zeit aufzuhören.

Herr Hilbert stieß bei diesem tröstlichen Gedanken einen Seufzer der Erleichterung aus. Liebt er Lorenz doch wie einen Bruder, schon seit sie Schulkameraden waren. Und als er vor acht Jahren nach U. gekommen war und dann seine Marianne kennen gelernt und geheirathet hatte, gab er nicht nach, bis auch Lorenz Vordler kam und sich ein eigenes Geschäft etablirte. Daß er ihm auch Geld dazu ließ, verstand sich für ihn von selbst; und es trankte ihn beinahe, als Lorenz, da das Geschäft sehr florirte, ihm das Geliehene baldigst zurückzahlte.

Ja, er liebte ihn sehr, und wie eine persönliche Beleidigung empfand er es, wenn jemand diese Sympathie nicht theilte. Bei Frau Jifi aber konnte Hilbert diesen Verdacht nicht los werden; er beobachtete sie argwöhnisch in ihrem Benehmen gegen Lorenz, — wozu er allerdings nicht oft Gelegenheit hatte, denn das junge Ehepaar hielt sich ganz abgeschlossen, — und forschte ebenso gründlich an Vordler herum, ob noch alles in Ordnung sei und der Glückseligkeit in den treuen Augen noch ebenso ungetrübt leuchtete, wie vordem.

„Was seufzest Du denn so herzbrechend, Alter?“ fragte jetzt Lorenz, der seine Briefe beendet hatte und sie eilig couvertirte. „Fehlt Dir etwas? Du hast gewiß Durst?“

„Durst? Jetzt? Das ist aber mehr als merkwürdig!“ Hilbert schlug sich ganz erregt auf sein Knie. „Kannst Du's glauben, Du bist mindestens der Zwanzigste, der mich heute schon fragt, ob ich Durst habe! Wie, zum Teufel, kommt denn das? Ich denn wie ein Trunkenbold aus?“

„Eben nicht! Durstig siehst Du aus mit Deinem rothen Kopf!“

„Ja, und das schönste an der Sache ist,“ brumnte Herr Hilbert ärgerlich, „daß ich wirklich Durst hab! Schon den ganzen Tag, trotz allem Trinken! Das kommt aber nur von der ewigen Fragererei. Meine Frau wollte mir schon Limonade geben, da machte ich aber, daß ich außer Sicht kam. — A propos, meine Frau! — Sag 'mal, Lorenz, wolltest Du nicht abends einmal, z. B. morgen . . . Meine Frau wollte nämlich heute Nachmittag noch zur Deinigen hinaus und Euch zu morgen Abend einladen. Was meinst Du dazu, Lorenz? Wir könnten dann doch 'mal wieder gemütlich beisammen sein, und Deine Gestränge gewöhnte sich ein bißel mehr ein, — meinst nicht? Schließlich sind wir doch ganz gebildete Leute und wissen uns auch ganz ordentlich zu benehmen!“

„Na, na, Hilbert, was ist denn das?“ staunte Vordler und sah seinen Freund löffelstüttelnd an.

„'s ist doch auch wahr!“ brumnte dieser nun verlegen. „Muß man es wie eine besondere Gnade ansehen, wenn Deine Frau uns die Ehre erweisen wird? Jetzt seid Ihr über ein viertel Jahr verheirathet; außer einer Anstands-Bisite wart Ihr noch nie bei uns, und wir sind der Frau Vordler fremder, als wir vorher der Baroness Ginsberg! Das habe ich mir anders vorgestellt, oder vielmehr,“ — ein tiefer Seufzer begleitete diese Worte, — „oder vielmehr, ich habe es mir nicht anders vorgestellt!“

Lorenz Vordler wurde blutroth und fuhr sich, um es zu verbergen, mit der Hand energisch über das Gesicht, ehe er antwortete: „Jifi hat noch niemand aufgesucht, auch von ihren Bekannten nicht; sie wollte noch nicht in Gesellschaft gehen!“

„Gesellschaft? Haha, Gesellschaft ist gut! Na,“ — Hilbert machte mit der Hand eine Geberde, als zöge er einen Strich über das Gesicht, — „warten wir's ab! Wir bleiben auf jeden Fall die Alten, — gelt, Lorenz, alter Junge? Weiber sollen uns nicht dazwischen kommen in unserer Freundschaft, das wäre noch schöner!“

Am anderen Tage gab es bei Hilberts viel zu thun. Frau Marianne hatte ihre Einladung bei Jifi und der Baronin angebracht, und die Damen hatten angenommen.

„Nur aus Rücksicht für Dich,“ wie Jifi ihrem Gatten erklärte, der ihr dankbar die Hände dafür küßte. Die Baronin Ginsberg hingegen ging gern hinüber, denn es würde gewiß recht amüßig und drollig werden.

Die Nachmittags-Schwüle wich einem erfrischenden Lüftchen, das zu den offenen Fenstern hereinströmte und sich mit dem Duft der Rosen und Rosen vermischte, die Frau Hilbert in zahlreichen Exemplaren hegte und pflegte.

In dem großen, behaglich eingerichteten Mittelzimmer, das für gewöhnlich Eß- und Wohnraum zugleich war, prangte der große, von beiden Seiten ausgezogene Eßtisch im hellen Glanze schneeweißen Damastes, — Frau Hilbert's besonderer Stolz, — blinkenden Silbers und Krystalls. Es sah sehr hübsch und elegant aus, und Frau Hilbert, die in Gefolgschaft Betty's und des neuen Hausmädchens Rosa prüfend um ihn herum schritt, konnte sich mit Recht die Hände reiben.

Tropfen war sie heute sehr nervös, die arme Frau Hilbert, und sogar recht ärgerlich auf ihren Fritz, der darauf bestanden hatte, die Vordlers einzuladen. Den Männern fehlte es eben stark an Tactgefühl, das wußte sie längst. Fritz hätte doch sonst, wie sie, die Empfindung haben müssen, daß drüben keine Annäherung gewünscht wurde.

Und dann hatte er auch noch in seiner gemütlichen, ruhigen Art bestimmt, daß Herr Wegner dabei sein sollte und sein Bekannter, der Thierarzt Brunner, der mit seinen burlesken Manieren absolut nicht zu den Damen von drüben paßte.

Wenn Fritz etwas bestimmte, dann war nichts dagegen zu machen; er lachte nur zu allen Einwendungen, und es blieb, wie es war.

Kurz, Frau Hilbert war sehr unruhig, und so kamen ihr Fräulein Betty's Gewandtheit und fröhliche Arbeitslust recht zu statten. Gleich nach dem Mittagessen hatte Betty, als ahnte sie die Bellemmung der Hausfrau, unaufgefordert ihre Dienste angeboten und auf Frau Hilbert's erfreute Zustimmung sofort die Kermel hochgekrempt und eine große Hausschürze über das helle Sommerkleidchen gebunden.

Wie ein stinkes Wiesel lief sie nun durch die Zimmer und

half den Tisch decken, füllte Blumen in die Vasen, commandirte Rosa, die gerade heute an Kopfschmerz litt, und nahm zwischen Frau Hilbert die verschiedenartigsten Gegenstände aus der Hand, die diese zerstreut und nachdenklich betrachtete.

Endlich war alles fertig, und die letzte Inspection wurde vorgenommen. Nichts fehlte. Frau Hilbert's Augen flogen zum letzten Mal musternd umher, endlich blieben sie an Rosa's Gesicht haften.

„Wenn Sie nur nicht krank werden, Rosa!“

„Ich? Jeeses, warum denn?“ Rosa lächelte, daß man ihre zweiunddreißig gesunden Zähne sehen konnte.

„Sie haben so schieferhafte Backen!“

„Ach so!? — Ich hab' Kopfschmerzen! Das schad't nix! Aber was soll denn noch g'schehen? Ich geh' sonst in d'Ruch!“

Es gab nichts mehr zu thun, und Rosa konnte sich zurückziehen, was sie erstaunlich geschwind beforderte.

Zwischen Frau Hilbert und Fräulein Betty, die sich die Schürze abband und ihr Kleid zurechtzupfte, entspann sich nun folgendes Gespräch: „Frau Hilbert, — muß das sein, daß ich dabei bin?“

„Es muß nicht, aber es wäre mir lieb, Kindchen!“

„Aber neben dem Herrn Wegner brauchte ich nicht gerade zu sitzen!“

„Warum denn nicht?“

„Ach, der Trottel!“

„Aber Fräulein Betty!“

„Na ja, ich kann ihn nun einmal nicht leiden!“

„Aber warum denn nicht? Er mag Sie doch sehr gern!“

„Der? Ha!“

„Und so ohne Grund ist man doch nicht unfreundlich gegen jemand!“

„Ohne Grund?“

„Nun, Wegner ist doch immer sehr nett gegen Sie!“

„Ja, jetzt! — aber —“ Fräulein Betty verstummte plötzlich, wurde roth, zuckte dann schnippisch die Achseln und wiederholte sehr bestimmt: „Er ist eben ein Trottel, der!“

Hätte Lorenz Vordler in das Herz seines jungen Weibes sehen können, als er abends mit ihr die Hilbert'sche Wohnung betrat, er würde nicht so beglückt und zufrieden ihren zarten Arm an sich gedrückt haben.

Jifi lächelte so liebenswürdig, reichte Herrn und Frau Hilbert so freundlich die Hand, nickte Herrn Wegner so artig zu, daß niemand ahnen konnte, wie schwer es ihr fiel, das Lächeln auf den Lippen festzuhalten, welche Mühe es sie kostete, den nachbarlich-freundschaftlichen Ton zu erwidern, mit dem man ihr entgegen kam.

Bei Hilberts eingeladen!

Weshalb empörte sie dieser Gedanke nur so sehr? Sie hatte doch früher, bei ihren Einkäufen, gern mit Frau Hilbert geplaudert, sie in vielen Dingen um Rath gefragt und nach Herbert's Tod wohl auch manchmal geweint und sogar ihre Sorgen angedeutet.

Warum hatte sie heute auf einmal die Empfindung einer ungeheuren Kluft zwischen sich und ihnen?

Frau Hilbert war eine vollkommene Dame, sogar sehr gebildet, sprach französisch und englisch und las die neuesten Bücher. Aber man sagte trotzdem „Frau Hilbert“, nicht „gnädige Frau“ zu ihr, fragte sie, wie das Geschäft gehe, und sah sie und ihren Mann Sonntag nachmittags in Gesellschaft ihrer Ladenfräulein spazieren gehen.

Mit einem heimlichen Gefühl des Neides und der Bewunderung beobachtete Jifi ihre Mutter.

Die Baronin schien sich ganz wohl zu fühlen. Sie raunte durch die Zimmer, betrachtete die Blumen und Kippes und fand das Meublement reizend.

In Jifi bäumte sich alles in zornigem Groll auf gegen diese Leute, die sie so selbstverständlich einluden, gegen ihren Gatten, der sie in eine solche Lebens-Sphäre gebracht!

Dies würde nun in Zukunft ihr, Jifi von Ginsberg's, gesellschaftlicher Umgang sein! Sie durfte sich nicht reservirt zurückhalten, man zeigte ihr durch Einladungen, daß man sie als dazugehörig betrachtete; man zwang sie zu einem Verkehr, der ihr zuwider war, der sie herunterzog, immer weiter hinaus aus ihren Kreisen, fort von wahrer Bornehmheit und aristokratischer Ritterlichkeit.

„Gestatten die Herrschaften: — Herr Bezirksstierarzt Brunner, Frau Baronin von Ginsberg, Frau und Herr Vordler!“

Der stattliche Herr, den Hilbert vorstellte, ein Vierziger mit einem Henri-quatre, kurz geschorenem Haupthaar und scharfen, lebhaften Augen, verbeugte sich mehrmals.

„Sehr erfreut, sehr erfreut!“

Er streckte die Hand aus, in der Absicht, sie den Damen zu reichen, ließ sie aber schnell wieder sinken und wandte sich an Vordler: „Wir kennen uns ja, Herr Vordler; aber seitdem Sie glücklicher Ehemann sind, habe ich Sie noch nicht gesehen.“

„Nein, ich gehe wenig aus. Meine Frau erlaubt es nicht, nicht wahr, Jifi?“

Der Thierarzt lachte behaglich.

„So, so! Sieht's schon so? Na, da heißt's aber forsch vorgehen! Jetzt ist gerade noch der richtige Zeitpunkt, um das Regiment in die Hand zu kriegen. Wenn der Pantoffel erst geschwungen wird, ist's zu spät, — was, Frau Vordler?“

Das Lächeln auf Jifi's Lippen erstarb, und ihre Augen richteten sich erstaunt und abweisend auf den jovialen Sprecher, der, von dem Blick irritirt, sich schleunigst abwandte und den ganzen Abend das unbehagliche Gefühl nicht loswerden konnte, eine Dummheit gemacht zu haben.

Gemüthlich wurde es heute überhaupt nicht bei Hilberts. Der Hausherr, dessen Stolz es war, seine Gäste in fidelester Laune zu sehen, bemühte sich zwar nach Kräften, Stimmung zu machen, indem er während des Essens aus seinem reichen Anekdoten-Schatz die wirksamsten zum besten gab; aber nichts wirkte so recht. Der zurückhaltende Ernst, aber wie der Thierarzt dachte, die affectirte Bespreiztheit auf Jifi's Gesicht lastete wie ein Druck auf allen.

Recht fühlbar wurde das aber erst nach dem Abendessen. Sonst machte sich alles ganz von selbst; man scherzte, man neckte

sich, die jungen Mädchen, — gewöhnlich erlaubte Frau Hilbert allen Dreien dabei zu sein, während sie heute nur Fräulein Betty eingeladen hatte, — spielten mit den Herren Händerspiele, sangen Volkslieder, die Frau Hilbert auf dem Klavier begleitete, und schließlich wurde wohl auch der Tisch bei Seite geschoben und ein wenig getanzt. Alle unterhielten sich, und der Hausfrau blieb wenig dabei zu thun.

Heute aber war es ganz anders, und Frau Hilbert drehte sich unter dem Tisch beinahe die Finger aus den Gelenken vor Unbehagen und Verlegenheit. Was fiel auch dem Wegner ein, dazwischen wie ein Stod und alle Viertelstunde einmal ein Wort dazwischen zu werfen?

Und Fräulein Betty, das lustige Fräulein Betty, lehnte sich in ihren Stuhl zurück, sprach einfach gar nichts, und in ihren braunen, schelmischen Spitzbubenaugen funkelte es ganz verdächtig vor Zorn, oder auch von Thränen.

Frau Hilbert hatte wohl bemerkt, daß Betty sich mehrmals ungewungen mit einem Scherz an Frau Bendler gewendet hatte, bis ihr endlich das hochmüthige, ablehnende Wesen der jungen Frau aufgefallen war und sie sich beschämt und beleidigt zurückzog. Herr Wegner wiederum ärgerte sich, weil sich Betty ärgerte und in ihrer Launenhaftigkeit nun auch mit ihm nichts sprach.

Ein wenig vergnüglicher Abend! Das empfand auch Herr Bendler, und er empfand es peinlicher, als die anderen. Es that ihm weh im innersten Herzen.

So wenig wohl also fühlte sich Jifi bei seinen Freunden? Und so wenig liebte sie ihn, daß sie es nicht der Mühe werth hielt, ihm zu liebe ihre Verstimmlung zu verbergen? Und wenn ihr die Menschen hier so unympathisch, oder, wie ihr hochmüthiges Wesen nur zu deutlich zeigte, zu spießbürgerlich, zu einfach waren, wie erdigen er ihr dann selbst? Er war doch auch nicht anders als diese! Oder doch, er war anders, er liebte sie, liebte sie so unaussprechlich! Und er war ihr Beschützer, ihr Gatte! Sie gehörten zusammen fürs Leben, in Freud und Leid, was auch kommen mochte!

Aber freilich, diese wonnevolle, ihm noch kaum faßbare Wahrheit, enthielt sie auch für Jifi das berauschende Glück? War sie glücklich?

Jifi sah es nicht, daß seine Augen in angstvoller Frage die ihren suchten.

Ein wenig vorgebeugt sah sie neben Frau Hilbert, die mit Aufbietung all ihrer Geisteskräfte nach einem interessanten Thema suchte, und hörte ihr scheinbar aufmerksam zu.

Aber es schien nur so, denn in Wirklichkeit war ihr Geist weit fort. Glänzende Räume tauchten vor ihr auf, in Spiegel- und Kerzenglanz strahlende Salons, und darin vornehme Frauen, elegante Cavaliere, schneidige Offiziere, — und sie, die Baroness Jifi von Ginsberg, mitten darunter, von diesen Männern, denen die Vornehmheit, die Ritterlichkeit angeboren, umhüllt und umschwärmt! Sie sah sich lächelnd, scherzend, mit den stolzeften Zukunftshoffnungen, berechtigt durch ihre Geburt, in dieser glänzenden Welt zu leben, in der sie zu Hause war, in der allein sie atmen konnte.

Das Bild entschwand ihr vor dem hellen Lachen Betty's, die plötzlich, den kleinen Kopf trotzig zurückwerfend, mit gemachter Lustigkeit, als wolle sie um jeden Preis Leben in die Gesellschaft bringen, Herrn Wegner eine Rederei jurief und dazu laut lachte. Und die anderen lachten mit, als wären sie von einem Bann befreit.

„Na endlich, Fräulein Betty!“ sagte Herr Hilbert, „endlich kommen Sie zum Vorschein! Wo haben Sie denn bis jetzt gesteckt?“

„Hinter Herrn Wegner's Langweiligkeit!“ entgegnete die junge Dame schnippisch, worüber wieder alles lachte, während Herr Wegner den Entrüsteten zu spielen versuchte, was ihm nicht gelang.

„Ausrinken, meine Herrschaften!“ rief Herr Hilbert, die heitere Stimmung benützend, und goß schnell alle Gläser mit seinem guten „Rothen“ voll. „Jetzt kommt die Pfirsich-Bowle, jetzt muß es süß werden! Kommen Sie, gnädige Frau, — er hielt Jifi sein Glas entgegen, — „stoßen wir an auf gute Nachbarschaft! Sie dürfen sich nicht so von uns zurückhalten; wir müssen öfter zusammen kommen!“

„Ja, das wäre wirklich hübsch,“ fügte Frau Hilbert gemessen hinzu. Sie ärgerte sich über ihren Frits und seine burleske Art. Hatten sie denn gar keinen Takt, diese Männer?!

Heimlich feusend ging sie hinaus, nahm die schon mittags angelegte Bowle aus dem Eisschrank und probirte, ob sie nicht etwa zu süß gerathen wäre. Mit einem zweiten tiefen Seufzer goß sie dann noch eine Flasche Sekt hinzu, in der versteinerten Absicht, Jifi auf diese Weise gewaltsam ein wenig Leben einzuhauen.

Als sie wieder eintrat, gefolgt von Rosa, die im weißen Säubchen und in weißer Lappschürze die Bowle hereintrug, wurde sie von dem Thierarzt mit einem „Hurrah“ begrüßt, in das die Baronin Ginsberg händelklatschend einstimmte. Die Stimmung schien also, Gott sei Dank! wirklich sich aufgehellt zu haben. Und Frau Hilbert hätte, in ihrer Freude darüber, beinahe sämtliche sechsunddreißig Gläser auf dem Büffet mit der Bowle gefüllt, wenn ihr Gatte nicht rechtzeitig „halt“ gerufen hätte.

Aber Frau Hilbert triumphirte zu früh. Die Hauptperson, um die es ihr zu thun war, empfand genau das Gegentheil von Amusement.

Jifi nippte, nachdem alle unter Prosit-Rufen mit ihr angestoßen hatten, nur leicht an ihrem Glase, stellte es dann bei Seite und trat an das offene Fenster, zu dem sie sich weit hinaus lehnte.

Es war ihr so schrecklich zu Muthe, daß sie am liebsten geweint hätte. Wie langweilig war doch das alles, wie schauerhaft spießbürgerlich! Geradezu unerträglich! Anekdoten und Geschichtchen und wieder Anekdoten und wieder Geschichtchen! Dazwischen dann der Tratsch mit der Hausfrau über — über lauter Dinge, die langweilig waren! Und sad, gräßlich sad war auch Lorenz, — nicht ein Jota anders, als ein richtiger Philister.

„Ist's hier nicht reizend, gnädige Frau? Sie amüsiren sich doch auch, nicht wahr? Sie müßten uns Sonntags auf unserem Ausflug begleiten; wir machen eine Bergpartie, da wird's immer sehr lustig!“

Fräulein Betty, ein Glas Pfirsich-Bowle in der Hand, rief es Jifi lachend zu und trat, ihre Schen unterdrückend, neben sie.

Jifi zwang ein halbes Lächeln auf ihre Lippen und nickte kaum merklich. Sie war so empört, daß ihr der Zorn die Kehle wie im Krampf zusammenschürzte. Zu den Sonntag-

nachmittags-Ausflügen in Gesellschaft der Ladenfräuleins lud man sie ein! Wollte man sie hier beleidigen? Vergaßen diese Leute, wer sie eigentlich war? Daß sie ihnen eine Ehre anthat, ja, eine Ehre, indem sie hier saß, sie und ihre Mutter?!

Sich rasch umwendend, ging Jifi auf ihren Mann zu, legte ihre kleine Hand mit nicht mißzuverstehendem Druck auf seinen Arm und jagte mit ihrer leisen, sanften Stimme: „Es ist Zeit, Lorenz! Mama, es ist Zeit!“

Und alle Einwendungen durch ein bestimmtes Kopfschütteln ablehnend, verabschiedete sie sich in ihrer vornehmen, kühlen Art von Herrn und Frau Hilbert.

Rosa mußte eiligst die Umhänge und Kopfstücker für die beiden Damen bringen, — noch eine kleine Verbeugung, die dem Thierarzt, Betty und Wegner zugleich galt, und Jifi schritt, gefolgt von dem verdutzten Bendler, der die Baronin am Arm führte, davon, ehe die Zurückbleibenden von ihrer Verblüffung und noch größeren Bestürzung sich erholt hatten.

„Heinerle, wo kumst denn her am hellen Nachmittag? Und jemerich, jemerich, in was für'n Affasrad steckst denn da?“

Es war Frau Holbach, die einige Wochen später also zu ihrem jüngsten Sprößling sprach und dabei verwundert die Hände zusammen schlug, daß die Stricknadeln an dem langen Strumpf in Gefahr geriethen, heraus zu fallen.

Sie liebte es sonst nicht, daß einer ihrer „Angestellten“ außer der Zeit zu Besuch kam, und pflegte solche Besuche stets durch ein paar kräftige „Willkommenstächeln“ zu ahnden. Sie sollten ihre Pflicht thun, nichts weiter, denn es war an einem Lump genug! Heute aber vergaß sie ihre Principien über Heinerle's Kostüm, — „a Vivrei“, wie er ihr freudig erregt erklärte.

„Du bist doch bei Bedienter, was soll denn der Unjug?“ fragte die Mutter, mißtrauisch die dunkelblaue Jade mit den Messingknöpfen mustern.

„Die gnädige Frau fährt ganz alleinig mit unserm neuen Waga und kutschirt selber, denk! Und i, i derf hinten drauf sitzen! I brauch aber nix z'thun, bloß sitzen und zuschauen! Jeden Nachmittag mindestens zwei Stunden und weit 'naus vor d'Stadt. Und das Pferde isch 'n Brauner, — Saladin heißt er. Er sieht aber net bei uns; wir hab'n ja kein Stall und auch kein Hausknecht.“

Heinerle bekam ordentlich rothe Waden, als er die Neuigkeit freudestrahlend berichtete; seine Mutter schlug aber plötzlich mit der verwaschenen, runzeligen Hand auf den Tisch und begann in ihrer kräftigen Art zu wettern.

„Da soll doch der Blyt kreuzweis dreinschlage! Nicht's net genug an De'm Vater? Zwei Stunden spazieren fahra im Affasrad, das isch jetzt das Wahre! Und wann wird g'arbeit, zum Donnerwetter? Strumpf' strida derficht net, aber hinta drauf sigal! Da wird nix draus, das sag i Dir, Dei Mutter!“

„Ja, aber Mutter —“

„Still oder 's sejt 'was! Du sollst bei Faulenzen verda; lieber schlag i Di todt, auf der Stell' sojar! Hol mir mei schwarz' Spisafahle und mei eing'wirkt's Tuch! I werd dem Herr Bendler mei Meinung saga!“

Heinrich schob in seiner gewohnten eiligen Art davon. Jetzt hieß es folgen; er kannte die Sturm-Signale. Frau Holbach band indes ihre blaugewürfelte Schürze ab und warf sie in die „Höll“, den freien Raum hinter dem breiten Kachelofen. Dann holte sie sich einen kleinen Spiegel aus der Tisch-Schublade und strich sich die Haare glatt, indem sie Wasser in die Handflächen goß und über ihren Scheitel fuhr.

Als sie damit fertig war, kam Heinrich zurück und sah sorgenvoller als je aus.

„Mutterle,“ sagte er bestimmt und treuherzig. „Mutterle, muß i dann aus der Stell'?“

„Warum denn? Warum denn aus der Stell'? Bei Hand-wurk' sollst sein und bei Nichtsthuere!“ erklärte die Mutter kategorisch, indem sie die Spigenhaube mit den zwei großen Scheuklappen aufstülpte und dann noch in aller Eile den Besen ergriff, um unsichtbaren Staub von dem frisch geschauerten Boden weg zu kehren.

„Ja, aber wenn Du jetzt so grob bist mit dem Herrn Bendler, und wenn Du ihm verbietest, daß i fahra darf, nachher wird er mi doch jedenfalls 'rauschmeißa!“

Die Bänder an den Scheuklappen blieben offen, und Frau Holbach blieb nachdenklich und überlegend vor ihrem Sohn stehen.

„Heinerle, da hast jetzt Du wieder recht! Wenn i grob bin, und i bin grob, dann schmeißt er Dich 'raus! Und am End' dauert die ganz' W'chicht net lang, am End' kriegt der Herr Bendler das narrete Gethu von sein' Weib' satt, eh's recht anfängt. S'ichst ja zu dumm!“ Frau Holbach geriet nun wieder in Eifer. — „A Buchbindere oder meinewegen a Kunscht-buchbestirere, die im eigene Waga in der Stadt 'rum kutschiert! Soll lieber ihrem Ma' 'was 'jesa koch! Die müßt vier solche Kader habe, wir Jhr seid, nachher bleib sie scho daheim! Aber das sag i Dir, Heinerle, daß Du jetzt doppelt fleißig bist, trotz der' Kunschfahreret, und daß Du mir auf's Karte aufpaßt, auf den Malefizhub!“

„Ja, Mutterle, i hab'n erst gestern wieder durchg'haut!“

„So? No, wenn's nur 'was nupf! I will ja nur, daß Jhr alle redlichaffene Leut werdet, sonst nix. Jret gang, Heinerle, gang und jey Di hinta'nauf, und puf Dir Dei Nas vorher, da hast a frisch's Tüchle!“

Wie die Frau Holbach redete, redeten auch andere über Jifi, als sie zum ersten Mal, die Bügel fest in den kleinen Händen, über das holperige Pflaster rasselte. Man hatte sie früher, als der junge Baron Herbert noch lebte, oft allein fahren sehen und es als etwas ganz Selbstverständliches gar nicht beachtet. Die jungen Damen aus dem Villenviertel fuhrten alle allein, und die Bürger der Stadt waren stolz auf alles, was „ihre“ Aristokratie that. Dankten sie doch täglich dem Himmel für alle die Naturschönheiten rings um die Stadt, den herrlichen See, die hohen Berge und die reine kräftigende Luft, wodurch mehr und mehr reiche und vornehme Menschen in ihre Umgebung gezogen wurden.

Jetzt aber war es bei der jungen Frau etwas anderes. Was sich für die Baroness Ginsberg schidte, paßte für Frau Bendler nicht. Man wunderte sich und schüttelte mißbilligend den Kopf. Das sollte Herr Bendler nicht zugeben, um so mehr, als er doch gewiß nicht reich genug zu solchen Extravaganzen war; und was Frau Jifi mit in die Ehe gebracht, wußte man ja: — Schulden! Und das einen tüchtigen Sad voll! Da sollte sie denn doch ein wenig anspruchsloser sein, die junge Frau.

Jifi kümmerte sich nicht darum, was die Herren Nachbarn, die Spießbürger ringsherum sagen oder denken mochten.

Es war ihr nicht leicht geworden, ihr Verlangen, Pferd und Wagen halten zu dürfen, durchzusetzen.

Als sie kurz nach der Hochzeitreise so einmal nebenbei diesen Wunsch äußerte, sah Bendler sie nur lächelnd an und meinte, sie scherze wohl. Und als sie ein ander Mal wieder davon anfang, wurde er ernst, seine Augen „schauten nachdenklich in sein Inneres“, wie Jifi es nannte, und schließlich schüttelte er sehr energisch den Kopf.

Nun aber wollte sie es gerade haben; er sollte leben, daß ihre Wünsche erfüllt werden müßten! Das war doch selbstverständlich! Und Wünsche, die sich auf ihre früheren Gewohnheiten erstreckten, mußte er doppelt schnell zu erfüllen suchen. Als Erjaß für alles! Für was alles, sagte sich Jifi nicht. Eben für alles, was „früher“ war, und ach! das Frühere war alles so schön gewesen!

„Ein Wagen ist für eine Ginsberg absolut nothwendig; Du mußt dem Tyrannen das klar machen!“ sagte die alte Baronin und hüpfte im voraus vor Freude im Zimmer umher. Und Jifi machte es ihrem Gatten klar.

An einem dämmerigen Abend standen sie beide draußen auf dem Balcon, vor den duftenden Rosenstöden, und schauten zu den Bergen hinüber, die, von dem letzten Strahl der sinkenden Sonne getroffen, in rothgoldener Glanze schimmerten.

Lorenz hatte den Arm um Jifi's Taille geschlungen, ihr Kopf war leicht an seine Schulter gelehnt. Von Zeit zu Zeit beugte er sich nieder und drückte einen Kuß auf ihr Haar. Ihm war andächtig zu Muthe. Wie schön, wie herrlich schön war das Leben! Wie liebte er seine Jifi, sein Weib! Wie ein Gnabengesicht erschien es ihm, daß sie so an seiner Seite stand, daß sie ihren Kopf an seine Schulter lehnte. Es geschah selten genug; sie war so zurückhaltend, so kühl, die junge Frau, und Bendler mit seinem findlich weichen Herzen wartete bis jetzt immer noch sehnüchtig auf das zärtliche Aussprechen mit seinem Weibe, wie er es sich vorgefellt; ein Aussprechen über ihre gegenseitige Liebe, und wie sie es halten wollten ihr Leben lang, und daß sie zu einander gehörten, — und wie sonst all die tausend Versicherungen lauten, die zärtliche junge Eheleute sich zu machen haben.

Heute aber, an diesem wundervollen Abend, als sie, die Arme auf die Brust gelegt, den Kopf ihrem Gatten zugewendet, ihre großen Augen in die seinen senkte, da jauchzte sein Herz in glücklicher Freude auf, und kein Opfer wäre ihm zu groß gewesen, um es der Geliebten zu Füßen zu legen.

„Du kannst ja mitfahren, Lorenz, aber ich kutschire!“ sagte sie eine halbe Stunde später, als sie Pferd und Wagen glücklich erobert hatte.

„Mitfahren? Ich habe wohl kaum Zeit!“

Daß er arbeiten mußte, sehr fleißig arbeiten, um solche Ausgaben erschwingen zu können, sagte er ihr nicht. Sie schien so glücklich über sein Versprechen; warum sollte er ihr die Freude verderben?

Seine eigene glückliche Stimmung aber war dahin. Es beschlich ihn eine Ahnung, als ob Jifi nur mit „Ablicht“ so liebevoll gewesen sei. Als sie, ehe sie ins Zimmer zurückkehrten, leicht ihre Lippen auf die seinen drückte, wich er unwillkürlich ein wenig zurück und seufzte schwer.

Seit diesem Abend war Bendler nicht mehr so unbehagen gegen seine Frau, wie früher. Als wären ihm plötzlich die Augen geöffnet, sah er mit einem Mal, wie so ganz anders sein eheliches Leben war, als er es sich einst gedacht hatte.

Vornehm mochte es sein, gemütlich war es nicht. Des Morgens, wenn er aufstand, schlummerten die Damen noch, und er nahm sein erstes Frühstück allein ein.

Vormittags um elf Uhr, wenn er hinaufkam, machte Jifi noch Toilette, und er mußte auch sein zweites Frühstück allein genießen.

Abends, wenn er sich unterhalten wollte, nahm Jifi einen Roman in die Hand und las. Auch die Baronin las, und schließlich gewöhnte auch er sich daran.

„Du müßtest ein wenig zu Deinen Freunden gehen!“ sagte Jifi manchmal, wenn sie sah, wie er sich langweilte.

Ueber seine Geschäfte durfte er niemals sprechen, das sei Männer Sache.

Es war auch eine Eigenthümlichkeit Jifi's, daß sie nicht zuhören konnte. Begann er, ihr etwas zu erzählen, eine Anekdote, deren Pointe auf sich warten ließ, oder irgend ein Geschichtchen, das ihm interessant erschien, und das er ihr in seiner ruhigen, langsamen Sprechweise vortrug, so verlor sie schon nach kurzer Zeit die Geduld.

Mit der Spitze ihres Fußes klopfte sie dann leicht mehrere Male auf den Boden, nahm irgend etwas in die Hand, spielte damit und sagte schließlich, wenn es ihr gar zu lange dauerte: „Nun, und das Ende, das Ende?“ Worau er sich verwirrte und schließlich schwieg. Ernstlich vermochte ihn derartige aber nicht zu verstimmen; ein Lächeln Jifi's genügte, um es ihm vergeben zu machen.

Etwas anderes war es, das ihm wirkliche Sorgen bereitete, und das zu ändern er niemals den Muth gefunden hätte: Sein Haushalt wurde in einer für seine Verhältnisse viel zu eleganten Art geleitet.

Abgesehen von der kostbaren Einrichtung, die nun einmal da und bezahlt war, war der Verbrauch für das Leben viel zu hoch. Jifi kümmerte sich um nichts, die Frau Baronin besorgte alles.

Und die Frau Baronin hatte es stets verstanden, mit Grazie bedeutend mehr auszugeben, als sie durfte. Da mußten stets die feinsten Früchte auf dem Büffet stehen, die schönsten Blumen in den Vasen sein, der Mittagstisch mit einer Verschwendung bestellt werden, als saßen strenge, Kritik übende Gourmands daran, obwohl der Hausherr nichts weniger als ein solcher war und oft erst an den gewaltigen Rechnungen merkte, wie fein er jetzt zu speisen pflegte.

Seine leisen Andeutungen, doch nicht allzu verschwenderisch zu sein, lachte die immer heitere, lebenslustige Baronin einfach fort, indem sie ihn einen „lieben, alten, geizigen Brummbar“ nannte, der noch nicht wisse, daß das Leben nur schön sei für den, der es sich schön mache; und daß derjenige, der Geld habe, dies auch wieder unter die Leute bringen müsse.

Jhr zu entgegnen, daß er erstens nicht viel Geld besaß, und was er besaß, in seinem Geschäft brauche, gewann Lorenz Bendler nicht über sich. Er empfand sein Schweigen selbst als große Schwäche, verwünschte sie, kämpfte aber dennoch vergeblich dagegen an.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Abdruck auch im einzelnen unterlagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Etwas über die Körperpflege. — Vor einigen Monaten hielt unser Familien-Onkel, der gute alte Sanitätörath M., uns — wir sind unserer sieben, lauter Mädels, — eine lange Vorlesung über das Kapitel: Früh-Ausssehen und gab uns außerdem noch allerhand gute Rathschläge gratis.

„Was ist gesünder,“ — so hatten wir den Hausonkel gefragt, — „was giebt die frischesten Wangen, den rosigsten Teint: lange schlafen oder früh aufstehen, kaltes oder warmes Wasser zum Waschen, Seife fürs Gesicht oder nicht? — Ist Pudern Sünde? Giebt es ein probates Mittel gegen Runzeln und wie...“

Da hielt er sich aber die Ohren zu und rief grimmig: „Gemma! Gemma! Das ist ja um wild zu werden mit Euch jungem, eitlen Volk! Laßt doch mich alten Mann in Frieden! Kocht Ihr ja rote Wangen und gesunde Zähne, — seid doch froh! Oder denkt Ihr schon jetzt an Falten und die kommenden grauen Haare? Dann freilich muß ich mich opfern! Erst bitte ich aber um einen Stuhl, denn das Kapitel ist lang. So! Danke!“

Nun merkt Euch 'mal vor allem drei Schönheitsmittel, die jedes andere übertreffen; — sie heißen Luft, Bewegung und Wasser in Verbindung mit einer guten, ausprobierten Seife. Jeder, ob Männlein oder Weiblein, ob jung oder alt, sollte sich ihrer täglich im Ueberfluß bedienen, nicht nur aus Eitelkeit, sondern auch aus Nächstenliebe.

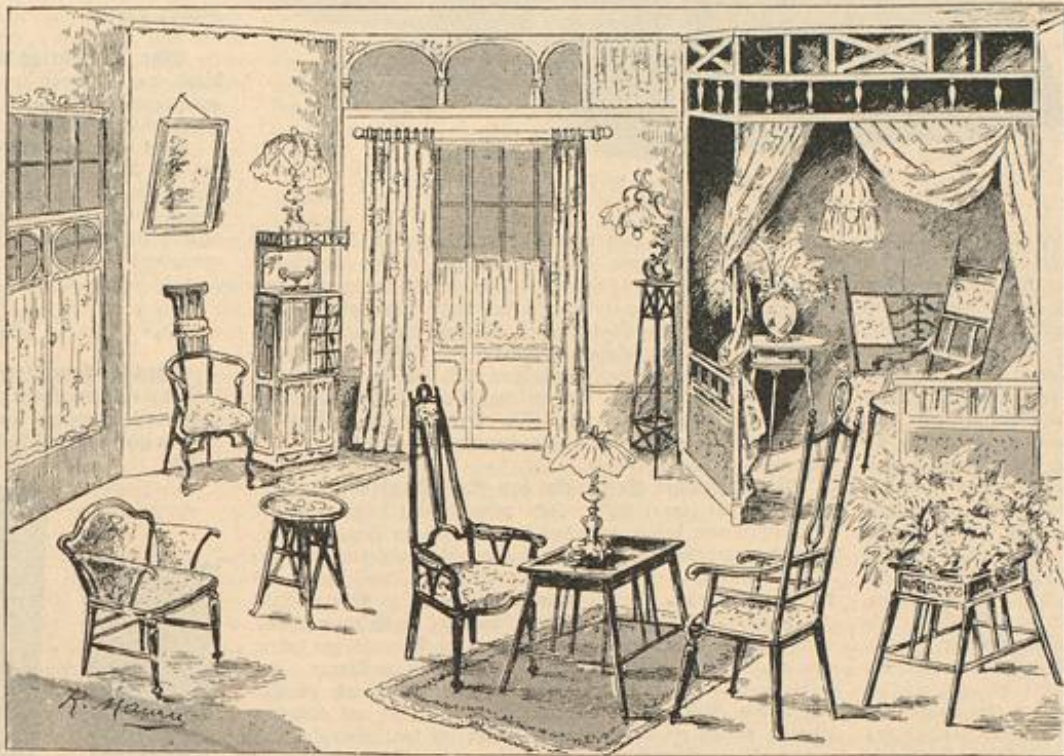
Zunächst also Luft: Da heißt's zu allererst für gute Luft in den Schlaf- und Wohnräumen sorgen; kühl, im Winter im ungeheizten, höchstens temperierten Zimmer und möglichst bei geöffnetem Fenster schlafen, natürlich aber jede Zugluft vermeiden!! Wenn thöricht auch im Winter noch vor dem Frühstück einen kurzen Trab, sagen wir von 10 Minuten Dauer, und am Tage regelmäßig einen fröhlichen Spaziergang machen, im Freien spielen, — kurz, so viel frische Luft atmen, als irgend möglich, besonders Morgenluft; das röthet die Wangen, läßt die Augen klar erglänzen, erhält bei froher Laune und froher Sehnens und Muskeln für die Lebensreise. Und nun will ich auch 'mal ein Wörtchen mit den Langschläfern reden. Eigentlich sollte es für den Normal-Menschen heißen: „Steh' auf, wenn Du wach bist!“ Ich meine, wer gesund ist und regelmäßig schlafen geht, etwa gegen 11 Uhr abendlich, der wacht meistens ebenso regelmäßig auf und sollte nicht später als gegen 6-7 Uhr morgens das Bett verlassen. Nichts ist gesünder und folglich auch der Schönheit zuträglicher, als rechtzeitiges Aufstehen; nichts aber erfrischt, stärkt und kräftigt mehr nach der lauen Bettwärme, als eine ausgiebige Benutzung von Seife und Wasser. Nur frisch hinein! Sei es kalt oder warm, Bad

oder Douche, oder eine einfache gründliche Waschung des Körpers, spart die Seife und das Frottir-Handtuch nicht. — selbst nicht für das Gesicht, so widerstreitend auch hier die Meinungen sind. Und hier gleich zwei Worte über die Temperatur des Wassers. Warmes Wasser soll zum Waschen genommen werden. Denn nur abhärtungswürdige Menschen ignorieren die Thatsache, daß der menschliche Körper natürliches Fett absondert, dessen Kanäle, die Poren, unumgänglich eine genügende Reinigung durch kaltes Wasser erfahren können. Also nochmals: Warmes Wasser als Reinigungsmittel, kaltes zur Abhärtung, und wer nicht täglich beides benutzen kann, versäume nicht, wenigstens wöchentlich einmal ein warmes Bad zu nehmen! Alle künstlichen Teint-Mittel, Crème und Puder, Glycerin &c., sollten nicht beständig und immer nur nach besonderem Ermessen angewendet werden; sie dienen alle mehr oder weniger denen, die meine drei Schönheitsmittel aus Bequemlichkeit nicht anwenden mögen, nützen aber wenig.

Am besten und gedeihlichsten für den Körper ist tägliches Seifen mit einem „Lufal“ vom Kopf bis zu Fuß; danach, in einer flachen, runden Zinzwanne stehend, eine Abspülung des Seifenschiums mittelst großen, in warmes Wasser getauchten Badeschwammes und eine sofort folgende mit kaltem Wasser, zu welchem Zweck beides vorher bereit gestellt werden muß. Nun schnell ein großes Frottir-Handtuch umgenommen und nach Kräften gerieben, bis die Haut warm und rosig erscheint! Wer will, möge jetzt noch auf 5-10 Minuten wieder ins Bett zurückkehren; da aber die ganze Waschung nicht länger als 2-4 Minuten dauern darf, und außerdem durch Frottieren und die damit verbundene Körperbewegung schon jede Erkältung ausgeschlossen ist, so sei diese Verzärtelung nur angehenden „Waschkünstlern“ gestattet. Daß sich aber nur nicht etwa eine von Euch jungen Mädchen oder Frauen dann die Freiheit nimmt, unfrisirtes Hauptes und in solchem Anzug am Kaffeetisch zu erscheinen! Die Frisur darf einfach, das Kleid muß sauber und zweckentsprechend, — nämlich ein knapp sitzendes Morgenkleid — sein, und einem jungen Mädchen, das überall Hand anlegen soll, steht dazu ein weißes oder farbiges Wirthschaftschürchen allerliebste. Auch in der Kleidung soll die Körperpflege zum Ausdruck kommen. Nur wo auf die Hausfrau gleich früh morgens besondere Pflichten warten, da sei ihr gestattet, das schnell frisirt Haar unter einem sauberen Häubchen zu bergen und einen einfachen bequemen Morgenrock zu tragen. Erst nach vollbrachter Fröhenarbeit folgt dann die gründliche Toilette, sobald die Frau des Hauses frisch und erquickt am Mittagstisch erscheint.“

Erna v. L.

Ein Katholose. — Erblicher Haarausfall ist allerdings ein nicht seltenes und schwer zu verhinderndes Leiden! Ist aber eine örtliche Ursache vorhanden, wie Schinnen u. dgl. m., so darf und muß man, zumal in so jungem Alter, erst diese in Angriff nehmen und kann bei genügender Ausdauer auf Erfolg rechnen. Die Schuppen hat man zunächst durch kräftige Waschungen mit Kali-Seifengeist zu beseitigen, darauf Reformin-Salicyl-Schwefel-Seife (von Ferd. Müllers, Köln a. Rhein, Glodengasse 4711) abends einzureiben und morgens abzuwaschen. Blutarmuth und Kopfschmerzen, die nicht selten frühzeitigen Haarausfall veranlassen,



Zimmereinrichtung im englischen Stil.

sind auf geeignete Weise, namentlich durch Regelung der Lebensweise und durch Eisenmittel, Eisen mit Arsenik u. dgl. m., unter ärztlicher Leitung zu heilen.

Louis in Wien. — Kägel in einen sauren Apfel gesteckt, bilden apfelsaures Eisen, das besser rein aus der Apotheke genommen wird, wobei man dann auch weiß, wie viel man davon verzehrt, und wobei die mögliche Belästigung oder Schädigung des Magens durch den Apfel unterbleibt. Man hat viel bessere, leichter verdauliche und wirksamere Eisenmittel, unter denen, das für den einzelnen Fall einer Bleichsüchtigen passende auszuwählen, ärztliche Kenntnisse und Untersuchung der Kranken erfordert. Durch urtheilsloses Probiren ist bereits viel Schaden angerichtet.

Feuerroth. — Plötzlich aufsteigende Gesichtsröthe ist eine Folge von Erweiterung der zuführenden Blutgefäße durch Erregung ihrer Nerven vom Gehirn aus. Zu große Erregbarkeit dieser Nerven vermindert sich betanlich mit den Jahren und kann wohl auch durch Kaltwaschen und Drausen gemäßig werden. Ueberwindung auf psychischem Wege fordert Hebung des Selbstbewußtseins, richtige Schätzung des Urtheils anderer, Nichtbeachtung der eigenen Gefühle und Empfindungen. Das lernt sich freilich nicht in kurzer Zeit, aber trösten Sie sich mit dem Gedanken: Besser ist es, leicht zu erröthen, als das Erröthen zu haben!

Elle Dr. — Sie beziehen das D d o l am besten direct aus dem Chem. Laboratorium von Lingner in Dresden. D. Reb.

Elle D. in W. — Im XX. Jahrgang, Nr. 17 der „Illust. Fr.-Ztg.“ vom 1. Sept. 93 finden Sie eine längere Abhandlung: „Zur Geschichte des Corsets“, die Ihnen von Interesse sein dürfte; das betreffende Heft steht Ihnen gegen Einsendung von 50 Pf. zur Verfügung. Eine Bezugsquelle für Lehmann'sche Reform-Wäsche in Wien werden Sie durch die Fabrik von H. Heinzmann, Reutlingen in Württemberg erfahren. D. Reb.

Küche.

Stachelbeer-Soufflé. — 250 g feiner Zucker wird mit 9 Eigelben zu Schaum gerührt und mit der durchgeschlagenen Purée von 1/2 kg in Wasser zerkochten, unrisen Stachelbeeren vermischt, die abgeriebene Schale von 1 Citrone, gestoßener Zimmt und zuletzt der sehr feine geschlagene Schnee von 9 Eiweiß hinzugegeben. Die Masse wird in eine mit Butter ausgestrichene Soufflé-Schüssel gefüllt, 1/2 Stunde in mäßiger Ofenhitze gebacken, mit feinem Zucker bestreut und sofort servirt. A. G.

Crème frangipane mit Erdbeeren (in Porzellanformen). 5 ganze Eier, 90 g Butter und 125 g Zucker, auf dem die Schale

einer halben Orange oder Citrone abgerieben wurde, rührt man über dem Feuer zu einem dicken Brei ab, läßt ihn noch ein wenig aufwallen und giebt dann 10 zerbröckelte Macronen hinzu. Sobald die Masse etwas abgekühlt ist, füllt man kleine Pastetenformen damit ungefähr zwei Drittel voll, bädt sie 10 Minuten im mäßigwarmen Ofen, bedeckt sie mit einer Schicht gezuckerter Erdbeeren und servirt sie sofort. Auch Aprikosen, Pfirsiche oder Himbeeren kann man anstatt der Erdbeeren nehmen. A. G.

Sauce „Vinaigrette.“ — Kleine Gurken, Kerbelkraut, Petersilie, Zwiebeln, Oliven und Capern schneidet man fein, verrührt alles mit Essig und Del und salzt und pfeffert nach Geschmack. Besonders zu kaltem Spargel ist diese Sauce sehr zu empfehlen. L.

Bimmereinrichtung.

Zimmereinrichtung im englischen Stil. — In der inneren Einrichtung der englischen Landhäuser hat sich im Laufe der Jahre ein besonderer Stil herausgebildet, der nun auch zu uns herübergekommen ist und, soweit er bekannt, bereits allseitiges Gefallen gefunden hat. Einen städtischen Salon mit den geradlinigen, immerhin etwas steifen Möbeln auszustatten, dürfte nicht jedermanns Geschmack sein, dagegen läßt das schmucklose, dunkel polirte Blattgrün der hier dargestellten Einrichtung sie als besonders geeignet für Gartenzimmer in Landhäusern oder Sommerfröhen erscheinen. Gerade in seiner capriciösen scheinbaren Stillosigkeit liegt der Reiz dieses Reublements. Jeglicher Schmuck fehlt ihm; nur sparsam erscheinen Schlösser und Griffe; feingliedrige Arabesken aus Rothkupfer sind den glatten Oberflächen in möglichst unauffälliger Weise aufgelegt, wie denn „echt“ englische Möbel fast ganz auf jeglichen Zierat verzichten. Nur für Lampen, Vasen &c., — auch für elektrische Leuchtkörper, — gilt eine möglichst reiche Verwendung von getriebenem Kupfer in Verbindung mit Schmiede-Eisen. Außer dem Büchererschrank fehlen schwere größere Kastentisch in dem hohen lustigen Raum. Um den kleinen Tisch in der Mitte gruppieren sich hochlehniqe Holzstühle und Ruhefüße der verschiedensten Form mit und ohne Polsterung; ein ediger Kastentisch voll blühender Blumen läßt auch im Zimmer den Sommer nicht vermissen. Im Hintergrunde winkt ein lauschiges Pflaudeckchen; Salustraben und vom geschitzten Baldachin herabfallende Gardinen aus Liberty-Muffelin schaffen dies Winkeldchen, dessen innere Ausstattung ganz verschieden von dem übrigen Zimmer sein darf. Eine von der Decke hängende farbige Kumpel ergießt dort ihr rosiges Licht, wenn der Abend sich durch die halbverhüllten Thürschwelle ins Zimmer schießt. Durchsichtige Gardinen, Wand- oder Gabelkleidungen und Vorhänge aus gebläutem Liberty-Muffelin oder leicht bemaltem Leinen sind hochmodern; es macht sich damit eine Reaction gegen jegliche schwere Draperie bemerkbar. Sehr hübsch wirkt als Riffenbelleidung doppelte Auflage von einfarbig rothem und gelbem Muffelin, wodurch sich ein Changeant ergibt, das mindestens ebenso modern, wenn nicht ganz so praktisch ist, als der einfache Bezug aus zartfarbiger gebläuter Grottonne. Die Möbel sind im Ladenpreis recht theuer; ein geschickter Tischler ist aber wohl im Stande, gleiche oder ähnliche herzustellen, da das Material nur das einfachste zu sein braucht und der einfarbig hellbraune, rothe oder grüne Holzanzug nebst Politur auch durchaus keine Schwierigkeit in der Ausführung bietet. G. Sch.

Gärtnerei.

Langjährige Abonnentin, Triest. — Stiefmütterchen sind zweijährige Pflanzen, d. h. Gewächse, die erst im Jahre nach der Aussaat blühen und dann nach der Reife des Samens absterben. Die beste Zeit zur Aussaat sind die Monate Juni und Juli. Auf ein etwas schattig gelegenes, sauber gegrabenes und gehärtetes Beetchen streuen Sie die Samen nicht zu dicht aus und drücken dann das Beet mit glattem Brett mäßig an. Die durch dieses Andrücken in die Erde gebetteten Samen werden nun gleichmäßig mit etwas guter, feiner Erde bedeckt, die Sie nochmals festdrücken müssen. Nach Beendigung dieser Arbeit brauchen Sie das Saatbeet gut an und sorgen dafür, daß es stets feucht bleibt. In 2-3 Wochen gehen die Stiefmütterchen auf. Haben die Pflanzen einige Blätter entwickelt, so werden sie auf ein sonnig gelegenes, gut gedüngtes Beet ausgepflanzt, und zwar in Abständen von 8-10 cm. Auf diesen Beeten bleiben die Stiefmütterchen entweder bis zum Frühling, oder man nimmt sie schon in den ersten Octobertagen aus, um einzelne Blumengruppen im Kaffeentepich mit ihnen zu bepflanzen. Bei guter Kultur, regelmäßigen Besuchen, Bewässern und Düngen der Beete erscheinen vereinzelt Blüthen bereits im Spätjahr. Das Stiefmütterchen ist hart; in strengen schneelosen Wintern muß es aber in der Zeit der größten Kälte durch ausgelegte Fichtenzweige geschützt werden. Den Samen beziehen Sie am besten von einem Special-Züchter, vielleicht von H. Werde in Lüneburg oder von Schwanecke in Ufersleben, Prov. Sachsen. M. H.

Unwissende Blumenliebhaberin, Charlottenburg. — Petunien lassen sich wohl überwintern, doch lohnt die Ueberwinterung nicht, weil die Pflanzen sich nur im ersten Jahr üppig zu entwickeln pflegen. Ähnlich verhält es sich mit der Cossäa. Wollen Sie diese Pflanze doch überwintern, so muß es in einer kühlen, aber frostfreien Stube bei hellem Standort geschehen. Buntcs Hirsegras kann nicht aus Samen vermehrt werden,

M. B. G. — Hühneraugen auf den kleinen, nebst schmerzhaften Ballen an den großen Zehen sind sichere Zeichen, daß die

Asparagus Sprengeri wird dagegen nur aus Samen gezogen, doch ist dieser im Handel leider nur selten und ausnahmsweise erhältlich. Passionsblumen, die man aus Stecklingen vermehrt, erhalten Sie bei Haage und Schmidt in Erfurt. Eine Art, die blaue Passionsblume (*Passiflora coerulea*), kann auf dem Balkon verwendet werden. Indische Erdbeeren und Judentraut sind Ampelpflanzen. Diese Gewächse bilden reichlich Ranken, von denen man die jungen Pflänzlinge abschneiden und einpflanzen kann. Bei beiden Arten ist die Vermehrung aus Samen möglich, aber umständlich und undankbar. M. S.

Frau Professor M. in D. — Die Tulpen darf man nicht gleich nach dem Verblühen trocken halten; erst nach dem Vertrocknen der Blätter wird das Gießen eingestellt. Etwas später sind dann die Zwiebeln aus den Töpfen zu nehmen, zu reinigen und bis zu der im September beginnenden neuen Pflanzzeit ganz trocken aufzubewahren. M. S.

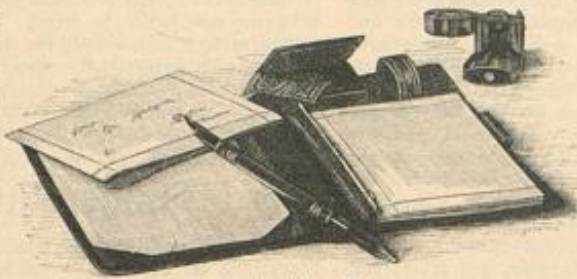
Frau A. W., Wien. — Sie müssen Ihre Blumen schon einer zuverlässigen Freundin oder einem Gärtner übergeben. Wenn Sie Ihre Absicht ausführen, die Blumen 14 Tage lang, während Sie verreisen, im Keller in einen mit Wasser gefüllten Bottich zu stellen, so werden Sie dieselben lebend nicht mehr wiedersehen. M. S.

Allgemeines.

Stellennachweis für ländliche Arbeitskräfte. — Eine Bitte an die Vorstände städtischer Volkswohlvereine. — Wieder hat die alte Pflugschar, die auf Gütern vielfach die Arbeitsglode erseht, den Dorfbewohnern das Ende der Mittagspause verkündet. Bedächtigen Schrittes ziehen die Knechte mit den Gespannen vom Hofe, Schmied, Stellmacher und Hofmeister kommen zur Arbeit zurück, — wo aber bleiben die „Hofgänger“, die jungen Burshen und Mädchen, deren frische Arbeitskraft so unentbehrlich zu Förderung und Gedeihen der Landwirtschaft ist? Wo bleiben die Tagelöhner, die früher in langer Reihe zur Arbeit ausgezogen? — Sie sind knapp geworden, die Leutenoth ist groß auf den Gütern, die wegen Mangel an Arbeitskräften von Jahr zu Jahr mehr entwerthen. Kann noch kann ich den Posten der Milchmädchen besetzen, vergeblich suche ich seit Monaten nach einem jungen Burshen für leichte Gartenarbeit. Wer von dem „Nachwuchs“ will noch melken, wer Rechen und Spaten handhaben? Die Arbeiterjugend möchte heutzutage höher hinaus; Mädchen und Burshen genügt nicht mehr, zu werden, was die Eltern waren, — lieber im Strudel der Großstadt körperlich und geistig verderben, als ehrliche grobe Arbeit thun! An Euch nun, Ihr Schwelmer in der Großstadt, die Ihr dem Vorstände unzähliger Vereine angehört, an Euch, die Ihr Jahr für Jahr in Bazaren, Wohlthätigkeits-Konzerten und Vestrebungen aller Art zum Besten des Volkswohles beisteuert, wenden wir uns mit der Bitte: Helft uns, dem sozialen Elend zu steuern, der Landwirtschaft thätkräftige Hülfen angedeihen zu lassen durch Gründung eines Nachweises für ländliche Arbeitskräfte! Die Großstadt hat Ueberfluß an Arbeitern, Mangel an Arbeit, — auf Gütern ist's umgekehrt. Viele Arbeiterhäuser stehen leer, wo Hunderte von hungernden und frierenden, — nicht Arbeitsscheuen, sondern Arbeitslosen aus der Großstadt, — Unterkunft, Brod und sichere Heimat finden könnten, wenn nur von einsichtsvoller Hand die Spere von dem Weigen gesondert und der richtige Weg in die Provinz auf die Güter zurückgewiesen würde. An die Prediger und Gemeinde-Vorstände in der Großstadt wenden wir uns: Ihr kennt die Armen und Kleiden in Eurer Gemeinde, solche, die noch zu retten sind aus Laster und bitterer Armuth! Seht uns Eure Armen, wir wollen sie mit Lohn und Brod versorgen! Hier in Gottes freier Natur, bei redlichem Fleiß und unter gütiger Fürsorge von Gutsherr und Pfarrer können sie gefunden, wenn überhaupt an Leib und Seele noch Hülfen ist! Auf diese Weise haben wir theil an Euren Samariter- Werken, Ihr aber würdet der Landwirtschaft einen unschätzbaren Dienst erweisen: die Leutenoth beseitigen helfen. Gräfin zu M.

Allerlei für die Reise. — Als ich in diesem Jahr meinem verehrten Gemahl die Reisetasche zu einer Pfingst-Tour packte, stellte sich heraus, daß in unserem Haushalt nur allerlei Reisesegerath für zwei oder mehr Personen, dagegen nichts für einen Strohwitwer oder Junggefallen vorhanden war. Ich sah mich also veranlaßt, so schnell wie möglich das Fehlende zu beschaffen, und meine derzeitigen kleinen Einkäufe fielen so gut aus, daß ich meine Mitleserinnen „für vorkommende Fälle“ darauf aufmerksam machen will. So erkand ich, — zu allererst das leibliche Wohl meines Herrn und Gebieters ins Auge fassend, — ein sehr praktisches Eßbesteck. Ein rothes Saffian-Leder-Etui, 18 zu 25 cm groß, enthält Serviette, Messer und Gabel mit Peingriffen, Pfeffer- und

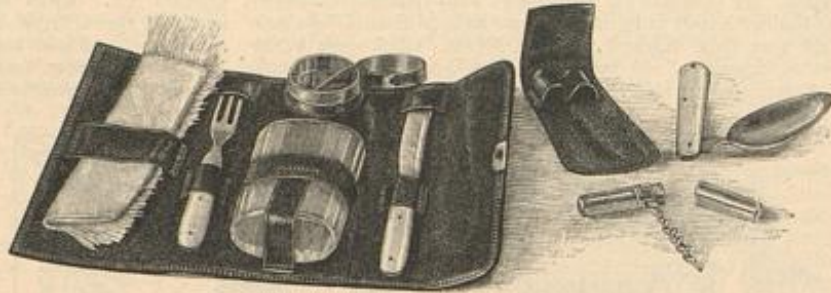
Salzfaß aus Nidel, nebst geschliffenem Rundglas. Der Hohlraum des letzteren nimmt noch ein besonderes Ledertäschchen, den Behälter für zusammenlegbaren Löffel und Korkenzieher aus Nidel auf. Das Etui läßt sich dreitheilig zusammenlegen und beansprucht sehr wenig Raum im Handkoffer. Einem Herrn fast unentbehrlich auf der Reise ist ferner ein kleines Näh-Etui in Form einer 10 cm langen Rolle aus Leder, innen mit Flanell gefüttert, die Strecknadeln, Nadel und Faden, Knöpfe und — einen Fingerhut! — auch ein Täschchen zur Aufnahme der Schere enthält. Frau M. S.



Schreib-Recessaire.



Näh-Etui zum Zusammenrollen.



Eßbesteck für die Reise.

der zärtlichste Gatte nicht immer in der Stimmung, lange Briefe zu schreiben; für einen kurzen Gruß aber reichen die kleinen Kartenbriefe gerade aus, die eine allerliebste, 12 zu 18 cm große Miniatur-Schreibmappe enthält. Außerdem sind noch alle erforderlichen Schreib-Utensilien: Feder, Bleistift, Gummi, Wischblatt, verschließbares Tintenfaßchen, ja selbst ein Kästchen für Briefmarken in bequemster Weise beigelegt. Die hübsche Ausstattung, — grünes Saffian-Leder mit farbigen Email-Eckbeschlägen, und der wirklich wohlfeile Preis lassen für das kleine Reccessaire als hübsches Geschenk, wie als bequemen Reisebegleiter stets passende Verwendung finden. E. S.

Ein praktischer Bezug für den Reise-Handkorb. — Viel Handgepäck ist immer lästig. Jede reisegewandte Dame wird mir aber beistimmen, daß es, besonders wenn es sich um längere Touren, verbunden mit Nachtfahrten handelt, unendlich viel zur Annehmlichkeit beiträgt, die notwendigsten Toiletten-Utensilien, etwas Wäsche und Lectüre, Schreib-Material u. c. bei sich zu führen. Will man unterwegs einige Tage Station machen, so ist es außerdem erwünscht, auch ein Kleid, eine Bluse zum Wechseln zu haben, oder einen Visiten-Hut ungeschädigt transportieren zu können. Zur Aufnahme all dieser nothwendigen Dinge ersann ich mir als Ersatz für die „Plaid-Hülle“ einen Korbbezug, der sich auf mehreren längeren Reisen als überaus praktisch bewährt hat. Den einfachen leichten Spantorb mit Deckel kauft man in passender Größe für wenige Groschen; der meine ist 50 cm lang, 30 cm breit und 24 cm hoch. Für den Bezug schneidet man einen Streifen grauer Leinwand von 260 cm Länge und 50 cm Breite, verzieht die beiden schmalen Seiten mit einem 3 1/2 cm breiten Saum und bekleidet nun, vom inneren Ansatz des Deckels ausgehend, zunächst den inneren Raum, dann die Außenseite des Korbes. Von dem Leinwandstreifen bleibt noch genug für den 6 cm tiefen Einsatz, der sich durch Aufbiegen und Zusammennähen der Ecken ergibt. Um dem Einsatz Halt zu schaffen, stept man ein Stück Leinen von 39 cm Länge zu 28 cm Breite, rings mit brauner Wollborte eingefast, an 3 Seiten flach auf den Boden des Einsatzes, schiebt in die auf diese Weise entstehende, vorn offene Tasche 2 dünne Bretchen oder starke Pappecken von entsprechender Größe und erhält dadurch zwischen denselben einen Behälter für Briefmappe, Zeitungen u. c. Für die äußeren Seitenwände braucht man 2 Leinenstücke von 27 cm Höhe bei 32 cm oberer und 26 cm unterer Breite, — für die des Futters zwei von 24 cm Höhe zu 26 cm oberer und 23 cm unterer Breite, incl. Einschläge und Säume. Man stept diese Seitenwände der Form des Korbes entsprechend dem langen Streifen auf, indem man die Seitenwände des äußeren Bezuges oben um etwa 6 cm überstehen läßt und an beiden Ecken mit Knopflöchern verzieht. An dem inneren Futter entspricht den Knopflöchern je ein brauner Steinmuthknopf, der Futter und Oberzeug über den Rand des Korbes hinweg mit einander verbindet und zugleich je ein der Knopflöcher an den vier Ecken des Einsatzes hält. Die Seitentaschen, bestimmt für Kursbuch, Reise-Lectüre, Proviant u. c., bestehen aus Leinenstreifen von 54 cm Länge zu 23 cm Breite; sie sind an der unteren Seite auf 24 cm eingefaltet und, nachdem sie ringdum glatt mit brauner Wollborte eingefast wurden, den Seitenwänden entsprechend aufgestept. Die Schnürrichtung, 5 cm vom oberen Rande entfernt, besteht aus Wollborte, die man im Hitzack flach aufsteht und an einer Seite doppelt mit der Maschine aufstept. Durch



Ein praktischer Bezug für den Reise-Handkorb.

die entstehenden Fesen wird Wollborte zum Schnüren geleitet; drei bis vier Schleifen, fest ungewickelt, bilden das Endquästchen. Die eigentliche Plaid-Hülle ruht auf der Oberseite des Korbesdeckels. Ein Stück Leinen von 80-90 cm Länge zu 54 cm Breite wird mit zwei kleinen Falten an den Ecken der äußeren Deckelbekleidung dem hinteren Rande der letzteren aufgestept und an beiden Seiten mit derselben glatt verbunden, sodas das Leinenstück etwa 49 bis 50 cm überhängt und nun zum Schutz gegen Staub über die auf den Korb gelegten Plaids, Decken, Mäntel u. c. zurückgeschlagen werden kann. Dadurch ist zwischen dem Deckel und dem Plaid-Schutzleinen noch eine große flache Tasche entstanden, vortrefflich geeignet zur Aufnahme von Notenhästen oder größeren Zeichnungen. Ein kräftiger Plaid-Riemen mit bequemer Handhabe faßt das Ganze sicher zusammen. Wünscht man den Korb verschließbar, so leitet man die gewöhnlich an demselben befindliche Verschluss-Vorrichtung von Weiden- oder Rohrgeflecht durch entsprechende, mit Borte eingefaste Einschnitte im Oberzeug und legt ein Hängeschloß davor. Die ganze Leinenhülle läßt sich behufs Reinigung bequem abknöpfen. Ich benutzte für einen vierzehntägigen Aufenthalt in Eyll keinen größeren Behälter, als diesen Handkorb. Wilhelmine S.

Münzsammlung. — Wie und wo könnte ich eine Münzsammlung vortheilhaft verwerten? W. in W.
Cigarrenbänder umzutauschen. — In Freundeskreisen wurde erzählt, daß verschiedene Seidenfabriken seidene Cigarrenbänder gegen Stoffe umtauschen, resp. solchen daraus verfertigen lassen. Kann mir jemand Näheres darüber mittheilen und betartige Firmen angeben? Ida W. A., Dresden.

Eine langjährige Abonnentin. — Zum Krapsessen bedient man sich nach englischer Sitte am besten zweier Silbergabeln; auch Röhre und Knödeln, die zertriften, nicht zerschnitten werden sollen, ist man mit gleichem Gerath. F. B.
Wita in West-Preußen. — Eine Wohnung von 5-6 Zimmern für 600 Mk. dürfte sich nur in den entfernteren Vororten Berlins finden, die mit der Stadtbahn in einer Stunde und mehr zu erreichen sind. In Charlottenburg, Moabit und anderen nahe gelegenen Vororten erreichen die Miethepreise fast die doppelte Höhe, wenigstens für die ersten beiden Etagen. A. S.

Handarbeit.

Durchbrochene Strümpfe in Häfelarbeit. — Das Durchlässigkeits-System findet jetzt so vielseitigen Anklang, hygienisches Schuhwerk, Ober- und Unterkleidung spielen eine so große Rolle, daß ich sehr gern gestehe: Nicht nur die sommerliche Wärme und Sparlichkeit bestimmten mich, meinen Kindern durchbrochene Strümpfe aus Baumwolle und Wolle zu häkeln, — eine Arbeit, die mir von bekannten Damen zuerst freilich ein mißbilligendes Kopfschütteln einbrachte, „Häkeln! Wer wird noch stricken oder gar häkeln, wenn man die Strümpfe zu so lächerlich billigen Preise fertig gewebt kaufen kann!“ Gewiß aber giebt es mehr als eine Mutter unter den Leserinnen, die gleich mir Zeit und Mühe nicht scheut, um dauerhafte Strümpfe und Socken, von ihren Kindern auf dem Lande, an der See oder in der Sommerfrische zu tragen; selbst anzufertigen. Gehäkelte Strümpfe sind durchaus nicht weniger hübsch als gestrickte, auch weit haltbarer, als gefastete, dabei ganz einfach und schnell zu arbeiten. Man beginnt am Rande des Schafes mit einer entsprechenden Luftmaschenzahl für die Weite, — hier 80 Maschen, — und führt nun ein abwechselnd dichtes und klares Stäbchenmuster hinten bis zur Ferse und im Hüftling bis über den Spann. Das Abnehmen bis zur unteren Schaftweite (56 M.) geschieht in Keilform, wie bei gestrickten Strümpfen. Für den Haken theilt man 38 Stäbchen an richtiger Stelle ab und arbeitet in dichten Touren hin und her bis zum Ansatz des Knäpfehens. Letzteres beginnt man rechts nach 10 festen Maschen mit 18 Stäbchen und arbeitet nun hin- und hergehend, indem man, wie bei den gestrickten Knäpfen, zugleich die am Ende jeder Tour rechts und links überzählig freistehenden Maschen, — hier jedesmal die dritte, — aufstößt. Zu dem Knäpfchen gehören 4 Touren. Das Aufnehmen der Hadenmaschen zur Verbindung mit den Spanmmaschen für den Hüftling geschieht durch eine feste Maschen-Tour, worauf über dem Spann das Muster des Schafes seinen Fortgang nimmt, bei gleichzeitigem Abnehmen zu beiden Seiten des Hakens bis zur richtigen Hüftlingsweite. Eine geübten Häklerin wird das Zuspielen, wie die Anfertigung des ganzen Strümpfes keine Schwierigkeit bieten; — den oberen Rand verziert man zum Schluß mit einer festen Zadenreihe aus Stäbchen. Frau M. G.



Gehäkelte Strümpfe.

Verwendung von Leinenproben. — Ich besitze viele halbe und Viertel-Servietten von Raffgebeden in verschiedenen Farben und Dessins, die in einem Geschäft als Muster dienen. Sehr gern möchte ich diese Stücke durch Zusammensehen verwenden und bitte um guten Rath, wie ich das anzufangen hätte. M.

Verzugsquellen: Schreib-Recessaire (Preis: 3 Mk.): J. Gurnib, SW. Kohler, 19. — Eßbesteck (Preis: 12 Mk.) und Näh-Etui (Preis: 3 Mk.): G. Hirschwald, Hohenzollern-Kaufhaus, W. Leipzigerstr. 117/118.

Commissionen nach Abbildungen: Aus dem „Recessaire“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Nachdruck verboten.

Baronin Jifi.

Roman von Mary Mich in Berlin.

(6. Fortsetzung.)

Das Herr Hilbert betraf, so war auch er über die „Gnädigen“ von nebenan arg verknüpft, noch mehr als früher. Er hatte es sich seit dem bewußten Gesellschaftsabend „verknüpft“, mit dem verliebten Ehemann ein ernstes Wortlein zu reden. Bis vor kurzem schaute ja das Glüd noch immer aus dessen Augen, und was ihm recht war, mußte auch den anderen recht sein. Freilich kam dadurch etwas Gezwungenes in den Verkehr der beiden Freunde, und Herr Hilbert glaubte bereits die Beobachtung zu machen, daß die vielen bitteren Bemerkungen, die er ungesagt hinuntergeschluckt mußte, seine Verdauung störten.

Eines Abends, als er aus seiner Stammkneipe kam, wo er allerlei Glosse über Wendler und seine „hochgeborene Gemahlin“ hatte anhören müssen, und seinem Kerger zu Hause Lust machte, wollte ihn Frau Marianne mit der Versicherung beruhigen, daß ihm die Familien-Verhältnisse des Herrn Wendler doch eigentlich nichts angingen.

Da kam sie aber schön an! Wendler sei sein bester Freund, quasi Bruder! Ob sie das nun noch nicht wisse, und ob sie es verantworten wolle, wenn er ruhig zuschaue, wie dieser Mensch die größten Dummheiten mache?! Und Dummheiten seien es doch wohl, wenn ein Mann, wie Lorenz Wendler, seiner Frau Wagen und Pferd und eine Kammerjungfer hielte und sich dafür noch von der Frau Gemahlin über die Achseln anschauen ließe, — ein Mann, wie Lorenz Wendler, der mit nichts, oder vielmehr mit noch weniger als nichts, angefangen und auch jetzt wieder zu kämpfen hätte, um alle die baronischen Schulden und Bürgschaften aufzubringen, die er in seinem blinden Liebesdusel übernommen!

Und eine Dummheit war's doch auch, daß er sich in seinem eigenen Haus so duden ließe und nicht endlich einmal den Herrn zeigte. Die zwei Weiber seien ja außer Rand und Band vor Uebermuth.

Davon wolle er gar nicht reden, daß in seinen eigenen Geschäftsbüchern bereits ein gar nicht unerhebliches Conto für Handschuhe, Spitzen, Parfüm u. s. w. stand; dafür war ihm Wendler noch lange gut, aber tausend andere Dinge wären ärgerlich genug. Die Kammerjungfer zum Beispiel! Womöglich brauchten sie nächstens auch noch einen Bedienten. Der kleine Heinrich Holbach wäre ohnedies schon zum Groom erzogen worden.

Das Schlimmste aber, und das sei es, was ihn am meisten erbitterte, — Wendler sehe jetzt durchaus nicht mehr so unheimlich glücklich aus! Ihm seien wohl die Augen ausgegangen, und nun schaue er sich vergeblich nach einer Hausfrau, einer Gefährtin um, fände vielmehr nur eine vergnügungssüchtige, verwöhnte Schönheit! Und davon hätte man nichts, wenn die Hitterwochen erst vorbei sind.

Herr Hilbert klopfte bei diesen Worten seine Frau auf die Wange und sagte „Gelt, meine Marianne?“ was Frau Marianne mit sehr gemütheten Gefühlen entgegennahm.

Jifi hätte keine Ahnung, was sie für einen Prachtstern von Mann hätte. Die sei nur an die geschneiegelte Hofmacherei gewöhnt und für eine Natur, wie Wendler, viel zu oberflächlich! Sie begriffe das Glüd gar nicht, einen Mann zu haben, der sein Herz für sie aufgepart und nicht tausendmal weggeworfen hätte, wie es bei fast allen Männern der Fall sei, er, Hilbert, natürlich ausgenommen!

Frau Hilbert unterdrückte mit aller Macht den Gähncrampf, der sie gewöhnlich um diese Zeit befiel, und nickte, um ihren Frigol nicht noch ärgerlicher zu machen, zu seinen Ausführungen lebhaft mit dem Kopf. Sie setzte den Anklagen schließlich noch die Krone auf, indem sie meinte, es sei doch schrecklich, daß die Damen sogar die Wäsche außer dem Hause waschen ließen, was doch theuer und der Wäsche noch dazu schädlich sei.

Innerlich aber war Frau Hilbert nicht so recht bei der Sache, und sie hätte mit ihrem Frigol viel lieber von ihrem eigenen Kummer gesprochen, anstatt sich über andere Leute alteriren zu müssen. War doch heute etwas Unerhörtes passiert!

Rosa, das Hausmädchen, das so häufig an Congestionen nach dem Kopfe litt, und zwar gerade immer dann, wenn Besuch kam oder großer Arbeitstag war, hatte auch heute Morgen wieder über Kopfschmerz geklagt und mit ihren hochrothen Waden auch wirklich beängstigend fieberhaft ausgesehen.

Obwohl es nun gerade heute sehr unangelegen kam, — im Laden war großes Reinemachen, — hatte die gutherzige Frau Hilbert dem armen, kranken Mädchen doch erlaubt, sich zurückzuziehen, und die Fräulein gebeten, die Arbeit für Rosa mit zu übernehmen.

Marie und Lina ärgerten sich schrecklich darüber, aber Fräulein Betty lächelte sonderbar.

„Jifi's denn so schlimm, Rosa?“ fragte sie, ehe die arme Kranke sich entfernen konnte.

„Ach ja, entsehrlich, mein ganzer Kopf brennt!“

„Er ist doch aber gar nicht heiß!“ wandte Betty ein, ihre Hand auf die kranke Stirn legend.

Frau Hilbert schaute Betty mißbilligend und kopfschüttelnd an. „Das sieht man doch aber, Fräulein Betty! Lassen Sie die Rosa nur gehen: sie soll sich kalte Umschläge machen.“

„Ja, mit dem Schwamme!“ fiel Fräulein Betty in sonderbar drohendem Ton ein. „Kommen Sie einmal her, Rosa!“

Und ehe sich diese dagegen sträuben konnte, wischte ihr Betty mit einem reinen, weißen Tuch kräftig über die „fieberglühenden“ Wangen.

„Hier, Frau Hilbert, haben Sie das Fieber!“ Triumphierend zeigte Betty auf den großen, rothen Fleck, der auf dem Tuche prangte.

Rosa war hierauf in Thränen ausgebrochen und davon gelaufen. Betty aber theilte der vor Bestürzung sprachlosen

Hausfrau mit, daß sie den Fieberbadeu schon lange nicht getraut habe, und daß ihr heute ein selbigegegangener rother Strich unter dem Kinn der schlauen Rosa den letzten Zweifel genommen habe.

Frau Hilbert hatte hierauf in Rosa's Kammer fürchterliche Musterung gehalten und war ganz geknickt mit einem großen Stück rothen Karmin zurückgekommen. Sie zeigte es den Fräulein mit den fassungslös hervorgehobenen Worten: „Sie schminnt sich; wahrhaftig, sie schminnt sich!“

Von all diesen schredlichen Vorgängen, wußte nun der Herr des Hauses nichts, und Frau Hilbert wurde vor Ungebuld ganz nervös, als er immer wieder von seinem Vondler anging. Schließlich, als er gar nicht aufhörte, schloß sie resignirt die Augen und sparte sich ihren schauerlichen Bericht für den anderen Morgen auf.

Die großen Rasenflächen, die den Obstgarten der Wöhring'schen Villa auf der Rückseite begrenzen, pflanzten während des Sommers häufig der Tummelplatz übermüthiger Ausgelassenheit zu sein.

Frau von Wöhring, die als Engländerin Spiele im Freien überaus liebte, hatte dort Lawn-Tennis und Croquet-Spielplätze herrichten lassen. Fast täglich versammelte sich hier eine bessere Gesellschaft, die oft bis in die Nacht hinein in frohester Laune spielte und herumtollte.

Eines Nachmittags, als Jifi Frau von Wöhring besuchte, lud diese sie ein, an dem Spiel, wie früher so oft, theilzunehmen. Und da die Spielenden größtentheils Bekannte Jifi's waren und sie aufs herzlichste begrüßten, nahm sie die Einladung mit heimlichem Entzücken an.

Es war schon ziemlich spät abends, als sie endlich, ange-regt und lebhaft wie schon lange nicht mehr, nach Hause eilte. Im Wohnzimmer sah die Baronin und bereitete Thee; die Abende waren trotz der heißen Tage schon kühl. Wendler, im beaumen, aber sehr eleganten Hausrock, ging raudend auf und ab, alle Augenblicke voll Unruhe ans Fenster tretend.

Als er sie endlich kommen hörte, warf er seine Cigarre bei Seite und lief ihr mit freudestrahlendem Gesicht entgegen. Jifi nickte ihm lächelnd zu und begann schon, während sie ihren Hut und die langen dänischen Handschuhe ablegte, zu erzählen. Da sie sich dabei ausschließlich an ihre Mutter wandte, als könne dies Wendler gar nicht interessieren, setzte sich dieser still auf einen Stuhl, mit den Augen jeder ihrer Bewegungen folgend.

Die Fröbens seien dagewesen, erzählte Jifi, Alice und Kurt, aber Martha natürlich nicht; diese plättete zu Hause Wäsche, so eifrig, als müsse sie den Glanz des alten Geschlechtes Fröben wieder auffrischen. Baron Kurt hätte diesen Wig gemacht, er sei ebenjo komisch wie früher.

Auch Herr von Maaren wäre gekommen, der furchtbar Höfliche, dem es unmöglich sei, jemand zu widersprechen. Einmal, — Jifi wandte sich nun doch an ihren Mann, denn die Baronin kannte die Anekdote, — hätte er sogar, als ihm ein oberflächlich Bekannter zu heirathen rath, geantwortet: „Das ist eine ausgezeichnete Idee von Ihnen! In der That, ich werde mir's überlegen!“ Daß er bereits 20 Jahre glücklicher Ehemann war und eine erwachsene Tochter hatte, verschwieg er aus Parteilichkeit, um den Herrn auf seinen Irrthum nicht aufmerksam machen zu müssen.

Lorenz Wendler lachte herzlich; aber ein trüber Schatten flog über sein Gesicht, als Jifi fortfuhr: „Ich soll durchaus morgen wiederkommen und Dich, Mama, unbedingt mitbringen. Alle senden Dir Grüße. Man war sehr nett gegen mich. Ueberhaupt, es war reizend; mir war gerade, als wäre ich noch . . . Uebrigens, Lorenz, Herr von Wöhring läßt Dir sagen, Du sollst wieder einmal mit zur Hühnerjagd kommen! Morgen Nachmittag vielleicht!“

Wendler drehte nervös an seinem Schnurrbart. Etwas in Jifi's Worten that ihm weh, verlegte ihn. Wie wortlos und ernst war sie sonst, und heute, weil sie mit den Jhren zusammen gewesen, diese strahlende Freude und Lebenslust!

Wie schon öfter, stieg wieder der Gedanke in ihm auf: Sie gehört nicht zu mir, sie fühlt sich fremd in unserem Heim! Und doch war es ein so trauliches Heim! Die ganze Wohnung so elegant und behaglich; alle Bequemlichkeiten einer verwöhnten Dame umgaben sie. Warum fühlte sie sich nun trotzdem bei den Aristokraten, — mit bitterem Neide dachte er sich's, — wöhrer, als an seiner Seite, in seiner Liebe?!

Jifi unterbrach ihr Plaudern und schaute einen Augenblick unachtsam vor sich hin. Dann stand sie auf und goß sich aus dem Theefessel, der seitwärts auf einem kleinen Tischchen stand, eine Tasse Thee ein. Endlich sagte sie, das Gesicht halb abgewendet, — denn sie fürchtete roth zu werden, — in gleichgültigem Tone: „Weißt Du, Mama, daß der Lieutenant Waldegg entlobt Bräutigam ist?“ Die Baronin schnellte von ihrem Sitz empor.

„Was? Entlobt? Hat sie ihn sitzen lassen? Das ist recht! Nun sitzt er zwischen zwei Stühlen. War er da? Hast Du ihn gesprochen?“

„Ja, er war da!“ Jifi wurde, wie sie gefürchtet, dunkelroth.

„Nun? Und —? Wie warst Du gegen ihn?“

Jifi wurde noch röther und warf ihrer Mutter einen zornigen Blick zu. Lorenz brauchte doch davon nichts zu wissen. Was fiel nur der Mama ein.

„Wie soll ich denn gewesen sein, Mama?! Wie immer natürlich! Er spielt übrigens ausgezeichnet Lawn-Tennis!“

Jetzt hatte die Baronin begriffen. Um ihr Versehen wieder gut zu machen, fragte sie harmlos, als wäre ihr die Sache ganz gleichgültig, nach den Einzelheiten der Entlobungs-Geschichte.

Jifi irrte sich aber, wenn sie glaubte, Wendler wisse von nichts. Ein Liebender sieht scharf, besonders ein eifersüchtiger Liebender. Er wußte, daß der Oesterreicher Jifi den Hof gemacht und sich dann glücklicherweise mit einer anderen verlobt hatte. Daß er jetzt wieder austauchte, — darin konnte Wendler nichts Beunruhigendes finden, um so weniger als Jifi den Offizier siederlich mit vernichtender Kälte behandeln würde.

Nur eins befremdete ihn. Wie konnte sie morgen wieder zu Frau von Wöhring gehen, jetzt, wo sie wußte, wen sie dort treffen würde!

Am anderen Tage ging Jifi mit ihrer Mutter wirklich wieder zu Frau von Wöhring. Als sie dort abends aufbrachen, erbat sich Lieutenant von Waldegg die Ehre, die Damen begleiten zu dürfen. Er wartete die Erlaubniß dazu gar nicht erst ab, sondern schickte den bereitstehenden Diener, trotz Jifi's Widerspruch, einfach weg.

Der junge Erbräutigam sah durchaus nicht niedergeschlagen aus; er drehte die seidnen Haare seines Schnurrbarts so unternehmend und siegesbewußt, wie früher.

Ein wenig war er ja in Verlegenheit gerathen, als Jifi bei der ersten Begegnung ihre großen Augen so sprechend, so unsäglich spöttisch auf ihn richtete; dann aber hatte er die Haden zusammengefaßt, sich all' seiner Erfolge bei den Damen erinnert und fröhlich mit ihr zu plaudern angefangen. Daß er sie dabei wiederholt Baronesse anredete, entschuldigte er damit, daß die „schredliche“ Thatfache ihrer Verbeirathung seinem Gedächtnisse immer wieder entschwände, weil die Gnädigste so absolut „mädchenhaft“ aussehe. Als Jifi selbst diese gewagte Bemerkung nur durch ein sarkastisches Lächeln beantwortete, wuchs sein Muth immer mehr; schließlich strich er und machte ihr mit einem Eifer den Hof, als läge nicht ein volles, inhaltsreiches Jahr zwischen der Zeit, wo Jifi sein Werben ernsthaft zu nehmen, das Recht hatte.

Es war eine wundervolle Mondnacht. Wendler hatte sich auf den Balkon gesetzt, rauchte und schaute die Straße hinunter, von wo seine Damen kommen mußten. Es ging schon gegen 11 Uhr, als er endlich Jifi's helles Kleid durch das Dunkel schimmern sah. Es waren drei Personen, die heraufkamen, — ein Wöhring'scher Diener mochte sie, wie gestern, begleiten.

Plötzlich sprang Wendler auf und beugte sich weit über das Geländer. Es war wohl nicht möglich, — und doch! Der österreicherische Offizier begleitete seine Frau!

Mit großen Augen starrte er den Ankommenden entgegen. Sein Mund verzog sich zu einem schmerzlichen Lächeln. Er hatte sich also geirrt, Jifi war gegen den treuloosen Verehrer nicht so hochmüthig, wie er vermuthet hatte. Sie war es nur zu Hause, nur gegen ihn.

Eine zornige Bitterkeit überkam ihn, wie in der letzten Zeit schon so oft, gegen sie und gegen sich selbst. Warum fand er nicht den Muth, seinem Zorn einmal Worte zu leihen? Jetzt zum Beispiel! Da kam sie an, am Arm dieses Menichen, der sie beleidigt hatte, und lachte so hell und fröhlich, wie sie zu Hause nie lachte. Bis herauf zu ihm drang es, das Lachen, und wer weiß, vielleicht galt es sogar ihm, dem Philtirer!

Jifi warf, als sie vor dem Hause anlangte, einen forschenden Blick zum Balkon hinauf, ohne den im Schatten stehenden Wendler zu sehen. Dann verabschiedete sie sich von ihrem Begleiter und sagte: „Auf Wiedersehen!“

Die Baronin fügte hinzu: „Sie müssen uns besuchen, obwohl ich Sie eigentlich absolut nicht leiden kann! Mein Schwiegerjohn ist viel charmanter als Sie!“

Wieder lachten sie laut über eine scherzhafte Erwiderung, die Herr v. Waldegg machte, und endlich fiel die Hausthür ins Schloß.

Als sie heraufkamen, fanden sie die Zimmer leer. Herr Wendler war noch in seinen Laden gegangen.

Und auch die folgenden Tage, wenn Jifi vom Lawn-Tennis-Spiel nach Hause kam, fand sie ihren Gatten nicht in den Zimmern. Er hatte jetzt so viel zu arbeiten. Und wenn er zum Mittagessen heraufkam, schaute er nachdenklich vor sich hin, sprach fast gar nichts und begnügte sich zu Jifi's größtem Erstaunen mit einem Kuß auf ihre Hand, während er sie sonst zärtlicher, als ihr lieb war, umarmt hatte.

Eines Mittags aber, — es waren schon sechs Wochen vergangen und Jifi verkehrte jetzt sehr viel in ihren früheren Kreisen, — wuchs ihr Erstaunen bis zur Bestürzung, ja Bestürzung.

Sie hatte sich gleich nach dem Mittagessen in das Garderoben-Zimmer begeben und kam gerade zurück, als ihr Gatte, der in Gesellschaft der Baronin noch eine Cigarette geraucht hatte, sich entfernen wollte.

„Lorenz,“ sagte sie zu ihm, „bitte, warte doch noch einen Augenblick! Ist Deine Zeit jetzt denn gar so kostbar?“

Wendler zuckte leicht mit den Achseln und blieb stehen, ohne zu antworten.

„Wie kleidet mich dieses Kostüm?“

„Gut!“ Er streifte sie mit einem müden Blick.

Jifi schüttelte in gemachtem Erstaunen den kleinen Kopf und lächelte spöttisch.

„Wirklich? O, wie mich das freut! Aber hoffentlich äußern sie bei den Wöhring's ihr Entzücken lebhafter, als Herr Wendler es zu thun beliebt!“

„Daran zweifle ich keinen Augenblick!“

„Lorenz!“ Jifi lief ihm, als er sich schon wieder der Thür zuwandte, rasch nach und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Ist Dir etwas, Lorenz? Du kommst mir so — so verändert vor!“

Sie hatte „kühl“ sagen wollen, unterdrückte es aber wieder. Das war ja lächerlich; sie wurde geliebt, wahnsinnig geliebt! Ein Blick von ihr genügte, um den guten, armen Lorenz zu beglücken, das hatte sie oft genug erprobt. Als wollte sie auch jetzt diese Probe machen, richtete sie ihre großen, grauen Augen mit sanftem Lächeln auf das ernste Gesicht ihres Mannes und schaute ihn fragend an.

Wendler wechselte die Farbe, aber sein Blick ruhte ernst und kalt in dem ihren.

„Verändert?! Ich glaube nicht! Ich bin leider noch immer derselbe! Es mühte denn sein, — er nahm die Hand von der Thürklinke und deutete auf seinen Hod, — daß der fehlende Knopf hier Dich irritirt! Das wäre mir sehr angenehm, denn seit fünf Tagen bitte ich umsonst, daß er angenäht wird!“

„Ah, wirklich? Sehr interessant! Soll ich ihn vielleicht annähen?“

„Wenn Du es kannst, warum nicht?“

Wendler war schon in seinem Laden, ehe Jifi sich von ihrem



Toilette für den Seestrand. — Beschreibung siehe Seite 155 der Moden-Nummer.

grenzenlosen Erstaunen erholt hatte. Was war denn das?! Seit wann hatte er sich so verändert? Sie begann sich krampfhaft, aber vergeblich. Lieber Gott, sie hatte sich stets so wenig um Lorenz gekümmert; es war ihr so gleichgültig gewesen, was er sagte und dachte, daß ihr der Umschwung in seinem Wesen gänzlich entgangen war.

So „überschwenglich“ freilich, wie früher, war er in der letzten Zeit nicht mehr gewesen, — aber eine Scene, wie diese, das war doch seltsam!

Selbst! Sie wiederholte es, indem sie vor den Spiegel trat und sich aufmerksam musterte. Ein reizendes Bild war es, das ihr entgegen schaute.

Seit das Trauerjahr um Herbert verstrichen war, hatten

Hifi und ihre Mutter die schwarzen Gewänder abgelegt; die Kammerjungfer mußte von morgens bis abends nähen, um die hellen Sommerkleider herzustellen. Hifi's Geschmack galt in der Gesellschaft als musterträchtig; sie verstand die schwere Kunst, sich individuell zu kleiden und nur das Kleidbare der herrschenden Mode, das für ihre Erscheinung Passendste für sich zu acceptiren.

Heute gerade trug sie ein selbst componirtes, besonders entzückendes Kostüm. Eng umspannte ein Rock aus feinstem weißen Tuch die mädchenhafte Gestalt! Ein Empire-Jäckchen aus gleichem Stoff schmiegte sich um die biegsame Taille, während ein Einsatz von goldgelber Seide in reichen Falten die Büste bedeckte.

Ja, ein reizendes Bild war es! Aber Lorenz hatte es

trotzdem nicht zu bemerken beliebt. Gut! Bei Währings würde es sicherlich gesehen werden! Ritt und fuhr sie doch jetzt fast täglich mit ihren Freunden aus, machte Picnics und Vergnügungen aller Art mit.

Der närrische Waldegg ging ihr auch keinen Schritt mehr von der Seite und bemerkte nicht, daß sie ihn nur zum Besten hielt.

Lorenz mochte also immerhin brünnig sein und launenhaft; sie würde sich darüber zu trösten wissen!

Selbst! Sie wiederholte es, indem sie vor den Spiegel trat und sich aufmerksam musterte. Ein reizendes Bild war es, das ihr entgegen schaute.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterlagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Meiner Enkelin zum 18. Geburtstag ins Gedächtnisbuch. Mein liebes Kind!

Nachfolgende Zeilen widme ich Dir zum heutigen Tage und wünsche von Herzen, daß sie Dir Segen und Nutzen bringen mögen: Wirft Du morgens gewedt, lasse dies nur einmal geschehen; sage Dir gleich, daß es Deine Pflicht ist, Dich an eine bestimmte Zeit zu gewöhnen, und Du wirst sehen: in kurzer Zeit wirst Du ohne Ruf wach.

Stehe mit dem festen Vorsatz auf, alle Deine Wünsche denen Deiner Eltern unterzuordnen, ihnen ohne Widerspruch zu gehorchen und auch das Dir Unangenehme mit freundlicher Miene zu vollbringen.

Bergiß nicht, dazu die Hilfe Gottes anzurufen, ohne die es für uns keine Beharrlichkeit und Festigkeit giebt.

Reide Dich rasch, aber peinlich sauber an, halte Dein Zimmer in tadelloser Ordnung und lege jeden Gegenstand stets an den einmal bestimmten Platz.

Sage Dir täglich, daß Selbstbeherrschung und Uneigennützigkeit in allen Lebenslagen die einzige Grundlage des Glückes bilden. Das Sprichwort, daß jeder seines Glückes Schmied ist, enthält meiner Uebersetzung nach viel Wahres und hat zur Voraussetzung in erster Linie wohl die oben genannten beiden Eigenschaften.

Gegen Deine Geschwister sei nachsichtig und gefällig. Hüte Dich, durch Unfreundlichkeit und Lieblosigkeit ein böses Beispiel zu geben. Bedenke, daß dadurch Dein Betragen doppelt tadelnswert wird und Du einen nie wieder gut zu machenden Fehler begehst.

Dein Benehmen gegen die Eltern schreibt Dir schon die Religion vor, abgesehen davon, daß wirklich kindliche Liebe alles thut, was den Eltern recht und angenehm ist. Nie lege Dich zum Schlafen nieder, ehe Du einen begangenen Fehler gegen sie wieder gut gemacht hast, bevor ein etwa herrschender Mißton zwischen Dir und ihnen beseitigt ist; denn Du weißt nicht, ob Du sie anderen Tages lebend wieder siehst und wie lange Du noch all ihre Liebe und Rücksicht genießen kannst. Es bedarf meistens nur eines freundlichen Wortes, einer wohlangelegten Entschuldigung, und alles ist wieder im Geleise.

Fülle Deine Zeit mit nützlicher Thätigkeit aus und erhole Dich bei schöner, das Gemüth bereichernder Lectüre. Bedenke, daß der Mensch ein verlorenes Leben führt, der nicht täglich an seiner Besserung arbeitet, und der es ohne Nutzen für seine Mitmenschen genießt. Wie schal und öde verläuft das Leben für einen solchen, wie wenig inneres Glück bereitet es demjenigen, der nur mit äußeren und oberflächlichen Genüssen seine Stunden ausfüllt, der bei allem, was er thut, nur herausrechnet, was für sein eigenes liebes „Ich“ dabei abfällt! Was bleibt solchem Menschen? Unbefriedigtsein vom Genossen, von allem Schönen und Guten, Menschenverachtung und zuletzt Ueberdruß am Leben.

Stellst Du einen Vergleich an zwischen Deinen Verhältnissen und denen anderer, die sich äußerlich besserer Lebensumstände erfreuen als Du, so erinnere Dich dabei immer des schönen Gedichtes von Gellert:

„Genieße, was Dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was Du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.“

Was Dir das Leben an Vergnügungen bietet, genieße so, daß kein Unbefriedigtsein in Dir zurückbleibt; bedenke auch, daß nur diejenigen jung an Geist und Körper bleiben, die sich mit Noth diesen Zerstreuungen hingeben.

Handelst Du so, wie ich es Dir in Vorstehendem ans Herz lege, machst Du dir zum Grundsatze, daß Arbeit und Pflichterfüllung unsere Hauptaufgaben sind, dann kannst Du einer glücklichen Zukunft entgegensehen, gleichviel, ob Du allein durchs Leben gehst, oder einen Mann kennen lernst, dem Du Dich aus vollem Herzen zu eigen zu geben vermagst. Daß letzteres der Fall sei, ist mein Wunsch, denn ich weiß aus Erfahrung, daß nur jenes Mädchen das große Loos gezogen, dem wirkliche Reizung und nicht äußerer Vortheil den Erwählten zugeführt hat. — Weißt Du ein edles Herz, das sich Dir entgegenneigt, dann halte es fest und stöße nicht ein Glück von Dir, das Dir schwerlich zum zweiten Male geboten wird. Es giebt nichts Bittereres, als sich sagen zu müssen, durch eigenes Verschulden sein Lebensglück unwiederbringlich verzerrt zu haben.

Und nun zum Schlusse, liebes Kind, lies diese Zeilen recht oft und aufmerksam durch, damit sie gute Früchte für Deine Zukunft bringen. Laß Deinen 18. Geburtstag einen Meilenstein in Deinem Leben sein und werde so, wie es von Herzen wünscht
Deine alte Großmama.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Die „Society of decorative Art“ in New-York. — Vor nahezu zwanzig Jahren gab New-York die Anregung zur Gründung der „Society of decorative Art“, einer gemeinnützigen Einrichtung zur Hebung künstlerischer Interessen und zur Unterstützung weiblicher Mitglieder der gebildeten Klassen, die durch Wechselfälle des Lebens auf eigenen Erwerb angewiesen sind. Ein fachverständiges Comité steht an der Spitze der „Society“. Die Anstalt, unter Leitung einer geborenen Deutschen, Mrs. S. G. Williams, besitzt ein eigenes Atelier, in dem Damen beschäftigt, und einzelne Stunden im Zeichnen, Malen und anderen Künsten, sowie in Handarbeiten jeglicher Art erteilt, oder Kurse von 6 bis 10 Lecturen gegen Entgelt abgehalten werden. Freien Unterricht erhalten Damen, die später der „Society“ als „Mitarbeiterinnen“ anzugehören wünschen; über die Aufnahme derselben hat das

Comité zu entscheiden. Dem Beispiel New-Yorks folgten noch andere Städte, und wenn jetzt auch fast überall ähnliche Vereine bestehen, so besitzt doch den weitest reichenden Einfluß die „New-York Society“, aus dem einfachen Grunde, weil sie, auf künstlerischer Höhe stehend, für sich selbst und ihre Mitglieder dauernd nach dem Edelsten und Besten strebt. Ungefähr 1000 Frauen aus allen Theilen Amerikas, zum Theil minder begüterte Damen aus den besten Ständen, zum Theil andere, deren einziger Erwerb in dem besteht, was ihre Kunstzeugnisse einbringen, senden ihre Arbeiten hierher zum Verkauf, und da die Kritik sehr streng gehandhabt wird, kommen nur Kunstwerke kleinen und großen Stiles zur Annahme. Nicht angenommene Arbeiten werden nur mit schriftlicher, genauer Angabe und gleichzeitiger Anleitung zur Verbesserung der Fehler zurückgegeben, sodas nie ein schroffes Ablehnen erfolgt, sondern fürsorglicher Unterricht auch den entfernt Wohnenden den Fortschritt in der Kunst erleichtert und somit bessere Leistungen befördert. Den größten Werth legt die „Society“, — nächst vollendeter Ausführung in Zeichnung und Farbe, — auf Eigenart in der Erfindung, ein Vorgehen, das ein allmähliches Wachsthum des nationalen Stiles fördert; denn trotz der ursprünglichen Anlehnung, hauptsächlich an englische Vorbilder, giebt es



Spannschachtel und Illuminations-Ballon mit Brandmalerei.

bereits einen „american style“, der mit voller Berechtigung seinen Namen trägt und auch über die neue Welt hinaus Beachtung verdient. In dem Modentheil vom 10. Novbr. 95 erschien eine Spannschachtel, in der Nummer vom 1. Decbr. 95 ein gestiftetes Scheren-Gtui, außerdem brachten wir im Beiblatt der „Illustrierten Frauen-Zeitung“ vom 1. April d. J. ein gleich den genannten Arbeiten aus der Abtheilung für Handarbeiten der „Society of decorative Art“ hervorgegangenes Kissen, das in seiner originellen Form, wie wegen der künstlerischen Ausführung allgemein Bewunderung erregte.

Putztränze-Geschäft. — In welcher Stadt Süddeutschlands oder Ost-Lothringens wäre die Errichtung eines Putztränze- und Stidgeschäfts erwünscht? Frau E. F. in S.

Schwarzwälderin (31). — Gehäkelte und Filet-Guirure-Einlässe bewähren sich recht gut. — Von den auf Ihre Frage eingelaufenen Antworten nennen wir Ihnen die Adressen von Fr. Hedwig Krausneck, Zwißel, Bayr. Wald, und Marie Prodwitz, Oberdorf in Allgäu, Zollstr. 312. Die übrigen stehen Ihnen nach Uebereinkunft Ihrer genauen Adresse zur Verfügung. D. Red.

Pfäzlerin u. a. (35). — Frau Juppitt, Dresden, Grunauerstr. 31, Inhaberin einer Agentur des „Augusta-Bazars“, ist bereit zu jeder näheren Auskunft. D. Red.

Pozsonvi. — Wir bedauern, Ihr freundlich eingesandtes Manuscript nicht verwenden zu können, und bitten um Ihre Adresse. D. Red.

Häusliche Kunst.

Brandmalerei. — Prophetische Seelen haben zwar schon vor ein paar Jahren gewußt, daß sich die Brandmalerei nicht lange mehr halten würde; indessen blüht sie unentwegt weiter, und wir finden und erfinden immer neue Gegenstände, die durch den Brennstift und einige Pinsel voll Farbe zu einem höheren Dasein geadebt werden. Auch die Verbindung der Brand-Contour mit Email-Ausmalung bringt überraschende Wirkungen hervor. Neben anspruchsvolleren Holz- und Lederbrand-Arbeiten sind augenblicklich ganz einfach kleine Spannschachteln, ein Satz aus vier Stück in einander, sowie große Tortenschachteln hoch beliebt. Der Deckel der kleinen Schachteln zeigt je eine große Blume auf leicht getöntem Grund; z. B. eine Sonnenblume auf grünlichem Blau, eine rote Aker auf Lichtgrün, oder auch kleinere Blüten, zum Ornament angeordnet u. Bei den Tortenschachteln, deren wir einige in der Nr. vom 15. März d. J. veröffentlichten, umrahmt man den Rand des Deckels gern mit leichten, schmalen Rococo-Schnörkellein, die sich über den Rand hinunter fortsetzen, oder man imitiert zierliches Gitterwerk, mit farbigen Blumenzweigen durchflochten, auch für den Deckel selbst. Der künstlerischen Phantasie bleibt es überlassen, andere originelle Verzierungen zu erfinden.

Eine sehr hübsche Verwendung finden die Spannschachteln in verschiedener Größe als Illuminations-Ballons. Die Vorlage zeigt einen Durchmesser von 14 cm bei 3 1/2 cm Höhe. Nachdem man in den Deckel eine 7 cm im Durchmesser haltende kreisrunde Oeffnung mit der Laubsäge geschnitten und dem Schachtelboden eine runde, etwa 3 cm hohe Blechhülse als Lichtträger fest eingefügt hat, klebt man als Ergänzung der Rundwände gefaltetes „Harmonica“-Papier, das sich auf 18 cm Höhe ausdehnen läßt, innerhalb des Deckels und Schachtelbodens fest. Der Deckel trägt außen einen beweglichen, durch Stift gehaltenen, 13 cm langen, 2 cm breiten Griff; zum Aufhängen dient gebogener Draht. Brennstift und Farben übernehmen die Decoration; entweder werden die Contouren auf weißem Grunde gebrannt und farbig ausge-malt, oder man spart die Zeichnung auf roth getöntem Grunde aus.

Das ungleiche Holz sorgt für die reizvollen Zufälligkeiten, die aber einem lecken Strich nicht schaden. Die Farben trägt man lebhaft auf und überstreicht das Ganze leicht mit Schellacklösung.

Auch die schwedischen Spantörbe (siehe Leserkreis vom 1. Decbr. 95) finden noch immer allgemeinen Beifall. Sie werden nicht über die Felder weg, sondern genau dem Flechtwert entsprechend, ausgeschmückt; das Mittelfeld zeigt immer eine Blume, — ein Stiefmütterchen, ein Chrysanthemum, — möglichst solche, die bei vielfacher Wiederholung auf den Feldern große Verschiedenheit zu zeigen vermögen. Die einschiffenden Felder werden braun gebeizt oder in einem feinen Ton mit Email gestrichen; der obere Rand darf eine Bordüre von den schräg liegenden Blättern der betreffenden Blume tragen; eine flotte Bandschleife am Hentel erhöht die Wirkung.

Die oben erwähnte Verbindung von Brand mit Aspinall-Lack wird auch zur Decoration von Kindermöbeln verwendet, die man in Spielwaren-Läden meist gelb lackirt erhält. Wo man brennen will, muß der Lack vorher mit Spiritus oder Glaspapier entfernt werden. Natürlich dürfen für die Puppenmöbel nur einfache, in der Art des Flach-Ornaments gehaltene Blumenformen zum Schmuck verwendet werden. Die Ausmalung geschieht mit dem bekannten Lack, von dem man sich die Grundfarben anschafft, die mit Zusätzen von Lackfarbe ins Endlose zu variiren sind. Hellgelbe Primeln auf Blaugrün, weiß und rüthliche Gänseblümchen (stark vergrößert) auf Mattgrün, weiße Margueriten auf Hochroth wirken gut. Hübsch ist's auch, wenn man nur den Grund mit Email ausmalt, und die Formen (japanische Motive sind hier empfehlenswerth) mit Nuancell-Farben leicht tönt, sodas sie ähnlich, wie discret gefärbte Holz-Einlagen wirken. — Als Motto für die Art der Ausführung möchte ich immer wieder empfehlen: „Groß, breit, einfach!“ Irene W.

Fürs Haus.

Triumph-Waschfaß. — Obwohl unseren Hausfrauen bereits unzählige, recht praktische Apparate und anerkannt gute Maschinen zur Verfügung stehen, um die mühevollte Arbeit des Waschens zu erleichtern, so lernte ich in dem Triumph-Waschfaß noch eine Verbesserung kennen, welche besonders jenen Anhängerinnen der alten rationalen Handwäsche zusagen dürfte, die bisher als einzig unschädliches Hilfsmittel das Waschbrett anerkannten. Die Vorzüge eines solchen theilt das Triumph-Waschfaß mit seiner waldhüttentüchtigen Reibfläche im Wannenboden, ohne den so äußerst nachtheiligen Druck desselben auf die Brust auszuüben. Die im Boden des Waschfaßes angebrachten Kanäle und Rinnen leiten das sich absehbende unsaubere Waschwasser ab, verhindern zugleich das Wiedereindringen desselben in die Wäsche und lassen auf diese Weise eine bedeutend schnellere und gründlichere Reinigung erzielen. A. G.

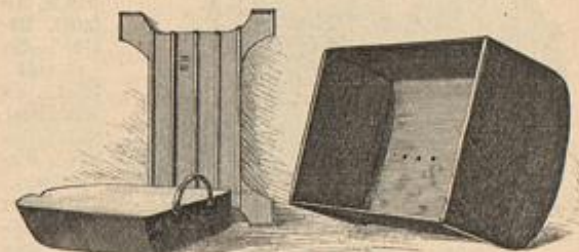
Tablets, Torten- und Huttschachteln aus Holz. — Als ein Erzeugniß russischer Industrie erfreuen sich neuerdings aus Weidenholz angefertigte, anscheinend unverwüthliche Gegenstände allgemeiner Beliebtheit: Tablets runder und ovaler Form, deren oben und unten 2 bis 3 cm überstehende Holzrand ihre Benützung auf beiden Seiten ermöglicht, runde Tortenschachteln, sowie besonders für die Reise äußerst empfehlenswerthe runde und ovale Huttschachteln. Durch einen mit Metallstiften versehenen Lederriemen, der zugleich den Deckel verschließt, ist die Handhabung der letzteren äußerst bequem; ihrer leichten Transport-Fähigkeit gefüllt sich noch der größte Vorzug aller Reise-Effecten, die vollste Wasserdrichtheit, hinzu. Junges Hausmütterchen Erika W.

Neue Bratvorrichtung für Gasherd-Platten. — Durch die wesentliche Preisermäßigung für Koch- und Heizgas hat dasselbe in fast allen größeren Städten eine allgemeinere Aufnahme gefunden. Seitdem verdanken wir der Industrie viele praktische Neuheiten, deren eine die Bratvorrichtung für Gasherd-Platten der Firma Schulz & Sadur, Berlin SW, Wilhelmstr. 121, mit dem anerkannt vortheilhaftesten Brennern (nach System Wobbe) ist.

Für Haushaltungen mittlerer Größe genügt eine Gasherd-Platte mit drei Brennern, von denen zwei



Brathauhe.



Bratvorrichtung für Gasherd-Platten.

verschiedener Größe sind, während der mittlere, ein Längsbrenner, sich bei sparsamstem Gasverbrauch für ovale Kochgefäße und andere Apparate eignet. Er erhebt u. a. in kürzester Zeit ein Bügel-eisen mit auslösbarem Holzgriff, dient in Verbindung mit einer Raffestrommel zum Rösten von Kaffee und bewahrt sich für einen verbesserten Grill-Apparat zum Rösten von Cotelettes, Beefsteak, Würstchen, Kostbeef u. a. m. ganz besonders.

Seine beachtenswertheste Verwendung findet dieser Längsbrenner in der neuen Bratvorrichtung, die mittelst einer eisernen Unterlegplatte und darüber gestülpten Brathauhe sofort in einen kleinen Bratofen verwandelt werden kann. Die Brathauhe, deren Obertheil eine Doppelwandung mit einzelnen, für den Abzug des Dampfes nöthige Oeffnungen zeigt, schließt sich über der Brat-

platte genau der Unterlegplatte an und nimmt die austretende Gluth der erhitzten Platte vollständig in sich auf; dieselbe genügt, um einen kleinen Braten bis zu 5 Pfd. zart, saftig und tabellos gebräunt herzustellen, bei einem Gasverbrauch von nur 2 1/2 Pfg. pro Stunde. Während man den Braten überzieht, wird die Brathäube an ihrem bequem handlichen Griff abgehoben und danach sofort wieder übergedeckt. Diese praktische Bratvorrichtung ist auch für Herdplatten mit runden Brennern verwendbar, jedoch nur auf dem größten derselben; sie erspart vollständig einen theuren Gas-Bratofen, ohne die Herdplatte zu beengern. A. G.



Verstellbarer Windleuchter.

Verstellbarer Windleuchter. — Auf dem Lande ist man nicht so glücklich, über Gas- und elektrische Beleuchtungs-Apparate verfügen zu können; die altvertraute Petroleum-Lampe versteht hier, nach wie vor, ihre Dienste, und immer noch muß die Stearinkerze ausbessern, wo geringe Helle zur Beschäftigung ausreicht. — Wir vom Lande sind nicht so anspruchsvoll, wie die Städter, darum möchte ich auch der Vorzüge meiner nicht mehr neuen, aber immer noch nicht weit genug bekannten Windleuchter gedenken, deren während des Sommers täglich mehrere bei uns im Gebrauch sind, und die sich aufs Beste bewähren. Zum Herumtragen sind die grünlackirten Stehleuchter aus einem Stück, mit Griff und Streichholz-Verhänger zu empfehlen. Auf meiner Garten-Terrasse habe ich zweitheilige ein- und mehrarmige Leuchter aus Nickelblech anbringen lassen, die auch als Stehleuchter Verwendung finden können; mir scheinen sie als solche jedoch nicht ganz sicher. Beide tragen auf federndem Halter innerhalb der Glocke aus mattem oder halbmattem Glase eine Stearinkerze, die, vom Zuge unberührt, ein ruhiges, nicht allzuhelles Licht giebt. Der Nickelblech-Leuchter besteht aus zwei in einander geschobenen Theilen, der 12 cm im Durchmesser haltende Scheibe, oder dem „Fuß“, nebst hohler Säulenhälfte, und dem hier einzuschubenden, oberen Säulenthelle mit Licht- und Ruppelträger; das Ganze mißt, wenn ineinander geschoben und aufrecht stehend, etwa 40 cm in der Höhe. Ein einfacher Mechanismus verwandelt den theilbaren Stehleuchter in einen Wandleuchter. „Fuß“ und halbe Säule werden dadurch zum „Arm“ und sicheren Lampenträger. Frau P. E.

Strahlfedern zu färben. — Zuerst legt man die Federn 24 Stunden in Sodawasser (ungefähr 1 Schloßel Soda auf 2 l Wasser); das Wasser muß leicht erwärmt sein, kann aber mit den Federn erkalten. Nach Verlauf von 24 Stunden löst man Anilinfarbe in Wasser oder Spiritus, thut davon etwas in ein Gefäß mit lauwarmem Wasser und legt die Federn auf kürzere oder längere Zeit hinein; je nachdem man sie heller oder dunkler färben will; soll die Farbe besonders kräftig werden, so erhitzt man die Flüssigkeit, wenn nöthig bis zum Sieden. Ein geringer Zusatz von Gremor tartari erzielt eine kräftigere Färbung. Die Federn können selbst 2-3 Tage in der Farbe bleiben, helle Federn nehmen jedoch schon nach 10-20 Minuten genügend an. Sobald die richtige Farbe erzielt, wird die Feder in kaltem Wasser gespült, dann mit einem Tuche gut ausgedrückt und auf einer großen flachen Schüssel in Kartoffelmehl trocken gerieben, ein Verfahren, das nur einige Minuten dauert. Schwarz gefärbte Federn spült man in lauwarmen Lauge von grüner Seife und trocknet sie dann ebenso. Fr. Sch.

Natur-Wollwäckerel. — Es gereicht mir zur Freude, meine Mitleserinnen auf die großen Vorzüge dieser neuen Art der Reinigung von Wollstoffen aufmerksam zu machen, die ich auf Anregung der Notiz im „Vestretise“ vom 15. Jan. 96 versuchte, und von der ich nur sagen kann, daß sie in jeder Weise befriedigende Resultate ergeben hat. Ich habe sämtliche Wollstoffen, Bettdecken u. vor dem Fortpacken für den Sommer von den Geschwistern Krause in Schöneberg b. Berlin, Colonnenstr. 5, pt., reinigen lassen und jetzt wieder Tenniskleider, Jagd- und Offiziers-Beinkleider so tabellos sauber zurück erhalten, daß ich die Anstalt aufs wärmste empfehlen möchte. Frau v. M.

Obstkorb mit Krystall-Einsatz. — Zum Serviren für frisches Beerenobst bietet sich ein zierliches Tafelgeräth aus oxydirtem Neusilber, die Imitation alten edten Silbers in Form eines Korbes. Der gestielte, niedere Rand umgiebt eine runde Metallplatte, die, von hohem Gentel gehalten, eine tiefe Glashale aufnimmt. A. G.



Obstkorb mit Krystall-Einsatz.

Poudre texienne von G. Ruffaut, Paris. — Wo es nicht lohnt, ein Kleidungsstück, besonders Kinderkleider, um einiger Flecke willen einer chemischen Reinigungsanstalt zu übergeben, empfiehlt sich der Poudre texienne als ganz vorzüglich. Derselbe besitzt die Eigenschaft, alle Schmutzflecke sofort zu entfernen und dem Kleidungsstück bei nur einmaliger Anwendung ein vollkommen neues Aussehen zu verleihen. Man trägt den Puder mit einem wollenen Lappen auf, reibt über die Flecke hin und bürtel dieselben nachher mit einer ganz feinen neuen Bürste ab. D. Red.

Zinngießer. — Könnte jemand mir die Adresse eines geschickten Zinngießers mittheilen, der aus gesammeltem Zinn (Flaschenkapseln u.) Gefäße und andere Geräthchaften herstellt? Gertrud.

Stagen-Dampfstopf. — Hat eine Mitleserin den Stagen-Dampfstopf, wie er in Nr. 8 dieses Jahrgangs empfohlen wurde,

und wie ich ihn schon vor einem Jahre im Handel sah, erprobt? Würde sie mir gütigst das Resultat mittheilen und ob die einfachen Mahlzeiten für 2 Personen auf einem Petroleum-Herd bereitet werden können? A. Th. in Cassel.

Rita in West-Preußen. — Die Erneuerung beschädigter Spitzen-Garnituren an Porzellan-Figuren übernimmt nur diejenige Fabrik, welche dieselben angefertigt hatte. Der Preis einer derartigen Reparatur ist aber so hoch, daß dafür eine neue Figur zu kaufen ist. — Die innere Zinkbekleidung der Eischränke reinigt man durch Scheuern mit heißer Sodalauge und Sand; genügt das nicht, muß verdünnte Schwefelsäure zum Scheuern verwendet und gut nachgespült werden. A. G.

Anna in A. (20). Als haltbaren Kitt für Marmor möchte ich Ihnen einen Brei aus fein gestohlenen ungelöschten Kalk und Eiweiß empfehlen. Es darf nur wenig Brei auf einmal angerührt werden, da derselbe äußerst schnell erhärtet. Man bestreicht den Marmor an den Bruchstellen leicht mit der Mischung, drückt die Stücke auf einander, entfernt den etwa hervorquellenden überflüssigen Kitt sorglich mit trockenem Lappen und läßt die gekitteten Gegenstände einige Tage unberührt trocknen. Emma U., Haag. Nach eigener Erfahrung kann ich Fensterlitt als bestes Bindemittel für Marmor empfehlen. Ich strich denselben etwa Messerrücken-dick zwischen die zu verbindenden Theile, drückte diese fest zusammen und ließ sie unberührt bis nach vollständigem Trocknen. Bei jahrelangem täglichen Gebrauch eines Waschtisches hat sich diese Verklittung als durchaus haltbar bewährt. Eine Abonnentin am Rhein.

Küche.

Warme Hühner-Pastete auf englische Art. — Dieser in England sehr beliebte „Chicken-Pie“ ist äußerst schmackhaft und kräftig und verdient mit Recht auch in unsere Küchen eingeführt zu werden. Eine Pie-Schüssel ist mit gefalzenem Blätterteig auszuliegen, worauf man die Stücke von 2 jungen Hühnern einschichtet, abwechselnd mit einer Lage roher Schinkenwürstchen und einer Schicht feiner pikanter Kalbfleisch-Farce, bis die Schüssel gefüllt ist. Dann gießt man etwas kräftige Fleischbrühe darüber, deckt den Teigdeckel darauf, drückt die Ränder fest zusammen und bestreicht den Pie mit Eigelb. Während der 2 Stunden, in denen der Pie im Ofen bei mäßiger Hitze bäd, lockt man die Mägen, Herzen und Lebern der Hühner in Brühe mit Kräutern, Wurzelwerk und Salz ans, hebt den Teigdeckel von dem fertigen Pie ab, gießt die Brühe darüber und legt den Deckel wieder auf. Der Pie wird in der Schüssel servirt, worin er gebakken ist. A. G.

Champignons à la bordelaise. — Einige fein geschnittene kleine Chalotten oder Zwiebeln röstet man in einer Pfanne in Öl und giebt dann die Pilze hinzu, die man vorher puhte, in heißem Wasser abwascht, abtropfnete und in Streifen schnitt. Alsdann fügt man ein Stück Butter, Salz und Pfeffer nach Geschmack, und einen Schloßel voll Madeira hinzu und läßt das Ganze braun dünsten. G.

Eßbare Pilze. — Während der Ferien bei größeren Excursionen, wie auch bei längerem Landaufenthalt hat man häufig Gelegenheit, zu beobachten, welche Fülle der herrlichsten Pilze unbeachtet in Feld und Wald stehen bleiben, weil die Mehrzahl der Passanten sie nicht kennt und fürchtet, giftige Sorten statt der eßbaren zu sammeln. Die Unterscheidungs-Merkmale der Pilze kann man sich bald zu eigen machen mit Hilfe der kleinen, sehr empfehlenswerthen Schrift: „Unsere wichtigsten eßbaren Pilze. Eine Anleitung zur sicheren Erkennung der bekanntesten eßbaren Pilze nebst Angabe ihrer gebräuchlichsten Zubereitung.“ Von Georg Poppendorf, Realchullehrer. Mit 12 nach der Natur aufgenommenen Zeichnungen. Verlag von Robert Dppenheim (Gustav Schmidt) Berlin. Preis 30 Pf. Das kleine Heft zeichnet sich durch naturwahre Abbildungen, verständliche Ausdrucksweise und übersichtliche Gruppierung der verschiedenen Pilzarten aus; seine Verbreitung dürfte dazu beitragen, daß die ebenso schmackhaften, wie der Gesundheit zuträglichen Pilze mehr Eingang finden, zumal auch ihrer Zubereitung gedacht ist. Erwähnt sei noch, daß die Verlagshandlung bei Bezug von ganzen Partien, für Schulen u., eine Preisermäßigung eintreten läßt. G. F.

Gärtnerei.

Fensterichmud. — Ein gewöhnlicher großlöcheriger Badeschwamm wird gebrüht und an eine Schnur oder ein Band befestigt. In die Poren steckt man Samen von Vergiftmeinnicht, Weiden, Stiefmütterchen oder feinen Gräsern. Hängt man den Schwamm an das Fenster und trägt Sorge, daß derselbe alle Tage einmal angefeuchtet wird, so spritzen bei gelindem Wetter schon in acht Tagen nach allen Seiten junge Pflänzchen hervor, die bald den ganzen Schwamm verfüllen; bei fortgesetztem Feuchthalten kommen auch bald Blätter und Blüthen zum Vorschein. Eine ganze Anzahl solcher verschieden großer Kalle auf eine Schnur gereiht und an beiden Seiten eines Fensterklügels befestigt, bildet einen hübschen Zimmereschwamm. Ich wählte für die Mitte einen besonders großen Schwamm, in den ich nur Vergiftmeinnicht-Samen streute. Zu beiden Seiten befestigte ich kleinere Schwämmchen, mit Grassamen besetzt, daneben einen Reichenball, der köstlichen Duft im Zimmer verbreitet; den Schluß bildete an jeder Seite ein mit Stiefmütterchen besetzter Schwamm. An dem Mittelschwamm befestigte ich einen kleineren, mit Vergiftmeinnicht und zierlichem Gras besetzten. Sind die Pflanzen verblüht, so brüht man den Schwamm tüchtig ab und trocknet ihn an luftigem, sonnigem Orte. Meine Schwämme

gebrauche ich nun schon zum fünften Male, da ich sie jedes Jahr zweimal bepflanzt; ich denke mir, an Kelly B.'s „imitirten Buhenscheiden“ (siehe die Nr. vom 10. Novbr. 95) muß solche Guirlande reizend wirken. G. J.

Frau Consul D., Heidelberg. — 1) Guffpäne sind die beim Beschlagen der Pferde abfallenden Späne, die man zerleinert der Erde beimischt. Hornspäne aus Drechslerreien, oder in Düngerhandlungen erhältliches Hornmehl thun die gleichen Dienste. Derartige Dünger dürfen nur in verschwindend kleinen Quantitäten der Erde beigemischt werden. — 2) Von Pfingsten bis zum Herbst können Sie die Azaleen in den Garten stellen, aber nur an eine ziemlich sonnige Stelle. Die Töpfe werden hier bis fast zum Rand in die Erde eingegraben. Die Erde in den Töpfen muß immer gleichmäßig feucht gehalten werden. W. G.

Frau B. Berten. — Es ist nicht leicht, Ameisen von den Obstbäumen abzuhalten; am besten geschieht dies, wenn man um jeden Stamm dicht über dem Boden einen Papier-Ring legt und denselben mit Brumata-Wein bestreicht, der in allen Samenhandlungen erhältlich ist. Wollen Sie die Ameisen im Garten möglichst vollständig austrotten, so müssen Sie die Nester auffuchen und dieselben mit kochendem Wasser oder Petroleum begießen. Unbedingt schädlich werden Ameisen nur zeitweise durch das Anlagern süßer Früchte; im übrigen aber bringen sie durch das Vertilgen kleiner Insecten einen nicht geringen Nutzen. W. G.

Frau A. B., Frankfurt a/Main. — Alpenveilchen, die zu Weihnachten geblüht haben und jetzt vollständig weilt ausgehen, sind auf jeden Fall sehr krank. Vielleicht ist die Knolle faul, vielleicht sind die Wurzeln vertrocknet; in beiden Fällen haben die Pflanzen keinen Werth mehr. Das Alpenveilchen zieht nicht nach der Blüthe ein, es muß bis zum Frühling kühl, frostfrei und mäßig feucht gehalten werden. Die Ruhe-Periode tritt im April oder Mai ein; die Wälder trocken dann ab, die Pflanze wird trockener gehalten und späterhin schattig ins Freie gestellt. Völlig trocken darf das Alpenveilchen auch in der Ruhezeit nicht gehalten werden, da die Wurzeln selbst dann noch lebensfähig bleiben. Zeigen im August die Knollen wieder neues Leben, so werden sie in eine Mischung von Laub- und Mistbeet-Erde mit Sand verpflanzt und hierauf ans helle Fenster gestellt. W. G.

Allgemeines.

Hängefisch mit Rückenlehne. — Klappstühle, Hängematten für den Garten oder für Ausflüge besitzen wir in Fülle; was mir bei meinen Waldspaziergängen aber stets fehlte, war ein leichter transportabler Sitz mit Lehne, der unterwegs möglichst wenig belästigt. Mein selbstausgebachtener Hängefisch nun kann in kleiner Hand- oder Plaid-Tasche getragen werden und bietet, gleich einer Hängematte an zwei beliebigen Baumstämmen befestigt, das denkbar bequemste Ruheplätzchen. Die Herstellung ist



Gestickter Hängefisch mit Rückenlehne.

höchst einfach. Ein Stück Drell von 1 m Länge und an jeder der 40 cm messenden Schmalseiten mit so breitem Saum versehen, daß man je eine kräftige 3/4-4 m lange Hanfschnur hindurchleiten kann. Ein 30 cm von dem einen Endsaum entfernt aufgesetztes 2-3 cm breites, recht festes Leinenband giebt Raum zum Durchziehen einer dritten Schnur, wodurch die ganze Stofflänge in Sitz und Lehne getheilt wird. Der gern Handarbeit macht, kann auch Leinen-Ganevas mit Kreuzlich besticken, den Streifen mit kräftigem Leinen füttern und den Sitz vorn mit geknüpfter Franze abschließen. Dann empfiehlt es sich aber, durch Abnäher an den Seiten des Sitztheils dünne Eisenstäbchen zu schieben, die das Zusammenklappen verhindern. Freilich wird der „Hängefisch“ dadurch wieder etwas schwerer und unbequemer zu tragen. Der meine ist ganz einfach und hat sich bereits zwei Sommer hindurch aufs Beste bewährt. Ich ziehe ihn einer Hängematte vor, denn er ermöglicht, in bequemer Stellung zu lesen, sich mit Handarbeit zu beschäftigen, ja selbst zu stizziren. G. E.

Internationale Ausstellung für Amateur-Photographie. — Unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich wird in den Räumen des neuen Reichstags-Gebäudes zu Berlin von Anfang September bis etwa Mitte October d. J. eine internationale Ausstellung für Viehhaber-Photographie stattfinden, die sich bereits allseitig regen Interesses erfreut. Hat doch gerade die Photographie in jüngster Zeit, — sowohl auf künstlerischem wie wissenschaftlichem Gebiet, — eine so hohe Bedeutung gewonnen, daß auch dem Amateur keine günstigere Gelegenheit zur Darbietung seiner besten Erzeugnisse, keine bessere Anregung zu weiterer Förderung seiner Thätigkeit geboten werden kann, als eine öffentliche Ausstellung. Im Anschluß hieran sind wissenschaftliche Vorträge und Projections-Abende in Aussicht genommen. Erwünscht ist möglichst frühe Einbringung von Ausstellungs-Gegenständen; nach dem 20. August findet keine Aufnahme mehr statt. Dem Ausschuss gehören auch zwei Damen an: Frau Alma Lessing, geb. Marschall von Bieberstein, und Marie Grafin von Oriola. Prospekte durch den Schriftführer, Herrn Director Schulz-Pendke, SW, Königgrüßerstr. 90, Lette-Haus. D. Red.

Verlagsankunden: Illuminations-Ballons, auch mit Verzierung: H. E. Riemann, W. Steglitzerstr. 4. — Triumph-Baustab (in drei Größen): Emil Augustin, vorm. Paul Schimpf, W. Postdamerstr. 9. — Tablets, Torten- und Gutscharteln, Obstkorbe: F. Rabdoff & Co., W. Leipzigerstr. 11. — Windleuchter: G. Hirschwald, Hohensteiner-Straße, W. Leipzigerstr. 117/118. — Poudre texienne (die Schachtel 40 u. 70 Pfg.): Baby-Bazar, W. Leipzigerstr. 115.



Wachdruck verboten.

Baronin Fifi.

Roman von Mary Nisch in Berlin.

(7. Fortsetzung.)

In Gilbert's Laden stehen große messingbeschlagene Koffer, deren Deckel bereits zurückgelegt sind, um den Inhalt zur allgemeinen Ansicht zu bringen. Herr Gilbert ist vom Magazin geholt worden und harret nun gespannt der Dinge, die da kommen sollen. Um dies bequemer abmachen zu können, hat er sich auf den Ladentisch geschwungen und stützt die Beine auf den Rand eines der Koffer, — eine Ungenirtheit, welche der Herr vor ihm mit heimlicher Entrüstung zu bemerken scheint; denn dieser hat die Stirn ein wenig ärgerlich gerunzelt. Eine sehr schöne, gelbliche Stirn unter prachtvollem tiefdunkelblauem Haar, durch das ein unerhört gerader Scheitel gezogen ist. Auch der lange Badenbart glänzt in dieser prachtvollen Schwärze, und es ist kein Wunder, daß der Besitzer eines solch kostbaren Eigenthums die Gewohnheit angenommen hat, fortwährend mit seiner schneeweissen, überaus wohlgepflegten Hand, an welcher zufällig auch ein großer Brillant blüht, darüber zu streichen.

Dieser schwarzhaarige Herr, dessen Anblick die Vermuthung nahe legt, daß kürzlich eine männliche Schönheits-Concurrenz stattgefunden, und er den Preis davongetragen habe, ist Monsieur Charles Duval, oder, wie er bei Gilbert's heisst: der „französische Blumen-Weisende“.

Monsieur Duval reist ausschließlich mit Ball-Bouquets und Guirlanden feinsten Qualität und kommt regelmäßig anfangs November nach L. Sind die Bestellungen gemacht, so treffen vierzehn Tage später die Sendungen punklich zu Beginn der Saison ein.

Zunächst erduldet man noch die Qual der Wahl, und Herr Gilbert steht, umgeben von seiner Frau, Fräulein Marie, Fräulein Lina und Fräulein Betty, — Herrn Wegner nicht zu vergessen, der stets hulfsbereit herbeisturzt, so oft Mustertoffer abgeladen werden, — vor den Erzeugnissen des raffinsten französischen Geschmades.

Auf dem Ladentisch liegen die zarten Gewinde ausgebreitet und sehen so natürlich aus, daß Herr Wegner kaum der Versuchung widerstehen kann, seine Nase, — „Kartoffelnase“, wie Betty denkt, — darauf zu druden und ihren Duft einzuathmen.

Da liegen halb erblühte Moosrosen mit Thautropfen darauf, als wären sie in köstlicher Morgenfrühe jetzt eben vom Strauch geschnitten; daneben voll erblühte Rosen, deren äußerste Blätter schon langsam zu welken beginnen, als hätte sie der Hauch eines Kusses mit seiner Gluth verjagt, mattfarbene Chrysanthemem an langen Stielen, Fliederzweige, auf deren Blüthen keine Goldklafer krabbeln, und lange Lehrenbuschel, aus denen man Körner fallen zu sehen vermeint.

Ja, eine wahre Pracht! Und theuer! Herr Gilbert ist noch sehr unentschlossen, was er nehmen soll. Monsieur Duval räth ihm, um die Sache abzukürzen, bald zu diesem, bald zu jenem. Da es aber immer das Kostbarste ist, lehnt der misstrauische Geschäftsmann gerade das Empfohlene ab. Herr Gilbert wird nämlich jedes Mal übers nervös, wenn ein Reisender seine Muster vorlegt. Die Schwierigkeit, so in aller Eile aus einer Unmenge Artikel gerade das auszuwählen, was für die Kundenschaft paßt und noch nicht vorräthig, doch modern und zugleich geschmackvoll ist, läßt ihn ein wenig den Kopf verlieren. Ganz besonders nervös aber macht ihn Monsieur Duval's Lächeln! Dieses Lächeln, das so deutlich ausdrückt, daß er es zu hören meint: „Welch ein Kleinladler!“

Frau Gilbert ist nicht minder in Unruhe und beweist dies dadurch, daß sie jede einzelne Blume zwischen ihre etwas allzu schlanken Finger nimmt, sie sorgsam betrachtet und ebenfalls „wunderschön“ findet, soda füglich alle hätten bestellt werden müssen.

Fräulein Marie und auch Lina sind mehr damit beschäftigt, über die feurigen Blicke des schwarzen Herrn zu errothn und sich möglichst grazios über die Blumen zu beugen, als eine Auswahl zu treffen.

Herr Gilbert steht insolge dessen hulfs- und rathlos unter den Seinigen, und es ist ihm nicht zu verdenken, daß er plötzlich den armen Wegner, der ahnungslos Fräulein Betty etwas ins Ohr tuschelt, mächtig anspricht und ihn bittet, doch wenigstens fünf Minuten den Mund zu halten.

Endlich aber ist die Wahl doch getroffen. Monsieur Duval's Lächeln ist weniger ironisch, als er seine Muster wieder einpackt, und Herr Gilbert geht, seine Stirn trockenend, in das Magazin zurück. Frau Gilbert murmelt noch, zu dem Reisenden gewandt, ein paar verbindliche Worte, concentrirt sich unter freundschaftlichem Lächeln nach rückwärts und schluft, froh, einer längeren Unterhaltung mit dem Pariser Herrn ubersoben zu sein, schnell zur Hintertür hinaus.

Nach dem Hintergrund zieht sich auch Betty zurück, und als Wegner sieht, daß die beiden anderen Fräulein mit dem Franzosen schwatzen und lachen, folgt er ihr. Sie setzt sich an das Fenster und schaut in den Hof hinaus, wo Rosa, die nun immer bleiche Rosa, einen Krug unter die Dachrinne stellt, um für Frau Gilbert's Toiletten-Tisch Regenwasser abzufangen; denn es regnet schon seit dem frühen Morgen, und dazwischen schneit es, soda ein richtiger Matsch daraus wird.

„Schon wieder Winter!“ sagt Betty und frostelt ein wenig zusammen.

„Schon der zweite, den Sie hier sind!“

„Ja, wahrhaftig! Es wundert mich, daß ich Ihre Nae so lange gesund ertragen habe!“

Es ist dies der Ton, in dem sie fast stets zusammen sprechen, und Betty schlägt ihn, wie immer, zuerst an.

„Diesen Winter müssen wir aber zusammen tanzen! Sie dürfen sich nicht wieder so zurückziehen!“ erwidert der Wegner, ohne die Herausforderung anzunehmen.

Betty giebt den Angriff nicht so schnell auf. „Können Sie denn überhaupt tanzen? Ich hätte gedacht, Sie wären zu dick!“

„Zu dick?“ Wegner ist sprachlos. Seine Taille, die nicht so ganz dem griechischen Ideal entspricht, ist seine schwache Seite. „Sie sind wirklich sehr liebenswürdig, Fräulein, daß Sie sich so für mein Neuhieros interessieren!“ sagt er gereizt. „Ich muß sagen, ich habe noch nicht gesehen, ob Fräulein schlank sind, oder das Gegentheil. Ich vermuthete aber schlank, denn bei Leuten, die so scharfe Zungen haben, schlägt selten etwas an!“

Da hatte sie's! Aber wie furchtbar lag er. Wie viel tausendmal hatten seine Augen mit bewundernden Blicken die zierliche, mollige, entzückende Gestalt in ihrem knappen Kleidchen umfaßt und sie bezaubernd gefunden! Und wie gern hätte er ihr dies gesagt; aber sie gab ja keinen Frieden!

„Fräulein Betty, sind Sie böſe?“ flüsterte er nach einer kleinen Pause neuervoll, da sie ihm die Boheit nicht zuruckzahlte. „Ich? Ach, du lieber Gott! Was ist mir Betuba?“

„Hu, wie gebildet sind Sie!“

„Natürlich! Ich war ja oft genug im Theater! Mit meinem Bräutigam!“

„Mit — mit wem?“

„Na, mit meinem Bräutigam! Oder meinen Sie, mich will keiner?“ Betty sagte es in dem schnippisch scherzhaften Tone, wie sonst; als sie aber aufschaut und ihm triumphirend ins Gesicht lacht, erschrickt sie. Herr Wegner ist blaß bis in die Lippen und athmet schwer. Trotdem zwingt er sich zu einem Lächeln.

„Sie scherzen natürlich, Fräulein Betty, nicht wahr?“ Betty zögert. Aber nein, er soll sich ärgern! Jetzt ist die Zeit der Rae!

„Ich scherze nicht, durchaus nicht!“

„Sie wären wirklich verlobt?“

„Freilich!“

„Auf Ihr Wort?“

Betty zögert wieder einen Augenblick; dann sagt sie: „Aber natürlich, auf mein Wort!“

Herr Wegner vergißt, daß Frauen ihr Wort zuweilen mit lächelnder Ruhe für einen kleinen Triumph geben können und glaubt ihr, glaubt der kleinen Lügnerin so fest, daß sich sein Herz schmerzlich zusammenzieht und hinter den Gläsern seines Kneifers etwas Feuchtes aufsteigt.

Er war ja einig mit sich gewesen, endlich einig nach funfzehnmonathlicher Pruung, und wartete nur noch die passende Stunde ab, um ihr seine Liebe zu gestehen. Und er glaubte, auch ihrer Liebe gewiß zu sein. Aus tausend Beobachtungen hatte er sich's zusammengereimt. Und wie hatte er sich schon alles ausgemalt, wie er um sie anhalten und ihr den ersten Kuß geben würde. Und wie er besonders dies Herrn und Frau Gilbert sagen würde. Seinen Eltern hatte er sogar schon von ihr geschrieben und ihnen Andeutungen gemacht, und jetzt war alles, alles zu Ende! Sie hatte bereits einen Bräutigam und hatte es die ganze, lange Zeit verschwiegen, hatte es verschwiegen, obwohl sie sah, daß er sie liebte!

Aber sagen mußte er es ihr wenigstens noch, sonst erstickte er daran.

„Sie wissen jedenfalls nicht, Fräulein Betty,“ — die Worte drangen muham und erstickt zwischen seinen Lippen hervor, — „Sie wissen jedenfalls nicht, daß Sie ein Unrecht begangen haben?! Ein großes Unrecht! Denn ich hab' Sie sehr, sehr lieb gehabt, und gerade heute oder höchstens morgen wollte ich's Ihnen sagen, wollte Sie bitten, meine —“

Er brach plötzlich ab. Das braune Köpfschen vor ihm wurde undeutlich; seine Fassung schwand. Und da er nicht wie ein kleiner Junge losheulen wollte, zog Herr Wegner es vor, hinter der ihm nächstliegenden Thür zu verschwinden, ohne den Satz zu vollenden.

Die kleine Sünderin war nicht wenig verbluft. Diese Genugthuung hätte er haben können! Ganz geknickt war sie! Aber was half das? Er war fort, und sie hatte das Nachsehen und mußte still sein, um von Lina und Marie nicht noch ausgelacht zu werden.

Während sich dieses Drama abspielte, flattert in dem Hause nebenan die kleine Baronin umher wie ein aufgeschrecktes Vögelchen. Sie trägt ein weisfeidenes Tuch um den Kopf, aus dem das verweilte Kindergesichtchen lustig hervorlacht, und fliegt von einem Zimmer ins andere, im höchsten Discant Befehle ertheilend. Sie ist in ihrem Element, und Fifi hatte vollkommen recht, als sie ihrem Gatten, nachdem sie ihm die Nothwendigkeit einer Abendgesellschaft klar gemacht, mit der Versicherung tröstete, er und sie hätten gar nichts damit zu thun; Mama mache alles.

Sie machte wirklich alles, von den Einladungskarten bis zu den kleinsten Einzelheiten des Soupers, das zwar nur klein, aber von ausgefeiltesterem Geschmack sein sollte. „Besonders gut“ müsse es sein, sagt die Baronin zu ihrem Schwiegerjohn, ganz „besonders fein“, um den Leuten zu zeigen, daß auch Herr Wendler verstehe, ein Haus zu machen, so gut wie sie.

Lorenz Wendler's Gesichtsausdruck ließ allerdings darauf schliefen, daß dieser Ehrgeiz ihm fern liege; aber das kümmerte die lebenslustige, kleine Dame nicht. Wendler war ja jetzt immer brummig und gar nicht mehr so nett, wie früher. Man mußte ihn wirklich einmal ernsthaft ins Gebet nehmen und ihn fragen, was er habe. Heute aber konnte man sich nicht darum kümmern, und auch um die Launen Fifi's nicht, die schon den ganzen Morgen trubsinmig am Fenster saß und in den Regen hinausstarrte.

Es regnete. Der dicke Baermeister, — „der Wienerba“ hieß er, weil er anno Dazumal drei Jahre in Wien gelernt, — hatte schon beim Morgengrauen gesehen, daß es heute den ganzen Tag giehen würde. Er verstand sich darauf, denn seit vielen Jahren trat er nach seiner Nacharbeit, vom Badofen weg, vor die Hausthür und sog die milde Morgenluft ein, ehe er sich schlafen legte.

Auch die Dienstmädchen die noch schlaftrunken mit ihren Einern an die Brunnen kommen, — denn in L. hatten noch nicht alle Häuser Wasserleitung, — schauten mißbilligend zu der weißlichen Volkensdecke empor und zogen eine Grimasse.

Es fing auch schon zu tropfen an, ehe sie noch vom Brunnen in die Häuser zurückgelangen, was freilich ziemlich lange dauerte, denn ihre Herrschaften besaßen ein erbedliches Sündenregister.

In langen Strähnen regnete es, richtige Bindsaden, einen neben dem anderen, soda keine Tropfen zu unterscheiden waren. „Trostslos!“ dachte Fifi in ihrem behaglichen Lehnstuhl hinter dem Fenster und sah recht ärgerlich aus.

Es war schon Mittag, und noch immer regnete es gleichmäßig fort, nieder auf zwei Wanderer, die müden, langsamen Schrittes die Landstrafe dahierzogen, noch weit von ihrem Ziel entfernt.

Sie gehörten nicht zusammen, die beiden. Der eine, Jüngere, war über die österreichische Grenze herüber gekommen, von Ungarn her, und wollte nach L.; und der andere kam von Holland und wollte auch nach L.

In einem Dorf waren sie zusammengetroffen und gingen nun schon seit ein paar Stunden nebeneinander her. So kamen sie ins Flaudern, wobei der Jüngere von Zeit zu Zeit misstrauische Blicke auf seinen Gefährten warf, der gar sonderbare Reden führte und gar nicht vertrauenswürdig aussah, trotz der grauen Strähnen, die ihm unter dem alten Schlapphut ins Gesicht fielen.

Er mochte sechzig Jahre alt sein, aber seine hellen, kleinen Neugleiten funkelten recht jugendlich in dem feisten, rothen Gesicht, das durch einen grünlichen Stoppelbart und eine geschwollene rothe Schnapsnase nicht eben veredelt wurde. Seine hellen Drillschjosen, die seit Oim's Zeiten nicht mehr gewaschen zu sein schienen, ließen, hoch aufgetrempelt, noch ein Stück feiner muskulösen Beine und ein paar alte, mit Lehm bedeckte Schnurstriefel frei.

Den schwarz und weiß gewürfelten Rod, einen sogenannten „Sack“, hatte er bis oben zugeknöpft, obwohl ihm das Kleidungsstück zu eng war und, solchem Umfang nicht gewachsen, am Rücken suchte aus den Nähen ging, — ein umso gefahrlicherer Vorgang, als es zweifelhaft schien, ob bei einer größeren Oeffnung, die zu erhoffende Wäsche auch wirklich zum Vorschein komme. In der Hand trug er einen großen Knotenstock, auf den er sich schwer stute, denn er war heute weit gewandert.

Sein Begleiter war jung, junhundertzwanzig, oder etwas darüber, und besaß einen ziemlich guten, dunklen Anzug, ein Felleisen auf dem Rücken, an dem ein zweites Paar Stiefel hing, und ebenfalls einen großen Knotenstock, auf den er sich noch schwerer stute, als der Alte. Aus seiner Brust drangen beim Athmen leuchtende Töne, und ab und zu mußte er stehen bleiben, weil ihm die Luft ausging.

„Donnerwetter, Kamerad, Dich hat's aber!“ sagt bei einer solchen erzwingenden Ruhepause der Alte kopfschüttelnd, indem er einen tüchtigen Schluck aus einer Flasche nimmt. „Hast die Zehrunge, he?“

Ein mattes „Nein“ antwortetet ihm, aber der Frager schnalzt mit den Fingern, was bei ihm bedeutet: „Ich weiß, was ich weiß!“

Genügt ihm doch schon ein Blick in das eingefallene, gelbe Gesicht mit den weittorftenden, breiten Wadentnochen und den tiefliegenden Augen, aus denen schwere Krankheit sprechend genug herauschaut.

„S' ist nicht mehr weit, Kamerad!“ tröstet er bei einer abermaligen Pause. „Bevor's dunkel wird, sind wir dort, höchstens noch zwei Stunden! Hast 'n Unterkommen dort, he? Hast auch eine Famillich? Ich will nämlich zu der meinen, zu meiner Famillich! Das is' ja Kleinigkeit, Kamerad! Die Frau is' hochanstandlg! Die versteht kan Spa mit der Moralität. Wenn die Himmel-Herrgotts-Pulzei net wär, wir wären die erlichte Familie in L., so ang'seh'n! Aber da kummt 's Loch und die Pulzei und ein Schandarm hinterm andern, — und aus is! Da rennt man nachher in d' Welt 'naus, wie a' g'hebt's Bild, und 's bleibt ein ja Freud mehr, außer einem guten Tropfert.“

„Sind Sie genau bekannt in L.“ fragt der andere, der sich nur mit Ausbietung aller Kräfte vorwärts schiebt.

„N—ein, mein Sohn, genau wohl nicht, außer mit der Pulzei! Aber sch mei' Alte, die kennt die ganze Stadt. 's is' eine hochangesehene Frau!“

„Kennen Sie vielleicht Herrn Gilbert?“

Der Alte bleibt stehen und wirft, wie eine Tanzlerin, sein pralles Bein triumphirend in die Hoe.

„Gilbert, meinen guten Freund Gilbert!? Jetzt hat's aber g'schnappt. Das is' ja mein, — na, freilich kenn' i' den! Wilst zu dem? Ich sag' Dir, der hat Geld wie Heu, der schwimmt in Geld! Von dem kriegt was, das is' a' Idealist! Mich hat er auch schon zu einem Burtschoa machen woll'n. Aber das geht net bei mir, wegen der Pulzei, der verdammten!“

Schon dunkelt es, als die beiden Wanderer endlich unter dem noch immer strömenden Regen die Stadt erreichen. Lichter funkeln ihnen entgegen; die ersten Häuser tauchen auf. Aber felsam! Sie eilen nicht darauf zu, athmen nicht erleichtert auf. Die Aussicht auf Ruhe müßte ihren Gang beschleunigen, ihre ermatteten Kräfte aufs neue heben; doch als wäre das Gegentheil der Fall, schleichen sie nur noch langsamer dahin, und schwere Seufzer entsteigen ihrer Brust. Der Alte scheint keine große Eile zu haben, zu seiner „Famillich“ zu kommen, denn er lehnt sich plötzlich an eine Mauer und sagt, er müsse erst auschnaufen, er sei gleich am Ziel.

Nach einem müde hervorgehohlenen „Adjes!“ geht der andere weiter. Ein Junge kommt an ihm vorüber, ein kleiner Nichtsthuer, der im Rickack über die schmale Gasse läuft und sich die größten Wasserlachen aussucht, in die er mit beiden Füßen hineinpatst, trotdem er vor Kälte mit den Zähnen klappert.

„Halt, Du, wart einmal!“ ruft der Wanderer, worauf der Kleine stehen bleibt und ihn betrachtet.

„Wo is' die Langstrafe?“

„Da mutet Sie gradaus geha und nachher übern Markt-platz!“

Der Handwerksbursche dankt und geht noch langsamer als vorher. Auf einmal legt sich eine Hand auf seine Schulter, und als er sich umwendet, steht sein Weggenosse hinter ihm.

„Du, Kamerad, ich begleite Dich noch so weit, als Du gehst; ich muß mich erst b'sinnen, welche Ansprache ich an die Frau halt'. Weißt, es ist mir verdammt schentlich, daß ich so ganz leer heimkomm! Schließlich bin ich doch der Familienvater und muß auftreten können!“ sagt er, den grauen Kopf fragend.

„Ich will auch erst Botschaft schicken,“ erwidert der Kranke. „Da hab' ich einen Zettel hergerichtet, den schicke ich erst durch jemand hinauf.“

Wie sie so langsam weiter gehen, hören sie einen vorsichtigen Schritt hinter sich, der ihnen folgt, und sobald sie stehen bleiben, ebenfalls inne hält.

„Die Pulizei,“ flüstert der alte Stroch, „da is sie schon wieder, eh' ich noch recht 'rein g'roch'n hab.“

Entschlossen wendet er sich, um der Gefahr ins Auge zu schauen, steht aber nicht der gefährlichen Polizeimacht, sondern dem langbeinigen Bengel, dem Wassertrierer gegenüber, der ihn mit angstverfüllten Augen anstarrt und plötzlich, wie von Furien gejagt, davon rennt.

Der Alte schaut ihm verblüfft und traurig nach. „Das war das Karle,“ murmelte er und sezt tief sinnig hinzu: „Jetzt rennt er heim und tratscht's der Frau Gemahlin. So wird einem immer die Freud' der Ueberraschung genommen.“

Langsam gehen sie weiter, gradaus und über den Marktplatz; dann bleibt der Alte vor einem hübschen, zweistöckigen Hause stehen und deutet auf das Schild über einem der Rolläden.

„Schau, Brüderl, da steht's!“ flüstert er geheimnißvoll. „Modewaren-Geschäft von Friedrich Hilbert. — Jetzt hast nix mehr zu thun, als nei' z'gehen. Schau, das da is der Laden, und da is die Hausthür. Hinten im Hof is die Waschkuchl, ich hab mir amal alles genau ang'schaut. Wenn d' Waschkuchl auf is, kann ma drinn schlafen, falls ma net d'rwoischt wird!“

Sein Gefährte hört kaum, was er sagt. Er starrt mit großen Augen auf die Fenster des nächsten Hauses, aus welchen heller Lichtschein auf die Straße fällt. Er tritt näher, um das Schild noch einmal zu lesen. Er hat sich nicht getäuscht; da steht es: „Lorenz Bendler.“ Mit einem kurzen, schluchzenden Aufschrei liest er den Namen. Die Freude ersticht ihn beinahe; dennoch zögert er noch immer. Es mußte etwas los sein bei dem Lorenz Bendler, eine Gesellschaft oder so etwas. Das war dumm, das war sehr dumm! Aber vielleicht wohnte er gar nicht oben, war vielleicht gar nicht dabei.

Menschen gehen vorüber, und die beiden drücken sich in den dunkelsten Schatten; sie thun auch gut daran, es sieht höchst verdächtig aus, wie sie so gründlich die Häuser studiren.

Der Bagabund bekommt es bald satt. „Hör' mal, Kamerad,“ tuschelt er, „bei Dir is wohl auch net alles in Ordnung? Warum stehst' sonst da und gehst' net 'nei', wo d' hin g'hörst'?“

Der andere hört ihn kaum; um ihn los zu werden, erwidert er zersireut: „Ich geh' gleich hinein, aber Sie, Sie gehen jetzt wohl ins Wirtshaus?“

„Wirtshaus?“ Der Alte schaut den Frager von oben bis unten groß an. „In a Wirtshaus? Bin i a Fürst?! — Kreuz Teufel Domine! Wenn i nur zwa Thaler hätt', i wollt g'schwind meiner Madam die Aufwartung machen! I hätt' net glaubt, daß es mir so schentlich wär', sonst hätt' i mir's z'jamn g'fochten.“

Als er keine Antwort erhält, schiebt er sich langsam seitwärts und geht plötzlich mit lauten Schritten weiter. An der nächsten Ecke bleibt er stehen, wartet eine Minute und schleicht dann lautlos davon.

Der junge Reisende ist froh, daß er den verlotterten Alten los ist. Es ist ihm nicht darum zu thun, in solcher Gesellschaft gesehen zu werden. Er ist ohnehin ganz rathlos. Hineingehen und sagen: „Da bin ich, Lorenz!“ das war nun nichts; der Zettel mußte dran. Was da nur für eine Gesellschaft sein mochte, und ob der Lorenz dabei war? Es war jetzt die höchste Zeit, daß er ein Unterkommen bekam, sonst fiel er um, so krank und müd' und hungrig fühlte er sich. Und der Regen fiel immer noch in Bindfaden.

Die Frau Baronin Wilma von Ginsberg strahlte vor Vergnügen. Der alte Fröben, ein Gourmand ersten Ranges, hatte ihr eben die Hand gefaßt und mit beifälliger Kopfnicken zugestimmt: „Das haben Sie arrangirt, Baronin! So ausgezeichnet verziehen nur Sie ein Souper zusammenzustellen!“

Und es war in der That vollendet gewesen, ganz comme il faut! Die Baronin constatirte dies bei sich mit einer Zufriedenheit, als hätte sie das Gegenheil befürgtet.

Lorenz hatte sich wie ein Gentleman, geradezu tadellos benommen, hatte sogar eine reizende, sehr amüsante Jagdgeschichte erzählt, allerdings immer mit seinem schredlich ernsthaften Gesicht. Er war ja jetzt immer so ernsthaft, der alte Lorz!

Auch jetzt, nachdem die Tafel aufgehoben war und die ganze Gesellschaft sich in den Salon begeben hatte, unterhielt er sich mit Herrn von Wöhring, als ob sie ein Bomben-Attentat verabredeten.

Fifi sitzt in einem lang nachschleppenden, weißen Spitzenkleide, — sie trägt immer weiß, — auf einem Hauteuil am Kamin; über die Lehne ihres Stuhles beugt sich Herr von Waldegg. Er athmet den Duft ihres aschblonden Haars ein und senkt seine Augen vielsagend in die grauen Sterne, die etwas zersireut zu ihm aufschauen. Vor diesen beiden sitzen auf runden Atlasstühlen Alice und Martha von Fröben, letztere in einem einfachen, dunkeln Kleidchen, denn sie ist in Wahrheit die „Martha“ ihrer Familie. Alice, eine sehr blonde, lebhaft junge Dame mit brennend rothen Lippen, beschwört Fifi, zu „Mama's“ nächster Gesellschaft zu kommen, und zwar unbedingt mit ihrem Gatten. Sie sei geradezu in diesen verliebt. Genau so wie Herr Bendler, wäre das Ideal ihrer Träume; er sei ein richtiger Romanheld mit seiner stolzen, schwermüthigen Art.

Fifi lächelt erstaunt. Sie kennt Alice als ein exaltirtes, emancipirtes Ding, das bei jeder Gelegenheit überspannt zu reden pflegte; aber über diesen Enthusiasmus ist sie trotzdem ein wenig befremdet. Daß Lorenz so — Sensation machen könnte, hätte sie nicht geglaubt, im Gegentheil! Er war doch

eigentlich ein wenig unbedeutend, ein wenig langweilig, ein wenig, — nun, eben der gute Lorenz! Und nun gar wie ein Romanheld? — So war er ihr absolut nicht vorgekommen, aber absolut nicht!

Im tiefsten Grunde ihres Herzens freilich hört Fifi eine Stimme, die sie nicht hören will, und die wider ihren Willen laut wird. Eine Stimme, die ihr zuruft: „Die zärtliche, hingebende, treue Liebe dieses Mannes überwiegt alles andere, ist ein Gnadengeschenk gewesen, das Du nicht gewürdigt und nun verloren hast.“

Verloren? Wie abwehrend schüttelt Fifi ihr blondes Köpfchen und lacht, lacht über eine sehr gewagte Schmeichelei des jungen Offiziers so laut, daß Bendler seine „Traueraugen“ fragend auf sie richtet, und Frau von Wöhring, die sich eine Cigarette „gestattet“, hinzutritt, um auch mit lustig zu sein.

Auf der anderen Seite des Kamins sitzen die Baronin und Herr von Fröben; sie stecken die Köpfe zusammen und tuscheln. Auch hier bildet der Hausherr den Gesprächsgegenstand.

Herr von Fröben ist ein kleiner, schlanker Herr in den fünfzigern, mit einem aristokratischen, aber verlebten Gesicht. Zwei große Rittergüter hat er aufgegeben und ein drittes käme ihm augenblicklich sehr erwünscht, denn er fühlt sich noch durchaus nicht alt genug, um den ehrfamen Hausvater im Kreise der Seinen zu spielen und sich von seiner Martha die Großsachen in die Tasche zählen zu lassen, wozu sie ab und zu den vergeblichen Versuch macht.

„Charmant, Ihr Schwiegerjohn! Retter Mensch!“ flüstert er der Baronin zu, mit der Nachsicht und Milde, wie sie Feinschmecker nach einem tadellosen Diner ihren Nebenmenschen gegenüber empfinden.

„Ja natürlich! Das und noch viel mehr!“ Die kleine Dame überfluthet ihn förmlich mit der Schilderung der vorzüglichsten Gemüths- und Herzensgaben ihres Schwiegerohnes. Gehört es doch ein für allemal zu ihrer Taktik, diesen fürchterlich zu loben, um ihn allmählich gesellschaftsfähig zu machen.

Herr von Fröben aber hält von sogenannten moralischen Eigenschaften, die er alle in das komisch betonte Wort „tugendhaft“ zusammenfaßt, nicht viel; er ist mehr für das Reelle und fragt: „Sehr reich? Was?“

„Ja freilich, — sehr!“ erwidert die Baronin übermäßig bestimmt.

„Reich! Ach, in diesem Worte liegt Melodie!“ seufzt Herr von Fröben. „Der Waldegg da hat auch Geld! Der Glückspilz! Mit der kleinen Moerenbeck freilich ist er 'reingefallen. Schönes Weib, — hat aber den Teufel im Leibe! Er soll höllisch froh gewesen sein, wie er wieder aus der Sänglinge war!“

„Und die Gräfin, daß sie ihn los war!“

„Ja, ja! Glaub's schon! Pächten eben nicht zu einander! Ist übrigens sehr komisch, — wie er sich vor Frau Fifi windet! Ganz weg. Meine Frau bildete sich ein, und Alice wollte drauf schwören, daß er auch früher — war wohl ein Irrthum, wie?“

„Aber selbstverständlich!“ bekräftigte die Baronin süßhauer lächelnd. „Schade, was? Hätten gut zusammen gepaßt, die beiden! Schneidiges, aristokratisches Paar!“

Er jagt es halblaut, aber seine scharfe, laute Stimme dringt deutlich an Bendler's Ohr, der gekommen ist, um sich mit dem Gast zu unterhalten.

Unter der Portiäre, welche die Thür zum Speisezimmer verdeckt, zeigt sich Fifi's adrett gekleidete Jungfer und macht ihrer Gnädigen ein Zeichen.

Ein Mensch sei unten, berichtet sie, nachdem Fifi mit ihr hinausgegangen ist, — ein Handwerksbursche oder so etwas, der den Herrn sprechen wolle und sich durchaus nicht abweisen lasse.

Fifi beugt sich forschend über die gewundene enge Treppe, die heute hell beleuchtet ist.

„Wer ist da?“ ruft sie halblaut.

„Guten Abend!“ tönt es von unten. „Ach, entschuldigen Sie, meine Dame.“ — der Sprecher kommt zögernd einige Stufen weiter heraus, — ist vielleicht der Herr Bendler, dem die Buchhandlung in dem Haus gehört, zufällig da? Ja möchte ihn gern sprechen!“

„Muß das gerade jetzt sein?“ fragt Fifi kurz, „mein Mann hat jetzt keine Zeit.“

Es tritt ein kurzes Stillstehen ein, dann murmelt der Fremde noch befangener, noch schüchtern als vorher, es wäre ihm lieb, wenn er doch Herrn Bendler sprechen könnte. Ob vielleicht die Dame dem Herrn Bendler das Zettelchen schicken wolle?

Er kommt dabei wieder einige Stufen höher und reißt ihr ein zusammengefaltetes, weißes Papier. Die Lampe wirft einen hellen Schein auf ihn, und Fifi schaut neugierig in das eingefallene Gesicht mit den breiten Backenknochen und den guten Augen, die traurig zu ihr hinauf schauen.

„Wer sind Sie?“ fragt sie leise und sieht sich scheu um, ob die Jungfer etwa die Antwort hören könne.

Das Mädchen aber ist weggegangen, und hinter ihr steht Bendler, der ihr einen verwirrten, zornigen Blick zuwirft und mit zwei Sägen die Stiege hinunterspringt.

„Geh' nur hinein, ich mache das schon ab!“ ruft er dann zurück, als käme ihm erst jetzt sein sonderbares Verhalten zum Bewußtsein.

Der Fremde mit dem Rängel auf dem Rücken, das Fifi jetzt erst sieht, folgt ihm eiligen Fußes. Sie hört die eiserne Thüre, welche in den Laden führt, aufspringen und dann wieder zuschlagen. Schnell wirft sie einen Blick auf den Zettel in ihrer Hand. „Ich, Richard, bin es“, steht darauf. — Richard! Sein Bruder also! Dieser Handwerksbursche sein Bruder!

Bestürzt und unruhig kehrt Fifi zu ihren Gästen zurück, wohin ihr wenige Minuten später Bendler folgt, der es sichtlich vermeidet, ihrem Blick zu begegnen.

Die Gäste hatten sich empfohlen, die Wagen rollten davon. Es war noch nicht spät, aber wie Herr von Fröben ironisch beim Abschied seufzte: „Man geht als tugendhaftes Kind früh zu Bett.“ Bendler begleitete die Herrschaften hinunter und schloß eigenhändig die Hausthür hinter ihnen zu, wobei ihm Daanthen, die Jungfer, mit der Küchenlampe leuchtete. Als dies geschehen, ließ er sie voran, die Treppe hinaufgehen; er, nachdem sie beinahe oben war, rief er ihr nach, die Lampe im Corridor müsse brennen bleiben; er ginge noch in den Laden, um zu arbeiten.

Heute noch arbeiten!? Hannchen machte große, neugierige

Augen. Was wollte er denn heute noch arbeiten? Es mußte etwas los sein mit der Gnädigen!

Aber Hannchen freute sich umsonst, daß die Gnädige ein verdrießliches Gesicht schneiden würde, wenn sie ihr den Auftrag des Herrn mittheilte. Fifi neigte, gleichgültig wie immer, ihren Kopf und sagte mit genau demselben hochmüthigen Ausdruck, der Hannchen stets so entseztlich ärgerte: „Es ist gut, ich weiß!“

Herr Bendler entsaltete, nachdem er den Laden betreten und die eiserne Thür hinter sich hatte zusallen lassen, eine emsige Thätigkeit.

Zuerst schraubte er die Gasflammen über seinem Pulte höher. Dann eilte er auf unferen jungen Bekannten von der Landstraße zu, der halb liegend auf dem kleinen Sopha ruhte, und zog ihm, ohne viele Worte zu machen, die ganz durchweichten, etwas defecten Stiefel von den Füßen, holte ein Paar bequeme Hausschuhe aus einer Ecke und zog sie ihm an. Dann brachte er eine warme Reisebede, breitete sie ihm über die Kniee und machte die verlegenen Dankesworte durch ein kurzes: „Ach, Unsinn, Richard!“ verstummen. Hierauf begab er sich zu einem kleinen Wandschrank, den er scherzhaft die „Privat-Bibliothek“ zu nennen pflegte, und entnahm diesem eine angebrochene Flasche Rothwein, Brod und einige Scheiben rohen Schinken, — Vorräthe, die sich Herr Wegner hielt, um vor-mittags sein Frühstück einnehmen zu können, ohne den Geschäftsraum verlassen zu müssen.

„Jetzt greif' zu, Richard!“ sagte Lorenz, als er alles auf den Tisch gestellt hatte. „Ich einwillen davon! Ich hole Dir später etwas aus der Küche, wenn die Diensthöten ins Bett gegangen sind. Das heißt, ich — ich könnte es ja auch herunterbringen lassen, oder vielmehr, und das wäre vielleicht das einzig Nichtigte, ich führe Dich hinauf zu den Damen. Meine Frau wird sich freuen, Dich.“

Richard machte eine erschrockene, abwehrende Bewegung, auf welche sich Bendler sofort unterbrach: „Nein? Nun, dann bleiben wir vorläufig hier, — wir beide! Ich nur tüchtig! Wenn Du fahrt bist, erzählst Du mir erst, warum Du so lange nicht geschrieben hast. Ich habe Dir keine Nachricht geben können; ich wußte absolut keine Adresse. Ich habe mich vor acht Monaten verheirathet! Du hast ja Fifi gesehen.“

„Eine schöne Frau!“ warf Richard, mit vollen Backen essend, enthusiastisch dazwischen.

„Eine schöne Frau, — ja! Schön gewiß! Eine Baroneß Ginsberg! Die Mutter meiner Frau lebt auch bei uns!“

Eine kleine Pause entstand, bis Richard verlegen fragte: „Hat sie Dich aus —? Hat sie sich so in Dich — aus Liebe, meine ich —?“

Der arme Lorenz Bendler! Da war sie wieder, die Frage, die er sich während der kurzen Zeit seiner Ehe so unendlich oft vorgelegt hatte, und auf welche er jetzt erst eine Antwort glauben zu können. Aber er gab sie nicht; er schaute gerade aus und fuhr sich hastig über das Gesicht, um die dunkle Röthe zu verbergen, die es jäh überzog.

„Ja, ja, freilich!“ ein kurzes Lachen begleitete die kurz hervorgezögerten Worte — „freilich, Richard! Aber jetzt sage mir endlich, wo kommst Du denn her? Und warum bist Du denn zu Fuß gekommen? Geht Dir's schlecht?“

„Aus Ungarn komme ich herunter,“ sagte Richard in gedrückttem Ton.

„Aus Ungarn, — so?“

„Ja, da hatte ich Stellung gefunden, als Hülfswalter; vorher war ich in Bosnien und noch weiter. Gelernt hab' ich schon 'was, Lorenz, aber weißt Du, viel Geld hab' ich mir nicht ersparen können, weil ich jetzt über ein Vierteljahr krank war. Das hat viel gekostet, — in Pest hab' ich gelegen, — und dann die Herreise! Ich wollte Dich eben wieder einmal sehen. Wenn ich gewußt hätte, daß Du — daß Du verheirathet bist, hätte ich Dich nicht gestört, Lorenz!“

Mit treuherzigem, entschuldigendem Lächeln reichte Richard seinem Bruder die Hand hinüber, die dieser beinahe krampfhaft drückte.

„Bestört? Bestört ist gut! Warum nicht gar! Freilich könnte man's meinen, wenn man uns hier wie die Verbrecher versteht bei einander sitzen sieht. Aber ich wollte die Fragerei heut' Abend nicht! Und dann wollte ich Dich allein haben! Ach, Brüderl, gelt, Geschwister gehören halt doch am ehesten zusammen! Mir ist ordentlich leicht ums Herz, seitdem Du da bist! Aber jetzt, weißt Du 'was? Jetzt mußt Du etwas Ordentliches zu essen kriegen!“

„Ich bin satt, Lorenz, ich dank' Dir schön!“

„Satt? Von dem Stückerl Brod? Nein, nein, das geht nicht! Schau Dir, bis ich wieder herunterkomme, mein Geschäft an. Komm, wir stecken noch Gas drinnen an!“

Fifi hatte sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, das Gesellschafts-kleid mit einem warmen Schlafrock vertauscht und ging nun erwartungsvoll auf und ab. Sie wußte, Lorenz war im Laden bei seinem Bruder und mußte jeden Augenblick mit diesem heraufkommen.

Sie lächelte in der Erinnerung an Bendler's entseztetes Gesicht, als er heute Abend seinen Bruder sah.

Er hatte ihr früher einmal die Photographie seines Richard gezeigt und erzählt, daß derselbe die Landwirtschaft erlernt hätte und Gutsverwalter sei.

Der arme Lorenz, — wieder lächelte Fifi, — nun wurde er so drastisch einer Lüge überwiesen! Der reisende Handwerksbursche sah nicht gerade wie ein Gutsverwalter aus.

Warum kam Lorenz aber nicht herauf?! So groß konnte seine Verlegenheit doch nicht sein, daß er den armen Menschen, — müde und krank war dieser offenbar, — in dem kalten Laden sitzen lassen wollte!

Fifi unterbrach ihre Zimmer-Promenade und beugte sich aushorchend gegen die Thür.

Da ging jemand in die Küche. Es mußte Lorenz sein, der nun, nachdem die Diensthöten in ihre Manjarde gegangen waren, heraufkam, um etwas zu essen zu holen.

Sie legte die Hand auf den Rückerl, zog sie aber wieder zurück. Sie wollte doch sehen, ob er wirklich nicht den Rath hatte, von selbst zu kommen.

Aber nein, er kam nicht; er ging wieder hinunter, ohne seine Frau aufzufuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterlagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Abonnentinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einreichung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir außerdem vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersehen sollen, kann die Aufnahme nicht gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Thematika zurückzukommen, und bitten deshalb, vor der Fragestellung stets die in der letzten Zeit veröffentlichten Antworten nachzulesen. Anfragen nach Bezugsquellen der im „Leserkreis“ beschriebenen Gegenstände können im einzelnen nicht beantwortet werden, da die Adressen stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse der letzten Seite des Unterhaltungsblattes angegeben werden. — Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgeschickt werden, noch vermag die Redaktion die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserrinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage in „nächster Nummer“ in keinem Falle thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Manuscripte z. B. frühestens sechs Wochen nach Eintreffen in unserer Redaktion zum Abdruck gelangen können. D. Red.

Gesundheits- und Körperpflege.

Natur-Heilanstalt. — Könnte mir eine Leserin nach eigener Anschauung genaue Auskunft über die Natur-Heilanstalt in Würzhausen geben? A. A. in G.

El. Ar., Ung. A. — Schwefelblüthe löst sich nicht in Wasser; soll sie gegen Hautleiden, auch solche der Kopfhaut, angewendet werden, so benutze man Ammoniumsulfid-Wasser oder eine Schwefelöl-Salbe. Lassen Sie doch einmal erst die Kopfhaut untersuchen, ehe Sie immer neue Mittel anwenden und dann versuchen, daß „alle“ nicht helfen! Bei den „Mädeln in Büntholz-Fabriken“ kann doch noch manches andere wirken, als Schwefel, besonders wenn Bünthölzer ohne Schwefel gemacht werden. — Gurkensaft, mit den Kernein frisch ausgepreßt, ist ein altberühmtes Mittel zur Erzielung weicher Haut; daß dieser wässrige Saft sich nicht mit Del zu einer Pomade verbinden läßt, wie Sie wünschen, zeigt jeder Gurkensalat. Wasser und Del verbinden sich eben niemals! Dr. D.

A. M. und A. in D. — Keseda-Kräusel-Pomade gehört zu den Mitteln, deren Zusammensetzung geheim gehalten wird. Wer vorsichtig ist, wird solche Mittel nicht anwenden, um so weniger, je wunderbarer Wirkungen ihnen in Zeitungsanzeigen nachgerühmt werden. Ein bestimmtes Haarkräusel-Del vermögen wir nicht zu empfehlen, ohne vielleicht anderen ähnlichen Präparaten Anrecht zu thun. Schädlich könnten wohl nur metallische Zusätze wirken. Dr. D.

B. v. E. — Ein Universal-Mittel gegen unreinen Teint giebt es ebenso wenig, wie ein solches gegen alle Arten von Fieken. Natur und Ursache des Leidens müssen ärztlich erforscht, und danach muß die örtliche Veränderung der Haut und die irgendwo im Körper oder in der Lebensweise liegende Veranlassung behandelt werden. Durch Anwendung irgendwie empfohlener Mittel, die in einem Falle nützen mögen, kann in anderen Fällen unheilbarer Schaden angerichtet werden. Also wenden Sie sich doch an einen Arzt, der sich die Mühe giebt, ordentlich nachzusehen und zu untersuchen! Dr. D.

Post-Abonnettin, Vonnig. — Rollin ist eine sogenannte überfettete Seife, deren Malt durch überschüssiges Fett gemindert werden soll. Dies ist nicht in dem erwarteten Maße der Fall. Ob Rollin für die Haut unschädlich ist, hängt von deren Beschaffenheit ab, sowie davon, ob das überschüssige Fett nicht sauer oder ranzig ist; in diesem Falle reizt es sehr. Bei entzündeter oder sehr empfindlicher Haut ist es jedenfalls besser, dasselbe zu meiden. Dr. D.

E. A. — Birkenbalsam nennt man einen aus Birkenrinde hergestellten Theer, der, wie andere Theerarten, bei gewissen Hautkrankheiten mit Nutzen angewendet wird; ob ein specieller Fall dazu geeignet ist, kann nur ärztliche Untersuchung und Beobachtung ergeben. So vermögen wir auch nicht zu sagen, ob Dr. Langiel's Birkenbalsam die von ihm durch seine Fabricanten gerühmten Vortheile hat, da wir keine Veranlassung sehen, alle Wundermittel zu probieren. Ueber Sommersprossen, Seifen, wie über Hautpflege überhaupt, haben wir uns sehr oft, u. a. in den Nummern v. 1. Dec. 93, 1. Febr., 1. März, 1. Mai und 10. Nov. 1895, ausgesprochen. Dr. D.

Unglückliche Beamten-Tochter, Heilbronn. — Für die Behandlung von Nervosität hat unser Dr. D. schon häufig in dieser Zeitung, zuletzt in der Nummer vom 1. October 95, Rath ertheilt. In Ihrem Falle scheint es sich vorwiegend um ein feisches Leiden zu handeln, und zu dessen Hebung vermögen Sie selbst das Beste zu thun. Suchen Sie die Trägheit, die Anlust zur Arbeit und Niedergeschlagenheit zu überwinden, schaffen Sie nachbringend für andere, nehmen Sie sich ernstlich vor, nicht unglücklich und verzagt sein zu wollen, dann werden Sie, wenn auch langsam, Ihren Lebensmuth zurück gewinnen. D. Red.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Eine vorzügliche Kapitals-Anlage ist das Erlernen der Schneiderei für Mädchen und Frauen jedes Standes. Die tüchtige Berufsschneiderin hat sicher nie über Mangel an Arbeit zu klagen; denn es giebt immer noch zu wenig Schneiderinnen. Unsere Töchter, auch die aus höheren Ständen, sollten sich deshalb, wenn sie geschickte Hände haben und nicht besondere Begabung für einen

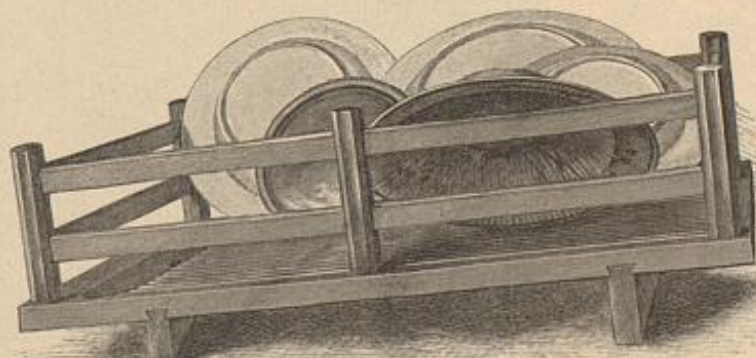
anderen Beruf, lieber an Stelle der heimlich, mit unfähiger Mühe für unglücklich geringen Entgelt gefertigten Stidereien, der Schneiderei widmen. Arbeit schändet nicht; wünscht die Familie die Tochter nicht dem Verkehr mit dem Publicum auszusetzen, so erhält sie gewiß schon aus ihrem Bekanntenkreise reichlich Arbeit, wenn sie dieselbe gut auszuführen im Stande ist. Liegt für ein Mädchen keine directe Nothwendigkeit vor, Geld zu verdienen, um so besser; sie kann dann bei Anfertigung ihrer eigenen Garderobe ihrem Geschmack und ihren Kenntnissen Geltung verschaffen. Jedemfalls bringt die Frau dem Mann ein Capital in die Ehe, das sich ungemessen verzinst, wenn sie die Herstellung der eigenen und der Kinder-Garderobe selbst übernehmen kann. In vielen Familien wird dem Stricken und Ausbessern der Strümpfe, dem Herstellen und Flickern der Wäsche alle freie Zeit geopfert, die ganze Toilette dagegen von fremden Händen angefertigt. Eine geschickte Strickerin könnte aber in der Zeit, die zur Herstellung eines Kleides nöthig ist, höchstens zwei Paar Strümpfe stricken, wofür etwa eine Mark bezahlt würde, während wohl jeder weiß, wie viel der Preis für die Anfertigung eines Kleides beträgt. Galtet Euch demnach lieber eine Stidlerin, die etwa den dritten Theil an Lohn beanspruchen darf, als eine geübte Schneiderin, wenn die ganze Näharbeit im Hause nicht allein geschafft werden kann! — Die große Zahl junger Mädchen, die sich mit Stidereien ihr Toiletten-Geld erwerben, um es dann wieder der Schneiderin zu opfern, haben gewiß auch ebenso geschickte Finger, ein Kleid zu arbeiten, — was man allerdings gelernt haben muß, — und welche Befriedigung gewährt das Tragen selbstgefertigter Toiletten! In Süddeutschland befiht beinahe jede Stadt eine Frauen-Arbeits-Schule, die in Curfen alle Handarbeiten, auch das Schneidern, nach bewährten Methoden lehrt; wie es in Norddeutschland damit bestellt ist, weiß ich nicht so genau, doch habe ich mir sagen lassen, daß bereits vielfach Schulen errichtet sind. Jedemfalls muß ein guter Unterricht als Hauptfache das sorgfältige Schnittzeichnen ins Auge fassen; hat man einen gut und elegant sitzenden Schnitt, so ist schon ein großer Theil der Schwierigkeiten überwunden, freilich kann auch der beste Schnitt keinen Nutzen schaffen, wenn nicht peinliche Accurateffe die Ausführung leitet. Alles aber will gelernt und geübt sein. Ist endlich die Schneiderei erprobt und das erste gut sitzende Kleid zu allgemeiner Zufriedenheit gelungen, so heißt es: fleißig weiter arbeiten, nicht stille stehen! Denn die Mode stellt in jeder Saison neue Anforderungen, denen man mit dem einmal Erlernten allein nicht gerecht werden kann. Eine gute Modenzzeitung muß als getreue Beratherin immer zur Seite stehen; — ich schöpfe aus der Illust. Frauen-Zeitung seit fünfzehn Jahren stets neue Anregung und Belehrung. Hat man erst ein sicheres Auge für Mod-Verhältnisse und Contouren, so ändert man leicht das Nöthige an den gegebenen Schnitt, und mit der Sicherheit im Schneidern wächst auch die Selbstständigkeit im geschmackvollen Anordnen der Garnitur. Seit langen Jahren sehe ich so viel Unverstand auf diesem für das Frauenleben so wichtigen Gebiete Schaden anrichten, daß ich mir einmal von der Seele schreiben mußte, was ich darüber denke; es würde mir eine große Freude gewähren, vielleicht hier und da Nutzen stiften zu können. Keine Berufsschneiderin.

Rita in Westpreußen (44). — Französische Zeitschriften in der Art des „Dahem“ giebt es nicht; wenden Sie sich an die Red. des „Figaro“. Vexterer bringt ähnliche Stellengesuche regelmäßig an bestimmten Wochentagen und wird überaus viel, hauptsächlich in den besseren Ständen, gelesen. V. D. in Paris.

Frau A. D. in D. — Die „Verlagsanstalt Frauen-erwerb“ in Dresden-N., Melancthonstr. 10 pl., deren Jahresbericht wir in der Nummer vom 1. Mai d. J. unter dem Stichwort „Frauenerwerb-Verein“ veröffentlichten, hat nichts gemein mit dem „Frauen-Erwerbs-Verein“, Dresden, Ferdinandsstr. 13. Die „Verlagsanstalt Frauen-erwerb“ übernimmt den Vertrieb eingedruckter Frauenarbeit jeglicher Art; der Frauen-Erwerbs-Verein dagegen, der übrigens am 28. April d. J. sein 25jähriges Bestehen feierte, unterhält Fachschulen zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts. Es bestehen neben der Kunststiderei, Schneiderei, Näh- und Buch-Unterrichts-, Friseur- und Decorir-Curse, ferner wird Deutsch, Buchführung und Stenographie gelehrt, auch die Schreibmaschine findet ihre Berücksichtigung. Künstlerische Fächer sind in allen Zweigen des Zeichnens und der Malerei, wie des Krebsschnittes vertreten, sodas der arbeitenden Frau auch hier ein weites Feld des Strebens und Wirkens eröffnet wird. D. Red.

Fürs Haus.

Nützliche Geräte für die Küche. — Eine praktische hölzerne Zellerbank, 45 zu 58 cm groß, zum Abtropfen des gespülten

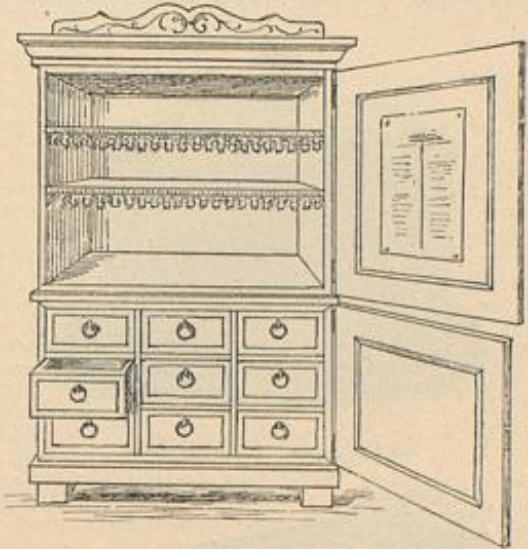


Zellerbank zum Abtropfen des gespülten Geschirrs.

Geschirrs, bietet gegen ältere, größeren Raum beanspruchende Geschirrbänke mit hohen Füßen den Vortheil, leicht auf jeden Küchentisch gestellt werden zu können. Durch die schräge Stellung der Spülbank läuft das Tropfwasser in den tiefen Rinnen der inneren Fläche abwärts und durch eine Oeffnung am Rande derselben dem untergestellten Eimer zu. — Gründliche Reinigung der Gabelzinten

wird durch einen Gabelputzer gesichert, in Form eines mit starkem Leder bezogenen, schmalen, 30 cm langen Holzschafes. — Sehr hübsch für wirtschaftliche Notizen sind in helle oder dunkle Holzrahmen gefaßte Porzellan-Tafelchen mit einfach blauer, Delfter oder millo flours-Umrandung, harmonisirend mit der Porzellan-Decoration der Küche. A. G.

Vorrathsschrank. — Vor Jahr und Tag, als wir das liebe, alte, weitläufige Landhaus verlassen und uns in einer engen Vorstadt-Gasse einrichten mußten, fehlte mir außer den vielen kleinen Nebenräumen vor allem die große kühle Speisekammer. Ein kleiner fensterloser Raum an der Herdwand der Küche verdiente kaum solchen Namen. Da ist mir denn so recht das Praktische eines allmobilschen Vorrathsschranks zum Bewußtsein gekommen, der, auf dem ziemlich kühlen Hausflur stehend, in der Stadtwirtschaft unentbehrlich wurde. Der sehr fest und solide gearbeitete Schrank mißt nur 50 cm in der Tiefe zu 90 cm Breite nimmt also nicht viel Platz in Anspruch; er ist in seiner Höhe quer getheilt und oben wie unten durch eine besondere Thür verschließbar.



Vorrathsschrank.

Der obere Raum enthält zwei von mir mit Häkelspizen verzierte Bretter, auf denen ich außer den Vorräthen an Eingemachtem, die Gläser und Töpfe mit den Erbsenrissen der herblichen Gänse-schlachtere unterbringe; auch ein Blechkasten mit Backwerk findet hier seinen Platz, alles Dinge, die man gern persönlich unter Händen hat, selbst wenn man nicht zu denen gehört, die jedes Stückchen Butter und jede Kaffeebohne nur hinter Schloß und Riegel für sicher halten. Das „Inhaltsverzeichnis“ an der Innenseite der Thür führt getreulich Buch über Art und Alter der vorhandenen Schätze. Neun Schubladen, je drei neben und über einander, birgt die untere Hälfte des Schrankes; fünf dienen als Behältnisse für Zucker, Reis, Backobst u. dgl.; die letzte Schublade ist in sechs kleine Einzelächer getheilt. Hier haben gefüllte Gewürzdofen und -Fläschchen ihren Platz, denn auch an solchen Vorräthen sollte es nicht mangeln; man kauft immer zu theuer, wenn man alles für den Wirtschaftsstoffbedarf pfund- und großentheils vom Krämer holen läßt. G. A.

Spiritusgas-Kocher „Vesuv“. — Meinen Petroleum-Kocher hatte ich schon längere Zeit bei Seite gestellt, da sein übler Geruch mir mit der Zeit zu lästig wurde. Nun versuchte ich Spirituskocher verschiedener Systeme, aber der Spiritus-Verbrauch war ganz enorm, bei nur geringer Leistungsfähigkeit. Da las ich die Annonce in der Illust. Frauen-Zeitung vom 1/4 96 und verschaffte mir den darin abgebildeten Spiritusgas-Kocher „Vesuv“, aus der Fabrik von Art und Friede, Tramienstr. 198. Ich bereue meinen Kauf nicht; der „Vesuv“ bringt bei äußerst geringem Spiritus-Verbrauch 1 l Wasser in drei Minuten zum Kochen! Besondere Vorzüge sind außerdem die Regulir-Schraube, mit der man die Flamme hoch und niedrig stellt, sowie die nicht zu unterschätzende Eigenschaft, daß der Kocher nicht explodiren kann, also ungefährlich ist. Praktische Hausfrau.

Lessivo Phénix. — Allen Hausfrauen, die, wie ich, nicht im Besitz einer Waschmaschine sind, möchte ich raten, ihre Wäsche mit dem Waschpulver „Lessivo Phénix“ zu waschen. Ich beziehe dieses Waschmittel aus der Fabrik von S. Minlos, Köln-Ehrenfeld. Das kg kostet mit Porto und Nachnahme 80 Pf.; mit 1 kg Pulver wasche ich aber, — ohne Seife und Waschfrau! — nur mit meinem 17-jährigen Dienstmädchen, 80 bis 110 Pf. Wäsche in einem Tag, ohne jegliche Anstrengung. Im Lauf eines Jahres habe ich noch keinen Schaden an meiner Wäsche bemerkt, auch die Farben werden nicht im geringsten angegriffen. Abends weicht man die Wäsche in kaltem Wasser ein; auf 20 Pf. schmutzige Wäsche wird 1/2 Pf. Lessivo Phénix gerechnet, die man am nächsten Morgen in heißem Wasser auflöst und in den zur Hälfte mit kaltem Wasser gefüllten Wascheffel gießt. Ohne die Wäsche auszuwringen, wird sie in diese Lauge gelegt und 1 1/2 bis 2 Stunden gelocht. Nun wird die Wäsche aus der möglichst heißen Brühe herausgewaschen und sofort in reines kaltes Wasser gelegt, nochmals gespült und zur Weiche gebracht. Im Winter genügt wiederholtes Spülen, um die Wäsche vollständig rein herzustellen. Meine Ersparniß mit diesem Waschpulver ist so bedeutend, daß ich allen Hausfrauen empfehle, es damit zu versuchen. Eine treue Abonnentin.

Dratiglocke mit Unterriß. — Für Speisen, die im Freien servirt oder in Keller und Speisekammer aufbewahrt werden sollen,

erweisen sich die neuen Glocken zum Schutz gegen Staub oder Insecten sehr praktisch; auf dem hohen, runden Rand aus verzinnem Draht ruht ein Glasdeckel, der als Griff einen vernickelten Knopf trägt. Die Glocke fügt sich der genau zu ihrer Größe passenden eingelassenen Vertiefung eines runden Tellers aus weichem Hornholz ein.

Fleischklopper. — Ein Fleischklopper, aus zwei parallel gehenden, scharf gezähnten und mit einem handlichen Griff versehenen Messern, bietet den Vortheil, das Fleisch vor dem Braten oder zur Bereitung von Beefstea schnell und leicht mürbe kloppen zu können.

N. V. — Als einziges und bekanntes Puzmittel für Silber und Alfenide, das keine Puzpulver-Reste zurückläßt, empfehlen wir Ihnen eine Mischung von 50 Theilen Alkohol und 1 Theil Schwefelsäure, in welche die Gegenstände 10 Minuten gelegt, danach mit Alkohol abgspült und sofort mit weicher Leinwand getrocknet werden. — ein Verfahren, das mit größter Vorsicht ausgeführt werden muß!

Gini, Szegedin, und Eba. — Flecke aus weissen Marmorplatten entfernt man mit einem dünnen Brei aus gerannem Kalk mit Seifenlösung, der auf den Marmor gestrichen und nach 24 bis 30 Stunden mit lauem Wasser abgewaschen wird.

S. S. in Wien. — Stumpf bronzirte Messingbeschläge, die irrtümlich glänzend gepuzt worden sind, müssen auf



Drahtglocke und Unterfag.



Fleischklopper.

galvanischem Wege wieder neu bronziert werden. — Unansehnlich gewordenen Alabaster reibt man zunächst mit Schachtelhalm ab, schleift ihn dann mit venetianischer Seife und sehr fein pulverisierter, mit Wasser angerührter Kreide, bis er rein und glänzend geworden ist.

V. M. in D. — Zum Gemüße- und Obstdrörrn sind die Seifenheimer Gerb-Dörren von V. Waas in Geisenheim (Hesl.) sehr zu empfehlen. Dieselben können auf jede beliebige Kochmaschine gestellt werden.

M. M. Weinberge. — Da die Bestandtheile des Marquart'schen Haar-Färbemittels unbekannt sind, läßt sich kein bestimmtes Mittel angeben, Dhringen und Ringen, die dadurch schwarz geworden sind, ihren Goldglanz wieder zurückzugeben. Reiben Sie die erwärmten Goldsachen mit feinem Puzpulver ab; hilft das nicht, so versuchen Sie folgenden Verfahren: In einem Porzellan-Mörser werden 80 g Chloralkali nach und nach mit wenig Wasser zu einem dünnen Brei gerieben und mit einer Lösung von 80 g kohlensaurem Natron und 20 g Kochsalz in 3 l Wasser vermischt. Diese Mischung füllt man in Flaschen und läßt sie einige Tage stehen, wobei man sie öfter umschüttelt. Die schwarz gewordenen Goldsachen werden in diese schwach erwärmte Lösung gelegt, von der sie ganz bedeckt sein müssen. Dann wäscht man sie in Wasser, spült sie in Spiritus nach und vergräbt sie zum Trocknen in Sägemehl.

M. A., Nürnberg. — Die Wäsche mit Salmiak und Terpentin zu behandeln, ist als ein vollständig unschädliches Verfahren bereits vielseitig eingeführt worden, da es dieselbe bleicht und viel Zeit und Arbeit erspart wird. Auf 1 kg Seife rechnet man 12 l warmes Wasser, 1 Eßlöffel Terpentin-Öl und 3 Eßlöffel Salmiak-Geist. In diese gut durchgerührte Mischung weicht man die Wäsche 5 Stunden fest zugelegt ein und wäscht sie dann in gewöhnlicher Weise. Bei wiederholter Benutzung dieser Lauge setzt man wieder etwas Terpentin-Öl und Salmiak-Geist in den angegebenen Verhältnissen hinzu.

Küche.

Die Pilze. — Obwohl die Anzahl der Marktpilze, deren Verkauf in den größeren Städten sogar unter polizeilicher Kontrolle steht, sich in den letzten Jahren um ein Bedeutendes vermehrt hat, kann man doch nicht behaupten, daß sich die Pilze als Volksnahrung Eingang verschafft hätten, wozu sie nicht nur ihrer großen Menge und Wohlfeilheit, sondern hauptsächlich ihres großen Nährwerthes wegen bestimmt wären. Die reich stickstoffhaltigen Pilze kommen in ihrem Nährwerthe den vielgeschätzten Leguminosen, wie Bohnen, Weizen, Erbsen und Linfen, fast gleich; sie enthalten sogar durchschnittlich dieselben Nährstoffe, wie das Fleisch, daher die Pilzbrühe von einer Fleischbrühe im Geschmack oft kaum zu unterscheiden ist.

Die häufigsten Vergiftungsfälle, die aus Unkenntniß alljährlich wieder vorkommen, mahnen uns gerade jetzt, zu einer Zeit, in welcher der Städter die waldigen Sommerfrischen aufsucht und sich mit Vorliebe des Sammelns von Beeren und Pilzen widmet, die sichersten Merkmale der eßbaren Pilze und Schwämme in Erinnerung zu bringen, obwohl die Schulen seit Jahren eifrig bemüht sind, diese Kenntniß in weitere Kreise zu tragen. Die fast allgemein und heut noch vielfach angewendeten Proben mit der

Zwiebel und dem silbernen Löffel, die sich in giftiger Pilzbrühe schwärzen sollen, oder mit dem Eiweiß, das durch Gift eine Bleifarbe annehmen soll, haben sich längst als trügerisch erwiesen, und daher können einzig und allein die sicheren botanischen Merkmale der eßbaren Pilze maßgebend für ihre Unschädlichkeit sein. Genießbar sind demnach: 1. Von den Blätterpilzen, die vom Hut aus ästig und faltig herablaufen, nur der Pfefferling oder Eierchwamm von eisgelber Farbe und pfefferartigem Geruch. 2. Alle Pilze, deren Blätter oder Lamellen an der Unterseite des Hutes eine rosa Färbung haben (Champignon), und ferner solche, deren Fleisch gelblich (Riespilz, Raiferling, Herrenschwamm). 3. Alle Stachelpilze mit brüchigem, weichem Fleisch (Hirschschwamm, Zungenpilz). 4. Nur diejenigen Reulenschwämme, welche brüchiges oder noch festes Fleisch aufweisen (Ziegenbart, Bärentaube, Hahnenkamm). 5. Von Milchblätter-Schwämmen nur der Brätling mit weißer Milch und Geruch-ähnlichem Geruch, sowie der Reizler mit rothgelber Milch. 6. Alle Trüffel mit festem Fleisch und 7. die Morcheln, solange sie jung sind und ihr Fleisch sich noch nicht in der Zerfetzung befindet.

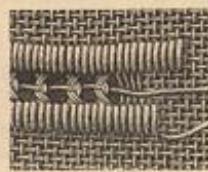
Als unbedingt schädlich sind alle Pilze mit blasigem, porösem Fleisch, solche, welche an morastigen und sumpfigen Orten wachsen, und vor allem die Röhren- und Löhripilze, die beim Durchbrechen oder -schneiden ihre Farbe schnell ändern, ganz besonders aber diejenigen, welche blau anlaufen.

Allerlei Verwendung für Obst. — Kaum erscheint das erste Obst auf dem Markt, so tritt an die Hausfrau die Aufgabe heran, dafür Sorge zu tragen, daß jede Art zu richtiger Zeit für den Gebrauch im Winter zubereitet wird; — doch auch der Küchenzettel für jeden Tag macht Anspruch auf Variation, und dazu können Früchte viel beitragen. Obstsuppen, warme wie Kalkschalen, Mehlspeisen und Puddings, Auflauf, Crèmes, Torten und einfache Kuchen, Compot mancherlei Art, sowie Salate und ledere Dessert-Schüsseln. — alles dies läßt sich aus den mannigfaltigen Früchten herstellen, mit den Erdbeeren angefangen bis zu den Winteräpfeln und den Südfrüchten, wie Datteln und Feigen. Abgesehen davon, daß alle Obstspeisen schmackhaft und sehr gesund sind, können sie in der einfachen Küche auch hin und wieder ein anderes Gericht ganz ersetzen, damit das Budget sich nicht zu sehr erhöht. Die vielen vorhandenen Kochbücher bieten nun zwar eine große Anzahl der verschiedensten Rezepte für Obstspeisen, trotzdem wird es vielen unangenehm sein, gerade diese Anweisungen in einem Büchlein vereint zu finden, wie in dem kleinen Werk „Das Obst in der Küche“, 500 erprobte Rezepte von L. von Pröpper, Verlag von Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. d. Oder. Preis 2 Mk. Die bekannte Verfasserin bietet neben nord- und süddeutschen Rezepten eine ganze Anzahl aus fremden Ländern, deren Eigenart einen doppelten Reiz für die Hausfrau, wie für die Gäste haben dürfte.

Rosen-Confect. — 100 g gute Zwiebade, recht fein gestoßen, feuchtet man mit Rosenwasser an, mischt 100 g fein gehackte Blätter der besten Rosen, die frisch aufgeblüht sind, und einen Eßlöffel gestohlenen Zucker darunter. Hieron formt man winzige kleine Bröckchen und läßt sie bei gelinder Hitze im Ofen mehr trocknen, als backen. In einer Blechdose bewahrt man das Gebäck am besten auf.

Saurer Milchsturz. — 1/2 l leberdicke saure Milch wird, am besten mit der Sahne, schäumig gequirlt; dann giebt man unter beständigen Rühren 150 g feinen Kochzucker, etwas abgeriebene Citronenschale und den Saft von 1/2 Citrone nebst einem knapp halben Glas Acrol dazu. Zuletzt mischt man, je nachdem man die Speise mehr oder minder steif liebt, 4 bis 6 Blatt in Wasser aufgelöste rothe Gelatine unter die Masse, gießt letztere durch ein Sieb in eine Glasschüssel und stellt sie für einige Stunden an einen kühlen Ort. Die sehr erfrischende Speise wird mit Schlagjähne oder Vanille-Sauce servirt.

Langjährige Abonnentin, Wien. — Kaisers, 8 Eiweiße schlägt man zu einem sehr steifen Schnee, vermischt diesen mit 375 g gestohlenen und fein gesiebttem Zucker, giebt den Saft und die abgeriebene Schale einer Citrone hinzu, setzt von dieser Masse eiergroße Häufchen auf ein mit Papier belegtes Blech und bestreut sie mit



Hohlnaht.



Smyrna-Stich.



Flachstich.



Decke mit Durchbruch-Arbeit nebst Details.

feinem Zucker. Sobald die Kaisers in einem mäßig warmen Ofen in etwa 4 bis 5 Stunden getrocknet sind und hell-gelbliche Farbe genommen haben, löst man sie von dem Papier und höhlt sie mit einem Löffel aus. Nach dem völligen Erkalten werden sie mit Schlagjähne gefüllt.

A. G. in R. (40). — Es empfiehlt sich nicht, Thee-Extract zu bereiten; derselbe verliert das Aroma, wird bitter und nach längerem Aufbewahren vollständig ungenießbar.

Handarbeit.

Tasche zum Aufhängen für Stiefel. — Besonders während der letzten Manöver-Zeit hat sich meinem Bruder eine von mir angefertigte Stiefeltasche als geradezu unentbehrlich erwiesen, sobald ich ihre ebenso einfache, wie billige Herstellung hier gern anderen Offiziers-Frauen und -Schwestern mittheilen möchte.

Aus kräftigem Genu-Leinen schnitt ich vier 60 zu 37 cm große Streifen, stückte auf zwei derselben an drei Seiten ein Bäumchenmuster mit gelbem Garn in Kreuzstich über Ganevas-Auflagen und fügten nun je ein glattes und ein besticktes Stoffstück zu einer Tasche zusammen. Den oberen Rand säumte ich etwa 2 1/2 cm breit um und deckte den Stepplich mit einer Kreuzstich-Reihe. Verbunden wurden die beiden Säckchen, — mit ihrer bestickten Seite nach außen, — durch eine



Tasche für Stiefel.

Tragspange, die 37 cm lang, 4 cm breit, aus doppeltem Stoff zusammengenäht und außen am Rande gleichfalls mit je einer Kreuzstich-Reihe verziert wurde. Drei Knöpfe an der Innenseite des bestickten Taschentheils fügten sich, nachdem der eingehobene Ledstiefel mit seiner seitlichen kleinen Leder-Lese über den Mittelknopf gehängt wurde, den correspondirenden Knopflöchern am anderen Rande ein. So hat jeder Stiefel seine besondere Tasche und kann doch, mit dem zweiten durch die Tragspange verbunden, an beliebiger Höhe, im Schrank zc. aufgehängt werden. Diese Doppeltasche ist sehr praktisch, da sie die Stiefel in Form hält; sie können hängend nicht zusammenfallen, und der Ledr bricht und splittert infolge dessen nicht.

Das Uebertragen von Zeichnungen auf Tuch, Plüsch zc. — In allen Zeitungen über „Mode und Handarbeiten“ wird die Anleitung zum Musterzeichnen auf Tuch zc. etwa folgender Weise gegeben: „Man copirt die Zeichnung, stupft dieselbe durch, legt sie auf den Stoff und fährt nun mit der Fuderquaste darüber. Sehr sorgfältig wird darauf die Zeichnung abgehoben und mit Bleiweiß nachgezeichnet, um sie haltbar zu machen.“ — Meine Methode ist eine ganz andere und kinderleicht. Kleine Zeichnungen copire ich überhaupt nicht, und vom „Durchstupsen“ ist keine Rede. Zuerst spige ich mir etwa sechs Stück Kreide so fein, wie Bleistifte zum Zeichnen, und fahre sodann damit recht exact allen Linien der Vorlage selbst nach. Ist der erste Kreidestift abgebraucht, kommt ein anderer an die Reihe. Sobald jeder Strich, jedes Blatt, jede Blume nachgezeichnet ist, drücke ich mit fester Hand die Zeichnung auf den Stoff, — und das Wunder ist geschehen! Wie gedruckt, so hübsch ist alles übertragen. Die Haltbarkeit der Zeichnung auf Tuch stelle ich durch Nachfahren mit weicher Farbe her. Diese Art der Uebertragung hat noch den großen Vortheil, daß man eine solche überkreidete Vorlage drei-, viermal gebrauchen kann und, im Falle der erste Abdruck nicht ganz auf die richtige Stelle gekommen ist, ihn einfach wegdürstet und durch einen besseren ersetzt.

Decke mit Durchbruch-Arbeit. — Es gewährt mir ein besonderes Vergnügen meiner Mitleserinnen einen Muster der Illustrierten Frauen-Zeitung vom 13/5 94 unter der Rubrik „Neue Handarbeiten“ zu Grunde liegt. Die dort gegebene Anregung, einfache Hohlnahte mit anderen leichten Sticharten zu einer effectvollen Musterung zu vereinigen, veranlaßte mich zu dieser Arbeit, die nun in meinem Bekanntenkreise allgemeinen Beifall findet. Während in der Frauen-Zeitung der schmale Durchbruch mit dem Strichstich verbunden war, wählte ich dafür den Stern- oder Smyrna-Stich, der kräftiger hervortritt. Die Decke aus Congreß-Stoff ist ganz im Eisenbein-Ton gehalten, doch würde auch jede andere Farbe sich eignen. Die Ausführung der Stiche läßt sich leicht aus den Einzel-Abbildungen erkennen.

Th. v. D., Breslau. — Der Nähfaden-Spinner, ein kleiner, scherenartiger Apparat, ist jedem Nähtischen anzuschrauben; statt den Faden durchzureißen, zieht man ihn mit leichtem Druck über die feststehende Schere und beachtet das eine Ende vor dem Einfädeln spig.

Verlagsankalen: Tellerbank, Gabelpufer, Rottz-Tafel: G. Kübler, Berlin SW, Reuthstr. 17. — Drahtglocke mit Teller (in drei Größen für Mk. 5,75, 7,25 u. 9,75); Fleischklopper (Fr. 1 Mk.); Raddag u. Co, Berlin W, Leipzigerstr. 11. — Nähfaden-Spinner (Fr. 90 Pf.); J. Traber, Belgisch, Barfußhähnen 5. **Commissionen** nach Abbildungen: „Aus dem Defectreife“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Nachdruck verboten.

Baronin Fifi.

Roman von Mary Nisch in Berlin.

(8. Fortsetzung.)

Fifi runzelte zornig ihre Brauen und stampfte leise mit dem Fuße auf. Dieser Mann fing wirklich an, sie nervös zu machen. Was sollte denn nun das wieder bedeuten? Er that ja, als ob sie nicht existirte, oder als ob er sich vor ihr fürchtete. — Aber das duldete sie nicht! Die beiden Brüder sollten nicht da unten zusammensitzen und Gott weiß was reden; sie wollte mit dabei sein!

Das es ein klein wenig das schlechte Gewissen war, das ihr eine vertrauensvolle Aussprache der Brüder peinlich erscheinen ließ, gestand sich Fifi natürlich nicht ein.

Energisch raffte sie die Schleppe ihres Schlafrocks auf und verließ leise das Zimmer. Corridor und Treppe waren von der Lampe beleuchtet, die für den arbeitenden Hausherrn brannte. Schnell huschte sie hinunter. Vor der eisernen Thür blieb sie stehen. Es wurde drinnen gesprochen, lebhaft, erregt, aber nicht im Cabinet; sie mußten im Laden sein. Langsam drückte sie auf die Klinke, — richtig! die Gasflammen im Ladenraum waren angezündet, und die Stimme war die ihres Gatten.

Mit einem raschen Blick sah sie, daß auf dem kleinen Sopha mit wollebenen Decken eine Lagerstätte hergerichtet war, sah die nackten, lehmigen Stiefel des Bruders auf dem Boden liegen und den dünnen, regenfeuchten Rock über einen Stuhl gebreitet hängen. Er wollte den Gast demnach nicht hinaufbringen, wollte ihn vor ihr verstecken.

Befremdet schickte sie sich an, näher zu treten und sich bemerkbar zu machen; da hörte sie ihren Namen aussprechen. Und wie aussprechen! Von ihrem Manne! Mit einer heiseren, vor Erregung fast ersticken Stimme!

Sie glaubte, sich getäuscht zu haben. Aber nein, er sprach von ihr; jetzt hörte sie es deutlich, Wort für Wort.

„Schau, Richard, Du hast den weiten Weg zu Fuß herlaufen müssen, bist krank und arm; aber Schau, Du bist doch tausendmal glücklicher als ich, tausendmal!“

Fifi blieb, die Finger noch auf dem Griff der halb offenen Thür, an die Wand gelehnt, vor Schreck erstarrt stehen und lauschte den Worten, mit denen der sonst so ruhige, gleichmäßige Mann, von der Gewalt seines Unglücks hingerissen, in wilder Leidenschaft sein Herz ausschüttete.

Er hätte sie geliebt, seine Frau, wie ein Wahnsinniger, und liebe sie noch ebenso, aber er hasste sie auch zugleich. Sie sei kalt und herzlos und hochmüthig dazu! So hochmüthig, daß ihr der Boden zu schlecht sei, um darauf zu treten, auf dem er vor ihr gekniet. Sie verachte ihn, als wäre er der Schlechteste der Menschen! Sie hätte ihm weher gethan, als wenn sie sein Herz mit glühenden Fingern zerlegt hätte. Unbarmherzig sei sie und grausam!

Sie hätte ihm gefagt, als er um sie warb, sie wäre ihm gut; aber seit acht Monaten durchforschte er verzweiflungsvoll jeden Zug ihres Gesichtes, lauschte jedem ihrer Worte und fände nie etwas anderes als Gleichgültigkeit, oder wohl gar Widerwillen! Nie hätte sie eine Frage gethan, ob er den großen pecuniären Ansprüchen gewachsen sei, ob er sich nicht ruinire. Was lag ihr daran? — Er war Nebenjache; ihr Wohlbefinden war die Hauptsache! Pferde, Wagen, Kammerjungfer, ein Haushalt, als wäre er ein Millionär! Und wenn er sich erlaubte, etwas dagegen zu sagen, nur eine höfliche, verachtungsvolle Miene zur Antwort, die so deutlich ausdrückte, daß er es zu lesen glaubte: „Was bietest Du mir denn sonst?“

Vielleicht, ja vielleicht hätte er anders reden, sich energischer zeigen, der Herr sein sollen! Vielleicht hätte ihr das imponirt; sie war ja an die „Schneidigkeit“ gewöhnt gewesen. Aber er hätte es nicht gekonnt, — erst nicht vor Liebe und dann erst recht nicht vor Kummer.

Er hätte auch immer noch gewartet, immer noch gehofft, daß seine Bärtlichkeit, seine übermenschliche Liebe sie vielleicht doch noch rühren würde. Aber nein, sie sei immer gleich geblieben! Immer gleich kühl, bis er vor Wuth heimlich mit den Fingern geknirscht und oft den Wunsch gehabt hätte, ihr die weißen Finger zusammenzudrücken, damit sie, so oder so, aus ihrer Ruhe herauskäme.

Aber seit vier Wochen sei überhaupt alles zu Ende! Er wolle ihr nicht im Wege stehen und sei entschlossen, — Fifi mußte ihre Hand auf den Mund pressen, um nicht aufzudreien, — fest entschlossen, seiner Wege zu gehen! Sie liebe einen Offizier, den sie von früher her kenne, hätte ihn wohl immer geliebt, und wenn er fort sei, — er allein wäre ja das unglückselige Hinderniß —, könne sie ihr Glück ergreifen, — das Glück, — seine Stimme brach in wildem Schluchzen, — das sie an seiner Seite weder gegeben noch gefunden hätte.

Fifi hörte eine andere Stimme tröstende Worte sprechen, aber sie verstand nichts mehr. Ihr Herz klopfte zum Zerschellen, und nur der eine Gedanke beherrschte sie: ungehört hinaus, jetzt nicht von den Brüdern überrascht werden!

Ihre ganze Kraft zusammenfassend, schlich sie davon, die schwere Last dieser Anklage mit sich schleppend, schlich die Treppe hinauf, verwirrt und schuldbehaftet, empört und beschämt zugleich.

Von schwerem Kummer bedrückt war in dieser unheilvollen Nacht auch die kleine Lägerin im Hilbert'schen Hause, von einem Kummer, um so schwerer zu tragen, da sich bittere Reue dazu gesellte.

Fraulein Betty hatte die Größe ihres Verbrechen an seinen Folgen erkannt; und der Schmerz, den sie über diese Folgen empfand, machte ihr erst den Zustand ihres Herzens klar. Vollständig klar, da gab es gar keinen Zweifel mehr! Sie hatte den unausstehlichen Wegner lieb! Denselben Wegner, der sie lange Zeit hindurch oft so unverzeihlich gekränkt hatte. Aber das war nun alles verziehen. Sie hatte ihm ja heim-

gezählt, mit Finsen, — heute Nachmittag, als er nahe daran gewesen zu weinen, er, der immer so überlegen that.

Aber eines erlogenen Bräutigams wegen einen wirklichen, braven und geliebten Bräutigam einbüßen, war zu viel! Das hatte sie nicht gewollt, das gewiß nicht! — Den ganzen Nachmittag lief sie, so oft es irgend möglich war, an die Laden Thür und schaute hinüber; aber kein Wegner war zu sehen. Einmal stieg ihr sogar der fürchterliche Gedanke auf, er könnte fortgegangen sein, um sich ein Leid anzuthun; und sie beruhigte sich erst, als sie den sanften Heinrich mit Wegner's steinernem Herzeleid ins Wirthshaus gehen sah. Sie den beiden Freundinnen anzuvertrauen, hatte sie keine rechte Lust, da diese unaufhörlich von dem „Französischen Blumenreisenden“ schwappten, besonders Marie, die ihn „entzündend dunkel“ fand. Befagte junge Dame schwärmte nämlich noch immer für ihren schwarzen Prinzen, was sie allerdings nicht abhielt, auch die Huldigungen eines jungen Zahnarztes freundlich aufzunehmen, wobei sie in beständiger Furcht lebte, eines Tages von dem Prinzen massacrirt zu werden.

So trug Betty ihr selbstverschuldetes Leid bis zum Abend allein, und die schelmischen Augen starrten sentimental und weltvergessen in die Ferne, während ein schwerer Seufzer nach dem andern ihrer Brust entstieg.

Nach dem Nachtessen aber, als die drei Mädchen sich in Betty's Zimmerchen zurückgezogen hatten, als der Thee in Betty's eigenem kupfernen Theesessel angeköstet war, als der Kuchen, der abwechselnd von einem der jungen Mädchen geliefert werden mußte, bereit stand, da vernochte sie doch nicht länger zu schweigen.

Zuerst ließ sie nur einige harmlose Andeutungen fallen, dann kam bruchstückweise die Unterredung mit Wegner daran: wie sie ihn immer abgetrumpft, dann, um ihn zu ärgern, sich einen Bräutigam angedacht habe, worauf er den Heirathsantrag, den er ihr hatte machen wollen, nicht machte. Und zuletzt, unter heißem Erröthen und den grausam indiscreten Fragen der scharfsinnigen jungen Damen, gestand sie auch ihre Liebe, diese plötzlich erwachte Liebe zu Wegner ein.

Lina und Marie triumphirten! Na also! Sie wußten es ja, einmal mußte sie auch dran glauben! Dieser unverliebte Zustand war einfach unnatürlich gewesen.

Jetzt mußte etwas geschehen! „Er“ mußte aufgeklärt werden, mußte erfahren, daß kein Bräutigam hindernd im Wege stände, um selbst einer werden zu können. Lina, die ein wenig neidisch war, — was man ihr nicht verdenken konnte, da ihr geliebter Harter sich noch immer gewandt um das Anhalten herumdrückte, äußerte die skeptische Ansicht, Herrn Wegner sei es vielleicht gar nicht ernst gewesen; er hätte vielleicht nur „groß“ gesprochen, als keine Gefahr mehr war, beim Wort genommen zu werden.

Betty war darüber so empört, daß ihr ein halbes Russtörchen im Halse stecken blieb! Nicht ernst! Nur „groß“ gesprochen! Lächerlich! Im Gegentheil! Es war wahrscheinlich, ja gewiß, daß er sehr, sehr unglücklich sei und vielleicht, — wer weiß? — eine Thorheit begehe. Alle Tage brachten sich Menschen aus unglücklicher Liebe um.

Marie stimmte lebhaft bei, und Lina mußte schließlich klein beigeben; sie meinte aber, man brauche sich wohl kaum zu ängstigen, sie hätte Herrn Wegner zur gewohnten Stunde in seine Stammkneipe gehen sehen.

Durch diesen kleinen Streit wurde die Stimmung etwas verdorben. Betty, ohnehin bestürmten Herzens, schnitt ein gekränktes Gesichtchen und ah absichtlich recht viel von dem Kuchen, damit er bald zu Ende ginge und ihre Besucherinnen sich entfernen mußten.

Eine tiefe philosophische Weisheit ging ihr plötzlich auf. Im Unglück sieht der Mensch allein! Sie berente jetzt, überhaupt gesprochen zu haben, denn womöglich freuten sich die beiden noch über ihr Pech. Sie waren ohnedies geradezu beleidigend lustig und dreheten und wendeten die Angelegenheit so, daß ihre komische Seite belacht werden konnte.

Betty aber war es nicht weniger als komisch zu Ruche; sie athmete erleichtert auf, als die beiden endlich draußen waren. Schnell riegelte sie die Thür hinter ihnen zu, um ja nicht mehr gestört zu werden.

Dann ging sie, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, feierlichen Schrittes in dem Zimmerchen auf und ab und dachte nach. Die lustigen, braunen Augen starr in die leere Luft gerichtet, die runden Wangen in feberhafter Röthe, zwang sie ihre widerspännigen Gedanken, ordentlich in Reih und Glied zu bleiben. Sie wollte ihnen keine Seitensprünge gestatten; aber immer wieder kehrten sie zu einem bestimmten Punkte zurück und zauberten ein Lächeln um Betty's kleinen Mund. Wie es nun auch sein mochte, das stand fest: er liebte sie!

Betty athmete tief auf, halb selig, halb ängstlich. Dann ging sie, wie von einem plötzlich auftauchenden Gedanken getrieben, zu der Commode, zog die Schublade auf und strich lieblosend über die sorgsam eingeschichteten Gegenstände.

„Viel ist's ja nicht,“ dachte sie, indem sie die Commode wieder verschloß. „In seinen Augen jedenfalls gar nichts, und doch bin ich ihm recht! Liebenswürdig war ich auch nie zu ihm, im Gegentheil, meistens recht grob. Eltern habe ich auch nicht mehr. Ich bin gar nichts weiter als ein bettelarmes Ladenmädchen. Jawohl!“

Und logisch gingen die Gedanken weiter. „Ich bin arm, freilich, aber trotzdem würde ich jetzt die Braut eines wohlthätigen, lieben, gebildeten, süßen, — ja, süßen jungen Mannes sein, wenn ich nicht zu all' meinen Untugenden auch noch eine Lägerin und schredlich dumm wäre.“

Betty rang bei dieser vernichtenden Selbstkritik verzweifelt ihre kleinen, ein wenig verarbeiteten Hände. Sie vergaß die Nacht ihrer Persönlichkeit, vergaß, daß die Nacht dem Menschen jedes Leid doppelt fühlbar macht und ihn verwirrt und beängstigt. Sie wußte nur, daß sie ihr halbes Leben hingeben würde, wenn sie ihm jetzt gleich sagen dürfte, wie erbärmlich sie geschwindelt hatte.

Sie hätte sich schlagen mögen, daß sie es nicht schon heute nachmittags gethan hatte, oder wenigstens abends.

Aber, — Betty blieb stehen und legte den Finger an ihr

Näschen, — wenn er vielleicht noch im Wirthshaus wäre und heute noch vorbei käme? Dann könnte sie ihm ein Briefchen hinunterwerfen, und er brauchte sich nicht schlaflos auf seinem Bett zu wälzen. Denn daß er nicht schlafen konnte, vielleicht gar weinte, stand fest! Und auch bei Betty stand der Entschluß fest, heute noch etwas zu unternehmen.

Jetzt war es elf Uhr. Auf der Straße kein Mensch mehr zu sehen! Zudem regnete es immer noch; sie beugte ihren Kopf weit hinaus, ohne zu beachten, daß schwere, große Tropfen von der Dachrinne über dem Fensterchen gerade auf ihren Nacken fielen. Ihr leidenschaftliches kleines Herz ging wieder einmal mit dem Verstand durch und ließ sie nichts überlegen und bedenken, als daß es vielleicht doch noch möglich sei, ihn zu sehen oder ihm ein paar tröstende Zeilen zuzuworfen.

„Es wird ihn freuen,“ sagte sie laut vor sich hin, und ihre Augen funkelten dabei höchst unternehmungslustig.

Ganz erfüllt von dem neuen, herrlichen Gedanken, sprang Betty an ihre Commode, holte eine schwarze Schreibmappe heraus und breitete sie auf dem Tisch auseinander. Dann eilte sie wieder an das Fenster und schaute die Straße hinunter. Wahrhaftig! Da kamen mehrere Herren, die sich laut unterhielten!

Wenn jetzt Wegner dabei war, konnte sie nicht mehr schreiben, und selbst wenn sie schon geschrieben hätte, konnte sie es unmöglich vor den anderen hinunterwerfen. Vielleicht war er aber gar nicht dabei!

Sie bog sich so weit hinaus, als sie ohne Lebensgefahr wagen durfte, doch konnte sie die Ankommenden in der Dunkelheit nicht unterscheiden. Zehn bis fünfzehn Häuser weit entfernt blieben die Herren plötzlich stehen, verabschiedeten sich, und einer schloß eine Hausthür auf. Das mußte Georg Vorstedt sein mit seinem Bruder, dem Architekten. Die wohnten da unten. Ein heller, scharfer Lichtstrahl bligte plötzlich auf. Aha, das war Marie's Zahnarzt, der trug stets eine kleine Blendlaterne bei sich, weil er, nach Betty's Behauptung, alles Dunkle verabscheute, seitdem er von dem Afrikaner etwas wußte, und Marie hatte diese Erklärung geschmeichelt gelten lassen. Die Blendlaterne schwanke eine Weile hin und her, dann tanzte sie über die Straße und verschwand hinter dem Marktplat.

Jetzt, — jetzt mußte sich's entscheiden, ob er dabei war! Und wenn er dabei war, was dann? Hinunterrufen war zu gefährlich.

Betty, abenteuerlustige, kleine Betty, ist das Deine Geistesgegenwart? Was ist zu thun? Schnell, schnell! Schon schlägt dort unten die Hausthür zu, schon schreitet ein Einzelnr langsam weiter. Da, Welch ein Glück! Die Hausthüre fliegt wieder auf, einer von den Vorstedt's läuft heraus. „He, Sie, Wegner!“ — er war es also — „Sie haben die Zeichnung in Ihrem Ueberzieher; ich brauche sie morgen in aller Frühe.“ — O gesegnete, unbekannte Zeichnung! Wegner kehrte wieder um, und Betty gewann dadurch eine Galgenfrist von mindestens fünf Minuten. Mit einem Satz sprang sie vom Fenster zurück, schlug ein schwarzes Spitzentuch über den losigen Kopf, nahm eine Schachtel Streichhölzer vom Tisch, öffnete leise, ganz leise die Thür, die trotzdem entsetzlich knarrte, und schlich zitternd, unter fürchterlichem Herzklopfen, die Treppe hinunter.

Die erste, ziemlich steile Stiege führte von den Manjarden in den zweiten Stock, wo Herrn und Frau Hilbert's Schlafzimmer lag. Betty schlich in Todesangst daran vorüber. Ihr Ziel lag weiter unten. Im ersten Stock, der in Folge seiner Lage eigentlich den vornehmen Namen „Bel-Étage“ zu führen berechtigt war, befand sich das Speisezimmer; und der Schlüssel zum Speisezimmer wurde stets, um den Dienboten in der Frühe das Reinigen zu ermöglichen, auf den Bord über der Thür gelegt, wie Betty genau wußte.

Ihr schneller Plan war nun dieser: den Schlüssel vom Speisezimmer herunterzuholen, aufzuschließen, das Fenster aufzumachen und nun, da es im Flüsterton geistern konnte, eine Unterredung mit dem gekränkten Wegner zu stande zu bringen.

Betty setzte ihre Füßchen mit äußerster Vorsicht von einer Stufe auf die andere, um nicht durch ein verdächtiges Knarren alles zu verderben.

So kam sie glücklich bis zum ersten Stock, als eine unglückselige, schlechtgefügte Stufe heftig zu seufzen anfing.

Betty blieb erschreckt stehen, — es war gerade vor dem kleinen Flurfensterchen, das auf den Hof führte, — und warf unwillkürlich einen Blick hinaus. Erst einen und dann noch einen! Was war denn nun da wieder? Welch eine Nacht war denn das! Oder war jede Nacht so unheimlich, nur daß man sonst die Nase unter die Decke steckte?

Trotz des matten Mondscheinens sah sie etwas ganz Seltsames. Die Holzläden an dem Hofenster des Hilbert'schen Ladens standen offen. Und doch hatte sie diese heute Abend selbst zugemacht und den eisernen Stift innen durchgeschoben! Ihr Auge, schon durch das Herabsteigen an die Dunkelheit gewöhnt, durchdrang die Finsterniß draußen immer mehr.

Da war ja jemand! Da stieg jemand aus dem Fenster! Es war eingebrochen worden! Kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn, und wildes Herzklopfen drohte, sie zu erstickn. Vergessen war ihre Absicht, in das Speisezimmer zu schleichen, vergessen der arme Wegner! Sie wußte nur, daß sie allein im Dunkeln stand, und da draußen war ein Dieb, ein Einbrecher!

Schon öffnete sie den Mund, um einen lauten Schrei auszustößen, als ihre Augen sich plötzlich von einem Lichtstrahl geblendet fühlten. Wieder eine Blendlaterne, diesmal in Diebeshänden! Nur eine halbe Secunde leuchtete sie auf, eben lange genug, um Betty des Einbrechers Gesicht zu zeigen. Dann wurde es wieder finstern; die Fensterläden wurden blitzschnell zugeschoben, eine Gestalt huschte durch den Hof, und Betty flog, unbekümmert um den Lärm, den sie machte, in großen Säpen die Treppe hinauf, um Herrn Hilbert heranzurufen.

Aber noch ehe sie im zweiten Stock angelangt war, blieb sie stehen. Um Himmelswillen, das ging ja nicht! Das war unmöglich!

Was sollte sie denn sagen, wenn man sie fragte? Wie ihre nächtliche Excursion erklären? Die Wahrheit, daß sie in das Speisezimmer gewollt, um — um Herrn Wegner anzurufen,

konnte sie doch unmöglich eingesehen. Frau Hilbert würde es außerdem nicht glauben; sie würde am Ende gar an ein Attentat auf ihr Büffet mit den drei großen, frisch gebadenen Sandluchsen denken.

Himmlicher Vater, was thun?! Der Dieb mußte übrigens jetzt schon längst über alle Berge sein. Jetzt half das Nachrennen doch nichts mehr.

Fräulein Betty schlich unter diesen Erwägungen, anfangs halb unbewußt, dann entschlossen, immer weiter die Stiegen hinauf, schlüpfte schnell in ihr Zimmerchen hinein, in welchem die Lampe wie vorher friedlich brannte, schloß die Thür zweimal hinter sich ab, kleidete sich hastig aus und stieg mit einem Gefühl in ihr Bett, als wäre sie selbst der Dieb und sähe morgen früh ihrer Gefangennahme entgegen.

Am anderen Morgen, es war natürlich ein Freitag, — stand das Zeichen des Sündens über dem Hilbert'schen Hause. Fräulein Marie, welche „Jour“ hatte, also zuerst hinunter und den Laden öffnen mußte, stürzte mit einer an ihr seltenen Behendigkeit ins Speisezimmer, in dem die anderen noch gemütlich beim Kaffee saßen, und plappte mit der Nachricht heraus, es sei eingebrochen. Herr Hilbert sprang sofort hinunter, und Frau Hilbert folgte ihm, nicht ohne vorher in der Herstreueung schnell die Zuckerschale in die Hand zu nehmen, als könne sie in dem Krystall den Dieb entdecken. Die erstaunte Lina folgte ihr mit Marie, und Fräulein Betty schlich unter Herzklöpfen hinterdrein.

Das Fenster war eingedrückt, das stand fest. Und die eisenbeschlagenen Holzläden waren aufgesprengt worden, daran konnte kein Zweifel herrschen. Aber Herr Hilbert stellte zur allgemeinsten Ueberraschung fest, daß von Waren, deren es doch kostbare genug gab, nichts fehlte. Dagegen war die Kasse aufgesprengt; aber auch hier waren von den fünfzehn Mark Wechselgeld, das jeden Abend in der Schublade liegen blieb, nur ein Rehnmark-Stück genommen worden. Fünf Mark in einzelnen Markstücken lagen unbegreiflicher Weise friedlich da, als wären niemals Diebeshände über sie ausgebreitet worden.

Wem gehörten nun aber diese genügsamen Hände? Herr Hilbert jann eine Weile nach, ohne dem erregten Geschnatter seiner weiblichen Umgebung Gehör zu schenken. Dann nickte er plötzlich finster und verstimmt mit dem Kopf.

„Na, warte!“ jagte er, ohne seine Meinung weiter zu erläutern, und befahl den Fräulein, nun zur Tagesordnung überzugehen.

Das war aber leichter befohlen als gethan! Solch ein Ereigniß mußte doch besprochen und die hundert Möglichkeiten mußten erörtert werden. Besonders Marie war geradezu groß in den kühnsten Vermuthungen, während Fräulein Betty bei jedem neuen Verdacht aufs neue erschreckt zusammenzuckte.

Gegen Mittag erschien Herr Hilbert wieder im Laden und brachte einen Schloffer mit. Sein freundliches, gutmüthiges Gesicht war noch immer in finstere Falten gezogen. Er gab Befehle betreffs der Fensterläden. Eiserne Luerstangen sollten angebracht werden, oder noch besser ein richtiges eisernes Gitter, — da man doch im Hause nicht mehr sicher sei vor Einbrechern und Hausdieben!

Hausdieben?! Betty hörte mit starrem Entsetzen dieses Wort. Wen hatte er denn im Verdacht! Denn sie hatte ja den Dieb gesehen und wußte, daß es ein Fremder war.

Sie sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Frau Hilbert widerstand den dringenden Fragen nicht und verrieth den Fräulein, daß „Karlchen“, der kleine Holbad aus dem Magazin, der Dieb sein müsse. Es sei kein Zweifel mehr, denn er wäre heute Vormittag ausgeblieben und erst vorhin ganz schein und verlegen erschienen. Ihm sei es auch zuzutrauen; denn sein eigener Bruder prügelte ihn fortwährend, seines schlechten Betragens wegen.

Also der Lehrling, der unschuldige Lehrling sollte das Opfer sein! Nein, das konnte sie nicht zugeben! Jetzt mußte sie sprechen, selbst sich opfern. Ach, wie entseztlich! Wem aber zuerst sich anvertrauen? Die Wahl war nicht groß. Frau Hilbert? Herr Hilbert? Oder —? Doch nein, das ging nicht! Vielleicht aber ging es doch noch am ehesten, war auch am wenigsten schwer, am wenigsten beschämend.

Es hatte glücklicherweise endlich zu regnen aufgehört, und Fräulein Betty konnte vor den Laden treten, um die Auslagefenster zu mustern. Pstui, wie sahen die aus! Kein Chic darin, nichts Anlockendes! Da mußte tüchtig geändert, dies und jenes hineingestellt und drapirt und besonders auf die Farben acht gegeben werden. Weiße Spitzen mit hochrothem Hintergrund, gelbe Seide hinter einem lila Hülden! O, Fräulein Betty verstand sich darauf! Doch war es nothwendig, zur eingehenden Prüfung immer wieder auf die Straße zu laufen, um durch die Glasscheiben den Eindrud beobachten zu können.

Endlich! Sie wollte schon die Hoffnung aufgeben, als drüben aus dem Buchladen das Heinerle herauskam und das Auslagefenster zu pupen begann.

„Heinrich!“ Heinerle schaute sich um. Er hatte heute noch tiefere Sorgenfalten, als sonst. „Heinrich, komm her! Schnell! Sag, Heinrich,“ — Betty flüsterte es mit scheuen Seitenblicken, — „sag, ist der Herr Wegner drin?“

„Ja, er schreibt!“

„Er schreibt? Was denn? Vielleicht einen Brief?“

„Ja, 'n Brief ist es!“

„An wen mag er sein?“

„An wen, weiß i net. Er feußt alleweil dabei.“

„Er feußt?“ — Fräulein Betty lächelte verklärt. — „Weißt, Heinerle, Du könntest mir einen Gefallen thun! Ich brauch' ein Buch vom Herrn Wegner und will mir's schnell geben lassen. Aber der Herr Hilbert könnte schimpfen, wenn ich jetzt aus dem Geschäft fortlaufe. Sei also so gut, Heinerle, und puße so lange Deine Auslagefenster, bis ich wieder herankomme, oder bis Du Herrn Hilbert vom Magazin herauskommen siehst! — Verstanden?“

Fräulein Betty wartete Heinerle's eifriges Kopfnicken nicht erst ab; sie öffnete mit raschem Drud die Glashür und betrat den Laden, in dem sie sich scheinbar erstaunt umsah. „Niemand hier?“ rief sie mit lauter Stimme, die indes merklich zitterte. „Ah, Herr Wegner, da sind Sie ja!“ fuhr sie fort, als dieser mit einem großen Sop hinter der Tapetenwand hervorstürzte. „Ach — ich wollte nur — wegen — sind Sie mir noch böse?“

„Ach, Ihnen? O nein! Weshalb? Wie befinden Sie sich?“

„Danke, sehr gut! Das heißt, ich bin eigentlich ganz außer mir! Wirklich!“

„So?“

Da! Nun fragte er nicht einmal, weshalb? Die Augen an ihr vorbei auf irgend einen gleichgültigen Gegenstand gerichtet, drehte er die Schreibfeder in der Hand, mit der er doch sicherlich noch soeben an sie geschrieben hatte.

„Ich habe Sie wohl gehört? Sie haben geschrieben?“ knüpfte Fräulein Betty mit weiblicher Schlaueit sofort an diesen gefährlichen Punkt an.

Er wurde auch richtig roth und ganz verlegen.

„Ja! Geschäftsbriefe!“ erwiderte er aber schnell gefaßt. Dem war nicht beizukommen. Da mußte also gesprochen werden! Ganz ehrlich, ganz offen, so schwer es auch war; denn er schien vollständig resignirt zu sein, ergeben in sein Schicksal. Aber es mußte sein!

„Herr Wegner!“

Fräulein Betty hob den verlegen gesenkten Kopf mit einem entschlossenen Seufzer empor und richtete, instinctiv die besten Hülfstruppen wählend die sprechenden braunen Augen fest auf ihr Gegenüber.

„Fräulein Betty?“

„Ach, wie gepreßt das klang! Wie unsäglich ergeben und traurig! Der Mann war verloren, rettungslos unglücklich verliebt! Aber Betty merkte in ihrer Erregung nichts davon.“

„Herr Wegner, ich muß Ihnen etwas sagen, was mich recht bedrückt. Bei uns ist nämlich heute Nacht eingebrochen worden.“

„So? Davon weiß ich ja noch gar nichts!“

„Ja, aber es wurde nur ein Rehnmark-Stück gestohlen. Herr Hilbert meint irrthümlicher Weise, der Karl aus dem Magazin sei es gewesen!“

„Der war's nicht?“

„Nein, es war ein ganz alter Mensch. Ich habe ihn nämlich gesehen!“

„Warum sagen Sie es dann dem Herrn Hilbert nicht?“

„Wie einfach die Frage klang! Wie natürlich!“

„Warum? Weil —“ die Hülfstruppen senkten sich verwirrt, — „weil ich nicht gern sagen möchte, daß ich so spät noch unten war!“

„Warum waren Sie denn so spät noch unten?“

Ein schmerzlicher Blick der braunen Augen streifte die plötzlich sehr streng gewordene Staatsanwalts-Miene des jungen Mannes. Tropdem klang aus alter Gewohnheit die Antwort recht schnippisch.

„Na, was Böses wollt' ich nicht thun!“

„Nicht? Nun, Fräulein, Sie wissen ja, ich habe Sie schon vor Jahren gewarnt. Sie neigen sehr dazu, Dummheiten zu machen! Sie sind etwas oberflächlich; Ihr Charakter ist —“

„O pstui! Wie grausam!“ Betty athmete heftig und brach in schmerzliches Weinen aus. „Das habe ich nicht verdient, von Ihnen am wenigsten! Wo ich doch nur Ihre Wege hinunterging.“

„Meinetwegen?“

„Weil ich Ihnen sagen wollte —“

„Wann?“

„Als Sie aus dem Wirthshaus heimkamen, — um elf Uhr! — Ich hatte auf Sie gewartet und wollte ins Eßzimmer, um von da durchs Fenster mit Ihnen zu reden. — Ach was! Lassen Sie nur meine Hand los! Ich habe ja doch einen schlechten Charakter!“

„Betty! Liebe, einzige Betty!“

Herr Wegner versuchte in seiner Aufregung immer wieder die Hand der erzürnten jungen Dame zu fassen, ohne indes sein Ziel zu erreichen.

„Jawohl!“ schluchzte Betty, die endlich das richtige Kampfmittel gefunden zu haben glaubte, „jawohl, mir kann niemand etwas Böses nachsagen, nur Sie thun es! Alle wundern sich, daß ich mit niemand kokettire. Aber Ihnen kann es auch ein Engel nicht recht machen!“

„Fräulein Betty, erlauben Sie,“ unterbrach sie Herr Wegner erregt, „ehe Sie fortfahren, muß ich wissen, weshalb Sie mit mir aus dem Eßzimmer sprechen wollten! Etwa wegen —? Deswegen?“

„Natürlich deswegen!“ rief Betty gereizt und vergaß vollständig ihre Schüchternheit und Verlegenheit. „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß es nur ein Scherz war, das mit dem Bräutigam.“

„Was?!“ Herr Wegner brüllte dieses Wort so laut, daß das Heinerle draußen sein Fensterleder sinken ließ und erschreckt aufhorchte. „Dann haben Sie mich also angelogen?“

„Ja!“

„Aber Fräulein Betty! Und jetzt thut es Ihnen leid?“

„Ja, — sehr!“

„Sind Sie deshalb mitten in der Nacht aus Ihrem Zimmerchen heruntergegangen?“

„Ja! — Und gefürchtet hab' ich mich genug!“

„Betty! Betty!“ — Herr Wegner flüsterte jetzt ebenso leise, als er vorher brüllte. — „Würden Sie mir denn jetzt, wenn ich frage —?“

„Ja!“ sagte Betty ebenso leise, ohne ihn ausprechen zu lassen.

„Ach, mein süßes Betty!“

„Pst, Fräulein, der Herr Hilbert kommt!“ rief zu gleicher Zeit Heinrich zur Ladenthür herein. Aber Fräulein Betty hörte ihn nicht, denn Herr Wegner hatte ihren kleinen Kopf so fest an seine Brust gedrückt und küßte sie so stürmisch, daß ihr Hören und Sehen verging.

* * *

Das war ein Tag! Herr Wegner hätte kopfstehen mögen, theils vor Wonne, theils vor Wuth. Rasend glücklich, wie er war, mußte er unausgeseht Kunden bedienen und fand weder Zeit, sich ganz in sein Glück zu versenken, noch, — und das war das Schrecklichste, — hinüber zu Hilbert's zu laufen. Gerade heute war etwas mit dem Chef los.

In aller Frühe, als Wegner herunterkam, befand er sich schon mit jemand in seinem Cabinet, sehr eifrig sprechend. Und der Heinrich mußte am Vormittag warmes Frühstück aus der „Krone“ holen und später ging Herr Wendler mit seinem Besuch fort und ließ sich bis zur Stunde nicht mehr sehen.

Dazu war heute noch Markttag, und die Gutsbesitzer aus der Umgegend befanden sich alle in der Stadt. Die Damen kamen, um Notizen umzuwechseln, Bücher auszutauschen, und da sie sich fast alle untereinander kannten, gab es ein fortwäh-

rendes Begrüßen und Unterhalten, ein gegenseitiges Vorstellen und Neuigkeiten-Austauschen, sodaß der Laden keinen Augenblick leer wurde.

Herr Wegner raßte innerlich, während er äußerlich sein halb satiratisches, halb verbindliches Lächeln krampfhaft festhielt.

Als er endlich wagen durfte, seinen Posten zu verlassen und, von Heinrich sorgfältig abgeburstet, seine Schritte gegen das ersehnte Nachbarhaus zu lenken, dunkelte es bereits stark. Die Gasflammen in den Hilbert'schen Auslagefenstern brannten schon und warfen helle Lichtstreifen auf die Straße und die gegenüberliegenden Häuser.

Im Innern des Ladens stand Fräulein Marie, an den Ladentisch gelehnt, und gähnte aus Leibesträften, unbekümmert darum, daß der Anblick von außen kein sonderlich anmuthiger sein konnte.

Bei Herrn Wegner's Eintritt stürzte sie jedoch vollständig ermüdet auf ihn zu und überfluthete ihn mit einem bei ihr seltenen Wortschwall.

Die Holbad'n, das Waschweib, sei vor zehn Minuten mit ihrem Mann, einem alten Saufbruder, gekommen und hätte mit Herrn oder Frau Hilbert sprechen wollen. Sie hätte sie in die Wohnung hinaufgewiesen; aber wie sie kaum draußen waren, sei Betty wie eine Wilde aufgesprungen und hinter ihnen dreingeführt. Und hinter Betty sei wieder die Lina hergelaufen. Die seien wirklich —

Das Wort blieb Fräulein Marie im Halse stecken, als Herr Wegner, noch ehe sie ausgesprochen, zur Hintertür lief und ebenfalls die Treppe hinaufsteilte. Er fürchtete mit Recht, daß es oben ein Verhör oder gar eine Execution mit dem armen Karlchen gab und es demnach die höchste Zeit sein möchte, einzuschreiten und Betty's, seiner Betty, Beobachtungen kund zu thun.

„Endlich! Endlich! Da sind Sie endlich!“ rief Betty, die mit Lina vor der Thür des Eßzimmers stand und horchte, als sie ihn heraufsteigen sah. Sie wurde dabei plötzlich sehr roth, streckte ihm schüchtern die Hand entgegen und lächelte.

„Wie geht's?“ murmelte er und versuchte, mit seinen Augen etwas ganz, ganz anderes zu sagen. Eine Sprache, die Betty wohl zu verstehen schien.

„Er ist drin!“ flüsterte sie.

„Wer?“

„Der Dieb! Ich habe ihn sofort erkannt. Ach, wie schrecklich, daß ich etwas davon weiß! Wenn's nur schon überstanden wäre!“

Herr Wegner begriff vollständig, daß die arme Kleine trotzbedürftig war, nahm deshalb schnell ihre Hand und küßte sie, zu Lina's Erstaunen, heftig mehrere Male.

Laute, erregte Stimmen aus dem Eßzimmer mahnten ihn endlich wieder an seine Pflicht. Noch ein Händedruck, eine stumme Liebeserklärung, und er öffnete nach schnellem Klopfen die Thür. Im Zimmer saßen Herr und Frau Hilbert und Frau Holbad; vor ihnen stand ein alter, verschmitzt aussehender Mensch, wie Herr Wegner bald hörte, Frau Holbad's Gatte. Bei seinem Eintritt verstummten alle. Als ihn aber die brave Waschfrau erkannte, nickte sie ihm zu und fuhr in ihrer unterbrochenen Erklärung fort: „I hab mich schon glet gewundert, wie mir der Joseph geschtern nacht, wie er auf einmal ankommt, das Goldstückle hing'halten hat. G'freut hab i mi ja, das ich wahr! 's war doch ein Zeichen, daß er gearbeit' hat. Wie aber heut vormittag das Karl ang'reunt kommt und heut und schreit, es sei ein'brocha worden und auf ihn häit' man Verdacht, da ich mir glet's Herz in Waga g'falln. I kenn doch den Lump da! I hab mir glet alle Factore, wie man auf'm G'richt sagt, zusamm' g'reimt: daß er schon um neun Uhr abends hier g'wesen isch, — der Karl hat'n g'fehn, — daß er sich in der Straf und vor Ihrem Haus' runntriebe hat, — das hat auch der Karl g'fehn, — daß bloß a Goldstückle g'feht hat, und er grad a solchs heimbracht hat. Daß er überhaupt 'was heimbracht hat, war schon verdächtig genug! Kurz und gut, mir stieg a Ahnung auf, und da gab's lei Halz mehr. Er muß' raus mit der Sprach, und da hat er mir's eing'standen. Schand über Schand bringt er über mi und die Kinder! Wenn ihn doch der liebe Herrgott a mal zu sich nähm', 's wär wirklich a Glüd!“ Frau Holbad schluchzte discret in ihre Schürze, während ihr Gatte in lautes Heulen ausbrach.

„Die gottverdammte Pulzei is Schuld dran!“ stieß er hervor. „I bin gar kein schlechter Kerl von Geburt aus. Erst die Pulzei hat mich dazu g'macht!“

„Na, na!“ warf Herr Hilbert dazwischen.

„Auf Wort! Auf Ehrenwort!“ betheuerte Holbad, indem er sich die Thränen mit dem Zipfel seines rothen Halstuches abwischte. „Erst die Pulzei! Erzähl's ihm, Alte!“

„Hab's ihm schon erzählt!“ murmelte die Angerufene kurz.

„Nu also! Und so is g'weht! Wegen Unterschlagung haben's mi vor fünfzehn Jahr a mal eing'steckt, obwohl i, — Sie derfen's mir auf mei ehrluchs G'sicht glauben, — ganz unschuldig war. Wie i bin' rauskommen, hab i mir auswärts wullen Arbeit suchen, weil i mi hier g'schämt hab. Ja, — Sänecken in der Butter-Sauce! — Kei Arbeit hab i kriegt, weil die Straf im Büchle g'standen hat! Da bin i festgen ganga. Und allaweil hat mi die Straf g'hindert, wo i hinkomma bin. Gest Alte, Du weißt's a?“

„Ja, ja, aber ein Lump brauch' ma deshalb net z' sei, und jetzt au no der Einbruch —“

„A was, — Einbruch! Red' net so dumm! Das war do kei Einbruch, wo i bloß die zehn Mark g'holt hab. Sie zeig'n mi net a, Herr Hilbert, net wahr, Herr Hilbert? Madam, reden's ihm zu! I bitt!“

„Aber im Loch wärst' doch aufg'hoba!“ rief Frau Holbad.

„Was soll denn mit Dir g'schehn?“

„I helf' Dir von jetzt an, d' Kinder erziehen!“ meinte Holbad nachdenklich, von wirklich gutem Willen besetzt. Seine Frau stieß jedoch einen Entsetzensschrei aus und erhob abwehrend die Hände.

„Grad für die Kinder hab i Angst, wenn Du dabeim bleibst! Herrgottle, so muß i vom rechta Vater meiner Kinder rede? Und was für a prächtiger junger Mensch bist Du g'weje!“

„Ja, ja! Die verdammte Pulzei!“ murmelte der Alte resignirt vor sich hin.

Herr Hilbert, der leise mit seiner Frau gesprochen hatte, mischte sich nun in das Gespräch.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Rachdruck auch im einzelnen unterlagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Gesunde Nerven. — Nützliche Belehrung für Nerventränke und Nervenschwäche von Dr. med. D. Dornblüth. (Kostock, Werther 1896.) Preis 2,50 M. — In einer Zeit, welche die Nervosität fast als ihre Signatur betrachten kann, ist es wohl angebracht, über Natur, Krankheit und Diätetik des Nerven-Systems Belehrung und Kenntniß zu verbreiten. Eine Gefahr, die man kennt, läßt sich leichter vermeiden, einen Fehler, den man in Ursache und Wesenheit erforscht, kann man leichter beseitigen. — Der Verfasser hat es vorzüglich verstanden, das umfangreiche Gebiet in leicht faßlicher, auch dem Laien verständlicher Weise in acht Kapiteln gründlich zu behandeln. Nachdem er die gesunden und kranken Nerven besprochen, erörtert er die Ursache der Nervenschwäche, um daran anschließend die Erziehung zur Nervengesundheit, die körperliche und geistige Nerven-Diätetik zu besprechen. Ein eigenes Kapitel beschäftigt sich mit den Nervengiften, und gerade dieses möchten wir den Lesern zum wiederholten Studium, zur ausgiebigen Beherzigung empfehlen, dann wird die im letzten Kapitel erörterte Behandlung der Nervenschwäche seltener nötig werden. Ein angefügtes, sachliches Inhaltsverzeichnis erleichtert den Gebrauch des in jeder Hinsicht empfehlenswerthen Werkchens.

Hygienische Strumpfhalter für Damen und Kinder. — Die Vorzüge dieser Strumpfhalter bestehen hauptsächlich darin, daß letztere ohne Knopf oder Dese leicht zu beseitigen, sehr bequem zu tragen und insofern überaus praktisch sind, als an ihnen der Gürtel und damit die doppelte Belastung der Hüften fortfällt. Jeder Strumpfhalter, ein etwa 3 cm breites seidenes Gummiband, trägt an beiden Schnitt-Enden eine mittelst Mechanismus befestigte Schnalle mit Klammervorrichtung, die einerseits über den Corset, andererseits über den Strumpfband geschoben wird und so im Verein mit dem beliebig fest oder locker zu regulirenden Gummiband einen durchaus sicheren Strumpft Träger bildet. Die Halter sind in verschiedenen Größen und Farben zu billigen Preisen, bei S. Medtenburg, Berlin O, Blumenstr. 83, käuflich. D. Red.

Leichtfönnige in V. — Wenn Sie durch ganz unnötigen und — verzeihen Sie das Wort! — undernünftigen Gebrauch von Haarmitteln unbekannter Zusammensetzung, worin aber theilweise sehr schädliche Stoffe enthalten sind, Farbe und Aussehen Ihrer Haare verdorben und sich einen lästigen Ausschlag zugezogen haben, so nehmen Sie das als Strafe Ihrer Thorheit hin und hüten Sie sich künftig vor dergleichen. Um die Folgen möglichst bald zu beseitigen, dürfen nur Waschungen mit warmem Seifenwasser unter Zusatz einer Prise kohlen-sauren Natrons so lange gemacht werden, bis der starke Fettglanz des Haares verschwunden ist. Hoffentlich wird das Haar in früherem Zustande nachwachsen, und wenn dies geschieht, seien Sie sehr zufrieden damit. Uebrigens stimmt in der Regel Farbe und übrige Beschaffenheit des Haares von Natur so gut zu Farbe und Ausdruck des Gesichtes, daß man mit willkürlichen Veränderungen desselben sehr vorsichtig sein muß, um nicht etwa Widernatürliches und Unschönes zu erzeugen. Dr. D.

M. M. — Das Ausfallen der Augenbrauen und Wimpern, zumal verbunden mit Empfindlichkeit gegen Licht und mit Kopfschmerzen, verlangt Untersuchung und Behandlung durch einen Arzt, am besten wohl durch einen bewährten Nerven- oder Augenarzt. Dr. D.

E. A. — Grobporige und rissige Haut, die fettarm und spröde zu sein pflegt, verträgt überhaupt keine Seifen; sie verlangt warmes Wasser, dem etwas Glycerin oder Mandelöl zugesetzt werden kann. Dazu abends Einreibungen mit milchem Fett, etwa mit Vanolin-Creme, morgens, besonders bei strenger Luft, Einpudern mit feinem Reispulver oder dergleichen. Dr. D.

Blond. — Ursprünglich blonde, später in verschiedenem Grade dunkler werdende Haare zu entfärben, ist nicht anzurathen. Genaue Untersuchung der Haare und des Haarbodens muß feststellen, ob etwas und was nicht in Ordnung ist. Meistens wird zu starke Fettbildung Ursache der Dunkelfärbung sein; alsdann muß die Lebensweise demgemäß eingerichtet, d. h. aber das Fett durch öfteres Waschen mit warmer Sodaaflösung (5%) und allensfalls mit Spiritus entfernt werden. Dr. D.

Frau v. B. — Zur Beseitigung von Gesichtshaaren dient die Anna'sche Pasta aus Schwefelbaryum, Zink-Oxyd und Ammonium, mit Wasser angerührt und als Teig einige Minuten aufgelegt. Vorsicht wegen Hautreizung! Dr. D.

A. A. — Ein Rezept gegen starken Haarausfall würde von äußerst fraglichem Werthe sein, da nach den Ursachen des Leidens sehr verschiedene Mittel anzuwenden sind. Dr. D.

Frau Hauptmann v. U., in V. — Von Gustav Lohse, Königl. Hoflieferant, W, Jägerstraße 75, erhalten Sie bestimmt das Beilchen-Parfüm, wie jeden anderen Artikel zur Toilette; für Seife und Zahnwasser empfehlen wir Ihnen außerdem F. Wolff & Sohn, Karlsruhe. Beide Firmen sind bekannt für hervorragende Güte ihrer Waren bei mäßigen Preisen. D. Red.

Langjährige Abonnentin Sonia. — Gegen feuchte Hände lesen Sie die Antwort an E. V., Wien, unter Gesundheits- und Körperpflege in der Nr. vom 1. Juli 95. D. Red.

Kindererziehung.

Elternrechte. — Es giebt gewisse Rechte, über deren Berechtigung man nicht weiter nachdenkt, weil sie unumstößlich scheinen und es in mancher Beziehung auch sind. Wir meinen die Elternrechte. Jeder, der Kinder hat, glaubt damit eine Anwartschaft

auf Elternwürde und Elternrechte zu besitzen, und doch ist es leider nicht immer wahr, daß Gott zu jedem Amt auch den Verstand giebt; wir würden sonst nicht so oft verzogenen und unerzogenen Kindern, schwachen und unwürdigen Eltern begegnen. Nicht Fleisch und Blut allein, auch das Herz, das Gemüth verbinden Vater und Sohn, Mutter und Tochter. Nur wer seine Kinder zur Menschenwürde zu erziehen weiß, der darf von Elternwürde, Elternrechten und Elternliebe reden.

Junge, unerfahrene Eltern sollten sich bei der ersten Erziehung ihrer Kinder nicht den Erfahrungen Aelterer verschließen, sondern dieselben wenigstens einer Prüfung unterziehen, ehe sie, in recht-haberischer Eitelkeit und falsch verstandener Elternwürde, manchen gutgemeinten Rathschlag als Einmischung in ihre Rechte verwerfen. Ist auch im allgemeinen das Vorurtheil gegen Schwiegermütter sehr groß, so würde doch eine junge Frau sich gegen manchen Fehltriff, gegen spätere Selbstvorwürfe schützen, wenn sie aus den praktischen Erfahrungen ihrer Schwiegermutter auch bei der Erziehung ihrer Kinder eine Lehre ziehen, sich nach ihnen richten wollte. Statt dessen experimentiren die Eltern lieber mit allerlei Erziehungs-Methoden, die sie von irgend jemand rühmen gehört oder in irgend einem Buche gelesen haben. Wir greifen hierbei nur die Abhärtungs-Methode heraus, über die vielleicht ein theoretisch gebildeter, aber durchaus nicht praktischer Arzt geschrieben hat, und die von jungen Eltern sofort bei ihrem Kinde angewendet wird. Ob nun dieses Kind nichts weniger als spartanisch beanlagt ist und vermöge seiner großen Zartheit vor allem der Wärme bedarf, kommt hierbei durchaus nicht in Frage; so geschieht es nur allzu leicht, daß die Individualität des Kindes, die ebenso bei körperlicher, wie geistiger Erziehung berücksichtigt werden muß, der Methode zum Opfer fällt. Das Kind muß also in einem harten Bettchen mit leichter Decke im ungeheizten Zimmer schlafen, — im Winter in kurzen weißen Kleidchen mit nackten Beinen und Armen und mit blohem Halse gehen, und befriedigt blickt das jugendliche Elternpaar auf das kleine blauegefrorene Wesen, das sich dadurch zu einem kräftigen Menschen entwickeln soll. Allmählich stellen sich allerlei Leibel bei dem Kinde ein, die „natürlich ihre Ursache durchaus nicht in der Abhärtung haben“, sondern für die es alle möglichen und unmöglichen Gründe giebt. Man vergißt, daß heutzutage die meisten Kinder blutarm geboren werden, und daher vielleicht mehr als sonst der Wärme bedürfen, wenn nicht der Reim zu späteren Krankheiten gelegt, neröse Ueberreizung die Folge der unzeitig angebrachten Abhärtungs-Methode werden soll. Für eine solche ist es immer noch Zeit, sobald sich der kleine Körper geträgt und mehr entwickelt hat.

Aber nicht der Körper allein, auch die Seele des Kindes bedarf der Pflege, und da ist der Einfluß des Beispiels geradezu unermeßlich. Lowley vergleicht ihn mit den Buchstaben, die in jungen Wännen eingeschnitten, mit der Zeit wachsen, sich verbreitern und nie ganz verschwinden. Besonders wirksam ist das Beispiel, der Eltern, insbesondere der Mutter, weil sie in seinen ersten Entwicklungsjahren dem Kinde ausschließlich zur Seite ist. Wenn wir die Biographie großer Männer lesen, so werden wir meist angedeutet finden, daß deren Mütter es an gutem Beispiel nicht fehlen ließen, und daß ein besonders inniges Band Mutter und Kind verknüpfte.

Manche Eltern lassen sich während der Unmündigkeit ihrer Kinder von diesen tyrannisiren, bis der Moment eintritt, wo eine Lebensfrage, die Wahl eines Berufes oder ein Herzens-bund ihres Kindes zu einer Entscheidung drängt. Da lehnen sie unerwartet einen despotischen Willen heraus und ihr „Rein“ stellt sich zwischen das verwöhnte Kind und seinen Wunsch. Jetzt soll es die Autorität der Eltern anerkennen, sich in Gehorsam ihrem Wunsche fügen, wo bisher die Eltern ihrem Kinde gegenüber ihre Autorität nicht zu wahren wußten! Der Sohn soll bei der Wahl seines Berufes nicht dem Talent, sondern dem Willen des Vaters folgen, die Tochter muß eine Herzensneigung einer glänzenderen Partie wegen aufgeben. Es ist vielleicht das erste Mal, daß des Kindes Wille und Wunsch eine vernünftige Richtung genommen haben, und nur der Eltern Ehrgeiz, ihre Eitelkeit sprechen dagegen. Der erzwungene Gehorsam fällt vereisend auf des Kindes Herz, vernichtet vielleicht damit das Gute, was in ihm schlummert; das Kind gehorcht, aber mit verbissenem Grimme oder in offener Empörung, indem es sich innerlich von dem Herzen der Eltern für immer löst. Wohl ist die Forderung des Gehorsams ein Haupt-Faktor in der Erziehung, aber nicht des von Laune und Eitelkeit dictirt erzwungenen, sondern jenes Gehorsams, der ihm in frühesten Jugend bereits anergezogen worden ist, und nun aus Ueberzeugung zum Besten des Kindes gefordert wird, — ein Gehorsam, der nicht mit Erbitterung, sondern leuchtenden Augen geübt wird, weil das Kind von dem festen Vertrauen durchdrungen ist, daß weder Vater noch Mutter Unbilliges von ihm verlangen, noch ihre Elternwürde an falscher Stelle bei willkürlichen Forderungen behaupten werden.

Verprechen macht Halten. — Dieser Spruch sollte als Lebensregel erwählt werden, vor allem aber Eltern und Erziehern zur täglichen beherzigenswerthen Mahnung dienen, werden doch Liebe und Vertrauen durch nichts so schnell verlohren, als durch unerfüllte Versprechungen. — „Wenn das Herzchen brav ist, spielt Mama heute den ganzen Abend mit ihm!“ Aber Mama weiß genau, daß sie dies nicht thun wird; sie muß ja große Toilette

machen und in Gesellschaft gehen! — „Wenn Du jetzt ruhig einschläfst, bekommst Du morgen das Bilderbuch, das Du so sehr wünschst!“ Geduldig legt sich der kleine Kerl aufs Ohr und träumt von seinem Bilderbuch, aber bitter enttäuscht ist er am Morgen: der Papa nimmt sein Versprechen zurück und vertröstet ihn auf ein ander Mal! — Es ist durchaus nicht nötig, daß Kinder viel Vergnügen haben, und daß man ihnen für jeden Akt des Gehorsams eine Belohnung verheißt; ebenso wenig aber soll ohne Noth beim geringsten Anlaß mit Strafe gedroht werden. Erst wenn immer wieder Rückfälle eintreten und das gute Wort keine Wirkung läßt, drohe man. Hat man aber versprochen, so soll man halten, hat man gedroht, dann vollziehe man die Strafe ohne Wanken und ohne die Kinder lange in Angst vor der Strafe zu halten; dies erregt oft ihre Nerven in gefährlicher Weise. Hat man gestraft, dann erleichtere man dem Kinde um Verzeihung zu bitten, wenn es demüthig den Anlauf dazu nimmt. Auch trage man nicht nach, sondern erkenne es an, wenn guter Wille zur Besserung sich zeigt. Also: Wort halten im Versprechen! Denn nur so wird sich auch dem Kinde schon früh der Spruch einprägen: „Versprechen macht Halten.“ Martha Friede.

Sport.

Das Radfahren.

Ein junges süßes Mädchen
Auf einem süßen Mädchen.
Das braucht sich nicht zu schämen;
Die aber schon veraltet,
Und nicht so wohl gehalten,
Soll sich 'ne Dreifache nehmen.

Adolph d'Arco.

„All Heil!“ rufen wir drei (wir sind noch „jung und hübsch“) der Leserin zu, die unsere einjährigen Erfahrungen auf dem Rade hören will, um — ebenfalls zu radeln. Wie einst das Schlittschuh-Laufen und Reiten für Damen geraume Zeit gebraucht hat um sich Bahn zu brechen, so heute das Radfahren. Man frage nur 'mal die Großmütter! Manches eine wird lächelnd gestehen, daß sie in ihrer Jugend recht „emancipirt“ erschienen sei, als eine der ersten, die Schlittschuhe angezogen! Gleich unseren „emancipirt“ Großmüttern nun müssen wir radelnden Enkelinnen uns heute an das Spießruthen-Laufen gewöhnen und als emancipirt gelten, bis eine gesunde Aufklärung auch in diesem Falle endgültig alle Vorurtheile ad acta legen lehrt und die Spötter und Gegner überzeugt, daß neben dem Schlittschuh-Laufen und Reiten auch das Radfahren nicht mehr „unweiblich“ ist. Viel und lange wurde hin und her gestritten über den passenden Anzug für eine Radelin, und mit Recht. Nach meiner Meinung ist diese sich stets in den Vordergrund drängende Kostümfrage durch den getheilten Rock nun endgültig erledigt. Für sehr weite Touren mögen ja die Beinkleider, sogar das Herrentad ihre großen Vorzüge haben, aber angenehmer ist der getheilte Rock beim Absteigen und Einkehren, und alle Nachttheile des einfachen Rockes: Das Hochliegen beim Winde, das Strammeln über den Knien beim Treten fallen bei jenem fort. Als wir drei vor einem Jahre lernten, schieden sich die Radelrinnen noch in zwei Parteien; man urtheilte über die „Frauen in Beinkleidern“ und über die „Damen im Rock“. Während heute nur die Frage gilt: „Was ist praktisch?“ war es damals eine Sache des Anstands. Die Gründung eines Clubs, mit dem wir gemeinschaftliche Ausfahrten unternahmen, schaffte uns mehr Freiheit in Bezug auf das Kostüm, denn das Publikum wird immer einer Anzahl Gleichgesinnter, die eine neue, oft ange-



Praktische Radfahr-Kostüme.



Sportbluse mit Taschen.

griffene Idee vertreten, ruhiger prüfend, leichter überzeugt begangen, als dem einzelnen; so setzten wir uns über Vorurtheile hinweg und trugen abwechselnd beide Röcke, je nachdem die Wege oder das Wetter waren. Zur Vervollständigung des Anzuges würde ich stets englische Hemden mit Jacke empfehlen, da eine Bluse aus nicht waschbarem Stoff durch die beschleunigte Haut-Thätigkeit sehr bald unbrauchbar wird. Man kann auch mit einem Jackenanzug dem Wechsel der Jahreszeiten und des Wetters am besten gerecht werden, ist es doch von großer Wichtigkeit, beim Fahren recht leicht und kühl gekleidet zu sein, während man beim Ausruhen im Freien dann die Jacke zum Ueberziehen braucht. Gamaschen sehen immer sehr sportmäßig und ordentlich aus, besonders bei Halbschuhen; gewöhnlich trägt man hohe Stiefel für den Winter und Sandalen im Sommer. Viel Noth bereiteten uns im scharfen Tempo und Wind die Güte, die nie fest saßen, deshalb schenkte uns der Präsident unseres Clubs, ärgerlich über die ewige Störung während der Fahrt, Sportmützen aus dunkelblauem Tuch. Sie kleiden aber den meisten so schlecht, daß die Eitelkeit doch immer wieder schächeren Versuche mit dem Matrosenhut nach der neuesten Mode macht. Der Schleier trägt zwar etwas zur Befestigung bei, ist aber in anderer Beziehung so störend, daß ein Gummiband sich mehr empfiehlt. — Nun noch ein Wort über das Rad. Bei all dem Kreuz- und Quer-Urtheilen wird man ganz irre an Güte und Werth der

verschiedenen Fabrikate. Es ist wohl fast unmöglich immer genau zu konstatieren, wodurch eine Reparatur notwendig geworden; der Zufall spielt dabei die größte Rolle. Ein billiges Rad ist oft lange im Gebrauch ohne schadhast zu werden, während ein ander Mal ein unglücklicher Stoß dem besten Rade gleich einen nicht zu reparierenden Bruch beibringt, sodas ganz neue Theile erforderlich sind. Man schaffe sich daher lieber ein preiswerthes Rad an, als — gar keins. Denn wer einmal das löbliche Gefühl des Fluges durch Morgen- oder Abendluft empfunden, der kümmert sich sicher nicht mehr darum, ob ein grober Patron oder ein ungezogener Straßenzug schimpft und Steine wirft, sondern er ruht womöglich noch im fröhlichen Ton der Lieberlegenheit seinem Angreifer zu: „Al Heil!“ M. Birna.

Sport-Bluse. — Nach einem englischen Modell ließ ich mir eine Sport-Bluse aus leichtem Flanell anfertigen. Dies Kleidungsstück besitzt zwei sehr empfehlenswerthe Eigenschaften: es ist äußerst bequem und hat Brust- und Gürtel-Tasche mit Knopfschluß, die mir ganz unentbehrlich sind für Uhr, seidenes Tuch, kleine Münze u. dergl., — alles Dinge, die man auf seinem „Fluge durch die Welt“ gern bei der Hand hat. M. v. M.

L. v. M. — Das Gesellschaftsspiel „Bremer Reif-Turnier“ ist uns nicht mehr neu; es wurde bereits in der Nummer vom 1. Juni 1895 von uns empfohlen, auch die Bezugsquelle: Bernhard Ebeling, Bremen, dafür angegeben. D. Red.

Häusliche Kunst.

Zierleisten. — Versuchsweise hatte ich ein Stück Gobelin-Leinen bemalt, und da die Arbeit geübt war, wollte ich das Bild zu einem Wandschirm benutzen, mochte aber nicht viel Kosten an die Umrahmung wenden. Da hörte ich von den gefalteten und mit geschweiften Verzierungen versehenen Leisten von P. Köster in Heide, Holstein, und ließ mir vom Erfinder einen illustrierten Katalog zusenden. Ich war erlaunt über die saubere, tadellose Arbeit, die reiche Auswahl an hübschen, gefälligen Mustern, vor allem auch über die billigen Preise. Der Meter Leiste in einer Breite von 3 bis 4 cm in Kiefernholz kostet 50 Pf., in Eichen 80 Pf. Schmalere Leisten oder einfache Muster sind entsprechend billiger, breitere und reichere etwas theurer, immer aber sehr preiswerth. Die Muster zeigen schöne, altbewährte Formen: Herz- und Acanthus-Blatt, Palmetten, Mäander, Schuppen, Flechtwerk u. dergl. Mannigfach verwendbar sind auch die Eierstäbe in einer Breite von 1 bis 3 cm zum Preise von 15 bis 40 Pf. Als Material dient, außer Kiefer und Eiche, auch Erle und Kirschbaum, aber stets gutes und gleichmäßiges Holz. Je nach der Bestimmung kann man die Leisten in der Naturfarbe lassen und durch Bräseline widerstandsfähiger machen, oder in beliebigen Tönen beizen, vergolden, ausmalen, auch die Schnitzarbeit mit dem Messer noch feiner und eingehender ausführen. Und wie vielseitig lassen sich diese Patent-Zierleisten, die aus vollem Holz mit der Maschine gefaschnit sind, benutzen! Sie eignen sich zur Umrahmung von Malereien und Stidarbeiten, wie zur Verzierung von Wandbrettern, zur Ausstattung von Gefirnfen, Thüren, Gartenhäusern, zu Decken und Wandbekleidungen. Ich selbst habe die Leisten nicht nur für meinen Wandschirm, sondern zu den verschiedensten Zwecken benutzt und kann sie bestens empfehlen. D. A.

Rahmen mit kleinem Nüchengerath. — Kleine Formen, Ausstecher und Werkzeug aus polirtem Stahl und Blech, die das geschmackvolle Serviren der Schüsseln, die Decoration von Salaten und die Vereitlung von Mayonnaisen erleichtern, sind in mancher Küche in so stattlicher Anzahl vorhanden, das ein geeignetes Gerath zur übersichtlichen Aufnahme derselben sich als sehr erwünscht erweisen dürfte. Fünf Kleiderbügel, durch Schrauben zusammengefügt, ergaben den zierlichen Rahmen, der, mit leichten Blumen gewunden in farbiger Brandmalerei geschmückt, die „Poesie in der Küche“ vertritt. Auch die aus weißem Hornholz gedrehten Griffe der Gemüsebohrer, Augelfischer, Rettigschaber u. dergl., sind mit Blumenzweigen in farbiger Brandmalerei verziert, und durch Leberstreichen mit Copal-Lack vor Beschädigung beim Gebrauch geschützt. Als Aufhängel dienen hellblaue Bandschleifen, die auch durch praktische kleine Schraubenringe ersetzt werden können. A. G.

Wasschtisch-Garnitur mit Malerei. — Wer viele Lieben zu beschenken hat und gezwungen ist, seinen Geldbeutel zu Rathe zu ziehen, dem ist gewiß damit gedient, wenn ihn jemand auf eine reizende und billige Arbeit aufmerksam macht. Mit Hilfe des jetzt so beliebten „Delfter Blau“ stellte ich eine sehr hübsche Wasschtisch-Garnitur her. Ich zeichnete die Formen auf gutes weißes Wachsloch und schnitt sie aus. Dann lackte ich jedes Deckchen in Bogenform aus und umrandete die einzelnen Fäden nach Art des Festomirens mit Delfter Blau. Nachdem ich nun auf jedes Deckchen eine kleine Delfter Landschaft gemalt hatte, war das hübsche Geschenk fertig und hat allgemeinen Beifall gefunden, besonders da es sich beim Gebrauch als durchaus waschecht bewährt. Für das Malen weniger Rundbaue bemerke ich noch, das es „Delfter Blau“ in Aquarell- sowie in Oelfarbe giebt, doch verwende ich eine spezielle Art, die man als „Fröhlich's Delfter Blau, präparirt für Oelfarbe“ in Tuben à 25 Pf. und dem dazu gehörigen Verdünnungsmittel, ebenfalls à 25 Pf., größere Tuben je 50 Pf. von Herrn Wenglein, Bremen, Ausgarthorstraße 8, wie in anderen Special-Geschäften erhält. Die Farbe, sowie das Verdünnungsmittel sind äußerst sparsam im Gebrauch und unempfindlich gegen Wasser und Seife. M. R.

Rose. — Vorlagen für Brandmalerei erhalten Sie bei

G. A. Koll in Halle a. d. S., sowie bei Mey u. Widmayer in München, Amalienstr. 7. — Beide Verlagsanstalten senden gern ihre Preisverzeichnisse, denen kleine Illustrationen beigegeben sind. D. Red.

Bimmereinrichtung.

Fensterbühnen aus Japanischen Bildern. — Ebenso hübsche wie billige und haltbare Bühnen stellte ich vor einiger Zeit aus japanischen Bildern her, die überall käuflich sind, von mir aber bei Fr. Griedhuber in Stuttgart, Tübingerstr. 21, besorgt wurden. Nach Fenster-Höhe und -Breite setzte ich für jeden Vorhang kleine, 57 zu 22 cm, und große, 57 zu 45 cm messende Bilder derart zusammen, das die erste und dritte Reihe je 3 schmale Bühnen, die zweite und vierte Reihe dagegen 1 schmale und 1 breites Bild zeigen. Die einzelnen Bühnen werden ringsum in Abständen von 3 cm mit dem Lochseifen durchschlagen, und nun durch gelbe und rothe, kreuzweise eingesechnürte Cigarrenbänder zu einem Ganzen verbunden. Jetzt näht man an die Kopfseite des Vorhanges einen 15 cm breiten Streifen rothen Schweizerstoffs, an dessen oberen breiten Saum die Ringe für die Zugschüre zu befestigen sind; den unteren Rand des Vorhanges schließt eine Franze aus weitläufig eingesechnürten, gelben und rothen Cigarrenbändern ab. Diese Bühnen geben meinem japanischen Boudoir ein gar lauschiges Halbdunkel und wirken auch höchst malsisch bei Abendbeleuchtung. Elisabeth.



Vorhang aus Japanischen Bildern.

Alte langjährige Abonnentin in Dresden und Frau W. Vaulsen. — Nicht nur Kuchbaum-Möbel, auch alle anderen Holzarten können schwarz gebeizt und polirt werden. Wenn auch etwas theurer als einfaches Aufpoliren, so ist das Beizen doch keineswegs zu kostspielig. — Dunkel gewordene Eichenmöbel erhalten ihr helles neues Aussehen durch einen Anstrich mit einer Lösung von 1/2 kg hypermanganlaurem Kali in 5 kg Wasser wieder zurück. — Schutzbezüge aus grauem Leinen sind unverwundlich. A. G.

Fürs Haus.

Buntes Allerlei. — Wie so mancher Stoffweber der Ungeduld und des Verzagens entringt sich unseren jungen Hausfrauen, wenn sie hüß- und rathlos dastehen vor den kritischen kleinen Fragezeichen des jungen Haushaltes mit seiner ungewohnten Last und Bürde. Und doch ist manches Hinderlich schnell zu überwinden durch Befolgung von allerlei Winken und Rathschlägen, die, von älterer Erfahrung und praktischem Sinn erprobt, hier in buntem Durcheinander folgen: Leicht zu ersehen sind fehlende Gewichtstücke zum Abwiegen kleiner Quantitäten, z. B. von Gewürzen. Da benutzt man in Ermangelung eines 2-gewichtes ein Einspennig-Stück; für 10 g 3 Zweispennig-Stücke; für 5 g 2 Fünfspennig-Stücke in Ridel; für 4 g 1 Zehnpennig-Stück; für 25 g 9 Fünzigspennig-Stücke in Silber; für 50 g 9 Einmarkt-Stücke; für 100 g 9 Zweimarkt-Stücke; für 250 g 9 Fünfmarkt-Stücke. — Obstflecke an den Händen entfernt man durch Schwefel dampfe unter wiederholtem Aufweiden der Hände mit kaltem Wasser. Man verwendet dazu den übrig gebliebenen Schwefel, mit dem die Einmachegläser und -Töpfe ausgehwehelt wurden, um dem Verderben und Gähren des Eingelochten damit vorzubeugen. — Weiß emaillierte Töpfe, die beim Kochen der Obstfäfte angelauten, füllt man bis zum äußersten Rand mit starker Chlorlösung, läßt sie einige Stunden darin kochen und füllt häufig Wasser nach. — Holzstellen und Quirl, die vom Obst gefärbt sind, läßt man in demselben Chlorwasser kurze Zeit mitkochen. — Ein fehlendes Haarlieb zum Klären kalter Fruchtsäfte läßt sich durch einen Filter von Fliedpapier ersetzen, den man trichterförmig nach ein und derselben Ecke des vierfach zusammengelegten Papiers in Falten kniff (hin und her, gleich einem Fächer, damit der Flüssigkeit innerhalb des Filters möglichst viel Wandflächen zum Klären entgegenstehen, und das hemmende Ansagen des Papiers an den Trichter dadurch verhindert wird). — Vorjährige Einmachegläser oder andere Küchengefäße mit dumpfigem Geruch füllt man mit Wasser, worin ein bis zwei Tugend Körnchen übermanganlaures Kali aufgelöst worden ist und läßt sie einige Stunden damit wässern, sodann tüchtig abwaschen und spülen! A. G.

Marie W. — Ihrem Wunsche entsprechend geben wir Ihnen einige Recepte zum Selbstfärben dunkler Wollstoffe an: Dunkelblau. Man kocht den Stoff eine Stunde lang in heißem Wasser, worin vorher 40 g Alaun aufgelöst war, und nimmt ihn dann heraus. Hierauf kocht man 100 g Blauholz in reinem Wasser 30 Minuten lang, seigt es durch und läßt den Stoff

nochmals 30 Minuten darin aufkochen. Mittelft Zugießen von kaltem Wasser wird nun das Bad abgekühlt, der Stoff herausgenommen und in der Flüssigkeit 40 g Potasche aufgelöst, worauf der Stoff in der Mischung so lange bearbeitet, d. h. getaucht, gerührt u. dergl., bis er eine schöne blaue Farbe angenommen hat. — Dunkelbraun. Man kocht in Wasser 80 g Sandelholz und 40 g Blauholz, seigt 40 g Galläpfel und 20 g Eisen-Vitriol hinzu, kühlt es mit kaltem Wasser etwas ab, läßt den Stoff 1 1/2 Stunde langsam darin kochen und nimmt ihn dann heraus. Ist die Färbung noch nicht dunkel genug, so versetzt man das Bad noch mit 20 g Eisen-Vitriol und wiederholt das Aufkochen des Stoffes. — Dunkelgrau. Man kocht in einer Auflösung von 250 g Kupfer-Vitriol 125 g Weinstein und etwas Indigo-Tinctur den zu färbenden Stoff, den man vorher durch eine ganz schwache Indigo-Lösung gezogen hat. A. G.

Michaela. — Die Carré'sche Eismaschine ist uns nicht bekannt und wird auch in Berlin nicht geführt. Für einen kleinen Haushalt empfehlen wir Ihnen die Eismaschine „Automat“, die in 15-20 Minuten selbstthätig Speise-Eis herstellt und sehr zuverlässig arbeitet. Sie ist in verschiedenen Größen für 6 Portionen zu 8 Mark und entsprechend steigenden Preisen käuflich bei J. Ravensköhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29. A. G.

B. P. Alexandrien (8). — Sollte es sich um Auffrischung von dunklem Leder handeln, dürfte sich die Art empfehlen, wie ich alljährlich meine Stühle behandle. Von der Möbelfabrik beziehe ich Eichenholz-Beize, Brunolein und Wachs in breithalfigen Flaschen, reibe das Leder zuerst mit Milch rein von Flecken und Staub, streiche Beize auf, nach dem Trocknen Brunolein; wenn dies auch trocken geworden, wird mittelst Flanell-Lappens das rüthliche Wachs aufgetragen und mit gleichem reinen Lappen blank gewischt. Frau Dr. W.

L. W. in A. — Rostflecke aus Leintuchern u. dergl. entfernt man mittelst Citronensaftes, den man in feinem Rüssel über eine Spirituslampe zum Kochen bringt, indem man den Fleck wiederholt hineintaucht und danach in kaltem Wasser nachspült. A. G.

M. S., Budapest. — Gelbe wildlederene Beinkleider werden in kaltem Wasser mit venetianischer Seife nöthigenfalls zweimal hintereinander gewaschen, und nach in reinem venetianischen Seifenwasser gespült, doch nicht ausgedrückt, sondern zum Ablaufen aufgehängt. Noch feucht werden sie durch wiederholtes Ziehen und Zupfen in die gehörige Form gebracht bis sie ganz trocken sind. Das Schwarzfärben hirschelederner Beinkleider überläßt man besser der Färberei. A. G.

M. B., Wien. — Unsaubere Tarsack-Karten reibt man auf beiden Seiten mit einem in Petroleum getauchten Lappchen ab und puht mit trockenem Leintuch nach; danach mit Federweiß glätten und auslüften lassen. Frau Oberamtmann B. in A. — Außer den von uns bereits wiederholt gegebenen genauen Anleitungen zur Beseitigung von Flecken u. dergl. in der Nr. v. 14. April 94, empfehlen wir Ihnen ein Büchlein: „Anweisungen zum sachgemäßen Waschen und zur Beseitigung von Flecken aus Stoffen aller Art“ von Caroline Müller, Venedig a. N. (Preis 1 M.) Dasselbe bietet allerlei erprobte, beachtenswerthe Rathschläge. D. Red.

Küche.

Apfel-Brod. — Mürbe, feine Äpfel werden vom Kernhaut befreit, fein gehackt, sodann geriebene Mandeln, Korinthen, Zucker, Citronensaft, gekochener Zwieback und etwas saurer Rahm oder einige Eßlöffel Milch hinzugefügt. Der dicke Brei wird in einer Pfanne mit etwas Butter gelb gebacken, dann mit Zucker und Zimmt bestreut und warm zur Tafel gegeben. J. R.

Westphälischer Pumpernickel. — Von zwei Dritttheilen des zum Backen bestimmten Mehles aus zweimal geschrotetem ungefeibten Roggen mit Mele, einer entsprechenden Menge Sauerteig und dem erforderlichen Wasser bereitet man einen ungesalzenen dicken Teig, läßt ihn über Nacht ruhen und knetet am nächsten Tage das letzte Drittel Mehl darunter. Der nunmehr sehr spröde, feste Teig muß danach 2 bis 3 Stunden an einem warmen Ort gähren, wird dann zu großen handhohen Broden geformt und bei starker Dsenhitze in 10 bis 12 Stunden gebacken. A. G.

Käsebereitung. — Wer nennt mir das Recept zur Vereitlung von Käse aus zerlassener Butter? Fr. v. E. S.

Eine Leidende. — Brunnentressen-Saft stellt man nach Mittheilung der Schering'schen Apotheke folgendermaßen her: Die feingewogenen Blätter der Kresse werden mit wenig Wasser angerührt, durch einen Leinenbeutel gepreßt und der hierdurch gewonnene Extract zu 3 Theilen mit 5 Theilen Zucker aufgelocht und noch heiß mit 5% Alkohol vermischt, sogleich aus Flaschen gefüllt und verkorkt. — Im Spizwegersaft zu bereiten, wird das Kraut fein gewiegt und von dem ausgepreßten Saft je 1/2 l mit 2 del dick gesponnenem Zucker aufgelocht, etwas abgekühlt in Flaschen gefüllt und diese sofort verschlossen. A. G.

Eine langjährige Abonnentin. — Die Heidelbeere findet sehr vielfache Verwendung: frisch und eingemacht zu Compot, Kalkschale, Saucen u. dergl.; getrocknet als Arzneimittel, zum Färben des Rothweins, zur Herstellung von Branntwein, Likören, Cistig, Rothwein. Die Firma Fromm in Frankfurt ist bekannt für ihren vortrefflichen Rothwein aus Heidelbeeren. A. G.

Frau J. in W. — Die Wickersheimer Conferirungsfähigkeit für Nahrungsmittel hat sich in jeder Weise bewährt. Die damit behandelten Speisen halten sich vollkommen frisch, ohne einen Beigeschmack anzunehmen. A. G.

Bezugsquellen: Küchengerathen: Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Commissionen nach Abbildungen: Aus dem „Lebtecht“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Nachdruck verboten.

Baronin fifi.

Roman von Mary Nisch in Berlin.

(9. Fortsetzung.)

„Hören Sie mich jetzt an, Holbach!“ wandte Hilbert sich sehr streng an den alten Sünder. „Sie sind eines Einbruchs überführt. Das Zuchthaus wäre Ihnen sicher. Aber Ihrer braven Frau wegen will ich's verschweigen. Nun merken Sie sich aber: wenn Sie jetzt nicht ordentlich und fleißig arbeiten, wenn Sie Ihrer Frau noch den geringsten Kummer machen, so lasse ich Sie einstecken und entlasse Ihren Karl sofort. Nehmen Sie sich ein Beispiel an Ihrer Frau —“

„Ja, die ich von der ganzen Stadt geachtet!“ unterbrach ihn Herr Holbach begeistert.

„Na also! Nun nehmen Sie sich auch zusammen! Sie sind alt genug. Und jetzt Adieu!“

Das Ehepaar verabschiedete sich sofort, indem der männliche Theil ein paar Kräftige machte und die Frau Herrn Hilbert treuherzig die Hand schüttelte. Zu allgemeiner Verwunderung ging Wegner auf den Alten zu und drückte auch ihm beide Hände, indem er pathetisch ausrief: „Wackerer Mann, ich danke Ihnen und werde es Ihnen niemals vergessen, daß Sie die zehn Mark brauchten. Jetzt machen Sie aber, daß Sie weiter kommen!“

Dabei schob er beide zur Thür hinaus und verschwand selbst hinter dieser.

Herr und Frau Hilbert gewannen ihre Fassung erst wieder, als er, Betty an der Hand, zurück kam und diese triumphierend präsentirte.

„Segnen Sie uns!“ bat er, worauf Betty in Thränen ausbrach und Frau Hilbert freudig die Hände zusammenschlug.

Im Laden wurde das Verlöbniß eine halbe Stunde später ebenfalls bekannt. Die Damen schüttelten erstaunt die Köpfe und nahmen sich sofort vor, in ihren Angelegenheiten nun auch bald „ein Ende zu machen“.

Im ruhigen Gleichmaß verlebte Jahre schwinden so unbemerkt dahin, als wären es ebenso viel Tage. Still, ohne Spur schleichen sie vorüber, als wären sie nie gewesen. Und wiederum kommen Tage, an denen die Ereignisse sich überstürzen, der Sturm hereinbricht und über den widerstandslos gebeugten Menschen hinwegbraust, und er wagt endlich, wenn alles vorüber ist, sein Haupt wieder zu erheben, dann ist es ihm, als müßten Jahre vergangen sein. Betäubt, matt schaut er um sich und bedarf einer langen Zeit des Friedens, bis er das Gleichmaß der Seele wiederfindet.

Frau Fifi hatte das Unheil kommen sehen, ohne es abzuwenden. Und jetzt war alles vorbei! Alles! Eine dumpfe Stille war eingetreten, aber deshalb nicht Frieden. Ruhe lag über dem Wendler'schen Hause, aber nicht in Fifi's Seele. Da erhob sich erst jetzt langsam, unheimlich der Sturm, da wühlte im tiefsten Innern ein dumpfer Schmerz und wuchs und rang sich aufwärts bis zur Verzweiflung. Ihr Gatte war fort! Für immer fort!

Der stille, ernste Mann mit dem treuen Herzen hatte sein Weib verlassen, wollte geschieden sein, wollte nie mehr zurückkehren.

Fifi konnte es noch immer nicht fassen. Als sie in jener Nacht die Brüder belauscht hatte und in ihr Zimmer zurückkehrte, empfand sie eigentlich nur maßloses Erstaunen und ein klein wenig Zorn. Zorn über seine Undankbarkeit; das also war der Dank dafür, daß sie ihn geheiratet, sich zu ihm herabgelassen hatte! Denn schließlich, — wer war er denn? Und was ging dies alles seinen Bruder an, den Handwerksburschen?!

Fifi konnte nichts dafür, daß sie so dachte, daß sie den ungeheuren Schmerz aus den Worten ihres Gatten nicht heraushörte. Man hatte sie nie gelehrt, auf das Gefühlleben anderer zu achten; sie vermochte sich nicht einmal über ihre eigenen Gefühle klare Rechenschaft zu geben.

Am Morgen nach jener Nacht war sie in Folge der Aufregung, des Weggangs, wie sie es bezeichnete, mit Kopfschmerzen erwacht. Vom Bruder war zwischen ihr und Lorenz nicht die Rede. Nicht um ein Königreich hätte sie ein Wort über das gesagt, was sie gehört hatte; wohl aber mußte sie ihren Gatten aufmerksamer als sonst.

Jetzt schwieg er wieder; aber er konnte reden, das hatte sie nun gehört. Daß sie an seiner Schweigsamkeit die Schuld trage, daß er früher hundertmal vergeblich ein inniges, vertrauensvolles Aussprechen gesucht hatte, fiel ihr nicht ein. Er war in ihren Augen nur langweilig; denn er verstand es nicht, zu reden, ohne etwas zu sagen, harmlos zu scherzen, zu flirten. Der Baronin erzählte sie nichts; diese würde Lorenz Andeutungen gemacht und dadurch eine Scene herbeigeführt haben. Das aber wollte Fifi durchaus nicht! Wozu auch? Sie konnte sich ja doch nicht ändern; sie wußte nicht, was er eigentlich wollte, sie begriff ihn nicht! Es war ja doch alles gut so, und eiferfüchtig brauchte er ferner auch nicht zu sein. Herr von Waldegg sollte das Haus nicht mehr betreten.

So ging der erste Tag vorüber und auch der zweite. Der Bruder war verschwunden; er mußte gleich wieder abgereist sein. Wendler war noch schweigsamer, als vorher, Fifi schienbar noch gleichgültiger, als früher.

Eines, am frühen Morgen des dritten Tages, als er aufstand und sie sich noch schlafend stellte, regte sich ihr Herz doch in Mitleid. Er hatte sich leise angekleidet und setzte sich, während er seine Hände abtrudelte, auf einen Stuhl. Mühsam unterdrückte er einen tiefen Seufzer; dann starrte er vor sich hin, und Fifi glaubte zu sehen, daß er weinte. Sie hätte selbst mitweinen mögen, so weh that es ihr. Aber wieder sagte sie nichts; ihre spröde, verschlossene Natur ließ sie nicht das rechte Wort finden. Hüftlos blinzelte sie unter den gesenkten Lidern zu ihm auf.

So ging auch dieser Tag vorüber, den Lorenz Wendler, wie die Vorhergehenden und die folgenden, in angestrengtester Arbeit verbrachte. Er schrieb lange Briefe und überließ das Ladengeschäft vollständig dem darüber nicht gerade entzückten Wegner. Mit Herrn Hilbert hatte er stundenlange Unterredungen, und nach jeder derselben sahen beide noch ernster und erregter aus, als vorher.

Und dann kam der Morgen, der Fifi die Binde von den Augen riß. Sie hatte nicht sehen wollen; nun mußte sie sehen! Sie hatte nicht sprechen wollen; nun konnte sie es nicht mehr! Sie hatte ein treues Herz gleichgültig von sich gestoßen und fand nun mit Entsetzen, daß eben dieses Herz alles um sie her verschönt hatte.

Lorenz Wendler, ihr Gatte, war fort! Einen langen Brief hatte er ihr zurückgelassen, aus dem ihr wieder seine grenzenlose Liebe und seine maßlose Erbitterung entgegenklangen, fast mit denselben Worten, wie neulich in der Nacht. Aber jetzt, da er fort war, hatten die Worte eine andere Bedeutung. Es waren nicht nur Worte, hervorgestoßen im Zorn; die That begleitete sie und ließ sie Fifi in ihrer wahren Bedeutung erkennen.

Als sie an jenem Morgen erwachte, später als sonst, fielen ihre Augen, da sie sie kaum aufgeschlagen, auf ein verschlossenes Couvert, das ihres Mannes Handschrift trug. Erstaunt öffnete sie es, ohne so Schlimmes zu ahnen, bis sie mit grenzenloser Bestürzung schon bei den ersten Zeilen die Wahrheit erkannte.

Er war fort! Gegangen, weil es ihm unmöglich war, das Leben an ihrer Seite zu ertragen. Seine Liebe, die bis zum Tode unveränderlich in seinem Herzen leben würde, treibe ihn fort; denn diese Liebe fordere Gegenliebe, ganzes, volles Zueinander-aufgehen, und sie wüßte wohl, welch' klägliches Nebeneinanderleben sie bis jetzt geführt hätten. Er wolle ihr ihre Freiheit wiedergeben. Er wolle ihr die für sie allzu schwere Last des bürgerlichen Namens abnehmen. Sie sollte endlich die Größe seiner Liebe erkennen, indem er sich das ungeheure Opfer aufzwang, ihr Gesicht nie mehr in seine Hände zu nehmen und zu küssen, ja, es nie mehr zu sehen, für immer fortzugeben! Alles Aeußere sei geordnet. Hilbert hätte er zu seinem Vertrauten machen müssen, das wäre nicht zu umgehen gewesen! Die Summe, welche er auf der Bank liegen habe, stünde zu ihrer Verfügung, das Haus und das Geschäft seien ihr Eigenthum. Er ließe alles zurück, was er befehlen; aber nur ihr Verlust schmerze ihn. Betreffs der Scheidung möge sie nur ihre Wünsche aussprechen; er hoffe, daß ihr sein Fortgehen nicht ganz gleichgültig sei, daß sie sich seiner wenigstens wie eines lieben Freundes erinnern werde. Er sage ihr Lebewohl, mit der bitteren Ueberzeugung, daß sein Leben inhaltslos geworden und fortan glücklich sein werde. Aber dennoch wolle er dies tausendmal lieber ertragen, als die Qual, die er an ihrer Seite empfunden. Denn sie hätte ihn nicht nur nicht geliebt, sondern verachtet, — ihn selbst und seinen bürgerlichen Namen, seinen Beruf, seine Stellung in der Welt. So ginge er denn, — ginge, weil er die felsenfeste Ueberzeugung hätte, ihren innigsten Wunsch zu erfüllen, wenn er sie von seinem plebejischen Anblick und seinen Zärtlichkeiten befreite. Sie möge ihm verzeihen, daß er fort sei, ohne sich mit ihr ausgesprochen zu haben. Dies sei ihm unmöglich gewesen; denn von ihr selbst zu hören, daß sie ihn nicht liebe, hätte er nicht ertragen. Und sie möge ihm auch verzeihen, daß er sie getäuscht habe, daß es ihm nicht gelungen sei, sie glücklich zu machen. Er hätte es gewollt und gern sein Leben dafür hingegeben. Daß er es nicht gekonnt, habe gewiß nicht an seiner Liebe gelegen, wohl aber hätte er nicht so vermessend sein dürfen, die ihre eringen zu wollen.

Fifi hatte den Brief gelesen und in starrem Entsetzen fallen lassen. Auch jetzt noch konnte sie die Beweggründe, die ihren Gatten fortgetrieben, nicht ganz verstehen. Er war eiferfüchtig, hatte geglaubt, sie liebe einen andern. Tief erdrang sie nicht. Sie verjuchte es auch gar nicht; sie rang mit sich selbst, um das Entsetzen abzuschütteln und Fassung zu gewinnen. Er war fort, — was sollte nun geschehen?

Der Gedanke war noch nicht ausgedacht, da überkam sie schon ein peinliches Gefühl der Hüftlosigkeit. Das Geschäft, der Haushalt, die Menschen: all' diesem sie allein gegenüber! Wieder allein! Kein Lorenz mehr da, der in seiner ruhigen, gleichmäßigen Art für alles, bis aufs Kleinste, sorgte! Sie hatte plötzlich das Gefühl, als läge eine Welt von Pflichten auf ihren Schultern und eine noch unerträglichere Last von Unglück auf ihrem Herzen.

Dem Gatten galt dies Gefühl nicht! Und doch sah sie sich, als sie durch den Salon in das Wohnzimmer trat, wie suchend nach ihm um. Es war so leer in den Zimmern, so einsam! O, sie kannte das Gefühl! Sie hatte es schon einmal, wenn auch viel schmerzlicher empfunden, — damals als Herbert verunglückt war.

Im Wohnzimmer stand der Frühstückstisch für zwei Personen gedeckt. Die Dienstmoten wußten also, was sie eben erst durch einen Brief erfahren hatte. Sie drückte schnell auf die Klingel.

„Ist Herr Wegner unten im Geschäft?“ fragte sie, als die Jungfer eintrat.

„Ich weiß nicht, gnädige Frau! Aber wahrscheinlich, weil doch der Herr verreist ist. Soll ich nachschauen?“

„Ja! Nein! Warten Sie noch! Ich sage es Ihnen später.“

Das Mädchen entfernte sich, und Fifi wollte eben zu ihrer Mutter gehen, als diese frisch, in eine Wolke von Tüll, Spitzen und flatternden Bändern eingehüllt, hereinströmte.

„Guten Morgen, Fising, ich grüße Dich!“ zwitscherte die lustige alte Dame. „Wo ist Monsieur? Noch nicht oben? Ich habe Hunger, wie ein Ferkel. Das sind nämlich fürchterliche Fresser! Wo bleibt denn der Thee? Ma chère, zünde doch die Flamme an! Aber was ist Dir denn? Was machst Du denn für ein Gesicht? Gott, Kinder, Ihr habt alle Tage 'was anderes! Ihr versteht nicht, das Leben zu genießen, versteht nicht, glücklich zu sein! Was ist denn nun wieder?“

Fifi brannte erst ein Streichholz an und hielt es mit zitternden Fingern an die Spiritus-Maschine, ehe sie zögernd sagte: „Lorenz ist fort!“

„Ausgegangen? Wohin denn?“ fragte die Baronin ahnungslos, sich eines der kleinen Bröbchen mit Butter bestreichend.

„Nein, Mama, nicht ausgegangen! Lorenz ist für immer fort, er will sich, — er meint, ich, — er ist fort, um nicht mehr zurückzukommen!“

Fifi brachte die Erklärung mühsam, in erkünstelt gleichmüthigem Tone vor.

„Fifi, bist Du verrückt?!“ Die Baronin schrie es mit schriller Stimme.

„Nein, leider nicht, Mama! Ich wollte, ich wäre es; dann wüßte ich von allem nichts!“

„Fifi! So weine doch nicht! — Aber, Fifi, hör' doch auf und erkläre mir! Er ist fort, sagst Du, also durchgebrannt? Da! Er hat wohl bankrott gemacht und ist seinen Gläubigern durchgegangen? Wie? — Na, das ist ja 'ne nette Blamage! Ich kann's gar nicht fassen!“

Fifi unterbrach ihre Mutter nicht. Es fiel ihr entsetzlich schwer, ihr die ganze Wahrheit zu gestehen.

„Du irrst, Mama!“ sagte sie endlich leise und langsam. „Lorenz ist fort, weil er sich von mir trennen will. Er glaubt, ich hätte das gewünscht! — Er hat mir einen langen Brief geschrieben.“

„Es ist doch nicht möglich!“ — Die Baronin riß ihre Augen weit auf. „Es ist doch nicht möglich!“

„Doch, Mama! Er glaubt, — ich liebe ihn nicht!“

„Das thust Du auch nicht! Das habe sogar ich gemerkt! Aber das ist doch ganz Nebensache! Herrgott, — die kleine Dame streckte die Arme gen Himmel, — „Herrgott, wenn all' die Eheleute auseinander laufen wollten, die sich nicht lieben! Und was soll aus dem Geschäft werden, wenn er fort bleiben will? Denkt er, ich binde mir eine große Schürze um und verkaufe Bücher? Fifi, ich verliere den Verstand! Ich glaube überhaupt die ganze Geschichte nicht. Er hat Dich ärgeren wollen, weiter nichts! Das wäre ja unerhört! — Davonlaufen?! Einfach ausreißer? — Sehr gut! Scheiden! Eine Ginstberg! Du giebst Deine Einwilligung nicht, Fifi! Wie denkt sich denn dieser Mensch das? Er muß sofort zurückkommen! Und ich bidete mir ein, er hätte mich lieb! Zeig, mir den Brief! Ich will ihn sofort lesen, sofort!“

Als die kleine Baronin ihn gelesen hatte, starrte sie einige Minuten stumm vor sich hin. Sie vergaß die Gegenwart, vergaß, daß sie alt war und die Freuden und die weit größeren Leiden der Liebe und Ehe längst überwunden hatte. Sie träumte sich auf einen Augenblick in ihre Jugend zurück, als ihr Herz noch heiß und sehnsüchtig klopfte; und was sie darum gegeben hätte, wenn ihr Gatte so, gerade so, wie der Schreiber dieses Briefes empfunden hätte! Wie unermesslich glücklich sie dann geworden wäre!

„Nun, Mama?“ Fifi's Ton klang gereizt, als ahne sie die Gedanken ihrer Mutter.

„Um? Ja! Ein närrischer Mensch, der Lorz! Was willst Du denn nun thun?“

„Ich weiß es nicht! Ich bin so zornig! Ich bin so empört und zornig!“ rief Fifi und wuschte sich energisch die wieder aufsteigenden Thränen fort. „Diese Schande vor den Leuten! Ohne jede Ursache! Aber es darf niemand etwas davon merken! Niemand! Ich verreise auch! Wir bleiben auf keinen Fall hier, — nicht wahr, Mama?“

„Wo ist Lorz denn hingegangen?“

„Das weiß ich nicht! Sein Freund Hilbert ist ja vollkommen eingeweiht; aber er täuscht sich, wenn er glaubt, ich spräche mit ihm. Ich schleife mich sofort in mein Zimmer ein, wenn er kommt!“

Herr Hilbert kam aber an diesem Tage überhaupt nicht, und am nächsten Tage schickte er nur die briefliche Anfrage, ob die Damen seinen Besuch wünschten. Fifi ließ ihm sagen, es sei nicht nöthig. Sie wollte niemand sehen, niemand sprechen. Sie verbrachte den Tag, indem sie in ihrem Zimmer apathisch auf der Chaiselongue lag und von da zum Fenster hinausstarrte. Sie konnte in dieser Lage nur den grauweißen Himmel sehen, der schwer und trübselig herniederhing. Es wurde früh Winter in diesem Jahr, und die Dafen mußten schon tüchtig geheizt werden. Fifi wickelte sich in einen weiten, warmen Mantel, und trotzdem fröstelte sie. Sie versuchte zu lesen, aber ihre Gedanken bildeten einen eigenen Roman, der sie das Buch vergessen ließ.

Es war ja so seltsam! Lorenz fort! Und dann schüttelte sie den Kopf, als wolle sie die Erinnerung daran verjagen.

Es erging Fifi sonderbar. In den ersten Stunden, nachdem sie Lorenz' Brief gelesen hatte, überkam sie, wie gesagt, ein Gefühl des Verlassenseins, eine kindliche Hüftlosigkeit, wie sie den Frauen immer eigen ist, die gewohnt sind, von Männern geleitet zu werden. Dann, als der erste Eindruck, die erste Bestürzung überwunden waren, als sie sah, daß im Haushalt alles ruhig seinen Gang weiter ging, die Bedienung von nichts wußte, Wegner den Laden versah, Herr Hilbert nicht angestürzt kam, um sich wichtig zu machen, wurde es allmählich ganz ruhig in ihr. Sie vergaß sogar auf Minuten das Borgefallene. Die starke Erschütterung hatte sie müde gemacht, körperlich und seelisch. So lag sie nun stundenlang und süßelte sich seltsam beglückt. Das Feuer im Ofen knisterte so hübsch. Die wohlthätige Eleganz des Zimmers, ihre Mama, die ab und zu herein flatterte und sich neben sie setzte, — alles war noch vorhanden, war wie sonst, als wäre Lorenz nur unten im Laden.

Fifi mußte innerlich sogar lächeln. Die Baronin hatte den ergreifenden Brief ihres Schwiegerohnes bereits wieder vergessen und nahm, getreu dem Sprichwort: „Der Abwesende hat unrecht“, Fifi's Partei in so entschiedener Weise, daß diese anfangs geneigt war, die seltsamen Ausführungen ihrer Mutter für Ironie zu halten.

„Ich bin wie aus den Wolken gefallen,“ sagte die kleine Dame, als sie wieder einmal zu Fifi hereinströmte, um ihr eine geschälte Apfelsine anzubieten. „Dieser Wendler! Er muß am Größenwahnsinn leiden! Wir haben ihm offenbar nicht genug gehuldigt. Gewiß hätte es seinen Wünschen entsprochen, wenn wir ihm alles knieend überreicht hätten. Oder vielleicht

fränkte es ihn, daß Du keine Freude daran findest, ihm eigenhändig Strümpfe zu stropfen? Das muß es gewesen sein, was ihn vertrieben hat; denn sonst wüßte ich wirklich nichts! Er hatte das Glück, er, der Herr Lorenz Bendler, eine Winstberg zur Frau zu bekommen, — ganz abgesehen davon, daß ich ihm die Ehre erwies, ebenfalls bei ihm zu wohnen, — und er ist nicht zufrieden! Aber so sind sie, diese Bürgerlichen, diese Sozial-Demokraten! Anspruchsvoll bis zum Wahnsinn! Dieser Mensch, dieser abjecte Bendler, — ich mag ihm gar nicht mehr die Ehre anthun, ihn Lorenz zu nennen, — dieser Bendler hat eine entzückende Frau mit den feinsten gesellschaftlichen Formen, eine Dame comme il faut, die zugleich eine so treffliche Hausfrau ist, wie man sie selten findet! Ich muß Dir dies Compliment machen, Fifi —

„Wirklich, Mama? Täuschest Du Dich darin nicht?“ fragte die treffliche Hausfrau, ein erstauntes Lächeln nur mühsam unterdrückend.

„Nein, absolut nicht! Ich habe thatsächlich beobachtet, daß Du beinahe Knöpfe an einer Weste dieses Sybariten angenäht hättest, wenn nicht Hannchen gekommen wäre. Er kann suchen, bis ihm eine Frau das thut und z. B. solche Menus macht, wie Du! Und der Haushalt geht doch wie am Schnürchen, mit nur zwei Domestiken und kostet so wenig Geld. Du hast Dich doch geradezu spartanisch eingeschränkt, Fifi, das müßte Dir sogar dieser schreckliche Mensch zugeben! Und auch ich! Erst neulich, wie ich den Korb Apfelsinen bestellte, habe ich fünfzig Pfennig weggehandelt.“

„Ja, ja, Mama, es ist großartig, wie sparsam wir waren!“ sagte Fifi trübfinnig.

In ihrem Ohr klangen andere Worte. Wie seltsam deutlich, Wort für Wort, hatte ihr Gedächtniß alles behalten: „Nie hat sie gefragt, ob ich den großen pecuniären Opfern gewachsen bin, ob ich mich nicht ruinire. Was lag ihr daran? — Pferd, Wagen, Kammerjungfer, ein Haushalt, als wäre ich ein Millionär, — ihr Wohlbedingen war die Hauptsache!“

Das klang anders, als die Lob-Hymnen der guten Mama! Und vielleicht war es die Wahrheit! Vielleicht hätte sie anders sein sollen! Vielleicht —!

„Und was will er denn noch sonst, dieser Lorenz?“ fuhr die Baronin fort, vergnügt die Apfelsinen-Stückchen in den winzigen Mund steckend. „Du warst sehr oft lieb mit ihm, nicht, Fifi? Es ist ja wahr: er ist liebebedürftig, wie ein kleines Kind, dieser dicke, ausgewachsene Mann. Deshalb küßte ich ihn auch so oft und sagte 'lieber Sohn' zu ihm. Aber ich sehe jetzt, daß er sich daraus nichts macht. Uebrigens, Fifi, sag 'mal, wie kommt er denn auf die Idee, daß Du selbst ihn los sein wollest? Hast Du Streit mit ihm angefangen, oder warst Du sehr unfreundlich gegen ihn, und?“ — die Baronin setzte sich dicht neben Fifi und schaute ihr forschend in die Augen, — „und ist er Dir wirklich zuwider? So zuwider, daß Du nicht mehr mit ihm leben kannst? Denn er hat Dich doch sehr lieb gehabt, daran ist kein Zweifel!“

„Nein, daran ist kein Zweifel!“ sagte Fifi langsam, ohne die Frage ihrer Mutter zu beantworten, und ein seltsames, flüchtiges Lächeln huschte dabei um ihren Mund.

„Nun, und —?“

„Was denn, Mama?“

„Aber Fifi! Rede doch vernünftig! Wie denkst Du Dir denn die Sache?“

„Welche Sache?“

Die kleine Baronin stampfte zornig mit dem Fuß auf. Es gab nichts auf der Welt, was sie so ärgerte, als Fifi's Passivität.

„Weißt Du,“ rief sie in ihren schrillsten Tönen, „diese Manier, die Du von Deinem seligen Papa hast, ist unanstößlich! Nicht verstehen wollen, obwohl Du verstehst, nicht antworten, obwohl Du siehst, der andere wartet sehnsüchtig darauf; das ist geradezu abschrecklich! Ich bin überzeugt, diese Manier hat den armen Lorenz zur Verzweiflung gebracht. Du brauchst mir jetzt gar nicht mehr zu antworten; ich weiß es von selbst!“

Die Baronin lief nach diesem Ausbruch, so schnell sie ihre stinken Füßchen trugen, aus dem Zimmer, um Fifi's Antwort zu entgegen. Diese dachte aber gar nicht daran, etwas zu erwidern. Der Vorwurf ihrer Mutter war berechtigt; sie wußte es. Wie oft hatte Lorenz eine Frage an sie gerichtet, und sie —? Ach, die träumerische Ruhe, die sich so wohlthuend über ihre Seele gebreitet hatte, war nun wieder dahin! Ein tiefes Weh schmürte ihr das Herz zusammen. Mit einer ungeduldig zornigen Bewegung drückte sie das Gesicht in das seidene Kissen und ließ ihren aufsteigenden Thränen zum ersten Male freien Lauf.

Am folgenden Tage sahen Fifi und die kleine Baronin, die ihren geistigen Aerger längst vergessen hatte, im Wohnzimmer beisammen, als Hannchen Herrn Hilbert meldete.

Fifi wechselte leicht die Farbe und stand auf, um aus dem Zimmer zu gehen. Auf halbem Wege besann sie sich wieder Hilbert war Lorenz' bester Freund; sie wollte doch sehen, was er ihr zu sagen hatte. Ob er es wagen würde, eine Anspielung auf Lorenz' Abreise zu machen oder vielleicht gar über den Grund dieser Abreise zu reden?

„Führen Sie den Herrn herein!“ befahl sie der Jungfer kurz; sie sah in diesem Moment wieder erstaunlich hochmüthig und abweisend aus, die junge Frau Bendler.

„Fifi, der Hilbert kann ja nichts dafür!“ flüsterte die Baronin beschwörend.

Vor ihrem Geiste tauchten bei Hilbert's Namen all' die unbezahlten Rechnungen über Handschuhe, Parfüms, Spitzen zc., die sie aus dem Hilbert'schen Geschäft bezogen hatte, drohend auf.

„Doch! Gerade der kann dafür!“ stieß Fifi hervor und schlug in hellem Zorn mit der Hand auf die Stuhllehne, auf welche sie sich stützte.

Herr Hilbert hatte, ehe er sich zu diesem Besuch aufmachte, eine Unterredung mit seiner Frau. Das Ehepaar zog sich zu diesem Zweck gewöhnlich in das gute Zimmer zurück, wo es sich gemeinsam auf das mit einem steifen lattunenen Schutzüberzug verlebene Staats-Sopha setzte.

Die Stimmung dieses Zimmers war so recht geeignet zu wichtigen Unterredungen; nichts befand sich darin, was die Blicke auf sich lenkte und den Geist abzog. Die kalte, dumpfe Luft, die Atmosphäre von Unbewohntheit, die bedeckten Möbel, der zusammengelagerte Teppich, der in Flor eingehüllte Kron-

leuchter; alles dies war so recht dazu angethan, den Verhandlungsgang zu beschleunigen.

Frau Hilbert sah bei diesen Gelegenheiten stets sehr feierlich herein und empfand ein ausgesprochenes Glücksgefühl, neben ihrem Fripel sitzen zu dürfen, als seine Helferin und Beratherin, Hand in Hand, während seine Augen so fragend und vertrauensvoll auf die ihren gerichtet werden. Und was sie rieth, war fast immer gut! Was ihr an Weltflucht fehlte, ersetzte sie durch feines, weibliches Empfinden, durch ein untrügliches Tactgefühl.

Auch heute, als Herr Hilbert mit recht sorgenvollem Gesicht auf dem Staats-Sopha neben ihr saß und seufzend erklärte, daß er lieber vier Wochen jeden Abend seinen Stat verlieren möchte, als jetzt zu der „hochmüthigen Grete“ hinübergehen, nickte Frau Hilbert erst bestimmend, denn der ein wenig cholertische Fripel konnte nicht gut Widerspruch vertragen.

Nach einer Weile meinte sie aber, die kleine Frau drüben warte vielleicht schon voll Sehnsucht auf Nachricht und schämte sich nur vor ihm. Er könne nicht zart und herzlich genug sein, denn die kleine Frau sei durchaus nicht so schlimm; Bendler hätte es nur falsch angefangen. Und daß er jetzt die Hinten ins Korn geworfen und davongelaufen sei, wäre nicht nur sehr unklug, sondern geradezu ein Unrecht gewesen. Wenn die junge Frau hätte geschieden sein wollen, hätte sie bei ihrem Hochmuth auch die Courage gehabt, es zu verlangen. Er, Fripel, solle also anfangs gar nicht so thun, als ob er 'was wüßte, sondern die junge Frau reden lassen.

Herr Hilbert fand den letzten Rath überaus annehmbar und verlieh erleichterten Herzens das Staatsgemach, um sich in Besuchs-Toilette zu werfen.

Im Innersten seines Herzens trug er auch noch die leise Hoffnung, daß Fifi ihn abermal abweisen lasse, und war daher ein wenig verblüfft, als Hannchen, die ihn anmeldete, mit dem Bescheid zurückkam, die Gnädige lasse bitten.

Von dieser Verblüffung war ihm aber nichts anzumerken, als er bei den Damen eintrat. Unbefangen und verbindlich reichte er Fifi und der alten Baronin die Hand zum Gruß und that so, als sähe er die abwesende Miene der jungen Frau nicht, die, noch immer an ihre Stuhllehne gestützt, hochaufgerichtet dastand und auch nicht die Absicht zu haben schien, ihm zum Sitzen aufzufordern.

„Wie hübsch warm ist es hier!“ sagte Herr Hilbert, da ihm durchaus nichts anderes einfallen wollte.

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen!“ bat die alte Baronin verlegen lächelnd.

„Danke sehr, Frau Baronin!“

Da aber Fifi stehen blieb, blieb er auch stehen. Die gute Marianne hatte sich diesmal getäuscht, das begriff er schon jetzt. Er entschloß sich daher, ohne weitere Umschweife auf sein Ziel loszugehen, umso mehr, als sein Blut bedenklich anfang zu kochen. „Gnädige Frau,“ wandte er sich an Fifi, „Sie können Sich denken, warum ich mir erlaube —“

„Denken? Ach nein!“ sagte Fifi und ließ sich nun endlich in ihren Fauteuil sinken.

„O Marianne!“ dachte Hilbert, als er sich einen Sessel herbeischoß und sich setzte. Laut erklärte er, er hätte gedacht, die Damen bedürften vielleicht seiner Dienste.

Fifi richtete ihre Augen groß und erstaunt auf ihn.

„Wozu hätten wir denn ihrer bedürfen sollen, Herr Hilbert? Es ist ja sehr freundlich, aber wir wüßten wirklich nicht! Wie geht es Ihrer Frau Gemahlin?“

Herr Hilbert war passiv. Das überstieg noch seine kühnsten Erwartungen. Dunkelroth vor Verlegenheit und Zorn stand er auf, nahm seinen Hut von einem Nebentischen, verbeugte sich vor den Damen und wollte davongehen. Aber die kleine Baronin starrte ihm nach und hielt ihn am Armel fest.

„Was fällt Dir ein, Fifi!“ rief sie. „Herr Hilbert, bitte laufen Sie nicht davon! Sie können Sich wohl denken, wie ärgerlich Fifi ist! Solche Geschichten! Wissen Sie, ein wenig — sagen wir 'übergeknapp' ist der gute Lorenz doch? Sind Sie nicht auch dieser Meinung?“

„Dieser Meinung ist Herr Hilbert gewiß nicht!“ rief Fifi mit kurzem Auslagen.

„O doch, Gnädigste, da stimmt'ich vollkommen bei! Verrückt, ganz verrückt ist er!“

„Es ist schrecklich!“ rief die kleine Baronin, die den Doppelsinn in Hilbert's Antwort nicht verstanden hatte. „Ich muß sagen, ich bin mehr als erstaunt! Man macht doch nicht solche Geschichten! In unseren Kreisen wenigstens nicht!“

„Aber erlauben Sie, Frau Baronin,“ platzte Hilbert ärgerlich heraus, „ich dachte doch, die Sache läge umgekehrt!“

„Wie? Was liegt da umgekehrt? Er ist davon gelaufen, — basta!“

„Aber Frau Baronin!“ mahnte Hilbert kopfschüttelnd.

„Nun, was denn?“ rief die kleine Dame. „Fifi's vielleicht anders?“

„Ich dachte doch! Davongelaufen, Frau Baronin, das ist wohl nicht ganz das rechte Wort. Wie ich die Sache beurtheile, — ich verstehe'ich vielleicht nicht, und ich sollte vielleicht überhaupt meinen Schnabel halten, — aber ich meine, der richtige Ausdruck wäre eher — hinausgejagt! Moralisch, natürlich, Frau Baronin! Nicht etwa —“ Hilbert streckte in der Erregung seine Arme wie zwei Wegweiser weit vor sich hin, — „nicht etwa als ob Bendler etwas Derartiges geäußert hätte, bewahre! Im Gegentheil! Er hat nur gesagt, — er hat nur gesagt —“

„Was hat mein Mann gesagt?“

„Daß er nicht verstanden hätte, Sie glücklich zu machen; — er hätte sein Wort Ihnen gegenüber nicht gehalten, — er hätte seine plumpen Hände nicht nach einer solch' kostbaren Perle ausstrecken dürfen, — na, und solchen Unsinn mehr! Als wenn ein Mensch, wie der Bendler, so ein braver, durch und durch anständiger Kerl, nicht für jede Frau gut genug wär', für jede! Als ob nicht gerade er ein Mensch wär', wie geschaffen, eine Frau glücklich zu machen, gerade er! Ich begreif' einfach nicht, wie man den Bendler nicht gern haben kann, — ich sag's ganz offen, gnädige Frau, — ich begreif's nicht!“

Das blaße Gesichtchen der jungen Frau überzog sich während dieses heftigen Ausbruchs mit dunkler Röthe, und die langen, seidnen Wimpern senkten sich so tief, daß sie die Wangen berührten. Als aber Hilbert geendet und in der sichereren Erwartung, nun ebenfalls moralisch hinausgeworden zu werden, gegen die Thür sich wendete, ergriff Fifi plötzlich seinen Arm und zog ihn ans Fenster.

„Wo ist er jetzt?“

Wie sie so vor ihm stand, den feinen Kopf geneigt, die Hände, wie bittend zusammengelegt, sah Hilbert eigentlich zum ersten Mal, wie bezaubernd schön die junge Frau doch war. Ihr ganzes Wesen drückte rührende Hüfllosigkeit aus, und er verstand jetzt auf einmal seines Freundes übermächtige Glückshoffnungen. Diese Fifi war eine andere, als die ewig kühle, hochmüthige Aristokratin. Armer Lorenz! Wie mochte er gekämpft haben um diese andere Fifi, und wie schlimm mußte sie ihn behandelt haben, daß er den Kampf so plötzlich aufgab! O, diese Weiber! Herr Hilbert schaute die junge Frau mit dem einen Auge drohend, mit dem anderen bewundernd an. Wie unschuldig sie jetzt dastand, die Kage!

„Wo ist er jetzt?“ wiederholte Fifi ihre Frage.

„Der Bendler? In München ist er! Seinen Bruder hat er ins Krankenhaus gebracht; der ist sehr krank.“

„Und er?“

„Er? Das weiß ich nicht! Er hat einen alten Verwandten in München, bei dem er den Buchhandel gelernt hat; ein großes Geschäft, vielleicht wird er da eintreten.“

„Aber er muß doch hierher zurückkommen!“ Fifi redete halblaut und schnell.

„Warum denn?“

„Nun, — das ist doch selbstverständlich!“

„Wie meinen, gnädige Frau?“ Hilbert verstand ganz gut, was sie meinte, aber jetzt rächte er sich für vorhin.

„Aber mein Gott, er muß doch, — das Geschäft muß doch —“ Hilbert zuckte mit den Achseln.

„Ja, das weiß ich nicht! Er hat mir gesagt, das Haus und das Geschäft seien Ihr Eigenthum, und deshalb bin ich eigentlich herübergekommen, — sonst würde ich mir nicht erlauben haben, die Damen zu belästigen, — um vielleicht irgendwie durch Rath dienen zu können.“

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen!“ Fifi lächelte und sah dabei aus, als wenn sie weinen wollte.

„Denn gnädige Frau werden das Geschäft doch wohl kaum weiter führen wollen?“ fuhr Hilbert fort.

„Was ist das?“ meinte sich jetzt die Baronin in das leise geführte Gespräch. „Geschäft weiter führen? Wer?“

„Nun, die Damen!“

„Wir? Ach, das ist gut! Hannchen, wo ist Hannchen? Sie soll mir sofort ein Paar Schreibarmel machen. Und Du bistest Dir eine Schürze um, Fifi!“ Nein, dieser Bendler ist ein Unicum! Die Baronin, froh, etwas zum Lachen zu haben, hüpfte fast vor Vergnügen.

Da Fifi stumm blieb und sehr nachdenklich und ernst vor sich niedersah, wußte Hilbert nicht mehr, was er noch sagen sollte, und empfahl sich.

Auf der Treppe schüttelte er sich unwillkürlich und stieß einen bedrückten Seufzer aus.

Wie froh war er doch, daß er über solche Herzens-Schwulstäten hinaus war! Früher war er ja auch ein paar Mal „wahnsinnig“ verliebt und im Stande gewesen, die größten Dummheiten zu machen. Die Erinnerung aber, die er daran besaß, ließ ihm die Gegenwart bedeutend behaglicher erscheinen. So eine wahnsinnige Liebe hatte doch gar zu viel Unangenehmes im Gefolge: Eifersucht, Empfindlichkeit, Herzweh in jeder Art — puh, schrecklich! Und wenn's nun gar wie beim armen Bendler war, keine Gegenliebe! Ein fortwährendes Werden in der Ehe, das mußte unerträglich sein! Schön war sie ja, diese Fifi, das konnte nicht geleugnet werden, und Marianne war äußerlich nicht mit ihr zu vergleichen. Aber was für ein Engel von Weib war dafür Marianne! Was für eine treue, goldene Seele! Da fühlte man sich schon wohl und behaglich, wenn sie einen nur anschaute, — so sorgend und lieb und gut.

Seltamerweise aber empfand Herr Hilbert trotzdem nicht mehr die gleiche Abneigung gegen Fifi, wie bisher. Sie hatte heute so sanft und kindlich ausgesehen; Bendler mußte es also wohl nicht recht angefangen haben. Er war stets so lächerlich schon und respectvoll dem weiblichen Geschlecht gegenüber; und das will nun einmal gerade das Gegentheil, es will den Mann seßen! Ihm zum Beispiel könnte so etwas nicht passieren! Und Herr Hilbert drehte, als er bei seiner Marianne eintrat, den Schnurrbart erstaunlich unternehmend und siegesicher.

Saladin mußte wieder 'mal aus dem Stall, ließ am Sonntag darauf der Fuhrherr, bei dem Bendler sein Gefährt stehen hatte, durch Heimerle jagen. Und dieser selbst sagte, als er die wichtige Nachricht überbrachte, hinzu: das Bräunle schlage „hinta und vorna aus“.

Fifi war froh, zum Ausfahren gewissermaßen gezwungen zu sein. Eine Unruhe, die sie nicht bezwingen konnte, trieb sie von Zimmer zu Zimmer, ließ sie das kaum aufgeschlagene Buch, wieder bei Seite legen, zwang sie, von der Chaise-longue, auf die sie sich tief seufzend geworfen, wieder aufzuspringen. Nichts, nichts versuchte diese Unruhe.

Nun klingelte sie mit wahrer Erleichterung nach Hannchen, um Toilette zum Ausfahren zu machen. Hannchens Frage, ob gnädige Frau „das Neue“ wünschen, beantwortete sie lebhaft mit ja! Gestern erst war diese Herbst-Toilette von der Schneiderin gekommen, aber in ihrer grenzenlosen Verstimmung hatte sie das Kostüm kaum angesehen.

Heute, zur Ausfahrt, mochte es Hannchen wieder bringen, und Fifi freute sich sogar darauf, freute sich, als die Baronin und Hannchen in Entzündungsruhe ausbrachen.

Doch als sie allein vor dem hohen Spiegel stand, überkam sie plötzlich wieder eine unsägliche Traurigkeit. Finster starrte sie die reizvolle Erscheinung an, die ihr aus dem Glase entgegen schaute. Die großen verklärten Augen blickten so unglücklich drein, daß sie sich aus purem Erbarmen über sich selbst mit Thränen füllten. Und durch diesen Schleier sah sie ein anderes Paar austauschen: gute treue Augen, die eine noch viel traurigere Sprache redeten, als die ihren, und sie doch so lieb, so unendlich sehnsüchtig anblickten.

Fifi biß die Zähne fest zusammen, fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und wandte sich vom Spiegel fort. Das neue Kostüm hatte seinen Reiz verloren.

Das Bräunle schlug wirklich „hinta und vorna“ aus, als es, in dem kleinen eleganten American eingepaßt, vor der Thür stand. Heimerle, der bereits in seiner Livree hinten auf saß und die Bügel hielt, zog seine Stirn in sehr bedenkliche Falten.

Fifi trat mit ihrer Mutter aus dem Haus und beruhigte das aufgeregte Thier, indem sie ihm mit sanften Worten auf den Hals klopfte und ein Stück Zucker reichte.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterlag. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Erwerbshätigkeit der Frau.

Ausstellung von Nähmaschinen-Arbeiten. — Die Teilnehmerinnen der von der Singer-Co., N.-G., vormals G. Reiblinger, eingerichteten unentgeltlichen Unterrichts-Curse in moderner Kunstnäherei auf Singer-Nähmaschinen haben in den Geschäftsräumen der genannten Firma, W. Leipzigerstr. 86, eine Ausstellung von Kunstnähereien veranstaltet. Obwohl nur von Schülerinnen und größtentheils Anfängerinnen verfertigt, erregen doch die Arbeiten wegen ihrer zum Theil überraschenden Schönheit und Vollkommenheit berechtigtes Aufsehen. Die Ausstellung ist an den Wochentagen bei freiem Eintritt geöffnet. D. Red.

Gartenbau-Schule für Frauen. — Am 1. October 1896 wird zu Schneckengrün bei Plauen im Voigtlande, Agr. Sachsen, auf einem Terrain von ca. 30 Preuß. Morgen für gebildete Frauen eine Gartenbau-Schule eingerichtet, mit 7 Gewächshäusern, ca. 150 Frühbeet-Raketen u., und allen Erfordernissen der Neuzeit entsprechend. Anlage und Leitung sind einem fachwissenschaftlich gebildeten und praktisch durchaus erfahrenen Obergärtner überwiesen. Der Unterricht erstreckt die rationelle Schulung der Frau für den selbständigen Erwerb oder für eine Stellung, die durch die Leitung der Schule vermittelt wird. Nachweisbar ist in diesem Betrieb bereits die Nachfrage nach gründlich geschulten weiblichen Kräften größer als die Zahl der ausgebildeten Reflectantinnen. Der Pensionspreis beträgt 60 M., das Unterrichts-Honorar 25 M. per Monat. Prospekte durch Baroness Elvira v. Bärth, Schneckengrün, Post Mehlthener i. V. D. Red.

Häusliche Kunst.

Verwendung von Butterkisten. — In meinem Besitz befand sich ein ganzer Vorrath ungefähr 30 cm langer, 17 cm breiter und 10 cm hoher Holzrösten, wie man sie mit Butterfendungen erhält. Diese Rosten reizten mich, meine Kunst an ihnen zu versuchen. — giebt es doch im Haushalt der Rosten und Kästchen als Behältnisse für tausend Dinge nie genug! So wusch ich denn zunächst eine Anzahl mit heißem Wasser rein und ließ sie trocknen, worauf eine Kiste versuchsweise mit dem Brennstoff in Angriff genommen wurde. Rings um die Wände zeichnete ich eine fortlaufende stilifizierte Blumenranke und brannte den Grund braun, sodas sich das Muster hell abhebt, was sehr hübsch aussieht. Der Deckel erhielt ringsherum einen 2 cm breiten Rand und in der Mitte einen kleinen Blumenstrauch; seine Innenseiten, wie die des Kastens, und die Außenseite des Bodens tunkte ich mit Kuhheize braun. Vier kleine flache Bretchen wurden als Füße untergeklebt und sämtliche Flächen gewachst. Schließlich schraubte ich den Deckel mit zwei kleinen Schrauben an die eine Seitenwand; ein braun gebeiztes Bretchen theilt den Kasten in zwei Längsfächer, und so dient er seither als Aufbewahrungsort für Messer und Gabeln. Nachdem mir dies Werk so gut gelungen, nahm ich sogleich eine zweite Kiste in Angriff, beizte sie gleichmäßig braun mit Kuhheize und malte mit Oelfarben auf Seitenwände und Deckel Kirschenzweige, dazwischen hin und wieder einen Schmetterling. Die Innenseiten wurden mit hellem Papier beklebt, weil der fertige Kasten zum Aufbewahren von Handarbeiten dienen sollte. — Einem dritten Kästchen ließ ich die helle Farbe. Dafür erhielt die Mitte der Wände, wie des Deckels Medaillons mit einer kleinen Landschaft, um die sich ein Kranz von Blättern und Blüten schlingt. Die Landschaften malte ich in der Art des besten Porzellans in Blau, den Kreis ringsum, sowie die Ranten markirte der Brennstoff; das Ganze wurde dann vorsichtig gewachst, auf kleine Füße gestellt und mit hellem Satin ausgeklebt, sodas es sich als kleine „Truhe“ präsentirt. — Ein hübsches Schränkchen entstand, indem ich zwei Kästen an ihren Längsseiten zusammenklebte und in der Mitte eines jeden Innenraumes kleine Leisten befestigte, die passend zugeschnittene Bretchen tragen. Die Innenseiten und Außenseiten bestrich ich mit schwarzem Spiritus-Lack und bemalte dann den Deckel nach Art der japanischen Sachen mit verschiedenfarbigen Bronzen; auf die Seitenwände kamen einzelne Blüthenzweige. Die Thüren befestigte ich mit Scharnieren, so, das sie sich nach außen öffnen; ein Metallhaken schließt beide Thüren gleichzeitig, und vier kleine Holzblöckchen als Füße fehlen auch hier nicht. In dem Schränkchen verwahre ich meine Schmuckfächer. — Diamanten sind freilich nicht darunter! P. L.

Vase oder Urne mit buntem Scherbenstuck. — Hier in Holland giebt es bei dem vielen schönen Porzellan- und Fayence-Geschirr auch zuweilen Scherben, die aber noch eine recht amüsante Verwendung finden. Die jungen Damen sammeln die kleinen, meist blau bemalten Stückchen, eine invalide Tasse wird dann wohl auch vollends in Stücke geschlagen, dann wird ein Cachepot aus Porzellan, oder ein Blechgefäß, das sich etwa dazu eignet, mit einer Schicht Glasrösten überlegt, in dem man die Scherben dicht aneinander festdrückt. Zwischenräume füllt man mit Glasstüpfen, Perlen, kleinsten Muscheln, Metallblättchen u. Das Ganze, geschmackvoll ausgeführt, sieht ein wenig barock, aber darum nicht minder hübsch aus. J. W. im Haag.

— Indem wir der freundlichen Einsendung Aufnahme gewähren, erinnern wir an das in der Nummer vom 14. Juli 95 dargestellte „Rüngen-Gefäß“, müssen aber zugleich zu größter Vorsicht solchen Experimenten gegenüber ermahnen. Es gehört schon etwas Genialität dazu, um derartige „Anregungen“ in erfreulicher Weise auszuführen. D. Red.

Fürs Haus.

Bett- oder Wandschirm. — Wer hätte nicht die langsam dahinschleichenden Tage der Reconalescenz schon erlebt, die den

Körper noch an das Lager fesseln, während der wieder rege Geist schon nach Abwechslung und Zerstreuung verlangt! Doppelt werth wurde mir in solchen Stunden die treue Fürsorge meiner Lieben, die mir mit geschickten Händen ein kleines Reich schufen, in dessen beschränktem Raum ich bis zur völligen Genesung schalten und walten konnte nach Herzenslust.

In Form einer dreitheiligen, außen und innen mit Cretonne bekleideten Schutzwand, die ringsum ein 4 cm breiter, mit einfarbigem Tizian-Plüsch überzogener Holzrahmen abschließt, umgiebt der Windschirm das Kopfbett des Ruhebettes. Die faltig geordnete Stoffbekleidung seiner mittleren, 164 cm hohen und 103 cm breiten Rückwand, wie auch des Baldachins, dämpft das grell eindringende Sonnenlicht in höchst angenehmer Weise, während die beiden mit glattem Stoff bespannten Seitenwände von 142 cm Höhe und 70 cm Breite, mit ihren Plüsch-bezogenen Consol-Brettchen, verschiedenen Taschen und Behältern zur Ausnahme aller Seiten dienen, die einem nützlich sind, oder ihm völligen Genesung kürzen eine Seitenwand des bequem erreichbarer Höhe



Bettschirm mit Baldachin, Etageren und Galerien aus Garnrollen.

ein 10 cm breites und 82 cm langes Brettchen, mit Kälchen-Franze und Ziernägeln umrandet, das ich für einzelne Bände meiner Lectüre, für Photographien meiner fernem Lieben, auch wohl für duftende Blumengrüße benutzte. Ein kleineres Brettchen von 10 cm Breite und 30 cm Länge, in halber Wandhöhe, angebracht war für ein Thermometer, mein Theeglas und die Medicin-Flasche bestimmt; zur pünktlichen Innehaltung ärztlicher Verordnungen hatte meine Uhr unmittelbar darüber in einem Plüschpanzfeldchen Platz gefunden, rechts und links davon eine Notiztafel und mein lieber Trojan-Kalender, dessen sinnige, heitere Muse mir auch hier neue Lebenslust spendete. Die andere Schirmwand bietet außer einem am oberen Rande befestigten beweglichen Messingleuchter mit Blendschirm noch die nützliche Einrichtung einer großen Tasche für Journale und Zeitungen nebst einer kleineren, dreieckigen für Taschentuch und Fächer; der überzogene Fächer dient als Behälter für Briefe und Postkarten. Galerien von schwarz gebeizten Garnrollen, Kälchen-Franze und Ziernägeln in reicher Verwendung übernehmen die weitere Ausstattung des von hohen, schwarz gebeizten Füßen getragenen Bettschirmes. Die vier Messing-Scharniere in ihrer dreifachen Gliederung ermöglichen jede beliebige Stellung des Windschirmes, der jetzt, da ich genesen, eine Ecke meines Wohnzimmer zu einem traumlichen Schmolzwinkel verwandelt. Eine dankbare Genesene.

Reform-Eischrant. — Unter den vielen verbesserten Eischranten, denen wir auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung begegneten, haben wir den Reform-Eischrant als ganz besonders praktisch hervor, dessen Vorzüge auf große Kühlfähigkeit mittelst verstellbarer Ventilations-Rosette an der Thür und auf Bekleidung der Wandungen des Speiseraumes mit Email-Surrogat beruhen. Durch Öffnen oder theilweises Schließen dieser Ventilations-Rosette hat man es in der Hand, den Eisverbrauch nach Bedarf zu reguliren und durch die hiermit veranlasste Luftbewegung im Speiseraum jegliche Schimmelbildung und die Entwidlung übler Gerüche zu verhindern. In der nebenstehenden Abbildung des inneren Schrankes zeigt die punktirte Linie den Gang der Kälte bei Circulation, d. h. geringem Eisverbrauch, und in der fortlaufenden Linie den Gang der Kälte bei Ventilation, d. h. vergrößertem Eisverbrauch, für den Fall vollständiger Ausnutzung des Speiseraumes. Die geöffnete Ventilations-Rosette (+) in der Schrankthür veranlasst einen größeren, die geschlossene einen geringeren Eisverbrauch. Die an der Rückwand des Schrankes befindliche Öffnung (O), von dessen richtigem Anbringen die Erhaltung der guten, gekühlten Luft wesentlich abhängt, dient zum Abzug der verbrauchten Luft. Der Eisverbrauch beträgt bei einem Schrant dieses Systems von mittlerer Größe höchstens 10-15 Pf. pro Tag.

Die Email-Surrogat-Bekleidung des Innenraumes vereinigt sämtliche Vortheile der bedeutend theureren Glas- und Porzellan-Bekleidung anderer Eischrante und beugt, obwohl sie die gleiche absolute Sauberhaltung gestattet, vor diesen den größeren Vorzug, nicht verspringen zu können und jedes Undichtwerden auszuschießen. Besonders praktisch und solide eingerichtet ist der obere, verschließbare, mit Wellblech-Boden ausgelegte Raum dieses

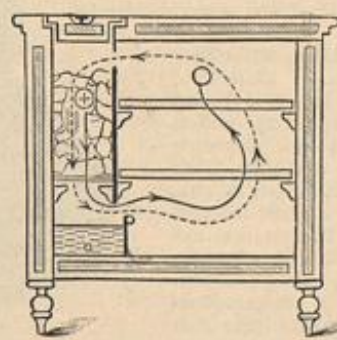
Eischrantes, der als Butterkühler und zur Aufbewahrung von Delicatessen dient, während der getheilte Kellerrost das Unterbringen von Flaschen und größeren Gegenständen gestattet. Ein vernickelter Messinghahn am Eisbehälter dient zum bequemen Ablassen des angesammelten Eiswassers. A. H.

Reinigung eines Fächers aus Schwannfedern. — Auf meine Anfrage in einer chemischen Reinigungs-Anstalt wurde mir ein so hoher Preis für Reinigung eines Schwannfeder-Fächers abgefordert, das ich beschloß, trotzdem die Gefahr nahe lag, ihn zu verderben, die Reinigung einmal selbst zu versuchen. Zu Ruh und Frommen mancher Mitleiderin möchte ich nun meinen wohlgelungenen Versuch mittheilen. Ich entfernte die Federn einzeln vorsichtig von der Papier-Grundfläche, wobei ich mir merkte, wie sie befestigt wurden, und wie viele ungefähr auf eine Längsreihe kamen. Dann wusch ich sie in dreimal erneuertem Schaum einer weichen Seife und spülte sie zum Schluß in etwas gebautem Wasser nach. Hierauf drückte ich sie in einem Tuch leicht aus, legte sie in einen großen Tüllbeutel und hing diesen in angemessener Entfernung vom Feuer über dem Herde auf. Nachdem die Federn trocken waren, zupfte ich sie aus und kräufelte sie, indem ich die Federn wiederholt zwischen Daumen und der nicht zu scharfen Kante eines Stahlmessers hindurchzog. Das Kräufeln über glühenden Kohlen und Schwefel hatte mir, trotz aller Vorsicht, einige Federn angefangt, sodas ich den Versuch wieder aufgab. Nun kam der langweiligste Theil der Arbeit: das Auflieben der Federn. Ich bestrich dieselben in der Mitte auf der Rückseite mit Glycerin, drückte sie mit den Fingern vorsichtig auf den Stäben fest und zwar immer von oben nach unten. Nachdem die eine Seite beklebt war (ich hatte gleich am Anfang die Federn beider Seiten getrennt gelassen, um ungefähr zu wissen, wieviel ich zu verbrauchen hatte), legte ich den Fächer einen Tag ausgebreitet zum Trocknen hin und beklebte jetzt auch die Rückseite, ließ diese gleichfalls gut trocknen und faltete dann den Fächer zusammen, unten die Stäbe mit einem Band fest zusammenbindend, damit sich die Papierfalten wieder durchdrückten. Sind die Federn farblos, z. B. rosa, so kauft man bei dem Droguisten für ein paar Pfennig rosa Anilin-Pulver, thut dies in ein festschließendes Leinenbeutelchen und drückt es im Wasser aus, bis dieses das richtige Rosa zeigt. Darin spült man dann die Federn, statt im gebauten Wasser. Auf diese Weise habe ich mir auch oft Tüll gefärbt, der dann noch mit aufgelöster Gelatine gesteiht wurde. Die Anilin-Farbe entfernt man von den Fingern mit Spiritus oder Citronensaft. J. D. in Hamburg.

Allerlei Ritt. — Ein Ritt aus feinem gepulverten Bleiglätte und Glycerin wird schnell steinhart und widersteht sehr gut dem Wasser und den Säuren. Man kann denselben für Stein, Holz, Glas, Porzellan und Metall, zum Befestigen von Eisen auf Eisen, Eisen in Stein und zum Verkiten von Gefäßen mit flüchtigen Stoffen benutzen. — Einen vorzüglichen Cementeht, der langsam erstarrt, große Härte annimmt und die theuren feiten Ritten ersetzen kann, erhält man aus feinem feinstem Cement, mit 25 % feinem Pieselmehl und saurer Milch zu einem zähen Teig angerührt; er eignet sich auch zum Verkiten von Steinaufsätzen. Cement haftet auf Holz und Stein besser, wenn dieselben vorher mit etwas verdünnter Wasserglas-Lösung angestrichen werden. — Eine andere sehr haltbare Mischung zum Ritten von Stein erhält man aus einem Theil von Wasserglas mit hydraulischem Kalk vermischt. Die Masse erhärtet sehr schnell und darf deshalb nur in geringen Quantitäten angefertigt werden. — Zum Ritten von Holz auf Stein wird eine sumpfbildende Leimlösung mit so viel Kreide oder Holzasche vermischt, das eine feinstähnliche Masse entsteht, die warm verwendet werden muß. M. G. in W.

Moor-Eisenflecke zu entfernen. — Allen Leidensgefährten, deren Wäsche nach dem Gebrauch von Moorbädern die ebenso häßlichen, wie hartnäckigen Eisenflecke aufweisen, kann ich aus eigener Erfahrung ein vorzügliches und ganz unschädliches Mittel zu deren radicaler Entfernung empfehlen. Ich löse einen Eßlöffel „Sooftin“ von G. Mattoni in Franzensbad in 1/4-1/2 l weichem Wasser auf, je nach Intensität der Flecke, und befeuchtete damit die fleckigen Stellen meiner Wäsche. In kurzer Zeit hatte ich die Freude, sie nach öfter wiederholtem Waschen in reinem Wasser und schließlich nachwaschen in Seifenwasser vollkommen verschwunden zu sehen. Mit einem Päckchen Sooftin für 40 Pfennig reichte ich ziemlich weit, kann auch noch die Spuren meiner nächsten Moor-Kur damit bekämpfen. Eine alte Franzensbader Kurgastin.

Noch einmal „buntes Allerlei“. — Salpeter, zum Pökeln des Fleisches, nimmt, in feuchten Räumen aufbewahrt, häufig die Feuchtigkeit an und wird dann unbrauchbar; einige Pfefferkörner, unter den trockenen Salpeter gemischt, schützen ihn davor. — Spick- und Dressirna-deln werden vor dem Rosten bewahrt, wenn man sie mit feinem gestohener Kreide in Telpapier einwickelt. — Das Ringeln neuer Waschleinen wird verhindert, wenn man sie beim Abnehmen nicht zu sich heran, sondern in entgegengesetzter Richtung von sich ab über den Arm aufwickelt. — Weiße Flecke auf Möbel-Politur schwinden, wenn unmittelbar darüber, ohne sie zu berühren, ein heißes Bügeleisen gehalten wird. — Bei Petroleum-Lampen, die längere Zeit in geschlossenen Räumen brennen, vermindert sich die Leuchtkraft mehr und mehr; öffnet man für einen Augenblick das Fenster, so leuchten sie wieder hell auf. — Luftwechsel führt leicht das Zerpringen des Cylinders herbei; dies wird durch Einhängen einer Haarnadel verhindert, die zu einem lateinischen M gebogen ist. — Bei Verbrennungen tröpfelt man Glycerin auf die Brandstellen und verbindet damit Schmerzen, Entzündung und Blasen. A. H.



Reform-Eischrant.

Die Abbildung zeigt den inneren Aufbau des Schrankes mit der punktierten Linie für die Kälte bei geringem Eisverbrauch und der durchgezogenen Linie für die Kälte bei Ventilation. Die Ventilations-Rosette ist an der Tür zu sehen, und die Öffnung an der Rückwand ist ebenfalls markiert.

Vorzellanförmchen mit selbstschließendem Nickeldeckel. — Täglich zum ersten Frühstück spendet mir der braune Cacao ein allerliebste gelbliches Fagencer-Rännchen, dessen Klappdeckel mit selbstthätigem Verschluss so eigenartig konstruiert ist, daß ich gern an dieser Stelle auf die praktische Einrichtung hinweisen möchte. Der Deckel aus vermiltem Metall ruht auf dem oberen Rande des Rännchens; seiner Innenwand schiebt sich der Innenrand des Deckels sichtbar, bis zum Scharnier angelöthete Rand ziemlich fest ein. Die über die Lippe des Rännchens greifende, bewegliche Deckelhälfte trägt ein nach den Befehlen der Schwerkraft regulirtes Bleigewicht, dessen Schwere die Hälfte des Deckels nur beim Ausgießen der Flüssigkeit hebt. Ein Hinabrutschen des Deckels ist ausgeschlossen, daran hindert ihn die eigene Schwere; der selbstthätige Verschluss macht das lästige Festhalten oder Abheben des Deckels während des Eingießens überflüssig; in der selbst am Ausguss überdeckten Rinne bleibt der Cacao stets warm, besonders seit ich mir auch noch einen gestrickten Kannenwärmer (nach dem unter Fig. 50 in der Nummer vom 15. April 96 dargestellten) anfertigte.

Stiftsdame.



Innenansicht des Deckels.



Rännchen mit selbstschließendem Deckel.

S. A. — Militär-Handschuhe wäscht man auf den Händen in venetianischem Seifenschaum, spült in reinem Seifenwasser nach, läßt die Handschuhe unausgedrückt auf reinem Papier ablaufen und zieht sie noch feucht über einen Quirzettel zur gehörigen Form aus; wenn halb trocken, reißt man sie weich.

Junge Hausfrau in Du. — Das zum Selbstbuttern erforderliche, äußerst praktische Maschinen (gleichzeitig zum Schneefschlagen und Schlagjahne-Bereiten vorzüglich geeignet) von der Firma N. v. Hünersdorff Nachf. in Stuttgart fabrizirt; es kommen zwei Größen in den Handel: eine Sorte von 1 l Inhalt zum Verbuttern von 1/2 l Sahne à M. 4,50 und eine andere von 2,8 l Inhalt à M. 7, mit der 1 1/2 l Sahne verbuttert werden können; beide Sorten sind mit Glasgefäß versehen und dauerhaft gearbeitet. Die genannte Firma versendet ausführliche Prospekte.

Küche.

Marmelade von wilden Hagebutten. — Die Hagebutten werden von ihrer Blume und dem Stiel befreit und nach und nach auf ein grobes Scheuertleinen oder in einen Sack geschüttet und tüchtig abgerieben. Dann werden sie in Zuckerwasser, mit etwas Essig vermischt, im zugedeckten Topf weich gekocht, wobei die Flüssigkeit die Früchte bedecken muß. Darauf läßt man sie abtropfen, treibt sie durch ein Drahtsieb und wiegt die ganze Masse ab. Auf 1 Pfd. Hagebutten-Mark wird 1 Pfd. Zucker mit Hagebutten-Wasser gelautert; 6 Reiben, 1 Stückchen Zimmt werden, in ein Mullsäckchen gewickelt, mitgelautert. Nun giebt man 60 g gewiegte, in Zucker conservirte Apfelsinenschale oder Citronat zu dem gelauterten Zucker und verkostet dies mit dem Hagebuttenmark zu einer schönen Marmelade, die man auf Brod gestrichen oder als pikantes Compot verwenden kann.

Carciofi à la Giudio. (Ein römisches Gericht.) — Nicht zu große, zarte Artischofen werden sauber gepulvt und blanchirt, danach die Blätter und Schuppen vorsichtig auseinander gebogen; nun wird in die Mitte der Artischoke eine Mischung gefüllt aus feinstem Olivenöl, geriebenem Weißbrod, Salz, Pfeffer, ein wenig gehacktem Knoblauch und gehackter Petersilie. Diese gefüllten Artischofen werden mit Olivenöl übergossen und mit etwas Butter 2 Stunden im Bratofen gar und dunkelbraun gebraten.

Artischofen. — Man kann gefüllte Artischofen auch mit Wurzelwerk in reichlich Olivenöl und Weißwein langsam auf gelindem Feuer weich dämpfen. Die Sauce wird zuletzt durch ein Sieb gegossen, theilweise entfettet, mit einigen Gelben legirt und vor dem Serviren über die Artischofen gegossen.

Reheber auf italienische Art (Hors d'oeuvre). — Man habe die abgekühlte, natürlich ganz frische Leber mit etwas Zwiebel recht fein, vermische sie mit Salz, weißem Pfeffer, einer Gewürznelke und geriebenem Parmesankäse und streiche von dieser Purée auf fingerdicke Weißbrodschnitten, gebe dieselben mit der bestrichenen Seite in scharf lodendes Backfett, backe sie wenige Minuten lang und lasse sie auf einem Siebe abtropfen. Nun bestreiche man auch die andere Seite der Schnitten, backe sie und garnire sie mit Petersilien-Sträußchen und Citronen-Bierlein, deren Saft man über die Schnitten preßt. — Dieses Gericht ist auch kalt sehr schmackhaft.

M. A. — Koniferen-Spirit. 200 g Edelkannen-Öl, 50 g süßes Pomeranzen-Öl, 10 g Vanille-Essenz, 400 g Kornspirit, 40 Tropfen Essig-Aether, 2 Tropfen Cardamom-Öl werden destillirt und mit Chlorophyll grün gefärbt.

Frau v. St. St. — Die künstliche Gährung der Frucht-säfte durch Weinstein zc. beeinträchtigt das Aroma außerordentlich; wir empfehlen daher die rohe Zubereitung derselben nach folgendem Recept: Die reifen, gut verlesenen Früchte werden in einem großen, feinen Netz mit der Reibeisen zerquetscht; dann läßt man sie 3 bis 4 Tage an einem kühlen Ort stehen, preßt sie durch ein aus-

gewaschenes, leinenes Tuch und läßt den Saft so lange ruhen, bis sich die flockigen Theile zu Boden gesetzt haben. Danach gießt man den klaren Saft vorsichtig ab, nimmt auf 1/2 l desselben 1/2 kg feingekosteten und gesiebten Zucker und verrührt diesen eine volle Stunde lang mit dem Saft nach einer Seite hin, füllt ihn in Glasflaschen, die man leicht zuspöpselt und 3 bis 4 Tage in die Sonne stellt. Dann filtrirt man ihn nochmals und gießt ihn in reine Flaschen; diese werden verkorkt, verpicht und aufrechtstehend in einem recht kühlen Keller aufbewahrt.

Rosa. — Reis mit Tomaten. Der Reis wird abgekocht und in Wasser mit gehackter Zwiebel, Salz und etwas Butter weich gedünstet. Klein geschnittene Tomaten, mit rohem Schinken in Butter gedämpft, zu der man nach und nach Wasser, Liebig's Fleisch-Extract, Pfeffer und Salz hinzugefügt werden durch ein Sieb gestrichen und unter den gar gekochten, dicken Reis gerührt.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Erdbeeren im Doppelfenster. — Sehr viel Freude bereitet mir alljährlich die Pflege und Zucht von Erdbeeren im südlichen Doppelfenster. Die großen rothen Früchte erscheinen freilich nicht in allzugroßer Zahl zwischen den Blättern, immerhin bringt jede Pflanze, — gering gerechnet, — 6 bis 8 vollkommene große Früchte; mit den Sorten „Laxton's Korne“ und „Marguerite“ erzielte ich die günstigsten Resultate. Ich setze im Frühjahr oder auch erst im August kräftige Pflanzen in mittelgroße Töpfe mit düngerreicher Erde, gieße sie an und halte sie einige Zeit schattig, bis sie anwachsen. Sie bleiben, so lange es die Witterung erlaubt, im Freien, später werden sie im frostfreien Keller oder Zimmer aufgestellt. Etwa zu Weihnachten wandern sie ins Doppelfenster, wo sie bald treiben und zu blühen anfangen. Luft giebt man so oft wie möglich zur Mittagzeit und, nachdem sie verblüht und Früchte angefaßt haben, von Zeit zu Zeit einen schwachen Dünger-Aufguss von Hornspänen.

Chrysanthemum für den Winter zu ziehen. — Es war Ende August vorigen Jahres, als ich im Garten die schon ziemlich stark entwickelten Knospen von Chrysanthemum abschneite, und zwar so, daß jeder Knospentengel noch zwei Blattstücken trug. Hauptächlich sah ich darauf, Stengel zu schneiden, auf denen wenigstens drei Knospen ruhten, und pflanzte solche Stengel in großer Menge an schattigen Orte ein, wobei ein Blattauge in, eins über die Erde kam. Die Anpflanzung bot einen curiösen Anblick, und mein Versuch, auf solche Art Altern zu ziehen, wurde im Familienkreise belächelt. Am so mehr Sorgfalt widmete ich meinen Stecklingen; vierzehn Tage hielt ich sie ganz dunkel, übertraufte sie täglich vier bis fünf Mal, sodaß sie nie zu welken begannen, und hatte nach kurzer Zeit die Freude zu bemerken, daß sich Wurzeln bildeten. Später pflanzte ich je zwei bis drei der bewurzelten Chrysanthemum in Töpfe; nach dem Anwachsen wurden sie reichlich gedüngt und blieben im Garten stehen, bis Frostwetter Einzug hielt. Im Januar erreichte an unseren Fenstern ein prächtiger Chrysanthemum-Flor die Bewunderung unserer Bekannten. Die blühenden Stöcke haben nur die Höhe von 25-30 cm erreicht, aber gerade die Zierlichkeit der Pflanzen, gegenüber dem sonst üppigen Wachstum von Chrysanthemum, ist so originell. Noch nie hat mir ein Blumenflor mehr Freude bereitet, als dieses Jahr die zierlichen Astersköcke.

H. J., Königsberg i. Pr. Die Zimmerlinde (Sparmannia africana) stammt von Kap der guten Hoffnung und verlangt ebenso, wie andere Kap-Pflanzen nur eine geringe Winter-Temperatur, was Sie ja durch eigene Beobachtung festgestellt haben. Das Abfallen der Blüthenknospen kann durch Nahrungsmangel, unregelmäßige Bewässerung und zu dunkeln Standort verursacht werden. Die Zimmerlinde will hell und sonnig stehen, im Sommer möglichst im Freien, sie will aber auch jährlich in fetteste Erde verpflanzt sein und im Sommer reichliche Düngung haben.

Frau A. B. in B. — Die Ruhe-Periode der Alpenveilchen dauert bis zum August. Bis dahin sollten Sie dieselben nur sehr mäßig gießen, doch darf die Erde nie staubtrocken werden. Am besten würde der Topf mit den ruhenden Knollen an einem schattigen Fenster stehen. Im August nehmen Sie die Knollen vorsichtig aus dem gemeinsamen Topf und pflanzen sie einzeln in 10 cm weite Gefäße in gute sandige Mistbeet-Erde. Bei gleichmäßiger Feuchtigkeit und Schutz gegen brennende Sonne werden sich dann rasch junge Blätter und späterhin auch Blüthenknospen bilden.

Abonnentin in Böhmen. — In der Nr. vom 11. Febr. 1894 finden Sie unter „Gärtnerei“ eine ausführliche Anleitung über Champignon-Zucht und Anlage der Beete.

Blumenliebhaber in G. — Blumenstöcke erhalten Sie in jeder Holzbearbeitungs-Fabrik; vielleicht könnten Sie auch die Hyazinthen-Halter aus gedrehtem Messingdraht verwenden, deren wir schon in Vorkreife vom 1. Juni 95 erwähnten, dieselben sind in verschiedenen Größen glatt und gebogen durch C. Voese & Co., Berlin C, Landsbergerstr. 64, zu beziehen. D. Red.



Häkelkorbchen aus Bastgeflecht.

Plauderecke für Backfischchen.

Häkelkorbchen. — Der Geburtstagsmann hat mir etwas zu hübsches beschickt! Bequem in der Tasche unterzubringen oder in der Hand zu tragen, recht für uns Backfischchen zum Mitnehmen in unsere Kränzchen geeignet ist das allerliebste, kaum handlange Häkelkorbchen aus gelbem und braunem Bastgeflecht, mit durch Anebel verflochtenem Deckel und hieran befestigtem Henkel. Drei reizende Häkelmuster sind innen an dem Deckel mit rosa Schleifen ange-

bracht, ein drittes liegt mit passender Nadel auf den zwei Anäueln Hauchbild-Garn, stärkere und feinere Nummer. An dem einen ist eine hübsche Spitze angehängt, sodaß man gleich die linken Hände rühren kann.

Handarbeit.

Kopf-Shawl aus Seiden-Mosaik. — In der Nr. vom 1. Oct. 95 unseres lieben Blattes wurde die Anfertigung von hübschen Gebrauchs-Gegenständen empfohlen. Ich möchte nun eine oder die andere meiner lieben Mitschwester anregen, sich zur Saison einen warmen, praktischen und dabei eleganten Kopf-Shawl aus Seidenfäden anzufertigen. In den Farben entscheidet der persönliche Geschmack. Mein Kopfshawl, den ich im vergangenen Herbst arbeitete, besteht aus keinen Dreiecken, die in bekannter Manier zusammengefügt wurden; er mißt fast 2 m Länge und 36 cm Breite. Die Rückseite unterfüttert gelbe Seide; an den Schmalseiten dient eine 18 cm breite, gelbseidene Spitze als Abschluß. Ich verwendete alte Seidenreste, die sich in Großmütterchens Nachlaß fanden, und freute mich sehr, später durch unser Blatt zu erfahren, daß meine warme Kopfhülle modern sei. Vielleicht macht es mir eine Leserin nach?

Nähkörbchen. — In origineller Weise wurden Seidenstoff-Reste zu einem Nähkörbchen verarbeitet: Man schneidet aus zwei passenden Farben je zwei Rundungen von etwa 25 cm Durchmesser, und verbindet dann je zwei der entgegengesetzten Farben am Rande, nachdem dieser sauber eingeschlagen, mittelst Langnettenstichen, denen man durch Häkeln in Goldfäden noch ein hübsches Abschlußbördchen hinzufügt. Nun befestigt man zwischen den auf diese Weise entstandenen beiden zweifarbigen Rundungen durch Zusammennähen derselben ein rundes, Kleie-gefülltes Kissen von 11 cm Durchmesser, sodaß von den Seidenrundungen ringsum ein ungefähr 5 1/2 cm breiter Rand übersteht. Dieser dient zur Aufnahme der Garnrollen, die, auf ein der Riffengröße angepaßtes Seidenbündchen gezogen, zwischen die überstehenden Ränder der Seidenrundungen geschoben werden. Feste Stiche fassen nun, in möglichst gleichen, durch die Größe der Rollen bestimmten Abständen den Ober- und Untertheil der Stoffränder zusammen und bilden so ein sicheres „Gäschen“ für jede einzelne Rolle. Natürlich könnte auch mit Platt- und Kreuz-Stich eine hübsche Ausstattung geschaffen werden; mein Kissen in den Farben blau und oliv zeigt oben einen gefälligen Kranz aus gestickten Edelweißblüthen.



Nähkörbchen mit Nadeln und Garnrollen.

M. (48). — Von Servietten-Mustern lassen sich sehr gut Kaffee-Tischdecken verfertigen. Man schneidet aus den Reinenproben nach einem Muster aus Pappe Vierecke oder Rechtecke von gleicher Größe. Dann näht man die an allen Seiten gleichmäßig breit umgeschlagenen Stofftheile, die nach Farbe und Muster geschmackvoll zusammengefügt werden, mit überwendlichen Stichen genau passend an einander und streicht die Nähte auf der Rückseite mittelst Fingerhut recht glatt, daß die Decke wie aus einem Stück gearbeitet aussieht. Dann werden die Nähte der auf der linken Seite ausgebügelten Decke auf der rechten Seite mit Fischgräten, Ketten-, Stils- oder sonstigen Zierstichen aus waschedtem, mit den farbigen Servietten-Stücken harmonirendem baumwollenen Stidgarn bedeckt, wodurch das Ansehen der Decke zugleich gewinnt, die man nun noch mit schlichtem Reinen unterfüttert. Eine aus Rechtecken zusammengenähte Kaffeedecke sieht hübscher aus, als eine aus Vierecken gefertigte, erfordert aber mehr Geschicklichkeit, Zeit und Mühe.

Allgemeines.

Eine neue Art Früchte zu serviren. — „Das Auge ist mit“, sagt ein bekanntes Sprichwort, das beim Decken und Arrangiren einer Tafel streng beachtet werden sollte; trägt doch reizvolle Decoration unendlich viel dazu bei, auch das einfachste Gericht schmackhafter zu gestalten. Früchte der verschiedensten Art: Erdbeeren, dunkle und Glasirte, weiße und rothe Johannisbeer-Trauben, Stachelbeeren, Pflaumen und Aprikosen werden an ihren Stielen mittelst feiner, grüner Fäden und in reicher Fülle und buntem Durcheinander an die Zweige eines größeren, blüthenlosen Zuchstien-Bäumchens gebunden; die kleineren Früchte nach oben an die Spitzen der Zweige, die schwereren an die stärkeren Zweige, damit sie nicht unter der Fülle sinken. In eine elegante Jardiniere gestellt, ringsherum mit Blumen geschmückt, erfährt dieses Wunderbäumchen manchen kostbaren Tafelaufgag.

Briefmarkensprache. — Wer könnte mir Näheres über die Briefmarken-Sprache mittheilen? Landpomeranze.

Ida B. A., Dresden (48). — Die Firma A. Hermann, Rgl. Hofl. in Donaauörth, verfertigt Bettdecken zc. aus feidenen Cigarrenbändern und Seidenlappen Auster und Prospect gratis.

Marianne B., Altho (40). — Herr Johann Hofgärtner, Boden-Fabrikant in Möllbrücken, Rärnten, nimmt jedes Quantum Wolle zum Spinnen an. Frau Clara B.

Zeugsaenen: Reform-Eisgraut: (3 Größen, zu 48, 50 und 61 M.) S. Sachhoff & Sohn, SW, Zimmerstr. 79. — Corjellan-Rännchen: C. Meier, Augsburg, Karolinenstr. D. 42 und J. A. Schumann, W. Reissbierstr. 107. — Italienische Früchte: Società d'Esportazione Agricola Gioio in Rom. Filiale: Berlin, C. Central-Marktthale 1a. **Commissionen** nach Abbildungen „Aus dem Vorkreife“ übernimmt Frau A. Hermann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Nachdruck verboten.

Baronin Fifi.

Roman von Mary Wisch in Berlin.

(Schluß.)

Herr Wegner, der „zufällig“ vor der Ladenthür stand, begrüßte die Damen ein wenig steif, da er seit Wendler's Abreise Fifi schon dreimal zu sprechen verlangt hatte und jedesmal abgewiesen worden war.

Zu seiner Ueberraschung aber nahm Fifi jetzt, was sie sonst nie gethan, seine Hilfe beim Aufsteigen in Anspruch und nickte ihm dann so freundlich und lächelnd zu, daß er fast erröthete und einen schönen Blick zu Gilbert's hinüber warf, wo richtig Betty, seine Betty, stand und mit einer spöttischen Grimasse und gemachtem Erlaunen die Hände zusammenschlug.

Die Bügel fest in den kleinen Händen, fuhr Fifi, die Baronin neben sich, in schlankem Trabe die lange, schmale Gasse hinunter über den großen, fast ganz leeren Marktplatz. Sonntagliche Ruhe und Heiligkeit herrschte überall; die Glocken der großen Kirche läuteten in kurzen, feierlichen Schlägen und kündeten an, daß nun beim Hochamt die Predigt beginne.

Fifi lenkte, von der Feiertagsstimmung ergriffen, den Wagen durch eine der Seitenstraßen und fuhr langsam am See entlang. Seit Herbert ertrunken war, vermied sie es nach Möglichkeit, dort zu fahren oder, wie früher, stundenlang am Ufer spazieren zu gehen. Sie fürchtete, die kaum ein wenig verharzte Wunde aus's neue aufzureißen. Aber heute zog es sie hinunter; sie sehnte sich, ihre Unruhe loszuwerden, an etwas Bestimmtes denken zu können.

„Das vergesse ich dem Lorenz nie,“ sagte plötzlich die Baronin, die stumm auf den See hinausblinzelte, „daß er sein Leben eingeseht hat, um meinen Herbert zu retten!“

Fifi schrak zusammen und zog heftig mit den Bügeln an, daß das Pferd hoch aufbäumte. Dann versetzte sie ihm einen leichten Schlag mit der Peitsche und fuhr so schnell über das schlechte Pflaster bis hinunter zum Villen-Viertel, daß der kleine Wagen wild hin und her flog und zum graufigen Entzücken Heinerle's die Funken stoben.

Die Sonne, eine milde, sanft strahlende Sonne zeigte an diesem Novembertag, wie zum Abschied, noch einmal ihr leuchtendes Antlitz und läuschte über die späte Jahreszeit hinweg. Der Himmel lachte in schönstem Blau, und nur das in allen gelben Farben-Nuancen bis zum leuchtenden Roth schimmernde Laub erinnerte an den kommenden Winter.

Die Baronin nahm, da Fifi wieder langsamer fuhr, eben ihren etwas verfrühten Pelztragen ab, denn trotz der schnellen Fahrt wurde ihr warm, als aus dem Gartenfenster einer kleinen, im Barock-Stil gebauten Villa, welche Herr von Fröben mit seiner Familie bewohnte, ein fröhliches „good morning!“ ertönte.

„Guten Tag, guten Tag!“ rief die Baronin aufs Gerathewohl, während Fifi das Pferd zum Stillstehen zwang.

Aus dem Gartenfenster stredte jetzt Frau von Wöhring ihren blonden Kopf und fragte lachend, ob man sie an ihrer melodischen Stimme gleich erkannt hätte? Sie besah in der That ein sehr heiseres Organ, über das sie sich stets selber lustig machte.

Aus dem Hause stürzte mit großen Schritten Herr von Fröben herbei, gefolgt von seiner Frau, seinen beiden Töchtern und seinem Sohne Kurt. Mit einer wilden Buschrauber-Bewegung sprang er an den Wagenseintrag, öffnete ihn und forderte die Damen mit rollenden Augen auf, sofort auszustiegen, da sie Begelagerern in die Hände gerathen seien. An diesem Hause läme heute niemand vorbei, ohne in die inneren Räume geschleppt zu werden.

Die noch immer hübsche, wenn auch apathisch aussehende Hausfrau, erklärte lächelnd, es würde ihnen nichts abgenommen, als ein Stündchen Zeit; das müßten sie aber unbedingt hernehmen, da Alice's und auch ihr eigener Geburtstag sei.

„Du hättest Deinen Mann mitbringen sollen; Du weißt ja, wie ich für ihn schwärme!“ bemerkte Alice zu Fifi, als sie ins Haus gingen.

Im Salon, dessen stark verblüdete Eleganz der Kummer des Hausherrn war, fanden sie Frau von Wöhring, die Fifi freundschaftlich über ihre seltenen Besuche zu schelten begann. Ob es der Gebieter verhinderte hätte, fragte sie; sie würde diesem Ideal-Chemann, der seine Frau keine Minute entbehren könne, nächstens einmal tüchtig den Text lesen.

Herr von Fröben bemühte sich in seiner eleganten Lebemanns-art um die Damen, wobei er mit jeder so sprach, als wäre er rasend in sie verliebt. Er behandelte auch seine Frau stets mit chevaleresker Zuverlässigkeit und wachte selbst seiner Tochter Alice gegenüber geschickt die Mitte zwischen dem lebenswürdigen Freund und dem wohlmeinenden Papa zu halten. Nur seiner Tochter Martha war er der ernste, mitunter recht griesgrämige, nörgelnde Vater, der ihr noch dazu gern aus dem Wege ging. Manchmal pflegte er topfschüttelnd zu bemerken, es sei ihm ein Räthsel, wie „das“ in seine Familie gekommen sei. Trotzdem wachte er aber sehr wohl, daß ohne Martha längst alles zusammengebrochen wäre; und hätte er in seinem Innern geforscht, aus welcher Quelle seine Abneigung gegen das ernste, unermüdblich fleißige Mädchen stammte, so würde er wohl Schuld-bewußtsein und Scham entdeckt haben.

Heute aber war er sogar gegen Martha freundlich. Hatte sie doch von selbst ein opulentes, kaltes Buffet für etwaige Gratulanten hergerichtet und den Papa aufgefordert, für das Getränk zu sorgen, ohne erst mit einer verzweifeltten Sorgen-miene die neuesten Schulden aufzuzählen. So war er nun heute, da er Martha's Aufforderung in glänzender Weise nach-gekommen war, in ausgezeichnete Laune und verbreitete eine Atmosphäre von vornehmer, sorgloser Lebensfreudigkeit um sich. Die Gäste mußten einen kleinen Imbiß nehmen, wonach er sie an den Gesammtisch führte, auf dem außer Blumen und

Confect nicht sehr viel zu sehen war. Herr von Fröben zeigte auch mit geringschätzigter Bewegung darauf hin.

„Lauter nützliche Sachen! Martha hat sich wieder riesig angestrengt. Aber,“ — und nun leuchteten seine Augen triumphirend auf, — „aber darf ich den Damen 'mal meine Geschenke zeigen? Das heißt, vorläufig vorlesen, denn hier in dem Nest, in dem gräulichen Bauernest, bekommt man ja nichts! Nichts wirklich Exquisites! Aber sagen Sie selbst, ob ich nicht Geschmack habe? Wo sind die Bohns, Alice? Ah, hier!“

Und nun las Herr von Fröben von diesen elegant und sorgfältig geschriebenen Geschenkverschreibungen eine Fülle von herrlichen, kostbaren Dingen ab, die seine Frau einst erhalten sollte. Für Alice hatte er nur einen einzigen Gegenstand bestimmt, dessen Beschreibung er mit besonderer Wärme vortrug.

„Verpflichte mich hiermit, Dir, liebe Alice, als Geschenk zu Deinem heutigen Geburtstag, bei meiner nächsten Anwesenheit in München, eine Brosche zu kaufen, wie ich sie hier beschreibe: Ganz große Türkisen bilden einen offenen Hentelkorb, aus welchem, — mit den Pfötchen auf dem Rande des Korbes, — ein diamantenes Käpchen schaut. Die Brosche ist auch als Haar-Agraffe zu tragen. Willibald Freiherr v. Fröben.“

„Wie finden Sie das, meine Damen?“ fragte er. „Ich versichere Sie, es ist das Keuzdöse, was Sie sich denken können! Ich habe es schon einmal genau so nach meinen Angaben machen lassen, — vor Jahren —, ich war noch Jung-geselle, — für —; na, wie gesagt, reizend war es!“ Und die Augen des alt und arm gewordenen Lebemanns strahlten hell auf, als umfahnten sie noch einmal all' die herrlichen Gemüße seiner Glanz- und Jugendzeit.

Frau von Fröben und Alice suchten, ein wenig verlegen, das Gespräch auf anderes zu lenken. Wußte doch alle Welt, daß ihre Lage ihnen nie gestatten würde, diese Geschenk-Bohn ein-zulösen. Martha jedoch schaute ihren Vater mit einem guten, zärtlichen Lächeln an. Das arme Mädchen war dankbar, daß sie wenigstens etwas an ihm zu lieben fand, wenn es auch gerade das war, wodurch sie eine freudlose Jugend hatte: seine naive Freundschaft am Oben, seine selbstlose Freigebigkeit, die nur den anderen beglücken wollte, ohne zu rechnen.

Um das Thema zu wechseln, wandte sich Alice in ihrer Verlegenheit an Fifi, schlang den Arm um sie und fragte, warum Herr Wendler nicht mit ausgefahren sei.

„Mein Mann ist verreist!“ erwiderte Fifi und wurde roth bis über die kleinen Ohren.

„Verreist? Ah! Wohin?“

„Geht Dich das etwas an?“ rief Frau von Fröben tadelnd.

„Natürlich, da ich für Herrn Wendler schwärme! Ist er für längere Zeit verreist?“

„A—ein! Das heißt —.“

„Mama, dann müssen wir unsere Gesellschaft verschieben. Herr Wendler muß dabei sein!“ rief die exaltirte junge Dame.

„Sie werden Fifi eifersüchtig machen!“ meinte Frau von Wöhring lachend. „Aber Herr Wendler ist in der That ein prächtiger Mann!“

„Oh, ja!“ murmelte die Baronin und rüdtte unruhig hin und her. „Ein Unicum!“

Fifi wurde so nervös, daß sie zitterte. Sie fühlte alle Blicke auf sich gerichtet, und obwohl diese Blicke nur harmlos sein konnten, kam sie sich doch wie am Pranger vor. Als ein großes Glück erschien es ihr daher, daß plötzlich neuer Besuch kam, und sie auf der Stelle aufbrechen konnten.

Als sie mit der Baronin wieder auf dem Wagen saß und davonfuhr, sagte sie mit thränenirriter Stimme: „Du siehst, Mama, wir müssen gleich abreißen! Wir können unmöglich hier bleiben!“

„Aber Fifi, abreißen? Wohin denn abreißen?“ rief die Baronin.

„Das ist mir einerlei! Ich will nur durchaus nicht mehr gefragt werden, wo Lorenz ist, oder wann er wiederkommt. Ich will seinen Namen nicht mehr nennen hören!“

Fifi sah so erregt und leidenschaftlich aus, daß die Baronin nichts mehr zu sagen wagte. Im stillen aber wunderte sie sich aufrichtig darüber, daß Fifi ihren Gatten gar so entsehtlich haßte. Fifi fuhr auf dem kürzesten Weg zurück und lenkte gerade auf den Marktplatz, als sich eben die Kirche entleerte.

Es wimmelte von Menschen, die in ihrem Sonntagsstaat sich aneinander vorbei drängten. Soldaten, von einem jungen schneidigen Lieutenant aus dem Hochamt geführt, marschirten strammen Schrittes über den Platz. Bauern, die von auswärts zur Kirche gekommen waren, scharten sich um den großen Brunnen und besprachen unter sich, in welchem Wirthshaus sie sich erfrischen könnten. Ihre Weiber, das Gebetbuch mit dem Rosenkranz und dem weißen Tischtuch, das unter keinen Umständen benutzt werden durfte, in den Händen, überlegten eifrig, wo sie ihre Einkäufe besorgen wollten, und gestreuten sich dann nach allen Seiten.

Besonders die Schuljugend belebte den großen Platz. Mit Geschrei begrüßten die Buben die wiedergewonnene Freiheit.

Saladin legte die Ohren zurück und begann verdächtig zu tänzeln, als er an einem Haufen von Buben vorüber mußte, obwohl er sonst keine Neigung zum Scherzen hatte.

Er war zu lange nicht aus dem Stall gekommen und ent-weder nervös, wie seine Herrin, oder so übermüthig, daß er durchaus einen dummen Streich machen wollte.

Fifi aber war gerade jetzt nicht in der Stimmung, Extravaganzen zu dulden, und zog die Bügel so straff, daß er nicht einen einzigen Schritt mehr machen konnte, als sie ihm gestattete.

So kamen sie über den belebten Marktplatz weg und bogen in die leere Langgasse ein. Nun mochte er laufen! Fifi ließ die Bügel locker und Saladin machte Miene, ein wenig durch-zugehen, als ein kleines Bürschchen aus einem der Häuser herausstrat.

Heinerle sah das Bürschchen, — es war dem „Wienerbäd“ sein Josephle, — sah, wie er in einen der kleinen Ballons, die aufgeblasen einen schrillen Ton von sich geben, hinein-pustete, hörte noch diesen Ton sah Saladin erschreckt hochsteigen und den Wagen in die Höhe reifen, fühlte, wie er selbst das Gleichgewicht verlor, sich zweimal überschlug und dann auf das

Pflaster mit dumpfem Krach niederfiel, worauf ihm die Be-sinnung entchwand.

Als er wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, fielen sie auf ein häßliches Männergesicht, in dem er bald den Herrn Doctor Bloch erkannte, der stets so freundlich gegen ihn war. Und als er in heller Verwunderung weiter herumschaute, sah er auch ein wunderschönes, todtblaßes Antlitz, das sich über ihn beugte und ihn mit angstvollen Augen anstarrte. Das war die gnädige Frau, die Frau Prinzpalin! Und daneben stand die gnädige Frau Baronin und hinter ihr, jedoch er nur das gute, runzelige Gesicht mit der schwarzen Florhaube sehen konnte, auch sein Mutterle. Er lächelte dieser zu, wunderte sich, was sie alle da wollten, und warum er in dem breiten, schönen Bett lag, fühlte einen brennenden Schmerz in seinem Kopf, schloß wieder die Augen und verlor das Bewußtsein aufs neue.

Nun war es nichts mit dem Abreisen, solange der arme Junge mit stark verletztem Schädel im Hause lag. Er würde gerettet werden, meinte der Doctor. Das Fürchterlichste blieb Fifi also wenigstens erspart.

Aber schrecklich genug war es trotzdem! Fifi erlaubte noch in der Rückerinnerung an die Scene, die sie durchgelebt, — wie die Leute mit einem Schreckensruf herbeisürzten, wie sie den Wagen umringten, sich an das wild um sich schlagende Pferd hängten und dazwischen laut schrien und fragten, sodasß keiner den anderen verstand.

Sie glaubte, alle diese Leute seien wahnsinnig geworden, bis man den kleinen blutüberströmten Heinrich in den Wagen hob. Glücklicherweise kam Herr Hilbert dazu. Und jetzt lag der arme Junge drüben in Lorenz's Zimmer, wo sie ein Bett hatte aufschlagen lassen, trotz des Einspruchs der Frau Holbad, die sich gar nicht darüber beruhigen konnte, was wohl der Herr Wendler dazu sagen würde, wenn er heimkäme.

Der kam ja nicht heim, der Herr Wendler! Deshalb lag nun auch jedes Ding der Hausfrau ob.

Bis heute war alles seinen ruhigen Gang gegangen; die Köchin hatte noch ihr Wochengeld, Hannchen besorgte, wie sonst, ihre Geschäfte, Herr Wegner versah noch immer lautlos den Laden. Der Herr des Hauses wurde noch nicht vermisst, und Fifi lebte diese Tage dahin, wie immer, um nichts sich kümmernd, als um ihre persönlichen Bedürfnisse.

Jetzt, wo der Heinerle da lag, — und Fifi hatte darauf bestanden, daß er in ihrem Hause bleibe, — ganz still, mit einem großen Loch im Kopf, änderte sich das gänzlich. An wen sollte man sich wenden, wenn nicht an die Frau, da auch die Baronin von dem Schreck wie gelähmt in ihr Bett gebracht werden mußte!

Da kam zuerst der Doctor, und bei allem, was gebraucht wurde, wandte er sich an sie und theilte ihr alle Verhaltens-maßregeln mit, als wäre es selbstverständlich, daß sie Aussicht über die Pflege führte. Es gab so viel hin und herzugehen und zu thun, daß Fifi den weißen Flanell-Schlafrock mit der langen Schleppe, den sie sich übergeworfen hatte, schleunigst wieder auszog und mit einem einfachen Hauskleid verkaufte.

Und auch den ganzen Nachmittag gab es keine Ruhe. Trepp' auf, Trepp' ab liefen Leute, nach der Apotheke, oder um Eis zu holen, oder nur um Erkundigungen einzuziehen. Gleich nach dem Unglücksfall kam auch Frau Hilbert, zog sich aber bald wieder zurück, als sie sah, wie energisch Fifi die Sache selbst in die Hand nahm. Sie schickte dann durch Fräulein Betty einen Eisbeutel herüber, für den Fifi so innig dankte, daß sie Betty's entpörtes Herz mit einem Schlage gewann.

Heinerle's Mutter war natürlich sofort benachrichtigt worden und kam voll Entsetzen angestürzt. Sie wollte das Heinerle gleich mitnehmen und schien die Absicht zu haben, ihn in einen Zipfel ihres Schawls zu packen, wovon sie der Doctor nur schwer abhalten konnte. Sie stand die erste Zeit mit zusammen-gekniffenen Lippen am Bett ihres Jünglings und vermied es, Fifi anzusehen; es wären keine freundlichen Blicke gewesen, das wußte sie vorher. Allmählich aber, als sie hörte, daß keine Lebensgefahr vorhanden wäre, als sie sah, wie liebevoll und energisch sich die junge Frau um ihr Heinerle bemühte, wie erschreckt und traurig diese aussah, schmolz ihr Herz. Sie nahm ihren diden Schawl und die schwarze Florhaube ab und legte einen langen Stridstrumpf in Bereitschaft, als Zeichen, daß sie nun wieder sie selbst sei und alle stürmischen Gefühle aus ihrem Bujen verbannt habe.

Am Abend, als sie mit Fifi allein im Zimmer saß und diese sich sorgend über den kleinen Kranken beugte, nickte sie ihr wohlwollend zu.

„Sie sind gar net so schlimm!“ meinte sie treuherzig. „Was doch die Leut alleweil reda!“

„Was reden sie denn?“ fragte Fifi erröthend.

„Ah was, 's isch ja Geschwätz! I seh's do jetzt, daß 's net wahr isch! Sie thätet mit foim a Wort reda, der net vom Adel wär! So a Unsin!“

Daß sie selbst es gewesen, die dieses Gerücht nach Heinerle's kindlichen Schilderungen verbreitet, hatte Frau Holbad total vergessen.

„So a Unsin!“ fuhr sie fort, als Fifi nichts erwiderte. „Wo doch der Herr Wendler selber a Bürgerlicher isch! Aber das isch au a tüchtiger Ma! Mit nix hat er a'g'fanga, und wie hat er sich 'rauf g'arbeit! Bis zu so einer vornehmera Frau und zu Pferd und Wagen! Dol's der Kukud!“

Frau Holbad meinte mit diesem Ausruf natürlich das Pferd, das ihren Heinerle abgeworfen hatte.

Fifi betrachtete den schlafenden Heinerle noch immer auf-merksam, ohne zu antworten. Auch Frau Holbad schwieg einige Minuten, da sie an ihrem Strumpf bei dem kritischen Punkt der Ferse angelangt war und Maschen abzählen mußte. Aber das Gespräch nicht fortzusetzen und stumm dazusitzen, als könnte sie das „Maul net aufmacha“, wäre ihr unartig vor-gekommen. So begann sie wieder: „Ja, ja, der Herr Wendler! A Prachtmensch! Jetzt giebt er dem Heinerle wöchentlich noch zwei Groscha, damit er net strikt im G'schäft. Und a Ch'mann muß das sein! Kei andere a'kama, und wenn's d' Venus selber wär! So ein' kann ma sucha. Aber er hat früher au

nie Liebhaftig g'habt; ma hat nie 'was g'hört, obwohl 'n alle gern g'wollt hätt'n. Amal hat ma schon g'meint, die Jüngste vom Hotel Bavaria kriagt ihn; aber es war au nix!"

"Hat er sich um sie beworben?" fragte Fifi und empfand einen leisen Stich im Herzen, als Frau Holbach harmlos antwortete: "Ja, i glaub', a Zeitlang! Es isch ja a schönes Mädele, aber an die Gnädige kann sie net 'ran riecha!"

Die Nachtwache beim Heinerle übernahm selbstverständlich Frau Holbach. Trotzdem aber schlief auch Fifi nicht. Mitten in der Nacht kam sie in das Krankenzimmer und setzte sich in den Lehnstuhl am Schreibtisch, wo sonst ihr Gatte so oft gesessen.

Die kleine Lampe, mit einem dunkelgrünen Schirm verhängt, breitete ein dämmerhaftes, träumerisches Licht über die nächste Umgebung, während der Kranke fast im Dunkel lag. Frau Holbach hatte sich, da Heinerle in einen tieferen Schlaf gefallen war, auf den Divan gelegt und war ein wenig eingeschlafen.

Wie ein Schatten glitt Fifi herein, und nun saß sie da und schaute sich in dem wohlbekannten Zimmer um, als sähe sie es zum ersten Male. Sein Zimmer! Da stand noch der Tischbecher auf dem Schreibtisch, mit einer Cigarrenstange daneben. Noch vor wenig Tagen hatte er daraus geraucht. Sie nahm sie in die Hand. Weichselholz! Einen Augenblick drückte sie die Spitze leicht an ihre Lippen, ehe sie wieder auf ihren Platz legte und nach einem kleinen, daneben liegenden Notizbuch griff. Es war bis auf das letzte Blatt beschrieben; Geschäfts-Notizen und auch einige Privat-Sachen darunter. Hier, noch auf der vorletzten Seite stand: "Fahrtscheine aus russischem Leder für meine Frau".

Fifi erinnerte sich, daß sie diesen Wunsch geäußert und darüber geklagt hatte, daß Hilbert solche Handschuhe nicht führe. Und weiter vorn stand: "Rosen-Öl für meine Fifi". — "Meine Fifi!" Die einsame Leserin schaute so lange auf die zwei Worte, bis ein feuchter Schimmer sich über ihre Augen breitete.

Was sie nie begriffen, nie erlirnt und beachtet hatte, aus diesen paar Worten leuchtete es ihr entgegen, die rührende Liebe ihres Gatten. Wie eine Liebeslösung umwehte es sie und machte ihr das Herz schneller klopfen. — "Meine Fifi!" — So erfüllt war er von ihr, so beglückt durch das Bewußtsein, daß sie die Seine war! Und sie hatte neben ihm dahingelebt, wie eine Fremde, hatte sein Herz unausgefüllt grausam verlegt. Heute, jetzt in dieser Nachtstunde, da er für immer von ihr gegangen war, des vergeblichen Verbens müde, verstand sie ihn erst, verstand sie sein Gehen. Als wäre seine Seele in ihr Innerstes gedrungen, fühlte sie seine Schmerzen nach.

An diesem Schreibtisch mochte er oft bis tief in die Nacht gesessen und gearbeitet haben — für sie, das Herz voll Sehnsucht!

Und vielleicht sah er auch jetzt so und dachte an sie und glaubte, sie wäre nun glücklich. Vielleicht fühlte auch er sich gerade heute so unfähig einsam und verlassen und sehnte sich nach einem sorgenden, treuen Herzen, nach zärtlichen Armen, die sich um seinen Hals schmiegen. Armer Lorenz! Armer, lieber Lorenz!

Und Fifi legte in unendlichem Mitleid mit dem davongelaufenen Lorenz die Arme auf den Schreibtisch, das blonde Köpfchen darauf und weinte bitterlich.

Es war am vierten Tage nach Heinerle's Unfall. Fifi und die Baronin hatten eben im Wohnzimmer mit Frau Holbach eine lebhaftige Debatte über "Wäsche im Hause oder auswärts" geführt und waren dabei schmächtig unterlegen.

"Sie sind a Engle an Güte," hatte die Holbachin gerufen, die sich schon ganz gemütlich und heimlich fühlte. "A Englele, ja, und d' Frau Mama auch! Aber das isch a mal nix für a ordentliches Hausweib mit zwei Dienstmoten, zwei faule Trischeln, die Wäsch' aus'm Haus z'geba! A Waschkuch isch da, a Hof isch da, i bin au zu habe, — ja, zum Kuckuck, was fehlt denn no?! Und die Fräulein Jungier, die muag tüchtig mit 'ran!"

Die Baronin, die sich wieder erholt hatte und nun eifrig mit "pflöge", wartete gespannt den Augenblick ab, in dem Frau Holbach Athem schöpfen mußte. Nun fiel sie mit hocherbobener Stimme ein: "Berechre, beste Waschfrau, erlauben Sie, das sind speibürgerliche Ansichten."

"Ach was! Hausfrau isch Hausfrau, ob sie von Adel isch, oder net!"

"Erlauben Sie, Beste," — die Baronin schraubte ihr Organ noch etwas höher, — "ich spreche nicht vom Adel, sondern von speibürgerlichen, verstehen Sie, nicht von bürgerlichen, sondern von speibürgerlichen Ansichten! Die Wäsche wird rein, ob sie in unserer Waschküche gewaschen wird, oder in einer anderen!"

"Mein? Ja, rein wird sie," brummte die Holbach aus Angst, den Respekt zu verlegen, halb laut vor sich hin. "Aber fragt mi nur net, wie?! Mit Gist waschet se in der Waschanstalt, daß d' Wäsch' ausanander fällt, wie Runder. Aber wenn sich scho d' Baronin in so was mischa, da wird's scho 'was Rechts!"

Die Baronin richtete sich eben kampfbereit auf, um der "alten Schwägerin" ihre praktischen Eigenschaften und Talente klar zu machen, als Hannchen eintrat und Frau Hilbert meldete.

Frau Hilbert konnte ihr Erscheinen kaum verbergen, als sie ihre biedere Waschfrau auf einem der eleganten Gobelin-Hauteuils neben der Baronin sitzen sah. Und mit noch größerem Erscheinen bemerkte sie, daß Fifi über ihrem Hauskleid eine Schürze trug.

"Dem Heinerle geht's gut, Frau Hilbert," ergriff dessen Mutter das Wort. "Aber wie der Bub au gepflegt wird! Dem isch sawohl, — mit Respekt zu jaga: das Loch im Kopf nimmt an günstige Verlauf," sagt der Doctor.

"So, so, das freut mich!" erwiderte Frau Hilbert zerstreut.

Als hierauf Heinerle im Krankenzimmer besucht wurde, bewunderte Frau Hilbert den kunstvollen Verband und ließ sich den Zustand der Wunde erklären. Wie die Holbach aber hierbei auf ihr Lieblings-Thema kam, was wohl Herr Bendler dazu sagen würde, wenn er nun heimkäme, wandte sie sich verlegen ab.

"Haben Sie heute schon Nachricht von Ihrem Mann?" fragte Frau Hilbert halb laut, als sie mit Fifi allein am Fenster stand.

Fifi hatte längst gemerkt, daß Frau Hilbert nicht nur des Heinerle wegen gekommen war; trotzdem suchte sie bei dieser Frage zusammen.

"Mein!" Es klang so beschämt und traurig, daß Frau Hilbert's leicht gerührtes Herz in Mitleid zerschmolz.

"Er hat Sie schredlich gern," stotterte sie theilnahmsvoll und vergaß vollständig, daß sie sehr diplomatisch und zurückhaltend hatte sein wollen.

Fifi stieß als Antwort nur einen tiefen Seufzer aus, worauf Frau Hilbert fortfuhr: — "Jetzt ist er vollends ganz verzweifelt. Er hat an meinen Frit geschrieben. Sein Bruder ist im Krankenhaus gestorben! Gestern Mittag!"

"Mein Gott!"

"Da ist der Brief!"

Fifi nahm das Papier und ließ damit in ihr Schlafzimmer, in dem sie sich einriegelte. Als sie nach einer halben Stunde wieder herauskam, leuchteten ihre roth geweinten Augen in entschlossenem Feuer.

Leise rief sie nach Hannchen und befahl ihr, von Herrn Wegner ein Cours-Buch herauszuholen. Dann ließ sie sich den kleinen rothen Handkoffer mit etwas Wäsche und Toiletten-Gegenständen füllen und legte dem Mädchen Stillschweigen auf.

Hannchen war entzückt, etwas Geheimnisvolles thun zu können; sie ging mit unheimlich weit aufgerissenen Augen auf den Beben an die Schränke und entnahm diesen die Kleidungsstücke ungefähr so, als könne sie bei etwaiger Entdeckung mindestens ein lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt werden.

Ihr Entzücken aber stieg erst auf seinen Höhepunkt, als sie sich heimlich zum Ausgehen zurecht machen mußte, um den Koffer auf den Bahnhof zu tragen. Himmlich! Die Gnädige ging durch! Um 1 Uhr fuhr der Schnellzug nach München ab; es war höchste Zeit.

Sie schlichen eilig aus den Zimmern, die Stiege hinunter, zum Hause hinaus. Wagen gab es nicht, nur vor den Hotels, oder wenn man sie vorher bestellte. Hannchen rannte voraus, die Gnädige ziemlich weit hinter ihr, in einen weiten Mantel gehüllt und dicht verschleiert.

Auf dem Bahnhof überreichte Fifi ihr ein Briefchen.

"Geben Sie dies meiner Mutter, aber gleich! Adieu, Hannchen!"

Und dabei sah sie ganz aufgeregt und unruhig aus. Es war richtig, sie ging durch! Gewisses freilich war nicht herauszukriegen, obwohl Hannchen ihre Augen und Ohren weit genug aufsperrte, als sie der Baronin beim Nachhausekommen mit viel verprechendem Lächeln das Billet überreichte. Die Baronin öffnete, wie sie die Schrift ihrer Tochter erkannte, das Billet mit sehr erkaunten, fragenden Blicken. Nachdem sie aber gelesen, reichte sie das Papier nur Frau Hilbert, die immer noch da war; und als auch diese schweigend gelesen hatte, schauten sie sich mit einem merkwürdigen Lächeln in die Augen, ohne weiter etwas darüber zu sagen. Das war alles, was Hannchen bemerkte.

Von der Mariabühl-Kirche in München schlug es in feierlichen Schlägen neun Uhr, als Lorenz Bendler abends die Karlstraße heraufkam und vor dem Hause stehen blieb, in dem er seit vierzehn Tagen ein möbliertes Zimmer bewohnte.

Müde lehnte er sich an den Pfosten der offenen Thür und schaute auf das Treiben der Straße. Die Läden waren schon geschlossen; nur gegenüber brannten helle Gasflammen in einem Cigarrengeschäft, das beständig mit Herren angefüllt war, die sich im Vorübergehen ihren Bedarf an Rauch-Material mitnahmen. Auf dem Trottoir schlenderten Studenten; junge Mädchen eilten aus ihrem Geschäft nach Hause; junge Kaufleute gingen im Geschwindschritt in ihre Stammkneipe oder in ihr Heim; Dienstmädchen kamen mit den steinernen Waschkübeln, um ein "Frisches" für den Hausherrn zu holen, und Händler und Händlerinnen mit Rudi, Blumen, Bündelchen oder Apfelsinen liefen eiligst vorbei, Wirthshäusern zu, die der "College" noch nicht "abgeklappert" hatte.

Herr Bendler starrte auf diese Leute, ohne sie zu sehen. Sein Geist weilt fern ab, an dem Ort, den er eben verlassen, bei jemand, der nicht mehr leben, nicht mehr arbeiten oder genießen konnte. Seit Stunden hatte er an dem Bett gesessen, auf dem das Letzte ausgebahrt lag, das er in der Welt besaß: sein Bruder. Mit bitterem Weide hatte er in das erhaltene, wachbleiche Gesicht gesehen, auf dem ein tiefer Frieden lag, und sich an des Todten Stelle gewünscht. Endlich mußte er sich entfernen, und so war er halb unbewußt dahin gegangen, wo jetzt sein Heim sich befand.

Doch hinauszugehen in das einsame Zimmer, allein mit seinen Gedanken, das vermochte er nicht.

Schon wollte er wieder auf die Straße treten, als ihn ein Gedanke zurückhielt. Vielleicht war ein Brief gekommen, eine Nachricht von Hilbert.

"Is is a Depesch'n da, Herr Bendler!" sagte die dicke Wirthin, bei der er gemiethet hatte, mit einem Knix.

Eine Depesche! Beim Schein der Gaslaterne vor seinem Fenster las er sie, während die Wirthin die Lampe anstekte. "Weiß heute Abend zu Hause! Hilbert."

Zu Hause bleiben? Weshalb? Was bedeutete das?!

Sein Herz begann so wild zu pochen, daß er das Fenster aufreißen mußte, um Luft zu bekommen. Ein Gedanke stieg in ihm auf, den er als "wahnwitzig" unterdrückte, und der doch immer wieder kam. Aber das war ja wirklich Wahnsinn; das war ja vorbei, vorbei für immer! Müde ließ er sich am Fenster in einen Stuhl sinken und starrte auf die Straße hinaus.

Vorbei! Er hatte es selbst gewollt, war davongegangen, damit sie glücklich werden konnte. Und ihr war es recht gewesen; sie hatte ihn nicht zurückgerufen, sie freute sich der erwarteten gescheiterten Freiheit.

Vorbei! Er drückte die Hände vor sein Gesicht und sann und sann, wie schon so manchen Abend.

Nun pochte es an der Thür; er erinnerte sich der Depesche. Und schon überkam ihn wieder das ersüßende Herzklopfen. War er denn verrückt? Ja, was glaubte er denn eigentlich?

"Herein!"

Es war nur die Wirthin. Sie ginge jetzt hinunter; ob er vielleicht 'was mitgebracht haben wolle, — "a Maß Bier?"

Nein, er wollte nichts.

Nun war er wieder allein und las noch einmal die Depesche. Während er über den räthselhaften Inhalt nachgrübelte, hörte er draußen Schritte. Die Wirthin kam wohl zurück. Da! — Seine Thür wurde geöffnet und wieder geschlossen; ein feiner Duft umströmte ihn, eine Hand legte sich leicht auf seine Schulter. Als er blitzschnell den Kopf wendete, schaute er — in Fifi's bleiches, zaghafes Antlitz, in ihre ängstlich und schüchtern zu ihm ausblickenden Augen.

"Guten Abend, Lorenz!" stotterte sie und fing an mit zitternden Händen an ihrem Schleier zu nesteln.

"Fifi?! Du?!" rief Bendler mit erschütterter Stimme.

"Ja, ich! Ich hörte, daß Dein Bruder gestorben ist, und da —"

"Fifi!" stammelte Bendler.

"Ist es Dir nicht recht?"

Sie lächelte unter Thränen.

"Du — Du kommst zu mir?"

"Nun, was ist da weiter?"

"Was da ist? Fifi! Fifi!" Herr Bendler wendete sich ab, stürzte ans Fenster, drückte das Gesicht gegen die Scheiben und weinte.

Ein weicher Arm legte sich um seinen Hals.

"Lorenz, ich habe Dich ja lieb, unendlich lieb! Ich habe es nur nicht gewußt. Aber jetzt weiß ich es, jetzt, wo ich Dich verlieren soll! Ich habe Dich lieb und will Dich glücklich machen!"

Als Herr und Frau Bendler aus München zurückkamen, fanden sie, daß Heinerle nicht mehr in ihrer Wohnung war. Der Arzt hatte den Unzug gestattet, und da war die Holbachin nicht länger zu halten gewesen.

Der Heinerle mußte heim aus zwei Gründen. Erhiens, weil die Herrschaften, wenn sie müde von der Reise zurückkehrten, ihre Ruhe haben sollten; und zweitens, weil sich der Vater des Heinerle nicht länger bändigen ließ. Er wollte durchaus seinen "Bub" besuchen, klagte die Waschfrau, wobei sie stolz und glücklich lächelte. Der Alte machte sich jetzt überhaupt ausgezeichnet, erzählte sie der Baronin; er arbeite etwas, schniege Waschflammen und trinke auch nicht mehr. Aber seinen Heinerle besuchen durfte er trotzdem nicht. In ein so feines Haus gehöre "so a Kerl" nicht, meinte sie, beeilte sich aber dafür, dem zärtlichen Vater seinen Jungen zuzuführen.

Hannchen, die ohnedies ganz geknickt war, denn sie hatte überall unter dem Siegel der Verschwiegenheit von dem "Durchbrennen" der Gnädigen erzählt, verlor allen Glauben an sich selbst, als sie, — durch das Schlüsselloch, — zweimal sah, wie der Herr beide Arme um die Gnädige schlang und sie fest, fest an sich drückte.

Baronin Ginsberg begrüßte ihren Schwiegerjohn, als wüßte sie von nichts. Er war wieder da, basta! Warum er gegangen, mochten die beiden unter sich ausmachen.

Uebrigens war es ihr schon ganz unheimlich geworden, so allein im Haus. Herr Wegner war einmal heraufgekommen und hatte ihr literarisches Urtheil über ein neues Werk verlangt, gerade als ob sie schon der Chef wäre. Angst und bange ward ihr bei dem Gedanken! — So athmete sie denn recht erleichtert auf bei Lorenz' Ankunft. "Au fond" war er ja ein netter, lieber Mensch, und Fifi hatte ihn schlecht behandelt, sehr schlecht, gar nicht so, wie er es verdiente. Und wenn sie ihn verloren hätte, würde sie es sicherlich bitter bereut haben, — später, wenn sie die Menschen, das will sagen, die Männer besser kennen gelernt hätte.

Die Veilchen blühten wieder. Ihr süßer Duft stieg aus den Anlagen rings um die Stadt auf, wo sie zu Tausenden ihre blauen Köpfchen in die Höhe reckten; er drang durch die geöffneten Doppelfenster, sodas die Menschen dahinter freudig aufathmeten und befriedigt erklärten: es wird Frühling.

Ja, es wurde Frühling! Fräulein Betty sagte sich's mit seligem Herzklopfen, als sie mit Frau Hilbert's, ihrer mütterlichen Freundin, Hilfe ihre Koffer packte. Ging es doch schon in wenig Tagen fort, heim zu Wegner's alten Eltern, — zur Hochzeit.

Und auch Frau Fifi sagte sich's, indem sie langsam, vorsichtig die Treppen hinunter stieg, um sich nach ihrem Lorenz umzusehen, der schon seit zwei Stunden im Laden weilte, ohne inzwischen heraufgekommen zu sein.

Schritt für Schritt stieg sie hinunter und lächelte bei dem Gedanken, daß es Frühling wurde und Sommer und dann —! Ja, dann konnte sie auch nicht mehr viel glücklicher werden, als jetzt!

Denn wie ein neues Leben war ihr die Liebe aufgegangen. Nicht das klägliche Gemisch von Dankbarkeit, Mitleid und Herablassung, wie sie es im Anfang ihrer Ehe empfunden, nein, eine hingebende, zärtliche Liebe. Eine Liebe, die ihr die Augen öffnete über ihre Pflichten! Wohl wurde es ihr schwer, sich zu ändern, ihr ganzes Wesen umzuwandeln. Aber wie Pfeile saßen ihr Lorenz' einstige Worte über ihren Hochmuth und ihre Verschwendung im Herzen und stachelten sie an, wenn es nicht recht vorwärts gehen wollte. So machte sie zuerst langsam den Versuch, mit ihres Mannes Bekannten und Freunden Anknüpfungspunkte zu finden, ohne deshalb die ihren zu vernachlässigen. Und es gelang ihr leichter, und sie fand weit mehr Bildung und Liebenswürdigkeit, als sie gedacht. Auch eine sparsame Hausfrau wollte sie sein, und das ging ebenfalls über Erwarten gut.

So wandelte sich dann allmählich der Hochmuth der Baroness Ginsberg in den erwachenden Stolz, Frau Bendler, die Gattin des besten bravsten Mannes, die Herrin des Hauses zu sein; dieses Hauses, das ein so wohlgelesenes, behagliches Nest war, und in dem sie trotzdem lange wie eine Fremde in kühler Gleichgültigkeit gelebt hatte, in dem halb unbewußten Gefühl, daß sie ihm durch ihre Abwesenheit eine Ehre erweise, dem Haus und dem Gatten.

Aber Lorenz hatte ihr diesen Wahn gründlich genommen. Er wollte ein liebendes Weib, und als er dies nicht fand, hatte er die Baroness mit ihrem Stolz allein gelassen und war einsam und arm in die Welt gegangen.

Während Frau Fifi unter solchen Gedanken hinabstieg, stand drinnen im Laden Herr Hilbert vor seinem Freund Bendler und schlug ihm dert auf die Schultern.

"Freunde! thu mir den einzigen Gefallen und sei nicht gar so propzig! Du kriegt wirklich noch den Größenwahn als Gatte! Ich geb' Dir's ja zu, Deine Fifi ist ein Pracht-Exemplar von einer guten Frau, vornehm und einfach zugleich, alles, was Du willst! Aber wem verdankst Du's? Mir! Ich hab' ihr damals den Text gelesen! Mir verdankst Du's, daß noch alles gut abgelaufen ist! Und das Opfer, daß ich mich beinahe unglücklich in Deine Frau verliebt hab', war mir nicht zu groß. So ein Freund und Nachbar bin ich!"

E n d e.



Aus dem Leserkreise

Radbruch auch im einzelnen unterlagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Ein Wort an Erwerbssuchende. — Als ich vor längerer Zeit eine Gesellschaftin und zugleich Stütze suchte, erhielt ich auf meine Annonce etwa 300 Bewerbungsschreiben. Beim Durchlesen derselben fühlte ich mich von mancher Schilderung socialen Glanzes unter meinen Mitschwestern innig ergriffen; im allgemeinen aber fiel mir auf, daß die meisten der Stellensuchenden, — ob aus Antkenntniß oder Bequemlichkeit, sei dahingestellt, — sich gar nicht an meine Wünsche gehalten hatten, auch daß viele im „Schaffensdrang“ ihr Wollen weit über ihr Können stellten, und daß eine große Anzahl die häuslichen engen Verhältnisse einfach mit etwas anderem, „einem angenehmen, gefälligen Verkehr“ vertauschen wollte, wobei öfter wiederkehrte: „auf Gehalt wird weniger gesehen, als auf gute Behandlung“. Nur eine kleine Zahl gedachte auch der Arbeit und der Pfllichterfüllung, die an jeden herantritt, der ein Amt übernimmt, — in diesem Falle eine Stellung, für die sich jede der 300 Bewerberinnen gleich befähigt zu halten schien, trotz der aus einzelnen Briefen hervorgehenden mangelhaften, um nicht zu sagen fehlenden Geistes- und Herzensbildung. Aus all diesem ersah ich, daß nicht nur die Ueberfüllung auch dieses Arbeitsgebietes, sondern vielleicht ausschließlich eine gewisse Oberflächlichkeit bei Auswahl der gebotenen Stellungen, wie der Ansprüche, die Entlohnungen auf beiden Seiten bei späterem Zusammenleben hervorruft. Ich halte es für meine Pflicht, an dieser Stelle ein paar Worte zu sagen, die klar legen sollen, auf welche Weise sowohl Stellenbittende, wie Erwerbssuchende Zeit, Mühe, Geld und Kraft sparen können, die vier Haupt-Factoren, mit denen auch wir Frauen in unserer Zeit zu rechnen haben.

Damen, die Stellen zu besetzen wünschen, sollten: 1. Ihre Wünsche in möglichst klarer, bestimmter Form äußern. 2. Erst nach getroffener, engerer Wahl unter den eingehenden Bewerbungen eine Photographie der Schreiberrinnen erbitten. 3. Nicht Passendes, — selbst wenn nicht mit Retour-Markte versehen baldigst zurücksenden. 4. Briefe von Erwerbssuchenden nicht erst an Zeitungs-Expeditionen zc., sondern, der Zeitersparniß halber, direct an die eigene Adresse geben lassen.

Die Bewerberinnen sollten: 1. Vor allem erst gewissenhaft ihr Können prüfen, ob es mit dem Gewünschten übereinstimmt. 2. Jede Frage genau, aber nicht weitschweifig beantworten. 3. Größte Vorsicht mit Photographien und Zeugnissen, Attesten zc. üben, Original-Zeugnisse nur persönlich vorlegen, in allen anderen Fällen durch kirchliche oder polizeiliche Behörden beglaubigte Abschriften mit genauen Namens- oder Wohnorts-Angaben ihren Briefen beifügen. 4. Eine Bewerbung als erledigt, resp. unberücksichtigt erachten, sobald binnen 8 bis 10 Tagen keine Antwort erfolgt ist.

Und nun noch eine Bitte im Interesse der minder gut gestellten unter den Mitschwestern an solche, die nicht unbedingt gezwungen sind, ihr Brod unter Fremden zu verdienen: Erschwert den armen Bedürftigen nicht den Kampf ums Dasein durch Euren Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt!

Einem Mahnruf an die im Bekleidungs-Gewerbe thätige Frauenwelt zum Besuche der Kurse im Mode- und Schnittmuster-Zeichnen von Kostümen, Mänteln, Wäsche und Weißwaren erläßt der Vorstand der unter Leitung des Herrn Prof. Dr. Schwalbe stehenden gewerblichen Fortbildungs-Kurse für Frauen und Mädchen in Berlin. Der jedesmal im April und October beginnende Unterricht ist auf die Zeit von 8 bis 10 Uhr abends gelegt; die Räume befinden sich außerordentlich günstig im Mittelpunkt der Stadt, C. Riederwallstr. 12. Wie nothwendig nicht bloß das Zeichnen von Schnittmustern, sondern auch, als unerlässliche Ergänzung, das Zeichnen ganzer Kostüme, Mäntel, Wäschestücke für die Bildung des Geschmacks, für die Aneignung künstlerischer Auffassung ist, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Jede Schneiderin, jede Directrice und Zuschneiderin, ja auch die Hausdächter, die Reizung und Talent besitzt, sollte aus Erwerbsrücksichten oder aus Liebe zur Sache eine geeignete Ausbildung in jenen Fächern zu erlangen suchen. Das Honorar ist außerordentlich mäßig, da es sich nicht um eine auf Gewinn berechnete „Akademie“ handelt, sondern um ein gemeinnütziges Institut, das erheblicher Zuschüsse aus Vereinsmitteln bedarf. Prospective werden in allen Spindler'schen Annahmestellen, sowie im Vereins-Bureau: C. Seydelstr. 25, woselbst auch die Aufnahme von Schülerinnen stattfindet, unentgeltlich ausgegeben. D. Red.

Häusliche Kunst.

Verwendung leerer Liebig's-Fleisch-Extract-Töpfe. — Zu hübschen Blumen-Vasen lassen sich diese mit der Zeit in den Haushaltungen angesammelten Töpfchen umwandeln, wenn man sie mit Blumen oder Arabesken in Velfarben bemalt. Die größeren Pfund-dosen, die sich oben verengen, werden außer den gemalten Verzierungen am oberen Rande, um den Hals noch mit kreuzweise umwundener farbiger, flatter Atlasseife geschmückt. Mit einem Strauß gefüllt, bildet die dauerhafte Blumen-Vase ein willkommenes Geschenk. E. S.

Arbeitsbeutel aus Leder mit Brandmalerei. — Für diese wirklich praktischen und dabei eleganten Arbeitsbeutel schneidet man das Muster in beliebiger Größe aus Papier, legt dies auf die Rückseite des Leders und zieht die Contouren mit Bleistift nach; dann schneidet man mit scharfem Messer die beiden Beutelhälften aus. Das Auftragen der Zeichnung auf die Lederfläche geschieht am besten mittelst Pausen und Graphit-Papier, weil sich jede etwa beim Zeichnen entstandene Unsauberkeit nach dem Brennen durch Abreiben mit Semmelkrume leicht entfernen läßt; Flecken, die vom Blaupapier herühren, sind dagegen nicht zu tilgen. Nach dem Brennen wird die Zeichnung mit Aquarell-Farben leicht „angebönt“, d. h. gemalt unter Verwendung von viel Wasser und wenig Farbe. Sobald die Zeichnung trocken ist, überzieht man sie mit Aquarell-Firniss von Soehnle's freres. Dies Verfahren kann man zwei- bis dreimal wiederholen, wodurch die Malerei einen sehr schönen Glanz erhält, nur hat man darauf zu achten, daß der Lack vor dem erneuten Auftragen wirklich überall getrocknet ist.

Beide bemalten Lederhälften werden nun vom Sattler mit ein-

ander verbunden, nachdem er den Theilen an der Naht eine Lederbisse einfügte. Wer eine Nähmaschine besitzt, kann das Zusammenfügen auch selbst ausführen. Den Schluß des Beutels vermitteln entgegengesetzt laufende, etwa 1 cm breite Lederriemen, die, 6 cm vom oberen Rande entfernt, durch kleine senkrechte Einschnitte geleitet werden, und deren Enden man zu einem sogenannten Teufelsknoten verschlingt.

Die untere Weite des dargestellten Beutels aus gelblichem Schafleder beträgt 26 cm. In der Höhe von 16 cm beginnt die Schweißung nach oben, bis der Beutel am Rande die Weite von 38 cm erreicht hat. Vorlagen für Rohn-, Federtrosen und Apfelblüthen lieferten: „Vier Wandsprüche von Magdalene von Langen“ (Vorlagen für Brandmalerei). Für Netten findet man einen Anhalt im ersten Heft des ersten Jahrganges der „Liebhaber-Künste“ von N. Dibenburg (München).



Arbeitsbeutel aus Leder mit Brandmalerei.

Die Arbeitsbeutel haben im vergangenen Jahre auf der Nordischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Lübeck in der Abtheilung „Frauenleib“ viele Liebhaber gefunden. Jetzt sind sie zum Preise von 5 Mark das Stück durch die Verkaufsstelle des „Verein Bienenkorb“, W. Lützowstr. 73, zu beziehen. A. v. J.

Fürs Haus.

Eine städtige Wanderung durch die Berliner Gewerbe-Ausstellung. — Von der Halle beachtenswerther Neuheiten, welche die Gewerbe-Ausstellung speciell auf dem Gebiete der Küche und des Haushaltes dem Beschauer vorführt, können wir, des karg bemessenen Raumes wegen, unseren Leserinnen hier leider nur eine kurze Uebersicht geben.

Als besonders praktisch erscheint uns eine von Jacob Ravené Söhne ausgestellte Küche. Ihrer Email-Wandbekleidung gebührt wegen größerer Haltbarkeit und niedrigerer Preise der Vorzug vor Kachelbekleidung, der sie an Glanz, Aussehen und geschmackvoller Ausführung keineswegs nachsteht. Zwei neben der Küche liegende Räume dienen als Speisekammer, als Wasch- und Plättstube. Hier sei der neu verbesserten Germania-Waschmaschine mit Schwungrad und einer aufrechtstehenden Wäשמangel gedacht, deren Leistungsfähigkeit trotz ihres gedrängten Baues vorzüglich ist.

Die Musterküche von E. Gohy zeichnet sich durch besonders reizvolle Formen und Farbe ihrer Möbel aus. Mit den mattgrün lackirten und mit Kupferbeschlägen verzierten Schränken, Tischen und Vortrattern verschiedenster Art harmoniren das mattgrüne Geschirr, das Porzellangeräth und die reichhaltig vertretenen Kupfergefäße.

Ein besonders gediegenes Aussehen verleihen der P. Rad-dak'schen Küche die eichenlackirten und eisenschlagenen, in altdenischem Stil gehaltenen Möbel. Auch hier erscheint sämtliches Geschirr und Email in dem jetzt bevorzugten Mattgrün, ebenso die schweren, großen Vorträtter, die prächtige Kupfer- und Nidelgefäße tragen. Eine kupferne Waschvorrichtung in Form eines wasserspeienden Delfins, mit Becken darunter, giebt dem Ganzen ein vornehmes Gepräge.

Weitestgehenden Anforderungen entspricht die Firma Lademann u. Söhne durch reichhaltige Auswahl sämtlicher Küchenartikel, von denen die verschiedenartigsten elektrischen Koch-Apparate besonders interessant sind und, in hohem Maße Nidel oder Kupfer ausgeführt, den Glanzpunkt jeder Musterküche bilden dürften.

Durch unübertreffliche Solidität und praktische Construction zeichnen sich wiederum die marmornen, mit Nidel beschlagenen Kochmaschinen von Markus Adler aus, deren eine Feuerung die Herdplatte und den Bratofen gleichzeitig erhit.

Unter den neuen Kochapparaten für Gas- und Herdfeuer, die besondere Ersparniß an Zeit, Mühe und Brennmaterial anstreben, sei



Casserole für den Gasherd.

zunächst erwähnt der Richard Söhne'sche Reform-Gas-, Brat- und Back-Apparat aus emailirtem Gusseisen in

dem man ohne jede Drehung einen Spießbraten tabellos herstellen, sowie baden und rösten kann. Der innen weiß emailirte Apparat, in Form eines kleinen viereckigen Schrankes mit Thürverschluss, nimmt das Fleischstück frei an einem Gaten hängend in seiner Mitte auf. Rings von zahlreichen Gasflämmchen umgeben, einer gleichmäßigen Hitze ausgefetzt und durch eine kleine Oeffnung oben im Apparat mit Sauce oder Fett übergoßen, erfährt das Fleisch die Behandlung eines regelrechten Spießbratens. Ein kleines, an der unteren Seite angebrachtes Abzugsrohr führt die ablaufende Sauce einem darunter gestellten Behälter zu. Zum Rösten und Backen dienen ein emailirter Kof, der leicht in den Apparat einzufchieben ist, und eine ebensolche Platte.

Der Kochtopf „Rann Alled“ von der Deutschen Glühstoff-Gesellschaft, für jede Feuerung brauchbar, bewährt sich mit seinem festen Deckelverschluss besonders zur Herstellung kraft- und saftvoller Fleischstücke bei schnellem und sparsamen Kochen, eignet sich aber auch zum Braten, Schmoren, Dämpfen, Dünsten und Rösten verschiedenster Speisen, die hierbei keiner besonderen Aufsicht bedürfen; denn vermöge seiner mit einer Isolir-Schicht versehenen Doppelwandung ist jedes Anbrennen und Ueberkochen ausgeschlossen.

Ein mit Glühstoff heizbarer Essenträger von Otto Heumann erhält die Speisen in drei und vier übereinander stehenden Behältern während des längeren oder kürzeren Transportes warm. Ebenso nützlich ist der runde Seifenwärmer von derselben Firma, dessen geruchlose Glühstoff-Heizung ihn auch zum Verwenden im Zimmer geeignet erscheinen läßt.

Zu bewährten Wirthschaftsgeräthen gehört ferner die zusammenlegbare Stehleiter von J. Filip, an deren leicht konstruirtem Eisengestell die beweglichen Holzstufen sich nach anlegen, sobald sie außer Benutzung ist, und die dann nur den denkbar kleinsten Raum für sich beansprucht.

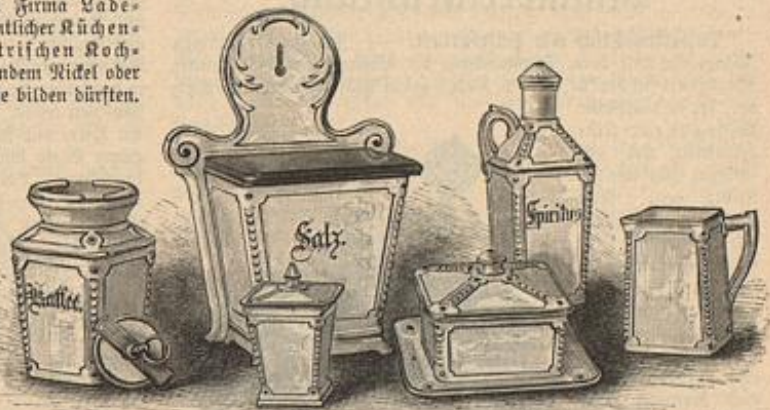
Schließlich sei noch einer neuen Wäscheleine gedacht, die Thormann in der Ausstellung aus 18fachen Hausschnüren klüppeln läßt; dieselbe erweist sich als äußerst haltbar und frei von der Anlugend anderer fest gedrehter Wäscheleinen, die sich beim Aufwickeln stets kräufeln. A. S.

Topfreiniger aus polirtem Stahl. — Ein federnder zweitheiliger Metallgriff ist oben durch ein biegsames, elastisches, 2 cm breites scharfes Metallband verbunden, das sich beim Schließen des Griffes zu einem Halbkreis biegt und das rationelle Auskragen etwa vorhandener Speisereste im Topfe erleichtert. A. S.

Porzellan-Garnitur für die Küche. — Der Wetteifer, welchen die Industrie in der eleganten Ausstattung unserer modernen Küchen betundet, beweist sich oft in decorativer Ueberladung auf Kosten des guten Geschmacks; um so angenehmer berührt es, wenn sich einmal etwas Einfaches findet, gepaart mit reizvoller Form. Wirklich geschmackvoll ist eine Porzellan-Garnitur, die ich in der Küchen-Einrichtung von Radbak auf der Gewerbe-Ausstellung fand. Die reizenden, in matten Blaugrün gehaltenen, mit Perlensorten unter schmalen Goldrande umfärbten, ausschließlich in ediger Form ausgeführten Gefäße, Töpfe, Tannen, Wäshen, Flaschen, Dosen, 15 Stück an der Zahl, sowie ein dazu passendes Porzellanbrett mit hellpolirter Holzumrandung für Scheuerbürsten, werden gewiß für manche angehende junge Hausfrau ein begehrenswerthes Hochzeitsgeschenk bilden. A. S.

Casserole für den Gasherd. — Unter den neuen, besonders praktischen Kochgeräthen auf der Gewerbe-Ausstellung beansprucht mit vollem Recht das Interesse aller Hausfrauen eine tiegelartige Casserole aus Eisenblech, außen braun, innen weiß emailirt, zum Schmoren von Fleisch auf Gas. In dem tief ausgerundeten Boden der Casserole wird das Fleisch von der verhältnißmäßig geringen Menge Sauce vollständig umgeben. Durch gleichmäßig vertheilte Hitze, welche ihm ringsum durch die Oeffnungen eines unten am Tiegel befestigten Randes bis oben heran zugeführt wird, brät das Fleisch sehr schnell weich, ohne anbrennen zu können und behält unter dem festschließenden Deckel seine volle Kraft. A. S.

Praktische Hausfrau auf dem Lande. — Das Rothfärben einer weißen Atlasstulle verlangt Fachkenntniß, so daß wir Ihnen von einem Versuche abrathen. Schreiben Sie die Taille zu W. Spindler, C. Wallstraße. — Zum Aufbewahren von Brod empfehlen wir Ihnen die unter Patent-Schutz stehenden Brodkapseln aus Blech mit weiß glazirtem Porzellan-



Porzellan-Garnitur für die Küche.

Einsatz, die in runder und ovaler Form von dem Fabrikanten Max Knobloch, Döbeln i/S., sowie durch jedes größere Magazin für Haus- und Küchengeräth zu beziehen sind. D. Red.

Frau E. J. in V. — Allzu häufiges Abreiben der Marmorplatten, besonders wenn dazu minderwerthige, nicht neutrale Seifen genommen werden, schadet der Politur außerordentlich. Flecke aus Marmor entfernt man mit einem biden Brei aus gebranntem Kalk und guter Seifenlösung, der auf den Marmor gestrichen und nach 24—30 Stunden mit lauem Wasser wieder abgewaschen wird. Um Marmor zu poliren, bereitet man eine Mischung von 10 Theilen weißem Wachs, 2 Theilen japanischem Planirwasser (Jap. Gold) und 88 Theilen Terpenlin-Spiritus; dieser

Drei mittelst eines Flanell-Lappchens auf der Platte kräftig verrieben, ergibt eine Politur von hohem Glanz. A. S.

Küche.

Tomaten aufzubewahren. — Um Tomaten für einige Zeit frisch zu erhalten, kocht man die ganzen Früchte vorsichtig in Salzwasser an, nimmt sie heraus und übergießt sie von neuem mit dem vollständig abgekühlten Salzwasser, das die Früchte reichlich bedecken muß. Etwas übergestreutes Salicyl-Säure-Pulver verhindert das Rahmwerden der Flüssigkeit. Für längere Zeit bewahrt sich dieses Verfahren jedoch nicht, da es dann leicht den angenehmen Geschmack der Tomaten beeinträchtigt. A. S.

Ganze Tomaten in Blechbüchsen. — Die Tomaten werden gewaschen, die Stiele ausgeschitten, und aus der hierdurch entstandenen Oeffnung wird ein wenig Saft ausgedrückt, um das Aufspringen der Frucht zu verhüten. Hierauf legt man 6 bis 8 Tomaten in eine Blechbüchse, läßt diese verlöthen und kocht sie, mit einem Stein beschwert, 20 Minuten im bain marie. A. S.

Weintrauben-Creme. — 1 l Saft von reifen Weintrauben kocht man mit 150 g Zucker klar. Nach dem Erkalten quirlt man 6 Eigelbe mit einem Weinglas voll Malaga, rührt den Traubensaft hinzu und bringt alles unter beständigem Rühren bis vor das Kochen. Die Creme wird in einer Porzellan- oder Glaschüssel erkaltet zur Tafel gegeben. J. K.

Gefüllte Vordorfer Äpfel. — Man schält die Äpfel, schneidet oben einen Deckel ab, höhlt sie aus und füllt sie mit folgender Masse: 125 g geschälte, fein gestoßene Mandeln, 80 g Zucker, 2 ganze Eier, etwas fein geschnittenes Citronat und Zitronenschale, alles gut verrührt. Sind die Äpfel gefüllt, so setzt man sie in eine flache Schüssel, gießt etwa 1/2 l weißen Wein, mit Zucker gesüßt, darüber, sodas die Äpfel halb im Wein stehen und bädt sie im Badofen hellbraun. Nach dem Braten gießt man den Saft ab, vermischt ihn mit einigen Löffeln Himbeer- oder Kirchsafte, kocht ihn auf und gießt ihn wieder über die Äpfel, die man sowohl kalt, wie warm servirt. Vogelnester als Beilage hierzu, oder allein. Ph. Fr.

Vogelnester. — Auf jedes Ei rechnet man 1 Eßlöffel voll biden lauren Rahm, etwas Zucker und Zitronenschale, und knetet so viel Mehl hinein, das es einen Teig etwas dünner wie Rubel- teig giebt. Diesen wälzt man, schneidet mit dem Rädchen tafelfopfgroße Kuchen aus und bädt diese in Schmelzbutter. Ph. Fr.

Fleischsalat mit Mayonnaise (ohne großen Eierverbrauch). — Bratenreste, Suppenfleisch, Geflügel, Fisch zc. schneide man in kleine Würfel und gebe, nebst Salz, Pfeffer und einer geriebenen Zwiebel, folgende Sauce dazu: Zu einem Pfund Fleisch rühre man ein Weinglas gutes Del mit drei gehäuften Eßlöffeln voll Mehl mit etwas leichter Fleischbrühe oder Fischwasser an, lasse dies fünf Minuten unter stetem Rühren kochen und quirle nach dem Erkalten einige hartgekochte, geriebene Eigelbe (die auch fehlen können), Eßig und Salz nach Geschmack damit durch. Nun gebe man es durch ein Haarsieb über die Fleischwürfel, unter die man vorher das kleingeschnittene Eiweiß gemengt hat. W.

Abonnettin J. A. in Galizien. — Von den vielen Rezepten, nach denen in Deutschland Klöße bereitet werden, greifen wir zwei der besten heraus: Die zu gekochtem Dbst sehr beliebten Semmelklöße und die, um mit Leberecht Hühnchen zu sprechen, „einzig echten Thüringer Kartoffelklöße, deren Genuß wahrhaft lyrische Empfindungen verurrsacht!“

Semmelklöße. — 75 g Butter werden zu Schaum gerührt, 1 ganzes Ei und 3 Eigelbe, 150 g in Milch geweichtes und gut ausgedrücktes Weißbrod, 2 gehäuften Löffel Weizenmehl, etwas Salz und 25 g in Butter geröstete Semmelwürfel darunter gemischt. Von diesem Teig sticht man mit einem Löffel Klöße ab und läßt sie in heißem Salzwasser so lange kochen, bis sie auf der Oberfläche schwimmen.

Thüringer Kartoffelklöße. — Geschälte, rohe Kartoffeln werden auf dem Reibeisen gerieben und 24 Stunden bei öfterem Wechsel des kalten Wassers gewässert. Am nächsten Tage wird das Wasser von den Kartoffeln abgeseigt, diese in einem leinenen Säckchen trocken ausgepreßt und in einer Schüssel gut untermischt mit einigen in heißer Milch verquirlten Eiern, etwas Salz und würfelig geschnittener, in Speck gerösteter Semmel. Die aus diesem Teig rund geformten Klöße müssen, bis sie gar sind, fast 1/2 Stunde in siedendem Salzwasser kochen und dann sofort zu Tisch gegeben werden. Man ist diese Klöße zu Gänse- und Schweinebraten, nie aber zu gekochtem Dbst. A. S.

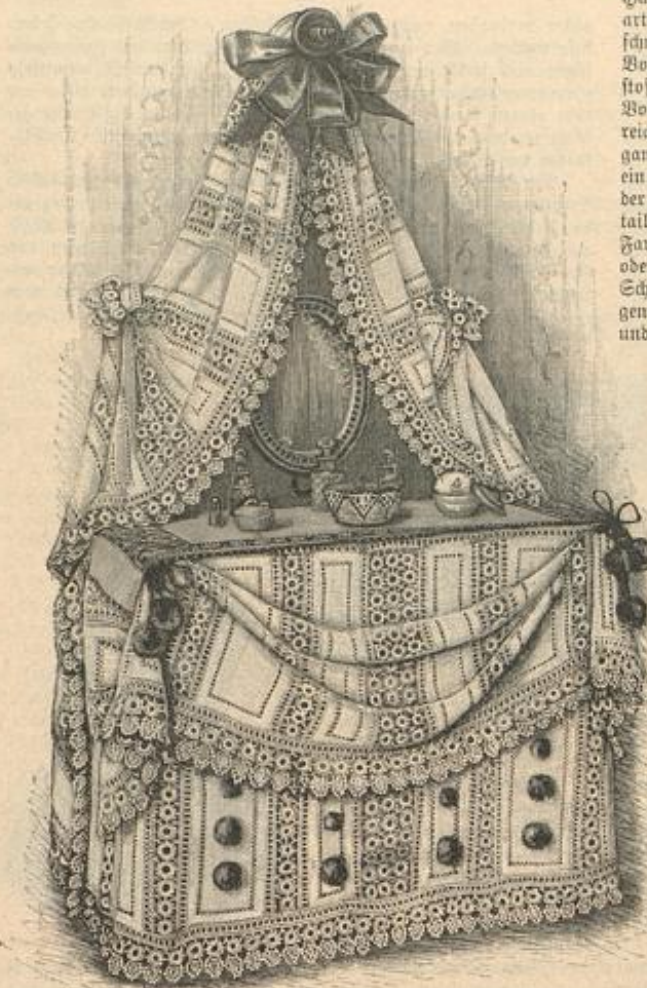
Binnereinrichtung.

Toiletten-Tisch mit Häkelarbeit. — Im Herbst vorigen Jahres fiel mir beim Durchblättern der älteren Jahrgänge meiner Modenwelt (in der Nr. vom 1. Nov. 94) ein hübscher Toiletten-Tisch auf, der in praktischer Weise aus einer Kiste hergestellt und mit farbiger Cretonne bekleidet war. Nun hatte ich hauptsächlich Anregung zu einer passenden größeren Handarbeit für die kommenden Winterabende gesucht, und da beschloß ich denn, eine vorhandene, etwas längliche Kiste als Gestell zu einem Toiletten-Tisch zu verwenden, die Bekleidung aber aus creme Congree-Streifen mit gehäkelten Zwischenfäden und Epigrammumrandung in beliebigem Muster über Vorbezug-farbenem Satin herzustellen. Das fertige Werk zeige ich hiermit den lieben Lesefrinnen und hoffe, die Arbeit einer alten Frau wird einiges Gefallen finden; mir macht sie viel Freude, denn ich will offen gestehen, solch bequemes und hübsches Möbel gab's zu der Zeit, als ich mich verheiratete, noch gar nicht, und dies ist daher das erste, was ich



Rissen zur Aufnahme von Haar- und Hutnadeln.

besitze. Ist es auch nicht so zierlich, wie das in der Modenwelt, so ist's doch noch mit besonderen Chicanen ausgestattet, die ich hier verrathen will: Die aus 3 Schenkeln bestehende, mit rothen



Toiletten-Tisch mit Häkelarbeit.

Schleifen und Pompons verzierte Tischbekleidung ist nämlich so angebracht, daß sie rechts und links ein wenig zurückgeschoben werden kann, wodurch an dem Holzgestell ein Thürchen sichtbar wird, die das mit einem Bretchen für Schuhe und Stiefel versehene Innere der jetzt weiß und glatt gehobelten, früheren „Kiste“ erschließt. — Eine Decke aus creme Leinen-Canevas mit rother Kreuzstich-Verzierung verhält die Tischplatte. Die Ausstattung mit Gläsern und Flaschen, Kissen und Rührbüchsen haben meine beiden Nichten übernommen. Manche der mir dafür geschenkten Gegenstände sind so allerliebste gearbeitet, daß ich wenigstens eins davon hier gleich beschreiben möchte.

Rissen zur Aufnahme von Haar- und Hutnadeln. — Dies ist in Wirklichkeit ein 8 zu 10 cm großes, quadratisches, leeres Bastkörbchen ohne Henkel, dessen Oeffnung ein doppeltes Netzwerk aus immer rechts und sehr lose über Holzknäbeln ausgeführter Strickarbeit aus Mohair-Wolle deckt. Die losen Maschen ermöglichen ein leichtes Durchstecken mit Schildpattnadeln und Kämmen. Eine schmale doppelte Röhre aus zwei Farben indischer Joulards hält das Netz gespannt; kleine Seiden-Pompons an den Ecken bilden den Auszug. Frau v. S.

Allgemeines.

Doppelgänger-Photographien sind in heiteren Kreisen sehr in Aufnahme gekommen; sie zeigen ein und dieselbe Person in zwei Darstellungen auf einem Bilde. Während man aber für gewöhnlich mit der Idee des Doppelgängers etwas Beunruhigendes und Aufregendes verbindet, wirken diese Photographien nur originell und komisch, wie die Zwillingbrüder in der Komödie der Jrungen. Besonders drastisch nimmt es sich aus, wenn die dargestellte Person in demselben Anzug, in gleicher Stellung und Auffassung, das eine Mal von rechts, das andere Mal von links aufgenommen ist, z. B. ein Herr, mit sich selbst Schach spielend, seinem zweiten Ich mit einem Glase Bier oder Wein zutrinkend, eine Dame, ihr Ebenbild begrüßend. Bei ganz anderem Kostüm und anderer Stellung geht meist der komische Effect etwas verloren; doch sind auch diese Bilder beliebt, wie z. B. ein eleganter Herr bei Tisch, von seinem bescheidenen gekleideten Doppelgänger bedient wird. Ebenso werden zu Scherz und Ueberraschung Gruppenbilder in dieser Weise arrangirt; so sieht man eine Dame, ihr zu beiden Seiten den gleichen Herrn en face oder einen Herrn, der dieselbe Dame an jedem Arme führt. Humor und übermüthige Laune wissen diesen Doppelgänger-Photographien immer neue Seiten abzugewinnen. Hergestellt werden die Bildchen in verschiedener Größe bei G. Tieb, W. Leipzigerstr. 119/120. D. A.

P. A. in J. — Wir schließen aus Ihrer Frage, daß es sich um eine „elegante Ausstattung“ nach den bisher gültigen Principien handelt, die allerdings von der Hygiene neuerdings stark angefochten werden. Da wir hygienische Wäsche bereits des öfteren, u. a. im Leseerkreis vom 1. März d. J., besprochen, möchten wir Ihnen heute nur rathen, mit den alten Traditionen wenigstens insoweit zu brechen, daß Sie Ihren Stolz nicht in möglichst großer Duzendzahl der Leibwäsche suchen. Legen Sie lieber einen Theil der hierfür ausgelegten Summe zurück und ermöglichen Sie dadurch die Freude, von Zeit zu Zeit einige neue Stücke anzuschaffen, wenn besonders hübsche Form und Ausstattung dazu verlocken. Für Leibwäsche sind ein Duzend gewöhnliche und 1 Duzend feinere Hemden demnach vollständig ausreichend, die einfachen mit Hand-Languetten verziert, die anderen mit Bolants und Spigen, Säumchen und Durchzug, Pässe in Handstickerei oder Klöppel-

spigen mit angelegtem Kumpf oder, wie neuerdings vielfach üblich, die Stickerei direct in den Stoff gearbeitet. 2 Duzend Beinkleider, die man gern den Hemden gleich ausstattet, sind nöthig, sowie 1 1/2 Duzend Nachthemden, 6 einfache, 6 elegante, um den Halsauschnitt mit Umgelegtogen oder mit Bolants, die auch jabotartig über den Vordertheil fallen, dazu zierlicher Schleifenschnur. 3 wollene Körper-Anstandöröcke mit hand-languettierten Bolants aus demselben Stoff, 3 Röcke aus Tricot- oder Kreppstoff mit Spigen-Garnitur, 3 Piqué-Parquet-Unteröcke mit Bolants und französischer Stickerei, 6 Schirting-Unteröcke mit reicher Garnitur aus handgestickten Bolants oder Einfäden, 2 elegante Batistöcke mit Valenciennes-Einfäden und Bolants, sowie ein bis zwei helle und ein dunkelbeidener Unterrock werden heute von der eleganten Frau als unentbehrlich erachtet. 1/2 Duzend Unter-tailen und 1/2 Duzend gewebte Corset-Schoner, die man in der Farbe gern zum Corset passend wählt, 3 Feinstr.-Mäntel in Batist oder feinem Schirting mit Stickerei oder Spigen und reichem Schleifenschnur dürfen auch kaum fehlen. An Taschentüchern genügen 2 Duzend feine leinene, 1 Duzend feine Batisttücher und 1 Duzend Phantasie-Tücher mit buntem Rand, oder seidene, nach Belieben. Das Braut-Taschentuch, wenn nicht von der Hand einer Freundin gearbeitet, erhält Points und in den echten Batist das Monogramm eingestickt. Schwarze Strümpfe werden noch gern getragen, doch würde man zu einem gelben oder braunen Stiefel fast immer den Strumpf in derselben Farbe wählen. Im übrigen sind schottische und geringelte Muster jetzt beliebt. Einige Paar buntseidene Strümpfe und weißseidene für die Braut-Toilette sind immer einer Ausstattung hinzuzufügen.

Hinsichtlich der Kleider sind viele Mütter der Ansicht, bei dem heutigen Wechsel der Mode nicht alle anfertigen zu lassen, sondern der Tochter auch Stoffe mitzugeben. Ein Brautkleid haben wir zuletzt in der Nummer vom 1/5 96 besprochen; das Ständesamt-Kleid ist in dunkler, das Visiten-Kostüm in hellerer Seide, nach Reigung mit passendem Hütdien und Schirm, der Reise-Anzug in heller Wolle, ev. mit seidener Wulst zu wählen; die Haus- und Bronnenaden-Toiletten lassen dem persönlichen Geschmack vollen Spielraum.

Zur vollständigen Ausstattung gehören ferner dunkle und helle Morgenröcke, Matinées zc. in Flanell, feiner Wolle und weichem Batist mit Spigen, Morgenhäubchen, sowie verschiedene Pantöffelchen und elegante ausgekürzte Schuhe in schwarzem, rothen, oder braunem Leder, die heute unentbehrlich sind. Parfüms, feine Seifen und verschiedene Toiletten-Gegenstände dürfen auf dem Toiletten-Tisch nicht fehlen.

Für Bettwäsche sind baumwollene Gewebe ebenso gebräuchlich wie Leinen, nur von damassirten Stoffen ist man etwas zurückgekommen. Die Laten wählt man meistens einige Nummern stärker als den Bezug. Kopfkissen werden stets mit Stickerei oder geklöppelten Ecken, Parade-Rissen und Plumeaux mit großem Monogramm in der Mitte verziert. Die Anzahl der Bettwäsche richtet sich natürlich ganz danach, ob man in Federbetten oder unter wollenen Decken, oder im Winter unter beiden schläft; in ersterem Falle rechnet man 2 Duzend Ueberzüge, die gleiche Anzahl Laten und 4 Duzend Kopfkissen, im anderen Falle 2 Duzend Ueberschlag-Laten oder Couverts, Laten oder Plumeaux-Bezüge und die doppelte Anzahl Rissenbezüge, — man kann aber auch beide Arten vereinigen und dann jede Abtheilung auf die Hälfte reduciren. Hand-Languetten oder gestickte Ein- und Ansätze sind zur Ausstattung der Ueberschlag-Laten am geeignetsten. 6 Duzend feine und stärkere Handtücher in Jacquard- und Damast-Gewebe, 1 Duzend Frottir-Tücher und mehrere Babelaten, sowie 2 Duzend Handtücher und reichlich Bettwäsche für das Logis-Zimmer werden nothwendig sein. — Klüden- und Leutewäsche kann man nicht genug beschaffen, dazu verschiedene Duzende von Fenster-tüchern, Staublappen und Wischtüchern, alles mit eingewebter Bezeichnung. Bettdecken aus seidener oder reinwollenem Atlas sind in der Farbe passend zur Ausstattung des Schlafzimmers zu wählen.

Die Tischwäsche ist der besondere Stolz der Hausfrau. Vom feinsten Damast sind die Gebede für die Gesellschaftstafel; man nimmt Tischtücher für 12, 18 und 24 Personen, zuweilen noch größere und stets die passende Anzahl von Servietten dazu. Einige jenen Gebede zu nur 12 und 8 Personen vor, alle von gleichem Muster, da dies bei der Wäsche vortheilhaft ist und auch ermöglicht, eine lange Tafel mit gleichen Tischzeug zu decken. Nehmen Sie 4, auch 6 gleiche Damast-Gebede, dann noch 1 oder 2 verschiedene Damast-Gebede; für den täglichen Gebrauch 3 einfache Gebede in Jacquard-Gewebe zu 6 oder 8 Personen und 6 Gebede in Hausmacher-Leinen zu 6 Personen, das so sehr beliebt und dauerhaft ist. — Theegebede werden in feinstem Damast mit Holzlaum gewählt; wenn Sie freilich seidene Gebede mögen und bezahlen wollen, so sind diese augenblicklich am elegantesten. Erwähnt sei noch, daß alle Wäsche gezeichnet sein muß, selbst wenn sie in den ersten Jahren nicht in Gebrauch genommen wird. M. B.

J. A., Elberfeld und Frau J. C., Baden-Baden. — Natürlich ist der Name des National-Ökonomen Lorenz v. Stein, und nur der stets Anzug stützende Druckfehler konnte ihn „v. Prim“ taufen (siehe Leseerkreis vom 1. Juni 96). Das Werk Stein's: „Die Frau auf dem Gebiete der National-Ökonomie“ wurde in die meisten europäischen Sprachen übersezt. D. Red.

F. D. in München (36). — Firmen, die gebrauchte, nicht werthvolle Briefmarken kaufen, sind nicht bekannt, doch bittet eine langjährige Abonnettin herzlich um Zusendung derselben für wohltätige Zwecke. Die Marken müssen so ausgeschnitten werden, daß ein kleiner Papierrand ringsum stehen bleibt. Porto wird auf Wunsch zurückerstattet. M. Thomßen, Lübeck (Kaiserhof).

W. in W. (48). — Die Qualität der Münzsammlung kommt bei ihrer Verwerthung hauptsächlich in Frage. Handelt es sich um eine wirklich gute Sammlung, so werden unsere größeren Münzhändler darauf reflectiren, oder unsere Auctionatoren, gegen Provision die Versteigerung übernehmen. Zu weiterer Auskunft ist gern bereit: Friedr. Lewes, Herausgeber des Numismatisch-sphragistischen Anzeigers in Hannover.

Gertrud (52). — Die Firma Albert Krause, S. Brandenburgerstr. 62, verarbeitet Bleibrocken, Staniol, Weinstapeln zc. zu Krügen, Tellern zc. D. Red.

Bezugsquellen: Tapireiniger: G. Cohn, SW, Leipzigerstr. 88; Porzellan-Garnitur: F. Raddatz & Co., W. Leipzigerstr. 11; Cassiole (7 Größen, Preis 3,50—7,50 M.): Richard Göbde, W. Leipzigerstr. 11. Commissionen nach Abbildungen „aus dem Leseerkreis“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Ranistr. 111.



Nachdruck verboten.

Quitten-Gelée.

Humoreske von B. Kühn in Charlottenburg.

In meinem vierzehnten Lebensjahre kam ich vom Lande, wo ich aufgewachsen war und recht wenig gelernt hatte, in die Stadt.

Hier ging eine vollständige Wandlung mit mir vor. Während ich früher allerlei Sport für die einzige eines Mannes würdige Beschäftigung hielt und der Anblick eines Buches in mir stets die unbehaglichsten Empfindungen hervorrief, fand ich jetzt den höchsten Genuß im Lesen allerlei guter und schlechter Bücher. Eine neue, überraschend schöne Welt stieg mir in ihnen auf. Junge Mädchen in meinem Alter hatten bis dahin selten meinen Weg gekreuzt; ich vernahm sie auch nicht. Beim Spiel wurden sie schon nach kurzer Zeit müde, und wozu sollte man sich sonst noch mit ihnen beschäftigen? Mit anderen Augen sah ich sie jetzt an. Sie erschienen mir als ein unbeschreiblich holdes Etwas, das die Gabe hatte, unendliche Seligkeit in das Herz eines männlichen Sterblichen zu gießen.

Natürlich hatte ich mir in meinen Träumen bald ein Ideal zusammengesetzt; die Hauptbestandtheile desselben waren goldblonde Locken, himmelblaue Augen und ein rosarotes Köpfchen. Und das Gesicht wollte mir wohl, — der Traum wurde zur Wirklichkeit!

Ich sah im Garten, vertieft in Schiller's „Entzückung an Laura“, und dachte gerade darüber nach, wie wohl die „trunkenen Trichter hinter Laura gesprungen“ seien, als ein kleiner harter Gegenstand in meine Haare geworfen wurde.

Ich schaute auf, — niemand war zu sehen.

Ich lese weiter, — bums, fliegt mir ein Kirchkern an die Nase, fällt auf das Buch und zieht eine lange Straße über das Gedicht! Erdrückt fahre ich in die Höhe, — ein helles Lachen! — Nicht weit von mir, an einer Fliederhecke, die vorher zum Versteck gedient hatte, steht die Tochter meiner Pensions-Eltern, die „bleiche Lillie mit dem Rabenhaar“, wie sie von den übrigen Zöglingen der Pension, ihren Anbetern, genannt wurde, und neben ihr ein blondes Mädchen, ganz so, wie es mir oft vorgezeichnet hatte: ein entzückendes Gemisch von Goldblond, Rosa und Himmelblau.

Die beiden Mädchen nickten kirsch. Die Blonde schnellte soeben wieder einen Kern auf mich ab.

Dann machte mir die „bleiche Lillie“ noch mit großer Fertigkeit eine lange Nase, — wieder das helle Lachen, — und beide entschwebten, wie ein paar bunte Falter.

Nichts war von ihnen zurückgeblieben, als der Kirchkern, den ich vom Buch genommen hatte und frampfhaft in meiner Hand hielt.

Die „bleiche Lillie“ hieß Käthchen, der „blonde Engel“ Marie Kunze; sie standen in meinem glücklichen Alter und hielten als Klassen-Genosinnen und Nachbarskinder treue Freundschaft. Zärtlich umfaßt, oder mindestens Arm in Arm, durchstreiften sie oft den Garten, welcher der Schauplatz unseres Zusammenstreffens gewesen war.

Ich heftete mich an ihre Sohlen. Anfangs machte es ihnen Spaß, und sie benutzten meine Botmäßigkeit zu allen erdenklichen Diensten; bald jedoch wurden sie meiner überdrüssig und behandelten mich schlecht. Das einzige Band, das sie noch an mich fesselte, bildete der Umstand, daß es ihnen eine liebe Gewohnheit geworden war, durch mich ihre Rechenaufgaben lösen zu lassen. Hierbei allein hatte ich manchmal das Glück, daß Marie einige Worte an mich richtete. Sonst hüllte sie sich mir gegenüber meist in tiefes Schweigen. Ich hielt dies zwar für sehr vornehm und ganz der Ausnahmestellung eines blonden Engels auf der Erde angemessen, aber ich sehnte mich doch sehr, ihr näher zu treten. Der Zufall kam mir zu Hülfe.

Ein heiterer Herbsttag nahte ich seinem Ende, als ich in der entlegenen Laube an der Seite meiner Herzensstamme saß, die zur üblichen Stunde ihre Rechenaufgabe gebracht hatte.

Zum ersten Mal mit ihr allein, — die „bleiche Lillie“ konnte heute und morgen nicht in den Garten kommen; sie hatte Stubenarrest, weil sie einen frischgeborenen Pflaumenfuchsen aus Jährlässigkeit hatte fallen lassen. Aber sie trug ihr Schicksal mit Würde und vergaß sogar nicht, Marie durch mich grüßen zu lassen.

Nachdem ich meinen Auftrag ausgerichtet hatte, warf mein blonder Engel einen langen, nachdenklichen Blick auf mich und fragte: „Offen Sie gern Pflaumenfuchsen?“

Einen Augenblick stand das Herz mir still; war es doch das erste Mal, daß sie über etwas anderes als die Rechenaufgabe mit mir sprach, — jetzt durfte ich vielleicht in ihrem Inneren lesen.

„Ja!“ rief ich mühsam hervor.

„Die Pflaumen müssen aber geschält sein; die Schalen liebe ich nicht!“ sagte sie mit Wichtigkeit und legte ihre kleine Hand auf meinen Arm. Ein Wonneshauer ging durch meine Glieder.

„Und knu—knu—knusperig muß der Kuchen sein!“ brachte ich stotternd heraus, um nur etwas zu sagen.

„Freilich, so liebe ich ihn auch!“ stimmte sie eifrig bei. Blöthlich sah sie mich verschämt von der Seite an.

„Wissen Sie, was noch besser schmeckt?“

Ich gerrnarte mir das Gehirn, was meinem Engel wohl besser schmecken könnte, fand aber nichts.

„Quitten-Gelée!“ rief sie triumphirend.

„Ja, Quitten-Gelée!“ bekräftigte ich.

Sie nickte befriedigt, faltete die Hände und schaute mit einem so glückseligen Ausdruck in die Ferne, als ob sich vor ihr ein Meer von Quitten-Gelée ausbreitete. Ich zitterte und wagte kaum, noch zu atmen, um sie nicht zu stören. Ihr Bruder Eugen, mit dem ich nur ihrtwegen verkehrte, mußte ihr verrathen haben, daß ich von Hause Quitten-Gelée erhalten hatte. Diese zarte Anspielung konnte ich nicht mißverstehen.

„Goldgelb muß es sein und Fäden ziehen!“ septe sie nach

langer Pause hinzu, — flüsternd, als wollte sie mir ein tiefes Geheimniß anvertrauen.

Wie ein Traum überkam es mich, — mir war es, als lege sich eine unendliche Zahl langer, goldgelber Quitten-Gelée-Fäden, ein ganzes Netz um meinen Engel und mich und bände uns auf ewig zusammen.

Schon fing es an dunkel zu werden, da sprang sie mit einem tiefen Seufzer auf: „Ach, ich muß nach Hause; es ist spät!“

„Darf ich Sie morgen um dieselbe Zeit hierher — zu Quitten-Gelée einladen?“

„Aber —“ lang es verlegen; jedoch sah sie mich sehr, sehr freundlich an.

„Bitte, bitte, kommen Sie!“ Durch die Einsamkeit ermutigt wagte ich, ihr zum Abschied die Hand zu bieten.

Lächelnd wiegte sie das blonde Köpfchen, — endlich fühlte ich etwas in meiner Hand, als ob ein Rosenblatt darinnen ruhte. Wenn ein Rosenblatt überhaupt drücken kann, so hatte sie mir die Hand gedrückt.

Blisschnell war sie entflattert; in der Ferne glaubte ich ihr silberhelles Lachen zu hören.

Die folgende Nacht konnte ich nicht schlafen. Was war zu thun? Nur morgen noch hatte ich den „blonden Engel“ für mich allein, — übermorgen kam die „bleiche Lillie“ wieder, die mir überhaupt nicht gewogen war, da ich nicht zu ihren Anbetern zählte. Lange wälzte ich mich unruhig auf meinem Lager, bis ich zu einem Entschluß kam.

Ich stand auf und machte unter tausend Seufzern und ebenso vielen Schweißtropfen mein erstes Liebesgedicht, das also begann:

Wer kennt nicht das Mädchen,
Das reizend und schön,
Sie heißt nicht Käthchen,
Doch ihr Bruder Eugen.
Und ich liebe sie,
Die göttliche, die,
Die Kunze Marie!

Nachdem ich mein Herz auf diese Weise erleichtert hatte, fand ich endlich die nöthige Ruhe.

Der nächste Vormittag, es war ein Sonntag, ging in maßloser Unruhe für mich dahin. Immer wieder änderte ich das Gedicht; der Ausdruck vermochte nie die Höhe meiner Gefühle zu erreichen. Den Nachmittag brachte ich mit dem Abschreiben zu; ich konnte es niemals schön genug schreiben, besonders nicht meinen Namen zum Schluß mit dem vielstehenden Schnörkel.

Ich hatte eine reichliche Portion Pflaumenfuchsen und ein Töpfchen Quitten-Gelée in wundervoll nach Patischuli duftendes Rosapapier zusammengepackt und mit Gold-Siegellack versiegelt. Obenauf in dem Päckchen prangte das Gedicht, auf einen goldgeränderten Briefbogen geschrieben, der mit den sinnigsten Zeichnungen, — ich sehe noch die sich schnäbelnden Tauben und das Bergjähmeinnicht-Gewinde, — verziert war. Das Päckchen legte ich auf den Tisch in der Laube, und kühne Hoffnungen schwellten meine Brust.

Ich selbst vermochte es nicht, ihr gleich unter die Augen zu treten, und beschloß, gedekt durch einen hochgewachsenen Fliederbusch, den Eindruck meines Gedichtes abzuwarten, indem ich den Rest meines Quitten-Gelées neben mich stellte, um auch diesen später auf dem Altar der Liebe zu opfern.

Meine Angebetete ließ nicht lange warten; bald kam sie auf die Laube zu.

Vor dem Päckchen stugte sie zuerst und wich zurück. Nachdem sie nachdenklich die Hände auf den Rücken gelegt hatte, schlich sie wieder langsam auf den Zehenspitzen mit neugierig glänzenden Augen heran. Ein pfliffiges Lächeln flog über ihr Antlitz, halblaut las sie die Aufschrift: „An Fräulein Marie Kunze, Wohlgeborenen, in der Laube.“ Sie erkannte sicher meine Handschrift. Ohne viele Umstände zu machen, erbrach sie das Siegel, zog den Pflaumenfuchsen nebst dem Quitten-Gelée hervor und entwickelte sofort einen ausgezeichneten Appetit. Das Gedicht hatte sie nicht einmal angesehen; es lag noch mit dem Umschlagpapier auf dem Tisch! Mir wurde wehe ums Herz. Hinter dem Busch lauernd, konnte ich mich kaum auf den Beinen halten, theils infolge der Aufregung, theils weil ich in dieser Stellung schon seit einer Viertelstunde verharrt hatte.

Jetzt hob sie das Gedicht auf und — leckte das Quitten-Gelée, das am Papier klebte, langsam, sorgfältig bis auf das letzte Kerchen ab.

Eiskalt fuhr es mir über den Rücken; es war wirklich gräßlich!

Endlich! Sie entdeckte das Gedicht selbst und las.

Tausend Pausen und Trommeten erklangen vor meinen Ohren. Bald hadernd, bald ernst den Kopf schüttelnd durstlos sie meinen Gefühlsberg bis zu dem kunstvoll verschörkelten Namen. Gern wäre ich jetzt aufgesprungen, um zu ihr zu eilen, vielleicht ihr einzelne Schönheiten zu erklären; aber ich konnte nicht, ich war wie gelähmt.

„Jetzt wird sie nach mir rufen,“ dachte ich, „und“ — weiter reichte mein Denkvormögen überhaupt nicht mehr.

Es kam anders! Dochmüthig warf sie das feine Köpfchen in den Nacken, daß die Locken flogen, zerknüllte den schönen Gedichtbogen und warf ihn verächtlich weg.

„Der dumme Junge!“

Laut lachend hatte sie es gerufen. Der Wind führte das Gedicht hinweg, — nicht die fürchtbaren Worte!

Das war zu viel für mich, mehr als ein Mensch ertragen konnte!

Ich sank, ein Häuflein Anglück, zusammen, mit dem rechten Arm, der mir als Stütze dienen sollte, gerade in das Quitten-Gelée. Bestürzt sprang ich auf; das jämme Zeug blieb an meinem Aermel haften, und nur allmählich konnte ich es entfernen, „goldgelbe Fäden ziehend“. Wie ich die Fäden zerriß, war es mir, als zerisse ich auch das Netz, das mein schöner Traum gestern um uns beide gesponnen hatte.

Bei dem Geräusch, das mein „Zusammenbruch“ verursachte, war Marie nach der Gartenthür hin entflohen. Dort drehte

sie sich um, — noch heute sehe ich ihr Haar in der Sonne glänzen, — lachte wieder spöttisch auf und entschwand.

Das Lachen klang mir gar nicht mehr silberhell, sondern ebenso häßlich, wie vorher „der dumme Junge“. Der ganze Stolz eines angehenden deutschen Jünglings bäumte sich in mir auf, und ich gelobte mir hoch und theuer, nie wieder meine Liebe an eines dieser herzlosen Geschöpfe zu verschwenden. Und dieses Gelübde hielt ich geraume Zeit, wenigstens den Blondem gegenüber. Ein tiefes Mißtrauen gegen diese Farbe hatte sich bei mir eingewurzelt, und noch jetzt, wenn ich goldgelbes Haar bewundere, flüstert mir eine innere Stimme warnend zu: „Quitten-Gelée!“

Nachdruck verboten.

Bitte: waschen!

Von Hasso Harden in Berlin.

Wenn man heute über Seife spricht, erscheint es fast ausgeschlossen, daß unseres großen Landmannes Liebig Ausspruch nicht citirt würde; der Ausspruch nämlich: daß sich der Kulturzustand eines Volkes nach seinem Verbrauch an Seife beurtheilen lasse. Ich für meinen bescheidenen Theil beginne zwar auch damit; aber nur um zu bemerken, daß ich, offen gestanden und bei allem Respekt vor Meister Liebig's Autorität, an der Richtigkeit seiner Behauptung einen ganz kleinen Zweifel hege. Seife ist zwar eine sehr schöne Sache; allein es ist doch sehr hart, die braven Leuten, welche die Seife noch nicht kannten, auf die niedrigste Kulturstufe zu verweisen. Ja, wenn Liebig noch gesagt hätte, daß sich der Kulturzustand eines Volkes nach dessen durchschnittlicher Reinlichkeit beurtheilen lasse, damit wäre ich einverstanden gewesen! Für die Reinlichkeit ist die Seife aber doch nur mittelbar nothwendig.

Die gesammten Völker des Alterthums kannten z. B. die Seife nicht, und sie entbehrten sie vielleicht minder, weil sie gerade im großen und ganzen außerordentlich reinlich waren, d. h. der Körperpflege eine ganz besondere Sorgfalt zuwandten. Plinius erwähnt der Seife noch als eines Medicaments, und die römischen Damen, denen die germanische (oder gallische?) Erfindung zuerst bekannt wurde, haben für ihre ersten Einkäufe gewiß heillose Summen anlegen müssen. Bei den Ausgrabungen in Pompeji traf man allerdings bereits auf einen perfecten Seifenladen, ein Beweis, wie schnell sich damals der transalpine Gebrauchsartikel eingebürgert hat.

Alle Hochachtung übrigens vor jenem Gallier oder jener Hefenjüngfrau, welche die Seife erfand, deren Namen uns aber leider kein Denkmal meldet. Die Erfindung zeugt von einem chemischen Verständniß, das erstaunlich ist. Heute erscheint es uns freilich ohne weiteres klar, daß Fett, Kalk und Nische eine leidlich brauchbare Seife geben, wie aber die ersten Menschen, welche Seife tochten, ohne diesen Begriff selbst auch nur zu kennen, auf jene Mischung verfielen, das weiß Botan allein. Und daß thatsächlich anno 1 bereits ein schwungvoller Seifenhandel von der Terra und Julia bis zum Tiber stattfand, erscheint um so räthselhafter, als jedes gelehrte technologische Werk uns überzeugend nachweist, wie eigentlich erst durch Chevreul's flüssige Untersuchungen über die Natur der Fette eine rationelle Seifen-fabrication möglich geworden sei, — Chevreul aber veröffentlichte seine berühmte Abhandlung „sur les corps gras d'origine animale“ bekanntlich erst 1823.

Das empirische Verfahren hat eben in der Welt allenthalben seine Rechte, und die Seife, die unsere Urgroßmütter, — von den heftischen Urnarrinnen ganz zu schweigen, — ohne jede chemische Kenntniß selbst abkochten, that auch ihre Dienste. Damit soll indeffen nicht gesagt sein, daß unsere heutigen, fabrikmäßig hergestellten Seifen nicht ungleich besser sind, als jene; — daß sie es sind, gebe ich, wenigstens für einen Theil derselben, gern zu. Aber auch nur für einen Theil!

Seife, so belehrt uns die chemische Technologie, ist das Product der Einwirkung von ätzenden Alkalien auf Fette. An Fetten ist nun zwar kein Mangel, dagegen findet man die beiden benutzbaren Alkalien, Kali und Natron, nicht ohne weiteres in der Natur; erst ihre Lösung ergiebt die unentbehrliche „Lauge“. Wir werden später sehen, wie man ehemals zu dieser Lauge gelangte, und wie die heutige Seifen-fabrication ihre Laugen gewinnt; zunächst müssen wir uns ein wenig mit den Fetten beschäftigen.

Die denkbar verschiedensten Fette finden in der Seifen-fabrication Verwendung; das Pflanzenreich liefert ihr ebenso reiche Beiträge, wie das Thierreich. Welche Fettarten die Industrie vorzugsweise wählt, ist weit weniger von deren besonderer Tauglichkeit, als von der Billigkeit des Bezuges abhängig, daher in den einzelnen Ländern auch verschieden. Der Talg wird z. B. vorzugsweise in Rußland und Deutschland angewendet, Schmalz in dem Schweine-reichen Nordamerika; Frankreich und Italien ziehen zur Herstellung ihrer vorzüglichen Seifen in erster Linie Olivenöl heran; Palmöl und Cocosnußöl, sowie Fischthran, ferner Hanföl, Rapsöl, Leinöl, mancherlei Harze werden in fast allen Kulturstaaten in ungeheuren Mengen benutzt, und endlich ist auch ein bei der Stearin-Kerzen-Vereitigung abfallendes Nebenproduct, die Oelsäure, dienstbar gemacht worden. Selbstverständlich werden alle diese Grund-Substanzen nicht nur einzeln, sondern auch in den verschiedensten Mischungen angewendet, ja die Kunst, geeignete Mischungen herzustellen, ist vielleicht die schwierigste Aufgabe der Seifensiederei.

Durch die alkalihaltige Lauge, Natron oder Kali, erfahren die Fette bei der Fabrication eine völlige Umwandlung, und zwar in Seifen und in Glycerin. Jede bei der Seifensiederei übrig bleibende Lauge enthält einen mehr oder minder bedeutenden Zusatz von Glycerin, dem allen unseren Leserinnen sicher wohlbekannt, auf dem Toiletten-Tisch heute für unentbehrlich gehaltenen Stoff. Die moderne Industrie, die grundsätzlich jedes Nebenproduct zu verwerten sucht, nützt daher auch die überschüssigen Laugen der Seifensiederei stets zur Glycerin-Gewinnung aus.

Ehemals stellte der Seifen-fabricant sich seine Lauge selbst her,

und zwar meist auf ziemlich umständliche Weise mit Hilfe von Holzasche und gebranntem Kalk. So verfuhr zweifellos auch noch Hagedorn's unsterblicher „Johann, der lustige Seifenfieber“. Die heutigen Fabricanten haben es indessen bequemer; sie beziehen aus einer chemischen Fabrik das fertige kohlen-saurer Natron, vulgo die Soda, lösen sie in heißem Wasser auf und gießen dieses in dem sogenannten „Kocher“, dem Laugekessel, auf den gebrannten Kalk. Hier bildet sich dann sehr schnell die Lauge, deren erster Aufguss die Feuerlauge, deren weitere schwächere Abgüsse die Abdrütelangen genannt werden. Ost laßt der Seifen-Fabricant aber sogar bereits die fertig zubereitete Natrium-Lösung oder den sogenannten Soda-(Seifen-)Stein in der chemischen Fabrik.

Aus der Verbindung von Fett und Kali entstehen stets weiche, aus der Verbindung von Natron und Fett stets harte Seifen. Mit den ersteren, — den Schmierseifen, — haben wir uns hier weniger zu beschäftigen; für die Zwecke des täglichen Lebens ist die Anwendung der harten Seifen vorzuziehen, und diese theilt man wieder in Kernseifen, geschliffene Seifen und gefüllte Seifen ein. Nebenbei bemerkt, kennzeichnet diese Einteilung auch die Güte des Fabricats. Unsere Großmütter stellten nur Kernseife her; — ein ungeheurer Theil der heutigen Seifen ist „gefüllt“. Das ist aber eigentlich eine recht unpassende Bezeichnung für diese modernen Seifen, und „leer“ wäre richtiger; die Füllung besteht nämlich aus Wasser, einem für den Herrn Fabricanten freilich ungemein billigen Stoff.

Wollte unsere Großmutter Kernseife kochen, so bediente sie sich, wie wir sehen, durch die Lauge aus Asche und Kalk, einer Kali-Lauge; sie erhielt daher auch zunächst eine weiche, eine Schmierseife, und mußte mit dieser noch einen besonderen Proceß vornehmen, um sie in eine harte Natron-Seife zu verwandeln. Dies geschah und geschieht heute noch durch ein Verfahren mit Kochsalz, — das sogenannte Ausfalzen.

Zunächst wird also das Fett, — nehmen wir z. B. eine bestimmte Menge Talg an, — mit einem Theil der nöthigen Feuerlauge zum Sieden gebracht und, unter zeitweiligem Umrühren und Zusetzen neuer Lauge, mehrere Stunden hindurch gekocht, bis die ganze Masse eine klare durchsichtige, gallertartige Flüssigkeit bildet. Unseren Hausfrauen, die selbst Seife kochen, wird es interessant sein, die maßgebenden Kennzeichen für die richtige Beschaffenheit des damit entstandenen „Seifenleims“ zu erfahren. Dieser soll auf Zusatz neuer Lauge nicht wesentlich dünner werden, von dem Natriumspat nicht abtropfen, sondern in einem zusammenhängenden Strahl abfließen und muß, auf eine kalte Steinplatte gegossen, zu einem dichten Gallert erstarren.

Ist somit die Verseifung erfolgt, so schließt sich das „Ausfalzen“ an. Wir müssen dabei unterscheiden, ob der bisherige Proceß mit Kali-Lauge, oder ob er mit Natron-(Soda-)Lauge durchgeführt wurde. Im ersteren Falle verfolgt der Zusatz von Kochsalz, bekanntlich aus Chlor und Natrium bestehend, zu dem heißen Seifenleim vor allem den Zweck, die bisher entstandene weiche Kali-Seife zum größeren Theil in die harte Natron-Seife überzuführen; es verdünnt dabei, um mit den Worten des Chemikers zu reden, das Natrium des Kochsalzes das Kali aus seiner Fettverbindung; das fettsaure Natron, — die Natron-Seife, — sammelt sich auf dem Wasser, in welchem das mit dem Kalium der Kali-Lauge zu Chloralkalium verbundene Chlor des Kochsalzes gelöst blieb. Ein kleines Chaussez-croisetz also zwischen Kali und Natron, wie es in der Chemie nicht selten ist.

Aber auch wenn wir von vornherein die Verseifung mit Soda (Natron-Lauge) vornehmen, können wir das Ausfalzen nicht entbehren. Ein, wenn auch schwächerer Zusatz von Kochsalz ist nämlich erforderlich, um überhaupt die Seife von der überschüssigen Flüssigkeit zu scheiden. Unsere Hausfrauen wissen, daß sich Seife im Salzwasser nicht löst (es eignet sich daher auch Meerwasser nicht zur Wäsche); schüttet man also auf den Seifenleim Kochsalz-Lösung, so trennt sich jener vollständig von der Unterlauge; er schwimmt auf dieser, kann abgeschöpft werden und ist zugleich bereits mehr oder minder gereinigt, denn der größere Theil des überschüssigen Alkali und sonstiger lästiger Unreinigkeiten bleibt in der Unterlauge zurück. Die quantitative richtige Abmessung des Kochsalz-Zusatzes beim Ausfalzen ist aber eine der Hauptkennzeichen des erfahrenen Seifenfieders, denn von ihr ist das leichte, glatte Ausschneiden der Seifenmasse und deren spätere Beschaffenheit wesentlich abhängig.

Nachdem nun der Seifenleim von der Unterlauge abgeschöpft ist, wird er wiederholt mit frischer, schwächerer Lauge und neuen Kochsalz-Zusätzen verrieben, das Ausfalzen also wiederholt, bis alle Unreinigkeiten entfernt erscheinen. Durch das Einkochen concentrirt sich die Seife zugleich mehr und mehr, der Schaum verdunstet, sie wird weich und blasenwerfend, — „sch“, wie der Seifenfieber sagt, — und hier und dort bilden sich an der Oberfläche bereits zähe, feste Stücke. Jetzt schöpft man die Masse wiederum von der Unterlauge ab und füllt sie auf die „Kühlbütte“, schlägt sie hier wohl noch mit einem Eisenstab, um sie gleichmäßiger und inniger zu mischen und gleichzeitig die sogenannten Marmor-Adern hervorzurufen, und bringt sie schließlich in die „Seifenlade“. Der durchlöchernde Boden dieses zum Auseinandernehmen eingerichteten Holzkastens ist mit Leinwand bedeckt, sodah die immer noch in der Seife enthaltene Lauge allmählich abzufließen vermag.

Nach einigen Tagen ist die Seifenmasse erstarrt, kann in „Riegel“ geschnitten und in diesen an einem luftigen Orte ausgetradnet werden. Es ergibt dabei ein Centner Talg etwa 1 1/2 Centner Seife, die aber noch etwa zehn Procent Gewicht durch das Eintrocknen verliert.

Dies, meine hochverehrte Hausfrau, ist der ganz reelle Hergang bei der Erzeugung einer guten Seife, die den Namen „Kernseife“ wirklich verdient. Aber es giebt auch unter den Seifenfiedern schlechte Menschen oder, vielleicht noch richtiger gesagt: es giebt unter der lieben Frauenwelt noch immer unkluge Jungfrauen, die à tout prix billig kaufen wollen. Für sie haben jene die sogenannten „geschliffenen“ und „gefüllten“ Seifen erfunden. Man kann nämlich dem mit Natron-Lauge zubereiteten Seifenleim eine ziemlich beträchtliche Menge Wasser einverleiben, ohne daß das Aussehen der fertigen Seife wesentlich beeinträchtigt wird; es ist nur notwendig, entweder den Seifenleim im Siebeseßel noch einmal mit dem all-gemein beliebten billigen Wasser oder einer dünnen Lauge auf-zufüllen, — das Schließen, — oder das Ausfalzen nicht zu vollenden, Wasser im Kühlgefäß zuzusetzen und mit dem Seifen-leim recht gründlich zu verrühren, — das Füllen. Ein geschickter Fabricant kann auf die letztere Weise aus 100 Pfund Fett mit Leichtigkeit über 200 Pfund Seife erzeugen.

Die modernen Seifenmeister begnügen sich damit indessen noch nicht; ihnen bietet eine eigenthümliche Eigenschaft des Cocosnußöls Gelegenheit, die Plus-Macherei noch bedeutend zu steigern. Mit diesem Grundstoff hergestellte Seifen nehmen nicht nur an sich einen außergewöhnlich starken Wassergehalt auf, sondern das Cocosnußöl verleiht auch, Talg oder Palmöl selbst in geringen Mengen zugesetzt, diesen Fetten die gleiche angenehme Fähigkeit. Dank der wasserbindenden Kraft des Cocos-nußöls haben unsere heutigen Fabrik-Seifen daher oft einen ganz enormen Gehalt: an Wasser nämlich. Daß ein perfecter Seifen-künstler aus 100 Pfund Fett seine 250, ja 300 Pfund Seife erzielt, ist nichts Ungewöhnliches, und wir müssen ihm noch außerdem verbunden sein, wenn er auf einen hübschen Zusatz von Speckstein oder Schwefelsäure zur Gewichtsvermehrung gnädigst verzichtet.

Die Toiletten-Seifen werden entweder durch Umschmelzen der Rohseife und gleichzeitiges Parfümiren auf directem Wege unter gleichzeitigem Zusatz von Farbstoff und Aroma, oder endlich mittelst des sogenannten kalten Verfahrens hergestellt. In allen drei Fällen geschieht das Parfümiren durch ätherische Oele; zu den Grundstoffen aber sollten nur die untadelhaftesten und reinsten Materialien genommen werden, — wogegen freilich die billigeren Erzeugnisse nur zu oft gelehrt wird. Heute ist die kalte Parfümierung im Fabrik-Betrieb vorherrschend; die erkaltete, geruchlose Seife wird auf der Polir-Maschine in ganz feine Spähne geschnitten, diese werden mit dem ätherischen Oel übergossen und zwischen Granitwalzen anhaltend bearbeitet, bis ein gleichmäßig dünnes Seifenblatt entsteht. Eine zweite Maschine, die „Peloteuse“, preßt diese Seifenblätter schließlich in die gewünschten Formen.

Das Verfahren vermeidet den Nachtheil der beiden anderen Bereitungsarten, nach denen die Oele in die heißen Seifen einge-führt werden, wobei jene zum großen Theil verdampfen. Jede Hausfrau, welche selbstgemachte Seife parfümiren will, sollte aus demselben Grunde den Parfüm-Zusatz möglichst spät vornehmen. Vielleicht interessiert unsere Leserinnen ein Recept für die Herstellung einer tadellosen Windsor-Seife: Man verreibt 10 Pfund Hammeltalg und 5 Pfund Olivenöl mit Natron-Lauge von 19 Grad, macht die Seife mit 15 Gradiger, zuletzt mit 20 Gradiger Lauge fertig und richtet sie ebenso ab, wie Kern-seife, wobei jeder Laugeüberschuß vermieden werden muß. Nachdem sie gar geistert ist, läßt man sie mehrere Stunden ruhig im Kessel stehen, damit sich die Unterlauge völlig ab-scheidet, bringt sie in eine flache Form und drückt sie sorgfältig aus, um sie dann mit einem Gemisch von Lavendelöl, Berga-motöl, Kümmelöl und Thymianöl zu parfümiren; die braune Färbung wird einfach durch gebrannten Zucker erzielt.

Die Herstellung der transparenten Seifen galt lange Zeit als ein sorgfältig gehütetes Geheimniß einzelner englischer Fabriken. Seit sich in den beiden letzten Jahrzehnten aber die Glycerin-Seifen mehr und mehr einbürgerten, ist auch der mythische Schleier von den Transparent-Seifen genommen. Sie bestehen meist aus einer Lösung von gewöhnlicher Seife und Glycerin in Alkohol, aus welcher der letztere nachträglich ab-destillirt wird; die Masse wird dann in Formen gegossen und in Stücke zerschnitten, die jedoch anfangs eine trübe Färbung zeigen und erst nach längerem Lagern völlig klar werden.

Aus unserer Auseinandersetzung geht hervor, wie sehr der Käufer auf der Reclität des Fabricanten angewiesen ist. Gute Seife ist keineswegs ohne weiteres von schlechter zu unter-scheiden, da der Seifenfieber es in der Hand hat, den Wasser-zusatz fast beliebig zu vergrößern, ohne daß das Aussehen des Fabricats wesentlich leidet. Der materielle Werth einer Seife hängt aber vor allem von ihrem Fettgehalt ab; unsere Mütter ließen ihre Kernseifen nicht ohne Grund jahrelang lagern, ehe sie dieselben in Gebrauch nahmen, damit das Wasser möglichst vollständig verdunstet. Indessen kommen bei der Beurtheilung einer Seife, besonders einer Toiletten Seife, doch auch noch andere Umstände zur Sprache; eine solche soll nur reines, neutrales fettsaures Alkali und darf weder unverseiftes Fett, noch Kochsalz enthalten, von anderen Beimischungen ganz zu schweigen. Leider sind diese Beimischungen meist nur durch eine chemische Untersuchung zu erkennen, wenn sich auch unverseiftes Fett häufig schon durch einen ranzigen Geruch und geringes Schäu-men kenntlich macht. Dagegen ist es nicht schwer, den Wasser-gehalt einer Seife zu bestimmen: man braucht nur ein genau abgewogenes Stück Seife, in seine Spähne zerschnitten, gründlich auszutrocknen; der Gewichtsunterschied gegen die erste Wiegung ergibt dann den Wassergehalt. Vermuthet man gar zu grobe Verfälschungen durch Schwefelsäure und Speckstein, so kann man ein Stückchen Seife auch in warmem Spiritus auf-lösen; eine gute Seife löst sich in diesem vollkommen und klar.

Das einfachste Mittel, eine wirklich gute Seife zu erhalten, ist für den Laien aber, nur das Fabricat einer angeesehenen Firma zu kaufen. Gerade bei der Seife, deren Bedeutung für die Gesundheit eine so überaus große ist, sollte man diesen Grundsatze unbedingt festhalten und zugleich stets bedenken, daß ihr nicht zuletzt das Wort Rouleaux gilt: Billig und schlecht! Es ist keineswegs notwendig, daß man deshalb zu englischen oder französischen Erzeugnissen greift; wir haben heute in Deutschland eine ganze Reihe vorzüglicher Fabriken, deren Seifen selbst mit den besten der altberühmten ausländischen Parfümerien den Wettstreit erfolgreich aufnehmen können.

Wachdruck verboten.

Einiges über die Blumensprache.

Von F. Ch. V. Avé-Lallemant (†).

Naum ist in der Fülle der verschiedensten Bilder und Büchlein über die Blumensprache noch eine Spur von der ursprünglich orientalischen, hoch-poetischen Symbolik zu entdecken, die erst seit der näheren Bekanntschaft mit dem Orient, namentlich seit den Kreuzzügen, in der üppigen Fülle gegen den Westen vordrang, in der kalten, occidentalen Nüchternheit aber den ursprünglichen, reizvollen Glanz verloren hat. So findet man, beispielsweise, in dem glühend-poetischen Hohen-liede den Ausdruck der entzündeten Braut für das Herabwallen der vom Lufthauch gleich schwingenden Palmenzweigen hin und her bewegten Loden des Geliebten, mit dem hebräischen Worte taltal, schwingen, und taltalim, Palmenzweige; dazu aber auch in jedem Gauner-Wörterbuch die technische Bezeichnung Taltal für — Diebeschlüssel! Erst aus der Mannig-

faltigkeit der Blumen und aus ihrer Zusammenstellung, bildet sich die Blumensprache in sinnvoller, gleichnißreicher Poesie aus. In ihrer Ursprünglichkeit ist diese Blumensprache nicht etwa systematisch aufgestellt. Sie beschränkt sich vielmehr nur auf die angedeutete und im Geist und Mund des Volkes im Oriente fortlebende Bedeutung der einzelnen Blumen und überläßt es dem poetischen Geiste der Redenden, eine verständnißvolle Auslegung für den jedesmaligen, besonderen Fall und Zweck in der Zusammenstellung der einzelnen Blumen zu einem Selam (Strauß), mit treffendem Ausdruck zu gewinnen und zu ver-festigen zu geben.

Der historische Blumen-Katalog ist nicht besonders reich. Es fehlt nach dem zu Grunde gelegten „Mysterien-Buch alter und neuer Zeit“ eine durchgreifende, ja sogar die alphabetisch aufgestellte Ordnung. Indessen soll hier, der gesicherten Originalität wegen, gerade dieselbe Reihenfolge des Mysterien-Buches beobachtet werden, aus der man sich leicht wird zurecht finden können.

Die Rose bedeutet ein Mädchen; die rothe: ein junges, leben-des; die gelbe: ein ungetreues; die weiße: ein gestorbenes. Die Nelke kündigt eine männliche Person an. Es giebt Nelken von schwachem und starkem Geruch, von buntschönen Farben, wie von eruster und einfacher Farbe; ferner einfache, doppelte, Feder-, Sammet- und Pedunkeln. Jede Art bezeichnet eine besondere Eigenschaft der männlichen Person. Die Aster be-deutet: Mutter oder Vater; die rothe bezeichnet: gut und lieb; die violette: böse, strenge; die weiße: gestorben. Die gefüllte Levkoje bedeutet: Mann oder Weib; die rothe: geliebt; die weiße: gleichgültig; die violette: gehaßt. Die Hyacinthe be-deutet: Freund oder Freundin; die blaue: lieb, gegenwärtig; die weiße: entfernt; die rothe: anverwandt. Die Aurikel be-zeichnet: Bruder oder Schwester. Das Stiefmütterchen: Witwer oder Witwe. Crocus: ein Kind.

Wird zu den auf eine unbestimmte Person zielenden Blumen Thymian gebunden, so ist die Person männlichen Geschlechtes, wird Reseda dazu gebunden, so ist sie weiblichen Geschlechtes.

Dazu folgt noch das einfache Wörterbuch: Kornblume = Landmann; Kananke = Soldat; Lilie = Geistlicher; Camille = Arzt; Mele = Jurist; Goldad = Kaufmann; Vanille-Blume = Fremder; Tuberoje = Vornehmer; Spide = Geringer; Orangen-blüthe = Reichthum; Feldkümmel = Armut; Tulpe = Stadt; Veilchen = Land; Tausendjähren = Tag; Wahnblume = Nacht; Primel = Morgen; Nachviole = Abend; Kresse = Spaziergang; Spanischgeniste = Reich; Balsamine = Gesellschaft; Mitter-sporn = Reife; Iris-Tuberoje = Ball; Jasmin = Garten; Kle-blume = Konzert; Gänseblümchen = Frage; Zelfänger-Jelieber = lieben; Myrte = heirathen; Diptam = lassen; Krauseminze = fürchten; Vergißmeinnicht = wünschen; ein einzelnes Vergiß-meinnicht = ein Wunsch; Rosmarin = weinen, trauern; Rudenien-Rose = entfernen; Anemone = freuen; Basilicum = sprechen, reden; Naiblume = unschuldig, gut; Kornrade = schuldig, böse; Wiede = verschwiegen, heimlich; Hollunder = plauderhaft; Wiede = auf-richtig; Neffel = treu; Muskatel-Kraut = angenehm, reizend; Epheu = ewig; einfache Sommer-Levkoje, rothe = heute; weiße = morgen, künftig; violette = gestern, ehedem; Majoran = mein; Nelke = dein; Salbei = sein; Narzisse = ich, mir, mich; Bren-nende Liebe = dich, du, dir; Storchschnabel = Schiff, Weise zu Wasser; Kaiserkrone = Feldzug; Patientia = Krankheit; Himmel-schlüsselchen = Tod. U. s. w.

Nach diesem Verzeichniß findet sich z. B. im orientalischen Mysterien-Buch ein Selam mit folgenden Blumen: Eine Narzisse, Spanischgeniste, Reseda, eine blaue Hyacinthe, weiße Sommer-Levkoje, eine Primel, Jasmin, Majoran, Thymian, Aurikel, eine dunkelblaue Nelke, Zelfänger-Jelieber, eine rothe Rose, ein paar Vergißmeinnicht, brennende Liebe und Myrte. Dieser Selam bedeutet: „Ich besuche Dich, liebe Freundin, morgen früh im Garten, mit meinem Bruder, einem rechtschaffenem Mann, der Dich, schönes Mädchen, liebt und Dich zu heirathen wünscht.“

Der alles mumificirende, mittelalterliche Scholasticismus aber verdrängte die blühende, orientalische Blumensprache ganz und gar und schuf sich ein eigenes, trockenes System, indem er sich aus vier grünen Kräutern: Rosmarin, Salbei, Majoran und Krauseminze ein Kraut-Alphabet machte, das seine Buch-staben-Bedeutung nach der Zahl der zusammengebundenen Stengel erhielt.

Die öde Einseitigkeit dieses Selam mochte im 17. Jahr-hundert, in der Aera der tollsten Tulpen-Liebhaberei, einen Tulpenpächter bewegen haben, das Alphabet nach rothen, gelben, rothweissen, rothgelben und weißen Narzissen in sechs Rubriken mit nur je vier verschiedenen Stengeln einzutheilen, ohne jedoch dem Geschnade und der Poesie damit glücklichere Wege zu zeigen. Noch später wählte man zwölf Blumen verschiedener Gattung und gab jeder Blume eine nur zweifache Bedeutung. Die Poesie des orientalischen Selams aber ist uns leider voll-ständig verloren gegangen.

Wachdruck verboten.

's Woasl. *)

Gedicht von Julie Dent in München.

„Mein Lotern hon i nia net kennt,
Den hat a Baam derichlag'n,
Und ob i je a Quatta g'habt,
Dös kan i net g'wis sag'n.“

Geh, schenk's ma do a wenger was,
An Schnack und warma G'wand,
In so an großen Bauernhof,
Da geit's ja allahand.

Bergelt's Gott, Bäurin, tausadmal,
Ja, ja, dös thuat ma not,
Und iagta no a Trümmei G'felcht,
Net grad a trufans Brod. —

Denn braacht i heut niz Bejers hoam,
So sagt der Woaslenbua,
„Mei Bota schimpft wia net g'scheid,
Und d' Quatta haut glei zua.“

*) Waise.

Aus dem Leserkreise

Wachstum auch im einzelnen unterliegt. — Die Seitenzotten hinter dem Endgürtel der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Das Corset. — Welche Wandlungen auch die Mode am Schmitte der Kleider vorgeschrieben hat, ob erschreckende Enge des Geschnittes, oder verschwenderische Stoffauschung, eines blieb ich mehr oder weniger immer gleich: das Corset mit seiner einschündernden Tendenz. Ein enges Corset hindert die ausgiebige Athmung, da der Brustkorb sich in den unteren Theilen nicht erweitern kann. Die Athmung muß oberflächlich werden, da sie nur durch Hebung, resp. Verlängerung des Brustkorbes möglich ist; Magen und Eingeweide, ungemein blutreiche Organe, die, wenn sie normal functioniren, eine gewisse Bewegung vollführen müssen, werden eingeeignet und in ihrer Thätigkeit behindert, die Blut-circulation wird gehemmt. Letzteres ist nun namentlich für die Leber gefährlich, die noch dazu einem directen Druck ausgesetzt wird, sobald eine sogen. Schnürleber entstehen kann. Ganz besonders schädlich wird das Corset bei jungen Mädchen, die noch im Wachsen begriffen, und man sei hier doppelt vorichtig in der Wahl eines Schnürleibes; — wo alle Organe noch in der Entwicklung begriffen, muß jeder Druck vermieden werden, da derselbe eine directe Hemmungsbildung hervorruft. Infolge dieses Druckes auf die Unterleibs- und Brust-Organen wird das Herz in Mitleiden-schaft gezogen, und es entstehen dadurch die mannigfaltigsten Krankheitszustände. Also „fort mit dem Corset!“ müßte demnach die Parole lauten. Starke Damen wollen und können des halbes durch das Corset freilich nicht entbehren, und bei der Art der Damenkleidung, wobei die Röcke ihren Halt über den Hüften, um den Leib finden, wäre ein Binden der Rockbänder ohne das Corset erst recht schädlich. Es fragt sich nun: Wie kann man die Nachtheile des Corsets vermeiden, ohne um seiner unteugbar guten Dienste willen dasselbe vollständig aus der Frauenbekleidung zu verbannen? Vorerst muß das Corset gut sitzen, d. h. es muß dem Körper der Trägerin angepaßt sein. Leider ist oft das Gegentheil der Fall; das in der Fabrik dukendweise angefertigte Corset wird einfach dem Körper aufgedrungen. Wenn es nur genügend eng ist, so glaubt man, es entspreche allen Anforderungen. Das Corset muß auch mit Leichtigkeit an- und abgelegt werden können; sobald dazu eine gewisse Kraftanstrengung erforderlich erscheint, ist es zu eng. Wenn ein zu enges Corset aufgemacht wird, tritt unwillkürlich sofort tiefe Emathmung ein. Will man sich überzeugen, um wieviel dasselbe zu eng ist, so öffne man das Corset, halte es einfach mit den Händen in der Lage und sehe zu, wie weit die Vorderseiten auseinanderstehen bei ordentlicher Athmung. Ich fürchte, manche der schönen Leserinnen wird erstaunt sein, wie sehr sie ihrem Körper Gewalt angethan! Man täusche sich nicht selbst, indem man sagt: „Ich kann unter das geschlossene Corset noch bequem eine Hand einführen.“ Die inneren Organe sind eben so nachgiebig und leicht verschiebbar, daß dies auch bei starker Schnürung möglich ist. Sehr elastische und nachgiebige Gummiband-Theile können da nützlich sein. Alle harten steifen Stangen müssen dem Corset fernbleiben, die menschenähnlichen Hälter bilden seines Fischbein und dünnere elastische Wurzeln. Das Corset darf vor allem auch nicht so lang sein, daß Vorwärts- und Seitwärts-Biegungen behindert werden. Bei gut angepaßter Stütze auf den Hüften wird auch der Hauptzweck, das Tragen der Röcke, leicht erreicht, und wer eine schöne Figur hat, bei dem erfüllt ein „passendes“ Corset auch leicht die Anforderung, welche die Eitelkeit zu stellen berechtigt ist, „eine gute Figur zu machen“. Eine möglichst starke Einschnürung zwischen Hüfte und Brustkorb können wir als Typus einer guten Figur nicht anerkennen. Wenn die geschätzte Leserin sich ein hygienischen Anforderungen entsprechendes Corset anfertigen läßt, wird der Nachtheil derselben auf ein möglichst geringes Maß zurückgeführt, ja es kann sogar ohne jeden Schaden für die Trägerin benutzt werden.

Reform-Corset. — Der Artikel in der Nummer vom 1. März d. J. unter der Rubrik: „Gesundheits- und Körperpflege“, sowie die Antwort an „Eine Freundin des Corsets im Namen vieler Damen der Großstadt N.“ veranlassen mich, Ihnen meine Erfahrungen auf diesem Gebiete zur Verfügung zu stellen. — Auch ich war der Meinung, daß ich ohne die feste Stütze eines modernen Corsets nicht existiren könnte, wurde aber nach mehrfachen Versuchen mit sogen. „Reform-Corsets“ vom Gegentheil überzeugt. Nachdem ich in einem Zeitraum von vier Jahren eine Reihe von Gesundheits-Corsets durchgeprobt habe, kann ich heute mit gutem Gewissen den verehrlichen Mitleserinnen das patentierte „Reform-Corset“ der in der Schweiz approbirten tract. Aertzin Frä. Dr. Anna Rahnow, — jetzt in Leipzig, — aufs wärmste empfehlen. Abgesehen



Reform-Corset; geöffnet und geschlossen.

wonon, daß es allen Anforderungen, welche die Hygiene an ein „Reform-Corset“ stellt, in jeder Hinsicht Genüge leistet, verschafft es zugleich eine gute Haltung und ist daher für die Gesundheit von großem Vortheil. — Dieses „Reform-Corset“ wird nach einwandfreiem Maß aus vorstern waschbaren Leinen-, Baumwoll-, Ventilations- oder Seidenstoff gefertigt und ist mit leicht zu ent-

fernenden Fischbeinstäben versehen. Weiter hat es den Vorzug, daß sämtliche Unterkleider auf einfache und bequeme Art daran befestigt werden können. Da einer Taille gearbeitet ist, Kleider zum größten Theil Schultern getragen, und es durch eine schädliche Belastung Organe verhindert. Auch die Bänder macht es überflüssig, in praktischer Weise an dem Corset“ angebracht werden durch die Blut-Circulation Füßen unbehindert bleibt. Es dem Körper vollständig an, selber einzuziehen, und bringt Körperform in ästhetischer Geltung. Frau Anna A.

E. D. und Fr. A., Osmück. — Durch Luft und Sonne braun gebrannte Haut kann nur durch Vermeidung dieser und aller anderen reizenden Mittel allmählich wieder weiß werden: also Schirm und Schuhhut, blauer Schleier u. dgl. m. Ferner Waschen mit Milch, der eine Priese Borax zugesetzt ist; sorgfältiges Abtrocknen mit feinen Tüchern nach jeder Benetzung, auch nach Schweißausbruch. Allenfalls etwas weißer Puder vor dem Ausgehen. Da der braune Farbstoff in der Tiefe der Oberhaut abgelagert ist, kann kein rascher Erfolg erwartet werden.

Dr. D.

Frä. J. W. — Durch Hüllenentzündung können weiße und blonde Haare nur schwarz gefärbt werden, was Ihren Wünschen kaum entsprechen dürfte. Augenbrauen dichter zu gestalten, als die Natur sie angelegt hat, dürfte nur möglich sein, soweit es angeht, die einzelnen Haare kräftiger zu machen; ihre Zahl zu vermehren, liegt bis jetzt außerhalb der menschlichen Kunst.

Dr. D.

Unglückliches junges Mädchen. — Alle Enthaarungsmittel reizen die Haut und müssen deshalb vorsichtig angewendet werden. Am wenigsten erregend scheint die von Unna angegebene Mischung von Schwefel-Parfum, Zink-Oxyd und Ammon zu sein, die in jeder Apotheke, leider nicht immer gleich gut, angefertigt werden kann. Das von Ihnen genannte Mittel ist uns nicht bekannt. Bei zarter Haut ist Befragung eines Arztes räthlich.

Dr. D.

S. B. — Ihr sogenannter Blutandrang zum Kopfe beruht sehr wahrscheinlich auf zu großer Erregbarkeit der Nerven und Blutgefäße, vielleicht in Verbindung mit mangelhafter Blutbeschaffenheit. Erregende Getränke, wie Kaffee und alle Arten von Spirituosen, sind dabei jedenfalls zu vermeiden, Milch ist wahrscheinlich nützlich. Näheres kann nur nach persönlicher ärztlicher Untersuchung angegeben werden. Daß viele Aerzte es nicht der Mühe werth halten, um solche Dinge sich ordentlich zu bekümmern, ist leider wahr und treibt viele zu den nichts weniger als nützlichen und zweckmäßigen Auren unwissenschaftlicher „Naturheilkünstler“; es ist aber besser, einen wirklich gebildeten, theilnehmenden Arzt zu suchen, der sich gewiß wird finden lassen.

Dr. D.

Suldfried in Ungarn. — In Bezug auf Emulsionen, — nicht Emulsionen, — müssen wir unsere Unwissenheit erklären. — Ein recht fetter, gelblicher Teint kann sicher nicht durch äußere Mittel behandelt werden, sondern verlangt eine genaue ärztliche Untersuchung und Behandlung der gesammten Körper-Constitution, namentlich eine zweckmäßig geordnete Lebensführung. Dr. D.

Frau A. E. (43). — Citronen-Aur. Täglich nach dem zweiten Frühstück den Saft von zwei Citronen, mit warmem Wasser vermischt, trinken, hält Entzündung und damit Verstopfung der Gallengänge ab, wodurch den Eruptionen der Gallenblase vorgebeugt wird. Es ist fortwährende Diät zu beachten. Hauptvorsicht: Viel Obst, keine Art Fett, auch jegliche Einschnürung der Taille zu vermeiden. Auf diese Weise habe ich seit zwei Jahren keine Gallenstein-Attacke und stets einen gesunden Magen gehabt.

b. J.

Vulu. — Dr. mod. J. Eichhoff's, nicht Eichhoff's, Ergotin-Seife ist zu beziehen von Ferd. Mühlens, Adln a/Nh. Den Seifenbaum läßt man abends antrocknen und wäscht ihn erst am nächsten Morgen mit warmem Wasser ab. (Siehe auch die Antwort an P. A. 20 in der Nr. vom 15/5 96.) D. Red.

A. A. in N. (55). — Der Aufenthalt in Wörrichshofen hat außerordentlich gesundheitsfördernd auf mich gewirkt; die Wasser-Anwendungen, die nervensärkende Luft, das einfache, naturgemäße



Leben, dem hier alles huldigen muß, üben den günstigsten Einfluß. — Die Preise sind mäßig, die Hotels einfach, ebenso mit wenig Ausnahmen die Privathäuser. Engländer, Franzosen und Spanier bildeten die Hauptzahl der Aurgäste. R. W.

A. L. Berlin. — Ein Mittel, um das Schlawen der gebrannten Stirnlöcher bei feuchtem Wetter zu verhüten, ist uns nicht bekannt. Tragen Sie ein feines Haarnetz, das dieselben wenigstens etwas schützt und in allen Haarfarben bei jedem Friseur käuflich ist. D. Red.

Häusliche Kunst.

Kronleuchter aus Blech und Draht. — Den ganzen Sommer hat unser Kronleuchter in der Loggia gehangen und sein Licht leuchten lassen bei manch heitrem Wähl. Reizigerer Blick haben ihn oft gestreift, und ebenso oft erklang die Frage, wo wir das eigenartige Ding entdeckt hätten. Selbst erfunden, war die Antwort, und auch selbst angefertigt, was noch mehr sagen will. Und die Anfertigung ist so leicht, der Erfolg so sicher, daß manche junge Dame ihre freie Zeit für den Kronleuchter opfern und ihn einer Freundin für deren Atelier, Vorzimmer oder dergl. stiften könnte. Erforderlich für die Grundform sind drei starke Eisen-drähte von 68 cm Länge, die zunächst um einander gedreht und unten in drei je 34 cm lange Arme gebogen werden. Jeder Arm trägt eine Blüthe, deren Reich die Kerze aufnimmt. Für die Blüthe braucht man zwei kreisrunde Blech-scheiben von 10 und 15 cm Durchmesser. Nachdem man aus jeder Rundung fünf zusammenhängende Blätterkreise geschnitten, — die kleine ergibt das nach unten gebogene Laub, die größere die nach oben strebenden, leicht geböckelten Blumenblätter, — bemalt man die Laubblätter mit grüner, die Blume mit gelbbrauner Oelfarbe und löthet je zwei Kreise auf dem Ende eines Armes fest; als Reich dient ein 2 cm hoher, 7 1/2 cm langer, rund gebogener Blechstreifen, der aufzulöthen und gelb zu streichen ist. Eine Anzahl gelbgrün bemalter Blechstreifen von 50-55 cm Länge bei 3 cm oberer Breite ergeben die Schilfblätter, deren oberes Ende man durchbohrt, einen Draht hindurchleitet und sie dort, wo die Arme sich theilen, befestigt; schließlich werden sie nach Gefallen gebogen. Zum Anhängen dient ein dünnes Seil, — ungefähr 250 cm lang, — das man in Leim oder Schellacklösung trinkt, in Schlingen ordnet



Eisplatte mit Kerbschnitt und Brandmalerei.

und darauf an dem Stab mittelst Draht befestigt, daß der Anlauf der Blätter verdeckt wird. Zuletzt ist der fast trockene Strick mit Bronze zu bemalen. E. F.

Eisplatte mit Kerbschnitt und Brandmalerei. — Die vielen hübschen Vorträge für Kerbschnitt, wie für Brandmalerei, beide für Holz bestimmt, ließen mich den Versuch wagen, beide Techniken zur Ausschmückung eines Gegenstandes zu vereinen. Eine Eisplatte bot hierzu die nächste Gelegenheit, und das Resultat fiel ganz nach meinem Wunsch aus; vielleicht dient es gleichzeitig meinen Mitleserinnen zur Anregung. Sorten jeder Musterung und Breite lassen sich dabei verwenden, und zwar würde ich sie in schräger Anordnung vorziehen, da sie Abwechslung in die geraden Linien bringt. Je nach der Größe der Platte können sich die Sorten mehr oder weniger oft wiederholen, wie man auch bei mehr als zwei Sorten mit dem Muster wechseln kann; ja selbst die der einzelnen Rosetten innerhalb der Kerbschnitt-Streifen dürfen sich unter einander ablösen. Auf den Zwischenräumen, die dem Holzbrand zufallen, kann man die verschiedensten Ornamente andringen und, sobald nur der Gesamt-Charakter beibehalten wird, jedes Feld anders gestalten. Die zierlichen Rococo-Formen gestalten dem Brennsteife flotteste Arbeit und ergeben prächtige Wirkung, die noch durch die ruhigen Kerbschnitt-Sorten gehoben wird. E. F.

Fürs Haus.

Nützliche Wink zum Wohnungswechsel. — Den ungemüthlichen Tagen des Anzugs geht meist eine mehr oder minder gründliche Renovierung jeglichen Hausgeräthes voraus, gilt es doch, die älteren, liebgewordenen Möbel und Gebrauchsgegenstände in frischem Glanz, den neuen Räumen angemessen, erstehen zu lassen. Diese oft recht schwere Aufgabe möchten wir mit einigen praktischen Rathschlägen gern erleichtern helfen. Mit den Luxus-Gegenständen beginnend, können wir zur Reinigung für Alabaster das Abreiben mit Terpentindel und ein leichtes Nachreiben mit einem Brei von präcipitirter Kreide und Seifenwasser empfehlen. Gips-Figuren überläßt man mit trockener Schlemmcreide und sähret dann mit trockenem Pinsel und Leinwand darüber. Sind abgedrochene Gipsstücke anzukitteln, so löst man etwas Celluloid in Aether auf, gießt nach 1/2 Stunde die Flüssigkeit ab und verwendet den teigigen Bodensatz als Kitt. Unbemalte Terracotten wäscht man in lauwarmem Wasser, dem Salzsäure (1 Gp-

löffel voll auf 1 l Wasser) zugefetzt ward, dann spült und trocknet man nach. Unansehnlich gewordene Marmorplatten bestreicht man mit einem Brei von ungelöschtem Kalk und Spüßlösung, läßt ihn zwei Tage darauf und wäscht dann mit Seifenwasser ab. Sollen losgelöste Marmorplatten wieder auf Holz befestigt werden, so bereitet man hierzu eine Leim-Auflösung, untermischt sie mit einem Gipfbrei und bestreicht damit die erwärmte Platte.

Zum Befestigen von Wachleinwand auf Holz eignet sich ein gelochter Kleister von 1/2 Pfd. Weizenmehl, 1 l Wasser und 5 g Alaun.

Goldrahmen erhalten neuen Glanz nach dem Abreiben mit einer durchgehenden, saftigen Zwiebel; einige Stunden später spült man ab und trocknet am Feuer, ohne nachzureiben.

Für Kronleuchter und Gegenstände aus Bronze empfiehlt sich das Abwischen mit dem Abguss von Bohnenwasser, Spülen und Nachtrocknen; für Cuiro poli dagegen eignet sich besser das Reinigen mit Wasser und Salmiak-Zusatz.

Ratt gewordene Spiegel erglänzen nach dem Putzen mit Magnesia und Spiritus fast neu.

Teppiche klopfen und bürtet man von beiden Seiten; sind die Farben erblaßt, so frischt man sie wieder auf durch Bestreuen mit Sauerholz, läßt damit den Teppich zusammengerollt einen Tag liegen und bürtet dann ab.

Violeum bessert man auf durch kaltes Abwaschen und danach leichtes Abreiben mit einer Lösung von Terpentinspiritus und Bienenwachs; letzteres erwärmt.

Veilgemälde dürfen niemals mit Seifenwasser abgewaschen werden! Man bedecke sie nur so lange mit einem feuchten Tuch, und erhalte dieses so lange feucht, bis sich aller Staub und Schmutz gelöst hat; ist das Gemälde dann getrocknet, so fahre man sanft mit einem in gereinigtem

Leinöl getauchten Leinwandläppchen darüber. — Ebenfalls mit Leinöl-Abreibung behandelt man braune, gepreßte Lederseffel. Das Lederfett ist hierfür keinesfalls zu empfehlen.

Wollene Möbelbezüge lassen sich mit bestem Erfolg auf dem Polster reinigen; man bürtet sie mit einer Lösung von weißer Seife und für 60 Pfg. Salmiak auf 8 l Wasser strichweise ab und reibt sie sofort mit einem weißen Leinentuch trocken. Sogar aufsfärben lassen sich Woll- und Plüschbezüge auf dem Polster. Man löst hierzu ein Phönix-Pulver (in jedem Droguen-Geschäft in allen Farben erhältlich) in 1/2 l Wasser auf, läßt es 5 Minuten kochen und gießt es durch ein Tuch. Hiermit bürtet man strichweise die Bezüge, läßt sie trocknen und bürtet mit einer neuen, trocknen Bürste nach. Zwei Pulver genügen für 1 Sopha und 2 Lehnstühle.

Das Auffrischen der Möbel geschieht erst nach dem Anzug; das der polirten mit einer Mischung von 2 Theilen Essig und 2 Theilen Del, womit sie betupft und dann trocken nachgerieben werden; das der matten Möbel durch wiederholtes Einreiben und Trocknenlassen; nach einigen Tagen reibt man sie so lange mit Wolltuchern, bis sie matten Glanz zeigen. Eichene Möbel frischt man mit erwärmtem Bier auf. Ist die Politur abgenutzt, löst man ein großes Stück gelbes Wachs mit halb soviel Zucker und 2 Tassenlöpfen voll Bier auf, bestreicht die Möbel mittelst Pinsel, läßt trocknen und polirt mit Wolltuch nach. Weiße Wasserflecke lassen sich aus polirten Möbeln durch Cigarrenasche entfernen, die man mit einem angefeuchteten Fropfen tüchtig darauf verreibt; dann wäscht man die Stelle klar nach, trocknet mit einem Leder und reibt mit einem weichen Tuch blank.

Pasteten-Form und Ragout fin-Döschen. — Als ich kürzlich diesen feuerfesten und daher praktischen Behälter in einem bekannten Laden für Haus- und Küchengeräthe fand, konnte ich nicht widerstehen und kaufte beides zu dem — scheinbar hohen — Preise von 3,50 Mk. und 1,25 Mk. Die einmalige Ausgabe braucht aber selbst die sparsamste Hausfrau nicht zu schrecken, denn der Preis ist bald wieder eingebracht. Man denke nur an die leicht beschmutzten, verborbene Servietten, an den wenig schönen Blechrand, den sie verhüllen sollen, und dann vergleiche man diese niedlichen, innen weiß glasierten, außen braunen Brodteig-Imitationen mit den früher landesüblichen „Pasteten-Anrichten“!

Vieher den Speisetisch mit etwas „Kaffinement“ gedeckt, die Schüsseln in appetitlicher Form gereicht, und dafür an seidenen Kleidern und allzu reichlichen Befäßen ein wenig gespart! Wir geben im großen und ganzen immer noch allzu wenig auf unsere Tafel-Decoration, und doch zeugen gerade die „Kleinigkeiten“ im Haushalt am allerdeutlichsten von dem Geist der Hausfrau, die drinnen waltet. — Ich möchte die kleinen Schüsseln, die übrigens in verschiedenen Größen zu haben sind, allen Mitleserinnen empfehlen.

Reinigung weißer Wollstoffe. — Ein vorzügliches Mittel, weißwollenen Kleidern ihre ursprüngliche Frische wiederzugeben, sind Abfälle von weißen Glacé-Handschuhen, wie man solche in jeder Handschuhfabrik bekommt. Man ziehe den Rock über ein Plättbrett und reibe ihn nun, Strich für Strich, mit den Lederabfällen, dieselben öfter erneuernd. Mit der Taille verfährt man ebenso, schüttelt das Kleid nach dieser Prozedur tüchtig aus und bürtet mit einer reinen, weichen Bürste nach. Der Erfolg ist überraschend.

Küche.

Entsalzungs-Apparat „Victoria“. — Als besonders zweckentsprechend und nützlich für die Speisebereitung erweist sich ein von Dr. G. Fr. Weber erfundener Entsalzungs-(Osmose-)Apparat, der zur Entfernung des überflüssigen Salzes aus allen damit conservirten Nahrungsmitteln oder versalzenen Speisen dient, ohne denselben die Nährkraft und den Wohlgeschmack zu nehmen, wie dies bei dem bisher üblichen „Wässern“ leicht der Fall ist. Der Apparat besteht aus zwei durchlöcheren, über einander geschobenen Metallrahmen, welche durch Pergament-(Osmose-)Papier

und, um das Zerreißen desselben zu verhindern, außerdem durch leichtes Stoffgewebe von einander getrennt sind. In den auf diese Weise aus Papier gebildeten Topf, der von dem inneren und äußeren Rahmen gehalten wird, thut man die zu stark eingesalzene Nahrungsmittel, nachdem dieselben vorher gut abgewaschen wurden. Sodann gießt man nur so viel kaltes Wasser darüber, daß sie knapp davon bedeckt sind, und stellt den Apparat in ein Gefäß mit kaltem Wasser, welches letzteres in gleicher Höhe mit der inneren Flüssigkeit des Topfes stehen muß. Je nach dem Salzgehalt der Speisen erfolgt nun das Entsalzen in kürzerer oder längerer Zeit. So bedarf z. B. Pötelfleisch einer Nacht, ebenso Bohnen und Schoten; Gerichte 12 bis 18 Stunden zc. Man erhält mit Hilfe dieses Apparates ein außerordentlich saftiges Stück Pötelfleisch und eine wohlgeschmeckende, kräftige Brühe ohne jenen unangenehmen Weisgeschmack des Salpeters. G. H. Kleuder u. Co. in Braunschweig haben den Verkauf dieses in vier Größen angefertigten Apparates übernommen.

Gespießte Rebhühner. — Ganz junge kleine Rebhühner werden sauber hergerichtet, ausgenommen und mit einer feinen Trüffel-Porree gefüllt. Dann spießt man die Thierchen, die man in Speck eingebunden, auf einen derben Drahtstab, — auch eine Spiknadel kann dafür dienen, — und legt sie in eine mäßig große Bratpfanne. Es können 5 bis 7 Stück an einem Stäbchen sich befinden. Seitwärts gießt man braune Butter hinzu, etwas schwarzes Brod und Wurzelwert aller Art, auch eine Prise Cayenne, und brät die Hühner in lauem einer Viertelstunde gar. Beim Serviren kann man sie von dem Stäbchen herabschieben und sie mit frischer Kresse garniren, hübscher ist es jedoch, wenn man vermittelt einiger Dressirnadeln, die man kreuzweise über einander bindet, eine Art Träger herstellt nach der Art, wie unsere Bestrecker sind, und darauf das Stäbchen legt, an welches die Rebhühner gespießt sind, die nun hängend erscheinen und mit frischer Kresse ausgeschmückt werden. Die Sauce wird apart dazu gegeben, ebenso Rothlohl oder Salat.

Abonnetin in Heiligenstadt. — Eraszly bereitet man auf folgende Weise: Aus dem oberen Theil eines Kinder-Filetts schneidet man fingerdicke Scheiben, klopft sie mit dem flachen Hackmesser breit, befreit sie von Haut und Sehnen und schneidet sie in kleine runde Stücke, die man mit Salz und Pfeffer bestreut. Hierauf schneidet man einige Zwiebeln in Scheiben, läßt diese mit einem guten Stück frischer Butter, einigen Schinken Scheiben, Pfefferkörnern und Gewürz schwenken, gießt ein Glas Weißwein hinzu und läßt das Eraszly fest gedeckt 1 1/2 Stunde darin dünsten, unter öfterem Zugießen von etwas Fleischbrühe. Sobald die Scheiben weich sind, nimmt man sie vorsichtig heraus, gießt die entfettete Sauce durch ein Sieb und verthocht sie mit einer Mehlschwitze, worin das Eraszly noch kurze Zeit dünsten müssen. — Gerollte Eraszly werden aus flachen, mit fein gehackten Zwiebeln befruchteten Fleischscheiben bereitet, die man zusammengerollt, im übrigen ebenso wie das Stücken-Eraszly, bereitet.

Langjährige Abonnetin in Pöbau. — Honigweiss. 42 l destillirtes Wasser wird mit 10 l Honig versetzt, die Mischung 2 Stunden gelocht und gehörig abgeseiht; sobald sie ziemlich erkaltet ist, füllt man sie in ein passendes Faß, höchstens bis zum Spundloch und läßt das Faß offen stehen. In mittlerer Keller-Temperatur beginnt die Gährung schon nach 8 bis 10 Tagen und dauert ungefähr 14 Tage; ist sie beendet, so zieht man den Meth vorsichtig, ohne die Gese zu berühren, auf ein anderes Faß und läßt ihn zum zweiten Mal in gleicher Weise gähren, worauf man ihn auf Flaschen füllt. Ein angenehmes Aroma erhält der Meth, wenn man eine Hand voll Hopfen in das Faß gießt; je länger er lagert, vielleicht 6 bis 8 Monate, um so aromatischer und besser wird er.

D. V. in Böhmen. — Geschälte süße Pflaumen. Die geschälten und entkernten Pflaumen werden gewogen; auf 1/2 kg wird 375 g Zucker geläutert, die Früchte hineingelegt und die Schale von 1 Citrone, 30 g Pomeranzenschale, 30 g Entlade, alles klein geschnitten, hinzugefügt. Nachdem die Pflaumen unter öfterem Abschäumen einige Zeit gelocht haben, füllt man sie vorsichtig in Steinidöpfe und löcht sie am nächsten Tage nochmals etwas länger auf. Auch ohne die Zuthaten, nur in geläutertem Zucker gelocht, sind diese Pflaumen vorzüglich.

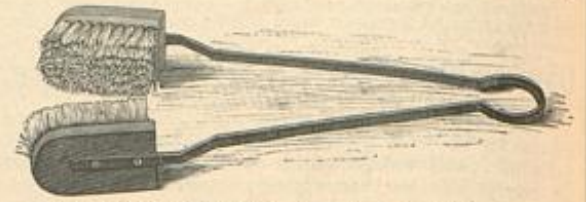
D. V. in T. — Albert-Cake. 5 Eigelb und ein ganzes Ei werden mit 150 g feinem Zucker, der abgeriebenen Schale von 1/2 Citrone und 150 g fein gewiegten Mandeln untermischt und eine viertel Stunde gehörig mit einem Holzlöffel geschlagen. Danach gießt man ungefähr 135 g feines Mehl, 1/2 Theelöffel voll gestohlenen Zimmt, eine Messerspitze gestohlene Pomeranzenschale und zuletzt den Schnee von 5 Eiweißen hinzu, rührt alles untereinander, füllt den Teig in kleine mit Butter ausgefettete Formen, und bäckt die Cakes rasch bei gelinder Ofenhitze.

Eine Unwissende. — Die unreifen Körner des Dinkelweizens werden unter dem Namen Grünkörner als Suppeneinlagen verwendet. — Zur Zeit, wenn die Körner ihre milchige Beschaffenheit zu verlieren beginnen und in einen mehligten Zustand übergehen, schneidet man die grünen Aehren ab, dörrt sie im Backofen, drischt und siebt sie aus, und läßt sie auf einer Mühle schälen. Suppe bereitet man von 150 g gemahlener Körnern, die in Wasser und 50 g Butter eine halbe Stunde ausgequillt und dann in 3 l kräftiger Fleischbrühe weichgelocht werden. Die durchgeseihete Suppe wird mit zwei Eigelben legirt und über gerösteter Semmel angerichtet.

E. M. in B. — Ingwerpflächchen (Honiggebäck). In 1/4 l gesiebtes Mehl mischt man 1 Tassenlopf feinen Zucker und 2 g gesiebtes, doppeltsohensaures Natron, rührt 1/2 Tassenlopf Milch, 15-20 g Butter, 1/2 Tasse Honig und 2 Theelöffel gestohlenen Ingwer schnell darunter, gießt 1 g ausgeblöhte Citronensäure oder Citronensaft hinzu und knetet den Teig schnell durcheinander. Von dem 1 cm dick ausgerollten Teig werden Plächchen abgestochen und glasiert, bevor man sie auf butterbestrichenen Brett bäckt.

Gärtnerei.

Blätterbürste. — Zu den Neuheiten, deren praktische Verwendung viel Zeit und Mühe im Haushalt ersparen, gehört zu-



Doppelbürste zum Reinigen von Blattpflanzen.

nächst eine neue Doppelbürste zum Reinigen von Blattpflanzen, in Form einer 30 cm langen, federnden Zange von grünlacktem Metall, deren beide Enden in zwei sich gegenüberstehende 5 cm lange, weiche Bürsten auslaufen. Bei der Benutzung wird das Blatt zwischen beide, etwas angefeuchtete Bürsten genommen, die Zange mit leichtem Druck geschlossen und durch Hin- und Herbewegen derselben das Blatt gleichzeitig auf beiden Seiten gereinigt. Preis Mk. 1,75.

Jade mit geknüpften Nermeln. — Die neue Nummer der Illust. Frauen-Zeitung v. 1/8 96 wurde mir in großer Galamität zu so erfreulicher Hülfe, daß ich nicht unterlassen möchte, mit meinem Dank auch meinen Mitleserinnen einen Dienst zu leisten. Ein böser Unfall, der den Bruch der linken Arm-Speiche veranlaßte, zwingt mich, viele Wochen mit unbehaglichem Gipsoverbande zuzubringen. So war ich nicht allein zur Unthätigkeit verurtheilt, sondern auch während dieser letzten kostlichen Sommertage an das Haus gefesselt, da der unbewegliche, starke Arm es mir unmöglich machte, eine Toilette anzulegen. Da fand ich denn, in meiner Zeitung blättern, die reizvolle lose Jackenform, die ich mir, unterstützt von einer Näherin, anfertigte, ohne Futter, aus leichtem Alpaca, vorn mit verdecktem Knopfschluß. Den linken Unterarmel schnitt ich der Länge nach mitten durch, ebenso ließ ich die erste Seitennaht offen und verjah beides mit Knopfschloß und -Reife. Besponnene glatte Knöpfe in der Farbe des Stoffes, 8 cm von einander entfernt, und correspondirende Fäden aus Seidenschur vermittelten den Schluß, so daß ich, ohne den kranken Arm in eine andere Lage zu bringen, die Jacke über- und abstreifen kann, um so leichter, da die losen Falten in Rücken- und Vordertheil so bequem nachgeben. Ein weicher Umlegekragen hilft die um den Nacken liegende Binde tragen; vorn eine breite Bandschleife mit langen Enden wahrt den leuchtenden Gipsoverband. Mit dem böllig Promenaden-gerechten Anzug ist ein großes Hinderniß glücklich überwunden. M. B.

Allgemeines.

Cape mit gemalten Blumen. — Seit die Mode die Malerei zur Ausstattung von Kleidungsstücken begünstigt, habe ich mich verschiedentlich an die Verzierung von Gürteln, Hals-Garnituren, Mänteln zc. gewagt. Die Bewunderung meiner Arbeiten durch die damit Bekannten ließ mich den kühnen Entschluß fassen, meine Kunst auch an einem größeren Toiletten-Stück zu versuchen. Ein Cape wurde als Versuchs-Object ausersehen und hat sich als überraschend dankbar erwiesen. Nach der Grundform des Capeschnittes in der Nr. vom 15. März d. J. vertheilte ich den von einem schwarzen Atlasstoffe übrig gebliebenen Stoff in 8 Reile, die vor dem Zusammenlegen mit rosa Alazienzweigen in Bouanche (Aquarell-Deckfarben) bemalt wurden. Die beiden Vordertheile trugen je einen großen Blütenzweig, die kleinen Blüthen lagen den übrigen Theilen, unregelmäßig verstreut, auf. Der Kragen blieb unbemalt. — Schwarzer Taffet füttert die hübsche, herbliche Hülle. Fr. v. P.



Cape mit gemalten Blumen.

Das Treppensteigen. — Vor einiger Zeit fand ich in einer amerikanischen und bald nachher in einer französischen Zeitschrift eine kurze Abhandlung über die Frage: Wie soll man eine Treppe hinaufsteigen? Weil mir die Frage wichtig genug erscheint, um ihr einiges Interesse zuzuwenden, so möchte ich die aus beiden Artikeln geschöpfte und seit einigen Wochen praktisch erprobte und als werthvoll befundene Wissenschaft zu Ruh und Frommen aller die hohen

Großstadt-Treppen mit Seufzen Erklimmenden bekannt geben. Im Allgemeinen sticht man sich, um von Stufe zu Stufe zu gelangen, nur auf den vorderen Theil der Fußsohle. Das aber macht das Treppensteigen so ermüdend, weil das ganze Körpergewicht auf diese Weise nur von gewissen Muskeln des Beines und Fußes getragen werden muß. Vom hygienischen Standpunkt aus ist dagegen notwendig, das Körpergewicht möglichst gleichmäßig zu vertheilen, indem man den ganzen Fuß auf die erste Stufe legt, mit langsamer, aber entschlossener Bewegung die zweite Stufe durch den anderen Fuß in gleicher Weise gewinnt und so fortfährt. Auf diese Art ist kein Muskel besonders belastet, und das Körpergewicht wird von allen Muskeln der Schenkel und Beine getragen. Es bedarf meiner Ansicht nach keiner großen anatomischen Kenntnisse, um die Richtigkeit dieser Behauptung einzusehen. Ich bringe die Lehre täglich und mit fühlbarer Erleichterung praktisch in Anwendung, weil ich mir sage: eine gute Hausfrau muß in allen Dingen sparsam sein, warum nicht mit ihren Kräften? Frau G. M.

Rezeptsquellen: Reform-Corset: J. G. Eimler, Leipzig. Gimm-maltheit. 27. — Pasteten-Form und Ragout fin-Döschen: E. Reubardt, W. Leipzigerstr. 101/102. — Blätterbürste: G. Cohn, W. Leipzigerstr. 88.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leichterreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Rantstr. 111.





Gesellschafts- oder Empfangs-Tollette. — Rückansicht und Beschreibung siehe Seite 227 der Roden-Kummer.

loren', lieber Vöfler," meinte Helbrand lakonisch. Die anderen brachen in ein schallendes Gelächter aus, während Vöfler so klug war, nichts zu antworten.

"Kostbar, wie Sie gestern die kleine Ramming abgeführt haben, Herr Doctor!" jagte jetzt Lieutenant von Thilo zu Helbrand. "Man sollte denken, die verlore die Lust, die Bühne je wieder zu betreten. Uebrigens ein bildsauberes Mädchen, nicht wahr, Herr Vöfler?"

Ueber das Gesicht des letzteren flog ein Lächeln des Einverständnisses. Helbrand aber zuckte mit den Achseln. "Fräulein Ramming scheint eine gänzlich unerwiderte und aussichtslose Neigung zur Kunst zu haben. Sie thäte am besten, diese unglückselige Liebhaberei aufzugeben."

Dies war nun vielleicht der einzige Punkt, in dem Herr Vöfler dem Doctor Helbrand offen zu widersprechen wagte. Er betrachtete sich nämlich als den Beschützer der jungen Künstlerin, obwohl sie seine mehrfachen Annäherungs-Versuche herbe zurückgewiesen hatte.

"Das muß ich bestreiten," herrschte er, sich in Positur werfend. "Thun Sie das, wenn es Ihnen Vergnügen macht," meinte der andere. "Meine Herren, merken Sie auf! Herr Vöfler wird uns jetzt Aufschlüsse über das Wesen der darstellenden Kunst geben."

"Ich glaube, es sind weniger die künstlerischen Eigenschaften der Dame, die unseren Vöfler begeistern," warf Lieutenant von Thilo ein. "Nicht wahr, alter Herr? Es lebe die Schönheit!"

"Und die Liebenswürdigkeit!" erwiderte der Dide mit faunistischem Lächeln, indem er sein Glas erhob.

"Herr Vöfler ist ein Don Juan," knurrte Commerzienrath Klidow kopfschüttelnd. "Weiß der Himmel, was der für Festungen erobert!"

Vöfler antwortete nichts, machte aber ein Gesicht, als wollte er sagen: "Wenn ich nur erzählen dürfte, — Ihr kennt mich noch lange nicht!"

"Es scheint mir," bemerkte jetzt Doctor Helbrand ipso end, "als ob die Parteinahme unseres verehrten Jubelgreises Vöfler für Fräulein Ramming weniger schmeichelhaft für die Dame wäre, als mein Angriff."

(Schluß folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Abonnentinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann die Aufnahme nicht gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen, und bitten deshalb, vor der Fragestellung stets die in der letzten Zeit veröffentlichten Antworten nachzulesen. Anfragen nach Bezugsquellen der im „Leserkreise“ beschriebenen Gegenstände können im einzelnen nicht beantwortet werden, da die Adressen stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse der letzten Seite des Unterhaltungsblattes angegeben werden. — Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgeschickt werden, noch vermag die Redaction, die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage in „nächster Nummer“ in keinem Falle thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Manuscripte z. B. frühestens sechs Wochen nach Eintreffen in unserer Redaction zum Abdruck gelangen können. D. Red.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Erwerb durch Ausbessern. — Als vielbeschäftigte Hausfrau bin ich nebst vielen meinesgleichen gar übel dran, wenn es gilt, die Wäsche sorgfältig auszubessern. Wirklich tüchtige Näherinnen sind kaum aufzutreiben, die Arbeit läßt oft viel zu wünschen übrig, auch ist es nicht immer bequem, eine Ausbesserin ins Haus zu nehmen. Würde sich gebildeten, unbemittelten Damen mit der Beschäftigung auf diesem Gebiete der Handarbeit nicht eine dankenswertere Erwerbsquelle öffnen, als durch Malen, Sticken und Häkeln? Eine Hausfrau.

Frl. D. M. in Leipzig. — Wenn Sie die Schneiderei, — und die Schneiderei auf Grund der ewig wechselnden Mode ist eine Kunst, — durchaus sachgemäß studiren wollen, um später auf diesem Gebiete Hervorragendes zu leisten, so müssen Sie eine möglichst gründliche Ausbildung anstreben. Dazu bietet sich Ihnen in Leipzig selbst die beste Gelegenheit. Die unter Oberaufsicht des Königl. Sächsischen Ministerii des Innern stehende, von einem anerkannten Fachmanne, Herrn Director Alb. Thiel, geleitete Moden-Akademie umfaßt eine Zuschneideschule, in der auch das selbständige Construiren aller Art gelehrt wird, ferner Sonder-Curse für praktische Schneiderei, kaufmännische Wissenschaften, Compositions-Lehre, figurliches Zeichnen und Malen. Die Honorare sind durchaus mäßig. D. Red.

Geselligkeit.

„Tischrücken“. — Eine hübsche und vielleicht noch wenig bekannte Thüringer Sitte möchte ich durch diese Zeilen in weiteren Kreisen verbreiten. Es ist der Gebrauch des „Tischrückens“. Ich bitte, bei diesem Namen nicht zu erschrecken, denn ich bin keineswegs gesonnen, irgend welchen spiritistischen Uebungen das Wort zu reden! Man bezeichnet mit jenem Namen hier ein geselliges Zusammenkommen in dem Hause einer Familie, die die Wohnung gewechselt hat, wobei die Gäste selbst den Wirthen in deren eigener Wohnung den „Tisch zurecht rücken“ oder „decken“.

Wenn die Umgezogenen mit der Einrichtung so weit sind, daß sie bereits die nächsten Freunde empfangen können, so verabreden sich diese, die Familie an einem bestimmten Abende zu überraschen. Nach vorheriger Vereinbarung bringen sie alles mit, was zu einer Mahlzeit gehört: kalte Speisen, um ein Büffet zu arrangiren, Getränke, worunter die übliche Bowle zu verstehen ist. — Tischgedeck, Bestecke, Porzellan und Glas. Wohnen die Freunde in der Nähe der zu Ueberraschenden, so bringen sie auch die Lampen mit. Gewöhnlich ist dies aber etwas umständlich, und so thut man gut, unter dem Siegel der Verschwiegenheit irgend einen dienstbaren Geist des Hauses einzuweihen, damit die Lampen unauffällig in Bereitschaft gehalten werden. Das Siegel der Verschwiegenheit ist zwar das Signal des Aatshes, aber da die Ausnahmen die Regel bestätigen, wollen wir hoffen, daß Bertha oder Anna, Johann oder Wilhelm diesmal „reinen Mund halten“, und daß die Ueberraschung gelingt. Läßt es sich einrichten, unter irgend einem Vorwande, — Einladung für den Nachmittag, Auforderung zu einem Spaziergang zc., — die Familie aus ihrer Wohnung zu entfernen, so haben die Freunde unterdessen Zeit, mit Hilfe mitgebrachter Dienerschaft alles in Ordnung zu bringen, um die „Wirthe“ bei ihrer Heimkehr mit einer gedeckten Tafel und „allerlei Kurzweil“ zu empfangen. Wie an einem Polterabend, so dürfen vor oder nach der Mahlzeit harmlose Scherze, Gesangs- und andere Vorträge in bunter Reihe folgen; es sollte sich jeder nach Kräften bemühen, die fröhliche Stimmung zu erhöhen. Hübsch ist's, das heimkehrende Paar mit Musik zu begrüßen; folgender Text, dem Terzett aus der Zauberflöte „Bald prangt, den Morgen zu verkünden“ untergelegt, dürfte sich als recht passend erweisen: „Mit guten Wünschen es zu weihen, nah'n wir dem neuen Haus; nur Glück und Heil und froh' Gedeihen geh' bei Euch ein und aus. Der Segen Gottes Euch bewahre

vor Leid und Schmerz noch viele Jahre, und für der treuen Freunde Schar sei Platz am Herde immerdar.“ Auch das Tanzlied von Ferd. Hiller: „Und bleiben auch 'mal die Musikanten zu Haus“ und, — in launiger Anspielung auf das alte Sprüchwort: „Wenn die Klage nicht zu Hause ist, spielen Mäuse auf Tischen und Bänken“, erweist sich das „Mausfallen-Sprüchlein“, Duett von Holstein, als sehr wirkungsvoll. Hauselfen und Bänkelsänger, Kartenschlägerinnen und Schwarzkünstler, — jeder darf sein Sprüchlein sagen. — Uebel genommen wird nichts, und harmlose Fröhlichkeit herrscht an diesem Abend des „Tischrückens“. — Mich dünkt, solche alten Bräuche sollten nach Kräften von uns jüngeren Generationen erhalten werden. M. v. S.



Blumenbehälter mit Klopfarbeit.

nicht allzu kräftig gebeugt. Bervollständigt durch künstliche Apfelblüthenzweige, die auch ein getrockneter Herbststrauch ersetzen kann, sieht mein Werk jetzt ganz prächtig aus. E. F.

Fürs Haus.

Waschen von schwarzem Seidenband und schwarzen Spitzen. — Manche sparsame Wittschwester würde seidenes Band gern waschen und wieder benutzen, wenn es nur nicht so häßlich durch das Bügeln würde. Ich reinige alle Bänder nun seit längerer Zeit auf folgende Weise, und besonders schwarzes Band wird dadurch wie neu. Auf einem Brett oder auf dem Boden breite ich das Band aus, wasche es auf beiden Seiten mit Schwamm und Regenwasser lüchtig ab und lasse es, fest auf dem Holz liegend, trocknen. Der Bügelglanz wird dadurch vermieden, das Band erhält die richtige Appretur und kann wieder als neu verwendet werden. — Schwarze Spitzen falte ich glatt zusammen, tauche sie in Spiritus, drücke sie fest aus und lege sie, je nach der Länge, zweibis viermal doppelt, glatt und sorgfältig ausgepust, zwischen zwei Bretter, wo sie bis zum vollständigen Trocknen bleiben. Um die Presse wirksam zu machen, wird ein schwerer Gegenstand darauf gestellt. M. R.

Patent-Zast- und Schnellbrater. — Dieses Küchengerät, das mir auf der Gewerbe-Ausstellung so verlockend erschien, daß ich es anschaffte, bietet vollständigen Ersatz für einen Bratofen, den es durch Schnellbraten und geringen Verbrauch von Feuerungs-Material übertrifft. Der Brater eignet sich insbesondere für die neuen Gaslöcher und liefert bei einem Gasverbrauch von 0,20 cbm, d. h. für 2 Pf. pro Stunde, z. B. 3 kg Rostbeef innerhalb 30 Minuten, ein Kalbs-Nierenstück oder 2 Hühner in 60 Minuten, einen großen Buter- oder Gänsebraten in 2 Stunden, einen Rehrücken oder ein großes Filet in 45 Minuten!

Der ovale, aus starkem Eisenblech angefertigte Sparbrater, mit seiner Bodenöffnung auf die passende Ringöffnung von Kochherden oder runden Gaslöchern gesetzt, fängt die sämtliche Wärme in dem Zwischenraume zwischen Außenmantel und Innen-Bratpfanne auf; die heißen Gase streichen unter dem außen mit hochstehendem Holzgriff versehenen Doppeldeckel nach dem scharfsteinartigen Abzuge durch und erzeugen so eine vorzügliche Oberhige, die durch Höher- oder Tieferstellen des Doppeldeckels mittelst einer Federhantel regulirt wird. Diese durch den tiefliegenden Innenboden des Deckels hervorgerufene, je nach Stellung der Gasflamme beliebig zu bemessende, kräftige Oberhige bewirkt sofort nach Einlegen des Bratens die Schließung der Fleischporen und damit die Erhaltung des Saftes und ermöglicht eine vorzügliche Bräunung des Bratens. Durch Einsetzen einer besonderen Rostvorrichtung kann der Schnellbrater auch

als Rost oder Grill benutzt werden und liefert in wenig Minuten die saftigsten Fleischstücke. Die Schnellbrater mit außen blau, innen weiß emaillirtem Einfach-Topf sind in 5 verschiedenen Größen von 26/18 cm bis 45/31 cm zum Preise von 20 bis zu 30 Mark käuflich; eine eingehende Gebrauchsanweisung wird beigegeben. A. G.

Die Post im Hause. — Seit kurzem habe ich mir eine „Hauspost“ eingerichtet, und ich muß gestehen, daß allen Hausgenossen damit eine große Bequemlichkeit geschaffen, vor allem aber dem Uebel abgeholfen ist, gerade, wenn eine eilige Nachricht expedirt werden soll, weder Marke noch Karte aufreiben zu können. Für gewöhnlich hat ja ein Markenlästchen auf jedem Schreibtisch seinen Platz. Meine „Hauspost“ aber steht auf einem Tisch im Wohnzimmer und ist ein ziemlich umfangreicher, verschließbarer Holzkasten von 12 cm Höhe, 20 cm Länge und 12 cm Breite. Außen mit Nerdschnitt verziert, — es kann auch Brandmalerei sein, — ist er innen durch Leisten in vier ungleich große Fächer getheilt. Eine der länglichen Abtheilungen enthält Postkarten mit und ohne Antwort, Paket-Adressen, Post-Anweisungen; das andere Längsfach Karten für die Paket-Gesellschaft. In den rechten Querbehälter kommen die Postmarken für 10, 5 und 3 Pf., sowie Paketfahrmarken für 3 und 5 Pf. Der zweite Querbehälter ist zur Aufnahme von Geld bestimmt. In den Deckel des Kästchens wird mit 4 Reihnägeln das genaue Inhaltsverzeichnis mit Berthangsangabe festgeheftet. Jedes Familien-Mitglied hat die Berechtigung, aus dem Kästchen Marken und Karten nach Belieben entnehmen zu können, natürlich gegen Zahlung des Betrages an die Kasse; Hausfrau oder Tochter übernehmen die Verpflichtung, an einem bestimmten Tage der Woche zu kontrolliren und die fehlenden Postwertzeichen aus dem Kassengebe zu ersetzen. Der Schlüssel hat seinen Platz im Schlüsselborte. Fr. F. St.

Fenster, Spiegel, Marmor wäscht man mittelst Schwammes und einer Mischung von 1 Eßlöffel Ammoniak auf 1/2 l Wasser. Mit trockenem Leintuch ist dann nachzureiben. E. Sch.

Universal-Schneeschläger. — Als praktische Schneeschläger-Maschine empfiehlt sich ein von A. Bertuch, Berlin W, Kanonierstr. 30, in den Handel gebrachtes cylinder-förmiges Weißblech-Gerät mit trichterartigem Boden und ebensolchem losen Deckel, durch dessen obere Oeffnung die zum Schneeschlagen nöthige Vorrichtung geleitet wird. Letztere besteht aus einer mit Handgriff versehenen Stange, deren Ende einen durchlöcheren Trichter trägt, der wieder genau auf einen, den Boden des Cylinders deckenden Trichter ohne Löcher paßt. Das Schlagen der Schne oder des Eiwisses geschieht durch einfaches Auf- und Niederstoßen des durchlöcheren Cylinders. Ist der Schnee fertig, so drückt man den Trichter hinunter und kann nun Schnee oder Sahne wie eine feste Masse herausnehmen. Das Maschinchen ist in 4 Größen zu den entsprechenden Preisen von 2,50 M. bis 7 M. vorräthig. D. Red.

Frl. C. R. — Die verblaßten Farben von Velldruck-Bildern lassen sich nicht wieder auffrischen, wohl aber kann man deren Glanz durch folgendes Verfahren erneuern: Man mischt ein Glas Brantwein, das Weiße von einem Ei und 3 g fein pulverisirten Candiszucker innig durch einander und bestreicht mittelst eines feinen Schwammes das Gemälde mit dieser Flüssigkeit, nachdem dasselbe vorher mit einem anderen Schwamm und frischem Wasser vorsichtig gereinigt worden ist. A. G.

Langjährige Abonnentin. — Den spedigen Glanz aus schwarzen Seidenstoffen entfernt man durch frischweises Abreiben mit einer Mischung von 1/10 Salmiak und 9/10 kaltem Wasser mittelst schwarzen Wollapphens; man plättet sofort links mit nicht zu heißem Eisen. A. G.

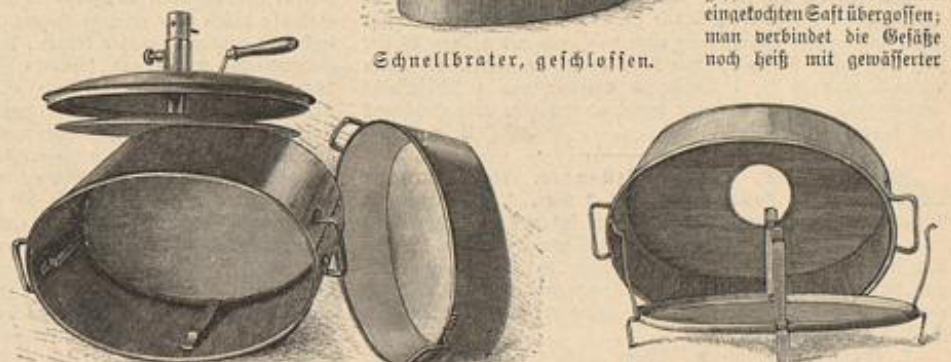
Frau Baronin S. — Nach Erkundigung bei dem Chemiker der Photogr. Gesellschaft lassen sich braune Flecke, die durch Verhinderung mit einem Ton-Nigir-Bad in leinenen Tüchern entstanden, mit Weinstein-Säure entfernen. Dieselbe wird dick auf den Fleck gestreut, angefeuchtet und muß einige Zeit darauf einwirken. Danach wäscht man den Stoff aus und spült ihn wiederholt. A. G.

Küche.

Zwetschen in Essig. — 4 kg Zwetschen (blaue Pflaumen) werden in Viertel geschnitten, mit 1 kg, in 1/2 l Essig und ebenso viel Wasser geläuterten Zucker einige Male ausgewellt, dann herausgenommen, in Gläser gepackt und mit dem weiter eingelechten Saft übergossen; man verbindet die Gefäße noch heiß mit gewässertem



Schnellbrater, geschlossen.



Patent-Zast- und Schnellbrater in seinen einzelnen Theilen.

Schweinsblase. Ein sehr gutes, feineres Compot erhält man, wenn man die Pflaumen schält, und etwas Citronenschale sowie feingehackten Citronat hinzusetzt. A.

Pflaumen-Marmelade mit Hollunderbeeren. — 2 l reife, schwarze Hollunderbeeren streift man von den Stielen, thut sie in Gummageläser und setzt diese, — mit Tüchern umwickelt, um ein Zerspringen zu vermeiden, — so lange in ein Gefäß mit kochendem Wasser, bis der Saft der Beeren vollkommen ausgelesen ist. Durch ein Tuch gepreßt, setzt man dem gewonnenen Saft 2 l ungeschälte, entkernte Pflaumen, 2 g gestoßenen Ceylon-Zimmt, 2 g gestohene Gewürznelken und die fein geschnittene Schale einer

Biertel-Citronen zu, läßt alles zu einer dicken Marmelade verkochen, füllt diese noch heiß in Steintröpfe, bedeckt sie mit einem in Rum angefeuchteten Papier und verbindet sie.

Cotelettes auf Malländer Art. — Von einem zarten, fetten, nicht zu frisch geschlachteten Kalbe läßt man rippendicke Cotelettes schlagen, befreit sie von Haut, Fett und Sehnen, entfernt aber das Rippchen nicht. Zwei Stunden vor dem Anrichten taucht man die Cotelettes erst in frische, zerlassene Butter, dann in eine Panade, die aus geriebenem Parmesantäfel und Paniermehl zu gleichen Theilen vorbereitet wurde. Ist Butter und Panade genügend eingezogen, so wendet man die Cotelettes in zerklüfteten Eiern, dann nochmals in der Panade von Käse und Paniermehl, und stellt sie bei Seite. Ganz dünne Maccaroni (sogenannte Maccaronelli oder Vermicelli) werden in Salzwasser gar gekocht, abgeseiht und, mit einer ziemlich dicken, butterreichen Tomaten-Sauce wohl durchgeschwenkt, auf eine runde Schüssel gehäuft, die zu schöner Farbe gebratenen Cotelettes, mit den Rippchen nach außen, im Kranze darum gelegt und recht heiß und schnell servirt. Es empfiehlt sich, da der Käse leicht anbrennt, die Cotelettes in der Butter schwimmend, sehr rasch zu baden. Man kann auch noch Tomaten-Sauce zu dem Gericht reichen lassen, doch ist es nicht nöthig; die pikante Panade der Cotelettes verträgt nicht viel davon als Beigabe.

Derings-Pfännchen. — Zwei große Deringe werden 4-5 Stunden gewässert, gehäutet, von den Gräten befreit und sehr fein gewiegt. Nun vermischt man sie mit sechs Eßlöffeln voll geriebener und gesiebter Semmel, ebenso viel gehacktem Kalbsbraten, einer zerhackten und in Butter weich gedämpften Zwiebel, drei Eidottern und einigen Eßlöffeln saurer Sahne, thut alles in eine gut gebutterte, mit Semmel ausgefrente passende Form, streut geriebenes Weißbrod darüber, beträufelt dies mit zerlassener Butter und läßt die Speise 20-25 Minuten baden. Dann stürzt man sie auf eine Schüssel, garnirt sie mit gebackener Petersilie und servirt sie als Vorspeise.

Mehlspeise von Bisquit mit Apfeln.

— Eine mit Butter ausgefrente Mehlspeisenform wird zunächst mit einer Schicht Apfelscheiben belegt, die in Weißwein mit Zucker und Vanille weich gedämpft wurden. Hierauf folgt eine Schicht von Bisquit, das man vorher mit ein wenig Rum anfeuchtet und mit Apri-cosen-Marmelade dick bestreicht. Weiter rührt man von 1/2 l Sahne, 45 g Maizena, 50 g Zucker und etwas gestoßener Vanille auf dem Feuer eine Crème, die man, sobald sie kochend sich zu verdicken anfängt, mit vier Eidottern abzieht. Nachdem der angegebene Inhalt der Form hiermit übergossen wurde, schiebt man letztere in den Ofen und läßt die Speise bei mäßiger Hitze eine Stunde baden. Kurz vor dem Garsein streicht man das zu steifem Schnee geschlagene, mit Puderzucker verührte Weißer der vier Eier als Guß über die Mehlspeise, setzt rund herum kleine Häuschen der Masse als Verzierung auf und läßt sie hellgelb baden.

Vorzügliher kalter Pudding. — Zu jedem Ei nehme man einen Eßlöffel voll gesiebten Zuder, einen Eßlöffel süßen dicken Rahm und ebenso viel alten Rum. Diese Mischung wird eine Stunde lang ununterbrochen gerührt oder mit einem Schneebesen geschlagen, bis die Masse schaumig ist.

Rheinische Waffeln. — Zu 30 Stück gehört: 1 Pfd. Mehl, 1 l Milch, 10 Eier, 60 g Hefe, 1/2 Pfd. Butter. Das Mehl rührt man mit der lauwarmen Milch an, und giebt 8 Eigelbe, die geschmolzene Butter, die aufgelöste Hefe und den Schnee von 10 Eiweiß dazu; sobald das Waffeleisen heiß ist, wird von dem Teig hineingethan, auf starkem Feuer gebacken und die Waffeln noch warm mit Vanille-Zucker bestreut.

Reisluchen mit Chocoladen-Sauce. — Man kocht 1/4 kg Reis in 1 l Milch dick ein, gebe 4 Eier, — das Weißer zu Schnee geschlagen, — 90 g Zucker, an dem man etwas Citronenschale abgerieben hat, 30 g abgezogene, feingestohene Mandeln und ein wenig Zimmt dazu, backe den Kuchen in einer gebutterten, mit gestoßenem Zwiebel bestreuten Kuchenpfanne auf beiden Seiten schön gelb und reiche Chocoladen-Sauce dazu; auch mit Compot v. v. Pr.

Chocoladen-Sauce. — Man erwärme 1/2 kg Chocolade in einer irdenen Casterole, zerdrücke sie, wenn sie erweicht ist, mit einem Wöfel und verdamme sie nach und nach mit heißem Wasser zu 1/2 l, quire sie kräftig und stelle sie ins bain-marie. Dann verkloppe man in 1/2 l Wasser, 3 Eidotter und 1 Messerspitze Kartoffelmehl, gieße die Sauce damit ab und gebe nach Geschmack noch etwas Zucker hinzu. v. v. Pr.

Frau v. St.-S. — 1. Salzstangen. Unter 250 g zu Schaum gerührte Butter mischt man 2 Eier, 1/4 l Sahne und 375-400 g feines Mehl, arbeitet einen festen Teig daraus, den man zu einer dünnen Platte ausrollt, und schneidet davon Streifen von drei Finger Breite. Sobald diese dicht zusammengerollt und festgebrückt sind, bestreicht man sie mit geschlagenem Ei, streut etwas Salz darüber und backt sie auf einem mit Butter bestrichenen Blech im heißen Ofen.

2. Kale zu räuchern. Große starke Kale werden aufgenommen, mit einer Mischung von 10 g Salpeter und einer Hand voll Salz eingegeben, 4-6 Tage an einen kühlen Ort gelegt und danach 8-10 Tage in kühlen Rauch gehängt. Das Räuchern mit Holzessig ist hierfür nicht rathsam. A. S.

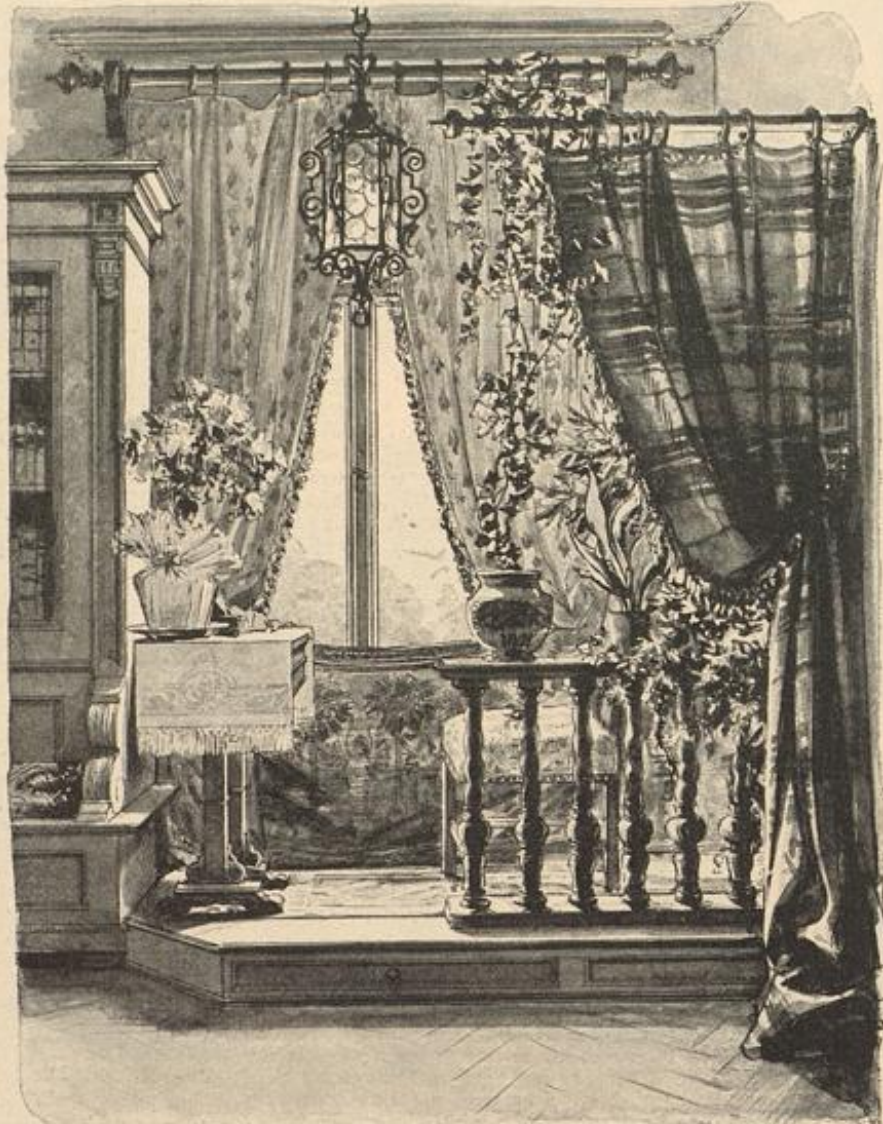
Zimmereinrichtung.

Fensterlich mit Tritt und Balustrade. — Als Mädchen hatte ich in meinen Zukunfts träumen schon oft meine künftige Wohnung eingerichtet; später, nach meiner Verlobung, kam ich dann mit den fast fertigen Plänen zum Vorschein. Von der

„guten Stube“ sah ich ganz ab; sollte doch jeder Raum den Eindruck des Behaglichkeits, der Behaglichkeit machen. Da es sich um eine kleine Häuslichkeit handelte, hielt ich es für rathsam, sämtliche Möbel aus einer Holzart und möglichst in gleichem Stil zu wählen. Besonders Offiziers- und Beamten-Familien müssen darauf vorbereitet sein, verfehlt zu werden, wobei dann gewöhnlich die Verschiedenartigkeit der Wohnungen eine veränderte Aufstellung der Möbel bedingt. Außerdem kommt jede Hausfrau in die Lage, z. B. bei Festlichkeiten, alle vorhandenen Stühle in einem Zimmer unterzubringen. Es sieht dann nicht schön aus, wenn zwei, auch drei Sorten von verschiedener Farbe und Größe beisammen stehen. Wählt man nicht eine Holzart für alle Möbel, so empfiehlt es sich, das Wohn- und Schlafzimmer mit sehr einfachen, vielleicht imitirten Möbeln auszustatten. Jedenfalls möchte ich meine lieben Leserinnen davor warnen, einen Theil der Einrichtung, z. B. den Salon, übermäßig elegant und kostbar einzurichten. Meine Möbel von alt-eichensarbig gebeiztem Eichenholz sind in der Form den altdeutschen nachgebildet und mit Rundschnitt verziert. Die Kleiderschränke sind wie das Buffet und der Schreibtisch meines Mannes, nur das Schließwerk ist nicht so reich, wie an diesen. Stehen die Schränke auch vorläufig im Flur, so müssen sie später vielleicht im Wohn- oder im Schlafzimmer Platz finden und können es dann auch, ohne störend aufzufallen. Für die Aufbewahrung der Wäsche benutze ich einen sogenannten Brandkasten-Schrank. Derselbe besteht aus drei selbständigen, auf einander

von Blumentöpfen, und ließ alles vom Tischler und Drechsler, denen ich die Maße dazu gab, anfertigen. Die Höhe der bretterartigen Rückwand, die eine Gardinen-Stange trägt und nach dem Zimmer durch den beliebig hoch zurückgenommenen Vorhang verdeckt ist, beträgt 200 cm. Ein kräftiger, schräg stehender Holzträger stützt die Gardinen-Stange. Alle Theile sind eichensarbig gebeizt und gebohrt. Der Zinkeinsatz für die Blumen ist 4 cm tief und reicht bis an die vordere Säule; die aus Holz gedrechselte Base erhält einen besonderen Einsatz für den Blumentopf.

Zu einem Abstände von 125 cm von der Fensterwand meines Gh- und Wohnzimmer wurde die ebenso lange Balustrade mit Galen und Bänderisen an der Wand befestigt. Der Vorhang schließt den kleinen Raum etwas von dem übrigen Zimmer ab, ohne es indessen zu verdunkeln. Holzringe dienen zum Befestigen der Gardine, die nach Gefallen mit Handarbeit, Kreuzstich zc. nach Mustern unserer Zeitung verziert werden kann und mittelst Natten gefällig zurückgerafft wird. Mein Vorhang ist vorläufig noch ohne Handarbeit; Rudolph Herzog lieferte mir cremefarbenen Congreestoff mit blauen und rothen Querstreifen. An den Fenstern fallen olivfarbene, mit bunten Querstreifen versehene Portiären schlicht herab, die Stores sind cremefarben, eine bestickte Fensterbede aus Fries schützt gegen Zugluft. Die übrige Einrichtung der „Ecke“ besteht hauptsächlich aus einem Plüschkasten, genannt „Truhe“. Hierzu nahm ich eine entsprechende, feste Packkiste, die vom Tischler glatt gehobelt und mit Angelfüßen versehen wurde. Die Kiste ist alt-eichen gebeizt und gebohrt. Vom Klempner ließ ich mir 8 cm breite Zintblechstreifen schneiden, womit sämtliche Ecken und Kanten beschlagen wurden unter Verwendung von gelben Ziernägeln. An den Seiten ließ ich gelbe Handgriffe anschrauben; den Deckel befestigte ich mit Charnieren und sicherte ihn mittelst Vorlegeschloßes, dann wurde ihm ein Sichtfisen, natürlich mit Stickerie, aufgenagelt. Eine an der Wand, hinter der Truhe angebrachte Decke schützt den Sitzenden vor der ausstrahlenden Kälte. Darüber hängt ein mir sehr liebes Bild, ein Brautpaar, „Der zwölfjährige Jesus im Tempel“ von Hoffmann, eine nach dem Dresdener Original ausgemalte Photographie in Goldrahmen. Da Großmutter's Nähtisch mich begleitete, nachdem er schon in meinem Mädchenstübchen gestanden, fertigte ich nur ein neues Kleid für ihn, eine hübsche Decke aus modischem Fries. Beim Nähen zc. hat man gern einen Behälter zur Hand, in dem der Ausbesserung bedürftige Gegenstände schnell versenkt werden können. Zu diesem Zweck fertigte ich die bekannte große Tüte von Lederpappe, mit Brandmalerei, und als Mäntelchen der Liebe ein nicht zu kleines Deckchen von rothem Wollstoff mit leichter Stickerie, das oben an der äußersten Spitze der Tüte befestigt wurde. Diese Tüte fand ihren Platz etwas versteckt hinter dem Nähtisch.



Fensterlich mit Tritt und Balustrade.

Ein Teppich auf dem Fußboden erhöht die Gemüthlichkeit, ebenso eine an der Decke befestigte Laterne mit Klein-Eisenarbeit (siehe den „Festkreis“ vom 15. März 96). Viel Licht verbreitet das darin befindliche Del-Lämpchen allerdings nicht, da die Fenster mit Gelatine-Fugenscheiben besetzt sind. Aber gerade das „Halbdunkel“ ist für ein kurzes Ruhen und Träumen nach gelhanem Tagewerk so wohlthuend. Die Farben aller zur Verwendung kommenden Stoffe und Stickerien sind sorgfältig ausgewählt, sobald sie gut zusammenstimmen.

So kam ich zu meinem „Erkerplätzchen“! Wie traumlich es in Wahrheit ist, läßt sich schwer wiedergeben. Möchte mein Wunsch in Erfüllung gehen, allen Bräuten, die gleich mir, Freude am Selbstgeschaffenen haben, durch die vorstehenden Zeilen das schwere Werk der ersten Wohnungs-Einrichtung etwas zu erleichtern! „Vert ha“.

Vorhänge bequem zu befestigen. — Etmals höre ich Klagen, wie lästig es sei, die Jugvorhänge zu waschen, da das Abnehmen und Aufhängen so un bequem ist. Nachstehend beschriebene Einrichtung hat sich als praktisch erwiesen. Die Stangen und Ringe bleiben stets an ihrem Plage; wo die Vorhänge an die Ringe zu befestigen sind, werden schmale leinene Bändchen, 25-30 cm lang, in der Mitte festgenäht. Man kann die Vorhänge nun leicht an- oder abbinden. G. B.

Handarbeit.

Obales Tischuch aus einzelnen Leinentheilen. — Durch einen unangenehmen Zufall wurde mir ein Tischuch verderben, und da ich mit den Servietten allein nichts anzufangen wußte, benutzte ich acht davon, um eine passende Decke für einen acht-eckigen, einen Baum umgebenden Gartentisch herzustellen. Die von den Servietten abfallenden Ecken verarbeitete ich zu einer bis zum Rande reichenden Schutzdecke für einen ovalen Tisch, in der Weise, daß jedesmal die gerade Seite eines Stückes an die schräge des anderen mit der Maschine gesteppt wurde. Darauf verzierte ich die Ränder mit Grätenstichen in Roth und Dunkelblau. Den Rand umgab ich ebenfalls mit Zierstichen in Roth, Blau und wieder Roth und einer gehäkelten weißen Spitze, deren Zwickseite gleich dem Fuß einen Abschluß in Roth und Blau erhielt. Da die Mitte der Decke sich nicht anders glatt herstellen ließ, verdeckte ich sie durch einen in Roth und Blau gehäkelten Stern. Statt der Grätenstiche am Rande würde eine Borte, in Stielstich gearbeitet, vielleicht noch wirkungsvoller sein. L. D.

Frau D. A. — Zur Anfertigung von Unterkleidern empfehlen wir Ihnen ein neues kleinschichtiges porbes, in der Wäsche nicht eingehendes Gewebe aus Wollaufzug, Leinen- und Baumwoll-Einschlag; Patent Vobel, zu beziehen durch H. Jordan, SW, Martgrafenstr. 107. D. Red.

Verzugsquellen: Schnellbrater: Act.-Ges. Schäfer u. Walter, SW, Lindendr. 18. **Commissionen** nach Abbildungen „Aus dem Festkreis“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Nachdruck verboten.

Edith.

Novelle von D. Saul in Stuttgart.

(Schluß.)

Landgerichtsrath Lang war, während diese Bemerkungen ausgetauscht wurden, mehrfach auf dem Stuhle hin- und hergerückt. Jetzt sagte er, mit erstem Blick den dicken Herrn ansehend: „Herr Vöfler wird wohl kaum den Glauben erwecken wollen, daß seine Bekanntschaft mit Fräulein Ramming eine andere, als eine sehr entfernte und durchaus äußerliche sei. Ich kenne zufällig die Dame, die meiner Familie durch Verwandte warm empfohlen wurde, und weiß, daß sie überhaupt völlig unnahbar ist.“

Die Worte waren in so bestimmtem, jeden Widerspruch ausschließendem Tone gesprochen, daß Herr Vöfler es rathsam fand, über seine Beziehungen zu der jungen Schauspielerin sich Schweigen aufzulegen; auch wurde er der Verpflichtung, etwas zu erwidern, überhoben durch die Frage des Lieutenant: „Et, Herr Rath, Sie wissen etwas Näheres über das schöne Kind? Daraus damit! Das interessiert uns Alle ungeheuer!“

„Ich weiß vielleicht weniger, als Sie denken, habe die junge Künstlerin auch nur ein einziges Mal gesehen. Ihnen, Herr Doctor.“ — jetzt wandte er sich an Helbrand, — „gebe ich gern zu, daß es der jungen Dame an wirklichem Talent gebricht; es kann mir nicht einfallen, gegen das Urtheil eines Fachmannes anzukämpfen. Im Irrthum aber sind Sie, wenn Sie annehmen, die Dame sei durch eine Liebhaberei, eine Schranke, auf die Bühne geführt. Nein, sie ist darauf angewiesen, sich ihr Brod zu erwerben, und es ist nur zu bedauern, daß sie einen Beruf ergriffen hat, für den ihr leider die Befähigung abgeht. Nun aber, da es einmal geschehen ist, versucht sie, sich gut oder schlecht durchzuschlagen, nicht, weil sie einer Laune folgt, sondern weil sie der Noth gehorcht.“

Doctor Helbrand erwiderte um einen Ton ernster: „Das ist freilich etwas anderes, wie ich zugeben muß. An der Thatfache, daß Fräulein Ramming keine Künstlerin ist, ändert es allerdings nichts.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Landgerichtsrath. „Nur ist man in solchen Fällen geneigt, zu bedauern und zu verzweifeln.“

„Herr Rath, Sie wissen am besten, daß der Richter sein Urtheil durch solche Empfindungen nicht beeinflussen lassen darf. Auch die Kunst hat ihre Gejehe, deren Uebertretung ebenso wenig geduldet werden darf, wie die Vergehen gegen das Strafgesetz. Wo kämen wir Kritiker hin, wollten wir uns von den Regungen des Herzens beeinflussen lassen, anstatt allein von dem Werthe des Kunstwerkes?“ Helbrand hatte diese Worte nicht ohne eine sichtliche Erregung gesprochen; es machte den Eindruck, als wehre er sich gegen ein sich ihm aufräumendes peinliches Gefühl.

„Es liegt mir fern, die strenge Gerechtigkeit an Ihnen zu tadeln, von der ich selbst mich leiten zu lassen bestrebt bin,“ bemerkte der Jurist ruhig. „Dahin habe ich nicht gezielt. Aber eines werden Sie mir vielleicht zugestehen: daß nämlich die Erfüllung unserer Pflicht nicht immer das Gefühl einer moralischen Befriedigung in uns hinterläßt, wie man doch eigentlich voraussetzen sollte; wenigstens auf dem Gebiete meines Wirkens ist das der Fall. Ich urtheile nach bestem Wissen und Gewissen; dennoch habe ich zuweilen, — in vereinzelten Fällen natürlich, — die Empfindung gehabt, daß die Verfehlung und die Sühne nicht im richtigen Verhältnis stehen, daß summum jus summa injuria ist. Nun möchte ich diese Erscheinung nicht ohne weiteres auf das Gebiet der Kunst-Kritik übertragen. In objectiver Hinsicht kommt es ja vor allem auf die Zweckbestimmung an, die einerseits dem Rechte, andererseits der Kunst anhaftet. Aber selbst wenn diese Bestimmungen durchaus verschieden sind, so bleibt nach meinem Dafürhalten subjectiv die Möglichkeit eines Conflicts mit sich selbst auch für das Kunst-richteramt bestehen.“

„Sie haben vielleicht recht, Herr Rath,“ erwiderte Doctor Helbrand. „Dennoch müssen Sie mir zugeben, daß, wenn wir anders urtheilen, als eben das Gesetz vorschreibt, wir dem Verbrecher Thür und Thor öffnen würden, — auf dem Rechts-, wie auf dem Kunstgebiete.“

„Ich werde mich hüten, Ihnen zu widersprechen!“ meinte der andere. „Ich beabsichtige ja auch weiter nichts, als Sie auf den inneren Widerstreit hinzuweisen, von dem jeder denkende und pflichtbewußte Richter, gleichviel welcher Gattung, in gewissen Fällen ergriffen werden kann. Dieser Widerstreit könnte nicht vorhanden sein, wenn das Gesetz eben die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht hätte; dann müßte seine rückwärtslose Erfüllung unter allen Umständen und auch eine sittliche Befriedigung gewähren. Ich gestehe offen, daß ich das heute von mir nicht sagen kann, und ich glaube, daß Sie sich in einer ähnlichen Lage befinden.“

Doctor Helbrand fand keine Entgegnung; er konnte sich dem Eindruck, den die Worte des älteren Mannes und erfahrenen Juristen machten, nicht ganz entziehen.

„Nun sagen Sie aber, verehrtester Herr Rath,“ wandte sich jetzt der Lieutenant, der den Auseinandersetzungen der beiden Herren keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen konnte, ungeduldig an den Richter, „nun sagen Sie, können Sie uns denn wirklich nichts Näheres über die kleine Ramming erzählen?“

„Kaum viel mehr, als das, was ich schon zum besten gab,“ antwortete Landgerichtsrath Lang. „Fräulein Edith Ramming ist die Tochter eines Beamten, der frühzeitig starb. Ein kleines Vermögen, das Frau Ramming und Tochter besaßen, ging durch den gewissenlosen Leichtsinne eines Verwandten verloren; der Rest dieses Vermögens wurde darauf verwandt, das junge Mädchen für das Theater auszubilden, weil Edith Ramming Lust zu diesem Berufe verspürte und Talent zu besigen glaubte. Seitdem sie an unserm Theater beschäftigt ist, wohnt sie zurückgezogen mit ihrer Mutter hier in der „Wilden Rose“. Sie selbst sucht sich, — so weit sie nicht durch ihre Thätigkeit in Anspruch genommen ist, —

durch Unterrichtsstunden einen Nebenverdienst zu verschaffen, und Frau Ramming fertigt, wie ich gehört habe, Stidereien an.“

Die Herren mußten sich mit dieser Auskunft zufrieden geben. Nur Helbrand blickte finster und einsilbig vor sich hin; seine gute Laune war völlig verstimmt. Was war es doch, was ihn unruhig stimmte? Hatte er früher nie nachgedacht über das, was ihn nun ergriff? Nein, er war meist zufrieden mit seinem Thun gewesen, denn er wußte sich seinem Berufe gewachsen und fühlte sich frei von Unlauterkeit und Unehelichkeit. Und warum fielen ihm jetzt die Worte Wagner's ein:

„Thut nicht ein braver Mann genug,

Die Kunst, die man ihm übertrug,

Gewissenhaft und pünktlich auszuüben?“

War er nicht, — so fragte er sich nunmehr, — dem eiteln, selbstgefälligen Menschen ähnlich, der mit der mechanischen und gedankenlosen Ableistung seiner Pflichten sich zufrieden gab, ohne nach den inneren und höheren Erfordernissen dieser Pflichterfüllung zu fragen?

Vald verließ Doctor Helbrand die Gesellschaft, in der er sich für den heutigen Abend nicht mehr wohl fühlen konnte. Als er am Schanztisch saß, benutzte er die Gelegenheit, um bei der Frau Wirthin Erkundigungen über Edith Ramming und ihre Mutter einzuziehen. Was er erfuhr, war freilich wenig genug. Die Damen lebten sehr still für sich, ward ihm gesagt, schränkten sich aber auch so sehr ein, daß es sich kaum lohne, sie in Kost und Logis zu haben.

III.

Am nächsten Mittag hatte die Wirthin zur „Wilden Rose“ nicht geringe Ursache, sich zu verwundern. Seit einiger Zeit war Doctor Helbrand, obwohl er abends am Stammtisch regelmäßig erschien, zum Mittagessen in die „Goldene Krone“ gegangen, eine Wandlung, die Frau Niedermeyer schmerzlich berührt hatte. Um so freudiger war sie heute überrascht, als Helbrand erschien und, wie früher, an der Tafel Platz nahm.

Frau Niedermeyer war eine charakterstarke, im Glück und Unglück erprobte Frau, die ihre Empfindungen nicht leicht an die Oberfläche treten ließ, und so verrieth sie auch kaum durch ein Schmurren die Genugthuung über den Wiedergewinn eines werthen Gastes. Doch war sie einigermaßen enttäuscht, als sie sah, daß Helbrand mit sichtlicher Ungebuld speiste und auch vorzeitig von der Tafel aufstand.

„Schmeckt es Ihnen nicht, Herr Doctor?“ fragte sie mit besorgtem Ausdruck.

„Vortrefflich, Frau Niedermeyer,“ versicherte er, „aber ich muß noch einen Besuch machen und fürchte, zu spät zu kommen. Frau und Fräulein Ramming sind doch zu Hause?“

„Gewiß, die essen immer erst um zwei, wegen den Theaterproben. Auch heute haben sie für so spät bestellt.“ Und in einen geheimnißvollen Flüsterston verfallend, legte sie hinzu: „Eine Portion, die beiden! Und dabei soll etwas herauskommen!“ Es lag eine Fülle von Menschenverachtung in diesen Worten der biedereren Frau.

Helbrand antwortete nicht darauf. Er ließ die Wirthin reden und stieg die Treppe hinan. Vor der Thür, die man ihm bezeichnet hatte, blieb er stehen. Er klopfte nicht, denn plötzlich hatte sich ihm die Frage aufgedrängt, was er denn eigentlich dort wollte. Und jetzt im Augenblick war er sich wirklich ungewiß darüber. Der Schauspielerin einen Besuch machen, die zu empfangen er selbst abgelehnt hatte, — ging das überhaupt an? Er müßte wenigstens ganz ungewöhnliche Gründe für ein so ungewöhnliches Verhalten vorbringen können. Aber welche? Wollte er sich vielleicht entschuldigen wegen der an ihrem Auftreten geübten Kritik? Das konnte er nicht, denn wenn auch die Bemerkungen des Landgerichtsrathes ihn betroffen gemacht hatten, er durfte sich nichts vorwerfen und hatte kein Unrecht. Es war ja gewiß bedauerlich, daß Fräulein Ramming in bedrängten Verhältnissen lebte; allein durfte er deshalb aus weicherziger Schwäche sein Urtheil über ihre künstlerischen Leistungen ändern? Zaudernd und erwägend stand Helbrand noch immer vor der Thür, mit sich ungewiß, was er thun sollte. Da öffnete sich die Thür plötzlich, und die Schauspielerin erschien auf der Schwelle. Sie hatte den Besucher nie gesehen, und so war er es zunächst allein, der das Peinliche dieses plötzlichen Einander-Gegenüberstehens empfand.

„Sie wünschen, mein Herr?“ fragte Edith, ehe Helbrand ein Wort zu sagen vermochte.

Jetzt war natürlich an ein Zurückweichen nicht mehr zu denken; es hieß, entschlossen auf das Ziel loszugehen.

„Ich habe die Ehre, Fräulein Ramming vor mir zu sehen?“ fragte Helbrand und fuhr, als Edith bejaht hatte, fort: „Mein Name ist Doctor Helbrand; ich bin Feuilleton-Redacteur und Kritiker der „Freien Zeitung“.“

Edith starrte den Besucher verwundert, fast ungläubig an. War denn das möglich? Was wollte der Mann von ihr, der sie um ihre Existenz gebracht hatte? Wollte er seine Herzlosigkeit, — Edith dachte gewiß ruhig, aber seine Schreibweise fand sie doch recht herzlos, — so weit treiben, zum Schaden den Hohn zu fügen? Wie glühende Pfeile schossen diese Gedanken durch ihr Gehirn, und es dauerte immerhin einige Secunden, bis sie den Besucher einzutreten bat.

Doctor Helbrand folgte der Aufforderung. Es war ein einfach ausgestattetes, doch freundliches und peinlich sauberes Zimmer, in das er trat.

„Sie sind mit Zug verwundert, mein Fräulein, daß Sie mich hier sehen,“ begann er, nachdem er sich auf dem ihm angebotenen Stuhl niedergelassen hatte. „Ich weiß selbst kaum, wie ich mir das Recht zu diesem Besuch nehmen konnte, und ob Sie mir dieses nicht abpreden werden. Aber es drängte mich, über eine Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen, in der ich von Ihnen, wie ich fürchte, falsch beurtheilt werde.“

Edith sah den Sprecher mit großen, forschenden Augen an, als sie sagte: „Ich bin allerdings einigermaßen erstaunt, Sie hier zu sehen; nachdem Sie meinen Besuch auf der Redaction zurückgewiesen hatten, konnte ich ja auf den Ihrigen nicht gefaßt sein. Selbstverständlich aber ist er,“ — fügte sie mit einem schwachen Lächeln hinzu, — „mir trotzdem willkommen.“

„Legen Sie mir, bitte, das nicht als Mangel an Höflichkeit aus, was, — ich versichere Sie! — allein der Ausfluß einer Gewissenhaftigkeit ist, die Ihnen vielleicht übertrieben erscheint. Ich habe es bisher strengstens zu vermeiden gesucht, mit den Künstlern in Berührung zu kommen, die ich zu kritisiren habe.“

„Und diesem schönen Grundsatz wollen Sie nunmehr untreu werden, Herr Doctor?“ Es lag ein leiser Spott in dieser Frage, die das junge Mädchen an den Mann richtete.

Helbrand zog unruhig an seinen Handschuhen. „Sie haben alle Ursache, gnädiges Fräulein, nicht nur erstaunt, sondern auch ungehalten zu sein. Doch ich bitte Sie, mich zu hören; vielleicht wird Ihnen alsdann mein Verhalten verständlich. Ohne Umschweife, Fräulein Ramming! Ich weigerte mich, Ihren Besuch zu empfangen; um Ihre künstlerischen Leistungen desto unparteiischer und unbefangener würdigen zu können. Das wäre ja schon ganz gut gewesen. Nun trat aber die Pflicht an mich heran, Ihr Auftreten, Ihr Spiel zu —, scharf zu —.“

Der Doctor fand offenbar nicht den richtigen Ausdruck und Edith kam ihm zu Hülfe. „Herunterzureißen!“ sagte sie.

„Nennen Sie es so, in Gottes Namen!“ meinte Helbrand. „Ich möchte sogar verhindern, daß Sie am hiesigen Theater engagirt würden, was meiner Ansicht nach ein —“

„Grober Mißgriff gewesen wäre!“ schaltete Edith ein.

„Allerdings, ein Mißgriff,“ fuhr der Besucher fort, seinen Gleichmuth etwas wieder gewinnend, während er eifrig zum Fenster hinaussah.

Edith warf ihren anmuthigen Kopf zurück. „Und Sie sind gekommen, mein Herr, um mir mitzutheilen, daß Sie Ihre Pflicht redlich erfüllt haben. Ich glaube in der That, daß Sie mit sich zufrieden sein können! Sie haben ja Ihren Zweck erreicht!“ Die letzten Worte waren in einem ersten Ton gesprochen, der den Besucher aufbliden ließ.

„Ich wollte Ihnen nur die Versicherung geben, daß mich keine feindselige Absicht gegen Sie leitete, daß ich aus sachlichen Gründen handelte.“

„Für mich muß das ja eine vollkommene Beruhigung sein.“ Eine leise Bitterkeit lag in ihren Worten.

„Und wenn ich nun jetzt komme und um Verzeihung bitte?“ sagte er ehrlich, indem er ihr die Hand hinhielt und sie warm anblickte. „Lassen Sie uns Frieden schließen!“

Edith machte keine Miene, die dargebotene Hand zu erfassen. „Sie fühlen doch keine Schuld, Herr Doctor,“ meinte sie kühl, „und es ist nicht recht begreiflich, weshalb Sie da um Verzeihung bitten.“

„Sie wollen mich nicht verstehen,“ erwiderte Helbrand, „obgleich ich mich bemühte, offen zu sein.“

Es stieg ihm der Gedanke auf, daß er im Augenblick eine nicht sehr glückliche Rolle spiele, und daß seine Gegnerin die Schwäche seiner Position trefflich zu benützen wisse. „Es ist wohl wahr,“ fuhr er fort, „daß ich, streng genommen, keine Veranlassung habe, um Verzeihung zu bitten, denn was ich that, war, — wie Sie ja selbst, wenn auch vielleicht nicht ganz im Ernst, zugeben, — der Ausfluß meiner Ueberzeugung, eine Bethätigung meines Pflichtbewußtseins. Und trotzdem sehen Sie mich hier als Bittenden. Denn zum ersten Male in meinem Berufsleben fühle ich, daß . . . hm, daß die Pflichterfüllung nicht unter allen Umständen befriedigt.“

Die Augen des Sprechenden gingen an Ediths ausdrucksvollen Zügen, als suchten sie Antwort.

„Und doch wäre das Gefühl, Ihre Pflicht nicht gethan zu haben, sicher weit unangenehmer für Sie, Herr Doctor!“

Der Besucher umging die unmittelbare Erwiderung auf diese Bemerkung. „Es bedrückt mich,“ erklärte er nach einer Pause, „daß ich es sein mußte, der Ihre Hoffnungen zerstörte, einerlei, ob diese berechtigt waren, oder nicht. Ich weiß jetzt, daß Sie nicht, um einer thörichten Laune zu fröhnen, sich auf die Bretter gewagt haben, daß Sie vielmehr einem Zwange folgten. Sie sind darauf angewiesen, Ihr Brod zu verdienen, — glauben Sie, mein Fräulein, daß es mir Freude macht, Ihnen das zu erschweren oder unmöglich zu machen?“

Edith schüttelte schweigend den Kopf, und Helbrand fuhr fort: „Das mußte ich Ihnen sagen, und darum bin ich hierher gekommen. Wenn Sie nun, gnädiges Fräulein, mir die erhoffte Verzeihung, — wir wollen einmal dies Wort festhalten, — verweigern, so ist mein Zweck freilich nicht vollkommen erreicht, aber ich darf mir sagen, daß ich den redlichen Versuch gemacht habe, mein Verhalten aufzuklären und zu rechtfertigen.“

Er machte Miene, sich zu erheben; ein freundlicher Blick Ediths bannte ihn. „Nicht so, Herr Doctor,“ sagte sie fast herzlich und hielt ihm die Hand hin, die er hastig ergriff. „Denken Sie nicht von mir, daß ich kindlich empfindlich bin und Ihnen darüber große, was Sie thun zu müssen glaubten. Gewiß hat es mir weh gethan, aber es ist jetzt fast verwunden, und ich will gern mit Ihnen Frieden schließen, obgleich“ — fügte sie lächelnd hinzu — „ich niemals gegen Sie Krieg geführt habe.“

„Aufrechtig?“ fragte der Doctor.

„Ganz aufrichtig und ohne Falsh! —“ Die beiden standen sich eine Weile schweigend gegenüber und sahen sich fest in die Augen.

Bei Helbrand brach nun im Augenblicke jene übermüthige Laune durch, die sein ganzes Wesen charakterisirte. Die seine Hand der ehemaligen Gegnerin hatte er noch nicht freigegeben; jetzt führte er sie rasch an seine Lippen und drückte einen Kuß darauf: „Die Kriegskosten werde ich gern tragen, gnädiges Fräulein. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß der Besiegte —“

„Wird nicht angenommen!“ scherzte sie. „Der Sieger ist großmüthig und begnügt sich mit dem bloßen Erfolg.“

„Wie? Sie legen mir keine Buße für meine Frevelthaten auf? Soll ich ungestrast Sie mit Krieg überzogen haben?“

„Es ist alles vergeben und vergessen, Herr Doctor! Ich weiß nicht nur, daß Sie nach voller Ueberzeugung gehandelt haben, ich weiß auch, daß — daß Ihr Urtheil gerecht war.“

Helbrand sah sie verblüfft an. „Das ist das erste Mal, daß ich aus Künstlermund ein solches Bekenntniß höre, und diese auffallende Thatfache bestärkt in mir die Vermuthung —“

„Daß ich keine Künstlerin bin,“ fiel ihm Edith rasch ins Wort. „Das wollten Sie doch aussprechen?“

„So ähnlich wollte ich mich in der That ausdrücken, gnädiges Fräulein.“ Helbrand drehte mit nervöser Bewegung den Schnurrbart und setzte hinzu: „Ich scheine dazu außersehen zu sein vom Gesicht, Ihnen alle möglichen Grobheiten sagen zu müssen. Können Sie mir in der That nicht?“

„Gewiß nicht! Es gab eine Zeit, wo ich an meine Künstler-schaft festhalten wollte, ich habe mittlerweile erkannt, daß ich in einer Täuschung befangen war. Und dann“, — meinte sie lächelnd, — „es ist ja auch Frieden zwischen uns geschlossen!“

„Das geht nicht!“ beharrte er eifrig. „So billig dürfen Sie mich nicht loslassen. Eine Strafpredigt wenigstens habe ich verdient, und ich bin bereit, sie über mich ergehen zu lassen. Reden Sie mir einmal tüchtig ins Gewissen, und ich werde ergebungsvoll still halten. Ich habe alles verdient und werde die Strafe geduldig zu tragen wissen.“

„Wenn Sie solche Anklagen auf sich häufen, bin ich ja im Gegentheil schon aus Mitleid gezwungen, Ihre Verteidigerin zu spielen.“

„Glauben Sie, daß es ein angenehmes Gefühl ist, bemitleidet zu werden?“

„Ich hatte im Verlaufe unseres Gesprächs Veranlassung, mir dieselbe Frage vorzulegen“, erwiderte Edith, die dunkeln Augen zu ihm erhebdend.

Helbrand zuckte leicht zusammen. „Sie haben recht! Aber nicht wahr, es soll ja alles vergessen sein?“

„Jetzt nehmen Sie also den General-Pardon ohne weiteres an!“ meinte Edith lächelnd.

Draußen tönte die Klingel. „Meine Mama!“ rief Edith, eilig aufspringend und die Thür öffnend, in der Frau Ramming erschien. Sie sah mit großen Blicken erst den ihr unbekanntem Herrn, dann ihre Tochter an, die diese stumme Frage mit der Vorstellung beantwortete: „Herr Doctor Helbrand, Medacteur der ‚Freien Zeitung‘. — meine Mutter.“

Frau Ramming war eine Dame von trefflichen Gemüths-Eigenschaften, aber die ruhige, objectiv abwägende Sinnesart ihrer Tochter besaß sie nicht: sie konnte sich vielmehr oft von Herzen über das Mädchen ärgern, daß es die Dinge mit einer ihr unverständlichen philosophischen Resignation betrachtete. So auch hier. Gegen Doctor Helbrand, den Mann, der die Erlösung ihrer Tochter untergraben hatte, fühlte sie eine an das grenzende Abneigung, und sie that sich kaum Gewalt an, diese Empfindung zu verbergen. Mit einer unendlich kalten und steifen Verbeugung erwiderte sie des Besuchers höflichen Gruß.

Doctor Helbrand schien diese unfreundliche Gesinnung anfänglich gar nicht zu bemerken, versuchte vielmehr in liebenswürdigem Tone ein Gespräch mit Frau Ramming anzuknüpfen, ohne allerdings besonderes Glück damit zu haben. Als er nun aber die Unterredung auf den Zweck seines Kommens überleitete, ließ der alten Dame die in reichlichem Vorrath vorhandene Galle über.

„Ach so! Nun ja, Sie verstehen gewiß unendlich viel mehr von der Kunst, als eine alte Frau. Aber das meine ich: gar so gewissenhaft, wie Sie es nennen, hätten Sie nicht zu sein brauchen! Mir scheint, als ob die gewissenhaftesten Menschen oft das größte Unheil anrichten.“

Helbrand fuhr, betroffen von diesem Compliment, etwas zurück und bemerkte dann stürmzelnend: „Welchen Maßstab, gnädige Frau, hätte ich für die Beurtheilung der Leistungen Ihres Fräulein Tochter denn anders anlegen sollen, als den meiner kunsttrichterlichen Ueberzeugung?“

Er glaubte mit diesem Sage die Dame entzweit zu haben, mußte sich indes sofort vom Gegentheil überzeugen. Frau Ramming war allen Theorien spinnefeind und ließ sich durch Perioden, wie die eben gehörte, nicht im mindesten imponiren. „Wir kommt es auf den praktischen Erfolg an“, erklärte sie, indem sie so den Kampfplatz gleich in ein ihr günstiges Gelände verlegte, „und der ist, daß das Engagement meiner Tochter sich zerbrechen hat, daß hier Kummer und Sorge eingezogen sind, daß wir Tag und Nacht schlafen müssen, um nur das Nothdürftigste zu erringen, und daß wir doch einer traurigen Zukunft entgegensehen. Sie haben Ihre Pflicht erfüllt, schön! Sie machen sich auch keine Vorwürfe darüber. Aber vielleicht ist es doch gut, wenn Sie wissen, was Sie uns gethan haben.“

„Mama,“ seufzte jetzt Edith in tiefer Bestürzung, „wie kannst Du Herrn Doctor Helbrand Vorwürfe machen? Er hat gethan, was er mußte, und es ist ihm nicht leicht geworden.“ Und erörthend, denn sie hatte einen dankbaren, innigen Blick des jungen Mannes aufgefangen, fuhr sie, zu ihm gewendet, fort: „Sie dürfen überzeugt sein, daß Mama es nicht so schlimm meint, wie sie sich giebt. Sie verzehrt mich nur fürchtbar und großt über mich, statt mir, daß ich auf der Bühne kein Glück habe.“

Sie nickte freundlich, und er griff nach Hut und Ueberzieher und verabschiedete sich. Frau Ramming erwiderte seinen Gruß kurz und nicht liebenswürdiger als vorher, während Edith den Besucher auf den Hausschloß begleitete.

Nachdem sie die Thür geschlossen hatte, streckte er ihre beide Hände entgegen.

„Wie soll ich Ihnen das vergelten?“ fragte er. „Ihre Güte drückt mich nieder.“ Und er nahm ihre Finger fest in die seinen.

„Was vergelten?“ meinte sie verwirrt. „Seien Sie nur nicht böse, daß Mama so unfreundlich war.“

„Gott bewahre! Sehen Sie, Ihre Frau Mama scheint mit mir der Meinung zu sein, daß ich eine exemplarische Strafe verdiene.“ Er drückte einen Kuß auf ihre Hand und eilte von dannen.

Edith wurde von ihrer Mutter nicht gerade liebevoll empfangen. Die wadere Frau konnte nicht begreifen, daß ihre Tochter keinen Groll gegen den Menschen zeigte, der ihr so sehr geschadet. Sie sagte mit der schärfsten Betonung, über die sie verfügte: „Der Herr Doctor scheint ja ein Tausendkünstler zu sein! Nicht nur, daß er Dich vom Theater wegbeißt, er weiß auch, Dir alles so einleuchtend zu machen, daß Du ganz mit ihm einverstanden bist und seine Partei nimmst.“

„Mama,“ erwiderte das Mädchen und schlang die Arme um den Hals der alten Frau, „Du thust ihm wirklich Unrecht. Du behandelst ihn, als ob er unser Feind wäre; das ist er nicht.“

Frau Ramming machte sich von der Umarmung los und grollte mit einem prüfenden Blick auf ihre Tochter: „Du behandelst ihn freilich garnicht wie einen Feind, im Gegentheil!“

„Im Gegentheil?“ Edith sah recht unbedarft drein, aber sie fühlte doch, daß ihr eine Rutelwelle in die Schläfe stieg.

Die alte Dame fand es nicht angezeigt, das Gespräch fort-

zusetzen. Sie nahm ein Strickzeug zur Hand, ein Buch vor sich, und suchte die unangenehmen Gedanken zu verdrängen, die ihr der Besuch verurthacht hatte. Den ganzen Tag über blieb sie einsilbig und mürrisch; als sie aber abends Edith gute Nacht sagte, da kam es wie eine Nahrung über sie, und sie umarmte das Mädchen mit ungewohnter Innigkeit. „Schlaf wohl, mein Kind! Du bist viel zu gut für diese Menschen.“

IV.

Fünf Wochen vergingen. Fräulein Berelli war neugekräftigt von ihrer Badereise zurückgekehrt, und Ediths Thätigkeit hatte damit ein Ende gefunden. Sie verabschiedete sich von ihrem Director, der ihr die besten Segenswünsche, eingehüllt in einem Schwall banaler Phrasen, mit auf den Weg gab.

Am nächsten Vormittag zog Doctor Helbrand die Klingel der Ramming'schen Wohnung. Als die Thür sich öffnete, stand Edith vor ihm, in ihrem einfachen Hauskleid. Ihr Gesicht war blaß, und die Augen blickten schwermüthig und ermüdet drein. „Sie müssen entschuldigen, Herr Doctor,“ sprach sie, „daß Sie hier die größte Unordnung treffen. Wir sind mit Baden beschäftigt.“

Ein Blick auf die offenen Thüren, die verschobenen Möbel, die Kisten und Kasten umher sagte dem Besucher genug.

„Ich bitte Sie, einzutreten; Mama muß jeden Augenblick kommen, sie hat nur eine Besorgung in der Nähe auszurichten.“

Helbrand empfand keine so große Sehnsucht nach Frau Ramming, daß er ihre Anwesenheit gerade jetzt für wünschenswerth gehalten hätte. „Sie wollen also wirklich fort? Und schon so bald, gnädiges Fräulein?“

„Meines Bleibens kann doch hier nicht länger sein!“

„Darf ich erfahren, was Sie zu beginnen gedenken?“ forschte Helbrand weiter. „Wollen Sie an einem andern Orte die Künstler-Laufbahn fortsetzen, oder haben Sie die Absicht, einem neuen Berufe sich zu widmen?“

„Ich habe vorgestern zum letzten Mal gespielt, für jetzt und für alle Zeit,“ erwiderte sie leise.

Er drückte ihr die Hand. „Bravo! Das nenne ich Muth, daß Sie mit einem falschen Voratz gebrochen haben. Und was wollen Sie nun anfangen?“

„Ich gedenke, mich auf das Lehrerinnen-Examen vorzubereiten.“

„Was? Lehrerin wollen Sie werden?“ meinte er kopfschüttelnd. „Mein Gott, wer hat Ihnen denn den Rath gegeben?“

„Niemand, Herr Doctor! Wer sollte mir überhaupt rathe? Die einzige Familie, mit der ich hier bekannt bin, die des Landgerichts-raths Lang, war in den letzten Wochen verreiselt.“ Und mit einem schwachen Lächeln setzte sie hinzu: „Hoffentlich bin ich auf diesem Felde nicht ebenfalls ganz talentlos.“

Helbrand fühlte einen Stich der Reue. Warum hatte er es verkannt, in diesen Wochen einmal anzufragen? Mehr als einmal hatte er den Drang in sich verspürt, es zu thun; er hätte ihr doch vielleicht einen besseren Rath geben können. Dann wieder hatte er sich freilich gesagt, daß er ja gar kein Recht besäße, sich als den Berather des jungen Mädchens anzupreisen, und daß Frau Ramming wahrcheinlicher Weise seine Einmischung in ihre Familien-Angelegenheiten sehr übel aufnehmen könnte.

„Ob Sie Talent besitzen,“ antwortete er nach einigen Secunden nachdenklichen Schweigens, „darüber kann ich mir natürlich kein unumstößliches Urtheil bilden. Aber fühlen Sie auch den Beruf in sich, Lehrerin zu werden?“

„Sie fragen mehr, als ich selber weiß; ich fühle bis jetzt nur die Kraft in mir, meine Pflicht zu thun.“

„Die Kraft! Fräulein Edith, wir täuschen uns oft über unsere Kräfte. Armes Kind, Sie haben keine Ahnung, wie es um die Schulmeister bestellt ist!“ Er schob eine Hutschachtel, die auf dem Sopha stand, bei Seite und setzte sich nieder, unbekümmert um die Umgebung, in der er sich befand, und um die etwas verwunderten Blicke Ediths.

So sah er eine Weile, dann sprang er mit einem Ruf empor. „Nein, das darf nicht geschehen, Sie dürfen nicht Lehrerin werden, Fräulein Ramming!“

Die junge Dame sah ihn mit einem gewaltigen Erstaunen an. „Und warum nicht, Herr Doctor?“

„Weil Sie nicht im mindesten dazu passen, mein Fräulein. Lassen Sie sich warnen von einem Manne, der selbst für den Lehrerberuf ergogen wurde und doch den Tag nach heute preißt, da er dem Magistrat entzogen hat. Wahrhaftig, nicht als ob ich im geringsten die Höhe und Heiligkeit dieses Berufes verkennen wollte; das sei ferne von mir! Ich glaube sogar, daß es gar nichts Schöneres giebt, — auf dem Papier wenigstens, — als die jugendlichen Gemüther zu bilden und zu erziehen. Aber man muß dafür besonders geschaffen sein. Ich bin es nicht, und ich glaube, daß Sie es auch nicht sind. Ich habe Philologie studirt und wurde, — ich war in meinem letzten Semester, — mit der Verwaltung einer Rector-Stelle beauftragt; vierzig junge Seelen, Knaben und Mädchen, waren meiner geistigen Hut und Pflege anvertraut. Na, ich danke! Es waren niederträchtige Mägen darunter, die mich durch Frechheit, Faulheit und Gottlosigkeit bis aufs Blut ärgerten; um sie zu nützlichen Staatsbürgern zu machen, hätte es der Geduld eines Hieb bedurft, die mir das Schicksal verweigert hat. Nachdem ich meine sechs Wochen hinter mir hatte, schüttelte ich den Staub von meinen Füßen und warf mich der Schriftstellerei in die Arme.“

„Vielleicht besitze ich mehr Geduld, als Sie,“ meinte die junge Dame.

„Wenn Sie sich nur nicht irren! Lehrerin zu sein, denke ich mir noch weniger erfreulich! Ein Mann darf wenigstens einmal seinen Horn austoben, und Daben sind hundertmal besser, als Mädchen.“

„Sehr freundlich,“ meinte Edith lachend; „ich bin Ihnen im Namen meines Geschlechts für das Compliment verbunden.“

„Versprechen Sie mir, Fräulein Ramming, daß Sie Ihren unseligen Voratz aufgeben wollen!“

„Aber, Herr Doctor, das ist doch ein drolliges Ansinnen, das Sie an mich stellen!“

„Weil ich weiß, daß Sie sich auf falschem Wege befinden,“ entgegnete er in entschiedenem Tone und setzte dann leufend hinzu: „Ich habe auch eine Lehrerin gehabt, eine würdige alte Dame, die als Gouvernante in unserem Hause lebte. Sie sollte uns, meinen Geschwistern und mir, Französisch beibringen und hat sich alle Mühe gegeben, wobei wir sie fast todt ärgerten, wenigstens, wenn Papa's Nähe nicht zu fürchten war. Sie mußte uns überhaupt Obst und Ledereien versprechen, wenn

wir nur in die Unterrichtsstunde kommen sollten. Daß in der Stunde nur Hofasoplas geirrieben wurde, versteht sich von selbst!“

„Sie eröffnen mir allerdings keine verlockende Aussichten,“ meinte Edith, „doch vielleicht bekomme ich artigere Schüler, als sie Ihre Gouvernante hatte.“

„Ich möchte es Ihnen wünschen, aber garantiren könnte keiner dafür; unsere Vergangenheit ist typisch für alle Kinder.“

„Sie müssen in der That alle liebe Kinder gewesen sein!“ meinte Edith lachend. „Aber was rathe Sie mir denn, Herr Doctor? Was soll ich anfangen?“ setzte sie hinzu, in einen anderen Ton fallend.

Helbrand sah das junge Mädchen mit seltsamem Ausdruck an. „Um, das ist allerdings sehr zu überlegen!“

„Soll ich Schriftstellerin werden?“

„Er trat einen Schritt zurück: „Beileibe nicht!“

„Warum entfesen Sie sich so? Wäre das so etwas Schreckliches? Oder gehören Sie zu jenen Herren der Schöpfung, die aus lauter zarter Fürsorge und golanter Hochachtung für das weibliche Geschlecht uns Frauen hindern wollen, einen Beruf zu ergreifen und uns nützlich zu machen?“

„Trauen Sie mir, bitte, nicht lauter Schlichkeiten zu!“

„Nicht weil ich Sie von vornherein für talentlos halte, erhebe ich meine Einwendungen, sondern weil Sie schon einmal in einem schweren Irrthum befangen waren und vielleicht wieder einem solchen entgegengehen.“

„Das läßt sich nicht immer vermeiden,“ erwiderte das junge Mädchen ernst.

„Sie sollen sich aber nicht ein zweites Mal täuschen, Fräulein Edith!“

Edith wendete die dunkeln Augen ihm zu, in denen stille Traurigkeit lag: „Wer kann es ändern?“

„Ich!“ erwiderte er bestimmt. „Und als sie ihn forschend und fast ängstlich anblidte, fuhr er fort: „Ich weiß einen Platz für Sie, zwar einen bescheidenen, für den Sie aber nach meiner Menschenkenntniß besser passen, als für die Bühne oder die Schulstube.“ Und er trat ganz nahe an sie heran, sah ihre Hände und sah ihr voll ins Gesicht: „Edith, ich liebe Sie und frage: Wollen Sie mein Weib werden?“

„Weil und an allen Gliedern ättern stand sie vor ihm, ihr Busen hob und senkte sich, und erst nach Secunden erwiderte sie mit einer fremd klingenden Stimme: „Sie scherzen, Herr Doctor; ich bin ein armes Mädchen, das Ihnen nichts zu bieten vermag.“

Sie barg das Gesicht in die schmalen Hände, aber nur einen Augenblick, denn im nächsten hatte Helbrand diese Hände mit sanfter Gewalt weggezogen und schaute der nun Erglühenden tief in die Augen. „Edith, können Sie mir wirklich nichts bieten? Wiegt Ihre Liebe nicht das Wenige an äußerem Gut reichlich auf?“

Da sie nicht antwortete, legte er den Arm um sie und zog sie an sich, ohne daß sie ihm widerstrebte.

„Edith, meine süße Edith!“

Ihre Arme umschlossen ihn: „Hast Du mich wirklich lieb, Geliebter?“ — — —

Frau Ramming war im höchsten Grad verwundert, als sie, beim Nachhausekommen den ihr verhassten Doctor Helbrand wieder vorfand.

„Wir sind sehr beschäftigt, Herr Doctor, wie Sie sehen,“ bemerkte sie und warf dabei einen mehr bezeichnenden als höflichen Blick nach der Thür.

„Verehrte Frau Ramming, meine Gesellschaft mag Ihnen unangenehm sein, aber Sie werden sich etwas daran gewöhnen müssen!“

Sprachlos über diese Unverschämtheit blickte Frau Ramming den Besucher an, der mit Gleichmuth fortfuhr: „Es liegt daher in unserem beiderseitigen Interesse, wenn wir Frieden schließen. Hier, meine Hand!“

„Mein Herr, ich weiß wahrhaftig nicht, woher Sie das Recht nehmen, uns zu belästigen? Ich ersuche Sie, sofort diese Wohnung zu verlassen!“

„Nicht eher, als bis Sie uns Ihren mütterlichen Segen gegeben haben!“ Helbrand war zu Edith getreten und hatte sie an seine Brust gezogen.

Frau Ramming war zu Muth, als ob man sie mittelst eines Luft-Ballons in eine wildfremde Gegend verjagt habe. Sie starrte abwehrend den Doctor und ihre Tochter an.

„Ist es denn wirklich wahr, Edith?“ kam es endlich zaghaft von ihren Lippen.

„Ja, es ist so, Mama,“ erwiderte das Mädchen, sich an den Geliebten schmiegend. „Herr Doctor Helbrand meint, ich tauge zur Lehrerin so wenig, wie zur Schauspielerin, und da will er mich lieber heirathen. Nicht wahr, Du?“

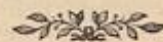
„Sehen Sie, meine gute, verehrte Frau Ramming, es wird Ihnen also nichts übrig bleiben, als das Kriegsbeil zu begraben. Kommen Sie her und geben Sie Ihrem Schwieger-sohn einen Kuß; das ist das Klügste, was Sie unter diesen Umständen thun können!“

Abends saß die übliche Gesellschaft unten in der „Rose“, auch der Landgerichts-rath, der vor einigen Tagen zurückgekehrt war. Etwas später erschien Doctor Helbrand, dessen sonderbares Wesen heute allgemein auffiel. Als das Gespräch, wie fast jeden Abend, auf das Theater kam, sagte Helbrand plötzlich: „Wissen Sie auch, meine Herren, daß Fräulein Ramming sich endgültig entschlossen hat, der Bühne zu entsagen? Das ist mein Werk.“

„Wie haben Sie das angefangen?“ forschte der Commerzien-rath; und der Landgerichts-rath meinte kopfschüttelnd: „Das macht Ihnen wirklich Freude?“ Herr Köppler aber überlegte bei sich, ob sich ihm jetzt nicht von neuem die Möglichkeit biete, seine Beschüßerrolle zu spielen.

Helbrand weidete sich eine Weile an dem Erstaunen, das seiner Mittheilung gefolgt war, und erklärte dann lächelnd: „Und damit Fräulein Ramming nicht rückfällig wird, haben wir uns soeben verlobt!“

Nachdem die erste Verblüffung gewichen war, drängten sich alle herzu, um den frischgebadenen Bräutigam zu beglückwünschen; der Landgerichts-rath that es mit einem herzlichen Worte der Abbitte. Auch Herr Köppler schüttelte dem Collegen die Hand, soll aber dabei ein unangenehm dummes Gesicht gemacht haben, wozu er allerdings einigen Grund besaß.



Aus dem Leserkreise

Rathrad auch im einzelnen unterliegt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Das Haar und seine Pflege.

Von Dr. Fr. Dornblüth.

Schönes Haupthaar, den ausgezeichneten Schmuck des Weibes, schöne Augenbrauen und Wimpern zu haben und bis ins hohe Alter zu behalten, ist ein berechtigter Wunsch. Nicht nur, weil es natürliche Aufgabe des weiblichen Geschlechts ist, zu gefallen, sondern auch, weil jenen Bekleidungen unserer Haut wichtige Lebensaufgaben obliegen. Das Haupthaar schützt unser Gehirn, die Werkstätte und das Werkzeug des Geistes, vor schnellen Wärmeschwankungen und vielen mechanischen Verletzungen, die Augenbrauen und Wimpern aber beschatten das Auge und decken es gegen Schweiß und Staub. Wie manches andere Gut, dessen Werth wir erst richtig erkennen, wenn es verloren ist, so wird auch der Haarschmuck des Hauptes erst dann voll gewürdigt, wenn man ihn entbehrt; aber, wie von der Gesundheit überhaupt, so kann man auch hier sagen: Es ist leichter, das Vorhandene zu erhalten, als das Verlorene wieder zu gewinnen!

Dennoch wird mit den Haaren, und vorzüglich mit dem Haupthaar, nur zu oft, man verzeihe das harte Wort, wirklich rathlos gewirthschaftet; nicht bloß, indem man den Reichtum vergeudet und verdirbt, sondern auch, indem man alle möglichen, durch nichts als gewissenlose Reclamen empfohlenen Dinge gedankenlos anwendet, um Verschönerung oder Wiederherstellung zu erstreben, ohne an Schädlichkeit und Gefahren der Mittel zu denken, die doch nur dann wirken können, wenn sie der Ursache des Fehlers, wie der Natur, dem Wachsthum und der Ernährung des Haares genau entsprechen. „D.“ weydet man ein, „wir würden gern ärztlichen Rath einholen und befolgen, wenn wir nicht fürchteten, die Aerzte hielten solche Dinge für zu unwichtig und lächten uns gar noch aus, wenn wir fragten.“ Ich glaube, das ist eine unmündige Furcht. Wenn ein Arzt, besonders ein Hausarzt, dem das Wohl seiner Pflugesoblenen am Herzen liegt (oft mehr, als man glaubt, und als er verräth) ernsthaft gefragt wird und die Ueberzeugung hat, daß man seinen Rath wirklich befolgt, nicht aber nach Luft und Raune den Empfehlungen „erfahrener“ Frauen, seine Vorschrift „bewährten“ Reclame-Mitteln gleich- oder gar nachstellt, dann wird er auch ernsthaft antworten und nöthigenfalls die Erfahrungen, die das klinische Studium ihm nicht gegeben hat, aus wissenschaftlichen Werken, an denen wahrlich auch in dieser Beziehung kein Mangel ist, einholen und ergänzen. Wunder- und Zaubermittel stehen allerdings auch ihm nicht zu Gebote, aber er hat die Möglichkeit, zu erkennen, wo und woran es fehlt, und er wird nützen, wenn und so weit es noch möglich ist, wenn seine Rathschläge sorgfältig und ausdauernd befolgt werden.

Alle Haare, auch diejenigen der Brauen und Wimpern, bestehen aus Schaft und Wurzel. Jener hat im Innern eine Säule von Markzellen, die von verhormenden Deckplatten umhüllt ist, wie genügend starke Vergrößerungen bei Anwendung geeigneter Quellungs- und Lösungsmittel deutlich erkennen lassen. Die Haarwurzel sitzt in mehr oder weniger tiefer Hauttasche mit einer kolbenförmigen Anschwellung auf einem blutreichen Zapfen, von dem die Bestandtheile des Haares abgefordert und gebildet werden, und zwar so, daß die neugebildeten Theile die älteren vor sich herschieben und dadurch das Wachsen des Haares bewirken. Durch die Markzellen dringt Ernährungsflüssigkeit in den Haarschaft; diesen erhält sie weich und geschmeidig, was zugleich durch das blutige Ergußnis eigener Drüsen bewirkt wird, die neben den Haarsäften liegen und ihre Absonderung in den Gang treiben, durch den die Haare aus der Haut hervordringen.

Die Dichtigkeit des Haarwuchses hängt demnach von der Zahl der Haarzapfen ab; die Dicke, das Wachsthum und die Farbe des Haares von der Bildungs-Energie des Haarzapfens und der Haarwurzel, die ihrerseits durch deren Blureichthum und den Einfluß ihrer Nerven bedingt sind. Daraus folgt als sichere Thatsache, daß der Haarwuchs nur durch Einwirkung auf diese Theile, den sogenannten Haarboden und auf den allgemeinen Gesundheitszustand, beeinflusst werden kann. Jedoch wird das Wachsthum der Haare, wenigstens bis zu einer gewissen, aber sehr verschiedenen Länge, durch Abschneiden ihrer Spitzen befördert, wahrscheinlich dadurch, daß dies vermittelt der Markzellen und ihres Inhalts einen Reiz auf die Haarwurzel ausübt.

Jedes Haar hat eine beschränkte, sehr verschiedene Lebensdauer; ist dies Ziel erreicht, so fällt es aus und wird durch neue, in demselben Hautsäckchen gebildete Haare ersetzt. Ist das Ausfallen zu häufig, der Nachwuchs zu langsam oder spärlich, so wird das Haar dünner, und bei völligem Ausbleiben des Nachwuchses tritt Kahlköpfigkeit ein. Das kann Folge höheren Alters oder einer mangelhaften Blutversorgung des Haarbodens sein und tritt besonders häufig in und nach schweren Krankheiten, wie Typhus, Wochenbett-Fieber u. a. m., ein, wo die allgemeine Ernährung sehr darnieder liegt. Der Haarboden, d. h. die Bildungsstätte des Haares, pflegt bei diesen Krankheiten nicht andauernd zu leiden, wie der bei fortschreitender Genesung eintretende, nicht selten besonders starke Haarwuchs beweist. In Fällen, wo überhaupt Nachwuchs vorhanden ist, können spirituose und andere reizende Einreibungen in die Kopfhaut, die deren Blutfülle vermehren und die Nerven anregen, den Haarwuchs befördern.

Das Ausfallen der Haare wird auch durch gewisse Mischhandlungen vermehrt, so durch Zerren (ohne eigentliches Ausreißen), wie es bei ungeschicktem Kämmen, bei zu festem Einflechten und Binden u. dergl. m. nicht selten vorkommt; besonders die festgebrillten Pöpschen kleiner Mädchen und zu starkes Schreiteln sind nicht selten verhängnisvoll, indem sie nicht nur die Haare, sondern auch ihre Bildungsstätte schädigen.

Schlecht genährte Haare fallen nicht bloß aus, sondern brechen häufig ab, was man am Fehlen der Wurzelanschwellung erkennt, oder sie spalten sich an den Spitzen, was natürlich die Länge und Leppigkeit des Haarwuchses beeinträchtigt.

Verschiedene Erkrankungen des Haarbodens, sowohl des Haupthaares, als auch der Brauen und Wimpern, sind den Haaren gefährlich. Bläschenauschläge, die bei kleinen Kindern recht häufig sind, greifen gewöhnlich nicht tief genug, um die Haarbälge und Zapfen zu zerstören, jedoch nach geheiltem Hautleiden die

Haare wieder zu wachsen pflegen; tiefer greifende Entzündungen mit Eiterknoten und Geschwüren dagegen zerstören oft diese Theile und verdrängen den Haarboden. An den Wimpern sieht man am deutlichsten diese Wirkung. Solche Leiden bedürfen durchaus einer sorgfältigen und schonenden Behandlung, damit bleibender Schaden verhütet werde.

Sehr allmählich, oft lange Zeit unbemerkt, treten andere Erkrankungen der Kopfhaut ein, die den Haaren nicht weniger verderblich werden. Bisweilen liegt die Ursache in zu großer Trockenheit der Haut, welche die Abstoßung der oberflächlichen Hautschicht erschwert, wodurch die alten Haare gelockert und die neugebildeten am Hervorkommen gehindert werden. Bei kleineren Kindern bildet sich dabei ein trockener, feststehender Schorf, der sogenannte Milchschorf, der nicht gebildet, sondern durch ölige Einreibungen erweicht und darauf mit Hanell oder nicht zu harten Bürsten und warmem Seifenwasser entfernt werden muß. Tritt dies Leiden bei größeren Kindern und Erwachsenen ein, wo die Haare den Einblick erschweren, so bilden sich mit Hilfe des gleichfalls trockenen Haarfettes weiße, glänzende Schuppen, die unter dem Namen „Schinn“ bekannt sind und mit hartem Haarausfall und gehindertem Nachwuchs verbunden zu sein pflegen. Hier ist fleißige Reinigung der Kopfhaut mit warmem Wasser allein oder mit Auflösungen von Borax oder kohlen-saurem Natron nützlich. Die Anwendung muß aber die Haut treffen und die Haare schonen, weil diese durch zu reichliche Benetzung entfettet und brüchig werden würden. Man legt zu dem Zwecke die Haare streifenförmig auseinander, reibt das Mittel in den freigelegten Hautstreifen, spült tüchtig mit lauem und später mit kaltem Wasser nach und giebt allenfalls nachträglich den Haaren selbst mit einem feinen Ramm etwas milde, nicht zum Ranzigwerden geeignetes Öl oder Fett.

Nicht selten tritt der Haarausfall an beschränkten, meistens aber sich allmählich vergrößernden Stellen ein, breitet sich auch nicht selten nach und nach auf die ganze behaarte Kopfhaut und selbst auf die Augenbrauen aus. Manchmal sieht man dabei den unteren Theil der Haare geschwollen und brüchig. Dabei sind meistens mikroskopische Pilze im Spiel, die in den Haarschaft eindringen; manchmal ist eine unscheinbare, von den Nerven abhängige Ernährungsstörung die Ursache. Wo irgend ein Verdacht auf Pilze vorhanden ist, sind zuerst kräftig desinficirende Waschungen und Einreibungen am Platze, die wegen der giftigen Natur der dazu benutzten Stoffe nur nach genauer ärztlicher Verordnung angewendet werden sollten. Erst wenn die eigentliche Krankheit völlig beseitigt ist, können erregende Einreibungen, je nach Umständen spirituöser oder fettiger Natur, mit China, Tannin und verschiedenen anderen Stoffen, auch die Electricität, zur Beförderung des Haarwuchses zur Anwendung, die aber auch ihrem Zwecke gemäß den Haarboden und möglichst wenig die Haare selbst treffen sollen. Beim nervösen Haarausfall, der oft mit heftigen Kopfschmerzen sich verbindet, ist in der Regel eine allgemein kräftigende Behandlung mit guter Diät, mit Chinin, Eisen, Arsenik u. dergl. m. nützlich; dies kann aber auch nur, dem Einzelfalle angemessen, vom Arzte verordnet werden.

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Wie man helfen könnte. — Bezugnehmend auf den Artikel „Erwerb durch Handarbeit“ der Frau Baronin Sch. A. in Wien (siehe Leserkreis vom 1. Juni 96), die sich hochherziger Weise der armen Handarbeiterinnen annehmen möchte, erlaube ich mir, hier einige Winke zu geben; eigene Erfahrung sowohl, als vielfache Nachfragen haben mir dieselben dictirt. Der Hauptgrund der berührten traurigen Verhältnisse liegt wohl in den davon Betroffenen selbst, indem sie einerseits sich einschüchtern lassen und alles glauben, was die Geschäftsleute ihnen von einer Ueberfülle des

Angebotes vordrängen, — andererseits darin, daß eine die andere unterbietet. Im Hinblick darauf, daß die Leistungen, namentlich der Näherinnen, dem Publicum unentbehrlich sind, wäre den Arbeiterinnen, vor allem den gegenüber, ein festeres Zusammenhalten anzurathen. Wenn sie in jeder einzelnen Stadt unter sich eine Verabredung treffen würden, nicht unter

einem gewissen Preise zu arbeiten, so wäre damit schon viel gewonnen. Auf die Frage: „Wie können und sollen wir helfen?“ — d. h. wohl: wir Arbeitgeberinnen, — würde die Antwort leicht sein. Wenn die Frage nur von recht vielen ausginge! Würde doch jede sich nur einmal im Geiste an die Stelle einer armen Näherin versetzen und sich überlegen, was sie selber für die betreffende Arbeit fordern würde und müßte, um davon leben zu können; dann wäre wohl

Verstellbare Lampe für Nähmaschine, Arbeits- oder Krankentisch.

licht und Spiritus einrichten. — Auch einer elektrischen Arbeitslampe von Otto Schulz sei hier gedacht, die, von einem Bronze-Schreibzeug in Nocolon-Stil getragen und mit einem seidenen Schirm umhüllt, einen reizvollen Anblick gewährt. Nicht minder kunstvoll ausgeführt erweist sich ein zweiflamziger Bronzeleuchter desselben Ausstellers in Form eines verchlungenen Eisenzweiges, der gleichzeitig als Wand- und Tischleuchter verwendbar ist. A. H.

der erste Anhaltspunkt gegeben, um Mittel und Wege zu finden, durch die unseren unglücklichen Mitschwester ein besseres Loos geschaffen werden könnte. Die Damen dürften ja nur recht gut bezahlen! Aber auch die einzelne kann schon viel thun, indem sie in diesem Sinne auf ihre Bekannten einwirkt. Es ließen sich vielleicht auch Vereine bilden, deren Mitglieder dahin trachten müßten, sich der armen Arbeiterinnen anzunehmen, sowohl im directen Verkehr mit denselben, als indem sie sich verpflichten, nicht, wie es meistens geschieht, nur dort zu kaufen, wo es recht billig ist, sondern auch die Geschäftshäuser zu meiden, von denen man weiß, daß sie ihre Arbeiterinnen zu drücken pflegen. Frau A. H.

Malunterricht. — Würde jemand aus dem Leserkreise einer jungen Malerin, die in Porzellan-, Eisel- und Aquarell-Malerei, auch in kunstgewerblichen Arbeiten fertig ausgebildet ist, eine mittlere Stadt Deutschlands nennen, wo sie Gelegenheit hätte, sich durch Ertheilen von Unterricht einen Erwerb zu gründen? Frau G. K. in D.

Häusliche Kunst.

Bilderrahmen oder Tischkarten aus Glas mit Malerei.

— Von meinem Bruder, der sich viel mit Amateur-Photographie beschäftigt, erhielt ich eine Menge gebräuchlicher Glasplatten, die ich abwärts und vorläufig bei Seite legte.



Bilderrahmen aus Glas mit Malerei.

Zum Umschmelzen waren es nicht genug, so sann ich denn auf passende Verwendung. Die Glasplatten boten Raum zur Entfaltung meines malerischen Talent; nach einigen Probiren entdeckte ich nun aus den größeren Platten ganz herrliche Bilderrahmen, aus den kleineren hübsche Tischkarten, deren ich ein ganzes Duzend anfertigte und meiner Freundin zum Geburtstag verehrte. Die Anfertigung für Rahmen und Tischkarten ist gleich. Als Rückwand der Glasplatte dient ein weißes oder matt getöntes Carton-Tafelchen in gleicher Größe, das einen entsprechenden Ausschnitt für Photographie oder Namen enthält, und ein die Außenwand vertretendes Papststückchen, die beide mit der Glasplatte durch ein an den Seiten straff übergreifendes farbiges Seiden- oder Atlasband verbunden wird. Den Ecken aufgesetzte kleine Schleifen, vor allem aber die Verzierung der Glasplatte, — möglichst naturgetreue Darstellung von Blumen- und anderen Motiven mittelst Deckfarbe, unter Verwendung von Trockenfirnis, — machen das Ganze zu einem kleinen „Kunstwerk“, das trotz seiner Anpruchslosigkeit gar viele erfreuen kann. Margarethe.

Bandschmuck. — In der Art jener runden, Seide-bespannten Scheiben, die, mit Band umrandet und mit einem Zweige künstlicher Blumen geziert, vor etwa 2 Jahren als Zimmerschmuck in die Mode kamen, stellte ich mir einen solchen selbst mit geringen Kosten und, wie mir scheinen will, weit hübscher her. Den dünnen runden Holzreifen eines Butterfäschchens bespannte ich mit leichtem, mattgrünem Seidenstoff. Nach der üblichen Präparierung malte ich darauf eine kleine Landschaft, halb umrahmt von einem Gedenrosenzweig. In der Ausführung von Stoffblumen bewandert, verfertigte ich mir noch einen größeren Rosenzweig zu dem gemalten Scheibe und stattete das Ganze nun mit einigen Schleifen und mit Band zum Aufhängen aus. — Ein ähnliches Arrangement, die Malerei ein Seebildchen darstellend, umgeben von Wasserrosen, dazuwischen allerlei zierliche Wassergräser, nahm sich fast noch hübscher aus. M. L. in D.

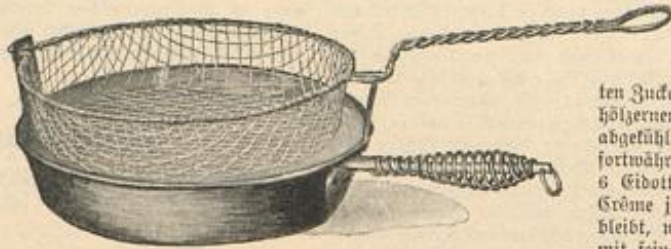
Fürs Haus.

Beleuchtungs-Gegenstände. — Unter der reichhaltigen Col-lection einfacher, wie luxuriöser Petroleum-Lampen auf der Gewerbe-Ausstellung fanden wir, außer dem neuen Brenner mit Selbst-entzündung und geruchloser Auslöschvorrichtung von Brendel & Loewig und Emil Wenig, eine beachtenswerthe, unter Patentschutz stehende Keusche, die Carl Kalenius & Co. anfertigen. Es ist dies eine von Frau Gräfin Baumgarten in Vögschütz bei Dels konstruirte verstellbare Lampe zum Gebrauch auf der Nähmaschine, auf Arbeits- und Krankentischen, bei der die Gefahr des Umwerfens völlig ausgeschlossen ist. Auf einer 73 cm langen und 9 cm breiten, geschliffen Eisenchiene, die seitwärts an der Tischplatte festgeschraubt wird, läßt sich die Lampe beliebig in der gewünschten Entfernung hin und her bewegen und mittelst einer Feder feststellen, während die ausziehbare Doppelhülse des 12 cm hohen Fußes das Erhöhen desselben auf weitere 10 cm gestattet. Die Lampe läßt sich für Petroleum, Glühlicht und Spiritus einrichten. — Auch einer elektrischen Arbeitslampe von Otto Schulz sei hier gedacht, die, von einem Bronze-Schreibzeug in Nocolon-Stil getragen und mit einem seidenen Schirm umhüllt, einen reizvollen Anblick gewährt. Nicht minder kunstvoll ausgeführt erweist sich ein zweiflamziger Bronzeleuchter desselben Ausstellers in Form eines verchlungenen Eisenzweiges, der gleichzeitig als Wand- und Tischleuchter verwendbar ist. A. H.

Silberne Lampen. — Zu welchen Geschmackverirrungen führt oft die Sucht, alte Einrichtungen gewaltsam zu modernisieren! Einige Papierfächer hier, ein lüdn drapierter seidener Kleiderrock dort und — o Schrecken aller Aerzte! — Ideal-Bacillen-Brut-Anstalten: ad infinitum perennirende Mafartsträuße!

Wände, Tische, Schränke, ja sogar Fenster werden behängt, benagelt und belegt mit hunderten werthlosen, undefinirbaren kleinen Staubfängern; damit hofft man, allen Mangel zu decken, und vergißt, daß so der mißliche Schritt vom Behaglichen zum Ueberladenen bereits gethan ist.

Auch ich schmücke gern mein Heim, aber nur mit Dingen, die sich gut putzen und reinigen lassen! Es ist so leicht, eine harmonische Verbindung zwischen ehrwürdigem altem Mobiliar und den gerechten Ansprüchen unserer modernen Zeit herzustellen, man muß nur mit etwas Ueberlegung und gutem Geschmack zu Werke gehen. Kürzlich fand ich unter den silbernen Leuchtern, die als todes Kapital im Silberschrank meiner Mutter stehen, einen von besonders werthvoller Arbeit mit schwerem, breitem Fuß. „Ein kläglicher Lebenszweck für ein so schönes Stück!“ dachte ich, indem ich es rechts und links betrachtete. „Könnte man nicht eine Lampe aufsetzen?“ Gesagt, gethan! Ein geschliffenes Krystall-Bassin wird mittelst einer Schraube, die man am besten von einem guten Silberarbeiter im Leuchter andringen läßt, demselben aufgeschraubt. Als Schirm umwickelt man ein Messingdraht-Gestell, wie es jeder Radler nach Angabe anfertigen



Pommes frites-Casserole.



Gurten-Schale in Blattform.

kann, mit schmalen seidnen Schrägstreifen, bis nichts mehr vom Draht zu sehen ist. Nun wird das bezogene Gestell mit Nischen und Volants aus hellfarbiger Seide in den bekannten Variationen garnirt, wobei jedoch weiblicher Geschicklichkeit und Erfindungskunst keine Schranken gesetzt sind.

Allen denen, die wünschen, ihren Lampen bis in das nächst kommende Jahrhundert hinein Anerkennung zu verschaffen, empfehle ich, ihre unbenuht stehenden silbernen Leuchter statt mit einem Petroleum-Bassin, dem „fin de siècle“ entsprechend, mit einem elektrischen Glühlicht versehen zu lassen. Jedenfalls bilden die silbernen Lampen einen reizenden Zimmerschmuck und sind besonders auf einer festlich decorirten Tafel von elegantester Wirkung.

Gurten-Schale. — Salz- und Essig-Gurten servirt ich bisher immer auf einer kleinen länglichen Schüssel, die in etwas altmodischer Weise Petersilien-Sträußchen ringsum garnirt. Seit meinem letzten Besuch in der Großstadt habe ich nun eine grüne Majolica-Schale in Blattform erstanden, die bereits hoch in der Gunst meiner Tischgäste steht und auch wirklich recht hübsch und praktisch ist. Der umgelegte Stengel dient als Griff, die gewölbte, geschweifte Form des Blattes und sein aufwärts gebogener Rand erweisen sich als besonders geeignet für die Aufnahme dieses beliebten „Eingemachten“.

Pommes frites-Casserole. — Dieses praktische Kochgeräth aus Stahlblech, dessen verzinnter Drahtnetz-Einsatz das gleichzeitige Herausheben aller fertig gerösteten Kartoffeln ermöglicht, dürfte sich im Gebrauch bewähren. Das Drahtnetz zum Ablaufen des überreichen Bratfettes ruht auf zwei, seitwärts an der Casserole angebrachten Trägern und erhält so die Kartoffeln bis zum Anrichten heiß.

Küche.

Summer-Auflauf. — Man löse aus zwei abgelohten, mittelgroßen Hummern das Fleisch und stoße die Schalen mit Butter, dampfe sie etwas und gieße nach und nach so viel Milch hinzu, daß sie bedeckt sind, lasse dies zusammen aufkochen und gebe es durch ein Sieb. Nun mache man eine leicht weiße Einbrenne (Meihschwitze), die man mit der Hummernmilch zu einer dicken Sauce rührt, und worin man das Hummerfleisch mit etwas Salz kurz auskocht. Dann verrührt man acht Eidotter kräftig mit 45 g Kartoffelmehl, hierauf mit 1/2 l Milch, Salz und zuletzt mit dem Schnee von 5 Eiweiß, giebt sofort, — denn es darf nicht stehen, — eine dünne Lage in eine tiefe Schüssel, setzt das dick eingedämpfte, abgelaßte Hummerfleisch darauf und den übrigen Teig darüber, stellt es in den Bratofen und läßt es etwa drei Viertelstunden lang baden, bis es hellbraun geworden ist und die gehörige Consistenz erlangt hat. Heiß serviren.

Hondue, von Brillant-Savarin (weltberühmt). — Nimm auf jeden Gast 2 Eier, verrühre sie kalt in eine Casserole, mische ein Drittel gepulverten Emmenthaler Käse, ein Sechstheil Butter, und zu jedem Ei einen Eßlöffel Milch. (Manche nehmen statt Milch ebenso viel weißen Wein). Jetzt wird die glatte Pfanne auf ein lebhaftes Feuer gesetzt und die Eier weich gebaden. Man würzt mit Pfeffer nach dem Baden. Salzgeschmack ist durch den Käse genügend vertreten. Auf erwärmter Schüssel serviren. J. A.

Schinken in Bier. — Mütterchens selbstgeschriebenes Kochbuch enthält manch gutes Recept, und nach einem solchen habe ich unserem Studenten einen Schinken in Bier gebraten, der kalt und warm so vorzüglich mundete, daß ich denke, manche Hausmutter wird erkenntlich für dieses Gericht sein. Eine nicht zu fetter Schweinefleisch kauft man tüchtig; dann mischt man auf 8 Pfund Fleisch 1/2 Pfund Salz, einen Eßlöffel Zucker und einen kleinen Theelöffel Salpeter und reibt die Keule 3 Tage je mit einem Drittel davon tüchtig ein. Sodann legt man sie 14 Tage in eine Bratpfanne, beschwert sie, wendet sie jeden Tag und begießt sie mit dem ausgezogenen Saft. Vor dem Braten wird der Schinken mit Zwiebel abgerieben und die Schwarte eingeschnitten. Mit einer

Flasche Bier in einen heißen Bratofen geschoben, wird er tüchtig begossen und, wenn nöthig, etwas Wasser und nochmals Bier dazu gegeben. Nach 3 Stunden ist die Keule schön gelb gebraten. Soll sie warm gegessen werden, servirt man eine Burgunder-Sauce dazu.

Grüne Macaronen. — 125 g abgezogene und fein gestohene Pistazien, 1 Handvoll länglich geschnittenes Citronat und die klein geschnittene Schale einer halben Citrone vermischt man mit dem Schnee von 3 Eiern; dann setzt man die Masse bergartig auf thalergröße Oblaten, brückt einen Pistazienkern in die Mitte und backt die Macaronen bei gelinder Hitze hellgelb, sobald sie innen weich bleiben.

Deutsch-Kaiser-Crème. — Man lasse von 1 l süßen Rahm 4 Eßlöffel voll zurück und bringe den übrigen auf ein gelindes Feuer, rühre dann 4 Eßlöffel voll Reis- oder Kartoffelmehl mit dem zurückbehaltenen Rahm glatt an, gebe es unter beständigem Rühren in den kochenden Rahm und fahre mit dem Rühren fort, bis die Masse zu kochen und dick zu werden beginnt.

Nun gieße man sie in eine Schüssel, füge dann 250 g, mit einer halben Schote Vanille feingehobenen und durchgeseihten Zucker hinzu und rühre mit einem hölzernen Köffel, bis die Mischung abgekühlt ist. Nach und nach, unter fortwährendem Rühren, giebt man 6 Eidotter hinein und theilt die Crème jetzt in 3 Theile, deren einer bleibt, wie er ist, während der zweite mit feingeriebener Vanille-Chocolade schwarz und der dritte mit einigen Tropfen Akermeßsaft roth gefärbt wird. Hierauf macht man mit kleinem, sogenanntem „spanischen Bind“ oder kleinen Mandelbergen von etwa 2 Dutzend Mandeln auf einer flachen Schüssel drei Dreiecke, füllt sie behutsam mit der Crème und servirt gleich, damit das Backwerk nicht weich werde.

Hafer-Crème (sehr gut). — 375 g Hafer wird gewaschen, mit 1 1/4 l Wasser über gelindem Feuer weich gekocht und eingedampft bis auf reichlich 1/2 l Flüssigkeit; diese schüttet man durch ein Sieb und kocht sie mit 125 g weißem Candis-Zucker zu einem dünnen Syrup. Nun verklopft man 2 ganze Eier und 2 Eidotter, kocht ein knappes halbes Liter süßen Rahm, und rührt diesen ganz langsam mit dem abgekühlten Syrup unter die Eier. Wenn alles gut verrührt ist, schüttet man es in eine Porzellan-Schüssel oder in Tassen, stellt diese in heißes Wasser, und kocht die Crème hierin, bis sie dick ist.

Man kann die Crème auch im Backofen bereiten, nur darf die Hitze nicht zu groß sein.

Hausthiere.

Frau Rechtsanwältin Ruhstedi. — Hühner, die in Folge von Ungeziefer das Gefieder verlieren, behandelt man mit täglichen Einreibungen von 1 Theil Anis-Öl und 10 Theilen Rüß-Öl, oder 1 l Wasser und 1 Eßlöffel Anis-Öl, was längere Zeit angewendet werden muß. Zu gleicher Zeit müssen die Wände des Hühnerstalles frisch gelakt werden.

H. G., Stuttgart. — Sie haben Ihr Aquarium nicht nach dem im Referate der Nr. vom 14. Juli 95 gegebenen Anleitungen eingerichtet. Die Gewächse werden nicht „eingesteckt“, sondern sachgemäß gepflanzt und dies nicht in Sand, sondern in Torferde.

mageren Rindfleisch und kleinen Wasserhühnchen, die man mit einem Gaze-Netz in jedem stehenden Gewässer fängt. M. G.

Gärtnerei.

Aufbewahrung der Topfpflanzen im Winter. — Seit einigen Jahren finden meine nicht allzu hoch gewachsenen Topfpflanzen: Fuchsen, Geranien, Pelunien etc., während des Winters ihren Platz auf einem Blumenbrett, das im Sommer vor dem Fenster steht, im Winter aber mittelst kräftiger Haken am oberen Fenster so hoch angebracht wird, daß die unteren Fensterflügel geöffnet werden können. Ich habe schon in strengen Wintern, ohne die Doppelfenster anzubringen, die Blumen in dieser Weise im kalten Zimmer aufbewahrt und immer hatte ich meine Freude daran, wie saftig grün alle Topfpflanzen waren, und wie sie schon während des Winters die schönsten Knospen ansetzten, während besonders die Fuchsen etc. früher bei ihrem Aufenthalt im Keller ein ganz trauriges Aussehen erhielten.

Eine langjährige Abonnentin in München.

M. A. Gorian. — Solche unvollkommenen grünlichen Blumen, wie Sie uns einschickten, entwickelt das Edelweiß in den Niederungen meist infolge des häufigen Bespritzens und zu fetten Bodens. Sie sollten die erblühenden Pflanzen nicht spritzen, sondern nur mit Regenwasser gießen, auch liebt das Edelweiß nicht kühlen, sondern recht sonnigen Standort.

Die Samen werden erst im October in recht sandige, mit etwas Lehm Boden vermischte Mooreerde gefäet und keimen dann im folgenden Frühling. Sobald sich die jungen Pflänzchen fassen lassen, pikirt man sie zwischen Felspalten oder in Löhler, die man in Tuffstein meißelt und mit der genannten Erde füllt. Soll die Kultur auf einem Beet erfolgen, so nimmt man die Erde Spatenstich-tief aus, bringt eine 10 cm hohe Schicht Steingeröll auf den Boden, hierauf etwas groben Sand und auf diesen dann erst die Erde. Erst ein Jahr nach der Pflanzung auf die Beete oder Felsen erscheint ein reicher Blütenflor. Nach dem Abblühen, bezw. nach der Samenreife, muß das auf Beeten gezogene Edelweiß stets frisch verpflanzt werden. Zwischen Felsen erhält sich Edelweiß oft lange Jahre unverpflanzt.

Plauderecke für Backfischchen.

Blumenampel. — Immer auf die Ausschmückung meines traulichen Fensterplätzchens bedacht, fabricirte ich jüngst nach eigener Erfindung einen niedlichen Träger für Hängepflanzen; er sieht ganz allerkleinst aus und ist mit wenig Mühe und Kosten herzustellen. Mein Behälter, der in der Fenstermitte seinen Platz fand und mit zwei Drahtösen zum Aufhängen versehen ist, imitirt getreulich ein Vogelneßchen. Zunächst fertigt man aus ziemlich starkem Draht die Form, — den geschickten und mit „Ameisen-Arbeit“ vertrauten Leserinnen unseres Blattes wird dies keine Schwierigkeiten machen, — und spannt dann in die Zwischenräume noch zwei- bis dreimal feineren Draht. In dieses Drahtnetz flucht man nun, immer in ziemlich horizontaler Lage, die dünnsten lahlen Zweige von dornigen Sträuchern, bis außen von dem Drahtgeflecht gar nichts mehr sichtbar ist und das Ganze eine hübsche gewölbte Form zeigt. Widerspenstige Zweige werden mit etwas Blumenstrauch in die richtige Lage gebracht. Nun wird ein kleiner Topf mit einem netten Hängeflänzchen oder einer der reizenden Fierpargel-Arten hineingestellt, und mein Wandschmuck ist fertig!

Redactione. — Gewiß dürfen Sie sich, ebenso gut wie an den bewußten „Redactions-Dank“, auch an uns mit Ihrem Anliegen wenden, vorausgesetzt, daß Ihnen der briefliche Verkehr mit lauter „Redactions-Tanten“ anregend genug erscheint. Ihr Briefchen war so nett und frisch geschrieben, daß wir amüset sind, während wir von Rechts wegen schelten sollten; denn die Eitelkeit eines Evasdächterchens, das täglich so und so oft vor den Spiegel tritt, um zu prüfen, ob ihr Gesicht durch vieles Lachen nicht unschöner geworden sei, geht doch etwas zu weit. Lachen Sie immerhin und seien Sie glücklich, daß Sie noch lachen können! Nichts verschönt zudem ein junges Gesichtchen mehr, als gerade jener Ausdruck, den ein frisches, recht von Herzen kommendes Lachen darauf zurückläßt.

Handarbeit.

Stuhl- oder Rückenissen mit schwedischer Gobelin-Stickeri. — Wer Freude an originellen Handarbeiten hat, dem werden vielleicht auch die beiden 17 zu 27 cm großen Rissen gefallen, die ich vor kurzen anfertigte. Gröme Siebmacher-Leinen dient als Grundstoff für die in Roth und Blau ausgeführte Gobelin-Stickeri. Die Köpfe und Hüfte der Figuren sind blau, Mägen und Körper derselben, sowie die Stämme der Bäumchen roth gehalten. In der Bordüre erscheinen die Quadrate roth, die Grenzlinie zu beiden Seiten blau. Rothes Tuch deckt die Rückseite der Rissen, die eine abwechselnd roth und weiß zusammengesetzte, 3 cm breite Tuchfranze rings umgiebt. Die eigenartige, nicht aufgeschneitene Franze stellte ich aus 6 cm breiten Tuchstreifen her, die, der Länge nach doppelt gelegt, an der geschlossenen Seite mit der Schere in kaum 1/2 cm breiter Entfernung bis auf Centimeter-Breite vom oberen Rand eingeschnitten wurden. Kleine Quasten, aus gleichen Franzenstreifen zusammengerollt und durch Heftstiche befestigt, zieren die Ecken und halten zugleich die starke blau-roth-weiße, oben in Doppelschleife gebundene Schnur zum Aufhängen der Rissen.

Bezugsquellen: Lampe: E. Rakenius & Co., NW, unter den Linden 62/63. — Pommes frites-Casserole (Pr. 4 M.): E. Gohn, SW, Leipzigerstr. 88. — Gurten-Schale (zwei Größen, 2,50 u. 3 M.): P. Kabbaj & Co., W, Leipzigerstr. 11. — Rückenissen: H. Langenbeck, W, Potsdamerstr. 37. Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Referate“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Stuhl- oder Rückenissen mit schwedischer Gobelin-Stickeri.

Erst nach der Pflanzung und vor dem Einfüllen des Wassers erhält die Erde einen Ueberzug aus reingewaschenem Sand. Die Fische schnappen an der Oberfläche nach Luft, weil das Wasser nicht genügend Sauerstoff enthält. Die Zahl der Fische im Aquarium ist zu groß im Verhältnis zur Wassermenge. Die Erhaltung nach der Fütterung wird durch unaufgenommenes, am Boden verrottendes Futter hervorgerufen. Es darf niemals mehr Futter in das Aquarium gegeben werden, als sofort gefressen wird. Mit Gries und Ameiseneiern sollten Sie nicht füttern, sondern mit geschabtem

Beilage: Franz Lipperhebe, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wildt, für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Giese & Becker, Leipzig.



Vergieb uns unsre Schuld.

Erzählung von C. v. d. Saft in Berlin.

Lotte, Kind, wie konntest Du mich so erschrecken! Du hast ja förmlich Sturm geläutet!" empfing Frau Helms ihr aus der Schule heimkehrendes siebenjähriges Töchterchen an der geöffneten Corridor-Thür.

"Ja, aber Mama, ich hab' nur ein bißchen sehr auf den Knopf gedrückt!" entschuldigte sich das Kind kleinlaut und bot der Mutter den Mund zum Kuß, um gleich darauf in heller Aufregung auszurufen: "Und denk Dir 'mal, Mama, Böfers gehen in die Sommerfrische!"

"So?" meinte die Mutter lächelnd, "daher also das bißchen sehr Drücken auf den Knopf?"

"Na ja, Mama, und sieh 'mal, Leni und Trude sagen, da ist es so schön! Lauter, lauter grüne Bäume, viel grüner als im Park, und viel, viel schönere Rasenplätze und Spielplätze, und Sand zum Graben, und Schaukeln, und Tauben und Hühner und Enten! Mama, — können wir denn da nicht auch hin?"

"Aha, also das ist es, was mein Kind so in Aufregung bringt?"

Frau Helms setzte sich auf den Küchenstuhl, und ihr Töchterchen auf den Schoß hebend, schaute sie diesem lächelnd in das erregte Gesichtchen.

Die Kleine war ein bildschönes, aber sehr zartes Gesichtchen, dessen ausdrucksvolle, dunkelblaue Augen fast noch lebhafter und eindringlicher zu sprechen verstanden, als der rosige, kleine Mund, den die Mutter nun innig küßte.

"Und wird mein Kind nicht weinen, wenn die Mama sagt: Nein, meine Lotte, das können wir nicht?"

Aber da waren sie auch schon, die Thränen, und perlten in großen, klaren Tropfen über die zarten Wangen, den jugendlichen Mund.

"Aber, liebe Mama, — ich möchte doch so gern!"

Die Mutter streichelte das Köpfchen ihres Kindes, das sich fest gegen ihre Brust gedrückt hatte. Sie unterdrückte einen Seufzer und lächelte, und ihre Stimme klang zärtlich und aufmunternd, als sie nun sagte: "Höre, mein Liebling, Du bist doch schon ein vernünftiges, kleines Mädchen; weißt Du denn nicht, daß Mama Müdchen hat, die sie hier festhalten? — Du weißt nicht, was das ist, und schüttelst den Kopf? — Nun, paß' einmal auf! Herr Lieutenant Bogen bewohnt doch zwei von Mama's Zimmern, und Du weißt, Mama bereitet den Kaffee für ihn, besorgt auch das Frühstück und oft auch das Abendbrot und paßt außerdem immer auf, daß die Therese alles gut zu ihm hinein bringt und die Zimmer sauber und in Ordnung hält. Wer sollte dies wohl thun, wenn Mama fort-reisen wollte?"

Lottchen hatte das Köpfchen erhoben und aufmerksam zugehört, und nun rief sie plötzlich strahlend und eifrig: "O, Mamaschen, das thut er selber! Er kann's schon ganz allein, — er ist ja schon so groß!"

Die Mutter lachte herzlich, schaute aber in demselben Augenblick überrascht nach der Küchentür, denn auch von dort erkante herzliches Lachen, und eine sonore Männerstimme rief freundlich: "Ja, kleine Lotte, das wird er selber thun! Er wird's ja wohl können, wenn seine Körperlänge und sein guter Wille dabei in Betracht kommen!"

Lieutenant Bogen, ein großer, schlanker Mann, hatte, unbemerkt von Mutter und Kind, schon ein Weischen in seiner, der Küche gegenüber liegenden Zimmerthür gestanden und, zum Ausgehen gerüstet, die kleine Scene mit angehört. Mit respectvoller Verbeugung trat er in die halboffene Küchentür, während Frau Helms die Kleine vom Schoß gleiten ließ und sich erhob. Sie war eine noch jugendliche Erscheinung von vornehmer Haltung, deren feine, regelmäßige Gesichtszüge aber älter erschienen durch einen tiefen, kalten Ausdruck, der im Ver-lehr mit ihrem Kinde freilich vollständig schwand, jetzt aber bereits wieder hervorzutreten begann. Der junge Offizier bedauerte es fast, so schnell das hübsche Bild, das ihm Mutter und Kind in ihrem innigen Gespräch geboten, gestört zu haben. Doch raich einen Schritt nähertretend und sich noch einmal tief verneigend, bat er: "Verzeihen Sie die Störung, gnädige Frau! Der schwere Kummer Ihrer kleinen Tochter geht mir so zu Herzen, daß ich es nicht vermochte, länger zu schweigen, da ich doch einmal alles mit angehört hatte. Lottchens Vertrauen macht mich ganz stolz, — er nicht der Kleinen freundlich zu, — ich werde es mir nicht nehmen lassen, es mir auch ferner zu erhalten. Deshalb, gnädige Frau, und auch zum Zeichen, daß Sie mir meine Rolle als Hörter verzeihen, erfüllen Sie meine Bitte, und treffen Sie Ihre Dispositionen für die Sommerferien ohne die geringste Rücksicht auf mich. Komm her, kleine Leidträgerin," wandte er sich dem Kinde zu, das aufmerksam zu ihm hinüber-sah, "gib mir das Händchen und trockne Deine Thränen. Du sollst nicht vergebens an mein Können appellieren haben! Du gehst mit der Mama in die Sommerfrische, und ich koche mir meinen Kaffee allein. Nun, einverstanden?"

"Siehst Du, Mütterchen, er kann's, er thut's!" jubelte die Kleine hell auf, und im Uebermaß ihrer Freude reichte sie sich auf die Fußspitzen und bot dem Offizier ihre rosigen Lippen zum Kuß.

"Lotte, Lotte, Kind, wie bist Du stürmisch und zudringlich!" Ein peinvoller Zug erschien momentan in der Mutter Antlitz. Der Offizier bemerkte mit stiller Bewunderung, wie jugendlich reizvoll dies Gesicht unter einem mädchenhaften Er-röthen erschien. Er gab sofort das Kind frei, das er in seine Arme genommen hatte.

"Verzeihen Sie, gnädigste Frau, aber Lotte ist entzückend in ihrem lebhaften Empfinden! Wer kann da widerstehen?" Er streichelte mit leiser Hand das lockige, weiche Haar des kleinen Mädchens, das neben ihm stehen geblieben war und zur Mama hinüberrief: "Aber er ist doch so gut!"

Die junge Frau lächelte. Es war ein eigenes, fast schmerz-liches Lächeln, und sie sagte leise: "Ich glaube, ich werde Lotte strenger erziehen müssen!"

"Nein, nein," protestirte der junge Offizier lebhaft, "Strenge ist bei solch einem empfindsamen kleinen Wesen sicherlich nicht angebracht, — aber, — gnädigste Frau, verlassen Sie Berlin mit dem Kinde während der Schulferien und noch darüber hinaus, damit es nicht nervös wird, die Gefahr scheint nahe zu liegen!"

Frau Helms sah ihn ernst an. "Sie würden also?" — "Doch," fügte sie mit halbem Lächeln hinzu, "die Küche ist ein eigentümlicher Ort für eine Unterhaltung."

Er verbeugte sich. "Ich will Sie nicht weiter stören, gnädige Frau, wiederhole nur noch einmal meine Bitte: handeln Sie, als sei ich ebenfalls verreist. Es ist auch nicht unmöglich, daß ich noch vor dem Wandern auf einige Wochen zu einem Enkel gehe. — Die Wohnung zu behalten, gestatten Sie mir doch?"

Sie neigte leicht das Haupt. "Ich danke Ihnen, gnädigste Frau, — adieu, mein kleines Fräulein Lottchen, ich hoffe, daß Dir jezt Dein Mittagessen doppelt gut schmecken wird!"

Er drückte das Händchen der Kleinen, das ihm mit artigem Anig gereicht wurde, verbeugte sich tief vor der jungen Frau und verließ die Wohnung.

Abends sah Frau Helms am Bett ihres schlafenden Kindes und rechnete. Würde sie ihrem Liebling den brennenden Wunsch erfüllen und einen mehrwöchentlichen Sommeraufenthalt auf-suchen können? Sie selbst wünschte es sehr; dem zarten Kinde würde Landluft, oder besser noch Seeluft, gewiß von großem Nutzen sein, — hatte nicht schon im verflohenen Jahr der Arzt dies dringend gerathen?! Sie seufzte. Damals waren die jezt von dem Offizier innegehabten Zimmer ihrer Wohnung längere Zeit unbewohnt gewesen; joch ein Ausfall fiel für sie schwer ins Gewicht. Heute hatte sie ja die bestimmte Zusiche-rung erhalten, daß der solide, ehrenhafte Miether blieb, für Monate blieb, und er wollte weitgehende Rücksichten nehmen. — Die Zahlen stimmten, sie durfte es wagen. Langsam klappte sie das Buch zu und schaute gedankenvoll vor sich hin, bis sich ihre Miens verdunkelten, ein schmerzlicher Ausdruck die Mundwinkel herabsog.

Aber als er sich über sie selbst, so fuhr sie plötzlich in die Höhe, strich energisch mit der Hand über die Stirn und richtete ihre Gestalt stolz auf: die Lippen preßten sich fest zu-sammen, als solle nie mehr ein freudliches Lächeln sie theilen, nie mehr ein frohes Wort sich den Weg darüber bahnen. Doch in diesem Augenblick warf das schlafende Kind sich unruhig auf die andere Seite; die Mutter beugte sich erschreckt über dasselbe. Der kleine Mund zuckte, wie im bittern Schmerz, und im Traum befangen klang er weinerlich: "Ach, nun bleiben wir doch hier!"

"Nein, nein, mein Liebling!" flüsternte die Mutter weich und zärtlich; fortgewischt war aus ihren Zügen alle Härte, alle Bitterkeit, nur Liebe leuchtete in ihnen, Liebe zu dem sonst schulpfosen, schlafenden Wesen, das ihr gehörte, ihr ganz allein. Niemand hatte Anspruch darauf, niemand!

Das doch angenehme Zeit so schnell vergeht! Die schöne Ferienzeit, bald war sie vorüber! Frau Helms dachte es mit stillem Bedauern, indem sie dabei nach ihrem Töchterchen blickte, das munter spielend mit kleinen und größeren Gefährtinnen und Gefährten sich unten am Strande tummelte, der Leb-haftesten eine. Wie wurde da fleißig geschaukelt und gegraben und gebaut! Festungen wurden angelegt mit Laufgräben, und prachtvolle Gärten mit einer Einfassung von Steinen und Muscheln verjehen. Die Blumen, wenn sie nicht nur, wie es häufig vorkam, in der Kinder Einbildung existirten, wurden erbetet von den Müttern, Tanten und älteren Schwestern, und jeder feuerte gern etwas dazu bei, das die Gesundheit fördernde Spiel zu unterstützen.

Lottchen war überall bekannt, nicht nur unter den Kindern, während die Mutter sich zurückhielt und ganz für sich lebte, wie sie es auch in Berlin that. Sie sehnte sich nicht nach Bekant-schaften, im Gegentheil, sie wich ihnen aus, wo und wie sie nur immer konnte. Sie liebte es, ein Plätzchen an den Dünen aufzusuchen, von wo aus sie ihr Kind sehen und beobachten konnte, um hinauszuschauen auf die weite, wogende See, still dem Rauschen der Wellen zu lauschen, ihr Entfichen, ihr Nahen, ihr Vergehen zu beobachten. Da kamen sie weithin herangerollt, majestätisch anjuchelnd, mit schaumgekrönten, stolz getragenen Häuptern; einige, so schien es, nahmen einen weiten Anlauf, voll und siegesbewußt rauchten sie daher; sie würden alles überstürzen im Nahen und weit, weit hinauf über den Strand laufen. Und oft sanken sie plötzlich in ihrem vollen, stürmischen Siegeslauf in sich zusammen, als sei ihnen die stolze Kraft entzogen: leise schlugen sie an den Strand und verließen feicht und flach im Sande. Doch kräftig hoben sich andere im Näherkommen, wuchsen an, und lähn aufschäumend stürzten sie weit hinauf über den Strand. — Lachend, jubelnd stürmte die Kinder-schar auseinander, wenn das eilende Wasser ihnen mit ungehörter Schnelligkeit nahe, über ihre Bauten dahinlos, und die Laufgräben für kurze Zeit mit Wasser anfüllend, die schönen Gartenanlagen bespülte.

"Wie die Menschen, wie das Leben," — dachte die einsame Beobachterin dann wohl. Sie sann und träumte, vertiefte sich in ihre Gedanken und ahnte nie, daß sie oftmals beobachtet wurde von einem Badegast, der ebenso zurückgezogen lebte, wie sie; der einsam am Strande weilte, wie sie, dieselben Wellen beobachtete, ebenso oft auf die spielenden Kinder schaute und sie verlangend mit seinen Blicken suchte, es aber peinlich vermied, von ihr gesehen zu werden.

Jezt kam ihr Töchterchen auf sie zu geeilt; auf halbem Wege plötzlich einen Moment stehen bleibend, grüßte und winkte sie mit den kleinen Händen und dem Köpfchen nach einer Stelle

in den Dünen und lief dann mit verdoppelter Schnelligkeit auf die Mutter zu.

"Nicht so wild laufen, Lotte!"

"Ich habe keine Zeit, Mütterchen! Aber hast Du noch ein Butterbrod für mich?"

Die Mutter lächelte. "Keine Zeit? Hier, mein Liebling!" Und sie gab das Gewünschte.

"Danke, Mama, adieu!"

"Nicht so eilig, Kind, sich nicht so erhitzen! Sag einmal, wen grüßest Du denn da eben so sehr vergnügt?" Und sie hielt das Kind einen Augenblick am Rückchen fest.

Das kleine Mädchen beugte sich schnell zurück und flüsternte geheimnißvoll: "Das war der Herr, Mütterchen, der mich 'mal ebenso wie unser Herr Lieutenant geküßt hat. Ich leid's aber nicht wieder! Ich hab' gesagt, meine Mama hat's verboten. Er ist aber immer so gut zu mir und sieht mich immer noch so freundlich an, und, nicht wahr, Mamaschen, grüßen muß ich ihn doch?"

Diese nidte gedankenvoll dem schon fort eilenden Kinde nach. Seltsam, sie war dem Herrn noch nie begegnet, den das Kind doch täglich sah, und von dem es ihr einmal erzählt hatte, er habe es auf seinen Arm gehoben und geküßt. Es war ihr außerst unangenehm, wenn Fremde ihr Kind küßten!

Der nächste Tag brachte der jungen Frau äußeres Kopf-weh; sie hatte sehr schlecht geschlafen und fühlte sich matt und unbehaglich. Trotzdem ging sie am Nachmittag zur gewohnten Stunde mit Lottchen an den Strand hinab. Aber der blendende Sonnenschein, der heute auf der spiegelglatten See lag und von dieser heiß zurückgestrahlt wurde, erhöhte ihr Kopfweh und machte es ihr unmöglich, dort zu verweilen. Sie wollte ihr Töchterchen mit heim nehmen; dieses bat indessen so siehentlich, es am Strande bei den anderen Kindern zu lassen, daß sie am Ende einwilligte, umsomehr, da die in der Nähe weilende Bonne der Nachbarskinder ihr freundlich anbot, die Kleine mit unter ihre Obhut zu nehmen. Fast vom Kopfweh befreit, aber erschreckt, länger geruht zu haben, als sie beabsichtigt, sprang sie später auf und eilte wieder an den Strand. Wei-nah zwei Stunden war sie von ihrem Kinde fortgewesen; es war halb sieben Uhr, als sie athemlos von dem schnellen Gang am Strande anlangte. Nur wenige Kinder spielten dort noch; Lottchen war nicht unter ihnen, und ihr Herz begann noch heftiger zu schlagen. Auf ihre Fragen antwortete man ihr: "Lotte ist schon nach Hause."

Ihr Herz krampfte sich zusammen. Wo war ihr Kind? War es wirklich heimgegangen, hätte sie es treffen müssen, und eilig, in namenloser Angst, trat sie den Rückweg an. Kaum aber war sie bis hinter die Dünen gekommen, da tönte die helle Stimme ihres Kindes munter plaudernd an ihr Ohr. Gott sei Dank! Sie wollte rufen, doch der Ton erklang ihr in der Kehle, — was war das! Die Stimme, die da so zärtlich zu ihrem Kinde sprach, die kannte sie. Und der Herr, der da langsam mit Lotte an der Hand, tief gesenkten Hauptes einher-ging, — nein, keine Täuschung möglich! — Sie erblaßte jäh und sagte nach einer Stütze; ihre Finger fanden nur schwan-fende Weidenzweige, die hier die Dünenfassung bildeten. Einen Augenblick schien es, als werde sie in die Kniee sinken, doch nur einen Augenblick; dann richtete sie mit einem Ruck ihre Gestalt stolz in die Höhe, und mit fest aufeinander ge-preßten Lippen schaute sie den Näherkommenden entgegen.

Die Kleine sah die Mutter. "Mama, Mama, dies ist der Herr, — Du weißt doch!" und sie versuchte den jäh zusam-men-gezuckten Mann an der Hand weiter zu ziehen. Doch es ge-lang ihr nicht, denn wie gebannt war dieser stehen geblieben und schaute sprachlos zu der stummen, starren Frau hinüber.

"Meine Mama ist so gut und lieb!" ermunterte ihn das Kind. Aber im selben Augenblick wurden ihre Gedanken ab-gelenkt. "O, die vielen Blumen!" jubelte sie auf und stürzte auf Immortellen zu, die hier ihr bescheidenes Dasein fristeten. "Die sind schön für unseren neuen Garten!" und dabei rupften die kleinen Hände schon nach Kräften.

Ihre Mutter und der Fremde standen sich noch wortlos gegenüber; ihre Blicke wurzelten in einander, der ihre kalt und fremd, der seine trübe, stehend. Er fand zuerst Worte. "Ver-zeih, Ella, es war nicht meine Absicht, Deinen Weg zu kreuzen!"

Sie wollte ihm kühl antworten, doch schnürte ihr etwas die Kehle zusammen beim längeren Ansehen — ihres ge-schiedenen Gatten.

Was war aus dem stolzen, schönen Mann geworden, dessen Züge ihr Kind, ihre kleine Lotte trug, dessen impulsives Wesen sich in dem Kinde wiederfand! Und sie vermochte nichts zu sagen als: "Du hier, Albrecht?"

"Ja, Ella, so lange schon, wie Du und Lotte," — und einige Schritte näher tretend, bebend vor Erregung, fügte er hinzu: "Und nicht Zufall ist es, — ich bin Euch gefolgt schon von Berlin aus, in einem Bahnzuge mit Euch."

Sie trat unwillkürlich einen Schritt zurück, und ihr Auge suchte angstvoll die Kleine, die, zu sich selber sprechend, noch immer Immortellen pflückte.

Er war ihrer Bewegung, ihrem Blick gefolgt: peinvoll, un-endlich schmerzlich suchte es in seinem Gesicht. "Ella, hältst Du mich für so schlecht, daß Du denken kannst, ich — ich wolle Dir Lottchen — stehlen?"

Sie begegnete seinem Blick und senkte den ihren einen Mo-ment, um dann ruhig die Augen wieder zu heben und zu fragen: "Du bist allein hier?"

Er neigte bejahend das Haupt. "Und — und Deine — Ihre Frau?"

"Ich habe keine Frau! Die, die Du meinst, wurde nie meine Frau. Sie verließ mich, wie — ich Dich verließ, um eines Anderen willen. Der Raub war kurz, das Erwachen, die Ernüchterung schrecklich! — Ella, Ella!" fuhr er in bebendem Flüsterton fort, "meine Schuld ist zu groß, als daß ich Deine Verzeihung ansehe, auf dieselbe hoffen dürfte; — aber das laß mich Dir sagen, — schwer habe ich gebüßt und büße ich noch! Ich habe nach Dir und dem Kinde gesucht Jahre lang, bis mich ein Zufall — oder Gottes Fügung? — Euch in Berlin auf dem Stettiner Bahnhof entdecken ließ. Ich ver-



Empfangs-Toilette. — Beschreibung siehe Seite 251 der Neben-Kummer.

kehrte mich in dem Verlangen, Dich und unser Kind nur noch einmal wiederzusehen! Und als ich Euch gesehen, da konnte ich mich nicht so rasch wieder trennen; ich bestieg denselben Zug, und vorsichtig folgte ich Euch bis hierher. Vergieb, Ella, aber ich konnte nicht anders! Einmal wollte ich mein Kind an mein Herz drücken, und — ich that's, Ella!"

"Ich weiß es jetzt!"

"Bist Du mir böse deshalb?"

Sie schüttelte langsam das Haupt. "Du hast ein Recht, das Kind zu sehen, — aber vergiß nicht, — das Kind weiß es nicht anders, — sein Vater ist todt!"

Er fuhr auf. "Das ist hart, aber ich hab's nicht anders verdient!"

Stimmen näherten sich; ein Boot kam von der See her, Ella erschraf und wandte sich hastig der Kleinen zu.

"Darf ich Euch, das Kind weiter sehen?"

"Ich kann es nicht wehren, aber denke daran: wir sind uns Fremde! Ich will nicht die Neugierde der Menschen auf mich ziehen und der Welt zum zweiten Male Gesprächsstoff geben!"

Wie um die Härte ihrer Worte zu mildern, reichte sie ihm hastig die Hand, entzog sie ihm aber schnell, als er sie an seine Lippen drücken wollte. Lottchen zu sich rufend, die dem "fremden Herrn" freundlich zunickte, eilte sie, mit dem Kinde an der Hand, schnell davon.

Er wandte sich hastig zurück, und in den Dünen, wo ihn niemand sehen und beobachten konnte, blieb er stehen, — wie oft hatte er hier schon gestanden! — und schaute der schlanken, Gestalt mit dem Kinde an ihrer Seite nach. Sein und doch nicht Sein! Verloren für immer und ewig durch ein frevelhaftes Spiel! Durch die Lockungen eines falschen, eiteln Weibes, denen er gefolgt war, wie im Wahnsinn gefolgt! Sein schönes, junges Weib, sein süßes, kleines Kind hatte er verrathen, verlassen um einer Kokette willen, die ihre Kunst, nein, ihr Handwerk von der Bühne auf das Leben übertragen und ihn in ihre Neze gezogen hatte! Wie hatte wohl Ella, die stolze Ella, gelitten, bis sie zu dem verzweifelten Entschluß sich hindurchgerungen, ihn, den angetrauten Gatten, den Vater ihres Kindes, dem sie einst aus Liebe gefolgt war, vor die Wahl zu stellen: "Wir oder jenes Weib?" Und er? Verriecht

mußte er gewesen sein, wahnsinnig, als er jener Schlange folgte! Wie furchtbar hatte ihn die Neze nur zu bald gepackt und ihn umhergejagt in der Welt! Sein Gut hatte er verpachtet, als er sich von Ella, die seine Unterstützung rundweg zurückwies, getrennt hatte. Zwei Jahre trieb er sich unstät in allen Welttheilen umher, die nicht zu bezwingende Sehnsucht nach Ella, nach Lotte führte ihn endlich wieder heim. Heim! Sein Heim war leer! Er verpachtete den Besitz auf weitere zwei Jahre und begann zu suchen, zu forschen; aber Ella, die kluge, besonnene Ella, hatte es verstanden, spurlos zu verschwinden. Nur das kleine Erbtheil ihrer Eltern, ihre Einrichtung, hatte sie an sich genommen. Wie lebte sie jetzt? Sie machte es möglich, in ein Seebad zu gehen; sie und das Kind trugen sich einfach zwar, aber elegant. Aller Augen folgten ihnen, wenn sie kamen und wenn sie gingen. Sie fielen auf, doch sie gefielen auch zugleich. Wie sollte es auch anders sein! — Qualvoll ballte er die Hände. Gefunden und verloren! Nie würde sie ihm verzeihen, das hatte ihm ihre heutige unerwartete Begegnung gezeigt!

(Schluß folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterlagt. — Die Seitenzahlen hinter den Zeilengruppen der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Sociale Hilfsarbeit. — Nach dem Vorbilde der in Berlin bestehenden Hilfsgruppen hat sich in Wien ein Verein von Frauen und Mädchen gebildet, deren Streben es ist, alle jene zu vereinigen, die, unbeschadet ihrer sonstigen Dent- und Lebensrichtung, zu gemeinsamer Hilfsleistung auf socialem Gebiete zusammenstehen wollen. Hierbei wird auf die eigene Thätigkeit der Mitglieder das Hauptgewicht gelegt, während der zu leistende Jahresbeitrag sehr gering bemessen ist (als Mindestbetrag 1 fl. 20 kr. = 2 Mk.). Helferinnen aus Lehrer- und Arbeiterkreisen sind von diesem befreit. Dem provisorischen Comité gehören auch Herren an, so der bekannte Rechtsanwalt Dr. Cauer, der Director der mineralogisch-petrographischen Sammlungen des Kaiserhauses, Dr. Brezina, Kinderarzt Dr. Neurath, der Director der Akademie für Damen, Dr. Weiser u. Die Wirksamkeit des Vereins soll sich auf Unterricht und Armenpflege erstrecken; auch Belehrung der Mitglieder durch Vorträge über Armen-, Erziehungs-, Kinderpflege u. ist in Aussicht genommen. Auf den beiden erkerwähnten Gebieten der Vereinsthätigkeit sind die nächsten Ziele derselben: Unterricht in Gesamtarbeit für Mädchen und Frauen, die nur Theilarbeit gelernt haben und mithin schlechter entlohnt werden. Dahin würden gehören: Schnittzeichnen für Kleidermacherinnen, Zuschneiden für Gravaten-Mäherinnen u.; Nachhilfe im Unterrichte vernachlässigter, Ausbildung begabter Kinder; Unterricht Erwachsener (Arbeiterinnen, Dienstmädchen); Lehr- und Unterhaltungs-Abende für Arbeiterinnen und Dienstmädchen; Thätigkeit in Kindergärten, Krippen, Kinder-Asylen, in Blinden- und Taubstummen-Instituten; Unterrichts- und Spielfunden in Kinderspitälern und Reconvalescenten-Häusern; Controlle der Behandlung der in Privatpflege befindlichen Kinder; Baby-baskets (unechtgöttliche Verleihung von Klein-Kinderwäsche); Förderung bestehender und Gründung neuer Volks- und Schulklassen, Schulbäder; Versorgung von Schulkindern mit Nahrung, Kleidung und Vermitteln; Austheilung von Wäsche- und Reinigungsmitteln überhand; Namhaftmachung billiger Einkaufsquellen; Unterstützung Bedürftiger mit kleinen, unverzinslichen Darlehen. — Es ist ein weites Arbeitsfeld, das sich die Wiener Hilfsgruppe ausersuchen hat, und viel Energie und Thatkraft, viel Ausdauer und Selbstverleugnung werden nothwendig sein, um die im Interesse der Gesamtheit so wünschenswerthen Erfolge zu erreichen!
R. Umann.

Gesundheits- und Körperpflege.

Das Haar und seine Pflege.

Von Dr. Fr. Dornblüth.
(Schluß.)

Die Brüchigkeit und das Spalten der Haare beruhen auf mangelhafter Absonderung des Haarfettes in den Haarwurzeln, auf zu starker Entfettung durch weingeistige, oder laugenhafte, seifenreiche Waschungen, durch Brennen der Haare, zu starkes Pudern u. dgl. m. Neben der Vermeidung dieser Ursachen ist vorsichtiges Einsetzen der Haare nöthig.

Weniger gefährlich als Fettarmuth und Trockenheit, aber doch nicht selten mit Unannehmlichkeiten verbunden, ist zu großer Fett- und Saftreichtum, der sich durch eine Art feuchten Glanzes verräth. Dabei leben die Haare leicht zusammen, halten die Haut-Absonderungen nebst darauf fallendem Staube fest, und es bilden sich, wenn nicht peinliche Sauberkeit geübt wird, übertriebene Zersezungszerzeugnisse. Der Gipfel dieser Haarverfälschung zeigt sich in dem lange für eine Krankheit gehaltenen sogenannten Polenschopf, der erst in neuerer Zeit als Folge großer Unreinlichkeit erkannt ist. Auch im Bade durchnähte starke und lange Haare verleben und verfilzen sich leicht, trocken schwerer und führen zu ähnlichen Uebelständen. Solche Haare müssen, je nach Umständen, mit Seifen- oder schwachen Natron- oder Borax-Lösungen entfettet und gereinigt, dann aber sorgfältig getrocknet und freihängend der Luft ausgesetzt werden, bis sie vollständig trocken sind. Weiter empfiehlt es sich, sie öfter mit entfetteter Weizenkeie (eine Hand voll Meie mit einem Eßlöffel voll reinem Spiritus in offenem Gefäß erwärmt und getrocknet) durchzumischen. Niemand darf Wassersehen von gründlicher Reinigung des Haares und Haarbodens abschrecken, denn nur hierdurch kann starkes und schönes Haar erzielt werden.

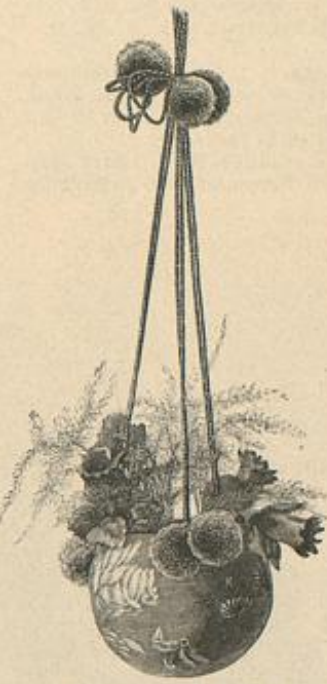
Das Weißwerden der Haare beruht auf mangelhafter Ernährung, wobei ihre Markzellen austrocknen und sich mit Luft füllen. Unter dem Mikroskop kann man diese Luftblasen sehen, die durch Kochen der abgesehenen Haare ausgetrieben werden und dann die natürliche Haarfarbe wieder erstehen lassen. Das Haar kann übrigens trotz seines Luftgehaltes stark und kräftig sein, wie wir an vielen schönbehaarten Greisentöpfen sehen. Diese Altersbleichung kommt aber oft zu früh, wenigstens denjenigen, die davon betroffen werden, und dann tritt das Verlangen nach Abhilfe ein. Bei geringeren Graden des Ausbleichens, namentlich blonder Haare, bewährt Einölung eine gewisse Abhilfe; manchmal, besonders bei jugendlichen Frauen, scheint auch der innerliche Gebrauch von Eisenmitteln nützlich zu sein. Meistens ist nur durch äußerlich anzuwendende Farbmittel Hilfe möglich, die aber natürlich nur den außerhalb des Haarbalses befindlichen Theil des Haares färben, sobald also der Nachwuchs immer wieder gefärbt werden muß; auch wird die Farbe, da sie nur an der Deckschicht des Haares haftet, durch Waschen, Kämmen, Bürsten allmählich weniger stark.

Als Farbmittel werden bei uns vorzugsweise Kupfsulfat-Extract, der aber nur in frischem Zustande gut wirken soll, zum Braunfärben, und Pyrogallus-Säure, meist mit metallischen Stoffen, namentlich mit Eisensalzen, angewendet, die sie schwarz oder, mit einem Kupferzusatz, braun färden. Auch Silberfärbepulver und Blei geben dunkle Farben; ersterer färbt nicht sehr haltbar, letzteres ist giftig, nicht nur durch Reizung der Haut, kann es allgemeine Bleivergiftung erzeugen; beide Metalle sind auch wegen der nicht zu vermeidenden Hautfärbung weniger gebräuchlich. Zur Entfärbung rother und dunkelblonder, auch brauner Haare, die dadurch rüthlich blond oder hellblond werden, dienen Lösungen von Wasserstoff-Phosphorsäure. Die anderen Farbmittel werden zwecks rascher Wirkung in wässrigen Lösungen, zwecks langsamer Wirkung in Haardlen oder Pomaden angewendet. Vor Gebrauch jedes Farbmittels ist das Haar zu entfetten und dann unter Schonung des Haares vermittels einer Bürste oder eines Schwammes gleichmäßig einzureiben. Geschick, Uebung und Geduld sind unentbehrlich zu gutem Erfolge.

Vor allen in ihrer Zusammensetzung nicht bekannten Haarfarbmitteln kann nicht dringend genug gewarnt werden, da sie häufig, trotz der bestimmten Versicherungen des Gegentheils, schädliche und sogar hochgiftige Stoffe enthalten. Gewissenloser Schwindel treibt mit Haarfarben, wie überhaupt mit Schönheitsmitteln, den allgerühmten Unfug, in der Regel ungestraft, weil der Geschädigte sein Unglück für sich behält, um nicht zum Schaden noch Spott zu ernten.

Selbst die vernünftigste Haarpflege, deren Grundlagen vorstehend in möglichster Kürze geschildert sind, vermag nicht immer, einen schönen Haarrowuchs zu erzeugen und zu erhalten. Erbliche Anlagen, zerstörende Krankheiten, vielfach auch durch falsche Behandlung verdorbener Haarboden machen oft alle Bemühungen vergeblich; Mobilitäten und -Launen, wie Unbedachtsamkeit, Leichtsin, Gedankenlosigkeit richten aber sädger mehr Schaden an, als alle Anlagen und Krankheiten zusammen. Die Angst vor Verführung des Milchschorfes und die auch später kaum zu überwindende Scheu vor dem Käffen des Kopfes; das Zerren der Haare beim Kämmen, Einbinden und Flechten; das Brennen, Pudern und Färben, sowie die mancherlei beengenden, drückenden, die Ausblüthung hemmenden Bedeckungen und Auspukungen des Kopfes; endlich auch ungesunde und ungeordnete Lebensweise schädigen das Haar in bedenklicher Weise. Grundlage aller Haarpflege wie aller Hautpflege ist Reinlichkeit; dann aber soll das Haar auch seiner Natur gemäß behandelt werden, als eine lockere und lose Umhüllung des Hauptes; selbst seine Farbe gehört zu wesentlich zu der ganzen Erscheinung,

aber deshalb genau zu beobachtende nur Erfolg verspricht. Als Bänderungsmittel kann vorläufig auch zur Erweichung der Poren und zur Schonung der Haare Vor-Baseline (etwa 10 procentige) oder Boro-Glycerin-Salbe angewendet werden. — Der durch Quetschung mißförmige Fingernagel kann nur bessere Gestalt erhalten, wenn die Nagelwurzel nicht verletzt ist, und wenn man ihn lange genug durch eine mit Gipsflaster befestigte Wachsbild, die auf dem Nagel des entsprechenden Fingers geformt wird, bedeckt hält. Diefelbe muß natürlich zum Beschneiden des Nagels und zu etwa nöthigen Verbesserungen von Zeit zu Zeit abgenommen werden.



Ampel mit Malerei.

Dr. D.
Ueber Brillantine vermag unser ärztlicher Mitarbeiter keine Auskunft zu geben.
D. Red.

Häusliche Kunst.

Ampel mit Malerei.

— An den beiden schmalen Seitenfenstern unseres Erkers lassen sich keine größeren Blumen-Arrangements anbringen, deshalb müssen Ampeln und Fensterbilder die Decoration übernehmen. Die Herstellung solcher Ampeln bereitet großes Vergnügen, zumal wenn die Grundform aus möglichst einfachem Material besteht, wie es bei der dargestellten der Fall ist. Eine hohle Kugel aus Thon, Blech oder Holz ist dafür am geeignetsten, weil sich darauf mit Oelfarbe trefflich malen läßt. Die Farbe des Grundes dürfte sich stets nach derjenigen der zu malenden Blumen richten: weiße, gelbe und mattblaue markiren sich gut auf leuchtendem Roth, das wiederum als Folie für die grüne Spargelpflanze mit ihren feinen federartigen Zweigen dient. Sollte ein Etrusker-Gi vorhanden sein, so läßt auch dieses sich leicht in eine Ampel umwandeln: die Spitze schneidet man ab, der Rand wird an drei Stellen durchbohrt, zur Aufnahme der Schnüre, und hierauf das Gi bemalt, wozu Email- wie Oelfarbe angewendet werden kann. Die feinen seidenen Schnüre nebst Pompons sind in der Farbe des Grundes oder in der Hauptfarbe der Malerei zu halten. Auch gemachte Blumen dürften in der Ampel ein geeignetes Plätzchen finden. G. J.



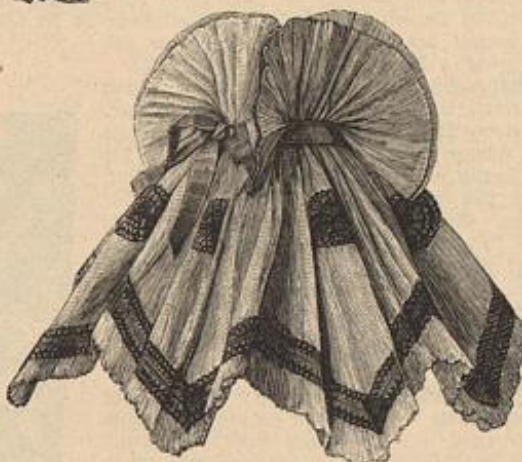
Mohnblume aus farbigem Tuch als Cylinder-Güthchen.



Lampenschirm mit Zug-Gardine.



Lampenschirm aus bedrucktem Krepp-Papier auf Drahtgestell.



Lampenschirm mit Vesag aus Spitzen-Entredeuz.

besonders zu Form und Farbe des Gesichts, daß Verschönerungsversuche mit anderen Färbungen, abgesehen von den Gefährdungen des Haares selbst, von sehr zweifelhaftem Erfolge sind und den Träger gefärbten Haares stets dem mit einiger Verachtung gemischten Fluche der Vöcherlichkeit aussetzen. Doch übergenug davon! Strapazirender der Eitelkeit werden gern ausgelacht, — Anmuth und Schönheit zu pflegen, ist aber lobenswerth und auch unsere Aufgabe!

Frau J. W. — Der verehrlichen Fragestellerin müssen wir trotz oder gerade wegen der genauen Beschreibung des fraglichen Leidens mit Entschiedenheit rathen, einem in solchen Dingen erfahrenen Arzte die Behandlung anzuvertrauen, da nur eine eingreifende,

Fürs Haus.

Mohnblume als Cylinder-Güthchen.

— Unsere fleißigen Kleinen finden in dem niedlichen Cylinder-Güthchen, einer von festem Drahtstiel getragenen rothen Mohnblüthe nebst Knospen und Blättern aus Tuch, eine dankbare, unschwer auszuführende Weihnachtarbeit. Nur die vorgezeichneten Aern der Blätter erhalten Markirung durch Stielstich in hellrother Seide. G. J.

Lampenschirme aus Krepp-Papier.

— Trotz des modernen, immer allgemeiner eingeführten elektrischen Lichtes können wir uns nicht ganz von der alten traulichen Petroleum-Lampe trennen, und nach wie vor fabricire ich, wenn der Winter naht, für meinen Haushalt allerlei Neuheiten in Lampenschirmen, die, aus billigem Material gefertigt, zwar kaum die „Saison“ überdauern, doch immerhin hübsch und originell genug sind, um Bewunderung und Nachahmung zu finden. Diesmal sind es zwei einfache Schirme aus Krepp-Papier, Resten von Seidenband und Spitzen, die das Amt der Schutzspender an meinen Lampen übernehmen. Ich schnitt mehrere Bogen dunkelrothen Krepp-Papiers in passender Weite und Länge zu und zackte es am unteren Rande aus; nun besetzte ich Jaden und obere Hälfte des Papiers mit schwarzen Spitzen-Entredeuz und verband es der Länge nach zu einer Hülse. 12 cm vom oberen Rand entfernt zog ich mit einer feinen rothen Seidenschnur die Hülse zu einem der Lampenglocke angepaßten Schirm zusammen, dessen oberer Rand, in Imitation einer Rüsche, in kleinen Abständen zurückgebogen und mit einigen Stichen befestigt wurde. Eine flotte Bauschleife um den Hals des Lampenschirmes befestigt ihn scheinbar an der Glocke.

Mein zweites Werk ist etwas mühsamer in der Anfertigung. Eine Rolle fraise-farbenes Seiden-Krepp-Papier mit goldbedrucktem Rand wird, etwa 10-12 cm vom oberen Rande entfernt, mit kräftigem Seidensaden eingereicht, unter sorgfältiger Vertheilung des Papiers um den Hals eines Drahtgestelles gelegt und durch mehrmaliges Umwickeln des Fadens hier befestigt. Nun vertheilt man die Weite auch unten recht gleichmäßig und heftet unter vorsichtigem Straffziehen das Papier mit überwindlichen Stichen am Rande des Drahtgestells fest, sodas der Goldbogen-Abschluß als Volant ringsum herabfällt. Reicht das überstehende Papier am Halse nicht aus für eine Rüsche, so legt man einen passend geschnittenen, etwa 6 cm breiten Streifen Krepp-Papier in Rosenfalten und befestigt diese Rüsche rings um den oberen Rand des Schirmes.
Frau G. S.

Lampenschirm mit Zug-Gardine. — Abweichend von den mit mehr oder weniger Zug ausstatteten, modernen Lampen-

Schirmen, dient ein einfacher Schirm mit Zug-Gardine aus grüner Seide vor allem dem Schutz der Augen. Ein kleiner federnder Halbreifen, von dem ausgehend zwei seitwärts aufstrebende, je 8 cm hohe Drähte dem oberen, 45 cm im Durchmesser haltenden angeboogener Halbreifen als Stütze dienen, umgibt den Hals der Lampenglocke. Der obere, weite Reifen trägt die grünseidene, mit Rüschen garnirte Zug-Gardine, die sich an Ringen bequem hin und herschieben läßt, um das Licht beliebig ganz oder stellenweise dämpfen zu können. Die eigenartige Construction des Drahtgestells ermöglicht das Aufheben des Schirmes von der Seite, wodurch dem Verschonen des Stoffes vorgebeugt wird. A. H.

Frau Helene und Frau Anna. — 1. Die leicht verstellbaren Gardinen-Spanner (Preis M. 9) von Jacob Ravens Söhne, C. Stralauerstr. 28/29, sind sehr empfehlenswert, da sie die Gardinen schonen und viel Zeit und Mühe sparen.
2. Die Berliner Fensterreinigungsgesellschaft übernimmt das Putzen der Fenster im Abonnement, das Doppelfenster

dar, so steigt sie gleich an die Oberfläche. — 20 g Hefe gleichen 2 g Cremor tartari und 4 g Natron. 50 g Hefe gleichen 23 g Cremor tartari und 10 g Natron. — 10 g Hausenblase sind gleich 16 g Gelatine.

Gansleber-Auflauf. — Man lege eine schöne, große, recht frische Gansleber (von gestopfter Gans) ein paar Stunden lang in süße Milch, — Wasser darf sie nicht berühren, — trockne sie dann gut ab und dämpfe sie mit ein paar Citronenscheiben in sehr frischer Butter ganz langsam, habe sie nach dem Erkalten ganz fein, lasse sie mit Bechamel-Sauce heiß werden und gebe sie durch ein Sieb; es muß ein ziemlich dicker Brei sein. Nun rühre man 90 g frische, feine Butter zu Schaum und gebe nach und nach 6 Eidotter, hierauf den Brei und zuletzt den Schnee der 6 Eiweiß hinein, backe den Auflauf 1 Stunde lang und servire so rasch wie möglich. v. P.

Hasenbraten- und Sellerie-Salat für 4-6 Personen. — 300 g übrig gebliebener Hasenbraten, 150 g englischer Sellerie. — 1 Eßlöffel Del, 4 Eßlöffel Bouillon oder Hasenbraten-Sauce, 1 Eßlöffel Essig, 1 Theelöffel (abgestrichen) Salz (zur Marinade). —

die mir dabei vorschwebte, endlich bestimmte Form annahm. Ich versetzte mich mit Veim, Gelatine, Diamantine, einem Farbentasten und allerlei Tischlerwerkzeug kleineren Formates, — Hammer, Zange, wie verschiedensten Größen Kägel, — und begann mein Werk: eine Landschaft mit Wald-Mosaik. Als Vorbild diente mir die Frankenstein-Burg, eine Ruine, die ich in fröhlicher Jugendzeit oft besucht, und die noch immer als liebliches Erinnerungsbild in meinem Gedächtniß lebt. Aus kräftiger Pappe schnitt ich den Grundriß, Dach, Thurm und die Wände mit Fenster und Thüröffnungen, ähnlich der Burg nebst der naheliegenden Kirche, und leimte die Theile passend zusammen. Die Wände innen, sowie sämtliche Schnittländer bestrich ich leicht, entweder blaßrosa, gelb oder weiß. Vor die Fensteröffnungen klebte ich außen rothe Gelatine und bedeckte nun die Wände ringsum mit dünner Kiefernrinde, dabei sorglich jede Ritze mit Moos verklebend. Die Dachziegel imitiren Schuppen von Nadelnadeln, aber man kann für ein grünes Dach auch Mäntelmoos oder Flechten verwenden. Sobald die Gebäude fertig sind, beginnt man mit der Herrichtung des Terrains. Als Grundfläche dient ein 80 zu 70 cm großes Brett; nachdem der Decorations-Plan entworfen, markirt man zunächst auf dem Brett durch Papp-Unterläge die erhöhte Stellung der Gebäude und zeichnet die Wege vor. Ein aufgetriebenes Stück Spiegelglas vertritt einen Teich; Moos und kleine präparirte Baumzweige umgeben das Meer, hellgrünes, kurzes Moos, wie es im Wald oft große Steine deckt, imitirt den Waldboden. Allerlei Strauchwerk, Tische und Bänke, Treppen und Geländer werden aus Baumzweigen und Rinde geschnitten, zusammengeleimt und -genagelt und an passenden Stellen der „Landschaft“ eingefügt, nachdem Burg und Kirche hier ihren richtigen Platz gefunden. Die Wege bestreicht man mit Gummi und streut dann Stimmersand darüber; ganz kleine Steine, wie verloren auf den Weg geworfen, oder, seinen Bindungen folgend, wie zu beiden Seiten einer Chaussée, in gleichmäßiger Entfernung aufgestellt, nachdem man sie mit weißer Leinwand bestrichen, beleben das Gesamtbild außerordentlich. Vor allem aber sei man nicht sparsam mit Diamantine. Reichlich über die zuvor mit Gummi bestrichenen Einzeltheile gestreut, giebt es den Winterschnee gestreulich wieder. Kleine Schneen- oder Thier-Figürchen, wie man solche in stehender, liegender oder kauender Stellung in jedem Porzellan- und Galanterie-Waren-Geschäft kauft, geben der Landschaft hübsche Abwechslung. Die großartigste Wirkung erzielt ich jedoch durch Illumination der Gebäude mittelst kleiner Wachstodkerzen, und der Jubel meiner Kinder wollte nicht enden, als ich ihnen meine „Landschaft“, so belebt, zum letzten Christfest bescheerte.

Frau Fortmeister M.

Wandtasche aus Birkenrinde. — Neben meinem Nähtisch hängt ein Stück, das stets die Aufmerksamkeit aller Besucherinnen auf sich zieht und fast immer zu der Frage verleitet: „Wo haben Sie denn nur das wieder aufgetrieben?“ Stolz und ausfühlich pflege ich dann Auskunft zu geben: daß die originelle Tasche aus Birkenrinde geflochten und zum Theil übermalzt sei, daß derartige Arbeiten in Schweden von der Landbevölkerung gefertigt werden, daß diese Tasche von Sibt mitgebracht worden sei, und daß sie mir nun treffliche Dienste leistet, um im Falle eines plötzlichen Besuches alle jene kleinen Näheren und Zudereien aufzunehmen, die eine fleißige Frau selbst auszuführen für Pflicht hält, die sie aber dennoch nicht gern profanen Augen preisgiebt. Die Tasche, die 48 cm hoch und oben an der breitesten Stelle der überfallenden Klappe 32 cm breit ist, wurde aus 5 cm breiten Rindenstreifen geflochten, von denen einzelne mit glänzenber gelber, rother oder grüner Lackfarbe übermalzt sind und dadurch wie farbige Bänder wirken. Hin und wieder sind der Rinde auch schmale Tuchstreifen angelegt und mit eingeflochten. Einzelne Fingerringe, gelb auf grünem, dunkelblau auf gelbem Grunde, sowie kleine Bierdeckel aus grünem, terracotta, weissem, blauem und gelbem Tuch, die den unbemalten Rinden-Quadraten aufgesetzt sind, erhöhen die Wirkung. Originell ist die weitere Ausschmückung mit drei sehr großen Pompons aus ganz schmalen Tuchstreifen in Terracotta, Blau, Grün, Weiß und Gelb. Gestrotete Schnur, um einen Knebel in der Mitte der Tasche zu fassen, bewirkt den Schluß; dem unteren Ende ist eine Quaste aus Tuchstreifen angefügt. Stärkere Schnur in zwei zusammengeknoteten Strängen befestigt die eigenartige Tasche an der Wand. C. E.

Selbstgefertigte Büste zum Schneidern. — Vielleicht bin ich unter meinen Mitleserinnen nicht die einzige, die beim häuslichen Schneider den Mangel einer gut passenden Büste empfand, und das um so schmerzlicher, als das bereits mehrmals dafür bestimmte Geld stets einer weit nothwendigeren Anschaffung dienen mußte.

Nach einigem Nachdenken kam ich darauf, das fast unentbehrliche Hülfsmittel auf folgende Weise durchaus zweckentsprechend herzustellen. In die obere Oeffnung einer Rodform aus Rohr steckte ich ein mittelgroßes Federkissen, umspannte dies gleich einer wirklichen Figur mit meinem genau passend geschnürten Corset und zog eine festschließende Untertaille darüber. Beides wurde sorgfältig mit dem Rißen ausgefüllt, die Halsweite mittelst eines passend geschnittenen und ringsum aufgenadelten Kragenschnittes regulirt, — und meine „Schneiderbüste“ war fertig! Die letzte Anprobe muß natürlich auf der Figur selbst geschehen. — Es sollte mich freuen, wenn meine Anregung anderen Frauen aus dem Leserkreis aus der Noth hülfte.

Frau Marie S.



Wandtasche aus Birkenrinde.

freuen, wenn meine Anregung anderen Frauen aus dem Leserkreis aus der Noth hülfte.

Besuchsquellen: Krupp-Paster: M. Alexander, W. Gotsdammerstr. 7. — Lampenschirm mit Zug-Gardine: Ernst Drechsler & Widmar, O. Langestr. 41. — Cylinderröhrchen: H. A. Walter, Wänden, Gießstr. 2. — Landschaften mit Wald-Mosaik: Frau Fortmeister Marzall, Frankenstein (Pfalz).

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreis“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Landschaft in Papparbeit mit Wald-Mosaik.

zu 30 Pf., das einfache Fenster zu 15 Pf., liefert alles dazu nöthige Pappzeug und arbeitet eigen und gründlich.

3. Gasherde kann ich aus eigener Erfahrung bestens empfehlen, nicht nur in Bezug auf Sauberkeit und Bequemlichkeit, sondern auch wegen bedeutender Ersparniß an Zeit, Mühe und Brenn-Material. In Berlin stellt sich der Preis einer Kochflamme auf ca. 2 1/2 Pf. pro Stunde. Besonders praktisch sind Gasherde mit 2 Rundbrennern und 1 Langbrenner, letzterer für Bratpfanne, Grillrost und große Gefäße vornehmlich geeignet. Ich benutze einen solchen Gasherd, für den ich M. 22.50 zahlte bei Jacob Ravens Söhne, Berlin, C. Stralauerstr. 28/29. Gasherde mit 3 und 4 Rundbrennern führt diese Firma zum Preise von M. 20 und M. 27.50.

Frau A. H.

Jahrgänge Abonnentin im Kärnthnerlande. — Zum Färben baumwollener Strümpfe eignet sich das neue Färbemittel „Dmicolor“ aus der chemischen Fabrik von Bauman in Gassel vorzüglich. Die feisenähnlichen Pasten à 35 Pf. färben waschrecht und sind in allen Farben käuflich. Eine Anleitung ist dem Färbemittel beigelegt.

A. H.

J. V. Adln. — Zur Herstellung von Parfüms etc. empfehlen wir Ihnen das „Chemisch-technische Rezept-Buch“ von Alwin Engelhardt (Leipzig, Verlag von Otto Spamer). A. H.

Küche.

Wirtschaftsbuch. — Als ich vor einer Reihe von Jahren als junge Frau die Herrschaft meines bescheidenen Reiches antrat, schenkte mir eine vorzügliche Tante ein Wirtschaftsbuch: „Das fleißige Hausmütterchen“ von Susanne Müller, und da meine Kenntnisse in der Wirtschaftsführung nicht allzu groß waren, wurde mir das Buch in der That ein besender Berater für Küche und Haus. Jetzt, da meine Tochter dem eigenen Haushalt vorstehen soll, kann ich ihr dasselbe Buch mitgeben, aber in neuer Fassung, denn „Das Hausmütterchen“ ist kürzlich in 13. verbesserter Auflage im Verlag von Kasar Schmidt in Järich erschienen. Viele Erfindungen und Neuerungen auf dem Gebiete der Kochkunst, wie der ganzen Haushaltung sind berücksichtigt, manches neue Kapitel, wie vegetarische Küche etc., ist hinzugekommen. Das bei uns in der Schweiz und in Süd-Deutschland sehr geschätzte Koch- und Wirtschaftsbuch ist zwar im Norden weniger bekannt, dürfte aber auch hier zu empfehlen sein wegen seiner guten, erprobten Recepte und vieler Rathschläge, welche die zweite Abtheilung „Arbeitsstunden und Anrathungen“ enthält.

Eine alte Hausfrau.

Einige Winke für das Kochen. — Gehacktes Eiweiß, zum Garniren von Salaten, Mayonnaisen, wird leicht blau, wenn es einige Stunden steht; durch Zusetzen einiger Tropfen Citronensaft läßt es sich tadellos weiß erhalten. — Zucker-Glasur glättet man mit einem in kaltes Wasser getauchten Messer. — Ein warmes Messer benützt man zum Schneiden sehr frischen Brodes, um glatte Scheiben zu erzielen. — Sassafras-Rinde unter getrocknete Morcheln und Backobst gestreut, bewahrt sich als Schutzmittel gegen Würmer. — Den Geschmack alter Kartoffeln verbessert man wesentlich durch ein nufgroßes Stück Kalk, das dem kochenden Wasser zugefegt wird. — Die Güte der Hefen, von der das Gelingen eines guten Kuchens abhängt, erprobt man durch Eintropfen etwas aufgelöster Hefe in kochendes Wasser: ist sie frisch und brauch-

2 Eßlöffel besten Weinessig oder Citronensaft, 1/2 Theelöffel Senf, 1/4 Theelöffel Zucker, 2 Eßlöffel Bouillon, 1 Eßlöffel gewiegte Kapern, 2 hartgekochte Eier, 2 rohe Eigelb, 1 Prise weißen Pfeffer (für den Salat). — Das Hasenbraten-Fleisch wird von den Knochen gelöst und, nachdem alle harten und sehnigen Theile entfernt sind, in sehr feine gleichmäßige Filets geschnitten. Eine englische Selleriestunde zerlegt man, das Herz davon verwendet man als Dessert oder Mittelstück beim Anrichten des Salates. Sämmtliche Theile werden sauber gepulvt und gewaschen. Man benützt nur die unteren, gebleichten Stücke der Stiele, die man, wie den Hasenbraten, in gleich lange und dünne Filets schneidet. Fleisch- und Sellerie-Filets werden nun mit 1 Eßlöffel Del und Essig, 4 Eßlöffel guter Bouillon oder mit warmem Wasser verdünnter Braten-Sauce angemengt und hingestellt. Von den hartgekochten Eiern werden die Dotter durch ein Sieb gerieben, mit den rohen Eigelben nebst Salz und Del in einem kleinen tiefen Napf zu einer Salbe verrührt, indem man tropfenweise Del und, nach Verbrauch von 1/4 des Dels, abwechselnd auch Essig tropfenweise dazurührt. Zur Verdünnung verwendet man etwas Bouillon, sügt auch den Senf hinzu und schmeckt mit den gewiegten Kapern, Pfeffer, Salz und Zucker die Sauce ab, mischt die aus der Marinade genommenen Fleisch- und Sellerie-Filets gut damit durch und schmeckt dann nochmals ab. Man richtet den Salat auf einer Glashüssel bergartig an, stellt die Selleriestunde in die Mitte und bestreut das Ganze mit einigen Kapern und dem gehackten Eiweiß.

H. Heyl.

Rahm-Dütschen. — Man nimmt 8 ganze Eier und ebenso viel harten Zucker, als die Eier wiegen. Auf einem Theil des Zuckers reibt man die Schale einer Citrone ab und kößt ihn nachher fein. Die Eier werden nach und nach mit dem Zucker verrührt, zuletzt thut man soviel Mehl hinzu, als 6 Eier wiegen. Von dieser Masse seht man mit einem Vöfel kleine Häuschen auf ein gebuttertes Backblech, streicht sie etwas breit und backt sie schnell gelbbraun. So lange sie noch heiß sind, dreht man Dütchen daraus und füllt diese nach dem Erkalten mit geschlagenen süßem Rahm oder auch mit einer vorher gekochten Creme.

H. W.

Hannöberische Kartoffelpuffer und Dessische Katadouillen. — Wäre eine hochgewandte Leserin so freundlich, mir die Recepte hierfür anzugeben? Baronin E.-V.

Allgemeines.

Landschaft mit Wald-Mosaik. — Wenn der Haushalt besorgt ist, bleibt uns „Waldfrauen“ noch manche Stunde übrig, die nicht nur mit Lesen und Handarbeit ausgefüllt werden kann. Gesellschaften, Konzerte, Theater u. dergl. existiren für uns nicht; das einzige Vergnügen ist ein Spaziergang in den Wald. Dieser entschädigt aber auch für vieles, was wir entbehren müssen und giebt Anregung zu genußreicher Beschäftigung an den langen Herbst- und Winterabenden. So sammelte ich bei meinen Spaziergängen allerlei Moose, Flechten, Rindenabfälle, Farren, Schwämme, Lärchen- und Tannenzapfen, die ich zu Hause vorsichtig trocknete, presste und aufbewahrte, bis die Idee,



Nachdruck verboten.

Vergieb uns unsre Schuld.

Erzählung von C. v. d. Saft in Berlin.

(Schluß.)

Er unglückliche Mann stöhnte schmerzlich. Hatte er denn wirklich auf Verzeihung mit seinem Weibe gehofft? — „Ja, ja!“ Er hatte es heiß und innig ersehnt, und das hatte ihm das Hoffen erleichtert. Geheiß! Ja, was denn? Auf ihre Verzeihung allein? Konnte sein verlangendes, reuiges Herz sich damit zufriedengeben? — Nein, nein, er hatte oft in stillen Stunden geträumt, sie werde wieder sein eigen sein, sie und Lotte, das süße kleine Geschöpf.

Nie, auch nur einen Augenblick, war ihm der Gedanke gekommen, sie könne im Laufe dieser Jahre einen andern Mann gewählt haben. Er kannte sie zu gut dazu! — Aber so würde sie auch jetzt ihm unnahbar bleiben, unerreichbar, sie und ihr Kind, sein Kind! — Er warf sich, leise stöhnend, in den Dünensand und stützte schwermüthig den Kopf in beide Hände. Unerreichbar für ihn, sein Weib, sein Kind!

Sie sahen sich jetzt wohl täglich, sie grüßten sich stumm, aber dabei blieb es. Ella vermied es fast ängstlich, dem Gatten allein zu begegnen, Lottchen war gut Freund mit dem „fremden, freundlichen Herrn“. Als Mutter und Kind abreißen, reiste der Einsame auch ab; erst in Berlin, auf dem Stettiner Bahnhof angelangt, näherte er sich ihnen.

„Ella,“ bat er leise, „darf ich Euch nicht wenigstens bis zu Eurer Wohnung begleiten?“

Sie schüttelte ablehnend den schönen Kopf. „Nein, Albrecht, es ist besser so, es hat keinen Zweck und erregt nur die Neugier der Leute. Lebe wohl!“ Und sie reichte ihm die Hand zum Abschied.

Wortlos preßte er seine Lippen auf ihre Hand, das Kind drückte er an sein Herz, küßte es innig und sagte leise mit bebenden Lippen: „Gott mit Dir, Du liebes, liebes Kind! Wirst Du wohl zuweilen an Deinen — Deinen Freund denken?“

Die Kleine nickte ernsthaft, sie sah ihn so merkwürdig, mit-leidig an.

„Warum weint denn der Herr, Mama?“ fragte sie diese, als der Fremde sie in den Wagen gehoben; und rasch, als käme ihr ein guter Gedanke, wandte sie sich zum offenen Wagenfenster und rief mit ihrer hellen Kinderstimme aus dem davonrollenden Gefährt: „Besuchen Sie uns 'mal!“

„Ob er's wohl noch gehört hat, Mütterchen? Dann kommt er auch gewiß. Warum weinte er denn nur?“ beharrte sie bei ihrer ersten Frage.

„Er hat ja nicht geweint!“
„Doch, Mama, er hatte ganz nasse Augen!“
„Dann weiß ich's nicht!“ stüßte diese gepreßt und lehnte sich weit in den Wagen zurück, so vermeidend, ihrem Kinde in die eindringlich fragenden Augen zu schauen.

„Wie war's denn in der Sommerfrische, meine kleine Freundin?“ begrüßte Lieutenant Vogen, aus dem Wandver heimgekehrt, Lottchen Helms.

„Wir waren ja an der See!“ erwiderte sie stolz mit leuchtenden Augen.

„Ah, an der See! Davon mußt Du mir öfter erzählen, das scheint Dir wundervoll bekommen zu sein, nach Deinem Aussehen zu schließen! Aber Sie, gnädige Frau, — verzeihen Sie,“ er schaute sie betroffen an, „Sie sind doch nicht etwa krank gewesen?“

Die Angeredete zwang sich zu einem Lächeln; zurückhaltend erwiderte sie: „Nein, mich hat die Seelust vielleicht ein wenig angegriffen.“

Er wagte nicht, weiter zu fragen, das kleine Mädchen ließ ihm auch keine Zeit dazu, denn es plauderte lebhaft von der schönen See, zeigte ihm ihre gesammelten Muscheln und See-Steine, die ihre Mama so schön mit kleinen Malereien versehen hatte, und rief dann plötzlich mit großer Lebhaftigkeit: „Und denken Sie 'mal, jetzt hab' ich noch einen Freund, der ist ebenso groß wie Sie, oder nein, Mütterchen, ist er wohl ein bißchen kleiner?“

Der junge Offizier lachte amüßigt: „O weh, da muß man wohl eiferüchtig werden? Nun sag 'mal, kann denn Dein neuer Freund auch sich selbst den Kaffee kochen, so wie Du mir's judicirtest?“

„Das, — das weiß ich nicht,“ meinte sie nachdenklich, „aber sehr, sehr gut war er mit mir, schöne Steine und Muscheln hat er mir geschenkt, und wunderschöne Blumen, und denken Sie 'mal, er hat mich einmal auf seinen Arm genommen und hat mich so geküßt!“

Er schrocken das Händchen auf den kleinen Mund drückend, sah sie betreten zur Mutter hinüber, die sie gestern erst gescholten hatte, daß sie der Theresen so viel erzähle; die Mama mochte es eben nicht leiden, daß fremde Menschen sie küßten, und sie wollte es auch nicht erzählen hören, hatte sie gesagt. Den Lieutenant ergoß das Plaudern des lebhaften Kindes sehr, und nun gar diese sprechenden Bewegungen, wie eben jetzt. Sein Auge eilte von dem Kinde zur Mutter, aber nun schwieg auch er betreten. Erschreckend blaß war die Frau geworden, und es kämpfte sichtbar in ihren Zügen.

„Gnädige Frau sind unwohl?“ fragte er besorgt.
„Mama, liebe Mama!“ die Kleine rief's ängstlich und, hinübersehend, schlang sie die Arme um die blasse Frau, „ich hab' ganz gewiß niemand so lieb, wie Dich, sei nicht so böse und blaß!“

Frau Helms streichelte mit bebender Hand das Haar ihres

Kindes: „Weh in die Küche, Kind, und hole Mama ein Glas Wasser.“ Und während das Kind folgsam hinausging, wandte sich die Mutter zu dem Offizier, der besorgt näher getreten war, und flüsterte mit halber Stimme: „Herr Lieutenant Vogen, ich halte Sie für einen Ehrenmann; — ich bin nicht Witwe, wie Sie bisher annahmen, — mein Mann lebt, — wir sind seit Jahren geschieden, — eine unvermuthete Begegnung, — der Vater hat ein Recht, sein Kind zu sehen, aber Lotte, sie weiß nicht, — soll nicht wissen!“

Der junge Offizier griff erschüttert nach der Hand des armen, jungen Weibes und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. „Ihr Vertrauen ehrt mich unsagbar,“ erwiderte er bewegt, „ich werde es zu verdienen und zu erhalten wissen, gnädige Frau.“ Damit ließ er Frau Helms tastvoll allein.

Zwischen den geschiedenen Gatten hatte sich ein Briefwechsel entsponnen; er fragte nach ihrem, nach des Kindes Ergehen, und sie beantwortete die Fragen nach Lottchen regelmäßig, über sich selbst berichtete sie nie etwas, so oft er seine Fragen auch wiederholte. Und dann, nachdem lange Zeit keine Nachricht eingetroffen war, brachte Lottchen eines Tages einen dicken Brief, den sie triumphierend emporhielt. „Mütterchen, zwei schöne Marken darauf, bekomme ich die beide? Denk' Dir 'mal, der Postbote hat ihn mir auf der Treppe gegeben und gesagt, 'verheiß' Dich nicht dran! Was meint er damit? Meint er, weil der Brief so dick ist?“

Die Mutter nickte mit erblähten Lippen, bebend auf den Brief schauend, dessen Aufschrift den Absender erkennen ließ. Sie kannte den Inhalt, ohne ihn gelesen zu haben, und sie mußte im voraus die Antwort. Albrecht bat sie, zu ihm zurück-zukehren, aufs neue sein zu werden, — und sie? Sie konnte nicht! Sie konnte nicht vergessen, daß er sie, daß er sein Kind verlassen hatte um jenes Weibes willen! —

Er schrieb lange, lange nicht; es war wieder Sommer geworden und heute Lotte's Geburtstag; — ob er dazu schreiben würde? Ihr Töchterchen strahlte vor Glück; ihr Geburtstag und Sonntag dazu. Aber die Kleine war doch wieder schmaler geworden, und der Lieutenant Vogen hatte recht, wenn er gerathen: „Schenken Sie dem Kinde wieder eine Sommerfrische, gnädige Frau.“

„Lieber die See!“ meinte das Kind, und verlangend fügte es hinzu, „vielleicht ist mein Freund auch wieder da, er sollte uns doch besuchen!“

Es klingelte heute oft an der Corridor-Thür, der Postbote brachte zweimal etwas für den Offizier, — sein Brief von Albrecht. Er zürnte ihr, aber — sie konnte nicht anders!

Da klingelte es wieder, Lotte eilt selbst hin, um zu öffnen, heute durfte sie es, sie war ja acht Jahre alt! Die Mutter hörte ihr Kind laut aufjubeln und eilte nun selbst zur Thür. Was hatte das zu bedeuten? Doch da stürmte Lottchen schon herein, „Mütterchen, Mütterchen!“ rief sie jauchzend, „mein Freund, der 'fremde Herr' von der See!“ Und mit beiden Händchen die Hand des Mannes haltend, zog sie ihn strahlend vor Freude über die Schwelle.

Ella faßte wieder mit der Hand um sich nach einer Stütze, wie damals in den Dünen nach den schwanken Weiden, und wieder vermochte sie nur herbeizubringen: „Albrecht, Du hier?“

„Vergieb mir, Ella,“ bat er, auch wie damals, „aber ich mußte Euch wiedersehen!“

Doch heute trat Lotte in den Vordergrund. Heute war „ihr Tag, ganz allein ihr Tag“, hatte Lieutenant Vogen gesagt, als er mit einem schönen Blumenstrauß und einem herrlichen Bilderbuch ihr zum Geburtstag gratuliert hatte.

„Mütterchen, liebe Mama!“ rief sie entzückt, „woher weiß er denn, daß mein Geburtstag ist! Und den! Dir 'mal, er hat mir auch etwas mitgebracht,“ und sie hielt triumphierend einige außerordentlich schöne Rosen in die Höhe und deutete mit der andern Hand auf ein Paket, das er an der Thür gegen die Wand gelehnt hatte.

„Die Rosen sind für die Mama,“ sagte er leise, und noch leiser fügte er hinzu: „Von ihrer Lotte wird sie sie ja wohl nehmen.“

Bittend sah er auf Ella, die die Rosen zögernd entgegen-nahm.

„Bitte, bitte, machen wir das Paket auf!“ bat die Kleine eindringlich; die Mutter wehrte ihr zwar, aber wieder sah Albrecht sie bittend an, und so wurde des Kindes Wunsch erfüllt.

Ein großes, schönes Bild kam zum Vorschein, und Ella hatte kaum einen flüchtigen Blick darauf geworfen, als sie es auch erkannt hatte. Es war ihr früheres Heim, Albrecht's Gutshaus; er hatte es photographiren lassen, als sie noch sein glückliches junges Weib war. Warum pochte er so mächtig an ihr Herz? — Lottchen sah aufmerksam das Bild an und meinte verständlich: „Das ist ein schönes Haus, wem gehört das?“

„Das ist mein Haus!“

Erhaunt sah die Kleine zu ihm auf. „Solch ein schönes Haus haben Sie? Das ist ja eine Sommerfrische, da sind schöne Bäume, ein Garten, ein Spielplatz, zwei Hunde, ein kleiner Wagen, ein kleines Schäschen und noch viel, viel mehr! Und das wollen Sie mir schenken?“

„Wenn Du es haben willst?“

„O ja, gern, aber“ — nachdenklich schaute sie auf das Bild.

„Nun, aber?“

Sie sah verlegen zur Mutter hin, sagte dann aber offen: „Eigentlich möchte ich viel lieber, daß meine Mama und ich dahin könnten in die Sommerfrische.“

Ella zuckte auf, sie war in diesem Augenblick böse auf Albrecht, und er? Er war roth geworden, wie ein Schulknabe, und abbrechend lenkte er des Kindes Gedanken auf ein kleines Etui, das er in die Hand nahm und öffnete. Ein kleines, goldnes Herz an seinem Kettchen lag auf blauem Sammet darin. Lotte schaute mit großen Augen erst darauf und dann zu ihm empor, der es ihr reichte mit den Worten: „Trag' Deine liebe Mama, ob Du das tragen darfst!“

„Mütterchen,“ fragte die Kleine ganz schüchtern, „Mütterchen, darf ich?“ Und als die Mutter schweigend nickte, da hob das Kind beide Arme zu dem Mann empor, und trotz des Verbotes

der Mutter küßte sie den „fremden Herrn“ und ließ sich von ihm an sein Herz drücken.

Ella hatte sich bebend abgewendet, ihr Herz krampfte sich zusammen, nun mußte es sich entscheiden; es war ihr, als höre sie sein halberstüßtes Flüstern, wie vor acht Jahren, als er an ihrem Bett gekniet und, ihre Hände küßend, nur wieder und wieder geflüstert hatte: „Mein Weib, mein Kind!“ — Doch nein, es war wohl Täuschung gewesen, denn eben ließ er die Kleine sanft zur Erde gleiten, und auf das goldene Schmuckstück deutend, sagte er: „Bitte die Mama, daß sie ihr Kind damit schmüde!“

„Thu's, Mama, bitte, bitte!“ Und stolz schaute die Kleine, nun geschmückt mit dem kleinen, bligenden Herzen, von einem zum andern. „Darf ich's dem Lieutenant zeigen?“ Aber ohne die Antwort abzuwarten, war sie auch schon zur Thür hinaus.

Albrecht horchte auf, und Ella, dies bemerkend, erklärte: „Ich habe zwei Zimmer an einen Offizier vermietet.“

„Ella, so richtest Du Dich ein?“ Und das ganze Haus da sieht leer, — hätte er gern hinzugefügt, unterdrückte es aber.

Sie schien seine Gedanken errathen zu haben, denn sie deutete mit den Augen auf das Bild und sagte: „Du hättest nicht so längstvergangene Zeiten heraufbeschwören sollen —“

Bewegt fiel er ihr ins Wort: „Lotte soll ihr Vaterhaus doch wenigstens im Bilde kennen und sich daran erfreuen, und Dich — Dich soll sein Anblick erinnern, daß es Dein ist, daß dort jemand auf die Heimkehr seines Weibes wartet.“

„Nie, nie!“ unterbrach sie ihn fast heftig, „laß Vergangenes vergangen sein, wir können's beide nicht mehr ändern!“

„Ella!“ stöhnte er leise, „Du willst es nicht. Hab' Erbarmen mit mir! Sieh' ich werde um Dich ehrlich und aufrichtig, heiß und innig!“

Sie streckte todtensblaß und abwehrend die Hand gegen ihn aus.

„Ella!“ rief er leise und verzweiflungsvoll, „soll ich nie, nie den Namen Vater von den Lippen meines Kindes hören?“

Eine kurze Pause, dann sagte sie tonlos: „Ich kann's nicht ändern.“ — Vor ihr inneres Auge war jene Scene getreten, da sie ihn so verzweiflungsvoll gebeten hatte, um seines Kindes willen zu bleiben. Das war entscheidend.

Lottchen stürmte herein: „Er hat gesagt, er sei sehr, sehr eiferüchtig!“ jubelte sie. Ihr auf dem Fuße folgten zwei kleine Mädchen, Leni und Trude, und nun ging ein Spielen an nach Herzenslust. Die beiden Gatten sahen dabei und beobachteten die Kinder, die oft bei diesem oder jenem ihren Rath und ihre Hilfe beanspruchten. Albrecht hatte gehen wollen, aber wie Blei lag es ihm in den Gliedern, er blieb und quälte sich mit seinen Gedanken und Empfindungen und bewunderte Ella's äußere Ruhe und Fassung nach der vorangegangenen Scene. War ihr Herz erstarrt? Gab es keine Macht auf Erden, sie andern Sinnes werden zu lassen?

Der Abend nahte, und die fremden Kinder wurden abgeholt, auch er erhob sich mühsam, nun mußte auch er gehen. Er küßte die Hand seiner Frau: „Ella, ich komme morgen noch einmal wieder.“ Sie neigte leicht das Haupt. Als er Lottchen's Köpfchen zum Abschied zwischen seine beiden Hände nahm und den kleinen Mund küßte, sagte diese ganz gegen ihre Gewohnheit weinerlich: „Leni und Trude haben so sehr mit mir gespielt, mein Kopf thut ganz weh!“

„Mein Kind ist stets so lebhaft,“ sagte die Mutter, „geht schnell in sein Bettchen!“

Er sah besorgt in Ella's Gesicht. „Ich fürchte, das Kind hat Fieber!“

„Das ist wohl nur die Aufregung des Tages heut', gut ausschlafen macht's wieder besser.“

Eine grenzenlose Unruhe ließ Albrecht die Nacht nicht schlafen. Früh am andern Morgen verließ er sein Hotel und irrte durch die Straßen, bis er auch dies nicht mehr aushielt und ohne weiteres Bedenken nach der Wohnung seiner Frau eilte. Theresen öffnete, und nach kurzer Anmeldung ließ sie ihn eintreten. Es schien ihm unheimlich still in der Wohnung, da er die helle Stimme seines Kindes nicht vernahm. Da erstien Ella mit verstörten Mienen auf der Schwelle des Schlafzimmers; erschreckt eilte er ihr entgegen und faßte nach ihrer Hand.

„Lotte hat Scharlachfieber.“ — Sie sagte es tonlos, mit zuckenden Lippen.

Ihre Hand fester fassend, zog er sie mit sich in das Schlafzimmer zurück, wo das Kind mit schmerzenden, fieberheißten Gliedern und rothem Köpfchen in seinem Bette unruhig sich umherwarf. Es erkannte ihn und streckte ihm mit mattem Lächeln die kleine, heiße Hand entgegen. „Meine Lotte!“ Er küßte bebend die kleine Hand.

„Wollen Sie hier bleiben, bis ich wieder ganz gesund bin?“

„Ja, das will ich!“

„Gewiß?“

Er nickte stumm, denn er sah, wie die Kleine plötzlich auf-zuckte und an ihr Köpfchen griff, „da thut es so weh!“

Armer Liebling, gestern noch so fröhlich! — Ella theilte ihm flüsternd mit, daß das Brüderchen der Kinder Leni und Trude ebenfalls gestern erkrankt sei, also eine Ansteckung.

Tief bekümmert sah die Mutter am Bett ihres Kindes, Tag für Tag; die Krankheit nahm einen schweren Verlauf. Albrecht kam und ging, ohne zu fragen, ob er kommen dürfe. Des Arztes Mienen wurden sehr ernst, verzweiflungsvoll sah Ella auf ihr Kind, auf den Arzt, er zuckte stumm die Achseln. Albrecht hatte die letzte Nacht die Wohnung nicht verlassen, er wollte zur Hand sein, wenn er vielleicht gebraucht wurde. Früh morgens kam der Arzt; er schien zufriedener. Er athmete auf und hörte, wie der Doctor sagte: „Wenn das Kind die Krankheit übersteht, gnädige Frau, dann isort auf's Land mit ihm! Berlin ist nichts für ein so zartes Weib, für solche Nerven! Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen schon wieder-

holt den Rath gegeben habe, Landluft und Ruhe, körperliche und geistige Ruhe für die Kleine. Und auch für Sie wäre das gut, das letzte Jahr hat Sie sehr mitgenommen!"

Und Ella war an dem Bette ihres schwerkranken Kindes in die Knie gesunken, als der Arzt fort war. Trotz der Warnungen war sie mit dem Kinde bis heute in der Großstadt geblieben, und das Kind hatte ein Vaterhaus in Gottes herrlicher, freier Natur, ein großes, schönes Vaterhaus mit hohen, luftigen Zimmern. Seit einem Jahr fast wußte sie es, daß es ihr und dem Kinde weit geöffnet stand, daß sie sehnsüchtig, verlangend erwartet wurden, und sie, — sie? —

"Vater, vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" rief sie plötzlich laut und inbrünstig.

Da küßte sie sich umschlingungen, zwei starke Arme zogen sie empor, ihr müder Kopf wurde an ein laut und heftig arbeitendes Herz gedrückt.

"Abrecht," flüsterte sie halb erstickt, "ich will ja zu Dir kommen, Gott erhalte uns unser Kind!"

Er sagte kein Wort, aber er drückte sie nur um so inniger an sich. Also es gab doch eine Macht auf der Welt, die sie andern Sinnes gemacht! —

Hand in Hand sahen sie an ihres Kindes Bett, Stunde für Stunde, Tag für Tag bewachten sie es gemeinsam. "Mein Mann," hatte sie ihm einfach dem Arzte vorgestellt, als dieser erstaunt den Herrn an ihrer Seite angesehen. Gemeinsam genossen sie das Glück des Augenblicks, in dem ihr Liebling sich zum ersten Mal klaren Auges umschaute und sie erkannte.

"Sie sind noch immer hier?" fragte das Kind mit leiser, verwunderter Stimme.

"Ich sollte ja bei Dir bleiben, bis Du wieder ganz gesund sein würdest, meine Lotte."

Die Kleine nickte matt und sah auf die Mutter. "Mama, ich bin so müde!"

"Schlafe, mein Liebling," sie beugte sich über das Kind, es leise auf die Stirn küßend, "schlafe schön und ruhig, und wenn Du ausgeschlafen hast, erzähle ich Dir etwas Schönes."

"Was?" flüsterte der kleine Mund, während die müden Augen sich schon schlossen.

"Wir gehen in eine schöne Sommerfrische mit Deinem guten Freund."

Das Kind öffnete die Augen, ein Schimmer einer großen Freude lag darin, als es "seinen Freund" erblickte, dann schlief es ein.

"Lotte, was bist Du groß geworden!" rief überrascht Lieutenant Bogen, als er sich nach des Kindes Ergehen erkundigen wollte und dieses ihm zum ersten Mal matt und langsam entgegen ging. Er beugte sich, nahm das federleichte Kind auf seinen Arm und schaute in das kleine, schmale Gesicht, in die übergroßen, strahlenden Blau-Augen. "Gnädige Frau, darf ich?"

Frau Helms lächelte und nickte, und er küßte die Kleine zärtlich auf Lippen und Augen.

"Und morgen geht es fort, meine kleine Lotte?"

Diese nickte vergnügt. "Und denken Sie mal, ich komme gar nicht wieder! Wir bleiben immer in der Sommerfrische, und ich gehe nicht in die Schule, ich habe einen schönen, großen Garten und Hühner und Enten und all so was, nicht, Mütterchen? Und wissen Sie, was? Wenn Sie auch nicht mehr in dem alten Berlin bleiben wollen, dann kommen Sie zu uns! Da reist die Mama nicht fort, und Sie brauchen da Ihren Kaffee nie, niemals selber zu kochen; ja, wollen Sie?"

"Ob ich will, Du süße, kleine Blaubertaube!" Er trug das Kind zum Sopha und setzte es dort fürsorglich in die Ecke, ein weiches Kissen hinter der Kleinen Rücken schiebend. "Gewiß werde ich kommen, wenn es die Mama und der Papa erlauben."

"Mama, liebe Mama, ja?" — Sie nickt. — "Und der Papa, — der erlaubt's, der erlaubt alles!"

Und plötzlich starrte sie jubelnd in die Händchen: "O, es ist so hübsch, einen Papa zu haben, alle Kinder hatten einen, und ich hatte immer und immer keinen! Und er ist so gut, und ich hab' ihn so lieb! Und nicht, Mütterchen, Du auch, Du hast ihn auch so lieb, nicht wahr?"

Erstarrt, wie ein junges Mädchen, trat Frau Helms zu ihrem Kinde, das ihr verlangend die Arme entgegenstreckte, und beugte sich bebend zu ihm, es stumm an ihr Herz nehmend. Einen Augenblick schaute der junge Offizier auf die beiden, dann ging er leise, wortlos hinaus. In seinem Zimmer ging er lange schweigend auf und ab, blieb sinnend stehen und setzte dann seine Wanderung weiter fort. War die Frau denn überhaupt wieder zu erkennen? Wie ein Hauch der ersten Jugend lag es auf ihrem Antlitz, ihrer Gestalt, ihren Bewegungen. Beneidenswerther Mann, dem diese Frau sich zu eigen gab, zum zweiten Mal sich zu eigen gab! Und dieses Kind! — Er seufzte tief auf. Wahrhaftig, er hatte sein Herz verloren an Mutter und Kind!

Raddruck verboten.

Eine gute Mutter.

Von Max von Weisenthurn in Wien.



Die Frau, welche jemals das Glück kennen gelernt hat, einem Kinde das Leben zu schenken, bleibt, wenn sie normal veranlagt ist, wenn das Herz ihr auf dem rechten Fied sitzt, Mutter bis zu ihrem letzten Athemzug, wenn auch ein grausames Geschick ihr das Wesen, welches naturgemäß dazu bestimmt war, Freude und Stütze ihres Alters zu sein, vor der Zeit aus den liebenden Armen gerissen hat. Sie lebt im Geiste in und mit demselben weiter und hält sich in Erinnerung an dasselbe das Herz offen für die Leiden und Freuden der jungen, heranblühenden Generation. Da der Schmerz stets der beste Erzieher zu sein pflegt, wird sie auch an der Hand desselben Umchau halten in sich selbst und in anderen, wird sie denken und anatomisch zergliedern lernen und sich ihre eigenen Begriffe machen über Menschen und Verhältnisse, über Lebenslagen und Dinge. Im Wechselhülle des Lebens stellen denkende Menschen sich vielerlei Fragen, und so führte mich das Gespräch mit einer kinderlosen Mutter einst auf das Thema, was denn eigentlich eine „gute Mutter“ sei,

und wie man dies werde: Gestatten Sie mir, Ihnen das Ideal dessen, was mir als höchstes Vorbild dieses erhabenen aller Berufe vor Augen schwebt, vorzuführen. Der meine Ansicht nicht theilt, dem steht es ja frei, derselben entgegen zu treten. Die höchste, hehrste und erhabenste Aufgabe des Weibes liegt in der getreuen Erfüllung ihrer Mutterpflicht, von dem Standpunkte vernünftiger Pädagogik aus ins Auge gefaßt, — sagt Pestalozzi, — und wie recht hat er damit! Um aber dermaleinst eine gute Mutter zu werden, muß das Kind von frühester Jugend an dazu erzogen werden, muß das Mädchen, wenn es sich dem Gatten vermählt, sich selbst weiter erziehen zu Ruh und Frommen der Generation, deren Wohlfahrt in ihren Händen ruhen kann. Man lehre dem Kinde Selbstaufopferung, Selbstbeherrschung, Gehorsam und Liebe zu den Nächsten, man erziehe den Widerpruchsgeist und Eigensinn, welche in so vielen menschlichen Naturen, und ganz besonders in den weiblichen, zu finden sind, und man wird den ersten Schritt gethan haben, um eine tüchtige, correcte Mutter heranzubilden, wie sie sein soll. Der Cultus des eigenen „Ich“ siedt in jeder kleinen Menschenpflanze von Geburt an, und Pflicht der Mutter ist es, dieser von Generation zu Generation sich übertragenden Erbsünde entgegen zu arbeiten. Um dies mit Erfolg zu können, darf man bei sich selbst das Uebel auch nicht dulden, welchem man bei dem Kinde entgegensteuern will, und selbstsüchtiger, unvernünftiger Egoismus ist es beispielsweise nur, wenn man dem Kinde von der Wiege an kleine Unarten hingehen läßt, weil sie uns momentan belustigen, weil sie „herzig“ sind, und wir nicht bedenken, welche zunehmenden Dimensionen sie mit den Jahren erreichen, wie schädlich sie nach und nach auf den moralischen Entwicklungsgang des Kindes einwirken! Mit dem Verstande zu lieben und mit dem Herzen zu denken, das scheint mir das richtige Recept für eine normale Kindererziehung. Die Probe so vieler, schwacher Mütter, welche ihren eigenen Unverstand damit beschönigen, daß sie angefächelt der Unarten ihrer Kinder sich selbst und andere stets damit trösten: „wenn die Kleinen älter werden, kommt die Vernunft von selbst,“ ist mir immer als ein Armutshzeugniß erschienen, welches eine jede Mutter auszusprechen sich schämen sollte! Wer selbst erzogen ist und Kopf und Herz am rechten Fied hat, weiß sehr genau, daß die Erziehung des Kindes bereits in der Wiege beginnt, noch ehe dasselbe die Sprache zu handhaben versteht. Die richtig denkende Mutter hat ein sehr scharfes Ohr für die Nuancierung des Kindergeschreies; sie weiß sehr genau, ob das kleine Wesen aus wirklich schmerzlichem Unbehagen, oder aus eigensinniger Unart schreit. Beginnt man den Kampf gegen das Temperament von der Wiege an, so ist dasselbe schon gebändigt, wenn das Kind in das Denkalter kommt, und die Mutter hat leichtes Spiel; läßt man aber die Keime sich entwickeln, ohne sie mit Vernunft einzudämmen und zu beherrschen, so leiden die Eltern und Erzieher in späteren Jahren schwer unter den verhängnisvollen Folgen; so leiden die Kinder, welche zügellos aufgewachsen sind, in reiferen Jahren nicht minder unter dem Resultate mütterlicher Schwäche. Es giebt Mütter, welche, so lange die Kinder, denen sie das Leben geschenkt, noch in der zartesten, ersten Entwicklungs-Periode sich befinden, stolz darauf sind und sich verdientlich blähen, wenn sie die kleinen Wesen mit Hintansetzung jeder Rücksicht auf ihre eigene Gesundheit betreuen, Mütter, welche während der Periode des Stillens, das sie selbst besorgen, nicht von der Seite ihrer Kinder weichen und absolut keine Bewegung machen, nur um ja in der Ausübung ihres Berufes recht treu zu sein; dabei vergessen sie, daß sie die ersten Gebote der Hygiene außer Acht lassen und folglich auch naturgemäß dem Kinde eine ungesunde und unrichtige Nahrung zuführen, die schädlich auf dessen ganzen Entwicklungsgang einwirken muß. Jede Frau weiß, daß die Amme sich Bewegung machen muß, soll sie dem Kinde die richtige Nahrung geben; was für die bezahlte Amme gilt, hat die Mutter, wenn sie die Stelle derselben vertritt, auch zu berücksichtigen. Es giebt Mütter, welche während der Stunden, in denen das Baby schläft, müßig dasitzen und ihrer Mutterliebe Genüge leisten, indem sie es unverwandt anstarren, statt die Zeit zu nützen, den Verpflichtungen ihres Hauswesens nachzugehen, den Bedürfnissen ihres Gatten entsprechende Beachtung zu schenken; es giebt Mütter, welche ihre eigene Güte lobpreisen und sich sehr verdientlich zu benehmen glauben, wenn sie Tage und Nächte hindurch ihre Babys auf und ab schleppen, weil diese zu schreien gerufen, nicht etwa, weil ihnen etwas fehlt, sondern, weil sie ihrem Temperament freien Lauf lassen und gewohnt sind, sofort auf den Arm genommen zu werden, sobald sie ihre Stimme ertönen lassen; diese Mütter bedenken nicht, wie schwer sie es dem behandelnden Arzte im Falle einer Krankheit machen, ein günstiges Resultat zu erzielen. Das Kind soll im Bett liegen und transpiriren, um den Heilungs-Prozess zu beschleunigen, es ist aber daran nicht gewöhnt, sondern will unaufhörlich auf den Arm genommen und umhergeschleppt werden, und die schwache Mutter hat nicht die Energie, das durchzusetzen, was für das Wohl ihres Lieblings notwendig wäre, sie schadet diesem, indem sie ihm zu nützen glaubt. Wie manche im Beginn ganz glückliche Ehe ist im Laufe der Zeit das vollständige Gegentheil davon geworden, nur, weil die junge Mutter in irriger und einseitiger Auffassung ihrer Pflicht von der Stunde an, da sie ein Kind befaßt, dieses zu einem Höhn emporgelassen, vor dem sie huldigen im Staube lag, um den Gatten gänzlich zu vernachlässigen. „Er soll es mir danken, daß ich seine Kinder betreue.“ — das ist die Selbstbeschönigungsrede, mit der die Mutter ihre kleinliche Einseitigkeit entschuldigt. Traurig ist es um das Herz und um die Leistungsfähigkeit der Frau bestellt, die nur einer Verpflichtung im Leben nachkommen kann, die nur Mutter oder nur Gattin ist! Das eine soll das andere harmonisch ergänzen, und der Mann, der im Kampfe des Lebens für die Seinen ringt und strebt, hat wahrlich das Recht, von seinem Weibe zu begehren, daß dieses ihm selbst auch dann Aufmerksamkeit und Fürsorge zuwendet, wenn die Kinder Anrechte an die Mutter geltend machen. Vernachlässigt die Frau von der Stunde an, da ihr ein Kind beschieden wurde, Gatten und Hauswesen, so ist die naturgemäße Folge davon, daß mit der Zeit der Mann sich von ihr abwendet und das Hauswesen bedauerliche Mängel aufzuweisen hat, welche es dem Gatten wünschenswerth erscheinen lassen, demselben fern zu bleiben. Gattin, Mutter und Hausfrau sind drei Eigenschaften, welche sich sehr gut vereinen lassen, welche einander einigend ergänzen; kleinliche Naturen, die auf Kosten des anderen nur das eine sein wollen, leiden früher oder später immer unter dem Fluche ihrer Pflichtvergessenheit. Haben die Kinder, wenn sie heranreifen, die Empfindung, daß

das Herz der Mutter nur dem Vater schlägt und ihr Wohl oder Wehe mehr oder minder Nebensache ist, so entfremden sie sich naturgemäß dem Elternhause, und die Mutter ist ihnen niemals jene vertraute Freundin, welche sie eigentlich den Kindern sein sollte. Leidet aber andererseits der Gatte unter der Vernachlässigung seiner Frau, wird das Wohl und Wehe der Kinder in unvernünftiger Weise dem seinen vorgezogen, muß er sinnlose Opfer bringen, um die Launen der Kinder zu befriedigen, weiß er, daß die Mutter nur auf der Seite jener steht, nur sie vertheidigt, ob sie im Recht oder Unrecht seien, so wird dadurch naturgemäß eine Erbitterung wachgerufen, welche das Glück einer Ehe dauernd untergräbt. Kleine Urriaden, große Wirkungen! Mit dem Moment, in dem eine Frau dem Kinde das Leben schenkt, beginnt für sie selbst erst die eigentliche Schule des Lebens; nichts ist so klein und geringfügig, als daß es nicht Beachtung verdienen würde, und die junge Mutter hat unaufhörlich an sich zu arbeiten, um, indem sie sich selbst erzieht, ihr Kind normal heranzubilden, ihrem Gatten das zu werden, was sie ihm sein soll, eine treue, verlässliche Lebensgefährtin, welcher sein Wohl über alles geht, welche nicht nur selbst gestützt und behütet werden will, sondern auch ihm und den Kindern, mit denen der Himmel ihren Bund segnet, in Stunden der Krankheit und Noth, in Stunden des Schmerzes eine hülfsbereite stützende Gefährtin sein kann. „Soll das Leben Dir leicht werden, so nimm es verteuert ernst!“ — sagt einer unserer hervorragendsten modernen Romanciers. Es liegt in diesen Worten die Weisheit Salomons, denn sie bergen jedenfalls das Geheimniß treuester Pflichterfüllung in sich. Wenn die Kinder an der Mutter einen Fehler entdecken, ich meine, einen ernst zu nehmenden Charakter-Fehler, sei dieser nur Schwäche, die ihnen zu Gute kommt, oder ungerade Strenge, unter der sie leiden, dann ist der Hauch von der Blüthe gestreift, dann ist die Illusion begraben. Soll das Verhältnis zwischen Mutter und Kindern das richtige sein, so müssen letztere, bis sie das reifere Lebensalter erreichen, das Gefühl haben können, die Mutter sei ein unantastbares Wesen, zu welchem man bewundernd emporklicke, in deren Armen man onstruchen könne vor den Enttäuschungen des irdischen Daseins, deren Gerechtigkeits-Gefühl sie aber auch stets und immer daran hindern wird, in Kleinigkeiten, wie in Dingen von Belang irgend einen Schritt zu thun, der nicht correct ist. Die Mutter muß es verstanden haben, das Herz ihrer Kinder mit solcher Liebe an sich zu ziehen, daß diese keine Fehler an ihr sehen. Mögen Fremde über eine Frau was immer für ein Urtheil fällen, wenn ihr Leben so gewesen, daß sie in den Augen des Gatten und der Kinder rein und unantastbar dasteht, daß diese ihr Bild mit verklärendem Glanze umgeben, dann mag sie sich in dem Bewußtsein sonnen, daß es sich für sie der Mühe verlohnte, gelebt zu haben. Natürlich kann der Frau nur die liebende Anerkennung eines Ehrenmannes, nur die Verehrung normal veranlagter Kinder von Werth sein, denn, daß es sowohl Männer wie Kinder giebt, welche die höchsten Opfer der Frauen und Mütter nicht dankbaren Herzen anerkennen, ist leider eine erwiesene Thatsache. Ich spreche aber im gegenwärtigen Falle nur von dem normalen Durchschnittsmenschen, nicht von dem verächtlichen Abgott, der keine Nation und kein Land verachtet. Um als Frau und Mutter das ideale Ziel erreichen zu können, stets und immer als Hoherpriesterin des eigenen Heims verehrt zu werden, gilt es, rastlos und unermüdet an sich selbst zu arbeiten, zum Wohle seiner Umgebung Herz und Verstand von Jahr zu Jahr zu höherer Vollkommenheit heranzubilden und, indem man seine Kinder erzieht, der strengste Lehrmeister für sich selbst zu sein. Jener Mann, dem es gelungen, ein Weib in sein Heim zu führen, das seine Lebensaufgabe in solcher Weise ernst erfährt, wird gern in ihr den treuen Kameraden sehen, dem man freiwillig Rechte einräumt, und jener Mann, welcher von solcher Frau herangebildet wurde, bleibt sicher stets vor der Verrohung gefeit, welche ein Krebschaden der modernen Gesellschaft ist.

Durch den Wald.

Von S. Trojan in Berlin.

Nur einmal noch laß mich mit dir geh'n
Durch den grünen Tannenwald,
Bis der Abenddämmerung und die Nacht sich nah'n
Und der Vöglein Lied verhallt.

Laß mich mit dir geh'n auf dem weichen Moos,
Auf dem grünen Grund mit dir,
Wo leise streift durch die Einsamkeit
Des Waldes schen' Gethier.

Wo golden durch das dunkle Gezweig
Die Sonnenstrahlen zieh'n,
Wo der Buchfink singt und die Amsel schlägt
Und die wilden Blumen blüh'n.

Nur einmal noch laß mich mit dir geh'n,
Mit dir durch den grünen Wald,
Bis die Dämmerung naht mit leisem Schritt
Und der Vöglein Lied verhallt.

Laß mich mit dir geh'n bis zum Waldesrand,
Wo am Hügel die Sonne sinkt
Und der Abenddämmerung im Purpur-Gewand
Mit dem müden Tage ringt.

Dann ziehst du weiter den Wiesenpfad
In des sinkenden Lichtes Pracht, —
Dann ziehst du der goldenen Sonne zu;
Doch für mich — für mich wird es Nacht.



Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Erwerbshätigkeit der Frau.

Frauenarbeit auf dem Gebiete der Häuslichen Kunst zu befördern, ist die Aufgabe des unter dem Protectorat Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Leopold stehenden Vereins „Bienenkorb“. Den Mitgliedern steht gegen Zahlung eines Jahresbeitrages von 5 M. und gegen einen Abzug von 10% des Verkaufspreises das Recht zu, jegliche Art von kunstgewerblichen und Handarbeiten in der permanenten Verkaufsstelle in Berlin, W., Köhnowstr. 73, auszustellen und an den vom Verein ausgeschriebenen Preis-Concurrenzen, wie an feinen Weihnachtsmessen in Frankfurt a/O., Oldenburg, Schwerin u., sich zu beteiligen; auch wird den Mitgliedern das kunstgewerbliche Vereinsorgan „Bienenkorb“ kostenlos zugestellt, und überdies ist ihnen die freie Benutzung der Bibliothek gestattet. Um noch den diesjährigen Weihnachtsverkauf beschleunigen zu können, ist ein sofortiger Beitritt rathsam. Anmeldungen unter Einsendung des Beitritts-geldes sind zu richten an den Verein „Bienenkorb“, z. H. des Fräulein A. Hausing, Berlin, W., Köhnowstr. 73. — Statuten werden daselbst bereitwilligst versandt. D. Red.

Häusliche Kunst.

Pferdekrappe mit Stallgeräthen. — Eine hübsche Weihnachtsgabe, ein Spielzeug, das den kleinen Sportman den richtigen Gebrauch aller Geräte lehrt, die zur Pflege seines strotzen Wiegens-pferdchens erforderlich sind, bietet geschickten Händen zugleich Gelegenheit, den Brennstift zu führen. Die im ganzen 60 cm hohe Krappe aus Eisenholz besteht aus einem länglich viereckigen Kasten, dessen Wände an den oberen Längsseiten je 65 cm, an beiden oberen Schmalseiten je 21 cm, unten jedoch nur je 51 cm, bezw. 12 cm messen. Die Leisten der gekreuzten Holzträger sind 4 cm breit und 1 1/2 cm stark. Krappe und Träger werden reich mit



Rococo-Wandbrett mit Malerei.

Brandmalerei verziert, ebenso die an gelben Häkchen an der Krappe hängenden Geräte, wie Eimer, Sieb, Kardätsche und Striegel. Die einfache Wandlampe, sowie Peitsche und rothe, schellenförmige Leine bilden die weitere Garnitur der Krappe. Frau A. H.

Rococo-Wandbrettchen. — Zierliche Rococo-Konsolen lassen sich auf einfache Weise herstellen. Der Tischler liefert nach genauer Angabe die etwa 75 cm lange, 30 cm breite Form aus glattem Kiefernholz; dann streicht man die Brettchen mit elfenbein-weißen Lack (Aspinal Bath Enamel) oder Email-Lackfarben von Horn & Frank (die Dose 30-50 Pf.), je nachdem die Farbe deckt, ein- bis zweimal. Ist der Lacküberzug vollständig trocken, so überstreicht man die Rococo-Schweifungen in matten Blau und Rosa leicht mit Terpentin verdünnt wurden, fügt auch graue Schattentöne in die einzelnen Biegungen, so daß man eine plastische Wirkung erzielt. Sind auch diese Farben vollständig trocken, so fügt man den einzelnen Verzierungen kleine, in Goldbronze gemalte, graziose Ranken, Gitter, Schnörkel und Blumen ein, die man nach Geschmack auch farblich mit Lackfarben gründern kann. Die Konsolen stehen den echten aus Porzellan und Bisquit-Masse oder den in Holz geschmittenen, für die man sehr hohe Preise zahlt, in Wirkung kaum nach und haben als Geschenk den Vorzug der selbstgefertigten Arbeit. A. v. W.

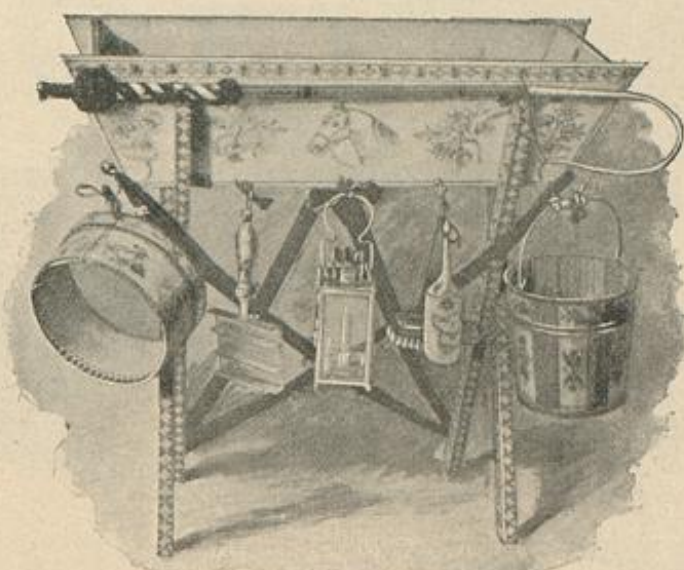
Haus-Apothek. — Ich habe die Absicht, eine kleine Haus-Apothek selbst einzurichten. Könnte mir wohl eine der Leserinnen nähere Anweisung über innere und äußere Einrichtung geben? Ließe sich Deister Malerei in Anwendung bringen? Alice V.

Fürs Haus.

Schürze mit Spangenschluß. — In meinem Haushalt, wo dem Mädchen für alles auch die Pflicht obliegt, beim Läuten der Corridor-Glocke die Thür zu öffnen, empfand ich es zuweilen als recht lästig, daß der oft mit grober Hausarbeit Beschäftigten kaum die Zeit blieb, sich schnell eine saubere Schürze umzubinden, aus dem einfachen Grunde, weil das Knöpfen und Binden in der Eile nicht gelingen wollte. Um dem Uebel abzuhelfen, ersann ich eine federnde Spange, die in den Bund der Schürze geföhoben und mit derselben um die Taille gelegt wird, der sie sich fest anschnürt. Meine jetzt patentirte Erfindung bewährt sich außerordentlich; die Schürze ist mit größter Geschwindigkeit an- und abzulegen, weder Knopf noch Band brauchen daran erneuert zu werden. Vor der

Wäsche zieht man die Spange heraus, die sorglich vor dem Waschen zu schützen ist, da sie sonst leicht die Schürze verderben würde. Frau A. R.

Kaffee-Maschine „All right“ und Milchtocher. — Wie zahlreiche automatische Kaffee-Maschinen die Industrie bisher auch hervorbrachte, keine erfüllte so vollkommen alle an sie gestellten Anforderungen, wie die neue patentirte Kaffee-Maschine, die schon auf der Gewerbe-Ausstellung unter dem Namen „All right“ allgemeine Anerkennung fand. Die Nickel-plattirte, mit einem Deckel und seitlichem bequemem Holzgriff versehene automatische Maschine vereint mit dem Vorzug denkbar einfachster Handhabung auch denjenigen leichter Reinigung, sowie äußerst geringen Spiritus-Verbrauchs. Die Maschine besteht aus einem Wasserbehälter, in dessen Mitte ein zur Aufnahme des Kaffeemehles bestimmter Cylinder festgelötet ist; derselbe setzt sich nach unten fort und wird von dem Spiritus-Behälter, der zugleich den Fuß der Maschine vertritt, umgeben. Auf eine passende Kaffeekanne gestellt, wird der innen durch eine Scala markirte Behälter nach der gewünschten Löffenzahl mit Wasser gefüllt; dann gießt man so viel Spiritus in die Schale, als die damit correspondirende Scala der kleinen Gießkanne angiebt (jeder Strich bedeutet eine Tasse mehr) und entzündet ihn. Das sehr schnell kochende Wasser ergießt sich nun durch ein kleines Abzugsrohr in den Cylinder über das Kaffeemehl, das selbstständig den fertigen Kaffee durch eine Oeffnung im Boden des Cylinders direct der Kaffeekanne zuführt, während das Kaffeemehl von einem feinen, röhrenartigen Sieb in dem Cylinder zurückgehalten wird. Ein der Maschine beigegebener hygienischer Milchtocher, in Form einer flachen Casserole, erhitzt gleichzeitig die Milch bis auf 95° C., wobei ein Anbrennen oder Ueberkochen ausgeschlossen ist. Die „All right“-Maschine wird in Weißblech, polirtem Kupfer oder pfattirtem Nickel in drei Größen für 1/2, 1 und 2 l Inhalt geliefert. A. H.



Pferdekrappe mit Stallgeräthen als Kinderspielzeug. Brandmalerei auf Holz.

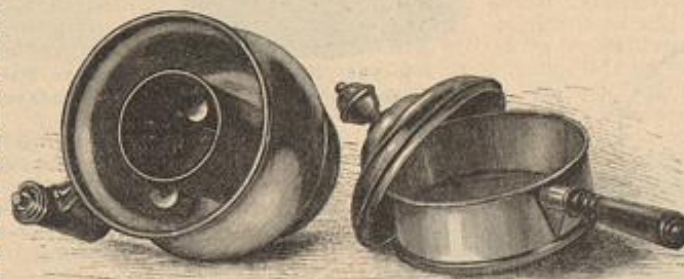
wie die neue patentirte Kaffee-Maschine, die schon auf der Gewerbe-Ausstellung unter dem Namen „All right“ allgemeine Anerkennung fand. Die Nickel-plattirte, mit einem Deckel und seitlichem bequemem Holzgriff versehene automatische Maschine vereint mit dem Vorzug denkbar einfachster Handhabung auch denjenigen leichter Reinigung, sowie äußerst geringen Spiritus-Verbrauchs. Die Maschine besteht aus einem Wasserbehälter, in dessen Mitte ein zur Aufnahme des Kaffeemehles bestimmter Cylinder festgelötet ist; derselbe setzt sich nach unten fort und wird von dem Spiritus-Behälter, der zugleich den Fuß der Maschine vertritt, umgeben. Auf eine passende Kaffeekanne gestellt, wird der innen durch eine Scala markirte Behälter nach der gewünschten Löffenzahl mit Wasser gefüllt; dann gießt man so viel Spiritus in die Schale, als die damit correspondirende Scala der kleinen Gießkanne angiebt (jeder Strich bedeutet eine Tasse mehr) und entzündet ihn. Das sehr schnell kochende Wasser ergießt sich nun durch ein kleines Abzugsrohr in den Cylinder über das Kaffeemehl, das selbstständig den fertigen Kaffee durch eine Oeffnung im Boden des Cylinders direct der Kaffeekanne zuführt, während das Kaffeemehl von einem feinen, röhrenartigen Sieb in dem Cylinder zurückgehalten wird. Ein der Maschine beigegebener hygienischer Milchtocher, in Form einer flachen Casserole, erhitzt gleichzeitig die Milch bis auf 95° C., wobei ein Anbrennen oder Ueberkochen ausgeschlossen ist. Die „All right“-Maschine wird in Weißblech, polirtem Kupfer oder pfattirtem Nickel in drei Größen für 1/2, 1 und 2 l Inhalt geliefert. A. H.

Margarethe V. — Wenn das in der Nr. vom 15. Sept. 96 angegebene Verfahren zur Reinigung Ihrer Delgemälde nicht erfolgreich war, so ist es ein Beweis, daß das, was Sie für Staub und Schmutz ansehen, Nachbunteln, d. h. Schwarzwerden Ihrer sehr alten Delgemälde bedeutet. Dieses Nachbunteln der hellen Stellen auf alten Bildern beruht auf dem Uebergange des Bleiweißes in Schwefelblei, das aber, nach Professor von Pettenkofer, durch Ueberpinseln mit Wasserstoff-Superoxyd wieder aufgelichtet werden kann. Bei alten, werthvollen Gemälden überläßt man derartige Behandlung jedoch besser kundigen Händen. A. H.

Jangjährige Abonnentin bei Till in Brunn. — Rezept für gute Kernseife: 7 1/2 kg Talg, 5 kg gut gebrannter Kalk, 10 kg calcimirte Soda, 1 1/2 kg Kochsalz. — Dem mit so viel Wasser übergossenen Kalk, daß er pulverartig zerfällt, wird die Soda hinzugefügt und mit 40 kg heißem Wasser unterrührt; dann läßt man die Masse ruhen. Die klar gewordene Kalk-Natron-Lauge gießt man am anderen Tage ab, unterrührt den Rückstand nochmals mit 16 kg heißem Wasser, läßt die Masse abermals ruhen und gießt diese schwächere Lauge wieder ab. Nunmehr wird der Talg mit der ersten starken Lauge gekocht, unter öfterem Nachgießen der schwächeren Lauge, zuletzt das Kochsalz hinzugefügt und mit diesem noch 1 Stunde gekocht. Die abgeschiedene Seife wird dann in einen feiertartig durchlöchernten flachen Holzkasten geschöpft, den man zuvor mit einem groben Leinentuch bedeckt. Sobald die Lauge vollständig abgetropft ist, schneidet man die Seife in Riegel und läßt sie an einem luftigen Ort austrocknen. A. H.



Schürze mit Spangenschluß.



Kaffee-Maschine „All right“ nebst Milchtocher, mit ihren einzelnen Theilen.

Küche.

Cardu, eine distelartige Pflanze, die aus Frankreich stammend, in neuerer Zeit auch bei uns als beliebtes Gemüse eingeführt ist, zählt trotz ihres ziemlich hohen Preises zu den gefuchtesten Delicatesse. Nachdem die zarten Blatttrippen und Stengel dieser Pflanze, künstlich gebleicht durch mehrtägiges Einlegen in die Erde, zu voller Zartheit gelangten, entfernt man die Stacheln von den Rippen, schneidet diese in fingerlange Stücke oder bindet sie, in Spargellänge geschnitten, zu Bündeln; sodann blanchirt man sie 25 Minuten, kühlt sie in kaltem Wasser und zieht die sauerliche Haut ab, um sie jetzt in verschiedenster Weise zuzubereiten. Sehr schmackhaft und am beliebtesten ist Cardu mit einer spanischen Sauce servirt. Man dünst Blatttrippen und Stengel in Fleischbrühe weich, der ein Glas Madeira, etwas Butter und einige Pfefferkörner zugegeben werden.

Spanische Sauce. — Einige Scheiben roher Schinken, 1/2 kg feingehacktes Kalb- und Rindfleisch werden in Fleischbrühe weich gedämpft und zu hellbrauner Glace eingekocht. Nachdem man jetzt 1/2 l Brühe darüber gegossen, kocht man alles zusammen mit Wurzelwerk, einem Bouquet Kräuter, einigen Körnern weichen Pfeffer und 3 Chalotten noch weitere 2 Stunden unter öfterem Abschäumen. Die durch ein Haarsieb gegessene Brühe verdickt man mit einem Löffel in Butter hellbraun geröstetem Mehl und giebt ein Glas Madeira hinzu. A. H.

Warmes Apfel-Compot. — Das Rezept zu einem warmen Apfel-Compot in der Nr. vom 13. Oct. 1895, regt mich an, ein anderes, nicht minder gutes mitzutheilen, was besonders gut zu Hofenbraten paßt. Man bestreicht eine runde oder längliche Blechform oder ein emaillirtes Pfännchen, dessen Rand höchstens drei Finger breit sein darf, dick mit Butter und streut etwas geriebenes Weißbrot darüber; nun werden recht mürbe, saftige Äpfel geschält, in Viertel geschnitten und möglichst dicht und glatt als erste Schicht hineingelegt. Ueber diese legt man einige kleine Butterstückchen, nach Belieben auch halbweich gebackte Kastanien, dann wieder Äpfel und so fort, bis die Form gefüllt ist, jedoch in der Weise, daß die Mitte gehäuft erscheint, damit sich das Ganze nachher im Ofen schön bräune, was bei ebener Füllung der hervortretende Saft verhindern würde. Vor dem Baden streut man geschlohenen Zucker auf die Oberfläche und legt abermals kleine Butterstückchen dazwischen, sorgt auch, daß die obere Apfelschicht recht glatt liegt, damit einzelne hervortretende Stücke nicht allzu braun und später schwarz werden.

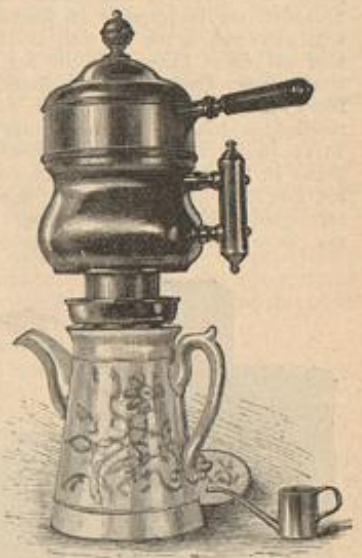
Welche Zeit zum Baden nöthig ist, hängt von den gewählten Äpfeln und vom Herde ab. Zu starkes Feuer macht erstere weiß und nicht saftig. Fr. M. H.

Rezept für Mostsch. — 125 g weißes, 125 g schwarzes Seufmehl, 65 g feingestohener Zucker, 7 g gestohene Keften und 15 g gestohener Piment werden gut vermischt und mit halb Weißwein, halb Weinessig zu einem glatten Brei verrührt. Man bewahrt den Mostsch mit Blase überbunden in Steintöpfen auf. A. H.

Allgemeines.

Frau v. S.-V. — Wichmann's patentirte Speisartmühle dürfte Ihren Wünschen entsprechen. Dieselbe wird aus Leporin (Hasenhaar) gefertigt und ist leicht und kleidsam. Eine Darstellung der Mühle brachten wir im Leserkreise der Nr. vom 15. April 96. Die directe Bezugsquelle ist aber nicht, wie dort angegeben, Louis Dill, sondern der Erfinder selbst, Ludwig Wichmann in Blasewitz bei Dresden. D. Red.

Land-Pomeranze (64). — Lassen Sie sich das im Verlage von H. Spaarmann in Strum soeben in neuer Ausgabe erschienene Buch „Die Briefmarkensprache“ senden. Der Preis beträgt 50 Pf. Frieda L.



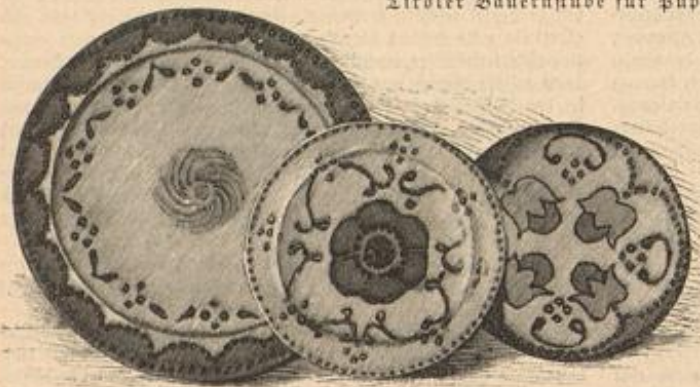
Frau Dr. V., Lotte M. u. a. — Wir bitten, die Bezugsquellen der dargestellten Gegenstände stets am Schluß der zweiten Seite suchen zu wollen. Auch diesmal war die Bezugsquelle für das Reform-Corset dort richtig angegeben: J. G. Gähler, Leipzig, Grimmaischestr. 2, nicht Jrt. Dr. Anna Ruhnow, Leipzig. D. Red.

für den Weihnachtstisch.

Längst ist das Christkind im stillen geschäftig, und von dem, was es heimlich vorbereitet für seine Lieblinge, — die Kleinen und Kleinsten, — geben unsere Darstellungen verlockende Proben: Eine Tiroler Bauernstube mit verschiedenen Einzelheiten und ein niedliches Püppchen. Die Stube zeigt die bekannte Form aus Pappe oder Holz Brettern, — eine Hinterwand von 32 cm Höhe zu 58 cm Breite, zwei Seitenwände, je 44 cm breit und vorn bis zu 37 cm aufsteigend, dazu ein flaches Dach, dem beliebig ein dreieckiger Giebel von 12 cm mittlerer Höhe aufgelegt werden kann, wie dies an der kleinen Rückansicht gezeigt ist. Außer der Jahreszahl erhält das Giebelfeld noch einen Spruch eingebraunt oder mit Aquarell-Farbe geschrieben. In halber Höhe sind die Wände mit hellem Holzpapier beklebt, im übrigen mit dem Brennstift dunkelbraun gebrannt, doch läßt sich auch hier dunkle Holzkapete verwenden und der Anfaß durch ein schmales Holzleisichen bedecken. Eine Ecke nimmt der aus Thon selbst modellirte Ofen (20 cm hoch) ein, den die Ofenbank umgibt; diese, auf der einen Seite 15,



Tiroler Bauernstube für Puppen. Brandmalerei und Malerei auf Holz, Steingut, Glas etc. Siehe die Rückansicht, sowie die naturgroßen Einzelheiten.



Schüssel und Teller zur Bauernstube. Ausgemalter Holzbrand.

auf der anderen 11 cm lang, hat nur einen breiten, leicht geschweiften Fuß und ist an Rand und Fläche mit dem Brennstift verziert. Eine Stelzlage aus dünnen Stäben wird an den Balken der Decke befestigt und dient als Trockenplatz für einzelne Kleidungsstücke etc. Die Balken selbst bestehen aus schmalen Leisten, die man aus Cigarrenkisten-Holz schneidet, mit dem Brennstift dunkel brennt und der Stubendecke anleimt. Neben dem Ofen steht ein Schrank, unten durch Thüren geschlossen, oben offen und als Bordbrett für Schüsseln eingerichtet; bei 22 cm Höhe mißt derselbe 9 1/2 cm Breite und 4 cm Tiefe. Brennstift und Farbe verzieren den Schrank selbst, sowie das auf und in demselben untergebrachte Geschirr. Butterfaß, Melkfaß etc., die den Raum seitlich einnehmen, sind nochmals einzeln dargestellt. Vor dem Fenster, auf dessen Scheiben mittelst ausgeschnittenem Papier eine Bleifassung imitirt wird, hat das Spinnrad seinen Platz gefunden, dazu der kleine, 5 1/2 cm hohe Hocker mit einer Sitzfläche von 4 cm im Quadrat; grüne Blätterzweige mit rothen Beeren bedecken Seiten und Sitz. Eine Wanduhr, wie sie seitwärts am Fenster hängt, brachten wir bereits naturgroß in der Nr. vom 15/12 95. Dem Ofen gegenüber auf einem flachen Holztritt von 18 cm Tiefe zu 26 cm Breite, stehen Bank, Tisch und Stuhl, alle in der bekannten Weise mit Brandmalerei ausgestattet; dessen Vortagen erschienen mehrfach in früheren Nummern (siehe die Nr. vom 1/12 u. 15/12 95; 11/11 94 u. das Extra-Blatt Nr. 63). Die kleine Truhe an der rechten Wand ist 12 cm lang, 6 cm hoch und mit hellgrüner Lackfarbe gestrichen; bunte Blumen, Sprüche und rothe Herzen bilden die Verzierung. Flach für das Spinnrad, Garn, Leinen und Wäsche für die Puppe bergen sich im

Inneren der Truhe. Darüber hängt ein hölzerner Wandrahmen für Töpfe und Werkzeug. — Die kleine Außenansicht der Stube zeigt die schmale, das Holzwerk darstellenden Leisten mit dem Brennstift kräftig gefeilt; auf dem unteren Theile der Wände wurden die Steine durch feine Farbenstriche angedeutet. — In den einzelnen, fast naturgroß wiedergegebenen Gegenständen sei bemerkt, daß die Teller und die verschiedenen Tassen gebrannt und bemalt, dagegen Gimer und Melkfaß nur mit dem Brennstift verziert sind. Die kleinen Glasgefäße und Steingut-Köpfe, Schüsseln oder Töpfe weisen bunte, mit Lackfarbe ausgeführte Verzierungen auf. Unser Püppchen, eine Bäuerin aus dem Canton Bern, mißt ungefähr 26 cm Höhe. Mit

drei silberne Klittern, Knöpfe imitirend, sind jedem Seitenrand ausgehängt. Feine silberne Ketten, deren eines Ende je vorn lose herunterhängt, befestigen kleine Silberchnallen vorn auf der Jacke; das andere Ende wird unter dem Arm fortgeführt und hinten am unteren Rande des Kragens festgenäht; dieser erhält eine schmale Beckenverzierung in Uebereinstimmung mit dem Saum, und haft in der vorderen Mitte. Den oben eingereichten Kof aus schwarzem Alpaca, — 17 1/2 cm lang, 33 cm weit, mit 1 1/2 cm breitem Saum, — deckt zum Theil eine Schürze aus hellblauem Atlas, die 17 cm lang, 23 cm breit und oben auf 10 cm eingereicht ist; 1/2 cm breite hellblaue Atlas-Bindebänder. Zu dem charakteristischen Häubchen in der Form der Baby-Köpfchen, wird der Sammet mit weichem Futter, Seide oder Kaschmir, versehen; den vorderen und unteren Rand begrenzt radförmig abfliehend eine 3 cm breite schwarze Spitze, von der 40 cm erforderlich sind. Am der Spitze den nöthigen Halt zu geben, kann man einen feinen Blumenstrauch hindurch leiten. 3/4 cm breite Kops-Bindebänder. Das vorn glatt geschichtete blonde Haar ist in zwei lange Zöpfe geflochten, die unten ein hellblaues Atlasband zusammenfaßt. G. F.



Rückansicht der Bauernstube.



Puppe, Bäuerin aus dem Canton Bern. Naturgroße Schmitte: Hemd, Bluse, Nieder, Krage, Jacke und Haube: 30 Pf.

Bezugsquellen:

Pferdekrippe (Zwei Größen, gebrannt mit Geräthen, Preis: M. 12,75, kleiner M. 10,75; ungebrannt: M. 10 und M. 8); Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Schürzenspanne: Deth & Wegener, C. Etralanerstr. 39. — Kaffee-Maschine: Art & Fricke, SO, Franzenstr. 198 und G. F. W. Lademann Söhne, C. Wallstr. 84/85. — Bauernstube nebst Hausgeräthen: Fel. G. Wunder, W, Siegenmündstr. 3. — Vortagen für Puppenmöbel: Extra-Blatt Nr. 63. — Schnittmuster für die Puppe: Schnittmuster-Atelier, W, Lützowstr. 84. Commissionen nach Abbildungen: Aus dem Verzeichnisse übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Räbel und Gimer zur Bauernstube. Brandmalerei auf Holz.

Hülse der naturgroßen Schmitte, die für ein Billiges durch unser Schnittmuster-Atelier zu beziehen sind, bereitet die Herstellung der hübschen Tracht keine Schwierigkeit. Hemd und Unterrock sind in bekannter Weise aus Shirting zu fertigen und mit schmalen Trimmings oder gefädelten Spitzchen auszustatten; die vorn mit Knöpfchen schließende Bluse verlangt weißen Balist, der für den im ganzen zu schneidenden Garnitur-Theil fein plüschirt wird. Der spitze Vagtheil, die ärmellose Jacke und der breite edige Krage bestehen aus schwarzem Sammet mit Kattun-Futter. Zur Verzierung des Vagtheiles dienen buntschillernde Perlen;



Tönnchen und Butterfaß zur Bauernstube. Ausgemalter Holzbrand.



Rachdruck verboten.

Meine Marianne.

Novelle von Lenka von Egidy.

I.

Der Schnellzug von Neuchâtel war soeben in Bernex-Montreux eingelaufen, die meisten Hotel-Omnibusse hatten aber die Fahrt nach dem Bahnhof umsonst gemacht, da infolge der schon länger anhaltenden rauhen Witterung nur wenig Fremde angekommen waren.

Dr. Thomann, einer der Neuangekommenen, war sehr zufrieden, daß er den Omnibus des von ihm gewählten, etwas hoch gelegenen Hotels leer fand und so bei dem stromenden Regen den größten Theil seines Gepäcks im Innern des Wagens unterbringen konnte. Der junge Arzt, eine stattliche Erscheinung, im Alter von ungefähr dreißig Jahren, war in nichts weniger als rofiger Stimmung. Ermüdet von der langen Reise, hatte er nun noch die Enttäufung, hier zunächst auch kein milderes Wetter vorzufinden, als in der deutschen Heimat. Vergebens versuchte er, durch die trüben Fensterscheiben blickend, sich ein wenig über den ihm fremden Ort zu orientieren.

Plötzlich hörte er zu wiederholten Malen „Halt, Autscher! Halt!“ rufen, wie es schien, aus verschiedenen weiblichen Reihen. Der Omnibus hielt denn auch, und der Schlag wurde geöffnet. Thomann, der zuerst irgend einen Unfall vermutet hatte, bemerkte zu seinem großen Mißvergnügen, daß eine Anzahl Damen sich anstaltete, den Wagen zu besteigen, alle sehr animirt und, wie es schien, hocherfreut, die Fahrgelegenheit noch erreicht zu haben. Der Omnibus war klein, und die Damengesellschaft zahlreich, sodaß sich Thomann genöthigt sah, sein Gepäck etwas aus dem Weg zu räumen, was er jedoch, — zu seiner Schande muß es gesagt werden, — lässig und mit sichtlichcr Unlust that. Ihm gegenüber sah eine corpulente, stark erblühte, ältere deutsche Dame, die jetzt plötzlich halb aufstand und, in dem gänzlich gefüllten Omnibus sich umsehend, mit erregter Stimme ausrief: „Marianne! Wo ist denn meine Marianne? Wir müssen zusammenrücken!“

„Ach nein, Mama!“ erklang eine eigenthümlich tiefe, weiche Altstimme aus der Dunkelheit, und vor der noch offenen Wagenthür zeigten sich die Umrisse einer großen, schlanken Gestalt, — „da sitzen dann alle unbequem. Ich kann gerade so gut gehen und gehe ganz gern, es ist ja nicht weit.“

Hastig wollte Thomann seinen Koffer, der noch neben ihm auf dem Sitz lag, auf die Knie nehmen, aber die Thür wurde von außen zugemacht, und der Wagen setzte sich sofort in Bewegung.

„Denn ihr nur nichts paßirt!“ ließ sich die dicke Dame wieder vernehmen, „es ist ja stockfinster! Wir hätten doch ganz gut zusammenrücken können!“ mit einem vorwurfsvollen Blick auf den Fremden; dann, wieder zu den Damen sich wendend: „Aber sehen Sie, so ist meine Marianne immer!“

Wie Marianne immer war, wußte Thomann natürlich nicht, aber er fand es hübsch von ihr, daß sie die übrigen nicht hatte incommodiren wollen, und fühlte eine entschiedene Sympathie für die Besitzerin des angenehmen Organs. Er wußte nicht recht, ob er sich den Damen vorstellen und eine Entschuldigung aussprechen sollte; da sich aber die Gestalt bei der mangelhaften Beleuchtung so wenig erkennen ließen, beschloß er, lieber seine Bekanntschaften zu machen.

Der Omnibus hielt bald unter der bedeckten Einfahrt des stattlichen Hotels, und ein Gefühl des Behagens durchströmte Thomann, sowie er in das hellerleuchtete, wohl durchwärmte Treppenhaus eintrat. Ein freundliches Zimmer wurde ihm angewiesen, und als er eine halbe Stunde später dem Rufe der Tischglocke zum späten Diner folgte, geschah es in bedeutend gehobener Stimmung.

Nur eine Tafel des großen Speisesaales war besetzt, und neugierig musterte Thomann die ungefähr fünfzig Köpfe zählende Tischgesellschaft.

Nicht sehr weit von ihm, auf der anderen Seite des Tisches, sah die deutsche Dame, deren Tochter keinen Platz im Omnibus gefunden hatte, und mit Spannung sah sich Thomann nach der letzteren um; natürlich sah sie neben der Mutter, und ihre Erscheinung paßte merkwürdig gut zu der Stimme, deren Klang ihn vorhin so angenehm berührt hatte. Ganz jung konnte sie nicht mehr sein, Gestalt und Haltung waren mehr frauen- als mädchenhaft; das aschblonde, völlig glanzlose Haar trug sie einfach geschüttelt und in dicken Zöpfen am Hinterkopf aufgesteckt. Die Gesichtszüge waren sehr regelmäßig; eigentlich hätte man sie schön nennen müssen, aber die frischen Farben fehlten und der undefinirbare Reiz der Jugend. Ein gewisses Etwas in ihrem Ausdruck, in ihrem Wesen zeigte dem aufmerksamen Beobachter, daß die Dame, die doch kaum älter sein konnte als etwa fünfundsiebzig Jahre, sich nicht mehr jung fühlte. Die Mutter schien ungemein gesprächig zu sein und sich völlig in ihrem Element zu fühlen in dieser bunt zusammengewürfelten Gesellschaft. Die Tochter trug ein sehr einfaches, aber gut gearbeitetes dunkles Kleid; sie sprach nicht viel, hörte aber aufmerksam und theilnehmend der Unterhaltung zu, und zuweilen flog ein Lächeln über das ruhige Gesicht, das dadurch wunderbar verschönt wurde. Immer wieder wanderten Thomann's Blicke zu ihr hinüber. Mit Wohlgefallen sah er, in welcher netter Weise sie für einen sehr alten und etwas unbeholfenen Herrn sorgte, der neben ihr saß; er sah aus wie ein verabschiedeter Offizier, schien aber nicht zu ihr zu gehören, denn er verneigte sich jedes Mal mit einer gewissen Förmlichkeit, wenn sie ihm vorlegte. — Nachgerade fing aber Marianne an, zu bemerken, daß sie von dem neuen Gast fast unausgeseht beobachtet wurde, und zum ersten Mal richtete sie den Blick voll auf ihn; in ihren großen, ernsthaften grauen Augen war aber nur ein leises Erschaun zu lesen, keine Abweisung und auch nicht die Spur von jener harmlosen Coquetterie, wie sie hübsche Frauen wohl zeigen, wenn sie glauben, daß sie bewundert werden. Etwas verwirrt wandte sich Thomann

ab. Sowie Marianne und deren Mutter aufgestanden waren, erkundigte er sich bei einem der Kellner nach ihrem Namen. Mit jenem schönen Gemisch von Respekt und Vertraulichkeit, das nur diesen Jünglingen eigen ist, antwortete der Gefragte: „Ach, das sind ein Paar sehr feine Damen, die jeden Winter zu uns kommen; es ist Frau Geheimrath Stilling nebst Fräulein Tochter.“

II.

Der Geheime Regierungsrath Stilling war ein gewissenhafter Beamter und ein vorzüglicher Mensch, aber ein schlechter Financier gewesen. Nachdem ihn eine Lungenentzündung im kräftigsten Mannesalter dahingerafft hatte, stielte es sich heraus, daß das ziemlich bedeutende Vermögen, das seine Frau, die Tochter eines reichen Fabrikanten, ihm einst zugebracht hatte, zum größten Theil verspeculirt war. Es war ein harter Schlag für die Witwe, die nun gezwungen war, mit ihren beiden erwachsenen Töchtern eine gänzlich veränderte Existenz zu führen. Frau Stilling hatte es wohl geahnt, daß ihr Mann schon seit längerer Zeit mit pecuniären Sorgen kämpfte, aber die leichtlebige, etwas oberflächliche Frau hatte sich nicht entschließen können, der Sache auf den Grund zu gehen.

Nun blieb ihr nichts, als die Witwen-Pension und einige Tausend Mark Zinsen von dem zusammenschmolzenen Kapital. Man rieth ihr, die Reichshauptstadt zu verlassen, wo es ihr doch schwer fallen würde, in beschränkten Verhältnissen weiter zu leben, und sich mit den Töchtern an irgend einem hübschen, kleineren und billigeren Ort in der Provinz niederzulassen; aber mit Entrüstung wies die Witwe den Vorschlag ab, sich lebendig zu begraben, wie sie es nannte. Zum Entsetzen ihrer sehr soliden Verwandtschaft gab sie ihre Häuslichkeit vollkommen auf, verkaufte die sehr schöne Einrichtung, — Stilling's hatten in Berlin ein eigenes Haus bewohnt, — sowie einen Theil ihres werthvollen Schmudes und ging mit ihren Töchtern nach der Schweiz, um dort jahraus, jahrein in Hotels und Pensionen zu leben. Sie hatte durch den Verkauf eine ziemlich bedeutende Summe realisiert und behauptete, auf diese Weise hätten ihre Töchter doch noch etwas von Leben, — allen Comfort und jede Bequemlichkeit, viel Abwechslung, eine vortreffliche Küche und so viel Geselligkeit, als sie nur immer wünschten; — es war eben das, was der Mutter die Hauptsache im Leben war.

Ihre jüngste Tochter Lotte, beim Tode des Vaters kaum siebzehnjährig, ein sehr hübscher, frischer, harmloser Bäckfisch, war auch mit den neuen Verhältnissen ganz einverstanden und besand sich wohl in denselben. Anders die damals zwanzigjährige Marianne.

Diese hatte dem Vater, der ein geistig bedeutender, fein gebildeter und vornehm empfindender Mann gewesen war, sehr nahe gestanden, und sie trauerte viel tiefer und schmerzlicher um ihn, als die Mutter und die junge Schwester. Marianne hatte auch vielerlei geistige Interessen und das Bedürfnis, etwas zu leisten; sie sehnte sich nach einem eigenen Heim und einer bestimmten Thätigkeit und litt unter der jetzigen Lebensweise, die ihrer Ansicht nach auf die Dauer verftändend wirken mußte.

Lotte verlobte sich noch vor Ablauf des Trauerjahres mit einem sehr wohlhabenden schlesischen Rittergutsbesitzer, mit dem Stilling's in Interlassen zusammengewesen waren, und triumphirend theilte die Geheimrathin ihren Verwandten diese erfreuliche Thatsache mit, indem sie hinzufügte, daß Lotte diese brillante Partie einzig und allein ihr, der Mutter, und ihrem energischen Eingreifen zu verdanken habe. Sie hoffte bestimmt, Marianne, die eigentlich viel schöner sei als Lotte, auch bald unter die Haube zu bringen.

Aber vier Jahre waren seitdem vergangen, und Marianne war immer noch zu haben! Und dieses liebe, tüchtige, gediegene Mädchen hing an, der Mutter recht unbequem zu werden; sie fühlte es, daß Marianne nicht glücklich war in der ihr aufgezwungenen unruhigen und ziellosen Lebensweise.

Die Geheimrathin glaubte jedoch, lediglich ihre Pflicht zu thun, indem sie die größten Anstrengungen machte, um die Tochter an den Mann zu bringen, und die Sorge, daß diese eine alte Jungfer werden könnte, war bei ihr beinahe zur fixen Idee geworden. „Wissen Sie nicht einen Mann für meine Marianne?“ war eine Frage, die alle ihre näheren Bekannten zu Tugenden von Malen von ihr gehört hatten. So wie sich ein männliches Wesen, das allenfalls als Heiraths-Candidat gelten konnte, dem jungen Mädchen näherte, gerieth die Mutter in die furchtbarste Aufregung; sie wollte dann stets nachhelfen, und that dies meist in so taktloser Weise, daß der armen, sehr zartfühlenden Marianne kein anderer Ausweg blieb, als der, sich möglichst zurückzuziehen. Die Mutter gerieth außer sich, wenn sie ihr Vorstellungen machte, und überhäufte sie dann ihrerseits mit den bittersten Vorwürfen, daß sie selbst so absolut nichts thäte, um zu gefallen, und sei es unliebendwürdig sei. Es war allerdings mehr als einmal vorgekommen, daß ein Cour-Macher, der gern um das sympathische Mädchen geworden haben würde, sich wieder zurückgezogen hatte, nicht sowohl abgestoßen durch das Entgegenkommen der Mutter, als entmuthigt durch das kühlle und feise Benehmen Mariannens.

In der bunten, aber doch zum Theil stabilen Gesellschaft der Schweizer Hotels und Pensionen waren beide Damen gern gesehen; Marianne verstand, sich überall eine Stellung zu machen, trotz der schwierigen Situation, in die sie oft durch die launpas der Mutter gerieth; die Geheimrathin aber trug stets zur Unterhaltung bei, auch wenn sie abwesend war, denn dann konnte man sich ein wenig über sie lustig machen und die nette Marianne bedauern.

III.

Bald nach dem Diner begab sich Thomann in den den Speisesaal grenzenden großen Salon, mit der Absicht, sich Frau Stilling vorzustellen und um Entschuldigung zu bitten, daß er im Omnibus nicht schneller Platz gemacht hatte. Da die Geheimrathin jedoch an einem Spieltisch saß und eine Partie Whist

bereits im Gange war, mußte er zunächst seinen Plan aufgeben und sah sich nach der Tochter um. Diese saß allein auf einem Sopha und schnitt für ein neben ihr sitzendes kleines Mädchen Papierpuppen aus; bei dieser Beschäftigung durfte man allenfalls stören; zu seinem eigenen Kerger mußte er jedoch ein ihm sonst fremdes Gefühl von Befangenheit überwinden, als er sich ihr näherte. Nachdem er sich vorgestellt hatte, sprach er mit höflichen Worten sein Bedauern aus, daß er an ihrer nächsten und gewiß unangenehmen Promenade schuld sei. Sie hatte ihn zuerst ernsthaft und etwas erstaunt angesehen, aber jetzt flog wieder das hübsche Lächeln über ihr Gesicht, und sie erwiderte freundlich: „Als neuer Ankömmling hatten Sie unbedingt das erste Anrecht auf den Omnibus, und es war kein Wunder, daß die plötzliche weibliche Invasion Sie über-raschte.“

Hierdurch ermutigt, ließ sich Thomann auf einen Stuhl ihr gegenüber nieder und suchte die Conversation fortzusetzen. Dies schien sie jedoch nicht angenehm zu berühren, und ihr Wesen wurde etwas steifer und gemessener. So schnell ließ sich aber der Doctor nicht abschrecken, denn er fühlte eine merkwürdige Sympathie für das Mädchen; voller Verstand und ein guter Gesellschafter, war er wohl im Stande, eine wirklich interessante Unterhaltung zu führen, und jetzt bot er alles auf, um die reservirte junge Dame zu fesseln. Es gelang ihm auch sehr bald, da Marianne nur zu froh war, wenn sie einmal ein Gespräch führen konnte, das ihrem Geist wirklich Nahrung gab. Die Zeit verging beiden sehr schnell.

„Hoffentlich ist er verheirathet!“ fuhr es Marianne plötzlich durch den Kopf, „damit Mama nicht wieder auf thörichte Gedanken kommt!“ Die letztere war inzwischen am Spieltisch ganz furchtbar nervös geworden und spielte so schlecht, daß sie sich fortwährend Klagen von ihrem Partner zuzog. — Seit mehr als einer Stunde unterhielt sich ihre sonst gegen Fremde so kühlle und förmliche Marianne mit einem jungen Herrn, den sie, die Mutter, nicht einmal kannte! Das war ja unglaublich! Später beobachtete die Geheimrathin, wie sich der neue Gast dem alten Oberst von Berner, Mariannens Tischnachbar, vorstellte, und wie dieser ihn dann mit den noch übrigen im Salon anwesenden Deutschen bekannt machte; es war keine Frage, Marianne hatte ihn bereits über die Gesellschaft im Hause orientirt, er wollte in ihren Kreis aufgenommen werden, — er interessirte sich für Marianne! Sie konnte nicht länger unthätig zusehen, sie mußte hin; indem sie erklärte, sehr müde zu sein und sich angegriffen zu fühlen, brach sie die Partie ab und näherte sich der Gruppe am anderen Ende des Salons, wo jetzt eine allgemeine Unterhaltung geführt wurde. Natürlich wurde ihr der Fremde gleich vorgestellt, und sie nahm ihn auch sofort in Beschlag.

Zu seinem Erschaun bemerkte Thomann, daß es eine Art von Examen war, dem er jetzt unterzogen wurde; da er aber keinen Grund hatte, aus seiner Vergangenheit und seinen Verhältnissen ein Geheimniß zu machen, so gab er der Geheimrathin bereitwillig Auskunft. Dabei kam es heraus, daß er nach beendigt Studium eine Reihe von Jahren als Assistenz-Arzt in verschiedenen Städten gewirkt hatte und nun seit zwei Jahren als Chirurg in Frankfurt a/M. etablirt sei. Auf weitere Fragen fügte er hinzu, daß er eine Anstellung in einem Krankenhaus und auch Privat-Praxis habe. In letzter Zeit hätte er sich etwas übernommen; nachdem sich ein Stellvertreter für ihn gefunden, habe er eigentlich nach Italien gewollt, aber die schlechten Wetterberichte von jenseits der Alpen hätten ihn veranlaßt, wegen der besseren Heizungs-Borrichtungen in der Schweiz, zunächst an den Genfer See zu gehen. Wie lange er hier bleiben würde, wisse er noch nicht.

Nun kam endlich die Frage, die der Geheimrathin am meisten auf der Seele brannte, die sie aber, wie sie fand, sehr geschickt einleitete: „Da Sie einen so ernsten, aufreibenden Beruf gewählt haben, gingen Sie gewiß, wie die meisten Aerzte, zeitig daran, sich ein eigenes Heim zu gründen, um im Familienglück Erholung zu finden?“

Thomann war etwas zerstreut, weil Marianne hastig aufgestanden war und sich entfernt hatte, und auch Oberst von Berner neben ihm mit einer gewissen Ungebild seinen Stuhl wegrückte, — er antwortete aber verbindlich: „Nein, gnädige Frau, ich bin noch nicht verheirathet. Es ist gerade für uns Aerzte nicht immer leicht, eine passende Frau zu finden, auch haben wir wenig Zeit, in Gesellschaft zu gehen, um uns nach einer solchen umzusehen.“

„Was verstehen Sie unter einer passenden Frau?“ forschte die Geheimrathin weiter. „Gerade die ernstesten Männer wählen oft ein ganz junges, unreifes, übermüthiges Ding und behaupten, daß die Gegenseite sich anziehen. Ich bin allerdings ganz dagegen.“

„Ich muß gestehen, daß mir das Verständniß für Bäckfische abgeht!“ erwiderte Thomann ausweichend. Er war enttäuscht, daß Marianne nicht zurückkam, und daher nur noch mit halbem Geiste bei der Unterhaltung.

Nun löste sich die Gesellschaft auf. Marianne saß in dem kleinen Salon, den die Damen im zweiten Stockwerk nebst einem gemeinsamen Schlafzimer inne hatten, und erwartete die Mutter mit einiger Unruhe im Herzen.

Es hatte sie sehr peinlich berührt, daß diese in so indiscreter Weise den neuen Gast ausgefragt hatte, und sie fürchtete, daß die Geheimrathin sie nun auch gleich ins Gebet nehmen würde. Zu ihrer Erleichterung erwachte jedoch die Mutter den Doctor gar nicht, sondern redete ihr zu, sich zu Bett zu legen, während sie noch etwas aufbleiben wolle. Marianne gehorchte gern.

Die Geheimrathin wünschte allein zu sein, um mit sich zu Rathe zu gehen. Daß der Doctor sich für Marianne interessire, stand bei ihr fest. Es paßte auch sonst, soweit sie es übersehen konnte, alles. Thomann war ein so charmanter Mensch, daß seine gesellschaftliche Stellung gewiß, ihrer Marianne würdig sein mußte; aber nach so vielen mißlungenen Versuchen wollte sie diesmal mit der größten Umsicht zu Werke gehen und, ehe sie die Verbindung zu befördern suchte, sich erst vergewissern, ob dieselbe auch pecuniär möglich war. Thomann hatte von



Elegantes Morgenkleid. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung Seite 275; Rückansicht: Abb. 16 der Neben-Nummer.

seiner Thätigkeit gesprochen, aber was ihm dieselbe einbrachte, ob er auch außerdem vermögend war, das hatte sie denn doch nicht zu fragen gewagt! Aber schon im Salon war ihr eingefallen, daß sie eine gute Bekannte in Frankfurt hatte, und nichts war einfacher, als durch diese Erkundigungen über den jungen Mann einzuziehen, ohne Marianne vorher etwas davon zu sagen. Marianne war so eigenthümlich, und erst wenn Thomann fortfuhr, ihr den Hof zu machen, und sie vollständig sicher war, daß er eine passende Partie für sie sei, dann wollte sie Kopf und Kragen daran setzen, damit die Sache zu Stande kam.

Eilig setzte sie sich nun an ihren Schreibtisch, um den Brief an die Frankfurter Dame zu verfassen.

Damit der hochwichtige Brief so schnell wie möglich befördert würde, hielt es die Geheimrätin für das sicherste, ihn trotz der späten Nachtstunde und des schlechten Wetters noch selbst in den Briefkasten des ziemlich weit entfernten Postamtes zu werfen; dann endlich begab sie sich zur Ruhe, ungemein mit sich selbst zufrieden.

IV.

Die neue Taktik der Nichteinmischung, für welche die Geheimrätin sich entschieden hatte, wurde ihr für die nächsten Tage zur bitteren Nothwendigkeit gemacht durch einen heftigen Katarrh, den sie sich wahrscheinlich bei der nächtlichen Excursion geholt hatte, und der sie nun an das Zimmer fesselte. Sie duldete jedoch nicht, daß Marianne bei ihr blieb, und erklärte, ihrer Halschmerzen wegen dürfe sie so wenig wie möglich sprechen, und das brächte sie nur fertig, wenn man sie allein ließe. Infolgedessen ging Marianne allein zu den Mahlzeiten hinunter und verbrachte auch, wie gewöhnlich, einen Theil des Tages im gemeinschaftlichen Salon; an Ausgehen war nicht zu denken, da es fast ununterbrochen schneite.

Thomann hatte dem Oberkellner einen Wink gegeben, daß ihm sein Platz bei Tisch nicht behage, und er war auf seinen Wunsch neben die Geheimrätin placirt worden. Da ihr Platz leer blieb, konnte er sich ungestört mit Marianne unterhalten, und er machte hiervon den ausgiebigsten Gebrauch. Die beiden fanden immer neuen Gesprächsstoff und entdeckten alle mög-

lichen gemeinsamen Interessen. Es stellt sich heraus, daß beide musikalisch waren und auch passionirte Schachspieler; dies gab Gelegenheit zu neuem Zusammensein im Salon, und viele genussreiche Stunden waren die Folge davon.

Thomann's Interesse für Marianne nahm immer mehr zu; er begriff es nicht mehr, daß er sie anfangs gar nicht besonders hübsch gefunden hatte; je näher er sie kennen lernte, je tiefere Einblicke er thun durfte in ihren klaren Geist und ihr warmes Gemüth, desto schöner und anmuthiger wurde sie auch äußerlich für ihn.

Sehr bald war er entschlossen, dieses liebe Mädchen, das in jeder Hinsicht für ihn paßte, für sich zu gewinnen. Aber er fühlte sich ihrer Zuneigung durchaus nicht sicher; Marianne zeigte sich zwar, nachdem sie die erste Scheu überwunden hatte, von stets gleichbleibender Liebenswürdigkeit gegen ihn, und er sah, daß er ihr ein angenehmer Gesellschafter war, aber ihr Wesen blieb bei aller Freundlichkeit doch zurückhaltend, und er fühlte, daß dies kein Mädchen war, das er in einem Tag erobern konnte. An Abreisen dachte er natürlich nicht mehr.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leserkreise

Rathbrud auch im einzelnen unterfragt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Familienfeste.

Weihnachtsbescherung. — Aus meiner Jugend erinnere ich mich einer lustigen Ueberraschung nach Art des „Jullapp“ am Heiligabend. Unsere Hauptbescherung war vorbei; am anderen Tage sollten noch einige Gäste, nahestehende Verwandte, beschenkt werden. Da unsere Gaben klein und gering waren, so suchten wir den Hauptreiz in der Art des Schenkens. Nach dem gemeinsamen Mahl wurde jemandem aus der Gesellschaft ein Briefchen überreicht, darin stand:

„Das Christkind hat auch Dein gedacht Und Dir 'was Hübsches mitgebracht, Doch ist es nicht sogleich zur Hand; Vielleicht in Schiller's erstem Band Find'st Du die rechte Spur, Drum suche nur!“

Das Buch wurde untersucht, statt des erhofften Geschenkes aber ein Zettel darin gefunden, auf dem man las:

„Sag, lieber Freund, verrathe mir: Suchst öfters Du in diesem Buche hier Nach Schätzen? Dann laß Dir gestehen, Du mußt für diesmal weitergehen. Doch thu' ich hiernit Dir zu wissen, Das, was Du suchst, liegt — hinter dem Sophtafeln.“

Nachdem ihre Geduld noch mehrmals auf eine harte Probe gestellt wurde, fand die Suchende endlich das ihr Zugedachte, dabei aber zugleich einen neuen Zettel, also beschrrieben:

„Anweisung für den Herrn N., ein Geschenk in Empfang zu nehmen. Ich thue hiermit Dir Bescheid, Ein Geschenk für Dich liegt gar nicht weit.“ u. s. w.

So ging die Sache fort, bis jeder seine Gabe erhalten hatte. Zum Schluß wurde einem der Anwesenden ein sehr großes Paket überreicht, das aber nach Entfernung der ersten Hülle so lange wieder eine andere Adresse angab, bis schließlich der richtige Empfänger einer kleinen Schachtel eine Vorfiendnadel entnahm. — Je nach dem Charakter der Geschenke und der theilhaftigen Personen läßt sich die Ueberraschung immer wieder anders gestalten, was dann zu neuen Scherzen Veranlassung giebt. Eine Abonnentin aus Straßburg.

Häusliche Kunst.

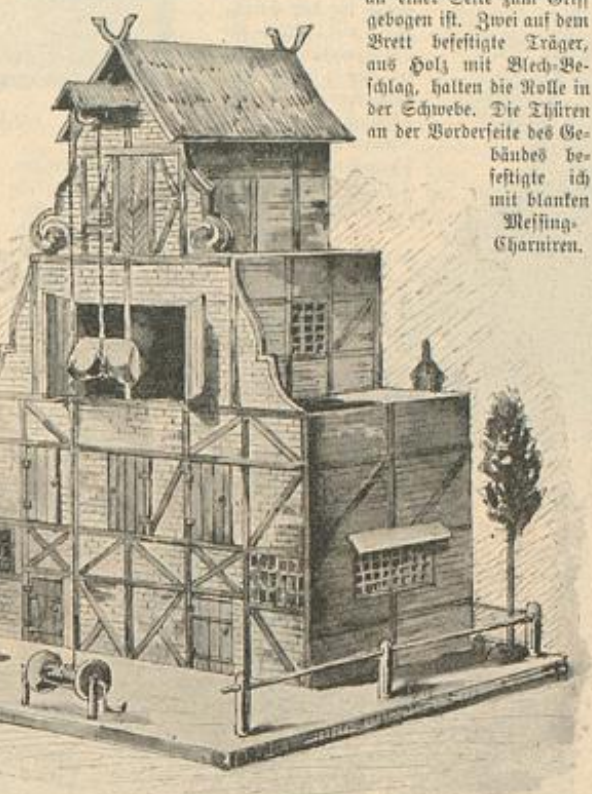
Speicher aus Cigarrentisten. Spielzeug für Knaben. — Welche Hausfrau stand nicht schon einmal nachdenklich vor einem Stapel leerer Cigarrentisten! Unser liebes Blatt hat mir gezeigt, daß sie zum Anheizen des Kamins, wo ihr festes trockenes Holz so lustig knackt, eigentlich zu schade sind; doch was mit ihnen machen? Da kam mir neulich ein herrlicher Gedanke. Meines Jungen Geburtstag nahte, — weshalb nicht aus den Risten ein Geburtstags-Geschenk für ihn zurecht basteln? Gefragt, gelhan. Das Resultat war schließlich — ein Kornspeicher, und wohl nie hat sich ein Kinderherz mehr gefreut, als das meines sechsjährigen Knaben an dem Wunderwerk aus Vaters alten Cigarrentisten. Nun naht das Weihnachtsfest; vielleicht macht eine oder die andere Leserin meine Erfindung nach. Neun gleichmäßige Risten, — ich nahm wüßteförmige, zu je 100 Cigarren, — werden zu vier Etagen derart aufgebaut, daß die zuvor mit Fenster- und Thür-Einschnitten versehenen, dann fest zugenagelten Deckel die Vorderseite bilden. Dem Tischler ließ ich die Risten fest aneinander und auf ein vorn und seitwärts breit überstehendes Brett nageln. Zwei senkrechte Keisten, die die beiden untersten Etagen an der Rückwand verbinden, stehen oben etwa handbreit über und dienen zugleich als Griff. An der obersten Kiste werden die Seitenwände abgeschragt; von anderen bedeln nagelt ein möglichst allen Seiten Dach darauf, setzte ich vorn



Dreitheiliger Bilderrahmen aus Klein-Eisenarbeit.

links geschwungen ausgefügte Brettchen an. Die Vorderseite der obersten Kiste wird vorher innen mit Doppelwand und Quereisen verstärkt, damit sie die eiserne Rolle und deren kleines Schußdach zu tragen im Stande ist. Die Aufzugrolle, ähnlich den Möbelrollen, nur mit einer Vertiefung in der Mitte des Rädchens, schraubte ich oben fest. Ueber das Rädchen läuft eine blanke Messingkette, die an dem einen Ende an einer Winde befestigt

ist, an dem anderen einen aus starkem Draht gebogenen Halen zum Hochschleppen der Lasten trägt. Als Winde mußte eine leere Garnrolle dienen. Quer durch dieselbe wird ein starker Eisendraht gesteckt, der an einer Seite zum Griff gebogen ist. Zwei auf dem Brett befestigte Träger, aus Holz mit Blech-Beschlag, halten die Rolle in der Schwebe. Die Thürren an der Vorderseite des Gebäudes befestigte ich mit blanken Messing-Charniren.



Speicher aus Cigarrentisten. Spielzeug für Knaben.

Nachdem so der Rohbau vollendet war, strich ich mit Oelfarbe, die ich für ein paar Pfennig vom Maler erstand, das Gebäude zuerst roth an; die Thürren und Balken malte ich gelb, gab daran mit Weiß die Ziegelstein-Mauerung an, sowie einige blinde Fenster. Auch die kleinen Köpfe der Räder, welche die Thürgriffe bilden, strich ich weiß an. Einer der untersten Räume des Speichers wurde als Pferdestall eingerichtet mit Kasse, Krippe und Plankir-Baum; auch eine Futterkiste fehlt nicht. Gegenüber liegt die Rutschertube, deren einfache Möbel ich aus Cigarrenholz schnitzte. Ein großes Brettchen vertritt die Tischplatte, zwei schmälere geben die Füße; vier Nägel festigen das niedliche Gestell, das ich sammt den in gleicher Weise hergestellten Schenkeln mit dem Brennstift verzierte. Für diese zwei Räume wurden natürlich die Fensterlücken mit der Raubfuge ausgefüllt und durch Gelatine-Scheiben ausgefüllt. Pinsel und Farbe gaben die Holztheile daran getreulich wieder.

Gräfin zu R. Dreitheiliger Bilderrahmen aus Klein-Eisenarbeit. — Meiner Sammlung von geschnitzten, gemalten, geackten und lebergeschnittenen Bilderrahmen habe ich nun auch einen solchen aus Klein-Eisenarbeit hinzugefügt. Erforderlich sind hierfür zunächst drei Grundformen aus 7 mm breiten Blechstreifen, die doppelt gelegt und zu Vierecken gebogen werden; das mittlere mißt 11 zu 17 cm, die beiden anderen sind je 7 1/2 zu 11 1/2 cm groß. Ueber die Grundformen greifen vier, an den Ecken sich kreuzende, 3 mm breite Streifen, die das Herausfallen der Bilder verhindern. Zur Verzierung dienen C-Figuren von 4 1/2 cm und S-Figuren von 6 1/2 cm Breite. An den Ecken, wo die einzelnen Rahmen an einander treten, kommen noch zwei halbe, nach entgegengesetzter Richtung gewundene S-Formen hinzu, sowie ein fein gezackter Stab; den oberen Abschluß bilden zwei solche Stäbe, ein breites A und zwei kleine C-Figuren. Alle Zierstreifen sind 5 mm breit, 1 mm stark. Schmale und breite Bünde verbinden die Rahmentheile untereinander und die Verzierungen mit dem Rahmen, der mit schwarzem oder grauem Eisenlack ein- bis zweimal zu überstreichen ist. E. N.

Hodaken. — Was mag das wohl sein. — Hodaken? Pantoffeln, Sandalen, Schuhe, kurz, eine Fußbekleidung aus hellem weichen Leder ist es, die in Galizien viel getragen wird, und die ich dort auf meiner diesjährigen Sommerreise kennen und um ihrer Bequemlichkeit willen schätzen lernte. „Gi, dachte ich damals, — das wäre ja ein prächtiges „Mitbringsel“ für meine Lieben zu Haus, — zum Tragen, oder als origineller Zimmerschmuck, jedenfalls eine Erinnerung an ein interessantes, schönes Fleckchen Erde!“ Etwas eigene Arbeit mußte aber doch daran sein. So gab ich mir mit weichem Bleistift auf dem gelblichen Leder die Contouren eines Modells an, das sich auf den braunen Thongeschirren der Galizier immer wiederholt. Ein anderes Paar verzierte ich in willkürlichen Durcheinander mit Halbmonden und kleinen Kugeln, dann brannte

ich mit dem Stift das Muster aus, hier und da, leicht hingeworfen, einzelne Strichen dazwischen. Nachdem ich alles mit Aquarell-Farbe und Goldbronze ausgefüllt hatte, überzog ich die Malerei schließlich mit französischem Lack. Nun sahen die Hodaken wirklich reizend aus und fanden überall vielen Beifall! Eise v. Z.

Streichholz-Behälter aus Cigarrentisten-Holz. — Auf ein über 60 gestelltes 12 cm großes Quadrat aus Holz leimt man den seiner Größe entsprechenden Streichholz-Behälter in Form eines Staarentästchens, dessen bewegliches Dach als Deckel in Charniren hängt. Den Seitenwänden des Kästchens werden Reibeflächen von einer Zündholz-Schachtel aufgelegt. Mit dem Brennstift contourirt man nun das vorher aufgezeichnete Muster, — hier ein Apfelblüten- und ein Vogel-Motiv, — führt den punktirten Zackenrand rings um Brett und Staarentästchen aus und brennt in die obere Ecke das Loch zum Durchziehen des grünen Reppbandes, das, zur Schleife gebunden, zum Aufhängen dient. Pinsel und Oelfarbe, die ziemlich kräftig aufgesetzt wird, übernehmen die weitere Ausstattung der niedlichen Weihnachtsgabe. E. N.

Spankörbchen mit ausgemaltem Holzbrand. — Auf meiner ersten Weihnachts-Wanderung durch die Straßen Dresdens fielen mir ein paar allerliebste Kleinigkeiten in die Hände. Zunächst ein rundes Spankörbchen, als Behälter für Süßigkeiten, Weihnachtsgebäck und dergleichen, später nach Verleben auch als Arbeits- oder Fusselkörbchen zu verwenden. Die Ausstattung des zierlichen Körbchens mit farbiger Brandmalerei, flossen Gentelschleichen aus grünem Reppband und einem Ventel mit Zugvorrichtung aus gemustertem japanischen Musselin, ist wie geschaffen zur Anregung eigener Geschicklichkeit und Nachahmungskunst. B. G.

Küche.

Schleswiger „Braune Kuchen“. (Weihnachts-Gebäck.) — Man löst 1 1/4 kg Honig mit 250 g Butter und 250 g Schmalz auf und schäumt ihn aus. Der erkalteten Masse fügt man zunächst 1 1/2 kg gesiebtes Mehl hinzu und verarbeitet den Teig mit 750 g Candis-Zucker, 250 g in feine Stifte geschnittenem Citronat, 250 g gehackten Mandeln (davon 30 g bittere), 8 g gestoßenem Cardamom, 8 g Pottasche und der geriebenen Schale einer Citrone. Dann formt man aus dem Teig beliebig große Stücke, die, mit Zuckerguß überstrichen oder nur mit Mehl bestäubt, auf einem Blech eine Stunde gebacken werden. K. N.

Schlesischer Weihnachtsstriezel mit Mohnfüllung. — Einen recht geschmeidigen Hefeteig von 1 kg feinem Mehl, 275 g guter Butter, 150 g Zucker, knapp 1/2 l Milch, 15 g bitteren und 100 g süßen gewiegten Mandeln und 80 g Hefe läßt man aufgehen, schlägt ihn gehörig durch und läßt ihn nochmals aufgehen. Dann rollt man den Teig fingerdick aus und setzt ihn 1/2 Stunde neben den warmen Ofen. Von 1/2 kg schwarzem geriebenen Mohn, 250 g Zucker, 150 g süßen, 15 g bitteren Mandeln, gestoßenem Zimmt, abgeriebener Citronenschale und etwas Rosenwasser bereitet man eine Fülle, die auf dem ausgerollten Teig nicht ganz bis zum Rande ausgestrichen wird, rollt den Kuchen zu einer länglichen Stolle zusammen, bestreicht diese nach nochmaligem Aufgehen mit Butter und backt sie in mäßiger Hitze. A. G.

Zudernüsse. — 250 g feines, durchgesiebtes Weizenmehl, 250 g Streuzucker, ein ganzes Ei und zwei Eiblotter, etwas geriebene Citronenschale, feingehackte Succade und eine Prise gestoßener Cardamom. — Zucker und Eier werden 1/2 Stunde nach einer Seite hin gerührt, sodann giebt man unter beständigem Rühren das Mehl und zuletzt das Gewürz hinzu. Von dem Teig werden nußgroße Kügelchen gerollt, auf ein mit Speckschwarze abgedecktes Backblech gelegt, mit feuchtem Pinsel oder Eiweiß bestrichen und in nicht zu heißem Ofen gleich gebacken. E. S.

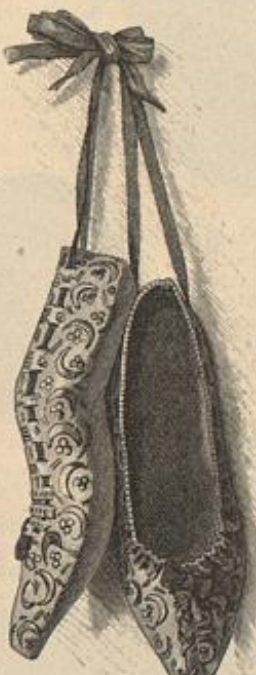
Junge Abonnentin. — Für Ihren geplanten Schwestern-Scherz dürfte sich auch die im Leserkreise der Nr. vom 1. Jan. 96 dargestellte Punschdame eignen. Sie erhalten dieselbe zum Preise von 9 M. (incl. Punsch-Extract) durch Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — allerlei Christbaum-Schmuck wird die Nr. vom 15. December bringen. D. Red.



Streichholz-Behälter aus Cigarrentisten-Holz. Ausgemalter Holzbrand.



Spankörbchen mit ausgemaltem Holzbrand.



Hodaken.

Für den Weihnachtstisch.

Zu all den Sorgen, die Müttern um diese Zeit den Kopf warm machen, kommen noch Gretchens und Lieschens und Hansens Anliegen, ihnen zu Weihnachts-Arbeiten für Großmama, Tante und Onkel zu verhelfen. Diesen Wünschen sollen unsere Vorlagen ganz besonders entgegen kommen; Knaben wie Mädchen können sich an der Ausführung derselben beteiligen, selbst die Kleinsten, denen die Kunst des Sticksens einstweilen nur im Kreuzstich aufgegangen, finden eine lockende Aufgabe. — Ohne jede Hilfe kann der Quartaner die kleine Blumenampel herstellen, denn Laubsäge und Schnitzmesser sind ihm vertraute Werkzeuge. Aus Birnbaumholz oder Cigarrenlisten-Brettchen schneidet er sechs Wände, wie sie die naturgroße Darstellung veranschaulicht, und bohrt je an dem oberen Rand ein Loch zur späteren Aufnahme der Schnüre. Das Muster ist mit dem Flacheisen herauszuheben; die äußeren Randlinien schneidet der Zierbohrer; der Grund wird gepunzt, worauf die Wände mit den abgefrähten Längsseiten an einander zu leimen sind. Das Innere füllt man mit Moos und Ziergräsern. Farbige Seidenschmürchen dienen zum Aufhängen. — Für ein Domino-Spiel ist das hübsche, mit Brandmalerei verzierte Schließkästchen bestimmt. Auf dem weißen Holz prangen bunte Blumen und der Spruch: „Wer's kann, dem macht's Freud.“



Kleine Blumenampel. Naturgroße Wand untenstehend.

Ein praktisches, hübsches Geschenk sind die beiden für Taschentücher und Handschuhe bestimmten Sackets. Ihre Herstellung ist um so leichter, als Abb. 64 der Nr. vom 1/10 96 das wirkungsvolle Muster naturgroß veranschaulicht. Auf Congre-Canevas mit schwarzer zweitheiliger Filofelle-Seide für den Strichstich, mit gelber für den Flachstich gearbeitet, zeigen beide Musterflächen einen Randabschluss in gelber Kreuznaht. Das Handschuh-Sacket erfordert einen 38 1/2 cm langen, 25 cm breiten Canevas-Theil, der ringsum 1/2 cm breit umzubiegen und über Watte-Einlage mit gelbem Atlas zu füttern ist. Schwarze Seidenschmürchen und gelbe Atlasbänder. Der Taschentuch-Behälter hat 40 cm Länge, 20 cm Höhe; der einzuschlagende Canevas-Rand muß den Naßen hinzugerechnet werden. Die kleine Kiepe, zur Aufnahme von Nähadeln und Fingerhut bestimmt, erfordert vier aus Papier-Canevas geschnittene Theile von 7 cm Höhe, die oben 7, unten 4 cm breit sind. Jede dieser Wände verziert ein Kreuzstichbörchen, mit farbigem Garn



Domino-Kästchen mit ausgemaltem Holzbrand.

leitet durch die Löcher 8 cm lange Holzstäbchen, die oben und unten je 1/2 cm über die Kiepenwände hinausstagen; beim Zusammenfügen der Wände werden die Stäbchen mit befestigt. Blumen-Blatzen oder natürliche Edelweiß-Blüthen sind in die Mitte jeder Wand zu kleben. Die Tragbänder der Kiepe werden aus bunten Seidenfäden gestochten; kleine Seidenschmürchen schmücken die Enden der Stäbe. Im Innern der Kiepe befestigt man mit Fischlein eine mit Watte umwickelte 5-6 cm hohe Garnrolle, in die zuvor ein mit Seidenband umwickeltes Stäbchen, — 9 cm lang, — gesteckt worden war. Ueber die Rolle und deren mit Watte überlegte obere Fläche wird ein Stückchen Seidenband gespannt, indem man dasselbe längs der Ranten einreißt und wie ein Säckchen überzieht. Auf den Stab steckt man den Fingerhut, die Nadelbriefe in ihre Fächer und Stecknadeln auf das Polster. — Innen mit rosa, außen mit grünem englischen Leinen bekleidet, zeigt das zierliche Schlüssel- oder Arbeitskörbchen die beliebte Blumenstickerei in einfacher Ausführung mit gelblicher Filofelle-Seide: drei Töne Gelb für die Blumen, drei in Reseda für die Blätter und Vachsfarben zu den Randbörchen. Blumen und Knospen sind im Blättchenstich gearbeitet; den Reich bilden gitterartig gespannte Fäden, die Ueberfangstiche halten. Stiele und Blätter bestehen aus einer Art Kettenstich, den die Ausführung lehrt. Für die Grundform des Korbes schneidet man aus Pappe zwei Längswände nach a und zwei Seitenwände nach b der kleinen Schnitt-Methode zum Körbchen. Ueber- und unterhalb der Längswände sind die grünen Leintheile für die Bekleidung jeder Wand, mit reichlich 1 cm Stoffzugabe. Nachdem die grünen Leintheile der Längswände mit der naturgroß gegebenen Stickerei und die Seitenwände mit einer Blüthe verziert sind, näht man die Stofftheile an den Seitenrändern zusammen und heftet sie am oberen Rand auf den Pappstücken fest. Hierauf sind 1 cm breite Pappstreifen, der oberen gebogenen Form des Korbes entsprechend, zu schneiden und mit grünem Leinen zu beziehen. Die rosa Futtertheile näht man verfürzt gegen den grünen Randstreifen, worauf diese vorn über die Ränder des Korbes gehoben und an den Ecken durch einige Stiche befestigt werden. Der am unteren Rande der Wände überstehende Stoff ist nach innen umzulegen und mit Heftstichen auf einem grünen Stofftheil (dem ansehnlichen Boden) zu befestigen; dieser Stofftheil muß 16 cm Länge und 9 cm Breite messen, damit er ringsum über einen Pappstreifen von 14 zu 7 cm greifen kann. Die Innenseite des Bodens wird mit rosa Leinen über Carton oder Watte-Einlage sauber gefüttert und die Bodenfläche mit einem Stück Leinen oder Vrorat-Papier beklebt. Für den Henkel ist ein 30 cm langer Pappstreifen, — in der Mitte 3, an den Enden 1 cm breit, — mit grünem und rosa Leinen zu bekleiden; Blättchen, Stiel- und Knospenstiche vereinigen sich in der, den Henkel verzierenden Borte.



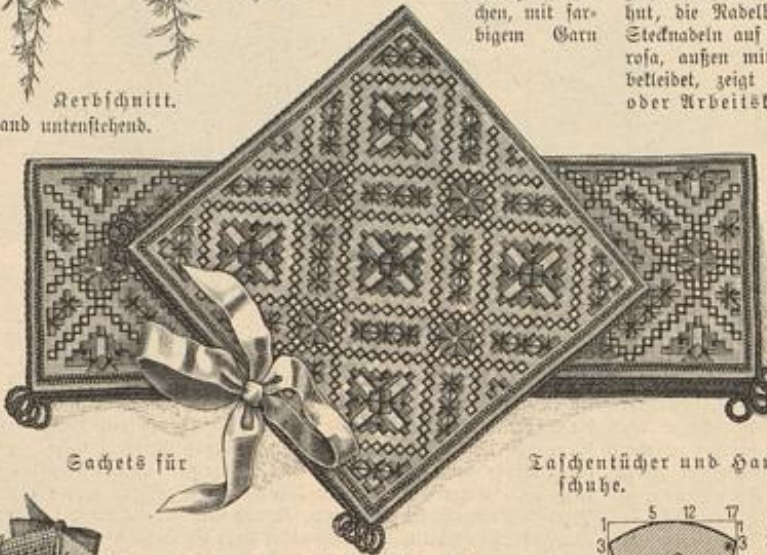
Streichholz-Behälter mit Kreuzstich-Stickerei.

kann, dem macht's Freud', wer's nicht kann, dem bringt's Leid. Sämmtliche Contouren von Blumen und Buchstaben brennt der Platina-Stift. Die Mittelblume auf dem Deckel und die beiden Blüthen neben der Schrift werden roth gemalt, wobei die Adern auszusparen sind; das Blattwerk ist grün, die kleinen Blüthen erscheinen die Schrift ist blau, sowie das Blümchen auf dem Kastens, dazu 1/2 cm breite rothe Randstreifen. Der Kasten mißt 19 cm Länge, 6 cm Höhe und 6 cm Breite. — Großmama pflegt Knöpfe, sowie Haken und Dosen in kleinen Säckchen aufzubewahren. Sicher werden ihr daher die niedlichen Sandfäckerchen Freude bereiten, die mit wenig Mühe herzustellen sind. Sechs Enden Band, je 42 cm lang und 9 cm breit, werden je zu zweien auf einander gelegt, der Länge nach zusammengebrochen und an den Längsrändern bis auf 6 cm vom offenen Querrande festgesteppt; hierauf strept man querüber einen 1 cm breiten Saum und leitet nach einander durch die Säume der drei Säckchen 1/4 cm breite Zugbänder, das eine von links nach rechts, das andere umgekehrt von rechts nach links. Jedes dieser Bänder mißt 96 cm. An der Vorlage ist olivgrünes und strohgelbes



Säckchen aus Band für Knöpfe u.

werk ist grün, die kleinen Blüthen erscheinen die Schrift ist blau, sowie das Blümchen auf dem Kastens, dazu 1/2 cm breite rothe Randstreifen. Der Kasten mißt 19 cm Länge, 6 cm Höhe und 6 cm Breite. — Großmama pflegt Knöpfe, sowie Haken und Dosen in kleinen Säckchen aufzubewahren. Sicher werden ihr daher die niedlichen Sandfäckerchen Freude bereiten, die mit wenig Mühe herzustellen sind. Sechs Enden Band, je 42 cm lang und 9 cm breit, werden je zu zweien auf einander gelegt, der Länge nach zusammengebrochen und an den Längsrändern bis auf 6 cm vom offenen Querrande festgesteppt; hierauf strept man querüber einen 1 cm breiten Saum und leitet nach einander durch die Säume der drei Säckchen 1/4 cm breite Zugbänder, das eine von links nach rechts, das andere umgekehrt von rechts nach links. Jedes dieser Bänder mißt 96 cm. An der Vorlage ist olivgrünes und strohgelbes



Sacket für Taschentücher und Handschuhe.

Flachstich-Stickerei.

Schnitt-Methode zum Körbchen.



Theil des Henkels.



Kiepe als Nadelbehälter; mit Kreuzstich-Stickerei.



Arbeits- oder Schlüsselkörbchen mit leichter Stickerei. Siehe Schnitt und Einzelheiten.

orangefarbenes und rosa, endlich erdbeerfarbenes und graublaues Band vereinigt. Neben den verschiedensten Farben kann man auch verschiedene Bandsorten, wie Atlas, Reps, Moiré, verwenden. — Um den nur zu häufig auf der Wanderschaft befindlichen Streichhölzern einen bestimmten Platz anzuweisen, wird unser Resthäftchen einen Streichholz-Behälter fertigen, oder vielmehr die Stickerei, an der derselbe hängt. Erforderlich ist ein 38 cm langes, 4 cm breites Canevas-Band, wie man es für Wäschebänder verwendet. An der Vorlage 25 Stuch breit, zeigt das Band unterhalb des Picot-Randes je eine Kreuzstich-Reihe.



Geschneigte Wand zur Blumenampel.

Zwischen zwei kleinen Schlußzeichen von 15 Stuch Breite und 21 Stuch Länge steht: „Für den Salon“, in Kreuzstich mit schwarzer gelblicher Filofelle-Seide gearbeitet; man kann statt dessen „Für das Schlafzimmer“ u. s. w. wählen. Die großen Buchstaben sind 9, die kleinen 6 Stuch hoch. Ist die Stickerei vollendet, so wird sie einem moosgrünen Atlasband aufgesteppt. Zum Aufhängen befestigt man oben einen Ring, der unter einer Schleife aus 4 1/2 cm breitem moosgrünen Atlasband verschwindet. Auf dem unteren Ende wird eine kleine Carton-Hülse für die Streichholz-Schachtel befestigt; den unteren Abschluß bildet ein moosgrüner Pompon.

gestickt. Auf vier andere Carton-Theile, je 3 cm hoch, oben 3, unten 2 cm breit, sticht man die Nummern der Nähadeln: 6, 7, 8, 9, in Kreuzstich und befestigt sie längs drei ihrer Ränder auf der Innenseite jeder Wand. Nachdem die Wände zusammengenäht sind, wird der Boden, 4 cm im Quadrat groß, eingefügt. In diesen schneidet man an den Ecken je ein Loch und



Leichte Stickerei auf Leinen zum Arbeits- oder Schlüsselkörbchen.

Nachdruck verboten.

Meine Marianne.

Novelle von Lenka von Egidy.

(Schluß.)

Maria? In ihrem Herzen dämmerte eine Ahnung von Glück auf, aber sie fürchtete, daß es nur ein trügerischer Schein sein könnte, und vermied es, darüber nachzudenken; — viel besser war es, die schöne Gegenwart voll zu genießen, — aber daß er verheiratet sein möchte, das wünschte sie nicht mehr.

Endlich, am fünften Morgen nach Thomann's Ankunft, strahlte die Sonne von einem wolkenlosen Himmel auf den blauen, glitzernden See herab, und der in den letzten Tagen gefallene Schnee hüllte die lachenden Ufer in ein schimmerndes Gewand.

Schon beim Frühstück wurde von dem unternehmungslustigeren Theil der Hotelgäste eine Partie nach dem zwei bis drei Stunden oberhalb Montreux gelegenen Les Avants verabredet. Marianne hatte Bedenken, ihre Mutter, die ziemlich wieder hergestellt war, aber noch nicht ausgehen durfte, für den größten Theil des Tages allein zu lassen. Diese redete ihr aber dringend zu, sich an dem Ausflug zu betheiligen.

Bald nach 10 Uhr brach die Gesellschaft auf: der Lunch sollte in Les Avants eingenommen werden, und zum Dinner wollten die Ausflügler wieder zu Hause sein. Der Schnee war hart gefroren, und die Touristen konnten es deshalb wagen, anstatt der Chaussee den bedeutend kürzeren Fußweg durch die Weinberge oberhalb Montreux zu wählen. Thomann wich nicht von Marianne's Seite, und seine Blicke streiften nur flüchtig das immer näher rüdende Alpen-Panorama vor ihm, — mit viel größerem Wohlgefallen blickte er auf Marianne's schlanker und doch voller Gestalt, die leicht und elastisch auf dem steilen Weg neben ihm dahinschritt. Die Freude an der schönen Natur war eine der wenigen Lichtseiten in ihrem jetzigen Leben, die sie voll genoss, und mit leuchtenden Augen machte sie ihren Begleiter auf die Schönheiten der ihr liebgewordenen Gegend aufmerksam, nannte ihm die Namen der Bergspitzen und Ortschaften und zeigte ihm die häufig sich bietenden und an Großartigkeit immer mehr zunehmenden Rückblicke auf den im Sonnenschein funkelnden See.

Thomann's Herz begann heftig zu schlagen, aber der steile Aufstieg war nicht die Veranlassung dazu, — dieses schöne, lebensvolle und doch begeisterungsfähige junge Weib an seiner Seite, mit strahlenden Augen und rosig angehauchten Wangen, schien ihm ein ganz anderes Wesen zu sein, als die gemeinere, etwas bedrückte aussehende Dame, die er zuerst an der Table d'hôte erblickt hatte. Er würde es ihr schon jetzt gesagt haben, wie es ihm ums Herz war; aber er bezwang sich, er wollte nichts übereilen und vielleicht dadurch seine Chancen bei ihr verschlechtern.

Die Ausflügler wurden in der Veranda des gut gehaltenen Kur-Hotels Les Avants durch eine vortreffliche Mahlzeit erquid. Die Stimmung war eine sehr heitere geworden; man hielt sich länger auf, als man beabsichtigt hatte, und da zum Rückweg die bequemere Chaussee gewählt wurde, dunkelte es bereits, als man sich Montreux wieder näherte. Die Gesellschaft war jetzt dichter beieinander als vorher, und Thomann hatte geglaubt, daß er Marianne nicht länger allein in Beischlag nehmen dürfe, verlor sie jedoch nicht aus den Augen. Sie ging in der Mitte der Straße, wie es schien, in Gedanken verloren; plötzlich fand er mit einem Satz neben ihr und, sie mit festem Arm umschlingend, rief er sie zur Seite, — im selben Augenblick kaufte mit rasender Geschwindigkeit ein schwer mit Holz besperrter großer Handkoffer an ihnen vorüber, dessen Eigentümer, wie gewöhnlich in dortiger Gegend bei der Thalsahrt, vorn auf seinem Gefährt sitzend und dasselbe mit den Füßen und einem Stod lenkend, an dieser steilen Stelle die Fahrt nicht hatte aufhalten können.

Marianne war schwerathmend stehen geblieben, ohne jedoch einen Laut von sich zu geben. Thomann war leichenblau geworden, und die Augen, mit denen er jetzt das geliebte Mädchen ansah, sprachen so berebt, daß diese sich tieferrothend abwandte, während sie mit unsicherer Stimme ihren Dank ausdrückte für die Errettung aus erster Gefahr. Wenn sie jetzt allein gewesen wären! Aber natürlich waren die beiden sofort von der übrigen Gesellschaft umringt, und das Ereigniß gab Stoff zur allgemeinen Unterhaltung.

V.

Mit der größten Ungeduld hatte die Geheimrätin auf die Rückkehr ihrer Tochter gewartet. Die ersehnte Antwort aus Frankfurt war am Nachmittag gekommen und hatte ihre kühnsten Erwartungen übertroffen. Frau Brinkner schrieb, wenn Doctor Thomann ernste Absichten auf Fräulein Marianne habe, so könnten sich Mutter und Tochter glücklich schätzen; er sei ihr persönlich bekannt und stehe im vorzüglichsten Ruf, sowohl als Arzt, wie auch als Mensch; auch verkehre er in den ersten Kreisen der Stadt und sei allgemein beliebt und hoch geachtet! Von Haus aus vermögend, müßten seine Einnahmen jetzt durch seine ausgedehnte Praxis geradezu brillant sein, und bei seiner Jugend stiehe ihm eine große Zukunft bevor.

Die Geheimrätin siebte! Es war ihr kein Geheimniß geblieben, wie viel Marianne während ihres Unwohlseins mit Thomann zusammen gewesen war, sie hatte auch am Morgen Gelegenheit gehabt, die beiden jungen Leute zu beobachten; es schien diesmal, — Gott sei Dank und unberufen, wie sie innerlich sagte, — wirklich Ernst zu werden!

Alle Vorsätze der Zurückhaltung und Vorsicht ihrer Tochter gegenüber waren vergessen. Sowie Marianne mit freudlichem Gruß das Wohnzimmer betrat, eilte sie ihr entgegen, ergriff ihre beiden Hände und, sie an das Licht ziehend, fragte sie heftig: „Marianne, sag mir schnell, wie war's denn heute? Hat sich Thomann schon erklärt?“

Marianne fuhr zurück, als habe sie ein Schlag getroffen. Fassungslos, auf das peinlichste berührt, entwand sie ihre Hände der Mutter. „Aber Mama, wie kommst Du darauf!“

„Sag mir doch, wie weit Ihr zusammen seid,“ drang die Geheimrätin in sie. „Kind, Du hast ja keine Ahnung, daß Du das große Los ziehst, wenn er Dich nimmt! Eine ganz brillante Partie! Ihu mir die einzige Liebe und sei diesmal vernünftig, stoße ihn nicht noch zuguterlegt vor den Kopf, wie Du es mit den andern gemacht hast!“

Marianne, die bei den ersten Worten der Mutter dunkel erglöhrt war, stand jetzt bleich, wie mit eisigem Wasser übergoßen, neben dieser.

„Mama, was hast Du plötzlich? Ist Dir etwas über Doctor Thomann mitgetheilt worden?“

„Natürlich ist mir etwas über ihn mitgetheilt worden, da ich mich nach ihm erkundigt habe!“ erwiderte die Geheimrätin ärgerlich, denn Marianne's Art reizte sie, — „und die Brinkner in Frankfurt schreibt ganz begeistert über ihn; wir sollten mit beiden Händen zugreifen, wenn sich Dir eine so glänzende Verbindung böte. Seine Verhältnisse sind —“

„Mama,“ unterbrach sie Marianne heftig und mit sichtlicher Angst, „Du hast doch nicht etwa an Frau Brinkner geschrieben, daß — Doctor Thomann sich —“ sie brachte nur mühsam die Worte heraus, „sich um mich bewerbe? Es ist ja nicht möglich, — er ist erst seit vier Tagen da.“

„Glaubst Du denn, daß ich keine Augen im Kopf habe? Daß ich nicht gesehen habe, wie er gleich den ersten Abend wie ein Stohrvogel im Salon auf Dich zukam und sich seitdem um keinen anderen Menschen gekümmert hat, als um Dich? Soll ich da als Mutter nicht das Recht haben, zu erforschen, ob er ein anständiger Mensch ist? Ein thörichtes und undankbares Mädchen bist Du!“

Marianne war auf einen Stuhl gesunken, ihre Knie zitterten. „Um Gotteswillen, Mama, sprich nicht so laut! Wenn man uns hörte! Weißt Du denn, daß Dr. Thomann Brinkner's sehr gut kennt? — Gestern kam zufällig die Rede darauf, — er ist mit dem Sohn befreundet! Wenn er es nun wieder erzählt! Frau Brinkner steht uns doch gar nicht nah! Hast Du sie wenigstens zur Discretion verpflichtet?“

In Marianne's Stimme drückte sich so viel Angst aus, daß die Geheimrätin etwas unsicher erwiderte: „Nein, aber das ist doch selbstverständlich!“ Dann, gleich wieder beruhigt, fuhr sie fort: „Unfinn! Schreiben wird sie es ihm nicht gleich, und, — im schlimmsten Fall, — wenn er wieder nach Hause kommt, — entweder Ihr seid verlobt, oder man sieht sich wahrscheinlich niemals wieder, und dann ist es schließlich auch egal.“

„Mir aber nicht,“ stieß Marianne mit so viel Bitterkeit hervor, daß es die Mutter ergriff.

„Aber Marianne,“ sagte sie mit weicherer Stimme, „sei doch ein bißchen vernünftig! Du weißt ja, daß ich nur Dein Bestes will! Gehebe mir wenigstens, ob Du ihn gern hast, und ob Du glaubst, daß er um Dich anhalten wird?“

Aber das tief verlegte Mädchen konnte jetzt der Mutter kein Vertrauen entgegenbringen. Sie schüttelte den Kopf, murmelte: „Ich weiß es nicht!“ und als die Geheimrätin weiter in sie dringen wollte, entfernte sie sich mit der Erklärung, daß sie sich für die Table d'hôte umziehen müsse.

Ähnliche Scenen waren ja schon öfters zwischen Mutter und Tochter vorgekommen, aber diesmal war es nicht bloß ihr Mädchenstolz, der sich aufbäumte unter den unartigen Worten der Mutter, — nein, es war auch ihr Herz, das zitterte, daß jener schöne Glückstraum wieder zerrinnen würde; — heute hatte sie sich nicht mehr dagegen wehren können. Der Gedanke, daß Thomann auch nur ahnen könne, was eben zwischen ihr und der Mutter vorgegangen war, trieb ihr das heiße Blut in die Wangen. Sie kannte Frau Brinkner in Frankfurt gut genug, um zu wissen, daß eine Indiscretion ihrerseits durchaus nicht unwahrscheinlich war; in ihrer erregten Phantasie hörte sie schon die Worte der klatschlustigen Dame: „Wissen Sie denn, daß die Stilling Sie hat für Marianne lapern wollen?“ Es war zum Verzweifeln! Ruhte er denn nicht denken, daß auch sie nur auf den guten Fang bedacht gewesen sei? Ach, sie war ihm doch vielleicht schon viel zu sehr entgegengekommen! — Aber nun konnte und durfte sie keinen Finger mehr rühren, wenn sie nicht alle Selbstachtung verlieren wollte!

Thomann war darauf gefaßt gewesen, daß er heute beim Dinner, wo die Geheimrätin zum ersten Mal zwischen ihm und Marianne saß, sich natürlich nicht mehr ungedrückt mit der letzteren würde unterhalten können; nun kam es ihm aber vor, als sei es nicht bloß die umfangreiche Gestalt der Geheimrätin und deren ununterbrochener Redestrom, was sich zwischen ihm und Marianne gedrängt habe, sondern noch etwas Anderes, Undefinirbares, das ihm schwer aufs Herz fiel.

Sie sah blaß und elend aus und war sehr still; dies konnte Ermüdung sein, oder der Schrecken mit dem Schlitten mochte ihr mitgespielt haben, aber warum vermied sie es, ihn anzusehen, warum war ihr Wesen gegen ihn gänzlich verändert, so daß es ihn eifrig kühl anwehte? Er hatte doch nichts gesagt oder gethan, was sie hätte verletzen können? Freilich, daß er sie lieb hatte, das mochte sie ihm gerade heute wohl angemerkt haben; wollte sie ihm nun durch ihr verändertes Benehmen zu verstehen geben, daß ihr dies unwillkommen sei? Ein heiser Schrecken durchfuhr seine Seele, und die aufwallende Lebenswürdigkeit, welche die Geheimrätin entwidelte, tröstete ihn nur wenig.

Da es der Mutter nicht gelang, Marianne in die Unterhaltung zu ziehen, versuchte sie den Angriff von einer anderen Seite.

Sie erzählte von ihrer Familie, von der früheren hervorragenden Stellung ihres verstorbenen Mannes, ihrem glänzenden Leben in Berlin und von der ausgezeichneten Partie, die ihre jüngste Tochter gemacht hatte; dies waren alles Dinge, die ihm schon durch Marianne bekannt waren, aber wie ganz anders, wie einfach und anspruchslos hatte diese darüber gesprochen!

Thomann's Neigung für Marianne war bereits so tief, daß ihm der Gedanke nicht kam, welche eine unbequeme Zugabe

diese Schwiegermutter sein würde; er kam nur aus dem Staunen nicht heraus, daß Mutter und Tochter so grundverschieden sein konnten, und ahnte, daß die letztere wohl schwer leiden mochte unter dieser geistigen Disharmonie.

Nach Beendigung der Mahlzeit zog sich Marianne sofort zurück, indem sie große Ermüdung vorschützte. Während sie noch der Mutter und ihren näheren Bekannten „gute Nacht“ sagte, glitt der Doctor unbemerkt hinaus, um auf dem Vorfaal in unauffälliger Weise auf sie zu warten.

Als sie herauskam und er ihr entgegentrat, sah er, wie plötzlich ein tiefes Roth ihre Wangen färbte. Dies machte ihm Muth.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er, ihr tief in die Augen blickend, „liebes Fräulein Marianne, habe ich heute das Unglück gehabt, Sie zu verlegen oder Ihnen zu mißfallen? Warum sind Sie so ganz anders gegen mich?“

„Nein, o nein, Herr Doctor!“ war alles, was sie ängstlich und befangen hervorbrachte. Eine wahre Todesangst hatte sie erfaßt, zu verrathen, wie es in ihrem Innern aussah; nur zu klar war sie sich jetzt darüber, daß dieser Mann, von dessen Existenz sie vor acht Tagen noch keine Ahnung hatte, jetzt ihr Glück in seiner Hand hielt!

„Also Sie sind mir wirklich nicht böse?“ fragte er noch einmal. Sie hatte sich nun einigermaßen gefaßt. „Aber weshalb denn, Herr Doctor? Etwas deswegen, weil Sie mir das Leben gerettet haben? So düster sind meine Anschauungen denn doch noch nicht!“ Und sie lächelte ein wenig, aber ihr Lächeln war traurig, und Thomann fühlte sich nur halb beruhigt.

„Wollen wir morgen Vormittag unsere Sonate noch einmal vornehmen?“ fragte er in bittendem Ton.

„Sehr gern,“ erwiderte sie freundlich, und nun trennten sie sich nach einem kurzen Händedruck, den sie beide, ach, so gern verlängert hätten!

Als Thomann später für kurze Zeit in den Salon zurückkam, empfing ihn die Geheimrätin mit feurigen Dankesworten für die Errettung ihrer Tochter aus drohender Lebensgefahr. Das war ja Wasser auf ihre Mühle! Jetzt erst war ihr durch die anderen Theilnehmer an der Partie das Ereigniß mitgetheilt worden.

„Meine Marianne wird glücklich sein, wenn Sie ihr Gelegenheit geben wollten, Ihnen ihre Dankbarkeit auch wirklich beweisen zu können!“

Das klang ja vielversprechend! Aber von dieser Seite berührte es Thomann unangenehm; als er sich mit einiger Würde weiteren Huldbeweisen der Geheimrätin durch eine schleunige Flucht entzog, ergriff ihn noch an der Salon-Thür Oberst von Werner am Arm und stüßerte ihm zu: „Lassen Sie Sich von der thörichten alten Schachtel nicht irre machen! Die verdient ihr Brautmädchen von Tochter gar nicht!“

Ehe sich Thomann von seinem Erstausen erholen und etwas erwidern konnte, hatte ihn der alte Herr verlassen.

VI.

Marianne hatte ihre Unbefangenheit Thomann gegenüber unwiederbringlich verloren. Sie schalt sich selbst eine Thörin, aber durch der Mutter ungerates Dazwischentreten aus dem halb unbewußten, süßen Glücksgefühl gerissen, war sie nun gänzlich aus dem Gleichgewicht gekommen; es war trotz ihrer fünfunds-zwanzig Jahre das erste Mal, daß sie liebte, und sie wußte, daß es für immer war.

Thomann glaubte, ihr Benehmen zu verstehen: ihre Mutter kam ihm entgegen, — wahrscheinlich wußte sie, daß er eine gute Partie war, — und Marianne zog sich zurück, weil er ihr nur als guter Gesellschafter und allenfalls Freund, aber nicht als Gatte willkommen war, und sie ihm die Demüthigung eines Korbes ersparen wollte. Noch konnte er sich aber nicht entschließen, die Hoffnung ganz aufzugeben und abzureisen, trotzdem er sich sagte, daß es das Beste sein würde. Zu seinem Erstausen fand er beim nächsten Dinner die Geheimrätin an Marianne's Platz und die letztere noch nicht anwesend! Er sah quer vor an der Tafel, sodas Frau Stilling bis jetzt den letzten Platz an der Langseite eingenommen hatte. Sie wollte ihm eben eine Erklärung abgeben, als Marianne erschien: sofort sah er ihrem Gesicht an, daß die Platzveränderung ein Coup der Mutter war, von dem sie nichts gewußt hatte.

„Ich kann unseren guten Herrn Oberst gerade so gut versorgen, wie Du,“ wandte sich die Geheimrätin jetzt an ihre Tochter, „und es zog dort an der Ecke so sehr, daß ich es bei meinem Katarth wirklich nicht aushalten konnte; Du bist doch weniger empfindlich dagegen.“

„Sie sind doch einverstanden, meine Herren?“ fügte sie mit einiger Schärfe hinzu; sie ärgerte sich, daß Oberst von Werner sehr verstimmt aussah, und daß auch Thomann durchaus nicht entzückt zu sein schien.

Dieser wäre ja glücklich über den Tausch gewesen, wenn er es nicht Marianne angemerkt hätte, daß sie vom Wandver der Mutter im höchsten Grade peinlich berührt war.

Arme Marianne! Sie wußte, daß die Schwäche ihrer Mutter den Mitbewohnern des Hauses bekannt sein mußte, und glaubte nun, fünfzig forschende Augenpaare auf sich gerichtet zu sehen! Sonst, bei ähnlichen Fällen, war sie entrüstet und eifrig kühl gewesen, diesmal war es aber eine geradezu tödliche Verlegenheit, die sie unter ihrem gemessenen Wesen zu verbergen suchte, — sie liebte ja den Mann, dem sie vor allen Leuten von der Mutter an den Kopf geworfen wurde, und hätte vor Scham in die Erde sinken mögen!

Die Geheimrätin war außer sich! Sie hatte wohl bemerkt, daß sie durch ihre Unterredung mit Marianne das Heiraths-Projet nicht gefördert hatte, und mit der Tochter grollend, gab sie es auf, direct auf dieselbe einzuwirken zu wollen; der Doctor jedoch schien ihr ein gefügigeres Material zu sein, und sie hatte beschloßen, ihn nach Kräften zu bearbeiten.

Um Marianne's freies Benehmen bei Tisch wieder gut zu machen, zog sie Thomann nach Beendigung der Mahlzeit in eine Ecke und theilte ihm zunächst mit, ihre Tochter fühle sich heute recht angegriffen. Ihre Stimmung sei überhaupt in den letzten Tagen sehr wechselnd gewesen.

„Sie wissen ja; Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, wie der Dichter sagt,“ fuhr sie fort. „Meine Marianne nimmt nun einmal alles so sehr ernst! So hat sie heute auch oben auf unserem Piano das schwierige Scherzo geübt, das Sie gern mit ihr spielen wollten. Ich sage Ihnen, sie ist glücklich, daß sie mit Ihnen musizieren kann!“

Etwas verlegen suchte Thomann nach einer passenden Antwort, als Marianne plötzlich neben der Mutter stand, — mit blitzenden Augen, ohne eine Spur von Farbe im Gesicht, das wie aus Stein gemeißelt erschien.

„Ich habe heute allerdings länger geübt, als gewöhnlich, — ihre Stimme klang eifrig, — ich bin gebeten worden, für einen Wohltätigkeits-Bazar zu arbeiten, und dies wird mich von morgen an vollständig in Anspruch nehmen. Ich muß Ihnen daher zu meinem Bedauern mittheilen, Herr Doctor, daß ich nicht mehr mit Ihnen vierhändig spielen kann.“

„Aber Marianne!“ wollte die Mutter einwenden. „Verzeih, Mama, aber ich glaube, die Damen warten auf Dich,“ unterbrach sie Marianne mit so bestimmtem, fast drohendem Ton, daß sich die Geheimrätbin einigermaßen eingeschüchtert zu der harrenden Whist-Partie begab.

Als sich Marianne ebenfalls entfernen wollte, hielt Thomann sie zurück. „Bitte, mein gnädiges Fräulein, einen Augenblick!“ sagte er leise, aber dringend.

Sie waren jetzt außer Hörweite der übrigen Gesellschaft. „Fürchten Sie nicht, daß ich Sie lange belästigen will,“ fuhr er nicht ohne Bitterkeit fort, als er sah, wie bleich und scheu das von ihm so innig geliebte Mädchen neben ihm stehen blieb. „Ich wollte Ihnen nur mittheilen, daß Sie überhaupt bald von mir erlöst sind. Ich habe mich soeben entschlossen, morgen Nachmittag abzureisen.“

Marianne fühlte einen so scharfen Schmerz im Herzen, daß dieses einen Augenblick ganz still stand, dann fing es mit rasender Schnelligkeit wieder an zu pochen. Rasch hatte sie sich gegen das Licht gewandt, damit Thomann ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Sobald sie ihrer Stimme trauen konnte, bemerkte sie kühl, aber mit zuckenden Lippen: „Das kann ich Ihnen nicht verdenken; besonders angenehm kann es für Sie hier nicht sein.“

„Es wird mir sehr schwer, von hier fortzugehen,“ erwiderte Thomann mit Betonung. „Aber glauben Sie nicht auch, mein gnädiges Fräulein, daß es für alle Theile das Beste ist?“

Was meinte er, am Gotteswillen, was meinte er? fragte sich Marianne angstvoll. War sie im Begriff, ihr Glück von sich zu stoßen? Aber nach dem, was vorgefallen, nach der unglaublichen Indiscretion der Mutter, war es doch undenkbar, daß sie ihm auch noch zuredete, zu bleiben.

„Darüber müssen Sie ganz allein entscheiden, Herr Doctor,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen. Warum, o warum, hatte ihre Stimme so abweisend geklungen? Das hatte sie nicht gewollt. — Thomann merkte es ihr wohl an, daß sie litt, er verstand es auch, daß der Mutter Taktlosigkeit sie verletzt haben mußte, aber er glaubte, daß er ihr durch dieselbe gründlich verletzt worden sei und hielt es für unmännlich und zwecklos, weiter in sie zu dringen. Sie mochte ihn eben nicht, und um ihre Zuneigung betteln konnte und wollte er nicht.

Und so trennten sie sich nach einem kurzen Stillschweigen. Thomann's plötzlicher Entschluß, am nächsten Tage abzureisen, festigte sich immer mehr. Daß er der Geheimrätbin als Schwiegerjohn hoch willkommen sein würde, wußte er, sie hatte es ihm ja mit großer Deutlichkeit zu verstehen gegeben. Aber was half ihm das, da Marianne anderer Ansicht war? Er würde dem armen Mädchen, das sowieso nicht auf Rosen gebettet war, nur Unannehmlichkeiten mit der Mutter verursachen, wenn er fortfuhr, um sie zu werben.

Es war ein harter Schlag für ihn, daß er die einzige Frau, die er so wahrhaft geliebt hatte, und die er nie würde vergessen können, nur gefunden hatte, um sie wieder aufgeben zu müssen; — aber ertragen mußte es werden.

Warum war sie nur anfangs so lieb und gut gewesen und hatte ihm alle Schätze gezeigt, die sie in sich trug, wenn sie nun doch nichts von ihm wissen wollte?

Aber nein, Vorwürfe machen durfte er ihr nicht; gerade, daß sie so vollständig frei war von aller Coquetterie, das war es, was ihn von Anfang an bei ihr angezogen hatte. Es war sein Unglück, aber nicht ihre Schuld, daß sie ihn nicht liebte.

Marianne wußte, daß sie am Wendepunkt ihres Schicksals angelangt war, und nie war ihre jegliche Existenz ihr so trostlos und öde erschienen, wie in dieser Nacht.

Und vielleicht, vielleicht war sie selbst daran schuld, daß die Glückspforte, durch die sie in den letzten Tagen geschaut, sich wieder vor ihr verschloß! Denn wie ein Himmel auf Erden erschien ihr das Voss, von dem geliebten Manne heimgeführt zu werden, in ein zielbewusstes, reichgelegnetes Leben hinein! Aber wenn er sie wirklich liebte, mußte er sie verstehen, er mußte begreifen, daß sie ihm keinen Schritt mehr entgegengehen durfte. Wenn sie ihn nun gebeten hätte zu bleiben, seine Abreise aufzugeben, und seine Frage hätte doch keine tiefere Bedeutung gehabt? Sie würde gestorben sein, so hätte sie sich geschämt!

VII.

Die Aufregungen der letzten Tage und dieser letzte schwere Seelenkampf hatten Marianne auch körperlich so mitgenommen, daß sie am nächsten Morgen zu elend war, um aufstehen zu können.

„Wenn er mich liebt, reißt er nicht ab, ohne mir Lebewohl gesagt zu haben,“ dachte sie, „und wenn ich ihm so gleichgültig bin, daß er ruhig abreisen kann, dann ist es tausend Mal besser, ich sehe ihn nicht wieder.“

Die Geheimrätbin war in Verzweiflung! Sie sah, daß Marianne körperlich und seelisch litt, sie glaubte, sicher zu sein, daß Thomann um die Tochter anhalten würde, wenn diese ihn nur im geringsten ermutigte, und nun wollte er abreisen, ohne daß diese beiden störrischen Menschenkinder, die für einander wie geschaffen schienen, zu einer Verständigung gekommen wären. Es war, um verrückt zu werden! Geradezu anbotener durfte sie ihm doch die Tochter nicht, — aber wenn sie nur eine letzte Zusammenkunft erwidlichen konnte, so würde vielleicht noch alles gut. Sie war auch ernstlich besorgt um Marianne, die kaum zum Sprechen zu bringen war.

Tropdem Thomann glaubte, alle Hoffnung aufgegeben zu haben, war er doch bitter enttäuscht, daß er Marianne während des ganzen Vormittags nicht zu sehen bekam; als sie nun auch

zum Lunch nicht erschien, erkundigte er sich bei der Geheimrätbin mit nur schlecht gehandelter Gleichgültigkeit nach dem Befinden der Damen.

„Meine Marianne ist unwohl,“ erwiderte diese kurz, gegen ihre sonstige Gewohnheit; dann fügte sie leiser, aber bedeutungsvoll hinzu: „Ich möchte nachher noch mit Ihnen darüber reden.“ Thomann sprach sein Bedauern aus; sehr beunruhigt und gespannt auf weitere Eröffnungen wartete er das Ende der Mahlzeit ab.

„Marianne hat heftige Kopfschmerzen und scheint zu fiebern,“ begann diese sofort. „Zu den hiesigen Ärzten habe ich sehr wenig Vertrauen und würde Ihnen darum unendlich dankbar sein, wenn Sie mit heraufkommen und meine Patientin sich einmal ansehen wollten.“

Thomann war selbstverständlich sofort bereit; den ganzen Tag hatte er mit sich gekämpft, ob er abreisen sollte, auch wenn Marianne sich nicht wieder sehen ließ; nun hatte er die Beruhigung, daß sie sich nicht absichtlich von ihm ferngehalten hatte, und außerdem die Freude, sie wiederzusehen und ihr vielleicht helfen zu können.

Die Geheimrätbin führte ihn hinauf. Er hatte erwartet, Marianne auf der Chaiselongue ihres Wohnzimmers zu finden, und war erstaunt, ja bestürzt, als die Geheimrätbin die Thür zur Schlafstube aufmachte und, selbst vorantretend, hineinrief: „Marianne, hier bringe ich Dir einen Helfer in der Noth! Herr Doctor Thomann will so liebenswürdig sein, Dich in Behandlung zu nehmen. Beschreibe ihm nur ja recht genau alles, was Dir fehlt!“

Da Thomann nicht in der offenen Thür zum Vorraum stehen bleiben konnte, hatte er der einladenden Handbewegung der Geheimrätbin folgen und eintreten müssen. Diese war, während sie sprach, durch das Schlafzimmer geschritten und verschwand nun in dem angrenzenden Salon.

Sowie Thomann gesehen hatte, daß Marianne zu Bett lag, sowie er bei seinem Eintritt ihre großen, grauen Augen erschrocken, ja entsetzt auf sich gerichtet sah, hatte sich die peinlichste Verlegenheit seiner bemächtigt, und er suchte nur nach Worten, um sich mit einer Entschuldigung zurückziehen zu können.

Doch Marianne kam ihm zuvor. Die glühende Rötze, die zuerst bei dem Erscheinen des unerwarteten Besuchers ihr Gesicht bedeckt hatte, war längst einer tiefen Blässe gewichen.

„Ich begreife nicht, Herr Doctor,“ sagte sie eifrig, „wie meine Mutter und Sie auf eine so merkwürdige Idee kommen konnten. Ich finde, nach meiner Einwilligung hätte denn doch auch gefragt werden können!“

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein,“ sagte Thomann hastig. „Ich hatte keine Ahnung, — es liegt ein Mißverständnis vor.“

Er fühlte, daß eine Erklärung nicht möglich war, es blieb ihm nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich sich zu entfernen, und so verbogte er sich und verließ das Zimmer.

Sein ganzes Wesen war in Aufruhr; Aerger über die neue Taktlosigkeit der Geheimrätbin und auch über sich selbst, daß er in deren Falle gegangen war; Mitleid mit der Geliebten, die so blaß und elend ausgesehen hatte, und deren Abweisung er vollkommen berechtigt fand, aber auch Kummer und Groll über die scharfe Zurückweisung, die er denn doch nicht um sie verdient hatte, — alle diese widerstreitenden Empfindungen tobten in ihm, und vergebens suchte er, sich klar zu werden über sein zukünftiges Verhalten.

Schließlich kam er mit sich selbst zu einem Compromiß. Er mußte Marianne noch einmal sehen, nur noch einmal, um sicher zu sein, daß sie nicht ernstlich krank war, aber dann, gelobte er sich, wollte er seine Abreise keine Stunde länger verzögern.

Die Nachbarschaft der Geheimrätbin bei der Table d'hôte war ihm aber nach dem letzten Vorfall so peinlich, daß er beschloß, auswärts zu essen, und auch nach seiner Rückkehr den Salon vermied, wo er ihr nicht hätte entgegen können. Er begab sich daher in das kleinere Rauchzimmer und traf dort den Oberst von Werner ganz allein. Der sehr kurzfristige alte Herr erkannte ihn erst, als er dicht an ihn herangeraten war und ihn begrüßte.

„Ach, Sie sind es, Herr Doctor,“ rief er aus, „Sie sind also nicht abgereist? Das freut mich, freut mich wirklich sehr!“

Etwas überrascht murmelte Thomann eine höfliche Antwort. „Na, zum Diplomaten bin ich verdoeben! Ich will's Ihnen nur gerade heraus sagen, ich hatte Angst, Sie hätten sich von der alten Gans, der Stilling, abschneiden lassen und wären wirklich fort. Es hätte mir sehr leid getan.“

Thomann wollte mit einer kurzen Antwort das Gespräch abbrechen, aber der Oberst ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Verzeihen Sie einem alten Mann, der Ihnen sehr indiscret erscheint,“ fuhr er fort, so ernst und zugleich mit so viel Wohlwollen in seiner Art und Weise, daß des Doctors Verdruß schwand. „Unsere kurze Bekanntschaft rechtfertigt dies freilich nicht, aber Stilling's kenne ich seit vier Jahren, ärgere mich über die Mutter und freue mich über die Tochter, und ich möchte so gern, daß Marianne glücklich würde.“

„Deshalb glauben Sie denn aber, Herr Oberst, daß Fräulein Marianne Lust hat, sich von mir glücklich machen zu lassen?“

Es hatte scherzhaft klingen sollen, war aber nicht recht gelungen.

„Positiv wissen kann ich es freilich nicht,“ sagte der Oberst bedächtig, „aber etwas anderes weiß ich ganz genau: Nie wird das arme Mädel einem Manne zeigen, daß sie ihn lieb hat und gern heirathen möchte, in diesem Ressort arbeitet ihr die Mutter viel zu energisch! Allemal, wenn ich an die Frau denke, läuft mir die Galle über!“ fügte er lebhafter hinzu. „Es ist unglaublich, was sie schon in dieser Hinsicht losgelassen hat! — Aber nochmals: nichts für ungut! Und nun zu etwas anderem.“

Thomann hatte auch genug gehört, um auf ganz neue Gedanken zu kommen. Daß die übrige Gesellschaft im Hause ihn als Fräulein Stilling's erklärten Cour-Mädel ansah, wußte er, und es war ihm ganz gleichgültig gewesen. Aber daß man glauben konnte, er habe sie im Stich gelassen und sei vor den Jubringelstücken der Mutter geflohen, dem wollte er sich nicht aussetzen! Viel mehr jedoch als dieser Scrupel seiner anständigen Gesinnung beschäftigte ihn die Andeutung Herrn von Werner's, daß Marianne eine Neigung für ihn haben und dieselbe verbergen könne, — und so beschloß er diesen Tag in bedeutend hoffnungsfreudigerer Stimmung, wie den gestrigen.

Marianne hatte sich nach Thomann's unglücklichem Besuch physisch und moralisch so schwach gefühlt, daß sie nicht einmal vermochte, der Mutter Vorwürfe zu machen; diese war aber sehr erschrocken gewesen, als sie bei ihrem Wiedereintreten ins Schlafzimmer ihre Tochter allein und in Thränen aufgelöst gefunden hatte. Sie wollte einen anderen Arzt holen lassen, aber Marianne lehnte dies so entschieden ab und erklärte so bestimmt, sie würde am nächsten Tage wieder gesund sein, wenn man sie nur in Ruhe ließe, daß die Geheimrätbin nachgab; sie fühlte sogar etwas wie Gewissensbisse. Aber als sie später am Tage erfuhr, daß Thomann seine Abreise aufgeschoben hatte, schlug ihre Neugier sofort wieder in Selbstbefriedigung um. Sie hielt es jedoch für klüger, ihrer Tochter nichts davon zu sagen, daß Thomann nicht abgereist war; sie hoffte, ein unerwartetes Wiedersehen könne doch vielleicht noch gute Dienste thun.

Marianne hatte sich ausweinen und ausruhen können; sie war eine viel zu gesunde und energische Natur, als daß sie sich nicht bemüht hätte, ihr leichtes körperliches Unwohlsein zu überwinden und das unendlich viel größere seelische Leid zu verbergen.

Sie stand also wirklich am nächsten Morgen auf und ging zum Frühstück hinab, etwas bleicher noch als gewöhnlich und mit tieferen Schatten unter den Augen, aber mit derselben ruhigen Freundlichkeit in ihrem Wesen, wie immer.

Innerlich freilich war sie nichts weniger als ruhig; sie wußte ja nicht einmal, ob Thomann abgereist war oder nicht; — die Frage darnach brach sie nicht über die Lippen. Eine innere Stimme flüsterte ihr zu, er könne nicht fort sein, aber wie sollte sie ihm begegnen, wenn er ihr entgegentrat? Sie hatte es gestern nachträglich wohl begriffen, daß nur die Mutter an seinem Eindringen bei ihr schuld gewesen war, aber wie konnte sie sich wegen ihrer Unhöflichkeit gegen ihn in einer so peinlichen Situation entschuldigen?

Nach dem Frühstück nahm sie ein Tuch um und trat durch die Veranda hinaus in den sonnigen Garten, um sich in der schönen, klaren, nur mäßig kalten Luft ein wenig zu erfrischen.

Träumerisch ruhte ihr Auge auf der weiten Wasserfläche vor ihr, die, nur zuweilen von einem leisen Windhauch sanft hin und her bewegt, heute wie flüssiges Metall glänzte. Eben richtete sie den Blick auf das graue Gemäuer von Chillon, das sich düster in den lichten See hinausschob, als sie schnelle Schritte hinter sich hörte. Auch nicht einen Moment war sie im Zweifel, wer im nächsten Augenblick vor ihr stehen würde, obgleich sie sich erst umwandte, als Thomann sie begrüßte.

Dieser hatte sie von dem Fenster seines Zimmers aus in den Garten gehen sehen und war ihr sofort nachgeeilt, wie er ihr jetzt offen eingestand.

„Es war mir unmöglich, abzureisen, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben,“ fuhr er fort, und seine Stimme klang tief ernst und doch so weich, daß Marianne erbebt.

„Gott sei Dank ist meine erste große Sorge, daß Sie ernstlich krank sein könnten, nun gehoben! Aber eine andere, ebenso große, bleibt mir noch: Sind Sie mir böse? Was haben Sie gegen mich?“

„Ach, was müssen Sie von mir denken, Herr Doctor!“ stammelte Marianne in großer Befangenheit. „Es ist ja an mir, mich zu entschuldigen, daß ich gestern —“

Aber er ließ sie nicht ausreden. „Was ich von Ihnen denke?“ fragte er schnell. „Wollen Sie mir wirklich erlauben, Ihnen das zu sagen?“

Marianne wandte sich erröthend ab; eine selige Gewißheit war plötzlich über sie gekommen.

Mit tiefer Bewegung fuhr Thomann fort: „Daß Sie das liebste, schönste und beste Mädchen auf der weiten Welt sind, das denke ich von Ihnen, — daß Sie das Glück meines Lebens sein könnten, wenn Sie nur wollten; aber leider haben Sie mir sehr deutlich gezeigt, daß Sie das nicht wollen. Oder täusche ich mich? Sind Sie mir doch ein wenig gut?“

Er war dicht an sie herangeraten und verhielt, ihr ins Gesicht zu sehen, das sie tief geneigt hatte. Da plötzlich hob sie die Augen zu ihm empor, sie standen voll Thränen, und doch mußte es eine gute Antwort sein, die er darin las, denn mit einem jubelnden „Marianne!“ ergriff er ihre beiden Hände.

Als die beiden eine halbe Stunde später ins Haus zurückkehrten, hörten sie die Geheimrätbin, die ihnen den Rücken lehrte, mit erregter Stimme in den Salon hineinrufen: „Marianne! Ist meine Marianne nicht hier? Ich suche sie überall!“

„Hier ist sie, meine gnädigste Frau!“ erklang Thomann's vergnügte Stimme. „Aber nun ist sie für immer ‚meine Marianne!‘“

Ende.

Wir beginnen in der nächsten Nummer mit der Veröffentlichung der neuesten Erzählung von Bianca Bobertag:

„Die Allmende.“

Die in der schlesischen Heimat der berühmten Dichterin spielende Erzählung schildert Land und Leute mit kräftiger Realistik. Die Menschen interessieren den Leser, die Handlung ist auf das Spannendste durchgeführt, die Lösung der scharfen Conflictte erfolgt in versöhnlicher Weise.

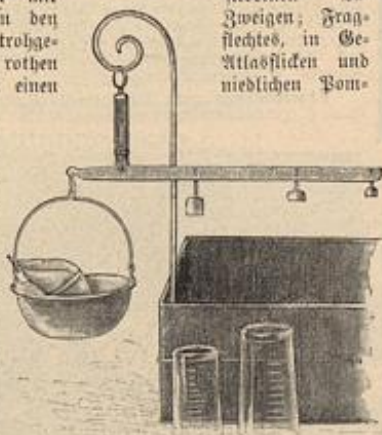


Christbaum-Schmuck und -Confect zur Selbstanfertigung.

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt.

Christbaum-Schmuck. — Sehe ich all den kostbaren, nicht einmal immer geschmackvollen Tand, mit dem unsere Weihnachtsbäume oft so überladen werden, daß der grüne Nadelbaum darunter kaum mehr zu seinem Rechte kommt, so denke ich mit stillem Sehnen an den einfachen Christbaum aus unserer Kinderzeit, den außer Lichtern, Kerzen und Küssen nur wenige selbstgefertigte Herrlichkeiten schmücken durften. Gern möchte ich die Lust an diesem lieben alten Brauch von neuem durch Wort und Bild erwecken; mit Eifer und Geschicklichkeit lassen sich aus bunten Atlasfäden, Resten von farbigen Seidenpapier, aus Bändchen, Goldfäden, Stanniol, Tannenzapfen, etwas Bronze, vielfarbigen Gläsern u. allerlei Nadeln leicht mit geringen Ausgaben herstellen.

Schon in meiner Kinderzeit spielte das zerkleinerte Seidenpapier, das jetzt als „Krepp-Papier“ käuflich ist, eine große Rolle bei der Anfertigung unserer Kunstwerke; es bildete die reich gefaltete Umhüllung einer kleinen, runden Pappschachtel, die, mit einem farbigen Bändchen umschlungen, gleich der Tüte als Bonbon-Galter diente, oder es wurde in Form eines Beutels gefaltet, mit seinem Goldnetz umhüllt und an Goldfäden aufgehängt; hier nahm es sich ebenso reizend aus, wie als Einlage eines Täschchens aus zwei zusammengefügt kleinen Muschelschalen. Ein Miniatur-Luft-Ballon wurde hergestellt aus einer vergoldeten Ruchschale, die an Goldfäden an einem kleinen bronzierten Tannenzapfen hing, und aus der Lametta-Büschel herabfielen; einen versilberten Tannenzapfen besetzten wir mit metall-Fäden dicht an den Nadeln eines feinen Strohgewinns mit einem roten mit Goldschmuck, ergaben einen pompadour, — und so noch manch anderes, wie es die kindliche Phantasie gerade eingab. Eine besondere Glanznummer aber bildete der kleine brennende Kronleuchter, der in mehreren Exemplaren unserer Christbaum alljährlich schmückte. Der schönste rothwangige Apfel, an einem roten Atlasbändchen hängend, wurde hierzu ringsum mit 8 breiten, roth umwickelten Hölzchen umsteckt, an deren Spitze je ein Stückchen gelber Wachstuch als Lichtchen aufgespießt wurde. Feine, gewundene Nadeln, wie man sie als Galter für Baumbehang benutzte, schleifenartig gebogen, dienten im Verein mit silbernen Lametta-Fäden als Verzierung.



Wagschale und Maßgläser für die Spieltüche.

Auch des selbst verzierten Pfefferluchens-Confectes, zu dem unsere bescheidenen Spargroschen noch gerade reichten, kann ich mit Stolz gedenken, da es in seiner bunten Zuckerpracht mit dem theuersten Baum-Confect jetziger Zeit concurriren kann. Nach kleinen, selbst entworfenen Papiermustern schnitten wir aus einem großen, flachen Pfefferluch (dem sog. Steinpflaster) mit scharfem Messer Formen von Herzen, Dreiecken, Ringeln, Kreuzen, Sternen und Halbmonden; darauf wurden mittelst Caramel-Zucker, den wir auf einer Spiritus-Flamme flüssig erhielten, die verschiedensten buntenfarbigen Zuckerkügelchen und -Böhen, Chocoladen-Plättchen, allerlei Bonbons, wohl auch gar ein gefülltes Zuckersterchen, in bunten Mustern festgelebt, die wir schließlich, als höchsten Luxus, mit einem Rande glühender Silberfäden umgaben.

Wie viel höher lief die Freude des eigenen Schaffens unsere Kinderherzen schlagen, als wir dann vor unserem Christbaum standen, und mit wie seligen Blicken schauten wir auf unser Werk! Ich glaube, bei richtiger Anleitung würden unsere etwas verwöhnten Kinder auch jetzt noch dieselbe Freude an der Anfertigung ihres Christbaum-Schmucks empfinden.

A. S.
Spieltüche mit Geräthen für Mädchen. — Was immer moderner Luxus an Spielzeug erdenken mag, — und es ist leider viel darunter, was den idealen Zweck des Spielgeräthes, des sinngemäßer Beschäftigung, ganz außer acht läßt, — Puppe und Kochherd bleiben das klassische Spielzeug unserer zukünftigen Mütter und Hausfrauen. Der höchste Wunsch kleiner Mädchen gipfelt darum gewöhnlich auch

in einem Kochherd, auf dem man wirklich kochen kann. Herrlicher ist dieser Wunsch wohl nie erfüllt worden, als mit einem neuen Spiel-Kochherd, der im Sinne Fröbel's und Pestalozzi's heranwachsende Töchterchen unter kundiger Leitung in die Geheimnisse der Kochkunst einweihen soll.

Das 50 cm lange, 33 cm breite und 21 cm hohe Herdchen aus Eisenblech steht auf einer feuerfesteren, mit Weichblech beschlagenen

so gar für die Küchengeräthe des großen Haushalts Anregung giebt. Als bester Leitfaden für die hochlustigen Kleinen ist ein von der Erfinderin des verschiedenlich prämierten Kochherdes, Frau Anna Jäger, Stuttgart, herausgegebenes Buch zu nennen: „Haus-töchterleins Kochschule für Spiel und Leben“. Bereits im „Beser-kreife“ der Nr. vom 1. März 95 gedachten wir empfehlend des im Verlag von Otto Maier in Ravensburg erschienenen Büch-



Spieltüch und allerlei Küchengeräth für Mädchen.

Holzunterlage. Leicht ist zu erkennen, daß diese, gleich der zweitheilig zusammenlegbaren Rückwand die durch Char-niere verbundene Theile eines Holzlastens sind, der sich schließen läßt und dann den ganzen Herd mit allen Kochgeräthen z. Staubfrei in sich birgt. Das Gefüge an der Rückwand greift nach dem

Zusammenschlagen über die drei Seitenwände des Kastens. Sprüche, allerlei Frucht- und andere Motive, in Holzbrand ausgeführt, zieren die Rückwand, die an ihrer Vorderseite über Querstäbchen allerlei kleines Küchengeräth: Türl, Löffel und Kellen, wie den unentbehrlichen Koch- und Back-Thermometer, trägt. An der Rückseite der Holzwand befindet sich ein griffartiger Gatter, der allerlei Küchentücher aufnimmt. Auf dem oberen Sims haben Vorrathsböschchen aus Porzellan, Kaffeemühle und Kaffee-Maschine ihren Platz.

Die Kochmaschine selbst, deren Schornstein abgehoben werden kann, ist mit zwei Ringlöchern, Backofen zc. nach dem Muster eines großen Kochherdes eingerichtet; als Heiz-Material dient Spiritus, dessen Flamme sich mittelst eines Schließels reguliren läßt. Dadurch sind mannigfache Uebelstände gehoben: es giebt keine Feuergefahr, kein Ueberkochen, keine Gefahr des Anbrennens, keinen überheizten Herd mehr! Vorforglich ist auch dem gefährlichen Moment des Spiritus-Auffüllens durch eine besondere Schutzvorrichtung Rechnung getragen, zugleich aber die Größe der Spiritusbrenner so bemessen, daß 1 bis 1 1/2 Stunde ohne Nachfüllen gekocht werden kann.

Löffelhalter und Casserolen-Schoner schützen die zarten Fingern der kleinen Köchin vor dem Verbrennen. Das lichtblau emailirte Küchengeräth ist so ausgewählt, daß die wenigen Geräthe, die unsere Abbildung zeigt, zu allen Kochanordnungen passen und vollständig ausreichen, ja sogar durch schnelle Ausrichte-Ränder sich in ebenso hübsche Tafelgeräthe verwandeln lassen.

Von besonderer Bedeutung dürfte bei der Spieltüch die Einführung von richtigem, decimal verkleinertem Maß und Gewicht sein. Ohne Umrechnung, ohne Mühe des Reducirens kann jedes Rezept wie in der großen, so in der Spieltüch ausgeführt werden. Auf der beigegebenen Wage werden mit den auf 1/10 verkleinerten Gewichten die trockenen Mengen abgemessen; die Flüssigkeiten mißt man mit dem verkleinerten Litermaß, das in Wirklichkeit 1 dl faßt. Mehrere richtige Maßlöffel, kleine und große Hohlmaße vervollständigen die Ausstattung der „Küche“.

Von all den praktischen Einzelheiten zu sprechen, gestattet unser Raum leider nicht. Nur so viel sei erwähnt, daß eine Casserole stets als Deckel der anderen dient und daß, während sonst derartige Spielgeräthe mehr oder weniger gedankenlose Verkleinerungen der Küchengeräthe sind, hier eine Mustertüch-Einrichtung geschaffen ist, die

leins; seit es in neuer Auflage die Reise um die Welt macht, wird es zu den vielen alten auch neue Freunde finden.

Hollsteinische „Braune Kuchen“. (Weihnachts-Gebäck). — 750 g Butter, 2 kg Mehl, 500 g Kuchen-Syrup, 500 g Puderzucker, 125 g fein geschnittenes Citronat oder candirte Pomeranzen-Schale, von 2 Citronen die auf Zucker abgeriebene Schale, 8 g Pottasche, 1 Theelöffel voll Hirschhornsalz, Cardamom nach Belieben. — Butter und Zucker werden zusammen aufgelocht und ausgeschäumt; sobald die Masse abgekühlt ist, rührt man das Mehl und dann die übrigen Ingredienzen darunter, formt hierauf beliebig große Platten oder sticht mit Formen den Teig aus. Die auf ein Blech gelegten Stücke überstreicht man mit nassem Pinsel. Backzeit ungefähr eine Stunde. K. W.

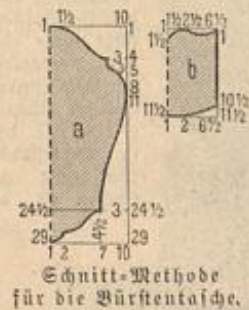
Weihnachtskarten mit künstlichen Tannenzweigen. — Das Symbol der Weihnachtszeit war von Alters her das frische grüne Tannenzweig; wohl keine „Weihnachtsliste“ wird gepackt, in der nicht ein duftendes Zweiglein als erstes den Empfänger grüßte. Seit kurzem bietet die Industrie solche als feinsten Schmuck von weihnachtlichen Gratulations-, Tisch- und Menu-Karten in naturgetreuer Nachbildung. Eine Anleitung zur Anfertigung dieser künstlichen Tannenzweige brachten wir in der Nr. vom 8/12 95. Würdige Verwendung finden dazu die als überflüssig entfernten Zweige



Menu-Kärtchen mit künstlichem Tannenzweig.



Bürstentafel. Naturgroße Stickerei nebenstehend. Siehe auch die Schnitt-Methode.



Schnitt-Methode für die Bürstentafel.

größere und kleinere Mädchen, die in der Führung der Nadel schon eine gewisse Geschicklichkeit erlangt haben. Unsere Modelle sind durchaus nicht kostspielig und dem Inhalt der Sparbüchse angemessen, ja selbst Vorhandenes kann mit zur Verwendung gelangen, wie der für Großväterchen bestimmte Tabaksbeutel beweist. Lange schwedische oder gelbe waschlederne Handschuhe pflegen gewiß die Mama oder die ältere Schwester zu tragen; für die verbrauchten hat man



Theelöffel- oder Gales-Körbchen mit gesticktem Deckchen. Naturgroße Stickerei untenstehend.

Bereits verschiedenartige Verwendung gefunden; der dargestellte Tabaksbeutel jedoch dürfte die früheren Arbeiten aus Handschuh-Resten ganz und gar in den Schatten stellen. Mehrere Paare der 8 bis 12 Knopf langen Handschuhe reinigt man durch völliges Einweichen in Benzol, Reiben und darauffolgendes Nachputzen mit oft gewendeten weichen, kräftigen Leinen, — eine alte Serviette oder ein Handtuch ist hierzu am besten. Dann schneidet man sechs Theile, drei mit oberem geraden Rande 5 cm breit und 12 cm lang, drei ebenfalls 5 cm breit, aber mit oben 5 cm hoch geschweiftem Bogen, im ganzen 15 cm lang, alle nach unten eiförmig zugespitzt. Diese sechs Theile werden mit einfachem Muster in grüner Gordinnet-Seide verziert und je zwei und zwei mit nicht allzudichten



Deckchen mit Kreuznaht-Stickerei. Bordüre untenstehend.

unseres Christbaumes. S. B.

Weihnachtsarbeiten für Kinderhände.

— Boten wir unter den Vorlagen der vorhergehenden Nummer Gegenstände, die auch von Knaben hergestellt werden konnten, so wenden wir uns heute mehr an



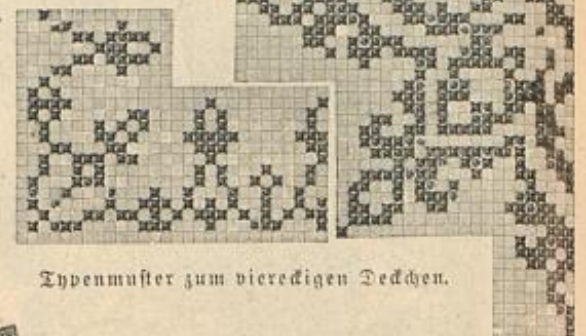
Metallstickerei zur Bürstentafel.

Langnetten verbunden. Ein Gegenzug aus feiner grünseidener Schnur sichert den Schluß; Quaste aus Schnur oder Lederstreifen. Wer es vorzieht, das Tabaksbeutelchen aus neuem Leder anzufertigen, findet in braunem Kalbleder oder naturfarbenem Schafleder passendes Material; auch der Brennstift kann die Stelle der Stichnetadel vertreten. — Arbeiten, wie die hübsche praktische Bürstentafel kauft man am besten angefangen vorbereitet, wodurch die Ausführung für minder geübte Hände bedeutend erleichtert wird. An unserer Vorlage sind beide Flächen mit dunkelgrünem Leder bezogen, ebenso wie die Rücken der beiden Bürsten. Wer indessen nicht nur die Stickerei, sondern auch die Tafel selbst anfertigen will, — und hier kann die im Handfertigkeits-Unterricht erlernte Buchbinderkunst des Bruders Hülfreiche Hand leisten, dem dient der kleine Schnitt als Anhalt. Border-



Bordüre. Kreuznaht-Stickerei zum länglichen Deckchen.

und Rückwand sind aus Carton und Leder zu schneiden, letzteres mit der für den Umschlag erforderlichen Zugabe; den Ansatz der Vorderwand markirt eine feine Linie auf dem Schnittteil a. Zu den Contouren der Stickerei sind zwei verschiedenfarbige Metallfäden, — Gold und Kupfer, — angewendet; beide Fäden werden durch Ueberfangstiche mit goldfarbener Seide befestigt; die Knötchenstiche arbeitet man mit Goldfäden und die Füllung mit Metallfloss in Kupfer und Silber. An dem naturgroß dargestellten Muster wird die Ausführung mit vorgestochenen Löchern gelehrt. Das Innere der großen Blätter füllen je vier kleine Email-Blättchen in Gold und Kupfer. Für Theelöffel oder auch Gales ist das zierliche Bastkörbchen bestimmt, dessen Boden eine mit Blüthen ver-



Typenmuster zum viereckigen Deckchen.

zierte Decke aus rosa Leinen, — 20 1/2 cm lang, 11 cm breit. — schmückt. Die naturgroße Wiederholung eines Blüthens legt zugleich die Saumverzierung aus Stielstich-Linien und Kreuznaht in zwei rosa Tönen. Man sticht mit Filzstich-Seide oder Leinengarn. Für Blätter und Blüthen ist Stiel- und leichter Plattstich zu verwenden, Knötchen bilden den Kelch. Stiele und Blätter markiren sich in zwei bis drei Nuancen Theegrün, während für die Blumen gelbe und chamois Töne gefällig zu mischen sind. Kofetten aus grünem Leinen zieren die Gentel. — Als kleine, von weniger geübten Kinderhänden herzustellende Gabe findet auch das für einen Rahtisch bestimmte Deckchen seinen Platz unter dem Weihnachtsbaum. Weissem Nida-Gewebe, 40 zu 41 cm groß, wird zunächst ringsum eine 7 1/2 cm breite, roth-weiß gewebte Borte aufgesteppt; die Ausstattung in Handarbeit besteht dann in einem Mittelstern und einem schmalen Vörtchen, nach den gegebenen Typenmustern mit rothem Garn in Kreuzstich zu sticken. Etwas mühsamer in der Ausführung aber doch auch schnell fördernd ist die Borten-Verzierung des 41 cm breiten schwedischen Deckchens aus rothem Tuch, das man beliebig quadratisch oder länglich einrichten kann. Naturgroß bieten wir untenstehend eine Gabe der Borte, nach welcher das Muster sich einfach fortlaufend gestaltet. Auf weißem fiesartigen Tuch bilden tiefgrüne, kräftige Stielstich-Linien die gewundenen Ranten, welche zu sahlblauen Blüthen führen, ihre Blätter bestehen aus Kreuznaht, die Kelche aus je einer altgoldfarbenen Plattstich-Blüthe. In Kreuznaht sind auch die blattartigen Figuren gestickt, die abwechselnd zwei ganz sahle, helle Kupfertöne zeigen; altgoldfarbene Muschen. Für die Stickerei ist zweitheilige Filzseide zu nehmen, während zur Befestigung der Borte auf dem Grundstoff, — dieser schlägt als 4 cm breiter Saum nach rechts um, — vier längsgezogene strohgelbe Seidenfäden dienen, die von quergezogenen, durch Ueberfangstiche gehaltenen Fäden, — wieder zweitheilige Seide, — gegliedert und befestigt werden. G. J.



Tabaksbeutel aus besticktem Leder.

Deckchen mit Kreuzstich-Stickerei. Siehe die Typenmuster.

Verlagsanfragen: Baumisch auf: Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111 und E. Roniac, SW, Lindenstr. 93. — Spielzeuge: E. Mathes, W, Leipzigerstr. 116, und Gebr. Warklin u. Co., Wippmann. — Künstliche Tannenzweige und fertige Karten: Joh. Adv. Dencke, Magdeburg, Alter Markt. — Deckchen mit Kreuznaht-Stickerei: E. Hübnermann, Eßbe, Schweden. — Deckchen mit Kreuzstich: G. Vangenberg, W, Potsdamerstr. 87. — Vöfelkörbchen, Bürstentafel: E. Schmidt, W, Friedrichstr. 78. Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Lesertreffe“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.



Leichte Stickerei zur Decke für das Körbchen.